# Tristan und Isolde.

# Tristan und Isolde.

Von

Richard Wagner.

Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1859.

# Erster Aufzug.

Zeltartiges Gemach auf dem Vorderdeck eines Seeschiffes, reich mit Teppichen behangen, beim Beginn nach dem Hintergrunde zu gänzlich geschlossen; zur Seite führt eine schmale Treppe in den Schiffsraum hinab. —

Isolde auf einem Ruhebett, das Gesicht in die Kissen gedrückt. — Brangäne, einen Teppich zurückgeschlagen haltend, blickt zur Seite über Bord. —

Stimme eines jungen Seemanns
(aus der Höhe, wie vom Maste her, vernehmbar)

West-wärts
schweift der Blick;
ost-wärts
streicht das Schiff.
Frisch weht der Wind
der Heimat zu: —
mein irisch Kind,
wo weilest du?
Sind's deiner Seufzer Wehen,
die mir die Segel blähen? —
Wehe! Wehe, du Wind!
Weh'! Ach wehe, mein Kind!
Irische Maid,
du wilde, minnige Maid!

Iſolde
(jäh auffahrend).

Wer wagt mich zu höhnen?
(Sie blickt verſtört um ſich.)
Brangäne, du? —
Sag', wo ſind wir?

Brangäne
(an der Oeffnung).

Blaue Streifen
ſtiegen in Weſten auf;
ſanft und ſchnell
ſegelt das Schiff;
auf ruhiger See vor Abend
erreichen wir ſicher das Land.

Iſolde.

Welches Land?

Brangäne.

Kornwall's grünen Strand.

Iſolde.

Nimmermehr!
Nicht heut', nicht morgen!

Brangäne
(läßt den Vorhang zufallen, und eilt beſtürzt zu Iſolde).

Was hör' ich? Herrin! Ha!

Iſolde
(wild vor ſich hin).

Entartet Geſchlecht,

unwerth der Ahnen!
Wohin, Mutter,
vergabſt du die Macht,
über Meer und Sturm zu gebieten?
O zahme Kunſt
der Zauberin,
die nur Balſamtränke noch brau't!
Erwache mir wieder,
kühne Gewalt,
herauf aus dem Buſen,
wo du dich barg'ſt!
Hört meinen Willen,
zagende Winde!
Heran zu Kampf
und Wettergetöſ,
zu tobender Stürme
wüthendem Wirbel!
Treibt aus dem Schlaf
dies träumende Meer,
weckt aus dem Grund
ſeine grollende Gier;
zeigt ihm die Beute
die ich ihm biete;
zerſchlag' es dies trotzige Schiff,
des zerſchellten Trümmer verſchling's!
Und was auf ihm lebt,
den wehenden Athem,
den laſſ' ich euch Winden zum Lohn!

Brangäne

(im äußersten Schreck, um Isolde sich bemühend).

Weh'! O weh'!
Ach! Ach!
Des Uebels, das ich geahnt! —
Isolde! Herrin!
Theures Herz!
Was barg'st du mir so lang'?
Nicht eine Thräne
weintest du Vater und Mutter;
kaum einen Gruß
den Bleibenden botest du:
von der Heimat scheidend
kalt und stumm,
bleich und schweigend
auf der Fahrt,
ohne Nahrung,
ohne Schlaf,
wild verstört,
starr und elend, —
wie ertrug ich's,
so dich sehend
nichts dir mehr zu sein,
fremd vor dir zu steh'n?
O, nun melde
was dich müh't!
Sage, künde
was dich quält.

Herrin Iſolde,
trauteſte Holde!
Soll ſie werth ſich dir wähnen,
vertraue nun Brangänen!

Iſolde.

Luft! Luft!
Mir erſtickt das Herz.
Oeffne! Oeffne dort weit!

(Brangäne zieht eilig die Vorhänge in der Mitte auf einander.)

---

Man blickt dem Schiff entlang bis zum Steuerbord, über den Bord hinaus auf das Meer und den Horizont. Um den Hauptmaſt in der Mitte iſt Seevolk, mit Tauen beſchäftigt, gelagert; über ſie hinaus gewahrt man am Steuerbord Ritter und Knappen, ebenfalls gelagert; von ihnen etwas entfernt Triſtan, mit verſchränkten Armen ſtehend, und ſinnend in das Meer blickend; zu Füßen ihm, nachläſſig ausgeſtreckt, Kurwenal. — Vom Maſte her, aus der Höhe, vernimmt man wieder den Geſang des jungen Seemanns.

Iſolde

(deren Blick ſogleich Triſtan fand, und ſtarr auf ihn geheftet bleibt, dumpf für ſich).

Mir erkoren, —
mir verloren, —
Ehr und Heil,
kühn und feig —:
Tod geweihtes Haupt!
Tod geweihtes Herz!

(Zu Brangäne, unheimlich lachend:)

Was hältſt von dem Knechte?

Brangäne
(ihrem Blicke folgend)
Wen meinſt du?

Iſolde.
Dort den Helden,
der meinem Blick
den ſeinen birgt,
in Scham und Scheue
abwärts ſchaut: —
ſag', wie dünkt er dich?

Brangäne.
Frägſt du nach Triſtan,
theure Frau,
dem Wunder aller Reiche,
dem hochgeprieſ'nen Mann,
dem Helden ohne Gleiche,
des Ruhmes Hort und Bann?

Iſolde
(ſie verhöhnend).
Der zagend vor dem Streiche
ſich flüchtet wo er kann,
weil eine Braut er als Leiche
für ſeinen Herrn gewann! —
Dünkt es dich dunkel,
mein Gedicht?
Frag' ihn denn ſelbſt,
den freien Mann,
ob mir zu nahn er wagt?

Der Ehren Gruß
und zücht'ge Acht
vergißt der Herrin
der zage Held,
daß ihr Blick ihn nur nicht erreiche —
den Kühnen ohne Gleiche!
O, er weiß
wohl warum! —
Zu dem Stolzen geh',
meld' ihm der Herrin Wort:
meinem Dienſt bereit
ſchleunig ſoll er mir nah'n.

Brangäne.

Soll ich ihn bitten,
dich zu grüßen?

Iſolde.

Befehlen ließ'
dem Eigenholde
Furcht der Herrin
ich, Iſolde.

Auf Iſolde's gebieteriſchen Wink entfernt ſich Brangäne, und ſchreitet den Deck entlang dem Steuerbord zu, an den arbeitenden Seeleuten vorbei. Iſolde, mit ſtarrem Blicke ihr folgend, zieht ſich rücklings nach dem Ruhebett zurück, wo ſie während des Folgenden bleibt, das Auge unabgewandt nach dem Steuerbord gerichtet.

Kurwenal

(der Brangäne kommen ſieht, zurft, ohne ſich zu erheben, Triſtan am Gewande).

Hab' Acht, Triſtan!
Botſchaft von Iſolde.

Triſtan
(auffahrend).

Was iſt? — Iſolde? —

(Er faßt ſich ſchnell, als Brangäne vor ihm anlangt und ſich verneigt.)

Von meiner Herrin? —
Ihr gehorſam
was zu hören
meldet höfiſch
mir die traute Magd?

Brangäne.

Mein Herre Triſtan,
dich zu ſehen
wünſcht Iſolde,
meine Frau.

Triſtan.

Grämt ſie die lange Fahrt,
die geht zu End';
eh' noch die Sonne ſinkt,
ſind wir am Land:
was meine Frau mir befehle,
treulich ſei's erfüllt.

Brangäne.

So mög' Herr Triſtan
zu ihr gehn:
das iſt der Herrin Will'.

Triſtan.

Wo dort die grünen Fluren
dem Blick noch blau ſich färben,
harrt mein König
meiner Frau:
zu ihm ſie zu geleiten
bald nah' ich mich der Lichten;
keinem gönnt' ich
dieſe Gunſt.

Brangäne.

Mein Herre Triſtan,
höre wohl:
deine Dienſte
will die Frau,
daß du zur Stell' ihr nahteſt,
dort wo ſie deiner harrt.

Triſtan.

Auf jeder Stelle
wo ich ſteh',
getreulich dien' ich ihr,
der Frauen höchſter Ehr'.
Ließ' ich das Steuer
jetzt zur Stund',
wie lenkt' ich ſicher den Kiel
zu König Marke's Land?

Brangäne.

Triſtan, mein Herre,

was höhnſt du mich?
Dünkt dich nicht deutlich
die thör'ge Magd,
hör' meiner Herrin Wort!
So hieß ſie ſollt' ich ſagen: —
befehlen ließ'
dem Eigenholde
Furcht der Herrin
ſie, Iſolde.

Kurwenal
(aufſpringend).
Darf ich die Antwort ſagen?

Triſtan.
Was wohl erwiderteſt du?

Kurwenal.
Das ſage ſie
Der Frau Iſold'. —
Wer Kornwall's Kron'
und England's Erb'
an Irland's Maid vermacht,
der kann der Magd
nicht eigen ſein,
die ſelbſt dem Ohm er ſchenkt.
Ein Herr der Welt
Triſtan der Held!
Ich ruf's: du ſag's, und grollten
mir tauſend Frau Iſolten.

(Da Triſtan durch Gebärden ihm zu wehren ſucht, und Brangäne entrüſtet ſich zum Weggehen wendet, ſingt Kurwenal der zögernd ſich Entfernenden mit höchſter Stärke nach:)

„Herr Morold zog
zu Meere her,
in Kornwall Zins zu haben;
ein Eiland ſchwimmt
auf ödem Meer,
da liegt er nun begraben:
ſein Haupt doch hängt
im Iren-Land,
als Zins gezahlt
von Engeland.
Hei! unſer Held Triſtan!
Wie der Zins zahlen kann!“

(Kurwenal, von Triſtan fortgeſcholten, iſt in den Schiffsraum des Vorderdeck's hinabgeſtiegen. Brangäne, in Beſtürzung zu Iſolde zurückgekehrt, ſchließt hinter ſich die Vorhänge, während die ganze Mannſchaft von außen den Schluß von Kurwenal's Liede wiederholt.)

---

Iſolde erhebt ſich mit verzweiflungsvoller Wuthgebärde.

Brangäne
(ihr zu Füßen ſtürzend).

Weh! Ach, wehe!
dieß zu dulden!

Iſolde
(dem furchtbarſten Ausbruche nahe, ſchnell ſich zuſammenfaſſend).

Doch nun von Triſtan:
genau will ich's vernehmen.

Brangäne.

Ach, frage nicht!

Iſolde.

Frei ſag's ohne Furcht!

Brangäne.

Mit höfiſchen Worten
wich er aus.

Iſolde.

Doch als du deutlich mahnteſt?

Brangäne.

Da ich zur Stell'
ihn zu dir rief:
wo er auch ſteh',
ſo ſagte er,
getreulich dien' er ihr,
der Frauen höchſter Ehr';
ließ' er das Steuer
jetzt zur Stund',
wie lenkt' er ſicher den Kiel
zu König Marke's Land?

Iſolde
(ſchmerzlich bitter).

„Wie lenkt' er ſicher den Kiel
zu König Marke's Land" —
den Zins ihm auszuzahlen,
den er aus Irland zog!

Brangäne.

Auf deine eig'nen Worte,
als ich ihm die entbot,
ließ seinen Treuen Kurwenal —

Isolde

den hab' ich wohl vernommen;
kein Wort das mir entging.
Erfuhrst du meine Schmach,
nun höre, was sie mir schuf. —
Wie lachend sie
mir Lieder singen,
wohl könnt' auch ich erwiedern: —
von einem Kahn,
der klein und arm
an Irland's Küste schwamm;
darinnen krank
ein siecher Mann
elend im Sterben lag.
Isolde's Kunst
ward ihm bekannt;
mit Heil-Salben
und Balsamsaft
der Wunde, die ihn plagte,
getreulich pflag sie da.
Der „Tantris"
mit sorgender List sich nannte,
als „Tristan"
Isold' ihn bald erkannte,

da in des Müß'gen Schwerte
eine Scharte ſie gewahrte,
darin genau
ſich fügt' ein Splitter,
den einſt im Haupt
des Iren-Ritter,
zum Hohn ihr heimgeſandt,
mit kund'ger Hand ſie fand. —
Da ſchrie's mir auf
aus tiefſtem Grund;
mit dem hellen Schwert
ich vor ihm ſtund,
an ihm, dem Ueber-Frechen,
Herrn Morold's Tod zu rächen.
Von ſeinem Bette
blickt' er her, —
nicht auf das Schwert,
nicht auf die Hand, —
er ſah' mir in die Augen.
Seines Elendes
jammerte mich;
das Schwert — das ließ ich fallen:
die Morold ſchlug, die Wunde,
ſie heilt' ich, daß er geſunde,
und heim nach Hauſe kehre, —
mit dem Blick mich nicht mehr beſchwere.

Brangäne.

O Wunder! Wo hatt' ich die Augen?

Der Gaſt, den einſt
ich pflegen half —?

Iſolde.

Sein Lob hörteſt du eben: —
„Heil! Unſer Held Triſtan!“ —
der war jener traur'ge Mann. —
Er ſchwur mit tauſend Eiden
mir ew'gen Dank und Treue.
Nun hör' wie ein Held
Eide hält! —
Den als Tantris
unerkannt ich entlaſſen,
als Triſtan
kehrt' er kühn zurück:
auf ſtolzem Schiff
von hohem Bord,
Irland's Erbin
begehrt er zur Eh'
für Kornwall's müden König,
für Marke, ſeinen Ohm.
Da Morold lebte,
wer hätt' es gewagt
uns je ſolche Schmach zu bieten?
Für der zinspflichtigen
Kornen Fürſten
um Irland's Krone zu werben?
O wehe mir!
Ich ja war's,

die heimlich ſelbſt
die Schmach ſich ſchuf!
Das rächende Schwert,
ſtatt es zu ſchwingen,
machtlos ließ ich's fallen: —
nun dien' ich dem Vaſallen.

Brangäne.

Da Friede, Sühn' und Freundſchaft
von Allen ward beſchworen,
wir freuten uns all' des Tag's;
wie ahnte mir da,
daß dir es Kummer ſchuf?

Iſolde.

O blinde Augen!
Blöde Herzen!
Zahmer Muth,
verzagtes Schweigen!
Wie anders prahlte
Triſtan aus,
was ich verſchloſſen hielt!
Die ſchweigend ihm
das Leben gab,
vor Feindes Rache
ſchweigend ihn barg;
was ſtumm ihr Schutz
zum Heil ihm ſchuf,
mit ihr — gab er es preis.

Wie Sieg-prangend,
hell und hehr,
laut und hell
wies er auf mich:
‚das wär' ein Schatz,
mein Herr und Ohm;
wie dünkt' euch die zur Eh'?
Die ſchmucke Irin
hol' ich her;
mit Steg' und Wege
wohl bekannt,
ein Wink, ich flieg'
nach Irenland;
Iſolde, die iſt euer:
mir lacht das Abenteuer!' —
Fluch dir, Verruchter!
Fluch deinem Haupt!
Rache, Tod!
Tod uns Beiden!

**Brangäne**
(mit ungeſtümer Zärtlichkeit ſich auf Iſolde ſtürzend)

O Süße! Traute!
Theure! Holde!
Gold'ne Herrin!
Lieb' Iſolde!
Hör' mich! Komme!
Setz' dich her! —

(Sie zieht Iſolde allmählich nach dem Ruhebett.)

Welcher Wahn?
Welch eitles Zürnen?
Wie magſt du dich bethören,
nicht heil zu ſehn noch hören?
Was je Herr Triſtan
dir verdankte,
ſag' konnt' er's höher lohnen,
als mit der herrlichſten der Kronen?
So dient' er treu
dem edlen Ohm,
dir gab er der Welt
begehrlichſten Lohn:
dem eig'nen Erbe,
ächt und edel,
entſagt' er zu deinen Füßen,
als Königin dich zu grüßen.

(Da Iſolde ſich abwendet, fährt ſie immer traulicher fort.)

Und warb er Marke
dir zum Gemahl,
wie wollteſt du die Wahl doch ſchelten,
muß er nicht werth dir gelten?
Von edler Art
Und mildem Muth,
wer gliche dem Mann
an Macht und Glanz?
Dem ein hehrſter Held
ſo treulich dient,
wer möchte ſein Glück nicht theilen,
als Gattin bei ihm weilen?

Iſolde
(ſtarr vor ſich hin blickend)

Ungeminnt
den hehrſten Mann
ſtets mir nah' zu ſehen, —
wie könnt' ich die Qual beſtehen!

Brangäne.

Was wähnſt du Arge?
Ungeminnt? —
(Sie nahert ſich ihr wieder ſchmeichelnd und koſend.)
Wo lebte der Mann,
der dich nicht liebte?
Der Iſolde ſäh',
und in Iſolden
ſelig nicht ganz verging'?
Doch, der dir erkoren,
wär' er ſo kalt,
zög' ihn von dir
ein Zauber ab,
den böſen wüßt' ich
bald zu binden;
ihn bannte der Minne Macht.
(Mit geheimnißvoller Zutraulichkeit ganz nah zu Iſolden.)
Kennſt du der Mutter
Künſte nicht?
Wähnſt du, die Alles
klug erwägt,
ohne Rath in fremdes Land
hätt' ſie mit dir mich entſandt?

Iſolde
(düſter).

Der Mutter Rath
gemahnt mich recht;
willkommen preiſ' ich
ihre Kunſt: —
Rache für den Verrath, —
Ruh' in der Noth dem Herzen! —
Den Schrein dort bring' mir her.

Brangäne.

Er birgt, was heil dir frommt.

(Sie holt eine kleine goldne Truhe herbei, öffnet ſie, und deutet auf ihren Inhalt.)

So reihte ſie die Mutter,
die mächt'gen Zaubertränke.
Für Weh' und Wunden
Balſam hier;
für böſe Gifte
Gegen-Gift: —
den hehrſten Trank,
ich halt' ihn hier.

Iſolde.

Du irr'ſt, ich kenn' ihn beſſer;
ein ſtarkes Zeichen
ſchnitt ich ein: —
der Trank iſt's, der mir frommt.

(Sie ergreift ein Fläſchchen und zeigt es.)

Brangäne
(entſetzt zurückweichend).

Der Todestrank!

Iſolde hat ſich vom Ruhebett erhoben, und vernimmt jetzt mit wachſendem Schrecken den Ruf des Schiffsvolkes:

„He! ha! ho! he!
Am Untermaſt
die Segel ein!
He! ha! ho! he!“

Iſolde.

Das deutet ſchnelle Fahrt.
Weh' mir! Nahe das Land!

---

Durch die Vorhänge tritt mit Ungeſtüm Kurwenal herein

Kurwenal.

Auf, auf! Ihr Frauen!
Friſch und froh!
Raſch gerüſtet!
Fertig, hurtig und flink! —
(Gemeſſener.)
Und Frau Iſolden
ſollt' ich ſagen
von Held Triſtan,
meinem Herrn: —
vom Maſt der Freude Flagge,
ſie wehe luſtig in's Land;
in Marke's Königſchloſſe
mach' ſie ihr Nahen bekannt.

Drum Frau Iſolde
bät' er eilen,
für's Land ſich zu bereiten,
daß er ſie könnt' geleiten.

Iſolde
(nachdem ſie zuerſt bei der Meldung in Schauer zuſammengefahren, gefaßt und mit Würde).

Herrn Triſtan bringe
meinen Gruß,
und meld' ihm was ich ſage. —
Sollt' ich zur Seit' ihm gehen,
vor König Marke zu ſtehen,
nicht möcht' es nach Zucht
und Fug geſcheh'n,
empfing' ich Sühne
nicht zuvor
für ungeſühnte Schuld:
drum ſuch' er meine Huld.
(Kurwenal macht eine trotzige Gebärde. Iſolde fährt mit Steigerung fort.)
Du merke wohl
und meld' es gut! —
Nicht wollt' ich mich bereiten,
an's Land ihn zu begleiten;
nicht werd' ich zur Seit' ihm gehen,
vor König Marke zu ſtehen,
begehrte Vergeſſen
und Vergeben
nach Zucht und Fug
er nicht zuvor

für ungebüßte Schuld: —
die böt' ihm meine Huld.

Kurwenal.

Sicher wißt,
das ſag' ich ihm:
nun harrt, wie er mich hört!
(Er geht ſchnell zurück.)

---

Iſolde
(eilt auf Brangäne zu und umarmt ſie heftig).

Nun leb' wohl, Brangäne!
Grüß' mir die Welt,
grüße mir Vater und Mutter!

Brangäne.

Was iſt's? Was ſinnſt du?
Wollteſt du fliehn?
Wohin ſollt' ich dir folgen?

Iſolde
(ſchnell gefaßt).

Hörteſt du nicht?
Hier bleib' ich;
Triſtan will ich erwarten. —
Treu befolg'
was ich befehl'.
den Sühne-Trank
rüſte ſchnell, —
du weißt, den ich dir wies.

Brangäne.

Und welchen Trank?

Iſolde
(entnimmt dem Schreine das Fläſchchen)

Dieſen Trank!
In die gold'ne Schale
gieß' ihn aus;
gefüllt faßt ſie ihn ganz.

Brangäne
(voll Grauen das Fläſchchen empfangend).

Trau' ich dem Sinn?

Iſolde.

Sei du mir treu!

Brangäne.

Der Trank — für wen?

Iſolde.

Wer mich betrog.

Brangäne.

Triſtan?

Iſolde.

Trinke mir Sühne.

Brangäne
(zu Iſolde's Füßen ſtürzend).

Entſetzen! Schone mich Arme!

Iſolde
(heftig).

Schone du mich,
untreue Magd! —
Kennſt du der Mutter
Künſte nicht?
Wähn'ſt du, die Alles
klug erwägt,
ohne Rath in fremdes Land
hätt' ſie mit dir mich entſandt?
Für Weh' und Wunden
gab ſie Balſam;
für böſe Gifte
Gegen-Gift:
für tiefſtes Weh',
für höchſtes Leid —
gab ſie den Todes-Trank.
Der Tod nun ſag' ihr Dank!

Brangäne
(kaum ihrer mächtig).

O tiefſtes Weh'!

Iſolde.

Gehorchſt du mir nun?

Brangäne.

O höchſtes Leid!

Iſolde.

Biſt du mir treu?

Brangäne.

Der Trank?

Kurwenal

(die Vorhänge von außen zurückſchlagend).

Herr Triſtan.

Brangäne

erhebt ſich erſchrocken und verwirrt.

Iſolde

(ſucht mit furchtbarer Anſtrengung ſich zu faſſen).

Herr Triſtan trete nah.

(Kurwenal geht wieder zurück. Brangäne, kaum ihrer mächtig, wendet ſich in den Hintergrund. Iſolde, ihr ganzes Gefühl zur Entſcheidung zuſammenfaſſend, ſchreitet langſam, mit großer Haltung, dem Ruhebett zu, auf deſſen Kopfende ſich ſtützend ſie den Blick feſt dem Eingange zuwendet.)

---

Triſtan tritt ein, und bleibt ehrerbietig am Eingange ſtehen. — Iſolde iſt mit furchtbarer Aufregung in ſeinen Anblick verſunken. — Langes Schweigen.

Triſtan.

Begehrt, Herrin,
was ihr wünſcht.

Iſolde.

Wüßteſt du nicht
was ich begehre,
da doch die Furcht
mir's zu erfüllen
fern meinem Blick dich hielt?

Triſtan.

Ehr-Furcht
hielt mich in Acht.

Iſolde.

Der Ehre wenig
boteſt du mir:
mit off'nem Hohn
verwehrteſt du
Gehorſam meinem Gebot.

Triſtan.

Gehorſam einzig
hielt mich in Bann.

Iſolde.

So dankt' ich Geringes
deinem Herrn,
rieth dir ſein Dienſt
Un-Sitte
gegen ſein eigen Gemahl?

Triſtan.

Sitte lehrt
wo ich gelebt:
zur Brautfahrt
der Brautwerber
meide fern die Braut.

Iſolde.

Aus welcher Sorg'?

Triſtan.

Fragt die Sitte!

Iſolde.

Da du ſo ſittſam,
mein Herr Triſtan,
auch einer Sitte
ſei nun gemahnt:
den Feind dir zu ſühnen,
ſoll er als Freund dich rühmen.

Triſtan.

Und welchen Feind?

Iſolde.

Frag' deine Furcht!
Blut-Schuld
ſchwebt zwiſchen uns.

Triſtan.

Die ward geſühnt.

Iſolde.

Nicht zwiſchen uns.

Triſtan.

Im off'nen Feld
vor allem Volk
ward Ur-Fehde geſchworen.

Iſolde.

Nicht da war's
wo ich Tantris barg.

wo Triſtan mir verfiel.
Da ſtand er herrlich,
hehr und heil;
doch was er ſchwur,
das ſchwur ich nicht: —
zu ſchweigen hatt' ich gelernt.
Da in ſtiller Kammer
Krank er lag,
mit dem Schwerte ſtumm
ich vor ihm ſtund,
ſchwieg — da mein Mund,
bannt' — ich meine Hand,
doch was einſt mit Hand
und Mund ich gelobt,
das ſchwur ich ſchweigend zu halten.
Nun will ich des Eides walten.

Triſtan.

Was ſchwurt ihr, Frau?

Iſolde.

Rache für Morold.

Triſtan.

Rüh't euch die?

Iſolde.

Wag'ſt du mir Hohn? —
Angelobt war er mir,
der hehre Irenheld;
ſeine Waffen hatt' ich geweiht,

für mich zog er in Streit.
Da er gefallen,
fiel meine Ehr';
in des Herzens Schwere
ſchwur ich den Eid,
würd' ein Mann den Mord nicht ſühnen,
wollt' ich Magd mich des' erkühnen. —
Siech und matt
in meiner Macht,
warum ich dich da nicht ſchlug,
das ſag' dir mit leichtem Fug: —
ich pflag des Wunden,
daß den heil Geſunden
rächend ſchlüge der Mann,
der Iſolden ihn abgewann. —
Dein Loos nun ſelber
magſt du dir ſagen:
da die Männer ſich all' ihm vertragen,
wer muß nun Triſtan ſchlagen?

Triſtan
(bleich und düſter).

War Morold dir ſo werth,
nun wieder nimm das Schwert,
und führ' es ſicher und feſt,
daß du nicht dir's entfallen läßt.
(Er reicht ihr ſein Schwert hin.)

Iſolde.

Wie ſorgt' ich ſchlecht
um deinen Herrn;

was würde König
Marke ſagen,
erſchlüg' ich ihm
den beſten Knecht,
der Kron' und Land ihm gewann,
den allertreu'ſten Mann?
Dünkt dich ſo wenig
was er dir dankt,
bringſt du die Irin
ihm als Braut,
daß er nicht ſchölte,
ſchlüg' ich den Werber,
der Urfehde-Pfand
ſo treu ihm liefert zur Hand? —
Wahre dein Schwert!
Da einſt ich's ſchwang,
als mir die Rache
im Buſen rang,
als dein meſſender Blick
mein Bild ſich ſtahl,
ob ich Herrn Marke
taug' als Gemahl:
das Schwert — da ließ ich's ſinken.
Nun laß' uns Sühne trinken!

(Sie winkt Brangäne. Dieſe ſchaudert zuſammen, ſchwankt und zögert in ihrer Bewegung. Iſolde treibt ſie durch geſteigerte Gebärde an. Als Brangäne zur Bereitung des Trankes ſich anläßt, vernimmt man den Ruf des

Schiffsvolkes

(von außen.)

Ho! he! ha! he!

Am Obermaſt
die Segel ein!
Ho! he! ha! he!

Triſtan
(aus finſterem Brüten auffahrend).

Wo ſind wir?

Iſolde.

Hart am Ziel
Triſtan, gewinn' ich Sühne?
Was haſt du mir zu ſagen?

Triſtan
(dumpf).

Des Schweigens Herrin
heiß' mich ſchweigen:
faſſ' ich was ſie verſchwieg,
verſchweig' ich was ſie nicht faßt.

Iſolde.

Dein Schweigen faſſ' ich,
weichſt du mir aus.
Weigerſt du Sühne mir?

Neue Schiffsrufe. Auf Iſolde's ungeduldigen Wink reicht Brangäne ihr die gefüllte Trinkſchale.

Iſolde
(mit dem Becher zu Triſtan tretend, der ihr ſtarr in die Augen blickt).

Du hörſt den Ruf?
Wir ſind am Ziel:
in kurzer Friſt
ſtehn wir —

(mit leiſem Hohne)
vor König Marke.
Geleiteſt du mich,
dünkt dich nicht lieb,
darfſt du ſo ihm ſagen?
„Mein Herr und Ohm,
ſieh' die dir an!
Ein ſanft'res Weib
gewännſt du nie.
Ihren Angelobten
erſchlug ich ihr einſt,
ſein Haupt fand' ich ihr heim;
die Wunde die
ſeine Wehr mir ſchuf,
die hat ſie hold geheilt;
mein Leben lag
in ihrer Macht,
das ſchenkte mir
die milde Magd,
und ihres Landes
Schand' und Schmach,
die gab ſie mit darein, —
dein Ehgemahl zu ſein.
So guter Gaben
holden Dank
ſchuf mir ein ſüßer
Sühne-Trank:
den bot mir ihre Huld,
zu büßen alle Schuld."

Schiffsruf
(außen).

Auf das Tau!
Anker ab!

Triſtan
(wild auffahrend).

Los den Anker!
Das Steuer dem Strom!
Den Winden Segel und Maſt!
(Er entreißt Iſolden ungeſtüm die Trinkſchale.)
Wohl kenn' ich Irland's
Königin,
und ihrer Künſte
Wunderkraft:
den Balſam nützt' ich,
den ſie bot;
den Becher nehm' ich nun,
daß ganz ich heut' geneſe!
Und achte auch
des Sühne-Eid's,
den ich zum Dank dir ſage. —
Triſtan's Ehre —
höchſte Treu':
Triſtan's Elend —
kühnſter Trotz.
Trug des Herzens;
Traum der Ahnung:
ew'ger Trauer
einz'ger Troſt,

Vergeſſen's gütiger Trank!
Dich trink ich ſonder Wank.

(Er ſetzt an und trinkt.)

Iſolde.

Betrug auch hier?
Mein die Hälfte!

(Sie entwindet ihm den Becher.)

Verräther, ich trink ſie dir!

(Sie trinkt. Dann wirft ſie die Schale fort. — Beide, von Schauer erfaßt, blicken ſich mit höchſter Aufregung, doch mit ſtarrer Haltung, unverwandt in die Augen, in deren Ausdruck der Todestrotz bald der Liebesgluth weicht. — Zittern ergreift ſie. Sie faſſen ſich krampfhaft an das Herz. — und führen die Hand wieder an die Stirn. — Dann ſuchen ſie ſich wieder mit dem Blicke, ſenken ihn verwirrt, und heften ihn von Neuem mit ſteigender Sehnſucht auf einander.)

Iſolde
(mit bebender Stimme).

Triſtan!

Triſtan
(überſtrömend).

Iſolde!

Iſolde
(an ſeine Bruſt ſinkend).

Treuloſer Holder!

Triſtan
(mit Gluth ſie umfaſſend).

Seligſte Frau!

(Sie verbleiben in ſtummer Umarmung.)

Aus der Ferne vernimmt man Trompeten und Posaunen, von außen auf dem Schiffe den Ruf der

Männer:

Heil! Heil!
König Marke!
König Marke Heil!

Brangäne

(die, mit abgewandtem Gesicht, voll Verwirrung und Schauder sich über den Bord gelehnt hatte, wendet sich jetzt dem Anblick des in Liebesumarmung versunkenen Paares zu, und stürzt händeringend, voll Verzweiflung, in den Vordergrund).

Wehe! Wehe!
Unabwendbar
ewige Noth
für kurzen Tod!
Thör'ger Treue
trugvolles Werk
blüht nun jammernd empor!

(Tristan und Isolde fahren verwirrt aus der Umarmung auf.)

Tristan.

Was träumte mir
von Tristan's Ehre?

Isolde.

Was träumte mir
von Isolde's Schmach?

Tristan.

Du mir verloren?

Iſolde.

Du mich verſtoßen?

Triſtan.

Trügenden Zauber's
tückiſche Liſt!

Iſolde.

Thörigen Zürnen's
eitles Dräu'n!

Triſtan.

Iſolde!

Iſolde.

Triſtan!
Trauteſter Mann!

Triſtan.

Süßeſte Maid!

Beide.

Wie ſich die Herzen
wogend erheben!
Wie alle Sinne
wonnig erbeben!
Sehnender Minne
ſchwellendes Blühen,
ſchmachtender Liebe
ſeliges Glühen!

Ach in der Bruſt
jauchzende Luſt!
Iſolde! Triſtan!
Triſtan! Iſolde!
Welten-entronnen
du mir gewonnen!
Du mir einzig bewußt,
höchſte Liebes-Luſt!

(Die Vorhänge werden weit aus einander geriſſen. Das ganze Schiff iſt von Rittern und Schiffsleuten erfüllt, die jubelnd über Bord winken, dem Ufer zu, das man, mit einer hohen Felſenburg gekrönt, nahe erblickt.)

Brangäne
(zu den Frauen, die auf ihren Wink aus dem Schiffsraum heraufſteigen).

Schnell den Mantel,
den Königsſchmuck!
(Zwiſchen Triſtan und Iſolde kürzend.)
Unſel'ge! Auf!
Hört wo wir ſind.
(Sie legt Iſolden, die es nicht gewahrt, den Mantel um.)
Trompeten und Poſaunen, vom Lande her, immer deutlicher.

Alle Männer.

Heil! Heil!
König Marke!
König Marke Heil!

Kurwenal
(lebhaft heraustretend).

Heil Triſtan!
Glücklicher Held! —

Mit reichem Hofgeſinde
dort auf Nachen
naht Herr Marke.
Heil wie die Fahrt ihn freut,
daß er die Braut ſich freit!

Triſtan
(in Verwirrung aufblickend).
Wer naht?

Kurwenal.
Der König.

Triſtan.
Welcher König?

Die Männer.
Heil! König Marke!

Triſtan.
Marke? Was will er?
(Er ſtarrt wie ſinnlos nach dem Lande.)

Iſolde
(in Verwirrung, zu Brangäne).
Was iſt? Brangäne!
Ha! Welcher Ruf?

Brangäne.
Iſolde! Herrin!
Faſſung nur heut'!

Iſolde.

Wo bin ich? Leb' ich?
Ha, welcher Trank?

Brangäne
(verzweiflungsvoll).

Der Liebestrank.

Iſolde
(ſtarrt entſetzt auf Triſtan).

Triſtan!

Triſtan.

Iſolde!

Iſolde.

Muß ich leben?
(Sie ſtürzt ohnmächtig an ſeine Bruſt.)

Brangäne
(zu den Frauen).

Helft der Herrin!

Triſtan.

O Wonne voller Tücke!
O Trug-geweihtes Glücke!

Die Männer.

Heil dem König!
Kornwall Heil!

(Leute ſind über Bord geſtiegen, andere haben eine Brücke ausgelegt, und die Haltung Aller deutet auf die ſo eben bevorſtehende Ankunft der Erwarteten, als der Vorhang ſchnell fällt.)

# Zweiter Aufzug.

Garten mit hohen Bäumen vor dem Gemach Iſolde's, zu welchem, ſeitwärts gelegen, Stufen hinaufführen. Helle, anmuthige Sommernacht. An der geöffneten Thüre iſt eine brennende Fackel aufgeſteckt.

Jagdgetön. Brangäne, auf den Stufen am Gemach, ſpäht dem immer entfernter vernehmbaren Jagztroſſe nach. Zu ihr tritt aus dem Gemach, feurig bewegt, Iſolde.

**Iſolde.**

Hörſt du ſie noch?
Mir ſchwand ſchon fern der Klang.

**Brangäne.**

Noch ſind ſie nah':
deutlich tönt's da her.

**Iſolde**
(lauſchend)

Sorgende Furcht
beirrt dein Ohr;
dich täuſcht des Laubes
ſäuſelnd Getön',
das lachend ſchüttelt der Wind.

Braugäne.

Dich täuſcht deines Wunſches
Ungeſtüm,
zu vernehmen was du wähnſt: —
ich höre der Hörner Schall.

Iſolde
(wieder lauſchend).

Nicht Hörnerſchall
tönt ſo hold;
des Quelles ſanft
rieſelnde Welle
rauſcht ſo wonnig daher:
wie hört' ich ſie,
toſ'ten noch Hörner?
Im Schweigen der Nacht
nur lacht mir der Quell:
der meiner harrt
in ſchweigender Nacht,
als ob Hörner noch nah' dir ſchallten,
willſt du ihn fern mir halten?

Braugäne.

Der deiner harrt —
O hör' mein Warnen! —
des' harren Späher zur Nacht.
Weil du erblindet,
wähnſt du den Blick
der Welt erblödet für euch? —

Da dort an Schiffes Bord
von Triſtan's bebender Hand
die bleiche Braut,
kaum ihrer mächtig,
König Marke empfing. —
als Alles verwirrt
auf die Wankende ſah,
der güt'ge König,
mild beſorgt,
die Mühen der langen Fahrt,
die du litteſt, laut beklagt':
ein Einz'ger war's —
ich achtet' es wohl —
der nur Triſtan faßt' in's Auge,
mit böslicher Liſt
lauerndem Blick
ſucht' er in ſeiner Miene
zu finden, was ihm diene.
Tückiſch lauſchend
treff' ich ihn oft:
der heimlich euch umgarnt,
vor Melot ſeid gewarnt.

Iſolde.

Mein'ſt du Herrn Melot?
O wie du dich trüg'ſt!
Iſt er nicht Triſtan's
treuſter Freund?

Muß mein Trauter mich meiden,
Dann weilt er bei Melot allein.

Brangäne.

Was mir ihn verdächtig,
macht dir ihn theuer.
Von Triſtan zu Marke
iſt Melot's Weg;
dort ſä't er üble Saat.
Die heut' im Rath
dies nächtliche Jagen
ſo eilig ſchnell beſchloſſen,
einem edlern Wild,
als dein Wähnen meint,
gilt ihre Jägers-Liſt.

Iſolde.

Dem Freunde zu lieb
erfand dieſe Liſt
aus Mit-Leid
Melot der Freund:
nun willſt du den Treuen ſchelten?
Beſſer als du
ſorgt er für mich;
ihm öffnet er,
was du mir ſperr'ſt:
o ſpar' mir des Zögern's Noth!
Das Zeichen, Brangäne!
O gieb das Zeichen!
Löſche des Lichtes

letzten Schein!
Daß ganz ſie ſich neige,
winke der Nacht!
Schon goß ſie ihr Schweigen
durch Hain und Haus;
ſchon füllt ſie das Herz
mit wonnigem Graus:
o löſche das Licht nun aus!
Löſche den ſcheuchenden Schein!
Laß' meinen Liebſten ein!

Brangäne.

O laß' die warnende Zünde!
Die Gefahr laß ſie dir zeigen! —
O wehe! Wehe!
Ach mir Armen!
Des unſel'gen Trank's!
Daß ich untreu
einmal nur
der Herrin Willen trog!
Gehorcht' ich taub und blind,
dein — Werk
war dann der Tod:
doch deine Schmach,
deine ſchmählichſte Noth,
mein — Werk
muß ich Schuld'ge es wiſſen!

Iſolde.

Dein — Werk?

O thör'ge Magd!
Frau Minne kenntest du nicht?
Nicht ihrer Wunder Macht?
Des kühnsten Muthes
Königin,
des Welten-Werdens
Walterin,
Leben und Tod
sind ihr unterthan,
die sie webt aus Lust und Leid,
in Liebe wandelnd den Neid.
Des Todes Werk
nahm ich's vermessen zur Hand,
Frau Minne hat
meiner Macht es entwandt:
die Todgeweihte
nahm sie in Pfand,
faßte das Werk
in ihre Hand;
wie sie es wendet,
wie sie es endet,
was sie mir kühret,
wohin mich führet,
ihr ward ich zu eigen: —
nun laß' mich gehorsam zeigen!

Brangäne.

Und mußte der Minne
tückischer Trank

des Sinnes Licht dir verlöſchen;
darfſt du nicht ſehen,
wenn ich dich warne:
nur heute hör',
o hör' mein Flehen!
Der Gefahr leuchtendes Licht —
nur heute! heut'! —
die Fackel dort löſche nicht!

Iſolde
(auf die Fackel zueilend und ſie erfaſſend).

Die im Buſen mir
die Gluth entfacht,
die mir das Herze
brennen macht,
die mir als Tag
der Seele lacht,
Frau Minne will,
es werde Nacht,
daß hell ſie dorten leuchte,
wo ſie dein Licht verſcheuchte. —
Zur Warte du!
Dort wache treu.
Die Leuchte —
wär's meines Lebens Licht, —
lachend
ſie zu löſchen zag' ich nicht.

(Sie hat die Fackel herabgenommen und verlöſcht ſie am Boden. Brangäne wendet ſich beſtürzt ab, um auf einer äußeren Treppe die Zinne zu erſteigen, wo ſie langſam verſchwindet.)

Iſolde blickt erwartungsvoll in einen Baumgang. Sie winkt. Ihre entzückte Gebärde deutet an, daß ſie den von fern herannahenden Freund gewahr geworden. Ungeduldige, höchſte Spannung — Triſtan ſtürzt herein; ſie fliegt ihm mit einem Freudenſchrei entgegen. Glühende Umarmung.

Triſtan.

Iſolde! Geliebte!

Iſolde.

Triſtan! Geliebter!

Beide.

Biſt du mein?
Hab' ich dich wieder?
Darf ich dich faſſen?
Kann ich mir trauen?
Endlich! Endlich!
An meiner Bruſt!
Fühl' ich dich wirklich?
Biſt du es ſelbſt?
Dieß deine Augen?
Dieß dein Mund?
Hier deine Hand?
Hier dein Herz?
Bin ich's? Biſt du's?
Halt' ich dich feſt?
Iſt es kein Trug?
Iſt es kein Traum?
O Wonne der Seele!
O ſüße, hehrſte,
kühnſte, ſchönſte,

ſeligſte Luſt!
Ohne Gleiche!
Ueberreiche!
Ueberſelig!
Ewig! Ewig!
Ungeahnte,
nie gekannte,
überſchwänglich
hoch erhabne!
Freude-Jauchzen!
Luſt-Entzücken!
Himmel-höchſtes
Welt-Entrücken!
Mein Triſtan!
Mein Iſolde!
Triſtan!
Iſolde!
Mein und dein!
Immer ein!
Ewig, ewig ein!

Iſolde.

Wie lange fern!
Wie fern ſo lang'!

Triſtan.

Wie weit ſo nah'!
So nah' wie weit!

Iſolde.

O Freundesfeindin,
böſe Ferne!
O träger Zeiten
zögernde Länge!

Triſtan.

O Weit' und Nähe,
hart entzweite!
Holde Nähe,
öde Weite!

Iſolde.

Im Dunkel du,
im Lichte ich!

Triſtan.

Das Licht! Das Licht!
O dieſes Licht!
Wie lang' verloſch es nicht!
Die Sonne ſank,
der Tag verging;
doch ſeinen Neid
erſtickt' er nicht:
ſein ſcheuchend Zeichen
zündet er an,
und ſteckt's an der Liebſten Thüre,
daß nicht ich zu ihr führe.

Iſolde.

Doch der Liebſten Hand
löſchte das Licht.
Wes' die Magd ſich wehrte,
ſcheut' ich mich nicht:
in Frau Minne's Macht und Schutz
bot ich dem Tage Trutz.

Triſtan.

Dem Tag! Dem Tag!
Dem tückiſchen Tage,
dem härteſten Feinde
Haß und Klage!
Wie du das Licht,
o könnt' ich die Leuchte,
der Liebe Leiden zu rächen,
dem frechen Tage verlöſchen!
Giebt's eine Noth,
giebt's eine Pein,
die er nicht weckt
mit ſeinem Schein?
Selbſt in der Nacht
dämmernder Pracht
hegt ihn Liebchen am Haus,
ſtreckt mir drohend ihn aus.

Iſolde.

Hegt' ihn die Liebſte
am eig'nen Haus,

im eig'nen Herzen
hell und kraus
hegt' ihn trotzig
einſt mein Trauter,
Triſtan, der mich betrog.
War's nicht der Tag
der aus ihm log,
als er nach Irland
werbend zog,
für Marke mich zu frei'n,
dem Tod die Treue zu weih'n?

Triſtan.

Der Tag! der Tag,
der dich umgliß,
dahin, wo ſie
der Sonne glich,
in hehrſter Ehren
Glanz und Licht
Iſolde mir entrückt'!
Was mir das Auge
ſo entzückt,
mein Herze tief
zur Erde drückt':
in lichten Tages Schein,
wie war Iſolde mein?

Iſolde.

War ſie nicht dein,
die dich erkor,

was log der böſe
Tag dir vor,
daß, die für dich beſchieden,
die Traute du verrietheſt?

Triſtan.

Was dich umgliß
mit hehrer Procht,
der Ehre Glanz,
des Ruhmes Macht,
an ſie mein Herz zu hangen,
hielt mich der Wahn gefangen.
Die mit des Schimmers
hellſtem Schein
mir Haupt und Scheitel
licht beſchien,
der Welten-Ehren
Tages-Sonne,
mit ihrer Strahlen
eitler Wonne,
durch Haupt und Scheitel
drang mir ein,
bis in des Herzens
tiefſten Schrein.
Was dort in keuſcher Nacht
dunkel verſchloſſen wacht',
was ohne Wiſſ und Wahn
ich dämmernd dort empfah'n,
ein Bild, das meine Augen

zu ſchau'n ſich nicht getrauten, —
von des Tages Schein betroffen
lag mir's da ſchimmernd offen.
Was mir ſo rühmlich
ſchien und hehr,
das rühmt' ich hell
vor allem Heer:
vor allem Volke
pries ich laut
der Erde ſchönſte
Königs-Braut.
Dem Neid, den mir
der Tag erweckt,
dem Eifer, den
mein Glücke ſchreckt',
der Mißgunſt, die mir Ehren
und Ruhm begann zu ſchweren,
denen bot ich Trotz,
und treu beſchloß,
um Ehr' und Ruhm zu wahren,
nach Irland ich zu fahren.

Iſolde.

O eitler Tages-Knecht! —
Getäuſcht von ihm,
der dich getäuſcht,
wie mußt' ich liebend
um dich leiden,
den, in des Tages

falſchem Prangen,
von ſeines Gleißens
Trug umfangen,
dort, wo ihn Liebe
heiß umfaßte,
im tiefſten Herzen
hell ich haßte! —
Ach, in des Herzens Grunde
wie ſchmerzte tief die Wunde!
Den dort ich heimlich barg,
wie dünkt' er mich ſo arg,
wenn in des Tages Scheine
der treu gehegte Eine
der Liebe Blicken ſchwand,
als Feind nur vor mir ſtand.
Das als Verräther
dich mir wies,
dem Licht des Tages
wollt' ich entfliehn,
dorthin in die Nacht
dich mit mir ziehn,
wo der Täuſchung Ende
mein Herz mir verhieß,
wo des Trug's geahnter
Wahn zerrinne:
dort dir zu trinken
ew'ge Minne,
mit mir — dich im Verein
wollt' ich dem Tode weih'n.

Triſtan.

In deiner Hand
den ſüßen Tod,
als ich ihn erkannt
den ſie mir bot;
als mir die Ahnung
hehr und gewiß
zeigte, was mir
die Sühne verhieß:
da erdämmerte mild
erhab'ner Macht
im Buſen mir die Nacht;
mein Tag war da vollbracht.

Iſolde.

Doch ach! dich täuſchte
der falſche Trank,
daß dir von Neuem
die Nacht verſank;
dem einzig am Tode lag,
den gab er wieder dem Tag.

Triſtan.

O Heil dem Tranke!
Heil ſeinem Saft!
Heil ſeines Zaubers
hehrer Kraft!
Durch des Todes Thor,
wo er mir floß,

weit und offen
er mir erſchloß,
darin ſonſt ich nur träumend gewacht,
das Wonnereich der Nacht.
Von dem Bild in des Herzens
bergendem Schrein
ſcheucht' er des Tages
täuſchenden Schein,
daß nacht-ſichtig mein Auge
wahr es zu ſehen tauge.

Iſolde.

Doch es rächte ſich
der verſcheuchte Tag;
mit deinen Sünden
Rath's er pflag:
was dir gezeigt
die dämmernde Nacht,
an des Tag-Geſtirnes
Königs-Macht
mußteſt du's übergeben,
um einſam
in öder Pracht
ſchimmernd dort zu leben. —
Wie ertrug ich's nur?
Wie ertrag' ich's noch?

Triſtan.

O! nun waren wir
Nacht-geweihte:

der tückiſche Tag,
der Neid-bereite,
trennen konnt' uns ſein Trug,
doch nicht mehr täuſchen ſein Lug.
Seine eitle Pracht,
ſeinen prahlenden Schein
verlacht, wem die Nacht
den Blick geweih't:
ſeines flackernden Lichtes
flüchtige Blitze
blenden nicht mehr
unſre Blicke.
Wer des Todes Nacht
liebend erſchau't,
wem ſie ihr tief
Geheimniß vertraut,
des Tages Lügen,
Ruhm und Ehr',
Macht und Gewinn,
ſo ſchimmernd hehr,
wie eitler Staub der Sonnen
ſind ſie vor dem zerſponnen.
Selbſt um der Treu'
und Freundſchaft Wahn
dem treu'ſten Freunde
iſt's gethan,
der in der Liebe
Nacht geſchaut,
dem ſie ihr tief

Geheimniß vertraut.
In des Tages eitlem Wähnen
bleibt ihm ein einzig Sehnen,
das Sehnen hin
zur heil'gen Nacht,
wo ur-ewig,
einzig wahr
Liebes-Wonne ihm lacht.

**Beide**
(zu immer innigerer Umarmung auf einer Blumenbank sich niederlassend).

O ſink' hernieder,
Nacht der Liebe,
gieb Vergeſſen
daß ich lebe;
nimm mich auf
in deinen Schooß,
löſe von
der Welt mich los!
Verloſchen nun
die letzte Leuchte;
was wir dachten,
was uns däuchte,
all' Gedenken,
all' Gemahnen,
heil'ger Dämm'rung
hehres Ahnen
löſcht des Wähnens Graus
Welt-erlöſend aus.

Barg im Buſen
uns ſich die Sonne,
leuchten lachend
Sterne der Wonne.
Von deinem Zauber
ſanft umſponnen,
vor deinen Augen
ſüß zerronnen,
Herz an Herz dir,
Mund an Mund,
Eines Athem's
einiger Bund; —
bricht mein Blick ſich
wonn'-erblindet,
erbleicht die Welt
mit ihrem Blenden:
die mir der Tag
trügend erhellt,
zu täuſchendem Wahn
entgegengeſtellt,
ſelbſt — dann
bin ich die Welt.
Liebe-heiligſtes Leben,
Wonne-hehrſtes Weben,
Nie-Wieder-Erwachens
wahnlos
hold bewußter Wunſch.

Mit zurückgeſenkten Häuptern lange ſchweigende Umarmung Beider.

Brangäne
(unſichtbar, von der Höhe der Zinne).

Einſam wachend
in der Nacht,
wem der Traum
der Liebe lacht,
hab' der Einen
Ruf in Acht,
die den Schläfern
Schlimmes ahnt,
bange zum
Erwachen mahnt.
Habet Acht!
Habet Acht!
Bald entweicht die Nacht.

Iſolde
(leiſe).

Lauſch', Geliebter!

Triſtan
(ebenſo).

Laß' mich ſterben!

Iſolde.

Neid'ſche Wache!

Triſtan.

Nie erwachen!

Iſolde.

Doch der Tag
muß Triſtan wecken?

Triſtan.

Laß den Tag
dem Tode weichen!

Iſolde.

Tag und Tod
mit gleichen Streichen
ſollten unſre
Lieb' erreichen?

Triſtan.

Unſre Liebe?
Triſtan's Liebe?
Dein' und mein',
Iſolde's Liebe?
Welches Todes Streichen
könnte je ſie weichen?
Stünd' er vor mir,
der mächt'ge Tod,
wie er mir Leib'
und Leben bedroht' —
die ich der Liebe,
ſo willig laſſe! —
wie wär' ſeinen Streichen
die Liebe ſelbſt zu erreichen?
Stürb' ich nun ihr,

der ſo gern ich ſterbe,
wie könnte die Liebe
mit mir ſterben?
Die ewig lebende
mit mir enden?
Doch, ſtürbe nie ſeine Liebe,
wie ſtürbe dann Triſtan
ſeiner Liebe?

Iſolde.

Doch unſre Liebe,
heißt ſie nicht Triſtan
und — Iſolde?
dieß ſüße Wörtlein: und,
was es bindet,
der Liebe Bund,
wenn Triſtan ſtürb',
zerſtört' es nicht der Tod?

Triſtan.

Was ſtürbe dem Tod,
als was uns ſtört,
was Triſtan wehrt
Iſolde immer zu lieben,
ewig nur ihr zu leben?

Iſolde.

Doch das Wörtlein: und,
wär' es zerſtört,
wie anders als

mit Iſolde's eignem Leben
wär' Triſtan der Tod gegeben?

Triſtan.

So ſtarben wir,
um ungetrennt,
ewig einig,
ohne End',
ohn' Erwachen,
ohne Bangen,
namenlos
in Lieb' umfangen,
ganz uns ſelbſt gegeben
der Liebe nur zu leben.

Iſolde.

So ſtürben wir,
um ungetrennt —

Triſtan.

Ewig einig —

Iſolde.

Ohne End' —

Triſtan.

Ohn' Erwachen —

Iſolde.

Ohne Bangen —

Triſtan.

Namenlos
in Lieb' umfangen —

Iſolde.

Ganz uns ſelbſt gegeben,
der Liebe nur zu leben?

Brangäne
(wie vorher).

Habet Acht!
Habet Acht!
Schon weicht dem Tag die Nacht.

Triſtan.

Soll ich lauſchen?

Iſolde.

Laß mich ſterben!

Triſtan.

Muß ich wachen?

Iſolde.

Nie erwachen!

Triſtan.

Soll der Tag
noch Triſtan wecken?

Iſolde.

Laß den Tag
dem Tode weichen!

Triſtan.

Soll der Tod
mit ſeinen Streichen
ewig uns
den Tag verſcheuchen?

Iſolde.

Der uns vereint,
den ich dir bot,
laß ihm uns weih'n,
dem ſüßen Tod!
Mußte er uns
das eine Thor,
an dem wir ſtanden, verſchließen;
zu der rechten Thür',
die uns Minne erkor,
hat ſie den Weg nun gewieſen.

Triſtan.

Des Tages Träuen
trogten wir ſo?

Iſolde.

Seinem Trug ewig zu fliehn.

Triſtan.

Sein dämmernder Schein
verſcheuchte uns nie?

Iſolde.

Ewig währ' uns die Nacht!

Beide.

O ſüße Nacht!
Ew'ge Nacht!
Hehr erhab'ne,
Liebes-Nacht!
Wen du umfangen,
Wem du gelacht,
wie — wär' ohne Bangen
aus dir er je erwacht?
Nun banne das Bangen,
holder Tod,
ſehnend verlangter
Liebes-Tod!
In deinen Armen,
dir geweiht,
ur-heilig Erwarmen,
von Erwachen's Noth befreit.
Wie es faſſen?
Wie ſie laſſen,
dieſe Wonne,
fern der Sonne,
fern der Tage

Trennungs-Klage?
Ohne Wähnen
ſanftes Sehnen,
ohne Bangen
ſüß Verlangen;
ohne Wehen
hehr Vergehen,
ohne Schmachten
hold Umnachten;
ohne Scheiden,
ohne Meiden,
traut allein,
ewig heim,
in ungemeſſnen Räumen
überſel'ges Träumen.
Du Iſolde,
Triſtan ich,
nicht mehr Triſtan,
nicht Iſolde;
ohne Nennen,
ohne Trennen,
neu Erkennen,
neu Entbrennen;
endlos ewig
ein-bewußt:
heiß erglühter Bruſt
höchſte Liebes-Luſt!

---

Man hört einen Schrei Brangäne's, zugleich Waffengeklirr. — Kurwenal ſtürzt, mit gezücktem Schwerte zurückweichend, herein.

Kurwenal.

Rette dich, Triſtan!

Unmittelbar folgen ihm, heftig und raſch, **Marke, Melot,** und mehrere Hofleute, die den Liebenden gegenüber zur Seite anhalten, und in verſchiedener Bewegung die Augen auf ſie heften. **Brangäne** kommt zugleich von der Zinne herab, und ſtürzt auf Iſolde zu. Dieſe, von unwillkürlicher Scham ergriffen, lehnt ſich mit abgewandtem Geſichte auf die Blumenbank. **Triſtan**, in ebenfalls unwillkürlicher Bewegung, ſtreckt mit dem einen Arme den Mantel breit aus, ſo daß er Iſolde vor den Blicken der Ankommenden verdeckt. In dieſer Stellung verbleibt er längere Zeit, unbeweglich den ſtarren Blick auf die Männer gerichtet. — Morgendämmerung.

Triſtan
(nach längerem Schweigen).

Der öde Tag —
zum letzten Mal!

Melot
(zu Marke, der in fruchtloſer Erſchütterung ſteht).

Das ſollſt du, Herr, mir ſagen,
ob ich ihn recht verklagt?
Das dir zum Pfand ich gab,
ob ich mein Haupt gewahrt?
Ich zeigt' ihn dir
in offner That:
Namen und Ehr'
hab' ich getreu
vor Schande dir bewahrt.

Marke
(mit zitternder Stimme).

Thatest du's wirklich?
Wähnſt du das? —
Sieh ihn dort,

den Treu'ſten aller Treuen;
blick' auf ihn,
den freundlichſten der Freunde:
ſeiner Treue
frei'ſte That
traf mein Herz
mit feindlichſtem Verrath.
Trog mich Triſtan,
ſollt' ich hoffen,
was ſein Trügen
mir getroffen,
ſei durch Melot's Rath
redlich mir bewahrt?

Triſtan
(kramrfhaft heftig).

Tags-Geſpenſter!
Morgen-Träume —
täuſchend und wüſt —
entſchwebt, entweicht!

Marke
(mit tiefer Ergriffenheit).

Mir — dieß?
Dich —, Triſtan, — mir? —
Wohin nun Treue,
da Triſtan mich betrog?
Wohin nun Ehr'
und ächte Art,
da aller Ehren Hort,
da Triſtan ſie verlor?

Die Triſtan ſich
zum Schild erkor,
wohin iſt Tugend
nun entflohn,
da meinen Freund ſie flieht?
da Triſtan mich verrieth?

Schweigen. — Triſtan ſenkt langſam den Blick zu Boden; in ſeinen Mienen iſt, während Marke fortfährt, zunehmende Trauer zu leſen.

Wozu die Dienſte
ohne Zahl,
der Ehren Ruhm,
der Größe Macht,
die Marken du gewannſt,
mußt' Ehr' und Ruhm,
Größe und Macht,
mußte die Dienſte
ohne Zahl
dir Marke's Schmach bezahlen?
Dünkte zu wenig
dich ſein Dank,
daß was du erworben,
Ruhm und Reich,
er zu Erb' und Eigen dir gab?
Dem kinderlos einſt
ſchwand ſein Weib,
ſo liebt' er dich,
daß nie auf's Neu'
ſich Marke wollt' vermählen.
Da alles Volk

zu Hof und Land
mit Bitt' und Thränen
in ihn drang,
die Königin dem Reiche,
die Gattin ſich zu kieſen;
da ſelber du
den Ohm beſchwor'ſt,
des Hofes Wunſch,
des Landes Willen
gütlich zu erfüllen:
in Wehr gegen Hof und Land,
in Wehr ſelbſt gegen dich,
mit Güt' und Liſt
weigert er ſich,
bis, Triſtan, du ihm drohteſt
für immer zu meiden
Hof und Land,
würdeſt du ſelber
nicht entſandt,
dem König die Braut zu frei'n.
Da ließ er's denn ſo ſein. —
Dich wunderhehre Weib,
das mir dein Muth erwarb,
wer durft' es ſehen,
wer es kennen,
wer mit Stolze
ſein es nennen,
ohne ſelig ſich zu preiſen?
Der mein Wille,

nie zu nahen wagte,
der mein Wunſch
Ehrfurcht-ſcheu entſagte,
die ſo herrlich
hold erhaben
mir die Seele
mußte laben,
trotz — Feind und Gefahr,
die fürſtliche Braut
brachteſt du mir dar.
Nun, da durch ſolchen
Beſitz mein Herz
du fühlſamer ſchufſt
als ſonſt dem Schmerz,
dort wo am weichſten
zart und offen,
würd' es getroffen,
nie zu hoffen
daß je ich könne geſunden, —
warum ſo fehrend,
Un-ſeliger,
dort — nun mich verwunden?
Dort mit der Waffe
quälendem Gift,
das Sinn und Hirn
mir ſengend verſehrt;
das mir dem Freund
die Treue verwehrt,
mein off'nes Herz

erfüllt mit Verdacht,
daß ich nun heimlich
in dunkler Nacht
den Freund lauschend beschleiche,
meiner Ehren End' erreiche?
Die kein Himmel erlöst,
warum — mir diese Hölle?
Die kein Elend sühnt,
warum — mir diese Schmach?
Den unerforschlich
furchtbar tief
geheimnisvollen Grund,
wer macht der Welt ihn kund?

Tristan
(das Auge mitleidig zu Marke erhebend)

O König, das —
kann ich dir nicht sagen;
und was du frägst,
das kannst du nie erfahren. —

(Er wendet sich seitwärts zu Isolde, welche die Augen sehnsuchtsvoll zu ihm aufgeschlagen hat.)

Wohin nun Tristan scheidet,
willst du, Isold', ihm folgen?
Dem Land, das Tristan meint,
der Sonne Licht nicht scheint:
es ist das dunkel
nächt'ge Land,
daraus die Mutter
einst mich sandt',

als, den im Tode
sie empfangen,
im Tod' sie sich
zum Licht gelangen.
Was, da sie mich gebar,
ihr Liebes-Berge war,
das Wunderreich der Nacht,
aus der ich einst erwacht, —
das bietet dir Tristan,
da hin geht er voran.
Ob sie ihm folge
treu und hold,
das sag' ihm nun Isold'.

Isolde.

Da für ein fremdes Land
der Freund sie einstens warb,
dem Un-holden
treu und hold,
mußt' Isolde folgen.
Nun führst du in dein Eigen,
dein Erbe mir zu zeigen;
wie soh' ich wohl das Land,
das alle Welt umspannt?
Wo Tristan's Haus und Heim,
da kehr' Isolde ein:
auf dem sie folge
treu und hold,
den Weg nun zeig' Isold'!

Tristan küßt sie sanft auf die Stirn.

Melot
(wüthend aufſpringend).

Verräther! Ha!
Zur Rache, König!
Duldeſt du dieſe Schmach?

Triſtan
(zieht ſein Schwert aus wendet ſich ſchnell um).

Wer wagt ſein Leben an das meine?
(Er heftet ſein Blick auf Melot.)
Mein Freund war der;
er minnte mich hoch und theuer:
um Ehr' und Ruhm
mir war er beſorgt wie Keiner.
Zum Uebermuth
trieb er mein Herz:
die Schaar führt' er,
die mich gedrängt,
Ehr' und Ruhm mir zu mehren,
dem König dich zu vermählen. —
Dein Blick, Iſolde,
blendet auch ihn:
aus Eifer verrieth
mich der Freund
dem König, den ich verrieth. —
Wehr' dich Melot!

Er dringt auf ihn ein; als Melot ihm das Schwert entgegenſtreckt, läßt Triſtan das ſeinige fallen und ſinkt verwundet in Kurwenal's Arme. Iſolde ſtürzt ſich an ſeine Bruſt. Marke hält Melot zurück. — Der Vorhang fällt ſchnell.

# Dritter Aufzug.

Burggarten. Zur einen Seite hohe Burggebäude, zur andern eine niedrige Mauerbrüſtung, von einer Pforte unterbrochen; im Hintergrunde das Burgthor. Die Lage iſt auf felſiger Höhe anzunehmen; durch Oeffnungen blickt man auf einen weiten Meereshorizont. Das Ganze macht den Eindruck der Herrenloſigkeit, übel gepflegt, hie und da ſchadhaft und verwachſen.

Im Vordergrunde, an der inneren Seite, liegt, unter dem Schatten einer großen Linde, Tristan, auf einem Ruhebett ſchlafend, wie leblos ausgeſtreckt. Zu Häupten ihm ſitzt Kurwenal, in Schmerz über ihn hingebeugt, und ſorgſam ſeinem Athem lauſchend. — Von der Außenſeite her hört man, beim Aufziehen des Vorhanges, einen Hirtenreigen, ſehnſüchtig und traurig auf einer Schalmei geblaſen. Endlich erſcheint der Hirt ſelbſt über der Mauerbrüſtung mit dem Oberleibe, und blickt theilnehmend herein

Hirt
(leiſe).

Kurwenal! He! —
Sag' Kurwenal! —
Hör' dort, Freund!

(Da Kurwenal das Haupt nach ihm wendet.)

Wacht er noch nicht?

Kurwenal
(ſchüttelt traurig mit dem Kopf).

Erwachte er,
wär's doch nur

um für immer zu verscheiden,
erschien zuvor
die Aerztin nicht,
die einz'ge die uns hilft.
Sah'st du noch nichts?
Kein Schiff noch auf der See? —

Hirt.

Eine andre Weise
hörtest du dann,
so lustig wie ich sie kann.
Nun sag' auch ehrlich,
alter Freund:
was hat's mit unserm Herrn?

Kurwenal.

Laß die Frage; —
du kannst's doch nie erfahren. —
Eifrig späh',
und siehst du das Schiff,
dann spiele lustig und hell.

Hirt

(sich wendend, und mit der Hand über'm Auge spähend)

Oed' und leer das Meer! —

(Er setzt die Schalmei an und verschwindet blasend: etwas ferner hört man längere Zeit den Reigen. —)

Tristan

(nach langem Schweigen, ohne Bewegung, matt).

Die alte Weise —
was weckt sie mich?

(Die Augen aufschlagend, und das Haupt wendend:)

Wo — bin ich?

Kurwenal

(ist erschrocken aufgefahren, lauscht und beobachtet).

Ha! — die Stimme!
Seine Stimme! —
Tristan! Herr!
Mein Held! Mein Tristan!

Tristan.

Wer — ruft mich?

Kurwenal.

Endlich! Endlich!
Leben! O Leben —
süßes Leben —
meinem Tristan neu gegeben!

Tristan

(ein wenig auf dem Lager sich erhebend).

Kurwenal — du?
Wo — war ich? —
Wo — bin ich?

Kurwenal.

Karéol, Herr:
Kennst du die Burg
der Väter nicht?

Tristan.

Meiner Väter?

Kurwenal.

Schau dich nur um!

Triſtan.

Was erklang mir?

Kurwenal.

Des Hirten Weiſe,
die hörteſt du wieder;
am Hügel ab
hütet er deine Herde.

Triſtan.

Meine Herde?

Kurwenal.

Herr, das mein' ich!
Dein das Haus,
Hof und Burg.
Das Volk, getreu
dem trauten Herrn,
ſo gut es konnt',
hat's Haus und Herd gepflegt,
das einſt mein Held
zu Erb' und Eigen
an Leut' und Volk verſchenkt,
als Alles er verließ,
in ferne Land' zu ziehn.

Triſtan.

In welches Land?

Kurwenal.

Hei! nach Kornwall;
kühn und wonnig
was ſich da Glückes,
Glanz und Ehren
Triſtan hehr erkroſt!

Triſtan.

Bin ich in Kornwall?

Kurwenal.

Nicht doch: in Kareol.

Triſtan.

Wie kam ich her?

Kurwenal.

Hei nun, wie du kam'ſt?
Zu Roß ritteſt du nicht;
ein Schifflein führte dich her:
doch zu dem Schifflein
hier auf den Schultern
trug ich dich: die ſind breit,
die brachten dich dort zum Strand. —
Nun biſt du daheim zu Land,
im ächten Land,
im Heimat-Land,
auf eig'ner Weid' und Wonne,
im Schein der alten Sonne,

darin von Tod und Wunden
du ſelig ſollſt geſunden.

Triſtan
(nach einem kleinen Schweigen).

Dünkt dich das, —
ich weiß es anders,
doch kann ich's dir nicht ſagen.
Wo ich erwacht,
weilt' ich nicht;
doch wo ich weilte,
das kann ich dir nicht ſagen.
Die Sonne ſah' ich nicht,
nicht ſah' ich Land noch Leute:
doch was ich ſah,
das kann ich dir nicht ſagen.
Ich war —
wo ich von je geweſen,
wohin auf je ich gehe:
im weiten Reich
der Welten Nacht.
Nur ein Wiſſen
dort uns eigen:
göttlich ew'ges
Ur-Vergeſſen, —
wie ſchwand mir ſeine Ahnung?
Sehnſücht'ge Mahnung,
nenn' ich dich,
die neu dem Licht
des Tags mich zugetrieben?

Was einzig mir geblieben,
ein heiß-inbrünstig Lieben,
aus Todes-Wonne-Grauen
ſagt mich's, das Licht zu ſchauen,
das trügend hell und golden
noch dir, Iſolden, ſcheint!

Kurwenal
(hebt, von Grauen gewandt, ſein Haupt).

Triſtan
(allmählich ſich immer mehr aufrichtend).

Iſolde noch
im Reich der Sonne!
Im Tagesſchimmer
noch Iſolde!
Welches Sehnen,
welches Bangen,
ſie zu ſehen
welch' Verlangen!
Krachend hört' ich
hinter mir
ſchon des Todes
Thor ſich ſchließen:
weit nun ſteht es
wieder offen;
der Sonne Strahlen
ſprengt' es auf:
mit hell erſchloſ'nen Augen
muß ich der Nacht entlauchen, —

ſie zu ſuchen,
ſie zu ſehen,
ſie zu finden,
in der einzig
zu vergehen,
zu entſchwinden
Triſtan iſt vergönnt.
Weh', nun wächſt
bleich und bang
mir des Tages
wilder Drang!
Grell und täuſchend
ſein Geſtirn
weckt zu Trug
und Wahn mein Hirn!
Verfluchter Tag
mit deinem Schein!
Wach'ſt du ewig
meiner Pein?
Brennt ſie ewig,
dieſe Leuchte,
die ſelbſt Nachts
von ihr mich ſcheuchte?
Ach, Iſolde!
Süße! Holde!
Wann — endlich,
wann, ach wann
löſcheſt du die Zünde,
daß ſie mein Glück mir künde?

Das Licht, wann löſcht es aus?
Wann wird es Nacht im Haus?

Kurwenal
(heftig ergriffen).

Der einſt ich trotzt',
aus Treu' zu dir,
mit dir nach ihr
nun muß ich mich ſehnen!
Glaub' meinem Wort,
du ſollſt ſie ſehen,
hier — und heut' —
den Troſt kann ich dir geben,
iſt ſie nur ſelbſt noch am Leben.

Triſtan.

Noch loſch das Licht nicht aus,
noch ward's nicht Nacht im Haus.
Iſolde lebt und wacht,
ſie rief mich aus der Nacht.

Kurwenal.

Lebt ſie denn,
ſo laß dir Hoffnung lachen. —
Muß Kurwenal dumm dir gelten,
heut' ſollſt du ihn nicht ſchelten.
Wie todt lag'ſt du
ſeit dem Tag,
da Melot, der Verruchte,
dir eine Wunde ſchlug.

Die böſe Wunde,
wie ſie heilen?
Mir thör'gem Manne
dünkt' es da,
wer einſt dir Morold's
Wunde ſchloß,
der heilte leicht die Plagen
von Melot's Wehr geſchlagen.
Die beſte Aerztin
bald ich fand;
nach Kornwall hab' ich
ausgeſandt:
ein treuer Mann
wohl über's Meer
bringt dir Iſolden her.

Triſtan.

Iſolde kommt!
Iſolde naht! —
O Treue! hehre,
holde Treue!
Mein Kurwenal,
du trauter Freund,
du Treuer ohne Wanken,
wie ſoll dir Triſtan danken?
Mein Schild, mein Schirm
in Kampf und Streit,
zu Luſt und Leid
mir ſtets bereit:

wen ich gehaßt,
den haßtest du;
wen ich geminnt,
den minntest du.
Dem guten Marke,
dient' ich ihm hold,
wie warst du ihm treuer als Gold!
Mußt' ich verrathen
den edlen Herrn,
wie betrogst du ihn da so gern!
Dir nicht eigen,
einzig mein,
mit-leidest du
wenn ich leide: —
nur — was ich leide,
das — kannst du nicht leiden!
Dies furchtbare Sehnen,
das mich sehrt;
dies schmachtende Brennen,
das mich zehrt:
wollt' ich dir's nennen,
könntest du's kennen, —
nicht hier würdest du weilen;
zur Warte müßtest du eilen,
mit allen Sinnen
sehnend von hinnen
nach dorten trachten und spähen,
wo ihre Segel sich blähen;
wo vor den Winden,

mich zu finden,
von der Liebe Drang befeuert,
Iſolde zu mir ſteuert! —
Es naht, es naht
mit muthiger Haſt!
Sie weht, ſie weht,
die Flagge am Maſt.
Das Schiff, das Schiff!
Dort ſtreicht es am Riff!
Siehſt du es nicht?
Kurwenal, ſiehſt du es nicht?

(Da Kurwenal, um Triſtan nicht zu verlaſſen, zögert, und Triſtan in ſchweigender Spannung nach ihm blickt, ertönt, wie zu Anfang, näher, dann ferner, die klagende Weiſe des Hirten.)

Kurwenal
(niedergeſchlagen).
Noch iſt kein Schiff zu ſeh'n!

Triſtan
hat mit abnehmender Aufregung gelauſcht, und beginnt dann mit wachſender Schwermuth:

Muß ich dich ſo verſteh'n,
du alte, ernſte Weiſe,
mit deiner Klage Klang? —
Durch Abendwehen
drang ſie bang,
als einſt dem Kind
des Vater's Tod verkündet:
durch Morgengrauen

bang und bänger,
als der Sohn
der Mutter Loos vernahm.
Da er mich zeugt' und ſtarb,
ſie ſterbend mich gebar.
die alte Weiſe
ſehnſuchts-bang
zu ihnen wohl
auch klagend drang,
die einſt mich frug,
und jetzt mich frägt,
zu welchem Loos erkoren
ich damals wohl geboren?
Zu welchem Loos? —
Die alte Weiſe
ſagt mir's wieder: —
mich ſehnen — und ſterben,
ſterben — und mich ſehnen!
Nein! ach nein!
So heißt ſie nicht:
Sehnen! Sehnen —
im Sterben mich zu ſehnen,
vor Sehnſucht nicht zu ſterben! —
Die nicht erſtirbt,
ſehnend nun ruft
nach Sterbens Ruh'
ſie der fernen Aerztin zu. —
Sterbend lag ich
ſtumm im Kahn,

der Wunde Gift
dem Herzen nah':
Sehnſucht klagend
klang die Weiſe;
den Segel blähte der Wind
hin zu Irland's Kind.
Die Wunde, die
ſie heilend ſchloß,
riß mit dem Schwert
ſie wieder los;
das Schwert dann aber
ließ ſie ſinken,
den Gifttrank gab ſie
mir zu trinken;
wie ich da hoffte
ganz zu geneſen,
da ward der ſehrend'ſte
Zauber erleſen,
daß nie ich ſollte ſterben,
mich ew'ger Qual vererben.
Der Trank! Der Trank!
Der furchtbare Trank!
Wie vom Herzen zum Hirn
er wüthend mir drang!
Kein Heil nun kann,
kein ſüßer Tod
je mich befrei'n
von der Sehnſucht Noth.
Nirgends, ach nirgends

find' ich Ruh';
mich wirft die Nacht
dem Tage zu,
um ewig an meinen Leiden
der Sonne Auge zu weiden.
O dieſer Sonne
ſengender Strahl,
wie brennt mir das Herz
ſeine glühende Qual!
Für dieſer Hitze
heißes Verſchmachten
ach! keines Schattens
kühlend Umnachten!
Für dieſer Schmerzen
ſchreckliche Pein,
welcher Balſam ſollte
mir Lind'rung verleih'n?
Den furchtbaren Trank,
der der Qual mich vertraut,
ich ſelbſt, ich ſelbſt —
ich hab' ihn gebraut!
Aus Vaters-Noth
und Mutter-Weh',
aus Liebesthränen
eh' und je,
aus Lachen und Weinen,
Wonnen und Wunden,
hab' ich des Trankes
Gifte gefunden!

Den ich gebraut,
der mir gefloſſen,
den Wonne-ſchlürfend
je ich genoſſen, —
verflucht ſei, furchtbarer Trank!
Verflucht, wer dich gebraut!

(Er ſinkt ohnmächtig zurück.)

Kurwenal

(der vergebens Triſtan zu mäßigen ſuchte, ſchreit entſetzt laut auf).

Mein Herre! Triſtan! —
Schrecklicher Zauber! —
O Minne-Trug!
O Liebes-Zwang!
Der Welt holdeſter Wahn,
wie iſt's um dich gethan! —
Hier liegt er nun,
der wonnige Mann,
der wie Keiner geliebt und gewinnt:
nun ſeht, was von ihm
ſie Dankes gewann,
was je ſich Minne gewinnt!
Biſt du nun todt?
Lebſt du noch?
Hat dich der Fluch entführt? —
O Wonne! Nein!
Er regt ſich! Er lebt! —
Wie ſanft er die Lippen rührt!

Triſtan
(langſam wieder zu ſich kommend).
Das Schiff — ſiehſt du's noch nicht?

Kurwenal.
Das Schiff? Gewiß,
das naht noch heut';
es kann nicht lang' mehr ſäumen.

Triſtan.
Und drauf Iſolde,
wie ſie winkt —
wie ſie hold
mir Sühne trinkt?
Siehſt du ſie?
Siehſt du ſie noch nicht?
Wie ſie ſelig,
hehr und milde
wandelt durch
des Meer's Gefilde?
Auf wonniger Blumen
ſanften Wogen
kommt ſie licht
an's Land gezogen:
ſie lächelt mir Troſt
und ſüße Ruh';
ſie führt mir letzte
Labung zu.
Iſolde! Ach, Iſolde!
wie hold, wie ſchön biſt du! —

Und Kurwenal, wie?
Du ſäh'ſt ſie nicht?
Hinauf zur Warte,
du blöder Wicht,
was ſo hell und licht ich ſehe,
daß das dir nicht entgehe.
Hörſt du mich nicht?
Zur Warte ſchnell!
Eilig zur Warte!
Biſt du zur Stell'?
Das Schiff, das Schiff!
Iſolden's Schiff —
du mußt es ſehen,
mußt es ſehen!
Das Schiff — ſäh'ſt du's noch nicht?

(Während **Kurwenal** noch zögernd mit **Triſtan** ringt, läßt der Hirt von außen einen luſtigen Reigen vernehmen.)

**Kurwenal**
(freudig aufſpringend, und der Warte zu eilend).

O Wonne! Freude!
Ha! Das Schiff!
Von Norden ſeh' ich's nah'n.

**Triſtan**
(in wachſender Begeiſterung).

Wußt' ich's nicht?
Sagt' ich es nicht?
Daß ſie noch lebt,
noch Leben mir webt?
Die mir Iſolde

einzig enthält,
wie wär' Iſolde
mir aus der Welt?

Kurwenal
(von der Warte zurückrufend).

Hahei! Hahei!
Wie es muthig ſteuert!
Wie ſtark das Segel ſich bläht!
Wie es jagt! Wie es fliegt!

Triſtan.

Die Flagge? Die Flagge?

Kurwenal.

Der Freude Flagge
am Wimpel luſtig und hell.

Triſtan
(auf dem Lager hoch ſich aufrichtend).

Heiaha! Der Freude!
Hell am Tage
zu mir Iſolde,
Iſolde zu mir! —
Siehſt du ſie ſelbſt?

Kurwenal.

Jetzt ſchwand das Schiff
hinter dem Fels.

Triſtan.

Hinter dem Riff?

Bringt es Gefahr?
Dort wüthet die Brandung,
ſcheitern die Schiffe. —
Das Steuer, wer führt's?

Kurwenal.

Der ſicherſte Seemann.

Triſtan.

Verrieth' er mich?
Wär' er Melot's Genoß?

Kurwenal.

Traut ihm wie mir!

Triſtan.

Verräther auch du! —
Un-ſeliger!
Siehſt du ſie wieder?

Kurwenal.

Noch nicht.

Triſtan.

Verloren!

Kurwenal.

Haha! Heiahaha!
Vorbei! Vorbei!
Glücklich vorbei!
Im ſichren Strom
ſteuert zum Hafen das Schiff.

Triſtan.

Heiaha! Kurwenal!
Treueſter Freund!
All' mein Hab' und Gut
vererb' ich noch heut'.

Kurwenal.

Sie nahen im Flug.

Triſtan.

Siehſt du ſie endlich?
Siehſt du Iſolde?

Kurwenal.

Sie iſt's! Sie winkt.

Triſtan.

O ſeligſtes Weib!

Kurwenal.

Im Hafen der Kiel! —
Iſolde — ha!
mit einem Sprung
ſpringt ſie vom Bord zum Strand.

Triſtan.

Herab von der Warte!
Müßiger Gaffer!
Hinab! Hinab

an den Strand!
Hilf ihr! Hilf meiner Frau!

Kurwenal.

Sie trag' ich herauf:
trau' meinen Armen!
Doch du, Triſtan,
bleib' mir treulich am Bett!

(Er eilt durch das Thor hinab.)

Triſtan.

Ha, dieſe Sonne!
Ha, dieſer Tag!
Ha, dieſer Wonne
ſonnigſter Tag!
Jagendes Blut,
jauchzender Muth!
Luſt ohne Maaßen,
freudiges Raſen:
auf des Lagers Bann
wie ſie ertragen?
Wohlauf und daran,
wo die Herzen ſchlagen!
Triſtan, der Held,
in jubelnder Kraft
hat ſich vom Tod
emporgerafft!
Mit blutender Wunde
bekämpft' ich einſt Morolden:

mit blutender Wunde
erjag' ich mir heut Iſolden.
Hahei! Mein Blut,
luſtig nun fließe!
Die mir die Wunde
auf ewig ſchließe,
ſie naht wie ein Held,
ſie naht mir zum Heil:
vergehe die Welt
meiner jauchzenden Eil'!

(Er hat ſich ganz aufgerafft, und ſpringt jetzt vom Lager.)

Iſolde
(von außen rufend:)
Triſtan! Triſtan! Geliebter!

Triſtan
(in der furchtbarſten Aufregung).
Wie hör' ich das Licht!
Die Leuchte — ha!
Die Leuchte verliſcht!
Zu ihr! Zu ihr!

(Er ſtürzt ſich taumelnd der hereineilenden Iſolde entgegen. In der Mitte der Bühne begegnen ſie ſich.)

Iſolde.
Triſtan! Ha!

Triſtan
(in Iſolde's Arme ſinkend).
Iſolde! —

(Den Blick zu ihr aufgeheftet, ſinkt er leblos in ihren Armen langſam zu Boden.)

Isolde
(nach einem Schrei).

Ich bin's, ich bin's —
süßester Freund!
Auf! noch einmal!
Hör' meinen Ruf!
Achtest du nicht?
Isolde ruft:
Isolde kam,
mit Tristan treu zu sterben. —
Bleibst du mir stumm?
Nur eine Stunde, —
nur eine Stunde
bleibe mir wach!
So bange Tage
wachte sie sehnend,
um eine Stunde
mit dir noch zu wachen.
Betrügt Isolden,
betrügt sie Tristan
um dieses einz'ge
ewig-kurze
letzte Welten-Glück? —
Die Wunde — wo?
Laß sie mich heilen,
daß wonnig und hehr
die Nacht wir theilen.
Nicht an der Wunde,
an der Wunde stirb mir nicht!

Uns beiden vereint
erlöſche das Lebenslicht! —
Gebrochen der Blick! —
Still das Herz! —
Treuloſer Triſtan,
mir dieſen Schmerz?
Nicht eines Athem's
flücht'ges Weh'n?
Muß ſie nun jammernd
vor dir ſteh'n,
die ſich wonnig dir zu vermählen
muthig kam über Meer?
Zu ſpät! Zu ſpät!
Trotziger Mann!
Strafſt du mich ſo
mit härteſtem Bann?
Ganz ohne Huld
meiner Leidens-Schuld?
Nicht meine Klagen
darf ich dir ſagen?
Nur einmal, ach!
Nur einmal noch! —
Triſtan — ha!
horch — er wacht!
Geliebter —
— Nacht!

(Sie ſinkt ohnmächtig über der Leiche zuſammen.)

Kurwenal war sogleich hinter Isolde zurückgekommen; sprachlos in furchtbarer Erschütterung hat er dem Auftritte beigewohnt, und bewegungslos auf Tristan hingestarrt.

Aus der Tiefe hört man jetzt dumpfes Getümmel und Waffengeklirr. — Der Hirt kommt über die Mauer geflogen, hastig und leise zu Kurwenal sich wendend.

Hirt.

Kurwenal! Hör'!
Ein zweites Schiff.

Kurwenal fährt auf, und blickt über die Brüstung, während der Hirt auf der Ferne erschüttert auf Tristan und Isolde sieht.

Kurwenal
(in Wuth ausbrechend).

Tod und Hölle!
Alles zur Hand!
Marke und Melot
hab' ich erkannt. —
Waffen und Steine!
Hilf mir! Aus Thor!

(Er springt mit dem Hirt an das Thor, das Beide in der Hast zu verrammeln suchen.)

Der Steuermann
(stürzt herein).

Marke mir nach
mit Mann und Volk!
Vergeb'ne Wehr!
Bewältigt sind wir.

Kurwenal.

Stell' dich, und hilf! —

So lang' ich lebe,
lugt mir keiner herein!

Brangäne's
Stimme, außen, von unten her.
Iſolde, Herrin!

Kurwenal.
Brangäne's Ruf?
(Hinabrufend:)
Was ſuch'ſt du hier?

Brangäne.
Schließ' nicht, Kurwenal!
Wo iſt Iſolde?

Kurwenal.
Verräth'rin auch du?
Weh' dir, Verruchte!

Melot's
Stimme von außen.
Zurück, du Thor!
Stemm' dich dort nicht!

Kurwenal.
Heinha dem Tag,
da ich dich treffe!
Stirb, ſchändlicher Wicht!

Melot, mit gewaffneten Männern, erſcheint unter dem Thor. Kurwenal ſtürzt ſich auf ihn und ſtreckt ihn zu Boden.

Melot
(ſterbend).

Wehe mir! — Triſtan!

Brangäne
(immer noch außen).

Kurwenal! Wüthender!
Hör', du betrügſt dich.

Kurwenal.

Treuloſe Magd! —
Drauf! Mir nach!
Werft ſie zurück!
(Sie kämpfen.)

Marke
(von außen).

Halte, Raſender!
Biſt du von Sinnen?

Kurwenal.

Hier wüthet der Tod.
Nichts andres, König,
iſt hier zu holen:
willſt du ihn kieſen, ſo komm!
(Er dringt auf ihn ein.)

Marke.

Zurück, Wahnſinniger!

Brangäne

hat ſich ſeitwärts über die Mauer geſchwungen, und eilt in den Vordergrund.

Iſolde! Herrin!
Glück und Heil! —
Was ſeh' ich, ha!
Lebſt du? Iſolde!

Sie ſtürzt auf Iſolde, und müht ſich um ſie. — Während dem hat Marke mit ſeinem Gefolge Kurwenal mit deſſen Helfern zurückgetrieben, und dringt herein. Kurwenal, ſchwer verwundet, ſchwankt vor ihm her nach dem Vordergrund.

Marke.

O Trug und Wahn!
Triſtan, wo biſt du?

Kurwenal.

Da liegt er — da —
hier, wo ich liege —!

(Er ſinkt bei Triſtan's Füßen zuſammen.)

Marke.

Triſtan! Triſtan!
Iſolde! Weh'!

Kurwenal

(nach Triſtan's Hand faſſend).

Triſtan! Trauter!

Schilt mich nicht,
daß der Treue auch mit kommt!

(Er ſtirbt.)

Marke.

Todt denn Alles!
Alles todt?
Mein Held! Mein Triſtan!
Trauteſter Freund!
Auch heute noch
mußt du den Freund verrathen?
Heut', wo er kommt
dir höchſte Treu' zu bewähren?
Erwach'! Erwach'!
Erwache meinem Jammer,
du treulos treueſter Freund!

Brangäne

(die in ihren Armen Iſolde wieder zu ſich gebracht)

Sie wacht! Sie lebt!
Iſolde, hör'!
Hör' mich, ſüßeſte Frau!
Glückliche Kunde
laß mich dir melden:
vertrauteſt nicht Brangänen?
Ihre blinde Schuld
hat ſie geſühnt;
als du verſchwunden,
ſchnell fand ſie den König:

des Trankes Geheimniß
erfuhr der kaum,
als mit ſorgender Eil
in See er ſtach,
dich zu erreichen,
dir zu entſagen,
dich zuzuführen dem Freund.

Marke.

Warum, Iſolde,
warum mir das?
Da hell mir ward enthüllt,
was zuvor ich nicht faſſen konnt',
wie ſelig, daß ich den Freund
frei von Schuld da fand!
Dem holden Mann
dich zu vermählen,
mit vollen Segeln
flog ich dir nach:
doch Unglückes
Ungeſtüm,
wie erreicht es, wer Frieden bringt?
Die Aernte mehrt' ich dem Tod:
der Wahn häufte die Noth!

Brangäne.

Hörſt du uns nicht?
Iſolde! Traute!
Vernimmſt du die Treue nicht?

Isolde.

die theilnahmlos vor sich hingeblickt, ohne zu vernehmen, heitet das Auge endlich auf Tristan.

Mild und leise
wie er lächelt,
wie das Auge
hold er öffnet:
seht ihr, Freunde,
säh't ihr's nicht?
Immer lichter
wie er leuchtet,
wie er minnig
immer mächt'ger,
Stern-umstrahlet
hoch sich hebt:
seht ihr, Freunde,
säh't ihr's nicht?
Wie das Herz ihm
muthig schwillt,
voll und hehr
im Busen quillt;
wie den Lippen
wonnig mild
süßer Athem
sanft entweht: —
Freunde, seht —
fühlt und seht ihr's nicht? —
Höre ich nur
diese Weise,

die ſo wunder-
voll und leiſe,
Wonne klagend
Alles ſagend,
mild verſöhnend
aus ihm tönend,
auf ſich ſchwingt,
in mich dringt,
hold erhallend
um mich klingt?
Heller ſchallend,
mich umwallend
ſind es Wellen
ſanfter Lüfte?
Sind es Wogen
wonniger Düfte?
Wie ſie ſchwellen,
mich umrauſchen,
ſoll ich athmen,
ſoll ich lauſchen?
Soll ich ſchlürfen,
untertauchen,
ſüß in Düften
mich verhauchen?
In des Wonnemeeres
wogendem Schwall,
in der Duft-Wellen
tönendem Schall,
in des Welt-Athem's

wehendem All —
ertrinken —
versinken —
unbewußt —
höchste Lust!

Wie verklärt sinkt sie sanft in Brangäne's Armen auf Tristan's Leiche. — Große Rührung und Entrücktheit unter den Umstehenden. Marke segnet die Leichen. — Der Vorhang fällt langsam.

Die

# Neue Richtung

in der

# Muſik.

Von

Louis Köhler.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1864.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1957 I Fol 26
140,45
x

Indem ich den vorstehenden Titel wähle, sehe ich im Geiste ein großes, aus Fachmusikern und Laien, aus Konzertbesuchern, Dilettanten und schriftstellernden Personen bestehendes Publikum vor mir. Der obige Titel bewegt — in Gedanken an Berlioz, Wagner, Liszt — mein Publikum im verschiedenartigsten Sinne: die Einen rufen ein optimistisches „Hört, Hört!", die Andern dagegen, pessimistische Geister, ein Lob auf die Zukunftsmusik befürchtend, zischen; hier zuckt man die Achseln über den Schreiber, der ja wohl „auch einer von Denen" ist — dort zeigt man die freundlichere Miene bereitwilligen Verständnisses. Noch Andere bemerke ich, die sehen gar drohend aus; die Einen von ihnen haben mich in Verdacht, daß ich Liszt's Symphonische Dichtungen schöner finden werde als Beethoven's Symphonien, — die Andern besorgen, ich werde letztere über erstere stellen. Um die Verwirrung vollständig zu machen, muß mir die praktische Ueberzeugung geworden sein, daß in diesem Auditorium die moralisch gut- und bösartigen Leute bunt durcheinander sitzen; auch die künstlerischen Capacitäten, die Urtheilsfähigen und andere als probat befundene Leute sitzen nicht nur auf Einer Seite, sondern auf allen Seiten. Da sehe ich Herren links und rechts, die erst nach der Parteistellung der Person eines Autors forschen, bevor sie sich entscheiden, ob sie ihm für sein Werk den Lorbeer oder die seidene Schnur reichen wollen; — dort sehe ich wiederum auf beiden Seiten Herren, die selbst den öffentlichen Angreifer ihrer künstlerischen Ehre bereitwillig rühmen, wenn er, obschon ein „principieller" Gegner, ein gutes Kunstwerk zu Tage förderte. — Auf welcher Seite Urtheilswahrheit sei, ist unmöglich zu entscheiden. Mit gutem Grunde

hält man den Angreifern unverſtandener neuer Werke wichtige hiſtoriſche Erfahrungen gegenüber: Haydn wurde ſeiner Zeit unter Pleyel, Beethoven's Eroica unter Eberl's Symphonie geſtellt, Roſſini machte das Publikum Beethoven vergeſſen, Salieri verdunkelte Mozart! —

An dieſe und viele ähnliche Thatſachen erinnert man, bei deren Erwägung ſelbſt der dreiſteſte Abſprecher zur Vorſicht geſtimmt werden könnte. Aber mit nicht viel weniger Grund antworten die Gegner des Neuen, daß zuletzt ein Jeder kommen und ſich auf ſein konfuſes Opus das Patent der Genialität ausbitten könnte! Aus dem Satze, daß viele angefeindete Werke ſpäter als claſſiſch anerkannt wurden, möchten wir nimmermehr die Folgerung ziehen, daß alle angefeindeten Werke claſſiſch ſein müßten! Lieber mag das Neue ſeine Kämpfe haben, Unrecht auf der einen und Vergötterung auf der andern Seite erleben. Es iſt eine gute Kraftprobe für ein Werk, ſich hoch in der Schwebung zu erhalten, trotzdem daß ſich Zehntauſend daran hängen, um es herabzuziehen; — auch liegt es in der Natur begründet, daß ein in ſeinem ganzen Weſen Neues erſt von der Mehrzahl unverſtanden bleiben und ſich nach und nach, abwechſelnd durch Sieg und Niederlage, Bahn brechen muß.

Hätte jedes Werk nur Zuhörer mit freiem Gefühle vor ſich, das nicht durch hiſtoriſche Ueberlieferungen und kritiſche Einflüſterungen an der unbefangenen Aufnehmung des Gehörten verhindert würde, dann wäre das Schickſal eines Werkes leicht entſchieden: man könnte beziehungsweiſe an eine natürliche Urſache für etwaige Mißerfolge glauben und alles Schreiben für oder wider die Sache wäre ziemlich überflüſſig. Aber die Zuhörer ſind zum größten Theile unfrei im Empfangen: die Muſiker und Kritiker können ſich (der Mehrzahl nach) nicht von der Anſicht losmachen: die Richtung der früheren Meiſter müſſe auch die der ſpäteren bleiben! Durch dieſe Reflexion wird ihr Gefühl falſch geleitet — ſie wiſſen es ſelber nicht! Sie ſprechen gegen Werke und nehmen ihre weiten Umgangskreiſe durch mündliche, das geſammte Publikum durch gedruckte feindliche Mittheilung, die in den meiſten Fällen nicht auf urſprünglichem Gefühlsurtheil beruht, dawider ein. — Darum iſt Schreiben und Sprechen über die neue Richtung nicht überflüſſig, im Gegentheil gehört das Thema zu den wichtigſten der muſikaliſchen Preſſe.

## Die Vergangenheit im Uebergange zur Gegenwart.

Hatte ſich mit Mozart eine Vollendung der engeren Form im Ausdrucke des Reinmuſikaliſchen erfüllt, innerhalb welcher ein Mehr und ein Höheres nicht mehr anging: ſo trat Beethoven aus dieſer engeren Form heraus, indem er, Anfangs aus verwandtem Inhalte die ähnliche producirend, ſie aus fortwachſendem Geiſte erweiterte und endlich zu einer neuen geſtaltete. Bis zu Beethoven war die Form eine objective zu nennen: denn ſie war eine von dem perſönlichen Alleinwillen faſt unabhängige, weil ſie eine für Alle feſtſtehende war; — die Arie, das Rondo, die Sonate, Ouvertüre, Symphonie waren im Weſentlichen im Periodenbau und modulatoriſchen Grundriß vorgeſchrieben, indem für den Satz, wenn auch nicht eine einzige ſo doch eine gewiſſe Anzahl Typen angenommen waren, innerhalb deren allerdings für das Detail (im weiteren Sinne) der Phantaſie beliebiger Raum blieb. Man hatte damals keine Ahnung von einem größeren und anderen Inhalte. Mit Beethoven fand aber eine neue Gefühlswelt muſikaliſchen Ausdruck, — ſie mußte ihn aus innerer Naturnothwendigkeit finden, kraft ihrer Kraft: und ſie fand ihn in einem richtigen „Beethoven", dem Vertreter der damaligen „neuen Ideen", die Vielen ſo heilig und Andern ſo verdammlich erſchienen (je nachdem ſie ſich in erhebenden oder abſchreckenden Ereigniſſen kundgaben). Es war die Zeit, wo die höhere Menſchenwürde Front gegen despotiſche Willkür machte; der Bürger wollte nicht blos ein blind gehorchender geknechteter Unterthan, ſondern in ſeinem Stande jedem Andern gleichgeachtet ſein; man wollte einen Staat, in welchem Jeder gleiche Freiheit hat, wo die ſittlichen Hoheitsrechte der Perſon gleich mit der des Königs ſtehen, wo dieſer nicht nur der Herr ſondern ſelbſt nur der erſte Diener des Ganzen und zu allererſt Menſch, gleich jedem Bürger, iſt. Schiller — ein Dichter, wie Beethoven ein Muſiker iſt — ſpricht vielfach durch Worte in Begriffen aus, was Beethoven durch Töne in Gefühlen. Der Leſer wolle ſich nun einen ideal-demokratiſchen Geiſt wie Beethoven denken, der ſich der bloßen Standesgröße nicht beugt und ſich im Gefühle eigener Bedeutung über die nichtigen geſellſchaftlichen

Zwangsverhältnisse erhaben fühlt; daneben Haydn, mit der Serviette über'm Arm hinter seines Fürsten Stuhl, ihn bei Tafel bedienend — auch Mozart, von seinem Erzbischof wie ein schlechter Lakai behandelt. Das wäre bei Beethoven unmöglich gewesen! Hieran knüpft sich leicht eine Vergleichung verschiedener Geister in verschiedenen Zeitepochen, die zeigen wird, wie anders auch das künstlerische Schaffen bei Beethoven im Gegensatz zu Haydn und Mozart ausfallen mußte. Wie die alte sociale, so wurde auch die künstlerische Form von den Fesseln befreit durch die neue Geistesart, welche den ganzen Menschen, auch seine Phantasie bestimmt. Man spiele eine große Mozart'sche Sonate (z. B. die in A moll) und dann eine Beethoven'sche (z. B. Op. 57 appassionata); man wird, so nehmen wir an, von beiden entzückt sein; aber was ist's, das Beethoven's Werk zu einem so ganz anderen macht? In Mozart's Sonate bewegt sich das Individuum bescheiden in der Welt — in Beethoven's bewegt sich eine Welt im Individuum.

Nur einer ungewöhnlich lebhaften Einbildungskraft ist es annähernd möglich, sich als ausschließlichen Mozartianer, in jener Zeit lebend zu denken, wo Beethoven ein neues Ideal in ganz ungewohnter Kunstform verkörperte. Man vergesse einmal, seit den Kindheitsjahren Beethoven'sche Symphonien gehört zu haben; man denke sich einmal in Geist, Fleisch und Blut eines Menschen hinein, der Anno 1780 (zehn Jahre nach Beethoven) geboren und ganz und gar im Mozart'schen Ideale gereift ist; man ist groß geworden bei Mozart'schen Quartetten und Symphonien, man hat sich so in die Uebersichtlichkeit der harmonievollen concisen Form eingelebt, ist so ganz im Principe harmonischen Wohlklanges und innerer Beschaulichkeit heimisch, daß man nicht denken kann und mag, es gebe eine Musik, welche diese Principien nur als ein Moment des zeitlich „überwundenen Standpunktes" in sich und nicht als Zielpunkt habe. So hören wir denn plötzlich, etwa 1817, die Sonate Op. 57, die Symphonie No. 7 F dur $^3/_4$ Takt von Beethoven*): wahrlich, sagen wir (als gutconservative Musiker),

*) Beethoven war um diese Zeit 47 Jahre alt. NB. Von großem Interesse dürfte die Notiz in W. v. Lenz „Beethoven" 5. Band, S. 412 sein.

bei dieſer Muſik wird Einem nicht wohl, ſondern ſchwindlig! Welche Diſſonanzen! welche Wildheit! reines Delirium! iſt das ſchön? ſoll das Muſik ſein? — Hiernach hören wir ſpäter ein Quartett von Beethoven, z. B. F moll Op. 95 und die Neunte Symphonie. Iſt das zum Ertragen? iſt das Symphonie? — „Kakophonie" iſt das! Denn in dieſem Chaos iſt doch hörbar der leibhafte Böſe, der Kakodämon, thätig!

Man darf annehmen, daß Beethoven jetzt ſo ziemlich verſtanden iſt; ſelbſt ſeine ſpäteren Werke liegen vor dem Blicke der Künſtler (wenngleich mehr oder minder) klar. Wir haben dies Verſtändniß zunächſt den ungewöhnlichen Geiſtern zu verdanken, die nicht müde wurden, trotz des Geſchreies der Maſſe, immerfort auf jene Werke (damalige „Zukunftsmuſik") hinzuweiſen und ſie ſo lange zu ſpielen, bis ſie ſchön genug klangen, um als „Schönes" verſtändlich zu ſein.

Es war und iſt uns wohl Allen ſo, als ob mit Beethoven der letzte derjenigen Componiſten geſtorben ſei, die man wegen der Unmittelbarkeit ihrer divinatoriſchen Begeiſterung, welche in eine urkräftige Phantaſie überfloß, die Göttlichen nennen möchte; die Nachkommenden, zunächſt Schubert, weiterhin Spohr, Weber, ſchufen noch in einem Abglanze jenes heiligen Scheines, der von dem Haydn-Mozart-Beethoven-Geſtirn ausſtrahlt. Die abgeſchloſſene Sphäre eines reinen inneren Kunſtlebens, das unmittelbar in der Tiefe des Gemüthes wurzelt, ſcheint mit Beethoven erſchöpft; ſchon mit Mendelsſohn und Schumann, den zwei Geweiheten, tritt fremdes Element hinzu: mit jenem eine gewiſſe künſtleriſch-geſellſchaftliche Weltlichkeit, mit dieſem die ſchöpferiſche Reflexion. Mendelsſohn bereicherte uns durch formale, Schumann durch ideelle Neuheit, denn Mendelsſohn hatte den Treffpunkt mehr in den Sinnen als Schumann, und dieſer hatte ihn mehr als Mendelsſohn im muſikaliſchen Intellect des Hörers; natürlich dies Alles als mit dem Gemüthe correſpondirend verſtanden: denn alle Kunſt iſt immer

daß die Symphonien 5 und 6, 7 und 8, der Entſtehung nach, die Nummern wechſeln mußten. — Das genannte Buch, welches zu beſitzen und zu ſtudiren ich der öffentlichen Empfehlung des Herrn Seroff danke, bietet eine ungewöhnliche Fülle von geiſtvollen Anſichten, neuen Combinationen und ſonſtigem Stoff zum Nachdenken. Möchten es alle Beethovenfreunde leſen!

Gefühlssache, nur wie sie sich zum Gefühle verhält, welche andere „Engagements" die Phantasie noch eingeht und wie das Verhältniß der zusammenwirkenden Factoren ist, davon ist hier vergleichsweise die Rede. Wer Reflexion hat, wird auch Gefühl haben und umgekehrt, doch kommt viel auf den Grad und auf die Art an. Jedenfalls hat die Kunst mit Mendelssohn und Schumann lebendige Documente zu der Thatsache geschaffen, daß die Musiksphäre sich erweitert hat.

Wir wollen nicht trauern, einen Beethoven verloren zu haben, denn wir haben ihn ja noch! — sondern freuen müssen wir uns über die Anderegearteten, welche ihm folgten, weil sie uns Neues brachten.

Aber auch nach ihnen gab es neue Ideale: die Musik verschwisterte sich enger mit der Poesie. — Letztere wird nicht mehr ein bloßer äußerer Anhalt, um gesungene absolute Musik zu machen, sondern der schaffende Musiker versenkt sich tief in die Dichtung und von ihr erfüllt läßt er seine Phantasie frei geben. So wird die Musik nicht eine dienende (wie hier und dort gemeint wurde) sondern gleichberechtigte Schwester der Poesie. Dieses Verhältniß ist ein wahrhaft harmonisches, wo Dichtung mit Musik vereinigt wird. Wie Mozart es war, der das Opernkunstwerk in dem Sinne zur höchsten Vollendung brachte, daß die Musik dabei die absolut herrschende Kunst, die Dichtung nur eine versificirte Handlung als lockerer Inhalt war — so hat Wagner die Oper in dem Sinne zur höchsten Entwicklung gebracht, daß darin beide Künste ebenbürtig bleibend mit einander zur innigsten Verschmelzung gelangen. Beide Ideale haben ihr gutes volles Recht. Daß daraus eine ganz anders geartete Musik entstehen mußte, liegt nahe: Mozart's Musik war von der Dichtung ablösbar und konnte für sich allein bestehen, weil sie nicht so eng mit ihr verbunden war; seine Musik an und für sich betrachtet, ist darum ein Vollkommenes. Wagner's That ist aber durchaus nicht zunächst in einer neu gearteten Musik oder Dichtung zu suchen, sondern erst in einem neuen Totalwerke, das die durchwachsene Einheit beider Künste — als Leib die Dichtung, als Seele die Musik — zur Erscheinung bringt. Schon Gluck hatte die Idee Wagner's halb gedacht und realisirt, indem er sagte: der Musiker soll nicht beliebige Musik zu dem

Texte machen, ſondern ſolche, wie ſie *ſituationsgemäß* ſei. Wie einfach vernünftig! und doch hielt eine große Partei zu damaliger Zeit (die *Piccinisten*, die es mit dem entgegengeſetzt geſinnten, abſoluten Muſiker *Piccini* hielten) *Gluck's* Idee für eine falſche. *Wagner* dagegen ſagt nicht nur dem Muſiker, wie dieſer zum Dichter ſtehen ſoll, ſondern macht auch dem Dichter ſeinen Standpunkt zum Muſiker klar: er ſagt, wie *Beide* zu ſchaffen haben, daß ein einheitliches Kunſtwerk entſtehe. Gewiß ebenfalls eine vernünftige Idee, aber freilich eine ungewohnte und darum auch heut zu Tage vielſeitig als unvernünftig verdammte.

Die Muſik kann aber noch ein anderes Verhältniß zur Poeſie einnehmen: ſie kann von einer Geſangscompoſition der Dichtung ganz abſehen und nur an der Hand der poetiſchen *Idee* den Phantaſiezug ſich ergehen laſſen.

Wie es bei der Geſangscompoſition der Fall iſt, daß ſich nicht jedes Gedicht dazu eignet, wenn nicht der Inhalt, die Idee von muſikverwandter Natur iſt: ſo macht ſich dies ſelbſtverſtändlich auch bei poetiſcher Ideenmuſik geltend. Man nennt ſolche Muſik, weil die ihr innewohnende Idee in einem beigeſtellten Programme wörtlich (in Proſa oder Versform) ausgeſprochen wird, *Programm-Muſik*. Bereits ſeit über hundert Jahren giebt es ſolche Muſik. Von *Seb. Bach* haben wir ein ziemlich wunderliches Capriccio „Auf die Abreiſe eines Freundes" in mehreren Sätzen mit folgenden Ideen. Erſter Satz, Arioso Adagio: „Iſt eine Schmeichelung der Freunde, um denſelben von ſeiner Reiſe abzuhalten." Zweiter Satz: „Iſt eine Vorſtellung unterſchiedlicher Unglück, die ihm in der Fremde könnten vorfallen." Dritter Satz, Adagiosissimo: „Iſt allgemeines Lamento der Freunde." Vierter Satz: „Allhier kommen die Freunde, weil ſie doch ſehen, daß es nicht anders ſeyn kann, und nehmen Abſchied." Fünfter Satz: „Aria di Postigliono." Sechſter Satz: „Fuga all' imitazione della cornetta di Postigliono." Das iſt veritable Programm-Muſik, möge ſie nun halber oder ganzer Gelegenheitsſcherz ſein ſollen! In ſpäterer Zeit haben andere Meiſter ſehr ernſte Programmſtücke geſchrieben: *Beethoven* in ſeiner Eroica- und Paſtoral-Symphonie, in ſeiner Egmont- und Coriolan-Ouvertüre; *Spohr* in ſeiner „Weihe der Töne", eine Symphonie, welcher ein ganzes Gedicht zum Grunde liegt; *Schumann* in ſeinen

Ouvertüren zu Manfred, Julius Cäsar; Rubinstein in seiner Ocean-Symphonie; denn: „Welle, Wind und Wasser", „die Seele als Meerestiefe", den „Zug Neptun's", „die Freude im Beherrschen des Meeres" in Tönen zu schildern, heißt doch Programm-Musik machen. Die hier erwähnten poetischen Ideen legt aber Rubinstein selber seinen vier Sätzen unter, was wir Dirigenten hiermit anvertrauen.

An diesen Beispielen sei es vorläufig genug, um an allgemein anerkannten Meistern zu beweisen, daß Programm-Musik, das ist Musik auf dem Grunde einer bestimmten poetischen Idee, in der Natur der Musik und des musikalischen Menschengeistes liegt.

Es ist überhaupt gar nicht zulässig, über die Berechtigung eines Genres zu Gericht zu sitzen, denn ein „Genre" ist ein Allgemeines, das wohl von einem Einzelnen erweckt und so gleichsam entdeckt werden, aber nicht erfunden oder „gemacht" werden kann: jedes Genre ist als „Gattung" oder als eine „Art" zu begreifen — und eine solche wird nicht gemacht, sondern macht sich selbst aus der natürlichen Logik wirklicher Erscheinungsformen, welche eine die andere hervortreiben. Ob das Erstehen eines Genres, einer Musikgattung früher oder später geschieht, ist gleich: die Keime dazu liegen bereits im Uranfange. So kann man z. B. sagen, daß die Oper bereits im Thespiskarren als Wickelkind enthalten sei, d. h. die Oper ganz im Allgemeinen; daß speciell der Don Juan, Freischütz u. a. darin gelegen haben, soll nicht gesagt werden, denn als Werke einzelner Menschen sind sie so, wie sie einmal sind, zufällige. Darum kann man die einzelnen Opern kritisch angreifen, aber nicht die Oper als Gattungsbegriff: ist eine Oper oder sind ihrer fünfhundert schlecht, so folgert sich daraus nicht, daß das Opernkunstwerk überhaupt unberechtigt sei — was zu beweisen von tüchtigen, doch bornirten Köpfen, die keinen Naturſinn haben, öfters unternommen worden ist. Und wie man z. B. nicht über die Berechtigung der grünen Farbe und über die des Hundes oder der Spinne streiten sollte (denn ein Jedes ist mit der Weihe geschaffen, welche jedem „geborenen" lebendigen Organismus eigen ist), eben so wenig sollte man über die Existenzberechtigung der Programm-Musik, der Melodramen u. dergl. streiten.

Wir finden in dem bekannten Worte: „Jedes Genre ist gut, nur das langweilige nicht" — einen tiefen und schönen Sinn! es macht sich aus ihm eine ganze Kunstphilosophie. Das Genre überhaupt hat Gott in der Natur seiner Fügungen gemacht, und was er gemacht hat, das ist gut, weil alles Göttliche *lebt* und Leben fördert; aber das langweilige Genre ist das Geisttödtende, das „gemacht" und nicht „geboren" und also eigentlich *kein* Genre, ja, als gar nicht daseiend zu betrachten ist. Was einen zurechnungsfähigen Geist anzieht, ist gewiß *immer* etwas Lebendiges und darum Berechtigtes; was ihn abstößt, ist aber noch *nicht* unbedingt das Todte und Unberechtigte; denn *seinem* Geiste stehen wieder *andere* Geister gegenüber, die *auch* ihr Recht haben und *auch* mitsprechen dürfen. Eine Musik, welche die Zuhörer in Bewegung — *für* oder *wider* — setzt, die *hat* Leben, denn um Nichts geschieht Nichts. Nur erst was *gegensätzliche*, doch dabei *normal beschaffene* Kunstgeister unter allen Umständen gleichgültig läßt, verfällt mit Grund dem Verdacht, daß es weder Alle im Lobe einigen noch Parteien bilden kann, also langweilig, todt, nichtig als Einzelwerk sei.

So sollte man denken, wo es sich um heutige Fragen bezüglich Berlioz- und Liszt'scher Programm-Musik handelt. Man wird sich eben so vergeblich bemühen, die *Werke* dieser Meister wie das *Genre* derselben durch kritische Angriffe zu beseitigen; denn wie man wahrnimmt, ziehen sie die einen Geister eben so lebhaft an, wie sie andere heftig abstoßen, und *solche* Werke sind, selbst im schlimmsten Falle, *wenigstens* von bedeutenden Folgen auf die Schaffensperiode der Gegenwart und Zukunft. Welch ein Erfolg läge aber bereits *hierin*! und was sind gegen solche Männer ein paar tausend krittelnde Würmer, die Verwesung deckt, wenn jene noch ihre Geistesstrahlen leuchten lassen; die schmachvollen Aussprüche werden dann der Fleck auf einer Partei sein, deren sachgemäße *Kritik*, auch als feindliche, wohl zu achten ist, deren *Spott* aber nur sie selbst entehrt! Denn wie es eine Sünde ist, wegen einzelner ausschweifender Priester die Religion derselben und das Ideal der Besseren unter ihnen zu verspotten, so ist es auch sündlich, eine Partei öffentlich anzuklagen, welche, wie *jede* Partei, ihre Schwächen und — Schwachen hat.

## Kritik und neue Musik.

Die Kritik findet ihren Halt zunächst an dem Formalen der musikalischen Werke; das kritische Maaß kann sich nur aus dem musikalischen Gehöre und der Theorie ergeben. Man hat aber zu erwägen, wie es mit beiden eigentlich beschaffen ist. — Das musikalische Gehör ist zwar bei allen Hörenden in seiner Grundnatur gleich, oft aber auch sehr verschiedenartig in der Anwendung auf bestimmte Objecte: denn es ist nicht blos sinnliches Gehör, sondern der musikalische Geist selber in bestimmter Thätigkeit. Was der musikalische Geist an Musik denkt, das denkt er sich gehört — und in diesem Sinne giebt es keine Taubheit. (Beethoven's Taubheit begann schon in seiner mittleren Periode.) So kommt im Gehöre also der sinnlich wahrnehmende Nerv mit dem verstehenden Geiste zusammen. Man denke sich nun die unendliche Möglichkeit der verschiedenen Arten des Hörens, selbst im Kreise sich gegenseitig anerkennender Musiker. Jeder von ihnen kann Musikstücke geschaffen haben, oder es giebt deren Hunderte von anderen Meistern componirt, welche Jeder von ihnen als normal und vernünftig klingend anerkennt; gleichwohl können sie Alle ein specielles Stück hören, z. B. Liszt's „Tasso", Berlioz' „Harald" oder dergl., und sie empfinden es in ganz entgegengesetzter Weise! — Solche Thatsachen sind zu beherzigen und vorurtheilsfrei zu bedenken. Jene Musiker fanden sich gegenseitig vernünftig, so lange sie gleicher Meinung waren; sobald aber die Einen lieben und verstehen, was die Andern nicht mögen, höhnen diese und — die Feindschaft ist da: auf Grund des menschlichen „Gehörs, das allein in Musiksachen Richter sein kann"! (?) ein Satz, den ich kürzlich gelesen habe und der beweisen sollte, daß der mit (gewiß nicht gewöhnlichen) Gehörswerkzeugen behaftete Schreiber nach seinem Hören den „letzten" Beethoven als schlechtklingend verurtheilen dürfe. Mit dem Maaßstabe des Gehörs steht es also nicht sicher genug. —

Die Theorie dürfen wir nur, wie jede Wissenschaft, historisch betrachten, um ihre Wandelbarkeit zu erkennen. Es hat zu jeder Zeit Autoritäten in Theorie und Praxis gegeben, welche gewisse Anwendungsformen als regelwidrig bezeichneten; doch gab es auch

immer Geister, welche die Regel übertraten, anfangs mit allgemeiner Opposition, welche aber sodann Nachahmer fanden und endlich die Regel ganz vergessen machten.*) Es wurden dann wieder neue Regeln proklamirt, mit denen es eben so ging. Dies ist sehr gut. Denn die Regeln binden die Form zur Allgemeinverständlichkeit; möge die mittelmäßige Künstlerschaft immer in diesem ihr zugehörigen Kreise bleiben und darin schaffen und lehren. Eine Regel blos willkürlich, d. h. ohne inneren Grund zu übertreten, ist Widersinn; der Grund dazu muß aus einem in sich selbst consequenten Geiste erwachsen, der eine vom Allgemeinen abweichende Ideenweise zueigen hat. Die sämmtlichen lebenden Geister sind seine natürlichen Richter, wenn sie die Würde solcher zeigen; der Gang durch die kritischen Kämpfe und die Zeit sind die Probe des ungewöhnlichen Werkes. Und hier tritt dann der ernste Moment ein, wo es die Frage ist, ob Etwas objectiv zu sanctioniren oder zu verdammen sei? Wer ist der Richter? Und giebt es da überhaupt eine absolute Entscheidung? Jeder ist am innigsten mit seinem persönlichen Urtheile verwachsen, das entgegengesetzte ist ihm leicht ein schlechtes. Das ist der subjective Standpunkt. Wer soll nun entscheiden über die Auserwählten, welche richten?

Ich glaube nicht, daß es damit ganz so unbestimmt stehe, wie es den Anschein hat. Nehmen wir an, die sämmtliche Musikerschaft wäre Zuhörer der Aufführung der Liszt'schen Symphonischen Dichtungen, und nehmen wir an, diese Musiker erkennen sich gegenseitig als richtige und tüchtige Leute an, auf Grund von praktischen Leistungen der Composition und technischen Ausführung. Man darf wohl annehmen, daß dies wirkliche Thatsache sei, denn

*) Freilich haben aber auch die Classiker einzelne Verstöße gegen die Natur der Kunst begangen, welche wohl nie zu rechtfertigen sein dürften und noch von Niemandem gerügt wurden. So ist in Haydn's Clavierſonate in Cis moll, im 2. Theil Takt 10 bei der Fermate auf Gis, ein Dominantseptaccord, nach welchem es in Gis moll als Tonica weiter geht! — Wie viele gute Musiker haben jene schöne Sonate gespielt und diesen Verstoß gegen die Logik in der Modulation nicht bemerkt! Das kommt aber von der classischen Vertrauensseligkeit: man sucht dergleichen bei Classikern nicht, und so — findet man auch nichts.

ich kenne ſo manches Werk, das mir mißfällig, deſſen Schöpfer mir aber ein normaler, zurechnungsfähiger Künſtler iſt, weil ich ſehe, daß er Muſik verſteht. Ein Publikum aus ſich gegenſeitig achtenden Muſikern ſteht alſo gewiſſermaßen innerlich für einander ein; mag es auch nicht im ſpeciellen „Urtheile" übereinſtimmen: die Urtheilskraft iſt zugegeben. Ereignet es ſich nun, daß ein Werk die Muſikerſchaft entzweit, indem es gegenſätzliche Meinungen hervorruft, ſo iſt damit bewieſen, daß die Gegner im Abſprechen der Lebensfähigkeit und Verſtändlichkeit des betreffenden Werkes Unrecht haben: denn von ihnen ſelbſt als tüchtig anerkannte Geiſter erleben in ſich einen befriedigenden, vielleicht begeiſternden Eindruck deſſelben Werkes. Specielle Mißverhältniſſe und Fehler, welche die Gegner namhaft machen, geben auch die Freunde des Werkes wohl als Schwächen zu, oder erkennen ſie mindeſtens als Regelwidrigkeiten, für deren formelle Berechtigung die Theorie nicht die Sanction in einem fertigen Geſetze hat, weil das Geſetz für eine Sache erſt in der Sache gefunden werden kann, alſo erſt nach derſelben kommt. Hat nun ſolches Geſetz auch nicht ein langes Herkommen, ſo hat es doch das Gefühl vieler Künſtler von ſonſt richtigem Muſikſinne für ſich — und das iſt ſchon viel zu viel, als daß eine Gegenpartei noch über Leben und Tod des Werkes abſprechen könnte, denn ſie gilt nicht ein Staubkörnchen mehr, als die Freunde des Werkes.

Vor den haltungsvollen Angriffen, welche die neudeutſche Muſik weder perſönlich noch parteilich anſehen, ſondern eine ehrliche Kritik daran legen, muß man immer Achtung haben; daß damit nicht etwa geſagt iſt, die Kritik ſei auch das giltige Urtheil, wird man hoffentlich zugeben: denn die Kritik kann einen alten Maaßſtab an ein neugeartetes Werk legen und dabei ſehr ſachkundig verfahren, was den Maaßſtab als ſolchen betrifft — d. h. hiſtoriſch-theoretiſch rückwärts — aber das Maaß ſelber iſt ungehörig, nicht das gemeſſene Object! Die Kritik kann eben von vielerlei Gattung ſein: z. B. eine hiſtoriſche, die ein Werk nach dem Muſter bereits vorhandener anerkannter Werke beurtheilt und es für gut oder nicht gut hält, jenachdem, ob es mit den Muſtern übereinſtimmt oder nicht; — oder die Kritik kann eine theoretiſch voraus ſchauende ſein, indem ſie ein neues Werk von früheren

Muſtern zwar abweichend, doch aber es ſelber als ein Muſter für künftige Zeit erkennt und ſo nicht einen Vergangenheitsmaßſtab daran legt, ſondern das ſchaffende Princip im neuen Werke wahrnimmt und im Weſentlichen als berechtigt bezeichnet. Das im Allgemeinen. Im Beſondern iſt dann das Werk mit ſeinen ihm angebornen guten und übeln Eigenſchaften zu betrachten. Wir wiſſen es an berühmten Kritiken von großen Männern über große Männer, daß ein Werk viele ſehr weſentliche Fehler, tiefgreifende Hauptgebrechen haben und doch ein großes Kunſtwerk ſein kann. Man leſe u. A. die herrliche Kritik von Schiller über Goethe's „Egmont" und man wird finden, daß ein Werk als nichtig erſcheinen kann, wenn man den mit Recht darüber ausgeſprochenen Tadel allein erwägt — daß daſſelbe fehlervolle Werk aber im Glorienſcheine der Vollendung daſteht, wenn man auch das Lob der ihm eigenen Tugenden hört. Die „Vollendung" kann (wie es aus dem vorigen Satze hervorgeht) nur eine relative ſein, d. h. gegen tiefer ſtehende Werke betrachtet: aber es giebt bekanntlich nichts abſolut Vollendetes, man empfindet die Fehler „vollendet" genannter Werke nur darum nicht, weil ihre Schönheiten das ganze Empfinden beherrſchen.

Wie es in jeder Sphäre neue Geiſter giebt, deren neugeartete Schöpfungen ungewohnt und darum unverſtändlich ſind, ſo auch in der Muſik. Wir ſahen bereits bei Beethoven das Elend der Mißverſtändniſſe, das Zetergeſchrei der Gewohnheitsmenſchen, weil Beethoven nicht wie Mozart componire: der neue Zeitinhalt ſchuf neue Geiſter und dieſe wiederum ſchufen ihre kunſtrevolutionären Werke mit derſelben Unbefangenheit, wie frühere Componiſten. Nun wir Beethoven kennen, kommt Schumann, und auch dieſer muß ähnliche Kämpfe durchmachen. Er iſt ein Großer unter den Künſtlern und wir heben ihn bis in die Wolken: damit iſt aber nicht geſagt, daß er ein Beethoven ſei. Wir wollen ihn ſelbſt mit dieſem vergleichen und Beethoven ſoll dabei den Kürzern ziehen, z. B. in der Detailſchilderung und nahezu wörtlichen Beſtimmtheit einer gewiſſen Ausdrucksweiſe — und dennoch iſt Schumann kein Beethoven, weder ſo groß noch überhaupt von ſeiner Art. Daß er nicht von der Art Beethoven's iſt, macht eben ſeine Art und beſondere Größe. Nach Schumann kommt ein

Berlioz und wird von Jenem wegen der Neuheit und Größe seines Geistes bewundert. Berlioz war ein Poesie-Musiker, dessen Mission Programm-Musik war, wie Liszt es auch ist. Sie Beide sind es in verschiedener Art und zeigen sich als Geister ihrer Zeit, indem sie die erhabensten Ideen wählen und in so eigenartigen Entwürfen ausführen, wie es bis jetzt noch von Keinem geschah; mithin existirt für sie kein vorhandener Maßstab. Auch von ihnen ist Keiner ein Mozart oder Beethoven, auch sie kann man trotzdem mit Beiden, zum Nachtheile der beiden unsterblichen Meister, vergleichen, z. B. in dem vollständigen Durchdringen der gewählten poetischen Ideen, welche in jeder Geistesfaser zur Musik werden, wohingegen bei dem reinen Musiker Beethoven, wo er poetische Ideen wählt, immer ein großes Theil reiner Musik bleibt, die allgemeindeutig oder geradezu Ueberschuß ist — und dennoch sind Mozart und Beethoven größer als Berlioz und Liszt. Die Bedeutung dieser Meister geht wieder nach anderer Seite hin, als die Beethoven's und folglich kann dieser nicht etwa jene ersetzen.

Berlioz und Liszt erkenne ich als verwandte Gegensätze. Berlioz zeichnet, Liszt malt. Berlioz drückt mehr reflexiv, Liszt mehr empfindend aus. Dies würde aber ein Mißverständniß ergeben, wenn man annähme, Jeder von ihnen Beiden sei blos so, wie ich angab. Jeder hat „auch" die Eigenschaften des Andern, zuvor aber hat er seine hauptsächliche. Berlioz repräsentirt den französischen Realismus, Liszt den deutschen Idealismus.

Beide Meister haben das von allen andern Componisten Unterscheidende, daß ihr Phantasietrieb einen poetischen Inhalt, bis auf das Detail, bei möglichster Bestimmtheit des musikalischen Ausdrucks, bewußt verfolgt. Früher hingegen hat man wohl bei einer poetischen Idee angeknüpft und von ihr ausgehend ein Musikstück geschrieben, das im Allgemeinen von derselben influenzirt, doch nicht ihr musikalisch adäquater Ausdruck, nicht erschöpfender Umsatz war. Hat diese frühere Programm-Musik (wie Spohr, Beethoven u. A. sie schufen) ihr Recht, so hat es auch diejenige Liszt's und Berlioz'; wie denn zwei Factoren, welche überhaupt mit einander in Beziehung treten können und sollen, in der verschiedenartigsten Stellung zu einander gedacht werden können: es darf von einer poetischen Idee ein beliebig Geringes oder Bedeutendes in die

muſikaliſche Phantaſie übergehen, das iſt Conſequenz ihrer geiſtigen Verwandtſchaft und Uebergangsfähigkeit.

Daß ein Muſikſtück von poetiſch-ideellem und muſikaliſch-congruentem Charakter andersartig als ein ſolches von mehr abſolut-muſikaliſchem (nicht oder weniger poetiſcher Unterlage) ſein muß, liegt nahe. Man wolle da nur ein vernünftiges Einſehen haben, ſeine hiſtoriſch gewonnenen Erfahrungsſätze modificiren und das künſtleriſche Naturwalten im menſchlichen Geiſte reſpectiren!

## Die Muſik als „dienende" Kunſt.

Wenn in einem Kunſtwerke die Muſik mit der Poeſie gleiche Bedeutung hat, beſonders aber, wenn ſich die Muſik der Poeſie unterordnet, pflegt man zu ſagen: die Muſik diene da nur und das ſei ihrer unwürdig.

Der Punkt betrifft alſo die Würde einer Kunſt; weil er von Wichtigkeit iſt und noch keine eingehende Erörterung fand, ſei er hier unterſucht.

Die Sache macht ſich leicht, eigentlich ganz von ſelbſt; denn es kann dabei doch nur die Eine Frage walten: wie dient ſie? Oder ſoll überhaupt keine Kunſt dienen? Dann fort mit dem Recitativ, wo die Muſik nur Sprache ſein ſoll und mit ihren Tonſtufen nur dient! — Fort mit den Dramen, wo die Malerei und Sculptur nur zu Decorationen dienen! — Fort mit der Oper, wo die Poeſie nur der Muſik dient! — Fort mit dem Tanz und Marſch, wo die Muſik nur den Bewegungen dient! — Aber auch die Wiſſenſchaft hat ja ihre Selbſtändigkeit und Würde, ſie mag ebenfalls nicht „dienen", wenn es die Muſik nicht ſoll: darum fort mit allen hiſtoriſchen Dramen, Gemälden und Romanen, in denen die Geſchichte der Poeſie und Malerei dient! ..... Und ſo weiter! ſagen wir der Kürze wegen; denn es müßte zuletzt die ganze Welt aus der Welt geſchafft werden, wo Nichts dienen ſollte, das an und für ſich von ſelbſtändiger Würde iſt, wie eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft und dergleichen.

Alſo wie dient die Muſik? das iſt die Frage.

Jedenfalls dient ſie da mit Recht, wo ſie ein lebensfähiges

Ganzes bilden hilft und wo ſie die ihr zuertheilte Function in entſprechender Weiſe erfüllt. Sie dient aber immer mit Unrecht, wo ſie z. B. einem Stümper dient, der nicht in Ideen, ſondern nur in Formalismus ſchafft. In einer todten Symphonie oder Oper von zwei Stunden Länge dient die Muſik unwürdigem Zwecke; ſie dient einem würdigen in der geringſten Recitativſtrophe von lebendigem Geiſtes- und ſonſt ordentlichem Formenweſen. In dieſem Sinne ſteht z. B. Benda's Muſik zu dem Drama „Ariadne", Schumann's Clavier-Melodram zu Hebbel's „Haideknaben", Liſzt's melodramatiſche Clavierbegleitung zu Bürger's „Lenore" über jeder beliebigen fünfactigen „Capellmeiſter-Oper", wo die Muſik, zu todten Schemen herabgewürdigt, nicht etwa der Poeſie, ſondern nur undichteriſchen Verſen und hauptſächlich der Tantième, der thätig mahlenden Mühle, „dienen" muß.

Uebrigens beſteht weder bei der Melodramen- oder Programm-Muſik, noch bei dem Wagner'ſchen theoretiſchen Kunſtwerk der Zukunft das Verhältniß des Dienens zwiſchen der Muſik und Poeſie, denn bei zuſammenwirkenden Künſten giebt es eine ſtete Wellenbewegung im Prädominiren bald der einen, bald der andern: jetzt iſt's die Poeſie, nachher die Muſik, die vorherrſcht, u. ſ. w. Erſt, wenn eine abſolut ſelbſtändig geſchaffene Muſik zu anderen Wirkungszwecken verwendet wird, als welche ihr vom Componiſten eingegeben wurden, kann das Verhältniß unwürdigen Dienens eintreten, z. B. wenn die Beethoven'ſche Eroica als Accompagnement zu militäriſch-mimiſchen Evolutionen und dergleichen gemißbraucht würde: ſie paßt einfach nicht dazu, iſt nicht an ihrem Platze. — Aber auch in ſolchen willkürlichen Fällen ergiebt ſich keineswegs immer eine äſthetiſche Inconvenienz: es verbindet ſich oft von ſelbſt, was nicht bewußt für einander geſchaffen wurde, z. B. ein Chor von Paleſtrina zu einem Raphael'ſchen Gemälde hat ſich als ſehr wirkſam erwieſen, als man, um die Weihnachtszeit, eine ſolche Darſtellung im Transparent mit unſichtbaren Sängern erlebte. Da hat der Paleſtrina'ſche ſelbſtändige Chor offenbar „gedient" — und zwar würdig gedient, zur Ehre der Kunſt, was von einigen hundert gebildeten und in äſthetiſch gehobener Andacht erbauten Gemüthern thatkräftig bezeugt wurde; ein ſolches Zeugniß kann ſchwerer wiegen, als hochnothpeinliche äſthetiſche Satzungen, die doch ſchließlich immer auf erlebten Eindrücken beruhen.

Wird denn überhaupt die „Muſik“ als Kunſt — im Sinne eines Vollbegriffes — von ſolchen Dienſten berührt? Wenn nur ein eigens zu beſtimmtem Dienſtzweck geborenes Stück Muſik der Poeſie dient, wird dadurch die Muſik in abstracto beleidigt, oder in concreto irgend welche vorhandenen Muſikwerke? Was kümmert es die Beethoven'ſchen Symphonien, wenn Anſelm Weber eine melodramatiſche Orcheſtermuſik zu Schiller's „Gang nach dem Eiſenhammer“, Schumann zu Hebbel's „Schön Hedwig“, Liſzt zu Bürger's „Lenore“ Claviermuſik ſchrieb, die der Poeſie, der Declamation dient? Könnte dieſe eigens zu dem betreffenden Zweck componirte Muſik vielleicht zu etwas Höherem dienen? oder würde ſie für ſich allein beſtehen können? Nein!

Es ſei gern zugeſtanden, was ſich überhaupt von ſelbſt verſteht, daß z. B. eine melodramatiſche Verbindung, oder die Verbindung von Bild und paſſender Muſikbegleitung keine ſo innig organiſche iſt, wie Geſang und Gedicht; es fehlt die Verbindung des Materials, das geſprochene Wort und die melodramatiſche Muſik haben nur im Geiſte ihren Zuſammenhang, ſpecieller im Gefühl. Dies iſt aber auch eine Verbindung, die nicht gering anzuſchlagen iſt, denn die Wirkung derſelben macht ſich thatſächlich vielfältig als natürliche und ſchöne geltend: was ich im Bilde ſehe, oder im geſprochenen Gedichte vernehme, das ſetzt ſich in mir zur Empfindung um, das Gemüth kommt in Schwingung und ebenſo, wie das, was es fühlt, allgemeinhin in Muſik ausgedrückt werden könnte, ſo iſt es auch empfänglich, eine dem erlebten Eindrucke verwandte Muſik zu hören; die ſichtbaren oder gedachten Geſtalten, Zuſtände, Schilderungen, erhalten durch die der Stimmung gemäße beziehungsvolle Muſik ein ungleich erhöhetes Leben in der Phantaſie des Empfangenden, ſie werden wirklicher und wahrer, d. h. wenn Alles zu einander paßt und in guter Art vorgeführt wird.

Darf die Verbindung nun eine einſeitige ſein, ſo geht die geiſtige gewiß über die materielle. Man denke nur an jene Arien mit verzweiflungsvollen Texten zu luſtiger Melodie — und man wird ihnen gewiß ein wahr empfundenes Melodrama vorziehen, in welchem die Muſik (als gute Dienerin) entſprechender Ausdruck der im Gedicht enthaltenen Empfindungen iſt.

Das Geistige des Inhalts ist es nun eben, welches eine Verbindung der Poesie und Musik in Berlioz' und Liszt's Orchesterwerken, überhaupt in der sogenannten Programm-Musik, feiert. Die erste Bedingung ist dabei, daß die poetische Idee wirklich zur Musik in Beziehung stehe, damit eine wahrhaft „poetische Musik" entstehen könne: die Idee muß also im Gemüthe wurzeln, sie muß auf das Herz zielen, empfunden, nicht blos gedacht werden können, zugleich muß sie von einer gewissen Prägnanz, von innerlicher Anschaulichkeit sein, um das Gefühl und die Phantasie zu beschäftigen.

Die poetischen Unterlagen können, wie die Motive zu Gemälden, von geringerer und bedeutenderer Art sein und demnach zu kleinen und großen Musikstücken Inhalt bieten.

Ueberblickt man die früheren Ideen zu Programm-Musikstücken von Bach bis zur neueren Zeit, so bemerkt man, daß sie mehr an dem unmittelbar Natürlichen der Lebensverhältnisse haften; die früher genannten Programme von Bach und Beethoven's Pastoralsymphonie sind Belege dazu; oder sie nehmen auf eine Idee nur allgemeinhin Bezug (und sind nicht detaillirter specifisch musikalischer Ausdruck derselben); dahin gehört die Eroicasymphonie, die Egmont- und Coriolan-Ouvertüre, wie auch Spohr's Weihe der Töne, in welcher nur einige äußerliche Pointen des Gedichts, die zwitschernden Vögel, Wiegenlied, Militair- und Choralmusik sich musikalisch wiederspiegeln. Die Musik überwiegt die Idee.

Die neueren Programme dagegen greifen viel weiter in die Poesie und erweitern das Gebiet materiell, indem sie den Stoffreichthum vermehren, ideell, indem sie die musikalische Ausdrucksfähigkeit erhöhen. Das, was man frappante Ausdrucksphysiognomie nennt, ist nie in einem höheren Grade als jetzt erreicht worden. Man denke nur unter vielen Beispielen an die Musik zwischen dem 2. und 3. Act zu Wagner's „Tannhäuser", wo die Wallfahrt desselben geschildert wird, wie Tannhäuser sie später erzählt; man denke an „Gretchen" in Liszt's „Faustsymphonie", an Berlioz' „Romeo und Julia", an die „Fee Mab" darin! Ohne Programm würde man (natürlich!) die poetische Idee nicht errathen können — aber der Gefühlseindruck zieht doch, fast zwingend, auf ganz ähnliche Vorstellungen hin, wie die Programme sie enthalten.

Es ist somit das Reich der Musik um ein Bedeutendes erweitert, es ist eine ganz neue Hemisphäre des Kunstkosmos gewonnen. Schon dafür sollte man der neudeutschen Schule (welcher auch Berlioz nahe steht) dankbar sein! Aber wie seltsam! man wundert sich vielseitig, daß in dem neuen Kunstwelttheile andere Natur- und Lebensformen bestehen! man verlangt unter einer andern Sonne und Verfassung die gewohnten Typen, oder man verwirft wohl gar das ganze neue Reich, weil es nicht — wie das alte ist. So schrullig sind die Leute! sie wollen etwas Neues, aber es muß wie das Alte sein, sie wollen einen Riesen, aber von gewohnten Proportionen, sie verlangen neue Bahnen im alten Schlendrian, etwas Ungewöhnliches, das ihnen aber gleich gewohnt sein muß.

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch geschaffen
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme" . . .

So können alle genialen Geister mit Wallenstein aus Erfahrung sprechen, denn die Gewohnheit ist die größte Feindin des Genies, dessen göttliche Mission darin beruht, die Welt mit Neuem zu beschenken. „Tod den Philistern und Pedanten" heißt darum die Devise eines jeden Ritters vom Geiste.

## Musikalisches Verständniß für neue Musik.

Es ist eine vielfach vernachlässigte Pflicht, Gerechtigkeit gegen die Gegner der neuen Musik zu üben und Dasjenige zu betonen, was natürliche Ursache einer redlichen Gegnerschaft ist: d. h. aus innerem Gefühl gegen das Object hervorgegangen — von Persönlichkeit und Parteiangelegenheit absehend. Ich meine die triftigen Gründe zu einem schweren Verständniß. Man muß hier zwei Dinge in Rechnung bringen: die Form des Werkes und das Verständniß des Zuhörers.

Was ist eigentlich eine musikalische Form? Viele sprechen das Wort oft aus und denken schwerlich an den vollen Sinn. Die Meisten verstehen darunter die periodischen und melodischen Abtheilungen des Werkes, verbunden mit einem allgemeinen Modulationsgange: z. B. ein Werk besteht — wie die Sonate — aus drei

oder vier Sätzen, Allegro-, Adagio- und Finalesatz, wo als vierter auch noch ein Menuett oder Scherzo vor dem Finale oder Adagio sein kann. Jeder Satz hat zwei Haupttheile (beim Scherzo ist dies im Anfangs- und Triosatze zu erkennen); der erste schließt in der Oberquint, Unter- oder Oberterz, der zweite in der Tonica; jeder Theil hat seine größeren und kleineren Perioden, deren erste das Hauptthema, deren zweite das Nebenthema enthält; das Nebenthema ergeht sich bei Durstücken in der Oberquint, bei Mollstücken in der Oberterz; die Modulation hält sich im nahe verwandtschaftlichen Folgeverhältniß u. s. f. — Diese Form beruht, als typische, auf tiefliegenden Gesetzen, deren Begründung hier aber gänzlich seitab führen würde. (Im 2. Bande meiner „Systematischen Lehrmethode" unter „Modulation", S. 426 bis 477 und S. 622 bis 646 findet man darüber — nach Hauptmann's System — des Eingehenden genug, das auch fertigen Harmonikern neu sein wird.) Indessen ist dies doch nur die überlieferte nächstnatürliche Form, die früher nur mehr gedrängt, jetzt, seit Beethoven, aufs Aeußerste erweitert erscheint, so, daß sie nicht mehr erweitert werden kann, zumal alle jene Sätze und Perioden durch Beethoven mit allen denkbaren episodischen Zwischenperioden nebst deren möglichen Modulationsverhältnissen ausgeführt wurden. Wir haben nun, was diese architectonische Seite der Form betrifft, die Wahl, für ewig nur in ihr zu verharren, den schaffenden Geist zu zwingen, oder ihn frei zu geben und Neues zu formen.

Jeder Vernünftige wird für jene überlieferte Form und zugleich auch für jedes vernünftige Neue sein. Was ist aber das Vernünftige? was durch eine Anzahl sonst als vernünftig anerkannter Leute übereinstimmend als verstandes- und gefühlsgemäß angesehen wird. Giebt es z. B. eine Musik, welche tausend Leuten verständlich, zweitausend und noch mehreren unverständlich ist — sind zudem beide Parteien aus sonst zurechnungsfähigen Leuten bestehend, so hat (wie früher schon entschieden wurde) die Minorität der Tausend entschieden Recht: denn ihre Natur ist ein Theil von der allgemeinen Menschennatur und es zeigt sich dabei nur, daß sie in diesem Punkte jene Majorität an Verständniß übertreffen. Es ist ähnlich damit, wie wenn ein Problem von Vielen als unlösbar bezeichnet, von Einem aber dennoch gelöst wird: wer hat dann Recht? oder wenn ein

Nahrungsmittel von tausend Menschen als schädlich erkannt, von halb so vielen aber für sie als unschädlich bewiesen wird: dann ist die Nahrung als nicht absolut schädlich anzusehen. Auf so kuriose Argumentationen muß man heut zu Tage kommen, wo eine Musik von den Einen als absolut ungenießbar, von den Andern als höchst genußvoll bezeichnet wird! Die Organe zum Verständniß sind verschieden, die Historie zeigt aber, daß die Verständnißfähigen Recht haben, denn jedes wesentlich Neue hat Anfangs mehr Feinde als Freunde.

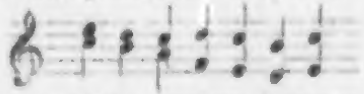
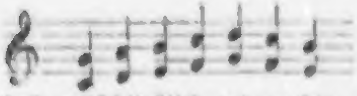
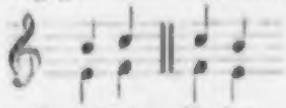
Die Form aber ist noch mehr, als in jenem äußeren Baue liegt! Jeder Ton und Accord, jede Tonfolge, jeder Zusammenklang und jede Folge von Zusammenklängen in jedem Schritt und dessen Folge, wie auch dies Alles im Verein mit Takt, Accent und Rhythmus, dem Instrumentenklange ꝛc. ꝛc. ꝛc. ist „musikalische Form". Der menschliche Körper in seiner äußeren Gestalt und inneren Beschaffenheit, bis in die kleinste Zelle, ist ein entsprechendes Beispiel zu einem Musikstück, und die Geistesart in jedem Moment gehört noch dazu. Die Form ist also Alles, sie ist der Ausdruck und folglich der Geist; Form und Inhalt sind, wie Leib und Seele: Eines.

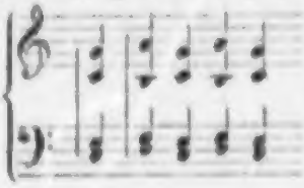
Denkt man sich das unendlich flüssige Material von Tönen auf dem beweglichen Zeitgrunde, denkt man sich dazu die lebendige Phantasie und das erregte Gemüth des schaffenden Künstlers — so wird man zugestehen müssen: daß die Musik ein natürliches Recht auf allerfreieste Formenverwendung habe. Sie hat auch ihre Naturgesetze in der Harmonik und Metrik. Daß ich diese erkenne und respectire, habe ich in dem früher erwähnten Buche thätlich bewiesen; der Unterschied zwischen meiner und einer entgegengesetzten theoretischen Anschauung beruht aber wohl darin: daß ich ein stetes Recht dem schaffenden Geiste gewahrt wissen will, sich über das unterste Naturgesetz in eine höhere Sphäre zu erheben, die sich ihre Gesetze selbst schafft und wo auch eine „Natur" lebt; — die Gegner wollen aber den Geist an das Vorhandene binden, sie klammern ihn orthodox an theoretische Aussprüche, so weit diese aus den bereits existirenden Meisterwerken gewonnen wurden. — Das ist klug und weise und soll streng durchgeführt werden bei Schülern, so lange sie nicht auf eigenen Füßen stehen. Dem fertigen Meister muß volle Selbständigkeit, d. h. das Recht, seinen eigenen Weg zu gehen,

gewahrt bleiben; er darf herrſchen über das Material im Dienſte ſeiner Idee. Dies kann man um ſo bereitwilliger zugeſtehen, als erfahrungsgemäß nichts Unnatürliches beſtehen bleiben kann, da, wo es von der Leute freiem Belieben abhängt, ſich für oder gegen Etwas zu entſcheiden. Und unnatürlich würde ein Muſikſtück ſein, deſſen Princip formale Gewaltſamkeit ohne ideellen Inhalt iſt. So Etwas wirft man aber z. B. Liſzt's Orcheſtermuſik vor. Daß manche Schroffheiten und vielleicht einzelne wirkliche Geſetzesverletzungen momentan darin vorkommen, ſoll als erwieſen angeſehen werden (NB. erwieſen iſt objectiv noch nichts dergleichen). Aber das kommt auch in klaſſiſchen Werken vor; ſo z. B. ſtellt Mozart in ſeiner Zauberflöte (folgend auf Saraſtro's Strophe „Zum Lieben kann ich dich nicht zwingen" ...), ein Monſtrum von einem Accorde auf: gis-H-D-f-A (nach Hauptmann'ſcher Buchſtabenſchrift), der ſich weder als Orgelpunkt noch als Nonenaccord legitimirt, noch überhaupt als ein vernünftiger Accord erweiſet. Ein Fall bei Haydn wurde bereits früher notirt. Viele harmoniſche Sonderbarkeiten, man kann ſagen, faſt alle, laſſen ſich theoretiſch begründen; aber man kann darauf nicht viel geben; denn es klingt Manches ſchlecht, das theoretiſch recht iſt, und anderſeits klingt Manches gut, das der muſikaliſchen Grammatik gegenüber als falſch erſcheinen muß. Das kommt daher, daß man die Regel oft mit dem Geſetz als gleichbedeutend nimmt, wo es nicht angeht. Man kann die Regel verletzen, ohne gegen das tiefer liegende Geſetz zu verſtoßen; z. B. mit manchen Quintenfolgen und Diſſonanz-Auflöſungen. Hier liegt ein verborgener Schlüſſel zu vielen theoretiſchen Geheimniſſen der Zukunft, denn (man erwäge dies gewiſſenhaft) wie frühere Regelwidrigkeiten durch ſpäter entdeckte Geſetze ſanctionirt wurden, ſo wird es auch ferner gehen, indem heutige Uebertretungen ſpäter keine ſolche mehr ſein werden, wenn ſich durch fortgeſchrittene Erkenntniß der theoretiſchen Tiefen der Kreis des Erlaubten erweitert haben wird — denn hoffentlich kehrt die Kunſt eben ſo wenig, wie die Wiſſenſchaft, um.

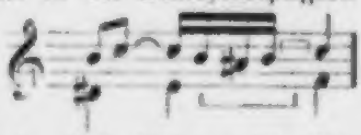
## Zum Quintenverbot.

Um die vorhin berührte Sache durch einige Beispiele anschaulich zu machen, sei auf jene zwei erwähnten Regeln über Quintenfolgen und Dissonanzbehandlung hier (und späterhin fortführend) einmal näher eingegangen, wär's auch nur, um „musikalischen" Nichtmusikern damit näher zu kommen.

Zur Zeit der ersten christlichen Tonsetzer, gelehrter Mönche, fand man bekanntlich unsere jetzigen wohlgelittensten Consonanzen, die Terzen- und Sextenfolgen:  so übel klingend, daß sie als unbrauchbar bezeichnet wurden; dagegen die Quarten- und Quintenfolgen:  für so wohlklingend, daß man sie fast ausschließlich gebrauchte. Jetzt ist es umgekehrt: jene Intervalle, die Terzen und Sexten, klingen unserem Gehör angenehm, reine Quintenfolgen in zwei gleichen Stimmen dagegen sind verpönt; wer jetzt eine Stimmenfolge wie diese giebt:  zeigt sich als Barbar oder Stümper. Das Verbot der Quinten bestand als absolutes, alle reinen Quintenfolgen in denselben zwei Stimmen waren verdammt. Man wußte nicht den theoretischen Grund dazu: zwei Quinten klangen (meistens) schlecht, darum wurde in die Theorie für alle Fälle das absolute Quintenverbot eingetragen. (Eine reine und eine verminderte Quinte folgen zu lassen, erlaubte man.)

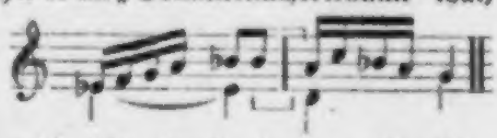
Unterdessen sind viele Uebertretungen des Verbotes vorgekommen, verantwortliche und unverantwortliche. Es zeigte sich aber manchmal, daß Quinten nicht schlecht klingen, wie z. B. hier in den zwei äußersten Stimmen: 

(vergl. Hauptmann's Buch S. 146). Regelfeinde ſchmiedeten aus ſolchen Fällen einen Grund zur Aufhebung des Quintenverbotes — aber die Quinten blieben dennoch immer verabſcheuet, obgleich ſogar der alte Bach ſich gelegentlich nicht genirte, recht ſchreiend gegen die Natur zu ſündigen, wie z. B. in der Matthäuspaſſion bei der Stelle „Und weinete bitterlich“:



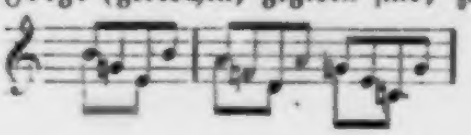
Hier hat Bach, naiv-ſubjectiv verfahrend, das Geſetz wiſſentlich übertreten, gewiß, um in den argen Quinten das Gefühl des unnatürlichen Vergehens (Petri dreimalige Verläugnung des Herrn) durchklingen zu laſſen. Man hat dabei zu erwägen, daß zu Bach's Zeit das theoretiſche Bewußtſein erſt im Erwachen und die Praxis im Können viel weiter war als das Wiſſen.

Es gab indeſſen auch Erzquintenfeinde, welche dennoch die Quinten abſichtlich wählten, um damit etwas beſtimmt Charakteriſtiſches auszudrücken, wie Mendelsſohn es im „Sommernachtstraume“ that, wo die Handwerker kommen:



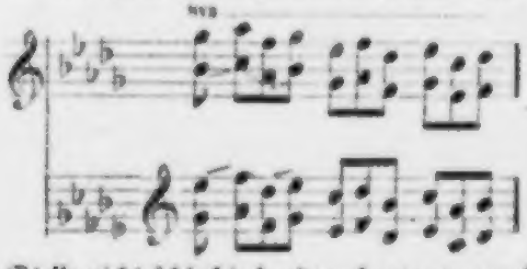
Das Tolpatſchige, Täppiſche wird hier durch einen muſikaliſchen plumpen Verſtoß ausgedrückt — mit Recht vielleicht nicht; aber man ſieht, ein kluger Mann hat es bewußt (als Witz) gewollt — ſo läßt man es ohne Vorwurf paſſiren! gleichwie man zur Charakteriſirung ungebildeter Leute im Drama oder Roman einen falſchen Dativus anwendet. (Die „Aeſthetik des Häßlichen“ von C. Roſenkranz handelt die Incorrectheit, im obigen Sinne, geiſtvoll ab.)

In Domenico Scarlatti's Claviercompoſitionen kommen vielfach Quinten vor, wie man ſie jetzt nimmermehr ſchreiben würde; es war dem Meiſter, der wohl noch kein Quintenverbot kannte, dabei ohne Zweifel um ein piquantes Klangſpiel zu thun. Es iſt aber dabei zu bemerken, daß dieſe Quinten in einzeltöniger Folge (gebrochen) gegeben ſind, z. B. in der A dur-Sonate ſo:

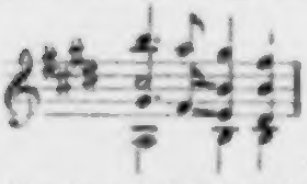


Eine ähnliche Art piquanter

Klangſpielerei findet man in Chopin's ſchöner Etude in Des, Op. 25, No. 8, woſelbſt (mit dem 19. Takte) nicht weniger als zweiundzwanzig Quinten, größtentheils ſogenannte reine oder große, in den zwei Mittelſtimmen folgen und zwar ſo:




u. Warum hört ſich die Stelle nicht ſchlecht, ſondern ſogar angenehm piquant? Weil der innere Sinn hier ein enges accordiſches Ineinanderliegen der Sextengriffe in ſich begreift, wie es daſtehen würde, wenn man ſich das 8va hinwegdenkt und die Finger ineinander greifen müßten — was eben unausführlich iſt. Das Auseinanderliegen um eine Octave iſt hier nicht harmoniſch, ſondern äußerlich klanglich zu nehmen: demgemäß ſind die Quinten lediglich als Quarten zu hören. Von dieſem Standpunkte aus ſind viele Quinten zu beurtheilen, z. B. ſolche, die durch die Verwechſelung einer Tenor- und Sopranſtimme zum Oefteren aus Quarten entſtehen: derartige Quinten ſind eigentlich keine Quinten, wie z. B. dieſe in der Beethoven'ſchen Sonate (Op. 14, No. 1, E dur) keine verwerfliche ſind:



Man ſehe die Mittelſtimmen { ein — h, fis — e

Hier deutet ſich der Tenor als Unterterzenſtimme zum Sopran; er liegt dem Sinne nach über dem Alt. Iſt doch in der Harmonie die 10. immer gleich der 3., 17. und 24. Stufe! *)

Viele Muſiker ſind bis dato zum allergrößten Theile noch im Unklaren über das Geſetz, welches der Quintenvermeidungsregel zum

*) Weiteres über verſchiedene Formen von Quintenfolgen findet man erörtert in meiner „Leicht faßlichen Harmonie- und Generalbaßlehre, ein theoretiſch-praktiſches Handbuch zum Gebrauch für Muſikſchulen, Privat- und Selbſtunterricht." (Königsberg 1861.)

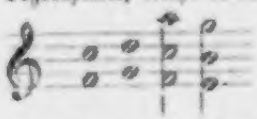
Grunde liegt — und doch wüßten ſie es gerne. Aber hier ſitzt ein fauler Fleck, der iſt: die geiſtige Flauheit der Muſiker. Kümmert ſich die Majorität dieſer Herren wohl um das, was geſcheidte Leute ſchreiben und veröffentlichen? Leſen ſie wohl ernſte Artikel in muſikaliſchen Zeitſchriften? Von Hundert thun es höchſtens Fünf, und unter dieſen Fünfen ſind vielleicht Zwei, die gedankenlos leſen, bei denen das Geleſene unverdaut und unverſtanden bleibt; andere Zwei, die Alles für dumm halten, was ſie nicht begreifen (und ſie begreifen ſehr ſchwer!); ſo bleibt wohl nur Einer von den Fünfen unter hundert Muſikern (die blos Stunden geben und zu nichts Anderem geboren ſind), nur Einer, für den der Schriftſteller den Gedanken fand. Ich frage blos die Nichtgenies unter den Muſikern: wer hat unter ihnen die Pflicht erfüllt, Hauptmann's „Natur der Harmonik und der Metrik" zu ſtudiren? Ich ſage eigens „ſtudiren", denn das bloße Leſen thut hier nichts, als den Kopf wüſt machen. Dies Fundament muſikaliſch-theoretiſcher Erkenntniß wird feig umſchlichen, dieſe wichtigſte Schule der höheren Theorie wird geſchwenzt, um ſich lieber in hochnaſigen Urtheilen und ungewaſchenen höheren Redensarten zu üben: denn „geiſtreich" ſcheinen (durch hübſche Einkleidung der Gedanken von Leuten, über die man wohl gar ſchimpft) — das geht Vielen weit über vernünftig und würdig ſein!

Aber ich ſchweife ja ab und verdiene eine Strafpredigt für meine Strafpredigt! Vielleicht verzeiht mir mancher betroffene Feind der neudeutſchen Schule mein Vergehen in Anbetracht des Umſtandes, daß ich, als ein Freund der neuen Richtung, die Theorie eines ſo ausgeſprochen conſervativen Muſikers, Hauptmann's, ſo warm empfehle. Sollte man darin einen innern Widerſpruch finden, ſo löſe ich denſelben durch die Erklärung: daß ich, ein muſikaliſcher „Fortſchrittsmann", auch conſervativ bin. Wer dies nicht begreift, der begreift eben meine Partei (die in der That alles Gute, Altes und Neues, vertritt) nicht. — Sollte meine Abſchweifung von vorhin zwei oder drei theoretiſche Köpfe auf Hauptmann's Buch*)

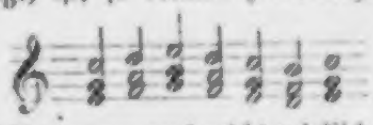
*) Was bei Hauptmann, wegen der großen Gedrungenheit, Manchen etwa ſchwer verſtändlich ſein ſollte, erleichtert wohl meine ausführlichere Wiedergebung des Stoffes im 2. Bande meiner „Syſtematiſchen Lehrmethode".

und somit auf das einfache Quintenverbot-Geſetz führen, ſo würde ich gern alle Vorwürfe dafür ertragen.

Genug, die eigentliche ſchlechte Quintenfolge läßt in den zwei betreffenden Stimmen zwei erſte Dreiklangslagen (in ihrem Quintumfange angedeutet) nacheinander folgen, was nichts Anderes iſt, als wenn man im Ordnungszählen zweimal die Zahl Eins ſpräche. Ein Erſtes ſetzt Nichts voraus, es iſt Anfang; rückwärts gedacht iſt es aber Ende und ſetzt dann ein Anderes voraus, wie denn 1—2 und 2—1 gleich folgerichtig iſt. Darum können zwei Stimmen, welche die erſte Dreiklangslage durch ein Quintintervall bezeichnen, nicht wieder in eine gleiche Lage auf anderer Stufe gehen:

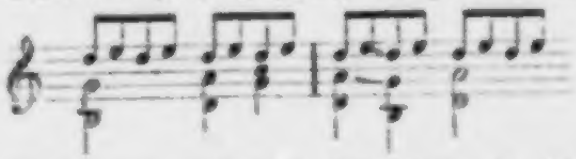


Da jede Accordverwechslung aber nicht erſte Lage (alſo eine Folgelage) iſt, ſo können z. B. Sextaccorde in Reihen aufeinander folgen:



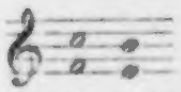
weil jede ſolcher Folgelagen im Begriffe (wenn auch nicht wirklich daſtehend) eine erſte Lage vorausſetzt — denn eine Verwechslung iſt nicht ohne ihre erſte Dreiklangsform denkbar, wie ein Zweites nicht ohne vorauszudenkendes Erſtes.

Hiermit iſt man wohl im Klaren und kann unerlaubte von erlaubten Quinten unterſcheiden. Erlaubte Quinten ſind ſolche, welche ſich in zufälliger Aeußerlichkeit machen, die nur für das Auge, nicht für das den Sinn verſtehende Gefühl da ſind. So iſt z. B. in dieſer Stelle eine ſolche Zufallsquintfolge enthalten:



Wer findet ſie? und dann: wer verdammt ſie? Denn die Oberſtimme iſt eigentlich nur ein D, das mit e als einem zufälligen Nebentone abwechſelt und im Weſentlichen ein ſtetiges D iſt; der Nebenton macht nun von der zehnten bis zur elften Achtelnote mit der Mittelſtimme in deren Tönen von A nach G die Quinten $\frac{e—D}{A—G}$, die nur ein Erz-

ſchulfuchs rügen würde. So ſcheint das Quintenverbot ein loſes Ding, aber es muß doch aufrecht erhalten werden, denn wirklich böſe Quinten taugen nichts, mache ſie wer wolle; weder Bach noch Mozart haben das Recht, muſikaliſch zu folgern Eins, Eins, Zwei. Sie begingen den Fehler in einzelnen Fällen, die aber nur Staubkörner in dem herrlichen Organismus ihrer trotz der Fehler doch makelloſen Werke ſind. Man ſtellt wohl feſt, das Gehör ſoll Richter über die Quinten ſein. Ich frage aber: weſſen Gehör? Das eines jeden gebildeten Muſikers, antwortet man. Voß ſagte einmal in einer Vorleſung über Kindererziehung ironiſch-ſatiriſch: „Freilich, eigene Kinder ſind nie ungezogen.“ Ebenſo iſt Niemand ſelbſt ein Ungebildeter. Dem Einen ſind z. B. die Quinten



angenehm, dem Andern nicht. Bilden ſie Dreiklänge, ſind ſie wirkliche Dur- oder Moll-Dreiklange (Grundtöne, nichtverwandter (alſo innerlich nichtverbundener) Accorde, ſo ſind ſie falſch, auch wo man ſie nicht hört. Wo aber Quinten als ſolche zwar hörbar, aber doch dem hörenden und ſehenden Theoretiker erträglich ſind, da haben ſie nicht jene Bedeutung und Beziehung und es iſt das Geſetz nicht übertreten.

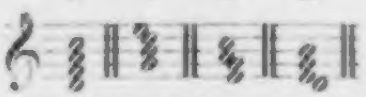
Uebrigens iſt es bekannt, daß die Regeln ganz verſchieden im „ſtrengen“ und im „freien“ Satze ſtehen. Der ſtrenge Satz, z. B. in Chorälen, Fugen ꝛc., hält ſich eben enger an die erſten Bedingungen der Harmonie-Natur, gemäß ſeines ideellen Gehaltes; der freie ſteht nicht mehr ſo unmittelbar zum Nächſtnatürlichen in Beziehung. So iſt auch das Quintenverbot dort ſtrenger und hier freier zu nehmen, weil dort nicht, wie hier, vermittelnde Formen zwiſchentreten. Die Blütezeit der Kirchenmuſik war die Zeit des ſtrengen, unſere iſt vorwiegend die des freien Satzes. Daher hat ſich jetzt die Quintenfreiheit gegen ſonſt ſehr erweitert. Und wie kam dies? Durch die neuen Formen. Früher hatte man kaum den Anlaß, Quintenfolgen „erlaubter“ Art zu machen, die Phantaſie bewegte ſich auf einem Grunde, wo ſich ſtrengere Formen von ſelbſt machten und die Freiheit beſchränkter war. Die unſere iſt ungebundener, aber nicht geſetzloſer. Dies ſcheint nur dem ſo, der über die ſtricte Vorſchrift nicht hinaus kommt.

## Die Dissonanzen-Behandlung.

Die frühere Regelung der Dissonanz-Vorbereitung und Auflösung ist jetzt außerordentlich erweitert; sie ist sogar beziehungsweise ganz aufgehoben, insofern man scharfe Dissonanzen, selbst vom strengen Musikerstandpunkte aus, ganz frei eintreten und reell unaufgelöset läßt, wo es früher nicht anging, oder nur ausnahmsweise als besondere (und gewiß getadelte) Kühnheit erschien.

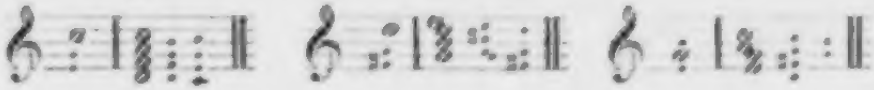
Man kann in G. F. Weitzmann's interessanten Abhandlungen: „der Septimenaccord", „der verminderte Septimenaccord", „der übermäßige Dreiklang" die Geschichte der eigentlichen dissonirenden Accorde mit Nutzen lesen; ich will hier nur sagen, daß die Regel bestand: jede Dissonanz solle vorher als Consonanz gehört werden, d. h. derjenige Ton, welcher dissoniren soll, müsse unmittelbar vorher als wohlklingender Ton liegen. Man konnte den plötzlichen „freien" Eintritt z. B. eines solchen Accordes

1. 2. 3. 4.

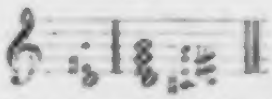


nicht vertragen und verlangte eine Motivirung der Dissonanz. Dieselbe sollte sich gleichsam dadurch als vernünftig legitimiren, daß sie als ein systematischer accordischer Ton vorher da sei (wie man Einen erst als Vernünftigen und Zugehörigen erkennen will, ehe man ihm die Berechtigung zum Widerspruch einräumt). So würden die Dissonanzen jener Accorde z. B. in dieser Vorbereitung und mit beigefügter Auflösung milder klingen:

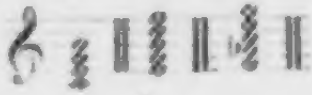
1. 2. 3.



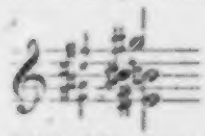
4.



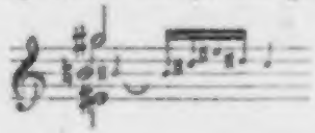
Die Auflösung versöhnt das Feindliche, stellt das Normalverhältniß her.

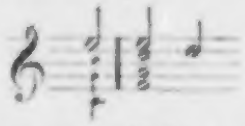
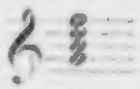
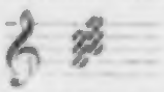
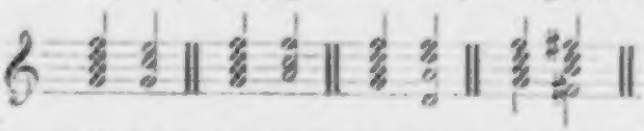
Aber es giebt härtere Dissonanzen, welche einer Vorbereitung noch bedürftiger sind, z. B.: 

Solche Diſſonanzen frei eintreten zu laſſen, war einſt verpönt; die Emancipation hat darin aber immer mehr um ſich gegriffen: wo die Idee und das Ganze des Werks danach iſt und wo die Fügung und die Intervallenlagen der Accorde ſich günſtig ſtellen, da gehen die ärgſten Diſſonanzen jetzt frei einher — nur für den Schüler, ſo lange er es noch lediglich mit der Form und noch nicht mit der Idee zu thun hat, exiſtiren Gebote und Verbote darin. Man wird ganz richtig fragen, warum denn gerade der Meiſter ein Harmoniegeſetz übertreten dürfe. Die Antwort iſt: daß ein „Geſetz" hier nicht in abſoluter Strenge gebietet. Das Geſetz will, daß ſcharfe, unmotivirte Diſſonanzen vorbereitet ſein ſollen — aber es ſagt nicht, wo ſie es ſein ſollen. Wir ſtoßen hier auf einen bis dato unberührt gebliebenen Punkt. Die geſammte muſikſinnige Menſchheit iſt heut zu Tage in gewiſſer Hinſicht eine ganz andere, als die vor hundert Jahren; unſere Zuhörerſchaft iſt, gegen ſonſt, eine gewandtere, viel mehr eingeweihete, inſofern man jetzt unverhältnißmäßig mehr Muſik hört und treibt und, ſo zu ſagen, recht in der Muſik, in dem Muſikmachen und Hören drinnen ſitzt. Das Muſikmaterial, das Tonart- und Accordweſen, iſt ſeiner allgemeinen Weſenheit nach tief in das Gefühl der Leute übergegangen und bei ihnen zu Fleiſch und Blut geworden. So ſteht jetzt ein Componiſt der Menge ganz anders gegenüber: das Publikum iſt an ſich bereits ein für das Material vorbereitetes, ſo, daß ihm in der That eine reale klingende Vorbereitung mancher Diſſonanzen nicht mehr Bedürfniß iſt, denn ſie iſt im Gefühle und Bewußtſein des Hörers vorhanden; darum kann Schumann in der Manfred-Ouverture auch dreiſt ſchreiben:



und his mit H zugleich frei angeben, denn his fühlt hier heut zu Tage Jeder als zu Cis gehörig und in daſſelbe übergehen wollend



Die Auflösungen banden sich früher ebenfalls an sehr enge Regeln: die Dissonanz sollte um eine Stufe abwärts, z. B. hier die erst vorbereitete Dissonanz E nach D gehen:  oder in ähnlicher Art „fallen". Wie oft ist dagegen „gesündigt", und dann gegen solche Sünde geeifert worden! man hat die Uebertretung aber mit Recht begangen. Jener „Regel" lag das (erst von Hauptmann in seinem Buche ausgesprochene) Gesetz zum Grunde: jeder accordische Gegensatz, oder jede harmonische Uneinheit will sich zur accordischen Einheit auflösen. In jedem dissonirenden Accorde ist nun ein Gegensatz, eine Doppelheit von zwei zusammenwirkenden verschiedenen Grundtönen vorhanden, von welchen entweder einer dem andern zu weichen hat, oder welche sich Beide in Einem neuen, dritten versöhnen. Im Septaccorde sind es die zwei sich zusammenfügenden Dreiklänge, z. B. im Accorde  die Dreiklänge  und es kann die Einheit in sehr verschiedener Art hergestellt werden, mit und ohne „Abwärtsgehen" der Sept e, ja sogar mit Aufwärtsgehen derselben, z. B.:  ꝛc.

Eingehenderes und Weiteres über diese Theorie und ihre letzte Begründung findet sich im 2. Bande meiner „Systematischen Lehrmethode" S. 384—401 und S. 405—418.

## Moderne Modulation.

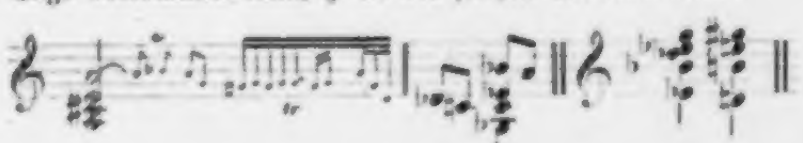
Mit dem Umstande, daß unsere jetzige Generation gegen früher (wo die Regeln doch eigentlich gegeben wurden) viel musikfinniger ist und gewissermaßen im Tonsystem heimisch, hängt auch eine Begründung für die Thatsache zusammen, daß man jetzt viel plötzlicher und unvermittelter moduliren darf. Moduliren

heißt: von einer Tonart in eine andere gehen. Die Tonarten können einander nahe und fern im Tonſyſtem liegen; die nahen ſind mehr oder minder verwandt, wenn ſie gemeinſchaftliche Accorde von größerer oder geringerer Bedeutung mit einander gemein haben; ſie ſind nicht verwandt, wenn ſie keine gemeinſchaftlichen Accorde haben; einzelne gemeinſchaftliche Töne ſind nur bei einzelnen Dreiklängen von verwandtſchaftlicher Bedeutung, bei Tonarten können nur Accorde maßgebend ſein. Aber die unverwandten Tonarten haben doch eine Beziehung zu einander, nämlich durch eine Mittelstonart, welche mit jeder der beiden unverwandten eine accordiſche Gemeinſchaft hat, oder entfernter durch mehrere Mittelstonarten, welche untereinander und an den äußeren Enden mit jenen zwei entfernten Tonarten verkettet ſind. Ebenſo geht es mit näher und ferner liegenden Accorden, welche durch einzelne Töne oder Mittelsaccorde mit einander verwandt oder nur entfernt bezüglich (alſo nicht direct „verwandt") ſein können. Man ſehe hier dieſes Dur-Tonarten-Syſtem an, wie es ſich natürlich bildet: ..... Fes as Ces es Ges b Des f As c Es g B d F a C e G h D fis A A cis E gis H dis Fis ais Cis eis Gis his Dis fisfis Ais..... Es beſteht aus einer Kette von Durdreiklängen, die nach beiden Seiten ins Unendliche zu verlängern iſt, nur würden zuletzt die Namen durch ihre vielfache Erniedrigung und Erhöhung beſchwerlich werden. Drei Dreiklänge bilden immer eine Tonart; z. B. F a C e G h D iſt C dur, die ſieben Töne dieſer drei Accorde dicht nebeneinander ſind die Tonleiter: C D e F G a h (C); jeder kleine Buchſtabe iſt urſprünglich Terz, jeder große iſt Quint und Grundton (nach der einen oder der andern Seite) in ſeiner beſondern Tonart. Der mittelſte Dreiklang iſt Tonica (d. h. Hauptdreiklang), der untere iſt die Unter-, der obere die Oberdominant. Für die Molltonarten würde dort nur ein beliebiger Durdreiklang in eine Molltonica zu verwandeln ſein, nach deſſen oberer Seite ein Dur-, nach der untern ein Molldreiklang ſtände. Z. B. von C moll: F as C es G h D, nach beiden Seiten weiter ausgeführt, ſo: As ces Es ges B des F as C es G h D fis A cis E gis H. So iſt

der Moll- und Dur-Gegensatz von *jedem* beliebigen Accorde anzunehmen.

Auf dem hier angedeuteten Systeme sieht man das Tonfeld für die musikalische Phantasie und auf ihm die Entfernung der Tonarten mit ihren Accorden. Früher war es geboten, möglichst nahe zusammenhängende Tonarten und Accorde aufeinander folgen zu lassen, oder doch die Modulation von Tonart zu Tonart so einzurichten, daß man dahin gelangt, ohne es zu merken. In einer alten musikalischen „Realzeitung" aus Mozart's Lebzeiten las ich noch ein Lob auf einen Componisten, weil er so *unmerklich* moduliete. Dieses Princip war damals berechtigt, wo das Musiksystem noch nicht so tief eingelebt und noch nicht so nach allen Seiten durchfurcht war; später und jetzt hat das entgegengesetzte Princip Berechtigung: die Modulation als solche *bemerkbar* auszudrücken, um *mit* ihr Etwas sagen zu können — versteht sich, in künstlerischer Weise, mit Geschick. Nach der Ruhe folgt die Bewegung in der Modulation, darin liegt ein naturgemäßer Wechsel.

Früher waren die entfernten und unvermittelten Modulationen ganz verbannt; dann kamen sie in einzelnen Fällen vor und machten ihre entsprechende Wirkung; man wurde dann immer vertrauter mit dem Tonartensystem, die Musiker in der Praxis, die Laien im Gefühl, so, daß man — um der Wirkung willen — solche Modulationen durch *öftere* Anwendung nach und nach *gewöhnlicher* werden ließ *und* ihnen *stärkere* hinzufügte; diese wirkten anfangs allemal mehr oder minder schroff, ja sie konnten den Zuhörer momentan verdutzen, was unter Anderen bei einzelnen Accordfolgen in der *Bach*'schen Chromatischen Phantasie noch heut zu Tage vorkommen kann, z. B. bei solchen Modulationen:



Das Des im 2. Takte ist als Cis, das tiefe Ges als Fis enharmonisch zu denken, um den directen Zusammenhang mit dem ersten A dur-Accorde zu erkennen. Man sehe nur auf dem früheren ersten Systeme der Dur-Accorde (S. 36), wie weit die Accorde von Es- und

E dur von einander abliegen! Auch die Accorde am Anfange der bekannten Mozart'schen C moll-Phantasie, vom 11. Takte an, sind Muster von stark unvermittelter Modulation: Fis dur, A dur, F moll, G dur, Es moll, H dur! Wie mögen diese Harmoniefolgen zu Mozart's Zeit die Musiker überrascht haben!

Die brennende Harmoniefrage unserer Zeit ist die Enharmonik in ihrer Anwendung. Es ist ein wichtiger Punkt, der jetzt vielen Streit verursacht.

„Enharmonik" bedeutet auf dem Clavier gleiche Tasten von verschiedenen Namen; enharmonische Töne sind z. B. Fis = Ges:

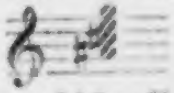
In der Theorie bedeutet solche Enharmonik diejenigen Töne, welche in dem Dursysteme (S. 36) allemal von achtzehn Tönen als die zwei äußersten liegen, welche, ihrer progressiv weiten Entfernung gemäß, verschiedene Töne sind und demnach verschiedene Namen haben, aber wegen ihres geringen Klangabstandes wohl identificirt werden können. Z. B. Fes ... e, oder Ais ... B, F ... eis, his ... C ꝛc. — Obschon sie, wie gesagt, in natura verschieden sind, kann man sie auf dem Claviere doch nur mit einer einzigen Taste für beide versehen finden: denn um nicht Hunderte von Tasten nöthig zu machen, muß der Stimmer jenen Unterschied durch etwas tiefer schwebende Stimmung jeder der zwölf Quinten des Systems vertheilen und wegbringen; das nennt man Temperiren. (Siehe eine ausführlichere Erklärung darüber in meiner „Systematischen Lehrmethode" Band II, S. 234, 239, 250.)

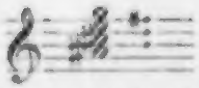
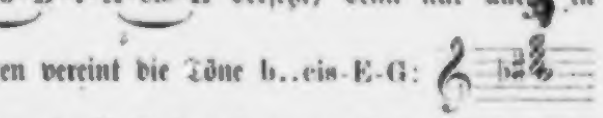
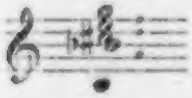
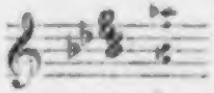
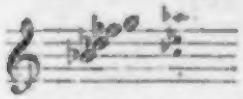
Daß das natürliche Tonsystem und das Clavier zweierlei ist, daß also in der Wirklichkeit enharmonische Töne (wie Ges ... Fis, Cis ... Des) von verschiedener harmonischer Beziehung und von verschiedener Tonhöhe sind, kann jeder gute Clavierstimmer praktisch beweisen: indem man ihn ein Clavier nicht temperirt, sondern „alle Quinten gleich vollkommen rein" stimmen läßt. Man wird da unter Anderm sogleich bemerken, daß das Clavier dann nur in Einer Tonart (welche man eben bei dem Stimmer bestellen will) rein werden kann, und daß in dieser Tonart der Dreiklang auf

zweiter Durſtufe (in C dur der Dreiklang D ... F — a) keine reine Quint hat und folglich ein etwas verminderter Dreiklang iſt.

Es giebt nun aber zweierlei Enharmonik. Die eine iſt nur für das Auge in der Notenſchrift vorhanden, wo es aus guten praktiſchen Gründen beliebt wird, in einfacher Schrift zu ſchreiben und wo man z. B. ſtatt in His dur lieber in C dur notirt; dies iſt dann eigentlich keine Enharmonik, denn ſolche begreift im Grunde die Vieldeutigkeit eines Tones, nicht blos Vielnamigkeit in ſich. Wie es ſchon cis und Des, es und Fes u. ſ. f. aus tieferer und höherer Generation giebt und dieſe Töne eine verhältnißmäßige Verſchiedenheit der harmoniſchen Bedeutung in ſich begreifen, ſo iſt dies noch weit mehr der Fall bei den enharmoniſchen Tönen, wie Ces ... h, c ... Fes ꝛc.

Zuweilen iſt es der Fall, daß ein Componiſt wähnt, er gebe nur die äußerliche Namen-Enharmonik und er giebt dennoch die Klang-Enharmonik. So mag es z. B. Beethoven ergangen ſein, in ſeiner D moll-Sonate, Op. 31, No. 2. Man ſehe im 1. Satz, 2. Theil, wo etwa ſiebenzig Takte vor dem Schluſſe die Bezeichnung Allegro ſteht. Vor demſelben iſt der Ton as als Terz von F moll; es folgt darauf Cis dur; Niemand wird aber leugnen, daß es ein Des dur iſt: es geht jedoch durch Tonarten, welche ſo vieler Doppel-Bee bedurft hätten, daß ſchon der Zeichen wegen die Umdeutung Statt finden mußte. Aber Beethoven kommt von dem Cis dur ganz natürlich der Tonart gemäß wieder nach D moll zurück, würde alſo, hätte er die grammatiſch und logiſch richtigen Zeichentypen gewählt, in Es-es moll geſchloſſen haben. Der Wahrheit und dem Weſen nach ſchließt er auch in Doppel-Es moll — zur eigenen und der Muſiker Täuſchung!

Theoretiſche Beiſpiele von enharmoniſcher Modulation machen ſich bekanntlich am frappanteſten, in ihrer Wirkung, an der Umdeutung und Auflöſung eines verminderten Septaccordes. Nehmen wir als Beiſpiel die H moll-Tonart: E - g - H - d - Fis - ais - Cis, und daraus den verminderten Septaccord auf ais, alſo: ais - Cis.. E - g, in Noten:  In dieſer Namenſchrift liegt er alſo in H moll, mit der nächſten Auflöſung nach dem H moll-Dreiklange

ſelber:  Deuten wir das aïs enharmoniſch um, in b, ſo wird dadurch der ganze Accord mit Einem Male in die D moll-Tonart G-b-D-f-A-cis-E verſetzt, denn nur allein in dieſer Tonart exiſtiren vereint die Töne b..cis-E-G:  als Verwechslung von cis-E-G-b und zwar nach D moll ſtrebend:  Deuten wir cis in des um, ſo werfen wir damit den Accord in das F moll-Syſtem: B-des-F-as-C-e-G, worin B-des..e-G liegt:  Nennen wir dazu das e enharmoniſch fes, ſo geräth der Accord ſogleich in das As moll-Syſtem: Des-fes-As-ces-Es-g-B, worin wir B..Des-fes-g beiſammen finden und nach dem As moll-Accorde ſtreben fühlen:  Ebenſo würden wir mit Umwandlung des g in Doppel-As den Accord b-Des..Fes-Doppel-As in der Ces moll-Tonart erhalten; mit Umwandlung deſſelben g in Doppel-fis den Accord Aïs..Cis-e..Fisfis in der Gis moll-Tonart erzielen. (Weiteres findet ſich in meiner „Syſtematiſchen Lehrmethode", Band II, S. 459 und 641 unter „Enharmoniſche Modulation".)

Das Alles blos durch enharmoniſche Umdeutung! welche Effektquelle der Modulation!

Man ſieht aber dabei: daß entweder eine Täuſchung, oder ein ſehr weiter modulatoriſcher Sprung in der Enharmonie liegt; außerdem kann auch Beides zugleich darin walten. Ich ſehe hier von unwürdigem Mißbrauch ab, der vielfältig durch gedankenloſe Anwendung der Enharmonik getrieben wird, wo ſie lediglich eine Spielerei mit der Täuſchung iſt. Aber blos Täuſchung können wir die Enharmonie nicht nennen, ohne unſere höchſten Meiſter ſtark zu beleidigen: Bach, Händel, Haydn, Mozart,

Beethoven, Spohr, Mendelssohn, Schumann u. A. haben die Enharmonie verwendet. Und wie! So schön, daß wir die natürliche Berechtigung der Enharmonie — trotz der für den Zuhörer momentan damit verbundenen Täuschung — fühlen und demgemäß die Theorie der Harmonie erweitern müssen, nämlich dahin: daß wir die Enharmonie, als denkbar weitesten Modulationsschritt, von Natur und Kunst wegen gestatten.

Man muß nicht bei jeder enharmonischen Ausweichung annehmen, der Componist wolle den Effekt einer modulatorischen Ueberraschung oder Täuschung hervorbringen. Gäbe es überhaupt keine Temperatur und überall absolute Reinheit, wer weiß, ob man über Enharmonie zu debattiren haben würde! Aber man bedenke, wie verschiedenartig die Töne nach ihrem harmonischen Sinne von gleichzeitig Ausführenden angegeben werden: Dieser nimmt den Leitton höher als Jener, der Eine greift die kleine Sept um eine Schwebung tiefer als der Andere — und doch kann das feinste Ohr befriedigt sein, weil sich solche Unterschiede der menschlichen Wahrnehmung entziehen. Die Schwebung des enharmonischen Klangunterschiedes kann immer als Illusion betrachtet werden, man wird sie eben so wenig wirklich hören wollen, wie jenen Unterschied zwischen dem e als C-Durterz und dem E als A-Durquint der höheren harmonischen Generation, wie sie sich aus der Natur der Dreiklangsprogression ergiebt. — Ich meine nun keineswegs, daß dieser Umstand ein etwaiges harmonisches Falsum verdecken oder entschuldigen solle, sondern vielmehr, daß der geringe Klangunterschied zwischen enharmonischen Beziehungstönen gleichgiltig sein kann.

Die enharmonische Modulation ist daher in ideellerem Sinne zu betrachten; ähnlich einer Verwandlung auf der Bühne, wo der nämliche Punkt bleibt und sich die Bedeutung des Ortes ändert: so gilt im Tonsystem z. B. der Punkt Fis für Ges, wenn es die musikalische Idee mit sich bringt. — Solcher Vergleich soll und kann nicht die gemeinte Sache und ihr Verhältniß decken, doch ist Etwas daran, das zutrifft. Exacter ausgedrückt, kann man sagen, daß bei Ausführung einer Enharmonie das temperirte System angewendet werden müsse; es ist aber nur ein verschwindender Mo-

ment, vielleicht nur für Einen Ton, wo man von „Temperirung“ sprechen könnte — in der That hat man eine wirkliche Modulation unter „Enharmonik“ zu verstehen.

Nur so kann man sich Dasjenige als vernünftig und erlaubt erklären, was in alten und neuen Meisterwerken selbst den Gebildetsten entzückt.

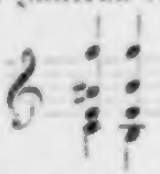
Der Streit in Sachen der Enharmonik steht jetzt so, daß die Einen sagen: es gäbe im Grunde gar keine Enharmonik, denn Töne wie Fis und Ges seien thatsächlich gleich und jede Tonverwechslung sei hierin frei zu geben. — Die Andern (auf deren Seite ich ebenfalls meinen Standpunkt einnehme) sagen: die Unterschiede solcher Töne, wie Fis und Ges, sind da, diese Töne sind nicht identisch, sondern sie liegen harmonisch-begrifflich um achtzehn Glieder im System auseinander. Während nun Einzelne anzunehmen scheinen, Enharmonik sei eine harmonische Begriffstäuschung, die man wo möglich vermeiden müsse, meine ich und mit mir Viele, daß die Täuschung dabei nur ein nebensächliches, zufälliges und nicht beabsichtigtes Moment sei, daß man in der enharmonischen Modulation nur die denkbar weiteste Sprungmodulation zu begreifen habe, die man (nach Vorgang maßgebender Meister) frei gestatten, freilich aber mit Sinn und Maß anwenden müsse.

## Fremdartige Musik.

Die neueren Componisten gehen in der Anwendung der Dissonanzen, der Enharmonik und sonstiger „Freiheiten“ viel weiter als die älteren; in manchen Fällen kann man dabei momentan an eine Oppositionsmusik denken, die sich dadurch ergiebt, daß ein Componist beim Schaffen wohl an die Legion lästiger Regeln und Regelbewacher, an die Ueberlieferungstheoretiker und Formpedanten denkt, den Mangel ihrer Berechtigung fühlt und nun mit bewußter Oppositionslust über die gezogene Regelschnur springt, um sich nicht allein die Freiheiten zu nehmen, nach welchen seine Phantasie verlangt, um gedachte Ideen auszudrücken, sondern auch, um im reinen Regelumwerfen zu schwelgen. Etwas von dieser Oppositionslust war auch schon in Beethoven, der sich an dem Aerger seiner Kritiker

über Regelverletzungen weidete und dann „erſt recht" dergleichen verübte. Der Meiſter componirte in dem guten Gefühle, daß er nicht die wirklichen natürlichen, ſehr weiten Grenzen der Harmonie, ſondern nur den Regelhorizont ſeiner Collegen überſpringe. Er nahm alſo an, ſein Geiſt und der Geiſt der Harmonie-Naturgeſetze ſtehen ſelbſt über dem Geiſte eines Recenſenten und deſſen „praktiſch-theoretiſcher Generalbaßlehre"! Aber darum iſt's ihm auch ſchlecht ergangen — — nachher freilich iſt er dennoch unſterblich geworden.

Man findet eine nicht erquickliche Oppoſitionsmuſik wohl hier und da in einzelnen Momenten bei modernen Meiſtern erſten Ranges, wo dann aber doch der ideale Gehalt und die formale Neuheit ein ſtarkes Gegengewicht gegen die bezeichneten theoretiſchen Oppoſitionsgelüſte ſind; man findet (oder fand) ſie aber mehr und merklicher bei etlichen Componiſten untergeordneten Ranges der neuen Schule. Bei der ihnen mangelnden geiſtigen Urſprünglichkeit müſſen ihre „Regelverletzungen" in der That öfter als Formenfehler ohne höhere (ideelle) Berechtigung erſcheinen. — Es iſt Unrecht, nach ſolchen Fällen die ganze neue Richtung zu verdammen! Man muß ſich überhaupt vor einer voreiligen Verdammung fremdartiger Muſik hüten, nachdem man aus der Geſchichte gelernt hat, daß ſo viele bedeutende Werke wegen einiger auffallender harter Stellen, wegen Unklarheit hier und da verdammt wurden. Dergleichen wirkte ſeiner Zeit nur für ein paar Jahre anſtoßend und nahm dann den Sinn ſogar für ſich ein. Iſt doch einſt der Mann als ein kühner Neuerer angeſehen worden, der zuerſt das Intervall der übermäßigen Sext (c..nis) gebrauchte und auflöſete:



und wurden doch ihrer Zeit Händel und Bach von Zur getadelt, daß ſie nicht in den Kirchentonarten, ſondern in den modernen Dur- und Mollſyſtemen componirten!

Die Kritiker und Muſiker ſind wirklich in vielen Fällen ſo kleingeiſtig und irrſüchtig (dieſer Ausdruck iſt berechtigt, denn man ſchwelgt ſogar oft in wiſſentlichen Irrungen und Vor-

urtheilen!), sie sind oft so weibisch empfindlich in ihrer gewohnten Grammatik, daß sie nach gewissen Extravaganzen, wie sie bei jeder künstlerischen Größe vorkommen, das gesammte neugeistige Schaffen verurtheilen. Gleich nervenschwachen Mädchen schrecken solche Herren bei einer vorkommenden Härte zusammen, sie kommen aus der Laune zuzuhören, sind von vorn herein eingenommen gegen Alles, was nachfolgt; der Componist erscheint ihnen ein Ketzer (ihrem Dogma gegenüber), sie „verstehen ihn nicht" — was natürlich allemal brandmarkend für den Nichtverstandenen, dagegen ehrenvoll für den Nichtverstehenden ist, und — der Componist muß fallen!

Im Grunde ist damit eine geistige Ungelenkheit, ein Mangel an Musiksinn verbunden, wenn man durch eine neue Form, durch eine eigenthümliche Tonsprache so verdutzt wird, wie es sich für „Künstler" und „Kritiker" eigentlich nicht schickt, zumal wenn man ihnen die unmittelbare Verständnißfähigkeit vieler Laien gegenüber stellt. Es ist hier nicht von solchen Laien die Rede, die, als ganz ungebildete Geister, im Grunde für jede Musik Sinn haben, weil sie nur ein harmonisches Geräusch in ihr hören und weder ein Verständniß, noch ein Unverständniß dafür haben; sondern ich denke hier an solche Laien, die wegen ihrer Vertrautheit mit guter Musik und wegen ihrer natürlichen Empfänglichkeit, ohne in kritisch-parteiliche Interessen eingeweiht zu sein, selbst den besten Componisten das wünschenswertheste Publikum sein würden. Solche Laien stehen mit freiem Geiste der vorzuführenden Musik gegenüber, nichts befindet sich trennend zwischen dem Genießenden und dem zum Genuß Gebotenen, kein fremder Gedanke trübt den Sinn, er ist vollkommen unbefangen. — Es ist eine stillschweigend bestehende Bedingung, welche das Werk, könnte es sprechen, selbst stellen würde: jeder Zuhörer solle der Musik gleich solchen Laien gegenüber sitzen. Aber welche Berge von Reflexion befinden sich zwischen den meisten Musikern und einer Musik, welche nicht ist, wie andere Musik. Der Laie bemerkt so etwas kaum, und bemerkt er's, so vergißt er's im Genusse bald. Der Musiker jedoch, der mit einer bestimmten Formenvorstellung dasitzt, wittert schnell eine vorkommende Abweichung, er ist befremdet, verliert die Neigung mit Hingebung zuzuhören, kommt aus dem Zusammenhange und ..... findet dann das Stück zusammenhangslos!

Meine eigenen Erfahrungen in diesem Bereiche haben mich gelehrt, daß die Sache auf einem einfachen Unterschiede des Musikers von dem Laien beruht: der Laie will schlichtweg nur genießen und er versteht in seiner Weise, wovon er Genuß hat. Der Musiker will nicht nur genießen, sondern auch wissen, was er genießt, er will die angewendeten Mittel erkennen. — So hört man z. B. eine fremd klingende Accordfolge. Der Laie weiß nicht, daß sie fremd ist und genießt nur die Musik davon; der Musiker merkt das Fremde sofort. Ist nun der Laie vernünftig, nicht urtheilssüchtig und befangen, so wird er disponirt sein, im steten unmittelbaren Rapport mit der Musik zu bleiben; ist der Musiker vernünftig, so wird er das Bestreben und den Anspruch, die Mittel der gehörten Musik zu verstehen, erst nach dem unbefangenen Zuhören und Genießen setzen, damit dieses nicht beeinträchtigt werde. Mißfällt oder gefällt ihm der Eindruck an sich, erst dann mag er über die Sache nachdenken. Ueberhaupt ist für einen zuhörenden Musiker dies das Schwerste: daß er kein Musiker dabei sei. Gluck betete sogar vor dem Componiren: „Gott! laß mich vergessen, daß ich ein Musiker bin!“

Mit den fremdartigen Harmonien, welche ein Hauptpunkt des Verständnisses und Unverständnisses sind (besonders bei rascher Folge) ist es eigen: man lebt sich hinein und gewinnt bald die Gefühlsfähigkeit, entlegene Combinationen im Hören zu fassen. So waren mir in früheren Jahren manche Harmoniefolgen bei Meyerbeer und Wagner im Anfange durchaus fremd und für meine Auffassung unverständlich; aber durch öfteres Hören wurde mir ihr Zusammenhang ganz von selbst faßlich. Andern Zuhörern waren sie dagegen sofort klar.

Man hat folglich zu erwägen: daß bei einem Streite um eine schwere Musik diese eigentlich eine Nebensache ist, denn man streitet im Grunde nicht um das, um welches man zu streiten glaubt, um die Musik, vielmehr sind es nur die gegenseitigen verschiedenen Individualitäten als solche, um welche sich der Streit dreht — nur bei der Anwendung dieser Individualitäten auf ein musikalisches Object kommt die Musik beiläufig in Frage.

Möchte man liberal genug sein, dieses einzusehen, wo sich die Geister über ein Product der neuen Richtung nicht einigen können!

möchte man human denken: „die Zeit wird richten und entweder erhalten, oder mit Vernichtung strafen“ — bevor man den Stein dagegen aufhebt.

## Programm-Musik.

Eine eigenthümliche Quelle des schweren Verständnisses findet sich seltsamer Weise grade in dem Mittel, welches das Verständniß befördern sollte: im Programm. Wenn (wie früher schon erwähnt wurde) die früheren Componisten nur den allgemeinen Gefühlausdruck einer poetischen Idee in der Musik gaben, so detailliren die neueren Musiker mehr, oder nehmen auch wohl poetische Motive, welche musikalisch mißlich auszudrücken sind. Dies beginnt schon mit Schumann in seinem Op. 13: „Kinderscenen“. Die Stücke sind, beiläufig gesagt, nicht für sondern über die Kinder. Schumann überschreibt z. B. eines der Stücke: „Von fremden Ländern und Menschen“, ein anderes „Fremder Mann“ — „Am Kamin“. Dies ist bedenklich, insofern damit schwerlich eine Erklärung gegeben wird, denn die Musik ist hier wahrscheinlich ohne einen Gedanken an die Titel gemacht, es sind die Ueberschriften wohl erst nachträglich hinzugefügt, und Schumann hat, als er die Stücke behufs Erfindung der Titel durchsah, eine Anregung aus der Musik für dieselben erhalten. Hört man nun die Musik und denkt sich das durch die Ueberschrift angeregte Bild hinzu, so mag man sich immerhin noch leidlich dabei befinden. Wo Schumann den Titel unmittelbar mit dem Gefühle in Beziehung setzte und andere Stücke z. B. „Bittendes Kind“, „Glücks genug“, auch „Fürchtenmachen“ überschrieb, stellt sich die poetische Stimmung um so günstiger, als hier wirklich eine zutreffende Musik vorhanden ist. So hätte Schumann den umgekehrten Weg eingeschlagen: er machte erst die Musik und gab dann in der Ueberschrift eine poetische Idee dazu, anstatt daß ihn die letztere zur Musik getrieben hätte.

Eine rechte Programm-Musik kann nur die sein, welche als solche von selbst auf die Welt kommt: dann ist sie ein natürlich Geborenes und hat so ein Recht zu existiren, trotz aller Abhand-

lungen beſchränkter Geiſter, die das wahre künſtleriſche Naturrecht nicht begreifen, weil ihr Gefühl durch Satzungs-Paragraphen ebenſo überfüttert und verdorben iſt, wie bei manchen Rechtsgelehrten, die vor lauter Rechten das Recht nicht mehr kennen.

Von Eindrücken lebt im Grunde jede Kunſt. Auch der Dichter empfängt von Außen; ſein Gefühl verbindet ſich mit der Phantaſie und verdichtet ſich zu Ideen, welche in der Wortſprache Ausdruck finden können, um bei dem Leſer oder Zuhörer wieder auf Gefühl und Phantaſie zurück zu wirken und ſo das dichteriſche Motiv durch das Medium ſeiner Geſtaltung im idealen Lichte zu ſehen. — Der Muſiker empfängt gleich dem Dichter von Außen, denn woher ſollte er Eindrücke nehmen, wäre er nicht mit der Natur und dem Leben in Berührung! In dem Muſiker verbindet ſich ebenfalls das Gefühl mit der Phantaſie; bei ihm aber iſt die geiſtige Natur anders als beim Dichter geſchaffen: was er fühlt, ſetzt ſich nicht in Begriffe und Worte, ſondern in Muſik um. Beide ſind alſo Poeten, der Eine bearbeitet die Sprache, der Andere die Töne, ſo wie der Bildhauer den Stein, der Maler die Farben behandelt. Wie in der Sprache das verſtändliche Moment in den Begriffen liegt, das Geſetzliche derſelben aber in der Logik und Grammatik erfaßt wird, wie der bildende Künſtler die ſichtbaren Formen in den linearen Umriſſen, die Farben und Geſtalten in der Außennatur als leitende Richtſchnur am mathematiſchen und optiſchen Geſetz erkennt: ſo findet der Muſiker in den Tönen das geiſtige Band der Harmonie, deren Zuſammenhangs- und Folge-Bedingungen in den harmoniſchen Geſetzen liegen, welche ſich aus der Uebereinſtimmung des Mathematiſch-Akuſtiſchen mit dem Gefühl ergeben. Das Gefühl iſt bei der Muſik ein zur Erkenntniß noch wichtigerer Punkt, als bei anderen Künſten, welche am natürlichen und menſchlichen Geſammtweſen ihre Berichtigung erfahren können, weil man dieſe übereinſtimmender kennt. Das Gefühl iſt aber ſeinem wahren Weſen nach ſchwer zu erkennen und auch wenig erkannt, weil das Gefühl eben das Gegentheil des Verſtandes iſt, Gefühltes und Begriffliches alſo, rein an ſich betrachtet, einander ausſchließen: jede Erkenntniß aber kann ſich nur durch den Verſtand und an Begriffen machen. Hierin liegt der Grund, warum über Muſik ſo viel unfruchtbare Streitigkeiten vorkommen: es iſt in vielen, ja

eigentlich in allen Fällen ein Resultat unmöglich, wenn die Streitenden sich blos an das Begriffliche halten und nicht auch das Gefühl selbst bereitwillig dem Verständniß entgegen bringen — was selten der Fall ist.

Der Musiker unterscheidet sich nun in der Production darin vom Dichter: daß er nach dem aufgenommenen Eindrucke im Gefühle verharrt und es nicht zu Begriffen festigt — zu welchen es eben der Sprache in Worten bedarf.

Die Musiker früherer Zeit, bis Mozart, haben die Gefühlseindrücke überhaupt dem Zufall überlassen, insofern sie dieselben unbewußt in sich aufnahmen und sie im Dunkel des Gemüths sich elementarisch verweben ließen; die musikalische Phantasie war dann das Medium, durch welches hindurch die verborgene Gefühlswelt unbeabsichtigt ihren warmen Lebenshauch sandte, um als fern Geahntes die musikalischen Tongebilde zu durchzittern. Das war eben die reine Gefühlsmusik an sich, die, wie alles blos Gefühlte, unbestimmt war.

Beethoven hat mit dieser Schöpfungsweise zwar begonnen, aber Er hat den großen Schritt von der naiven Musik in die Sphäre musikalisch bewußtvolleren Lebens gethan. Die Welt mußte ihm folgen. Mit Beethoven beginnt die Ideen-Musik, d. h. wo nicht blos das musikalische Gefühl in abgeschlossener Thätigkeit ist, sondern auch die höhere Geisteswelt im Musiker Platz gegriffen und an seinem Schaffen Theil hat. Darin war Beethoven nun auch zunächst noch ein Naiver, er componirte als höherer Geist, aber er wußte es nicht, er kannte nicht den theoretischen und ästhetischen Unterschied. Schumann war der Erste unter den Musikern, welche überhaupt theoretisch gebildete Köpfe waren und zugleich mit diesen bedeutende musikalische Productionen ausführten. Nicht etwa, daß sie mit dem Kopfe ihre Musik erdacht hätten: nein, die Geisteskraft der höhern Reflexion, ein Bildungsmoment der Zeitepoche, in welcher Schumann lebte, war mit seinem musikalischen Menschen innig verschmolzen. So war sein Stoff ein ganz anderer, als Beethoven ihn (gemäß seiner Epoche) in sich haben konnte. Dabei ist zu bemerken, daß Beethoven der ursprünglichen reinen Musik naturgemäß näher und, als umfassenderer tieferer Geist, auch höher und bedeutender dastand als Schu-

mann; dieser ist eine großgeistige Persönlichkeit (Subjectivität) — Beethoven ist dies zunächst auch, aber es hat sich bethätigt, daß er als solche die gemeinsame Weltseele in Tönen aussprach: seine Subjectivität ist also (im Gegensatz zu Schumann) eine Weltgeistigkeit. Die Enge und die Weite, die Abgeschlossenheit und das Allumfassende stehen so einander gegenüber.

Wie Schumann's Zeit überhaupt auf wissenschaftliche Bildung und theoretisches Erkennen, also auf bewußte Thätigkeit, auch im künstlerischen Schaffen, gerichtet war: so hat dies auch auf die Musiker influirt. Die besseren Virtuosen sind jetzt allesammt Harmoniekenner, sie schaffen selbst und kennen die Formen: so dringen sie mit analytischem Geiste in die zu spielenden Kunstwerke und die Frage, was der Componist „gewollt" habe, ist ihnen die Pforte zur „Auffassung" — der Vortrag wird demnach neuerdings zuweilen „Interpretation" genannt. Man kann über dergleichen in gewissen Fällen spotten, doch muß man immer ein großes Moment der Zeit darin erblicken: denn wenn, nach Vollendung unserer Epoche, dasjenige, was jetzt hier und da in verkümmerterer Sphäre als kleinliche Verstandesklügelei erscheint, in höherer Region aber als eine erhabene, wenn auch kühle Geistesklarheit erscheinen muß — wenn dies im Vereine mit einer neuen Beethoven'schen Gemüthstiefe und Begeisterungsunmittelbarkeit sich verschmelzend aufgeht und das reine Gefühl seine Macht weiter entfalten kann, dann wird eine herrliche Kunstzeit kommen.

Die heutigen Componisten sind nun ebenfalls von dem Drange eines sich selbst bewußten Schaffens beseelt: sie halten sich darum an ausgesprochene Ideen, welchen eine musikalische Seele eingeboren ist, Ideen also, die in dem menschlichen Gemüthe Wurzel schlagen und hierdurch mit dem musikalisch elementaren Geistesleben verbunden sind. Hieraus geht freilich hervor, daß ein Programm-Componist als geistig Gebildeter höher stehen muß, als ein anderer schlichter Musiker sonst zu stehen brauchte: denn ein Ungebildeter hat überhaupt wenig oder keinen Zusammenhang mit der poetischen Geisteswelt, wenigstens keinen productiven; — ein solcher setzt immer innige Verständnißfähigkeit für eine höhere Idee, ja ein künstlerisches Aufgeben darin voraus; ein rechter Programm-

Componiſt iſt dem Geiſte nach Poet, ſeine Sprache iſt nur nicht die Wort- ſondern die Tonſprache.

Daß aber darum nicht etwa jeder poeſieſinnige Componiſt Programm-Muſik ſchaffen müſſe, ſei hier ausdrücklich zugeſtanden, um beliebte Mißverſtändniſſe zu vermeiden! Es iſt nämlich der Hauptpunkt dieſes: daß der poetiſche Geiſt nicht nur allgemeinhin im Menſchen vorhanden ſei, ſondern daß er auch ganz beſonders den ſchaffenden Muſiker im Menſchen befruchte, ſo, daß die erlebten poetiſchen Eindrücke nicht allein den Geiſt erheben und allgemeinhin bereichern, ſondern auch in eigenthümliche Production übergehen — ſich in der Phantaſie des Componiſten von ſelbſt zu Muſik umbilden.

Man glaube nicht, ein Programm-Componiſt und ein ſpecifiſcher Muſiker (der beim Componiren von poetiſchen Ideen ganz abſieht) liegen weit von einander, oder haben gar nichts mit einander gemein, als nur, daß ſie Beide in Tönen denken! Es giebt in jedem Zweige menſchlicher Thätigkeit Stümper, und ſo giebt es auch elende Programm-Componiſten, desgleichen dito ſpecifiſche Muſik-Componiſten. Sind aber Beide auf gleich niederem Niveau ſtehend, ſo hat der Programm-Muſiker doch immer einen gewiſſen Grad von geiſtiger Intelligenz vor dem andern für ſich voraus.

Ein Programm-Muſiker von Haus aus exiſtirt ſchwerlich: er muß allemal zuvor ein ſpecifiſcher Muſiker geweſen ſein und alſo dieſen in ſich vollendet haben. Schon das Studium der muſikaliſchen Kunſtformen bedingt ſolchen rein muſikaliſchen (alſo nicht poetiſch-muſikaliſchen) Anfang der künſtleriſchen Ausübung; dies iſt ebenſo unläugbar und nothwendig, wie der künftige Maler mit reinen Linienübungen, der künftige Virtuos mit bloßen Fingerübungen beginnt, bevor es zu einem Gemälde (in Farben oder Tönen) kommt. Hiermit ſei nicht angenommen, als ob die Nichtprogramm-Muſik nur als eine Vorſtudie zur Programm-Muſik zu betrachten ſei! Nimmermehr! Es kommt hier lediglich auf die Geiſtesart eines Muſikers an, ob er dieſe oder jene Art von Muſik ſchafft, ob er in der ſpecifiſchen Muſik verharrt und darin Etwas leiſtet, oder ob er hindurch geht und die Welt mit bedeutender Programm-Muſik beſchenkt. Eben ſo iſt es mit Landſchaft- und Hiſtorienmalerei, die Künſtler können in beiden von gleicher Bedeutung ſein.

Beide Componiſtenarten werden verſchiedene Eigenſchaften haben; der Eine hat Vorzüge, die der Andere nicht hat und nicht haben kann, denn Beide führen den Zuhörer in ganz verſchiedene Sphären — gleichwie man an der Hand des Landſchafters die Natur, an der des Hiſtorikers bedeutende Begebenheiten betrachtet. Dies iſt ein Vergleich, der nicht ganz deckt, aber einen weſentlichen gemeinſamen Punkt berührt. Man denke ſich zwei maleriſche Motive: das eine iſt eine erhabene ſchweizeriſche Gebirgslandſchaft, ein Plateau im friſchen Grün der Gräſer und Bäume, rings von Berggipfeln eingeſchloſſen; die Beleuchtung iſt die des nahenden Morgens, deſſen erſte Strahlen ſoeben über die Höhen auf den Vordergrund ſcheinen. Ein Maler malt dies Bild ſo ſchön, als es der gebildete Beſchauer nur immer wünſchen mag. — Aber da iſt noch ein anderer Maler, der hat das nämliche Motiv zu behandeln, Gegend und Beleuchtung ſollen dieſelbe ſein: aber dennoch beſchäftigt ſie ſeinen Geiſt nur ſecundär, er hat dazu noch mit einem andern Motiv zu thun, mit Menſchengeſtalten, welche eine bedeutſame Handlung vollbringen: beide Maler malen ein „Rütli", der Eine betrachtet die Gegend als ſpecifiſcher Landſchafter, der Andere nimmt die Landſchaft als Grund und Boden einer hiſtoriſchen Idee, er iſt der Geſchichtsmaler und ſeine Menſchenfiguren ſind ihm auch nicht blos Staffage oder allgemeinhin Abbildungen von Schweizermännern, ſondern über den Figuren und ihrer Handlung ſchwebt die hohe Idee der Freiheit: die Männer bedeuten ein ganzes Volk, das trotz ſchmachvollen Druckes ſich ſelber und ſeinen tüchtigen Tugenden treu blieb und nun gegen die Tyrannei aufſteht.

Hier braucht der Landſchafter nicht auch Hiſtorienmaler zu ſein, wie der ſpecifiſche Muſiker nicht auch Programm-Muſiker zu ſein braucht; der Hiſtorienmaler aber muß auch zugleich Landſchafter, wie der Programm-Muſiker auch ſpecifiſcher Muſiker ſein. Jedoch wie verſchiedenartig wird jene Landſchaft ausfallen! bei dem Landſchafter, wie durchgeführt und detaillirt ausgedacht! bei dem Hiſtorienmaler, wie zurücktretend in der Bedeutung und feineren Ausführung! Aber correct, treu, wahr, maleriſch muß Jeder ſeine Landſchaft malen, ſo wie jeder Muſiker gut muſikaliſche Arbeit zu liefern hat.

Ein Programm-Componiſt wird daher nie eine Muſik von

Mozart'scher Art schaffen, in welcher der Geist der Componisten (selbst wo er ausnahmsweise das Programm-Musikalische berührt) ganz im Reinmusikalischen lebt und webt, wo das menschliche Gemüthsleben rein an sich zu klingendem Ausdruck gelangt, wo die Phantasie nur aus dem Gefühlsleben als solchem ihre Befruchtung zog, oder wo, wenn die Lust einer musikalischen Formenschöpfung rege ward, das angeregte Gefühlsleben wie ein verwandter Spielgefährte hinzutrat.

So war bei Mozart unbedingt der Stand der componirenden Geisteskräfte; daher labt uns bei ihm der Zauber eines musikalisch beseelten Formenspiels, das dem einfachen unmittelbaren Menschenwesen so nahe steht und nicht irgend eine Intelligenz voraussetzt — bei uns heutigen Menschen nämlich; zu Mozart's Zeit hat man vielfältig seine Musik eben so ungenießbar und seelenlos gefunden, wie später die Beethoven'sche und jetzt die von Berlioz, Liszt und Wagner. (Siehe z. B. „Mozart" von Jahn, IV. Band, S. 71 unten und 72.)

Bei Beethoven wird jener Stand der schaffenden Geisteskräfte Anfangs wie bei Mozart zu finden sein, denn er schrieb eine Anzahl Werke im Mozart'schen Princip, wenn auch als das Individuum Beethoven, denn zwei ganz gleiche Menschen giebt es nicht. So lange Beethoven das abgeschlossene Musikprincip der Mozart'schen Periode befolgte (natürlich unbewußt und ohne Vorahnung einer weiteren Entwickelung, die sich ja von selbst machte), so lange hatte er eigentlich keine besondere Bedeutung in dem Sinne, daß er etwas in seinem innersten Wesen noch nicht Dagewesenes der Welt geboten hätte. Aber schon früh zeigt sich eigene Geistesweise, die immer eigener wird, indem sie die überlieferte Art verläßt und Neugeartetes schafft. Dies Neue war natürlich auch ein Fremdes und beruhte ästhetisch auf dem Princip: daß jede besondere Idee auch ihre besondere Form schaffen und mit ihr die überlieferten Formen und Gesetze modificiren müsse, daß somit auch der vom Allgemeinen abweichenden freien künstlerischen Subjectivität ihr Recht in einer eigenartigen freien Form zukomme.

Kann nun ein Programm-Componist nicht jenes rein musikalisch fesselnde Wesen produciren, weil dieses eben Eigenschaft der

speciellen Musik ist und die ausschließliche Versenkung des Geistes in ihre Tiefe bedingt: so stehen dafür andere Wirkungen zu erreichen, welche die Musik an und für sich allein nicht nur nicht erreichen kann, sondern auch gar nicht erzielen darf, weil sie sonst eben nicht die ausschließliche Musik an und für sich sein würde. Das sind die Wirkungen, welche in der Concentration des Geistes auf Eine bestimmte Idee im Musikgenusse enthalten sind. Der Sinn des Hörers geht dabei zugleich eine Verbindung mit der Poesie ein, indem die Idee des Programms das Medium wird, durch welches die Musik von ihm empfangen wird.

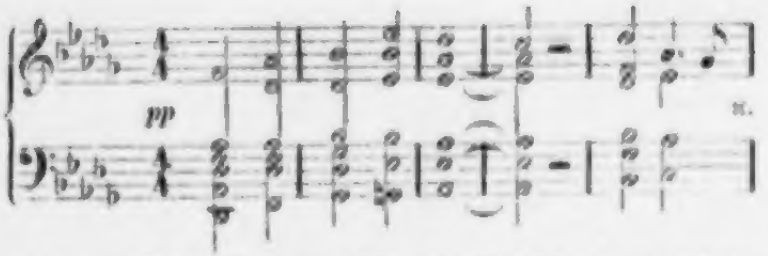
Wie sehr die poetische Ideen-Musik in der Natur des Menschen und der Kunst liegt, bethätigt sich oft durch Laienmund, wenn man nach dem Verklingen einer derartigen Musik, auch wenn sie kein wörtliches Programm führt, beschreibende Ausrufe hört, die wahrhaft ringen nach dem rechten Worte: z. B. Beethoven's C moll-Symphonie. Man denke an das Finale in C dur! Nur die Freude in der größten Menschen- und Heldenbrust über eine der Welt geschenkte, gleichsam selbstgeschaffene neue Welt — etwa ein idealer Columbus — kann in solchen Tönen ihr göttergleiches Entzücken ausströmen. Welcher Künstler aller Zeiten hat je einen größern und schönern Eindruck auf die Menschen gemacht, als Beethoven mit diesem Musiksatze von so einfachem Bau! Wie viel weniger specifisch musikalische Kunst ist darin, als z. B. in dem fugirten Finale der Mozart'schen Jupiter-Symphonie! Eine Musik von detaillirter Kunst kann das Herz beglücken und den Geist in ein Paradies entführen, aber ihn weltengroß ausdehnen und aufs Höchste empor heben kann eine Musik nur in der Loslösung von dem specifisch Künstlichen, in Verbindung mit einer großen poetischen Idee! — sei diese nun wörtlich ausgesprochen, oder selbst nur halbbewußt von dem Künstler in Tönen empfunden. Man denke nur an große kirchliche Compositionen, deren erhabene Texte auf das Ewige, Göttliche hinweisen — deren Musik darum mit Wundergewalt den Geist ergreift und ihn himmelwärts hebt.

Man bringe seine zu poetischen Vorstellungen verdichteten Gefühle über das C dur-Finale der C moll-Symphonie in einen Vers und setze diesen dem Satze voran, so hat man veritable Programm-

Musik. Diese kann ohne einen Gedanken an eine specielle Begriffsbeziehung entstanden sein; gewiß darf man kühn behaupten, Beethoven habe bei der Composition eben so wenig an irgend einen siegestrunkenen Weltvermehrer z. B. an Columbus gedacht, wie dieser jemals an die C moll-Symphonie: aber Beide haben sicherlich verwandte Gefühle gehabt, und hätte Beethoven die über seinem im Schöpfungsglücke schauernden Geiste schwebenden Ideen in feste Begriffe und Worte bringen können — vielleicht nach dem Werke, wo der Geist abgekühlt und der Reflexion über sich und sein Werk nicht mehr abgewendet war: dann würde vielleicht ... nein gewiß eine ähnliche Idee zu Tage gekommen sein, wie die Columbus-Idee. — Wäre es nun nicht möglich gewesen, Beethoven hätte ein solches Gedicht gekannt und es hätte sich bei ihm in Musik umgesetzt? War es doch mit der Coriolan-Ouvertüre und Anderem der Fall!

Doch genug über die Naturbegründung der Programm-Musik. Will man von anderer Seite Wahres, Schönes und Tiefsinniges über den Gegenstand lesen, so nehme man Franz Brendel's Broschüre „F. Liszt als Symphoniker" (Leipzig, Merseburger), H. v. Bülow's Schriftchen über Wagner's Faustouvertüre (Leipzig, C. F. Kahnt), Rich. Pohl's „Das Musikfest zu Carlsruhe" mit den Programmen von Wagner (zum Theil nach Goethe) zu Beethoven'schen Symphonien zur Hand; die Lectüre ist lohnend.

Die Art, wie Programm-Musik entsteht, kann sehr verschieden sein: die Anregung kann im Schaffen auf eine Idee führen und diese also eigentlich hervorbringen, oder man kommt von der Idee auf die Musik. Beides ist naturgemäß. Mir selbst kam es einst im Dämmern beim Phantasiren am Clavier, daß ich in einer weihevollen Stimmung auf dem Grunde halbdunkler, weicher und ineinander verrinnender Gefühle leise einen Des dur-Accord angab, der einen zweiten in anderer Lage folgen ließ und dann nach der Unterdominantseite Ges dur überging: es war am Abend und ich empfand abendlich — sofort sah mein innerer Sinn ein schönes Abendbild, nicht ein gemaltes, sondern in der Natur, draußen bei Wald und Weiher; eine schön-schaurige Abendandacht-Empfindung kam über mich; meine Hände, über den Tasten liegend, sprachen fast unbewußt pianissimo und wie choralartig:




Wie aber eine Stimmung wechselt, so ist dies um so leichter geschehen, wenn sich mit ihr ein Situationsbild verknüpft; und so lebte auch mein in halbwachem Traume schwebendes Bild sein eigenes Naturleben fort; die Sonne verging, es herrschte ein „wohliges" Dunkel, der Mond kam und leuchtete fahl; dann begann die musicirende Phantasie eine rege Thätigkeit. Die Natur rührte sich; es flüsterte, rauschte und wisperte, es gestaltete sich ein phantastisches Durcheinander von Käfer- und Elfenleben u. s. w. Das Gemüth empfing den Reflex und regte die musikalische Phantasie fortwährend an, tiefdunkle Schatten wechselten mit vorüberziehenden Lichterscheinungen, die Gefühle entsprachen den Bildern, so ließ Eins das Andere aus sich erstehen und hielt sich sogar den folgenden und wiederfolgenden Tag über, um an nächsten Abenden wieder in die Stimmungssituation, in welcher ich mich bereits heimisch fühlte, zu versinken. Ich notirte Alles bei kalt gewordenen Sinnen in Noten und Worten, vorerst nur skizzenhaft, ohne rechte formale Ordnung; als die Stimmung wieder die vom Anfange geworden war und so einen Kreislauf erfüllt hatte, führte ich alles Angedeutete bestimmt aus, erfüllend und ausscheidend, wie es der wache ordnende Sinn des Musikers gebot; die wörtlichen Notizen ließ ich in schlichte Verse, der Musik vorangestellt, kleiden. So entstand meine „Abendphantasie" (als Op. 20 in Leipzig erschienen).

Ich erzählte diesen (an sich keinerlei Interesse beanspruchenden) Vorgang von mir selbst, um zu zeigen, daß ich aus der Sache heraus spreche und an einem Erlebten, das sich von selbst machte, zu zeigen vermag, daß alle Ereiferungen gegen Musik über bestimmte Ideen nichtig sind. Wenn alle Naturforscher der Welt die Existenz irgend einer fraglichen Species läugnen und es findet sich davon in Wirklichkeit nur ein Fragment, so wird an der Thatsache der Klügste unter den Läugnern zu Schanden.

Es giebt gewisse falsche Ansichten über Programm-Musik, welche sich weit verbreitet haben, zum Theil harmlosen und zum Theil unlautern Ursprungs sind, insofern die Einen sich wirklich mit falschen Vorstellungen darüber quälen, während die Andern das Richtige wohl fassen könnten, es aber aus Widerspruchsgeist nicht wollen: sie haben vielleicht zu einer Zeit sich gegen das Programmprincip ausgesprochen, als sie noch wirklich Scrupel dagegen hatten — statt aber mit dem Verschwinden derselben auch der Sache zugethan zu sein, fahren sie lieber fort, sie in's Blaue hinein zu verdächtigen, blos um „consequent" als Angehörige einer Partei dazustehen. Eine Consequenz eigener (leider wenig würdiger) Art!

Die erwähnten Irrthümer bestehen darin, daß man meint, die Musiker wollen Begriffe und Gegenstände musikalisch ausdrücken. Da ruft man aus: „Wie kann man in der Musik einen Tasso ausdrücken, oder die Liebe Romeo und Julia's!?" Freilich, das kann man nicht! nur die Sprache oder die Malerei kann dergleichen; es ist gegen die Natur der Musik, so Etwas auszudrücken. Sie kann nicht einmal hörbare Vorgänge in der Natur wirklich geben, sondern z. B. den rollenden Donner und prasselnden Regen, das Brüllen des Löwen und das Sausen des Windes nur andeutend nachahmen, und dies nur für den Verständnißfähigen und -willigen. Man nennt das bekanntlich Tonmalerei und Haydn, in der „Schöpfung", wo er Sonnen- und Mondaufgang, Würmerkriechen und Rossesgalopp in Tönen malt, hat von dieser Kunst Gebrauch gemacht, nicht minder Beethoven in der „Pastoralsymphonie", Spohr in der „Weihe der Töne". Welcher Mensch würde wissen, daß Haydn's Musik das kriechende Gewürm, der Mondaufgang sein soll, wenn nicht vor- oder nachher die beschreibenden Worte gesungen würden, welche den bestimmten Begriff zu der Musik brächten und diese nun erst recht eindrucksvoll machen! Die Musik, welche in der „Schöpfung" das Chaos, oder in den „Jahreszeiten" die starken Nebel von dem Uebergang des Winters in den Frühling schildert, was würde sie sein ohne die angegebene Ueberschrift? (Text ist nicht dazu gegeben.) Der Zuhörer würde kalt und indifferent davor sitzen und Wenig, Nichts oder nur Unbestimmtes empfinden, wo er eben doch etwas Bestimmtes fühlen sollte. Kennt er aber die Ueberschrift, dann befindet er sich sofort in der richtigen

Gefühlssituation, er denkt sich hinein, da, wo es eben eines Sichhineindenkens bedarf.

Der Componist kann nur den Gefühlseindruck einer Sache, Situation u. dergl. schildern und er thut dies durch eine Art der Mittelverwendung, wie sie formell dem Geschilderten entspricht, falls es angeht. Der Donner z. B. ist von einem dumpfen Paukenwirbel, tiefem Contrabaßgemurmel leicht nachgeahmt, aber darum ist nicht mit jedem dumpfen Paukenwirbel u. dergl. ein Donner gemeint; das Programm oder das ganze betreffende Musikstück muß darauf hinführen; ein solches wird sich bei einer Gewittermalerei der bestimmten Melodie enthalten, es werden die Harmonien in blos accordischen Bildungen voller und matter durcheinander gehen, das scharfe Piccolo und die hohe Violine wird durch dumpfe Massen schneiden und so den Blitz versinnlichen. Aber nicht immer bedeutet solche Art Musik ein Gewitter, sie kann auch die Aufregung empörter Volksmassen, die ja gleichfalls elementarischer Natur sind, bedeuten; — es setzt öftere Erfahrungen in Tonmalereien voraus, wenn dergleichen sofort erkannt wird. Dies sind äußerliche Tonmalereien, welche auch der oberflächliche Hörer wohl erräth; die Malerei der Gefühle und Charaktere setzt mehr Capacität voraus, um ein Verständniß zu finden, einen allgemein gebildeten Geist, der in Poesie und Geschichte bewandert und obendrein phantasiebegabt genug ist, um sich das Wesen eines Coriolan, Manfred, Tasso musikalisch zu versinnlichen, sich die Charaktere und das Wiederspiel ihres Seelenlebens (das wiederum ein Reflex ihrer Lebensschicksale ist) mit einander zu verschmelzen. — Weil ein so gebildetes Publikum sich schwer zusammenfindet, hat die Programm-Musik eines Schumann, Berlioz, Liszt einen schweren Stand — doch wird sich das Verständniß nach und nach sicher ergeben. Nicht nur die poetische Idee, sondern auch der ganze moderne Styl in den Werken der eben genannten Meister machen, daß ihre Musik etwas Fremdes hat, das eingefleischten Gewohnheitsmenschen störend, dem unbefangenen Sinne aber gerade anziehend sein kann. — Es liegt etwas Eigenes in dem Unterschiede des Classischen und Modernen, in dem Sinne von Aelterem und Neuem, wie es sich im Style den Sinnen darstellt! Das Alte hat eine Allen im Voraus dem allgemeinen Wesen nach bekannte Form, selbst die ungewöhnlichsten Phantasiezüge bieten sich in einer

Tonſprache dar, die längſt eingelebt im Zuhörer iſt: ſie macht den Eindruck des Reifen, Berechtigten. Das Neue (nicht dem Datum ſondern dem Inhalte nach) kommt den Leuten dagegen leicht prätentiös vor: es iſt ein Ungewohntes, man hat im Geiſte noch kein ausgebildetes Empfängnißorgan dafür, keine heimiſche Stätte — es erſcheint als Eindringling. So vergleicht man Altes und Neues, und dieſes in gewiſſen Fällen Jenem gleichſtellen ſcheint wohl gar lächerlich, d. h. den Unmündigen, den Gewohnheitsmenſchen.

So war es aber immer: die neue Tonſprache, der neue Styl brachte von jeher eine beſondere Art der Harmonie und Melodie, wie auch der Satzſtructur mit ſich; die Modulation, die Diſſonanzen und die Stimmenführung, als ungewohnte Form von vorerſt mehr oder minder fremdartigen muſikaliſchen Ideen, wie ſchwer brach ſich's durch, namentlich bei den reflectirend vergleichenden Muſikern! Man kann es heut zu Tage kaum glauben, daß (wie Jahn im „Mozart" Band IV erzählt) die Haydn'ſchen Quartette Anfangs mit Kopfſchütteln angehört wurden, weil ſie nicht ernſt, ſondern humoriſtiſch waren! Haydn aber kehrte ſich nicht an die Leute, fühlend, daß Er wohl keine geringere Capacität in Sachen muſikaliſcher Compoſition ſei, als die Anzweifler ſeiner Quartette.

So iſt alles Alte einſt ein Neues geweſen und den Leuten mißlich vorgekommen; nur die Mittelmäßigkeit oder das Genie in der Speculation auf die muſikaliſche Sinnlichkeit der Maſſe, die abſoluten Melodiſten, die überhaupt nur „Melodien" geben wollen, gleichviel ob wahre oder gelogene dem Ausdrucke nach, nur dieſe waren ſogleich gekrönte Sieger. Und ſie verdienten ihre Kronen und Huldigungen mit demſelben guten Recht, wie ſeltene Coloraturſänger, reizende Ballettänzerinnen und ſeltene Salonſchönheiten. Man thue es ihnen doch gleich! — Vor Allem aber iſt bei jeder Huldigung auch der eigentliche Gehalt, ihre Bedeutung zu erwägen. Beethoven beklagte ſich einſt, daß die Wiener ihn vergeſſen haben über — Roſſini. Jetzt ſind ſie Beide in gutem Andenken, Beide ſtrahlen als Genies, man hebt Beider Werke hoch, man liebt Beethoven und Roſſini. Aber welch ein Abgrund iſt zwiſchen ihnen und wie grundverſchieden iſt die Huldigung für Beide von Volk und Künſtlern gemeint! Roſſini, das leichtfertige Genie des Vergnügens; Beethoven, das tiefſittliche Genie des ſeeliſchen Genuſſes.

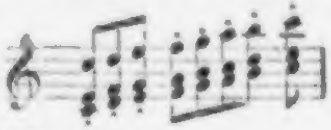
Jener erfreut uns nur, dieſer erhebt uns in der Freude zum Reingöttlichen der Kunſt. Roſſini ſteht in niederer Kunſtſphäre auf höchſter Stufe, Beethoven iſt der Höchſte in höchſter Kunſtregion. Beide haben Nichts mit einander gemein — „Roſſini — ein guter Theatermaler," ſagte Beethoven.

## Die moderne Tonſprache.

Es iſt ein groſser und eigenthümlich begründeter Unterſchied zwiſchen der früheren und jetzigen Tonſprache, wenn man von der früheren Muſik zu der jetzigen, im Beſondern beiſpielsweiſe von Beethoven zu Liſzt herüber blickt. Von einer Vergleichung der Werke Beider ſoll hier nicht die Rede ſein, denn mit Beethoven hat ſich der Abſchluß einer muſikaliſchen Geiſtesepoche gemacht, mit Liſzt dagegen macht ſich der Anfang einer neuen, von deren Verlauf wir Nichts wiſſen können.

Zwiſchen Beiden liegt erſtens: die groſse Epoche der Virtuoſität. Zweitens: die Epoche der modernen groſsen Oper, wie ſie in Deutſchland zuerſt die „Euryanthe", in Frankreich „die Stumme von Portici", in Italien „Tancred" begann und in welcher Meyerbeer der eklektiſch Vermittelnde, d. h. der Vermengende war. Drittens: die Epoche der neuen muſikaliſchen Theorie und Kritik. Dieſe drei Momente in ihrem Einfluſſe auf das Volk und die Geſellſchaft — als die Elemente, aus welchen die Künſtler erwachſen — ſind zuſammen in Erwägung zu ziehen, wo es gilt, die moderne Tonſprache in ihren Werken zu begreifen.

Zunächſt übte die Virtuoſität, wo ſie mehr oder minder den Zweck hatte, die ſpecielle Spielkunſt zur Schau zu bringen, eine eigenthümliche Beeinfluſſung auf die ſchaffenden Geiſter: ſie beſtimmte dieſe, ſich dem Luxus im Figurenweſen und in Paſſagen aller Art mehr oder minder zuzuwenden. Selbſt bei Mozart iſt der Standpunkt vielfältig der, daß man nicht feſtſtellen kann, ob ſeine Concertpaſſagen zur Illuſtration der ſchönen Harmonien, oder ob dieſe zur Vergeiſtigung der Paſſagen erdacht ſeien; — die Eigenthümlichkeit der letzteren läßt jedenfalls erkennen, daß die Figurenerfindung an ſich dem Componiſten Freude machte. Clementi

ging darin weiter als Mozart, indem er eine vielseitigere Technik in Staccatos von glänzender Art:  u. dgl. wie auch in accordischen Bravourstellen gab: u. dgl. (Wir ertappen bei dieser Gelegenheit unsern Mozart auf einer kleinen schulmeisterlichen Philistrosität: er rieth seiner Schwester, sich nicht mit den Clementi'schen Sextenpassagen zu befassen, weil — die ruhige Handlage dadurch gestört werde (!).)

Unter Hummel's suchenden und zusammensetzenden Meisterhänden bildete sich die Passage noch selbständiger aus, sie wurde ein Erfindungsfeld für sich, auf dem die Phantasie gute Jagd machte. Es galt aber immer noch das Läuferwesen an sich, eine bunte virtuose Figuration, deren Inhalt lediglich die Modulation als solche war, d. h. die Modulation ohne besonderen geistigen Ausdruckszweck. Die Virtuosität wuchs aber mächtig und es begab sich, z. B. unter Chopin, Henselt, Liszt, das wunderbare Schauspiel, daß die Virtuosität den Geist befruchtete, indem sie ihm ihren grandiosen Formenreichthum zu Gebot stellte: die Passage wurde ein Gefäß der poetischen Idee*), sie war nicht blos buntklingende „Passage" im allgemeinen Sinne, sondern sie ward auch ein charakteristisches Ausdrucksmittel für die Gefühle der Leidenschaft im herben wie im lieblichen Sinne, süßes Kosen wie wildes Rasen, glücklicher Aufschwung wie Zerrissenheit des Herzens vermochte die Passage auszusprechen. Wie die Geister der Virtuosen aus der engeren Sphäre des speciell-Claviermusikalischen hinaus traten und das Gebiet des Poetisch-Lyrischen

*) Man vergleiche in meinem Buche „der Clavierunterricht. Studien, Erfahrungen und Beobachtungen" den Abriß der Geschichte der Claviermusik: „Historischer Ueberblick" S. 10. (Leipzig, J. J. Weber. 2. Aufl.)

mit ihrer Kunst natürlich verbanden (man denke nur an die Ueberschriften in Henselt'schen Etuden: „Gebet im Sturm", „Wenn ich ein Vöglein wär", „Repos d'Amour", „Verlorene Heimath", in Op. 2 und 5), so schweifte nun auch die Technik über den engern Clavierſatz in das Orcheſtrale hinaus; hatte Beethoven ſchon Orcheſter-Ideen in ſeine großen Sonaten gelegt, ſo war es jetzt namentlich Liſzt, der den Clavierſatz räumlich ungeheuer erweiterte und damit eine großartige techniſche Errungenſchaft gab — neben welcher der engere Specialclavierſatz natürlich immer noch blieb. — Aehnliches ging auf dem geſammten Gebiete der übrigen Tonorgane in ihrer virtuoſen Entwickelung vor.

Dadurch wurden ganz neue Ausdrucksmittel für die Kunſt gewonnen, die Tonſprache erhielt in ihren Formen einen eigenartigen Schwung und Zug, eine gefügige Geſchmeidigkeit; auch nahmen die Melodien, auf dem Grunde paſſagenhafter Harmonieformen, eine bewegtere Innerlichkeit und kühnere freiere Formen an, gegen welche ſie früher als zurückhaltend erſchienen.

Die Virtuoſität beförderte auch den Dilettantismus außerordentlich, denn die Lehrmethode bildete ſich zugleich aus, man übte aller Orten mit heißem Eifer: ſo wurde durch die Virtuoſität auch die Geſellſchaft beeinflußt, ſie war faſt geradezu eine „muſikaliſche Geſellſchaft" zu nennen und als ſolche inſtuirte ſie wieder auf die Virtuoſen und Componiſten zurück — es entſtand eine geſellſchaftliche Muſik im niedern wie im höhern Sinne, d. h. eine blos dem Amüſement dienende und eine andere, welche für die ſalonmuſikaliſchen Formen den eingeborenen Geiſt, ein Ideal hatten. Man denke nur an die vielen modernen Saloncompoſitionen und beſonders an einen Geiſt wie Chopin, der ausſchließlich in ſolchen Formen liebte und lebte. Die geſellſchaftliche Gefälligkeit und Tournüre, die Grazie in der Bewegung und die Gewandtheit in der Rede, ſie ſpiegelten ſich auch in der geſellſchaftlichen Muſik, deren beiderſeitige Formen einen zwar nicht wörtlich zu beſchreibenden, doch trotzdem wirklichen Zuſammenhang mit einander haben.

Die große Oper wirkte ſehr bedeutend auf die muſikaliſche Geſellſchaft und auf die Componiſten, zunächſt auf die Virtuoſencomponiſten, durch die dargebotenen Opernmotive zu Concertphantaſien. Die Pariſer Oper durch Auber, Halevy, Meyer-

beer ist höhere Gesellschaftsmusik für's Volk — ein Widerspruch, der sich darin löset, daß das französische Volk überhaupt ein Volk der Gesellschaft ist. Das Conventionelle wurde ihm zu einer zweiten Natur, die Gefälligkeit und Eleganz der gesellschaftlichen Formen in Habitus und Wendungen der Tonsprache lebten sich völlig bei ihm ein. Die nach-Rossini'sche italienische Oper war, durch Bellini, Donizetti, Verdi, für die Melodie als solche sehr maßgebend; — würde sie, trotz ihres sinnlichen Reizes, in ihrer sich selbst wegwerfenden Charakterlosigkeit auch niemals einen Platz in deutscher Musik finden, so muß doch die italienische Melodie in ihrer ganz allgemeinen Beschaffenheit, als die melodischste aller Art von Melodie, anders beurtheilt werden. Eine Verdi'sche Oper kann grundgemein sein, insofern sie aus dem unkünstlerischen (also künstlerisch-unsittlichen) Princip entspringt, der Menge zu gefallen um jeden Preis, auch um den der Wahrheit: und dennoch können viele einzelne Motive an sich von vorzüglich schöner Art sein; sie sind, losgelöset von Text und Situation, ein Anderes, das sehr gut für sich bestehen kann, während es an bestimmter Opernstelle vielleicht gegen den Sinn des Textes und der Situation verstieß — folglich schlecht war. So lebte sich denn die abstracte Form der italienischen Melodie (nicht ihr frivoler Geist und übler Gebrauch) in die moderne deutsche Kunst ein und bildet mit ein wesentliches Moment der neuen Tonsprache — ähnlich so wie dies früher bereits der Fall war, wo Mozart derjenige Meister war, welcher sie in seiner deutschen Gefühlsweise der deutschen Musik einimpfte. Alt-italienische und alt-deutsche, neu-italienische und neudeutsche Musik stehen so an den Marken verschiedener Epochen, deren Tonsprache jedes Mal ihren besondern Typus aus Gründen verschiedenartigster Einwirkungen erhielt — was ganz natürlich ist, denn die Kunst kann geographische Grenzen nicht respectiren; was den nationalen Kunstgeist betrifft, so wird sich derselbe immer in der Art der Assimilirung und in der Art dessen bekunden, was als „Neues" aus der Assimilation entsteht.

Es sind aber die bisher in Betrachtung gezogenen zwei Mächte, welche auf unsere moderne Tonsprache einwirkten: die Virtuosität und die neue große Oper, beide in Einem Punkte concentrirt wahrzunehmen. Das ist der Punkt des Effects. Der Effect ist zu-

nächst ein Ding der Speculation auf die Sinne, und zwar auf die Sinne allein, ohne daß dazu ein ideeller Grund vorhanden wäre („Effect ist Wirkung ohne Ursache", sagt Rich. Wagner kurz und treffend). Im Grunde ist damit also eine Steigerung der äußeren Mittelverwendung und eine Zuspitzung des die Sinne treffenden Erfindungsvermögens gewonnen; jedenfalls sind dadurch die Ausdrucksfähigkeiten erhöht: eine ganz natürliche Fügung, um eine Tonsprache werden zu lassen, welche ausdrücken soll, was wir lebhaft, wechselvoll und vielseitig empfindenden Menschen der Gegenwart auszudrücken haben. Die Inhaltlosigkeit und Lüge hat hier gutes Spiel — aber sie hatte es immer: denn zu jeder Zeit stand die Effectkunst auf dem höchsten Punkt (gegen die Vergangenheit betrachtet) und immer waren es nur die Genies, welche zugleich den wahrsten und stärksten Gebrauch von den Mitteln machten — und zwar nicht ungestraft.

Die Epoche der musikalischen Schriftstellerei, welche sich, namentlich durch Schumann's Vorgang, in wirklich sachkundiger Kritik, in einer Reformation der Theorie und der Neubelebung in der Darstellung der Musik-Geschichte bethätigte, kommt als dritte Macht in Anschlag, um die moderne Tonsprache zu ergründen. Es hängt dies Alles mit dem sonstigen gesammten Geistesleben der deutschen Nation zusammen, deren eigentlicher Kopf auch geographisch zu oberst — in Norddeutschland liegt, während das Herz im Süden vorwiegt, die Ausgleichung aber in der Mittelregion sich findet. Es ist (um einen Totalbegriff dafür in Ein Wort zu fassen) die Reflexion und das, die neueste Zeit charakterisirende, allgemeine Streben nach Gesammtbildung, wodurch auch die Musik nothwendig beeinflußt werden mußte. Man will jetzt klar erkennen, wo man sonst blos mit dem Gefühl für oder gegen Etwas war. So z. B. corrigirte Beethoven die musikalisch-theoretischen Ueberlieferungen lediglich aus dem Gefühl heraus; brachte sein Ideengang eine Regelübertretung mit sich, so sagte er kurzweg: „Ihr verbietet's? Ich erlaube es!" Das theoretisch-begründende Warum blieb er schuldig: denn er wußte es selbst nicht. — Jetzt aber geht man der Sache auf den wissenschaftlichen Grund oder reflectirt doch sonst theoretisch darüber. Man braucht nur Hauptmann's Buch über die „Natur der Harmonik

und der Metrik" zu studiren, um mit freudigem Staunen zu sehen, wie hell es in den sonst unergründbar finstern theoretischen Schachten geworden ist; z. B. wir *fühlen* jetzt nicht blos, *daß* der Gegensatz des Heitern und Traurigen in Dur und Moll lebt, sondern wir *wissen* auch, *warum* er begrifflich darin enthalten ist; — wir wissen, warum ein Secundenverhältniß dissonirt, — warum auch z. B. F...G eine mildere Dissonanz ist als fis...G, — warum man einen Vorhalt- und Septaccord so verschiedenartig auflösen kann und warum überhaupt Vorbereitung und Auflösung hier so und dort anders bedingt sind. Wir haben jetzt auch Theorien gegen das bisher nicht begründete und doch heillos respectirte Quintenverbot — Theorien, die gleichwohl vorsichtig behandelt sein wollen; denn die vielen neuen Formen haben (wie früher gesagt wurde) so viele erlaubte Ausnahmefälle zu Tage gefördert, daß man wähnen könnte, das Verbot dürfe ganz wegfallen oder sei auf rein ästhetische Wohlklangsrücksichten zurück zu führen, während doch das Gesetz, als ein mathematisch-logisches, tief im Grunde bestehen bleibt und gröblich übertreten werden kann, auch wo man vorhandene sträfliche Quinten nicht bemerkt. Denn wenn ich heimlich auf ein Papier schreibe $2 \times 2 = 5$ und stecke es verborgen in die Tasche, so habe ich eben eine Unwahrheit, weil eine Folgewidrigkeit eingesteckt; — oder wenn sich an einem großen Dome irgendwo ein architektonisch-mathematischer Fehler versteckt befindet, den Niemand sieht: *Gott* sieht ihn, das heißt, er ist dennoch wirklich *da*.

Die musikalische *Kritik* hat nicht nur den *Musiker*sinn unendlich geschärft, sondern auch den des Publikums, die Aesthetik, die Musikgeschichte und die Lebensgeschichten großer Meister, verbunden mit einer allgemeinen vielseitigen Belesenheit in heimischen und fremden Literaturen hat die deutschen Geister bereichert und erweitert, ja, im guten und übeln Sinne, nicht nur geist reicher und reflectirend, sondern auch etwas kosmopolitisch gemacht.

So hat sich ein Element ergeben, das man allgemeinhin mit „Reflexionsmusik" und „geistreiche Musik" bezeichnet, ohne doch immer für bestimmte Fälle hinzuzufügen, ob die Begriffe im guten oder übeln Sinne gemeint seien; denn Beides ist möglich. Wie Vieles von *Bach* ist in der Hauptsache Reflexionsmusik — gute und manchmal auch nicht gute! Auch von *Mozart* giebt es dergleichen,

man sehe oder höre z. B. in der „Zauberflöte" den figurirten Choral der zwei Männer, am Ende der Oper. — Schumann war stark in der geistreichen und Reflexionsmusik, gut und schlimm genommen. Es kommt eben darauf an, ob die Reflexion von erster oder zweiter Bedeutung beim Schaffen sei? Alles Schaffen, wenn es natürlich zugeht, kann zuerst nur aus dem Gefühle kommen. Aber wie verschieden sind die Gefühlsarten, erhaben und erbärmlich! Und doch ist alles Schaffen aus innerem Triebe an sich ehrenhaft, abgesehen von dem Geschaffenen (denn die junge Maus, der junge Löwe und der junge Mensch haben ihren Müttern gleiches Ringen gekostet, sie haben, als lebendige Creaturen, ihre Würde; doch nach dem Ursprunge werden sie abgeschätzt).

Es giebt kein rechtes Schaffen in der Kunst, das gänzlich ohne Reflexion geschähe; diese kann im tiefen Grunde liegen und nur unbemerkt emporsteigen, oder sie kann dem schaffenden Ideen-Pulse sich gleichberechtigt nebenordnen, auch wohl gar das gebietende Wort führen. Und das Alles kann gut oder übel genannt werden, denn Gefühl und Reflexion haben ihre wohlvertheilten Rechte.

Die Reflexion ist in höchst berechtigter Thätigkeit, wenn sie dem schaffenden Gefühl die Richtung giebt und den formal gestaltenden Kräften zur Seite steht. — Das Gefühl ist in seinem Elemente, wenn es die Idee, den Gedankenzug und die Wirkung im innern Hören erlebend schafft und schließlich auch das von der Reflexion Geleistete nochmals durchfühlt, es corrigirt, endgültig bestätigt und so nochmals schafft, ein Vorgang, der sich indessen öfter wiederholen kann.

Man hat zu jeder Zeit Stücke geschaffen, die mehr combinirt als componirt sind. (Auch „Componiren" ist ein schlechtes Wort für „Schaffen", im ursprünglichen Begriffe ist es mit Combiniren ziemlich gleich; doch versteht man hierunter ein äußerliches blos verständiges Zusammensetzen, unter „Componiren" inneres Erdenken.) In unserer Zeit aber, wo die bloße Formenfertigkeit, Dank sei's den Conservativen, in Fleisch, Blut und Gefühl übergegangen und bei den musikalischen Leuten zu einer verzweifelten Virtuosität gelangt ist, so, daß man selbst ohne Ideen Stücke machen kann, — in unserer Zeit macht sich die Reflexion breiter als jemals, denn selbst jene bloße Formenfertigkeitsproduction ist nichts, als reflectirtes

Machen eines Wesenlosen, das als Wesenvolles bereits irgendwo vorhanden ist: nämlich in formen-ähnlichen Werken, welche aber vom *Geiste* ausgingen und deren Formen ursprünglich *mit* der Idee zugleich geboren wurden. Nur oberflächliche Gewohnheitsmenschen, die nur mit leiblichem Ohre hören, können dergleichen Reflexionsmusik vertragen, *sie* werden aber seltsamer Weise vielleicht die Ersten sein, welche eine *berechtigte* Reflexion, wo sie als disponirende Macht dem schaffenden Gefühle in einem Werke merkbar zur Seite steht, angreifen.

Das Eindringen des Geistreichen, Reflectirenden, wie auch des musikalisch Werthvollen aus der *fremdnationalen* Sphäre in unsere deutsche moderne Musik, hat also die neue Tonsprache entschieden mit bestimmen helfen; wenn man erwägt, daß das Menschen*gemüth* nie erstirbt und also jetzt wie immerfort seinen Hauptantheil an dem musikalischen Schaffen hat und haben wird — wenn man ferner erwägt, daß das neue Geistesfluidum unserer Zeit an sich ein eben so berechtigtes ist, wie das ewige alte, in Tausenden von Musikstücken inhaltlich verarbeitete: so wird nicht wohl abzuläugnen sein, daß sich das musikalische Stoff- und Schaffensbereich *erweitert* habe.

Die hier besprochene Richtung der Musiker auf Schriftstellerei, Theorie, Kritik, hängt mit einer innigen *Hingebung an die poetisch-lyrische Literatur* zusammen. Man beachte die zahlreichen Arbeiten über Poesie in Aufsätzen und Büchern, auch die poetischen Schöpfungen Einzelner, man beachte, wie Musiker sich in große Dichtungen componirend zu versenken vermögen, wie sie die Gedanken der Dichter ergründen und schöpferisch in Musik nachempfinden, und man wird mindestens gestehen: daß unsere Musiker eben so dichterisch und poetisch *gebildet* wie die Dichter im Allgemeinen musikalisch *ungebildet* sind. Dies war von jeher so. Stellt man vollends die *Gelehrten* und die *Musiker* unserer Zeit einander gegenüber, so wird man an den Productionen auf dem Schriftstellergebiet erleben können, daß das Verhältniß noch auffallender wird. Denn die Gelehrten, selbst in den Fällen, daß sie musikliebend sind, haben vielleicht die mindeste Einsicht in das Musikwesen als solches. Ein gebildeter und zurechnungsfähiger Tonkünstler der jetzigen Generation wird sicher auf dem Gebiete

der Gesammtliteratur wie auch auf dem wissenschaftlichen ungleich besser zu Hause sein, als die Dichter und Gelehrten auf dem Gebiete der Musik; sogar Professoren der Aesthetik (die doch alle Künste gleichmäßig in sich schließt) pflegen von der Musik speciell nichts zu verstehen, woher auch die ganz unverantwortlich oberflächliche Besprechung des Musikalischen von Seiten der Gelehrten kommt. Ich erwähne dies Alles nur zur Orientirung auf dem Gebiete moderner Musikerbildung und zur Anwendung auf die praktische Musikrichtung: die Geister haben sich bereichert, sie haben eine Befruchtung von der Poesie erfahren, sie schaffen aus neuem Geistesgrunde heraus auf neue Ziele zusteuernd — und die Tonsprache, als die musikalische Dialektik, steht damit in organischer Beziehung, Beides gehört zu einander.

Unsere moderne Tonsprache ist also, gemäß des jüngst hinein gedrungenen Fluidums, eine neugeartete und noch nicht eingebürgerte; die Gewohnheit, die größte Feindin alles Neuen und die Hauptverbündete aller Angreifer desselben, die Gewohnheit hat sich mit der neuen Tonsprache noch nicht abgefunden. Aber auch das „ist schon dagewesen"! Man konnte, wie erwähnt, zu Lebzeiten Haydn's dessen Streichquartette nicht sogleich goutiren, was man jetzt nicht glauben kann, wenn man diese so menschlich-wahre, liebe Musik hört; die Musiker von damals waren es (wie auch jetzt vorzüglich, gegenüber dem Neuen), die scheel und mißmuthig auf die Quartette blickten: denn (hört! hört!) — sie waren humoristisch, launig, lieblich, schäkernd, kurz sie waren die echt herzlieblichen Haydn-schen Quartette, die sie nun eben sind; wie aber sollen Quartette sein? ernsthaft sollen sie sein! meine Herren! ernsthaft! bitte, setzen Sie die Perrücken auf, steifen Sie die Zöpfe und — componiren Sie ernsthafte Quartette! nur ernsthafte, das muß ich dringend bitten! lieber schlagen Sie den närrischen Menschengeist todt, der in dem Einen so, in dem Andern so geschaffen ist! und, was meinen Sie, meine Herren? wollen wir lieber den Hauptanstifter zu fassen suchen? Den, der immer solche neue Geistgeschöpfe schafft und nicht hübsch bei Einer Sorte bleibt: den lieben Gott? Wir, mit solchen Perrücken und Zöpfen begabte Puderköpfe, die wir nur ernste Quartette leiden mögen, wie sie immer waren und sein sollten, die wir also Erzclassiker sind, wir hängen dem lieben Gotte einen Proceß

an; denn ist irgend Wer unclassisch, so ist Er's. Wir wollen auch bei der classischen Behörde durchsetzen, daß man nicht mehr singe: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" u. s. w., denn wo bliebe sonst die Consequenz? und Consequenz ist doch die allerhauptsächlichste Hauptsache!

Ja, man lache nur, aber man lache auch mit herzhaftem Bewußtsein alle Diejenigen aus, die noch heute nicht unter dem Gewohnheitspantoffel hinweg können, die unter seinem Alpdrucke keuchend, so beneidenswerth ernsthaft sind; welche Diejenigen so tief bemitleiden, die frei in der freien Gottesnatur des Menschengeistes leben, im neuen Gotte den ewigen alten Gott erkennen, wie er sich auch in seinen Menschenwerken anders gebe, die offenen Sinn für alle lebendigen Formen haben und die jeden Augenblick bereit sind, für das Classische zu sterben und — für das Neue zu leben, am liebsten aber Beides für Beides thun möchten. Und so sei es frei behauptet: nur darin ist die rechte künstlerische Menschenvernunft enthalten und wer anders denkt, ist entweder partiell oder total ein Narr! Amen.

Es wurde weiter oben unsere moderne Gesellschaftsmusik in Erwägung gezogen. Die Gesellschaft selber ist im Allgemeinen nicht der Art, daß sie Vertrauen auf ihre Musik erwecken könnte: sie ist abgespannt, auf das Aeußerliche gerichtet, den Schein über das Wesen, die prickelnde Unterhaltung über tiefen Genuß stellend, blasirt, zerfahren u. s. w. Betrachten wir aber die gesammte menschliche Gesellschaft, das Leben auf unserm alten Planeten — was sehen wir da Anderes? Es ist und war im Grunde immer ebenso beschaffen, die „Gesellschaft" ist vom Ganzen nur der Extract. Hier wie dort ist, obenhin betrachtet, ein Jagen nach Genuß, nach Ehre, nach Lebensstellung in oberster Reihe als das erstrebte Ziel zu erkennen. Aber es giebt auch gediegene Adern in diesem Gebirge, das, gleichwie die Begriffe „Volk" und „Publikum", seinem Wesen nach nicht mit ein paar Worten zu definiren ist, man müßte denn sagen: in dem Volke, im Leben, im Publikum wie in der Gesellschaft ist eben alles Edle und alles Gute enthalten, also auch Geistes- und Charaktergröße, Seelenadel, hohes Streben, Idealität u. s. w. Nur dürfte hinzuzufügen sein, daß die guten Elemente nur selten rein, meistens sehr stark versetzt mit übeln vorzufinden sind, daß leider

die Gemeinheit überall ihren Giftstoff anzubringen sucht und daß also das Ganze ein sehr gemischtes Element ist. So war es immer und — die großen Geister ragten aus dem Gemeinen (von diesem wacker bekriegt) heraus; so ist es auch jetzt noch: denn auch jetzt krystallisiren sich die edeln Elemente in herrlichen Genies, die von den Einen vergöttert, von den Andern verdammt werden.

Es haben sich die Eigenschaften der Eleganz und der Effectuirung, der Reflexion und der Sinnlichkeit für unsere moderne Tonsprache ergeben; diese Eigenschaften können von zweifelhafter Art sein, jenachdem man sie interpretiet, oder jenachdem sie in einem Werke zum Ausdruck kommen und mit noch anderen Eigenschaften verbunden sind. Die Eleganz kann nur in äußerlichem Schimmer der Glätte und Geschmeidigkeit, — die Effectuirung in blos materieller „Wirkung ohne Ursache" bestehen, — die Reflexion kann den Mangel an Gefühl und Phantasie bezeichnen, — die Sinnlichkeit nur in flacher Gehörschmeichelei, in leerem Melodiengekose und dergleichen zu finden sein. Man sei aber vorsichtig! Kein bedeutendes Genie, das nicht jene Eigenschaften in seinen Werken zur schönsten Bedeutung erhoben hätte: Mozart hat z. B. in die Passagen seiner ewig schönen Clavierconcerte die Eleganz wie den Effect hineingeschaffen — dasselbe hat auch Czerny, doch in wie verschiedenem Sinne haben es Beide gethan! In Mozart's Quartetten kann man, gleichwie in Bach's, Händel's, Beethoven's und Schumann's Musik die Reflexion, in Haydn's wie in Weber's Musik die Sinnlichkeit floriren sehen — eben so auch bei trockenen und seichten andern Componisten, und bei Jedem in ganz verschiedenem Sinne. Im Grunde muß nämlich jede Musik die erwähnten Eigenschaften haben, mindestens so, daß nicht das Gegentheil von ihnen besteht; sie können als Momente im Ganzen aufgehen, so daß uns ihr Vorhandensein nicht zum Bewußtsein kommt: denn es gehören zu ihnen noch andere Eigenschaften. Wo die Eleganz als Anmuth, die Reflexion als geistige Vertiefung, die Sinnlichkeit als lebendiger Reiz in der formalen Erscheinung, wo das Ganze geist- und gemüthdurchdrungene schöne Phantasie ist: da sind jene Eigenschaften in schönster Weise vorhanden.

Ich kann nun auch ruhig zugestehen, daß in Liszt's „Symphonischen Dichtungen" „italienische Musik" enthalten sei. Die Me

lodie hatte zu jeder Zeit ihre Physiognomie, d. h. eine bestimmte Gestaltungsart ihres Phrasenbaues für jede Ausdrucksweise. Daß Liszt durchaus keine italienischen Melodien macht, sondern daß in seiner Melodik das Italienische nur als Moment enthalten ist, dürfte sich durch eine Versetzung seiner italienischsten „italienischen Melodien" in eine italienische Oper leicht herausstellen: man wird den schönen gesanglichen Fluß und die blühende musikalische Farbengebung in der melodischen Charakteristik darin finden, aber der ganze Geist will nicht mit dem Italienischen harmoniren, die Phantasiesprache nicht in die italienische Empfindungs- und Ausdrucksweise passen. Die unterliegende Harmonie, welche doch mit der Melodieerfindung zugleich entsteht, wird allein schon hinreichen, den eigentlichen Schöpfungsboden im Geisterbereiche der Phantasie als ganz andersartig finden zu lassen. Liszt ist als Harmoniker deutsch, eben so deutsch und noch viel mehr als es Berlioz ist. Man hat jetzt wieder das seltene Erlebniß eines großen kosmopolitischen Musikers: Liszt. Seine Tonsprache ist nicht, wie z. B. die eines Spohr, den Fremden geistig abgelegen, sondern sie ist allen Musiknationen gleich nahe- oder — fernliegend, letzteres nämlich, insofern seine besondere Subjectivität, als die eines Musik-Kosmopoliten, noch nicht durchgedrungen ist; wie dies auch mit Schumann an vielen Orten seit fünfundzwanzig Jahren noch nicht hat gelingen wollen. Dasselbe Erlebniß hatten wir bei Mozart, der die Tonsprache aller musikalisch-productiven Nationen zu Einer organisch verschmolz. Beethoven war viel mehr specifisch deutsch.

Man wird hier unwillkürlich an Meyerbeer denken, der auch alle Style in seiner Musik vereinigt: aber dies ist nur ausnahmsweise in den glücklichsten Momenten bei ihm der Fall, so z. B. im vierten Act der „Hugenotten" stellenweise, namentlich im Duett mit Valentine, die Ges dur-Stelle $^3/_4$ Takt mit Tremolando, — das ist weder italienisch noch deutsch, und auch nicht französisch, sondern Alles zusammen in eingeistiger Verschmelzung. Im größten Allgemeinen ist bei Meyerbeer der Eklekticismus waltend, indem der Styl nicht dreieinig, sondern wechselnd Eines von Dreien ist, während sich inzwischen wohl eine zweitheilige, z. B. eine italienisch-französische oder eine französisch-deutsche Alliance macht.

Wenn man zurückblickt auf die neuere Musikgeschichte und jene

Perioden betrachtet, welche Deutschlands Repertoire faſt ausſchließlich von der franzöſiſchen und italieniſchen Bühne inſpirirt fanden, und wenn dann vor uns ein Geiſt auftritt, der in ſeinen Werken zeigt, daß wir von der Fremdherrſchaft doch wenigſtens Etwas profitirt, Etwas gelernt haben: ſo wäre das, meines Erachtens, ein Grund ſich zu freuen — ſelbſt wenn jener Geiſt kein bedeutender, vielleicht nur von dem Maße Lortzing's oder Adam's, wäre. Liſzt, der uns durch ſeine neuen impoſanten Orcheſterwerke aus den feindlichen Nationalſtylen einen neuen Weltſtyl offenbarte, iſt jener Geiſt: daß er nichts Unbedeutendes oder nur Mittelmäßiges ſchuf, iſt zur Genüge an den ſehr bedeutenden Parteiungen zu erkennen, die aus den divergirenden Meinungen beſonders über ſeine „Symphoniſchen Dichtungen", ſeine „Fauſtſymphonie" und ſeine „Meſſe für den Graner Dom" entſtanden; es ſtehen auf beiden Seiten zuviele der gegenſeitig als tüchtig anerkannten Künſtler, als daß man den Streit einer nur unbedeutenden Urſache zuſchreiben dürfte. — Es iſt mit Liſzt ähnlich wie mit Richard Wagner. Beide haben jene Durchgangsperioden der künſtleriſchen Ausländerherrſchaft gründlich praktiſch durchlebt: Wagner wollte es Meyerbeer nachthun und Liſzt hat die Melodien ſeiner Fantaſien vorzugsweiſe fremden Componiſten entnommen. Beide ſind anderſeits aber einem höhern Ideale treu geblieben: Wagner war ſtets, z. B. als einſtudirender Dirigent, ein tiefſinniger Beethovener und Mozartianer; Liſzt ging ebenſo in Bach, Beethoven und anderen deutſchen Claſſikern auf. — Beide fanden ſehr bald ihr eigenes höheres Ich: Wagner ſchuf uns eine neue deutſche Oper auf ganz neuem Idealgrunde; und nie iſt bis jetzt, ſo lange Muſik gemacht wird, bei einem Virtuoſen ein ſo großartiger Uebergang zum ſchaffenden Künſtler erlebt worden, wie bei Liſzt. Er war als Virtuos der Erſte ſeiner Zeit: man ſuche jetzt auch den größeren lebenden Inſtrumentalcomponiſten über ihm. — In Deutſchland hat er keinen Rivalen und in Frankreich ſtreitet ſein Ruhm nur mit Berlioz, der eben die weit längere Zeit der Wirkſamkeit für ſich hat, denn über zwanzig Jahre iſt es her, daß er ſeine deutſche Reiſe machte und daß ſeine Orcheſtercompoſitionen ähnliche Parteiungen hervorriefen, wie jetzt die Liſzt'ſchen.

Schließlich ein Wort an unsere deutschen Intendanten, Directoren, Concertgeber und Vorstände.

Meine hochverehrtesten Herren! Die Classiker stehen fest, nicht nur auf den erzenen Grundlagen ihrer Monumente, sondern hauptsächlich in ihren Werken, deren Geist unsterblich im Volke lebt und denen zahlreiche herrliche Denkmäler in einer imposanten Kunstliteratur gesetzt sind. Ist der Ruhm dieser Meister also sicher und nicht antastbar, und ist es darum erlaubt, auch von anderen Meistern etwas Großes zu halten, so verzeihen Sie nicht nur die in meinen bisherigen Aufsätzen über „die neue Richtung in der Musik" eingeflossenen Apotheosen, welche ich den Werken Liszt's darbrachte: sondern ehren Sie sich selbst und die neue Kunst dadurch, daß Sie die neuen Orchesterwerke dieses Künstlers durch gute Aufführungen zur Geltung bringen. Sie dürfen diesen edeln Gebrauch von der Macht machen, die in Ihren Händen liegt. — Und endlich Sie, meine verehrten Herren Collegen von der musikalischen Kritik, die Sie der genialen Muse Liszt's das Leben so erschweren, indem Sie Alles in seinen Werken, was Ihnen fremdartig und unklar vorkommt, für absolut schlecht halten — während wohl andere nicht zu verachtende Leute aufrichtig Gefallen daran finden: hören Sie auf, so feindselig gesinnt zu sein! „Zweifelhaft" mag die Sache von Unparteiischen immer genannt werden, aber hält nicht auch das Gesetz in solchen Fällen mit der Strafe zurück? — Also, meine Herren: seien Sie milde, versöhnlich, lernen Sie die Kunst, die Geschichte und Sich selbst kennen, das wird zu einem gesunden Standpunkte verhelfen und machen, daß Sie das heilige Recht der neuen Richtung achten lernen.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

# Die

# Meistersinger von Nürnberg.

Von

## Richard Wagner.

nebst einer geschichtlichen Erläuterung der Oper von Franz Müller.

Für die Aufführungen an der Königl. Sächs. Hofbühne bestimmte Ausgabe.

Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Das Recht der Aufführung ist nach dem Gesetz vom 12. Mai 1837 vorbehalten.

Preis: 5 Ngr.

Mainz,

Verlag von B. Schott's Söhnen.

1869.

Ed 1911

Zu

# Richard Wagner's

# „Die Meistersinger von Nürnberg."

## Eine geschichtliche Erläuterung.

(Separat-Abdruck des Feuilletons der „Neuesten Depeschen," im Selbstverlage des Süddeutschen Correspondenz-Bureaus).

Ueber den Text dieser Oper erging schon so manches Urtheil. Komisch ist hierbei oft die Naivetät, die sich breit macht in totaler Unkenntniß der historischen Unterlage, auf welcher die Dichtung ruht. Passirte es doch nicht zu selten, daß „Gebildete" aus der „ersten" und „zweiten" Gesellschaft einzelne Bezeichnungen, welche Wagner der Geschichte entnommen hatte, für seine poetische Erfindung hielten und, weil mit dem heutigen Geschmack nicht mehr harmonirend, als mindestens mißlungen bezeichneten, wenn nicht mit ungünstigeren Ausdrücken besprachen. Unter diesen Umständen war es ein recht zeitgemäßes Unternehmen des Herrn Franz Müller*), aus der Literatur dasjenige zusammenzu-

*) Die Meistersinger von Nürnberg. Ein Versuch zur Einführung in die gleichnamige Dichtung Richard Wagner's. Von Franz Müller. München. Chr. Kaiser. 1868. 8°. I. und II. Lieferung. S. 281 mit musikal. Beilagen. Die hier gegebenen Skizzen sind aus der ersten Lieferung entnommen. Die zweite Lieferung bespricht die Handlung der Oper; die dritte wird im Laufe des Jahres ausgegeben werden.

ſtellen (wobei er namentlich aus Wagenſeil ſchöpfte), was über das Thun und Treiben der Meiſterſinger zu wiſſen nothwendig iſt, um nicht in die oben erwähnte falſche Kritik zu verfallen. — M. führt ſeinen Leſer aus der Zeit des Minnegeſangs in die des Meiſtergeſangs (in's 14.—15. Jahrh.) Wahrſcheinlich war die erſte Singſchule Anfangs des 14. Jahrhunderts in Mainz. Im Jahre 1387 verlieh Kaiſer Carl IV. der Meiſterſinger-Geſellſchaft Freibrief und Wappenrecht. Alsbald bildeten ſich in verſchiedenen Städten Meiſterſinger-Geſellſchaften, unter anderen in Würzburg, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, München, Memmingen ꝛc. und reichten vom Rhein bis Danzig. Die Themata, welche die Meiſterſinger in ihren Dichtungen behandelten, entnahmen ſie den Dogmen, ſpäter der Bibel; einen eigentlichen Volkspoeſie-Cultus übten ſie nicht; — ſie hofften: „daß mit der Zeit die ſchendlichen Gaſſenlieder abnemen, die man ſchier alle Nacht ausſchreit, durch gottlos Geſind, das ſich nicht thut ſchemen .... darumb ſollen wir mit gantzem Fleiß ſolche Schandlieder fliehen und uns begeben Gott zu Preiß." — Allmälig wurde die Form zum Weſen, die „holdſelige Kunſt" zu verſchrobener Künſtelei, und craſſer Pedantismus, von dem die Schulordnung und noch mehr die Tabulatur zeugen, leitete die Beurtheilung mit welcher die Meiſterſinger die Leiſtungen ihrer Genoſſen aufnahmen; — und eben dieſe, die Satyre herausfordernde Auffaſſung der Poeſie und des mit ihr verbundenen Geſanges liegt der Wagner'ſchen Oper zu Grunde. Der Schulordnung gemäß wurden an Sonn- und Feiertagen nach dem Nachmittagsgottesdienſt Singſchulen abgehalten, bei denen ohne Entſchuldigung kein Mitglied wegbleiben ſollte. In Nürnberg waren dieſe Singſchulen meiſt in der Katharinenkirche; beim Chor wurde ein niedriges Gerüſt aufgerichtet mit einem Tiſch und einem großen ſchwarzen

Pult, um den Tisch wurden Bänke gestellt und das Gerüst war mit Vorhängen umgeben; es war für den „Merker," das angesehenste Mitglied der Vorstandschaft bestimmt, welcher die Fehler eines Vortragenden zu notiren, zu „merken" hatte. Ein kleiner Katheder ist der Singstuhl für den, der ein Meisterlied absingt. Das Singen zerfiel in „Freisingen" und „Hauptsingen." An ersterem konnte sich jeder betheiligen; den Inhalt bildeten Historien aus der heiligen Schrift und „wahre und ehrbare weltliche Begebnisse, sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre." „Gemerkt" wird im Freisingen nicht.

Im Hauptsingen wird nur geduldet, was aus der heiligen Schrift alten und neuen Testaments componirt ist und der Singer muß allzeit vor dem Anfange Buch und Capitel anzeigen, woraus sein Lied gedichtet ist. Hat ein Hauptsinger den Singstuhl bestiegen und eine Weile geruhet, dann ruft der erste Merker: „Fanget an!" Ist ein Gesätz oder Abgesang vollendet, so hält der Singer inne, bis der Merker ruft: „Fahret fort!" Der „Uebersinger," d. h. derjenige, welcher als der beste erkannt wurde, erhielt die Zierde des „Gehenges:" zu Nürnberg ursprünglich eine lange silberne Kette, später eine Schnur mit drei großen silbernen und vergoldeten Schillingen, genannt „König David," weil auf dem mittleren König David mit der Harfe abgebildet war. Als zweiter Preis galt ein aus seidenen Blumen gefertigter Kranz. Wer die Kunst des Meistergesanges erlernen wollte, nahm Unterricht bei einem Meister, der wenigstens einmal das „Kleinod" gewonnen hatte. Wollte ein Lehrling in die Gesellschaft aufgenommen werden, so unterwarfen ihn die Merker einer Prüfung und zwar nach vorausgegangener Erkundigung betreffs seiner ehelichen Geburt, seines guten Verhaltens und Fleißes. Er soll wissen, was ein Vocal oder Consonant sei, die Beschaffenheit der Reime kennen u. s. w. Bei dieser

Prüfung darf er sieben Fehler machen, macht er mehr, so hat er „versungen" und kann nicht aufgenommen werden. In früherer Zeit wurde ein befähigt befundener Novize mit Wasser begossen, „getauft." Hatte sich ein solcher Singer eine Zeit lang untadelhaft verhalten, so erhielt er die „Freiung," d. h. er wurde auf offener Singschule frei gesprochen, und für einen Meister erklärt, wenn er auch noch keine „Töne" erfunden hatte. —

Die Tabulatur enthält alle auf die Ausübung der Meistersingerkunst bezüglichen Regeln, die eigentliche Dicht- und Singordnung. Ein ganzer Meistergesang hieß ein „Bar" (die Abstammung dieses Wortes wird verschieden erklärt). Ein Bar kann mehrere „Gesätze" enthalten; das Gesätz besteht aus zwei „Stollen," welche gleichen Ton haben müssen (gleiche Versart mit gleicher Singweise) und gleiches Maaß (Zahl der Silben und Stellung der Reime — „Gebände" genannt). Auf die zwei Stollen folgt der „Abgesang," der anderen Ton und anderes Maaß hat, als die Stollen, und länger oder kürzer sein kann, als diese; nach dem Abgesang kommt zuweilen noch ein Schluß. Die Reime werden eingetheilt in „stumpfe" (einsilbige) und „klingende" (zweisilbige). „Waisen" sind reimlose Zeilen in der Mitte oder gewöhnlich am Ende eines Gebändes. „Körner" sind ungebundene Verse, die ihren Reim erst in der nächsten Strophe finden; „Pausen" sind einsilbige Wörter, die als ein Vers für sich allein stehen, aber mit einander reimen, „Schlagreime" sind zweisilbige solche Wörter. Keine Zeile darf mehr als dreizehn Silben haben, „weil in einem Athem nicht füglich mehr Silben gesungen werden können, sonderlich wenn eine zierliche Blume (Lauf) im Vers gehört werden soll." „Fehler" konnten nach der Nürnberger Tabulatur 33 gemacht werden; so wurde z. B. als „blinde Meinung" die Auslassung von Verbindungspartikeln gestraft,

als „falſch Gebänd“ eine falſche Verſtellung, als „unredbare Worte“ eine falſche Wortſtellung, als „Klebſilbe“ das Zuſammenziehen zweier Silben in eine, als „Laſter“ der falſche Reim, als „Aequivoca“ zweideutige Worte, als „Differenz“ die Verſetzung der Buchſtaben in einem Worte u. ſ. w. Wie ſchon erwähnt, durfte eine gewiſſe Zahl Fehler gemacht werden, wer dieſe aber überſchritt, hatte „verſungen.“ Die Vorträge mußten auswendig gehalten werden. Wer die Tabulatur noch nicht recht verſtand, hieß ein „Schüler,“ wer ſie völlig inne hatte, ein „Schulfreund,“ wer mehr Töne (Weiſen) als 5 bis 6 ſingen konnte, ein „Singer,“ wer aber einen neuen Ton erfand, ein „Meiſter.“ Mehr als der Gedanke und der poetiſche Schwung galt den Meiſterſingern der „Ton,“ d. i. die Versart und ihre Singweiſe. Wagenſeil ſtellte ein Verzeichniß von 222 ſolcher Singweiſen auf, welche ſich aber nur auf die zu ſeiner Zeit (zweite Hälfte des 17. Jahrh.) in Nürnberg üblichen beſchränkte. Die vier Hauptweiſen oder Haupttöne hießen der „meiſterliche Hort“ und mußten von jedem, der Meiſter werden wollte, geſungen werden können. Sie waren: der lange Ton Heinrich Müglings, der lange Ton Heinrich Frauenlobs, der lange Ton Ludwig Marners, der lange Ton Bartel Regenbogens. Als Hauptregel galt, daß keine Melodie eines Meiſtertones zu einem andern Meiſterton entlehnt wurde — nur vier Silben durften entnommen werden. Hatte ein Singer einen „Ton glatt geſungen,“ ſo hatte er ihm einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen zu geben und zwei Gevattern dazu zu bitten.

Von Hans Sachs möge hier erwähnt ſein, daß er am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg geboren war. In einer poetiſchen Selbſtbiographie (1567) gibt er an, daß er 4275 Meiſtergeſänge gedichtet hat nach 275 Meiſtertönen, von denen er 13 ſelbſt erfunden; außerdem hatte er 208 Comödien und Tragödien und 1700

Schwänke gedichtet. Er hatte nach vierzigjähriger Ehe (1560) ſein Weib und ſeine 7 Kinder verloren; Jahrs darauf heirathete er zum zweitenmale, 1576 ſtarb er.

Hans Sachs ſtand als Dichter über ſeinen Zeitgenoſſen und hatte deren Schwächen wohl erkannt.

Im 17. und 18. Jahrhundert ging der Meiſtergeſang ſeinem Ende entgegen; 1770 war in Nürnberg die letzte Singſchule, die Mainzer Genoſſenſchaft hatte ſich ſchon früher aufgelöſt; 1780 hörte die Straßburgs auf. In Ulm waren 1830 noch 12 Meiſterſinger, 1839 waren noch vier übrig und dieſe übergaben ihre Schultafel, Fahne, Tabulatur ꝛc. ꝛc. dem dortigen Liederkranze. Die letzten Meiſterſinger hat Memmingen aufzuweiſen; 1851 waren dort noch Singgenoſſen aus dem Handwerkerſtande, Reſte der letzten Meiſterſingergeſellſchaft, deren Sangesthätigkeit ſich darauf beſchränkte, daß ſie in röthlich ſchwarzen Mänteln (Klagemänteln) die Särge armer Leute ſingend zu Grabe geleiteten, um geringen Lohn. Ihr Obmann — ein Schuſter, Namens Weſtermaier — bewahrte noch 1851 die alten Urkunden, die Tabulatur der Meiſterſingerſchule Memmingens und das „Kleinod" (einen großen kryſtallenen Pokal). Ein Stück des Kleinods, der geſchnitzte Schild mit dem Bilde des Königs David, iſt in den Beſitz des Memminger Liederkranzes übergegangen.

## Perſonen der Handlung.

**Hans Sachs**, Schuſter,
**Veit Pogner**, Goldſchmied,
**Kunz Vogelgeſang**, Kürſchner,
**Konrad Nachtigall**, Spengler,
**Sixtus Beckmeſſer**, Schreiber,
**Fritz Kothner**, Bäcker,
**Balthaſar Zorn**, Zinngießer,
**Ulrich Eißlinger**, Würzkrämer,
**Auguſtin Moſer**, Schneider,
**Hermann Ortel**, Seifenſieder,
**Hans Schwarz**, Strumpfwirker,
**Hans Foltz**, Kupferſchmied,
} Meiſterſinger.

**Walther von Stolzing**, ein junger Ritter aus Franken.
**David**, Sachſen's Lehrbube.
**Eva**, Pogner's Tochter.
**Magdalene**, Eva's Amme.
Ein Nachtwächter.

Bürger und Frauen aller Zünfte. Geſellen. Lehrbuben. Mädchen. Volk.

**Nürnberg.**

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

## Erſter Aufzug.

Das Innere der Katharinenkirche in Nürnberg.

Choral der Gemeinde.

Da zu dir der Heiland kam,
willig deine Taufe nahm,
weihte ſich dem Opfertod,
gab er uns des Heil's Gebot:
daß wir durch dein' Tauf uns weih'n,
ſeines Opfers werth zu ſein.
Edler Täufer,
Chriſt's Vorläufer!
Nimm uns freundlich an,
dort am Fluß Jordan.

Walther.

Verweilt! — Ein Wort! Ein einzig Wort!

Eva.

Mein Bruſttuch! Schau! Wohl liegt's im Ort?

Magdalene.

Vergeßlich Kind! Nun heißt es: ſuch'!

Walther.

Fräulein! Verzeiht der Sitte Bruch!
Eines zu wiſſen, Eines zu fragen,
was nicht müßt' ich zu brechen wagen?
Ob Leben oder Tod? Ob Segen oder Fluch?
Mit einem Worte ſei mir's vertraut: —
mein Fräulein, ſagt —

Magdalene.

Hier iſt das Tuch.

Eva.

O weh! die Spange? . .

Magdalene.

Fiel ſie wohl ab?

Walther.

Ob Licht und Luſt, oder Nacht und Grab?

Ob ich erfahr', wonach ich verlange,
ob ich vernehme, wovor mir graut, —
Mein Fräulein, sagt . . .

Magdalene.

Da ist auch die Spange. —
Komm', Kind! Nun hast du Spang' und Tuch. —
O weh! da vergaß ich selbst mein Buch!

Walther.

Dies eine Wort, ihr sagt mir's nicht?
Die Sylbe, die mein Urtheil spricht?
Ja, oder: Nein! — ein flücht'ger Laut:
mein Fräulein, sagt, seid ihr schon Braut?

Magdalene.

Sieh da, Herr Ritter?
Wie sind wir hochgeehrt:
mit Evchen's Schutze
habt ihr euch gar beschwert?
Darf den Besuch des Helden
ich Meister Pogner melden?

Walther.

Betrat ich doch nie sein Haus!

Magdalene.

Ei, Junker! Was sagt ihr da aus!
In Nürnberg eben nur angekommen,
war't ihr nicht freundlich aufgenommen?
Was Küch' und Keller, Schrein und Schrank
euch bot, verdient' es keinen Dank?

Eva.

Gut Lenchen! Ach! das meint er ja nicht.
Doch wohl von mir wünscht er Bericht —
wie sag' ich's schnell? — Versteh' ich's doch kaum! —
Mir ist, als wär' ich gar wie im Traum! —
Er frägt, — ob ich schon Braut?

Magdalene.

Hilf Gott! Sprich nicht so laut!
Jetzt lass' uns nach Hause gehn;
wenn uns die Leut' hier sehn!

Walther.
Nicht eher, bis ich Alles weiß!
Eva.
's iſt leer, die Leut' ſind fort.
Magdalene.
Drum eben wird mir heiß!
Herr Ritter, an anderm Ort!
Walther.
Nein! Erſt dies Wort!
Eva.
Dies Wort?
Magdalene.
David? Ei! David hier?
Eva.
Was ſag' ich? Sag' du's mir!
Magdalene.
Herr Ritter, was ihr die Jungfer fragt,
das iſt ſo leichtlich nicht geſagt:
fürwahr iſt Evchen Pogner Braut —
Eva.
Doch hat noch Keiner den Bräut'gam erſchaut.
Magdalene.
Den Bräut'gam wohl noch Niemand kennt,
bis morgen ihn das Gericht ernennt,
das dem Meiſterſinger ertheilt den Preis —
Eva.
Und ſelbſt die Braut ihm reicht das Reis.
Walther.
Dem Meiſterſinger?
Eva.
Seid ihr das nicht?
Walther.
Ein Werbgeſang?
Magdalene.
Vor Wettgericht.
Walther.
Den Preis gewinnt?

Magdalene.

Wen die Meiſter meinen.

Walther.

Die Braut dann wählt?

Eva.

Euch oder Keinen!

Magdalene.

Was? Evchen! Evchen! Biſt du von Sinnen?

Eva.

Gut' Lene! hilf mir den Ritter gewinnen!

Magdalene.

Sah'ſt ihn doch geſtern zum erſten Mal?

Eva.

Das eben ſchuf mir ſo ſchnelle Qual,
daß ich ſchon längſt ihn im Bilde ſah: —
ſag', trat er nicht ganz wie David nah'?

Magdalene.

Biſt du toll? Wie David?

Eva.

Wie David im Bild.

Magdalene.

Ach! meinſt du den König mit der Harfen
und langem Bart in der Meiſter Schild?

Eva.

Nein! der, deſſ' Kieſel den Goliath warfen,
das Schwert im Gurt, die Schleuder zur Hand,
von lichten Locken das Haupt umſtrahlt,
wie ihn uns Meiſter Dürer gemalt.

Magdalene.

Ach, David! David!

David.

Da bin ich! Wer ruft?

Magdalene.

Ach, David! Was ihr für Unglück ſchuft!
Der liebe Scheim! wüßt' er's noch nicht?
Ei, ſeht! da hat er uns gar verſchloſſen?

David.

In's Herz euch allein!

Magdalene.

Das treue Geſicht! —
Mein ſagt! Was treibt ihr hier für Poſſen?

David.

Behüt' es! Poſſen? Gar ernſte Ding'!
Für die Meiſter hier richt' ich den Ring.

Magdalene.

Wie? Gäb' es ein Singen?

David.

Nur Freiung heut':
der Lehrling wird da losgeſprochen,
der nichts wider die Tabulatur verbrochen;
Meiſter wird, wen die Prob' nicht reu't.

Magdalene.

Da wär' der Ritter ja am rechten Ort. —
Jetzt, Evchen, komm', wir müſſen fort.

Walther.

Zu Meiſter Pogner laßt mich euch geleiten.

Magdalene.

Erwartet den hier: er iſt bald da.
Wollt ihr euch Evchen's Hand erſtreiten,
rückt Ort und Zeit das Glück euch nah'.
Jetzt eilig von hinnen!

Walther.

Was ſoll ich beginnen?

Magdalene.

Laßt David euch lehren
die Freiung begehren. —
Davidchen! hör', mein lieber Geſell,
den Ritter bewahr' hier wohl zur Stell'!
Was Fein's aus der Küch'
bewahr' ich für dich:
und morgen begehr' du noch dreiſter,
wird heut' der Junker hier Meiſter.

Eva.

Seh' ich euch wieder?

Walther.

Heut' Abend, gewiß! —
Was ich will wagen,
wie könnt' ich's ſagen?
Neu iſt mein Herz, neu mein Sinn,
neu iſt mir Alles, was ich beginn'.
Eines nur weiß ich,
Eines begreif' ich:
mit allen Sinnen
euch zu gewinnen!
Iſt's mit dem Schwert nicht, muß es gelingen,
gilt es als Meiſter euch zu erſingen.
Für euch Gut und Blut!
Für euch
Dichter's heil'ger Muth!

Eva.

Mein Herz, ſel'ger Gluth,
für euch
liebesheil'ge Huth!

Magdalene.

Schnell heim, ſonſt geht's nicht gut!

David.

Gleich Meiſter? Oho! viel Muth!

1. Lehrbube.

David, was ſtehſt?

2. Lehrbube.

Greif' an's Werk!

3. Lehrbube.

Hilf uns richten das Gemerk!

David.

Zu eifrigſt war ich vor euch allen:
nun ſchafft für euch; hab' ander Gefallen!

2. Lehrbube.

Was der ſich dünkt!

3. Lehrbube.

Der Lehrling' Muſter!

1. Lehrbube.

Das macht, weil ſein Meiſter ein Schuſter.

3. Lehrbube.

Beim Leiſten ſitzt er mit der Feder.

2. Lehrbube.

Beim Dichten mit Draht und Pfriem'.

1. Lehrbube.

Sein' Verſe ſchreibt er auf rothes Leder.

3. Lehrbube.

Das, dächt' ich, gerbten wir ihm!

David.

„Fanget an!"

Walther.

Was ſoll's?

David.

„Fanget an!" — So ruft der „Merker;"
nun ſollt ihr ſingen: — wißt ihr das nicht?

Walther.

Wer iſt der Merker?

David.

Wißt ihr das nicht?
War't ihr noch nie bei 'nem Sing-Gericht?

Walther.

Noch nie, wo die Richter Handwerker.

David.

Seid ihr ein „Dichter?"

Walther.

Wär' ich's doch!

David.

Waret ihr „Singer?"

Walther.

Wüßt' ich's noch?

David.

Doch „Schulfreund" wart' ihr, und „Schüler" zuvor?

Walther.

Das klingt mir alles fremd vor'm Ohr.

David.

Und ſo grad'hin wollt ihr Meiſter werden?

Walther.

Wie machte das ſo große Beſchwerden?

David.

O Lene! Lene!

Walther.

Wie ihr doch thut!

David.

O Magdalene!

Walther.

Rathet mir gut!

David.

Mein Herr, der Singer Meiſter-Schlag
gewinnt ſich nicht in einem Tag.
In Nüremberg der größte Meiſter,
mich lehrt die Kunſt Hans Sachs;
ſchon voll ein Jahr mich unterweiſ't er,
daß ich als Schüler wachſ'.
Schuhmacherei und Poeterei,
die lern' ich da all einerlei;
hab' ich das Leder glatt geſchlagen,
lern' ich Vocal und Conſonanz ſagen;
wichſt' ich den Draht gar fein und ſteif,
was ſich da reimt, ich wohl begreif';
den Pfriemen ſchwingend,
im Stich die Ahl',
was ſtumpf, was klingend,
was Maß und Zahl, —
den Leiſten im Schurz —
was lang, was kurz,
was hart, was lind,
hell oder blind,
was Waiſen, was Mylben,
was Reb-Sylben,

was Pauſen, was Körner,
Blumen und Dörner,
das Alles lernt' ich mit Sorg' und Acht:
wie weit nun, meint ihr, daß ich's gebracht?

Walther.

Wohl zu 'nem Paar recht guter Schuh'?

David.

Ja, dahin hat's noch lange Ruh'!
Ein „Bar" hat manch Gefäß und Gebänd':
wer da gleich die rechte Regel fänd',
die richt'ge Nahl,
und den rechten Draht,
mit gutgefügten „Stollen,"
den Bar recht zu verſohlen.
Und dann erſt kommt der „Abgeſang;"
daß er nicht kurz, und nicht zu lang,
und auch keinen Reim enthält,
der ſchon im Stollen geſtellt. —
Wer Alles das merkt, weiß und kennt,
wird doch immer noch nicht Meiſter genennt.

Walther.

Hilf Gott! Will ich denn Schuſter ſein? —
In die Singkunſt lieber führ' mich ein.

David.

Ja, hätt' ich's nur ſelbſt erſt zum „Singer" gebracht!
Wer glaubt wohl, was das für Mühe macht?
Der Meiſter Tön' und Weiſen,
gar viel an Nam' und Zahl,
die ſtarken und die leiſen,
wer die wüßte allzumahl!
Nehmt euch ein Beiſpiel dran,
und laßt von dem Meiſter-Wahn;
denn „Singer" und „Dichter" müßt ihr ſein,
eh' ihr zum „Meiſter" kehret ein.

Walther.

Wer iſt nun Dichter?

Lehrbuben.
David! kommſt' her?
David.
Wartet nur, gleich! —
Wer Dichter wär'?
Habt ihr zum „Singer" euch aufgeſchwungen,
und der Meiſter Töne richtig geſungen,
füget ihr ſelbſt nun Reim und Wort',
daß ſie genau an Stell und Ort
paßten zu einem Meiſter-Ton,
dann trüg't ihr den Dichterpreis davon.
Lehrbuben.
He, David! Soll man's dem Meiſter klagen?
Wirſt dich bald des Schwatzens entſchlagen?
David.
Oho! — Ja wohl! Denn helf' ich euch nicht,
ohne mich wird Alles doch falſch gericht'!
Walther.
Nun dieß noch: wer wird „Meiſter" genannt?
David.
Damit, Herr Ritter, iſt's ſo bewandt! —
der Dichter, der aus eig'nem Fleiße
zu Wort' und Reimen, die er erfand,
aus Tönen auch fügt eine neue Weiſe,
der wird als „Meiſterſinger" erkannt.
Walther.
So bleibt mir nichts als der Meiſterlohn!
Soll ich hier ſingen,
kann's nur gelingen,
find' ich zum Vers auch den eignen Ton.
David.
Was macht ihr denn da? — Ja, fehl' ich beim Werk,
verkehrt nur richtet ihr Stuhl' und Gemerk'! —
Iſt denn heut' „Singſchul'?" — daß ihr's wißt,
das kleine Gemerk! — nur „Freiung" iſt!
Die Lehrbuben.
Aller End' iſt doch David der Allergeſcheit'ſt!

Nach hohen Ehren gewiß er geizt:
's iſt Freiung heut';
gar ſicher er freit,
als vornehmer „Singer" ſchon er ſich ſpreizt!
Die „Schlag"-reime feſt er inne hat,
„Arm-Hunger"-Weiſe ſingt er glatt;
die „harte-Tritt"Weiſ' doch kennt er am beſt',
die trat ihm ſein Meiſter hart und feſt!

David.

Ja, lacht nur zu! Heut' bin ich's nicht;
ein Andrer ſtellt ſich zum Gericht:
der war nicht „Schüler," iſt nicht „Singer,"
den „Dichter," ſagt er, überſpring' er;
denn er iſt Junker,
und mit einem Sprung er
denkt ohne weit're Beſchwerden
heut' hier „Meiſter" zu werden. —
D'rum richtet nur fein
das Gemerk dem ein!
Dorthin! — Hierher! — Die Tafel an die Wand,
ſo daß ſie recht dem Merker zu Hand!
Ja, ja! — dem „Merker!" — Wird euch wohl bang?
Vor ihm ſchon mancher Werber verſang.
Sieben Fehler gibt er euch vor,
die merkt er mit Kreide dort an;
wer über ſieben Fehler verlor,
hat verſungen und ganz verthan!
Nun nehmt euch in Acht!
Der Merker wacht.
Glück auf zum Meiſterſingen!
Mögt' ihr euch das Kränzlein erſchwingen!
Das Blumenkränzlein aus Seiden fein,
wird das dem Herrn Ritter beſchieden ſein?

Die Lehrbuben.

„Das Blumenkränzlein aus Seiden fein,
wird das dem Herrn Ritter beſchieden ſein?"

Pogner.

Seid meiner Treue wohl versehen;
was ich bestimmt, ist euch zu nutz:
im Wettgesang müßt ihr bestehen;
wer böte euch als Meister Trutz?

Beckmesser.

Doch wollt ihr von dem Punkt nicht weichen,
der mich — ich sag's bedenklich macht;
kann Evchens Wunsch den Werber streichen,
was nützt mir meine Meister-Pracht?

Pogner.

Ei sagt! Ich mein', vor allen Dingen
sollt' euch an dem gelegen sein?
Könnt ihr der Tochter Wunsch nicht zwingen,
wie möchtet ihr wohl um sie frei'n?

Beckmesser.

Ei ja! Gar wohl! D'rum eben bitt' ich,
daß bei dem Kind ihr für mich sprecht,
wie ich geworben zart und sittig,
und wie Beckmesser grad' euch recht.

Pogner.

Das thu' ich gern.

Beckmesser.

Er läßt nicht nach!
Wie wehrt' ich da 'nem Ungemach?

Walther.

Gestattet, Meister!

Pogner.

Wie! mein Junker!
Ihr sucht mich in der Singschul' hie?

Beckmesser.

Verstünden's die Frau'n! Doch schlechtes Gestunker
Gilt ihnen mehr als all' Poesie.

Walther.

Hie eben bin ich am rechten Ort.
Gesteh' ich's frei, vom Lande fort
was mich nach Nürnberg trieb,

war nur zur Kunſt die Lieb'.
Vergaß ich's geſtern euch zu ſagen,
heut' muß ich's laut zu künden wagen:
ein Meiſterſinger möcht' ich ſein.
Schließt, Meiſter, in die Zunft mich ein!

Pogner.

Kunz Vogelgeſang! Freund Nachtigall!
Hört doch, welch' ganz beſonderer Fall!
Der Ritter hier, mir wohlbekannt,
hat der Meiſterkunſt ſich zugewandt.

Beckmeſſer.

Noch ſuch' ich's zu wenden: doch ſollt's nicht gelingen,
verſuch' ich des Mädchens Herz zu erſingen;
in ſtiller Nacht, von ihr nur gehört,
erfahr' ich, ob auf mein Lied ſie ſchwört.
Wer iſt der Menſch?

Pogner.

Glaubt, wie mich's freut!
Die alte Zeit dünkt mich erneu't.

Beckmeſſer.

Er gefällt mir nicht!

Pogner.

Was ihr begehrt,
ſoviel an mir, euch ſei's gewährt.

Beckmeſſer.

Was will der hier? — Wie der Blick ihm lacht!

Pogner.

Half ich euch gern zu des Gut's Verkauf,
in die Zunft nun nehm' ich euch gleich gern auf.

Beckmeſſer.

Holla! Sixtus! Auf den hab' Acht!

Walther.

Habt Dank der Güte
aus tiefſtem Gemüthe!
Und darf ich denn hoffen,
ſteht heut' mir noch offen

zu werben um den Preis,
daß ich Meiſterſinger heiß'?

Beckmeſſer.

Oho! Fein ſacht! Auf dem Kopf ſteht kein Kegel!

Pogner.

Herr Ritter, dies geh' nun nach der Regel.
Doch heut' iſt Freiung: ich ſchlag' euch vor;
mir leihen die Meiſter ein willig Ohr.

Sachs.

Gott grüß' euch, Meiſter!

Vogelgeſang.

Sind wir beiſammen?

Beckmeſſer.

Der Sachs iſt ja da!

Nachtigall.

So ruft die Namen!

Fritz Kothner.

Zu einer Freiung und Zunftberathung
ging an die Meiſter ein' Einladung:
bei Nenn' und Nam',
ob jeder kam,
ruf' ich nun auf, als letzt-entbot'ner,
der ich mich nenn' und bin Fritz Kothner.
Seid ihr da, Veit Pogner?

Pogner.

Hier zur Hand.

Kothner.

Kunz Vogelgeſang?

Vogelgeſang.

Ein ſich fand.

Kothner.

Hermann Ortel?

Ortel.

Immer am Ort.

Kothner.

Balthaſar Zorn?

Zorn.
Bleibt niemals fort.

Kothner.
Konrad Nachtigall?

Nachtigall.
Treu ſeinem Schlag.

Kothner.
Auguſtin Moſer?

Moſer.
Nie fehlen mag.

Kothner.
Niklaus Vogel? — Schweigt?

Ein Lehrbube.
Iſt krank.

Kothner.
Gut' Beſſrung dem Meiſter!

Alle Meiſter.
Walt's Gott!

Der Lehrbube.
Schön Dank!

Kothner.
Hans Sachs?

David.
Da ſteht er!

Sachs.
Juckt dich das Fell? —
Verzeiht, Meiſter! — Sachs iſt zur Stell'.

Kothner.
Sixtus Beckmeſſer?

Beckmeſſer.
Immer bei Sachs,
daß den Reim ich lern' von „blüh' und wachſ'."

Kothner.
Ulrich Eißlinger?

Eißlinger.
Hier!

Kothner.

Hans Folz?

Folz.

Bin da.

Kothner.

Hans Schwarz?

Schwarz.

Zuletzt: Gott wollt's!

Kothner.

Zur Sitzung gut und voll die Zahl.
Beliebt's, wir schreiten zur Merkerwahl?

Vogelgesang.

Wohl eh'r nach dem Fest.

Beckmesser.

Pressirt's den Herrn?
Mein Stell' und Amt lass' ich ihm gern.

Pogner.

Nicht doch, ihr Meister! Laßt das jetzt fort.
Für wicht'gen Antrag bitt' ich um's Wort.

Kothner.

Das habt ihr, Meister! Sprecht!

Pogner.

Nun hört, und versteht mich recht! —
Das schöne Fest, Johannis-Tag,
ihr wißt, begeh'n wir morgen:
auf grüner Au', am Blumenhag,
bei Spiel und Tanz im Lustgelag,
an froher Brust geborgen,
vergessen seiner Sorgen,
ein Jeder freut sich wie er mag.
Die Singschul' ernst im Kirchenchor
die Meister selbst vertauschen;
mit Kling und Klang hinaus zum Thor
auf off'ne Wiese zieh'n sie vor,
bei hellen Festes Rauschen;
das Volk sie lassen lauschen
dem Frei-Gesang mit Laien-Ohr.

Zu einem Werb'- und Wett-Geſang
geſtellt ſind Siegespreiſe,
und beide rühmt man weit und lang,
die Gabe wie die Weiſe.
Nun ſchuf mich Gott zum reichen Mann;
und giebt ein Jeder wie er kann,
ſo muß' ich fleißig ſinnen,
was ich gäb' zu gewinnen,
daß ich nicht käm' zu Schand':
ſo höret, was ich fand. —
In deutſchen Landen viel gereiſ't,
hat oft es mich verdroſſen,
daß man den Bürger wenig preiſ't,
ihn karg nennt und verſchloſſen:
an Höfen wie an niederer Statt,
des bitt'ren Tadels ward ich ſatt,
daß nur auf Schacher und Geld
ſein Merk' der Bürger ſtellt'.
Daß wir im weiten deutſchen Reich
die Kunſt einzig noch pflegen,
d'ran dünkt' ihnen wenig gelegen:
doch wie uns das zur Ehre gerieh',
und daß mit hohem Muth
wir ſchätzen, was ſchön und gut,
was werth die Kunſt, und was ſie gilt,
das ward ich der Welt zu zeigen gewillt.
D'rum hört, Meiſter, die Gab',
die als Preis beſtimmt ich hab': —
dem Singer, der im Kunſt-Geſang
vor allem Volk den Preis errang
am Sankt Johannistag,
ſei er wer er auch mag,
dem geb' ich, ein Kunſt-gewogner,
von Nürenberg Veit Pogner,
mit all' meinem Gut, wie's geh' und ſteh',
Eva, mein einzig Kind, zur Eh'.

Die Meiſter.

Das nenn' ich ein Wort! ein Wort ein Mann!
Da ſieht man, was ein Nürnberger kann!
D'rob preiſ't man euch noch weit und breit,
den wack'ren Bürger Pogner Veit!

Die Lehrbuben.

Alle Zeit, weit und breit:
Pogner Veit!

Vogelgeſang.

Wer möchte da nicht ledig ſein!

Sachs.

Sein Weib gäb' gern wohl mancher d'rein!

Nachtigall.

Auf, ledig' Mann!
Jetzt macht euch d'ran!

Pogner.

Nun hört noch, wie ich's ernſtlich mein'!
Ein' leblos' Gabe ſtell' ich nicht:
ein Mägdlein ſitzt mit zu Gericht.
Den Preis erkennt die Meiſter-Zunft;
doch gilt's der Eh', ſo will's Vernunft,
daß ob der Meiſter Rath
die Braut den Ausſchlag hat.

Beckmeſſer.

Dünkt euch das klug?

Kothner.

Verſteh' ich gut,
ihr gebt uns in des Mägdlein's Huth?

Beckmeſſer.

Gefährlich das!

Kothner.

Stimmt es nicht bei,
Wie wäre dann der Meiſter Urtheil frei?

Beckmeſſer.

Laßt's gleich wählen nach Herzen's Ziel,
und laßt den Meiſtergeſang aus dem Spiel!

Pogner.

Nicht ſo! Wie doch? Verſteht mich recht!
Wem ihr, Meiſter, den Preis zuſprecht,
die Maid kann dem verwehren,
doch nie einen Andren begehren:
ein Meiſterſinger muß er ſein;
nur wen ihr krönt, den ſoll ſie frei'n.

Sachs.

Verzeiht!
Vielleicht ſchon ginget ihr zu weit.
Ein Mädchenherz und Meiſterkunſt
erglüh'n nicht ſtets von gleicher Brunſt;
der Frauen Sinn, gar unbelehrt,
dünkt mich dem Sinn des Volks gleich werth.
Wollt ihr nun vor dem Volke zeigen,
wie hoch die Kunſt ihr ehrt;
und laßt ihr dem Kind die Wahl zu eigen,
wollt nicht, daß dem Spruch es wehrt':
ſo laßt das Volk auch Richter ſein;
mit dem Kinde ſicher ſtimmt's überein.

Die Meiſter.

Oho! Das Volk? Ja, das wäre ſchön!
Ade dann Kunſt und Meiſtertön'!

Nachtigall.

Nein, Sachs! Gewiß, das hat keinen Sinn!
Gäb't ihr dem Volk die Regeln hin?

Sachs.

Vernehmt mich recht! Wie ihr doch thut!
Geſteht, ich kenn' die Regeln gut;
und daß die Zunft die Regeln bewahr',
bemüh' ich mich ſelbſt ſchon manches Jahr.
Doch einmal im Jahre fänd' ich's weiſe,
daß man die Regeln ſelbſt probier',
ob in der Gewohnheit trägem Gleiſe
ihr' Kraft und Leben ſich nicht verlier':
und ob ihr der Natur
noch ſeid auf rechter Spur.

das ſagt euch nur,
wer nichts weiß von der Tabulatur.

Beckmeſſer.

Hei! wie ſich die Buben freuen!

Sachs.

D'rum mocht's euch nie gereuen,
daß jährlich am Sankt Johannisfeſt,
ſtatt daß das Volk man kommen läßt,
herab aus hoher Meiſter-Wolk'
ihr ſelbſt euch wendet zu dem Volk'.
Dem Volke wollt ihr behagen;
nun dächt' ich, läg' es nah',
ihr ließt es ſelbſt euch auch ſagen,
ob das ihm zur Luſt geriehn?
Daß Volk und Kunſt gleich blüh' und wachſ',
beſtellt ihr ſo, mein' ich, Hans Sachs.

Vogelgeſang.

Ihr meint's wohl recht!

Kothner.

Doch ſteht's drum faul.

Nachtigall.

Wenn ſpricht das Volk, halt' ich das Maul.

Kothner.

Der Kunſt droht allweil' Fall und Schmach,
läuft ſie der Gunſt des Volkes nach.

Beckmeſſer.

D'rin bracht' er's weit, der hier ſo dreiſt:
Gaſſenhauer dichtet er meiſt.

Pogner.

Freund Sachs, was ich mein', iſt ſchon neu:
zuviel auf einmal brächte Neu'! —
So frag' ich, ob den Meiſtern gefällt
Gab' und Regel, wie ich's geſtellt?

Sachs.

Mir genügt der Jungfer Ausſchlag-Stimm'.

Beckmeſſer.

Der Schuſter weckt doch ſtets mir Grimm!

Kothner.

Wer ſchreibt ſich als Werber ein?
Ein Jung-Geſell muß es ſein.

Beckmeſſer.

Vielleicht auch ein Wittwer? Fragt nur den Sachs!

Sachs.

Nicht doch, Herr Merker! Aus jüng'rem Wachs
als ich und ihr muß der Freier ſein,
ſoll Evchen ihm den Preis verleih'n.

Beckmeſſer.

Als wie auch ich? — Grober Geſell!

Kothner.

Begehrt wer Freiung, der komm' zur Stell'!
Iſt Jemand gemeld't, der Freiung begehrt?

Pogner.

Wohl, Meiſter! Zur Tagesordnung kehrt!
Und nehmt von mir Bericht,
wie ich auf Meiſter-Pflicht
einen jungen Ritter empfehle,
der wünſcht, daß man ihn wähle,
und heut' als Meiſterſinger frei'. —
Mein Junker von Stolzing, kommt herbei!

Beckmeſſer.

Dacht' ich mir's doch! Geht's da hinaus, Veit?
Meiſter, ich mein', zu ſpät iſt's der Zeit.
Der Fall iſt neu. — Ein Ritter gar?
Soll man ſich freu'n? — Oder wär' Gefahr?
Immerhin hat's ein groß' Gewicht,
daß Meiſter Pogner für ihn ſpricht.

Kothner.

Soll uns der Junker willkommen ſein,
zuvor muß er wohl vernommen ſein.

Pogner.

Vernehmt ihn gut! Wünſch' ich ihm Glück,
nicht bleib' ich doch hinter der Regel zurück.
Thut, Meiſter, die Fragen!

Kothner.

So mög' uns der Junker ſagen:
iſt er frei und ehrlich geboren?

Pogner.

Die Frage gelt verloren,
da ich euch ſelbſt deſſ' Bürge ſteh',
daß er aus frei und edler Eh':
von Stolzing Walther aus Frankenland,
nach Brief' und Urkund' mir wohlbekannt.
Als ſeines Stammes letzter Sproß,
verließ er neulich Hof und Schloß,
und zog nach Nürnberg her,
daß er hier Bürger wär'.

Beckmeſſer.

Neu Junker-Unkraut! Thut nicht gut.

Nachtigall.

Freund Pogner's Wort Genüge thut.

Sachs.

Wie längſt von den Meiſtern beſchloſſen iſt,
ob Herr, ob Bauer, hier nichts beſchließt:
hier fragt ſich's nach der Kunſt allein,
wer will ein Meiſterſinger ſein.

Kothner.

Drum nun frag' ich zur Stell':
welch' Meiſter's ſeid ihr Geſell'?

Walther.

Am ſtillen Herd in Winterszeit,
wenn Burg und Hof mir eingeſchnei't,
wie einſt der Lenz ſo lieblich lacht',
und wie er bald wohl neu erwacht',
ein altes Buch, vom Ahn' vermacht,
gab das mir eſt zu leſen:
Herr Walther von der Vogelweid',
der iſt mein Meiſter geweſen.

Sachs.

Ein guter Meiſter!

Beckmeſſer.

Doch lang' ſchon todt:
wie lehrt' ihm der wohl der Regel Gebot?

Kothner.

Doch in welcher Schul' das Singen
mocht' euch zu lernen gelingen?

Walther.

Wann dann die Flur vom Froſt befreit,
und wiederkehrt die Sommerszeit,
was einſt in langer Winternacht
das alte Buch mir kund gemacht,
das ſchallte laut in Waldespracht,
das hört' ich hell erklingen:
im Wald dort auf der Vogelweid',
da lernt' ich auch das Singen.

Beckmeſſer.

Oho! Von Finken und Meiſen
lerntet ihr Meiſter-Weiſen?
Das mag denn wohl auch darnach ſein!

Vogelgeſang.

Zwei art'ge Stollen faßt' er da ein.

Beckmeſſer.

Ihr lobt ihn, Meiſter Vogelgeſang?
Wohl weil er vom Vogel lernt' den Geſang?

Kothner.

Was meint ihr, Meiſter? Frag' ich noch fort?
Mich dünkt, der Junker iſt fehl am Ort.

Sachs.

Das wird ſich bäldlich zeigen:
wenn rechte Kunſt ihm eigen,
und gut er ſie bewährt,
was gilt's, wer ſie ihn gelehrt?

Kothner.

Seid ihr bereit, ob euch gerieth
mit neuer Find' ein Meiſterlied,
nach Dicht' und Weiſ' eu'r eigen,
zur Stunde jetzt zu zeigen?

Kothner.
Wie's Brauch der Schul'
Walther.
Für dich, Geliebte, sei's gethan!
Kothner.
Der Sänger sitzt.
Beckmesser.
Fanget an!
Walther.
Fanget an!
So rief der Lenz in den Wald,
daß laut es ihn durchhallt:
und wie in fern'ren Wellen
der Hall von dannen flieht,
von weither nah't ein Schwellen,
das mächtig näher zieht!
es schwillt und schallt,
es tönt der Wald
von holder Stimmen Gemenge;
nun laut und hell
schon nah' zur Stell',
wie wächst der Schwall!
wie Glockenhall
erlos't des Jubels Gedränge!
Der Wald,
wie bald
antwortet' er dem Ruf,
der neu ihm Leben schuf,
stimmte an
das süße Lenzes-Lied! —
In einer Dornenhecken,
von Neid und Gram verzehrt,
mußt' er sich da verstecken,
der Winter, Grimm-bewehrt:
von dürrem Laub umrauscht
er lauert da und lauscht,
wie er das frohe Singen

zu Schaden könnte bringen. —
Doch: fanget an!
So rief es mir in die Bruſt,
als noch ich von Liebe nicht wußt'.
Da fühlt' ich's tief ſich regen,
als weckt' es mich aus dem Traum;
mein Herz mit bebenden Schlägen
erfüllte des Buſen's Raum:
das Blut, es wall't
mit Allgewalt,
geſchwellt von neuem Gefühle;
aus warmer Nacht
mit Uebermacht
ſchwillt mir zum Meer
der Seufzer Heer
in wildem Wonne-Gewühle:
die Bruſt,
mit Luſt
antwortet ſie dem Ruf,
der neu ihr Leben ſchuf:
ſtimmt nun an
das hehre Liebes-Lied!

Beckmeſſer.
Seid ihr nun fertig?

Walther.
Wie fraget ihr?

Beckmeſſer.
Mit der Tafel ward ich fertig ſchier.

Walther.
Hört doch! Zu meiner Frauen Preis
gelang' ich jetzt erſt mit der Weiſ'.

Beckmeſſer.
Singt, wo ihr wollt! Hier habt ihr verthan. —
Ihr Meiſter, ſchaut die Tafel euch an:
ſo lang' ich leb', ward's nicht erhört;
ich glaubt's nicht, wenn ihr's all' auch ſchwört!

Walther.

Erlaubt ihr's, Meister, daß er mich stört?
Blieb' ich von Allen ungehört?

Pogner.

Ein Wort, Herr Merker! Ihr seid gereizt?

Beckmesser.

Sei Merker fortan, wer danach geizt!
Doch daß der Ritter versungen hat,
beleg' ich erst noch vor der Meister Rath.
Zwar wird's 'ne harte Arbeit sein:
wo beginnen, da wo nicht aus noch ein?
Von falscher Zahl, und falschem Gebänd'
schweig ich schon ganz und gar;
zu kurz, zu lang, wer ein End' da fänd'!
Wer meint hier im Ernst einen Bar?
Auf „blinde Meinung" klag' ich allein:
sagt, konnt' ein Sinn unsinniger sein?

Mehrere Meister.

Man ward nicht klug! Ich muß gesteh'n,
Ein Ende konnte Keiner ersch'n.

Beckmesser.

Und dann die Weis'! Welch tolles Gekreis'
aus „Abenteuer-", „blau Ritterspor"-Weis',
„hoch Tannen"- und „stolz Jüngling"-Ton!

Kothner.

Ja, ich verstand gar nichts davon!

Beckmesser.

Kein Absatz wo, kein Coloratur,
von Melodei auch nicht eine Spur!

Mehrere Meister.

Wer nennt das Gesang!
's ward einem bang!
Eitel Ohrgeschinder!
Gar nichts dahinter!

Kothner.

Und gar vom Singstuhl ist er gesprungen!

Beckmesser.

Wird erst auf die Fehlerprobe gedrungen?
Oder gleich erklärt, daß er versungen?

Sachs.

Halt! Meister! Nicht so geeilt!
Nicht jeder eure Meinung theilt. —
Des Ritters Lied und Weise,
sie fand ich neu, doch nicht verwirrt;
verließ er uns're Gleise,
schritt er doch fest und unbeirrt.
Wollt ihr nach Regeln messen,
was nicht nach eurer Regeln Lauf,
der eig'nen Spur vergessen,
sucht davon erst die Regeln auf!

Beckmesser.

Aha! Schon recht! Nun hört ihr's doch:
den Stümpern öffnet Sachs ein Loch,
da aus und ein nach Belieben
ihr Wesen leicht sie trieben.
Singet dem Volk auf Markt und Gassen;
hier wird nach den Regeln nur eingelassen.

Sachs.

Herr Merker, was doch solch ein Eifer?
Was doch so wenig Ruh'?
Eu'r Urtheil, dünkt mich, wäre reifer
hörtet ihr besser zu.
Darum, so komm' ich jetzt zum Schluß,
daß den Junker zu End' man hören muß.

Beckmesser.

Der Meister Zunft, die ganze Schul',
gegen den Sachs da sind wie Null.

Sachs.

Verhüt' es Gott, was ich begehr',
daß das nicht nach den Gesetzen wär'!
Doch da nun steht's geschrieben,
der Merker werde so bestellt,
daß weder Haß noch Lieben

das Urtheil trüben, das er fällt.
Geht der nun gar auf Freiers-Füßen,
wie ſollt' er da die Luſt nicht büßen,
den Nebenbuhler auf dem Stuhl
zu ſchmähen vor der ganzen Schul'?

Nachtigall.

Ihr geht zu weit!

Kothner.

Perſönlichkeit!

Pogner.

Vermeidet, Meiſter, Zwiſt und Streit!

Beckmeſſer.

Ei, was kümmert's doch Meiſter Sachſen,
auf was für Füßen ich geh'?
Ließ' er d'rob lieber Sorge ſich wachſen,
daß nichts mir drück' die Zeh'!
Doch ſeit mein Schuſter ein großer Poet,
gar übel es um mein Schuhwerk ſteht;
da ſeht, wie es ſchlappt,
und überall klappt!
All' ſeine Verſ' und Reim'
ließ' ich ihm gern daheim,
Hiſtorien, Spiel' und Schwänke dazu,
brächt' er mir morgen die neuen Schuh'!

Sachs.

Ihr mahnt mich da ar recht:
doch ſchickt ſich's, Meiſter, ſprecht,
daß, ſind' ich ſelbſt dem Eſeltreiber
ein Sprüchlein auf die Sohl',
dem hochgelahrten Herrn Stadtſchreiber
ich nichts d'rauf ſchreiben ſoll?
Das Sprüchlein, das eu'r würdig ſei,
mit all' meiner armen Poeterei
fand ich noch nicht zur Stund';
doch wird's wohl jetzt mir kund,
wenn ich des Ritters Lied gehört:
d'rum ſing' er nun weiter ungeſtört!

Die Meiſter.

Genug! Zum Schluß!

Sachs.

Singt, dem Herrn Merker zum Verdruß!

Beckmeſſer.

Was ſollte man da wohl noch hören?
Wär's nicht nur uns zu bethören?
Jeden der Fehler groß und klein,
ſeht genau auf der Tafel ein. —
„Falſch Gebänd," „unredbare Worte,"
„Kleb-Sylben," hier „Laſter" gar;
„Aequivoca," „Reim am falſchen Orte,"
„verkehrt," „verſtellt" der ganze Bar;
ein „Flickgeſang" hier zwiſchen den Stollen;
„blinde Meinung" allüberall;
„unklare Wort'," „Differenz," hie „Schrollen,"
da „falſcher Athem," hier „Ueberfall."
Ganz unverſtändliche Melodei!
Aus allen Tönen ein Miſchgebräu'!
Schen'tet ihr nicht das Ungemach,
Meiſter, zählt mir die Striche nach!
Verloren hätt' er ſchon mit dem acht':
doch ſo weit wie der hat's noch Keiner gebracht!
Wohl über fünfzig, ſchlecht gezählt!
Sagt, ob ihr euch den zum Meiſter wählt?

Die Meiſter.

Ja wohl, ſo iſt's! Ich ſeh' es recht!
Mit dem Herrn Ritter ſteht es ſchlecht.
Mag Sachs von ihm halten, was er will,
hier in der Singſchul' ſchweig' er ſtill!
Bleibt einem Jeden doch unbenommen,
wen er zum Genoſſen begehrt?
Wär' uns der erſte Beſt' willkommen,
was blieben die Meiſter dann werth? —
Hei! wie ſich der Ritter da quält!
Der Sachs hat ihn ſich erwählt. —

's iſt ärgerlich gar! D'rum macht ein End'!
Auf, Meiſter, ſtimmt und erhebt die Händ'!

Pogner.

Ja wohl, ich ſeh's, was mir nicht recht:
mit meinem Junker ſteht es ſchlecht!
Weiche ich hier der Uebermacht,
mir ahnet, daß mir's Sorge macht.
Wie gern ſäh' ich ihn angenommen,
als Eidam wär' er mir gar werth;
nenn' ich den Sieger nun willkommen,
wer weiß, ob ihn mein Kind begehrt!
Geſteh' ich's, daß mich das quält,
ob Eva den Meiſter wählt!

Walther.

Aus finſt'rer Dornenhecken
die Eule rauſcht' hervor,
thät rings mit Kreiſchen wecken
der Raben heiß'ren Chor:
in nächt'gem Heer zu Hauf
wie krächzen all' da auf,
mit ihren Stimmen, den hohlen,
die Elſtern, Kräh'n und Dohlen!
Auf da ſteigt
mit gold'nem Flügelpaar
ein Vogel wunderbar:
ſein ſtrahlend hell Gefieder
licht in den Lüften blinkt;
ſchwebt ſelig hin und wieder,
zu Flug und Flucht mir winkt.
Es ſchwillt das Herz
von ſüßem Schmerz,
der Noth entwachſen Flügel;
es ſchwingt ſich auf
zum kühnen Lauf,
zum Flug durch die Luft
aus der Städte Gruft,
dahin zum heim'ſchen Hügel,

dahin zur grünen Vogelweid',
wo Meiſter Walther einſt mich freit';
da ſing' ich hell und hehr
der liebſten Frauen Ehr':
auf da ſteigt,
ob Meiſter-Kräh'n ihm ungeneigt,
das ſtolze Minne-Lied. —
Ade! ihr Meiſter, hienied'!

Sachs.

Ha, welch ein Muth!
Begeiſtrungs-Gluth! —
Ihr Meiſter, ſchweigt doch und hört!
Hört, wenn Sachs euch beſchwört! —
Herr Merker da! gönnt doch nur Ruh'!
Laßt And're hören! gebt das nur zu! —
Umſonſt! All eitel Trachten!
Kaum vernimmt man ſein eigen Wort!
Des Junkers will Keiner achten: —
das heiß' ich Muth, ſingt der noch fort!
Das Herz auf dem rechten Fleck:
ein wahrer Dichter-Reck'! —
Mach' ich, Hans Sachs, wohl Verſ' und Schuh',
iſt Ritter der und Poet dazu.

Die Lehrbuben.

Glück auf zum Meiſterſingen,
mögt' ihr euch das Kränzlein erſchwingen:,
das Blumenkränzlein aus Seiden fein,
wird das dem Herrn Ritter beſchieden ſein?

Beckmeſſer.

Nun, Meiſter, kündet's an!

Alle Meiſter.

Verſungen und verthan!

## Zweiter Aufzug.

Eine Straße in Nürnberg.

Lehrbuben.

Johannistag! Johannistag!
Blumen und Bänder ſo viel man mag!

David.

„Das Blumenkränzlein von Seiden fein,
mögt' es mir balde beſchieden ſein!"

Magdalene.

Bſt! David!

David.

Ruft ihr ſchon wieder?
Singt allein eure dummen Lieder!

Lehrbuben.

David, was ſoll's?
Wär'ſt nicht ſo ſtolz,
ſchaut'ſt beſſer um,
wärſt nicht ſo dumm;
„Johannistag! Johannistag!
Wie der nur die Jungfer Lene nicht kennen mag!

Magdalene.

David! hör' doch! kehr' dich zu mir!

David.

Ach, Jungfer Lene! Ihr ſeid hier?

Magdalene.

Bring' dir was Gut's! ſchau' nur hinein!
Das ſoll für mein lieb' Schätzel ſein. —
Erſt aber ſchnell, wie ging's mit dem Ritter?
Du rietheſt ihm gut? Er gewann den Kranz?

David.

Ach, Jungfer Lene! Da ſteht's bitter;
der hat verthan und verſungen ganz!

Magdalene.

Verſungen? Verthan?

David.

Was geht's euch nur an?

Magdalene.

Hand von der Taschen!
Nichts da zu naschen! —
Hilf Gott! Unser Junker verthan!

Die Lehrbuben.

Heil, Heil zur Eh' dem jungen Mann!
Wie glücklich hat er gefrei't!
Wir hörten's All', und sahen's an:
der er sein Herz geweiht,
für die er läßt sein Leben,
die hat ihm den Korb nicht gegeben.

David.

Was steht ihr hier faul?
Gleich haltet en'r Maul!

Die Lehrbuben.

Johannistag! Johannistag!
Da frei't ein Jeder, wie er mag.
Der Meister freit,
der Bursche freit,
da gibt's Geschlamb' und Geschlumbser!
Der Alte freit
die junge Maid,
der Bursche die alte Jumbser! —
Juchhei! Juchhei! Johannistag!

Sachs.

Was gibt's? Treff' ich dich wieder am Schlag?

David.

Nicht ich! Schandlieder sungen die.

Sachs.

Hör' nicht drauf! Lern's besser wie sie! —
Zur Ruh'! in's Haus! Schließ' und mach' Licht!

David.

Hab' ich noch Singstund'?

Sachs.

Nein, singst nicht!

Zur Straf' für dein heutig' frech' Erdreiſten. —
Die neuen Schuh' ſteck' auf den Leiſten!

Pogner.

Laß ſehn, ob Nachbar Sachs zu Haus? —
Gern ſpräch' ich ihn. Trät' ich wohl ein?

Eva.

Er ſcheint daheim: kommt Licht heraus.

Pogner.

Thu' ich's? — Zu was doch! — Beſſer, nein!
Will Einer Selt'nes wagen,
was ließ' er da ſich ſagen? — —
War er's nicht, der meint' ich ging zu weit? . .
Und blieb ich nicht im Geleiſe,
war's nicht in ſeiner Weiſe? —
Doch war's vielleicht auch — Eitelkeit? —
Und du, mein Kind, du ſagſt mir nichts?

Eva.

Ein folgſam Kind, gefragt nur ſpricht's.

Pogner.

Wie klug! Wie gut! — Komm', ſetz' dich hier
ein Weil' noch auf die Bank zu mir.

Eva.

Wird's nicht zu kühl?
's war heut' gar ſchwül.

Pogner.

Nicht doch, 's iſt mild und labend;
gar lieblich lind der Abend.
Das deutet auf den ſchönſten Tag,
der morgen dir ſoll ſcheinen.
O Kind, ſagt dir kein Herzensſchlag,
welch' Glück dich morgen treffen mag,
wenn Nürenberg, die ganze Stadt
mit Bürgern und Gemeinen,
mit Zünften, Volk und hohem Rath,
vor dir ſich ſoll vereinen,
daß du den Preis,
das edle Reis,

ertheilest als Gemahl
dem Meister deiner Wahl.

Eva.

Lieb' Vater, muß es ein Meister sein?

Pogner.

Hör' wohl: ein Meister deiner Wahl.

Eva.

Ja, — meiner Wahl. — Doch, tritt nun ein —
Gleich, Lene, gleich! — zum Abendmahl.

Pogner.

's giebt doch keinen Gast?

Eva.

Wohl den Junker?

Pogner.

Wie so?

Eva.

Sahst ihn heut' nicht?

Pogner.

Ward fein' nicht froh. —
Nicht doch! — Was denn? — Ei! werd' ich dumm?

Eva.

Lieb Väterchen, komm'! Geh', kleid' dich um!

Pogner.

Hm! — Was geht mir im Kopf doch 'rum?

Magdalene.

Hast was heraus?

Eva.

Blieb still und stumm.

Magdalene.

Sprach David: meint', er habe verthan.

Eva.

Der Ritter? — Hilf Gott, was fing' ich an!
Ach, Lene! die Angst: wo 'was erfahren?

Magdalene.

Vielleicht vom Sachs?

Eva.

Ach, der hat mich lieb!
Gewiß, ich geh' hin.

Magdalene.

Laß drin nichts gewahren!
Der Vater merkt' es, wenn man jetzt blieb'. —
Nach dem Mahl: dann hab' ich dir noch 'was zu sagen,
was Jemand geheim mir aufgetragen.

Eva.

Wer denn? Der Junker?

Magdalene.

Nichts da! Nein!
Beckmesser.

Eva.

Das mag 'was rechtes sein!

Sachs.

Zeig' her! — 's ist gut. — Dort an die Thür'
rück' mir Tisch und Schemel herfür! —
Leg' dich zu Bett! Wach' auf bei Zeit,
verschlaf' die Dummheit, sei morgen gescheit!

David.

Schafft ihr noch Arbeit?

Sachs.

Kümmert dich das?

David.

Was war nur der Lene? — Gott weiß, was! —
Warum wohl der Meister heute wacht?

Sachs.

Was stehst' noch?

David.

Schlaft wohl, Meister!

Sachs.

Gut' Nacht!
Wie duftet doch der Flieder
so mild, so stark und voll!
Mir löst es weich die Glieder,
will, daß ich was sagen soll. —

Was gilt's, was ich dir ſagen kann?
Bin gar ein arm einfältig Mann!
Soll mir die Arbeit nicht ſchmecken,
gäbſt, Freund, lieber mich frei:
thät' beſſer das Leder zu ſtrecken,
und ließ' alle Poeterei! —
Und doch, 's will halt nicht geh'n. —
Ich fühl's — und kann's nicht verſteh'n; —
kann's nicht behalten, — doch auch nicht vergeſſen!
und faß' ich es ganz, — kann ich's nicht meſſen. —
Doch wie auch wollt' ich's faſſen,
was unermeßlich mir ſchien?
Kein' Regel wollte da paſſen,
und war doch kein Fehler drin.
Es klang ſo alt, und war ſo neu, —
wie Vogelſang im ſüßen Mai: —
wer ihn hört,
und wahnbethört
fänge dem Vogel nach,
dem brächt' es Spott und Schmach. —
Lenzes Gebot,
die ſüße Noth,
die legten's ihm in die Bruſt:
nun ſang er, wie er mußt'!
Und wie er mußt', ſo konnt' er's;
das merkt' ich ganz beſonders.
Dem Vogel, der heut' ſang,
dem war der Schnabel hold gewachſen;
mocht' er den Meiſtern bang,
gar wohl gefiel er doch Hans Sachſen.

Eva.

Gut'n Abend, Meiſter! Noch ſo fleißig?

Sachs.

Ei, Kind! Lieb' Evchen? Noch ſo ſpät?
Und doch, warum ſo ſpät noch, weiß ich:
die neuen Schuh'?

Eva.

Wie fehl er rälh!
Die Schuh' hab' ich noch gar nicht probiert;
ſie ſind ſo ſchön, ſo reich geziert,
daß ich ſie noch nicht an die Füß' mir getraut.

Sachs.

Doch ſollſt ſie morgen tragen als Braut?

Eva.

Wer wäre denn Bräutigam?

Sachs.

Weiß ich das?

Eva.

Wie wißt denn ihr, ob ich Braut?

Sachs.

Ei was!
Das weiß die Stadt.

Eva.

Ja, weiß es die Stadt,
Freund Sachs gute Gewähr dann hat.
Ich dacht', er wüßt' mehr.

Sachs.

Was ſollt' ich wiſſen?

Eva.

Ei ſeht doch! Werd ich's ihm ſagen müſſen?
Ich bin wohl recht dumm?

Sachs.

Das ſag' ich nicht.

Eva.

Dann wär't ihr wohl klug?

Sachs.

Das weiß ich nicht.

Eva.

Ihr wißt nichts? Ihr ſagt nichts? — Ei, Freund Sachs!
Jetzt merk' ich wahrlich, Pech iſt kein Wachs.
Ich hält' euch für feiner gehalten.

Sachs.

Kind!

Beid', Wachs und Pech vertraut mir ſind.
Mit Wachs ſtrich ich die Seidenfäden,
damit ich die zieren Schuh' dir gefaßt:
heut faſſ' ich die Schuh mit dicht'ren Drähten,
da gilt's mit Pech für den derben Gaſt.

Eva.

Wer iſt denn der? Wohl was recht's?

Sachs.

Das mein' ich!
Ein Meiſter ſtolz auf Freiers Fuß,
denkt morgen zu ſiegen ganz alleinig:
Herrn Beckmeſſer's Schuh' ich richten muß.

Eva.

So nehmt nur tüchtig Pech dazu:
da kleb' er drin und laſſ' mir Ruh'!

Sachs.

Er hofft, dich ſicher zu erſingen.

Eva.

Wie ſo denn der?

Sachs.

Ein Junggeſell:
's giebt deren wenig dort zur Stell'.

Eva.

Könnt's einem Wittwer nicht gelingen?

Sachs.

Mein Kind, der wär' zu alt für dich.

Eva.

Ei was, zu alt! Hier gilt's der Kunſt:
wer ſie verſteht, der werb' um mich!

Sachs.

Lieb' Evchen! Machſt mir blauen Dunſt?

Eva.

Nicht ich! Ihr ſeid's; ihr macht mir Flauſen!
Geſteht nur, daß ihr wandelbar;
Gott weiß, wer jetzt euch im Herzen mag hauſen!
Glaubt' ich mich doch drin ſo manches Jahr.

Sachs.

Wohl, da ich dich gern in den Armen trug?

Eva.

Ich ſeh', 's war nur, weil ihr kinderlos.

Sachs.

Hatt' einſt ein Weib und Kinder genug.

Eva.

Doch ſtarb eure Frau, ſo wuchs ich groß.

Sachs.

Gar groß und ſchön!

Eva.

Drum dacht' ich aus,
ihr nähm't mich für Weib und Kind in's Haus.

Sachs.

Da hätt' ich ein Kind und auch ein Weib:
's wär gar ein lieber Zeitvertreib!
Ja, ja! das haſt du dir ſchön erdacht.

Eva.

Ich glaub', der Meiſter mich gar verlacht?
Am End' gar ließ' er ſich auch gefallen,
daß unter der Naſ' ihm weg von Allen
der Beckmeſſer morgen mich erſäng'?

Sachs.

Wie ſollt' ich's wehren, wenn's ihm geläng'? —
Dem wüßt' allein dein Vater Rath.

Eva.

Wo ſo ein Meiſter den Kopf nur hat!
Käm' ich zu euch wohl, fänd' ich's zu Haus?

Sachs.

Ach, ja! Haſt Recht! 's iſt im Kopf mir kraus:
hab' heut' manch' Sorg' und Wirr' erlebt;
da mag's dann ſein, daß 'was drin klebt.

Eva.

Wohl in der Singſchul'? 's war heut' Gebot.

Sachs.

Ja, Kind; eine Freiung machte mir Noth.

Eva.

Ja, Sachs! das hättet ihr gleich soll'n sagen!
plagt' euch dann nicht mit unnützen Fragen. —
Nun sagt, wer war's, der Freiung begehrt?

Sachs.

Ein Junker, Kind, gar unbelehrt.

Eva.

Ein Junker? Nein, sagt! — und ward er gefreit?

Sachs.

Nichts da, mein Kind! 's gab gar viel Streit.

Eva.

So sagt! Erzählt, wie ging es zu?
Macht's euch Sorg', wie ließ' mir es Ruh'? —
So bestand er übel und hat verthan?

Sachs.

Ohne Gnad' versang der Herr Rittersmann.

Magdalene.

Pst! Evchen! Pst!

Eva.

Ohne Gnade? Wie?
Kein Mittel gäb's, das ihm gedieh'?
Sang er so schlecht, so fehlervoll,
daß nichts mehr zum Meister ihm helfen soll?

Sachs.

Mein Kind, für den ist Alles verloren,
und Meister wird der in keinem Land;
denn wer als Meister ward geboren,
der hat unter Meistern den schlimmsten Stand.

Magdalene.

Der Vater verlangt.

Eva.

So sagt mir noch an,
ob keinen der Meister zum Freund er gewann?

Sachs.

Das wär' nicht übel! Freund ihm noch sein!
Ihm, vor dem All' sich fühlten so klein!
Den Junker Hochmuth, laßt ihn laufen,

mag er durch die Welt ſich rauſen:
was wir erlernt mit Noth und Müh',
dabei laßt uns in Ruh' verſchnaufen!
Hier renn' er nichts uns über'n Haufen:
ſein Glück ihm anderswo erblüh'!

Eva.

Ja, anderswo ſoll's ihm erblüh'n,
als bei euch garſt'gen, neid'ſchen Mannſen:
wo warm die Herzen noch erglühn,
trotz allen tück'ſchen Meiſter Hanſen! —
Ja, Lene! Gleich! ich komme ſchon!
Was trüg' ich hier für Troſt davon?
Da riecht's nach Pech, daß Gott erbarm'!
Brennt' er's lieber, da würd' er doch warm!

Sachs.

Das dacht' ich wohl. Nun heißt's: ſchaff' Rath!

Magdalene.

Hilf Gott! was bliebſt du nur ſo ſpat?
Der Vater rief.

Eva.

Geh' zu ihm ein:
ich ſei zu Bett im Kämmerlein.

Magdalene.

Nicht doch! Hör' nur! Komm' ich dazu?
Beckmeſſer fand mich; er läßt nicht Ruh',
zur Nacht ſollſt du dich an's Fenſter neigen,
er will dir 'was Schönes ſingen und geigen,
mit dem er dich hofft zu gewinnen, das Lied,
ob dir das zu Gefallen gerieth.

Eva.

Das fehlte auch noch! — Käme nur Er!

Magdalene.

Haſt David geſehn?

Eva.

Was ſoll mir der?

Magdalene.

Ich war zu ſtreng; er wird ſich grämen.

Eva.

Siehſt du noch nichts?

Magdalene.

's iſt als ob Leut' dort kämen.

Eva.

Wär' er's?

Magdalene.

Mach' und komm jetzt hinan!

Eva.

Nicht eh'r, bis ich ſah' den theuerſten Mann!

Magdalene.

Ich täuſchte mich dort: er war es nicht. —
Jetzt komm' ſonſt merkt der Vater die G'ſchicht'!

Eva.

Ach! meine Angſt!

Magdalene.

Auch laß uns berathen,
wie wir des Beckmeſſer's uns entladen.

Eva.

Zum Fenſter gehſt du für mich.

Magdalene.

Wie, ich? —
Das machte wohl David eiferlich?
Er ſchläft nach der Gaſſen! Hihi! 's wär' fein! —

Eva.

Dort hör' ich Schritte.

Magdalene.

Jetzt komm', es muß ſein!

Eva.

Jetzt näher!

Magdalene.

Du irrſt! 's iſt nichts, ich wett'.
Ei, komm! Du mußt, bis der Vater zu Bett,

Pogner.

He! Lene! Eva!

Magdalene.

's iſt höchſte Zeit!
Hörſt du's? Komm'! der Ritter iſt weit.

Eva.

Da iſt er!

Magdalene.

Nun haben wir's! Jetzt heißt's: geſcheit!

Eva.

Ja, ihr ſeid es!
Nein, du biſt es!
Alles ſag' ich,
denn ihr wißt es:
Alles klag' ich,
denn ich weiß es,
ihr ſeid Beides,
Held des Preiſes,
und mein einz'ger Freund!

Walther.

Ach, du irrſt! Bin nur dein Freund,
doch des Preiſes
noch nicht würdig,
nicht den Meiſtern
ebenbürtig:
mein Begeiſtern
fand Verachten,
und ich weiß es,
darf nicht trachten
nach der Freundin Hand!

Eva.

Wie du irrſt! Der Freundin Hand,
ertheilt nur ſie den Preis,
wie deinen Muth ihr Herz erfand,
reicht ſie nur dir das Reis,

Walther.

Ach nein, du irrſt! Der Freundin Hand,
wär' Keinem ſie erkoren,
wie ſie des Vaters Wille band,
mir wär ſie doch verloren.
„Ein Meiſterſinger muß er ſein:
Nur wen ihr krönt, den darf ſie frei'n:"

So ſprach er feſtlich zu den Herrn,
kann nicht zurück, möcht' er's auch gern!
Das eben gab mir Muth;
wie ungewohnt mir alles ſchien,
ich ſang mit Lieb' und Gluth,
daß ich den Meiſterſchlag verdien'.
Doch dieſe Meiſter!
Ha, dieſe Meiſter!
Dieſer Reim-Geſetze
Leimen und Kleiſter!
Mir ſchwillt die Galle,
das Herz mir ſtockt,
denk' ich der Falle,
darein ich gelockt!
Fort, in die Freiheit!
Dorthin gehör' ich,
da wo ich Meiſter im Haus!
Soll ich dich frei'n heut',
dich nun beſchwör' ich,
flieh, und folg' mir hinaus!
Ha! . . .

Eva.

Geliebter, ſpare den Zorn!
's war nur des Nachtwächters Horn. —
Unter der Linde
birg' dich geſchwinde:
hier kommt der Wächter vorbei.

Magdalene.

Evchen! 's iſt Zeit: mach' dich frei!

Walther.

Du fliehſt?

Eva.

Muß ich denn nicht?

Walther.

Entweichſt?

Eva.

Dem Meiſtergericht.

Der Nachtwächter.

„Hört ihr Leut und laßt euch sagen,
die Glock' hat Zehn geschlagen:
bewahrt das Feuer und auch das Licht,
damit Niemand kein Schad' geschicht!
Lobet Gott den Herrn!"

Sachs.

Ueble Dinge, die ich da merk':
eine Entführung gar im Werk!
Aufgepaßt: das darf nicht sein.

Walther.

Käm' sie nicht wieder? O der Pein! —
Doch ja! sie kommt dort! — Weh' mir, nein!
Die Alte ist's! — doch aber — ja!

Eva.

Das thör'ge Kind: da hast du's! da!

Walther.

O Himmel! Ja! nun wohl ich weiß,
daß ich gewann den Meisterpreis.

Eva.

Doch nun kein Besinnen!
Von hinnen! Von hinnen!
O wären wir weit schon fort!

Walther.

Hier durch die Gasse: dort
finden wir vor dem Thor
Knecht und Rosse vor.

Eva.

O weh', der Schuster! Wenn der uns säh'!
Birg' dich! komm' ihm nicht in die Näh'!

Walther.

Welch' andrer Weg führt uns hinaus?

Eva.

Dort durch die Straße: doch der ist kraus,
ich kenn ihn nicht gut; auch stießen wir dort
auf den Wächter.



Heil Sachs! Hans Sachs!
Heil Nürnberg's theurem Sachs!

Sachs.

Euch wird es leicht, mir macht ihr's schwer,
gebt ihr mir Armen zu viel Ehr':
such' vor der Ehr' ich zu bestehn,
sei's, mich von euch geliebt zu sehn!
Schon große Ehr' ward mir erkannt,
ward heut' ich zum Spruchsprecher ernannt:
und was mein Spruch euch künden soll,
glaubt, das ist hoher Ehre voll!
Wenn ihr die Kunst so hoch schon ehrt,
da galt es zu beweisen,
daß, wer ihr selbst gar angehört,
sie schätzt ob allen Preisen.
Ein Meister, reich und hochgemuth,
der will euch heut' das zeigen:
sein Töchterlein, sein höchstes Gut,
mit allem Hab und Eigen,
dem Singer, der im Kunstgesang
vor allem Volk den Preis errang,
als höchsten Preises Kron'
er bietet das zum Lohn.
Darum so hört, und stimmet bei:
die Werbung steht dem Dichter frei.
Ihr Meister, die ihr's euch getraut,
euch ruf' ich's vor dem Volke laut:
erwägt der Werbung seltnen Preis,
und wem sie soll gelingen,
daß er sich rein und edel weiß,
im Werben, wie im Singen,
will er das Reis erringen,
das nie bei Neuen noch bei Alten
ward je so herrlich hoch gehalten,
als von der lieblich Reinen,
die niemals soll beweinen,

Walther.
Nun denn: durch die Gasse!
Eva.
Der Schuster muß erst vom Fenster fort.
Walther.
Ich zwing ihn, daß er's verlasse.
Eva.
Zeig' dich ihm nicht: er kennt dich!
Walther.
Der Schuster?
Eva.
's ist Sachs!
Walther.
Hans Sachs? Mein Freund?
Eva.
Glaub's nicht!
Von dir zu sagen Uebles nur wußt' er.
Walther.
Wie, Sachs? Auch er? — Ich lösch ihm das Licht!
Eva.
Thu's nicht! — Doch horch!
Walther.
Einer Laute Klang?
Eva.
Ach, meine Noth!
Walther.
Wie, wird dir bang?
Der Schuster, sieh, zog ein das Licht:
so sei's gewagt!
Eva.
Weh'! Hörst du denn nicht?
Ein andrer kam, und nahm dort Stand.
Walther.
Ich hör's und seh's: ein Musikant.
Was will der hier so spät des Nachts?
Eva.
's ist Beckmesser schon!



daß Nürenberg mit höchstem Werth
die Kunst und ihre Meister ehrt.
Pogner.
O Sachs! Mein Freund! Wie danken's werth!
Wie wißt ihr, was mein Herz beschwert!
Sachs.
's war viel gewagt! Jetzt habt nur Muth!
Herr Merker! Sagt, wie steht es? Gut?
Beckmesser.
O, dieses Lied! — Werd' nicht draus klug,
und hab' doch dran studirt genug!
Sachs.
Mein Freund, 's ist euch nicht aufgezwungen.
Beckmesser.
Was hilft's? — Mit meinem ist doch verlungen;
's war eure Schuld! — Jetzt seid hübsch für mich!
's wär' schändlich, ließet ihr mich im Stich!
Sachs.
Ich dächt', ihr gäbt's auf.
Beckmesser.
Warum nicht gar?
Die Andern sing' ich alle zu paar'!
Wenn ihr nur nicht singt.
Sachs.
So seht, wie's geht!
Beckmesser.
Das Lied — bin's sicher — war Keiner versteht:
doch bau' ich auf eure Popularität.
Sachs.
Nun denn, wenn's Meistern und Volk beliebt,
Zum Wettgesang man den Anfang giebt.
Kothner.
Ihr ledig' Meister, macht euch bereit!
Der Aelteste sich zuerst anläßt: —
Herr Beckmesser, ihr fangt an! 's ist Zeit!
Beckmesser.
Zum Teufel! Wie wackelig! Macht das hübsch fest!

Walther.

Was Winternacht,
was Waldes Pracht,
was Buch und Hain mich wiesen;
was Dichter-Sanges Wundermacht
mir heimlich wollt' erschließen;
was Rosses Schritt
beim Waffen-Ritt,
was Reihen-Tanz
bei heitrem Schanz
mir sinnend gab zu lauschen:
gilt es des Lebens höchsten Preis
um Sang mir einzutauschen,
zu eig'nem Wort und eig'ner Weis'
will einig mir es fließen,
als Meistersang, ob den ich weiß,
euch Meistern sich ergießen.

Beckmesser.

Entnahmt ihr 'was der Worte Schwall?

Vogelgesang.

Ei nun, er wagt's.

Nachtigall.

Merkwürd'ger Fall!

Kothner.

Nun, Meister, wenn's gefällt,
werd' das Gemerk bestellt. —
Wählt der Herr einen heil'gen Stoff?

Walther.

Was heilig mir,
der Liebe Panier
schwing' und sing' ich, mir zu Hoff'.

Kothner.

Das gilt uns weltlich: drum allein,
Merker Beckmesser, schließt euch ein!

Beckmesser.

Ein sau'res Amt, und heut' zumal;
wohl giebt's mit der Kreide manche Qual. —

Herr Ritter, wißt:
Sixtus Beckmeſſer Merker iſt;
hier im Gemerk
verrichtet er ſtill ſein ſtrenges Werk.
Sieben Fehler giebt er euch vor,
die merkt er mit der Kreide dort an:
wenn er über ſieben Fehler verlor,
dann verſang der Herr Ritterſmann. —
Gar fein er hört;
doch daß er euch den Muth nicht ſtört,
ſäh't ihr ihm zu,
ſo giebt er euch Ruh,
und ſchließt ſich gar hier ein, —
läßt Gott euch befohlen ſein.

Kothner.

Was euch zum Liede Richt' und Schnur,
vernehmt nun aus der Tabulatur. —
„Ein jedes Meiſtergeſanges Bar
ſtell' ordentlich ein Gemäße dar
aus unterſchiedlichen Geſetzen,
die Keiner ſoll verletzen.
Ein Geſetz beſteht aus zweenen Stollen,
die gleiche Melodei haben ſollen,
der Stoll' aus etlicher Verſ' Gebänd',
der Vers hat ſeinen Reim am End'.
Darauf ſo folgt der Abgeſang,
der ſei auch etlich' Verſe lang,
und hab' ſein' beſondere Melodei,
als nicht im Stollen zu finden ſei.
Derlei Gemäßes mehre Baren
ſoll ein jed' Meiſterlied bewahren;
und wer ein neues Lied gericht',
das über vier der Sylben nicht
eingreift in andrer Meiſter Weiſ',
des' Lied erwerb' ſich Meiſter-Preis." —
Nun ſetzt euch in den Singeſtuhl!

Walther.

Hier in den Stuhl?

Sachs.

Aha! ich dacht's!

Walther.

Der Merker! Er? in meiner Gewalt?
Drauf zu! den Lung'rer mach' ich kalt!

Eva.

Um Gott! so hör'! Willst den Vater wecken?
Er singt ein Lied, dann zieht er ab.
Laß dort uns im Gebüsch verstecken. —
Was mit den Männern ich Müh' doch hab'!

Sachs.

Jerum! Jerum!
Halla halla he!
Oho! Trallalei! o he!
Als Eva aus dem Paradies
von Gott dem Herrn verstoßen,
gar schuf ihr Schmerz der harte Kies
an ihrem Fuß dem bloßen.
Das jammerte den Herrn,
ihr Füßchen hat er gern;
und seinem Engel rief er zu:
„da mach' der armen Sünd'rin Schuh'!
Und da der Adam, wie ich seh',
an Steinen dort sich stößt die Zeh',
das recht fortan
er wandeln kann,
so miss' dem auch Stiefeln an!"

Beckmesser.

was soll das sein? —
Verdammtes Schrein!
Was fällt dem groben Schuster ein?
Wie, Meister? Auf? So spät zur Nacht?

Sachs.

Herr Stadtschreiber! Was, ihr wacht? —
Die Schuh' machen euch große Sorgen?
Ihr seht, ich bin dran: ihr habt sie morgen.

Beckmeſſer.
Hol' der Teufel die Schuh'!
Hier will ich Ruh'!
Walther.
Was heißt das Lied? Wie nennt er dich?
Eva.
Ich hört' es ſchon: 's geht nicht auf mich.
Doch eine Bosheit ſteckt darin.
Walther.
Welch Zögerniß! Die Zeit geht hin!
Sachs.
Jerum! Jerum!
Halla halla he!
O ho! Trallalei! O he!
O Eva! Eva! Schlimmes Weib!
Das haſt du am Gewiſſen,
daß ob der Füß' am Menſchenleib
jetzt Engel ſchuſtern müſſen!
Bliebſt du im Paradies,
da gab es keinen Ries.
Ob deiner jungen Miſſethat
handthier' ich jetzt mit Ahl' und Draht,
und ob Herrn Adam's übler Schwäch'
verſohl' ich Schuh' und ſtreiche Pech.
Wär' ich nicht fein
ein Engel rein,
Teufel mögte Schuſter ſein!
Walther.
Uns, oder dem Merker?
Wem ſpielt er den Streich?
Eva.
Ich fürcht', uns dreien
gilt es gleich.
O weh' der Pein!
Mir ahnt Nichts Gutes!
Walther.
Mein ſüßer Engel,

sei guten Muthes!
Eva.
Mich betrübt das Lied!
Walther.
Ich hör' es kaum!
Du bist bei mir:
Welch holder Traum!

Beckmesser.
Das Fenster geht auf: — Herr Gott, 's ist sie!

Eva.
Mich schmerzt das Lied, ich weiß nicht wie!
O fort, lass' uns fliehen!

Walther.
Nun denn mit dem Schwert!

Eva.
Nicht doch! Ach halt'!

Walther.
Kaum wär' er's werth!

Eva.
Ja, besser Geduld! O lieber Mann!
Daß ich so Noth dir machen kann!

Walther.
Wer ist am Fenster?

Eva.
's ist Magdalene.

Walther.
Das heiß' ich vergelten: fast muß ich lachen.

Eva.
Wie ich ein End' und Flucht mir ersehne!

Walther.
Ich wünscht' er möchte den Anfang machen.

Beckmesser.
Jetzt bin ich verloren, singt er noch fort! —
Freund Sachs! So hört doch nur ein Wort!
Wie seid ihr auf die Schuh' versessen!
Ich hatt' sie wahrlich schon vergessen.
Als Schuster seid ihr mir wohl werth,

Als Kunſtfreund doch weit mehr verehrt.
Eu'r Urtheil, glaubt, das halt' ich hoch!
drum bitt' ich: hört das Liedlein doch,
mit dem ich morgen möcht gewinnen,
ob das auch recht nach euren Sinnen.

Sachs.

O ha! Wollt mich beim Wahne faſſen?
Mag mich nicht wieder ſchelten laſſen.
Seit ſich der Schuſter dünkt Poet,
gar übel es um eu'r Schuhwerk ſteht;
ich ſeh' wie's ſchlappt,
und überall klappt:
drum laſſ' ich Verſ' und Reim'
gar billig nun daheim,
Verſtand und Kenntniß auch dazu,
mach' euch für morgen die neuen Schuh'.

Beckmeſſer.

Laßt das doch ſein, das war ja nur Scherz.
Vernehmt beſſer, wie's mir um's Herz!
Vom Volk ſeid ihr geehrt,
auch der Pognerin ſeid ihr werth:
will ich vor aller Welt
nun morgen um die werben,
ſagt, könnt's mich nicht verderben,
wenn mein Lied euch nicht gefällt?
Drum hört mich ruhig an;
und ſang ich, ſagt mir dann,
was euch gefällt, was nicht,
daß ich mich danach richt'.

Sachs.

Ei laßt mich doch in Ruh'!
Wie käm' ſolche Ehr' mir zu?
Nur Gaſſenhauer dicht' ich zum meiſten;
drum ſing' ich zur Gaſſen, und hau' auf den Leiſten.
Jerum! Jerum!
Halla halla hei!

Beckmeſſer.

Verfluchter Kerl! — Den Verſtand verlier' ich,
mit ſeinem Lied voll Pech und Schmierich! —
Schweigt doch! Weckt ihr die Nachbarn auf?

Sachs.

Die ſind's gewohnt: 's hört Keiner drauf. —
„O Eva; Eva! ſchlimmes Weib!" —

Beckmeſſer.

Verdammte Bosheit! — Gott, und 's wird ſpät:
am End' mir die Jungfer vom Fenſter geht!

Sachs.

Fanget an! 's preſſirt! Sonſt ſing ich für mich!

Beckmeſſer.

Haltet ein! nur das nicht! — Teufel! wie ärgerlich! —
Wollt ihr euch denn als Merker erdreiſten,
Nun gut, ſo merkt mit dem Hammer auf den Leiſten: —
nur mit dem Beding, nach den Regeln ſcharf;
aber nichts, was nach den Regeln ich darf.

Sachs.

Nach den Regeln, wie ſie der Schuſter kennt,
dem die Arbeit unter den Händen brennt.

Beckmeſſer.

Auf Meiſter-Ehr'!

Sachs.

Und Schuſter-Muth!

Beckmeſſer.

Nicht einen Fehler: glatt und gut!

Sachs.

Dann gingt ihr morgen unbeſchuht. —

Walther.

Welch toller Spuck! Mich dünkt's ein Traum:
den Singſtuhl, ſcheint's, verließ ich kaum!

Eva.

Die Schläf' umwebt's mir, wie ein Wahn:
ob's Heil, ob Unheil, was ich ahn'?

Sachs.

Setzt euch denn hier!

Beckmeſſer.

Laßt hier mich ſtehen!

Sachs.

Warum ſo fern?

Beckmeſſer.

Euch nicht zu ſehen,
wie's Brauch in der Schul' vor dem Gemerk'.

Sachs.

Da hör' ich euch ſchlecht.

Beckmeſſer.

Der Stimme Stärk'
ich ſo gar lieblich dämpfen kann.

Sachs.

Wie fein! — Nun gut denn! — Fanget an!

Beckmeſſer.

„Den Tag ſeh' ich erſcheinen,
der mir wohl gefall'n thut . . .
„Da faßt mein Herz ſich einen
guten und friſchen Muth."
Treibt ihr hier Scherz?
Was wär' nicht gelungen?

Sachs.

Beſſer geſungen:
„da faßt mein Herz
ſich einen guten und friſchen Muth."

Beckmeſſer.

Wie ſollt' ſich das reimen
auf „ſeh' ich erſcheinen"?

Sachs.

Iſt euch an der Weiſe nichts gelegen?
Mich dünkt, 'ſollt' paſſen Ton und Wort.

Beckmeſſer.

Mit euch hier zu ſtreiten? — Laßt von den Schlägen,
ſonſt denkt ihr mir dran!

Sachs.

Jetzt fahret fort!

Beckmeſſer.

Bin ganz verwirrt!

Sachs.

So fangt noch 'mal an:
drei Schläg' ich jetzt pausiren kann.

Beckmesser.

Am Besten, wenn ich ihn gar nicht beacht': —
wenn's nur die Jungfer nicht irre macht!
„Den Tag seh' ich erscheinen,
der mir wohl gefall'n thut;
da faßt mein Herz sich einen
guten und frischen Muth:
da denk' ich nicht an Sterben,
lieber an Werben
um jung Mägdeleins Hand.
Warum wohl aller Tage
schönster mag dieser sein?
Allen hier ich es sage:
weil ein schönes Fräulein
von ihrem lieb'n Herrn Vater,
wie gelobt hat er,
ist bestimmt zum Eh'stand.
Wer sich getrau',
der komm' und schau'
da stehn die hold lieblich Jungfrau,
auf die ich all mein' Hoffnung bau':
darum ist der Tag so schön blau,
als ich anfänglich fand."

Sachs.

Seid ihr nun fertig?

Beckmesser.

Wie fraget ihr?

Sachs.

Mit den Schuhen ward ich fertig schier! —
Das heiß' ich mir rechte Merkerschuh': —
mein Merkerspröchlein hört dazu!
Mit lang' und kurzen Hieben,
steht's auf der Sohl' geschrieben:
da les't es klar
und nehmt es wahr,

und merkt's euch immerdar. —
Gut Lied will Takt;
wer den verzwackt,
dem Schreiber mit der Feder
haut ihn der Schuſter auf's Leder. —
Nun lauft in Ruh',
habt gute Schuh';
der Fuß euch drin nicht knackt:
ihn hält die Sohl' in Takt!

Beckmeſſer.

„Darf ich Meiſter mich nennen,
das bewähr' ich heut' gern,
weil nach dem Preis ich brennen
muß durſten und hungern.
Nun ruf' ich die neun Muſen,
daß an ſie bluſen
mein dichtriſchen Verſtand.
Wohl kenn ich alle Regeln,
halte gut Maaß und Zahl!
doch Sprung und Ueberlegeln
wohl paſſirt je einmal,
wann der Kopf ganz voll Zagen,
zu frei'n will wagen
um ein' jung Mägdleins Hand.
Ein Junggeſell
trug ich mein Fell,
mein Ehr', Amt, Würd' und Brod zur Stell',
daß euch mein Geſang wohl gefäll',
und mich das Jungfräulein erwähl',
wenn ſie mein Lied gut fand."

Nachbarn.

Wer heult denn da? Wer kreiſcht mit Macht?
Iſt das erlaubt ſo ſpät zur Nacht?
Gebt Ruhe hier! 's iſt Schlafenszeit!
Mein, hört nur, wie der Eſel ſchreit!
Ihr da! Seid ſtill, und ſcheert euch fort!
Heult, kreiſcht und ſchreit an andrem Ort!

David.

Wer Teufel hier? — und drüben gar?
Die Lene iſt's, — ich ſeh' es klar!
Herr Je! das war's, den hat ſie beſtellt;
der iſt's, der ihr beſſer als ich gefällt!
Nun wart! du kriegſt's! dir ſtreich' ich das Fell! —
Zum Teufel mit dir verdammter Geſell'!

Magdalene.

Ach Himmel! David! Gott, welche Noth!
Zu Hülfe! zu Hülfe! Sie ſchlagen ſich todt!

Beckmeſſer.

Verfluchter Kerl! Läßt du mich los?

David.

Gewiß! die Glieder brech' ich dir blos!

Nachbarn.

Seht nach! Springt zu! Da würgen ſich zwei!

Andere Nachbarn.

Heda! Herbei! 's giebt Prügelei!
Ihr da! aus einander! Gebt freien Lauf! —
Laßt ihr nicht los, wir ſchlagen drauf!

Ein Nachbar.

Ei ſeht! Auch ihr da? Geht's euch 'was an?

Ein Zweiter.

Was ſucht ihr hier? Hat man euch 'was gethan?

1. Nachbar.

Euch kennt man gut!

2. Nachbar.

Euch noch viel beſſer!

1. Nachbar.

Wie ſo denn?

2. Nachbar.

Ei, ſo!

Magdalene.

David! Beckmeſſer!

Lehrbuben.

Herbei! Herbei! 's gibt Keilerei!

Einige.

's ſind die Schuſter!

Andere.

Nein, 'ſind die Schneider!

Die Erſteren.

Die Trunkenbolde!

Die Andern.

Die Hungerleider!

Die Nachbarn.

Euch gönnt' ich's ſchon lange! —
Wird euch wohl bange?
Das für die Klage! —
Seht euch vor, wenn ich ſchlage! —
Hat euch die Frau gehetzt? —
Schau' wie es Prügel ſetzt! —
Seid ihr noch nicht gewitzt? —
So ſchlagt doch! — Das ſitzt! —
Daß dich, Halunke! —
Hie Färbertunke! —
Wartet, ihr Racker!
Ihr Maaßabzwacker! —
Eſel! — Dummrian! —
Du Grobian! —
Lümmel du! —
Drauf und zu!

Lehrbuben.

Kennt man die Schloſſer nicht?
Die haben's ſicher angericht'! —
Ich glaub' die Schmiede werden's ſein. —
Die Schreiner ſeh' ich dort beim Schein. —
Hei! Schau' die Schäffler dort beim Tanz. —
Dort ſeh' die Bader ich im Glanz. —
Krämer finden ſich zur Hand
mit Gerſtenſtang und Zuckerland;
mit Pfeffer, Zimmt, Muscatennuß,
Sie riechen ſchön,
Sie riechen ſchön,

doch haben viel Verdruß,
und bleiben gern vom Schuß. —
Seht nur, der Hase
Hat üb'rall die Nase! —
Meinst du damit etwa mich? —
Mein' ich damit etwa dich?
Da hast's auf die Schnauze! —
Herr, jetzt setzt's Plauze! —
Hei! Krach! Hagelwetterschlag!
Wo das sitzt, da wächst nichts nach!
Keilt euch wacker,
haut die Racker!
Haltet selbst Gesellen Stand!
wer da wich', 's wär' wahrlich Schand'!
Drauf und dran!
Wie ein Mann
steh'n wir alle zur Keilerei!

Gesellen.

Heda! Gesellen 'ran!
Dort wird mit Streit und Zank gethan.
Da gibt's gewiß gleich Schlägerei;
Gesellen, haltet euch dabei!
'Sind die Weber und Gerber! —
Dacht' ich's doch gleich! —
Die Preisverderber!
Spielen immer Streich'! —
Dort den Metzger Klaus,
den kennt man heraus! —
Zünfte! Zünfte!
Zünfte heraus! —
Schneider mit dem Bügel!
Hei, hie setzt's Prügel!
Gürtler! — Zinngießer! —
Leimsieder! — Lichtgießer!
Tuchscherer her!
Leinweber her!
Hierher! Hierher!

Immer mehr! Immer mehr!
Nur tüchtig drauf! Wir ſchlagen los:
jetzt wird die Keilerei erſt groß! —
Lauft heim, ſonſt kriegt' ihr's von der Frau;
hier giebt's nur Prügel-Färbeblau!
Immer 'ran!
Mann für Mann!
Schlagt ſie nieder!
Zünfte! Zünfte! Heraus! —

Die Meiſter.

Was giebt's denn da für Zank und Streit?
Das toſ't ja weit und breit!
Gebt Ruh' und ſcheer' ſich jeder heim,
Sonſt ſchlag' ein Hageldonnerwetter drein!
Stemmt euch hier nicht mehr zu Hauf,
oder ſonſt wir ſchlagen drauf. —

Die Nachbarinnen.

Was iſt denn da für Streit und Zank?
's wird einem wahrlich Angſt und bang!
Da iſt mein Mann gewiß dabei:
gewiß kommt's noch zur Schlägerei!
He da! Ihr dort unten,
ſo ſeid doch nur geſcheit!
Seid ihr zu Streit und Raufen
gleich Alle ſo bereit?
Was für ein Zanken und Toben!
Da werden ſchon Arme erhoben!
Hört doch! Hört doch!
Seid ihr denn toll!
Sind euch die Köpfe
vom Weine noch voll?
Zu Hülfe! zu Hülfe!
Da ſchlägt ſich mein Mann!
Der Vater! der Vater!
Sieht man das an?
Chriſtian! Peter!
Niklaus! Hans!

Auf! ſchreit Zeter! —
Hörſt du nicht, Franz?
Gott! wie ſie walken!
's wackeln die Zöpfe!
Waſſer her! Waſſer her!
Gießt' ihn' auf die Köpfe!

Magdalene.

Ach Himmel! Meine Noth iſt groß! —
David! So hör' mich doch nur an!
So laſſ' doch nur den Herren los!

Pogner.

Um Gott! Eva! ſchließ' zu! —
Ich ſeh', ob im Haus unten Ruh'!

Walther.

Jetzt gilt's zu wagen,
ſich durchzuſchlagen!

Pogner.

He, Lene, wo biſt du?

Sachs.

In's Haus, Jungfer Lene!

Der Nachtwächter.

Hört ihr Leut', und laßt euch ſagen:
die Glock' hat Eilfe geſchlagen.
Bewahrt euch vor Geſpenſtern und Spuck,
daß kein böſer Geiſt eur' Seel beruck'!
Lobet Gott den Herrn!

## Dritter Aufzug.

Die Werkstatt von Hans Sachs.

David.

Gleich! Meister! Hier! —
Die Schuh' sind abgegeben
in Herrn Beckmessers Quartier. —
Mir war's, ihr rief't mich eben? —
Er thut, als säh' er mich nicht?
Da ist er bös', wenn er nicht spricht! —
Ach' Meister! wollt' mir verzeih'n!
Kann ein Lehrbub' vollkommen sein?
Kennet ihr die Lene, wie ich,
da vergäb't ihr mir sicherlich.
Sie ist so gut, so sanft für mich,
und blickt mich oft an, so innerlich:
wenn ihr mich schlagt, streichelt sie mich,
und lächelt dabei holdseliglich!
Muß ich cariren, füttert sie mich,
und ist in Allem gar liebelich.
Nur gestern, weil der Junker versungen,
hab' ich den Korb ihr nicht abgerungen:
das schmerzte mich; und da ich fand,
daß Nachts Einer vor dem Fenster stand,
und sang zu ihr, und schrie wie toll,
da hieb ich dem den Buckel voll.
Wie käm' nun da 'was groß' drauf an?
Auch hat's unserer Lieb' gar gut gethan:
die Lene hat eben mir Alles erklärt,
und zum Fest Blumen und Bänder beschеert.
Ach, Meister! sprecht doch nur ein Wort!
Hätt' ich nur die Wurst und den Kuchen fort! —

Sachs.

Blumen und Bänder seh' ich dort:
schaut hold und jungendlich aus!
Wie kamen die mir in's Haus?

David.

Ei, Meiſter! 's iſt heut hoch feſtlicher Tag;
da putzt ſich jeder, ſo ſchön er mag.

Sachs.

Wär' Hochzeitfeſt?

David.

Ja, käm's ſo weit,
daß David erſt die Lene freit!

Sachs.

's war Polterabend, dünkt mich doch?

David.

Polterabend? — Da krieg' ich's wohl noch? —
Verzeiht das, Meiſter! Ich bitt', vergeßt!
Wir feiern ja heut' Johannisfeſt.

Sachs.

Johannisfeſt?

David.

Hört er heut' ſchwer?

Sachs.

Kannſt du dein Sprüchlein? Sag' es her!

David.

Mein Sprüchlein? Denk', ich kann es gut.
'Setzt nichts! der Meiſter iſt wohlgemuth! —
„Am Jordan Sankt Johannes ſtand" —
Verzeiht, Meiſter; ich kam in's Gewirr;
Der Polterabend machte mich irr.
„Am Jordan Sankt Johannes ſtand,
all Volk der Welt zu taufen:
kam auch ein Weib aus fremdem Land,
von Nürnberg gar gelaufen;
ſein Söhnlein trug's zum Uferrand,
empfing da Tauf' und Namen;
doch als ſie dann ſich heimgewandt,
nach Nürnberg wieder kamen,
im deutſchen Land gar bald ſich fand's,
daß wer am Ufer des Jordans
Johannes war genannt,

an der Pegnitz hieß der Haus."
Herr! Meister! 's ist en'r Namenstag!
Nein! Wie man so was vergessen mag'!
Hier! hier, die Blumen sind für euch,
die Bänder, — und was nur Alles noch gleich?
Ja hier! schaut, Meister! Herrlicher Kuchen!
Möchtet ihr nicht auch die Wurst versuchen?

Sachs.

Schön Dank, mein Jung'! behalt's für dich!
Doch heut' auf die Wiese begleitest du mich:
mit den Bändern und Blumen putz' dich fein;
sollst mein stattlicher Herold sein.

David.

Sollt' ich nicht lieber Brautführer sein? —
Meister! lieb' Meister! ihr müßt wieder frei'n!

Sachs.

Hätt'st wohl gern eine Meist'rin im Haus?

David.

Ich mein', es säh' doch viel stattlicher aus.

Sachs.

Wer weiß! Kommt Zeit, kommt Rath.

David.

's ist Zeit!

Sachs.

Da wär' der Rath wohl auch nicht weit?

David.

Gewiß! geh'n Reden schon hin und wieder.
Den Beckmesser, denk' ich, fäng't ihr doch nieder?
Ich mein', daß der heut' sich nicht wichtig macht.

Sachs.

Wohl möglich! Hab's mir auch schon bedacht. —
Jetzt geh'; doch stör' mir den Junker nicht!
Komm wieder, wenn du schön gericht'.

David.

So war er noch nie, wenn sonst auch gut!
Kann mir gar nicht mehr denken, wie der Knieriemen thut.

Sachs.

Grüß Gott, mein Junker! Ruhtet ihr noch?
Ihr wachtet lang': nun ſchlieft ihr doch?

Walther.

Ein wenig, aber feſt und gut.

Sachs.

So iſt euch nun wohl baß zu Muth?

Walther.

Ich hatt' einen wunderſchönen Traum.

Sachs.

Das deutet gut's! Erzählt mir den.

Walther.

Ihn ſelbſt zu denken wag' ich kaum;
ich fürcht' ihn mir vergeh'n zu ſeh'n.

Sachs.

Was gilt's, es gab der Traum euch ein,
wie heut' ihr ſollet Sieger ſein?

Walther.

Nein, von der Zunft und ihren Meiſtern
wollt' ſich mein Traumbild nicht begeiſtern.

Sachs.

O, laßt dem Ruh'
kurz und gut,
und folgt meinem Rathe,
faßt zu einem Meiſterliede Muth.

Walther.

Ein ſchönes Lied, ein Meiſterlied:
wie faſſ' ich da den Unterſchied?

Sachs.

Mein Freund! in holder Jugendzeit,
wenn uns von mächt'gen Trieben
zum ſel'gen erſten Lieben
die Bruſt ſich ſchwellet hoch und weit,

ein ſchönes Lied zu ſingen
mocht' vielen da gelingen:
der Lenz, der ſang für ſie.
Kam Sommer, Herbſt und Winterzeit,
viel Noth und Sorg' im Leben,
manch ehlich Glück daneben,
Kindtauf', Geſchäfte, Zwiſt und Streit:
denen's dann noch will gelingen
ein ſchönes Lied zu ſingen,
ſeht, Meiſter nennt man die. —

Walther.

Ich lieb' ein Weib und will es frei'n,
mein dauernd Ehgemahl zu ſein.

Sachs.

Die Meiſterregeln lernt bei Zeiten,
daß ſie getreulich euch geleiten,
und helfen wohl bewahren,
was in der Jugend Jahren
in holdem Triebe
Lenz und Liebe
euch unbewußt in's Herz gelegt,
daß ihr das unverloren hegt.

Walther.

Steh'n ſie nun in ſo hohem Ruf,
wer war es, der die Regeln ſchuf?

Sachs.

Ihr ſtellt ſie ſelbſt, und folgt ihn'n dann.
Gedenkt des ſchönen Traum's am Morgen;
für's Andre laßt Hans Sachs nur ſorgen!

Walther.

„Morgentlich leuchtend in roſigem Schein,
von Blüth' und Duft
geſchwellt die Luft,
voll aller Wonnen
nie erſonnen,
ein Garten lud mich ein
Gaſt ihm zu ſein.„

Sachs.

Das war ein Stollen: nun achtet wohl,
daß ganz ein gleicher ihm folgen soll.

Walther.

Warum ganz gleich?

Sachs.

Damit man seh',
ihr wählet euch gleich ein Weib zur Eh'.

Walther.

„Wonnig entragend dem seligen Raum
bot goldner Frucht
heilsaft'ge Wucht
mit holdem Prangen
dem Verlangen
an duft'ger Zweige Saum
herrlich ein Baum."

Sachs.

Ihr schlosset nicht im gleichen Ton:
das macht den Meistern Pein;
doch nimmt Hans Sachs die Lehr' davon,
im Lenz wohl müss' es so sein. —
Nun stellt mir einen Abgesang.

Walther.

Was soll nun der?

Sachs.

Ob euch gelang
ein rechtes Paar zu finden,
das zeigt sich jetzt an den Kinden.

Walther.

„Sei euch vertraut
welch' hehres Wunder mir geschehn:
an meiner Seite stand ein Weib,
so schön und hold ich nie geseh'n;
gleich einer Braut
umfaßt sie sanft meinen Leib;

mit Augen winkend,
die Hand wies blinkend,
was ich verlangend begehrt,
die Frucht so hold und werth
vom Lebensbaum."

Sachs.

Das nenn' ich mir einen Abgesang:
seht, wie der ganze Bar gelang!
nur mit der Melodei
seid ihr ein wenig frei;
doch sag' ich nicht, daß es ein Fehler sei;
nur ist's nicht leicht zu behalten,
und das ärgert unsre Alten! —
Jetzt richtet mir noch einen zweiten Bar,
damit man merk' welch' der erste war.
Auch weiß ich noch nicht, so gut ihr's gereimt,
was ihr gedichtet, was ihr geträumt.

Walther.

„Abendlich glühend in himmlischer Pracht
verschied der Tag,
wie dort ich lag;
aus ihren Augen
Wonne zu saugen,
Verlangen einz'ger Macht
in mir nur wacht'.
Nächtlich umdämmert der Blick sich mir bricht;
wie weit so nah
beschienen da
zwei lichte Sterne
aus der Ferne
durch schlanker Zweige Licht
hehr mein Gesicht. —
Lieblich ein Quell
auf stiller Höhe dort mir rauscht;
jetzt schwellt er an sein hold Getön'
so süß und stark ich's nie erlauscht:
leuchtend und hell

wie ſtrahlten die Sterne da ſchön!
zum Tanz und Reigen
in Laub und Zweigen
der gold'nen ſammeln ſich mehr
ſtatt Frucht ein Sternenheer
im Lorbeerbaum." —

Sachs.

Freund, eu'r Traumbild wies euch wahr;
gelungen iſt auch der zweite Bar.
Wolltet ihr noch einen dritten dichten,
des Traumes Deutung wird er berichten.

Walther.

Wie fänd' ich die? Genug der Wort!

Sachs.

Dann Wort und That am rechten Ort! —
Drum bitt' ich, merkt mir gut die Weiſe;
gar lieblich drin ſich's dichten läßt:
und ſingt ihr ſie in weit'rem Kreiſe,
dann haltet mir auch das Traumbild feſt.

Walther.

Was habt ihr vor?

Sachs.

Eu'r treuer Knecht
fand ſich mit Sack' und Tasch' zurecht;
die Kleider, drin am Hochzeitfeſt
daheim bei euch ihr wolltet prangen,
die ließ er her zu mir gelangen; —
ein Täubchen zeigt' ihm wohl das Neſt,
darin ſein Junker träumt':
darum folgt mir jetzt in's Kämmerlein!
Mit Kleiden, wohlgeſäumt,
ſollen Beide wir gezieret ſein,
wann's Stattliches zu wagen gilt:
drum kommt ſeid ihr gleich mir gewillt!

Beckmeſſer.

Ein Werblied! Von Sachs? — iſt's wahr?
Ah! — Nun wird mir alles klar!

Sachs.

Sieh da! Herr Schreiber? Auch am Morgen?
Euch machen die Schuh' doch nicht mehr Sorgen?
Laßt sehen! mich dünkt, sie sitzen gut?

Beckmesser.

Den Teufel! So dünn war ich noch nie beschuht:
fühl' durch die Sohle den feinsten Kies!

Sachs.

Mein Merkerspröchlein wirkte dies:
trieb sie mit Merkerzeichen so weich.

Beckmesser.

Schon gut der Witz'! Und genug der Streich'!
Glaubt mir Freund Sachs, jetzt kenn ich euch;
der Spaß von dieser Nacht,
der wird euch noch gedacht:
daß ich euch nur nicht im Wege sei,
schuft ihr gar Aufruhr und Meuterei!

Sachs.

's war Polterabend, laßt euch bedeuten:
eure Hochzeit spuckte unter den Leuten;
je toller es da hergeh',
je besser bekommt's der Eh'.

Beckmesser.

O Schuster voll von Ränken
und pöbelhaften Schwänken,
du warst mein Feind von je:
nun hör' ob hell ich seh'!
Die ich mir auserkoren,
die ganz für mich geboren,
zu aller Wittwer Schmach,
der Jungfer stellst du nach.
Daß sich Herr Sachs erwerbe
des Goldschmied's reiches Erbe,
im Meister-Rath zur Hand
auf Klauseln er bestand,
ein Mägdlein zu bethören,
das nur auf ihn sollt hören,

und, Andren abgewandt,
zu ihm allein ſich fand.
Darum! darum —
wär' ich ſo dumm? —
mit Schreien und Klopfen
wollt er mein Lied zuſtopfen,
daß nicht dem Kind ward' kund
wie auch ein Andrer beſtund!
Ja ja! — Ha ha!
Hab' ich dich da?
Aus ſeiner Schuſter-Stuben
hetzt endlich er den Buben
mit Knüppeln auf mich her,
daß meiner los er wär':
An an! An an!
Wohl grün und blau,
zum Spott der allerliebſten Frau,
zerſchlagen und zerprügelt,
daß kein Schneider mich aufbügelt!
Gar auf mein Leben
war's angegeben!
Doch kam ich noch ſo davon,
daß ich die That euch lohn':
zieht heut' nur aus zum Singen,
merkt auf, wie's mag gelingen;
bin ich gezwackt
auch und zerhackt,
euch bring' ich doch ſicher aus dem Takt!

Sachs.

Gut Freund', ihr ſeid in argem Wahn!
Glaubt was ihr wollt daß ich's gethan,
gebt eure Eiferſucht nur hin;
zu werben kommt mir nicht in Sinn.

Beckmeſſer.

Lug und Trug! Ich weiß es beſſer.

Sachs.

Was fällt euch nur ein, Meiſter Beckmeſſer?

Was ich ſonſt im Sinn, geht euch nichts an:
doch glaubt, ob der Werbung ſeid ihr im Wahn.

Beckmeſſer.

Ihr ſäng't heut' nicht?

Sachs.

Nicht zur Wette.

Beckmeſſer.

Kein Werbelied?

Sachs.

Gewißlich, nein!

Beckmeſſer.

Wenn ich aber drob ein Zeugniß hätte?

Sachs.

Das Gedicht? Hier ließ ich's: — ſtecket ihr's ein?

Beckmeſſer.

Iſt das eure Hand?

Sachs.

Ja, — war es das?

Beckmeſſer.

Ganz friſch noch die Schrift?

Sachs.

Und die Dinte noch naß!

Beckmeſſer.

's wär' wohl gar ein bibliſches Lied?

Sachs.

Der fehlte wohl wer darauf rieth.

Beckmeſſer.

Nun denn?

Sachs.

Wie doch?

Beckmeſſer.

Ihr fragt?

Sachs.

Was noch?

Beckmesser.

Daß ihr mit aller Biederkeit
der ärgste aller Spitzbuben seid!

Sachs.

Mag sein! Doch hab' ich noch nie entwandt,
was ich auf fremden Tischen fand: —
und daß man von euch auch nicht übles denkt,
behaltet das Blatt, es sei euch geschenkt.

Beckmesser.

Herr Gott!.. Ein Gedicht!.. Ein Gedicht von Sachs?..
Doch halt! Wenn's nur eine Falle wär'! —
Noch gestern war't ihr mein Feind:
wie käm's daß nach so großer Beschwer'
ihr's freundlich heut' mit mir meint'?

Sachs.

Ich machte euch Schuh' in später Nacht:
hat man so je einen Feind bedacht?

Beckmesser.

Ja ja! recht gut! — doch eines schwört:
wo und wie ihr das Lied auch hört,
daß nie ihr euch beikommen laff't,
zu sagen, es sei von euch verfaßt.

Sachs.

Das schwör' ich und gelob' euch hier,
nie mich zu rühmen, das Lied sei von mir.

Beckmesser.

Was will ich mehr, ich bin geborgen!
Jetzt hat sich Beckmesser nicht mehr zu sorgen!
Ade! ich muß fort!
An andrem Ort
dank' ich euch inniglich,
weil ihr so minniglich;
für euch nun stimme ich,
kauf' eure Werke gleich,
mache zum Merker euch:
doch fein mit Kreide weich,

nicht mit dem Hammerſtreich!
Merker! Merker! Merker Hans Sachs!
Daß Nürnberg ſchuſterlich blüh' und wachs!

Sachs.

So ganz boshaft doch keinen ich fand,
er hält's auf die Länge nicht aus:
vergeudet mancher oft viel Verſtand,
doch hält er auch damit Haus:
die ſchwache Stunde kommt für Jeden;
da wird er dumm und läßt mit ſich reden. —
Daß hier Herr Beckmeſſer ward zum Dieb,
iſt mir für meinen Plan ſehr lieb. —
Sieh, Evchen! Dacht' ich doch wo ſie blieb'!
Grüß' Gott mein Evchen! Ei, wie herrlich,
wie ſtolz du's heute meinſt!
Du machſt wohl Jung und Alt begehrlich,
wenn du ſo ſchön erſcheinſt.

Eva.

Meiſter! 's iſt nicht ſo gefährlich:
und iſt's dem Schneider geglückt,
wer ſieht dann an wo's mir beſchwerlich,
wo ſtill der Schuh' mich drückt?

Sachs.

Der böſe Schuh! 's war deine Laun',
daß du ihn geſtern nicht probirt.

Eva.

Merk' wohl, ich hatt' zu viel Vertrau'n:
im Meiſter hab' ich mich geirrt.

Sachs.

Ei, 's thut mir leid! Zeig' her, mein Kind,
daß ich dir helfe, gleich geſchwind.

Eva.

Sobald ich ſtehe, will es geh'n:
doch will ich geh'n, zwingt's mich zu ſteh'n.

Sachs.

Hier auf den Schemel ſtreck' den Fuß:

der üblen Noth ich wehren muß.
Was iſt's mit dem?

Eva.

Ihr ſeht, zu weit!

Sachs.

Kind, das iſt pure Eitelkeit:
der Schuh iſt knapp.

Eva.

Das ſag' ich ja:
drum drückt er mir die Zehen da.

Sachs.

Hier links?

Eva.

Nein, rechts.

Sachs.

Wohl mehr am Spann?

Eva.

Mehr hier am Hacken.

Sachs.

Kommt der auch dran?

Eva.

Ach Meiſter! Wüßtet ihr beſſer als ich,
wo der Schuh mich drückt?

Sachs.

Ei, 's wundert mich,
daß er zu weit, und doch drückt überall?
Aha! hier ſitzt's! Nun begreif' ich den Fall!
Kind, du haſt recht: 's ſtack in der Noth:
nun warte, dem Uebel ſchaff' ich Rath.
Bleib' nur ſo ſtehn; ich nehm dir den Schuh
eine Weil' auf den Leiſten: dann läßt er dir Ruh'.

Sachs.

Immer Schuſtern! das iſt nun mein Loos;
des Nachts, des Tags — komm' nicht davon los!—
Kind, hör' zu! Ich hab's überdacht,
was meinem Schuſtern ein Ende macht:
am Beſten, ich werbe doch noch um dich;

da gewänn' ich doch 'was als Poet für mich! —
Du hörſt nicht drauf! — So ſprich doch jetzt!
Haſt mir's ja ſelbſt in den Kopf geſetzt! —
Schon gut! — ich merk'! — Mach' deinen Schuh!...
Säng' mir nur wenigſtens Einer dazu!
Hörte heut' gar ein ſchönes Lied: —
wem dazu ein dritter Vers gerieth'!

Walther.

„Weilten die Sterne im lieblichen Tanz?
So licht und klar
im Lockenhaar,
vor allen Frauen
hehr zu ſchauen,
lag ihr mit zartem Glanz
ein Sternenkranz. —
Wunder ob Wunder nun bieten ſich dar:
zwiefachen Tag
ich grüßen mag;
denn gleich zwei'n Sonnen
reinſter Wonnen,
der hehrſten Augen Paar
nahm ich nun wahr. —
Huldreichſtes Bild,
dem ich zu nahen mich erkühnt:
den Kranz, vor zweier Sonnen Strahl
zugleich verblichen und ergrünt,
minnig und mild,
Sie flocht ihn um's Haupt dem Gemahl.
Dort Huld-geboren,
nun Ruhm-erkoren,
gießt paradieſiſche Luſt
ſie in des Dichters Bruſt —
im Liebestraum." —

Sachs.

Lauſch', Kind! das iſt ein Meiſterlied:
derlei hörſt du jetzt bei mir ſingen.
Nun ſchau', ob dabei mein Schuh gerieth?

Mein' endlich doch
es thät' mir gelingen?
Verſuch's! tritt auf! — Sag', drückt er dich noch?

Eva.

O Sachs! mein Freund! Du theurer Mann!
Wie ich dir Edlem lohnen kann!
Was ohne deine Liebe,
was wär' ich ohne dich,
ob je auch Kind ich bliebe,
erweckteſt du nicht mich?
Durch dich gewann ich
was man preiſt,
durch dich erſann ich
was ein Geiſt!
Durch dich erwacht,
durch dich nur dacht'
ich edel, frei und kühn:
du ließeſt mich erblüh'n! —
O lieber Meiſter, ſchilt mich nur!
Ich war doch auf der rechten Spur:
denn, hatte ich die Wahl,
nur dich erwählt' ich mir:
du wareſt mein Gemahl,
den Preis nur reicht' ich dir!
Doch nun hat's mich gewählt
zu nie gekannter Qual:
und werd' ich heut' vermählt,
ſo war's ohn' alle Wahl!
Das war ein Müſſen, war ein Zwang!
Dir ſelbſt, mein Meiſter, wurde bang.

Sachs.

Mein Kind:
von Triſtan und Iſolde
kenn' ich ein traurig Stück:
Hans Sachs war klug, und wollte
nichts von Herrn Marke's Glück. —
's war Zeit, daß ich den Rechten erkannt:
wär' faſt am End' doch hineingerannt!

Aha! da ſtreicht ſchon die Lene um's Haus.
Nur herein! — He, David! Kommſt nicht heraus?
Die Zeugen ſind da, Gevatter zur Hand;
jetzt ſchnell zur Taufe; nehmt euren Stand!
Ein Kind ward hier geboren;
jetzt ſei ihm ein Nam' erkoren.
So iſt's nach Meiſter-Weiſ' und Art,
wenn eine Meiſterweiſe geſchaffen ward:
daß die einen guten Namen trag',
dran Jeder ſie erkennen mag. —
Vernehmt, reſpectable Geſellſchaft,
was euch hierher zur Stell' ſchafft!
Eine Meiſterweiſe iſt gelungen,
von Junker Walther gedichtet und geſungen;
der jungen Weiſe lebender Vater
lud mich und die Pognerin zu Gevatter:
weil wir die Weiſe wohl vernommen,
ſind wir zur Taufe hierher gekommen.
Auch daß wir zur Handlung Zeugen haben,
ruf' ich Jungfer Lene, und meinen Knaben:
doch da's zum Zeugen kein Lehrbube thut,
und heut' auch den Spruch er geſungen gut,
ſo mach' ich den Burſchen gleich zum Geſell'!
knie' nieder, David, und nimm dieſe Schell'!
Steh' auf, Geſell, und denk' an den Streich;
du merkſt dir dabei die Taufe zugleich.
Fehlt ſonſt noch 'was, uns Keiner drum ſchilt:
wer weiß, ob's nicht gar einer Nothtaufe gilt.
Daß die Weiſe Kraft behalte zum Leben,
will ich nur gleich den Namen ihr geben: —
„die ſelige Morgentraumdeut-Weiſe"
ſei ſie genannt zu des Meiſters Preiſe. —
Nun wachſe ſie groß, ohn' Schad' und Bruch:
die jüngſte Gevatterin ſpricht den Spruch.

Eva.

Selig wie die Sonne
meines Glückes lacht,

Morgen voller Wonne,
selig mir erwacht!
Traum der höchsten Hulden,
himmlisch Morgenglüh'n!
Deutung euch zu schulden,
selig süß Bemühn!
Einer Weise mild und hehr,
soll' es hold gelingen,
meines Herzens süß Beschwer
deutend zu bezwingen.
Ob es nur ein Morgentraum?
Selig deut' ich mir es kaum.
Doch die Weise,
was sie leise
mir vertraut
im stillen Raum,
hell und laut,
in der Meister vollem Kreis,
deute sie den höchsten Preis!

Walther.

Deine Liebe, rein und hehr,
ließ es mir gelingen,
meines Herzens süß Beschwer
deutend zu bezwingen.
Ob es noch der Morgentraum?
Selig deut' ich mir es kaum.
Doch die Weise,
was sie leise
dir vertraut
im stillen Raum,
hell und laut,
in der Meister vollem Kreis,
werbe sie um höchsten Preis!

Sachs.

Vor dem Kinde lieblich hehr,
mocht' ich gern wohl singen;
doch des Herzens süß Beschwer

galt es zu bezwingen.
's war ein ſchöner Abendtraum:
dran zu deuten wag' ich kaum.
dieſe Weiſe,
was ſie leiſe
mir vertraut
im ſtillen Raum,
ſagt mir laut:
auch der Jugend ew'ges Reis
grünt nur durch des Dichters Preis.

David.

Wach' oder träum' ich ſchon ſo früh?
Das zu erklären macht mir Müh'.
's iſt wohl nur ein Morgentraum:
was ich ſeh', begreif' ich kaum.
Ward zur Stelle
gleich Geſelle?
Lene Braut?
im Kirchenraum
wir getraut?
's geht der Kopf mir, wie im Kreis,
daß ich bald gar Meiſter heiß'!

Magdalene.

Wach' oder träum' ich ſchon ſo früh?
Das zu erklären macht mir Müh',
's iſt wohl nur ein Morgentraum?
Was ich ſeh', begreif' ich kaum!
Er zur Stelle
gleich Geſelle?
Ich die Braut?
Im Kirchenraum
wir getraut?
Ja, wahrhaftig! 's geht: wer weiß?
Bald ich wohl Frau Meiſt'rin heiß'!

Sachs.

Jetzt All' am Fleck! Den Vater grüß'!
Auf, nach der Wieſ' ſchnell auf die Füß'!

Nun, Junker! Kommt! Habt frohen Muth! —
David, Geſell'! Schließ' den Laden gut!

## Verwandlung.

Die Aeſtwieſe.

### Die Schuſter.

Sankt Crispin,
lobet ihn!
War gar ein heilig Mann,
zeigt was ein Schuſter kann.
Die Armen hatten gute Zeit,
macht' ihnen warme Schuh'
und wenn ihm Keiner Leder leiht,
ſo ſtahl er ſich's dazu.
Der Schuſter hat ein weit Gewiſſen,
macht Schuhe ſelbſt mit Hinderniſſen;
und iſt vom Gerber das Fell erſt weg,
dann ſtreck'! ſtreck'! ſtreck'!
Leder taugt nur am rechten Fleck.

### Die Stadtpfeifer, Lauten- und Kinderinſtrumentmacher.

### Die Schneider.

Als Nürenberg belagert war,
und Hungersnoth ſich fand,
wär' Stadt und Volk verdorben gar,
war nicht ein Schneider zur Hand,
der viel Muth hat und Verſtand:
hat ſich in ein Bockfell eingenäht,
auf dem Stadtwall da ſpaziren geht,
und macht wohl ſeine Sprünge
gar luſtig guter Dinge.
Der Feind, der ſieht's und zieht vom Fleck:
der Teufel hol' die Stadt ſich weg,
hat's drin noch ſo luſtige Meck-meck-meck!
Meck! Meck! Meck!
Wer glaubt's, daß ein Schneider im Bocke ſteckt!

Die Bäcker.

Hungersnoth! Hungersnoth!
Das iſt ein gräulich Leiden!
Gäb' euch der Bäcker kein täglich Brod,
müßt' alle Welt verſcheiden.
Beck! Beck! Beck!
Täglich auf dem Fleck!
Nimm uns den Hunger weg!

Lehrbuben.

Herr Je! Herr Je! Mädel von Fürth!
Stadtpfeifer, ſpielt! daß 's luſtig wird!

David.

Ihr tanzt? Was werden die Meiſter ſagen?
Hört nicht? — Laß' ich mir's auch behagen!

Ein paar Lehrbuben.

David! die Lene! die Lene ſieht zu!

David.

Ach! laßt mich mit euren Poſſen in Ruh'!

Geſellen.

Die Meiſterſinger! die Meiſterſinger!

David.

Herr Gott! — Ade, ihr hübſchen Dinger!

Aufzug der Meiſterſinger.

Die Lehrbuben.

Silentium! Silentium!
Laßt all Reden und Geſumm'!

Alles Volk.

Ha! Sachs! 's iſt Sachs!
Seht! Meiſter Sachs!
Stimmt an! Stimmt an! Stimmt an!
„Wach' auf, es nahet gen dem Tag,
„ich hör' ſingen im grünen Hag
„ein wonnigliche Nachtigal,
„ihr Stimm' durchklinget Berg und Thal:
„die Nacht neigt ſich zum Occident,
„der Tag geh' auf von Orient,
„die rothbrünſtige Morgenröth
„her durch die trüben Wolken geht." —

Das Volk.

Wie der? Der wirbt? Scheint mir nicht der Rechte!
An der Tochter Stell' ich den nicht möchte. —
Er kann nicht 'mal stehn:
Wie wird's mit dem gehn? —
Seid still! 's ist gar ein tücht'ger Meister!
Stadtschreiber ist er: Beckmesser heißt er. —
Gott! ist der dumm!
Er fällt fast um! —
Still! macht keinen Witz;
der hat im Rathe Stimm' und Sitz.

Die Lehrbuben.

Silentium! Silentium!
Laßt all Reden und Gesumm'!

Kothner.

Fanget an!

Beckmesser.

„Morgen ich leuchte in rosigem Schein,
voll Blut und Duft
geht schnell die Luft; —
wohl bald gewonnen,
wie zerronnen, —
im Garten lud ich ein —
garstig und fein." —

Die Meister.

Mein! was ist das? Ist er von Sinnen!
Woher mocht er solche Gedanken gewinnen?

Volk.

Sonderbar! Hört ihr's? Wen lud er ein?
Verstand man recht? Wie kann das sein?

Beckmesser.

„Wohn' ich erträglich im selbigen Raum, —
hol' Gold und Frucht —
Bleisaft und Wucht: —
mich holt am Pranger —
der Verlanger, —

auf luft'ger Steige kaum —
häng' ich am Baum." —

Die Meiſter.

Was ſoll das heißen? Iſt er nur toll?
Sein Lied iſt ganz von Unſinn voll!

Das Volk.

Schöner Werber! Der find't ſeinen Lohn:
bald hängt er am Galgen; man ſieht ihn ſchon.

Beckmeſſer.

„Heimlich mir graut —
weil hier es munter will hergeh'n: —
an meiner Leiter ſtand ein Weib, —
ſie ſchämt' und wollt' mich nicht beſeh'n.
Bleich wie ein Kraut —
umfaſert mir Hanf meinen Leib; —
Die Augen zwinkend —
der Hund blies winkend —
was ich vor langem verzehrt, —
wie Frucht, ſo Holz und Pferd —
vom Leberbaum." —
Verdammter Schuſter! Das dank' ich dir! —
Das Lied, es iſt gar nicht von mir:
von Sachs, der hier ſo hoch verehrt,
von eu'rem Sachs ward mir's beſcheert!
Mich hat der Schändliche bedrängt,
ſein ſchlechtes Lied mir aufgehängt.

Volk.

Mein! Was ſoll das? Jetzt wird's immer bunter!
Von Sachs das Lied? Das nähm' uns doch Wunder!

Die Meiſter.

Erklärt doch, Sachs! Welch ein Skandal!
Von euch das Lied? Welch eigner Fall!

Sachs.

Das Lied, fürwahr iſt nicht von mir:
Herr Beckmeſſer irrt, wie dort ſo hier!
Wie er dazu kam, mag er ſelbſt ſagen;
doch möcht' ich mich nie zu rühmen wagen,

ein Lied ſo ſchön wie dies erdacht,
ſei von mir, Hans Sachs, gemacht.

Meiſterſinger.

Wie? Schön dies Lied? Der Unſinn-Wuſt!

Volk.

Hört, Sachs macht Spaß! Er ſagt's zur Luſt.

Sachs.

Ich ſag' euch Herrn, das Lied iſt ſchön:
nur iſt's auf den erſten Blick zu erſeh'n,
daß Freund Beckmeſſer es enſtellt.
Ich bin verklagt und muß beſteh'n:
drum laßt meinen Zeugen mich auserſeh'n! —
Iſt Jemand hier, der Recht mir weiß,
der tret' als Zeug' in dieſen Kreis!
So zeuget, das Lied ſei nicht von mir;
und zeuget auch, daß, was ich hier
hab' von dem Lied geſagt,
zuviel nicht ſei gewagt.

Die Meiſter.

Ei, Sachs! Geſteht, ihr ſeid gar fein! —
So mag's denn heut' geſchehen ſein.

Sachs.

Der Regel Güte daraus man erwägt,
daß ſie auch 'mal 'ne Ausnahm' verträgt.

Das Volk.

Ein guter Zeuge ſchön und kühn!
Mich dünkt, dem kann 'was Gut's erblüh'n.

Sachs.

Meiſter und Volk ſind gewillt
zu vernehmen was mein Zeuge gilt.
Herr Walther von Stolzing, ſingt das Lied!
Ihr Meiſter, leſ't, ob's ihm gerieth.

Die Lehrbuben.

Alles geſpannt, 's gibt kein Geſumm';
da rufen wir auch nicht Silentium!

Walther.

„Morgenlich leuchtend in rosigem Schein,
von Blüth' und Duft
geschwellt die Luft,
voll aller Wonnen
nie ersonnen,
ein Garten lud mich ein, —
dort unter einem Wunderbaum,
von Früchten reich behangen,
zu schau'n im sel'gen Liebestraum,
was höchstem Lustverlangen
Erfüllung kühn verhieß —
das schönste Weib,
Eva im Paradies. —

Das Volk.

Das ist was Andres! Wer hätt's gedacht?
Was doch recht Wort und Vortrag macht!

Die Meistersinger.

Ja wohl! ich merk'! 's ist ein ander Ding,
ob falsch man oder richtig sing'.

Sachs.

Zeuge am Ort!
Fahret fort!

Walther.

„Abendlich dämmernd umschloß mich die Nacht;
auf steilem Pfad
war ich genaht
wohl einer Quelle
edler Welle,
die lockend mir gelacht:
dort unter einem Lorbeerbaum,
von Sternen hell durchschienen,
ich schaut' im wachen Dichtertraum,
mit heilig holden Mienen
mich netzend mit dem Naß,
das hehrste Weib —
die Muse des Parnaß."

Das Volk.

So hold und traut, wie fern es ſchwebt,
doch iſt's als ob man's mit erlebt!

Die Meiſterſinger.

's iſt kühn und ſeltſam, das iſt wahr:
doch wolgereimt und ſingebar.

Sachs.

Zum dritten, Zeuge wohl erkieſt!
Fahret fort, und ſchließt!

Walther.

„Huldreichſter Tag,
dem ich aus Dichter's Traum erwacht!
Das ich geträumt, das Paradies,
in himmliſch neu verklärter Pracht
hell vor mir lag
dahin der Quell lachend mich wies:
die, dort geboren,
mein Herz erkoren,
der Erde lieblichſtes Bild,
zur Muſe mir geweiht,
ſo heilig her als mild,
ward kühn von mir gefreit,
am lichten Tag der Sonnen
durch Sanges Sieg gewonnen
Parnaß und Paradies!"

Volk.

Gewiegt wie in den ſchönſten Traum,
hör' ich es wohl, doch faſſ' es kaum!
Reich' ihm das Reis!
Sein der Preis!
Keiner wie er zu werben weiß!

Die Meiſter.

Ja, holder Sänger! Nimm das Reis!
Dein Sang erwarb dir Meiſterpreis!

Pogner.

O Sachs! Dir dank' ich Glück und Ehr'!
Vorüber nun all' Herzbeſchwer!

HALLE (Saale)

Sachs.

Den Zeugen, denk' es, wählt, ich gut:
tragt ihr Hans Sachs drum üblen Muth?

Volk.

Hans Sachs! Nein! Das war ſchön erdacht!
Das habt ihr einmal wieder gut gemacht!

Mehrere Meiſter.

Auf, Meiſter Pogner! Euch zum Ruhm,
Meldet dem Junker ſein Meiſterthum.

Pogner.

Geſchückt mit König David's Bild,
nehm' ich euch auf in der Meiſter Gild'.

Walther.

Nicht Meiſter! Nein!
Will ohne Meiſter ſelig ſein!

Sachs.

Verachtet mir die Meiſter nicht,
und ehrt mir ihre Kunſt!
dann bannt ihr gute Geiſter!
Und gebt ihr ihrem Wirken Gunſt,
zerging' in Dunſt
das heil'ge röm'ſche Reich,
uns bliebe gleich
die heil'ge deutſche Kunſt!

Volk.

Heil Sachs! Hans Sachs!
Heil Nürnberg's theurem Sachs!

Ende.

# Lyrische Stücke

aus der Oper:

# Die Meistersinger von Nürnberg.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Pogner's Anrede, für Bass | 45 | kr. |
| 2. | Walther vor der Meisterzunft, für Tenor | 36 | „ |
| 3. | Walther's Werbegesang, für Tenor | 36 | „ |
| 4. | Monolog von Sachs, für Bass | 36 | „ |
| 5. | Sachsen's Schusterlied, für Bass | 45 | „ |
| 6. | Johannislied David's, für Tenor | 18 | „ |
| 7. | Monolog Sachsen's, für Bass | 36 | „ |
| 8. | Walther's Traumlied, für Tenor | 36 | „ |
| 9. | Chor der Schuster, für 4 Männerstimmen | 27 | „ |
| 10. | Chor der Schneider, für 4 Männerstimmen | 27 | „ |
| 11. | Quintett für 2 Sopran, 2 Tenor und Bass | 45 | „ |
| 11bis | Eva's Tauflied, für Sopran | 27 | „ |
| 12. | Chor für Sopran, Alt, Tenor und Bass | 18 | „ |
| 12bis | Gruss an Sachs, für Sopran allein | 18 | „ |
| 13. | Walther's Preislied, für Tenor | 36 | „ |
| 14. | Sachsen's Schlusslied, für Bass | 36 | „ |

Im Verlage von **B. Schott's Söhnen** in **Mainz** ist erschienen:

# Die Meistersinger von Nürnberg.

**Oper in 3 Acten von**

***Richard Wagner.***

| | fl. | kr. |
|---|---|---|
| **Vollständiger Clavierauszug, eingerichtet von Karl Tausig** | n. 18. | — |
| Id. ohne Text zu zwei Händen . . . . . | n. 10. | 12. |
| **Vorspiel für das Pianoforte, eingerichtet von Hans von Bülow** . . . . . | 1. | 12. |
| Id. vierhändig eingerichtet von **Karl Tausig** . . . | 1. | 30. |

**Bearbeitungen für das Pianoforte.**

| | | |
|---|---|---|
| **Beyer, Ferd.** Repertoire des jeunes Pianistes N° 109 . | — | 45. |
| — Bouquets de Mélodies, N° 88 . . . . . | 1 | — |
| **Bülow, Hans, von.** Versammlung der Meistersingerzunft | — | 45. |
| — Quintett aus dem II^r^ Act. Paraphrase . . | | 45. |
| **Cramer, H.** Potpourri (zweihändig) N° 162 . . . . . | — | 54. |
| — Marsch . . . . . | — | 36. |
| — Tanz der Lehrbuben . . . . . | — | 45. |
| **Lassen, E.** Transcriptions de Salon. 2 Hefte, jedes . | 1. | 12. |
| **Raff, J.** Reminiscenzen. 4 Hefte. Heft 1 und 2 jedes | 1. | |
| Heft 3 . . | | 54. |
| » 4 . . | 1. | 12. |
| **Beyer, Ferd.** Revue mélodique (vierhändig) N° 59 . . | 1. | |
| **Cramer, H.** Potpourri (vierhändig) N° 82 . . . . . | 1. | 30. |
| — Marsch id. . . . . | | 45. |
| **Gregoir, J. & Léonard, H.** Duo für Pianoforte u. Violine | 1. | 48. |
| **Goltermann, G** Walter's Lied, übertragen für Violoncelle mit Pianofortebegleitung . . . . . | | 36. |

# Das Rheingold.

**Musikalisches Drama in 4 Scenen von**

**Richard Wagner.**

| | fl. | kr. |
|---|---|---|
| **Vollständiger Clavierauszug, eingerichtet von K. Klindworth** | 11. | 24. |
| **Jaell, A.** Erste Scene für das Pianoforte. Op. 120. . . | 1. | 24. |

# Die Walküre.

**Musikalisches Drama in 3 Aufzügen von**

***Richard Wagner.***

| | fl. | kr. |
|---|---|---|
| **Vollständiger Clavierauszug, eingerichtet von K. Klindworth** | 18. | 36. |

## Bearbeitungen für das Pianoforte.

| | fl. kr. |
|---|---|
| Jaell, A. Wotans Abschied und Feuerzauber. Op. 121. . | 1. 30. |
| Tausig, C. Der Ritt der Walküren . . . . . | 1. 21. |
| — Sigmunds Liebesgesang . . . . . | — 54. |
| — Der Ritt der Walküren, vierhändig . . . . . | 1. 48. |
| Gregoir, J. & Léonard, H. Duo für Pianoforte und Violine | 1. 48. |

# Fünf Gedichte

*für eine Frauenstimme mit Begleitung des Pianoforte*

von

**Richard Wagner.**

In 1 Heft . . . . fl. 1. 48 kr.

Einzeln:

| | | |
|---|---|---|
| N° 1. | Der Engel . . . . . | 27 kr. |
| » 2. | Stehe still . . . . . | 27 » |
| » 3. | Im Treibhaus . . . . . | 27 » |
| » 4. | Schmerzen . . . . . | 18 » |
| » 5. | Träume . . . . . | 27 » |

# Die beiden Grenadiere

von H. Heine.

Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte

von

**Richard Wagner.**

45 kr.

# Huldigungs-Marsch

für

**Ludwig II. König von Bayern.**

von

**Richard Wagner.**

| | fl. kr. |
|---|---|
| Für das Pianoforte übertragen von Hans v. Bülow . . . | — 54. |
| » » » » » » vierhändig | 1. 12. |

# Verzeichniss der

# Briefe

von

# Richard Wagner

an seine

## Zeitgenossen.

1830 – 1883.

Zusammengestellt,
chronologisch geordnet, mit biographischen Notizen
über die Adressaten

von

**Emerich Kastner,**
Verfasser des: Rich. Wagner-Katalogs und Rich. Wagner-Kalenders.

Briefe sind die merkwürdigsten
Dokumente, die ein bedeutender Mann
hinterlassen kann.
Goethe.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK DRESDEN

**Berlin.**
Leo Liepmannssohn Antiquariat.
1897.

M 271

# Vorwort.

Die Anfänge des vorliegenden Werkes reichen in das Jahr 1872 zurück, in welchem mir, nach einem bei Franz Liszt in Weimar verlebten, durch künstlerische Eindrücke hochbedeutsamen und unvergesslichen Sommer, das Glück zu Theil wurde, Meister Richard Wagner persönlich näher treten zu können und schliesslich in den engeren Kreis der Wagner'schen Familie zugelassen zu werden.

Damals fasste ich den Entschluss, Alles was von und über Richard Wagner erschienen und noch erhältlich war, sowie Alles, was seit jenem beglückenden Zusammensein mit dem grössten Tondichter unserer Zeit noch erscheinen würde, zu sammeln, aufzubewahren und gleichzeitig einen systematischen, auf der Chronologie der Werke des Meisters fussenden Real-Catalog anzulegen, welche Absicht von Richard Wagner, als ich dieselbe gegen ihn laut werden liess, auch gebilligt und als nützlich für das Verständniss seiner Werke und seines Lebens anerkannt wurde.

Im Jahre 1878 veröffentlichte ich zum ersten Male aus den damals theils in meinem Besitze befindlichen, theils mir bekannt gewordenen „Wagneriana" einen bei Johann André in Offenbach a. M. erschienenen „Chronologisch-systematischen Richard Wagner-Catalog", dessen Erscheinen mich in Contact und regen Verkehr mit Gleichgesinnten brachte und welcher von Dr. Franz Liszt in einem Briefe an mich als *„ein verdienstliches, wohlangewendetes und fleissig ausgeführtes Werk, dessen praktischer allgemeiner Nutzen sich erweisen wird"* begutachtet wurde.

Von dem eigentlichen brieflichen Materiale war damals nur sehr wenig bekannt, und erst als ich ein Jahr vor des Meisters Tode meinen „Richard Wagner-Kalender" (Fromme, Wien 1882) herausgab, hatte sich durch zahlreiche freundliche Beiträge das diesbezügliche Material auf etwa zweihundert Briefe vermehrt.

Ich war bei dieser kleinen kalendarischen Arbeit durch Raummangel gezwungen, die Registrirung der Briefe in der allerkürzesten Form vor-

zunehmen; erst während meiner Eigenschaft als Chef-Redacteur des „Parsifal", einer Halbmonatsschrift (Wien 1884) zum Zwecke der Erreichung der Richard Wagner'schen Kunst-Ideale (— wie der Verleger damals in seinem Prospecte sagte —), gewann ich so viel Raum, um ausser der Angabe des Adressaten, des Datums und der Quelle, auch noch des Inhaltes der Briefe mit einigen Worten zu erwähnen.

In meiner hierauf folgenden Publikation „Wagneriana" I (Briefe Richard Wagner's an seine Zeitgenossen, Wien, Wallishauser, 1885) versuchte ich einen neuen Weg, mein im handschriftlichen Real-Catalog auf nahezu 10000 Nummern gestiegenes Materiale wenigstens theilweise zu veröffentlichen, konnte aber nur die epistolare Thätigkeit Richard Wagner's zum Abschlusse bringen, welche damals die Anzahl von mehr als 400 bekannt gewordenen Briefen Richard Wagner's umfasste.

Bei der Bearbeitung der gegenwärtigen neuen und vermehrten Auflage habe ich einen etwas anderen, wie ich glaube, sachlich richtigeren Vorgang eingehalten, indem ich vor Allem nicht einen Auszug aus dem Inhalte der Briefe, sondern die authentischen Textworte, theils Anfänge der Briefe, theils Fragmente oder Schlussworte wiedergab, wodurch im Zusammenhang mit dem Datum und dem Namen des Adressaten die Identität eines jeden der Briefe unzweifelhaft festgestellt ist, und der Text derselben aus den veröffentlichten beziehungsweise nachgelassenen ungedruckten Originalien leicht eruirt werden kann.

Die Angabe der Quellen, welche ich bei den einzelnen Briefen zu Rathe ziehen konnte und gewissenhaft notirte, wird dem Forscher die Mittel an die Hand geben, stilistische und textliche Verschiedenheiten der Abdrücke zu constatiren.

Was die Reihenfolge betrifft, in welcher ich die einzelnen Briefstücke in dem vorliegenden Werke anführe, so habe ich eine streng chronologische Ordnung eingehalten, welche, im Verein mit den zwei Registern am Schlusse des Werkes, es ermöglicht, die einzelnen Stücke mit Leichtigkeit aufzufinden. Jene Briefe aber, deren Tagesdatum nicht mit Sicherheit zu bestimmen war, habe ich, wenn mir nicht anderweitige Anhaltspunkte zur richtigen chronologischen Einordnung zur Verfügung standen, immer am Schlusse des betreffenden Monates oder Jahres angefügt, welche Daten mir in den meisten Fällen festzustellen möglich war. Zusammenziehungen (z. B. im Briefwechsel zwischen Liszt und Wagner), Auslassungen (besonders in den Briefen an Uhlig und Fischer), irrthümliche Angaben der Adressaten und falsche Datirung erschwerten die Einordnung der Stücke in unbeschreiblicher Weise und Niemand, der der Sache ferner steht, vermag sich eine Vorstellung zu machen, aus welchem Wuste von Büchern, Zeitschriften und Notizen dieses anscheinend mit Leichtigkeit herzustellende Buch hervorgegangen ist.

Hinsichtlich der Quellenangabe und der Textanfänge habe ich hin und wieder an die Freunde des Buches um Nachsicht zu appelliren; erstere wurde anfänglich (meist vor dem Jahre 1873) von mir nicht

immer mit hinreichender Deutlichkeit und Vielseitigkeit der Abdruckstellen notirt — was ich jetzt sehr lebhaft bedauere —, und letztere waren bei den meisten der im Antiquarhandel vorkommenden Stücke nicht immer mit Sicherheit festzustellen; ich hoffe aber, dass die Brieffragmente, welche sich mitunter in den Catalogen der Autographenhändler vorfanden, und welche ich getreulich copirte, die Existenz des betreffenden Briefes unzweifelhaft feststellen und seine Erkennung (bei erneuertem Wiederauftauchen) mit Leichtigkeit ermöglichen werden.

In einem speciellen Verzeichniss gebe ich auch Aufschluss über die von mir benutzten Werke und Zeitschriften, aus welchen die Briefe entnommen sind; dieses Verzeichniss giebt zugleich Aufklärung über einige Abkürzungen, welche in dem Werke vorkommen.

Was hingegen die noch nicht veröffentlichten Briefe anbelangt, so sind dieselben theilweise in Original und Abschrift in meinem Besitz, theilweise verdanke ich die Kenntniss der Existenz derselben und der Textanfänge dem gütigen Entgegenkommen zahlreicher glücklicher Besitzer von Autographen unseres verewigten Meisters.

Ich nenne mit dem Ausdrucke meines wärmsten Dankes in erster Linie die Herren B. Schott's Söhne in Mainz, welche mir mit grösster Bereitwilligkeit die Schätze ihres Archivs zur Verfügung stellten, ferner die Herren Ferdinand und Dr. Ludwig Avenarius, Ersterer in Dresden, Letzterer in Hirschberg in Schlesien, die Neffen des Meisters, Edward Dannreuther in London, Moritz Fürstenau in Dresden, Emil Heckel in Mannheim, Robert Krause in Leipzig, Richard Pohl in Baden-Baden, Hans Paul Freiherr von Wolzogen in Bayreuth und viele Andere, welche mich durch Ueberlassung von Abschriften, Notizen und Mittheilungen aus ihrem Besitze in den Stand setzten, die namhafte Anzahl von 1470 Briefen des Meisters hier zum ersten Male zu registriren.

Hätte ich auch alle sonst wo erwähnten, aber nicht eruirbaren Briefe Richard Wagner's aufgenommen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, diese Ziffer noch bedeutend zu vermehren. Meinem Herrn Verleger habe ich schliesslich zu danken für die opferfreudige Bereitwilligkeit, mit welcher derselbe seine Kräfte einem derartigen idealen Unternehmen zur Verfügung gestellt hat.

Ich wiederhole heute meine in der Vorrede zur I. Auflage der „Wagneriana" ausgesprochenen, von der „Jetztzeit" mit stillschweigender Selbsterkenntniss quittirten Worte:

„Eine Nummer, aufgezeichnet im Jahre 1791, hätte das gegenwärtige Jahrhundert vor der Schmach bewahrt, nicht zu wissen, wo die Asche eines geliebten Todten zu suchen, wo es am Tage Allerseelen die Kränze für einen so jung Dahingeschiedenen niederzulegen habe. Kein Diarium, keine Wiener Zeitung brachte auch nur die kleinste Notiz von jenem Kreuze, unter dem die sterbliche Hülle des Melodienkönigs Mozart ruht! Hüten wir uns vor ähnlichen Versäumnissen, damit nicht das XX. Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, dasselbe harte

Urtheil der Pietätslosigkeit über uns zu fällen hat, vor welchem wir unsere Voreltern nicht zu bewahren vermögen!" — —

Was die zwei Register betrifft, so ist eines nach Textworten derart angeordnet, dass jene wenigen Anfänge, von denen es zweifelhaft ist, ob sie mit oder ohne die Anrede beginnen (z. B. No. 24: „Euer Excellenz dürfte es vielleicht"), sowohl bei dem Buchstaben, mit welchem die Anrede, als auch dem, mit welchem die Textworte beginnen, vorkommen. In dem zweiten, nach Namen der Adressaten geordneten Register hat der Verfasser ausser der Angabe der Briefnummer auch noch kurze biographische Daten eingeflochten, welche vielleicht hin und wieder willkommen sein dürften.

Wien, im Juli 1896.
Zur Zeit der zwanzigsten Jahreswende
der „Bayreuther Bühnenfestspiele".

# Quellen-Verzeichniss.

(Ouvrages consultés.)

## Von R. Wagner:


Lohengrin. Neue Orchester-Partitur. Breitkopf & Härtel, Leipzig.
Gesammelte Schriften und Dichtungen. Band I—X. Leipzig, Verlag von E. W. Fritzsch.
Quatre Poèmes d'opéras. Paris 1861.
Zukunftsmusik. Leipzig, J. J. Weber, 1861.
Brief über Franz Liszt's symphonische Dichtungen. Leipzig, C. F. Kahnt.
Zwei Briefe von R. Wagner. Leipzig, Bruno Hinze.
Ueber die Vivisection. Berlin und Leipzig 1880.
Das Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth. Leipzig 1873.

Briefwechsel zwischen R. Wagner und Franz Liszt. Breitkopf & Härtel, Leipzig. (Briefwechsel zw. W. u. L.)
Briefe an Th. Uhlig, W. Fischer, Ferd. Heine. Breitkopf & Härtel, Leipzig. (R. Wagner's Briefe.)
Echte Briefe an Ferd. Praeger. Bayreuth o. J.

Bayreuther Blätter. Herausgegeben von Paul Hans von Wolzogen. Jahrgang I—XIX.
Bayreuther Festblätter. München 1884.


## Litteratur:

### Selbstständige Werke über R. Wagner.


Bisher ungedruckte Briefe von R. Wagner an Ernst von Weber. Dresden 1893. (Briefe an E. v. Weber.)
Finck, R. Wagner und seine Werke. Breslau, Schottlaender, 1896.
Gasperini, A. de, Rich. Wagner. Paris 1866.
Gauthier, Judith, R. Wagner et son oeuvre. Paris 1882.
Glasenapp, C., R. Wagner und seine Werke.
Juhacz, Erinnerungen an das R. Wagner-Theater. Darmstadt 1883.
Jullien, Adolph, R. Wagner. Paris 1886.
Kastner, E., Wagneriana I. Wien, Wallishauser, 1885.
Kürschner, Prof. Hofrath Joseph, R. Wagner-Jahrbuch, I. Jahrg.
La Mara, Briefe an August Röckel. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Lang, Julius, Zur Versöhnung des Judenthums mit R. Wagner. Berlin 1869.
Lorbac, Charles de, R. Wagner. Paris 1861.

Pohl, Richard, R. Wagner.
Praeger, Ferd., Wagner, wie ich ihn kannte. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1892. (Praeger, R. Wagner.)
Tappert, Wilh., Rich. Wagner. Elberfeld 1883.

**Diverses:**

Bülow, H. v., Briefe I. Breitkopf & Härtel, Leipzig.
Dannreuther, Edw., The Music of the future. London 1873.
Dorn, H., Ergebnisse aus Erlebnissen. Berlin 1877.
Genast, Ed., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Leipzig 1866.
Gregoir, Les Artistes-Musiciens belges. Brüssel 1887.
Hanslick, E., Musikalische Stationen. Berlin 1880.
Hartmann, J., Dramatische Dichtungen. Würzburg 1871.
Herbeck, J., Johann Herbeck von seinem Sohne. Wien 1885.
La Mara, Musikerbriefe aus drei Jahrhunderten. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Laughaus, W., Geschichte der Musik. Leuckart, Leipzig.
Naumann, Emil, Illustrirte Musikgeschichte.
Nohl, L., Das moderne Musikdrama. Teschen 1884.
Peth, J., Geschichte des Theaters zu Mainz. 1879.
Prölss, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden.
Spohr, Louis, Selbstbiographie. Cassel.
Teuber, Osc., Geschichte des Prager Theaters.
Tiersch, Otto, Ueber die Unzulänglichkeit des heutigen Musikstudiums. Berlin 1883.
Tichatschek, Jos., Eine biograph. Skizze. Leipzig 1868.

**Jahresberichte:**

Almanach der Deutschen Bühnengenossenschaft. Leipzig und Cassel 1873.
Jahresbericht des Akademischen Gesangsvereins, Wien.
Jahresbericht des Akademischen Wagner-Vereins, Wien.

**Wochen- und Monatsschriften:**

Amerikanische Revue, Newyork.
Blätter für Theater, Musik und Kunst, Wien.
Deutsch-österreichische Theaterzeitung, Berlin.
Deutsche Bühnengenossenschaft, Berlin.
Deutsche Revue, Breslau.
Deutsche Rundschau, Berlin.
Dramaturgische Blätter, Leipzig.
Gartenlaube, Die, Leipzig.
Gegenwart, Die, Leipzig.
Illustrirte Zeitung, Leipzig.
Münchner Propyläen, München.
Museum, Das, Frankfurt a. M.
Neue Illustrirte Zeitung, Wien. (N. Ill. Ztg.)
Neue Zeit, Leipzig.
Nord und Süd.
Presse théâtrale, La, Paris.
Revue politique et littéraire, Paris.
Revue Wagnerienne, La, Paris.
Vom Fels zum Meer, Stuttgart.
Walhalla, München.
Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung.
Zeitgeist, Der, Berlin.
Zwischenakt, Der, Wien.

**Musikzeitungen:**

Allgemeine Deutsche Musik-Zeitung, jetzt Allgemeine Musikzeitung (begründet von Wilhelm Tappert, fortgesetzt von Otto Lessmann), Berlin-Charlottenburg. (A. D. M. Z. u. A. M. Z.)
Archivio Musicale di Roma.
Deutsche Musik-Zeitung (Wien). Herausgeber C. M. Ziehrer.
Echo, Das (Berlin). Verlag von Bote & Bock.
Guide musical, Le (herausgegeben von Maurice Kufferath). Verlag von B. Schott's frères in Brüssel.
Harmonie, Die (herausgegeben von Dr. Otto Alsleben), Verlag von J. André in Offenbach.
Kastner's Wiener Musikalische Zeitung und Musikalische Chronik (Wien).
Leipziger Kunst- und Musikzeitung (Fortsetzung des „Parsifal"), Verlag von Ed. Schloemp in Leipzig.
Musical Standard, The (London).
Musikalisches Wochenblatt, Verlag von E. W. Fritzsch in Leipzig.
Neue Berliner Musik-Zeitung (Berlin).
Neue Musikalische Presse (Wien), herausgegeben von V. Kratochwill, Chefredacteur Dr. Gustav Schönaich.
Neue Musiker-Zeitung.
Neue Musik-Zeitung (begründet von Otto Reiser), Verlag von Grüninger in Cöln.
Neue Newyorker Musikzeitung.
Neue Zeitschrift für Musik (begründet von Rob. Schumann, fortgesetzt von Franz Brendel) in Leipzig. (N. Z. f. M.)
Niederrheinische Musik-Zeitung (Cöln).
Nouvelle Allemagne musicale, La (Paris).
Orchester, Das (Dresden).
Parsifal (Wien 1884).
Schweizerische Musik-Zeitung und Sängerblatt (Zürich).
Signale für die Musikalische Welt (Leipzig).
Tonhalle, Die (Leipzig).
Tonkunst, Die (herausgegeben von A. Hahn), Berlin und Königsberg.
Weekblad voor Muziek (Amsterdam), Redacteur: Hugo Nolthenius in Driebergen.

**Politische Zeitungen:**

Wien: Der Botschafter; Deutsche Zeitung; Fremden-Blatt; Illustrirtes Wiener Extrablatt; Das Interessante Blatt; Neue freie Presse (N. Fr. P.); Neues Wiener Abendblatt; Neues Wiener Tagblatt (N. W. T.); Die Presse; Die Wahrheit; Der Wanderer; Wiener Allgemeine Zeitung.
Berlin: Berliner Börsen-Courier; Berliner Börsen-Zeitung; Berliner Tageblatt; Deutsches Tageblatt; Tägliche Rundschau; Vossische Zeitung.
In deutscher Sprache: Allgemeine Zeitung (Augsburg-München); Bayreuther Tagblatt; Bremer Courier; Der Bund (Bern); Constitutionelle Zeitung (Dresden); Dresdner Abendzeitung; Dresdner Anzeiger; Dresdner Nachrichten; Fränkischer Courier (Nürnberg); Frankfurter Zeitung und Handelsblatt; Hamburger Nachrichten; Mecklenburgische Zeitung; Neues Dresdner Tageblatt; Neues Pester Journal (Budapest); Neueste Nachrichten (München); Oberfränkische Zeitung (Bayreuth); Schlesische Zeitung (Breslau).
Diverse: Diario di Barcelona (Barcelona); La Fanfulla (Rom); Journal des Débats (Paris); Journal de Gand; La Liberté (Paris); The Times.

**Antiquar-Cataloge von:**

Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M.
Etienne Charavay in Paris.
Gabriel Charavay in Paris.
Albert Cohn in Berlin.
Alexander Danz in Leipzig.
J. M. Heberle in Cöln.
Hugo Helbing in München.
G. Hess & Co. in München.
Leo Liepmannssohn in Berlin.
List & Francke in Leipzig.
Otto Aug. Schulz in Leipzig.
Sotheby, Wilkinson & Hodge in London.
Spitta (Zeune) in Berlin.
Stargardt in Berlin.
Isaac St. Goar in Frankfurt a. M.
Carl Theod. Völcker in Frankfurt a. M.

**Autographen-Cataloge von:**

Alfred Bovet in Paris.
B. Fillon in Paris.

**1830.**

1. **An B. Schott's Söhne in Mainz,** ddo. Leipzig, den 6. October 1830 (im Pichhof vor'm Halli'schen Thore). Beginnt mit: *„Schon lange habe ich mir Beethoven's letzte herrliche Sinfonie"*. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 475; Kastner's Wr. Musikal. Zeitung, 1846, II. pag. 152. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

**1831.**

2. **An das „Bureau de Musique" (C. F. Peters) in Leipzig,** ddo. (Eingangsvermerk d. Empfängers) 6. August 1831. Beginnt mit: *„Euer Wohlgeboren mögen verzeihen, wenn"*. Abgedr. in: Tappert: R. Wagner (Elberfeld 1883), pag. 5; R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 476.

**1832.**

3. **An Musikhändler Schott in Mainz,** ddo. Leipzig, 15. Juni 1832. Beginnt mit: *„Ew. Wohlgeboren übersende ich hiermit einen Theodigen Clavierauszug der Beethoven'schen Sinfonie No. 9te"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

**1834.**

4. **An Albert Wagner,** ddo. Leipzig, 12. Februar 1834. Beginnt mit: *„Wie hast Du mich erfreut mit Deinem Brief"*. Ungedruckt. 4 S. 8°. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

**1835.**

5. **An Johanna Geyer in Leipzig,** ddo. Karlsbad, 25. Juli 1835. Beginnt mit: *„Nur an Dich, liebste Mutter, denke ich mit der innigsten Liebe"*. 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

6. **An Rosalie Wagner in Leipzig,** ddo. Magdeburg, 3. September 1835. Beginnt mit: *„Nur ganz kurz theile ich Dir die nöthigen und erwünschten Nachrichten mit"*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

**1836.**

7. **An Johanna Geyer in Leipzig,** ddo Berlin, 31. Mai 1836. Beginnt mit: *„Du hast gewiss schon längere Zeit einen Brief von mir erwartet"*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz von Ferd. Avenarius in Dresden.

8. **An Heinrich Dorn in Riga,** ddo Königsberg i. Pr., 7. August 1836. Beginnt mit: *„Hoffentlich werden Sie sich wohl"*. Abgedr. in: Dorn: Ergebnisse aus Erlebnissen (Berlin 1877), pag. 158; R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 477.

**1837.**

9. **An Giacomo Meyerbeer in Paris,** ddo 1837. Beginnt mit: *„Ich bin noch nicht 24 Jahre alt"*. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 478; Der Zeitgeist (Berlin), No. 18 v. 3. Mai 1886.

**1838.**

10. **An Demoiselle Pogrell,** ddo Riga, 20. März 1838. 1 Seite 4°. Catalog No 63 von Leo Liepmannssohn (Berlin) 1898.

11. **An Scribe in Paris.** (Entwurf), ddo Riga (12. November 1838?). Beginnt mit: *„Es kommt nun mehr als zwei Jahre, dass ich Ihnen von Königsberg aus geschrieben"*. Catalog von Leo Liepmannssohn (Berlin 1886), Auction am 7. u. 8. Juni. Autograph im Besitz v. Dr. Heinrich Steger in Wien.

**1839.**

12. **An (Adressat unbekannt),** ddo Riga (1839?). Beginnt mit: *„Zu der Zeit als Herr von Holtei"*. Autograph (Entwurf) im Besitz v. Dr. Heinrich Steger in Wien.

13. **An Eduard Avenarius in Paris,** ddo Boulogne, 23. August 1839. Beginnt mit: *„Erlauben Sie mir, dass ich Sie jetzt schon bei diesem vertraulichen Namen nenne"*. 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

14. **An Eduard Avenarius in Paris,** ddo Boulogne, 13. September 1839. Beginnt mit: *„Wenn ich so spät erst auf Ihren so freundlichen und zuvorkommenden Brief antworte"*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

15. **An Eduard Avenarius in Paris,** o. O. u. D. „4½ Uhr". Beginnt mit: *„Müde und abgehetzt"*. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

16. **An Giacomo Meyerbeer in ?,** ddo 1839. (Fragment) beginnt mit: *„Sie mein theurer Meister, der"*. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch I. pag. 479; Der Zeitgeist (Berlin), No. 19 v. 10. Mai 1886.

**1840.**

17. **An Eduard Avenarius in Paris,** ddo Paris, 4. Jänner 1840. Beginnt mit: *„Antworten Sie doch ganz einfach mit Ja oder Nein, ob es in Ihrer Macht steht"*. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

18. **An Eduard Avenarius in Paris**, o. O. u. D. Beginnt mit: „*Meine Frau ersucht Sie ganz, ganz ergebenst*". 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

19. **An Eduard Avenarius in Paris**, dd^o Paris, 9. Jänner 1840. Beginnt mit: „*Sie werden sich nicht haben erklären können*". 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

20. **An Eduard Avenarius in Paris**, dd^o Paris, 22. Februar 1840. Beginnt mit: „*Wissen Sie, dass Sie mir einen sehr grossen Gefallen thun könnten*". 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

21. **An Eduard Avenarius in Paris**, dd^o Paris, 29. April 1840. Beginnt mit: „*Ich schicke Ihnen hierbei einen Brief von Fr. Dr. Laube*". 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

22. **An Scribe in Paris**, dd^o (1840?). Beginnt mit: *J'espère bien, que vous eussiez la bonté de finir votre travail*". Catalog Leo Liepmannssohn (Berlin). Auction am 7. u. 8. Juni 1886.

23. **An Seine Majestät den König Friedrich August II von Sachsen**, dd^o Paris, 4. Dezember 1840. Beginnt mit: „*Wenn ich es wage, aus Frankreich's Hauptstadt mich unmittelbar an Ew. Majestät*". Autograph im Archiv des Kgl. Hoftheaters in Dresden. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 No. 30/31; Prölss: Geschichte d. Hoftheaters zu Dresden, pag. 532; La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 249 (mit d. Datum: 1. December).

24. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden**, dd^o Paris (25, rue du Helder), 4. Dezember 1840. Beginnt mit: „*Ew. Excellenz dürfte es vielleicht befremden, zum ersten Mal mit dem Namen*". Autograph im Archiv des Kgl. Hoftheaters in Dresden. Abgedr. in: Dramaturg. Blätter (Leipzig), 1878 II. No. 4; La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 253.

25. **An Giacomo Meyerbeer (in Berlin?)**, dd^o 1840. Beginnt mit: „*Mögten Sie um des Himmels Willen*". Als Fragment abgedr. in: Der Zeitgeist (Berlin), No. 19 v. 10. Mai 1886, siehe Autographen-Catalog v. A. Cohn (Berlin), Mai 1889.

## 1841.

26. **An (Adressat unbekannt)**, dd^o Dresden, 8. Jänner 1841. Antiquar.-Catalog v. A. Cohn (Berlin), No. LCXIX.

27. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden**, dd^o Paris, 22. Februar 1841. Beginnt mit: „*Sie wünschten von mir Mittheilungen aus Paris: von mir, einem armen Musiker*". Autographen-Auction v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. u. 8. Juni 1886 unter No. 550. Abgedr. in: Dresdener Abendzeitung, 1841 No. 67—69; R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 273.

28. **An Ferdinand Heine in Dresden**, dd^o Paris (25, rue du Helder), 18. März 1841. Beginnt mit: „*Sie glauben nicht, wie sehr Sie mein hoffnungskrankes*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 357.

29. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, 24. März 1841. Beginnt mit: *„Wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie mit diesen“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. Wagner u. Liszt, I. pag. 1.

30. **An August Lewald,** ddo Paris (25, rue du Hebder), 1. April 1841. Beginnt mit: *„Ich hatte Ihnen letzthin, als ich Ihnen zwei Novellen zuschickte,“*. Abgedr. in: Schlesische Zeitung (Breslau), No. 194 v. 17. März 1883 Abends.

31. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 6. April 1841. Abgedr. in: Dresdener Abendzeitung, 1841 No. 123—27.

32. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 5. Mai 1841. Abgedr. in: Dresdener Abendzeitung, 1841 No. 141—44.

33. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 7. Mai 1841. Beginnt mit: *„hiermit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen den Schluss“*. Abgedr. in: Das Museum (Frankfurt a. M.), No. 208 v. 4. September 1877; A. M. Ztg. (Berlin), 1894 No. 1. Autograph im Privatbesitz in Prag.

34. **An einen Redacteur einer deutschen Musik-Zeitung,** ddo Meudon b. Paris, 1. Juli 1841. 2 Seiten 4°. Autographen-Auction v. Etienne Charavay (Paris) am 1. Dezember 1884 unter No. 154.

35. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden,** ddo Meudon b. Paris, 9. Juli 1841. Erwähnt in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 392.

36. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Paris, 7. September 1841. Beginnt mit: *„Wohl muss ich zweifeln, dass Sie sich meiner“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 27; R. Wagner's Briefe, pag. 255.

37. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Meudon, 7. September 1841. Beginnt mit: *„Wohl würde es mich unendlich erfreut haben, wenn wir einmal“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 360.

38. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 8. September 1841. Abgedr. in: Dresdener Abendzeitung, 1841 No. 235.

39. **An Johanna Geyer in Leipzig,** ddo Meudon, 12. September 1841. Beginnt mit: *„Endlich komme auch ich einmal dazu, Dir einen ebenso freudigen als herzlichen Glückwunsch“*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

40. **An Eduard Avenarius in Paris,** ddo Meudon, 2. October 1841. Beginnt mit: *„Ein paar Worte zur Bestätigung und Befestigung im Glauben“*. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

41. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Meudon, 14. October 1841. Beginnt mit: *„In der Hoffnung, dass die wenigen Zeilen, die ich“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 28/29; R. Wagner's Briefe, pag. 257.

42. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Meudon, 14. October 1841. Beginnt mit: *„Es soll nun einmal nicht anders sein“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 363.

43. **An Kapellmeister Reisiger in Dresden,** ddo Meudon b. Paris, 14. October 1841. (Fragment) beginnt mit: *„Für gelegener muss ich nämlich den Zeitpunkt halten, wenn die ersten Aufführungen Ihrer Oper"*. 4 S. quart. Autographen-Auction v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. u. 8. Juni 1886.

44. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 5. November 1841. Abgedr. in: Dresdener Abendzeitung, 1841 No. 290—93.

45. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 1. Dezember 1841. Abgedr. in: Dresdener Abendzeitung, 1841 No. 308.

46. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Paris (14, rue Jacob), 8. Dezember 1841. Beginnt mit: *„Gestern, den 7. d. Mts., erhielt ich durch"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 30; R. Wagner's Briefe, pag. 260.

47. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 16. Dezember 1841. 1 S. quart. Autographen-Catalog v. Alb. Cohn (Berlin), 1886.

48. **An Giacomo Meyerbeer (in Berlin),** ddo (1841?). Abgedr. (als Fragment) in: Der Zeitgeist (Berlin), No. 20 v. 17. Mai 1886.

49. **An Theodor Winkler (Hell) in Dresden,** ddo Paris, 23. Dezember 1841. Abgedr. in: Dresdener Abendzeitung, 1842 No. 8.

50. **An Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen,** ddo (1841?). Erwähnt in: Der Zeitgeist (Berlin), No. 20 v. 17. Mai 1886.

## 1842.

51. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Paris (14, rue Jacob), 4. Jänner 1842. Beginnt mit: *„Sie schweigen, Herr Fischer schweigt — und fast fürchte ich Alles würde schweigen — wenn ich nicht Berichte"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 267.

52. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Paris (14, rue Jacob), 18. Jänner 1842. Beginnt mit: *„Ihren lieben Brief durch Herrn Lewy habe ich vor 6 Tagen erhalten: Sie werden also begreifen"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 269.

53. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Paris (14, rue Jacob), 5. Februar 1842. Beginnt mit: *„Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren werthen Brief vom 25. Jänner"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 31; R. Wagner's Briefe, pag. 271 (irrthümlich mit der Angabe: ddo 5. Jänner 1842).

54. **An Herrn Düesberg,** ddo Paris, 26. Februar 1842. Geschrieben auf der Rückseite des Manuscriptes von R. Wagner's Aufsatz über „La Reine de Chypre": *„Im Auftrage des Herrn Schlesinger sende ich Herrn Düesberg die Fortsetzung meines Artikels über Halevy"*. Zum Verkauf gebracht v. Leo Liepmannssohn (Berlin) in der Auction am 7. u. 8. Juni 1886. Ungedruckt.

55. **An Ferdinand Heine in Dresden**, ddo Paris, 16. März 1842. Beginnt mit: *„Hoffentlich ist Ihnen von Herrn Fischer mein letzter Brief an denselben mitgetheilt worden;“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 371.

56. **An Eduard und Cecilie Avenarius in Paris**, ddo Berlin, 21. April 1842. Beginnt mit: *„So sind es denn wirklich volle 14 Tage geworden, dass ich von Euch fort bin“*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

57. **An Eduard Avenarius in Paris**, o. O. u. D. (2. Mai 1842.) Beginnt mit: *„Möchtest Du nicht den früher mir einmal gemachten Vorschlag ausführen“*. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

58. **An Eduard und Cecilie Avenarius in Paris**, ddo Dresden, 3. Mai 1842. Beginnt mit: *„Von Berlin aus habe ich Euch meine erste verwirrte Klage um unsere Trennung“*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

59. **An Eduard und Cecilie Avenarius in Paris**, ddo Teplitz, 13. Juni 1842. Beginnt mit: *„Da sitzen wir in Teplitz, den Schlossberg vor der Nase — einen Kuhstall unter uns“*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

60. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Teplitz, 7. Juli 1842. gr. 4° 2 Seiten. Beginnt mit: *„Da Sie mich kennen und bereits auf das Unerhörteste durch meine Plagereien gelitten haben“*. Autograph im Besitz von Dr. Heinrich Steger in Wien. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 31; R. Wagner's Briefe, pag. 274.

61. **An Ferdinand Heine in Dresden**, ddo (wahrscheinlich 15. Juli 1842) „zur Eiche“ in Schönau bei Teplitz. Beginnt mit: *„Seien Sie mir um Himmels Willen nicht böse, wenn ich Sie mit diesen Zeilen quäle.“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 373.

62. **An Eduard Avenarius in Paris**, ddo Dresden, 24. August 1842. Beginnt mit: *„Deinen und Ceciliens lieben Brief kann und will ich mit diesen Zeilen“*. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

63. **An Eduard Avenarius in Paris**, ddo Dresden, 8. October 1842. Beginnt mit: *„Letzthin hatte ich Euch wohl geschrieben, ich wurde nun erst nach der Aufführung“*. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

64. **An Eduard und Cecilie Avenarius in Paris**, ddo Dresden, 21. October 1842. Beginnt mit: *„Ne, liebste Kinder! In aller Eile und Abspannung muss ich Euch heute“*. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden. Abgedr. in: Die Gartenlaube (Leipzig), 1883 No. 14.

65. **An meine Lieben in Paris (Eduard und Cecilie Avenarius)**, ddo Dresden, 6. November 1842. Beginnt mit: *„Wem von Euch soll ich nun besonders schreiben?“*. 4 S. 4°. Abgedr. in: Dresdener Anzeiger, October 1892. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

66. **An Eduard Avenarius in Paris,** ddo Dresden, November 1842. Beginnt mit: *„Um nicht das, was Euch Allen von Interesse ist, mit trivialen Spezialitäten“*. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden. (Beilage zum Vorigen.)

67. **An (Adressat unbekannt),** ddo 6. November 1842. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1892 No. 44.

68. **An Johann Philipp Samuel Schmidt in Berlin,** ddo Dresden, 30. November 1842. Beginnt mit: *„Ihr sehr werthes Schreiben vom 24. d. M. habe ich erst gestern“*. Autograph aus Mendheim's Nachlass in der Königl. Bibliothek in Berlin. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 5.

69. **An Albert Wagner in Ballenstädt,** ddo Dresden, 3. Dezember 1842. Beginnt mit: *„Je weniger ich meinen langen Schweigens wegen zu entschuldigen bin“*. 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

**1843.**

70. **An Herrn Merath,** ddo Dresden, 4. Jänner 1843. Beginnt mit: *„Ich bitte Sie lange warten lassen, und ich muss gestehen, dass es mir stets“*. Autograph im Besitz v. J. B. Schröder, Pianoforte-Händler in Magdeburg. Abgedr. in: Deutsche Zeitung (Wien) v. 8. April 1884; „Parsifal“ (Wien), 1884 No. 5.

71. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden,** ddo Dresden, 5. Jänner 1843. Beginnt mit: *Ew. Excellenz! beehre ich mich davon in Kenntniss zu setzen, dass nach reiflicher Ueberlegung“*. Autograph im Archiv des Kgl. Hoftheaters in Dresden. Abgedr. in: Dramaturg. Blätter, 1878 (II. Bd.) No. 5; Prölls: Zur Geschichte d. Hoftheaters in Dresden, pag. 124. La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 256.

72. **An Cecilie Avenarius in Paris,** ddo Dresden, 5. Jänner 1843. Beginnt mit: *„Es ist lange, sehr lange her, dass ich Dir nicht geschrieben habe“*. 4 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

73. **An Eduard Avenarius in Paris,** o. O. u. D. (5. Jänner 1843). Beginnt mit: *„Du hast jetzt gewiss einmal wieder gewisse Noth um mich ausgestanden“*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

74. **An Johann Philipp Samuel Schmidt in Berlin,** ddo Dresden, 9. Jänner 1843. Beginnt mit: *„Wie sehr ich Ihnen noch verbunden bin für die gewisse Güte und Theilnahme.“*. Autograph im Besitz von Senator Culemann in Hamburg. Abgedr. in: N. Z. f. M., 1870 No. 51.

75. **An Eduard Avenarius in Paris,** ddo Dresden, 30. Jänner 1843. Beginnt mit: *„Ich bin in grosser Unruhe, dass ich noch keinen Brief von Euch habe“*. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

76. **An Cecilie Avenarius in Paris,** ddo Dresden, 8. April 1843. Beginnt mit: *„Habe vielen und herzlichen Dank für den lieben Brief“*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

77. **An Louis Spohr in Cassel,** ddo. Dresden(?), 22. April 1843. Beginnt mit: *„Ist es mir erlaubt zu glauben, dass vielleicht auch Sie“.* Im Auszuge abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 37.

78. **An B. Schott's Söhne in Mainz,** ddo. Dresden, 16. Mai 1843. Beginnt mit: *„Ew. Wohlgeboren gebe ich mir die Ehre zu befragen“.* Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

79. **An Albert Wagner in Halle,** ddo. Dresden, 17. Mai 1843. Beginnt mit: *„Ich setze mich sogleich hin, das Wichtigste Deines Briefes in Kürze zu beantworten“.* 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

80. **An Louis Spohr in Cassel,** ddo. Dresden, 10. Juni 1843. Beginnt mit: *„Von der Freude, ja von dem Entzücken, dass mir Ihr so ausserordentlich“.* Abgedr. in: Spohr's Selbstbiographie, II. pag. 272; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 37; Wr. Allg. Zeitung (Wien), 1883 v. 18. September Abends.

81. **An Albert Wagner in Halle,** ddo. Dresden, 14. Juni 1843. Beginnt mit: *„Ich muss Dir nur gleich auf Deinen jammervollen Brief antworten“.* 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

82. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo. Teplitz, 1843. Beginnt mit: *„Als ich meinen Holländer schrieb, lebte ich der (festen) Ueberzeugung (auf), nicht anders schreiben zu können als ich (eben) schrieb.“.* Abgedr. in: Illustrirte Zeitung (Leipzig), 1843 No. 15 v. 7. October, pag. 234; (als Fragment, ohne Ort und Datum mit Varianten) R. Wagner's Briefe, pag. 375.

83. **An Louis Spohr in Cassel,** ddo. Dresden, 4. September 1843. Beginnt mit: *„Mein hochverehrter Meister, so lange es mir nun noch vergönnt bleibt,“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 41.

84. **An Eduard und Cecilie Avenarius in Paris,** ddo. Dresden, 11. September 1843. Beginnt mit: *„Ihr habt uns von Neuem wieder so reichlich und schön beschenkt“.* 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

85. **An Cecilie Avenarius in Paris,** ddo. Dresden, 22. Oktober 1843. Beginnt mit: *„Was schreibst Du mir denn da für einen Brief? Tröstete mich Minna nicht“.* 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

**1844.**

86. **An Carl Gaillard in Berlin,** ddo. Dresden, 30. Jänner 1844. Beginnt mit: *„Die Gerüchte der ausserordentlichen Schwierigkeiten haben die Aufführungen des Rienzi“.* Abgedr. in: Bayreuther Festblätter, 1884 pag. 24a.

87. **An Breitkopf und Härtel in Leipzig,** ddo. Dresden, 4. Februar 1844. 1 S. quart. Zur Auction gebracht v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 12. October 1882. Ungedruckt. (Sehr höflicher Geschäftsbrief, betreffend die Herausgabe seiner Composition: „Das Liebesmahl der Apostel“.)

88. **An Cecilie Avenarius in Paris,** ddo Dresden, 15. Februar 1844. Beginnt mit: *„Es ist mir völlig lieb, dass zwischen dem Empfang Deines Briefes und der Beantwortung“.* 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

89. **An Cecilie Avenarius in Paris,** ddo Dresden, 28. Juli 1844. Beginnt mit: *„Du thust sehr wohl und denkst echt schwesterlich“.* 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

90. **An Carl Gaillard in Berlin,** ddo Dresden, 2. October 1844. (Ueber das Trauerspiel „Cola Rienzi“ von Gaillard.) Siehe Parsifal, (Wien) 1884 No. 6.

91. **An Cecilie Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 12. Dezember 1844. Beginnt mit: *„Herzlich willkommen in Deutschland! Sei mit Mann und Kindern aus tiefster Seele“.* 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

## 1845.

92. **An Cecilie Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 9. Jänner 1845. Beginnt mit: *„Minna wollte Dir diesmal schreiben, ich sehe aber, es kommt heute bei ihr“.* 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

93. **An Louis Spohr in Cassel,** ddo Dresden, 4. März 1845. Beginnt mit: *„Vor allen Dingen muss ich demüthigst um Entschuldigung“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 44.

94. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 16. Mai 1845. Beginnt mit: *„Es ist zum Teufelholen! Seit einer Stunde suche ich nach dem Briefe“.* 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

95. **An Carl Gaillard in Berlin,** ddo Dresden, 5. Juni 1845. Beginnt mit: *„Es konnte mich nichts empfindlicher für meine Nachlässigkeit gegen Sie bestrafen“.* Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1877 No. 30; Tappert: R. Wagner (Elberfeld 1883), pag. 22.

96. **An Otto Claudius in Naumburg,** ddo Dresden, 29. Juni 1845. Beginnt mit: *„Sie würden mir Unrecht thun, wollten Sie wegen des langen“.* Abgedr. in: A. M. Ztg. (Berlin), XIV. No. 21 v. 20. Mai 1887; im Auszuge, mit Datum 1848: Berliner Börsen-Courier v. 28. April 1887.

97. **An Louis Spohr in Cassel,** ddo Marienbad, 16. Juli 1845. Beginnt mit: *„Es ist wirklich höchst betrübend für mich, dass wir das Schicksal,“* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 No. 1.

98. **An Albert Wagner in Dresden,** ddo Marienbad, 4. August 1845. Beginnt mit: *„Schönen Dank für Deinen Brief und Deine Mittheilungen“.* 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

99. **An Franz Liszt in Bonn,** ddo Marienbad, 5. August 1845. Beginnt mit: *„Verehrtester Herr, endlich sind Sie mir einmal mit Sicherheit erreichbar, und ich benutze diese kaum erwachte Gelegenheit,“*

Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1885 No. 48; Kastner's Wiener Musikal. Zeitung, 1886 I. pag. 181; Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 2.

100. **An Alois Tichatschek in Dresden,** dd° 25. August 1845. Autograph auf der Intern. Theater- u. Musik-Ausstellung (Wien) 1892.

101. **An (Adressat unbekannt),** dd° 25. October 1845. Verkauft auf einer Autographen-Auction in London, März 1890.

102. **An Sturm & Koppe in Leipzig,** dd° Dresden, 27. October 1845. 1 S. quart. Beginnt mit: *„Mit dem verbindlichsten Danke für Ihre freundliche und theilnahmsvolle Aufforderung".* Ungedruckt. Autographen-Auction v. List u. Francke (Leipzig) am 8. April 1885.

103. **An Carl Gaillard in Berlin,** dd° Dresden, 3. November 1845. Beginnt mit: *„Ich habe mit meinem „Tannhäuser" einen grossen Prozess gewonnen."*. Abgedruckt in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1883 No. 39.

104. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** dd° Dresden, 23. Dezember 1845. Beginnt mit: *„Schönsten Dank, dass Du recht viel zu Weihnachten bescheerst".* 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

**1846.**

105. **An Dr. A. W. Ambros in Prag,** dd° Dresden, 20. Jänner 1846. Abschrift im Besitz von Prof. Joseph Kürschner in Eisenach. Erwähnt in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 392.

106. **An Theodor Krüger in Einsiedl b. Marienbad,** dd° Dresden, 19. Februar 1846. 1 S. quart. Abschrift im R. Wagner-Museum in Eisenach.

107. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden,** dd° Dresden, 2. März 1846. Beginnt mit: *„Ew. Excellenz gebe ich mir die Ehre hiermit eine gehorsame und ziemliche".* Autograph im Archiv des Kgl. Hoftheaters in Dresden. Abgedr. in: La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 259.

108. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden,** dd° 4. März 1846. Beginnt mit: *„E. E. erlaube ich mir eine unterthänigste Bitte vorzutragen".* Abgedr. in: Dramaturg. Blätter, 1878 No. 4, pag. 80.

109. **An Franz Liszt in Wien,** dd° Dresden, 22. März 1846. Beginnt mit: *„Hochgeehrtester Freund, ob und zu erfahre ich, dass Sie sich meiner sehr freundlich".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 3.

110. **An (Adressat unbekannt, Franz Liszt?) in Wien,** dd° Dresden, 10. April 1846. Beginnt mit: *„Hochverehrtester Herr u. Freund, entschuldigen mich, wenn ich Sie abermals mit einigen Zeilen".* 1 S. 4°. Zum Verkauf ausgelosten v. Stargardt (Berlin) 1884. Ungedruckt. Autograph auf „Wahnfried".

111. **An W. Taubert in Berlin,** dd° Dresden, 26. April 1846. Beginnt mit: *„Entschuldigen Sie, wenn ich erst so spät meiner Pflicht nachkomme".* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1867 No. 50. Autograph im Besitz von Landrichter Warnecke in Posen.

112. **An Louis Spohr in Cassel,** ddo Gross-Graupen bei Dresden, 17. Mai 1846. Beginnt mit: *„Jetzt erst komme ich dazu, Ihr werthes letztes Schreiben"*. Abgedr. in A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 No. 14.

113. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 21. Mai 1846. Beginnt mit: *„Eine Frage und Bitte! Albert quält mich von Paris aus"*. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

114. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Gross-Graupen, 6. Juli 1846. Beginnt mit: *„Nun, mein guter Heine! wie geht es denn? Einige Nachrichten habe ich von Ihr"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 376.

115. **An Hans von Bülow,** ddo Graupen, 29. Juli 1846. (Stammbuchblatt) beginnt mit: *„Glimmt für die Kunst in Ihnen eine ächte, reine Gluth,"*. Abgedr. in: Briefe v. Hans von Bülow, I. pag. 85.

116. **An Frau Johanna Geyer in Leipzig,** ddo Dresden, 19. September 1846. Beginnt mit: *„Seit so langer Zeit habe ich Ihr nicht zu Ihrem Geburtstage gratulirt"*. 3 S. 4°. Autograph im Besitz v. Frau Cecile Avenarius in Dresden. Abgedr. in: Deutsche Rundschau (1883) VII. pag. 35; Wr. Allg. Ztg. (Wien) v. 2. April 1883; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 14; Tappert: R. Wagner (Elberfeld 1883), pag. 72.

**1847.**

117. **An Eduard Hanslick in Prag,** ddo Dresden, 1. Jänner 1847. Beginnt mit: *„Nehmen Sie, bester Herr Hanslick, meinen aufrichtigsten Dank für Ihre Zusendung"*. Abgedr. in: Die Presse (Wien), 1858; Signale f. d. mus. Welt (Leipzig), 1858 No. 49; Die Gegenwart, 1876 No. 40; Neue Berliner Mus.-Ztg., 1876 No. 41; Hanslick: Musikal. Stationen (Berlin), 1880 pag. 272.

118. **An J. F. Kittl in Prag,** ddo Dresden, 21. März 1847. 1 Seite gr. 4°. Antiquar.-Catalog LXIII v. Leo Liepmannssohn (Berlin), 1888 unter No. 451. Ungedruckt. (Behandelt hauptsächlich seine sehr missliche, jedoch nicht verzweifelte Geldlage.)

119. **An Ferdinand Heine,** ddo Dresden, 6. August 1847. Beginnt mit: *„Nun endlich einmal zu Dir! Nachrichten von Dir gehen spärlich ein"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 377.

120. **An (Adressat unbekannt),** ddo 31. August 1847. (Fragment) beginnt mit: *„Hier kann nur die That helfen, — ein begeisterter, tüchtiger Mann"*. Abgedr. in: Glasenapp: R. Wagner, I. pag. 242.

121. **An Hans von Bülow,** ddo (Anfang) September 1847. Beginnt mit: *„Ihre Arbeiten, lieber Herr von Bülow, haben mir viel Fremde"*. Abgedr. in: Briefe v. H. von Bulow, I. pag. 78.

122. **An Franz Löbmann aus Riga in Leipzig (zur Stadt Gotha No. 4),** ddo Dresden, 9. September 1847. Beginnt mit: *„Das that mir nun sehr leid, dass es sich so trifft"*. Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), 1884 No. 22.

123. **An Ernst Kossak in Berlin,** ddo Dresden, 23. November 1847. Beginnt mit: „*Erst jetzt bin ich allmählig*". 2 S. gr. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Dr. Heinrich Steger in Wien.

124. **An Louis Spohr in Cassel,** ddo Dresden, 2. Dezember 1847. Beginnt mit: „*Soeben von einem Krankenlager erstanden, das mich einige Zeit*". Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 No. 30/31.

125. **An Cecilie Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 14. Dezember 1847. Beginnt mit: „*Das ist gescheut, dass Du einmal zu uns kommen willst*". 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

126. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo (Dresden?) 1847. (Fragment) beginnt mit: „*Versuche doch, den „Tannhäuser" an einen Londoner Herausgeber*". Erwähnt in: Praeger: R. Wagner, pag. 156. (Echtheit zweifelhaft.)

**1848.**

127. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo 30. Jänner 1848. Beginnt mit: „*Herr Halbert sagt mir, Sie wünschten meine Ouverture zu Goethes Faust*". Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 4.

128. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 15. Juni 1848. Beginnt mit: „*Ich schicke Dir hier einen Aufsatz von mir*". 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

129. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden,** ddo Dresden, 18. Juni 1848. Beginnt mit: „*Ew. Excellenz ersuche ich ganz gehorsamst um die Vergünstigung eines vielleicht*". Autograph im Archiv des Kgl. Hoftheaters in Dresden. Abgedr. in: Dramaturg. Blätter, 1878 II. No. 5; Prölss: Geschichte d. Hoftheaters zu Dresden, pag. 130; La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 262.

130. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Dresden, 23. Juni 1848. Beginnt mit: „*Sie sagten mir kürzlich, dass Sie für einige Zeit Ihr Piano zugeschlossen hätten*". Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 5.

131. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Dresden, 1. Juli 1848. Beginnt mit: „*Ich schlage mich nun hier auf Tod und Leben herum*". Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 6.

132. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden,** ddo Dresden, 2. Juli 1848. Beginnt mit: „*Von Ihrer grossen Güte bin ich so fest überzeugt, dass ich keine Fehlbitte zu thun*". Autograph im Archiv des Kgl. Hoftheaters in Dresden. Abgedr. in: Dramaturg. Blätter, 1878 II. No. 5; Prölss: Geschichte d. Hoftheaters zu Dresden, pag. 547; La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 267.

133. **An Kapellmeister Reissiger in Dresden,** ddo Dresden, 3. Juli 1848. (Fragment) beginnt mit: „*Betrachten Sie mich als einen Todtkranken, auf den durchaus gar keine Rechnung*". 2 S. gr. 4°. Autographen-Auction v. Leo Liepmannssohn (Berlin), 10. März 1886 (unter No. 580).

134. **An Freiherrn von Lüttichau in Dresden,** ddo Dresden, 3. Juli 1848. Beginnt mit: *„Euer Excellenz gütiges Schreiben mit größtem Danke für die darin ausgesprochene“*. Autograph im Archiv des Kgl. Hoftheaters in Dresden. Abgedr. in: La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 268.

135. **An Franz Löbmann in Riga,** ddo Dresden, 5. Juli 1848. Beginnt mit: *„Dein Bruder meldete mir neben seine Absicht, mit einem Musikcorps.“* Abgedr. in: N. Z. f. M., 1884 No. 23.

136. **An Eduard und Cecilie Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 4. September 1848. Beginnt mit: *„Soeben erfahre ich mit Minna und Klara gleichzeitig aus der Zeitung“*. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

137. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Dresden, 6. September 1848. Beginnt mit: *„Herzlichen Gruss und schönsten Dank für viele und manche Sorge,“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 7.

138. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Dresden, 19. September 1848. Beginnt mit: *„Wenn gleich ich auch kaum zu hoffen wage, dass Sie ihr Fidjo geben“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 8.

139. **An Wilhelm Fischer,** ddo Dresden, 3. November 1848. Beginnt mit: *„Aus Gründen, von denen ich Sie vor allem dem Glauben zu bitten schenke,“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 31; R. Wagner's Briefe pag. 276.

## 1849.

140. **An Martin Oberlaender in Dresden,** ddo Dresden, 2. Jänner 1849. 1 S. 4°. Autographen-Catalog v. Leo Liepmannssohn (Berlin), 1884 No. XXXII. Ungedruckt. (R. Wagner sendet ihm das Buch von Ed. Devrient über Theaterreform.)

141. **An die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg,** ddo Dresden, 8. Jänner 1849. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach. (Begleitschreiben zu dem Aufsatze: Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Ed. Devrient.)

142. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Dresden, 14. Jänner 1849. Beginnt mit: *„Herzlichen Gruss und besten Dank für dein gutes Andenken, das Sie mir erhalten“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 8.

143. **An Carl Gaillard in Berlin,** ddo Dresden, 15. Jänner 1849. 1 S. 4°. (Fragment) beginnt mit: *„Nun sagen Sie, wo stehen Sie? Allem Vermuthen nach gehen wir zusammen.“*. Autographen-Catalog v. Otto Aug. Schulz (Leipzig), 1884 No. XV, pag. 20.

144. **An Freiherrn von Biedenfeld in Weimar,** ddo Dresden, 17. Jänner 1849. 2 S. 4°. Beginnt mit: *„Mit größter Dankbarkeit erkenne ich Ihr freundliches Anerbieten an.“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 21. Juli 1883; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 30; (im Facsimile) Leipz. Kunst- u. Musik-Ztg. (1886), III. No. 6 (mit dem Datum 18. Jänner). Autograph im Besitz von Major v. Donop, Kammerherrn d. Landgräfin v. Hessen.

145. **An Intendant von Zigesar in Weimar,** ddo Dresden, 8. Februar 1849. Beginnt mit: *„Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr so freundliches Schreiben,"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 9.

146. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Dresden, 20. Februar 1849. Beginnt mit: *„Noch Allem was ich in Erfahrung bringe, haben Sie mich den beispiellosen Erfolgen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 11.

147. **An Cecilie Avenarius in Leipzig,** ddo Dresden, 25. Februar 1849. Beginnt mit: *„Diesmal habe ich es übernommen Dir zu schreiben"*. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

148. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Dresden, 1. März 1849. Beginnt mit: *„Tausend Dank für Ihren Brief! Wir sind doch recht artig im Zeug"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 16.

149. **An August Röckel in Prag,** ddo Dresden, 2. Mai 1849. Beginnt mit: *„Hoffentlich bist Du glücklich in Prag angekommen. Ich bin in diesem Augenblicke"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 123.

150. **An August Röckel,** ddo Dresden, 3. Mai 1849. (Fragment) beginnt mit: *„Komm augenblicklich zurück. Du bist jetzt gerade nicht in Gefahr."* Erwähnt in: Praeger: R. Wagner, pag. 185. (Echtheit zweifelhaft.)

151. **An O. L. B. Wolff in Dresden,** ddo Zürich, 29. Mai 1849. Beginnt mit: *„Es war mir unmöglich von Rorschach aus (wo ich übrigens erst gestern früh ankam) Ihnen sogleich"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 18.

152. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, 5. Juni 1849. Beginnt mit: *„An Dich muss ich mich wenden wenn mir das Herz einmal wieder aufgehen soll,"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 20.

153. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Reuil, 18. Juni 1849. Beginnt mit: *„Bald ist es vier Wochen her dass ich meine Frau verliess,"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 24.

154. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** ddo Reuil (18. Juni 1849). Beginnt mit: *„Bald ist es nun vier Wochen, dass ich von meiner Frau Abschied nahm"*. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

155. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Reuil, 19. Juni 1849. Beginnt mit: *„Entschuldige dass ich mich so schnell wieder an dich wende,"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 28.

156. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 9. Juli 1849. Beginnt mit: *„Dank Deiner Vermittelung, die es mir ermöglicht hat"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 31.

157. **An Franz Liszt in Weimar,** ohne Ort und Datum (20. Juli?) 1849. Beginnt mit: *„Bist Du gut bei Laune? — Wahrscheinlich nicht, da Du einen Brief von Deinem Plagegeiste"*. Abgedr. in: Briefwechsel z. W. u. L. I. pag. 33.

158. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 4. August 1849. Beginnt mit: *„Ich schicke Dir hier meine soeben beendigte letzte Arbeit: sie ist die neue Redaction“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 37.

159. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 7. August 1849. Beginnt mit: *„Tausend herzlichen Dank für Deinen lieben Brief und für Deine“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 38.

160. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 9. August 1849. Beginnt mit: *„Dann und wann kommt mir eine Heuerpeine um Sie an: wie geht es Ihnen,“.* Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), 1895 No. 34; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1895 No. 51; R. Wagner's Briefe, pag. 5.

161. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Zürich, 10. August 1849. Beginnt mit: *„Lenker muss ich Ihnen den Kummer machen, noch nicht aufgehenkt“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin) 1883 No. 32; R. Wagner's Briefe, pag. 276.

162. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 16. September 1849 (mit Nachschrift vom 19. September). Beginnt mit: *„Empfangen Sie zunächst diesen schwierigkeitsvollen Titel als feurige Kohle“.* Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), 1895 No. 35; R. Wagner's Briefe, pag. 8.

163. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Zürich, September 1849. Beginnt mit: *„Nun endlich einmal zu Dir, an den ich so oft voll Freud und Leid gedacht“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 379.

164. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich (am Zeltwege, in den hinteren Escherhäusern, 182), 14. October 1849. Beginnt mit: *„Nach einem mehrmonatlichen Schweigen kann ich mich nicht wieder an Dich wenden ohne“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 39.

165. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Zürich, 25. October 1849. Beginnt mit: *„Ich schreibe eigentlich heute keine Briefe, musste nur an Uhlig“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 384.

166. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 26. October 1849. Beginnt mit: *„Sie machen mir gewisse Sorgen! Erst geben Sie mir einen ungeheueren Brief“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 13.

167. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, November 1849. Beginnt mit: *„Hier folgt einmal wieder eine ganze Ladung. Seien Sie nicht blass,“.* Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), 1896 No. 1; R. Wagner's Briefe, pag. 15.

168. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Zürich, 20. November 1849. Beginnt mit: *„Wohl hätte ich Dir sogleich Deinen Herzensbrief, in dem Du mich zu Deinem Bruder“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 33; R. Wagner's Briefe, pag. 278.

169. **An Karl Ritter in Berlin,** ddo Zürich, 21. November 1849. (Ueber die Rolle des Dichters in der modernen Gesellschaft.) Beginnt mit: *„Hier heisst es wissen so gut es geht, und vor allem denken“.* Ungedruckt. Autographen-Auction Alfred Bovet, am 20. Juni 1884 in Paris.

170. **An Franz Liszt in Bückeburg,** ddo Zürich, 5. Dezember 1849. Beginnt mit: *„Weiss Gott! je mehr ich so meiner Zukunft entgegensehe, desto mehr werde ich inne,“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 47.

171. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 27. Dezember 1849. Beginnt mit: *„Es war mir immer, als ob ich noch einen Brief von Ihnen,“.* Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), 1885 No. 36; R. Wagner's Briefe, pag. 19.

172. **An Ferdinand Heine in Dresden,** o. O. u. D. (1849). Beginnt mit: *„Hier hast Du einen lebendigen Brief: eine treue, gute Seele, die Dir von mir“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 386.

**1850.**

173. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 12. Jänner 1850. Beginnt mit: *„Erschrick über das „Du“ nicht, und nimm seinen unwillkürlichen Gebrauch“.* Abgedr. in R. Wagner's Briefe, pag. 24.

174. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 28. Jänner 1850. Beginnt mit: *„Es ist mir lieb, dass mich Dein Brief noch getroffen hat, denn“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 27.

175. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Paris, 8. Februar 1850. Beginnt mit: *„Adressire ohne Vornamen: Monsieur Wagner (59, rue de Provence) — Dem Umstande, dass ich K.'s Adresse nicht genau weiss,“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 28.

176. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, 9. Februar 1850. 2 S. quart. (R. Wagner bittet um Uebersendung der „gestochenen Orchesterstimmen von der Ouverture zu „Tannhäuser“. Ungedruckt (im Briefwechsel W. u. L. nicht enthalten). Autographen-Catalog v. Alb. Cohn (Berlin), März 1896, pag. 37.

177. **An Theodor Uhlig in Dresden,** o. D. (24. Februar 1849?), Paris (59, rue de Provence). Beginnt mit: *„Das hat mir wirklich noch gefehlt, dass mich Wigand mit dem Honorare sitzen lässt!“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 30.

178. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Paris, 13. März 1850. Beginnt mit: *„Dass Ihr gesetzlich alle gestorben seid, will ich nicht glauben: selbst ein Krebsleiden“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 34.

179. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Paris, 26. März 1850. Beginnt mit: *„Deinen letzten Brief nach Paris erhielt ich gestern, — Deinen allerletzten heute.“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 39.

180. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, 21. April 1850. Beginnt mit: *„Wie es mir diesmal in Paris gegangen ist,“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 54.

181. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo (Paris?), Juni 1850. Beginnt mit: *„Zwei Worte als Nachtrag zu meinem letzten Brief. Wenn Du für den Siegfried ein Honorar“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 42.

182. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Thun, 2. Juli 1850. Beginnt mit: *„Ich schicke Dir hiermit die versprochenen Anweisungen zur Aufführung des Lohengrin“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 55.

183. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich (bei Frau Hirzel, Sternengasse, Enge), 10. Juli 1850. Beginnt mit: *„Wärest Du wohl so freundlich, sogleich auf folgende einfache Frage“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 59.

184. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Das muss ich sagen: Du bist ein Freund!“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 63.

185. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich (Abendstern-Enge), 16. August 1850. Beginnt mit: *„Schönsten Dank für Deinen, gestern von mir erhaltenen Brief.“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 69.

186. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Lieber, in diesem Augenblicke — nachdem ich den Brief an Dich bereits geschlossen“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 73.

187. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 22. August 1850. Beginnt mit: *„Der Ueberbringer dieses Grusses ist mein junger Freund, Karl Ritter.“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 73.

188. **An Eduard Genast in Weimar,** ddo (Zürich, 23?) August 1850. Beginnt mit: *„Als Elsa in der zweiten Scene des ersten Acts in ihrer Angst“.* Abgedr. in: Genast: Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers (Leipzig 1866), IV. pag. 128.

189. **An einen (mit Th. Uhlig) gemeinschaftlichen Freund in Weimar,** ddo Zürich, 24. August 1850. Beginnt mit: *„Hier hast Du das Manuscript; gieb es Uhlig, wenn er nach Weimar kommen sollte“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 42.

190. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo 8. September 1850. Beginnt mit: *„Länger kann ich nicht mehr umstehen, Dir zu schreiben, wenn ich auch gern“.* Erwähnt in: Bayr. Blätter, X. 9. Stück; abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 75.

191. **An Hoftheater-Intendant von Zigesar in Weimar,** ddo Zürich, 9. September 1850. Beginnt mit: *„Bei meiner Rückkehr von einem kleinen Ausfluge in die Alpen“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 85.

192. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 11. September 1850. Beginnt mit: *„Ich muss Dir heute noch ein paar Zeilen schreiben, und zwar mit Bezug“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 90.

193. **An Eduard Genast in Weimar,** ddo (Zürich, September) 1850. Beginnt mit: *„Als ich mich vor einigen Tagen hinsetzte, um Liszt zu schreiben“.* Abgedr. in: Genast: Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers (Leipzig 1866), IV. pag. 132.

194. **An Theodor Uhlig in Dresden**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Endlich, bester Freund, kann ich Dir schreiben, was ich seit acht Tagen täglich wollte“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 44.

195. **An Ferdinand Heine in Dresden**, dd^o^ Zürich (Abendstern in Enge), 14. September 1850. Beginnt mit: *„Mehr als verwundert wirst Du sein, so lange keinen Brief“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 386.

196. **An einen Freund in der Heimath**, dd^o^ Zürich, 18. September 1850. Beginnt mit: *„Ich kann jetzt nichts mehr darüber haben, dann mein, nun über zwei Jahre alter Plan“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 51.

197. **An Frau Franziska von Bülow**, dd^o^ Zürich, 19. September 1850. Beginnt mit: *„Meinem jungen Freunde, Karl Ritter, der seine musikalischen Kenntnisse“*. Abgedr. in: H. von Bülow's Briefe, I. pag. 253.

198. **An Theodor Uhlig in Dresden**, dd^o^ (Zürich), 20. September 1850. Beginnt mit: *„Lange wartete ich schon auf einen Brief von Dir, und immer noch vergebens“*. Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), 1885 No. 32; A. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 47; R. Wagner's Briefe, pag. 58.

199. **An Eduard Genast in Weimar**, dd^o^ Zürich, 23. September 1850. Beginnt mit: *„Herzlichen Dank für Ihren so freundlichen und theilnahmsvollen Brief“*. Abgedr. in: Genast: Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers (Leipzig 1866), IV. pag. 137; Glasenapp: R. Wagner, I. pag. 203; Pohl: R. Wagner, pag. 84.

200. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o^ Zürich (Abendstern - Enge), 2. October 1850. Beginnt mit: *„Ich habe Dir wenig zu berichten, wenn ich Dir nicht über alles“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 95.

201. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o^ Zürich, 8. October 1850. Beginnt mit: *„Du machst mich erröthen! — Ohne Erröthen kann kann ich lesen“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 99.

202. **An Frau Fürstin Marie Wittgenstein in Weimar**, dd^o^ Zürich, 8. October 1850. Beginnt mit: *„Ihr freundlicher Brief hat, wie Sie leicht vermuthen konnten, einen grossen Eindruck“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 101.

203. **An Theodor Uhlig in Dresden**, dd^o^ Zürich, 9. October 1850. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir heute nur flüchtig! ausführlicher wollte ich es erst“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 64.

204. **An Eduard von Bülow in Ottilienhausen**, dd^o^ Zürich, 12. October 1850. Beginnt mit: *„Es fällt mir ausserordentlich schwer, auf Ihren werthen Brief“* Abgedr. in: H. von Bülow's Briefe, I. pag. 257.

205. **An Theodor Uhlig in Dresden**, dd^o^ Zürich, 22. October 1850. Beginnt mit: *„Ich unterbreche mich um einen, für die nächste Zeit mir heilbar gewordenen, Vormittag“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 66.

206. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Zürich (Sterngasse, Enge), 9. November 1850. Beginnt mit: *„Du bist mir wohl auch recht böse? Heine wenigstens hat mir“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 21; Nord u. Süd, XXVI, pag. 255; R. Wagner's Briefe, pag. 282.

207. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 25. November 1850. Beginnt mit: *„Zürne mir nicht, dass ich Dir erst so spät auf Deinen letzten Brief“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 105.

208. **An Franz Liszt in Eilsen (Bückeburg),** ddo Zürich, 24. Dezember 1850. Beginnt mit: *„Endlich kann ich Dir die Uebersetzung Deiner Schrift zuschicken!“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 108.

209. **An Franz Liszt in Eilsen,** ddo Zürich, 27. Dezember 1850. Beginnt mit: *„Soeben erhalte ich einen Brief aus Brüssel“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 111.

210. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Dezember 1850. Beginnt mit: *„Was machst Du für ein heilloses Aufhebens mit mir!“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 72.

**1851.**

211. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Enge b. Zürich, 20. Jänner 1851. Beginnt mit: *„Was wirst Du auf mich böse sein, dass ich Dir nicht —“.* Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), 1885 No. 30; R. Wagner's Briefe, pag. 75.

212. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Anfang Februar 1851. Beginnt mit: *„Hier erhältst Du den zweiten Theil“* (v. Oper u. Drama) *„Der Dritte wird, denke ich, in 14 Tagen“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 78.

213. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Mitte Februar 1851. Beginnt mit: *„Hier hast Du mein Testament: ich kann nun sterben, — was ich nun noch thun könnte“.* Abgedr. in: Dresdener Nachrichten (1883), März; R. Wagner's Briefe, pag. 81.

214. **An Franz Liszt in Eilsen,** ddo Enge b. Zürich, 18. Februar 1851. Beginnt mit: *„Habt Ihr mich alle vergessen? Ich bin seit einiger Zeit so einsam.“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 114.

215. **An Franz Müller in Weimar,** ddo 9. März 1851. Ungedruckt. (Bezugnehmend auf die Besprechung des „Lohengrin“ durch Fr. Müller, in der „Weimarer Zeitung“ u. im „Frankfurter Conversationsblatt“.)

216. **An Franz Liszt in Eilsen,** ddo Enge b. Zürich, 9. März 1851. Beginnt mit: *„Herzlich danke ich Dir für Deinen Brief, als für ein deutliches Lebenszeichen der Fortdauer Deiner Theilnahme“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 118.

217. **An Frau Julie Ritter in Dresden,** ddo Zürich, 10. März 1851. (Fragment) beginnt mit: — — *„So weit ich blicke, glaube ich, dass noch kein Künstler um seiner Kunst willen Schmerzen empfunden hat, wie ich —“.* Abgedr. in: W. Langhans: Geschichte d. Musik, II.; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. No. 20 v. 15. März 1887.

218. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd^o 10. März 1851. Beginnt mit: *„An Weber hatte ich geschrieben, er möge mir direct antworten.“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 83.

219. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** dd^o Enge b. Zürich, 10. März 1851. Beginnt mit: *„Von Hermann wirst auch Du wohl kürzlich über mich Nachrichten erhalten haben“*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

220. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** dd^o Enge b. Zürich, 7. April 1851. Beginnt mit: *„Weber schreibt mir, er wolle mein Manuscript drucken“*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

221. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** dd^o Enge b. Zürich, 15. April 1851. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir kurz, weil ich schnell und zugleich noch Empfange“*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

222. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Enge b. Zürich, 18. April 1851. Beginnt mit: *„Ich wollte Dir nicht zugleich schreiben, um Dir ausführlicher und ruhiger“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 122.

223. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd^o Zürich, 19. April 1851. Beginnt mit: *„Wundere Dich nicht, dass ich Dir so lange nicht geantwortet habe“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 86.

224. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Enge b. Zürich, 26. April 1851. Beginnt mit: *„Das war einmal wieder eine lange Pause, die ich mir kaum vergeben kann,“*. Abgedr. (Fragment) in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 255; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1895 No. 21; (complett, ohne Datum): R. Wagner's Briefe, pag. 284.

225. **An Ferdinand Heine in Dresden,** dd^o Enge b. Zürich, 26. April 1851. Beginnt mit: *„Gewiss ist es recht unrecht von mir, auf Deinen Brief vom Januar“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 389.

226. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd^o 1. Mai 1851. Beginnt mit: *„Die Verzögerung ist mir sehr unangenehm, auch dann Du meinen Brief“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 89.

227. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** dd^o Enge b. Zürich, 5. Mai 1851. Beginnt mit: *„Soeben schreibt mir Weber, dass er in der Voraussetzung meiner Zustimmung“*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

228. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 8. Mai 1851. Beginnt mit: *„Ich bin Dir nun die Mittheilung meiner Ansicht über Deinen Entwurf“*. Erschienen in: N. Z. f. M., XXXVI. (1852), pag. 105; als Broschüre: Zwei Briefe von R. Wagner (Leipzig 1852), Bruno Hinze; abgedr. in: R. Wagner's gesammelte Schriften und Dichtungen, V. pag. 5.

229. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd^o Enge bei Zürich, 10. Mai 1851. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir heute ein paar Zeilen ausser der Zeit, d. h. ohne erst Nachricht“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 90.

230. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Enge b. Zürich, 10. Mai 1851. (Fragment) schliesst mit: *„Am 1 Juli nächsten Jahres ist jedenfalls Alles, — d. h. Dichtung und Musik des „Jungen Siegfried" — in Ihren Händen"*. Abgedr. in: Neue Musik-Ztg. (Cöln), 1883 No. 8.

231. **An Eduard Röckel**, ddo Enge b. Zürich, 15. Mai 1851. Beginnt mit: *„Oft schon drängte es mich, Ihnen zu schreiben, aber ich wurde immer"*. Abgedr. in: Präger: Wagner, wie ich ihn kannte, pag. 200. Autograph im Besitz v. Eduard Röckel in Bath (England); vergl. auch: Echte Briefe R. Wagner's, pag. 38 u. 108.

232. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Enge b. Zürich, 22. Mai 1851. Beginnt mit: *„Ich will Dir nur zugleich auf Einiges antworten, was Dein gestern"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 128.

233. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo 3. Juni 1851. Beginnt mit: *„Diesmal bin ich wirklich in Unruhe darüber, so lange ohne Brief"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 82.

234. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo 18. Juni 1851. Beginnt mit: *„Es wird nun wohl wieder Zeit, dass ich mich hören lasse"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 93.

235. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo 24. Juni 1851. Beginnt mit: *„Heute also noch zwei Worte auf Deine letzten Anfragen:"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 94.

236. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Enge b. Zürich, 29. Juni 1851. Beginnt mit: *„Heute eine kurze Nachricht von mir! Mit der Dichtung meines „jungen Siegfried" bin ich"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 134.

237. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Enge b. Zürich, 11. Juli 1851. Beginnt mit: *„Schnell heute vor Postschluss noch ein paar Zeilen mit einer dringenden Bitte!" —*. Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 257; R. Wagner's Briefe, pag. 287.

238. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Enge b. Zürich, 11. Juli 1851. Beginnt mit: *„Eben kam ich von den Alpen herab, als ich Deinen Brief vorfand,"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 138.

239. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Enge b. Zürich, 22. Juli 1851. Beginnt mit: *„Neuerdings eine telegraphische Depesche! Sei nicht bös! — In Brüssel wollen sie"*. Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 258; R. Wagner's Briefe, pag. 287.

240. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Enge b. Zürich, (zweiter Brief vom) 22. Juli 1851. Beginnt mit: *„Man verlangt von mir die Partitur meiner Oper Lohengrin. Ich benutze davon nur"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 289.

241. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo 23. August 1851. Beginnt mit: *„Zwei Worte — Du hast den Lohengrin recht verstanden — nicht Stahr"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 143.

242. **An August Röckel in Waldheim**, ddo Zürich, 24. August 1851. Beginnt mit: *„Erst vor einiger Zeit erfuhr ich mit Bestimmtheit, dass es Dir"*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 1.

243. **An Theodor Uhlig in Dresden**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„O Du schlechter Mensch! homo malus! Wie lange hast Du mich auf einen Brief“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 95.

244. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 8. September 1851. Beginnt mit: *„Ich gehe in die Wasserheilanstalt. — Soeben komme ich von Albisbrunn“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 100.

245. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Soeben erst habe ich ersehen, was Du mir für eine Arbeit gemacht hast —“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 21; R. Wagner's Briefe, pag. 289.

246. **An Ferdinand Heine in Dresden**, ddo (Zürich), September 1851. Beginnt mit: *„Habe herzlichen Dank für Deinen lieben Brief! Leider habe ich aber“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 391.

247. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo (Zürich), 15. September 1851. Beginnt mit: *„Ehe ich nach Albisbrunn gehe — was morgen geschieht — will ich schnell“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 101.

248. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn („den Tag nicht wissend“). Beginnt mit: *„Liebenswürdigster Mensch! (Homo amabilissimus. Liv. II. 73). Dieser Brief wird Dir sehr gelegen kommen,“* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 104.

249. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn, 30. September 1851. Beginnt mit: *„Du bist doch wirklich der Einzige, mit dem was anzufangen ist“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 105.

250. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn, o. D. Beginnt mit: *„Dein gestriger Brief traf mich in Uebelbefinden; meine Laune ist etwas ernst.“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 106.

251. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn, o. D. Beginnt mit: *„Du! schnell noch eine Berichtigung! — eine Unvollständigkeit, auf die Du mich“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 109.

252. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn, 20. October 1851. Beginnt mit: *„Besten Dank für Deinen Brief! ich beantworte ihn sogleich, weil ich bald wieder“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 111.

253. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn, 22. October 1851. Beginnt mit: *„Ich sehe gar nicht ein, warum ich Dir heute nicht noch einmal schreiben“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 112.

254. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn, 28. October 1851. Beginnt mit: *„Nur ein Weniges! K. wird gerne bei Brendel mitarbeiten,“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 114.

255. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Albisbrunn, 30. October 1851. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Vergebens habe ich Sie nun lange genug zu dem versprochenen Besuche“.* Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

256. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Albisbrunn, 30. October 1851. Beginnt mit: *„Ich will Dir schreiben, ich weiss aber noch nicht recht was —“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 115.

257. **An Eduard Avenarius in Leipzig**, ddᵒ Albisbrunn (30. October 1851). Beginnt mit: *„Lies den eingelegten Brief durch und betrachte seinen Inhalt"*. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

258. **An Otto Wigand in Leipzig** (aber nicht an den Adressaten befördert), ddᵒ Albisbrunn, 30. October 1851. Beginnt mit: *„Die Herren Breitkopf & Härtel melden mir soeben"*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

259. **An Eduard Avenarius in Leipzig**, ddᵒ Albisbrunn, 31. October 1851. Beginnt mit: *„Auf meine gar zu flüchtigen Zeilen von gestern muss ich heute"*. 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

260. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddᵒ (Albisbrunn), 1. November 1851. Beginnt mit: *„Einwickelungen sind im Salon ausgelegt zu Aller Ergötzen."*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 116.

261. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddᵒ (Albisbrunn), 3. November 1851. Beginnt mit: *„Schnell ein paar Zeilen, damit Du heute noch Antwort"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 117.

262. **An Eduard Avenarius in Leipzig**, ddᵒ Albisbrunn, 11. November 1851. Beginnt mit: *„Hast Du meine beiden Briefe bekommen?"*. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

263. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddᵒ Albisbrunn, 12. November 1851. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir heute zugleich wieder, damit ich etwas"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 118.

264. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddᵒ Albisbrunn, Dienstag Vormittag (18. November?) 1851. Beginnt mit: *„Ich bin einmal wieder lange ohne Nachrichten. Von A. erwarte"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 121.

265. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddᵒ Albisbrunn, 20. November 1851. Beginnt mit: *„Soeben habe ich das Weimarische Packet gepackt' es enthält"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 123.

266. **An Franz Liszt in Weimar**, ddᵒ Albisbrunn, 20. November 1851. Beginnt mit: *„Endlich bin ich so weit, mein langes Schweigen gegen Dich brechen zu können"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 143.

267. **An Eduard Avenarius in Leipzig**, ddᵒ Albisbrunn, 22. November 1851. Beginnt mit: *„Herzen und herzlichsten Dank für Deine brüderliche Herausgabe"*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

268. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddᵒ Zürich (Zeltweg), 28. November 1851. Beginnt mit: *„Nun, was willst Du mehr? Soeben habe ich einen vanbetungsvollen Brief an Hrendel"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 125.

269. **An Theodor Uhlig in Dresden**, dd^o Zeltweg, 3. Dezember 1851. Beginnt mit: „*»Feparos soll wieder einmal Botendienste verrichten.' Schon lag es mir daran,*". Abgedr. in R. Wagner's Briefe, pag. 128.

270. **An Theodor Uhlig in Dresden**, dd^o Zürich, 13. Dezember 1851. Beginnt mit: „*Ich warte einen vermutheten Brief von Dir nicht erst ab,*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 130.

271. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Zürich (Zeltweg), 14. Dezember 1851. Beginnt mit: „*Heute nur wenige Zeilen den Dank für Deinen letzten Brief*". Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 155.

272. **An Theodor Uhlig in Dresden**, dd^o Zürich, 18. Dezember 1851. Beginnt mit: „*Ist die Heldlinde schon fertig? wie wirst Du es nur mit dem schwarzen Tempo*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 135.

273. **An Theodor Uhlig in Dresden**, o. O. u. D. Beginnt mit: „*Ja, lieber Mensch! Das hättest Du mir früher sagen müssen,*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 138.

274. **An Ferdinand Heine**, dd^o Zürich (Zeltweg), 20. Dezember 1851. Beginnt mit: „*Ich dachte immer, Du solltest mir einmal schreiben,*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 392.

275. **An Theodor Uhlig in Dresden** (Widmung von „Oper und Drama"), dd^o Zürich, 21. Dezember 1851. Beginnt mit: „*Du verriethest mir einmal, dass Du auch noch die Schwäche besässest, Autographen*". Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien), vom 19. Februar 1879; Das Orchester (Dresden), 1885 No. 26; Autograph auf „Wahnfried" (fehlt in R. Wagner's Briefe).

276. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, o. O. u. D. (Ende 1851.) Beginnt mit: „*Ich bin Dir seit langer schon eine Antwort auf Deinen letzten*". Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 22/23; R. Wagner's Briefe, pag. 293.

277. **An (Adressat unbekannt, angeblich G. Herwegh)**, dd^o . . . . 1851? Ungedruckt (Fragment) beginnt mit: „*Frau Wille meldet mir heute früh, dass*". Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

278. **An (Adressat unbekannt, angeblich G. Herwegh)**, dd^o . . . . 1851? Ungedruckt (Fragment) beginnt mit: „*Es ist mir wirklich ein recht grosses Bedürfniss, heute ruhig zu Hause*". Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

279. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, o. O. u. D. (1851?) Beginnt mit: „*Ich konnte Dir bisher nicht antworten, da die hiesige*". Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 22/23; R. Wagner's Briefe, pag. 295.

## 1852.

280. **An Theodor Uhlig in Dresden**, dd^o (30. Dezember 1851 und) 1. Januer 1852. Beginnt mit: „*Gestern erhielt ich auch das Buch: 3 Opernlichtungen. Das Vorwort war mir ziemlich wieder entfallen,*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 141.

281. **An Freiherrn von Biedenfeld in Weimar**, ddo Zürich, 6. Jänner 1852. 2 S. 4°. Ungedruckt. Angezeigt in: Katalog einer Autographensammlung, Auction v. Leo Liepmannssohn, Berlin, am 7. Mai 1896 unter No. 1147.

282. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 12 Jänner 1852. Beginnt mit: „*Ich bin wieder so ziemlich im Alten drinn, und der Teufel hat mich wieder!*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 144.

283. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo („31 Dezember") 1851. Beginnt mit: „*Ich antworte zunächst auf Deine Fragen: 1. Wie der neue Klavierauszug*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 147.

284. **An Franz Brendel in Leipzig**, („Ueber musikalische Kritik"), ddo Zürich, 25. Jänner 1852. Beginnt mit: „*Sie wünschen, ich möchte Ihnen meine Ansicht*". Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), XXXVI. pag. 57; Zwei Briefe v. R. Wagner (Leipzig 1852), pag. 5; R. Wagner: Ges. Schr. u. Dichtgn., V. pag. 65.

285. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 30. Jänner 1852. Beginnt mit: „*Nimm meinen herzlichsten Dank für Deinen letzten*". Abgedr. in: Bayr. Blätter, X. 9. Stück; Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 160.

286. **An Theodor Uhlig in Dresden**, o. O. u. D. Beginnt mit: „*Gern möchte ich keinen Punkt der Beantwortung aus Deinen letzten*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 151.

287. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo (Sonntag), d. h. den 15. Februar 1852. Beginnt mit: „*Ich schicke Dir hier meine Erläuterung der Coriolanouvertüre*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 157.

288. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 26. Februar 1852. Beginnt mit: „*Ich wünschte nun wahrlich nicht wie es sich ereignen sollte,*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 164.

289. **An Rabe in Lenzburg**, ddo Zürich, 1. März 1852. Beginnt mit: „*Ich sage Ihnen meinen besten Dank für die Bereitwilligkeit mit der Sie auf die Einladung*". Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), 1884 No. 24.

290. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 4. März 1852. Beginnt mit: „*Ich schicke Dir hier eine Erklärung meiner Tannhäuser-Ouvertüre,*". Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 165.

291. **An Ernst Methfessel in Winterthur**, ddo Zürich, 7. März 1852. Beginnt mit: „*Dürfte ich wohl die Bitte an Sie wagen, zur Aufführung meiner sehr schwierigen „Tannhäuser"-Ouvertüre,*". Abgedr. in: Schweizerische Musikzeitung u. Sängerblatt v. 30. September 1896; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. No. 16 v. 11. Februar 1897.

292. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 9. März 1852. Beginnt mit: „*Ich muss Dir nun auch meinen herzlichsten Dank sagen für den übermaligen*". Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1865 No. 22/23; Nord u. Süd, XXVI. pag. 282; R. Wagner's Briefe, pag. 297.

293. **An Cecilie Avenarius in Leipzig**, o. O., ddo 9. März (1852). Beginnt mit: „*Wie gern möchte ich Dir, der Starke und der Kleine gesunde Briefe schreiben*". 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

294. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, 11. März 1852. Beginnt mit: *„Auch ich empfehle Dir eine Lesefrucht: — Musikalische Briefe eines Wohlbekannten"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 168.

295. **An Dr. Hermann Rollet in Baden b. Wien,** dd° Zürich (Ostern) 1852. Beginnt mit: (n. d. Gedächtniss aufgezeichnet) *„Da Sie über Ihre „Reisenden" ein Urtheil in einigen geschriebenen Worten"*. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., I. No. 2 v. 27. September 1885, pag. 38.

296. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, 20. März 1852. Beginnt mit: *„Meine Frau begeht oft gegen mich das Unrecht, bei passender Zeit"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 172.

297. **An Theodor Uhlig in Dresden,** o. O. u. D. (25. März?) 1852. Beginnt mit: *„Du, der L. K. ist auch ein närrischer Kauz: der sieht auch aus"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 175.

298. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, 4. April 1852. Beginnt mit: *„Schnell noch 2 Worte an Dich! — Alles erführst Du von R.'s."*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 180.

299. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, 9. April 1852. Beginnt mit: *„Schönen Dank für Deinen letzten Brief. Kürzlich schrieb ich der Frau R."*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 181.

300. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 13. April 1852. Beginnt mit: *„Schönsten Dank, bester Freund! für Deinen lieben Brief, der mir sehr unerwartet"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 168.

301. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, 3. Mai 1852. Beginnt mit: *„Nur wenn ich mir vornehme nicht ausführlich zu sein, kann ich den Entschluss"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 184.

302. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, im Mai 1852. Beginnt mit: *„Aus Wiesbaden schrieb Schindelmeisser an mich wegen der Partitur des Tannhäuser:"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 186.

303. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, 12. Mai 1852. Beginnt mit: *Ich ziehe heute auf's Land, und will dort allen irgend Geschäftliche,"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 190.

304. **An Frau Eliza Wille in Mariafeld b. Zürich,** dd° Zürich, 18. Mai 1852. Beginnt mit: *„Soeben bin ich in der Nähe der Stadt auf's Land gezogen, um mich bei gehofften guten Wetter"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau (Berlin), XIII. (1887) pag. 281.

305. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 24. Mai 1852. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir heute nur ganz flüchtig mit ein paar Zeilen,"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 173.

306. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 29. Mai 1852. Beginnt mit: *„Auf meine letzten eiligen Zeilen will ich Dir heute nun etwas ausführlicher"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 174.

307. **An Theatermeister Hänel in Dresden,** dd° (Zürich?) 30. Mai 1852. Erwähnt in: R. Wagner's Briefe, pag. 194.

308. **An Theodor Uhlig in Dresden,** dd° Zürich, 31. Mai 1852. Beginnt mit: *„Ich habe zu lange auf einen Brief von Dir gewartet, um nicht endlich,"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 191.

309. **An Franz Liszt in Weimar** (Widmung zur „Lohengrin"-Partitur), ddo Zürich, im Mai 1852. Beginnt mit: *„Du warst es, der die stummen Schriftzüge dieser Partitur zum hellen Klangleben erweckte"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1880 No. 36; Vossische Zeitung (Berlin), 28. August 1880; vorgedruckt der neuen „Partitur"-Ausgabe v. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

310. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 3. Juni 1852. Beginnt mit: *„Nimm von uns Allen den herzlichsten Glückwunsch zu der Geburt Deines Kindes"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 194.

311. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo (Zürich), 16. Juni 1852. Beginnt mit: *„Eine Bitte! Ich arbeite fleissig und gedenke in 14 Tagen mit der Dichtung meiner „Walküre" fertig"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 179.

312. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. (21. Juni 1852?). Beginnt mit: *„Herzlichen Dank, Du allerbester Freund, für die Geldsendung"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 182.

313. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 2. Juli 1852. Beginnt mit: *„Uhlig! Uhlig! Du bist ein Herrgottstausendelementkreuzer"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 195.

314. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo (Zürich), 9. Juli 1852. Beginnt mit: *„Zwei Worte nur meiner Absage, die ich morgen mittele. — Der Leipziger Theaterdirektor"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 201.

315. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Meiringen, 15. Juli 1852. Beginnt mit: *„Dein Briefchen traf mich gestern hier, als ich soeben vom Berner Hochlande"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 202.

316. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Lugano, 22. Juli 1852. Beginnt mit: *„O Du Mensch! Homo terribilis (Lav. II. 53). Ich glaubte wirklich von Dir hier"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 203.

317. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Genf, 3. August 1852. Beginnt mit: *„Wie entsetzlich viel Porto muss ich Dich jetzt kosten! — Nun, dafür schicke ich Dir"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 206.

318. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 9. August 1852. Beginnt mit: *„Meinen zwei Worten vom letzthin will ich heute noch nachschicken,"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 207.

319. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 11. August 1852. Beginnt mit: *„Heute zwei Zeilen in Geschäftssachen! Breslau schreibt mehrn direct an mich"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 211.

320. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo (Zürich), 14. August 1852. Beginnt mit: *„Mit Deinem Briefe zugleich kam heute eine neue Ladung Noth für Dich"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 213.

321. **An Theodor Uhlig in Dresden**, ddo 23. August 1852. Beginnt mit: *„Wieder ein rother, d. h. Geschäftsbrief! Der Direktor J. A. Stägar in Prag verlangt"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 213 (mit Druckfehler 23. August 1853).

322. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 27. August 1852. Beginnt mit: „— — *beanfrage ich hiermit, an den Direktor des Stadttheaters in Düsseldorf,*". Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), 1885 No. 26, (fehlt in R. Wagner's Briefen).

323. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 30. August 1852. Beginnt mit: „*Gestern konnte ich Dir mit dem besten Willen das Packet*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 214.

324. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 5. September 1852. Beginnt mit: „*Ich kann Dir nur in zwei Zeilen melden, dass Figaro sich wieder sehr gut*". Abgedr. in R. Wagner's Briefe, pag. 217.

325. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 8. September 1852. Beginnt mit: „*Tausend Dank, Du liebster Freund! für Deinen letzten Brief! Leider kann ich Dir*". Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 186.

326. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 8. September 1852. Beginnt mit: „*Vor einigen Tagen schickte mir der höchst gewissenhafte Fürster Direktor bereits das Honorar.*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 217.

327. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 11. September 1852. Beginnt mit: „*Etwas Geschäft! — Damit Du nicht aus der Uebung kommst! — Ich lege das Konzept*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 218.

328. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 12. September 1852. Beginnt mit: „*Nach meinem letzten Briefe wirst Du glauben, ich sei bereits verrückt geworden*". Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 189.

329. **An August Röckel in Waldheim,** ddo Zürich, 12. September 1852. Beginnt mit: „*Dein Brief, Du lieber Freund, hat mich über alle Massen*". Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 9.

330. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich), 12. September 1852. Beginnt mit: „*Mit Deinem Briefe erhielt ich soeben auch einen Brief von Michaelson.*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 220.

331. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 19. September 1852. Beginnt mit: „*Ein wenig Schreibekraft muss ich Dir doch zudem noch Empfang Deines Briefes*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 221.

332. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 27. September 1852. Beginnt mit: „*In Zürich hielt man Messe, und ein fremder Leinewand-händler brachte so verzögerte*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 224.

333. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo (Zürich), 1. October 1852. Beginnt mit: „*'s ist manchmal wie verhext, und ich bewerbe mich nur einmal einen Augenblick öppis*". Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 227.

334. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 3. October 1852. Beginnt mit: *„Berühige mich doch durch ein paar Zeilen darüber, dass Du mir letzthin nichts übel"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 191.

335. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 5. October 1852. Beginnt mit: *„Zwei Zeilen! Heute erhalte ich einen Brief von Advokat Stecher in Leipzig, der mir meldet."*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 228.

336. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo (Zürich), 10., 11. u. 12. October 1852. Beginnt mit: *„Wie ich Dir Deinen grossen Brief würdig beantworten soll, weiss ich wahrlich"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 229.

337. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 13. October 1852. Beginnt mit: *„Auf Deinen letzten Brief, und namentlich auf Deine Bemerkung in Betreff"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 198.

338. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo (Zürich), 14. October 1852. Beginnt mit: *„Dass ich Dir heute noch ein paar Zeilen schreibe, kannst Du auch"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 234.

339. **An (Adressat unbekannt, wahrsch. Mosewius in Breslau),** ddo Zürich, 26. October 1852. 4 S. 8°. (An einen „hochverehrten Freund" in Breslau, über die gelungene Aufführung des „Tannhäuser".) Autographen-Auction v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. Mai 1896 unter No. 1148.

340. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo (Zürich), 1. November 1852. Beginnt mit: *„Du bekommst heute nur ein paar Zeilen, lieber Freund. Nach einiger Unterbrechung"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 237.

341. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 9. November 1852. Beginnt mit: *Ich muss Dir schreiben, und bin so missmuthig über das, was ich Dir zu schreiben"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 197.

342. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 10. November 1852. Beginnt mit: *„Du wirst in diesen Tagen mit grosser Bestimmtheit auf einen grossen"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 238.

343. **An R. Weiland in Dresden,** ddo Zürich, 11. November 1852. Beginnt mit: *„Die Weigerung des Herrn Direktor W....., mir die verlangten 10 L. sind'or als Honorar"*. Abgedr. in: Tägliche Rundschau (Berlin), No. 115 v. 22. Mai 1883.

344. **An Theodor Uhlig in Dresden,** o. O. u. D. (November 1852). Beginnt mit: *„Der Briefträger kommt täglich Vormittags um 11 Uhr; von 9 Uhr an"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 243.

345. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo 27. November u. 6. Dezember 1852. Beginnt mit: *„Weinst Du, dass die Dresdener Tannhäuser-Wiederaufführung durchaus nur unbehaglich"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 246.

346. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo (Zürich), 22. Dezember 1852. Beginnt mit: *„Ich harre mit grosser Sehnsucht auf einen Brief von Dir! Für heute nur"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 201.

347. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo (Zürich), 23. Dezember 1852. Beginnt mit: *„Du machst mir schreckliche Sorgen, und namentlich dadurch auch,“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 250.

348. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo (Zürich), 24. Dezember 1852. Beginnt mit: *„Sollte durch irgend eine Verzögerung heute die Musterpartitur der“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 202.

349. **An Theodor Uhlig in Dresden,** ddo Zürich, 24. Dezember 1852. Beginnt mit: *„Schreibe es der übergroßen Hartnäckigkeit Deiner Freundschaft zu, wenn ich Dich“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 251.

350. **An Louis Schindelmeisser in Wiesbaden,** ddo Zürich, 28. Dezember 1852. 2 S. 4°. Auction einer schönen Autographensammlung durch Leo Liepmannssohn (Berlin), am 7. Mai 1898 unter No. 1149. (R. Wagner spricht sich sehr erregt gegen die Zeitungsschreiber aus, die sich mit Teufelsgewalt einbilden, dass er seinen Tannhäuser *„für das Kunstwerk der Zukunft“* halte. Schliesst: *„Du guter Gott, wenn sie wüssten, wie mir das verhasst ist“.)*

351. **An Frau Julie Ritter in Dresden,** ddo Zürich, 29. Dezember 1852. (Fragment) beginnt mit: *„— — Nach nur zwei, der Arbeit gewidmeten Morgenstunden bedarf es eines zweistündigen Schlafes, um die ausserordentlich leidenden Gehirnnerven zu beruhigen.“*. Abgedr. in: Langhans: Geschichte d. Musik, II.; Kastner's Wr. Mus. Ztg., III. No. 20 v. 15. März 1887.

352. **An Cecilie Avenarius in Leipzig,** ddo Zürich, 30. Dezember 1852. Beginnt mit: *„Ich wollte Dir schon gestern schreiben, damit Du den Brief am Neujahrstage“*. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

353. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Dezember 1852. Beginnt mit: *„Nimm mir nicht übel, dass ich Dir erst heute eine Nachricht gebe“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 383.

354. **An Kapellmeister Schmidt,** ddo . . . . 1852. 2 S. 8°. Künstler-autographen-Verzeichniss v. Otto Aug. Schulz (Leipzig), 1876.

**1853.**

355. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Zürich, 2. Jänner 1853. Beginnt mit: *„Im alten Jahre habe ich Dir durch Heine noch ein paar“*. Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 263; R. Wagner's Briefe, pag. 299.

356. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Zürich, 8. Jänner 1853. Beginnt mit: *„Ich dachte wirklich, Du könntest einmal einen Puff leichter vertragen.“*. Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 263; R. Wagner's Briefe, pag. 301.

357. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 8. Jänner 1853. Beginnt mit: *„Ist bei Euch denn nicht die Ouverture und der Schluss des letzten Finales“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 207.

358. **An Frau Uhlig in Dresden,** dd^o Zürich, 9. Jänner 1853. Beginnt mit: *„Wie soll es mir möglich sein, für den schrecklichen Verlust — den Sie erlitten — Ihnen irgend welchen“.* Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), II. No. 25. v. 10. September 1885.

359. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Diese Zeilen werden wahrscheinlich mit der nach gestern abgeschickten“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 302.

360. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 13. Jänner 1853. Beginnt mit: *„Noch erhaltet Du heute nicht die eigentliche Antwort auf Deinen gesamten“.* Abgedr. in: Bayr. Blätter, X. 9. Stück; Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 210.

361. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Zürich, 21. Jänner 1853. Beginnt mit: *„Ich wollte Dir eben schon schreiben, als ich noch aus Kassel eine Nachricht“.* Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 264; R. Wagner's Briefe, pag. 303.

362. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Zürich, 29. Jänner 1853. Beginnt mit: *„Einen Auftrag — (nicht eine Bitte, weil Du diese am Ende mir nicht erfüllen“.* Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 265; R. Wagner's Briefe, pag. 305.

363. **An Ferdinand Heine in Dresden,** dd^o (Zürich), 3. Februar 1853. Beginnt mit: *„Wäre es wohl möglich, dem sehr kleinen (aber gutwilligen) Theater in Freiburg“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 295.

364. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 11. Februar 1853. Beginnt mit: *„Hier hast Du einen ganzen Haufen neues Zeug von mir! Du selbst“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 214.

365. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o (Zürich), 19. Februar 1853. Beginnt mit: *„Soeben erhalte ich die fabelhafte Nachricht, dass dem Prager Theaterdirektor —“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 221.

366. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Zürich, 24. Februar 1853. Beginnt mit: *„(Eilig!) Gewee in Danzig will den Tannhäuser; ich habe 10 Louisd'or gefordert.“.* Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 265; R. Wagner's Briefe, pag. 306.

367. **An Robert Heller in Hamburg,** dd^o Zürich, 26. Februar 1853. Beginnt mit: *„Ich erfahre, dass Du mir und meinen Arbeiten Deine Theilnahme schenkst:“.* Ungedruckt. Autograph im Besitz von Arthur Smolian in Karlsruhe i. Baden. Abschrift im Besitz des Herausgebers.

368. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 28. Februar 1853. Beginnt mit: *„Ich bitte Dich nur um zwei Worte, ob Du meine am 11. Februar von hier abgegangene“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 223.

369. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 3. März 1853. Beginnt mit: *„In Kürze schicke ich Dir heute, zugleich nach Empfang Deines lieben Briefes.“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 224.

370. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo (Zürich), 4. März 1853. Beginnt mit: *„In Einem wünsche ich, dass Du mich ernstlich nicht missverstandest —“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 226.

371. **An Ferdinand Heine in Dresden**, ddo Zürich, 9. März 1853. Beginnt mit: *„Das war sehr liebenswürdig von Dir, dass Du Dich der Freilinger so annahmst.“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 395.

372. **An Frau Uhlig in Dresden**, ddo Zürich, 17. März 1853. Beginnt mit: *„Herzlichen Dank für Ihre Zeilen von letzthin, wie für die Antwort auf meinen“*. Abgedr. in: Das Orchester (Dresden), II. No. 26 v. 10. September 1885.

373. **An Musikdirektor Heim in Zürich**, ddo Zürich, 27. März 1853. 1 S. 8°. Ungedruckt. (R. Wagner übersendet dem *„geehrtesten Freund“* Chorstimmen und schliesst *„so erhalten wir für die undenklichsten Fälle Vorrath“*.) Autographen-Auction v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 4. Februar 1895 unter No. 1062.

374. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 30. März 1853. Beginnt mit: *„Ich erfahre viel zu wenig von Dir! Das soll kein Vorwurf, es kann nur“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 229.

375. **An Rudolf Schöck in Berlin**, ddo (Zürich), März 1853. Beginnt mit: *„Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht und mir eine grosse Freude bereitet.“*. Abgedr. in: Deutsch-österr. Theater-Ztg. (Berlin), 1885 No. 20; Kastner's Wr. Musikal. Ztg. I. No. 2 v. 27. September 1885.

376. **An A. Wilkoszewsky in München**, ddo Zürich, 11. April 1853. Beginnt mit: *„Auf Veranlassung und den Rath meines Freundes Alexander Müller“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 24.

377. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 11. April 1853. Beginnt mit: *„Hier, liebster, bester Freund, schicke ich Dir die Antwort des Prager Theaterdirektors“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 235.

378. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 12. April 1853. Beginnt mit: *„Aber sage einmal, lieber alter Freund und Bruder, was muss ich von Dir erleben?“*. Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 206; R. Wagner's Briefe, pag. 396.

379. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 13. April 1853. (Fragment) beginnt mit: *„Wie Du nur wähnen konntest, irgend einer Deiner grossherzigen Ergüsse“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 235.

380. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 14. April 1853. Beginnt mit: *„Packe doch schnell ein Exemplar von der Ouvertüre zu Rienzi, die sich einzeln —“*. Abgedr. in: Nord u. Süd, XXVI. pag. 206; R. Wagner's Briefe, pag. 397.

381. **An A. Wilkoszewsky in München**, ddo Zürich, 20. April 1853. Beginnt mit: *„Durch Ihren so sehr freundlichen Brief haben Sie mich“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 24.

382. **An Ernst Methfessel in Winterthur**, dd^o^ Zürich, 23. April 1853. Beginnt mit: *„Sie haben gewiss schon erfahren, dass ich es unternommen habe,"*. Abgedr. in: Schweizerische Musikzeitung v. 30. September 1886; Kastner's Wr. Musikal. Ztg. III. No. 15 v. 11. Februar 1887.

383. **An Ferdinand Heine in Dresden**, dd^o^ Zürich, 30. April 1853. Beginnt mit: *„Schönen Dank für Deinen Brief, auf den ich Dir sogleich in grösster Kürze"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 397.

384. **An A. Wilkoszewsky in München**, dd^o^ Zürich, 1. Mai 1853. Beginnt mit: *„Ich suche mich einigermassen von dem Schrecken zu erholen"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 24.

385. **An Ferdinand Heine in Dresden**, dd^o^ Zürich, 3. Mai 1853. Beginnt mit: *„Guter Nante! Die Geschichte mit dem Portrait wird recht langweilig!"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 399.

386. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o^ Zürich, 9. Mai 1853. Beginnt mit: *„Im verhedeutesten Drange der Geschäfte muss ich Dir ein paar enthusiastische"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 239.

387. **An (Adressat unbekannt)**, dd^o^ Zürich, 30. Mai 1853. (Fragment) beginnt mit: *„Ich antworte unbedingt: den „Tannhäuser", und dann erst den „Lohengrin;"*. Abgedr. (im Facsimile) in: Naumann: Illustr. Musikgeschichte. II. pag. 1024.

388. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o^ Zürich, 30. Mai 1853. Beginnt mit: *„Ich bin sehr zerschlagen und müde. Darum wird Dir wohl bereits"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 242.

389. **An (Adressat unbekannt)**, dd^o^ Zürich, 31. Mai 1853. 2 S. gr. 8^o^. (Fragment) beginnt mit: *„Leider ersehe ich, dass Ihnen meine Lage nicht bekannt war, als Sie den Wunsch fassten"*. Autographen-Verzeichniss No. 40 v. Leo Liepmannssohn (Berlin, 1885) unter No. 418.

390. **An Franz Lübmann in Riga**, dd^o^ Zürich, 1. Juni 1853. Beginnt mit: *„Sei mir nicht böse, dass ich Dich etwas warten liess: namentlich in letzter Zeit"*. Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), 1884 No. 24.

391. **An August Röckel in Waldheim**, dd^o^ (Zürich), 8. Juni 1853. Beginnt mit: *„Vor Kurzem erst erhielt ich endlich wieder Nachricht von Dir"*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 14.

392. **An Ferdinand Heine in Dresden**, dd^o^ (Zürich), 10. Juni 1853. Beginnt mit: *„Schön Dank für Deinen Brief: ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht gleich"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 399.

393. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o^ Zürich, 14. Juni 1853. Beginnt mit: *„Liebster, ich hab' Dir nichts zu schreiben, als dass ich Dich nun sehnlichst erwarte."*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 247.

394. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd^o^ Zürich, 15. Juni 1853. Beginnt mit: *„Es thut mir leid, dass Deine beispiellose Gewissenhaftigkeit dem Michaelson"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 25; Nord und Süd, XXVI. pag. 269; R. Wagner's Briefe, pag. 398.

395. **An Cecilie Avenarius in Leipzig**, dd^o. Zürich, 20. Juni 1853. Beginnt mit: *„Was ist je eine fürchterliche Geschichte, liebe Cecilie; fast möchte mir bange werden."*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

396. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. (wahrscheinlich 29. Juni 1853). Beginnt mit: *„Soeben komme ich von einem Ausfluge zurück und finde Deinen Brief."*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 250.

397. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd^o. Zürich, 30. Juni 1853. Erwähnt mit: *„Gestern schrieb ich Dir!"* und *„(Siehe Brief von gestern!)"* in: R. Wagner's Briefe, pag. 309.

398. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd^o. Zürich, 1. Juli 1853. Beginnt mit: *„Gestern schrieb ich Dir! Heute antworte ich in Kürze, was auf Deinen"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 21; Nord und Süd, XXVI. pag. 269; R. Wagner's Briefe, pag. 309.

399. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd^o. Zürich, 11. Juli 1853. Beginnt mit: *„Du wirst nächstens von Michaelsen in Berlin — gegen Postschein über 12 Louisd'or —"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 25; Nord u. Süd, XXVI. pag. 269; R. Wagner's Briefe, pag. 310.

400. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o. Chur, 15. Juli 1853. Beginnt mit: *„Hier sitz' ich in Graubünden's Hauptstadt: alles ist grau! grau! — Ich muss rosiges Papier"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 254.

401. **An (Adressat unbekannt, wahrscheinlich Musiker Rabe in Lenzburg)**, dd^o. Lugano, 23. Juli 1853. Beginnt mit: *„Sie sehen, wo ich stecke! Seit längerer Zeit befinde ich mich auf einer grösseren"*. Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), 1864 No. 24.

402. **An Louis Köhler in Königsberg i. Pr.**, dd^o. St. Moritz, Canton Graubünden, 24. Juli 1853. Beginnt mit: *„Seien Sie mir nicht bös, geehrter Freund, dass ich erst so spät"*. Autograph im Besitz v. Director V. Köhler in Wiesbaden. Abgedr. in: Bayr. Blätter, XVIII. (1895), pag. 1.

403. **An Franz Liszt in Weimar**, St. Moritz, o. D. Beginnt mit: *„Hab herzlichen Dank, Du Lieber, für Deinen frohen Brief: fast schäme ich mich"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 261.

404. **An Franz Liszt in Carlsbad**, dd^o. Sct. Moritz, Ktn. Graubündten, 26. Juli 1853. Beginnt mit: *„Lieber Franz, lass Dir heute nur mit wenigen Zeilen danken für Deinen letzten"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 264.

405. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd^o. Sct. Moritz, Ktn. Graubündten, 27. Juli 1853. Beginnt mit: *„Aus Hamburg wirst Du von der Hamburger Theaterdirektion einen Wechsel"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 25; Nord u. Süd, XXVI. pag. 270; R. Wagner's Briefe, pag. 311.

406. **An die Direction der Vereinigten Theater in Hamburg,** dd^o St. Moritz, 27. Juli 1853. 1/4 S. 8^o. Ungedruckt. Abschrift im R. Wagner-Museum in Eisenach.

407. **An A. Wilkoszewsky in München,** dd^o St. Moritz, 28. Juli 1853. Beginnt mit: *„Ihre Briefe sind mir nicht zur Hand. Ich bezeuge Ihnen daher“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 24.

408. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 16. August 1853. Beginnt mit: *„Liebster! ich bin etwas früher von St. Moritz zurück: das schrieb ich Dir wohl schon.“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 268.

409. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Zürich, 17. August 1853. Beginnt mit: *„Wie kannst Du glauben, dass ich je schimpfen könnte, wenn ich an Dich denke?“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 26; R. Wagner's Briefe, pag. 311.

410. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Zürich, 23. August 1853. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir nur ein paar Zeilen zu Deiner Beruhigung, wiewohl Du schon“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 26; R. Wagner's Briefe, pag. 313.

411. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Bern, 25. August 1853. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir heute schon von der ersten Station meiner italiänischen Reise.“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 272.

412. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 12. September 1853. Beginnt mit: *„Da bin ich wieder in Zürich — unwohl, verstimmt — zum Sterben bereit! —“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 273.

413. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 13. September 1853. Beginnt mit: *„Hier ist ein junger Franzos, der in Florenz wohnt, und meine Musik kennen lernen“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 275.

414. **An Louis Spohr in Cassel,** dd^o Zürich, 17. September 1853. Beginnt mit: *„Dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben, dürfte gewiss schwer zu erklären“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 No. 30/31.

415. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 22. September 1853. Beginnt mit: *„So bin ich Dir dafür hin, dass Du mich so lange ohne Nachricht gelassen“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 277.

416. **An Fräulein Louise Otto in Meissen,** dd^o Zürich, 26. September 1853. Beginnt mit: *„So eben erfahre ich, dass ich einen Brief an Sie mitgeben darf!“.* Abgedr. in: Deutsche Revue (Breslau), 1885.

417. **An Eduard Avenarius in Leipzig,** dd^o Zürich, 28. September 1853. Beginnt mit: *„Du meinst, dass ich Dir immer nur mit „Geschäften“ komme: brumme also nicht!“.* 2 S. 8^o. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

418. **An (Adressat unbekannt),** dd° Zürich, 28. September 1853. Autograph in d. Intern. Theater- u. Musik-Ausstellung (Wien) 1892.

419. **An Franz Liszt in Karlsruhe,** dd° Zürich, 29. September 1853. Beginnt mit: *„Schönsten Dank, liebster Franz. An Herrn Fénélon habe ich soeben wieder geschrieben,".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 280.

420. **An Franz Liszt in Karlsruhe,** dd° (Zürich, zweiter Brief vom) 29. September 1853. Beginnt mit: *„Da fällt mir eben ein, dass ich im Lohengrin eine Tempo-Bezeichnung".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 281.

421. **An Franz Liszt in Karlsruhe,** dd° Z(ürich), 2. October 1853. Beginnt mit: *„Ich habe dem Apt (Direktor des Cäcilienvereins in Prag) die Concertpartitur".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 282.

422. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Paris, 26. October 1853. Beginnt mit: *„Da stehe ich noch und starre Euch noch! — mein ganzes Wesen ist Schweigen — :".* Abgedr. in Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 282.

423. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. (Zürich?) u. D. Beginnt mit: *„Du hast mir wohl gar nichts zu schreiben, lieber Franz?".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 282.

424. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 16. November 1853. Beginnt mit: *„Die Drohung, dass ich Dich noch einmal recht unverschämt in Anspruch nehmen wolle,".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 285.

425. **An Edouard Devrient,** dd° Zürich, 16. Dezember 1853. Ungedruckt. Abschrift im Besitz von Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (vergl. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 393).

426. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Z(ürich), 17. Dezember 1853. Beginnt mit: *„Schnell nur zwei Worte für heute! — Ich bin recht bös auf mich,".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 293.

427. **An Cecilie Avenarius in Leipzig,** dd° Zürich, 22. Dezember 1853. Beginnt mit: *„Aber liebe Cecilie, kennst Du mich denn gar nicht mehr, und kennst Du Die meine Art".* 3 S. 8°. Ungedruckt. - Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

428. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 26. Dezember 1853. Beginnt mit: *„Dank, Du lieber heiliger Christ! Ich nehm' Dich für den Heiland selbst,".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 294.

429. **An Fräulein Louise Otto in Meissen,** o. O. u. D. (1853/54). Beginnt mit: *„Ihre freundliche Zuschrift, die mich in Venedig suchte".* Abgedr. in: Deutsche Revue (Breslau), 1885.

**1854.**

430. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° (Zürich), 15. Jänner 1854. Beginnt mit: *„Das Rheingold ist fertig — : aber auch ich bin fertig!!! —".* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 3.

431. **An Louis Spohr in Cassel,** dd° Zürich, 16. Jänner 1854. Beginnt mit: *„Es läßt mir keine Ruhe, dass ich Ihnen noch nicht gedankt habe,"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884, No. 30/31.

432. **An Ferdinand Heine in Dresden,** dd° Zürich, 19. Jänner 1854. Beginnt mit: *„Dein Schweigen, lieben Heinemännel, macht mich fast betrübt! Entweder bist Du"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 403.

433. **An August Röckel in Waldheim,** dd° Zürich, 25. u. 26. Jänner 1854. Beginnt mit: *„Wie es gekommen ist, dass ich Deinen Brief an vier Monate"*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 21.

434. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir wieder, um zu versuchen, ob ich mir das Herz etwas"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 7.

435. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 7. Februar 1854. Beginnt mit: *„Du wolltest mir ja Deine „Künstler" schicken: warum kommen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 10.

436. **An W. Fischer in Dresden,** dd° Zürich, 15. Februar 1854. Beginnt mit: *„Von Euch höre ich nun gar nichts mehr, so dass es mir wirklich"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1895 No. 26; R. Wagner's Briefe, pag. 314.

437. **An (Adressat unbekannt),** dd° Zürich, 1. März 1854. Zum Verkaufe ausgeboten v. Otto Aug. Schulz (Leipzig) 1884. Catalog XV. pag. 20. (Ueber die Besorgung der Partitur zum „Fliegenden Holländer".)

438. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 4. März 1854. Beginnt mit: *„Gewissen Dank für Deine „Künstler". Du hattest bei mir viel gegen diese Composition,"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 12.

439. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 9. April 1854. Beginnt mit: *„Gott weiss, wie schuldig ich diesmal auf einen Brief von Dir"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 17.

440. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Lieber! was Du meinst —: könnte es von Erfolg sein"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 20.

441. **An (Adressat unbekannt) in Paris,** dd° Zürich, 27. April 1854. 2 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Die Adresse des Pariser Modelleurs erfahre ich wohl noch genau,"*. Autographen-Catalog No. 112 v. Leo Liepmannssohn (Berlin), 1895.

442. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° Zürich, 2. Mai 1854. Beginnt mit: *„Ich kann Dir nun nie mehr etwas klagen: ich sündige mit meiner Vertraulichkeit"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 22.

443. **An Franz Liszt in Weimar,** dd° (Zürich), 26. Mai 1854. Beginnt mit: *„In den nächsten Tagen schreibe ich Dir ausführlich und erkläre"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 28.

444. **An Jean Baptist Hagen in Wiesbaden,** dd° Zürich, 26. Mai 1854. Abgedr. in: Neue Musiker-Zeitung, Beilage z. No. 12 (März 1881), pag. 72.

445. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 27. Mai 1854. Beginnt mit: *„Sei mir nicht böse, wenn ich Dir heute noch nicht schreibe, sondern“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 26; R. Wagner's Briefe, pag. 316.

446. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 7. Juni 1854. Beginnt mit: *„Wieder nur schnell ein paar Zeilen zur Antwort, lieber Franz! Du zweifelst wohl“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 31.

447. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Hier hast Du den Bafel wieder, um dessen Eigenthum ich Dich durchaus“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 33.

448. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Lass' Dir sagen, dass ich soeben vor Thränen nicht fortlesen kann“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 34.

449. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo (Zürich), 3. Juli 1854. Beginnt mit: *„Hab tausend Dank, liebster Franz: Du hast mir aus einer äusserste“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 35.

450. **An Eduard Avenarius in Leipzig**, o. O. u. D. (Empfangsnotiz: 3. Juli 1854). Beginnt mit: *„Sieh einmal, ob Du mir einen recht grossen Gefallen erweisen kannst“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

451. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo (am Bord der „Stadt Zürich“ auf dem Vierwaldstätter See), 31. Juli 1854. Beginnt mit: *„Du kommst mir jetzt in Leipzig wie gerufen! ich betrachte Deine Durchreise“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 35.

452. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 8. August 1854. Beginnt mit: *„Wohl hast Du Recht, wenn Du Dich diesmal über meine Saumseligkeit“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 26; R. Wagner's Briefe, pag. 316.

453. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Aber, liebster Franz, hättest Du wirklich einen Augenblick glauben können,“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 40.

454. **An Eduard Avenarius in Leipzig**, ddo Zürich, 2. September 1854. Beginnt mit: *„Nun sei mir ja nicht böse, dass ich Dich so lange“*. 3 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

455. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 16. September 1854. Beginnt mit: *„Meine Frau ist jetzt (ursprünglich zum Besuch ihrer Eltern) in Deutschland“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 43.

456. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 29. September 1854. Beginnt mit: *„Weisst Du, wie es anzufangen ist, dass ich in Brüssel“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 44.

457. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„ich komme immer mehr dahinter, dass Du eigentlich ein grosser Philosoph bist! —“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 45.

458. **An die Intendantur des Kgl. Hoftheaters in Hannover,** dd^o^ Zürich, 21. October 1854. Beginnt mit: *„Ew. Wohlgeboren beehre ich mich zu erwidern, dass die Partitur meiner Oper"*. Autograph im rhätischen Museum in Chur. Abgedr. in: Schweizersche Musikzeitung (1884), No. 20.

459. **An den Musik-Referenten der „Neuen Oder-Zeitung" in Breslau,** dd^o^ Zürich, 23. October 1854. Beginnt mit: *„Im Interesse meines „Lohengrin", dessen Aufführung man in diesen Tagen"*. Abgedr. in: Deutsche Bühnengenossenschaft (Berlin), 1885 No. 41; Kastner's Wr. Musikal. Ztg. I. (1886), pag. 89.

460. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o^ Zürich, 28. October 1854. Beginnt mit: *„In diesen Tagen erhältst Du durch den hiesigen Theater-Director Walther —"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 318.

461. **An Eugen Seidelmann,** o. O. u. D. (Anfang November 1854.) Beginnt mit: *„Haben Sie mit mir Nachsicht, und bedenken Sie, wie reizbar"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Louis Lüstner in Wiesbaden. Abschrift im Besitz des Herausgebers.

462. **An Kapellmeister Skraup in Prag,** dd^o^ Zürich, 2. Dezember 1854. Beginnt mit: *„Durch Madame Lehmann sind mir heute enthusiastische Berichte über die Aufführung"*. Abgedr. in: Das interessante Blatt (Wien), 22. Februar 1883. (Facsimiledruck.)

463. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o^ Zürich, 19. Dezember 1854. Beginnt mit: *„Ich komme schon nicht dazu, Dir einmal ordentlich zu schreiben,"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 27; R. Wagner's Briefe, pag. 319.

464. **An Liedemann,** dd^o^ Zürich, 20. Dezember 1854. Beginnt mit: *„Ich denke mit grosser Sorge an die bevorstehende Aufführung des „Lohengrin" in Hamburg."*. Abgedr. in: Revue Wagnerienne, II. 1. Heft; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., I. (1886) pag. 365.

465. **An Hogarth in London,** dd^o^ (wahrscheinlich 28. Dezember 1854). Erwähnt in: Echte Briefe an Ferd. Praeger (Bayreuth, o. J.), pag. 74.

466. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o^ (wahrscheinlich 28. Dezember 1854). Beginnt mit: *„Brünnhilde schläft! — Ich — wache leider noch! —"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 47.

467. **An Louis Schindelmeisser,** dd^o^ . . . . 1854. Beginnt mit: *„Ich muss Dir, mein Gott, sogleich noch einmal über die Sache schreiben"*. Abgedr. in: Neue Musikzeitung (Cöln), VII. 1886 No. 5.

468. **An Moritz Ernst in Mainz,** dd^o^ Dezember 1854. Erwähnt in: Peth: Gesch. d. Theaters zu Mainz (1879), pag. 273.

## 1855.

469. **An Ferdinand Praeger in London,** dd^o^ Zürich, 8. Jänner 1855. Beginnt mit: *„Sie ersehen vermuthlich, dass ich mit Ihnen — durch die Röckel's — bereits bekannt bin,"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth, o. J.), pag. 73.

470. **An Ferdinand Praeger in London,** dd^o Zürich, 18. Jänner 1855. Beginnt mit: *„Herzlichen Dank lieber Herr Praeger! Sie zeigen sich mir in Ihrem Briefe“.* Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth, o. J.), pag. 75.

471. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o Zürich, 19. Jänner 1855. Beginnt mit: *„Ich kann Dir erst heute Bestimmtes über London schreiben. Ein Mr. Anderson“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 49.

472. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Zürich, 21. Jänner 1855. Beginnt mit: *„Von Dir erfahr' ich auch gar nichts mehr: — hast Du mir böse?“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 27; R. Wagner's Briefe, pag. 319.

473. **An Franz Liszt in Weimar,** a. O. u. D. Beginnt mit: *„Hier, liebster Franz, hast Du meine umgearbeitete Faustouverture“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 54.

474. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Zürich, o. D. (1855). Beginnt mit: *„Räthselhaft schweigender Freund und Bruder in Christo! † † † Bewege doch endlich“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 27; R. Wagner's Briefe, pag. 321.

475. **An Ferdinand Praeger in London,** dd^o Zürich, 1. Februar 1855. Beginnt mit: *„Besten Dank für Ihre freundschaftlichen Bemühungen. Dass Sie den Directoren“.* Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth, o. J.), pag. 77.

476. **An August Röckel in Waldheim,** dd^o Zürich, 5. Februar 1855. Beginnt mit: *„Soeben erhalte ich Deinen Brief und lege meine Arbeit beiseite“.* Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 48.

477. **An Valentin Hamm in Würzburg,** dd^o Zürich, 8. Februar 1855. Beginnt mit: *„Schönen Gruss und herzlichen Dank für Deinen freundlichen Brief, der mir viel“.* Ungedruckt. Abschrift im Besitz des Herausgebers.

478. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o (Zürich), 9. Februar 1855. Beginnt mit: *„Verzeih' liebster Franz, dass ich Dir heute nur ein paar Zeilen zusende“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 55.

479. **An Ferdinand Praeger in London,** dd^o Zürich, 12. Februar 1855. (Fragment) beginnt mit: *„Ich werde Ihr Haus zu dem meinen machen, da ich jedoch auch bei Ihnen“.* Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 242. (Echtheit zweifelhaft.)

480. **An Alois Tichatschek in Dresden,** dd^o Paris, 2. März 1855. Beginnt mit: *„Heiss' innigst Dank für Deinen lieben zärtlichen Brief: Glaube nur“.* Abgedr. in: Frankfurter Zeitung, Februar 1886; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., I. No. 22 v. 5. März 1886. Autograph im Besitz d. Antiquitätenhändler V. Exinger in Frankfurt a. M.

481. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o Paris, 2. März 1855. Beginnt mit: *„Aber lieber, alter Freund! was machst Du mir das Herz schwer“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 27; R. Wagner's Briefe, pag. 321.

482. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo Paris, 2. März 1855. Beginnt mit: *„Ich bin auf dem Wege zu Ihnen, und gedenke Sonntag“*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth, o. J.), pag. 79.

483. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. (London) u. D. Beginnt mit: *„Ich bitte, liebster, liebster Liszt, der Brief an Erard des Piano's wegen“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 58.

484. **An Franz Liszt in Weimar**, (22, Portland Terrace, Regents Park) o. D., Beginnt mit: *„Ach Gott! da erhalte ich soeben Deinen und M.'s lieben, lieben Brief!“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 59.

485. **An Franz Liszt in Weimar** (22, Portland Terrace, Regents Park), o. D. Beginnt mit: *„Ich bin in der albernen Lage, von Dir einen Freundschaftsdienst eigenthümlicher Art“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 62.

486. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Ach, lieber Franz, Du hast in Deiner liebenswürdigen Weise mich getroffen“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 66.

487. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo London (22, Portland Terrace, Regents Park), 1855. Beginnt mit: *„Schönsten Dank, liebster alter Freund, für Deinen Brief“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 28/29; R. Wagner's Briefe, pag. 324.

488. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo London, 22 Portland Terrace, Regents Park, (26. März) 1855. Beginnt mit: *„Wie immer so auch heute eine Bitte! Geh' doch, wenn Du gerade kommelst“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 28/29; R. Wagner's Briefe, pag. 327.

489. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo London, 5. April (1855). Beginnt mit: *„Klindworth hat mir soeben Deine grosse Sonate vorgespielt! —“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 69.

490. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo London, 16. Mai 1855. Beginnt mit: *„Herzlichst danke ich Dir, liebster Franz, für Deinen lieben Brief“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 72.

491. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo London (22, Portland Terrace, Regents Park), o. D. (Mai 1855). Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir den Augenblick wieder, endlich um Ernestine“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 28/29; R. Wagner's Briefe, pag. 327.

492. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo London (22, Portland Terrace, Regents Park), 26. Mai 1855. Beginnt mit: *„Ach, liebster Franz, da muss ich Dich doch noch einmal wegen der Faustouverture“*. Abgedr. (m. d. Datum 26. Mai 1853) in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 75.

493. **An August Röckel in Schloss Waldheim**, o. D., London (22, Portland Terrace, Regents Park). Beginnt mit: *„Soeben habe ich Deinen Brief gelesen, und finde nichts Besseres“*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 54.

494. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo London, 7. Juni 1855. Beginnt mit: *„Lass' mich Dir, Bester der Menschen, allererst mein Erstaunen“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 78.

495. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Herz lieben Dank für die Uebersendung meiner Partitur: Dass Du gar kein Wort"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 328.

496. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd^o^ London, 15. Juni 1855. Beginnt mit: *„Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, von dem ich Dir für heute nichts weiter"*. Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), XLIII. (1855) No. 1 (m. d. Datum 14./16. Juni); R. Wagner's Briefe, pag. 329.

497. **An Frau Leonie Praeger in London**, dd^o^ 1855. Beginnt mit: *„Croyez-vous le temps assez bon pour entreprendre notre promenade?"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 270. (Echtheit zweifelhaft.)

498. **An Frau Leonie Praeger in London**, dd^o^ 1855. Beginnt mit: *„Si vous voulez je viendrai demain (Samedi) dîner avec vous"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 270. (Echtheit zweifelhaft.)

499. **An „Liebste Freunde" in London**, dd^o^ Paris, 28. Juni 1855. Beginnt mit: *„Herzlichen Dank für Eure Liebe, die mir das abgeschmackte London"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 80.

500. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o^ Zürich, 5. Juli 1855. Beginnt mit: *„Dein ehemaliger Herrmann war bei mir, und sagte mir, ich würde in diesen Tagen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 85.

501. **An Ferdinand Praeger in London**, dd^o^ Zürich, 7. Juli 1855. Beginnt mit: *„Schönsten Gruss aus der Schweiz!' — Vom Lädern wirst Du hoffentlich bereits Grüsse"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 81.

502. **An Ferdinand Praeger in London**, dd^o^ Seelisberg, Canton Uri, 15. Juli 1855. Beginnt mit: *„Tausend herzliche Glückwünsche zu dem neuen Leben! Mit Freuden nehme ich"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 83.

503. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o^ Seelisberg, Canton Uri, 22. Juli 1855. Beginnt mit: *„Ich habe jetzt nichts mehr im Kopf, als unser endliches Wiedersehen und Beisammensein"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 90.

504. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Du bist einmal mein Hof-Geschäfts-Vermittler! — Sei doch so gut"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 91.

505. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Du machst mir durch Dein Schweigen rechte Sorge. Wahrlich, soweit ich"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 93.

506. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd^o^ Zürich, 17. August 1855. Beginnt mit: *„Wie geht's? Ich komme so eben erst wieder von einem Berg-Kurorte zurück"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 331.

507. **An Hector Berlioz**, dd^o^ (Anfang September) 1855. Erwähnt in einem Briefe H. Berlioz' an R. Wagner. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1868), pag. 220.

508. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 13. September 1855. Beginnt mit: *„Dein vorletzter Brief, lieber Franz, gab mir die beste Antwort auf meinen“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 96.

509. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Zürich, 14. September 1855. Beginnt mit: *„Schönsten Dank, lieber Freund, für Deinen Brief, der allerdings traurig genug“.* Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 86.

510. **An (Adressat unbekannt),** angeblich ddo Paris (?), 30. September 1855. 1 S. 8°. Angekündigt in: Revue des Autographes v. Gabriel Charavay, Paris, März 1883 unter No. 77.

511. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo 3. October 1855. Beginnt mit: *„So, liebster Franz! Heute schicke ich Dir die fertigen beiden ersten Akte der „Walküre“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 99.

512. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Nur ein Wort, ob meine Partitur richtig“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 102.

513. **An Frau Leonie Praeger,** ddo (Seelisberg?) 3. November 1855. Beginnt mit: *„Allons donc! Je vais vous écrire en français, Dieu donne que vous entendrez“.* Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 296. (Echtheit zweifelhaft.)

514. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** o. O. u. D. (November? 1855). Beginnt mit: *„Die Natur hat doch für Alles ein Mittel! Schon mehrere Tage“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 332.

515. **An Franz Liszt,** ddo (Zürich), 16. November 1855. Beginnt mit: *„Sag' dem Kind tausend Dank für seinen Brief! Das Album hätte ich erhalten“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 103.

516. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** o. O. u. D. (Ende November?) 1855. Beginnt mit: *„Deine gestrige Sendung traf mich noch auf dem Krankenlager, auf das ich mich“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 335.

517. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 12. Dezember 1855. Beginnt mit: *„Soeben stehe ich versuchsweise aus dem Krankenbett auf“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 104.

518. **An Prosper Sainton in London,** ddo 19. Dezember 1855. (Fragment) beginnt mit: *„Hélas! un triste don, mon amitié, et le souvenir“.* Erwähnt in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 119.

519. **An (Adressat unbekannt),** ddo Zürich 1855. 3 S. kl. 8°. Autographen-Auction v. Alex Danz (Leipzig) am 28. October 1886 unter No. 41.

520. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. (1855/56). Beginnt mit: *„Ich bin immer wieder — oder immer noch krank und unfähig zu Allem“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 108.

**1856.**

521. **An Ferdinand Praeger in London**, o. O. (Poststempel Zürich), 16. (?) Jänner 1856. Beginnt mit: *„Hab' Dank für Deinen schönen Bericht aus London, den ich soeben"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 88.

522. **An Franz Liszt in Wien**, ddo. Zürich, 18. Jänner 1856. Beginnt mit: *„Einen Brief von mir, lieber Franz, wirst Du in Wien (durch Gläggl) erhalten"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 112.

523. **An Frau Lehmann in Prag**, ddo. (Februar?) 1856. Beginnt mit: *„Haben Sie tausend Dank für Ihren freundlichen Brief mit dem schönen Inhalte"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Februar 1883.

524. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo. 21. März 1856. Beginnt mit: *„Meine Briefe nach Wien schienen Dich in grosse Verlegenheit gesetzt"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 115.

525. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Dein Brief hat mir grossen Herzeleid gemacht: Du hältst es für nöthig"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 118.

526. **An Kapellmeister Skraup in Prag**, ddo. Zürich, 27. März 1856. (Fragment.) Abgedr. in: Blätter für Musik, Theater und Kunst. III. (1856) pag. 119. (Dank für dessen ausserordentliche Bemühungen um das Gelingen der Aufführung des „Lohengrin".)

527. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo. Zürich, 28. März 1856. Beginnt mit: *„Schönsten Dank, liebster Freund, für Deine Briefe! Du hast recht: ich habe"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 89.

528. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo. Zürich, 13. April 1856. Beginnt mit: *„Ich muss, ehe ich in Bezug auf meine Amnestirung selbst etwas unternehme"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 120.

529. **An Valentin Hamm in Würzburg**, ddo. Zürich, 18. April 1856. Beginnt mit: *„Erweise mir doch einen Dienst! — Herr R. Schöneck, von Zürich her als talentvoller"*. Ungedruckt. Abschrift im Besitze des Herausgebers.

530. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo. Zürich, 29. April 1856. Beginnt mit: *„Da habe ich einmal wieder die Geschichs-Rose gehabt; meine Laune aber"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 335.

531. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo. Mai 1856. Beginnt mit: *„Das ist recht, liebster Ferdinand, dass Du Dich nun entschlossen hast"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 302. (Echtheit zweifelhaft.)

532. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Dein letzter Brief traf mich wieder auf dem Krankenbett: heute fürchte ich, kaum genesen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 125.

533. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo. Mornex b. Genf, 12. Juli 1856. Beginnt mit: *„Siehst Du, hierher bin ich geflohen, um mir endlich Gewissheit"*. Abgedr. in Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 126.

534. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo 17. Juli (1856?). Beginnt mit: *„Ich bin heut an der Arbeit mit meinem „Siegfried“; Arbeit ist meine einzige“*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 226. (Echtheit zweifelhaft.)

535. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Mornex b. Genf, 20. Juli 1856. Beginnt mit: *„Welche Freude mir Dein Brief gemacht, allerbester Franz, kannst Du Dir wohl“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 134.

536. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Do Franz! Da habe ich einen göttlichen Einfall! — Du mußt mir einen Erard“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 137.

537. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. (Mornex b. Genf) u. D. Beginnt mit: *„Ich bin auf der Abreise von Morgen. Am 20. September will ich gewandert“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 138.

538. **An Valentin Hamm in Würzburg**, ddo Mornex b. Genf, 3. August 1856. Beginnt mit: *„Du könntest mir einen rechten Gefallen thun, wenn Du mir“*. Ungedruckt. Abschrift im Besitze des Herausgebers.

539. **An August Röckel in Waldheim**, ddo Zürich, 23. August 1856. Beginnt mit: *„Dein Brief, liebster Freund, hat mich keineswegs streitsüchtig“*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 65.

540. **An Franz Liszt in Zürich**, ddo Zürich, o. D. Beginnt mit: *„Damit Du noch etwas mehr Zerstreuung habest, stelle ich Dir hier“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 139.

541. **An Franz Liszt in Zürich**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Dass ich Dir fortlief, achte ich für eine völlige Inspiration“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 139.

542. **An Franz Liszt in Zürich**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Bei Allem, was Dir und mir heilig ist, glaube mir und meiner Versicherung“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 140.

543. **An Franz Liszt in Zürich**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Nun muss ich es für ein wahres Glück halten, dass Du diesmal hier auch einige and're“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 140.

544. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 7. November 1856. Beginnt mit: *„Sei mir nicht böse, dass ich nach längerem Schweigen Dir heute gerade nur“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 337.

545. **An Franz Liszt und die Fürstin Carolyne Wittgenstein**, ddo Sonntag früh (1856). Beginnt mit: *„Da sitz' ich wieder, und sehe Euch nach! Schönen Dank an Sie“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 141.

546. **An Franz Liszt in München**, ddo Zürich, 6. Dezember 1856. Beginnt mit: *„Ich habe nicht vergessen, Eure Grüsse und Erkundigungen nach Paris“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 143.

547. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 16. Dezember 1856. Beginnt mit: *„Schon mehrmal, liebster Freund, wollte ich anstehen, Dir zu schreiben.“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 146.

548. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Ich muss auf eine Sicherstellung gegen erdenkliche Unannehmlichkeiten bei den erwarteten"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 149.

**1857.**

549. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd° Zürich, 2. Jänner 1857. Beginnt mit: *„Schönsten Gruss zum Neujahr, mein lieber guter alter Fischer! Sag', bist Du mir"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 338.

550. **An den Intendanten der Oper in Zürich**, dd° Zürich, 5. Jänner 1857. In Paris versteigert aus der Autographensammlung von B. Tillon in Paris. (Handelt über die Aufführung des „Fliegenden Holländers" in Zürich.)

551. **An Franz Liszt in Weimar**, dd° (Zürich), 6. Jänner 1857. Beginnt mit: *„Ist das nicht ein rechtes Mieser, lieber Franz? Nun habe ich mich auf Deinen ersten Brief"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 151.

552. **An Franz Liszt in Weimar**, dd° (Zürich), 27. Jänner 1857. Beginnt mit: *„Ich armer rathloser Mensch schicke Dir da wieder einmal etwas über den Hals. —"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 153.

553. **An Johann Hofmann in Wien**, dd° Zürich, 2. Februar 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Sie denken sich wohl leicht, dass Sie mich durch Ihre Anfrage"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

554. **An Franz Liszt in Weimar**, dd° (Zürich), 8. Februar 1857. Beginnt mit: *„Da Du — wie ich von Deiner Theilnahme für mich voraussetze —"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 154.

555. **An Josef A. Tichatschek in Dresden**, dd° Zürich, 9. Februar 1857. Beginnt mit: *„Heute schicke ich das Manuscript des Klavierauszuges von „Rheingold" an Dich"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 11/12; Wissensch. Beilage zur Leipziger Zeitung, 1886 No. 11.

556. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, dd° Zürich, 12. Februar 1857. Beginnt mit: *„Schicke doch sogleich eine eingerichtete Partitur des „Fliegenden Holländers" für das Karlsruher Hoftheater"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 339.

557. **An Prinzessin Marie Wittgenstein in Weimar** (über „Liszt's symphonische Dichtungen"), dd° Zürich, 15. Februar 1857. Beginnt mit: *„Ich bin es Ihnen fast schuldig, mich etwas ausführlicher über"*. Erschienen in: N. Z. f. M. (Leipzig), XLVI. (1857) No. 15; Separatabdruck, Verlag C. F. Kahnt (Leipzig); R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., V. pag. 235.

558. **An Fräulein Louise Mayer in Wien**, dd° Zürich, 23. Februar 1857. Beginnt mit: *„Soeben wendet sich mein alter Bekannter, der jetzige Direktor des Josefstädter Theaters"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 15. Februar 1883.

559. **An Johann Hofmann in Wien,** ddo Zürich, 14. März 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Machen wir die Sache kurz! Sie zahlen mir für jede Aufführung“.* Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach. Abgedr. in: Fipck: W. und s. Werke, I. pag. 361.

560. **An Jacob Bartsch in Düsseldorf,** ddo Zürich, 17. März 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Ein gesunderes Humour kann ich nicht einsehen, und bin überzeugt“.* Ungedruckt. 1 S. 8°. Zum Verkauf ausgeboten v. Spitta (Zeune), Antiquar in Berlin (Jänner 1886) und G. Hess & Co. (München), Catalog No. X (1895) unter No. 309.

561. **An Johann Hofmann in Wien,** ddo Zürich, 23. März 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Ich beziehe zu Ostern ein Landgütchen bei Zürich“.* Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

562. **An Fräulein Louise Mayer in Wien,** ddo Zürich, 26. März 1857. Beginnt mit: *„Sie werden mit mir recht unzufrieden sein! Denken Sie sich“.* Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 15. Februar 1883.

563. **An den Wiener Männergesangsverein in Wien,** ddo Zürich, 1. April 1857. Beginnt mit: *„Ihr Diplom hat mir viel Freude gemacht. Es war das erste freundliche Zeichen“.* Ungedruckt. Autograph im Archiv d. Wr. Männergesangsvereins.

564. **An Franz Brendel in Leipzig,** ddo Zürich, 15. April 1857. Beginnt mit: *„Den — etwas verzögerten — Abdruck meines Briefes über Liszt las ich neulich“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 157.

565. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Zürich, 8. Mai 1857. Beginnt mit: *„Da komme ich endlich einmal dazu, Dir zu schreiben, liebster Franz!“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 162.

566. **An Theodor Kirchner in Winterthur,** o. D. (Zürich, 8. Mai 1857?). Kl. 8° 1 S. Beginnt mit: *„Nachdem ich gestern mit meiner Sängerin die bewussten Scenen durchgesungen“.* Ungedruckt. Autograph im Besitz der Kgl. Hof- u. Staatsbibliothek in München.

567. **An Eduard Stolz in Wien,** ddo Zürich, 8. Mai 1857. 4 S. 8°. Beginnt mit: *„Ich habe Ihnen auch für Ihren freundschaftlichen Brief“.* Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

568. **An Karl Klindworth in London,** ddo Zürich, 18. Mai 1857. Beginnt mit: *„Schönen Dank, lieber Klindworth, für Ihren letzten freundlichen Brief!“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 25.

569. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo (Zürich), 19. Mai 1857. Beginnt mit: *„Liebster! diese heiligernste Antwort erhielt ich heute von Hertel's. Sie beziehen sich darin“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 167.

570. **An Johann Hofmann in Wien,** ddo Zürich, 21. Mai 1857. Beginnt mit: *„Ich danke Ihnen noch für Ihren letzten Brief nebst Einlage — es war mir lieb“.* Autograph im Besitz v. Fritz Hofmann in Wien. Abgedr. in: Neue Illustrirte Zeitung (Wien), IX. 2. Band No. 49 v. 28. August 1881.

571. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo 30. Mai 1857 (mit Notenautograph aus Siegfried). Beginnt mit: *„Du bester Freund! Gieb mir doch wenigstens ein Zeichen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 169.

572. **An einen lieben Freund (wahrscheinlich Kapellmeister Gustav Schmidt) in Frankfurt**, ddo Zürich, 10. Juni 1857. 1½ S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Oder soll ich mehr fordern? Meine Frau pflanzt Gemüse und Blumen"*. Auction einer Autographensammlung durch Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. Mai 1896 unter No. 1150.

573. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 28. Juni 1857. Beginnt mit: *„So, lieber Franz, nun bin ich so weit, Dir antworten und schreiben zu können"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 172.

574. **An G. Herwegh in Zürich**, ddo Enge, 29. Juni 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Brevet ist Mittwoch bei mir"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

575. **An Julie Ritter in Dresden**, ddo Zürich, 4. Juli 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Ich stehe im Begriff — mit grosser Ueberwindung — den Siegfried auf ein Jahr"*. Abgedr. in: Langhans: Geschichte der Musik, II.: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 20 v. 15. März.

576. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Enge, 9. Juli 1857. Beginnt mit: *„Wir bitten Sie, mit Ihrer lieben Frau, unserm Freund Sulzer zu Ehren"*. Autograph in einer Amsterdamer Sammlung. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., II. (1886) No. 41 v. 20. August.

577. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Zürich, 9. Juli 1857. Beginnt mit: *„Ich hab' letzthin eine Bitte an Dich vergessen. Schon in Zürich"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 176.

578. **An Johann Hofmann in Wien**, ddo Zürich, 25. August 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Ich benachrichtige Sie — als redlicher Geschäftsfreund — davon"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

579. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 29. October 1857. Beginnt mit: *„Wie geht es Dir denn, wie geht es Heine? Hat er Dir vorigen Sommer"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 340.

580. **An Franz Liszt in Weimar**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Du bist also nicht gekommen, liebster Franz! Ohne ein Wort weiter"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 180.

581. **An Johann Hofmann in Wien**, ddo Zürich, 24. November 1857. (Fragment) beginnt mit: *„Seien Sie nur nicht gar zu bös' auf mich!"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

582. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Zürich, 2. Dezember 1857. Beginnt mit: *Hab' noch herzlichen Dank für Deinen letzten Brief; Deine ausserordentliche Rührigkeit"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 342.

583. **An Johann Hofmann in Wien**, ddo Zürich, 12. Dezember 1857. (Fragment) beginnt: *„Es wird Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich Ihnen mittheile"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

584. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** ddo Zürich, 22. Dezember 1857. 4 S. kl. 8°. Beginnt mit: *„Das hast Du schön gemacht“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Dr. Heinrich Steger in Wien.

585. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Zürich, 22. Dezember 1857. Mitgetheilt von Mrs. Praeger in: Musical Standard (London) vom 21. April 1894. (Echtheit zweifelhaft.)

586. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Diese Zeilen sollst Du erhalten, wenn Du zur ersten Aufführung unseres „Dante“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 182.

587. **An Karl Klindworth in London,** ddo (angeblich: London) 1857. 1 S. 8°. Autographen-Auction v. Gabriel Charavay (Paris) am 16. Dezember 1882.

## 1858.

588. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo (Zürich), 1. Jänner 1858. Beginnt mit: *„Nun lass' mich meine Feder für's neue Jahr weihen; und besser kann ich“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 183.

589. **An Johann Hofmann in Wien,** ddo Zürich, 8. Jänner 1858. (Fragment) beginnt mit: *„Es thut mir wahrlich doch sehr leid, wenn Ihre Unpünktlichkeit im Zahlen“*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

590. **An Franz Liszt in Weimar,** o. O. u. D. Beginnt mit: *„Ich gedenke für jetzt nach Paris zu gehen, wohin mich dort zu wahrende Interessen“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 185.

591. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, Grand Hôtel du Louvre No. 364. Beginnt mit: *„Todtmüde und angegriffen, melde ich Dir heute nur, dass ich in Paris“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 187.

592. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, o. D. Beginnt mit: *„Du lieber, herrlicher Mensch! Und ich sollte unglücklich sein“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 187.

593. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** ddo Paris, 18. Jänner 1858. (Nachschrift zum Brief v. 2. Dezember 1857.) Beginnt mit: *„Herrn Chordirektor Fischer sen. in Dresden beauftrage ich“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 344.

594. **An Johann Hofmann in Wien,** ddo Paris, 22. Jänner 1858. (Fragment) beginnt mit: *„Glauben Sie nur um Alles nicht, dass's mir daran liegt“*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

595. **An Eduard Stolz in Wien,** ddo Paris, 24. Jänner 1858. 4 S. 8°. Beginnt mit: *„Ich erhalte Ihnen immer noch meine Danksagung für die aufopfernde Mühe“*. Abgedr. in: Die Wahrheit (Wien); Harmonie (Offenbach), 1877 No. 11. Zur Versteigerung gebracht v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. Mai 1896 unter No. 1151. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

596. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o^ Paris, 27. Jänner 1858. Beginnt mit: *„Ich bitte Dich, augenblicklich die Zusendung der bereits erbetenen zwei Exemplare“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 344.

597. **An Ferdinand Praeger in London,** dd^o^ Paris, 27. Jänner 1858. Mitgetheilt v. Mrs. Praeger in: Musical Standard (London) vom 21. April 1894. (Echtheit zweifelhaft.)

598. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o^ Paris, 29. Jänner 1858. Beginnt mit: *„No, da kann ich nun gleich einmal wieder an Fischern schreiben, — dachte ich mir gestern“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 345.

599. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o^ Paris, Grand Hôtel, 1858. Beginnt mit: *„Und auch einen Freund, liebster Franz, hat mir mein gütiges Geschick zugeführt“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 187.

600. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o^ Paris 1858. Beginnt mit: *„Man sagt für meine Zerstreuung. Aus beifolgendem Briefchen, den ich Dich bitte erst“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 195.

601. **An Johann Hofmann in Wien,** dd^o^ Paris, 2. Februar 1858. Beginnt mit: *„Die angenehmen Nachrichten, die ich hier durch die Familie Herold“.* Autograph im Besitz von Fritz Hofmann in Wien. Abgedr. in: N. Ill. Ztg. (Wien), IX. 2. Bd. No. 49 v. 28. August 1881.

602. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o^ Zürich, 7. Februar 1858. Beginnt mit: *„Deine herrliche lateinische Handschrift muss ich doch mit meiner schlechten entwerfen“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 347.

603. **An Joseph Hasselmans in Strassburg,** dd^o^ Zürich, 12. Februar 1858. Beginnt mit: *„Lorsque'a mon dernier voyage à Bradsbury“.* Abgedr. in: Journal de Gand., Dezember 1870; Gregoir: Les Artistes-Musiciens Belge (Bruxelles 1887), pag. 145.

604. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd^o^ Zürich, 19. Februar 1858. Beginnt mit: *„Heute komme ich Dir wieder einmal mit einer recht starken Prise“.* Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 350.

605. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd^o^ Zürich, 2. Juli 1858. Beginnt mit: *„Seit lange, mein liebster Tichatschek, war ich eigentlich der Meinung“.* Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) März, pag. 346.

606. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o^ 2. Juli 1858. Beginnt mit: *„So, liebster Franz, habe ich einmal wieder ganz hinter mir, was meinen Lauf verschlossen“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 197.

607. **An Franz Liszt in Weimar,** dd^o^ Zürich, 6. Juli 1858. Beginnt mit: *„Der Fall mit T. und X., liebster Franz, ist mir nun wirklich höchst lederungsvoll“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 202.

608. **An (Adressat unbekannt) in Bremen,** dd^o^ Mornex b. Genf, 3. August 1858. Beginnt mit: *„Gewiss verdanke ich es Ihrer Empfehlung und freundlichen Bewährung“.* Autograph in einer Amsterdamer Sammlung. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., II. (1846) No. 41 v. 20. August.

609. **An Franz Liszt in Weimar,** dd. Genf (Maison Fazy 3e Et.), 20. August 1858. Beginnt mit: *„Erkundige Dich doch, ob ich in Venedig (also nicht zum deutschen Reiche gehörig)“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 204.

610. **An Franz Liszt in Weimar,** dd. 24. August 1858. Beginnt mit: *„Heil' Dank für Deiner Antwort! Sie hat mich bedenklich gemacht, und somit“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 205.

611. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd. Venedig, 3. September 1858. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

612. **An Franz Liszt in München,** dd. Venedig (Canal Grande, Palazzo Giustianini, Campiello Squillini No. 3228), 12. September 1858. Beginnt mit: *„Soeben kommt ein Brief von Dir hier an, der am 26. vorigen Mts. geschrieben“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 209.

613. **An Franz Agt in Prag,** dd. Venedig, 26. September 1858. Beginnt mit: *„Haben Sie besten Dank für Ihre letzten freundlichen Nachrichten und dürf ich Sie bitten“*. Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien), No. 118 v. 30. April 1867.

614. **An Franz Liszt in München,** dd. Venedig, 27. September 1858. Beginnt mit: *„Ihren Brief vom 23. vorigen Monates werde mir erst sehr spät“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 209.

615. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd. Venedig, 27. September 1858. Beginnt mit: *„Nun endlich zu Dir, mein lieber, vortrefflicher Freund! Dass ich so spät“*. Autograph im Besitz von Frau Josephine Rudolph in Wien. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien), v. 21. Februar 1883; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 9.

616. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd. Venedig, 9. October 1858. Beginnt mit: *„Heil' schönsten Dank für die Nachrichten und das Lebenszeichen.“*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 350.

617. **An Kapellmeister Schmidt in Frankfurt a. M.,** dd. Venedig, 15. October 1858. 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Ich kann's nicht anders glauben, es muss Spektakel machen“*. Autographen-Auction von Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. Mai 1886 unter No. 1152. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner.

618. **An Wilhelm Fischer in Dresden,** dd. Venedig, 15. October 1858. Ungedruckt. Abschrift im Besitz von Prof. Joseph Kürschner in Eisenach. Erwähnt in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 393.

619. **An Franz Agt in Prag,** dd. Venedig, 15. October 1858. (Fragment) beginnt mit: *„Die Aufführung des „Rienzi“ in Dresden, ist gegenwärtig wohl auch Dir“*. Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien), No. 118 v. 30. April 1867.

620. **An Franz Liszt in Weimar,** dd. Venedig, 19. October 1858. Beginnt mit: *„Heil' Dank! Es kann nur durch Deine schöne Freundschaft“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 215.

621. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 23. October 1858. Beginnt mit: *„Nachdem ich mit R. am 21. abgemacht, wir wollten gemeinschaftlich"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 216.

622. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 26. October 1858. Beginnt mit: *„Aus München schreibt man mir soeben wegen des Rienzi ab"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 217.

623. **An Ferdinand Praeger in London**, dd^o Venedig, October? 1858. Beginnt mit: *„Es ist wahr, ich habe lange nichts von mir hören lassen"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 326. (Echtheit zweifelhaft.)

624. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 21. November 1858. Beginnt mit: *„Sei bedankt für Deinen lieben Brief! Ich hatte Dir nichts sonderliches"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 220.

625. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 26. November 1858. Beginnt mit: *„Hiermit schicke ich Dir einen schönen Autographen mit. Was mir das kostet"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 222.

626. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 5. Dezember 1858. Beginnt mit: *„Soeben, liebster Freund, beeilte ich mich, Deinem durch unsere Fürstin"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. I. pag. 223.

627. **An Frau Julie Ritter in Dresden**, dd^o Venedig 1858. (Fragment) beginnt mit: *„Ihre Gemüthsstimmung wurde so peinigend für sie und ihre Umgebung"*. Abgedr. in: Langhans: Gesch. d. Mus., II.; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1867) No. 20 v. 15. März.

**1859.**

628. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 2. Jänner 1859. Beginnt mit: *„Es wird nun Zeit sein, dass ich mit Bestimmtheit auch einmal"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 228.

629. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 1859. Beginnt mit: *„Hast Du mir denn auch nur gar nichts mitzutheilen?!"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 232.

630. **An Franz Liszt in Weimar**, dd^o Venedig, 7. Jänner 1859. Beginnt mit: *„Du wirst vermuthlich noch einmal meinen Brief durchlesen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 233.

631. **An Cecilie Avenarius in Berlin**, dd^o Venedig, 28. Jänner 1859. Beginnt mit: *„Sei versichert, liebe Cecilie, dass ich Dir auch ohne Deinen heutigen Brief"*. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

632. **An Karl Klindworth in Berlin**, dd^o Venedig, 1. Februar 1859. Beginnt mit: *„Nach meinem Gewissen hätte ich Ihnen längst schon geschrieben."*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1863 No. 15; Langhans: Gesch. d. Mus. (Leipzig 1887), II. Band.

633. **An Franz Agt in Prag**, dd^o Februar 1859. (Fragment) beginnt mit: *„Giebt Thomé etwas mehr, 30 Louisd'or, so möge er auf meinen Dank"*. Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien), No. 118 v. 30. April 1867.

634. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Venedig, 22. Februar 1859. Beginnt mit: *„Soeben erhalte ich Deinen Brief; — da ich M. u. W. erwarte, die jeden Augenblick"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 238.

635. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Venedig, 23. Februar 1859. Beginnt mit: *„Meinen gestrigen flüchtigen Zeilen sende ich heute einen ausführlichen Brief"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 238.

636. **An Franz Apt in Prag**, ddo Venedig, 4. März 1859. Beginnt mit: *„Ich habe Sie dringend zu bitten, Herrn Direktor Thomé folgendes von mir"*. Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien), No. 118 v. 30. April 1887.

637. **An Wilhelm Fischer in Dresden**, ddo Venedig, 10. März 1859. Beginnt mit: *„Ich ersuche Dich, sofort mit Herrn Musikhändler M. über folgenden Gegenstand"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 252.

638. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Mailand, 25. März 1859. Beginnt mit: *„Da bin ich auf der Reise, ohne D[ir] auch ein Wort davon gemeldet"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 245.

639. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Luzern, 19. April 1859. Beginnt mit: *„Sag', liebster Franz, wie würde Dir an meiner Stelle zu Muthe sein"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 247.

640. **An Karl Klindworth in Berlin**, ddo Luzern, 28. April 1859 (Fragment) beginnt mit: *„Bis Ende Juni werde ich hier bleiben, und dann nach Paris gehen"*. Abgedr. in: Langhans: Gesch. d. Mus. (Leipzig 1887), II. Band; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 21 v. 23. März.

641. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Luzern, 6. Mai 1859. Beginnt mit: *„Ich möchte Dir eigentlich heute noch nicht schreiben"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 248.

642. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Luzern, 15. Mai 1859. Beginnt mit: *„Der Pianomat Thiele aus Bern besucht mich morgen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 254.

643. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Luzern, 21. Mai 1859. Beginnt mit: *„Schicke mir doch den Tannig. Ich höre, er ist zu haben"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 255.

644. **An Karl Klindworth in Berlin**, ddo (Anfang August) 1859. (Fragment) beginnt mit: *„Ich habe das Gefühl, damit etwas recht Bedeutendes geleistet"*. Abgedr. in: Langhans: Gesch. d. M[us.] (Leipzig 1887), II. Band; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 21 v. 23. März.

645. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo Luzern, 19. August 1859. Beginnt mit: *„Ich möchte Prinzess M. gern für die Mittheilungen ihres letzten Briefes"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 255.

646. **An Frau Julie Ritter in Dresden**, ddo (August?) 1859. (Fragment) beginnt mit: *„Dieser Epoche habe ich denn auch dazu bestimmt, mit meiner armen Frau"*. Abgedr. in: Langhans: Gesch. d. Mus. (Leipzig 1887), II. Band; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 21 v. 23. März.

647. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd. Luzern, 3. September 1859. Beginnt mit: *„Ach, Du armer, armer Tscherkel! Dass ich Dich in einem so falschen“*. Abgedr. in: Dresdener Nachrichten, 1883; A. D. M. Ztg. (1883), No. 11/12.

648. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd. Paris, 20. September 1859. 8 S. 8°. Beginnt mit: *„Schönen Dank für Deine Nachricht! Der Inhalt that mich fast mehr gerühren“*. Autographen-Catalog v. Albert Cohn (Berlin 1887). Im Auszuge abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg. 1887.

649. **An Johann Herbeck in Wien,** dd. Paris, 12. October 1859. Beginnt mit: *„Erlauben Sie, dass ich in Kürze Ihnen das Nöthige“*. Abgedr. in: Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh., pag. 29.

650. **An Franz Liszt in Weimar,** dd. Paris (16, rue Newton, Champs Elysées), 20. October 1859. Beginnt mit: *„Ich hoffe, lieber Franz, diese Zeilen gelangen am 22den richtig“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 259.

651. **An (Adressat unbekannt),** dd. 22. October 1859. (Französisch.) 1 S. 8°. Zur Auction gebracht v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. Juni 1886. (Affaires des menages.)

652. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd. Paris, 4. November 1859. Beginnt mit: *„Wie wichtig auch die Dienste sind, die Du mir leistest, so dank' doch“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 13.

653. **An die Redaction der „Constitutionellen Zeitung“ in Dresden,** dd. Paris, 8. November 1859. (Nachruf an Louis Spohr u. W. Fischer.) Beginnt mit: *„Fast gleichzeitig starben mir zwei würdige, hochverehrte Freunde“*. Abgedr. in: Constitutionelle Zeitung (Dresden) v. 25. November 1859; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 13.

654. **An Franz Apt in Prag,** dd. Paris, 21. November 1859. Erwähnt in: Fremden-Blatt (Wien), No. 118 vom 30. April 1887. (Dank für den Bericht über die erste Aufführung des „Rienzi“ in Prag.)

655. **An Franz Liszt in Weimar,** dd. Paris, 22. November 1859. Beginnt mit: *„Glaub' mir, mein lieber Franz, es wird mir recht schwer, Dir Nachricht“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 269.

656. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd. Paris, 24. November 1859. 2 Seiten und Nachschrift. Beginnt mit: *„Für Ihre freundschaftlichen Zeilen, die Du mir durch meine Frau schicktest“*. Abgedr. in: Neues Dresdner Tagblatt; Deutsche Bühnengenossenschaft 1890.

657. **An Franz Schott in Mainz,** dd. Paris, 11. Dezember 1859. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

658. **An Franz Schott in Mainz,** dd. Paris, 25. Dezember 1859. Ungedruckt. Autograph im Besitz von B. Schott's Söhne in Mainz.

659. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd. (Paris), 26. Dezember 1859. Beginnt mit: *„In Eile nur zwei Worte. — Wo denkst Du hin? Ich eine zweite“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), No. 13.

660. **An R. Weiland in Dresden,** dd. Paris, Ende 1859. Beginnt mit: *„Welche wundervolle Ueberraschung danke ich Ihnen, Sie lieber, vortrefflicher Mensch!“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 20.

## 1860.

661. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Paris, 7. Jänner 1860. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

662. **An (Adressat unbekannt),** ddo Paris, 30. Jänner 1860. 1½ S. 8°. Ungedruckt. Zur Auction gebracht v. List & Franke (Leipzig) am 1. October 1868.

663. **An Frau Louise Dustmann in Wien,** ddo Paris, 5. Februar 1860. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Adressatin.

664. **An Hector Berlioz in Paris,** ddo Paris, 20. Februar 1860. Beginnt mit: *„Als ein gemeinsamer Schicksal vor fünf Jahren in London uns in nähere Berührung“*. Abgedr. in: Journal des Debats (Paris), 22. Februar 1860; Presse théatrale (Paris), 26. Februar 1860; N. Z. f. M. (Leipzig), LII. (1860) No. 10/11; Deutsche Musik-Ztg. (Wien), 1860 No. 11; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., VII. pag. 112.

665. **An Frau Louise Dustmann in Wien,** ddo Paris, 24. Februar 1860. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Adressatin.

666. **An (Adressat unbekannt),** ddo Paris, 28. Februar 1860. Beginnt mit: *„Je vous suis très obligé de l'aimable promesse de vouloir“*. Autograph in einer Amsterdamer Sammlung. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., II. (1866) No. 41 v. 29. August.

667. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Paris, 2. März 1860. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

668. **An Frau Louise Dustmann in Wien,** ddo Paris, 19. März 1860. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Adressatin.

669. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Brüssel, 29. März 1860. Beginnt mit: *„Da ist einmal wieder ein Lebenszeichen von mir! Dass man noch lebt“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 262.

670. **An Bühlmann in Dresden,** ddo Paris, 2. Mai 1860. 4 S. kl. 8°. Beginnt mit: *„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Nachrichten“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Dr. Heinrich Steger in Wien.

671. **An Eduard Avenarius in Berlin,** ddo Paris, 10. Mai 1860. Beginnt mit: *„Ich habe eine grosse Bitte an Dich. Es liegt mir daran, sehr bald — sofort — meine Nibelungen-Sachen“*. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

672. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** ddo Paris, 15. Mai 1860. 2½ S. Ungedruckt. Abschrift im R. Wagner-Museum in Eisenach.

673. **An einen Freund,** ddo (Paris), 20. Mai 1860. 1 S. 8°. Autographen-Auction v. Etienne Charavay (Paris) am 1. Dezember 1884 unter No. 155.

674. **An A. de Gasperini,** ddo (Paris), 4. Juni 1860. 1 S. gr. 8°. Abgedr. in: Gasperini: R. Wagner (Paris 1866).

675. **An Eduard Avenarius in Berlin,** ddo Paris, 6. Juni 1860. Beginnt mit: *„Sei herzlich bedankt für Deine gefällige und sogleiche Antwort“*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

676. **An Alexander Seiroff in St. Petersburg,** ddo Paris, 10. Juni 1860. Beginnt mit: *„Endlich muss ich Ihnen doch Nachricht von mir geben"*. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

677. **An Peter Cornelius in Wien,** ddo Paris, (laut Poststempel 14. Juni) 1860? 2 S. kl. 8°. Beginnt mit: *„Verzeihen Sie mir ja"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Dr. Heinrich Steger in Wien. Angezeigt: Autographen-Auction v. Alex Danz (Leipzig) am 28. October 1886.

678. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, 15. Juni 1860. Beginnt mit: *„Sollte es Dir wohl möglich sein, Herrn D. zu bestimmen, mir sofort"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 267.

679. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo (Paris) 1860. Beginnt mit: *„D. glaubt mir — einem von ihm soeben erhaltenen Brief zufolge —"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 267.

680. **An Louis Schlösser in Paris,** ddo Paris, 19. Juni 1860. Beginnt mit: *„Ich werde mich sehr freuen, wenn Sie sich zu mir bemühen"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 27.

681. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Paris, 7. Juli 1860. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

682. **An Ferdinand Heine in Dresden,** ddo Paris, 10. Juli 1860. Beginnt mit: *„Wenn es nicht einmal auf die Nähte brennte, käm' ich gewiss nicht daran"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 405.

683. **An Alexander Seiroff in St. Petersburg,** ddo Paris, 11. Juli 1860. Beginnt mit: *„Der vorliegende Brief war geschrieben und (in Erwiderung"*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

684. **An einen Journalisten,** ddo (Paris) 23. Juli 1860. ½ S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Croyez-moi toujours si libéral comme vous voulez"*. Zur Auction gebracht von Gabriel Charavay (Paris) am 26. November 1883 unter No. 228.

685. **An Cecilie Avenarius in Berlin,** ddo Paris, 31. Juli 1860. Beginnt mit: *„Ode! Ode! In Deinem Heft ist eine grosse Monkje"*. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

686. **An Eduard Avenarius in Berlin,** ddo Soden, 13. August (1860). Beginnt mit: *„Das Datum wird Dir alles sagen"*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

687. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, 13. September 1860. Beginnt mit: *„Erst heute komme ich dazu, mir etwas Zeit und Stimmung zu gewinnen"*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 272.

688. **An Frédéric Villot in Paris,** ddo Paris, 15. September 1860. Beginnt mit: *„Sie wünschten durch mich selbst eine klare Bezeichnung derjenigen"*. Abgedr. (französisch) in: W., Quatre Poèmes d'opéras (Paris 1861); (deutsch): W.: Zukunftsmusik, J. J. Weber (Leipzig 1861); R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., VII. pag. 121; (englisch): Dannreuther: The music of the future, Schott frères (London 1873).

689. **An A. de Gaspérini in Marseille**, o. O. u. D. (September 1860). (Fragment) beginnt mit: *„Ne demandez pas de mes nouvelles, elles ne peuvent pas être bonnes“*. Abgedr. (als Facsimile) in: Gasperini: R. Wagner, Paris 1866.

690. **An einen seiner Mitarbeiter bei den „Tannhäuser“-Proben**, ddo. Paris. (Ende October 1860). Beginnt mit: *„Seriez vous assez bon de vouloir m'excuser auprès de M. Croharé“*. Abgedr. in: Bayreuther Festblätter, pag. 38.

691. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris**, ddo. Paris (3, rue d'Aumale), 12. November 1860. Beginnt mit: *„Sie glauben nicht, welche ganz ungemein“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

692. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris**, ddo. Paris, Dienstag den 20. November 1860. Beginnt mit: *„Ihre Güte gegen mich, Ihr grossmüthiger“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

693. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo. Paris, 24. November 1860. Beginnt mit: *„Verzeih! Nur wenige Zeilen! Ich bin seit vier Wochen schwer krank und erhole mich“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 280.

694. **An eine Dame**, ddo. Paris, 27. November 1860. 1 S. 8°. Zur Auction gebracht von Gabriel Charavay (Paris) am 19. Jänner 1887.

695. **An Heinrich Hahn in Frankfurt a. M.**, ddo. Paris, 5. Dezember 1860. 1 S. 8°. Autographen-Verzeichniss No. 118 von Carl Th. Völcker (Frankfurt a. M.). R. Wagner autorisirt Hahn die Partitur seines Tannhäuser zu copiren.

696. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris**, ddo. Paris, 15. Dezember 1860. Beginnt mit: *„Meinen innigsten, verehrungsvollsten Dank“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

697. **An Franz Liszt in Weimar**, ddo. Paris, 15. Dezember 1860. Beginnt mit: *„Meine Kräfte kommen nur sehr langsam wieder, und was meine Wiedergenesung so erschwert“*. Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 282.

698. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris**, ddo. Paris, 18. Dezember 1860. Beginnt mit: *„In Folge einer erträglichen Nacht ist es mir“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

699. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris**, o. O. u. D. (Dienstag Abends). Beginnt mit: *„Welch' ein Unstern! Ich komme aus der Probe“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

700. **An A. de Gaspérini in Marseille**. Beginnt mit: *„Vous jugez les concerts utiles à ma cause; ce n'est pas trop mon opinion“*. Abgedr. in: Ch. de Lorbac: R. Wagner (Paris 1861); La Nouvelle Allemagne musicale (Paris), Heugel 1865; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., II. (1886) No. 31 v. 17. Mai.

## 1861.

701. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris,** o. O. u. D. (Anfang Jänner 1861). Beginnt mit: *„Man macht mir das Leben schwer“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

702. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris,** ddo Paris, 8. Jänner 1861. Beginnt mit: *„Mit Leib und Seele zu Ihren Füssen“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

703. **An Frau Louise Dustmann in Wien,** ddo Paris, 14. Jänner 1861. Ungedruckt. Autograph in Besitz der Adressatin.

704. **An Alphonse Royer in Paris,** ddo Paris, 1. Februar 1861. 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *(il lui promet de composer) „un ballet qui fera danser Mme. Ferraris pendant treize heures sans cesse“*. Zum Verkauf gebracht v. Gabriel Charavay (Paris) am 8. März 1884.

705. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Paris, 12. Februar 1861. Beginnt mit: *„Jetzt ist's an der Zeit, wo ich alle meine Freunde um mich haben möchte.“*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 332. (Echtheit zweifelhaft.)

706. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** ddo Paris, 21. Februar 1861. Beginnt mit: *„Deute mir mein langes Schweigen nicht übel, und entschuldige es einzig“*. Autograph im Besitz von Siegfried Ochs in Berlin. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1893 No. 9.

707. **An Alphonse Royer in Paris,** ddo Paris, 25. Februar 1861. Beginnt mit: *„Je ne puis décidément consentir à ce que l'effet du zèle“*. Abgedr. in: Bayreuther Festblätter (1884), pag. 39.

708. **An Alphonse Royer in Paris,** ddo Paris, 1. März 1861. Beginnt mit: *„C'est probablement par un malentendu qu'on n'a pas encore fait“*. Autograph im Archiv der Grossen Oper in Paris. Abgedr. als Facsimile in: Jullien: R. Wagner (Paris 1886), pag. 210.

709. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Paris, 8. März 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

710. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris,** ddo Paris, 21. März 1861. Beginnt mit: *„Es war mir noch nicht vergönnt, seit den für mich so stürmischen Tagen“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 11. Mai 1895; Neue Musikal. Presse (Wien), 1895.

711. **An die Direction der „Academie imperiale de Musique“ in Paris,** ddo Paris, 25. März 1861. Beginnt mit: *„Puisque des membres du Jockey club ne veulent pas permettre“*. Abgedr. in: N. Z. f. M., LIV. (1861) No. 16; Niederrhein. Musik-Ztg., IX. (1861) No. 14; Bayreuther Festblätter, 1884 pag. 40.

712. **An Fürstin Pauline Metternich in Paris,** ddo Paris, 25. März 1861. Beginnt mit: *„Der Ausgang des gestrigen Abends“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. September 1893.

713. **An den Redacteur der Neuen Zeitschrift für Musik in Leipzig,** ddo Paris, 27. März 1861. Beginnt mit: *„Ich habe Ihnen versprochen, einmal genau über meine ganze Pariser „Tannhäuser“-Angelegenheit“*.

Abgedr. in: Allg. Ztg. (Augsburg), 1861 No. 80 v. 7. April; N. Z. f. M. (Leipzig), LIV. (1861) No. 16; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., VII. pag. 181.

714. **An Gräfin Agénor de Gasparin au Rivage près Genf,** ddo Paris, 29. März 1861. Beginnt mit: *„Ueber die Wirkung Ihres wundervollen Briefes auf mich“.* Abgedr. in: Parsifal (Wien), 1884 No. 8; N. W. Tagblatt (Wien), Juni 1884.

715. **An Alphonse Royer in Paris,** o. D. (Paris), März 1861. Beginnt mit: *„Vous me demandez de nouvelle coupures dans mon Tannhäuser pour réduire la durée de mon ouvrage“.* Abgedr. in: Bayreuther Festblätter (1884), pag. 40, im Facsimile: Jullien: R. Wagner (Paris 1886).

716. **An Graf Walewski in Paris,** ddo Paris, 9. April 1861. Beginnt mit: *„En retirant ma partition j'ai usé du seul moyen“.* Abgedr. in: Bayreuther Festblätter (1884), pag. 40.

717. **An Charles Baudelaire in Paris,** ddo Paris, 15. April 1861. Beginnt mit: *„J'étais plusieurs fois chez vous sans vous trouver“.* Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), 1889 No. 1.

718. **An Franz Apt in Prag,** ddo Paris, 24. April 1861. Beginnt mit: *„Herr Direktor Thomé rührt mich sehr durch seinen Eifer, meine neuen Werke zuerst“.* Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien), No. 118 v. 30. April 1887.

719. **An Theaterdirektor Thomé in Prag,** ddo Paris, 25. April 1861. Erwähnt in: Fremden-Blatt (Wien), No. 118 v. 30. April 1861. Abgedr. in: Teuber: Geschichte des Prager Theaters, III. Band. (Ablehnung R. Wagner's hinsichtlich der Ueberlassung des „Rheingold“ zur Festvorstellung aus Anlass der Königskrönung.)

720. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Karlsruhe (April 1861). Beginnt mit: *„Ein freier Mann auf deutscher Erde — denke Dir, Ferdinand, was ich fühle.“* Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 335. (Echtheit zweifelhaft.)

721. **An den Academischen Gesangsverein in Wien,** ddo Wien, 7. Mai 1861. Beginnt mit: *„Glauben Sie wohl, dass es mich eine fast wehmüthige Ueberwindung kostet“.* Abgedr. in: Das Echo (Berlin), XI. (1861) No. 22 v. 2. Juni; Jahresbericht des academischen Gesangsvereins (Wien), 1883; Deutsche Zeitung (Wien) v. 10. October 1883.

722. **An einen Freund in Prag,** ddo Paris (3, rue d'Aumale), 4. Juni 1861. Beginnt mit: *„Ihre sehr freundliche Einladung kam mir leider erst zu, als ich bereits Wien verlassen hatte“.* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1886 No. 50.

723. **An Franz Liszt in Weimar,** ddo Paris, 15. Juni 1861. Beginnt mit: *„Vor einigen Tagen gelangte bereits aus Leipzig eine Depesche für Tausig“.* Abgedr. in: Briefwechsel zw. W. u. L. II. pag. 295.

724. **An Röhlmann in Dresden,** ddo Paris, Juni 1861. 4 S. 8°. Autographen-Auction v. Alex. Danz (Leipzig) am 28. October 1888 unter No. 42.

725. **An Frau Louise Dustmann in Wien,** dd^o Wien, 8. October 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Adressatin.

726. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Wien, 17. October 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

727. **An die Mitglieder des Hofopernorchesters in Wien,** dd^o Wien, 23. October 1861. Beginnt mit: *„Mit tiefer Rührung gedenke ich noch der Probe von „Lohengrin".* 2 S. 4°. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

728. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Wien, 30. October 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

729. **An Charles de Lorbac in Paris,** dd^o Wien, 6. November 1861. Fragment. Abgedr. in: Das Echo (Berlin), XI. No. 47 v. 24. November 1861, pag. 374; Signale f. d. mus. Welt (Leipzig), 1861 pag. 683.

730. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd^o Wien, 14. November 1861. Beginnt mit: *„So sehr mich die Aussicht betrübte, für diesen Winter Dich nicht haben zu können".* Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) März, pag. 348.

731. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd^o Wien, 16. November 1861. Beginnt mit: *„Gestern theilte mir ein Bär befreundeter den vermuthlichen, eigentlichen Grund".* Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) März, pag. 349.

732. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Wien, 19. November 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

733. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Wien, 20. November 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

734. **An Frau Louise Dustmann in Wien,** dd^o Wien, 21. November 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Adressatin.

735. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Mainz, 3. Dezember 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

736. **An Franz Schott in Mainz (zweiter Brief),** dd^o Mainz, 3. Dezember 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

737. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd^o Paris (19, Quai Voltaire), 8. Dezember 1861. Beginnt mit: *„Da komme ich endlich wieder dazu, Dir ein paar Zeilen".* Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 13.

738. **An Frau Betty Schott in Mainz,** dd^o Paris, 10. Dezember 1861. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

739. **An Frau Johanna von Pichler-Badog, geb. v. Westenhagen, in Pellau a. d. Donau,** dd^o Wien (?), 12. Dezember 1861. 1 S. 8°. Zum Verkauf ausgeboten von Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M. (November 1887), Catalog No. 210. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., V. (1887) No. 5 v. 5. Dezember.

## 1862.

740. **An Franz Schott in Mainz**, ddᵒ Paris, 1. Jänner 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

741. **An Franz Schott in Mainz**, ddᵒ Paris, 7. Jänner 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

742. **An Cecilie Avenarius in Berlin**, ddᵒ Paris, 7. Jänner 1862. Beginnt mit: *„Ich schreibe Dir nur gleich ein paar Zeilen, damit kommst es am Ende"*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

743. **An Eduard Avenarius in Berlin**, ddᵒ Paris, 15. Jänner 1862. Beginnt mit: *„Heb' bestes Dank für Deinen Brief! Sei nicht bös"*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

744. **An Franz Schott in Mainz**, ddᵒ Paris, 17. Jänner 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

745. **An Franz Schott in Mainz**, ddᵒ Paris, 22. Jänner 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

746. **An (Adressat unbekannt)**, ddᵒ Paris, o. D. (mardi matin). 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Comme je suis sur d'avoir"*. Catalog v. Alb. Cohn (Berlin) 1905.

747. **An Franz Schott in Mainz**, ddᵒ Karlsruhe, 2. Februar 1862. Ungedruckt. Autograph im Privatbesitz.

748. **An Frau Betty Schott in Mainz**, ddᵒ Biebrich, 19. Februar 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

749. **An Franz Schott in Mainz**, ddᵒ Biebrich, 28. Februar 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

750. **An Frau Betty Schott in Mainz**, ddᵒ Biebrich, 27. Februar 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

751. **An Frau Louise Dustmann in Wien**, ddᵒ Biebrich, 3. März 1862. Beginnt mit: *„Ich habe mich nun mit möglichster Mühe für einige Zeit"*. Autograph im Besitz der Adressatin. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Februar 1903.

752. **An August Röckel in Weimar**, ddᵒ Biebrich, 6. März 1862. Beginnt mit: *„Du kannst wohl denken, lieber Freund, dass viele und mannigfaltige"*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 72.

753. **An Frau Betty Schott in Mainz**, ddᵒ Biebrich, März 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

754. **An Frau Betty Schott in Mainz**, ddᵒ Biebrich, 25. März 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

755. **An Franz Schott in Mainz**, ddᵒ Biebrich, 31. März 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

756. **An August Röckel in Weimar**, ddᵒ Biebrich, 5. April 1862. Beginnt mit: *„Ich habe hier einen sehr begabten jungen Musiker, von dem ich mir"*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 77.

757. **An August Röckel in Weimar**, dd^o Biebrich, 23. April 1862. Beginnt mit: *„Dein Brief hat mir so recht das Herz aus der alten Zeit“*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 79.

758. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 2. Mai 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

759. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 8. Juni 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

760. **An August Röckel in Weimar**, dd^o Biebrich, 17. Juni 1862. Beginnt mit: *„Es war mir lieb, wieder von Dir zu hören. Über den Heureka“*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 80.

761. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 12. Juli 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

762. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 21. Juli 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

763. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 21. August 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

764. **An (Adressat unbekannt)**, dd^o Biebrich, 23. August 1862. Zum Verkauf gebracht v. Antiquar Zeune (Spitta) in Berlin im Jänner 1886. (Handelt über Jemanden, der ihn schlecht recensirt hat.)

765. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o 24. August 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

766. **An Ferdinand Praeger in London**, dd^o Biebrich, (August) 1862. Beginnt mit: *„Es ist lange, seit ich Dir schrieb, ich bin arg gequält worden“*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 336. (Echtheit zweifelhaft.)

767. **An Frau Betty Schott in Mainz**, dd^o Kissingen, 1. September 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

768. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 3. September 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

769. **An Frau Betty Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 3. September 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

770. **An Gesandtschaftsattaché Siderowitsch in Darmstadt**, dd^o Frankfurt, (wahrscheinlich September) 1862. 4 S. kl. 8^o. Catalog der Autographen-Sammlung des (1868 gest.) Historienmalers Bonaventura Genelli, versteigert durch Hugo Helbing in München am 30. Jänner 1868, pag. 20 unter No. 465.

771. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 25. September 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

772. **An (Adressat unbekannt)**, dd^o Biebrich, 12. October 1862. 2 S. 8^o. Zum Verkauf ausgeboten von Gabriel Charavay (Paris) 1891 unter No. 89. (Ueber seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Frankfurter „Liederkranz“.)

773. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, October 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

774. **An Frau Betty Schott in Mainz**, dd^o Biebrich, 21. October 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

775. **An Jules Guillaume in Brüssel**, ddo Biebrich, 28. October 1862. Beginnt mit: *„Gerne komme ich gerne zu den Proben und Aufführungen des „Rienzi" nach Brüssel"*. Autograph im Besitz des Adressaten. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., I. (1885) No. 13 v. 21. Dezember.

776. **An Gesandtschaftsattaché Siderowitsch in Darmstadt**, ddo Biebrich, (wahrscheinlich October) 1862. 2 S. 8°. Catalog der Autographen-Sammlung des (1868 gest.) Historienmalers Bonaventura Genelli, versteigert durch Hugo Helbing in München am 30. Jänner 1868, pag. 20 unter No. 448.

777. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Wien (Hotel Kaiserin Elisabeth), 17. November 1862. Beginnt mit: *„Auf das Aeusserste in Anspruch genommen"*. 1½ S. 8°. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

778. **An die Philharmonische Gesellschaft in St. Petersburg**, ddo Wien (Kaiserin Elisabeth), 12. Dezember 1862. Beginnt mit: *„Sie müssen mich, der ich gerade in dieser Zeit überhäuft mit künstlerischen Unternehmungen"*. Autograph im Archiv d. Phil. Gesellschaft St. Petersburg. Abgedr. in: A. M. Ztg. (Berlin), 1896 No. 22/23.

779. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Wien, 13. Dezember 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

780. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Wien, 25. Dezember 1862. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

## 1863.

781. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Wien, 8. Jänner 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

782. **An die Philharmonische Gesellschaft in St. Petersburg**, ddo Wien, 16. Jänner 1863. Autograph verloren, erwähnt A. M. Ztg. (Berlin), 1896 No. 22/23 (wo auch die Antwort abgedruckt ist).

783. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Wien, 27. Jänner 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

784. **An Kammermusiker Hehmel in St. Petersburg**, ddo Prag, 8. Februar 1863. Beginnt mit: *„Eine soeben erst eingetretene Wendung meiner Angelegenheiten nöthigt mich"*. Abgedr. in: A. M. Ztg. (Berlin), 1896 No. 22/23.

785. **An Kammermusiker Hehmel in St. Petersburg**, o. O. u. D. (Biebrich 1863). Beginnt mit: *„Meine Briefe werden Sie mittlerweile erhalten haben"*. Abgedr. in: A. M. Ztg. (Berlin), 1896 No. 22/23.

786. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo St. Petersburg (angeblich Februar 1863). Beginnt mit: *„Ich bin sonst ziemlich wohl"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 237. (Echtheit zweifelhaft.)

787. **An die Philharmonische Gesellschaft in St. Petersburg**, (Quittung.) ddo St. Petersburg. (22. Februar a. St.) 11. März 1863. Abgedr. in: A. M. Ztg. (Berlin), 1896 No. 22/23.

788. **An Graf Mathieu Wielhorsky**, dd^o St. Petersburg, 24. März 1863. 2 S. 8°. Ungedruckt. Catalog v. Leo Liepmannssohn (Berlin), versteigert am 7. Mai 1896 unter No. 1153.

789. **An die Direction der Philharmonischen Gesellschaft in St. Petersburg**, dd^o St. Petersburg, 30. März 1863. Beginnt mit: *Ihr an mich ergangener Ruf nach St. Petersburg ist für*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1863 No. 14; A. M. Ztg. (Berlin), 1896 No. 22/23; Weekblad voor Muziek (Amsterdam), 1896 No. 23.

790. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Penzing b. Wien, 18. Mai 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

791. **An Peter Cornelius in München**, dd^o (Wien), 14. Juni 1863. Beginnt mit: *„Bester Freund, liebster Cornelius! Ich habe eine sehr böse Zeit"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien), 16. Februar 1863.

792. **An Tapezierer Schweikhart in Wien**, dd^o Penzing, 18. Juli 1863. Abschrift in R. Wagner-Museum in Eisenach.

793. **An Carol Abranyi in Budapest**, dd^o Penzing b. Wien, 8. August 1863. Abgedr. in: Niederrhein. Musik-Ztg., XI. No. 35 v. 29. August 1863.

794. **An (Adressat unbekannt)**, dd^o Penzing b. Wien, 14. August 1863. 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Betrachten Sie mich als eben erst von Reisen zurückgekehrt"*. Angezeigt: Catalog No. 40 v. Leo Liepmannssohn (Berlin) 1884 unter No. 419. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

795. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Penzing b. Wien, 12. September 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

796. **An Cecilie Avenarius in Berlin**, dd^o Zürich, 15. September 1863. Beginnt mit: *„Das ist allerdings ein Unglück"*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

797. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Penzing b. Wien, 2. October 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

798. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Penzing b. Wien, 19. October 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

799. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Karlsruhe, 11. November 1863. Ungedruckt. Autograph im Privatbesitz.

800. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Karlsruhe, 16. November 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

801. **An Ferdinand Praeger in London**, o. O. u. D. Beginnt mit: *„Also Minna hat sich an Dich gewendet"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 338. (Echtheit zweifelhaft.)

802. **An einen Redacteur der Allgemeinen Zeitung in Augsburg**, dd^o (angeblich: Wien), 18. November 1863. Beginnt mit: *„Mein Freund Cornelius unterrichtet mich soeben, dass er es unternommen"*. Autograph im Besitz einer Musikalienhandlung in Frankfurt a. M. Abgedr. in: Deutsche Kunst- u. Musik-Ztg. (Wien), 1884 No. 13.

803. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Karlsruhe, 20. November 1863. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

804. **An Cecilie Avenarius in Berlin**, ddo Mainz, 27. November 1863. Beginnt mit: *„Dein Brief ist mir auf wahre Querzüge nachgesteckt worden"*. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

805. **An Marie in Wien**, ddo Breslau, 6. Dezember 1863. Beginnt mit: *Nächsten Mittwoch komme ich wieder nach Hause. Abends halb 8 Uhr*. Abgedr. in: Wr. Allg. Ztg. (Wien) vom 9. Oktober 1881; Neues Pester Journal, 10. Oktober 1881.

806. **An Kammermusiker Pauli**, ddo Penzing b. Wien, 17. Dezember 1863. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

807. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Penzing b. Wien, 20. Dezember 1863. 1 S. kl. 8°. Beginnt mit: *„Wollen Sie sich doch"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Dr. Heinrich Stieger in Wien.

## 1864.

808. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Penzing b. Wien, 22. Jänner 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

809. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Penzing b. Wien, 29. Februar 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

810. **An Frau Eliza Wille, geb. Siemsen, in Mariafeld**, ddo Penzing b. Wien, 14. März 1864. Beginnt mit: *„Ich bitte Sie, mit unseren Freunden darüber Rücksprache"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 391 u. ff.; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 21 v. 23. März.

811. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo 22. März 1864. Beginnt mit: *„Ich kann Ihnen leider diese Woche noch nichts zukommen"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Juni 1877.

812. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Mariafeld b. Zürich, 29. März 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

813. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Mariafeld b. Zürich, 25. April 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

814. **An Franz Mrazek in Wien**, ddo Luzern (?), 25. April 1864. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 333).

815. **An Franz Mrazek in Wien**, ddo Stuttgart, 2. Mai 1864. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 333).

816. **An Frau Eliza Wille in Mariafeld**, ddo Stuttgart, 2. Mai 1864. Beginnt mit: *„Ich antworte Ihnen kurz, weil ich Ihnen schon so viel gesagt habe —"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 401; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 21 v. 23. März.

817. **An Eliza Wille in Mariafeld**, ddo München (Bairischer Hof), 4. Mai 1864. Beginnt mit: *„Ich wäre der undankbarste Mensch,*

*wollte ich Ihnen nicht sofort mein grenzenloses Glück melden*". Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 402; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 21 v. 23. März.

818. **An Franz Mrazek**, dd^o^ München, 5. Mai 1864. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 393).

819. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o^ München, 6. Mai 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

820. **An Karl Klindworth in Berlin**, dd^o^ Starnberg, 16. Mai 1864. (Fragment) beginnt mit: „*Was mich betrifft, Liebster, so war meine Lage noch vor vierzehn Tagen*". Abgedr. in: Laughans: Gesch. d. Mus., II. Band; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 21 v. 23. März.

821. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o^ Starnberg, 26. Mai 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

822. **An Frau Eliza Wille in Mariafeld**, dd^o^ Starnberg, 26. Mai 1864. Beginnt mit: „*Wohl muss ich bezweifeln, dass dieser Brief Sie noch in Mariafeld*". Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 402; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 24 v. 16. April.

823. **An Frau Eliza Wille in Mariafeld**, dd^o^ Starnberg, (28./29.?) Mai 1864. Beginnt mit: „*Wenn mich Eines in meinem Leben unheilbar trostlos*". Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März), pag. 404.

824. **An einen Freund**, dd^o^ Starnberg, 9. Juni 1864. ¾ S. 8°. Catalog d. Autographen-Sammlung d. gest. Baron N. C. de Boguschewski, versteigert v. Sotheby Wilkinson & Hodge (London), am 15. April 1896 unter No. 458.

825. **An Dr. Heinrich Hochmann**, dd^o^ (Sommer) 1864. (Fragment) beginnt mit: „*Wissen Sie bereits das Neueste, lieber Freund?*". Im Auszuge abgedr. in: N. Ill. Ztg. (Wien), 1883 II. No. 27.

826. **An Dr. Heinrich Hochmann**, dd^o^ (Sommer) 1864. (Fragment) beginnt mit: „*Ich juble ..... warum?*". Im Auszuge abgedr. in: N. Ill. Ztg. (Wien), 1883 II. No. 27.

827. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o^ Starnberg, 26. Juni 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

828. **An J. Rebel in Hietzing bei Wien**, dd^o^ Starnberg, 26. Juni 1864. Beginnt mit: „*Wenn auch ein letzter Besuch in Hietzing mir vereitelt wurde*". Autograph im Privatbesitz in Wien. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. (1887) No. 18 v. 27. Februar.

829. **An Frau Eliza Wille in Hamburg**, dd^o^ Starnberg, 30. Juni 1864. Beginnt mit: „*Ich bin sehr müde und leide an dem Erlebten*". Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 405; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 24 v. 16. April.

830. **An Ferdinand Praeger in London**, dd^o^ Starnberg, Juni 1864. Beginnt mit: „*Wie kann ich Dir den Zustand beschreiben, in dem ich mich befinde*". Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 339. (Echtheit zweifelhaft.)

831. **An Fräulein Bertha in Wien,** ddo Starnberg, Sommer 1864. Beginnt mit: *„Als ich Sie im Mai in Wien zum letzten Mal sah, erwarten Sie“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Juni 1877.

832. **An Fräulein Bertha in Wien,** o. D. Starnberg, Sommer 1864. Beginnt mit: *„Ich komme soeben von einer Reise zurück, und finde, dass“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Juni 1877.

833. **An Frau Eliza Wille in Hamburg,** ddo Starnberg, 9. September 1864. Beginnt mit: *„Ich komme wieder einmal zu Ihnen, um mit Ihnen mich ein wenig“*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 406; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 26 v. 3. Mai.

834. **An Frau Eliza Wille in Hamburg,** ddo München (21, Briennerstrasse) 8. Oktober 1864. Beginnt mit: *Ihr Schweigen ängstigt mich. Sie erhielten durch vor einiger Zeit einen Brief“*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 407; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. 1887 No. 24 v. 16. April.

835. **An Franz Schott in Mainz,** ddo München, 5. November 1864. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

836. **An Frau von Kalergis,** ddo 1864. (Fragment) beginnt mit: *„Mein Schicksal hat eine unerhörte, unerhörte Wendung“*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 22. März 1869; Tappert: R. Wagner, pag. 91.

## 1865.

837. **An Franz Schott in Mainz,** ddo München, 8. Jänner 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

838. **An Franz Schott in Mainz,** ddo München, 11. Februar 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

839. **An Franz Schott in Mainz,** ddo München, 23. Februar 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

840. **An Carl Eckert in Stuttgart,** ddo München, 24. Februar 1865, 1½ S. 8°. Beginnt mit: *„Von Ihnen erfahre ich doch immerr nur Freundliches! — Haben Sie Dank! —“*. Aus der Autographen-Sammlung Scholl, verkauft durch Otto Aug. Schulz (Leipzig) am 26. Mai 1894. Autograph auf Wahnfried.

841. **An Frau Eliza Wille in Hamburg,** ddo München, 26. Februar 1865. Beginnt mit: *„Zwei Worte zu Ihrer Orientirung! — Meine Erwiderung kennen Sie: hier ist sie nochmals“*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 407; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 24 v. 16. April.

842. **An August Röckel in Frankfurt a. M.,** ddo München, 7. März 1865. Beginnt mit: *„Dein Buch ist furchtbar! — Mit dieser Bescheidenheit, Rede“*. Abgedr. in: Briefe an A. Röckel, pag. 82.

843. **An Franz Schott in Mainz,** ddo München, 10. März 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

844. **An Franz Schott in Mainz,** ddo München, 16. März 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

845. **An F. M. Wendt**, dd^a München, 16. März 1865. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 393).

846. **An J. J. Weber in Leipzig**, dd^a München, 17. März 1865. Zum Verkauf angeboten von Antiquar Spitta (Zeune) in Berlin, Jänner 1866. (R. Wagner ersucht um Auszahlung des Honorars von 20 Louisd'or für die Dichtung des „Ring des Nibelungen".)

847. **An Hermann Kaiser (E. M. Schröder) in Berlin**, dd^a München, 17. März 1865. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten von Antiquar Spitta (Zeune) in Berlin, Jänner 1866.

848. **An Fräulein Bertha in Wien**, dd^a München, 1. April 1865. Beginnt mit: *„Hier schicke ich Ihnen fl. 500. — Es ist mir in dieser Zeit"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Juni 1877.

849. **An Ferdinand Praeger in London**, dd^a München, (6. April?) 1865 (Londoner Poststempel: 8. April). (Fragment) beginnt mit: *„Für jetzt kann ich Dir nur sagen, dass der König mich unglaublich lieb hat"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 340. (Echtheit zweifelhaft.)

850. **An Friedrich Uhl in Wien**, dd^a München, 18. April 1865. Beginnt mit: *„Die Presse hat sich seit Jahren mit besonderer Vorliebe"*. Abgedr. in: Der Botschafter (Wien), 21. April 1865; Allg. Ztg. (Augsburg), 25. April 1865; Signale f. d. mus. Welt (Leipzig), No. 22 v. 27. April 1865; Pohl: R. Wagner, pag. 94.

851. **An Franz Schott in Mainz**, dd^a München, 28. April 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

852. **An Frau Eliza Wille in Hamburg**, dd^a 31. (?) April 1865. Beginnt mit: *„Ein Wunder! Ich hab' wirklich eine Stunde Ruhe und Stimmung"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 408; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 26 v. 3. Mai.

853. **An Ludwig Schnorr von Carolsfeld**, dd^a München, 5. Mai 1865. Beginnt mit: *„Kann Samstag Isolde ihre Rolle — ohne blos zu markiren"*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883.) Heft 10 pag. 103.

854. **An Ferdinand Praeger in London**, dd^a München, 7. Mai 1865. Beginnt mit: *„15., 18. und 22. Mai. — Wunderbar erhöhte Aufführungen des Tristan"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 91.

855. **An Ludwig Schnorr von Carolsfeld**, dd^a München, 25. Mai 1865. Beginnt mit: *„Kurz und gut. — 28. Mai: Sonntag — »Fliegender Holländer«"*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 105.

856. **An Carl Eckert in Stuttgart**, dd^a München, 31. Mai 1865. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 393).

857. **An Frau Betty Schott in Mainz**, dd^a München, 31. Mai 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

858. **An Ludwig Nohl**, ddo München, 31. Mai 1865. Beginnt mit: *„Sie haben mir eine grosse Schmeichelei erwiesen, indem Sie, in besonders ausgezeichneter“*. Abgedr. in: Nohl: Das moderne Musikdrama (Wien 1884), pag. 242.

859. **An Richard Pohl in Baden-Baden**, ddo München, 2. Juni 1865. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz des Adressaten. (Einladung zur ersten Aufführung v. „Tristan und Isolde“ in München.)

860. **An Ludwig Schnorr von Carolsfeld**, ddo München, 4. Juni 1865. Beginnt mit: *„Daniel in der Löwengrube kann sich unmöglich schlechter“*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 106.

861.* **An Herr und Frau Schnorr** (Bayrische Löwen, Marienbad), ddo München, 9. Juni 1865. Beginnt mit: *„O Ihr ganz guten Löwen! wie geht es?“* Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 107.

862. **An die Löwen von St. Tristan (Ludwig und Malvine Schnorr)**, ddo München, 13. Juni 1865. Beginnt mit: *„Besser als ich sorgt Er für Euch! — Guten Morgen“*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 108.

863. **An (Adressat unbekannt)**, ddo (München), 14. Juni 1865. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1883 No. 39.

864. **An „Meine lieben Löwen“ (Ludwig und Malvine Schnorr von Carolsfeld)**, ddo München, 15. Juni 1865. Beginnt mit: *„Das Gefühl höchster Abspannung wandt bei mir seit“*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 108.

865. **An Ludwig und Malvine Schnorr von Carolsfeld**, ddo München, 20. Juni 1865. Beginnt mit: *„Se! nun reckt Euch aus! Das Unvergleichliche ist gethan“*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 109.

866. **An Ludwig und Malvine Schnorr von Carolsfeld**, ddo München, 27. Juni 1865. Beginnt mit: *„Wer A sagt muss auch B sagen! Ich glaube, Ihr versteht“*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 110.

867. **An Ludwig und Malvine Schnorr von Carolsfeld**, ddo München, 30. Juni 1865. Beginnt mit: *„Die Heimath im Begriff ihrer Transformation in Löwen“*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) Heft 10 pag. 111.

868. **An Franz Schott in Mainz**, ddo München, 30. Juni 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

869. **An Franz Schott in Mainz**, ddo München, 1. Juli 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

870. **An Friedrich Schmitt**, ddo (München), 3. Juli 1865. Beginnt mit: *„Nicht an die Richtigkeit Deiner Methode und Ansichten“*. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Richard Wagner-Museum in Eisenach.

871. **An Franz Schott in Mainz**, ddo München, 15. Juli 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

872. **An Fräulein Bertha in Wien,** dd^a München, 18. August 1865. Beginnt mit: *„Ich bat Sie zuletzt, sich so zu arrangiren, dass Sie den Lauf"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Juni 1877.

873. **An seinen Schwager (Planer) in Dresden,** dd^a 10. September 1865. (Fragment) beginnt mit: *„Ich hoffe eine Zeit lang durch stille Arbeit mich wieder zu kräftigen."*. Abgedr. in: Der Zeitgeist (Berlin), No. 529 v. 19. October 1885; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., I. (1885) No. 8 v. 28. October.

874. **An Frau Eliza Wille in Hamburg,** dd^a München, 26. September 1865. Beginnt mit: *„Sagen Sie, liebe Freundin, wie war es Ihnen möglich"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 405; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 26 v. 3. Mai.

875. **An Franz Schott in Mainz,** dd^a Hohenschwangau, 22. November 1865. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

876. **An Dr. Julius Lang in Bremen,** dd^a München, 28. November 1865. Abgedr. in: Bremer Courier (Bremen), 2. Dezember 1865. (Ueber die Aufführungen und den Erfolg des „Rienzi" in Bremen.)

877. **An Anna Mrazek in München,** dd^a Genf (campagne des artichauts), (Dezember 1865?) 3 S. 8°. Zur Auction gebracht v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. Juni 1888.

878. **An Frau Eliza Wille in Hamburg,** dd^a Genf (campagne des artichauts), 26. Dezember 1865. Beginnt mit: *„Sie sehen, ich nehme Alles ernst, und erwarten gewiss auch"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, 1887 (März) pag. 410; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 26 v. 19. Mai.

## 1866.

879. **An Franz Mrazek in München,** dd^a Genf, 5. März 1866. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Mit der beiliegenden Vollmacht und den Brief"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

880. **An Dr. Heinrich Hochmann,** dd^a (Frühjahr) 1866. (Fragment) beginnt mit: *„Dass ich nicht mehr in München weile,"*. Abgedr. in: N. Illr. Ztg. (Wien), 1883 II. pag. 27.

881. **An Ferdinand Praeger in London,** dd^a Genf (campagne des artichauts), (Mai?) 1866. Fragment (beginnt mit: *„Glaube nur nichts von den Zeitungsberichten"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 345. (Echtheit zweifelhaft.)

882. **An Franz Mrazek in München,** dd^a Ostersonntag (1. April) 1866. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Auf dem beiliegenden Blatte habe ich noch recht gesumt"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

883. **An (Adressat unbekannt),** dd^a Luzern (Schweizerhof), 5. April 1866. 2 S. 16°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 pag. 417.

884. **An Julius Fröbel in München**, ddo. Luzern, 11. April 1866. Beginnt mit: *„Ihr Brief musste mir von Genf hierher nachgeschickt"*. Als Facsimile gedruckt in: Beilage zu „Vom Fels zum Meer", 1894/5 I. Heft; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1894 No. 27.

885. **An Franz Mrazeck in München**, ddo. Luzern, 18. April 1866. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Ich brauche noch mehr von meinen Sachen"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

886. **An Franz und Anna Mrazek in München**, ddo. Luzern, 28. April 1866. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Schönen Gruss, ihr guten Leute! auch vielen Dank"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

887. **An Franz Mrazek in München**, ddo. Luzern, 1. Mai 1866. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Mir thut es herzlich leid zu hören, dass Sie gefallen sind"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

888. **An seine Anhänger in München** (Dankschreiben für die Uebersendung eines Lorbeerkranzes), ddo. (Luzern), 27. Mai 1866. (Fragment) beginnt mit: *„Dass Sie meine Rückkehr so bald erwarten, dürfte mich fast betrüben"*. Abgedr. in: Glasenapp: R. Wagner, II. pag. 181.

889. **An den „Bund" in Bern**, ddo. Luzern, Juni 1866. (Fragment) beginnt mit: *„Wenn ich auf Behauptungen, wie: ich hätte in nicht zu vertheidigender Weise"*. Abgedr. in: Der Bund (Bern), No. 169 v. 12. Juni 1866.

890. **An Karl Graf Enzenberg in Karlsruhe**, ddo. Luzern, 15. Juni 1866. Beginnt mit: *„Ihr schöner Brief hat mich tief erwärmt und erfreut"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1865 No. 49; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1865 No. 49.

891. **An (Adressat unbekannt, wahrscheinlich Franz Mrazek in München)**, ddo. Luzern, 16. August 1866. 4 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg., 1884 pag. 417.

892. **An Franz Mrazek in München**, ddo. Luzern, 21. August 1866. (Fragment) beginnt mit: *„Hoffentlich seid Ihr in voller Arbeit und bald sehen wir uns wieder"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

893. **An Frau Betty Schott in Mainz**, ddo. Triebschen b. Luzern, 2. November 1866. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

894. **An (Adressat unbekannt) in St. Petersburg**, ddo. Landhaus Triebschen b. Luzern, 8. November 1866. Beginnt mit: *„Wollen Sie gütigst meinen besten Dank an die geehrte Direction der philharmonischen Gesellschaft"*. Autograph im Archiv derselben. Abgedr. in: A. M. Ztg. (Berlin), 1896 No. 22/23.

895. **An Franz Schott in Mainz**, ddo. Triebschen b. Luzern, 15. November 1866. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

896. **An Franz und Anna Mrazek in München**, ddo Luzern, 19. November 1866. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Professor Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

897. **An Franz und Anna Mrazek in München**, ddo Luzern, 27. November 1866. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Professor Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

898. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 7. Dezember 1866. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

899. **An Cecilie Avenarius in Berlin**, ddo Luzern, 22. Dezember 1866. Beginnt mit: *„Allerdings war es dem Verlangen an verwandtschaftlichen Beziehungen"*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Frpl. Avenarius in Dresden.

900. **An Wendelin Weissheimer in Würzburg**, ddo Luzern, 29. Dezember 1866. Beginnt mit: *„Ich antworte Ihnen für heute nicht auf Ihren freundlichen Brief"*. Ungedruckt. Abschrift im Besitze des Herausgebers.

901. **An (Adressat unbekannt, wahrscheinlich Franz Mrazek)**, ddo (Luzern) 1866. 1 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin, 1884 pag. 417.

## 1867.

902. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 22. Jänner 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

903. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo (Luzern) 1. Februar 1867. Beginnt mit: *„Geben Sie mir doch genau an, wie viel Geld ich Ihnen"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 16. Juni 1877.

904. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo (Luzern) 8. Februar 1867. Beginnt mit: *„Ich bin sehr verwundert, von Ihnen nichts weiter zu hören"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

905. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo (Luzern) 19. Februar 1867. Beginnt mit: *„Es ist mir Alles zu theuer, und ich habe jetzt nicht so viel Geld"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

906. **An Emile Malhieu in Mons (Belgien)**, ddo Luzern, 23. Februar 1867. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

907. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo (München) 18. März 1867. Beginnt mit: *„Hiermit empfangen Sie zweitausendfünfhundert Gulden"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

908. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo (München) 30. März 1867. Beginnt mit: *„Ich sage Ihnen schönen Dank für die heute erhaltene Sendung"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

909. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo (München) 10. April 1867. Beginnt mit: *„Ich danke Ihnen für den Schlafrock, der so ziemlich mach-"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

910. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Starnberg, 31. Mai 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

911. **An Ferdinand Praeger in London,** dd^o München, Juni 1867. Beginnt mit: *„Wegen August werde ich mich bemühen, er ist jetzt hier, doch ist ihm vieles im Wege"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 346. (Echtheit zweifelhaft.)

912. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern. 25. Juni 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

913. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** dd^o Luzern, 15. oder 18. Juni 1867. Beginnt mit: *„Anfangs dieses Jahres schrieb mir ein Freund aus Dresden"*. Abgedr. (mit dem Datum 15. Juni) in: Zellner: Blätter f. Theater, Musik u. Kunst (Wien), 1867 No. 52 v. 28. Juni; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 9. N. Fr. P. (Wien), 21. Februar 1883; (mit dem Datum 18. Juni:) N. Fr. P. (Wien), 1867 v. 27. Juni; Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1870 No. 43; Josef Tichatschek: eine biographische Skizze (Leipzig 1898), pag. 22.

914. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern, 13. Juli 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

915. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern, 20. Juli 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

916. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern, 12. August 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

917. **An Fräulein Bertha in Wien,** dd^o Triebschen b. Luzern, 11. October 1867. Beginnt mit: *„Ich habe gestern noch vergessen, eine Bitte auszusprechen"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

918. **An Fräulein Bertha in Wien,** dd^o Triebschen b. Luzern, 21. October 1867. Beginnt mit: *„Ich schicke Ihnen in etwa zwei Tagen für jetzt noch 3000 fl. zu"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

919. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern, 25. October 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

920. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern, 6. November 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

921. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern, 12. November 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

922. **An Fräulein Bertha in Wien,** dd^o Triebschen b. Luzern, 15. November 1867. Beginnt mit: *„Alles ist gut angekommen und ich sage Ihnen meinen schönsten Dank"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

923. **An Franz Schott in Mainz,** dd^o Triebschen b. Luzern o. D. (v. d. 12. Dezember). Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

924. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 18. Dezember 1867. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

925. **An Hans von Bülow**, o. O. u. D. (wahrscheinlich 1867). (Fragment) schliesst mit: *„Mündlich 1000 Dinge und alles Andere"*. Autographen-Auction v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 10. März 1886 unter No. 581.

926. **An (Adressat unbekannt)**. Abgedr. in: Der Zwischen-Akt (Wien), XI. (1868) No. 104. („Ueber Franz Liszt".)

**1868.**

927. **An Franz Schott in Mainz**, ddo München, 16. Jänner 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

928. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo München, 18. Jänner 1868. Beginnt mit: *„Ich sehe nun das Missverständniss ein, und bitte Sie, von dem"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

929. **An Emile Mathieu in Mons (Belgien)**, ddo München, 23. Jänner 1868. 1½ S. 8°. Ungedruckt. Abschrift im R. Wagner-Museum in Eisenach.

930. **An Franz Schott in Mainz**, ddo München, 8. Februar 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

931. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 13. Februar 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

932. **An Franz Schott in Mainz**, ddo München, 26. März 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

933. **An Ferdinand Heine in Dresden**, ddo München, 28. März 1868. Beginnt mit: *„Hab' Dank für das freundliche Lebenszeichen, und habe Nachsicht"*. Abgedr. in: R. Wagner's Briefe, pag. 406.

934. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 24. April 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

935. **An Hans Richter in München**, ddo Triebschen b. Luzern, 26. April 1868. Beginnt mit: *„Haben Sie Dank für Ihre ebenso freundlichen, als erfreulichen"*. Abgedr. in: N. W. T. (Wien) v. 17. Februar 1883.

936. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 28. April 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

937. **An Constantin Frantz**, ddo Triebschen b. Luzern, 28. April 1868. (Vorwort zur II. Auflage v. Drama und Oper, Leipzig 1868.) Beginnt mit: *„In dieser Zeit des vergangenen Jahres, als ein Brief von Ihnen in so erfreulicher Weise"*. Abgedr. in: R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., VIII. pag. 243.

938. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 3. Mai 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

939. **An Fräulein Bertha in Wien**, ddo Triebschen b. Luzern, 9. Mai 1868. Beginnt mit: *„Hier schicke ich Ihnen für jetzt, was ich gerade entbehren kann"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 17. Juni 1877.

940. **An Eliza Wille in Hamburg**, ddo Triebschen b. Luzern, 25. Mai 1868. Beginnt mit: *„Ihr treuer, guter Brief hat mich sehr erfreut. — Nach einem vor 2 Jahren"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, XIII. 6. Heft, 1888; Kastner's Wr. Musikal. Zeitung (Wien), IV. No. 28 v. 19. Mai 1887.

941. **An Franz Schott in Mainz**, ddo München, 5. Juni 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

942. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo München (bei Bülow, 11, Arcostrasse), 11. Juni 1868. Beginnt mit: *„Am 21. dieses erste Aufführung der Meistersinger (musterhaft!) 25. zweite"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 91.

943. **An Franz Mrazek in Triebschen**, ddo München, 28. Juni 1868. (Fragment) beginnt mit: *„Hier habe ich aus Versehen auch die kleine Schneiderrechnung"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

944. **An Dr. Heinrich Hochmann**, ddo . . . (Anfang?) Juli 1868. (Fragment) schliesst mit: *„Auch die Münchener Bevölkerung scheint sich wieder mit mir"*. Abgedr. in: N. Ill. Ztg. (Wien), 1883 II. No. 27.

945. **An Hans Bronsart von Schellendorf**, ddo Luzern, 13. Juli 1868. Ungedruckt. Antiquar-Catalog v. Zeune (Spitta), Berlin, Jänner 1886. (Empfehlung eines jungen Hannoveraners und über die Aufführung der Meistersinger.)

946. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 15. Juli 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

947. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 17. Juli 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

948. **An (Julius Rietz, richtiger an) Josef A. Tichatschek in Dresden**, ddo Triebschen, 17. Juli 1868. Beginnt mit: *„Soeben wird mir Dein Brief vom 13. d. Mts. hierher, wo ich"*. Abgedr. in: Berliner Börsen-Courier, 1884 No. 154 v. 24. März; Deutsche Revue (Fleischer), April 1884. Autograph im Besitz v. Rich. Heuberger in Wien (s. Musikal. Wochenblatt, 1884 No. 17).

949. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 20. Juli 1868. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

950. **An Dr. R. Hallwachs in München**, ddo Luzern, 21. Juli 1868. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Ich gedenke nie wieder in irgend eine Beziehung zum Münchener Hoftheater zu treten"*. Autograph im Besitz v. Albert Heintz in Berlin (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 384).

951. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Triebschen b. Luzern, 23. Juli 1858. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

952. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Triebschen b. Luzern, 26. Juli 1858. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

953. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Triebschen b. Luzern, 10. August 1858. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

954. **An Franz Mrazek in München**, dd^o 19. August 1858. (Fragment) beginnt mit: *„Das Packet folgt erst mit der Fahrpost besonders nach"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

955. **An (Adressat unbekannt)**, dd^o Triebschen, 22. August 1858. 2 S. 8^o. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 pag. 417.

956. **An Ludwig Nohl in Heidelberg**, dd^o Luzern, 25. August 1858. Beginnt mit: *„Seien Sie so gut, den von mir hier beigelegten Brief an den König"*. Abgedr. in: Nohl: Das moderne Musikdrama (Wien 1884), pag. 243.

957. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Triebschen b. Luzern, 29. August 1858. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

958. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Triebschen b. Luzern, 10. October 1858. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

959. **An Josef A. Tichatschek in Dresden**, dd^o Luzern, 16. October 1858. Beginnt mit: *„Sei nicht bös, dass ich Dir so lange nicht antwortete. Ich war verreist"*. Abgedr. in: Deutsche Revue, VIII. (1883) März, pag. 350.

960. **An Franz Mrazek in München**, dd^o Luzern, 16. October 1858. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

961. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o Triebschen b. Luzern, 25. October 1858. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

962. **An Alexander Serow in St. Petersburg**, dd^o (October?) 1858. Erwähnt in: Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig, 1858 pag. 809. (Ueber die bevorstehende Aufführung des „Lohengrin" in Petersburg.)

963. **An Ludwig Nohl in Heidelberg**, dd^o Luzern, 14. November 1858. Beginnt mit: *„Ihre liebe Sendung traf mich gerade im Augenblicke des Antrittes einer Reise"*. Abgedr. in: Nohl: Das moderne Musikdrama (Wien 1884), pag. 245.

964. **An Franz Mrazek in München**, dd^o Triebschen, 24./25. November 1858. Ungedruckt. (Fragment) schliesst: *„So." — Ich befinde mich wohl! Behalten Sie lieb"*. Autograph im Besitz v. J. van Santen-Kolff in Berlin.

965. **An die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg,** ddo Triebschen b. Luzern, 7. Dezember 1868. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten von Alb. Cohn (Berlin), Februar 1885. (Begleitet die Zusendung seines Aufsatzes „Eine Erinnerung an Rossini".)

966. **An Judith Mendès in Paris,** ddo Triebschen, (Ende) 1868. (Fragment) beginnt mit: *„O! mieux encore de venir aussi dont la sympathie encourageante* Abgedr. in: Gauthier: R. Wagner et son œuvre (Paris 1882).

967. **An Franz und Anna Mrazek in München,** ddo Luzern (1868?) 1 S. 12°. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„In die Meistersinger soll Ihr noch einmal kommen".* Catalog No. 40 v. Leo Liepmannssohn (Berlin), 1885 unter No. 420.

968.* **An Franz und Anna Mrazek in München,** ddo Luzern (1868?) 1 S. 12°. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Habt Ihr denn auch meinen schönen Nachttisch mit den anderen Mahagonymöbeln".* Catalog No. 40 v. Leo Liepmannssohn (Berlin), 1885 unter No. 421.

## 1869.

969. **An Ludwig Nohl in Heidelberg,** ddo Luzern, 11. Jänner 1869. Beginnt mit: *„Ich darf Sie nun länger nicht mehr in Ungewissheit lassen".* Abgedr. in: Nohl: Das moderne Musikdrama (Wien 1884), pag. 247.

970. **An die Redaction der Signale für die musikalische Welt in Leipzig,** ddo Luzern, 23. Jänner 1869. Beginnt mit: *„Da es Ihnen bei der in No. 9 Ihres Blattes von diesem Jahre gegebenen".* Abgedr. in: Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1869 No. 12.

971. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, 24. Jänner 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

972. **An Richard Pohl in Baden-Baden,** ddo Luzern, 7. Februar 1869. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ueber die Aufführung der „Meistersinger" in Karlsruhe.)

973. **An Richard Pohl in Baden-Baden,** ddo Luzern, 8. Februar 1869. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ueber die Aufführung der „Meistersinger" in Karlsruhe.)

974. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, 15. Februar 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

975. **An Julius Lang,** ddo 17. Februar 1869. (Fragment) beginnt mit: *„Ich bin jetzt entschlossen, mich für meine Person".* Abgedr. in: Lang: Die Versöhnung des Judenthums mit R. Wagner (Berlin 1869), pag. 9.

976. **An Gottfried Semper in Zürich,** ddo Hof Triebschen, 21. Februar 1869. (Fragment) beginnt mit: *„Diesem und ähnlichem seit Langem in Folge meiner Beziehungen".* Abgedr. in: N. W. T. (Wien) v. 13. August 1879.

977. **An Franz Mrazek**, ddo Luzern, 26. Februar 1869. 2 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 pag. 417.

978. **An Judith Mendès in Paris**, ddo 9. März 1869. Abgedr. in: La Liberté (Paris), 10 März 1869; Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1869 No. 27, pag. 426. (Ueber die bevorstehende Aufführung des „Rienzi" in Paris.)

979. **An Richard Pohl in Baden-Baden**, ddo Luzern, 10. März 1869. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Erkundigung nach dem Manuscript seines (W.'s) Opern-Entwurfs „Die Sarazenin".)

980. **An Julius Lang**, ddo Luzern, 13. März 1869. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Da die Broschüre jetzt zur Versendung wohl so ziemlich fertig sein wird"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

981. **An die Redaction der Signale für die musikalische Welt in Leipzig**, ddo Luzern, 19 März 1869. Beginnt mit: *„In No. 25 Ihrer diesjährigen Signale f. M."*. Abgedr. in: Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1869 No. 28; Münchener Propyläen, I. (1869) pag. 334.

982. **An Philipp Haas & Söhne in Wien**, ddo Luzern, 20. März 1869. Beginnt mit: *„Indem ich Ihnen recht sehr für Ihre freundliche Nachsicht"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

983. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Luzern, 25. März 1869. 2 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 pag. 417.

984. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 7. April 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

985. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Luzern, 14. April 1869. 2½ S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 pag. 417.

986. **An Anna Mrazek**, ddo Triebschen, 1. Mai 1869. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Schönen Dank für Ihren Brief mit der verschlagenen Schlauheit"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

987. **An Robert Krausse in Leipzig**, ddo Luzern (Hof Triebschen), 4. Mai 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ein Portrait Beethoven's betreffend.)

988. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 16. Mai 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

989. **An Robert Krausse in Leipzig**, ddo Luzern (Hof Triebschen), 25. Mai 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ein Portrait Beethoven's betreffend.)

990. **An (Adressat unbekannt) in Pest**, ddo Luzern, (?) Mai 1869. Abgedr. in: Die Presse (Wien) v. 1. Juni 1869. (Antwort auf eine telegr. Gratulation zum Geburtsfeste).

991. **An Franz Schott in Mainz,** dd° Triebschen b. Luzern, 16. Juli 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

992. **An einen Freund (Röhlmann) in Dresden,** dd° Luzern, 17. Juli 1869. 3 S. 8°. Autographen-Auction v. Alex Danz (Leipzig) am 28. October 1886 unter No. 44. Beginnt mit: *„Ich habe Ihnen noch für Ihre"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Dr. H. Steger in Wien.

993. **An Franz Schott in Mainz,** dd° Triebschen b. Luzern, 20. Juli 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

994. **An Judith Mendès in Paris,** dd° Triebschen, ohne Datum (1869). (Fragment) beginnt mit: *„Le théatre de Munich est fermé actuellement"*. Abgedr. in: Gauthier: R. Wagner et son œuvre, Paris (1882), Charavay.

995. **An die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg,** dd° Luzern, 14. September 1869. Beginnt mit: *„Die Leser der Allg. Ztg. sind kürzlich durch einen Artikel"*. Abgedr. in: Allg. Ztg. (Augsburg), 1869 No. 259 B; N. Fr. P. (Wien), v. 18. September 1869.

996. **An Reinhard Schaefer in München,** dd° Luzern, 14. September 1869. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Nur 2 Zeilen füge ich der soeben expedirten Depesche bei"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

997. **An Franz Schott in Mainz,** dd° Triebschen b. Luzern, 15. September 1869. Ungedruckt. Autograph im Privatbesitz.

998. **An Philipp Haas & Söhne in Wien,** dd° Luzern, 15. September 1869. Beginnt mit: *„Ich verpflichte mich hiermit Ihnen am 1. November"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

999. **An Franz Schott in Mainz,** dd° Triebschen b. Luzern, 21. September 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1000. **An Reinhard Schaefer in München,** dd° Luzern, 4. October 1869. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Verzeihen Sie, dass ich Sie zunächst wieder nur mit einer Bitte belästige"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1001. **An Richard Pohl in Baden-Baden,** dd° Luzern, 9. October 1869. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Einladung nach Triebschen zu kommen.)

1002. **An Eduard Avenarius in Berlin,** dd° Triebschen, 12. October 1869. Beginnt mit: *„Da Du mich nun einmal wieder besucht hast und Allen so hübsch war"*. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

1003. **An Johann Herbeck in Wien,** dd° Luzern, 12. October 1869. Beginnt mit: *„Mit meinem besten Danke für die Erledigung"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 29. Juni 1881; Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 30.

1004. **An Philipp Haas & Söhne in Wien,** dd° Luzern, 18. October 1869. Beginnt mit: *„Mit dem beiliegenden übersende ich Ihnen"*. 1 S. 4°. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1005. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 22 October 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1006. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 7. November 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1007. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 26. November 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1008. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 27. November 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1009. **An Ludwig Nohl in Heidelberg**, ddo Luzern, 30. November 1869. Beginnt mit: *„Sie setzen mich wirklich in grosse Pein, da keinerlei Art von Belehrung"*. Abgedr. in: Nohl: Das moderne Musikdrama (Wien 1884), pag. 250.

1010. **An Louis Köhler in Königsberg i. Pr.**, ddo Luzern, 3. Dezember 1869. Beginnt mit: *„Haben Sie Dank für Ihren freundlichen Brief, sowie für Ihre Glückwünsche"*. Autograph im Besitz von Director V. Köhler in Wiesbaden. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, XVIII. (1895) pag. 3.

1011. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 4. Dezember 1869. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1012. **An Karl Tausig in Berlin**, ddo 1869. Beginnt mit: *„Wenn auch etwas spät, muss ich Dir doch"*. Abgedr. in: Lang: Zur Versöhnung des Judenthums mit R. Wagner (Berlin 1869) pag. 3.

## 1870.

1013. **An Cecilie Avenarius in Berlin**, ddo Triebschen, 14. Jänner 1870. Beginnt mit: *„Ich bin Dir noch für ein unvergleichlich werthvolles Weihnachtsgeschenk meinen"*. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Ferd. Avenarius in Dresden.

1014. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Luzern, 25. Jänner 1870. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 pag. 417.

1015. **An C. F. Kahnt in Leipzig**, ddo Luzern, 2. Februar 1870. 1 S. 8°. Beginnt mit: *„Mir liegt an der baldigen Beendigung und dem Erscheinen der Broschüre"*. Autograph im Besitz v. Aug. Göllerich in Nürnberg. Abgedr. in: Kastner's Wr. Musikal. Ztg., II. (1886) Nr. 45 v. 21. September.

1016. **An Otto Claudius in Naumburg**, ddo Luzern, 12. Februar 1870. (Fragment) beginnt mit: *„Stünde ein Theater nach meinem Sinne"*. Abgedr. in: Berliner Börsen-Courier v. 28. April 1887.

1017. **An Robert Krausse in Leipzig**, ddo Luzern, 27. Februar 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Dank für den Almanach, enthaltend das Theaterstück seines Stiefvaters.)

1018. **An Franz Eberle in Berlin,** ddo Luzern, 1. März 1870. Abgedr. in: Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1870 No. 28.

1019. **An Champfleury in Paris,** ddo Luzern, 16. März 1870. Beginnt mit: *„Herr Schurr, den Sie gewiss durch seine Artikel über mich"*. Abgedr. in: Illustr. Wiener Extrablatt vom 17. September 1891 Abends.

1020. **An Johann Herbeck in Wien,** ddo Luzern, 19. März 1870. Beginnt mit: *„Ich bin Ihnen noch meinen Dank, zunächst für Ihre"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 29. Juni 1881; Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 33.

1021. **An Johann Herbeck in Wien,** ddo Luzern, 22. März 1870. Beginnt mit: *„Seitdem ich Ihnen geschrieben, kommt mir jetzt von"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 6. Juli 1881; Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 33.

1022. **An Hans Richter in Brüssel,** ddo Luzern, 25. März 1870. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 1. April 1870; Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1870 pag. 261; N. Z. f. M. (Leipzig,) 1870 pag. 158.

1023. **An Frau Eliza Wille in Hamburg,** ddo Luzern, 26. März 1870. Beginnt mit: *„Ich bin so frei durch die Uebersendung einer neuen Broschüre"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, XIII. 6. Heft, 1888; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 28, v. 19. Mai.

1024. **An Johann Herbeck in Wien,** ddo Luzern, 1. April 1870. Beginnt mit: *„Gewiss that mir die Stimmung leid, in welcher Sie sich"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien), v. 6. Juli 1881; Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien), Anh. pag. 36.

1025. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, 17. April 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1026. **An (Adressat unbekannt),** ddo Luzern, 22. April 1870. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1884 pag. 417.

1027. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, 26. April 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1028. **An (Adressat unbekannt),** ddo 27. April 1870. Abgedr. in: Musikal. Wochenbl. (Leipzig), 1893 No. 39; Neueste Nachrichten (München) v. 15. September 1893.

1029. **An Heinrich Esser in Salzburg,** ddo Triebschen b. Luzern, 16. Mai 1870. Beginnt mit: *„Dieselbe Anfrage, die von Ihnen mir in Betreff des Charakters der, in München"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien), 1870; Musikal. Wochenbl. (Leipzig), 1870 No. 23; N. Z. f. M. (Leipzig), 1870 pag. 230; Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1870 No. 31; Die Tonhalle (1870), pag. 358.

1030. **An (Adressat unbekannt) in Bayreuth,** ddo Luzern, 19. Mai 1870. (Fragment) beginnt mit: *„Jedenfalls bin ich froh, alles, was wir vornehmen"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 8.

1031. **An Franz Schott in Mainz,** dd°. Triebschen b. Luzern, 9. Juni 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1032. **An (V. K. Schembera?) in Wien,** dd°. Luzern, 20. Juni 1870. Beginnt mit: *„Die Illustrirte Zeitung vom 18. Juni bringt die Notiz"*. Abgedr. in: Der Wanderer (Wien), 1870 v. 22. Juni; Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1870 No. 34; Die Presse (Wien) v. 29. Juni 1870.

1033. **An Frau Eliza Wille in Mariafeld,** dd°. Triebschen, 25. Juni 1870. Beginnt mit: *„Das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, welche Freude uns"*. Abgedr. in: Deutsche Rundschau, XIII. 6. Heft, 1888; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., IV. (1887) No. 28 v. 19. Mai.

1034. **An Villiers de L'Isle-Adam in München,** dd°. (Juni) 1870. (Fragment) beginnt mit: *„Ainsi vous-allez, avec vos amis, admirer comment on s'amuse"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 39.

1035. **An Nicolaus Dumba in Wien,** dd°. (Anfang) Juli 1870. Beginnt mit: *„Auf Ihre besondere Anfrage vom 24. Juni d. J. an mich, thut es mir leid"*. Abgedr. in: Die Presse (Wien) v. 19. Juli 1870.

1036. **An Franz Mrazek in München,** dd°. Triebschen, 30. Juli 1870. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Machen Sie es mit dem Wechsel nur wie sonst immer"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1037. **An Ferdinand Praeger in London,** dd°. Juli 1870. Beginnt mit: *„Ich weiss, Du wirst böse mit mir sein, wenn Du erfährst"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 348. (Echtheit zweifelhaft.)

1038. **An seine Freunde** (Vermählungs-Anzeige), dd°. Luzern, 25. Aug. 1870. Beginnt mit: *„Wir haben die Ehre, unsere Verheirathung bekannt zu machen"*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte, pag. 348.

1039. **An Robert Krausse in Leipzig,** dd°. Luzern, 27. August 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten (Vermählungs-Anzeige).

1040. **An Johann Herbeck in Wien,** dd°. Luzern, 27. August 1870. Beginnt mit: *„Nachdem ich Ihnen soeben auf dem üblichen Wege"*. Abgedr. in: Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 37.

1041. **An Judith Mendès in Paris,** dd°. 5 September 1870. Abgedr. in: Gauthier: R. Wagner et son oeuvre (Paris 1882).

1042. **An Franz Schott in Mainz,** dd°. Triebschen b. Luzern, 6. September 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1043. **An Judith Mendès in Paris,** dd°. 16. September 1870. Abgedr. in: Gauthier: R. Wagner et son oeuvre (Paris 1882).

1044. **An Johann Herbeck in Wien,** dd°. Luzern, 16. September 1870. Beginnt mit: *„Ich danke Ihnen nach bestens für alles Freundliche"*. Abgedr. in: Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 38.

1045. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen, 22. September 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1046. **An Franz Mrazek in München,** ddo Triebschen, 23. September 1870. 2 Bl. 8°. Beginnt mit: *„Von Herzen wünschen wir, ich und meine Frau, dass die gute Nettl"*. Ungedruckt. Autographen-Catalog v. Otto August Schulz (Leipzig 1884), No. XV pag. 20.

1047. **An (Adressat unbekannt),** ddo Triebschen, 27. September 1870. Abgedr. in: Neue Berliner Musik-Zeitung, 1893/94 No. 30.

1048. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, Herbst 1870. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1049. **An Johann Herbeck in Wien,** ddo Triebschen b. Luzern, 10. October 1870. Beginnt mit: *„Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre guten Nachrichten"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 13. Juli 1881; Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 38.

1050. **An Joseph Nader in Wien,** ddo Luzern, 20. October 1870. 2 S. 8°. Beginnt mit: *„Das beiliegende Muster ist aus Ihrem Leder entnommen"*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1051. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Luzern, 11. November 1870. Beginnt mit: *„Wenn Du noch lebst und nicht aus verschiedenen Gründen mir böse bist"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 91.

1052. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Luzern, 25. November 1870. Beginnt mit: *„Als Ferdinand in frommer Wuth die Mauren von sich stiess"*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 92.

1053. **An Hans Richter in Wien,** ddo 28. November 1870. Beginnt mit: *„Das »antike Lustspiel« finde ich ganz vortrefflich und begreife nicht"*. Abgedr. in: N. W. T. (Wien) v. 17. Februar 1883.

1054. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Luzern, 9. Dezember 1870. Beginnt mit: *„Ist es nicht zu arg, dass ich Dir noch immer mehr Mühe ankünde"*. Abgedr. (complett) in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 350; (nur der Schluss) in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 96.

1055. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Luzern, 11. Dezember 1870. Beginnt mit: *„So, nun ist Alles in Ordnung und die Noth beendet"*. Abgedr. (complett) in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 352; (nur der Schluss) in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 93.

1056. **An Franz Mrazek in München,** ddo Triebschen, 26. Dezember 1870. Ungedruckt. (Fragment) schliesst mit: *„Viel gute Grüsse an Frau und Kinder, auch besten Segen von uns Allen"*. Autograph im Besitz v. J. van Santen-Kolff in Berlin.

1057. **An Dr. F. Stade,** ddo Triebschen b. Luzern, Sylvester-Abend 1870. Beginnt mit: *„Für die freundliche Zusendung Ihrer Abhandlung über das »Musikalisch-Schöne«"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1871 No. 3.

1058. **An Dr. Heinrich Hochmann**, ddo 1870/71? (Fragment) beginnt mit: *„Dass ich gestern, nach fast siebenjähriger inniger Freundschaft“*. Im Auszuge abgedr. in: N. Ill. Ztg. (Wien), 1883 II. No. 27.

**1871.**

1059. **An Franz Mrazek in München**, ddo Luzern, 6. Jänner 1871. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: *„Ich werde den Schnupftabak, wenn er ankommt, wieder an Sie zurückschicken“*. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1060. **An Johann Hartmann in München**, ddo Luzern, 9. Februar 1871. Abgedr. (als Vorwort zu dem Schauspiele „Die Propheten“) in: Joh. Hartmann: Dramatische Dichtungen, Würzburg 1871; (Fragment) mitgetheilt in: Die Presse (Wien) v. 8. Mai 1872.

1061. **An (Adressat unbekannt) in Leipzig**, ddo Luzern, 19. Februar 1871. Beginnt mit: *„Nachdem ich es Ihnen heute mit einer Heldentenor-Erklärung“*. 2 S. 8°. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1062. **An Wieprecht in Berlin**, ddo Luzern, 15. März 1871. Beginnt mit: *„Der Kaisermarsch- ist von mir für grosses Orchester“*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 pag. 122.

1063. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 13. April 1871. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1064. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo Luzern, 14. April 1871. Beginnt mit: *„Ja! Ja! es ist so, und ich hatte ganz vergessen, Dich zu benachrichtigen“*. Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 353; Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 93.

1065. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo Leipzig, 12. Mai 1871. Beginnt mit: *„Diesen Brief“* (v. 14. April 1871) *„habe ich mit mir umhergeschleppt auf einer langen Reise“*. Abgedr. in: Praeger, W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 354; Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 93.

1066. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Luzern, 19. Mai 1871. 1 S. 8°. (Fragment.) Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. pag. 8.

1067. **An Nicolaus Dumba (Vorstand des Wiener Männergesangsvereins) in Wien**, ddo Luzern, 22. Mai 1871. Beginnt mit: *„Da Sie mir die freundliche Ehrenbezeugung des Wiener Männergesangsvereins“*. Ungedruckt. Autograph im Archiv des Wiener Männergesangsvereins.

1068. **An Franz Schott's Söhne in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 25. Mai 1871. Ungedruckt. Autograph im Archiv der Firma B. Schott's Söhne in Mainz.

1069. **An Ferdinand Praeger in London**, ddo Luzern, Hof Triebschen, 6. Juni 1871. Beginnt mit: *„Komm, wenn Du kannst! Leider*

*kommen alle Freunde zusammen*". Abgedr. in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 355; Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 95.

1070. **An Johann Herbeck in Wien,** ddo. Luzern, 10. Juni 1871. Beginnt mit: „*Ich habe Sie davon zu benachrichtigen, dass ich vor nun*". Abgedr. (im Auszuge) in: N. Fr. P. (Wien) v. 13. Juli 1881; (complett) in: Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 39.

1071. **An Jac. L. Bartsch in Düsseldorf,** ddo. Luzern, 15. Juni 1871. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Spitta (Zeune) in Berlin, Jänner 1886.

1072. **An Hermann Kaiser (Schroeder'sche Kunsthandlung) in Berlin,** ddo. Luzern, 15. Juni (August) 1871. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Spitta (Zeune) in Berlin, Jänner 1886. (Zwei Cataloge, einmal ddo. 15. Juni, das andere mal 15. August 1871.) (R. Wagner erklärt sich mit seinem in Kupferstich erschienenen Portrait zufrieden.)

1073. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo. Luzern, 21. Juni 1871. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Zusage R. Wagner's zu Gunsten des I. R. Wagner-Vereins in Mannheim ein Concert zu leiten.)

1074. **An B. Schott's Söhne in Mainz,** ddo. Triebschen b. Luzern, 1. Juli 1871. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1075. **An (Adressat unbekannt) in Wien,** ddo. Luzern, 17. Juli 1871. Erwähnt in: Die Presse (Wien) v. 23. Juli 1871. (Ueber die bevorstehenden Aufführungen des „Ring der Nibelungen".)

1076. **An B. Schott's Söhne in Mainz,** ddo. Triebschen b. Luzern, 18. Juli 1871. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1077. **An Josef A. Tichatschek in Dresden,** ddo. Luzern, 20. Juli 1871. Beginnt mit: „*Meine Frau hat Dir kürzlich wieder — für mich — geschrieben*". Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 13.

1078. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo. Luzern, 12. August 1871. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wagner-Vereins-Angelegenheiten.)

1079. **An Ludwig Nohl in Heidelberg,** ddo. Luzern, 29. August 1871. Beginnt mit: „*Sie haben sehr Unrecht gethan, bei Ihrer Durchreise durch Luzern*". Abgedr. in: Nohl: Das moderne Musikdrama (Wien 1884), pag. 251.

1080. **An Rich. Pohl in Baden-Baden,** ddo. Luzern, 6. September 1871. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Erkundigung nach Georg Herwegh.)

1081. **An Franz Schott in Mainz,** ddo. Triebschen b. Luzern, 17. September 1871. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1082. **An Emil Heckel in Mannheim**, dd^o^ Luzern, 1. October 1871. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Mittheilung w. Theaterbau u. Einladung zur Grundsteinlegung.)

1083. **An (Adressat unbekannt) in Bayreuth**, dd^o^ Luzern, 1. November 1871. (*Fragment*) beginnt mit: *„Warum ich für die Aufführung meiner Meister"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 4; R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 174.

1084. **An Franz Schott in Mainz**, dd^o^ Triebschen b. Luzern, 3. November 1871. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1085. **An Emil Heckel in Mannheim**, dd^o^ Luzern, 3. November 1871. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Mittheilung über die Grundsteinlegung.)

1086. **An Arrigo Boito in Bologna**, dd^o^ Luzern, 7. November 1871. Beginnt mit: *„Es erregt in mir ein seltsames und zu ernstem Nachdenken"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. November 1871; Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1871 No. 49; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., IX. pag. 341.

1087. **An Emil Heckel in Mannheim**, dd^o^ Luzern, 9. November 1871. 3 S. 8°. Beginnt mit: *„Ihr Vorschlag ist durchaus vortrefflich, kommt eine solche Vereinigung"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1088. **An die Redaction der Signale für die musikalische Welt in Leipzig**, dd^o^ Luzern, 12. November 1871. Abgedr. in: Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1871 pag. 786.

1089. **An Emil Heckel in Mannheim**, dd^o^ Luzern, 13. November 1871. 2 S. 8°. Beginnt mit: *„Ich schicke Ihnen sogleich Ihren Entwurf, welchen ich vollkommen billige"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 173.

1090. **An Lenbach in München**, dd^o^ Luzern, 16. November 1871. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach. Erwähnt in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394.

1091. **An Emil Heckel in Mannheim**, dd^o^ Luzern, 25. November 1871. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Enthält die Nachricht, dass R. Wagner am 16. Dezember 1871 zum Concert in Mannheim eintrifft.)

1092. **An Emil Heckel in Mannheim**, dd^o^ Luzern, 27. November 1871. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Concertangelegenheiten.)

1093. **An Richard Pohl in Baden-Baden**, dd^o^ Luzern, 27. November 1871. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (In Angelegenheit der Errichtung des Festspieltheaters in Baden-Baden anstatt in Bayreuth.)

1094. **An Emil Heckel in Mannheim**, dd^o^ Luzern, 28. November 1871. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1095. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Luzern, 6. Dezember 1871. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ueber die beabsichtigte Privat-Aufführung des „Siegfried-Idyll"; auf der III. Seite Zeichnung der Orchesteraufstellung.)

1096. **An Bürgermeister Gauss in Baden-Baden,** ddo Luzern, 29. Dezember 1871. 2 S. quart. Beginnt mit: *„Es ist die höchste Zeit, dass ich mich der durch das — freundliche Entgegenkommen"*. Autograph im Besitz v. Hermann Gauss. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 12. Dezember 1893.

## 1872.

1097. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, 3. Jänner 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1098. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Luzern, 3. Jänner 1872. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (R. Wagner spricht seinen Dank über das Concert und seinen Aufenthalt aus.)

1099. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo 4. Jänner 1872. (Fragment) beginnt mit: *„Du wunderbarster der Menschen, warum suchst Du denn kein Lebenszeichen"*. Abgedr. (o. D.) in: Praeger: W., wie ich ihn kannte (Leipzig 1892), pag. 303; Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 95.

1100. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Luzern, 24. Jänner 1872. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Anzeige v. R. Wagner's Reise nach Berlin.)

1101. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Berlin, 28. Jänner 1872. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (R. Wagner wünscht Angabe des Kassenstandes und Adressen der übrigen Vereine.)

1102. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, 6. Februar 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1103. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Luzern, 16. Februar 1872. 2 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Für die „Neunte Symphonie" werde ich bereits"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 177.

1104. **An Edward Dannreuther in London,** ddo Luzern, 4. März 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1105. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Triebschen b. Luzern, 7. März 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1106. **An Hans Richter in Budapest,** ddo Luzern, 12. März 1872. Abgedr. in: N. Z. f. M. (Leipzig), LXVIII. (1872) pag. 155.

1107. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Luzern, 15. März 1872. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Vorbereitung zur Grundsteinlegung; etwas über H. W. Riehl.)

1108. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 21. März 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1109. **An (Adressat unbekannt)**, ddo 26. März 1872. (Fragment) beginnt mit: *„Da anderseits manche Störung eingetreten ist, halte ich desto"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 11.

1110. **An (Adressat unbekannt)**, ddo 7. April 1872. (Fragment) beginnt mit: *„Aus Ihren Andeutungen habe ich zu ersehen, dass Ihre Bemühungen"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 11.

1111. **An Professor Dr. Carl Riedel in Leipzig**, ddo Luzern, 12. April 1872. Beginnt mit: *„Ich antworte Ihnen sogleich und schnell, daher auch kurz und bündig"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 270.

1112. **An Carl Hill in Schwerin**, ddo Luzern, 13. April 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Ueber Hill's Mitwirkung bei der Aufführung d. Neunten Symphonie.)

1113. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Triebschen b. Luzern, 14. April 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1114. **An Franz Mrazek in Luzern**, ddo Bayreuth, 26. April 1872. ½ S. 8°. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1115. **An Präsident von Gunzert**, ddo Bayreuth, 2. Mai 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

1116. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Fantaisie b. Bayreuth, 3. Mai 1872. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wünscht Musiker aus Mannheim; Anzeige seiner Abreise am 5. Mai nach Wien.)

1117. **An Prof. Dr. Carl Riedel in Leipzig**, ddo Bayreuth, 4. Mai 1872. Beginnt mit: *„Das ist allerdings eine bekannte Teufelsstelle! Dass sie Beethoven so geschrieben"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 272.

1118. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Bayreuth, 26. Mai 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1119. **An die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg**, ddo Bayreuth, 1. Juni 1872. Beginnt mit: *„Dem Verfasser einer ihm diktirten, in der"*. Abgedr. in: Allg. Ztg. (Augsburg), 1872 No. 156; Walhalla (München) v. 29. Juni 1872.

1120. **An Wendelin Weissheimer in Augsburg**, ddo Bayreuth, 1. Juni 1872. Erwähnt in: Walhalla (München) v. 29. Juni 1872.

1121. **An Johann Herbeck in Wien**, ddo Bayreuth, 1. Juni 1872. Beginnt mit: *„Ich fühle mich in diesen Tagen der ersten Erholung von"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 13. Juli 1881; Joh. Herbeck v. s. Söhne (Wien 1885), Anh. pag. 40.

1122. **An die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg**, ddo Bayreuth, 10. Juni 1872. Beginnt mit: *„In Sachen Herrn Weissheimers*

*habe ich lediglich die zugestandene*". Abgedr. in: Allg. Ztg. (Augsburg), Beilage v. 11. Juni 1872; Walhalla (München), 29. Juni 1872.

1123. **An Friedrich Nietzsche in Basel**, ddo Bayreuth, 12. Juni 1872. Beginnt mit: „*Ich habe anbei das Pamphlet des Dr. phil. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf*". Abgedr. in: R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., IX. pag. 350.

1124. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Fantaisie, 15. Juni 1872. Abds. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wegen Decorationen.)

1125. **An Hofrath Dr. Pusinelli in Dresden**, ddo Bayreuth, 22. Juni 1872. (Fragment) beginnt mit: „*Denn wie ein gebildeter Franzose, als welcher Victor Hugo*". Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig). 1872 No. 27.

1126. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 22. Juni 1872. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ueber seine demnächstige Reise durch Deutschland.)

1127. **An Josef Hoffmann in Wien**, ddo Bayreuth, 28. Juli 1872. Ungedruckt. Autograph aus dem Besitz d. Adressaten. Intern. Theater- u. Musik-Ausstellung, Wien 1892. (Wegen Decorationen.)

1128. **An E. W. Fritzsch in Leipzig**, ddo Bayreuth, 29. Juli 1872. Beginnt mit: „*Der II. Rechenschafts-Bericht des „Akademischen Wagner-Vereins" (Vorort Berlin), welcher*". Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1872 No. 33.

1129. **An den Akademischen Gesangverein in Wien**, ddo Bayreuth, 5. August 1872. Beginnt mit: „*Endlich komme ich dazu, meinen so lange zurückstehenden Dank*". Abgedr. in: Deutsche Zeitung (Wien) v. 10. October 1883 Abds.

1130. **An Fräulein A. Lankow in Bonn**, ddo Bayreuth, 10. August 1872. Beginnt mit: „*Ich kann Ihnen wirklich den gewünschten Gefallen nicht compromiren*". Abgedr. in: Berl. Börsen-Courier 1883; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 22.

1131. **An Reinhard Schaefer in München**, ddo Bayreuth, 31. August 1872. Beginnt mit: „*Sie haben mich verwundert durch Ihre Nachricht*". Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach. Im Auszuge abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1872 No. 37.

1132. **An J. F. Grund & Söhne in Prag**, ddo Bayreuth, 12. September 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

1133. **An den Bürgermeister von Bologna**, ddo Bayreuth, 1. October 1872. Beginnt mit: „*Es wird mir schwer fallen, in der nöthigen Kürze die Worte*". Abgedr. in: R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., IX. pag. 346.

1134. **An Josef Hoffmann in Wien**, ddo 22. October 1872. Ungedruckt. Autograph aus dem Besitz d. Adressaten. Intern. Theater- und Musik-Ausstellung, Wien 1892. (Wegen Decorationen.)

1135. **An Freny in Hamburg**, ddo. 25. October 1872. Beginnt mit: *„Sie sind mit dem Beckmesser ganz richtig daran“*. Abgedr. in: Deutsche Bühnengenossenschaft (Berlin), 1893; Sign. f. d. musikal. Welt (Leipzig), 1893 No. 18; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1893 No. 6; Finck: W. u. s. Werke (Breslau 1896), II. pag. 205.

1136. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo. Bayreuth, 4. November 1872. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (R. Wagner wünscht die Opernrepertoire v. Mannheim u. Karlsruhe.)

1137. **An Ernst Gettke in Cassel**, ddo. Bayreuth, 9. November 1872. Beginnt mit: *„Durch die neulich erfolgte Veröffentlichung meiner Abhandlung“*. Abgedr. in: Litt. Theil d. Almanachs d. Dtsch. Bühnengenossenschaft (Leipzig u. Cassel 1873), I. pag. 73; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., IX. pag. 307.

1138. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo. Würzburg, 11. November 1872. 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Gedenke nächsten Sonntag in Mannheim den „Fliegenden Holländer“ akustisch zu beobachten“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1139. **An Fräulein Helfriede Plüddemann in Colberg**, ddo. Strassburg, 23. November 1872. (Fragment) beginnt mit: *„Ich behalte das Blatt als ein rührendes Zeugniss dafür“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Martin Plüddemann in Berlin.

1140. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo. Wiesbaden, 28. November 1872. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Angabe der Adresse seiner Weiterreise.)

1141. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo. Cöln, 1. Dezember 1872. 1 S. 8°. Beginnt mit: *„Hier schick' ich die Schriften zurück, und wünsch' uns Allen viel Glück.“*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: Kastner: Wagneriana, I. (Wien 1885) pag. 26.

1142. **An Edward Dannreuther in London**, ddo. Bayreuth, 27. Dezember 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1143. **An (Adressat unbekannt)**, ddo. 1872. Beginnt mit: *„Da ich selbst nicht in der Wolle sitze, so kann ich Ihre Ausbogen“*. Abgedr. in: Walhalla (München), No. 26 v. 29. Juni 1872. (Echtheit zweifelhaft.)

## 1873.

1144. **An Franz Schott in Mainz**, ddo. Bayreuth, 6. Jänner 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1145. **An Edward Dannreuther in London**, ddo. Bayreuth, 9. Jänner 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1146. **An Emerich Kastner in Bayreuth**, ddo. Bayreuth, 9. Jänner 1873. 3 S. 8°. Schliesst mit: *„erhalten Sie mir für fernerhin und geeignetere Veranlassungen hierzu Ihre freundlichen“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Herausgebers.

1147. **An E. W. Fritzsch in Leipzig**, ddo Bayreuth, 11. Jänner 1873. (Fragment) beginnt mit: *„Ich bin jetzt über dem Ordnen des IX. Bandes"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. J. van Santen-Kolff in Berlin.

1148. **An Emerich Kastner in Bayreuth**, ddo Bayreuth, 12. Jänner 1873. Beginnt mit: *„In plötzlich eingetretenem Augenblick der Abreise, danke ich Ihnen noch"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Herausgebers.

1149. **An Emil Scaria in Wien**, ddo Bayreuth, 16. Februar 1873. 2 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar in Frankfurt a. M. 1887.

1150. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Bayreuth, 19. Februar 1873. 1 S. 8°. Zum Verkauf ausgeboten v. Otto August Schulz in Leipzig 1884, Catalog No. XV., pag. 20.

1151. **An Franz Schott in Mainz**, ddo 21. Februar 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1152. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Bayreuth, 26. Februar 1873. 1 S. 8°. Ungedruckt. Zur Auction gebracht v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 12. October 1892.

1153. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Bayreuth, 10. März 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1154. **An Emil Scaria in Wien**, ddo Bayreuth, 11. März 1873. 1 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf gebracht v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1155. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Bayreuth, 12. März 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1156. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 17. März 1873. Ungedruckt. 1 S. 8°. Autograph im Besitz des Adressaten. (Humoristisches Gedicht.)

1157. **An den Vorsitzenden des Berliner Wagner-Vereins in Berlin**, ddo Bayreuth, 18. März 1873. Abgedr. in: Neue Zeit, II. Jahrg.

1158. **An E. W. Fritzsch in Leipzig**, ddo Bayreuth, 25. März 1873. Beginnt mit: *„Das neueste Supplement des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons enthält einen"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1873 No. 13.

1159. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Bayreuth, 30. März 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1160. **An Emil Scaria in Wien**, ddo Bayreuth, 3. April 1873. 1½ S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1161. **An den Akademischen Wagner-Verein in Wien**, ddo Bayreuth, 3. April 1873. Beginnt mit: *„Gewiss sind Sie der freudigen Theilnahme versichert, welche mir die Eröffnung"*. Abgedr. in: I. Jahresbericht des Vereins (1873), pag. 32.

1162. **An Franz Schott in Mainz**, ddo Bayreuth, 16. April 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1163. **An Freifrau Marie von Schleinitz in Berlin,** ddo Bayreuth, 1. Mai 1873. Beginnt mit: *„Ihr ich für die Patrone und Gönner meiner Unternehmung".* Abgedr. in: R. Wagner: Das Bühnenfestspielhaus (Leipzig 1873); R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., IX. pag. 384.

1164. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 10. Mai 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1165. **An O. Beta,** ddo Bayreuth, 18. Mai 1873. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

1166. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 8. Juni 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1167. **An Emil Scaria in Wien,** ddo Bayreuth, 11. Juni 1873. 1½ S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1168. **An Robert Krauese in Leipzig,** ddo Bayreuth, 20. Juli 1873. Undruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Betreffend die Sgraffito-Malerei auf „Wahnfried".)

1169. **An Robert Krauese in Leipzig,** ddo Bayreuth, 10. August 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1170. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden,** ddo Bayreuth, 14. August 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ueber eine Büste v. Frau Cosima Wagner.)

1171. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden,** ddo Bayreuth, 23. August 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1172. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden,** ddo Bayreuth, 26. August 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1173. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 2. September 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1174. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 7. September 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1175. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 17. September 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1176. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 19. September 1873. 3 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Ihr glaubt mein mich eindringlich davon abmahnen".* Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 18.

1177. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 23. September 1873. 3 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Wir können Chicago und London nicht so unbedingt für uns ausziehen; in beiden Städten".* Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 181.

1178. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 27. September 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1179. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 1. October 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1180. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden,** ddo Bayreuth, 12. October 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Erlaubniss zur Vervielfältigung der Büste R. Wagner's.)

1181. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 17. October 1873. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wegen der am 31. October in Bayreuth angesetzten Versammlung.)

1182. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 27. October 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1183. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 19. November 1873. (Fragment) beginnt mit: *„Nehmen Sie meinen gerührtesten Dank für das, was Sie thun"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 183.

1184. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden,** ddo Bayreuth, 1. Dezember 1873. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Dank für die Büste von Frau Cosima Wagner.)

1185. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 19. Dezember 1872. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1186. **An Josef Hoffmann in Wien,** ddo Bayreuth, 19. Dezember 1872. Ungedruckt. Autograph aus dem Besitz d. Adressaten. Intern. Theater- und Musik-Ausstellung, Wien 1892. (Wegen Decorationen.)

## 1874.

1187. **An Karl Brandt in Darmstadt,** ddo Bayreuth, 7. Jänner 1874. Beginnt mit: *„Zwei Worte für heute. Können Sie noch für 1875 fertig werden"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 21.

1188. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 16. Jänner 1874. 4 S. 4°. (Fragment) beginnt mit: *„Ich sollte vermeinen, dass mit der Annahme meines Anerbietens dann zugleich"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 185.

1189. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 23. Jänner 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1190. **An Josef Hoffmann in Wien,** ddo Bayreuth, 28. Jänner 1874. Ungedruckt. Autograph aus dem Besitz d. Adressaten. Intern. Theater- und Musik-Ausstellung, Wien 1892. (Wegen Decorationen.)

1191. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 31. Jänner 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1192. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 3. Februar 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1193. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 7. Februar 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1194. **An Franz Schott in Mainz,** ddo Bayreuth, 9. Februar 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1195. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 9. Februar 1874. 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Das Unternehmen, an dem Sie so herrlich ernsten Antheil nahmen, ist gesichert"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 185.

1196. **An Josef Hoffmann in Wien**, ddo. Bayreuth, 2. Februar 1874. Ungedruckt. Autograph aus dem Besitz d. Adressaten. Intern. Theater- und Musik-Ausstellung, Wien 1892. (Wegen Decorationen.)

1197. **An B. Schott's Söhne in Mainz**, ddo. Bayreuth, 19. Februar 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1198. **An Albert Heintz in Berlin**, ddo. Bayreuth, 20. Februar 1874. (Fragment) beginnt mit: *„Bei dem Arrangement (ohne Worte) hätte ich Sie etwas wählsamer und weniger steinig zu verfahren"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1199. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo. Bayreuth, 5. März 1874. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Mittheilung, dass vorschussweise 100000 Thaler aus der Königlichen Cabinetscassa eingetroffen sind.)

1200. **An Emil Scaria in Wien**, ddo. Bayreuth, 8. März 1874. 2 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1201. **An Carl Hill in Schwerin**, ddo. Bayreuth, 8. März 1874. $2^1/_2$ S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Einladung zum Studium der Parthie des Alberich.)

1202. **An Emil Scaria in Wien**, ddo. Bayreuth, 17. März 1874. $^3/_4$ S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1203. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden**, ddo. Bayreuth, 27. März 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Erbittet die Uebersendung der Marmorbüste von Frau Cosima Wagner.)

1204. **An Josef Hoffmann in Wien**, ddo. Bayreuth, 1. April 1874. Ungedruckt. Autograph aus dem Besitz d. Adressaten. Intern. Theater- u. Musik-Ausstellung, Wien 1892. (Wegen Decorationen.)

1205. **An Alois Schmitt in Schwerin**, ddo. Bayreuth, 3. April 1874. Beginnt mit: *„Vor einigen Wochen schrieb ich Herrn Hill"*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: Mecklenburgische Zeitung (Schwerin) v. 28. Februar 1898.

1206. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo. Bayreuth, 17. April 1874. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Besetzung des „Ring der Nibelungen".)

1207. **An B. Schott's Söhne in Mainz**, ddo. Bayreuth, 6. Mai 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1208. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden**, ddo. Bayreuth, 7. Mai 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Büsten-Angelegenheiten.)

1209. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden**, ddo. Bayreuth, 11. Mai 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Büsten-Angelegenheiten.)

1210. **An B. Schott's Söhne in Mainz**, ddo. Bayreuth, 27. Mai 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1211. **An Josef Hoffmann in Wien**, ddo Bayreuth, 9. Juni 1874. Ungedruckt. Autograph aus dem Besitz d. Adressaten. Intern. Theater- u. Musik-Ausstellung. Wien 1892. (Wegen Decorationen.)

1212. **An Alois Schmitt in Schwerin**, ddo Bayreuth, 11. Juni 1874. Beginnt mit: *„Ich bitte Sie — da Sie einmal so freundlich gegen mich sind“.* Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: Mecklenburgische Zeitung (Schwerin) v. 28. Februar 1888; Neue Musikal. Presse (Wien), 1895 No. 9.

1213. **An Dexter Smith in New York**, ddo Bayreuth, Juni 1874. Beginnt mit: *„Ich bin Ihnen sehr verbunden für das Interesse, welches Sie“.* Abgedr. in: Amerikanische Revue, 1874; N. Fr. P. (Wien) v. 25. August 1874.

1214. **An B. Schott's Söhne in Mainz**, ddo Bayreuth, 16. Juli 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1215. **An Emil Scaria in Wien**, ddo Bayreuth, 1. August 1874. 1 S. 8°. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar in Frankfurt a. M. 1887.

1216. **An B. Schott's Söhne in Mainz**, ddo Bayreuth, 16. August 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1217. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 30. August 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1218. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 9. September 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1219. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 20. September 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1220. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 24. September 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1221. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 14. October 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1222. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 23. November 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1223. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden**, ddo Bayreuth, 30. November 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Büsten-Angelegenheit.)

1224. **An Robert Krausse in Leipzig**, ddo Bayreuth, 4. Dezember 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Auftrag für ein Bild.)

1225. **An Emil Scaria in Wien**, ddo Bayreuth, 7. Dezember 1874. 2 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Grosse Sorge habe ich für Frau Materna“.* Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar in Frankfurt a. M. 1887. Im Auszuge abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 11. Dezember 1874.

1226. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 8. Dezember 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1227. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden**, ddo Bayreuth, 10. Dezember 1874. Schliesst mit: *„Sie sind hoffentlich versichert, dass ich gern*

*Millionen spenden möchte*". Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1228. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden,** ddo. Bayreuth, 16. Dezember 1874. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wiederholte Bitte, die Büste v. Frau Cosima Wagner abzusenden.)

1229. **An Prof. Düpler in Berlin,** ddo. Bayreuth, 17. Dezember 1874. Beginnt mit: „*Ich erlaube mir, Sie darüber zu befragen, ob Sie Neigung*". Beilage im Faksimiledruck zu: Bayreuther Blätter (1882), VII./VIII.

1230. **An E. W. Fritzsch in Leipzig,** ddo. Bayreuth, 28. Dezember 1874. Beginnt mit: „*Sie wünschen zur Eröffnung des neuen Jahrganges Ihres Musikalischen Wochenblattes*". Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1875 No. 2; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., X. pag. 1.

1231. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo. Bayreuth, 31. Dezember 1874. 1 S. 8°. Beginnt mit: „*Damit ich doch auch das alte Jahr mit etwas Angenehmen*". Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1232. **An Theodor Thomas in Newyork,** ddo. 1874. Im Auszuge abgedruckt in: Neue Newyorker Musik-Ztg., XVII. (1874) No. 35.

## 1875.

1233. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo. Bayreuth, 2. Jänner 1875. Beginnt mit: „*Nochmals gutes neues Jahr! Jetzt aber kommen die Sorgen*". Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1234. **An A. L. Mazière in Mainz,** ddo. Bayreuth, 5. Jänner 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1235. **An Johann Herbeck in Wien,** ddo. Bayreuth, 14. Jänner 1875. Beginnt mit: „*Ihr geneigtes Schreiben mit dem darin enthaltenen*". Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 13. Juli 1881; Joh. Herbeck v. s. Sohne (Wien 1885), Anh. pag. 40.

1236. **An Emil Heckel in Mannheim,** (Postkarte), ddo. Bayreuth, 14. Jänner 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Rollenbesetzung.)

1137. **An die Sänger des Bühnenfestspieles,** ddo. Bayreuth, 15. Jänner 1875. Beginnt mit: „*Wie Ihnen dies aus meinem, für mich so erfreulichen*". Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 22.

1238. **An die Orchestermitglieder des Bühnenfestspieles,** Bayreuth, o. D. Beginnt mit: „*Indem ich Sie hierdurch zur Mitwirkung im Orchester meiner*". Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 24.

1239. **An A. L. Mazière in Mainz,** ddo. Bayreuth, 21. Jänner 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1240. **An Carl Hill in Schweria,** ddo. Bayreuth, 21. Jänner 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Handschriftliche Schlusszeilen zum gedr. Briefe v. 15. Jänner.)

1241. **An A. L. Mazière in Mainz,** ddo. Bayreuth, 25. Jänner 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1242. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 25. Januer 1875. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Verfassers. (Zusendung f. d. aus Mannheim mitwirkenden Künstler.)

1243. **An Emil Scaria in Wien,** ddo Bayreuth, 28. Januer 1875. 3 S. 4°. (Nachschrift zum Contractbrief.) Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfort a. M. 1887. (R. Wagner bittet, ihm eine, zu Niemann passende Singstimme zu verschaffen.)

1244. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 28. Jänner 1875. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Mittheilung über das Honorar für die Mannheimer Sänger.)

1245. **An Opernsänger Glatz,** ddo 2. Februar 1875. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1246. **An A. L. Mazière in Mainz,** ddo Bayreuth, 3. Februar 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1247. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 6. Februar 1875. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Einladung zum Concert in Wien.)

1248. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Bayreuth, 7. Februar 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Anfrage, ob Frau Schmitt die Parthie der Gutrune zu übernehmen geneigt wäre.)

1249. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 9. Februar 1875. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Mittheilung über die Concerte in Wien.)

1250. **An A. L. Mazière in Mainz,** ddo Bayreuth, 10. Februar 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1251. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 13. Februar 1875. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Verzicht auf die Mitwirkung eines Baritonisten aus Mannheim.)

1252. **A. L. Mazière in Mainz,** ddo Bayreuth, 15. Februar 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1253. **An Emil Scaria in Wien,** ddo Bayreuth. 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Lauter Baritonisten, kein Bassist; in Betreff"*. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfort a. M. 1887.

1254. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Bayreuth, 19. Februar 1875. 1½ S. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (R. Wagner acceptirt Frl. Gungl für die Parthie der Gutrune.)

1255. **An Hans Richter in Budapest,** ddo Bayreuth, 20. Februar 1875. Beginnt mit: *„Ich schreibe diese Zeilen kurz vor unserer Abreise nach Wien"*. Abgedr. in: N. W. T. (Wien) v. 17. Februar 1883.

1256. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Wien, 7. März 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Zusage betreffs Erfüllung seiner Wünsche.)

1257. **An G. Steckner in Leipzig,** ddo Bayreuth, 20. März 1875. 1 S. 8°. Beginnt mit: *„Von einer längeren Reise zurückgekehrt, finde ich*

*Ihre Aufregung*". Ungedruckt. Zum Verkauf angeboten von Gabriel Charavay (Paris) October 1881 unter No. 97. Autograph im Besitz d. Herausgebers.

1258. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 24. März 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1259. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 26. März 1875. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Die mitwirkenden Künstler betreffend.)

1260. **An Hans Makart in Wien**, ddo Bayreuth, 31. März 1875. 3 S. 8°. Ungedruckt. Abschrift im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1261. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 2. April 1875. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Personalfragen.)

1262. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 1. Mai 1875. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wegen Besetzung der Partie d. „Fafner".)

1263. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 9. Mai 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1264. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo 10. Mai 1875. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Die 1875er Proben betreffend.)

1265. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 18. Mai 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1266. **An Gräfin Fürstenberg**, ddo Bayreuth, 19. Mai 1875. (Geschr. v. Frau Cosima Wagner, unterzeichnet v. R. Wagner.) Ungedruckt. Autograph im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394.)

1267. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden**, ddo Bayreuth, 25. Mai 1875. (Fragment) beginnt mit: „*Ihre Arbeit prangt in der Halle. Noch haben wir viel Unruhe und Aerger*". Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1268. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 27. Mai 1875. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d Adressaten. (Vorbereitungen z. Festspiele betreffend.)

1269. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 6. Juni 1875. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Zusendung eines Briefes für Johannes Brahms.)

1270. **An Dr. Gustav Kietz in Dresden**, ddo Bayreuth, 10. Juni 1875. (Fragment) beginnt mit: „*Meine Vergesslichkeit liesse sich gewissermassen durch meine schwache Kasse erklären*". Autograph im Besitz v. J. van Santen-Kolff in Berlin

1271. **An Gräfin Fürstenberg**, ddo Bayreuth, 12. Juni 1875. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Kürschner in Eisenach. (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

1272. **An (Adressat unbekannt)**, ddo Bayreuth, 25. Juni 1875. Ungedruckt. Abschrift im Besitz v. Prof. Joseph Kürschner in Eisenach (s. R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 394).

1273. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 25. Juni 1875. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Urtheile über Sänger.)

1274. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 6. September 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1275. **An Rich. Pohl in Baden-Baden**, ddo Bayreuth, 25. September 1875. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Aufforderung, in Bayreuth seinen Wohnsitz zu nehmen.)

1276. **An E. W. Fritzsch in Leipzig**, ddo Bayreuth, 4. October 1875. Beginnt mit: *„Seit meiner letzten Ankündigung in diesem Betreff kommen mir häufig Bemerkungen"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1875 No. 41; R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 187.

1277. **An Hans Richter in Wien**, ddo Bayreuth, 11. October 1875. Beginnt mit: *„Also, es soll nun doch Ernst werden, mit dem Wiener"*. Abgedr. in: N. W. T. (Wien) v. 17. Februar 1883.

1278. **An (Adressat unbekannt, angeblich Prof. Jul. Hey in München)**, ddo Bayreuth, 15. October 1875. (Fragment) beginnt mit: *„Nun weiss ich doch einmal wieder Unger's Adresse . . . nicht"*. Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1279. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 27. October 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1280. **An die Künstler der Bühnenfestspiele**, ddo Bayreuth, 1. November 1875. Beginnt mit: *„Der unbedenkliche Eifer der künstlerischen Genossen"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 28.

1281. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Wien, 11. November 1875. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wegen Patronatsscheinen.)

1282. **An Franz Jauner in Wien**, ddo Wien, 18. November 1875. (Fragment) beginnt mit: *„Es hat sich das Gerücht verbreitet, ich würde bei der ersten Aufführung"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1875 No. 49.

1283. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 22. Dezember 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1284. **An Gottlieb Federlein in Philadelphia**, ddo Bayreuth, 22. Dezember 1875. (Fragment) beginnt mit: *„Sagen Sie Herrn Mdr. Thomas auch bei dieser Gelegenheit"*. Abgedr. in: Finck: W. u. s. Werke (Breslau 1896), II. pag. 458.

1285. **An A. L. Mazière in Mainz**, ddo Bayreuth, 26. Dezember 1875. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1286. **An Emil Scaria in Wien**, ddo Bayreuth, 30. Dezember 1875. 4 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Stünde hinter mir — wie Sie irrthümlich anzunehmen scheinen — ein reicher Mann"*. Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1287. **An Franz Muncker**, ddo Bayreuth, 31. Dezember 1875. Beginnt mit: *„Gedenk' o Mensch, der Polizei, dass nie sie Dir anfassig sei"*. Abgedr. in: Die Presse (Wien) v. 6. Mai 1883.

**1876.**

1288. **An Georg Unger**, ddo Bayreuth, 1. Jänner 1876. Beginnt mit: *„Damit ich an diesem“*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1887 No. 7.

1289. **An Franz Jauner in Wien**, ddo Bayreuth, 29. Jänner 1876. Beginnt mit: *„Wie sehr hat mich wieder Ihre lebendige Aufnahme“*. Abgedr. in: Ill. Wr. Extrablatt (Wien) v. 17. Februar 1883.

1290. **An Frau Amalie Materna in Wien**, ddo 2. Februar 1876. Ungedruckt. Autograph aus d. Besitz d. Adressaten auf der Intern. Theater- und Musik-Ausstellung (Wien) 1892.

1291. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 4. Februar 1876. 2 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Unsere Sorgen sind gross und schliesslich muss ich den Vorsatz“*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Im Auszuge abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 188.

1292. **An Theodor Thomas in Philadelphia**, ddo Bayreuth, 8. Februar 1876. (Fragment) beginnt mit: *„Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen meine herzlichste Anerkennung“*. Abgedr. in: Finck: Wagner und seine Werke (Breslau 1896), II. pag. 458.

1293. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo Bayreuth, 8. Februar 1876. 1 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Freiplätze betreffend.)

1294. **An Hermann Ritter in Würzburg**, ddo Bayreuth, 13. Februar 1876. Autograph verloren gegangen; Abschrift existirt (m. Wissens) nicht. (Ueber die „Viola alta“.)

1295. **An Albert Hahn in Königsberg**, o. O. u. D. (Poststempel Bayreuth 5. März 1876). 1 S. 8°. (Mit Bleistift geschrieben.) Beginnt mit: *„Sagen Sie: »des Schweigen's Meisterin«, so heisst der Satz: »Do, Isolde«“*. Autograph im Besitz d. Herausgebers. Abgedr. in: Parsifal, 1884 No. 2 v. 1. März 1884.

1296. **An Gottlieb Federlein in Philadelphia**, ddo Berlin, 18. März 1876. Beginnt mit: *„Herrn Thomas' Adresse ist mir nicht zur Hand, und ich ersuche Sie“*. Abgedr. in: Finck: W. u. s. Werke (Breslau 1896), II. pag. 459.

1297. **An Theodor Thomas in Philadelphia**, ddo Bayreuth, 25. März 1876. Beginnt mit: *„Es freut mich, endlich von Ihnen ein paar Zeilen“*. Abgedr. in: Finck: W. u. s. Werke (Breslau 1896), II. pag. 459.

1298. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz**, ddo Bayreuth, 26. März 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1299. **An Hermann Ritter in Würzburg**, ddo Bayreuth, 28. März 1876. Beginnt mit: *„Ich bedaure wahrhaft, immer noch nicht die freie Zeit gewinnen zu können“*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt, 1876 No. 18.

1300. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz**, ddo Bayreuth, 30. März 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1301. **An Karl Eckert in Berlin**, ddo Bayreuth, 3. April 1876. Beginnt mit: *„Es fällt mir schwer auf das Herz, dass, da es bei unserem*

*„Tristan“*. Abgedr. in: Deutsche Bühnengenossenschaft (Berlin), 1876 pag. 65.

1302. **An die Orchestermitglieder der Festspiele,** ddo Bayreuth, 6. April 1876. Beginnt mit: *„In Folge der zwischen uns bestehenden Uebereinkunft“*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 29.

1303. **An (Adressat unbekannt),** ddo Bayreuth, 8. April 1876. 1 S. 4°. Ungedruckt. Zur Auction gebracht v. Leo Liepmannssohn (Berlin) am 7. Juni 1888. (R. Wagner ist gern bereit einen Tantième-Antheil z. Gunsten eines Pensionsfonds abzutreten.)

1304. **An die Sänger des Festspieles,** ddo Bayreuth, 9. April 1876. Beginnt mit: *„Nach der von mir erlassenen bestimmten Ankündigung“*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, IX. (1886) pag. 29.

1305. **An E. W. Fritzsch in Leipzig,** ddo Bayreuth, 18. April 1876. Beginnt mit: *„Zu den am 13., 14., 15. und 16., dann am 20., 21., 22. und 23.“* Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1876 No. 19.

1306. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 30. April 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1307. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 3. Mai 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1308. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 18. Mai 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1309. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 20. Mai 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1310. **An Ferdinand Praeger in London,** ddo Bayreuth, 21. Mai 1876. Beginnt mit: *„Komm nur zur Zeit her: Heinen“*. Abgedr. in: Echte Briefe an Praeger (Bayreuth o. J.), pag. 95.

1311. **An Theodor Muecker in Bayreuth,** ddo Bayreuth, 4. Juni 1876. Beginnt mit: *„Vor kurzem enthielt das hiesige Tageblatt eine an die zur Mitwirkung“*. Abgedr. in: Bayreuther Tageblatt v. 6. Juni 1876; R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 120.

1312. **An Frau Scaria in Wien,** ddo Bayreuth, 4. Juni 1876. 2 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1313. **An B. Schott's Söhne in Mainz,** ddo Bayreuth, 9. Juni 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1314. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 18. Juni 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1315. **An Edward Dannreuther in London,** ddo Bayreuth, 23. Juni 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1316. **An Emil Scaria in Wien,** ddo Bayreuth, 10. Juli 1876. 2 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887. (Sichert Mk. 12—15000 für 4 Wochen zu.)

1317. **An Amalie Materna in Wien,** ddo Bayreuth, 17. Juli o. J. (1876). 2 S. 8°. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1318. **An Amalie Materna in Wien,** ddo Bayreuth, 17. Juli 1876 (für Scaria bestimmt). 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Ich habe Herrn Scaria vor acht Tagen ausführlich“*. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1319. **An Georg Unger,** ddo Bayreuth, 5. August 1876. Beginnt mit: *„Ich bezeuge Ihnen, dass Sie mit beiden Siegfrieden meine besten“*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1887 No. 7; Kastner's Wr. Musikal. Ztg., III. No. 18 v. 27. Februar 1887.

1320. **An (Adressat unbekannt, wahrscheinlich Regisseur Brandt),** ddo Bayreuth (Sommer) 1876. 1 S. 8°. (Fragment) beginnt mit: *„Von der Verwandlung an können Sie Fricke und Thoms“*. Ungedruckt. Antiquariats-Catalog No. X v. G. Hess & Co. (München 1895) unter No. 310.

1321. **An Amalie Materna in Wien,** ddo Bayreuth, 9. September 1876. Beginnt mit: *„Lob, Ruhm, Ehre und Liebe, vor allem Ihnen“*. Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien) No. 349 v. 19. Dezember 1886; Berliner Tageblatt, 1886; (französisch) Le Guide musical, 1887 No. 4.

1322. **An Emil Heckel in Mannheim,** (Postkarte), ddo 10. September 1876. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1323. **An Alois Schmitt in Schwerin,** ddo Venedig, 21. September 1876. Beginnt mit: *„Es ist wirklich keine geringe Sache für mich“*. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: Mecklenburgische Ztg. (Schwerin) v. 28. Februar 1888.

1324. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Venedig, 23. September 1876. (Fragment) schliesst mit: *„Bleiben Sie mir treu, Sie Ungeheuerer, Dämonischer, Allervortrefflichster“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. J. van Santen-Kolff in Berlin.

1325. **An Gabriel Monod in Paris,** ddo Sorrento, 25. October 1876. Beginnt mit: *„Ich hätte Ihren Brief rascher beantworten sollen“*. Abgedr. in: Revue politique et littéraire (Paris), 1883; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 9; N. W. T. (Wien) v. 22. Februar 1883; Neue Musik-Zeitung (Cöln), 1884 No. 5.

1326. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Sorrento (Hôtel Victoria), 3. November 1876. 3 S. 8°. Beginnt mit: *„Sie sind wirklich der Erste, von dem mir aus Deutschland“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1327. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Rom, 23. November 1876. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1328. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Florenz (Hôtel New-York), 9. Dezember 1876. 3 S. 8°. (Fragment) schliesst mit: *„In einer der unausgesetzt schlaflosen Nächte“*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1329. **An Richard Pohl in Baden-Baden,** ddo Bayreuth, 30. Dezember 1876. 4 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Angelegenheiten der „Bayreuther Blätter“.)

**1877.**

1330. **An die Vorstände der Richard Wagner-Vereine,** ddo Bayreuth, 1. Jänner 1877. Beginnt mit: „*Was dieser Wiederholungen verhinderte, war nicht die Unmöglichkeit*". Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1877 No. 5; N. Z. f. M. (Leipzig), 1877 No. 6; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., X. pag. 17; R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 194.

1331. **An Theodor Muncker in Bayreuth,** ddo Bayreuth, 2. Jänner 1877. Beginnt mit: „*Verzeihen Sie, wenn ich gestern versäumen mußte, Ihnen meinen Neujahrsgruß*". Abgedr. in: Die Presse (Wien), 6. Mai 1883.

1332. **An Martin Plüddemann in Colberg,** ddo Bayreuth, 6. Jänner 1877. (Fragment) beginnt mit: „*Ich war in Italien, und gerade in der ödesten Laune*". Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1333. **An Martin Plüddemann in Colberg,** ddo Bayreuth, 29. Jänner 1877. (Fragment) beginnt mit: „*Ihr dort oben an der Ostsee zeichnet Euch immer durch vielen gesunden Verstand*". Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1334. **An Albert Hahn in Königsberg i. Pr.,** ddo Bayreuth, 2. Februar 1877. 1 S. 8°. Beginnt mit: „*Da Sie dem Inhalte meiner Aufforderung sich günstig erweisen, habe ich gewiss keinen Grund*". Ungedruckt. Autograph im Besitz v. J. van Santen-Kolff. Abschrift im Besitz d. Herausgebers.

1335. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 11. Februar 1877. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Aufführungen 1877 in Bayreuth unmöglich! Concerte in London.)

1336. **An Erdmann-Jung in Brieg,** ddo Bayreuth, 12. Februar 1877. Beginnt mit: „*Lieben Sie es auf, den Lesern ihre Theuersten anzureden zu wollen*". Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1878 No. 4.

1337. **An Martin Plüddemann in Colberg,** ddo Bayreuth, 13. Februar 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Dank an Plüddemann's Tante für ihren Beitrag („*den überhaupt einzigen*") zur Deckung des Bayreuther Defizits.

1338. **An Amalie Materna in Wien,** ddo Bayreuth, 18. Februar 1877. Beginnt mit: „*Da ich jetzt so weit bin*". Autograph im Besitz d. Adressatin. Abgedr. in: Fremdenblatt (Wien), No. 349 v. 19. Dezember 1886; Berliner Tageblatt, 1886; (französisch) Le Guide musical (Brüssel), 1887 No. 4.

1339. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Bayreuth, 20. Februar 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Einladung z. Mitwirkung bei den Londoner Concerten.)

1340. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Bayreuth, 2. März 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Zur Beurlaubung Hill's für den Monat Mai.)

1341. **An Hofschauspieler Dettmer in Meiningen,** ddo Bayreuth, 14. März 1877. Beginnt mit: „*Es wäre sehr unrecht von mir, wollte ich an*

*dem herrlichen Eindruck*". Abgedr. in: Die Tonkunst (Berlin), III (1877) No. 13.

1342. **An August Wilhelmj in Biebrich-Mosbach,** ddo Bayreuth, 15. März 1877. Beginnt mit: „*Der Contract mit Messrs. Hodge und Essex wird wohl*". Abgedr. in: The Times (London), 1877; Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1877 No. 15; A. D. M. Z. (Berlin), 1877 No. 15; N. Z. f. M. (Leipzig), 1877 No. 16.

1343. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Bayreuth, 16. März 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Angelegenheiten der *Londoner Concerte.*)

1344. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 28. März 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1345. **An A. L. Mazière in Mainz,** ddo Bayreuth, 1. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1346. **An Edward Dannreuther in London,** ddo Bayreuth, 3. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Angelegenheiten das Londoner Festival betreffend.)

1347. **An Carl Hill in Schwerin,** ddo Bayreuth, 4. April 1877. 2 S. 8°. Ungedruckt. (Fragment) beginnt mit: „*Ein Bassist fehlt nur noch, da Siehr nicht kann und Krolop*". Autograph im Besitz d. Familie d. Adressaten.

1348. **An A. L. Mazière in Mainz,** ddo Bayreuth, 6. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1349. **An Edward Dannreuther in London,** ddo Bayreuth, 8. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Das Londoner Festival betreffend.)

1350. **An Karl Eckert in Berlin,** ddo Bayreuth, 3. April 1877. Beginnt mit: „*Oh, Oh! Böser College! Nun ja, Sie kennen mich ja*". Abgedr. in: Schlesische Ztg. (Breslau), No. 332 v. 16. Mai 1883. (Aus den „Hamburger Nachrichten" mit dem Datum 3. April 1879.)

1351. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 11. April 1877. 1 S. 8°. Beginnt mit: „*Gebe Ihnen Gott langes Leben, jedenfalls noch etwas gehöriges länger*". Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: R. Wagner-Jahrbuch, I. pag. 195.

1352. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 11. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Das Londoner Festival betreffend.)

1353. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 13. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Das Londoner Festival betreffend.)

1354. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 15. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Das Londoner Festival betreffend.)

1355. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 17. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Das Londoner Festival betreffend.)

1356. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 29. April 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Das Londoner Festival betreffend.)

1357. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Ems, 15. Juni 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1358. **An A. L. Naziere in Mainz,** ddo Ems, 29. Juni 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1359. **An Edward Dannreuther in London,** ddo Ems, 29. Juni 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1360. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 25. Juli 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1361. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 22. August 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1362. **An Adolf Schmidt in Viersen b. Cöln,** ddo Bayreuth, 3. September 1877. Beginnt mit: *„Ihr schöner Eifer hat in mir den Wunsch neu belebt"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. Abschrift im Besitz des Herausgebers.

1363. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 9. September 1877. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Einladung zur Versammlung der Patrone nach Bayreuth zu kommen.)

1364. **An Amalie Materna in Wien,** ddo 18. September 1877. (Fragment) beginnt mit: *„Treue Wotanstochter . . . . wir hatten gestern Eva's Geburtstag"*. Im Auszuge abgedr in: Berliner Tageblatt, 1886.

1365. **An Hofrath Düfflipp in München,** ddo Bayreuth, 19. September 1877. Beginnt mit: *„Wenn ich heute die folgenden Mittheilungen auf"*. 7 S. 8°. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1366. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 1. October 1877. 2 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Anempfehlung von Kapellmeister Franz Fischer.)

1367. **An Se. Exc. Baron von Leën in Weimar,** ddo Bayreuth, 22. October 1877. (Fragment) beginnt mit: *„Was nenne ich mir »Gesinnung«! Mit dem »Rheingolde zu siegen« Was kann ich dazu sagen, als »Glück auf!«"*. Ungedruckt. (Mitgetheilt v. Rechtsanwalt A. Sommer in Weimar. Erwähnt in: Weekblad voor Muziek (Amsterdam), 1896 No. 22.

1368. **An Edward Dannreuther in London,** ddo 28. October 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1369. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 24. November 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1370. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo Bayreuth, 24. November 1877. (Zweiter Brief.) Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1371. **An Edward Dannreuther in London,** ddo Bayreuth, 27. November 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1372. **An M. Fürstenau in Dresden,** dd^o^ Bayreuth, 4. Dezember 1877. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Bitte um Auskunft über die Ouverturen zu „Die Feen", „Columbus" u. „Polonia".)

1373. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd^o^ Bayreuth, 7. Dezember 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1374. **An die Vertreter des Bayreuther Patronat-Vereins,** dd^o^ Bayreuth, 8. Dezember 1877. Beginnt mit: *„Mit meinem, am 15. September den hier versammelten"*. Abgedr. in: Oberfränkische Zeitung (Bayreuth), No. 311 v. 22. Dezember 1877; Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1878 No. 1.

1375. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd^o^ Bayreuth, 14. Dezember 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1376. **An August Wilhelmj in London,** dd^o^ Bayreuth, 22. Dezember 1877. Beginnt mit: *„So erfahre ich doch einmal wieder mit Sicherheit"*. Abgedr. in: N. Wr. Abendblatt (Wien) v. 2. Jänner 1878; Die Presse (Wien) v. 4. Jänner 1878.

1377. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd^o^ Bayreuth, 27. Dezember 1877. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

## 1878.

1378. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd^o^ Bayreuth, 5. Jänner 1878. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1379. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd^o^ Bayreuth, 12. Jänner 1878. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1380. **An die Vorstände der noch bestehenden lokalen Wagner-Vereine,** dd^o^ Bayreuth, 15. Jänner 1878. Beginnt mit: *„Aus meiner Erklärung an die Vertreter des Bayreuther Patronatvereines"* Abgedr. in: Bayreuther Blätter, I. (1878) pag. 23.

1381. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd^o^ Bayreuth, 1. März 1878. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1382. **An Emil Heckel in Mannheim,** dd^o^ Bayreuth, 14. März 1878. 3 S. 4^o^. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Bedingungen für die Aufführung des „Ring der Nibelungen" in Mannheim.)

1383. **An Emil Heckel in Mannheim,** dd^o^ Bayreuth, 17. März 1878. 1 S. 4^o^. Beginnt mit: *„Hiermit überlasse ich Ihnen, für so lange Sie in der unglücklichen Stellung"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1384. **An Emil Heckel in Mannheim,** dd^o^ Bayreuth, 21. März 1878. 3 S. 8^o^. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Mannheimer Nibelungen-Aufführungen betreffend.)

1385. **An Carl Hill in Schwerin,** dd^o^ Bayreuth, 17. April 1878. Ungedruckt. Autograph im Besitz der Familie d. Adressaten. (Begleitet d. Übersendung der neun Bände d. Ges.Schriften u. Dichtgn.)

1386. **An Ad. Müller jun. in Rotterdam,** ddo April 1878. Ungedruckt. Autograph unbekannt. (R. Wagner drückt sein Befremden über die Aufführung d. „Walküre" aus, wo doch Müller wissen müsse, dass er [Wagner] aus Holland keine Tantièmen beziehe.)

1387. **An Se. Exc. Baron von Loën in Weimar,** ddo 6. Mai 1878. Erwähnt in: Weekblad voor Muziek (Amsterdam), 1886 No. 22.

1388. **An Franz Jauner in Wien,** ddo Bayreuth, 17. Juli 1878. Beginnt mit: *„So möge denn das schöne Petschaft — anstatt ein Siegel zu drücken — diesmal ein Siegel zurückerst lassen".* Autograph im Besitz d. Adressaten. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 21. Februar 1883; A. D. M. Z. (Berlin), 1883 No. 15; La Mara: Musikerbriefe, II. pag. 273.

1389. **An Angelo Neumann in Leipzig,** ddo Bayreuth, 13. September 1878. Beginnt mit: *„Obgleich zur Stunde mir noch Nachrichten über den schliesslichen".* Abgedr. in: Ill. Wr. Extrablatt (Wien), No. 268 v. 28. September 1878; Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1878 No. 41 (mit Datum: 23. September).

1390. **An Joacquin Marsillach y Liesaart in Barcelona,** ddo Bayreuth, 26. September 1878. Beginnt mit: *„Mi espuso acaba de leerme la traduccion de la carta".* Abgedr. in: Diario di Barcelona v. 2. Mai 1879; (deutsch) Bayr. Blätter, II. (1878) pag. 245.

1391. **An Franz Jauner in Wien,** ddo Bayreuth, 15. October 1878. Beginnt mit: *„Ich sollte mich eigentlich in nichts mehr mischen, aber — ein Wort".* Abgedr. in: Ill. Wr. Extrablatt (Wien) v. 17. Februar 1883.

1392. **An Franz Jauner in Wien,** ddo Bayreuth, 25. October 1878. Beginnt mit: *„Es ist mir sehr erfreulich, dass die Wünsche in Erfüllung gegangen sind".* Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 15. Februar 1883.

1393. **An Amalie Materna in Wien,** ddo Bayreuth, 13. November 1878. (Fragment) beginnt mit: *„Nur ein Wort der Erinnerung und der unschliessenden Freude".* Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien) No. 349 v. 19. Dezember 1886; (französisch) La Guide musical (Brüssel), 1887 No. 4.

1394. **An Franz Jauner in Wien,** ddo Bayreuth, 18. November 1878. Beginnt mit: *„Wie können Sie über mich im Zweifel sein? Wie ich jetzt an solchen Aufführungen".* Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 15. Februar 1883.

1395. **An Fräulein Elsa Uhlig in Dresden,** ddo Bayreuth, 12. Dezember 1878. Beginnt mit: *„Sie sind den Bemühungen meiner Frau um Ansammlung zerstreuter Manuscripte von mir".* Abgedr. in: Das Orchester (Dresden) No. 26 v. 10. September 1885.

## 1879.

1396. **An (Adressat unbekannt) in Köln,** ddo Bayreuth, 2. März 1879. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Stargardt in Berlin. (Handelt über Theater-Direktor Ernst und Ferd. Jäger als Siegfried.)

1397. **An Theater-Direktor Ernst in Köln,** ddo Bayreuth, 3. März 1879. Beginnt mit: *„Sie erfreuen, ja Sie überraschen mich fast durch die“.* Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 12. März 1879.

1398. **An M. Fürstenau in Dresden,** ddo Bayreuth, 12. März 1879. 2 S. 8°. Beginnt mit: *„Könnten Sie mir wohl eine Auskunft darüber vermitteln“.* Ungedruckt. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1399. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 23. März 1879. 2 S. 4°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Ausdruck der Freude über den ersprießlichen Fortgang der Studien zum Mannheimer Nibelungen-Ring.)

1400. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 28. April 1879. 4 S. 8°. Beginnt mit: *„Endlich komme ich dazu, Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrem schönen Erfolge“.* Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1401. **An Edward Dannreuther in Dresden,** ddo Bayreuth, 5. Mai 1879. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1402. **An M. Fürstenau in Dresden,** ddo Bayreuth, 17. Mai 1879. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (R. Wagner klagt darüber, dass er nur in den Besitz der Copien seiner Briefe an Theodor Uhlig gelangen würde.)

1403. **An Franz Jauner in Wien,** ddo Bayreuth, 19. Mai 1879. Beginnt mit: *„Sie haben mich durch Ihre letzte Mittheilung sehr gerührt“.* Abgedr. in: Ill. Wr. Extrablatt (Wien) v. 15. Februar 1883.

1404. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth, 3. Juli 1879. 3 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (R. Wagner stellt seinen Besuch zu einer Aufführung v. Rheingold u. Walküre in Aussicht.)

1405. **An einige holländische Verehrer in Haag,** ddo Bayreuth, 9. August 1879. Ungedruckt. (Fragment) schliesst mit: *„Seien Sie, im Verein mit den werthen Freunden, welche sich zum Hervorrufung für mich vereinigten“.* Autograph im Besitz v. J. van Santen-Kolff in Berlin.

1406. **An den Thierschutzverein in Dresden,** ddo Bayreuth, 11. August 1879. Beginnt mit: *„erlaubt sich der Unterzeichnete um gefällige Mittheilung der Statuten“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 6.

1407. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 14. August 1879. Beginnt mit: *„Sie haben durch Ihr gütiges, nur allzu schmeichelhaftes“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 7.

1408. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 25. August 1879. Beginnt mit: *„Auf Ihr sehr freundliches Schreiben von Hannau erlaube ich mir ergebenst“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 8.

1409. **An Franz Jauner in Wien,** ddo Bayreuth, 5. September 1879. (Fragment) beginnt mit: *„Sie Unermüdlicher! Muss ich Ihnen immer wieder auf Ihre freundlichen Einladungen“.* Abgedr. in: Ill. Wr. Extrablatt (Wien) v. 15. Februar 1883.

1410. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 1. October 1879. Beginnt mit: *„Mit dem Concepte meines offenen Schreibens an Sie bin ich fertig“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 9.

1411. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 5. October 1879. Beginnt mit: *„Für Heute sende ich Ihnen, unter vollster Zustimmung zu deren beabsichtigter Verwendung“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 9.

1412. **An Wilhelm Jahn in Wiesbaden,** ddo Bayreuth, 10. October 1879. Beginnt mit: *„Seien Sie, — als alter Bekannter — mir nicht bös, dass ich anerkennend“.* Abgedr. in: Deutsche Ztg. (Wien) v. 16. October 1879; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1879 No. 41.

1413. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 10. October 1879. Beginnt mit: *„Mit bestem Danke für Ihre soeben von mir erhaltenen neuesten Mittheilungen“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 10.

1414. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Bayreuth (nirgends anders!), 17. October 1879. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Münchener Aufführungen betreffend.)

1415. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 19. October 1879. Beginnt mit: *„Ich schicke Ihnen hier einen Revisionsabzug meines offenen Schreibens — zunächst“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 11.

1416. **An Rudolf Ibach in Barmen,** ddo Bayreuth, 20. October 1879. Schliesst mit: *„Mitte Dezember gedenke ich in der Villa d'Angri einzutreffen“.* Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1417. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 24. October 1879. Beginnt mit: *„In Kürze — geschäftlich — Folgendes: 1. Sie erhalten — sobald“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 12.

1418. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, 26. October 1879. Beginnt mit: *„Meine Frau wird Ihnen die — gewissermassen an sie gerichteten“.* Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 13.

1419. **An Ernst von Weber in Dresden,** ddo Bayreuth, October 1879. Beginnt mit: *„Sie trauen mir zu, auch durch mein Wort“.* Abgedr. in: Bayreuther Blätter, III. Jahrg. 10. Stück; als Broschüre: Berlin u. Leipzig 1880; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., X. pag. 251.

1420. **An Friedrich Zöllner in Leipzig,** ddo Bayreuth, 15. November 1879. Beginnt mit: *„Sie haben mich durch Ihr sehr auszeichnendes Entgegenkommen“.* Abgedr. in: Bayreuther Blätter, V. (1882) pag. 187. Zum Verkauf ausgeboten v. Leo Liepmannssohn (Berlin), Catalog XXXII.

1421. **An J. Schuberth & Co. in Leipzig,** ddo Bayreuth, 26. Dezember 1879. Beginnt mit: *„Ihr Kupferstich hat uns grosse Freude gemacht; wir halten ihn für das beste“.* (Als Facsimile gedruckt v. Adressaten.)

## 1880.

1422. **An Emil Heckel in Mannheim,** ddo Neapel, 26. März 1880. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Wünscht mehr Nachricht aus Germanien.)

1423. **An den Bürgermeister von Rom**, ddo. Neapel, März 1880. Abgedr. in: La Fanfulla (Rom), 30. März 1880.

1424. **An den Herzog von Ragnara**, ddo. Neapel (Villa d'Angri), 22. April 1880. (Fragment) beginnt mit: *„Nur ein ernstes, tiefes und anhaltendes Studium eines Meisterwerkes von Mozart"*. Abgedr. in: Archivio musicale (Rom), 1883 No. 3; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1880 No. 20; Tägliche Rundschau (Berlin), 1883 No. 20.

1425. **An Rudolf Bach Sohn in Barmen**, ddo. Neapel (Villa d'Angri), Pompeji, 22. April 1880. Beginnt mit: *„Verzeihen Sie mir ja, dass ich Ihnen"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1880 No. 50; auch als Facsimiledruck (mit Randzeichnung), im Besitz d. Herausgebers.

1426. **An Edwin Schloemp in Leipzig**, ddo. Bayreuth, 19. Dezember 1880. (Fragment) beginnt mit: *„Empfangen Sie den Ausdruck meines besten Dankes für die Zusendung"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1882 No. 7 pag. 61.

## 1881.

1427. **An Emil Heckel in Mannheim**, ddo. Bayreuth, 1. Jänner 1881. (Neujahrsgratulation.) Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1428. **An Ernst von Weber in Dresden**, ddo. Bayreuth, 18. Jänner 1881. Beginnt mit: *„Hier mein abermaliger Beitrag. Verzeihen Sie die Verzögerung"*. Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 14.

1429. **An (Adressat unbekannt)**, ddo. Bayreuth, 18. März 1881. 1 S. 8°. Beginnt mit: *„Ich begreife nicht, was Director Ernst unter seiner Weigerung"*. Auction d. Sammlungen Ferd. Hiller in Cöln, durch J. M. Heberle (Cöln) am 28. September 1887. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1430. **An Edward Dannreuther in London**, ddo. Bayreuth, 1. April 1881. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1431. **An Angelo Neumann in Leipzig**, ddo. Berlin, 10. Mai 1881. Beginnt mit: *„Ich muss heute von Ihnen mich beurlauben, da unaufschiebbare"*. Abgedr. in: Deutsches Tageblatt (Berlin) v. 11. Mai 1881; Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1881 No. 20; Berl. Börsen-Ztg., 1881 No. 233; Fremdenblatt (Wien) v. 12. Mai 1881; N. Z. f. M. (Leipzig), 1881 No. 21.

1432. **An die Künstlerschaar Neumann's in Berlin**, ddo. Bayreuth, 22. Mai 1881. Beginnt mit: *„Das deutsche Volk ist viel gesagt! Ich hofft auf Euch und hab's gewagt"*. Abgedr. in: Berl. Börsen-Courier v. 1. Juni 1881; Fremdenblatt (Wien) v. 2. Juni 1881; Wr. Allg. Ztg. (Wien), No. 445 v. 26. Mai 1881; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1881 No. 22.

1433. **An Angelo Neumann in Berlin**, ddo. Berlin, 30. Mai 1881. Beginnt mit: *„Ob die mir eigene Aufregung oder eine von Ihnen mir bereitete Ueberraschung"*. Abgedr. in: Berl. Börsen-Courier v. 1. Juni 1881; Fremdenblatt (Wien) v. 2. Juni 1881; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1881 No. 22.

1434. **An Richard Pohl in Baden-Baden**, ddo Bayreuth, 17. Juni 1881. 1 S. 8°. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (In Angelegenheiten der N. Z. f. M. in Leipzig.)

1435. **An Steinway in Newyork**, ddo (1. Juli?) 1881. Beginnt mit: *„Allerdings hätten Sie persönlich die Freude erleben sollen, welche ich auch"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1881 No. 26.

1436. **An Ernst von Weber in Dresden**, ddo Bayreuth, 28. Juli 1881. Beginnt mit: *„Heute ein thierfreundliches Alleluia"*. Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 14.

1437. **An Ernst von Weber in Dresden**, ddo Bayreuth, 2. August 1881. Beginnt mit: *„Herzlichsten Dank! Die Hunde sind reinstes Vollblut"*. Abgedr. in: Briefe an Weber, pag. 15.

1438. **An B. Schott's Söhne in Mainz**, ddo Bayreuth, 11. August 1881. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1439. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz**, ddo Bayreuth, 30. August 1881. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1440. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz**, ddo Bayreuth, 16. September 1881. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1441. **An Frau Amalie Materna in Wien**, ddo (September?) 1881. Beginnt mit: *„Lassen Sie sich nicht irre machen. Ich muss der Sicherheit wegen"*. Abgedr. in: Wr. Allg. Ztg. (Wien) v. 2. September 1881.

1442. **An Fräulein Malten in Dresden**, ddo Palermo, 26. November 1881. Beginnt mit: *„Der schöne Eindruck, den ich vor Kurzem durch Ihre Leistung als Senta"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1881 No. 49.

## 1882.

1443. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz**, ddo Palermo, 17. Februar 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1444. **An einen Freund (in Dresden?)**, ddo Palermo, 20. Februar 1882. Beginnt mit: *„Herr Neumann weiss, woran er mit mir ist und wie sehr ich seine Verdienste"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 28. Februar 1882; Fremden-Blatt (Wien) v. 1. März 1882; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1882 No. 10.

1445. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz**, ddo Palermo, 4. März 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1446. **An Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth**, ddo Palermo, 13. März 1882. Beginnt mit: *„Im nächsten Herbst werden es fünf Jahre, dass Sie auf"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, 1882 pag. 97; N. Fr. P. (Wien) v. 25. April 1882; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., X. pag. 363.

1447. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz**, ddo Bayreuth o. D. (zwischen 9. April und 4. Mai) 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1448. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd° Bayreuth, 4. Mai 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1449. **An Otto Lessmann in Charlottenburg,** dd° Bayreuth, 6. Mai 1882. Beginnt mit: *„Mein lieb. Der König von Bayern wünscht keiner Probe beizuwohnen"*. Abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1882 No. 19.

1450. **An Edouard Dujardin (irrthümlich an Dr. Lamoureux),** dd° Bayreuth, 17. Mai 1882. Beginnt mit: *„Aus einem mir zugesandten Zeitungsausschnitte, den ich Ihnen sofort mittheile"*. Abgedr. in: Wr. Allg. Ztg. (Wien) v. 28. Mai 1882; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1882 No. 22.

1451. **An Edward Dannreuther in London,** dd° Bayreuth, 27. Mai 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten. (Privaten Inhalts.)

1452. **An Friedrich Schön in Worms,** dd° Bayreuth, 16. Juni 1882. Beginnt mit: *„Ihnen vor Allen, welche für die Bayreuther Idee opferwillig spendend eintraten"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, 1882, VII. Stück; Deutsche Bühnen-Genossenschaft, 1882 No. 30; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., X. pag. 371.

1453. **An Emil Scaria in Wien,** dd° Bayreuth, 1882. Beginnt mit: *„Ich muss mich auch noch von der Nachmittagsprobe"*. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887. Abgedr. (im Facsimile) in: Ill. Wr. Extrablatt (Wien) v. 16. Februar 1883.

1454. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd° Bayreuth, 17. August 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1455. **An Emil Scaria in Wien,** dd° Bayreuth, 20. August 1882. 1 S. 8°. Beginnt mit: *„Eine feste Uebereinkunft, denn Sie heute den Garnemann"*. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887. Autograph im R. Wagner-Museum in Eisenach.

1456. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** dd° Bayreuth, 26. August 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1457. **An Frau Amalie Materna in Wien,** dd° Venedig (Palazzo Vendramin, Canal grande), 28. September 1882. Beginnt mit: *„Wie geht es? Haben Sie mich noch lieb?"*. Abgedr. in: Fremden-Blatt (Wien), No. 349 v. 19. Dezember 1883; (französisch) Le Guide musical (Brüssel), 1887 No. 4.

1458. **An Rudolf Ibach Sohn in Barmen,** dd° Venedig, 28. September 1882. (Fragment) schliesst mit: *„...wo er"* (der Flügel) *„gut gepflegt und beachtet werden soll"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1459. **An Emil Scaria in Wien,** dd° Venedig, 6. October 1882. 1 S. 8°. Beginnt mit: *„Wie machen wir es nun?? Ich will — ans guten Gründen"*. Ungedruckt. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

1460. **An Rudolf Ibach Sohn in Barmen,** dd° Venedig, 7. November 1882. Beginnt mit: *„Freundlichster Wohlthäter!"* und schliesst mit: *„Meine musikalische Stimmung ist durchaus mild und allem Schreienden abhold"*. Ungedruckt. Autograph im Besitz d. Adressaten.

1461. **An Dr. Ludwig Strecker in Mainz,** ddo. 3. Dezember 1882. Ungedruckt. Autograph im Besitz v. B. Schott's Söhne in Mainz.

1462. **An E. W. Fritzsch in Leipzig,** ddo. Venedig, Sylvester 1882. Beginnt mit: *„Es versteht sich ganz von selbst, dass Sie einmal wieder"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenblatt (Leipzig), 1883 No. 1; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 3; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., X. pag. 397.

**1883.**

1463. **An Emil Scaria in Wien,** ddo. Venedig, 6. Jänner 1883. Beginnt mit: *„Recht so, lieber Scaria und besten Dank"*. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 15. Februar 1883; Fränkischer Courier (Nürnberg) v. 25. Februar 1884.

1464. **An Angelo Neumann in Aachen,** ddo. Venedig, 13. Jänner 1883. Erwähnt in: Juhacz: Erinnerungen an die 100. Aufführungen d. R. Wagner-Theater (Darmstadt 1883), pag. 94. (Spricht den Wunsch aus, so lange dem Leben erhalten zu bleiben, bis es ihm vergönnt ist, seinem einzigen, noch unmündigen Sohne Siegfried eine sichere Zukunft begründet zu haben.)

1465. **An Frau Amalie Materna in Wien,** ddo. Venedig, 14. Jänner 1883. Beginnt mit: *„Also! Es wird wieder Ernst! Ich bin ganz Einladung"*. Abgedr. in: N. Fr. P. (Wien) v. 14. Februar 1883; Deutsche Ztg. (Wien) v. 14. Februar 1883; Fremdenblatt (Wien), No. 349 v. 19. Dezember 1886; (französisch) Le Guide musical (Brüssel), 1887 No. 4.

1466. **An Heinrich von Stein,** ddo. Venedig, 31. Jänner 1883. Beginnt mit: *„Da ich Sie aufforderte, mit den vor zwei Jahren"*. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, VI. (1884) pag. 5; R. Wagner's ges. Schr. u. Dichtgn., X. pag. 407.

1467. **An einen jungen Schriftsteller in Wien,** ddo. Venedig, (Ende) Jänner 1883. Beginnt mit: *„Durch Ihr liebes Schreiben haben Sie mich sehr erfreut, ob aber meine Krähenfüsse auf Sie"*. Abgedr. in: Wr. Allg. Ztg. (Wien), 1883; Münchener Neueste Nachrichten v. 17. Februar 1883.

1468. **An Otto Thiersch in Berlin,** ddo. Venedig, 7. Februar 1883. Beginnt mit: *„Es kann mich nur freuen, wenn eine Mittheilung meiner Erfahrung"*. Abgedr. in: Thiersch: Ueber die Unzulänglichkeit des heutigen Musikstudiums (Berlin 1883), S. 12; A. D. M. Ztg. (Berlin), 1883 No. 14.

1469. **An Angelo Neumann,** ddo. Venedig, 11. Februar 1883. Beginnt mit: *„Haben Sie meinen Brief nach Amsterdam erhalten? Ich beantwortete"*. Abgedr. in: Wr. Ill. Extrablatt (Wien) v. 17. Februar 1883.

1470. **An Emil Scaria in Wien,** ddo. Venedig, Palazzo Vendramin-Calergis, o. D. $2^1/_2$ S. 8°. Zum Verkauf ausgeboten v. Antiquar Isaac St. Goar, Frankfurt a. M. 1887.

## Nachträge und Berichtigungen.

36. Auch als Facsimile abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 7.

287. Auch abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 18[illegible] No. 44.

680. Auch abgedr. in: A. D. M. Ztg. (Berlin), 1885 No. 21, mit dem Datum 19. Juli 1860.

863. Soll lauten: **An die Mitglieder der Münchener Hofcapelle**, ddo. München, 19. Juni 1865. Beginnt mit: *„Es ist mir unmöglich, mit der heutigen dritten — vorläufig — letzten Aufführung"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenbl., 1893 No. 39.

1028. Soll lauten: **An Hermann Levi in München**, ddo. Triebschen, 27. April 1870. Beginnt mit: *„Ihre sehr ehrenwerthe Anfrage verdient eine ebenso aufrichtige Beantwortung"*. Abgedr. in: Musikal. Wochenbl., 1893 No. 39; Neueste Nachrichten vom 15. September 1893.

1090. An Franz von Lenbach gerichtet.

1237. Ist fälschlich mit No. 1137 bezeichnet.

1260. An Hans Makart in Wien.

1332. Das Autograph gelangte am 17. October 1890 bei Leo Liepmannssohn (Berlin) zur Versteigerung.

1390. Die deutsche Version des Textes lautet: *„Wenn es sich bestätigt"* etc. Abgedr. in: Bayreuther Blätter, I. (1878), pag. 345.

# Alphabetisches Namens-Register
## der Adressaten

mit beigefügten Notizen über die Briefempfänger und Angabe der Nummer der Briefe.

**A**brányi (eigentlich Kördögh), Cornel, geb. 1822 in Szent-György Abrányi, Secretär d. ung. Academie, Pianist (Schüler Liszt's), Componist und Verf. einer Studie über Liszt's Krönungsmesse . . . . . 703.
Académie Impériale de Musique (die, seit dem Jahre 1669, bestehende „Grosse Oper" in Paris) . . . . . 711.
Academischer Gesang-Verein in Wien (gegründet im Frühjahre 1858; constituirt am 14. October 1858) . . . . . 781. 1129.
Adressat unbekannt: 19. 26. 67. 101. 190. 230. 255. 387. 389. 418. 437. 510. 519. 576. 651. 662. 666. 746. 764. 772. 777. 794. 807. 863. 883. 936. 955. 983. 985. 1014. 1026. 1028. 1047. 1109. 1110. 1143. 1150. 1152. 1272. 1303. 1429; — in Bayreuth 1030. 1083; — in Bremen 608; — in Köln 1396; — in Leipzig 1061; — in Paris 441; — in Pest 990; — in St. Petersburg 894; — in Wien 1079; — wahrscheinlich an: Regisseur Brandt 1320; — an G. Herwegh 277. 278; an Prof. Jul. Hey 1278; — an Franz Liszt 110; — an Mosewius 139; — an Franz Mrazek 891. 901; — an Musiker Rahe 401.
Akademischer Wagner-Verein in Wien, gegründet am 10. November 1872, constituirt am 20. Februar 1873, Zweigverein des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins . . . . . 1161.
Allgemeine Zeitung (Augsburg, jetzt München). Verlag von Cotta in München und Stuttgart. Die erste Nummer dieses Weltblattes erschien im Jahre 1798 . . . . . 141. 965. 995. 1119. 1122.
Allgemeine Zeitung, an einen Redacteur der . . . . . 802.
Ambros, Dr. August Wilhelm, geb. 17. November 1816 zu Mauth b. Prag, gest. 28. Juni 1876 zu Wien, Neffe R. Kiesewetter's, Musikschriftsteller, Verfasser einer Geschichte der Musik (Leipzig 1862—78), Musikreferent der Kais. Wiener Zeitung . . . . . 103.
Anhänger in München, an seine . . . . . 888.
Apt, Anton (nicht Franz), Gründer und langjähriger (1840—65) Director des Prager Cäcilien-Vereins und Gesanglehrer, geb. um 1810, gest. Anfang November 1887 zu Prag . . 613. 619. 633. 636. 654. 718.
Avenarius, Cecilie, geb. Geyer, Stiefschwester Richard Wagner's, die intimste Genossin seiner Kindheit und später seiner ersten Pariser Zeit, geb. 26. Februar 1815, gest. 14. Mai 1893 zu Dresden, vermählt den 5. März 1840 mit Eduard Avenarius: 72. 76. 84. 88. 89. 91. 92. 125. 147. 203. 352. 395. 427. 631. 685. 742. 796. 804. 809. 1013.

Avenarius, Eduard, Verlagsbuchhändler und Vertreter der Firma F. A. Brockhaus in Paris, Leipzig, dann in Berlin und Dresden, geb. 5. October 1839, gest. 22. Februar 1885: 13. 14. 15. 17. 18. 19. 20. 21. 40. 57. 62. 63. 66. 73. 75. 94. 104. 113. 128. 154. 219. 220. 221. 227. 257. 259. 262. 267. 417. 450. 454. 671. 675. 686. 743. 1002.
Avenarius, Eduard und Cecilie . . . . . 56. 58. 59. 64. 65. 84. 136.

Bagnara, Herzog von, Präsident der Königl. Musikschule in Neapel 1424.
Bartsch, Jacob L., Opernsänger und Regisseur am Stadttheater zu Düsseldorf . . . . . 560. 1071.
Baudelaire, Charles P., geb. 1821 zu Paris, gest. 1867 daselbst, berühmter franz. Lyriker (Fleurs du mal) . . . . . 727.
Berlioz, Hector, grösster Symphoniker Frankreichs, geb. am 11. Dezember 1803 zu Côte St. André [Isère], gest. am 9. März 1869 zu Paris . . . . . 907. 664.
Bertha, Fräulein (angeblich Putzmacherin in Wien) 811. 831. 832. 848. 872. 903. 904. 905. 907. 908. 909. 917. 918. 922. 928. 939.
Bern, O. (wahrscheinlich Ottomar Heinrich), geb. 7. Februar 1845 zu Berlin, Uebersetzer und Verfasser von Romanen und politischen Schriften . . . . . 1165.
Biedenfeld, Ferdinand Freiherr von, Schriftsteller, gest. am 9. März 1862 zu Weimar . . . . . 144. 281.
Boito, Arrigo, Componist („Mefistofele", „Hero e Leander", „Nero"), geb. am 24. Februar 1842 zu Padua . . . . . 1086.
Brandt, Karl, Theatermaschinist, geb. 15. Juni 1828 zu Darmstadt, gest. 27. Dezember 1881 daselbst. (Von ihm die Einrichtung der Bühne für das Bühnenfestspielhaus) . . . . . 1187.
Breitkopf & Härtel, das älteste deutsche Musikaliengeschäft, gegründet 1719 durch Bernhard Christoph Breitkopf, mit nahezu xxxxx Verlagsnummern. Berühmt durch die monumentalen Gesammtausgaben der Werke: Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, Chopin etc. . . . . 87.
Brendel, Franz, Redacteur der Neuen Zeitschrift für Musik, begründet 1834 von Robert Schumann, Organ der neu-deutschen Musik-Richtung (Liszt-Wagner), derzeit Redacteur Schwalm 284. 564. 713.
Bronsart v. Schellendorf, Hans, geb. 11. Februar 1830 zu Berlin, Hoftheater-Intendant zu Weimar, Pianist (Schüler von Liszt) und Componist . . . . . 945.
Bülow, Franziska von, Frau von Eduard von Bülow . . . . . 107.
Bülow, Dr. Hans Guido von, weltberühmter Pianist, Dirigent der I. Tristan- und Meistersinger-Aufführungen in München (1865, 1868) einer der geistreichsten künstlerischen Persönlichkeiten, geb. am 8. Januar 1830 zu Dresden, gest. am 12. Februar 1894 zu Cairo 115. 121. 925.
Bülow, Karl Eduard von, geb. 17. November 1803 bei Ellenburg, gest. 16. September 1853 auf Schloss Oetlishausen. (Novellist.) Vater von Hans von Bülow. . . . . 304.
Bürgermeister von Bologna . . . . . 1133.
Bürgermeister von Rom . . . . . 1483.
Bund, an den, in Bern, seit 1850 erscheinende politische Zeitung, Redacteur J. V. Widmann . . . . . 889.
Bureau de Musique (Leipzig), gegründet von Kühnel & Hofmeister 1804, jetzt C. F. Peters, berühmt durch die „Edition Peters" . . . 8.

Champfleury (wahrscheinlich Jules Fleury-Husson, französ. Schriftsteller, geb. am 10. September 1821. Laon, Verfasser einer „Histoire de Carricature" und Romanen) . . . . . 1019.
Claudius, Otto, Cantor in Naumburg, Componist. (Opern: Die Braut-

schau, Arion, Aladin, der Gang nach dem Eisenhammer), geb. am 6. Dezember 1703, gest. am 3 August 1877 . . . . 08. 1016.
Constitutionelle Zeitung in Dresden . . . . . 653.
Cornelius, Peter, Musiktheoretiker und Componist der Opern: „Der Kalif von Bagdad", „der Cid", geb. am 24. Dezember 1824 zu Mainz, gest. am 24.(26.)? October 1874 zu München (Mainz)? 677. 701.

Dame, an eine . . . . . 694.
Dannreuther, Edward, begeisterter Anhänger R. Wagner's und Dirigent in London, geb. am 4. November 1844 zu Strassburg 1104. 1142. 1145. 1315. 1346. 1349. 1352. 1363. 1354. 1355. 1356. 1359. 1360. 1361. 1368. 1371. 1401. 1430. 1451.
Dettmer, Friedrich, Schauspieler, geb. am 29. September 1835 zu Kassel, gest. am 24. October 1881 zu Dresden . . . . . 1547.
Devrient, Philipp Eduard, geb. 11. August 1801 zu Berlin, 1853—60 Director des Hoftheaters in Karlsruhe, gest. 4. October 1877 daselbst; schrieb: Geschichte der deutschen Schauspielkunst 1848 u. ff. . . . . 425.
Döpler, Karl Emil, Genremaler in Berlin, geb. 8. März 1824 zu Schnepfenthal. Zeichnungen der Costüme zu R. Wagner's Ring der Nibelungen . . . . . 1289.
Dorn, Heinrich Ludwig Edmund, geb. am 14. November 1804 zu Königsberg in Preussen, Kapellmeister in Riga, Köln und Berlin, Musikschriftsteller u. Componist mehrerer Opern, gest. am 10. Jänner 1892 zu Berlin . . . . . 8.
Düesberg (wahrscheinlich ein Geschäftsführer von Maurice Schlesinger in Paris) . . . . . 84.
Duflip, Hofrath, in München (wahrscheinlich in der Kabinetskanzlei S. M. des Königs Ludwig II. von Bayern) . . . . . 1365.
Dujardin, Edouard, Componist, Schriftsteller, gewesener Redacteur der „Revue Wagnerienne" in Paris, geboren 1861 zu Blois . . 1450.
Dumba, Nicolaus, österreichischer Reichsraths-Abgeordneter und gew. Obmann des Beethoven-Denkmal-Comités in Wien . . 1015. 1067.
Dustmann, Louise, geb. Mayer, berühmte Concert- und Opernsängerin, geb. 1832 zu Aachen, von 1857—1875 Primadonna des k. k. Hofoperntheaters in Wien 558. 562. 663. 665. 668. 703. 725. 744. 781.

Eberle, Franz, gewesener Chordirector des Berliner Hoftheaters 1018
Eckert, Karl, Hofcapellmeister in Berlin, Stuttgart und Wien, geboren am 7. Dezember 1820 zu Potsdam . . . 840. 856. 1301. 1350.
Enzenberg, Karl Graf (ein badischer Patriot) . . . . . 890.
Erdmann-Jung, Cantor in Brieg . . . . . 1336.
Ernst, Moritz, Theaterdirector in Mainz und Köln . . . . 468. 1397.
Esser, Heinrich, Kapellmeister der k. k. Hofoper in Wien, geb. am 15. Juli 1818 zu Mannheim, gest. am 3. Juni 1872 zu Salzburg 1020.

Federlein, Gottlieb, derzeitig in Amerika; Mitarbeiter der Neuen Zeitschrift für Musik, des Musikalischen Wochenblattes etc. . . 1284. 1286.
Fischer, Wilhelm, Chordirector des Königlichen Hoftheaters zu Dresden, geb. am 17. September 1789 zu Konradsdorf bei Freiberg, gest. am 3. November 1850 zu Dresden 36. 41. 46. 53. 60. 139. 161. 168. 206. 224. 237. 239. 240. 245. 276. 279. 292. 355. 386. 350. 361. 362. 366. 378. 380. 394. 397. 398. 399. 405. 409. 410. 436. 445. 452. 460. 463. 472. 474. 481. 487. 488. 491. 495. 496. 506. 514. 516. 530. 544. 549. 556. 570. 582. 593. 596. 598. 602. 604. 616. 618. 637.

Frantz, Constantin, Politiker und Publicist, geb. am 12. September 1817 in Halberstadt . . . . . 937.
Freund, an einen . . . . . 673. 824.
Freund, an einen mit Theod. Uhlig gemeinschaftlichen . . . . . 189.
Freund, an einen, in der Heimath . . . . . 196.
Freund, an einen, in Dresden . . . . . 992. 1444.
Freund, an einen, in Prag . . . . . 732.
Freunde, an seine . . . . . 1038.
Freunde, Liebe, (in London) . . . . . 439.
Freny, Rudolf, (eigentlich von Freyssauff) sehr geschätzter langjähriger Bassbuffo des Hamburger Stadttheaters, gest. am 22. Januar 1803 in Hamburg . . . . . 1135.
Friedrich August II., König von Sachsen, geb. am 18. Mai 1797, vom 30. September 1838 Mitregent, nach seines Vorgängers Tode, 6. Juni 1839, König, gest. am 9. August 1854 in Tyrol . . 23.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preussen . . . . . 50.
Fritzsch, Ernst Wilhelm, Herausgeber des „Musikalischen Wochenblattes" in Leipzig (seit 1870), geb. am 24. August 1840 zu Lützen 1138. 1147. 1158. 1230. 1276. 1305. 1462.
Fröbel, Julius, Politiker und Publicist, geb. 16. Juli 1805 zu Griesheim, 1848 zum Tode verurtheilt, bis 1857 in Amerika, gründete die „Süddeutsche Presse" (München) . . . . . 884.
Fürstenau, Moritz, Kgl. Kammer-Musiker, Flötist, Dirigent des Dresdener Tonkünstler-Vereins und Verfasser mehrerer musik-historischer Schriften, geb. am 26. Juli 1824 zu Dresden, gest. am 25. März 1889 daselbst . . . . . 1372. 1398. 1402.
Fürstenberg, Gräfin . . . . . 1066. 1271.

Gaillard, Carl, Dichter und Musikschriftsteller, geb. am 13. Jänner 1813 zu Potsdam, gest. am 10. Jänner 1891 zu Berlin, Herausgeber der „Berliner Musikalischen Zeitung" . . . . 86. 90. 95. 103. 143.
Gasparin, Gräfin Agenor de . . . . . 714.
Gasperini, A. de, Musikkritiker, geb. um 1825, gest. am 20. April 1868 zu Paris . . . . . 674. 689. 700.
Gauss, Bürgermeister der Stadt Baden-Baden . . . . . 1096.
Genast, Franz Eduard, Schauspieler und Sänger am Hoftheater in Weimar, geb. am 15. Juli 1707 daselbst, gest. am 3. August 1866 zu Wiesbaden . . . . . 188. 193. 199.
Getike, Ernst, Herausgeber des „Almanachs der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", derzeit Director des Raimund-Theaters in Wien, geb. am 8. October 1841 . . . . . 1137.
Geyer, Johanna Rosalie, Mutter Richard Wagner's, gest. im Februar 1848 5. 7. 39. 116.
Glatz, Opernsänger . . . . . 1245.
Grund, J. F. & Söhne, Grosshandlungshaus in Prag . . . . . 1132.
Guillaume, Jules, Secretär des Conservatoriums in Brüssel und dramatischer Schriftsteller, geb. 1825 in Brüssel . . . . . 775.
Gunzert, Präsident . . . . . 1115.

Haas & Söhne, Philipp, Teppichwaarenfabrik in Wien 982. 998. 1004.
Hacuel, Maschinenmeister des Hoftheaters in Dresden . . . . 307.
Hagen, Jean Baptist . . . . . 444.
Hahn, Albert, Herausgeber der Musik-Zeitung „Die Tonkunst", geb. am 29. September 1828 zu Thorn, gest. am 14. Juli 1880 in Lindenau bei Leipzig . . . . . 1295. 1334.
Hahn, Heinrich, Frankfurt a. M. . . . . 695.

Hallwachs, Dr. R., Opernregisseur in München, geb. 1833 in Darmstadt, gest. 1872 in Auerbach b. Darmstadt . . . . . 950.
Hamm, Joh. Valentin, fleissiger und beliebter deutscher Componist von Tänzen, Potpourris etc., geb. 11. Mai 1811 in Winterhausen (Unterfranken) . . . . . 477. 520. 538.
Hanslick, Eduard, Professor, Hofrath und langjähriger Musikreferent der „Presse" (1855—1864) und der „Neuen freien Presse" (seit 1864) in Wien, geb. am 11. September 1825 in Prag . . . . . 117.
Hartmann, Johann, dramatischer Dichter . . . . . 1060.
Hasselmans, Joseph, Chef d'orchestre am Grand théâtre in Marseille, früher Director des Theaterorchesters in Strassburg, 1885 zum Offizier der Academie ernannt . . . . . 603.
Heckel, Emil, Hoftheater-Comité-Präsident in Mannheim, Musikalienhändler und Gründer des ersten deutschen R. Wagner-Vereins, geb. am 22. Mai 1811 zu Mannheim 1066. 1072. 1078. 1082. 1085. 1087. 1089. 1091. 1092. 1094. 1095. 1098. 1100. 1101. 1103. 1107. 1116. 1124. 1126. 1136. 1138. 1140. 1141. 1156. 1170. 1177. 1181. 1183. 1188. 1195. 1199. 1206. 1231. 1233. 1236. 1242. 1244. 1247. 1249. 1251. 1259. 1261. 1262. 1264. 1268. 1269. 1273. 1281. 1291. 1293. 1322. 1326. 1328. 1334. 1351. 1363. 1366. 1382. 1383. 1384. 1399. 1400. 1404. 1414. 1422. 1427.
Heim, Musikdirector in Zürich . . . . . 375.
Heine, Ferdinand, Costümier des Dresdener Hoftheaters 28. 37. 42. 51. 52. 55. 61. 82. 114. 119. 163. 165. 172. 195. 225. 246. 274. 353. 363. 371. 383. 385. 302. 432. 682. 933.
Heintz, Albert, Pianist und Orgelspieler, Arrangeur zahlreicher Werke R. Wagner's für Clavier und andere Instrumente, geb. 1818 zu Berlin . . . . . 1198.
Heller, Robert, Schriftsteller und Publicist, geb. 24. November 1812 in Grossdrebnitz in Sachsen . . . . . 367.
Herbeck, Johann, Dirigent des Wiener Männergesangsvereins, Director des Conservatoriums und der k. k. Hofoper in Wien, geb. am 25. Dezember 1831, gest. am 28. October 1877 zu Wien 639. 1013. 1020. 1021. 1024. 1040. 1044. 1049. 1070. 1121. 1255.
Herwegh, Georg, Schriftsteller, 1848 am badischen Aufstande betheiligt, geb. am 31. Mai 1817 in Stuttgart, gest. am 7. April 1875 in Baden-Baden . . . . . 574.
Hill, Carl, einer der bedeutendsten deutschen Concert- und Bühnensänger (Bassist. Alberich, Bayreuth 1876), seit 1868 Mitglied des Hoftheaters in Schwerin, geb. 1840 zu Ilstein bei Nassau, gest. am 12. Jänner 1893 zu Sachsenburg (Mecklenburg) 1112. 1201. 1240. 1248. 1254. 1256. 1324. 1330. 1340. 1343. 1347. 1385.
Hochmann, Dr. Heinrich (wahrscheinlich in Wien) 825. 826. 880. 944. 1058.
Hoffmann, Josef, berühmter Maler (Nibelungenlandschaften) in Wien 1127. 1134. 1180. 1190. 1196. 1204. 1211.
Hofmann, Johann, gew. Theater-Director in Riga, Wien (Josefstädter Theater) . . . 453. 559. 561. 570. 578. 581. 584. 589. 594. 601.
Hogarth, Secretär der Londoner Philharmonischen Gesellschaft . 464.
Holländische Verehrer, an einige . . . . . 1405.

Ibach Sohn, Rudolf, Pianofortefabrikant in Barmen 1416. 1425. 1458. 1460.
Intendanten der Oper in Zürich, an den . . . . . 550.
Intendantur des Königlichen Hoftheaters in Hannover, an die . . 458.

Jahn, Wilhelm, Kapellmeister in Wiesbaden und seit 1881 Director der k. k. Hofoper in Wien, geb. am 24. November 1835 in Hof in Mähren . . . . . 1412.

Jauner, Franz, gew. Director des k. k. Hofoperntheaters und des (abgebrannten) Ringtheaters in Wien 1282. 1289. 1388. 1391. 1392. 1394. 1403. 1409.
Journalisten, an einen . . . . . 664.

Kahnt, C. F., Herausgeber der Neuen Zeitschrift für Musik (s. d.) 1015.
Kaiser, Hermann (E. H. Schroeder'sche Kunsthandlung) in Berlin 847. 1072.
Kalergis, Marie von (geb. Gräfin Nesselrode), geb. 1824 zu St. Petersburg, zum 2. Mal verheirathet mit Polizei-Minister Muchanow, gest. am 22. Mai 1874 . . . . . 836.
Kastner, E., — 1872 in Bayreuth in der „Nibelungen-Kanzlei" beschäftigt 1140. 1148.
Kietz, Dr. Gustav, Bildhauer in Dresden, geb. am 20. März 1816 1170. 1171. 1172. 1180. 1184. 1203. 1208. 1209. 1223. 1227. 1228. 1267. 1270.
Kirchner, Theodor, geb. am 10. Dezember 1824 zu Neukirchen bei Chemnitz. Berühmter Componist, besonders kleinerer Stücke und Lieder, bis 1862 Organist in Winterthur, dann durch 10 Jahre Dirigent und Musiklehrer in Zürich . . . . . 560.
Knit, Johann Friedr., geb. am 8. Mai 1800 zu Worlik in Böhmen, gest. am 20. Juli 1868 zu Polnisch Lissa. Director des Prager Conservatoriums und Operncomponist . . . . . 118.
Klindworth, Karl, Schüler von Fr. Liszt, Bearbeiter der vier Nibelungen-Dramen R. Wagner's für Clavier, geb. am 25. September 1830 zu Hannover . . . . . 508. 587. 632. 640. 644. 850.
Koehler, Louis, gest. am 16. Februar 1886 zu Königsberg. Berühmter Clavierpädagoge, Kritiker und Componist . . . . . 400. 1010.
Kossak, Karl Ludwig Ernst, geb. am 4. August 1814 zu Marienwerder, gest. am 3. Januar 1880 zu Berlin. Humoristischer Schriftsteller und Kunstkritiker . . . . . 123.
Krausse, Robert, Historien- und Portraitmaler in Dresden 987. 989. 1017. 1039. 1168. 1169. 1224.
Krättner, Theodor, Musikdirector in Einsiedel in Böhmen . . . . . 1181.
Künstler der Bühnenfestspiele, an die . . . . . 1282.
Künstlerschaar Neumann's, an die . . . . . 1432.

Lang, Julius, gew. Redacteur der Zeitung „Die Wacht an der Donau", lebt als Publicist in Wien . . . . . 876. 975. 980.
Lankow, Fräulein A. . . . . 1130.
Lehmann, Marie, geb. um 1807, gest. am 30. Dezember 1883 zu München. Geschätzte Harfenvirtuosin, Mutter der Sängerinnen Marie und Lilli Lehmann . . . . . 923.
Lenbach, Franz von, Portraitmaler, Schüler Piloty's, geb. am 13. Dezember 1836 in Bayern . . . . . 1180.
Lessmann, Otto, geb. am 20. Januar 1844 zu Rüdersdorfer Kalkberge bei Berlin. Redacteur der „Allgemeinen (Deutschen) Musik-Zeitung", (Berlin-Charlottenburg, hervorragender Musikschriftsteller 1440.
Levi, Hermann, geb. am 7. November 1839 zu Giessen. Hof-Kapellmeister in München, Dirigent des „Parsifal" in Bayreuth . . 1028.
Lewald, Joh. Karl August, geb. am 14. October 1792 zu Königsberg, gest. am 10. März 1871 zu München. Belletristischer Schriftsteller, 1835—1848 Redacteur der Zeitung „Europa" . . . . . 30.
Lieben Freund, an einen (wahrscheinlich Gustav Schmidt) . . . . 872.
Lindemann, Edward, geb. um 1821, gest. am 2. März 1886 zu Willenberg, Opernsänger in Hamburg . . . . . 464.
Liszt, Franz, der grösste Pianoforte-Virtuose des Jahrhunderts, geb. am 22. October 1811 zu Raiding in Ungarn, gest. am 31. Juli 1886 zu

**Bayreuth.** Ebenso gross als Mensch wie als Künstler. Componist von grossartigen musikalischen Schöpfungen (symphonische Dichtungen, Dante-, Faust-Symphonie, 385 Original-Werke), meisterhafter Transcriptionen und Bearbeitungen ungarischer Volksmelodieen (eigener Werke 264, fremder Werke 442) und Revisionen der Texte von Ausgaben Mozart's, Beethoven's, Schubert's und Weber's (zusammen eintausendeinhunderzweiundzwanzig Werke, von denen bis zum Jahre 1887 nur **206!** öffentlich aufgeführt waren) 29. 99. 109. 127. 130. 131. 137. 138. 142. 146. 148. 152. 153. 155. 156. 157. 158. 159. 164. 170. 176. 180. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 190. 192. 200. 201. 207. 208. 209. 214. 216. 222. 228. 232. 236. 238. 241. 266. 271. 285. 290. 300. 305. 306. 309. 311. 312. 325. 328. 334. 337. 341. 346. 348. 357. 360. 364. 365. 368. 369. 370. 374. 377. 379. 386. 388. 393. 396. 400. 403. 404. 408. 411. 412. 413. 415. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 426. 428. 430. 434. 435. 438. 439. 440. 442. 443. 446. 447. 448. 449. 451. 453. 455. 456. 457. 466. 471. 473. 478. 483. 484. 485. 486. 489. 490. 498. 504. 506. 503. 504. 505. 508. 511. 512. 515. 517. 520. 529. 534. 535. 538. 539. 533. 535. 536. 537. 540. 541. 542. 543. 545. 546. 547. 548. 551. 552. 554. 565. 569. 571. 573. 577. 580. 586. 588. 590. 591. 592. 599. 600. 606. 607. 609. 610. 612. 614. 620. 621. 622. 624. 625. 626. 628. 629. 631. 634. 635. 638. 639. 641. 642. 643. 645. 650. 655. 660. 678. 679. 687. 693. 697. 723.

Löbmann, Franz, Violinist und Dirigent, geb. 1800 zu Volschau 122. 135. 390.

Loën, Freiherr von, seit 1867 grossherzogl. General-Intendant des Weimarer Hoftheaters, treuer Freund Franz Liszt's, geb. um 1828, gest. am 28. April 1887 zu Weimar . . . . . 1367. 1387.

Lorbac, Charles de, französischer Schriftsteller . . . . . 709.

Lüttichau, August Frh. v., Intendant des Dresdener Hoftheaters während R. Wagner's Thätigkeit (1843—1848) daselbst, gest. 16. Februar 1863 24. 33. 71. 107. 108. 129. 132. 134.

**M**akart, Hans, weltberühmter Maler, geb. 28. Mai 1840 zu Salzburg, gest. am 3. October 1884 zu Wien . . . . . 1260.

Malten, Therese, Kgl. Sächs. Hofopernsängerin in Dresden . . 1442.

Marie, Fräulein, angeblich Kammerfrau R. Wagner's in Penzing, wahrscheinlich corrupiert aus Anna, Frau des Franz Mrazek . . 805.

Marsillach y Lleonart, Joaquin, Musikschriftsteller, geb. am 3. März 1849 zu Barcelona, gest. am 11. August 1883 daselbst . . . . 1390.

Materna, Amalie Friedrich-, pens. Mitglied des Wiener Hofoperntheaters, ursprünglich Operettensängerin, von R. Wagner zur Brünnhilde (1876) und Kundry (1882) ausgewählt 1290. 1317. 1318. 1321. 1338. 1364. 1393. 1441. 1457. 1465.

Mathieu, Emile, Compositeur, geb. 16. October 1844 in Lille, schrieb die Opern: L'Echange (1869), George Dandin (1877) und ein Ballet: Les fumeurs de Kif (1876) . . . . . 906. 939.

Mayer, Louise (siehe Dustmann, Louise).

Mazière, A. L., Geschäftsführer der Firma B. Schott's Söhne in Mainz (gestorben 1881) 1217. 1218. 1219. 1220. 1221. 1222. 1226. 1234. 1239. 1241. 1246. 1250. 1252. 1258. 1263. 1265. 1274. 1279. 1283. 1285. 1345. 1348. 1358.

Mehmel, Kammermusiker in St. Petersburg . . . . . 784. 785.

Mendès, Judith, Tochter Theophile Gautier's 966. 978. 994. 1041. 1043.

Methfessel, Ernst, geb. 1802 zu Mühlhausen, gest. 19. November 1878 als Musikdirector in Bern (möglicher Weise sind die Briefe auch an E. Methfessel, geb. 1811, gest. 20. Januar 1886 als Musikdirector in Winterthur gerichtet) . . . . . 291. 382.

Metternich, Fürstin Pauline von, Gemahlin des ehemaligen österreichischen Botschafters Fürst Richard Metternich, welche im Jahre 1861 sich für R. Wagner und seinen Tannhäuser in Paris mit Eifer bemühte 691. 693. 696. 698. 699. 701. 702. 710. 712.
Meyerbeer, Giacomo (Jacq. Beer), geb. 1794 zu Berlin, gest. 1864 in Paris, Componist der Hugenotten, des Robert, des Propheten, der Afrikanerin . . . . . 9. 16. 25. 48.
Mitarbeiter bei den Tannhäuser-Proben, an einen seiner . . . . 690.
Mitglieder der Münchener Hofcapelle, an die . . . . . 863.
Mitglieder des Hofopernorchesters in Wien, an die . . . . . 727.
Monod, Gabriel, Herausgeber der „Revue historique" in Paris . 1325.
Morath, Kontrabassist des Magdeburger Theater-Orchesters . . 70.
Mrazek, Anna, Frau von Franz Mrazek, als Köchin in Rich. Wagner's Diensten . . . . . 877. 986.
Mrazek, Franz, geb. 25. Februar 1828, Diener R. Wagner's in München, Wien und Luzern bis 1867. Er erhielt später eine Anstellung an der Kgl. Musikschule in München 814. 815. 818. 879. 882. 885. 887. 892. 943. 954. 960. 964. 977. 1036. 1046. 1056. 1059. 1114.
Mrazek, Franz und Anna . . . . . 886. 896. 897. 967. 968.
Müller, Adolf jun., geb. am 15. October 1839 zu Wien, seit 1875 Kapellmeister an der Deutschen Oper in Rotterdam . . . . . 1386.
Müller, Franz Carl Friedr., schrieb einige grössere Werke über Richard Wagner's Opern und Dramen, geb. am 30. November 1806 zu Weimar, gest. am 2. September 1876 daselbst . . . . . 215.
Muncker, Theodor (nicht Franz), Bürgermeister von Bayreuth 1287. 1311. 1331.
Musikreferenten der „Neuen Oder-Zeitung", an den . . . . . 459.

Nader, Joseph, Procurist der Firma Philipp Haas & Söhne in Wien, gest. 16. April 1880 in Wien . . . . . 1080.
Neumann, Angelo, Impressario des „Ring des Nibelungen", Director des Rich. Wagner-Theaters, derzeitiger Director des Deutschen Landestheaters in Prag, geb. am 18. August 1838 zu Wien 1389. 1431. 1433. 1464. 1469.
Neue Zeitschrift für Musik (s. Franz Brendel).
Nietzsche, Friedrich, Professor, geb. am 15. October 1844 in Röcken bei Lützen, Verfasser der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" (1872), „Rich. Wagner in Bayreuth" (1876), und — — „Der Fall Wagners" . . . . . 1123.
Nohl, Ludwig, Professor, geb. am 5. Dezember 1831 zu Iserlohn, gest. am 16. Dezember 1885 zu Heidelberg, Docent der Musikgeschichte in Heidelberg und Karlsruhe, Verfasser zahlreicher Schriften über R. Wagner, Mozart und Beethoven 858. 956. 963. 969. 1009. 1079.

Oberlaender, Martin, Minister des Innern des Königreiches Sachsen 140.
Orchester-Mitglieder des Bühnenfestspieles, an die . . . . 1238. 1302.
Otto, Louise, verehelichte Peters, geb. am 26. März 1819, Schriftstellerin (Verfasserin des Operntextes „Die Nibelungen", Herausgeberin der Zeitschrift „Neue Bahnen" . . . . . 416. 429.

Pauli, Mitglied des Hofopernorchesters in Wien . . . . . 806.
Philharmonische Gesellschaft in St. Petersburg . . 778. 782. 787. 789.
Pichler-Badog, Johanna von, geb. v. Westenhagen . . . . . 739.
Planer (an seinen Schwager), Bruder von Minna Planer, R. Wagner's erster Frau . . . . . 873.
Plötdemann, Helfriede, Schwester von Martin Plötdemann . . . 1139.

Plüddemann, Martin, Lieder- und Balladen-Componist, geb. am 29. September 1854 zu Colberg . . . . . 1332. 1333. 1337.
Pogrell, Demoiselle, Sängerin und Schauspielerin in Riga . . . 10.
Pohl, Richard (Pseudonym R. Hoplit), geb. am 12. September 1826 zu Leipzig, Redacteur der „Anregungen für Kunst und Wissenschaft", eifriger Verfechter der neu-deutschen Richtung der Musik, von R. Wagner „ältester" Wagnerianer genannt 859. 972. 973. 979. 1001. 1080. 1093. 1275. 1320. 1434.
Praeger, Ferdinand, Musikschriftsteller und Pädagog, geb. am 22. Januar 1815 zu Leipzig, gest. am 2. September 1891 zu London. (Echte Briefe): 465. 470. 475. 482. 501. 502. 509. 521. 527. 854. 942. 1051. 1052. 1054. 1055. 1064. 1065. 1069. 1009. 1310 — (Echtheit der Briefe zweifelhaft): 126. 479. 531. 534. 585. 597. 623. 705. 730. 796. 786. 801. 830. 840. 881. 911. 1037.
Praeger, Leonie, Frau von Ferdinand Praeger . . . . . 497. 498. 513.
Pusinelli, Hofrath Dr., einer der ältesten Freunde und Arzt R. Wagner's in Dresden, gest. am 1. April 1878 daselbst . . . . . 1125.

Rabe, Wilhelm, Musiker in Lenzburg . . . . . 289.
Rebel, J., Bandfabrikant in Hietzing bei Wien, gest. am 20. Januar 1872 828.
Redacteur einer deutschen Musikzeitung, an den . . . . . 34.
Reissiger, Carl Gottlieb, geb. 31. Januar 1798, gest. 7. November 1859 als Kapellmeister in Dresden . . . . . 43. 131.
Richter, Hans, Hofkapellmeister in Wien, Dirigent der I. Bühnenfestspiele in Bayreuth 1876, geb. am 4. April 1843 in Raab 935. 1022. 1053. 1106. 1255. 1277.
Riedel, Professor Dr. Carl, Begründer des Riedel'schen Gesangsvereins in Leipzig, geb. um 1828, gest. am 3. Juni 1888 in Leipzig 1111. 1117.
Ritter, Hermann, Erfinder der „Viola Alta", geb. am 16. September 1849 zu Wismar . . . . . 1204. 1209.
Ritter, Julie, Mutter von Karl und Alexander Ritter, Wittwe, aus Narwa in Russland, in Dresden lebend . . . 217. 351. 575. 627. 646.
Ritter, Karl, Sohn von Julie Ritter, Studiengenosse Hans von Bülow's 160.
Röckel, August, gest. am 15. Juni 1876 zu Budapest, 1843—1848 mit R. Wagner Kapellmeister in Dresden 140. 150. 242. 320. 391. 433. 476. 493. 539. 752. 756. 757. 760. 842.
Röckel, Eduard, in Bath (in England) . . . . . 231.
Rollet, Dr. Hermann, Dichter und Kunstschriftsteller, geb. am 20. August 1819 in Baden bei Wien . . . . . 895.
Royer, Adolphe, geb. 1803 zu Paris, gest. 1875 daselbst, von 1856—1862 Director der „Grossen Oper" in Paris . . . 704. 707. 708. 715.
Rühlmann, Adolf Julius, Kammermusiker in Dresden, Posaunist, geb. 28. Februar 1816 zu Dresden, gest. 27. October 1877 daselbst, Mitarbeiter der Neuen Zeitschrift für Musik und (seit 1855) Vorsitzender des Dresdener Tonkünstlervereins . . . 670. 724.

Sänger des Bühnenfestspieles, an die . . . . . 1237. 1304.
Sainton, Prosper Ph., vortrefflicher Geiger in London, Concertmeister und Quartettspieler, geb. um 1813 zu Toulouse, gest. am 17. October 1890 zu London . . . . . 518.
Scaria, Emil, berühmter Sänger der Kaiserl. Hofoper in Wien, ausgezeichneter Wagner-Interpret (Wotan 1876, Gurnemanz 1882), geb. am 18. September 1840 zu Graz, gest. am 22./23. Juli 1886 zu Blasewitz bei Dresden 1149. 1154. 1160. 1167. 1200. 1202. 1215. 1225. 1243. 1253. 1288. 1316. 1453. 1455. 1459. 1463. 1470.
Scaria, Frau von Emil Scaria . . . . . 1312.
Schaefer, Reinhard, Ingenieur in Beirut in Syrien, thätig seit Ende 1860

in München, geb. 1824. Eifriger und thätiger Anhänger R. Wagner's, anfänglich in München, später bis zu seinem Tode, 22. März 1884, in Wien . . . . . 906. 1000. 1131.
Schembera, V. K., Redacteur des „Wanderer" und des „Neuen Wiener Tageblatt" in Wien . . . . . 1032.
Schindelmeisser, Louis, Grossh. hessischer Hofkapellmeister in Darmstadt, geb. am 8. Dezember 1811 in Königsberg, gest. am 30. März 1864 zu Darmstadt, Componist von Opern und anderen Compositionen, Stiefbruder von H. Dorn (s. d.) . . . . . 350. 467.
Schleinitz, Freifrau, Marie von, thätige und eifrige Anhängerin R. Wagner's in Berlin, Gemahlin des Ministers Alex. G. Graf von Schleinitz 1163.
Schloemp, Edwin, Verlagsbuchhändler und Schriftsteller zu Leipzig 1426.
Schlösser, Louis, Grossh. hessischer Hofkapellmeister, Componist und Kritiker, geb. um 1790, gest. am 15. November 1876 zu Darmstadt . . . . . 680.
Schmidt, Adolf, Fabrikant in Viersen (Rheinprovinz), geb. am 13. April 1820 in Wermelskirchen . . . . . 1362.
Schmidt, Gustav, Hofcapellmeister und Componist, vorzüglicher Dirigent, Theatercapellmeister in Brünn (1841), Würzburg, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Mainz und Leipzig (1840—1876), geb. am 1. September 1816 zu Weimar, gest. am 10. Februar 1882 zu Darmstadt 354. 617.
Schmidt, Johann Philipp Samuel, Königl. preuss. Hofrath und Expedient der Seehandlung in Berlin, Kritiker der Spener'schen Zeitung, geb. am 8. September 1770 in Königsberg, gest. am 9. Mai 1853 zu Berlin, 68. 74.
Schmitt, Friedrich, Gesanglehrer in Nürnberg, München und Wien, geb. am 18. September 1812 zu Frankfurt a. M., gest. am 16. Jänner 1884 in Wien . . . . . 870.
Schmitt, Georg Aloys, gew. Hofcapellmeister in Schwerin, geb. am 2. Februar 1827 in Hannover, lebt in Dresden, Gemahl der Sängerin Schmitt-Csanyi (eine geborene Oesterreicherin) 1205. 1212. 1323.
Schnorr, Ludwig, von Carolsfeld, bedeutender dramatischer Sänger (Tenor), der erste Tristan-Darsteller, geb. am 2. Juli 1836 zu München, gest. 21. Juni 1865 zu Dresden . . . . 853. 855. 861.
Schnorr, Malvine, geb. Garrigues, bedeutende Bühnensängerin (Sopran), erste Darstellerin der Isolde in München (1865) 861. 862. 864. 865. 866. 867.
Schön, Friedrich, in Worms . . . . . 1452.
Schönek, Rudolf, Dirigent und Theater-Kapellmeister in Würzburg, Berlin etc. . . . . 375.
Schott's Söhne, B., grösstes Musikalien-Verlagsgeschäft (gegründet 1770 von Bernhard Schott in Mainz) — jetzige Inhaber: Franz Ritter von Landwehr und Dr. jur. Ludwig Strecker; Filialen in Brüssel, Paris, Rotterdam, London und Leipzig; Verleger von R. Wagner's „Der Ring des Nibelungen", „Die Meistersinger von Nürnberg" und „Parsifal" 1. 3. 78. 1068. 1074. 1076. 1197. 1207. 1210. 1214. 1216. 1313. 1438.
Schott, Betty, Frau, geb. von Braunrasch (welcher R. Wagner das wunderschöne Albumblatt gewidmet), Gattin von Franz Schott, gest. 1875 738. 748. 750. 753. 754. 767. 769. 774. 857. 893.
Schott, Franz, Inhaber der Firma B. Schott's Söhne, Bürgermeister von Mainz, gest. 1874 657. 658. 661. 667. 681. 709. 726. 728. 732. 733. 735. 736. 740. 741. 744. 745. 747. 749. 755. 758. 759. 761. 762. 763. 765. 768. 771. 773. 779. 780. 781. 783. 790. 795. 797. 798. 799. 801. 803. 808. 809. 812. 813. 819. 821. 827. 835. 837. 838. 839. 843. 844. 851. 868. 869. 871. 875. 895. 898. 902. 910. 912. 914. 915. 916. 919. 920. 921. 923. 924. 927. 930. 931. 932.

934. 936. 938. 941. 946. 947. 949. 951. 952. 953. 957. 958. 961. 971. 974. 984. 988. 991. 993. 997. 999. 1023. 1026. 1027. 1028. 1011. 1025. 1027. 1031. 1042. 1045. 1048. 1063. 1081. 1084. 1097. 1102. 1105. 1108. 1113. 1118. 1144. 1151. 1153. 1155. 1159. 1162. 1164. 1166. 1173. 1174. 1175. 1178. 1179. 1182. 1185. 1189. 1191. 1192. 1193. 1194.

Schriftsteller, an einen jungen, in Wien . . . . . 1467.

Schuberth & Co., J., Musikalien-Verlags-Geschäft in Leipzig und Newyork, gegründet am 6. October 1826 zu Hamburg . . . . . 1431.

Schweikhart, Tapezierer, 1887 Aufseher im Richard Wagner-Museum in Wien . . . . . 702.

Scribe, Aug. Eug., geb. 1791 zu Paris, gest. 1861 daselbst, berühmter Librettist . . . . . 11. 22.

Seidelmann, Eugen, erster Kapellmeister am Stadttheater zu Breslau, geb. am 12. April 1806 zu Rengersdorf bei Glatz, war vom 1. Mai 1830 bis zu seinem Tode, 31. Juli 1864, Kapellmeister am Theater in Breslau . . . . . 461.

Semper, Gottfried, hervorragender Architect, geb. am 29. November 1803 zu Hamburg, gest. am 15. Mai 1870 zu Rom . . . . . 976.

Signale für die musikalische Welt, gegründet November 1847 von Bartholf Senff in Leipzig . . . . . 970. 981. 1088.

Sidorowitsch, Gesandtschaftsattachée in Darmstadt . . . . 770. 776.

Skraup, Franz, geb. am 7. October 1801 zu Wositz bei Pardubitz, gest. am 7. Februar 1862 zu Rotterdam, Capellmeister am ständischen Theater zu Prag . . . . . 462. 526.

Smitte, Dexter, Redacteur und Herausgeber der „Amerikanischen Revue" Newyork . . . . . 1213.

Spohr, Louis, einer der grössten Violinvirtuosen, Componist und Dirigent, geb. am 5. April 1784 zu Braunschweig, gest. am 22. October 1859 zu Kassel . . . . . 77. 80. 83. 93. 97. 112. 124. 414. 431.

Ssseroff, Alexander, Musikschriftsteller und Componist, geb. am 11. Mai 1820 in Petersburg, gest. am 20. Januar 1871 daselbst 676. 683. 962.

Stade, Dr. Friedrich Ludwig, Musikschriftsteller, geb. am 8. Jänner 1844 zu Sondershausen . . . . . 1057.

Steckner, G., Manufacturfirma in Leipzig . . . . . 1257.

Stein, Heinrich von, Privatdocent an der Universität in Berlin, Hauslehrer bei R. Wagner, geb. am 12. Februar 1857 zu Coburg, gest. am 20. Juni 1887 zu Berlin, Verfasser von „Helden und Welt", eines „Wagner-Lexikons" etc. . . . . 1466.

Steinway, Theodor, Inhaber der weltberühmten Pianoforte-Fabrik von Steinway Sons in New York und Hamburg, gest. 26. März 1889 zu Braunschweig . . . . . 1435.

Stolz, Eduard, Theaterkapellmeister in Wien, Graz und Prag, geb. um 1817, gest. am 8. Juni 1880 zu Prag . . . . . 567. 595.

Sturm & Koppe (A. Denoewaldt), Agentur für Theater und Musik, Verleger der „Allgemeinen Theater-Chronik" in Leipzig . . . 102.

Strecker, Dr. jur. Ludwig, Chef der Firma B. Schott's Söhne in Mainz, geb. 1853 1298. 1300. 1306. 1307. 1308. 1309. 1314. 1327. 1344. 1357. 1369. 1370. 1373. 1375. 1377. 1378. 1379. 1381. 1430. 1440. 1443. 1445. 1447. 1448. 1454. 1456. 1461.

Taubert, K. Gottfr. Wilhelm, geb. am 23. März 1811 zu Berlin, gest. am 7. Januar 1891 daselbst. Schüler von L. Berger und B. Klein, 1842 Kapellmeister an der Hofoper, 1869 Oberkapellmeister; Componist von Opern, Symphonieen und Liedern . . . . . 111.

Tausig, Karl, geb. am 4. November 1841 zu Warschau, gest. am 17. Juli 1871 zu Leipzig, berühmter Pianist, Schüler Franz Liszt's . 1012.

Thierschutzverein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter in Dresden, Amalienstrasse No. 8 . . . . . 1406.
Thomas, Theodor, um die Musik in Nordamerika sehr verdienter Musiker, geb. am 11. October 1835 in Friesland, seit 1847 in Amerika, gründete daselbst ein Symphonie-Orchester, später Director des Conservatoriums in Cincinnati, tüchtiger Dirigent 1232. 1292. 1297.
Thomé, Theaterdirector in Prag . . . . . 719.
Tichatschek, Josef Alois, der erste Rienzi und Tannhäuser, geb. am 11. Juli 1807 zu Oberweckelsdorf in Böhmen, gest. am 19. Jänner 1886 zu Dresden, einer der gefeiertsten deutschen Tenoristen 100. 480. 555. 584. 605. 611. 615. 647. 648. 652. 656. 659. 672. 706. 730. 731. 737. 913. 948. 959. 1077.
Tiersch, Otto, vorzüglicher Theoretiker in Berlin, Verfasser der Schrift „Ueber die Unzulänglichkeit des heutigen Musikstudiums", geb. am 1. September 1838 zu Kalbarieth i. S.-W., gest. am 1. November 1892 zu Berlin . . . . . 1468.

Uhl, Hofrath Friedrich, gewesener Chefredacteur der Kais. Wiener Zeitung, Romanschriftsteller, geb. am 14. Mai 1825 zu Teschen (Schlesien) 850.
Uhlig, Elsa (Tochter von Theodor Uhlig) . . . . . 1395.
Uhlig, (Frau von Theodor Uhlig) . . . . . 358. 372.
Uhlig, Theodor, intimer Freund Richard Wagner's, Arrangeur der Lohengrin-Partitur, hervorragender Musikschriftsteller, Mitarbeiter der Neuen Zeitschrift für Musik, geb. am 15. Februar 1822, gest. am 3. Jänner 1853 zu Dresden 160. 162. 166. 167. 171. 173. 174. 175. 177. 178. 179. 181. 194. 198. 203. 205. 210. 211. 212. 213. 218. 223. 226. 229. 233. 234. 235. 243. 244. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 256. 260. 261. 263. 264. 265. 268. 269. 270. 272. 273. 275. 280. 282. 283. 286. 287. 288. 294. 296. 297. 298. 299. 301. 302. 303. 308. 310. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 326. 327. 330. 331. 332. 333. 335. 336. 338. 340. 342. 344. 345. 347. 349.
Unger, Georg W., Darsteller des Siegfried (Bayreuth 1876) geb. um 1837, gest. am 2. Februar 1887 zu Leipzig . . . . . 1288. 1319.

Vereinigten Theater in Hamburg, an die Direction der . . . . 406.
Vertreter des Bayreuther Patronatvereins, an die . . . . . 1374.
Villiers de L'Isle-Adam, Graf . . . . . 1034.
Villot, Frédéric, Arzt in Paris . . . . . 688.
Vorsitzenden des Berliner Wagner-Vereins, an den . . . . . 1157.
Vorstände der noch bestehenden localen Wagner-Vereine, an die . 1380.
Vorstände der Richard Wagner-Vereine, an die . . . . . 1330.

Wagner, Albert, ältester Bruder Richard Wagner's, geb. am 2. März 1799, gest. am 31. October 1874 in Berlin . . 4. 69. 79. 81. 98.
Wagner, Johanna Rosalie, Richard Wagner's älteste Schwester, geb. am 4. März 1803. vermählt mit Dr. Oswald Marbach, gest. 1837 6.
Walewsky, Graf, geb. 1810, Minister des Aeusseren, gest. 1868 . . 716.
Weber, Ernst von, geb. am 7. Februar 1830 zu Dresden, Verfasser der Schrift „Die Folterkammern der Wissenschaft", Leipzig, Voigt, 1879 1407. 1408. 1410. 1411. 1413. 1415. 1417. 1418. 1419. 1428. 1436. 1437.
Weber, J. J., Verlagsbuchhandlung in Leipzig, gegründet 1834 . . 846.
Weiland, R., Schriftsteller in Paris . . . . . 343. 660.
Weinheimer, Wendelin, Theaterkapellmeister . . . . . 900. 1120.
Wendt, Ferdinand Maria, humoristischer Schriftsteller, geb. am 1. November 1839 zu Dresden, Redacteur der „Neuzeit" (Troppau),

Verfasser von „Frisches Grün“ (Gedichte), „Herr Walther von der Vogelweide“ (Erzählung) etc. . . . . 845.
Wielhorsky, Graf Matthieu, Kammerherr Ihrer Majestät der Kaiserin von Russland . . . . . 788.
Wiener Männergesangsverein, gegründet von Dr. August Schmidt, jetziger Dirigent Eduard Kremser . . . . . 563.
Wieprecht, Wilhelm Friedrich, geb. am 10. August 1802 zu Aschersleben, gest. am 4. August 1872 zu Berlin, Director der Musikchöre des Gardecorps . . . . . 1062.
Wigand, Otto, Verlagsbuchhandlung in Leipzig, gegründet 1816 . 258.
Wilhelmj, August, berühmter Violinvirtuose, (der König der Geigerkönige), Concertmeister 1876 in Bayreuth, geb. am 21. September 1845 zu Usingen, lebt als Professor in London . . . . . 1342. 1386.
Wilkoszewski, A., Musiker der Hof-Kapelle in München 376. 381. 384. 407.
Wille, Eliza (geb. Slomann, Frau von François Wille, Mitglied des Frankfurter Parlamentes, 1848 gemässigter Liberaler), geistvolle Schriftstellerin, geb. um 1809, gest. am 23. Dezember 1893 in Mariafeld bei Zürich 304. 810. 816. 817. 822. 823. 829. 833. 834. 841. 852. 874. 878. 940. 1023. 1033.
Winkler, Theodor, Secretär des Königl. Sächsischen Hoftheaters in Dresden, Schriftstellername: Theodor Hell 27. 31. 32. 33. 38. 44. 45. 47. 49.
Wittgenstein, Fürstin Carolyne Elisabeth, geb. von Iwanowska, geb. am 7. Februar 1819, verm. 26. April 1836 mit Prinz Nicolaus von Sayn-Wittgenstein, geschieden 1855, langjährige Freundin Franz Liszt's, gest. am 10. März 1887 zu Rom . . . . . 202.
Wittgenstein, Prinzessin Marie Pauline Antoinette, geb. am 7. Februar 1837, vermählt am 15. October 1859 mit Constantin Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Oberstthofmeister S. Maj. d. Kaisers von Oesterreich, Wittwe seit 14. Februar 1896 . . . . . 557.
Wolff, O. L. B., Improvisator und Schriftsteller, geb. am 26. Juli 1792 zu Altona, Gymnasialprofessor in Weimar (1826), und Jena (1830), gest. daselbst 16. September 1851 . . . . . 151.
Wolzogen, Hans Paul Freiherr von, geb. am 13. November 1848 zu Potsdam, Redacteur der „Bayreuther Blätter“ . . . . . 1446.

Zigesar, von, Intendant des Grossherzoglichen Hoftheaters in Weimar, Freund Franz Liszt's . . . . . 145. 191.
Zöllner, Friedrich, geb. am 8. November 1834 zu Berlin, gest. am 25. April 1882 zu Leipzig . . . . . 1420.

# Register nach Textanfängen.


Ab und zu erfahre ich . . . . 109
Aber liebe Cecilie, kennst Du . 427
Aber lieber, alter Freund! was 481
Aber, liebster Franz, hättest Du 453
Aber sage einmal, lieber alter 378
Abermals eine telegraphische . 239
Ach, Du armer, armer Techeckel 647
Ach Gott! da erhalte ich . . . . 484
Ach, lieber Franz, Du hast . . 486
Ach, liebster Franz, da muss . 492
Adressire ohne Vornamen . . . 175
Ainsi vous allez avec vos . . . 1034
Allerdings hätten Sie persönlich 1435
Allerdings war es das Verlangen 899
Alles ist gut angekommen und 922
Allons donc! Je vais vous . . . 513
Als ein gemeinsames Schicksal 664
Als Elsa in der zweiten . . . . 188
Als Ferdinand in frommer . . . 1052
Als ich für die Patrone . . . . 1163
Als ich meinen Holländer . . . 82
Als ich mich vor einigen . . . 193
Als ich Sie im Mai . . . . . 831
Also, es soll nun doch . . . . . 1277
Also! Es wird wieder Ernst . . 1465
Also Minna hat sich an . . . . 801
Am 1. Juli nächsten Jahres . . 230
Am 21. dieses erste Aufführung 942
An Dich muss ich mich . . . . 152
An Weber hatte ich geschrieben 218
Anfangs dieses Jahres schrieb 913
Antworten Sie doch ganz einfach 17
Auch die Münchener . . . . . 944
Auch ich empfehle Dir eine . . 294
Auf das Aeusserste in Anspruch 777
Auf Deinen letzten Brief, und . 337
Auf dem beiliegenden Blatte . 882
Auf Ihr sehr freundliches . . . 1408
Auf Ihre besondere Anfrage . . 1035
Auf meine gar zu flüchtigen . . 259
Auf meine letzten eiligen Zeilen 506
Auf Veranlassung und den Rath 376
Aus einem mir zugesandten . . 1490
Aus Gründen, von denen ich . 139
Aus Hamburg wirst Du von . . 405
Aus Ihren Andeutungen habe . 1110
Aus meiner Erklärung an die . 1380
Aus München schreibt man mir 622
Aus Wiesbaden schrieb . . . . 302

Bald ist es nun vier . . . . . 154
Bald ist es vier Wochen . . . . 153
— — beauftrage ich hiermit . 322
Bei Allem, was Dir und . . . . 542
Bei dem Arrangement (ohne . . 1198
Bei meiner Rückkehr von einem 191
Beruhige mich doch durch ein 334
Besser als ich sorgt Er . . . . 862
Besten Dank für Deinen Brief 252
Besten Dank für Ihre . . . . . 475
Besten Dank, liebster Cornelius 791
Besten und herzlichsten Dank . 267
Betrachten Sie mich als eben . 794
Betrachten Sie mich als einen . 133
Bis Ende Juni werde ich . . . . 640
Bist Du gut bei Laune . . . . . 157
Bleiben Sie mir treu, Sie . . . 1324
Brünnhilde schläft! — Ich . . . 466

Ce mince nombre de vrais . . 966
C'est probablement par un . . 708
Cile! Cile! In Deinem Bett . . 685
Comme je suis sûr d'avoir . . 746
Croyez-moi toujours si fâche . 684
Croyez-vous le temps assez . . 497

D. glaubt mir — einem von . 679
Da anderseits manche Störung 1109
Da bin ich auf der . . . . . 638
Da bin ich wieder in . . . . . 412
Da die Broschüre jetzt zur . . 980
Da Du — wie ich von . . . . . 554
Da Du mich nun einmal . . . . 1002
Da es Ihnen bei der . . . . . 970

Da fällt mir eben ein . . . . . 420
Da glaubt man mich eindringlich 1176
Da habe ich einmal wieder . . 530
Da ich jetzt so weit . . . . . 1338
Da ich selbst nicht in . . . . . 1143
Da ich Sie aufforderte, mit . . 1466
Da ist einmal wieder ein . . . 669
Da komme ich endlich einmal 565
Da komme ich endlich wieder 737
Da Sie dem Inhalte meiner . . 1334
Da Sie mich kennen und . . . [illegible]
Da Sie mir die freundliche . . 1067
Da Sie über Ihre „Kalunken" . 295
Da sitz' ich wieder, und . . . . 545
Da sitzen wir in Töplitz . . . . [illegible]
Da stehe ich noch und . . . . . 422
Damit Du noch etwas mehr . . 540
Damit ich an diesem . . . . . 1288
Damit ich doch auch das . . . 1231
Daniel in der Löwengrube kann 860
Dank Deiner Vermittelung, die 156
Dank, Du lieber heiliger Christ! 428
Dann und wann kommt mir . . [illegible]
Das „antike Lustspiel" finde ich 1053
Das beiliegende Muster ist aus [illegible]
Das brauche ich Ihnen wohl . 1033
Das Datum wird Dir alles . . 686
Das deutsche Volk ist viel . . 1432
Das Gefühl höchster . . . . . 864
Das hast Du schön gemacht . 584
Das hat mir wirklich noch . . 177
Das ist allerdings ein Unglück 796
Das ist allerdings eine bekannte 1117
Das ist gescheut, dass Du . . . 125
Das ist ja eine fürchterliche . . 395
Das ist recht, liebster Ferdinand 531
Das muss ich sagen; Du — . . 184
Das nenne ich mir „Gesinnung" 1367
Das neueste Supplement des . 1158
Das Packet folgt erst mit . . . 954
Das Rheingold ist fertig —. . 430
Das thut mir nun sehr . . . . . 122
Das Unternehmen, an dem Sie 1195
Das war einmal wieder eine . 224
Das war sehr liebenswürdig . . 371
Dass ich Dir fortlief, achte . . 541
Dass ich Dir heute noch . . . . 338
Dass ich gestern, nach fast . . 1058
Dass ich Ihnen so lange . . . . 414
Dass ich nicht mehr in . . . . . 880
Dass Ihr gesetzlich alle . . . . 178
Dass sie ein gebildeter . . . . 1125
Dass Sie meine Rückkehr so . 888
Dein Brief, Du lieber Freund, . 319
Dein Brief hat mir grosses . . 525
Dein Brief hat mir so recht . . 757
Dein Brief ist mir auf . . . . . 804
Dein Brief, liebster Freund, hat 539
Dein Brief vom 23. vorigen . . 614
Dein Briefchen traf mich gestern 315
Dein Bruder meldete mir soeben 135
Dein Buch ist furchtbar! — Mit 842
Dein ehemaliger Herrmann war 500
Dein gestriger Brief traf mich . 250
Dein letzter Brief traf mich . . 532
Dein Schweigen, liebes . . . . 432
Dein vorletzter Brief, lieber . . 508
Deine freundschaftlichen Zeilen 656
Deine gestrige Sendung traf . 516
Deine herrliche lateinische . . . 602
Deinen letzten Brief nach Paris 179
Deinen und Ceciliens lieben . . 62
Dem Verfasser einer ihm . . . 1119
Den — etwas verspäteten —. 564
Der Ausgang des gestrigen . . 712
Der Briefträger kommt täglich 344
Der Contract mit Messrs. Hodge 1342
Der Fall mit T. und . . . . . 607
Der „Kaisermarsch" ist von mir 1062
Der Posaunist Thiele aus Bern 642
Der schöne Eindruck, den ich 1442
Der Ueberbringer dieses . . . . 187
Der unbedenkliche Eifer der . 1280
Der vorliegende Brief war . . 683
Der II. Redactions-Bericht des 1128
Deute mir mein langes . . . . . 706
Devrient ist Mittwoch bei mir 574
Die Adresse des Pariser . . . . 441
Die angenehmen Nachrichten, . 601
Die Aufführung des „Rienzi" . 619
Die Drohung, dass ich Dich . 424
Die Gerüchte der . . . . . 86
Die Herren Breitkopf & Härtel 258
Die Hummeln im Begriff ihrer 867
Die Illustrirte Zeitung vom . . 1032
Die Leser der Allg. Ztg. . . . 995
Die Natur hat doch für . . . . 514
Die Presse hat sich seit . . . . 850
Die Verspätung ist mir sehr . 226
Die Weigerung des Herrn . . . 343
Diese beiliegende Antwort . . . 569
Diese Epoche habe ich denn . 646
Diese Zeilen sollst Du . . . . . 586
Diese Zeilen werden . . . . . 359
Dieselbe Anfrage, die von . . . 1029
Diesem und ähnlichem seit . . 976
Diesen Brief habe ich mit . . . 1065
Dieser Brief wird Dir sehr . . 248
Diesmal bin ich wirklich in . . 235
Diesmal habe ich es . . . . . 147
Diesmal schicke ich Dir einen 625
Du bekommst heute nur ein . 340
Du bist also nicht gekommen . 580
Du bist doch wirklich der . . . 249

Du bist einmal mein . . . . . 504
Du bist mir wohl auch . . . . . 206
Du böser Freund! Gieb mir . 571
Du, der L. K. ist . . . . . 297
Du Franz! Da habe ich . . . . 536
Du guter Gott, wenn sie . . . . 350
Du hast gewiss schon längere 7
Du hast jetzt gewiss einmal . . 73
Du hast mir wohl gar . . . . . 423
Du kannst wohl denken, lieber 752
Du könntest mir einen rechten 538
Du kommst mir jetzt in . . . . 451
Du lieber, herrlicher Mensch! . 592
Du machst mich erröthen! — . 201
Du machst mir durch Dein . . 505
Du machst mir schreckliche . . 347
Du! schnell noch eine . . . . . 251
Du sonderbarster der Menschen 1090
Du thust sehr wohl und . . . . 89
Du verriethest mir einmal, dass 275
Du warst es, der die . . . . . 309
Du weinst, dass ich Dir . . . . 417
Du wirst in diesen Tagen . . . 342
Du wirst nächstens von . . . . 399
Du wirst vermuthlich noch . . 630
Du wolltest mir ja Deine . . . 435
Dürfte ich wohl die Bitte . . . 291
Durch die neulich erfolgte . . . 1137
Durch Ihr liebes Schreiben . . 1467
Durch Ihren so sehr freundlichen 381
Durch Madame Lehmann sind . 462

E. E. erlaube ich mir . . . . . 108
Eben kam ich von den . . . . . 238
(Eilig!) Genée in Danzig will . 366
Ein Bassist fehlt nur noch . . . 1347
Ein freier Mann auf deutscher . 720
Ein geringeres Honorar kann . 560
Ein paar Worte zur Bestätigung 40
Ein wenig Schreibekraft muss . 331
Ein Wunder! Ich hab' wirklich 852
Eine Bitte! Ich arbeite fleissig 311
Eine feste Uebereinkunft, dass 1455
Eine Frage und Bitte! Albert . 113
Eine soeben erst eingetretene . 784
Einen Auftrag — (nicht eine . 362
Einen Brief von mir, lieber . . 522
(Einwickelungen sind im Salon 260
Ehe ich nach Albishrunn gehe 247
Empfangen Sie den Ausdruck . 1426
Empfangen Sie meinen besten 1049
Empfangen Sie zunächst diesen 162
En retirant ma partition j'ai . . 716
Endlich, bester Freund, kann . 194
Endlich bin ich so weit, . . . . 266
Endlich kann ich Dir die . . . 208
Endlich komme auch ich . . . 30
Endlich komme ich dazu, meinen 1129
Endlich komme ich dazu, Ihnen 1400
Endlich muss ich Ihnen doch . 676
Endlich sind Sie mir einmal . . 99
Entschuldige, dass ich mich so 155
Entschuldigen mich, wenn ich . 110
Entschuldigen Sie, wenn ich erst 111
Erhalten Sie mir für fernerhin 1146
Erkundige Dich doch, ob ich . 609
Erlauben Sie, dass ich in Kürze 640
Erlauben Sie mir, dass ich . . . 13
Erlaubt sich der Unterzeichnete 1406
Erschrick über das „Du" nicht 173
Erst heute komme ich dazu . . 687
Erst jetzt bin ich allmählig . . 123
Erst vor einiger Zeit erfuhr . . 243
Erweise mir doch einen Dienst! 529
Es erregt in mir ein . . . . . 1086
Es fällt mir ausserordentlich . 204
Es fällt mir schwer auf . . . . 1301
Es freut mich, endlich von . . 1297
Es hat sich das Gerücht . . . . 1282
Es ist die höchste Zeit . . . . . 1096
Es ist lange, sehr lange . . . . 72
Es ist lange, seit ich . . . . . 766
's ist manchmal wie verhext . . 333
Es ist mir Alles zu . . . . . 905
Es ist mir lieb, dass . . . . . 174
Es ist mir sehr erfreulich . . . 1392
Es ist mir unmöglich, mit . . . 863
Es ist mir völlig lieb . . . . . 88
Es ist mir wirklich ein . . . . . 278
Es ist wahr, ich habe . . . . . 623
Es ist wirklich höchst betrübend 97
Es ist wirklich keine geringe . 1323
Es ist zum Teufelholen! Seit . 94
Es kann mich nur freuen . . . . 1468
Es kommt nun nahe an . . . . . 11
Es konnte mich nichts . . . . . 95
Es lässt mir keine Ruhe . . . . 431
Es soll nun einmal nicht . . . . 42
Es thut mir leid, dass . . . . . 394
Es thut mir wahrlich doch . . . 589
Es versteht sich ganz von . . . 1462
Es wäre sehr unrecht von . . . 1341
Es war mir immer, als . . . . . 171
Es war mir lieb, wieder . . . . 760
Es war mir noch nicht . . . . . 710
Es war mir unmöglich von . . 151
Es wird Ihnen nicht unangenehm 583
Es wird mir schwer fallen . . . 1133
Es wird nun wohl wieder . . . 234
Es wird nun Zeit sein . . . . . 628
Etwas Geschäft! — Damit Du 327
Euer Wohlgeboren mögen . . . 2
Eurer Excellenz gütiges . . . . 134
Ew. Excellenz beeile ich mich 71

Ew. Excellenz dürfte es vielleicht 24
Ew. Excellenz ersuche ich ganz 129
Ew. Excellenz gebe ich mir . . 107
Ew. Wohlgeboren beehre ich . 458
Ew. Wohlgeboren gebe ich mir 78
Ew. Wohlgeboren übersende ich 3

Fast gleichzeitig starben mir . 653
„Figaro" soll wieder einmal . . 269
Frau Wille meldet mir heute . 277
Fünfzehnten, 18. und 22. Mai . 854
Für die freundliche Zusendung 1057
Für die „Neunte Symphonie" . 1103
Für gelegener muss ich nämlich 43
Für Heute sende ich Ihnen . . 1411
Für jetzt kann ich Dir . . . . . 849

Gebe Ihnen Gott langes Leben 1351
Geben Sie es auf, den . . . . . 1336
Geben Sie mir doch genau . . 903
Gedenk' o Mensch, der Polizei 1287
Gedenke nächsten Sonntag in 1138
Gern möchte ich keinen Punkt 286
Gestern, den 7. d. Mts. . . . . 46
Gestern erhielt ich auch das . 280
Gestern konnte ich Dir mit . . 323
Gestern schrieb ich Dir! Heute 398
Gestern theilte mir ein Dir . . 731
Gewiss verdanke ich es Ihrer . 608
Gewiss ist es recht unrecht . . 225
Gewiss komme ich gerne zu . 775
Gewiss sind Sie der freudigen 1161
Gewiss thut mir die Stimmung 1024
Giebt Thomé etwas mehr . . . 633
Glaub' mir, mein lieber Franz 655
Glaube nur nichts von den . . 881
Glauben Sie nur um Alles . . . 594
Glauben Sie wohl, dass es . . 721
Glimmt für die Kunst in . . . . 115
Gott weiss, wie sehnlich ich . 439
Grosse Sorge habe ich für . . 1225
Grossen Dank für Deine . . . 438
Guter Nante! Die Geschichte mit 385

Hab' besten Dank für Deinen 743
Hab' Dank! Es kann nur . . . 620
Hab' Dank für das freundliche 933
Hab' Dank für Deine Antwort! 610
Hab' Dank für Deinen schönen 521
Hab herzlichen Dank, Du . . . 403
Hab' noch herzlichen Dank für 582
Hab' schönsten Dank für die . 616
Hab' tausend Dank für Deinen 480
Hab tausend Dank, liebster Franz 449
Habe herzlichen Dank für Deinen 246
Habe vielen und herzlichen Dank 76
Haben Sie besten Dank für . . 613
Haben Sie Dank für Ihre . . . 935
Haben Sie Dank für Ihren . . 1010
Haben Sie meinen Brief nach . 1469
Haben Sie mit mir Nachsicht . 461
Haben Sie tausend Dank für . 523
Habt Ihr denn auch meinen . . 968
Habt Ihr mich alle vergessen . 214
Hast Du meine beiden Briefe . 262
Hast Du mir denn auch . . . . 629
Hélas! un triste don, mon . . . 518
Herr Direktor Thomé rührt mich 718
Herr Halbert sagt mir, Sie . . 127
Herr Neumann weiss, woran er 1444
Herr Schuré, den Sie gewiss . 1019
Herrn Chordirektor Fischer sen. 593
Herrn Thomas' Adresse ist mir 1206
Herzlich danke ich Dir für . . 216
Herzlich willkommen in . . . . 91
Herzlichen Dank, Du allerbester 312
Herzlichen Dank für Deinen . 496
Herzlichen Dank für die . . . . 495
Herzlichen Dank für Eure Liebe 499
Herzlichen Dank für Ihre Zeilen 372
Herzlichen Dank für Ihren so . 199
Herzlichen Dank lieber Herr . 470
Herzlichen Gruss und besten . 142
Herzlichen Gruss und schönsten 137
Herzlichst danke ich Dir, liebster 490
Herzlichsten Dank! Die Hunde 1437
Heute also noch zwei Worte . 235
Heute ein thierfreundliches . . 1436
Heute eine kurze Nachricht von 236
Heute komme ich Dir wieder . 604
Heute nur wenige Zeilen des . 271
Heute schicke ich das Manuscript 555
Heute zwei Zeilen in . . . . . 319
Hier erhältst Du den zweiten . 212
Hier folgt einmal wieder eine 167
Hier habe ich aus Versehen . 943
Hier hast Du das Manuscript . 189
Hier hast Du den Basel . . . . 447
Hier hast Du einen ganzen . . 364
Hier hast Du einen lebendigen 172
Hier hast Du mein Testament 213
Hier heisst es wissen so . . . . 169
Hier ist ein junger Franzos . . 413
Hier kann nur die That . . . . 120
Hier, liebster, bester Freund . 377
Hier, liebster Franz, hast Du . 473
Hier mein abermaliger Beitrag . 1428
Hier schick' ich die Schriften . 1141
Hier schicke ich Ihnen . . . . . 848
Hier schicke ich Ihnen für . . 939
Hier sitz' ich in Graubünden's 400
Hiermit empfangen Sie . . . . 907
Hiermit nehme ich mir die . . 33
Hiermit überlasse ich Ihnen, für 1383
Hoffentlich bist Du glücklich in 149

Hoffentlich ist Ihnen von Herrn 55
Hoffentlich seid Ihr in voller . 892
Hoffentlich werden Sie sich wohl 8

Ich antworte Ihnen für heute 900
Ich antworte Ihnen kurz, weil 816
Ich antworte Ihnen sogleich . 1111
Ich antworte unbedingt: den . 387
Ich antworte zunächst auf . . . 283
Ich armer rathloser Mensch . . 552
Ich bat Sie zuletzt, sich . . . . 872
Ich bedaure wahrhaft, immer . 1299
Ich begreife nicht, was . . . . 1429
Ich behalte das Blatt als . . . . 1130
Ich benachrichtige Sie — als . 578
Ich bezeuge Ihnen, dass Sie . 1319
Ich beziehe zu Ostern ein . . . 561
Ich bin auf dem Wege . . . . . 482
Ich bin auf der Abreise . . . . 537
Ich bin Dir noch für . . . . . 1013
Ich bin Dir nun die . . . . . 228
Ich bin Dir seit lange . . . . . 276
Ich bin einmal wieder lange . 264
Ich bin es Ihnen fast . . . . . 557
Ich bin etwas früher von . . . 408
Ich bin hart an der . . . . . 534
Ich bin immer wieder — oder 520
Ich bin Ihnen noch meinen . . 1020
Ich bin Ihnen sehr verbunden 1213
Ich bin in der albernen . . . . 485
Ich bin in grosser Unruhe . . . 75
Ich bin jetzt entschlossen, mich 975
Ich bin jetzt über dem . . . . . 1147
Ich bin noch nicht 24 Jahre . . 9
Ich bin sehr müde und . . . . . 829
Ich bin sehr verwundert, von . 904
Ich bin sehr zerschlagen und . 388
Ich bin so frei durch . . . . . 1023
Ich bin sonst ziemlich wohl . . 786
Ich bin wieder so ziemlich . . 282
Ich bitte Dich, augenblicklich . 506
Ich bitte Dich nur um . . . . . 368
Ich bitte, liebster, liebster Liszt 483
Ich bitte Sie — da Sie . . . . 1212
Ich bitte Sie, mit unseren . . . 810
Ich brauche noch mehr von . . 885
Ich dachte immer, Du solltest 274
Ich dachte wirklich, Du könntest 356
Ich danke Ihnen für den . . . . 909
Ich danke Ihnen herzlich für . 670
Ich danke Ihnen noch bestens 1044
Ich danke Ihnen noch für . . . 570
Ich darf Sie nun länger . . . . 969
Ich denke mit grosser Sorge . 464
Ich erfahre, dass Du mir . . . . 367
Ich erfahre viel zu wenig . . . 374
Ich ergreife die Gelegenheit . 1202
Ich erlaube mir, Sie darüber . 1229
Ich ersuche Dich, sofort mit . . 637
Ich fühle mich in diesen . . . . 1121
Ich gedenke für jetzt nach . . . 590
Ich gedenke nie wieder in . . 950
Ich gehe in die . . . . . 244
Ich glaubte wirklich von Dir . 316
Ich hab' Dir nichts zu . . . . . 393
Ich hab' letzthin eine Bitte . . 577
Ich habe das Gefühl, damit . . 644
Ich habe dem Apt . . . . . 421
Ich habe Dir wenig zu . . . . . 200
Ich habe eine grosse Bitte . . 671
Ich habe gestern noch . . . . . 917
Ich habe Herrn Scaria vor . . 1318
Ich habe hier einen sehr . . . 756
Ich habe Ihnen noch für Ihren 992
Ich habe Ihnen noch für Ihren 567
Ich habe Ihnen versprochen . . 713
Ich habe jetzt nichts mehr . . . 503
Ich habe mich nun mit . . . . . 751
Ich habe mit meinem . . . . . 103
Ich habe nicht vergessen . . . 546
Ich habe Sie davon zu . . . . . 1070
Ich habe Sie dringend zu . . . 636
Ich habe Sie lange warten . . 70
Ich habe soeben das Pamphlet 1123
Ich habe zu lange auf . . . . . 308
Ich hätte Ihren Brief rascher . 1325
Ich harre mit grosser Sehnsucht 346
Ich hoffe eine Zeit lang . . . . 873
Ich hoffe, lieber Franz, diese . 650
Ich juble . . . . . warum? . . 826
Ich kann Dir erst heute . . . . 471
Ich kann Dir nun nie . . . . . 442
Ich kann Dir nur in . . . . . 324
Ich kann Ihnen leider diese . . 811
Ich hatte Ihnen letzthin, als . . 30
Ich kann Ihnen wirklich den . 1130
Ich kann jetzt nichts mehr . . . 196
Ich kann's nicht anders glauben 617
Ich komme immer mehr . . . . 457
Ich komme schon nicht dazu . 463
Ich komme soeben von einer . 832
Ich komme wieder einmal zu . 833
Ich konnte Dir bisher nicht . . 279
Ich möchte Dir eigentlich . . . 641
Ich möchte Prinzess M. gern . 645
Ich muss auf eine Sicherstellung 548
Ich muss Dir heute noch . . . 192
Ich muss Dir nun noch . . . . 292
Ich muss Dir nur gleich . . . . 81
Ich muss Dir schreiben, und . 341
Ich muss Dir, weiss Gott . . . 407
Ich muss, ehe ich in . . . . . 528
Ich muss heute von Ihnen . . . 1431
Ich muss mich auch noch . . . . 1451

Ich sage Ihnen meinen besten 289
Ich sage Ihnen schönen Dank . 908
Ich schicke Dir hier eine . . . 290
Ich schicke Dir hier einen . . . 128
Ich schicke Dir hier meine Erläuterung . . . . . 287
Ich schicke Dir hier meine soeben . . . . . 158
Ich schicke Dir hiermit die . . 182
Ich schicke Ihnen hier einen . 1415
Ich schicke Ihnen hierbei einen 21
Ich schicke Ihnen in etwa . . . 918
Ich schicke Ihnen sogleich . . 1089
Ich schlage mich nun hier . . . 131
Ich schreibe diese Zeilen kurz 1255
Ich schreibe Dir den Augenblick 491
Ich schreibe Dir heute ein . . 229
Ich schreibe Dir heute nur flüchtig! . . . . . 203
Ich schreibe Dir heute nur ganz 305
Ich schreibe Dir heute schon . 411
Ich schreibe Dir heute sogleich 263
Ich schreibe Dir kurz, weil . . 221
Ich schreibe Dir nur ein . . . . 410
Ich schreibe Dir nur gleich . . 742
Ich schreibe Dir wieder, um . 434
Ich schreibe eigentlich heute . 165
Ich schulde Ihnen immer noch 595
Ich sehe gar nicht ein . . . . . 253
Ich sehe nun das Missverständniss 928
Ich setze mich sogleich hin . . 79
Ich sollte mich eigentlich in . . 1301
Ich sollte vermeinen, dass mit 1188
Ich stehe im Begriff — mit . . 575
Ich suche mich einigermassen . 384
Ich unterbreche mich um einen 205
Ich verpflichte mich hiermit . . 998
Ich wäre der undankbarste . . 817
Ich war in Italien, und . . . . . 1332
Ich warte einen vermutheten . 270
Ich weiss, Du wirst böse . . . 1037
Ich werde den Schnupftabak . 1059
Ich werde Ihr Haus zu . . . . . 479
Ich werde mich sehr freuen . . 680
Ich will Dir nur sogleich . . . 232
Ich will Dir schreiben, ich . . 256
Ich wollte Dir eben schon . . 361
Ich wollte Dir nicht sogleich . 222
Ich wollte Dir schon gestern . 352
Ich wüsste nun wahrlich nicht 288
Ich ziehe heute auf's Land . . 303
Ihnen vor Allen, welche für . . 1452
Ihr an mich ergangener Ruf . 789
Ihr Brief musste mir von . . . 884
Ihr dort oben an der . . . . . 1333
Ihr Dukaten hat mir viel . . . 563
Ihr freundlicher Brief hat, wie 202
Ihr geneigtes Schreiben mit . . 1235
Ihr habt uns von Neuem . . . . 84
Ihr Kupferstich hat uns grosse 1421
Ihr sehr werthes Schreiben . . 68
Ihr schöner Brief hat mich . . 890
Ihr schöner Eifer hat in . . . . 1362
Ihr Schweigen ängstigt mich . 834
Ihr treuer, guter Brief hat . . . 940
Ihr Vorschlag ist durchaus . . . 1087
Ihre Arbeit prangt in der . . . 1267
Ihre Arbeiten, lieber Herr von 121
Ihre Briefe sind mir nicht . . . 407
Ihre freundliche Zuschrift, die . 439
Ihre Gemüthsstimmung wurde . 627
Ihre Güte gegen mich, Ihr . . 692
Ihre liebe Sendung traf mich . 963
Ihre sehr ehrenwerthe Anfrage 1028
Ihre sehr freundliche Einladung 722
Ihren lieben Brief durch Herrn 52
Im alten Jahre habe ich . . . . 355
Im Auftrage des Herrn . . . . . 54
Im Interesse meines „Lohengrin" 450
Im nächsten Herbst werden es 1446
Im plötzlich eingetretenen . . . 1148
Im turbulentesten Drange der . 386
In den nächsten Tagen schreibe 443
In der Hoffnung, dass die . . . 41
In die Meistersinger sollt Ihr . 967
In diesem Augenblicke — . . . 186
In diesen Tagen erhältst Du . 460
In Eile nur zwei Worte . . . . 659
In Einem wünsche ich, dass . . 370
In einer der unausgesetzt . . . 1328
In Folge der zwischen uns . . 1302
In Folge einer erträglichen . . 698
In Kürze — geschäftlich — . . 1417
In Kürze schicke ich Dir . . . 369
In No. 25 Ihrer diesjährigen . . 981
In Sachen Herrn Weissheimers 1122
In Zürich hielt man Messe . . 332
Indem ich Ihnen recht sehr . . 982
Indem ich Sie hierdurch zur . 1238
Ist bei Euch denn nicht . . . . 357
Ist das nicht ein rechtes . . . . 551
Ist die Halsbinde schon fertig? 272
Ist es mir erlaubt zu . . . . . 77
Ist es nicht zu arg . . . . . 1054
Ja, bester Mensch! Das hättest 273
Ja! Ja! es ist so . . . . . 1064
Je ne puis décidément consentir 707
Je weniger ich meines langen . 69
Je vous suis très obligé . . . . 606
Jedenfalls bin ich froh, alles . 1030
J'espére bien, que vous resterez 22
J'étais plusieurs fois chez vous 717
Jetzt erst komme ich dazu . . . 112
Jetzt ist's an der Zeit . . . . . 705

Kann Samstag Isolde ihre . . 853
Klindworth hat mir soeben . . 489
Komm augenblicklich zurück . 150
Komm nur zur Zeit her . . . . 1310
Komm, wenn Du kannst! Leider 1069
Könnten Sie mir wohl eine . . 1398
Kurz und gut. — 28. Mai . . . 855

Länger kann ich nicht mehr . 190
Lange warte ich schon auf . . 198
Lass Dir heute nur mit . . . . 404
Lass' Dir sagen, dass ich . . . 448
Lass' mich Dir, Bester der . . 494
Lassen Sie sich nicht irre . . . 1441
Lauter Baritonisten, kein Bassist 1253
Le théâtre de Munich est . . . 904
Leider ersehe ich, dass Ihnen . 389
Leider muss ich Ihnen den . . 161
Letzthin hatte ich Euch wohl . 63
Lies den eingelegten Brief. . . 257
Lob, Ruhm, Ehre und Liebe . 1321
Lorsqu'à mon dernier voyage . 603

Machen Sie es mit dem . . . . 1036
Machen wir die Sache kurz . . 559
Man irrt: Der König von . . . 1449
Man macht mir das Leben . . 701
Man sorgt für meine Zerstreuung 600
Man verlangt von mir die . . . 240
Mehr als verwundert wirst Du 195
Mein Freund Cornelius . . . . . 802
Mein hochverehrter Meister, so 83
Mein Schicksal hat eine . . . . 836
Meine Briefe nach Wien scheinen 524
Meine Briefe werden Sie seitdem 785
Meine Frau begeht oft gegen . 296
Meine Frau ersucht Sie ganz . 18
Meine Frau hat Dir kürzlich . 1077
Meine Frau ist jetzt . . . . . 455
Meine Frau wird Ihnen die . . 1418
Meine Kräfte kommen nur sehr 697
Meine musikalische Stimmung . 1460
Meine Vergesslichkeit liesse . . 1270
Meinem jungen Freunde, Karl . 197
Meinen gestrigen flüchtigen . . 635
Meinen innigsten . . . . . 696
Meinen zwei Worten von . . . 318
Mi esposa acaba de leerme . . 1390
Minna wollte Dir diesmal . . . 92
Mir liegt an der baldigen . . . 1015
Mir thut es herzlich leid . . . . 887
Mit bestem Danke für Ihre . . 1413
Mit Deinem Briefe erhielt ich . 330
Mit Deinem Briefe zugleich kam 320
Mit dem beiliegenden übersende 1004
Mit dem Concepte meines . . . 1410
Mit dem verbindlichsten Danke 102
Mit der beiliegenden Vollmacht 879
Mit grösster Dankbarkeit . . . 144
Mit Leib und Seele zu . . . . . 702
Mit meinem, am 15. September 1374
Mit meinem besten Danke für . 1003
Mit tiefer Rührung gedenke ich 727
Mitte Dezember gedenke ich in 1416
Mögten Sie um des Himmels . 25
Mögtest Du nicht den früher . 57
Müde und abgehetzt . . . . . 15
Mündlich 1000 Dinge und alles 925
Muss ich Ihnen immer wieder 1409

Na, da kann ich nun . . . . . 598
Nach Allem was ich in . . . . . 146
Nach der von mir erlassenen . 1304
Nach einem mehrmonatlichen . 164
Nach meinem Gewissen hätte . 632
Nach meinem letzten Briefe . . 328
— — Nach nur zwei, der Arbeit 351
Nachdem ich es Ihnen heute . 1061
Nachdem ich gestern mit meiner 566
Nachdem ich Ihnen soeben auf 1040
Nachdem ich mit R. am . . . . 621
Nächsten Mittwoch komme ich 805
Ne demandez pas de mes . . . 689
Ne, liebste Kinder! In aller . . 64
Nehmen Sie, bester Herr . . . 117
Nehmen Sie meinen gerührtesten 1183
Nehmen Sie meinen herzlichsten
Dank für Ihr . . . . . 145
Nehmen Sie meinen herzlichsten
Dank für Ihren . . . . . 53
Nicht an die Richtigkeit Deiner 870
Nimm meinen herzlichsten Dank 285
Nimm mir nicht übel, dass . . 353
Nimm von uns Allen den . . . 310
Noch erhältst Du heute nicht . 360
Nochmals gutes neues Jahr . . 1233
Nun endlich einmal zu Dir, an 163
Nun endlich einmal zu Dir!
Nachrichten . . . . . 119
Nun endlich zu Dir, mein . . . 615
Nun lass' mich meine Feder . 588
Nun, mein guter Heine! wie . 114
Nun muss ich es für . . . . . 543
Nun sagen Sie, wo stehen . . . 143
Nun sei mir ja nicht . . . . . 454
Nun, was willst Du mehr . . . 268
Nun weiss ich doch einmal . . 1278
Nur an Dich, liebste Mutter . . 5
Nur ein ernstes, tiefes und . . 1424
Nur ein Weniges! K. wird . . . 254
Nur ein Wort der Erinnerung . 1393
Nur ein Wort, ob meine . . . . 512
Nur ganz kurz theile ich . . . . 6
Nur wenn ich mir vornehme . 301
Nur 2 Zeilen füge ich . . . . . 996

O Ihr ganz guten Löwen . . . 861
Oh die mir eigene Aufregung . 1433
Obgleich zur Stunde mir noch 1380
Oder soll ich mehr fordern . . 572
Oft schon drängte es mich . . 231
Oh, Oh! Böser College! Nun . 1350

Packe doch schnell ein . . . . 380
Puisque des membres du Jockey 711

Räthselhaft schweigender . . . 474
Recht so, lieber Scaria und . . 1463

Sag' dem Kind tausend Dank 515
Sag', liebster Franz, wie würde 639
Sagen Sie: „des Schweigens . 1205
Sagen Sie Herrn Mdr. Thomas 1284
Sagen Sie, liebe Freundin, wie 874
Schicke doch sogleich eine . . 556
Schicke mir doch den Tausig . 643
Schnell ein paar Zeilen, damit 261
Schnell heute vor Postschluss . 237
Schnell noch 2 Worte an . . . 298
Schnell nur zwei Worte für . . 426
Schön Dank für Deinen Brief. 392
Schönen Dank für Deine Nachricht . . . . . 648
Schönen Dank für Deinen Brief 383
Schönen Dank für Deinen Brief und Deine . . . . . 98
Schönen Dank für Deinen letzten 299
Schönen Dank für Ihren Brief. 986
Schönen Dank, lieber Klindworth 568
Schönen Gruss, ihr guten Leute 886
Schönen Gruss und herzlichen 477
Schönsten Dank, bester Freund 300
Schönsten Dank für Deinen . . 185
Schönsten Dank, lieber Freund 509
Schönsten Dank, liebster, alter Freund . . . . . 487
Schönsten Dank, liebster Franz. An . . . . . 419
Schönsten Dank, liebster Freund 527
Schönsten Gruss aus der Schweiz 501
Schönsten Gruss, lass Dir recht 104
Schönsten Gruss zum Neujahr. 549
Schon lange habe ich mir . . . 1
Schon mehremal, liebster Freund 547
Schreibe es der übergrossen. . 349
Sei bedankt für Deinen lieben 624
Sei bestens bedankt für Deine 675
Sei mir nicht bös, wenn . . . . 445
Sei mir nicht böse, dass ich Dich 300
Sei mir nicht böse, dass ich nach 544
Sei mir nicht böse, dass ich Dir 959
Sei versichert, liebe Cecilie, dass 631
Seien Sie — als alter Bekannter 1412
Seien Sie, im Verein mit. . . . 1405
Seien Sie mir nicht bös . . . . 402
Seien Sie mir um Himmels . . 61
Seien Sie nur nicht gar . . . . 581
Seien Sie so gut, den . . . . . 956
Seit lange, mein liebstes . . . . 605
Seit meiner letzten Ankündigung 1276
Seit so langer Zeit habe . . . . 110
Seitdem ich Ihnen geschrieben 1021
Seriez-vous assez bon de . . . 690
Si vous voulez je viendrai. . . 498
Sie denken sich wohl leicht. . 553
Sie erfreuen, ja Sie überraschen 1397
Sie glauben nicht, welche ganz 691
Sie glauben nicht, wie sehr . . 28
Sie haben durch Ihr gütiges . 1407
Sie haben gewiss schon erfahren 382
Sie haben Ihre Sache vortrefflich 375
Sie haben mich durch Ihr . . . 1420
Sie haben mich durch Ihre . . 1403
Sie haben mich neuerdings . . 1131
Sie haben mir eine grosse . . 858
Sie haben sehr Unrecht gethan 1079
Sie machen mir grosse Sorgen 166
Sie mein theurer Meister, der. 16
Sie müssen mich, der ich . . . 778
Sie sagten mir kürzlich, dass . 130
Sie schweigen, Herr Fischer . . 51
Sie sehen, ich nehme Alles . . 878
Sie sehen, wo ich stecke . . . . 401
Sie setzen mich wirklich in . . 1009
Sie sind den Bemühungen . . . 1305
Sie sind hoffentlich versichert. 1227
Sie sind mit dem Beckmesser. 1135
Sie sind wirklich der Erste . . 1326
Sie trauen mir zu, auch . . . . 1419
Sie werden mit mir recht . . . 562
Sie werden sich nicht haben . 19
Sie wissen vermuthlich, dass ich 469
Sie würden mir Unrecht thun . 96
Sie wünschen, ich möchte Ihnen 284
Sie wünschen zur Eröffnung des 1230
Sie wünschten durch mich selbst 688
Sie wünschten von mir . . . . . 27
Sieh einmal, ob Du mir . . . . 450
Siehst Du, hierher bin ich . . . 533
So bös ich Dir dafür . . . . . 415
So eben erfahre ich, dass . . . 416
So erfahre ich doch einmal . . 1376
So erhalten wir für die . . . . 373
So! — Ich befinde mich wohl 964
So, liebster Franz, habe ich . . 606
So, liebster Franz! Heute . . . 511
So, liebster Franz, nun bin . . 573
So möge denn das schöne . . . 1388
So, nun ist Alles in . . . . . 1055

So! nun ruht Euch aus . . . . . 865
So sehr mich die Aussicht . . . 730
So sind es denn wirklich . . . 56
So weit ich blicke, glaube . . 217
Soeben bin ich in der . . . . . 304
Soeben erfahre ich mit Minna 136
Soeben erhalte ich einen Brief 209
Soeben erhalte ich Deinen Brief 634
Soeben erhalte ich Deinen Brief und . . . . . 476
Soeben erhalte ich die . . . . . 365
Soeben erst habe ich ersehen 245
Soeben habe ich das . . . . . 265
Soeben habe ich Deinen Brief 493
Soeben komme ich von einem 396
Soeben kommt ein Brief von . 612
Soeben, liebster Freund, beeilte 626
Soeben schreibt mir Weber . . 227
Soeben stehe ich versuchsweise 517
Soeben von einem . . . . . 124
Soeben wendet sich mein alter 558
Soeben wird mir Dein Brief . 948
Sollte durch irgend eine . . . . 348
Sollte es Dir wohl möglich . . 678
Stände ein Theater nach meinem 1016
Stände hinter mir — wie Sie . 1286

Tausend Dank, Du liebster . . 325
Tausend Dank für Ihren Brief 148
Tausend herzliche Glückwünsche 502
Tausend herzlichen Dank für . 159
Treue Wotanstochter . . . . . wir 1364
Todtmüde und angegriffen . . . 591

Ueber die Wirkung Ihres . . . 714
Uhlig! Uhlig! Du bist ein . . . 313
Um diese Zeit des vergangenen 937
Um nicht das, was Euch . . . . 66
Un ballet qui fera danser . . . 704
Und noch einen Freund, liebster 590
Unsere Sorgen sind gross und 1291

Vergebens habe ich Sie nun . 255
Versuche doch, den Tannhäuser 126
Verzeih' liebster Franz, dass ich 478
Verzeih! Nur wenige Zeilen! Ich 693
Verzeihen Sie, dass ich Sie . 1000
Verzeihen Sie mir ja . . . . . 677
Verzeihen Sie mir ja, dass . . 1425
Verzeihen Sie, wenn ich gestern 1331
Viel gute Grüsse an Frau . . . 1056
Von Berlin aus habe ich . . . . 58
Von der Freude, ja von . . . . 80
Von der Verwandlung an können 1320
Von Dir erfahr' ich auch . . . 472
Von einer längeren Reise . . . 1257
Von Euch höre ich nun . . . . 436
Von Hermann wirst auch Du . 219
Von Herzen wünschen wir, ich 1046
Von Ihnen erfahre ich doch . . 840
Von Ihrer grossen Güte bin . 132
Vor allen Dingen muss ich . . 93
Vor einigen Tagen gelangte . 723
Vor einigen Tagen schickte mir 326
Vor einigen Wochen schrieb ich 1205
Vor kurzem enthielt das hiesige 1311
Vor Kurzem erst erhielt ich . . 301
Vous jugez les concerts utiles 700
Vous me demandez de nouvelles 715

Wärest Du wohl so freundlich 183
Wäre es wohl möglich, dem . 363
Warum ich für die Ausführung 1083
Was diese Wiederholungen . . 1330
Was Du meinst —: könnte es 440
Was machst Du für ein . . . . 210
Was mich betrifft, Liebster, so 820
Was schreibst Du mir denn . 85
Was wirst Du auf mich . . . . 211
Weber schreibt mir, er wolle . 220
Wegen August werde ich mich 911
Weiss Gott! je mehr ich . . . 170
Weisst Du, dass die Dresdener 345
Weisst Du, wie es anzufangen 456
Welch' ein Unstern! Ich komme 699
Welche Freude mir Dein Brief 535
Welche wundervolle . . . . . 660
Wem von Euch soll ich . . . . 65
Wenn auch ein letzter Besuch 828
Wenn auch etwas spät, muss . 1012
Wenn Du noch lebst und . . . 1051
Wenn es nicht einmal auf . . 682
Wenn es sich bestätigt dass . 1390
Wenn gleich ich auch kaum . 138
Wenn ich auf Behauptungen, wie 889
Wenn ich es wage, aus . . . . 23
Wenn ich heute die folgenden 1365
Wenn ich mir die Freiheit . . 29
Wenn ich so spät erst . . . . . 14
Wenn mich Eines in meinem . 833
Wer A sagt muss auch . . . . 866
Wie Du nur wähnen konntest . 379
Wie entsetzlich viel Porto muss 317
Wie es gekommen ist, dass . . 433
Wie es mir diesmal in . . . . . 180
Wie geht es Dir denn . . . . . 579
Wie geht es? Haben Sie . . . 1457
Wie geht's? Ich komme so . 506
Wie gern möchte ich Dir . . . 293
Wie hast Du mich erfreut . . . 4
Wie ich Dir Deinen grossen . 336
Wie Ihnen dies aus meinem . 1237
Wie immer so auch heute . . . 488
Wie kann ich Dir den . . . . . 830

Wie kannst Du glauben, dass . 400
Wie können Sie über mich . . 1394
Wie lange hast Du mich . . . 243
Wie machen wir es nun . . . . 1450
Wie sehr hat mich wieder . . 1289
Wie sehr ich Ihnen noch . . . 74
Wie soll es mir möglich . . . 358
Wie wichtig auch die Dienste 652
Wieder ein rother, d. h. . . . . 321
Wieder nur schnell ein paar . 446
Wir bitten Sie, mit Ihrer . . . 576
Wir haben die Ehre, unsere . 1038
Wir können Chicago und London 1177
Wissen Sie bereits das Neueste 825
Wissen Sie, dass Sie mir . . . 20
Wo er gut gepflegt und . . . . 1458
Wohl hätte ich Dir sogleich . 168
Wohl hast Du Recht, wenn .
Wohl muss ich bezweifeln, da
Wohl muss ich zweifeln, dass Si
Wohl würde es mich unendlic
Wollen Sie gütigst meinen beste
Wollen Sie sich doch . . . .
Wundere Dich nicht, dass ic

Zu den am 13., 14., 15. und 1
Zu der Zeit als Herr . . . .
Zürne mir nicht, dass ich . .
Zwei Worte als Nachtrag zu
Zwei Worte — Du hast den
Zwei Worte für heute. Könne
Zwei Worte vor meiner Abreis
Zwei Worte zu Ihrer Orientirun
Zwei Zeilen! — Heute erhalte ic

. 452
ss 822
36
37
804
807
223

1305
12
207
181
241
1187
314
841
335

V. E. S 652 1/2

# Erlebniſſe mit Richard Wagner, Franz Liszt

und vielen anderen Zeitgenoſſen.

W. Weißheimer.

# Erlebniſſe

mit

# Richard Wagner, Franz Liszt

## und vielen anderen Zeitgenoſſen

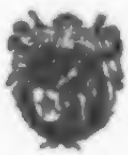
### nebſt deren Briefen.

Von

W. Weißheimer.

98.214

Mit dem Bildnis des Verfaſſers und Faksimiles von Briefen
Wagners, Liszts und Bülows



BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart und Leipzig.
Deutſche Verlags-Anſtalt.
1898.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . IX

Vor meinem perſönlichen Bekanntwerden mit Wagner . . . . 1

Jugendeindrücke und Studienjahre in Darmſtadt (1851—56) . . . . . 1

Tannhäuſer und Lohengrin im Hoftheater. Schindelmeiſſer. Der Fliegende Holländer in Frankfurt a. M.

Studienzeit in Leipzig (1856—58) . . . . . 9

Moritz Hauptmann. Moſcheles. Rietz. Livia Frege. Liszt im Gewandhaus und Tannhäuſer im Stadttheater. Beethovens „neunte“. Liszts Vortrag der Hammerklaviersonate. Konſervatoriſt und Hofkapellmeiſter.

Beſuch bei Richard Wagner . . . . . 24

Frau Minna Wagner. Tichatſchek. Tauſig.

Muſikdirektor in Mainz . . . . . 31

Theaterverhältniſſe. Hans Scholl. Peter Cornelius.

Die erſte Tonkünſtlerverſammlung in Leipzig (1859) . . . . . 35

Dr. Brendel. Franz Liszt. Hans v. Bronſart. Louis Köhler. Dr. Ambros. Felix Dräſeke. Carl Riedel.

Studienzeit bei Franz Liszt (1859—61) . . . . . 39

Fürſtin v. Sayn-Wittgenſtein. Graf Laurencin. Liszts Vortrag der Fauſtſymphonie. Liszt als Lehrer. Carl Tauſig. Franz Wendel. Smetana. Eduard Laſſen. Edmund Singer. Grün. Emilie Genaſt. Angeborg Starck. Peter Cornelius. Rheingoldpartitur. Triſtanfragment. v. Dingelſtedt. Gutzkow. Genelli. Hoffmann v. Fallersleben. „Auf der Bierbank“. Heimbegleitung Liszts unter erſchwerenden Umſtänden. Der „erzloſe Brendel“. Ritter

Seite

Toggenburg bei Hof. Großherzog und Großherzogin. Coſima v. Bülow. Analyſe von Triſtan und Iſolde. Konzertdirigent in Leipzig. Liszt in Leipzig.

**Liszts Prometheus. Beſuch in Weimar. Lohengrin in Mannheim** . . . . . 43

Euterpekonzerte in Leipzig. Angebliche Katzenmuſik mit Rindskaldaunen.

**Die Tonkünſtlerverſammlung in Weimar 1861** . . . 58

Emil und Blandine Ollivier. Prinzeſſin Marie und Fürſt Hohenlohe. Beethovenflügel und Mozartklavier. Orcheſterprobe und Richard Wagner. Oskar Becker und Felix Träſeke. Dreizehn und kein Ende. Liszts Fauſtſymphonie und Konzert der „Jungen". Souper bei Sereniſſimus. Mütliſchwur im Schießhaus.

**Nochmals Muſikdirektor in Mainz** . . . . . 78

Ewald Grobecker aus Wiesbaden. Wagner kommt von Wien. Die Meiſterſinger von Nürnberg. Betty Schott, Franz Schott und Richard Wagner. Franz Liszt im Hotel Barth. Guſtav Schmidt. Peter Cornelius. Wagner lieſt den Meiſterſingertext. Mathilde Maier.

**Wagner in Biebrich (1862)** . . . . . 93

Die erſten Meiſterſingertakte auf der Mainzer Rheinbrücke. Möbeltransport und Auspackung bei echtem Johannisberger. Wagner bei der Arbeit. Beſuch ſeiner Frau in Biebrich. Der rauchende Offizier. Wagner errät vier Glücksnummern beim Rouletie. Sein Beſuch in Darmſtadt und in Oſthofen. Beginn ſeiner Briefe an mich. Schnorr v. Carolsfeld und Frau. Hans v. Bülow und Frau. Das Hundemalheur. Der Maler in tauſend Nöten. Fünf Weſendonckgedichte. Emilie Genaſt. Auguſt Röckel. Fröhliche Rheinfahrt. Bettelplage und Apollinariskirche. „Ich danke Ihnen!" Der Hunderttalerſchein und die Landnymphe. Ferdinand David. Joachim Raff. Sturmwind und (Meiſterſinger-)Blätterfall. Taſſo in Frankfurt. Wagner mit Hans und Frau v. Bülow in Oſthofen. Bülows Abreiſe von Biebrich. Die großherzgl. bad. Herrſchaften und die Meiſterſinger. Wagners pekuniäre Verlegenheiten. „Wiehwalt". Lohengrin in Frankfurt unter Leitung Wagners.

**Vorbereitung zum Konzert in Leipzig** . . . . . 163

Seite

Zusage Hans v. Bülows und Schnorrs v. Carolsfeld. Besuch bei Konrad Schleinitz. Orchesterstimmen für Wagner aus dessen Originalpartituren. Dresdener Generaldirektion verweigert Schnorr den erbetenen Urlaub. Auch auf Wagners Eingabe. Heinrich v. Treitschke. Briefe Hans v. Bülows.

**Konzert mit Richard Wagner und Hans v. Bülow** . 194
Berichte der Illustrierten Zeitung, Mitteldeutschen Volkszeitung und der Signale für die musikalische Welt. Wagner vor seinem Geburtshaus und im Leipziger Theater. Breitkopf & Härtel.

**Wagner in Wien (1863)** . . . . . 209
Briefe Wagners und Schnorrs. Wagner-Konzerte in Wien und Prag. Proben zu Tristan und Isolde in Wien. Doktor Standhartner. Cornelius. Tausig. Goldmark. Johannes Brahms. Die Tenoristen Ander und Walter. Abreise Wagners nach Petersburg über Biebrich. Verspätete Rückkehr. Tristan vom Repertoire abgesetzt. Wagner in Penzing bei Wien. Briefe nach Ofthofen. Konzertprojekte. Kapellmeister Hermann Levi.

**Wagner in Stuttgart (1864)** . . . . . 259
Telegramm nach Ofthofen. Kapellmeister Eckert und Abert. Dr. Grunert. Don Juan im Hoftheater. Wagners Ergriffenheit. Wagners Verzweiflung. Projektierte Fahrt nach der Rauhen Alb. Wagners Errettung durch Ludwig II. Abreise nach München.

**Wagner in München** . . . . . 269
Wagners Brief über sein Glück.

**Wie Richard Wagner nach München kam** . . . . 272
Polemik in der Allgemeinen Zeitung und Didaskalia. Mein Schlußwort.

**Ferdinand Lassalle** . . . . . 289
Zusammentreffen in Mainz. Lassalles Rede in Frankfurt. Gräfin Hatzfeld und Lassalle besuchen mich in Ofthofen. Gemeinschaftliche Reise in die Pfalz. Lassalle über Bülow. Einladung, mit ihm in die Schweiz zu reisen. Trennung. Lassalles Tod.

**Kapellmeister in Augsburg 1864 65** . . . . . 311
Besuch bei Wagner in Starnberg. Wagner über Lassalle. Wagners Judenbroschüre und Halevys „Jüdin". Auf-

Seite

führung des Tannhäuser in Augsburg. Besuche bei Wagner in München. Briefe Wagners und Bülows. Als Kapellmeister in

**Berlin** . . . . . 340

**Düsseldorf** . . . . . 342

Erstaufführung des Fliegenden Holländers und Konzert mit Hans v. Bülow. Gräfin v. Hatzfeld.

**Würzburg** (1856) . . . . . 355

Anwesenheit Ludwigs II. Braut von Messina mit Wagnerouvertüren. Der Hofmarschall wider Willen — Zuhörer. Brief von Cosima v. Bülow. Erstaufführung des Rienzi.

**Die Tonkünstlerversammlung und das Wartburgfest 1857** . . . . . 361

Meister Liszt. Brendel. Riedel. Luise Otto. Dr. Tamrosch. Müller Hartung. Ernst Keil. Eduard Reményi. Friedrich Bodenstedt. Graf v. Redern.

**Letzte Saison in Würzburg** (1858) . . . . . 375

Titus und Idomeneus. Briefe von Wagner. Hermann Levi und Reményi.

**Erlebnisse in München** . . . . . 381

Erzählt durch Abdruck der damals geschriebenen Briefe an meine Frau. Erste Aufführung der Meistersinger. Wagner und Ludwig II.

**Nachwort.** Briefe von Liszt . . . . . 405

**Anhang.** Verzeichnis meiner im Druck erschienenen Werke. XI

# Vorwort.

Zweck dieſes Buches iſt, die darin auftretenden Perſonen ſo zu ſchildern, wie ſie mir im Umgang erſchienen ſind, damit ſie jeder, der ſie *nicht* kannte, womöglich *lebend* vor ſich ſehe. Es durfte daher an ihrem Bilde nichts „glorifiziert", nichts im günſtigen Sinne hinzugefügt oder im gegenteiligen hinweggelaſſen werden. Wie ſie waren und ſich in meinem Erinnern abſpiegelten — beſonders die beiden Hauptperſonen —, ſo mußten ſie bleiben. Bei dieſer getreulichen Schilderung wurde ich, außer von einem ſehr guten Gedächtnis, durch viele noch erhaltene Schriften und Aufzeichnungen unterſtützt, welche mir es ermöglichten, die Betreffenden öfters in ihren wörtlichen Aeußerungen reden zu laſſen. Was ſich hierbei nicht *ganz* feſt in meinem Gedächtnis eingegraben hatte oder nicht in gleich darauf Niedergeſchriebenem feſtgeſtellt war, ließ ich lieber beiſeite, um ja nicht in die Gefahr zu kommen, jemand etwas in den Mund zu legen, was er nicht wirklich geſagt habe. Ich war in dieſem Punkte äußerſt ſkrupulös; denn genaue und wahrheitsgetreue Schilderung iſt bei kunſthiſtoriſchen Schriften vor *allem* geboten, wollen ſie über-

haupt Anſpruch auf Wert erheben. Ich leugne nicht, daß ich ſo kühn bin, dieſen zu beanſpruchen, und hoffe, daß der freundliche Leſer meiner Schilderung mit Intereſſe folgen möge, deren Hauptperſonen ihm vielleicht in einem teilweiſe ganz neuen, deshalb aber nicht weniger intereſſanten Lichte erſcheinen werden.

Freiburg i. B., im Januar 1898.

Wendelin Weißheimer.

P. S. Bei Durchſicht der Reindruckbogen finde ich, daß der Relativſatz auf Seite 10, Zeile 8 von unten, mißverſtändlich ſo gedeutet werden könnte, als habe Mendelsſohn zu der Zeit, aus der ich an jener Stelle erzähle (Mitte der fünfziger Jahre), noch gelebt. Ich erſuche deshalb den geneigten Leſer, die Worte „welcher damals“ zu ſtreichen und dafür „als er noch“ zu ſetzen.

D. O.

# Vor meinem persönlichen Bekanntwerden mit Wagner.

## Jugendeindrücke und Studienjahre in Darmstadt.

Als ich in früher Jugendzeit in meinem Heimatsorte zuweilen von einem dort wohnenden Barbier Bach reden hörte, schlug dieser Name mit ganz andern Klange an mein Ohr, als wenn etwa von Michel, Breth oder Kunz die Rede war. Jedesmal bemächtigte sich beim Hören des Namens „Bach" meiner Jugendphantasie eine Ahnung von etwas Großem, unendlich Erhabnem, ohne daß ich mir des Grundes bewußt wurde. Unmöglich konnte ich damals schon von dem fabelhaften Leipziger Kantor gehört haben, denn es stammt diese mir heute noch unerklärliche Erinnerung aus meiner allerfrühesten Jugendzeit, in der man von alledem nichts weiß oder sicherlich sich nichts davon merkt. Ganz ähnlich erging es mir, als ich in den schon etwas vorgeschrittenen Knabenjahren zum ersten Male den Namen Richard Wagner aussprechen hörte. Einer meiner Brüder, der damals in der Nähe von Wiesbaden lebte, kehrte in die Heimat zurück und erzählte unter anderm von der dortigen Aufführung des Tannhäuser und von seinem kühnen Autor, der alle Kunstregeln umstürzen wolle. „Tannhäuser",

„Richard Wagner", mit zauberischem Klange schlugen wiederum diese Worte an mein Ohr und ließen mich eine neue Welt ahnen! Was das lebhafte Interesse für Wagner in mir noch steigerte, war die Wahrnehmung, daß die damalige Tagespresse einmütig über ihn herfiel und ihn unbarmherzig verdammte. „Der muß etwas Großes sein," dachte ich unwillkürlich — und bald schon sollte sich dieser naive Glaube in sein besseres Teil, in Ueberzeugung verwandeln.

Mit meinem dreizehnten Jahre war ich nämlich aus meinem Geburtsorte Osthofen in Rheinhessen nach der Residenz Darmstadt übergesiedelt, um in der dortigen Realschule meine Studien fortzusetzen. An einem schönen Sommerabend des Jahres 1852 enthielt das Programm eines Militär-Kapellenkonzertes, das an einem benachbarten Vergnügungsorte stattfand, unter anderm auch den „Einzug der Gäste auf Wartburg" von R. Wagner. Natürlich eilte ich hinaus und vernahm mit unendlicher Spannung die ersten Tannhäuserklänge, die originelle Trompetenfanfare, die aufwirbelnden Triolenfiguren, die mich gleich mit in die Höhe nahmen, um, dann sanft wieder hinabgleitend, in das prachtvolle, feierlich-edle Hauptthema einzuleiten. Sofort erkannte ich, das sei kein Marsch wie andre Märsche, keine Musik wie andre Musik, und wenngleich mir auch das vollmelodiöse zweite Thema etwas „weberisch" erschien, so brachte der nun folgende kräftige und scharfrhythmische dritte Hauptgedanke, im besonderen dessen wundervoll graziöse Fortführung, sodann der imposante Abschluß mit den wieder aufwirbelnden Triolen und dazwischen schmetternden Trom-

petenfanfaren einen überwältigenden Eindruck in mir hervor, den ich mit nichts anderm vergleichen konnte. Und doch hatte ich nur das Arrangement einer, wenn auch vorzüglichen Militärkapelle gehört; ich kannte noch nicht den Originalklang dieser Musik, noch nicht jene intensive, entzückende Färbung, wie sie nur das wirkliche Orchester bieten kann. Bald sollte mir auch diese Gunst des Himmels zu teil werden.

An Stelle des verdienstvollen, bejahrten Hoftheaterkapellmeisters Mangold wurde der thatkräftige, jüngere Louis Schindelmeisser von Wiesbaden nach Darmstadt berufen, derselbe, der schon in der nassauischen Residenz, gleich nach Franz Liszt in Weimar, den Tannhäuser zur Aufführung gebracht und damit diesen Zündstoff auch in die rheinischen Gemüter geworfen hatte. In Darmstadt zögerte er gleichfalls nicht, damit vorzugehen, und mit Entzücken vernahm ich von meinem Klavierlehrer Wiese, der im Orchester das zweite Fagott blies, daß die Aufführung schon bald herrannahe. Ich bestürmte ihn, zu bewirken, daß ich die Hauptprobe hören könne, was ihm auch gelang. Klopfenden Herzens suchte ich in dem fast ganz dunklen Theater den Eingang zum Parterre. Als ich denselben umhertastend endlich gefunden und die Thür öffnete, kam mir aus dem vollbesetzten Orchester, bei herabgelassenem Vorhang, ein wahrer Tonschwall entgegen; ein jeder probierte emsig an irgend einer schwierigen Stelle, die ihm noch nicht recht geläufig sein mochte; die Geigen schwirrten, die Bässe donnerten, Hörner, Trompeten und Posaunen schmetterten und dröhnten, die Klarinetten und Hoboen krähten und ächzten — ein wahrer Höllenlärm, der jedoch plötzlich

verſtummte, als Kapellmeiſter Schindelmeiſſer mit ſeinem des Schädels Blöße deckenden Sammetkäppchen am Pult erſchien und den Taktſtock ergriff, den er handhabte wie ſelten einer! Er ſagte trocken in ſeinem Königsberger Dialekte: „Na, die Ouvertüre haben Sie bereits eigenmächtig ohne meine Leitung geſpielt, die ſchenke ich Ihnen jetzt; wir fangen gleich mit der erſten Scene an.“ Nun kam der große Augenblick: im Schwirren der Töne ſtieg der Vorhang in die Höhe, eine prachtvolle Dekoration zeigte in roſigem Lichte die Venusgrotte, die Bacchantinnen begannen ihren wilden Reigen, und aus dem Orcheſter quoll eine Muſik — ſo feenhaft ſchön, wie ich es nicht für möglich gehalten, daß ein Menſch im ſtande ſei, ſie zu erfinden. Staunend folgte ich dieſen Zauberklängen, die mich in eine ſolche Ekſtaſe verſetzten, daß ich gewaltſam an mich halten mußte, um nicht laut zu ſchreien oder gar von meinem Sitze in die Höhe zu ſchnellen. Wer könnte auch ruhig bleiben bei dieſen beſtrickenden Violinen, die in langgezogenen Tönen glühende Liebe ſingen, während die chromatiſch aufſteigenden Violoncelle ſie ſtürmiſch zu umfangen trachten, bei den zuckenden Accorden der Flöten, Hoboen und Klarinetten, die im feurigen Glutofen des hochwirbelnden Tremolo gleichſam ſchmelzend in einzelnen ſchweren Tropfen herabfallen, bei dem ſüß-innigen Sirenenrufe: „Naht euch dem Strande,“ oder bei dem darauf erfolgenden wahnſinnig tollen und gellenden Wiederausbruche der ſtürmiſchen Leidenſchaft bis zu ihrem Kulminationspunkte, von dem ſie dann langſam ermattend herabſinkt und in wohligen Harfenklängen leiſe und ſehnſüchtig verhallt — —! Nun wußte ich es;

Das ist eine völlig neue Kunst, eine Klangmischung, wie sie noch niemand gefunden, eine Färbung, die uroriginal „Wagner" ist, die man weder mit der Mozart-Beethovenschen noch der Weberschen verwechseln konnte, und die, wie ich dann später fand, über alle Wagnerschen Werke ausgebreitet ist, aber speziell im Tannhäuser am intentivsten hervorleuchtet, der auch als Bühnenstück wohl das flotteste von allen sein dürfte.

Die eigentümlich ineinander geschobenen Accordwindungen, die Tannhäuser zu Anfang der zweiten Scene aus dem Schlummer ziehen, ließen auch mich aus der Extase erwachen, in die mich die erste Scene versetzt hatte. Nüchterner, wenn auch mit stillem Entzücken, folgte ich dem interessanten Dialog zwischen Tannhäuser und der Venus, hörte das leise, von ihm so schmerzlich ersehnte Glockengeläute auf der wunderbaren Accordfolge, die Nachtigall, sein stolzes Minnelied, erbebte mit der aufschnellenden Venus und wußte sehr schnell den besonderen Wert des: „Hin zu zu den kalten Menschen flieh", mit dem schönen Violoncelleinsatz, zu würdigen. Was ich sonst noch alles empfand in dieser mir unvergeßlichen Probe, wollte ich es detailliert hier wiedergeben, so würde der Zweck und wohl auch der Raum dieses Buches bedeutend überschritten; auch bedarf es jetzt keiner näheren Erörterung mehr, da, was ich damals mit nur wenigen erkannte, jetzt längst von Tausenden und Abertausenden gefühlt wird, ich also schwerlich damit etwas Neues sagen könnte. Es möge daher nur noch bemerkt sein, daß diese Tannhäuserprobe nebst der tags darauf folgenden ersten Aufführung, die sehr glücklich von

ſtatten ging, eine große Umwandlung in mir hervorrief: die geahnte neue Welt war mir in der That aufgegangen! Zunächſt ſtudierte ich nun das große Werk genau. Mein Klavierlehrer Wieſe mußte ſich aus dem Theater den Klavierauszug zu verſchaffen. Ich machte mich emſig darüber her und notierte mir gleich diejenigen Stellen, die mich zunächſt ergriffen. Immer aber entdeckte ich wieder andres, Neues, das mich noch mehr entzückte, auch das mußte ich haben, und ſo ſchrieb ich denn und ſchrieb — bis ich richtig den ganzen Tannhäuſer beiſammen hatte! Dieſes wunderliche Exemplar, das ich heute noch beſitze, zeigte ich ſpäter einmal Meiſter Liszt, der voll Verwunderung darob die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug. Es war ganz von ſelber entſtanden; das Schreiben war keine Arbeit, ſondern gewährte mir den größten Genuß.

Kaum war mir der Tannhäuſer ganz inne, da führte auch ſchon Schindelmeiſſer das zweite Hauptwerk Wagners, den Lohengrin, auf. Der brachte mich nun ganz aus Rand und Band! Mein Wachen und Träumen war Lohengrin — und mochten meine Mathematik- und Chemieſtudien noch ſo ſehr darunter leiden, ich konnte nicht anders, ich mußte dieſen Weihetrank bis zur Neige lehren, eh' ich im ſtande war, wieder an was andres zu denken. Da ich in meiner Schulklaſſe noch zwei bis drei Geſinnungsgenoſſen verfand, die nebenbei auch ganz paſſabel Geige ſpielten, und unſer genialer Profeſſor der Mathematik, Dr. Zehfuß, zugleich ein heimlicher Violoncelliſt war, ſo gelang es mir bald, dieſes Quartett mit meinem Klavier zu verbinden. Ich arrangierte zu dieſem Zwecke, den vorhan-

denen Kräften und Fähigkeiten entsprechend, die Hauptstücke aus Tannhäuser und Lohengrin, und jeden Sonn- und Feiertag kamen wir zusammen, um uns daran zu ergötzen. Das waren genußreiche Stunden.

Eines Tages las ich in einer Frankfurter Zeitung von der bevorstehenden Aufführung des „Fliegenden Holländer" unter Leitung des Kapellmeisters Gustav Schmidt, der ebenfalls zu Wagners persönlichen Freunden zählte. Selbstverständlich fuhr ich zur Aufführung nach Frankfurt hinüber und hatte nun auch das dritte große Werk auf meinem „Repertoire". Ich war in einem völligen Wagnerdelirium — — noch vermehrt durch die Lektüre des Wagnerschen Buches: „Oper und Drama" und der Schrift: „Die Kunst und die Revolution".

Mittlerweile waren die Jahre 1853—55 vergangen; im folgenden sollte ich meine Studien beenden und in das praktische Leben treten. Vorher wollte ich mich aber noch ein wenig in der Theorie der Musik umsehen und wandte mich zu diesem Behufe an Kapellmeister Schindelmeisser. Derselbe war so gütig, mich in den sogenannten Generalbaß und Kontrapunkt einzuführen. Es ging das so schnell von statten, daß er sich öfters wunderte, und als ich gar anfing, lustig drauf los zu komponieren, sagte er eines Tages zu mir: „Junger Freund, Sie haben viel, viel Talent, Sie dürfen nichts andres als Musiker werden!" Ich bemerkte ihm, das ginge nicht an; mein Vater sei entschieden dagegen. Was that nun Schindelmeisser? Zu meiner Ueberraschung machte er sich sofort auf den damals noch recht unbequemen Weg nach Ostbosen und bestürmte

meinen Vater so lange, bis dieser seine Einwilligung gab! Bei dieser Gelegenheit erzählte er auch viel von seinen Beziehungen zu Richard Wagner, den er schon seit seiner Jugendzeit kannte, und zu dem er sogar in einem weitläufigen verwandschaftlichen Verhältnis stand.

Vor seiner Rückkehr nach Darmstadt verehrte mir Schindelmeisser sein wohlgetroffenes Porträt und einen seiner vielen Originalbriefe Richard Wagners, womit er mir natürlich eine außerordentliche Freude bereitete. Wie einen Talisman bewahrte ich denselben und will nun auch mit ihm die Reihe meiner Wagnerbriefe eröffnen; sein wenn auch kurzer Wortlaut ist dennoch von hinreichendem Interesse und soll daher nicht verloren gehen. Er lautet:

Zürich, 5. Oktober 1854.

Liebster Freund!

Meine Frau ist gegenwärtig in Deutschland; sie reist über Frankfurt (wohin sie von Schmidt zur Aufführung einer meiner Opern eingeladen ist) zurück und wird ungefähr gegen den 20. d. M. dort sein. Nun würde aber sie und mich es außerordentlich freuen, wenn sie den Lohengrin in Darmstadt hören könnte. Ich bitte Dich daher, es doch ja möglich zu machen und deßhalb — wegen des Tages — Dich mit ihr in Rapport zu setzen. Sie soll Dir — von Weimar aus — genau melden, wann sie in Darmstadt sein kann; da erweise ihr dann die Freundlichkeit, nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihr Wunsch erfüllt werde. —

Tausend Dank im Voraus!

Dein R. W.

## Studienzeit in Leipzig.

Mit einem Empfehlungsschreiben Schindelmeissers an den berühmten Theoretiker Moritz Hauptmann zog ich Anfang Mai 1856 wohlgemut nach Leipzig und trat auf dessen Rat ins dortige Konservatorium der Musik ein, wo mir der Unterricht Hauptmanns und Richters im Kontrapunkt zu teil wurde. Tüchtig Klavier spielen lernte ich bei den Professoren J. Moscheles und L. Plaidy, und komponieren sollte ich lernen bei Julius Rietz, dem damals allgewaltigen Leiter der berühmten „Gewandhauskonzerte", dem Nachfolger Mendelssohn-Bartholdys. Rietz war bekanntlich entschiedener Gegner der Wagnerrichtung und führte den Krieg selbst in den Unterrichtsstunden. Natürlich hatte er bald heraus, daß ich auch „einer von denen" war. Ich brachte ihm eines schönen Tags eine Ballade von Schiller für Baryton und Orchester — da brach's los. Mit einem stechenden Blick sah er mich an: „Ich muß Ihnen sagen, daß mir die Komposition total mißfällt. Gehen Sie damit nach Weimar; da wird man Ihnen schöne Worte sagen! Sie scheinen ein Anhänger Wagners zu sein, und das ist Ihr Verderben! Sehen Sie diese Wände an, in denen ich schon zehn Jahre unterrichte; diese haben noch nichts andres gehört als Warnungen über Warnungen — und von allen, die ich warnte, sind Sie der Schlimmste!" Man kann sich denken, wie verblüffend und geradezu niederschmetternd eine solche Anrede auf mich wirken mußte, — ich suchte meinen Kopf, und als ich den

wiedergefunden hatte, beſchloß ich, keine Stunde mehr bei Rietz zu beſuchen. Ich ſtudierte des genaueſten das große Kompoſitionslehrbuch von Adolf Bernhard Marx und — die Klaſſiker, hörte die Vorträge von Franz Brendel, dem Redakteur der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“, des damaligen Wagnerblattes, und verbrachte die Abende in dem heiteren Klub „Aufſchwung“ mit den Kollegen v. Bernuth, Riedel, Otto Singer, Felix Dräſeke und Hermann Levi oder im Familienkreiſe des geiſtvollen Naturforſchers Roßmäßler. Die meiſten Mitglieder des „Aufſchwung“ waren „Schumannianer“; trotzdem wurde mir der Zutritt nicht verwehrt, ſund ich ſpielte als „Wagnerianer“ häufig genug die Rolle des „Hechts im Karpfenteich“, in den entbrannten Meinungskämpfen nur von Dräſeke ſekundiert, der, wie ich von Rietz wußte, auch „einer von denen“ war, die er ſo oft vergeblich „gewarnt“ hatte. Trotz ſeiner Gegnerſchaft führte übrigens Rietz in den Gewandhauskonzerten als gewiſſenhafter Kapellmeiſter ſehr gut das erſte Lohengrinfinale und Wagners Fauſtouvertüre auf!

Wie groß damals die Abneigung gegen Wagner in den tonangebenden höhern Geſellſchaftskreiſen war, mag folgendes Beiſpiel zeigen. Ich hatte vom Stuttgarter Hoftheaterintendanten Baron v. Gall ein Empfehlungsſchreiben an Frau Livia Frege in Leipzig erhalten, die bekannte Verehrerin Mendelsſohn-Bartholdys, in deren hochangeſehenem Hauſe viel muſiziert wurde, häufig auch in Gegenwart von Mendelsſohn, [illegible] in Leipzig Kapellmeiſter war. Frau Frege galt als Protektorin aller guten Muſik und aller guten Muſiker — was Wunder,

wenn ich mir vornahm, ſie auch mit Wagner bekannt zu machen, von dem ſie ſo gut wie nichts zu kennen ſchien! Die Gelegenheit bot ſich einmal nach Tiſch, als ſie mich aufforderte, ihr etwas vorzuſpielen. Zuerſt ſpielte ich eine Sonate von Beethoven, und dann, als ſie noch mehr hören wollte, platzte ich mit dem Vorſpiel aus „Lohengrin“ heraus. Sie wußte erſt nicht, woran ſie war, wurde unruhig, rückte mit dem Stuhl, bis endlich die Frage kam: „Was ſpielen Sie denn da?“ Als ich ihr antwortete, ſprang ſie auf, ging eilig in das nächſte Geſellſchaftszimmer und ſagte den dort Anweſenden ſo laut, daß ich's hören mußte: „Nein, wagt dieſer junge Mann mir meinen Salon mit Wagnerſcher Muſik zu entweihen!“ — ich empfahl mich franzöſiſch. Als ſie mich ſpäter nach Eröffnung der Konzertſaiſon unter den Zuhörern im Gewandhausſaal erblickte, lorgnettierte ſie mich öfters und ziemlich auffällig aus ihrer Loge, in der ſie rechts über dem Orcheſter thronte, wo der ſchöne Spruch zu leſen war: Res severa est verum gaudium. Ueber dem Spruch war ein großes Relief Mendelsſohns, die Loge Freges dicht daneben. Ich ſah ein, wie übel angebracht meine Wagnerpropaganda im Hauſe Frege geweſen.

Das muſikaliſche Leipzig ſegelte damals durchweg in Mendelsſohns Fahrwaſſer. Von den Neueren war nur Robert Schumann geduldet, „Neuweimar“ aber gehaßt und bekämpft. Welchen Effekt es machte, als plötzlich Franz Liszt im res severa-Saale auftauchte und am 26. Februar 1857 darin ein Konzert dirigierte, kann man ſich leicht vorſtellen. Das Duett aus dem „Fliegenden

Holländer", von Herrn und Frau v. Milde aus Weimar wundervoll vorgetragen, errang kaum mehr als einen Achtungserfolg. Les Préludes und Mazeppa unter Liszts Leitung wurden ausgezischt. Es war ein förmlicher Kampf zwischen den paar Applaudierenden und der pfeifenden und hohnlachenden Menge, welche, von dem unglücklichen Beckenschlag Mazeppas aufgeschreckt, in eine schmähliche und langanhaltende Heiterkeit ausbrach.

Einige Tage darauf, Anfang März, dirigierte Liszt im Leipziger Stadttheater den Tannhäuser. Zu besserem Gelingen war wiederum das Ehepaar v. Milde berufen, das in den Partien des Wolfram und der Elisabeth wahrhaft excellierte. Besser hätte man jedoch den Tenoristen Caspari in Weimar gelassen, der dem Tannhäuser absolut nicht gewachsen war. Liszt wurde am Dirigentenpult jubelnd empfangen; mehrmals mußte er sich nach verschiedenen Richtungen hin verbeugen, wobei ihm die langen Haare, die schon fast weiß waren, über das Gesicht fielen, es auf Augenblicke ganz verdeckend. An den etwas sehr langsamen Tempi merkte man, daß er sich heute in andächtiger, feierlicher Stimmung befand, während er tags vorher in der Hauptprobe sehr aufgeräumt und zu Scherzen geneigt war, zum Beispiel, als er dem Paukenschläger empfahl, gegen das Ende der Ouvertüre eine gewisse Note schärfer zu accentuieren, so eine rechte „Pfundnote" zu machen, wie er ja eigentlich gar nicht anders könne. Stürmische Heiterkeit darob im Orchester, denn die Pauke wurde von dem damals sehr bekannten und originellen Pfund geschlagen. Zur Aufführung hatte ich mir mit Felix Dräseke,

welcher von Berlin herübergekommen war, einen Platz im zweiten Rang erobert. Vor Beginn der Vorstellung erzählte er mir, er sei bei Liszt im Hotel de Pologne gewesen und habe ihm seine Partitur zur Oper „Sigurd“ gebracht, zu deren Niederschrift er extrahohes Notenpapier liniieren lassen mußte, weil kein vorhandenes die „rechte Höhe“ hatte. Liszt sei beim äußeren Anblick dieser Partitur wahrhaft erstaunt gewesen, habe sie sogleich aufgeschlagen und, die Unmasse von engen Systemen erblickend, ausgerufen: „Die ist ja optisch unmöglich zu lesen,“ worüber sich Dräseke halb totlachen wollte. Unsre Unterhaltung verstummte natürlich beim Erscheinen Liszts und dem Beginn der Ouvertüre, welche auch in Leipzig ihre unwiderstehlich-zündende Macht bewährte. Jeder Versuch der Gegnerschaft wurde in brausendem Jubel erstickt; nicht so aber nach dem ersten Akt, wo sie durch Caspars ungenügende Leistung bedeutend Oberwasser erhalten hatte. Alle Beifallsversuche wurden energisch niedergezischt. Anfang des zweiten Aktes gelang es Frau v. Milde, in ihrer Begrüßung der „teuren Halle“ die Stimmung zu beleben; im darauf folgenden Duett mit Tannhäuser sank sie wieder bedeutend. So ging es bis zum Schluß der Oper fort — unter Beifall und Zischen. Das Ende war kaum abzusehen; denn Liszt wurde im dritten Akt immer „entrückter“, — langsam und langsamer. Von einem Sieg konnte keine Rede sein.

Der Aufenthalt in Leipzig war unter solchen Umständen für einen „Weimaraner“ nichts weniger als angenehm, und oft gedachte man der Worte eines bekannten Dichters: „Leipzig, Leipzig — arger Boden — Schmach für Unbill

ſchuſeſt du" — Worte, deren Bedeutung ſelbſtverſtändlich aus dem Politiſchen ins Muſikaliſche übertragen wurde. Jede ſich darbietende Gelegenheit, den düſteren Mauern zu entrinnen, wurde ergriffen. In Begleitung Otto Singers fuhr ich Anfang Februar 1857 zu einem Beſuch Felix Dräſekes auf acht Tage nach Berlin, um dort der Aufführung von Beethovens missa solemnis beizuwohnen, welche der Sternſche Geſangverein mit unglaublicher Ausdauer vorbereitet und ermöglicht hatte. An andern Orten war dergleichen gar nicht zu hören, auch in Leipzig nicht, wo der Riedelſche Verein erſt im Entſtehen begriffen. Im September desſelben Jahres (1857) lockten mich die Karl August-Feſte nach Weimar, wo Liszt ſeine Fauſtſymphonie, die Kantate „An die Künſtler" u. ſ. w. aufführte, und im November ging es wieder auf Einladung Dräſekes nach Dresden (wohin derſelbe inzwiſchen übergeſiedelt war), um dem großen Lisztkonzert im Königlichen Hoftheater beizuwohnen, in welchem die Prometheuschöre und die Danteſymphonie unter Liszts Leitung erklangen!

Nach ſolchen intereſſanten und erfriſchenden Ausflügen ſchmeckte dann natürlich der Leipziger Kontrapunkt wieder viel beſſer: ich arbeitete nach Hauptmanns Anweiſung Fugen über Fugen aus, einmal auf ſein Verlangen auch eine mit Text, die mir aber beinahe ſchlecht bekommen wäre. Hauptmann ſagte: „Wählen Sie ſich irgend eine Stelle aus den Pſalmen, aus der ſich zwanglos ein Fugenthema bilden läßt, und führen Sie es vierſtimmig durch." Eifrig lief ich nach Hauſe, ſchlug die Pſalmen auf und hatte gleich eine Stelle

gefunden, aus der mir ein Fugenthema entgegenblinkte. Sofort ging ich an die Ausführung. Es begann der Baß: „Ich bin gelehrter als alle meine Lehrer, denn meine Zeugniſſe ſind meine Rede"; dann ſetzte der Tenor mit demſelben Satz in der Quinte ein und ſo weiter in allen Stimmen, zuletzt in der Engführung. Immer fügte ſich zwanglos und ungeſucht dieſe zufällig gefundene Stelle aus den Pſalmen. Die Fuge war in wenig Stunden beendet, und den andern Morgen brachte ich ſie Hauptmann. Kaum hatte der außergewöhnlich ſanfte und liebenswürdige Mann hineingeſehen, als er ſich plötzlich verwandelte und in förmliche Wut geriet. Er, deſſen Stimme immer nur ſäuſelte, wurde plötzlich ſo laut, daß ich und meine Kollegen darob förmlich erſchraken. Was konnte er haben? Ich dachte nicht im entfernteſten an jene unglückliche Pſalterſtelle. An meiner wirklich unſchuldigen Miene mochte er plötzlich gemerkt haben, daß ihm ſozuſagen ein Lapſus paſſiert war. Sofort ſprach er wieder wie ſonſt: „Laſſen Sie ſehen: das iſt ja recht hübſch" — korrigierte emſig, was zu korrigieren war, und verabſchiedete mich in der liebenswürdigſten Weiſe.

Auch gelegentlich der Aufführung von Beethovens neunter Symphonie trug ſich auf der Gewandhaustreppe eine heitere Epiſode zu. Der Andrang war groß, der Saal noch geſchloſſen. Es mochte wohl noch eine halbe Stunde dauern, bis geöffnet wurde, da fing ich, ganz oben ſtehend, mit lauter Stimme das dem Publikum nicht bekannt gegebene und für das Verſtändnis der „Neunten" mir ſo wichtig dünkende Programm Wagners an vorzuleſen, dem die Verſammelten auf der großen Treppe, die bis

hinunter angefüllt war, mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu Ende folgten. Es erscholl Beifall; da öffnete sich hinter mir die Flügelthüre, und heraus sah mit ironischem Blick — Julius Rietz. Nachdem er mich gemustert, sagte er: „Sie sind es, das dachte ich mir doch gleich," dann verschwand er, und die Thüre schloß sich wieder unter der Heiterkeit der Umstehenden.

Nach dem etwas verunglückten Tannhäuser war in dem damals sehr mittelmäßigen Leipziger Stadttheater von Wagner so gut wie keine Note zu hören. Als mir Kunde von einer Lohengrin-Aufführung in Weimar wurde, ging ich schnell entschlossen mit einigen Studiengenossen Anfang 1858 dorthin. Bei unsrer Ankunft fanden wir „Lohengrin" wegen Unpäßlichkeit des Herrn v. Milde abgesagt. Unser Leid war groß! Da kam aber ungeahnter Trost. Ein Herr mit langen Liszthaaren näherte sich uns, sicherlich angezogen von demselben Abzeichen, das er auch auf unsern Köpfen verschwenderisch prangen sah. Kein Zweifel, auch wir mußten Anhänger der neuen Richtung sein, — drum sagte er: „Die Herren sind gewiß gekommen, um ‚Lohengrin' zu hören. Der ist leider abgesagt; ich will Sie dafür aber mitnehmen in die Sonntagsmatinee auf der Altenburg und Sie Herrn Doktor Liszt vorstellen." Dieser Vorschlag des freundlichen Herrn wurde natürlich jubelnd aufgenommen, und freudig folgten wir ihm, stiegen bei dem Tannengebüsch (um mit Schiller zu reden) „die dreimal dreißig Stufen" hinan und standen vor der sogenannten Altenburg, der Wohnung des Gewaltigen. Aus der oberen Etage dröhnten uns donnerähnlich rollende Klavierpassagen entgegen, — in höchster

Erwartung traten wir ein: Liszt ſaß am Flügel, inmitten einer Zahl entzückter Damen und Herren. Als er von unſrer mißglückten Lohengrinfahrt hörte, ging er ſogleich auf uns zu, in ſeiner ſcharmanten Weiſe fragend, was er uns vorſpielen könne, um uns einigermaßen zu entſchädigen. Ich entſann mich der begeiſterten Schilderung Wagners über Liszts Vortrag von Beethovens „Hammerklavierſonate“ und ſchnell entſchloſſen gab ich zur Antwort: wenn uns der Herr Doktor mit Beethovens opus 106 erfreuen würde, wäre dies eine Gunſt, welche wir nicht hoch genug ſchätzen könnten. Schmunzelnd willigte er ſofort ein, ſetzte ſich an den Flügel, poſtierte uns um ſich und begann zu präludieren, zuerſt in buntem Hin und Her, dann mehr und mehr Beethoven anklingend, bis zuletzt das pompöſe Hauptthema des erſten Satzes erdröhnte und uns den Beginn des koloſſalen Werkes markierte. In ſolcher Glorie mochte etwa vierzig Jahre vorher dieſes hoheitsvolle, machtgebietende Thema dem Haupte des göttlichen Schöpfers ſelbſt entſprungen ſein, wie es jetzt die Wunderhände Franz Liszts vor uns Staunenden auftürmten. Wie ſäuſelte dann das Piano nach der Fermate, und wie beredt ging es poco a poco crescendo wieder in das Forte, bis ſich das gigantiſche Thema wie ein ragender Felſen zum zweiten Male erhob und den Flügel erbeben machte! Wie perlte die leichte und doch ſo vielſagende Achtelbewegung der beiden Hände, wie kam da alles heraus und verſagte nicht das Kleinſte! Wer wäre im ſtande, dies nur annähernd zu beſchreiben! Wir hatten Unglaubliches gehört und — geſehen, denn auch Liszts Mienen interpretierten! Die

Noten hatte er nur pro forma aufgeſchlagen; ich ſtand daneben und ſollte die Blätter umwenden, vergaß es aber in der Ergriffenheit manchmal, was ihn nicht im mindeſten inkommodierte: er wußte alles auswendig.

Das tiefſinnige Adagio, eins der längſten und ergreifendſten Beethovens, geſtaltete ſich in der Lisztſchen Wiedergabe zu einer wahren Offenbarung. Der Anfang klang ſo feierlich wie von Blasinſtrumenten vorgetragen. Beethoven entſchloß ſich bekanntlich, dieſem wunderbar feierlichen Thema zur Einführung einen neuen Takt vorangehen zu laſſen, als er bereits bei der Korrektur des Stiches angelangt war. Es ſchien ihm dieſer nachträglich gefundene Einleitungstakt ſo wichtig, daß auf ſeinen Wunſch eine neue Platte geſtochen werden mußte, da auf der alten dieſer Takt nicht unterzubringen war. Derſelbe bildet gleichſam einen Hinweis auf das folgende. Inſtrumentiert würde der neue Takt dem Streichquartett zufallen, während der zweite mit den Bläſern einſetzte. So mochte auch die Lisztſche Auffaſſung geweſen ſein, denn zu Anfang des zweiten Taktes berührte er ſchnell die untere Oktave des Beethovenſchen Grundtons, wie wenn hier erſt der eingeſchobene Einleitungstakt (in den Kontrabäſſen) zu Ende gelangt wäre. Ein ganzes Orcheſter war aus dem Lisztſchen Vortrag dieſes Adagios herauszuhören; z. B. beim Eintritt des 2. Themas in Dur die tiefſten Töne der Tuba und bei der Wiederkehr des erſten die ausdrucksvollen Violinpaſſagen in den Zweiunddreißigſtelfiguren. Mit welchem Ausdruck er dieſe inhaltſchwere Figuration wiedergab, iſt ganz unſagbar — ebenſo der kecke Uebermut, mit welchem er das Scherzo

ſpielte. Im eminenteſten Sinne des Wortes „virtuos“ gelangen die ſpringenden Triolen der linken Hand, und beim „Preſtiſſimo“ ward die F-dur-Skala von unten bis oben in einem Augenblick über die ganze Klaviatur zurückgelegt — wie brauſender Sturm und leuchtender Blitz!

Das die große Fuge des letzten Satzes wie ein Präludium einleitende Largo wurde durch Liszt zu einem unendlich wehmütigen, ſüß träumeriſchen und jäh aufjauchzenden Gedicht. Es war, als hätten beide, Beethoven und Liszt, alle Kräfte mobil gemacht zur Vollbringung der gigantiſchen Fugenthat, jener im Schaffen, dieſer im Ueberwältigen der ungeheuren Schwierigkeiten. Hatte jener in ſeiner unaufhaltſamen Gedankenflucht faſt ganz vergeſſen, daß er das Stück ſozuſagen für Klavier ſchrieb, deſſen Rahmen damit zweifellos weit überſchritten wurde, ſo ſchien auch Liszt bald zu vergeſſen, daß er es mit einem beſchränkten Taſteninſtrument zu thun habe: er ſpielte darauf wieder ein Orcheſter mit allen nur möglichen und ganz unglaublichen Verdoppelungen. So war er noch im ſtande, kurz vor dem Ende der zwölf Seiten langen Fuge, wo ſonſt den Gewöhnlich-Sterblichen die Hände vor Müdigkeit von der Klaviatur zu fallen drohen, den erſtaunten Hörern ſtatt der einfachen Triller hintereinander ſechs Oktaventriller mit Nachſchlag in beiden Händen vorzuſetzen und noch mit ſo gewaltiger Kraft, als habe er ſoeben erſt begonnen und ſtehe im Begriff, dem in allen Fugen erbebenden Flügel zum Dank den Garaus zu machen. Unwillkürlich fiel mir das treffende Wort Heinrich Heines ein, nach welchem alle Erardſchen Flügel in Paris ſchon „zitterten“, wenn Liszt

nur dort ankam, um ein Konzert anzukündigen. Und doch that er selbst bei dämonischster Kraftentfaltung dem Instrument niemals weh; er wußte genau, wie weit er gehen konnte, und kam dann eine Pianostelle, so lispelte es unter seinen Händen so zart und duftig, — wie es eben nur Liszt hervorzaubern konnte. Man mußte unwillkürlich den Atem anhalten, als er die wunderbare Kantabilestelle in D-dur, welche das Figurenwerk der Fuge einen Augenblick unterbricht, wie ein stilles, unendlich inniges Gebet erklingen ließ — eine Stelle, die zum Sublimsten gehört, was Beethoven geschaffen hat, und welche wohl in der ganzen Musiklitteratur nur ein Seitenstück haben dürfte im 10. bis 25. Takt des Es-dur-Präludiums in Bachs wohltemperiertem Klavier I.

Berauscht von dem empfangenen Hochgenuß, empfahlen wir uns dankerfüllt von dem fürstlich freigebigen Meister, und berauscht langten wir wieder in Leipzig an, wo wir natürlich nicht versäumten, unsern Kollegen von dem freudigen Ereignis Mitteilung zu machen, ob dessen wir nicht wenig beneidet wurden. Auch meinem Lehrer Professor Moscheles erzählte ich davon, nachdem ich ihm die große Sonate op. 110 vorgespielt hatte. Er meinte, ich sei in das Verständnis Beethovens tief eingedrungen; gegen Abend solle ich ihn in seiner Wohnung besuchen, wo er mir den Originalbrief des großen Meisters zeigen wolle, den er ihm dereinst vor seinem Tod nach London geschrieben habe. Natürlich folgte ich der Einladung. In der Dresdener Straße sah ich einen kleinen beweglichen Mann gehen, der zugleich mit mir vor Moscheles' Wohnung anlangte und auch dort mit mir eintrat. Es war Hofkapellmeister Karl Reiß aus

Kaſſel. Moſcheles ſtellte uns einander vor und holte den verſprochenen Brief Beethovens, den wir wie eine koſtbare Reliquie entgegennahmen und ſtudierten. Solang es ſich im Geſpräch um die Klaſſiker handelte, ging es mit Reiß ganz gut; ſobald aber Moſcheles ihm ſagte, ich ſei auch ein feuriger Anhänger der neueſten Richtung, da war es plötzlich mit dem guten Einvernehmen aus. Im Nu befand ich mich mit Reiß in heftigem Wortwechſel. Moſcheles ſuchte vergebens den Streit zu ſchlichten, den er wider Willen veranlaßt hatte. Was die neueſte Schule in den Augen des Gegners nicht alles verbrochen haben ſollte! Accorde mit drei und vier nebeneinanderliegenden Tönen und was noch mehr ſolcher Scheußlichkeiten! Da fuhr mir ein rettender Gedanke durch den Kopf; ich verwies auf die Klaſſiker, welche ſich auch nicht geſcheut hätten, ſolche „Scheußlichkeiten" zu ſchreiben. Beethoven habe ſogar einmal nicht bloß vier nebeneinanderliegende Töne angeſchlagen, ſondern zu gleicher Zeit die ganze Skala! Das ſchlug dem Faß den Boden aus. Reiß ſprang erregt auf, mit wegwerfender Miene auf mich, den „Konſervatoriſten" weiſend, der ihn „Beethoven kennen lehren wolle, den er längſt in- und auswendig kenne". Ruhig ſagte ich, mich an Moſcheles wendend: „Herr Profeſſor! Sie haben doch gewiß die Partitur der neunten Symphonie zur Hand, bitte, geben Sie mir dieſelbe gefälligſt einmal her, damit der Herr ſieht, was Beethoven geſchrieben hat." Moſcheles holte die Partitur herbei; ich ſchlug das Preſto vor Eintritt des Baryton-ſolo auf und ſagte: „Was ſteht denn da? In den Bratſchen cis-e, im erſten und zweiten Horn daneben d-f, in den zweiten Violinen e-g,

in den Trompeten a und in den Flöten, Oboen, Klarinetten und ersten Geigen b. — also cis, d, e, f, g, a, b — die ganze D-moll-Skala fortissimo und noch obendrein zu Anfang einer neuen Periode!" — Herr Reiß stierte die verblüffende Stelle an und brachte kein Wort heraus. Die vom „Konservatoristen" erhaltene Lektion hatte ihm den Mund gestopft, und schnell empfahl er sich. Ich bat Professor Moscheles wegen der unliebsamen Scene um Entschuldigung, die lediglich durch die hochfahrende Art und Weise des Kasseler Hofkapellmeisters herbeigeführt worden sei. Einstimmend nickte er mit dem Kopfe, und ich empfahl mich nun auch meinerseits.

Ostern 1858 hatte ich meine Studien am Konservatorium beendet. Zunächst besuchte ich Schindelmeisser in Darmstadt, welcher mir zum Herbst eine Musikdirektorstelle am Stadttheater in Mainz ausgewirkt hatte. Trocken meinte er, ich hätte jetzt genug Theorie im Kopfe, ich müsse nun in die Praxis, in der ich noch zehnmal mehr lernen würde. Natürlich war ich mit seinem Vorschlag einverstanden, machte ihn aber auch mit meinem Plan bekannt, vorher in die Schweiz zu reisen, um Richard Wagner kennen zu lernen. Zur Ausführung dieses Längstersehnten böte sich gerade jetzt eine gute Gelegenheit, denn demnächst müsse ich mich als Militärpflichtiger in Worms stellen, hoffte aber vom Dienst frei zu werden wegen eines kleinen Defektes am rechten Handgelenk. Würde ich infolge dessen frei, so wäre auch dadurch die damals noch übliche Loskaufsumme im Betrag von mehreren hundert Gulden gespart, mit denen ich dann lustig in die Schweiz dampfen könnte. Für den

günſtigen Fall erbat ich mir ein Empfehlungsſchreiben Schindelmeiſſers an Wagner. Bei der Geſtellung präſentierte ich mein fragliches Handgelenk, welches wohl nicht ganz normal befunden wurde, zu einer Dienſtbefreiung jedoch als kein ausreichender Grund galt. Ich könne ja bekanntlich ſehr gut Klavier ſpielen, da hätte ich doch Kraft dazu — „nicht aber die Kraft, mit einer ſchweren Flinte zu exerzieren," warf ich ſchnell ein, „und im Finger nicht die Kraft, loszudrücken." Man gab mir eine geſpannte Piſtole in die Hand mit der Aufforderung, loszudrücken. Ich nahm ſie, ſetzte den Zeigefinger an, — der Hahn wollte aber nicht „ſchnappen" — ich war frei! Unten am Thor ſtand mein Vater mit der umgehängten Geldtaſche, das Reſultat erwartend. Ich rief ihm von der Treppe zu: „Vater, fahr heim, das Geld iſt geſpart; das können wir zu was Beſſerem verwenden."

Sogleich wurde Schindelmeiſſer von dem günſtigen Reſultat in Kenntnis geſetzt. Am 12. Juni kam er ganz unvermutet ſelbſt nach Oſthofen, mir einen dicken Brief an Wagner übergebend, der mir dort „alle Pforten öffnen würde". Ich war überglücklich. Sonntag den 13. Juni wurde früh muſiziert. Sobald Schindelmeiſſer die Partituren von Liszts „Les Préludes" und „Mazeppa" auf dem Klavier liegen ſah, mußte ich ſie ihm vorſpielen. Er wunderte ſich nicht wenig darob. „Da muß ich nach Oſthofen kommen, um Liszt kennen zu lernen! Ich will Ihnen was ſagen, lieber Wendelin, da Liszt ein Menſch iſt, und ihm daher wohlthun muß, von einer Anerkennung zu hören, wo er ſie nicht vermutet hätte, ſo will ich ihm die ganze Ge-

ſchichte ſchreiben und ihm ſagen, wie Sie ſeine Partituren ſpielten." „Les Préludes" beſchloß er in Darmſtadt aufzuführen.

## Beſuch bei Richard Wagner.

Am 13. Juli 1858 fuhr ich früh von Oſthofen ab über Mannheim, Heidelberg, Bruchſal, Stuttgart, Ulm und Friedrichshafen an den Bodenſee. Während der Ueberfahrt nach Romanshorn prächtige Ausſicht auf die Appenzeller Berge. Am 14. Juli mit dem Dampfſchiff über Konſtanz nach Schaffhauſen. Dann Rheinfall, Winterthur, Zürich, wo ich gegen Abend ankam und bei Albert Fäſy, einem Leipziger Studiengenoſſen, Wohnung nahm. Am 15. Juli, 9 Uhr morgens, durch die „Enge" und die Straße hinaus, dann rechts einen ſchmalen Weg in die Höhe, bis auf der rechten Seite ein Garten kam, in deſſen offener Laube ein Herr beim Frühſtück ſaß: — Richard Wagner! Ich erkannte ihn ſogleich, ging weiter bis zum Garteneingang und dem linker Hand gelegenen Wohnhaus, da traten die erwarteten Hinderniſſe ein. Aus dem Hauſe rief es: „Herr Wagner iſt nicht zu ſprechen," und aus dem Kellerloch: „Er iſt verreiſt!" Ich ließ mich von der gut oder ſchlecht abgerichteten Dienerſchaft nicht irremachen und beſtand darauf, daß ihm Schindelmeiſſers Brief in jene Laube gebracht werde, in welcher ich ihn „Thee trinken und frühſtücken" geſehen. Das half. Sofort ließ er mir ſagen, er ſei eben im Begriff zu verreiſen, um ſeine Frau im Bad abzuholen. Ich ſtand verdutzt — ſicher hatte er den Brief noch nicht geleſen —,

wartete einen Augenblick, und richtig kam er mir entgegengelaufen, meine Hand ergreifend und ſeinem lebhaften Bedauern Ausdruck gebend, daß er gerade jetzt fort müſſe, wo er ſich ſo gern mit mir unterhalten hätte, ich möge ja morgen wiederkommen; morgen ſei er beſtimmt wieder hier. Ich verſprach es und ging den Weg hinter ſeinem Hauſe weiter. Gegenüber lag die großartige Villa Weſendonck, deren fürſtlich freigebigem Beſitzer Wagner ſo unendlich viel zu danken hatte: hat er ihm doch viele Jahre hindurch Heim, Haus, Garten und Ruhe gewährt, ihm alle Lebensnöte ferngehalten! Was das einem Mann wie Wagner gegenüber ſagen will, wurde erſt viel ſpäter und auch da nur annähernd bekannt.

Ich ging den Weg weiter, kam ſchließlich auf den Uetliberg, lief dann bei ſchönſter Ausſicht auf See und Hochalpen in drei Stunden über die Albiskette bis zu der von Zug nach Zürich führenden Straße und gelangte auf dieſer gegen Abend wieder in die ſchöne Stadt zurück.

Wollte ich Wagner allein treffen, ſo mußte ich beizeiten kommen; ich ging daher wieder am nächſten Vormittag hinaus. Schon in der „Enge" bemerkte ich vor mir eine feingekleidete Dame. Sie ging weiter und weiter und richtig zu Wagner. Das war mir nun ſehr fatal. Ich wartete lange; ſie kam nicht wieder heraus. Endlich ſchickte ich meine Karte hinein und ließ mich auf morgen anmelden. Es wurde mir eine der Nachmittagsſtunden bezeichnet, in welcher ich Wagner ungeſtört ſprechen könne. Als ich andern Tags (17. Juli) hinkam, war er noch nicht von ſeinem Nachmittagsſpaziergang zurückgekehrt: Frau Minna Wagner,

geborene Planer, empfing mich statt seiner. Sie suchte mit angenehmer Plauderei mir die Zeit zu vertreiben, es beklagend, daß „Richard“ so schwer zu treffen sei; wenn er nicht arbeite, so laufe er, sich Bewegung zu machen, zumal heute, wo er den ganzen Vormittag mit Herrn Verleger Härtel aus Leipzig zu thun gehabt, welcher wegen „Tristan und Isolde“ mit ihm verhandelt und auch den ersten Akt dieser Oper gleich mitgenommen habe. Da der Ersehnte immer noch nicht kam, so machte ich Frau Wagner den Vorschlag, ich wolle ihm auf seinem gewohnten Spazierweg nach dem Sihlthal entgegengehen, wo ich ihn nicht verfehlen konnte. Richtig kam er mir schon bald in heller Sommerkleidung und mit aufgespanntem Sonnenschirm entgegen, mich einladend, mit ihm zurückzukehren. Auf dem Weg erkundigte er sich gleich nach Schindelmeissers Befinden, dessen wankende Gesundheit ihm Besorgnis einflößte. Ich gab ihm beruhigende Auskunft. Unterdessen waren wir im Garten angelangt.

An einem Punkt, der die herrlichste Aussicht über den See bot, standen Stühle um einen Tisch. Dort setzte er sich und hieß mich ebenfalls Platz nehmen, indem er sagte, er habe das Schreiben Schindelmeissers mit großem Interesse gelesen, und besonders das, was er ihm über mich geschrieben, habe ihm außerordentlich gefallen; auf die jüngere Generation baue er. Dann mußte ich ihm über die Aufführungen des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ in Darmstadt berichten, deren Premièren ich dort erlebt hatte, wobei er dem Direktionstalent Schindelmeissers das uneingeschränkteste Lob erteilte und sagte, er sei ihm großen Dank schuldig, ihm, der sich

ſeiner Sache immer ſo warm angenommen habe. Er könne ſich überhaupt bei den gegenwärtigen Umſtänden nicht genug wundern, daß ſeine Opern „noch ſo viel“ Erfolg hätten! Als ich da auf den wunderbaren, geradezu faſcinierenden Orcheſterklang des „Lohengrin“ zu ſprechen kam, ſah er mich wehmütig an — hatte er doch ſelbſt ſein Werk noch nie gehört und auch keine Hoffnung es zu hören; das Ende ſeiner Verbannung war noch gar nicht abzuſehen! Mit ernſter Miene ſah er vor ſich hin. Schnell machte ich eine Wendung im Geſpräch, erzählte ihm von Liszt, wie er uns ſo großmütig entſchädigt habe, als wir vergeblich nach Weimar gefahren, um den „Lohengrin“ zu hören, und ſchilderte ihm die Leipziger Muſikverhältniſſe. Dabei kam auch die Rede auf die von Liszt geleitete Leipziger Tannhäuſeraufführung. Alles wollte er wiſſen, ſogar, ob Kürzungen an dem Werk vorgenommen waren. Als ich ihm ſagte, daß offenbar aus lokalen Gründen das dreimalige Dazwiſchentreten der Eliſabeth gegen die Verfolger Tannhäuſers in ein einmaliges verwandelt war, und Liszt ſicherlich ſeine guten Gründe dazu gehabt haben mochte, ſagte er ſchnell: „Das hat er ſchlecht gemacht!“

Hier wurde unſre engere Unterhaltung abgebrochen. Aus dem Hauſe ertönte ein kurzer Geſang, und heraus traten Herr Tichatſcheck und der junge Tauſig, welche gerade zu Beſuch waren und am Tiſche mit Platz nahmen. Frau Wagner brachte Erfriſchungen. Das Geſpräch bewegte ſich in buntem Hin und Her. Tichatſcheck ſprach u. a. von einem „ſchrecklichen“ Leipziger Theaterkapellmeiſter, ſagend: „Wenn ich meine Sünden abbüßen will, ſo gehe ich nach Leipzig

und ſinge eine Oper unter Riccius.“ Ich erzählte darauf meine Begegniſſe mit Rietz im Konſervatorium und auf der Gewandhaustreppe, worüber ſich die Geſellſchaft ſehr amüſierte. Wagner bemerkte ſchmunzelnd: „Von Rietz habe ich noch wenig Gutes gehört.“ In dieſem Augenblick machte ſich vom Hauſe her ein Papagei äußerſt vernehmlich mit der bekannten Schweizerbubenmelodie und Leporellos „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“, was er vollkommen deutlich herausbrachte. Frau Wagner ſah mich an und ſagte ſtolz: „Das iſt mein Werk; das alles habe ich den Vogel gelehrt,“ worauf Wagner witzig zu mir bemerkte: „Wie Sie ſehen, hat ſich meine Frau auch ein Konſervatorium angelegt.“

Jetzt nahm die Unterhaltung eine ernſte und ſehr intereſſante Wendung, als Tichatſcheck auf die Erſtaufführung des „Rienzi“ in Dresden zu ſprechen kam, die bis ſpät in die Nacht gedauert, ohne daß das Publikum eine Spur von Ermüdung gezeigt. Wagner: „Das war nur dir zu danken, beſonders da du an jenem Abend ſo brillant disponiert warſt. Im andern Falle konnte das Wagnis leicht mißglücken. Es wurden daher zur zweiten Aufführung bedeutende Kürzungen gemacht.“ Tichatſcheck: „Die ich aber vor Beginn der Vorſtellung wieder entfernte.“ Wagner: „Allerdings, und zu meinem großen Aerger. Ich war geradezu konſterniert, als ich von den Muſikern hörte, die eingefügten Papierſtreifen ſeien aus den Stimmen wieder herausgenommen. Es konnte die größte Verwirrung entſtehen!“ Tichatſcheck: „Bei unſrer famoſen Dresdener Kapelle war ſo was nicht zu befürchten. Ich hatte dir ja

ſchon vorher geſagt: „Ich laſſ' mir nichts ſtreichen, es iſt zu himmliſch' — und dennoch ließeſt du die grauſamſten Striche machen." Wagner: „Sie waren einmal verabredet und mußten unter allen Umſtänden bleiben. Entrüſtet kam ich im erſten Zwiſchenakt auf die Bühne, um dich zur Rede zu ſtellen. Du wicheſt mir aus. Als ich dich endlich hatte und dir die unwillige Frage zurief: ‚Willſt du denn, daß es auch heute nacht wieder bis halb zwei dauern ſoll,' kamſt du immer wieder zurück auf dein: „Ich laſſ' mir nichts ſtreichen, ich laſſ' mir nichts ſtreichen, es iſt zu himmliſch' — da ſtand ich entwaffnet, mein Zorn war verflogen, ich hätte dir um den Hals fallen mögen!" Tichatſcheck: „Und haſt's wohl auch nach der Aufführung gethan, nachdem du geſehen, daß ich doch recht hatte." Dieſe Rückerinnerung ging zwiſchen beiden in liebenswürdigſter Weiſe und im ſchnellſten Tempo vor ſich, wobei Wagner nicht verſäumte, das Wort Orcheſter im damaligen Dresdener Dialekt auszuſprechen, denn lachend fügte er zu mir gewendet hinzu: „In Dresden ſagte man nicht Orkeſter, ſondern Orſcheſter!"

Dann gab er noch einige ſeiner vielen Anekdoten zum beſten, die er ſo reizend vorzubringen wußte, daß die beabſichtigte Wirkung nie auszubleiben pflegte.

So kam in der heiterſten Stimmung der Abend heran. Da ich am nächſten Morgen früh abreiſen wollte, ſo empfahl ich mich der Geſellſchaft. Wagner begleitete mich bis zur Gartenthür, ſagte mir Dank für meinen Beſuch und meine Mitteilungen, die ihn ſehr intereſſiert hätten, wogegen ich ihm innigſten, nicht in Worte faßbaren Dank ausſprach für den unendlichen Genuß, den er mir durch ſeine himm-

lischen Werke bereitet habe. Etwas ausweichend machte er eine Wendung, als habe die „Zeit" dieſe Werke durch ihn hervorgebracht — worauf ich mit entſchiedener Betonung erwiderte: „Sie haben ſie gegeben, und Ihnen danke ich auch!" Lange drückte er mir die Hand — in ſolchen Augenblicken ſpricht man nicht —, dann ging ich. Das bleiche, ausdrucksvolle Geſicht des damals Fünfundvierzigjährigen begleitete mich in die Stadt und auf allen Wegen.

Am nächſten Tag reiſte ich von Zürich ab, um in Beckenried meinen Freund und Leipziger Studiengenoſſen Euſebius Käslin zu beſuchen, der an jenem denkwürdigen Sonntagmorgen mit mir nach Weimar gekommen war, als Liszt Beethovens Hammerklavierſonate ſpielte. An den Vierwaldſtätter See war es aber damals von Zürich noch eine rechte Reiſe — man mußte über Aarau und Olten! —, und als ich nachmittags gegen drei Uhr glücklich in Olten ankam, mußte ich bis abends ſieben Uhr warten, um nach Luzern weiterbefördert zu werden. Was nun in der langen Zeit anfangen? Nachdem ich mir die Gegend um Olten hinlänglich betrachtet hatte, ging ich zur Bahnhofsreſtauration zurück, ließ mir Papier und Feder geben und ſchrieb, inmitten von Bier und Biertrinkern, einen Bericht nach Hauſe über meinen Beſuch bei Richard Wagner tags zuvor. Hätte ich das nicht gethan, ſo würden mir wohl ſchwerlich alle intereſſanten Einzelheiten davon ſo viele Jahre im Gedächtnis geblieben ſein. Bei völligſter Dunkelheit kam ich endlich nach Luzern und am nächſten Vormittag mit dem Dampfſchiff zu meinem Freunde nach Beckenried.

Käslins Eltern hielten dort den bekannten Gasthof „zum Mond“. Auf meines Freundes Bitten blieb ich vierzehn Tage dort. Er war ein vorzüglicher Geiger, und oft vergnügten wir die vielen Gäste im Hause durch gemeinsame Musikvorträge.

Nachdem ich noch mit Käslin das Buchserhorn und den Rigi bestiegen hatte, trennte ich mich von meinem Freunde, ergriff in Flüelen den Wanderstab und zog die Gotthardstraße hinauf über Göschenen, Andermatt, Realp, Furca an den Rhônegletscher und durch das Haslithal nach Meiringen, von da über Rosenlaui, Scheideck auf das Faulhorn, über die Wengernalp, Lauterbrunnen nach Interlaken u. s. w. über Basel nach

## Mainz.

In der „Praxis“ des Mainzer Stadttheaters wollte es mir zuerst gar nicht behagen. Es war mir, als sei ich aus allen meinen Himmeln gefallen. Mit „Ideale“, wie ich sie in mir trug, war da absolut nichts anzufangen. Die Direktion mußte so viel als nur möglich „Geld machen“; es wurden Possen über Possen und Vaudevilles gegeben, deren Leitung natürlich mir, dem Anfänger, zufiel, während Kapellmeister Schramek die Opern dirigierte. Er war ein abgesagter Feind der „Zukunftsmusik“; von Wagner durfte keine Rede sein, trotzdem sich Direktor Philipp Walburg Kramer als Wagners Freund gerierte und sich rühmte, während seiner Direktionsführung des Züricher Stadttheaters (anfangs der fünfziger Jahre) Richard Wagner

als ersten Kapellmeister besessen zu haben, welcher die Opern „Weiße Dame", „Joseph und seine Brüder" u. s. w. mit großem Erfolg einstudiert und dirigiert habe. (Welch ein Douchebad mußte es für Wagner gewesen sein, nach der Dresdener Oper die Züricher dirigieren zu müssen! Glücklicherweise wurde er bald durch die Großmut der Familie Wesendonck daraus erlöst.)

Schmeckte mir also das, was ich dirigierte, nur sehr wenig (mit Ausnahme der Weberschen „Preziosa" und der Wagnerschen „Faustouvertüre"), so gewann ich mir doch mit ihm eine für meine jungen Jahre ganz artige Vertrautheit mit dem Taktstock. Bei der Schnelligkeit, mit der da alles „heraus" muß, gewinnt man täglich an Uebung, Ueberblick, — Routine. Ich war daher Schindelmeisser wohl dankbar, denn „es führt kein andrer Weg nach Küßnacht". Gestand mir doch einmal auch Hans v. Bülow, daß er auf Wagners Betreiben in Zürich Possen, wie: „Einen Jux will er sich machen" und ähnliche Meisterwerke, dirigiert hatte! Warum sollte ich also in Mainz verzweifeln, dem geselligen und so lustigen „goldenen" Mainz, wo ich einen reizenden Freundeskreis besaß, unter andern den jungen Wilhelm Heinefetter, Homberger, Dr. Lepenau, Wilhelm Harburger, die Familie Maier, v. Steinmetz und vor allem das gastfreundliche Haus Schott mit seinem würdigen Oberhaupte Franz und seiner liebenswürdigen, hochmusikalischen Gemahlin Betty Schott!

Gelegentlich der Aufführung der „Faustouvertüre" machte ich in Mainz ganz unverhofft die Bekanntschaft des

Dichterkomponiſten Peter Cornelius. Ich erzählte darüber ſpäter in der „Frankfurter Zeitung“ unter anderm folgendes:

... In jener Zeit machten durch einen großen Teil der deutſchen Preſſe abfällige Bemerkungen und Citate aus dem Textbuch des Corneliusſchen „Barbier von Bagdad“ die Runde, und der „arme Peter“ wurde weidlich mit Spott und Hohn übergoſſen, beſonders nach dem bekannten Weimarer Theaterſkandal gelegentlich der erſten, von Franz Liszt geleiteten Aufführung genannter Oper. Dieſelbe galt allgemein für „durchgefallen“ und auf ewige Zeiten „begraben“. Die Muſikzuſtände jener Zeit waren ſo betrübend, daß endlich auch der unermüdliche Liszt „müde“ wurde und infolge jener Niederlage den Taktſtock niederlegte, trotzdem das deutſche Volk ſeiner thatkräftigen Initiative nichts Geringeres als den „Lohengrin“ zu danken hatte! Wie faſt überall, ſo herrſchte auch im lieben Mainz noch gründliche Unkenntnis der neuen Muſikgroßthaten. Wagner, Schumann, ja ſelbſt ein großer Teil der Beethovenſchen Werke war noch „Zukunftsmuſik“. Vergeblich drang ich in den damaligen Mainzer Theaterdirektor Ph. Walburg Kramer, doch wenigſtens den „Tannhäuſer“ aufzuführen, — er riskierte dies jedoch nicht. In der That war eine Wagner-Aufführung in damaliger Zeit ein Riſiko, denn Sängerperſonal und Orcheſter wußten von dieſen Dingen ſo gut als nichts — und das Publikum war blind dagegen eingenommen. Trotzdem gelang es mir im Frühjahr 1859, zu Goethes „Fauſt“ die Wagnerſche Ouvertüre durchzuſetzen. Ich übergehe die mannigfachen Hinderniſſe, die zu bekämpfen waren, bis das damalige Theaterorcheſter einigermaßen im ſtande war, dieſes allerdings ſchwierige Werk öffentlich zu ſpielen, und wende mich gleich zur Aufführung und deren Erfolg. Als die letzten feierlich-verklärten Schlußaccorde verklungen waren, verharrte das Publikum in eiſigem

Schweigen, und als ich wie begossen aus dem Orchester trat, fing plötzlich im Parterre ein einziger (wie demonstrativ) stark und beharrlich zu klatschen an, worauf das ganze Publikum in ein wieherndes Gelächter ausbrach. Oben auf dem Theater empfing mich Direktor Kramer mit den Worten: „Nun werden Sie sich doch wohl endlich überzeugt haben, daß in Mainz nichts mit Wagner zu machen ist!" Niedergeschlagen saß ich am folgenden Morgen (es war ein Sonntag) in meinem Zimmer. Da klopfte es, und herein trat ein Herr, der sich als Peter Cornelius vorstellte und mir zu meiner gestrigen mutigen That, welcher er im Theater beigewohnt habe, gratulierte. Blitzschnell fuhr es mir durch den Kopf, und ich sagte: „Da waren Sie gewiß auch jener einzige hartnäckige Beifallklatscher von gestern abend?" Cornelius: „Allerdings, der war ich, und meine guten Mainzer haben mich dafür tüchtig ausgelacht!"

Cornelius blieb noch kurze Zeit in Mainz. Da wir Gesinnungsgenossen waren, war auch bald das Freundschaftsbündnis geschlossen. Mit lebhaftem Interesse nahm er meine Kompositionen entgegen und meinte, ich sei ganz der Mann für Weimar; er wolle gleich an Liszt und die Frau Fürstin schreiben — einer vorzüglichen Aufnahme dürfe ich sicher sein. So geschah es.

Da in Mainz keine Wagnersche Oper zur Aufführung gelangte, ging ich mit meinem Freunde W. Heinefetter im Frühjahr 1859 nach Wiesbaden, um dort unter Hagens Leitung den „Lohengrin" zu hören. Unter den Mainzer Musikern ist noch Heinrich Rupp zu nennen, mit dem ich schon auf dem Leipziger Konservatorium Freundschaft geschlossen, Kapellmeister Friedrich Lux und Nikolaus Soltans. Auch Kapellmeister Bernhard Scholz lernte

ich kennen; bei deſſen erklärter Gegnerſchaft zur „Zukunftsmuſik" war jedoch ein gutes Einvernehmen nicht möglich. Es waren erregte Zeiten; zwiſchen dem Pro und Kontra lag nur Zank und Streit.

## Die erſte Tonkünſtlerverſammlung in Leipzig.

Als die Mainzer Theaterſaiſon zu Ende war, bot mir der Direktor eines ſüddeutſchen Stadttheaters die Kapellmeiſterſtelle an, die ich jedoch ausſchlug: Es zog mich mächtig zu den Idealen hin — zu Franz Liszt. Zunächſt ging es im Mai nach Leipzig, wo die erſte „Tonkünſtlerverſammlung" von Dr. Franz Brendel in Scene geſetzt wurde, zu welcher etwa 600 Teilnehmer angemeldet waren. Um den 20. Mai wurde auch Liszt erwartet und Sonntags abends von den bereits in Leipzig Anweſenden auf dem Thüringer Bahnhof freudig in Empfang genommen. Er erinnerte ſich meiner noch vom Jahr vorher in Weimar. Am Montag war Probe zur Grauer Feſtmeſſe, ſeiner missa solemnis, und während derſelben kam er zu mir, mich einzuladen, ihm baldigſt einige meiner Kompoſitionen vorzuſpielen. Damit ausgerüſtet, ging ich am Vormittag des 24. Mai zu ihm ins Hotel de Pologne und traf ihn in heiterſter Laune in Geſellſchaft mit Hans v. Bronſart. Sogleich mußte ich mich an den Flügel ſetzen, ihm gerne die Wahl laſſend zwiſchen Neuerem oder dem noch auf dem Konſervatorium Komponierten — „dem ihm von Riet; Empfohlenen". Liszt, darob perplex, ſagte: „Was! mir von Riet;

empfohlen?!“ Ich, sehr gelassen und ruhig: „Ja, von Rietz. Er schickte mich damit zu Ihnen und meinte: Sie, Herr Doktor, würden mir darob schöne Worte sagen.“ Liszt gaudierte sich bei Anhörung dieser Mitteilung über die Maßen und sagte: „Sie machen mich wirklich neugierig auf das mir von Rietz Empfohlene. Lassen Sie das Entsetzliche nur gleich hören!“ Ich spielte ihm also jene Kantate von Schiller (die Geschlechter), Uhlands „drei Lieder“ [1] und das empfindsame Geibelsche „Nachts“. Schon während des Vortrags merkte ich an seinen Ausrufen und den lebhaften Gestikulationen mit dem hinter mir stehenden Herrn v. Bronsart, daß ihm meine Kompositionen nicht übel gefallen mochten; dann sagte er: [2] „Mein verehrter Gegner, Kapellmeister Rietz, hat recht: Ich muß Ihnen wirklich schöne Worte sagen. Sie können sehr schön und edel empfinden, und mit Ihren Kompositionen muß ich daher sympathisieren.“ Zu Herrn v. Bronsart gewendet, ließ er einen seiner beliebten Superlative, etwa wie „Mordskerl“, folgen und machte sich gleich daran, mit seinem erstaunlichen Ueberblick und Scharfsinn, an mehreren Stellen meiner Kompositionen Verbesserungen anzugeben und sie mir vorzuspielen. Schüchtern fragte ich, ob er mir gestatten wolle, mich einige Zeit in seiner Nähe in Weimar niederzulassen,

[1] Später unter dem Titel „König Sifrid“ bei Kahnt in Leipzig erschienen.

[2] Diese und die folgenden wörtlichen Anführungen sind meistens den noch vorliegenden Familienbriefen entnommen, welche gewöhnlich gleich nach den betreffenden Vorgängen niedergeschrieben und von mir abgesendet wurden. D. V.

worauf er schnell sagte: „Mit Freuden! Es wird mir Vergnügen machen, Ihnen beistehen zu können.“ Am folgenden Tag mußte ich ihm auch meine Ballade: „Das Grab im Busento“ von Platen bringen, welche ich für Baryton, Männerchor und Orchester bearbeitet hatte, die er sehr genau durchsah, und die ihm ganz besonders gefiel.

Unterdessen waren viele Tonkünstler in Leipzig eingetroffen; es entstand ein lebhaftes Treiben und, bei so vielen heterogenen Elementen, natürlich auch ein lebhafter Gedankenaustausch: Man hörte den Flügelschlag einer neuen Zeit. Alle waren von dem Geiste des Zusammenhaltens ergriffen. In diesem Sinne wurde ein sogenannter allgemeiner deutscher Tonkünstlerverein gegründet mit dem Zweck: hilfsbedürftige Musiker nach Kräften zu unterstützen, Werke von Vereinsmitgliedern, die vom Vereinsvorstand für gut befunden worden, zu drucken und öffentlich aufführen zu lassen und besonders einen Ausgleich des so schädlichen Parteihasses unter den Künstlern herbeizuführen. Dieser Antrag war von dem scharfsinnigen Louis Köhler aus Königsberg eingebracht und von Dr. Franz Liszt auf das kräftigste unterstützt worden, so daß er einstimmig angenommen wurde. Liszt sprach wahrhaft begeisternd in freier Improvisation, die ganze Versammlung mit sich fortreißend. Während des Festessens im Schützenhause feierte Dr. Ambros aus Prag Liszt als den „Beschützer und Erhalter der Kunst“, Toast reihte sich an Toast, und die nach Hunderten zählenden Tafelgenossen kamen in die heiterste Laune, die sich einmal auch in schallendes Gelächter verwandelte, als ein wohl schon etwas angeheiterter Tischredner

im Uebereifer die schönen Worte hervorsächselte: „Eicha, verehrdeste Dongünstler, Laibzig is Sie bei Gott 'n scheenes — Land!" Auch der mir gegenübersitzende Felix Dräseke brach in lautes Lachen aus. Im Uebermut rief ich ihm zu: „Der musikalische Fortschritt soll leben," worauf Dräseke ernst wurde und ein unvermutetes, fast störrisches „Nein" hervorstieß. Ich, betroffen: „Warum sagst du nein?" Dräseke, in seiner charakteristischen Redeweise: „Weil er lebt!"

Die künstlerischen Höhepunkte während dieser ersten Tonkünstlerversammlung bildeten die Aufführung von Liszts Graner Festmesse durch den Riedelschen Verein in der überfüllten Thomaskirche, die erstmalige Bekanntgebung der Einleitung zu Wagners „Tristan und Isolde" im Konzert auf der Bühne des alten Stadttheaters, die Rezitation der Bürgerschen „Leonore", Melodram von Liszt, und die erstmalige Wiedergabe der herrlichen „Lorelei", im Saale des Schützenhauses. Allen Anwesenden wird wohl schwerlich die letztere Reproduktion jemals aus der Erinnerung geschwunden sein: Liszt am Flügel und vor ihm Fräulein Emilie Genast als Interpretin der Lorelei, eine der ausgezeichnetsten Liedersängerinnen damaliger Zeit!

Hiermit war das Programm der „ersten Tonkünstlerversammlung" zu Ende, deren Erfolg ein vorzüglicher war und in der deutschen Presse ein lautes Echo fand. Der Einberufer, „Papa" Brendel, schloß die Versammlung sichtlich befriedigt mit der ihm stets eignen behäbigen Würde, dabei mit der linken Hand die wohlgepflegte blonde Haar-

locke graziös streichend. Die „Tonkünstler" stoben nach allen vier Winden auseinander, und am ersten Junisonntag fuhr ich im Coupé Liszts mit nach Weimar, da er mir noch abends vorher gesagt hatte, ich möge bald kommen, schmunzelnd hinzufügend: „Sie wissen ja, Sie haben schon Ihren Paß." Natürlich zog ich gleich mit hinüber.

## Studienzeit bei Franz Liszt.

Bereits am folgenden Tag mußte ich zum Diner auf die Altenburg kommen, zu welchem auch Hans v. Bronsart und der bekannte Musikschriftsteller Graf Laurencin aus Wien geladen waren. Ihre Durchlaucht Frau Fürstin v. Sayn-Wittgenstein machte während der Tafel in liebenswürdigster Weise die Honneurs, und ihr Abgott Franz Liszt war in sprudelnder Laune. Nachdem endlich der Kammerdiener Otto den Champagner serviert hatte, wurde die Tafel aufgehoben, und man begab sich in die oberen Räume, — ins Rauchzimmer und den Musiksalon, welche beide einen einzigen Raum bildeten; denn Rauchen und Musizieren waren bei solchen Gelegenheiten für Liszt untrennbare Begriffe. Er hatte stets vorzügliche Havannazigarren von ungewöhnlicher Länge in Bereitschaft, die gleich von „Otto" mit dem Mokka zusammen präsentiert wurden. Auch die Frau Fürstin war mit in die oberen Räume gefolgt. Als sich Liszt an einen der beiden Flügel setzte, schob sie einen Fauteuil dicht heran und ließ sich erwartungsvoll darauf nieder, ebenfalls eine der langen Havannas im Munde, die sie behaglich schmauchte. Wir

andern rückten in Liszts Nähe, welcher wieder, wie im vorigen Jahre, an seinem „Bösendorfer" saß und das Manuskript seiner „Faustsymphonie" vor sich aufgeschlagen hatte. Ich hatte dies (wohl sein bedeutendstes) Werk schon zwei Jahre vorher unter seiner Leitung mit Orchester bewundert und war entzückt, es diesmal von seinen Zauberhänden auf dem Klavier zu hören. Natürlich spielte er wieder das ganze Orchester, natürlich war abermals, wie er das machte, über allen Begriffen, und — natürlich gerieten wir Zuhörer in die äußerste Exaltation — Frau Fürstin sprang nach dem herrlichen „Gretchen" vom Fauteuil auf, ergriff Liszt und küßte ihn so innig, daß allgemeine Rührung eintrat. (Die Havanna war ihr vorher ausgegangen.) Nun ging es an den ebenso geistreichen als tollkühnen Mephistosatz, dessen vollendetster Wiedergabe wir staunend folgten. Beim Eintritt des Chorus mysticus markierte Liszt den Gesang erst allein, sah sich aber bald nach Unterstützung um, die Herr v. Bronsart und ich sofort eintreten ließen. So konnte er sich ganz dem Tenorsolo widmen, das er mit voller Stimme sang, während wir den Chor markierten, und als das Forte kam: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; das Unzugängliche, hier ward's Ereignis; das Unbeschreibliche, hier ist's getban —", gaben wir die Rolle des Markierens völlig auf und sangen im Verein mit Liszt die hinreißende Stelle aus voller Kehle. Der Vortrag der Faustsymphonie war hier zu Ende, und — das Unbeschreibliche, hier war es gethan! —

In liberalster Weise widmete mir nun Liszt wöchentlich dreimal seine kostbaren Stunden. Was ich an Kompositionen

bereit hatte, wurde des genauesten durchgeprüft und sorgfältigst ausgefeilt. Gewöhnlich war noch einer der Klavierspieler, Bendel oder Pflughaupt, mit anwesend oder auch der blonde, rotbäckige Jungmann, welcher, gleich mir, hauptsächlich Kompositionszwecken oblag. Waren die betreffenden Kompositionen durchgeprüft, so kamen die Klavierspieler an die Reihe. Liszt hatte jetzt an dem zweiten Flügel Platz genommen, und jede Stelle oder Passage, welche auf dem ersten nicht nach seinem Geschmack herauskam, wurde sofort auf dem zweiten mit höchster Vollendung beantwortet. Der Schüler versuchte dann, es nachzumachen. Gelang es, so schwieg der zweite Flügel, gelang es nicht, so brauste es wieder von drüben herüber. So ging es öfters zwanzig- bis dreißigmal hin und her. Aergerte sich Liszt manchmal über Pflughaupt, so ließ er ihn gar nicht mehr zu Wort kommen, sondern spielte dann selbst das betreffende Stück bis zu Ende. Das war uns dann natürlich das liebste — selbst mit Einschluß Pflughaupts. Auf diese Weise hörten wir einen großen Teil der hervorragendsten Klavierstücke von Liszt selber gespielt, so das Weberſche F-moll Konzert, die Beethovenschen Konzerte und Sonaten u. s. w. Aus einer Stunde waren dann gewöhnlich drei oder vier geworden, auf dem Tisch stand eine brennende Kerze, herum lagen Zigarren in flottester Auswahl, denen tüchtig zugesprochen werden mußte. Von „Stundenhonorar" durfte selbstredend kein Wort gesprochen werden; Liszt hätte das als Beleidigung aufgefaßt.

In der Sommerzeit hielten sich auch Karl Tausig und der Böhme Smetana auf kurze Zeit bei Liszt auf.

Beide brachten Kompositionen mit, Taußig u. a. das später gedruckte „Geisterschiff", in welchem eine tolle Passage vorkam, an der selbst Liszt vergeblich herumprobierte. Es war ein chromatisches Glissando von unten bis oben, welches mit einem schrillen Ton auf einer Obertaste endigte! Nach vergeblichen Versuchen sagte endlich Liszt zu Taußig: „Junge, wie machst du das?" Taußig setzte sich, strich mit dem Mittelfinger der rechten Hand über die weißen Tasten und wußte zugleich die fünf Finger der linken so geschickt über die Obertasten laufen zu lassen, daß genau eine chromatische Skala zu hören war, die blitzschnell über die ganze Tastatur flog und oben mit einem schrillen „Bipp" endigte. Nun machte sich Liszt wieder dran, und nach sechs- bis achtmaligem Probieren gelang es endlich auch ihm, ohne Unfall das erschnte hohe „Bipp" zu erreichen. Im Gegensatz zu dem etwas zurückhaltenden und sarkastisch angelegten Taußig war Smetana mitteilsam und aufgeräumt. Nur konnte er es nicht leiden, wenn sein Name falsch pronongiert wurde. Einmal passierte auch mir das Unglück, den damals noch fast gänzlich Unbekannten mit Smetana zu traktieren. Sofort sang er mir das Thema der Fidelio-Ouvertüre mit den Worten: „Smetana, Smetana, Smetana sprich aus!" Lächelnd dankte ich ihm für diese allerdings unvergeßliche Lektion und regalierte ihn dafür mit jenem Kontrabassisten, der dieses Thema zwar ohne Worte, nie aber anders als so gesungen habe: was nun seinerseits wieder die entsprechende Heiterkeit im Gefolge hatte.

Einen Hauptanziehungspunkt bildete die an jedem Sonntag auf der Altenburg stattfindende Matinee, bei welcher der neu engagierte junge Hofmusikdirektor Eduard Lassen, der Violinvirtuose und Hofkonzertmeister Edmund Singer und der hervorragende Geiger J. M. Grün selten zu fehlen pflegte. Die Fräulein Emilie Genast und Elvira Bergbaus sangen gewöhnlich Lieder von Liszt und Lassen, während Liszt und Fräulein Ingeborg Starck aus Petersburg, eine damals bildhübsche Blondine, die gleichfalls bei ihm studierte, die Pianofortewerträge ausführten. Manchmal holte Liszt zum Vierhändigspielen auch mich herbei. Durchlaucht Frau Fürstin nebst Prinzessin Tochter wohnten der Matinee stets bei, in welcher u. a. Liszt auch seine Bearbeitungen der neu-italienischen Opern zum besten zu geben pflegte.[1]) Als einmal Karl Tausig die Berceuse von Chopin spielte, war die ganze Gesellschaft geradezu hingerissen, und Liszt rief ihm zu: „Junge, das spielt dir so in Europa niemand nach!" (Er war erst 18 Jahre alt und von kleiner Statur; deshalb hieß er fast immer nur der „kleine Tausig".)

Zu intimem Umgang hatte ich nur den brillanten Klavierspieler und phantastischen Menschen Franz Wendel gewonnen, dem sich oft der junge Maler Marschall, der famose Geiger Grün und der Schauspieler Wünzer zu

[1]) Anfänglich konnte ich nicht recht begreifen, weshalb Liszt solche Sachen schrieb. Erst später wurde es mir bei einem sehr flotten Diner klar, als er in die Worte ausbrach: „Ja, wenn ich immer nur Faust- und Tasselsymphonien geschrieben hätte, so könnte ich meinen Freunden keine Forellen mit Champagner in Sta vor setzen."

geſellten. Es wurde viel zuſammen muſiziert und während mancher Abend-, ſogar Nachtſtunde miteinander durch den Park geſtreift. Als Liszt plötzlich auf einige Wochen verreiſen wollte, lud ich Pendel ein, mit mir unterdeſſen nach Oſthofen zu gehen. Gern kam er mit mir, und da der Zufall es fügte, daß bei einem unſrer Verwandten in der ſogenannten Eulenburg in Worms gerade eine glänzende Hochzeit gefeiert wurde, war für Pendel das denkbar günſtigſte Terrain vorhanden, ſein brillantes Klavierſpiel, ſein glänzendes Erzählertalent und ſeinen blonden Lockenkopf, beſonders bei dem weiblich-jüngeren Teil der Eingeladenen, im vollſten Glanze leuchten zu laſſen.[1] Was in der inmitten der Weingärten der Liebfrauenkirche gelegenen alten Eulenburg während dieſer drei Hochzeitstage an Muſik, an Liebfrauenmilch und an allem ſonſtigen Köſtlichen konſumiert worden iſt, kann ich nicht einmal annähernd ſchildern. Und das ſollte nun am nächſten Sonntag in Oſthofen fortgeſetzt werden, da auf dieſen letzten Sonntag im Auguſt der Oſthofer Markt zu fallen pflegt. Hier durfte Grün mit ſeiner herrlichen Geige nicht fehlen! Wir beriefen ihn telegraphiſch — und Grün kam. Die noch andauernden Theaterferien hatten ihm das erlaubt.

Nachdem endlich der Marktrubel verrauſcht war, und die Wormſer und auch Mainzer Gäſte wieder heimgefahren waren, begann das eigentliche Muſikleben in Oſthofen. Faſt

[1] Der drollige Umſtand, daß der Wormſer Zeitgeber Pandel hieß, dem nun zur Ausſchmückung noch ein Pendel angeheftet worden, ſpielte natürlich in den launigen Toaſten ſeine gebührende Rolle

allabendlich verſammelten ſich im Saale unſrer Steinmühle viele Zuhörer, welche das Dargebotene begierig aufnahmen. Zu Gehör kamen da ſämtliche Beethovenſche Klavier- und Violinſonaten, vor allem die unvergängliche Kreutzerſonate, das Beethoven- und Mendelsſohnſche Violinkonzert, die Weber-, Mendelsſohn- und Wagnerſchen Ouvertüren vierhändig, ebenſo die Beethovenſchen Symphonien und Liszts Goethemarſch. Bendel entzückte mit der bekannteſten Ungariſchen Rhapſodie Nro. 2 von Liszt und ſeinem eignen neueſten Klavierſtück „In Sentas Spinnſtube". Für die guten Oſthofer, denen ſo was noch nie geboten worden, war das ein wahres Muſikfeſt, das den ganzen Monat September hindurch währte. Feſt reihte ſich an Feſt in der Steinmühle und in andern befreundeten Häuſern: überall gute Muſik und — guter Wein. Oft währte das Gelage über Mitternacht, und wenn dann Grün, ſelbſt in allerſpäteſter Stunde, noch einmal zur Geige griff und die göttliche Chaconne von Bach auswendig vor ſich hin ſpielte, da ruhten alle Gläſer, und es herrſchte die tiefſte Andacht. Auch der ſchwerſte Wein konnte Grün nichts anhaben; immer blieb ihm ſeine enorme Technik und ſein rieſiges Gedächtnis treu. Seine Ruhe war groß, ſogar ſo groß, daß er beinah' einmal ein Leipziger Gewandhauskonzert, in dem er zu ſpielen hatte, — verſchlafen hätte. Er ſollte ein Konzert von Vieuxtemps ſpielen, und als dieſe Programmnummer in Sicht war, war Grün nirgends zu finden. Ein Wagen raſte nach dem Hotel de Pologne, man ſtürzte hinauf in ſein Zimmer, da lag in ſeiner Konzerttoilette Grün, feſt eingeſchlafen, auf dem Sofa'. Ich wohnte jenem

Konzert bei und konnte gar nicht begreifen, warum die Reihenfolge der Programmnummern ſo aus Rand und Band geraten war. Später teilte mir Grün den Grund lachend mit.

Wie ſchon geſagt, war Bendel neben ſeinen hervorragenden muſikaliſchen Eigenſchaften auch ein intereſſanter Erzähler und Erfinder. Er konnte ſtundenlang ſeiner weitſchweifenden Phantaſie die Zügel ſchießen laſſen, die abenteuerlichſten und gewagteſten Dinge aus ſeiner Jugendzeit in Böhmen vorbringen — ſtets behielt er die Herrſchaft über ſeine Zuhörer und verſtand es, ihnen auch das Unwahrſcheinlichſte glaubbar zu machen. Seine ſprühenden Augen und die langen blonden Haare kamen ihm dabei trefflich zu ſtatten. Sah er nur ein halbweg ſchönes Mädchen, ſo war er ſofort entzündet, eine Eigenſchaft, die auf der Wormſer Hochzeit zu den drolligſten Scenen Veranlaſſung gab. Am erſten Tag hatte er ſich bereits mit einer brünetten Wormſerin verlobt und am zweiten mit ihrer allerdings noch ſchöneren Schweſter. Armer Bendel! Da war Grün ein andrer! Außer Muſik liebte der vor allem einen guten Trunk und eine reiche Mahlzeit. Ueber den bleichen, lethargiſchen Geſichtszügen hing die ſchwarze kurzwollige Haardecke und auf der großen Naſe ein Pincenez. Unter einem Dutzend Weinproben fand er „den beſten“ ſofort heraus. Dieſe Kunſt bewährte er auch in einem Weinkeller in Oppenheim, der einem unſrer Oſthofer Bewunderer gehörte, welcher uns dorthin eingeladen hatte. Unter den vielen Fäſſern hatte Grün im Nu den „feinſten“ gefunden, leider aber auch den ſtärkſten. Wir tranken uns feſt, und als wir

endlich heraus ans Tageslicht kamen, da war „Holland in Not". Der Felsenkeller Hermann Leists lag leider ganz oben in der Nähe der Katharinenkirche — und hinunter nach dem Bahnhof führte nur eine Menge steiler Treppen und holperiger Gäßchen! Man hörte schon unsern Zug von Nierstein kommen; es mußte also in dem Zustand heruntergaloppiert werden! Daß keiner mit zerschellten Gliedern unten ankam, ist mir heute noch ein wahres Rätsel.

Nun war der schöne September zu Ende. Grün mußte seinen „Dienst" in Weimar wieder antreten; drum reiste er uns voraus, während Bendel und ich den Weg über Darmstadt nahmen, um Schindelmeisser einen Besuch abzustatten. Dieser väterliche Freund war nämlich anfänglich nicht sehr erbaut von meinem Weimaraufenthalt, da er fürchtete, er könne mir meine Laufbahn erschweren. Bendel und ich schilderten ihm nun Liszt als Lehrer, spielten ihm auch einiges vor, und bald war er der Sache freundlicher gesinnt und begriff, was uns zu dem „Liebling der Welt", wie er sich ausdrückte, hinzöge. Ich möge einstweilen noch bei Liszt weiterstudieren, im nächsten Jahre aber wieder zurückkehren, denn es würde am Hoftheater eine Stelle frei, die er mir zugedacht habe. Ich dankte ihm herzlich für seine nie versiegende freundliche Fürsorge und verabschiedete mich mit Bendel von dem Guten.

Von Liszt wurden wir, Bendel und ich, sehr freundlich empfangen. Ueber meine Komposition des Goetheschen Sehnsuchtsliedes war er ganz erstaunt, und er meinte, „ich hätte sehr viel Stoff in meinem Kopfe, ich müsse durchaus an etwas Größeres heran". Dann sagte er zu uns, wir

beide würden seine ausgedehnte Schülerreihe beschließen; er möchte den Schulmeister und auch den Kapellmeister nicht mehr abgeben. Wir beide machten aber eine Ausnahme von seinem Vorsatze. Er hätte uns gern um sich, wir erheiterten und belebten seinen Geist, und schloß: „Dann müßt ihr jungen Kräfte hinaus und es zu was bringen — ihr bringt es auch zu etwas!“

Zunächst arbeitete ich nun einen Symphoniesatz aus, zu dem mir der Schillersche „Ritter Toggenburg“ die Anregung gab. Ich machte ein vierhändiges Arrangement, und sogleich spielte es Liszt mit mir in einer der Matineen, von den Zuhörern sehr gut aufgenommen. Zur Belohnung gab er mir seine Kopie der Partitur des Wagnerschen „Rheingoldes“ mit, mit den etwas seltsamen Worten: „Hier haben Sie die moderne Zauberflöte.“ Beim Studium fand ich dann wohl die drei Damen, sonst aber nicht das geringste der Zauberflöte Ähnelnde, ja noch mehr: nicht einmal die geringste Ähnlichkeit mit Wagners eignen Werken, soweit sie gedruckt und der Welt lieb geworden waren. Mit größtem Eifer drang ich in diese Partitur des neuen Wagner, der plötzlich ein andrer geworden und sozusagen alle Brücken zu dem Herkömmlichen abgebrochen hatte. Wo sollte das hinaus? Da ich die Walküre noch nicht kannte, wurde mir doch etwas bange, so wenig ich mir das auch eingestehen mochte. Bald hatte ich die Partitur so genau im Kopfe, daß ich in einer Gesellschaft bei Musikdirektor Riedel in Leipzig ganze Scenen auswendig interpretieren konnte. Ich verbrachte nämlich das Weihnachtsfest in Leipzig, da Liszt die Festtage über in Berlin weilte, um dort Meyerbeer

einen Beſuch abzuſtatten. Hätte ich von dem glänzenden Verlauf dieſer Fahrt nur eine Vorahnung gehabt, ſo würde ich ſicherlich nicht verſäumt haben, Liszt dorthin zu begleiten, wie er es gewünſcht und mir auch angeboten hatte. Aus einem kurzen Beſuch wurde ein mehrtägiger Aufenthalt im Hauſe Meyerbeers, Feſt reihte ſich an Feſt, und gelegentlich eines Diners beim Grafen v. Redern, dem vormaligen Königlichen Intendanten, hatte Liszt den Herzog von Gotha zur Rechten und Meyerbeer zur Linken ſitzend, während ein Orcheſter Liszts ſymphoniſche Dichtung „Taſſo“ und Stücke vom Herzog und von Meyerbeer als Tafelmuſik vortrug. Um dieſe prächtige Gelegenheit, die Bekanntſchaft Meyerbeers zu machen, war ich thörichterweiſe gekommen! Ich hoffte, dieſes mich äußerſt ſchmerzende Verſäumnis ſpäter noch gut machen zu können, doch nie bot ſich wieder eine Möglichkeit: — „was du von der Minute ausgeſchlagen, giebt keine Ewigkeit zurück.“

Mitte Januar 1860 kam Peter Cornelius nach Weimar. Da demnächſt das Erſcheinen der Partitur von Wagners „Triſtan und Iſolde“ zu erwarten ſtand, beſchäftigte ich mich wieder eingehend mit dem Textbuch dieſer Oper, von welcher nur den Teilnehmern der Leipziger Tonkünſtlerverſammlung die Inſtrumentaleinleitung bekannt geworden war. Mehr und mehr befreundete ich mich mit der Dichtung und wurde plötzlich von der Luſt gepackt, die Anfangsſcenen in Muſik zu ſetzen. Wenn ich mir auch in jedem Augenblick ſagen mußte, daß mir dieſe Arbeit nichts nützen könne, da ja die That bereits von dem Dichterkomponiſten ſelbſt gethan ſei, und ſie kein Menſch beſſer als er vollbringen

Name — es half nichts, ich mußte immer wieder am „Triſtan“ komponieren! Als ich da einmal mit Cornelius über die Not, ein gutes Opernbuch zu erhalten, ſprach, ſagte dieſer ganz von ſelbſt die mich nicht wenig überraſchenden Worte: „Ihr in euren jungen Jahren könnt euch ja einmal am ‚Triſtan‘ verſuchen, wenigſtens einige Scenen ausführen, um dann zu vergleichen, wie es der Meiſter ſelbſt aufgefaßt, was zu gleicher Zeit höchſt intereſſant und auch ſehr lehrreich iſt.“ Wie war da Freund Cornelius erſtaunt, als ich die bereits fertigen Stücke hervorholte und ſie ihm vorſpielte! In der erſten Ueberraſchung meinte er, ich müſſe ſie unbedingt — Wagner ſchicken, es würde ihn gewiß verwundern und erfreuen, vor allem ſie aber Liszt zeigen. Ich hatte mich deſſen noch nicht getraut, — leicht konnte er in dieſem Beginnen eine Arroganz erblicken, und bei Wagner war das in noch viel höherem Maße zu befürchten. Ich blieb daher unſchlüſſig. Cornelius that nun das Seine: Einige Tage darauf kam er mit Liszt zu mir, dem ich nun auch meinen „Triſtan“ vorſpielen mußte. Auch dieſem gefiel das Pathos und der deklamatoriſche Schwung nicht wenig; er rief ein über das andre Mal „bravo“, konſtatierte einen „ganz großartigen dramatiſchen Zug“ darin und meinte: ſchon der Originalität halber möchte ich dieſe Scenen Wagner ſchicken; vielleicht glückte es mir, von ihm einen Operntext zum Komponieren herauszulocken; es ſei gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Wagner mit mir einließe, denn er hätte ſo manches in ſeinem Kopfe, zu deſſen Ausführung ihm die Zeit fehle, und gerade jetzt ſei ein derartiges Vorhaben dadurch begünſtigt, daß ſich

Wagner wieder etwas in Geldkalamitäten befände und ihn die Aussicht auf einen sicheren Erlös vielleicht günstig stimme. Auf seine Zusage ginge ich dann am besten einige Zeit nach Paris, um mich näher mit ihm besprechen zu können.

Sogleich teilte ich diese Aeußerungen Liszts meinem Vater mit, welcher sich mit meiner eventuellen Paristreise einverstanden erklärte, mich aber bat, damit noch so lange zu warten, bis sich der tolle Aufruhr und die Sturmflut etwas gelegt habe, in die ganz Paris durch die Wagnerkonzerte plötzlich geraten war. Dem Briefe lagen Zeitungsausschnitte bei (Didaskalia u. a. m.), die den lebhaften Zorn der Pariser Presse über das künstlerische und persönliche Auftreten Wagners in Paris in allergrellsten Farben dokumentierten. In dieser Hetzjagd hatte sicherlich Wagner anderes zu thun, als sich friedlich mit mir über die Wahl eines Opernstoffes zu beraten. Unterdessen traf aber auch bei Liszt ein Korrekturabzug des ersten Tristanaktes ein, den er mir sofort zustellen ließ, — man kann sich denken, mit welchem neugierigen Ungestüm ich darüber herfiel, und mit welchem Heißhunger es über das Wagnersche Werk herging! Bald folgten der zweite und letzte Akt: — das vollsaftige, von Musik strotzende und förmlich triefende Werk zog völlig in mir ein, und — meine Tristanscenen waren vergessen.

Zur Erholung diente damals der „Neuweimarklub" im Stadthaus am Markte, wo Liszt, gewöhnlich mit nur wenigen Herren, einige Abende kartenspielend oder plaudernd verbrachte und die Freundlichkeit hatte, mich einzuführen. Hier lernte ich auch den Hoftheaterintendanten Franz

v. Dingelſtedt, den Dichter Hoffmann v. Fallersleben, den würdigen Schauſpielerveteran Genaſt, ſeinerzeit noch von Goethe engagirt, Muſikdirektor Sontag und andre kennen. Auch Gutzkow war einmal anweſend, öfters dagegen der Maler Genelli, der ebenfalls in Weimar wohnte. Beſonders ergötzlich war der gemütliche Hoffmann v. Fallersleben, dem ich ſeine „Deutſche Philiſterei“ für Männerchor komponierte. Daß fortwährend der zweite Baß die ironiſchen Worte „auf der Bierbank“ einzuwerfen hatte, gefiel ihm über die Maßen. Zu dieſen geſelligen Abenden pflegte Liszt einen vorzüglichen Cognac mitzubringen, der dann als Punſch oder auch pur getrunken wurde und die Gemüter äußerſt anregte. Für die damalige nervöſe Gemütsverfaſſung Liszts war jedoch dieſes Lieblingsgetränk gerade am wenigſten geeignet, beſonders wenn eine erregte Debatte erfolgte, wie zum Beiſpiel eines Abends mit dem Theaterintendanten v. Dingelſtedt, mit dem der Friede infolge von Liszts Rücktritt vom Dirigentenpult immer noch nicht völlig hergeſtellt war. Ein Wort folgte dem andern und ebenſo ein Glas dem andern. Es ließ ſich nicht leugnen — Liszt hatte einen „Spitz“. Er ſchien es ſelbſt zu merken, denn er brach plötzlich auf. Ich folgte ihm, ihn nach Hauſe zu begleiten. Gern nahm er das an. Als die Treppen im Tannengebüſch langſam erſtiegen waren, und wir vor der Altenburg angelangt waren, wollte ich mich empfehlen. Da ſagte aber Liszt energiſch „Nein! Sie haben mich bis hierher gebracht, jetzt bringe ich Sie nach Haus!“ Alle Widerrede, daß es bis zum Wielanddenkmal, wo ich wohnte, eine halbe Stunde und dunkle Nacht ſei, half nichts. Er blieb dabei, mich

heimzubringen. So wurde denn der weite Weg in Gottes Namen angetreten. Als wir bei mir zu Hause anlangten, ward es erst recht klar, daß ich Liszt unmöglich allein zurückkehren lassen konnte, und ich sagte: „So, Herr Doktor, wir sind da; jetzt bringe ich Sie wieder nach Haus!“ Es wurde lachend Kehrt gemacht, wieder am Goethehaus vorbeigeschritten, die Stadt durchquert, an der Mühle vorbei, die Treppen durch das Tannengebüsch hinaufgeturnt — und wieder standen wir vor der Altenburg, — da holte Liszt tief Atem und sagte: „Wie wohl thut mir die frische Luft! Aller guten Dinge sind drei; jetzt bring' ich Sie wieder nach Haus!“ Ich: „Um Gottes willen, Herr Doktor, es ist Mitternacht vorbei, — Sie bedürfen der Ruhe!“ Er: „Ich bedarf der Luft; aller guten Dinge sind drei; kommen Sie nur!“ Nun ging es vorsichtshalber statt der gefährlichen Treppen die im Bogen um das Tannengebüsch ziehende Landstraße hinunter, wieder an der Mühle vorbei durch die Stadt, bis zum Goethehaus — da blieb Liszt einen Augenblick stehen, mich fragend: „Was würde der alte Herr sagen, wenn er uns jetzt sehen könnte?“ „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!“ war meine schnelle Antwort, und lachend gelangten wir an meine Wohnung. Obwohl sich Liszt jetzt bedeutend besser befand, ließ ich mir's doch nicht nehmen, ihn nun zum dritten- und letztenmal nach Haus zu bringen, wo diesmal der Hausschlüssel auch richtig seines Amtes waltete, und ein herzlicher Gutenachtkuß die fast dreistündige nächtliche Wanderung zum Abschluß brachte.

Anfang März 1860 beabsichtigte Bendel ein Konzert mit Orchester zu veranstalten und lud mich ein, darin meinen

Toggenburgſatz zu dirigieren. Liszt protegierte das Vorhaben und entwarf ſelbſt das Programm. Bendel ſchien aber bald ſeine Offerte, die er mir gemacht, wieder leid geworden zu ſein; er ließ ab und zu die Bemerkung fallen, mein Toggenburg könne ſeinem ebenfalls aufzuführenden „Liszt-marſch“ Abbruch thun, und rückte endlich mit der Erklärung heraus, er wolle mein Stück nicht aufführen. Lisz kannte ſeinen Bendel (den „errloſen Brendel“, wie er ſich ausdrückte) viel zu gut, als daß er ſich weiter darüber gewundert hätte, ſtrich mein Stück vom Programm, ſetzte dafür aber den Toggenburg ſofort auf das Programm des nächſten Hofkonzerts! Obwohl ich darin Liszts wahrhaft große Güte erkannte, glaubte ich ihm dennoch davon abraten zu ſollen, weil der Hof ſicherlich eine ſeiner ſymphoniſchen Dichtungen lieber hören würde als das Werk eines Unbekannten. Er blieb aber dabei, und ſobald die Orcheſterſtimmen ausgeſchrieben waren, hielt er die erſte Probe. Ich hatte zuvor die Vorſicht gebraucht, die Stimmen genau durchzuſehen; unterläßt man ſolches, ſo ſetzt man ſich bei neuen Werken ſehr unliebſamen Ueberraſchungen aus. Statt des erhofften Wohlklanges kommt da unverſehens das gerade Gegenteil heraus, im Orcheſter giebt es lange Geſichter, allgemeine Unſicherheit greift Platz, und um den Genuß des erſtmaligen Hörens iſt es gethan. Während der Probe rief mich nun Liszt zu ſich ans Pult, mich bei dem geringſten Ritordando oder irgend einer Nüance fragend anblickend, ſichtlich bemüht, mir alles recht zu machen: er, der feinfühligſte Interpret und größte Reproduzent der Welt, hielt das nicht unter ſeiner Würde! Ich ſtaunte, wie dieſer Heros Probe halten

und einſtudieren konnte. Dabei führte er mit dem Orcheſter eine faſt brüderliche Sprache, und wenn er wollte, wickelte er deſſen Mitglieder ſozuſagen um den kleinen Finger. Wie war da von ihm zu lernen! Als ich mein Werk unter ſolcher Leitung zum erſtenmal hörte — es war überhaupt das erſte Mal, daß ich etwas von mir mit Orcheſter hörte —, überkam mich ein ſeltſames, unbeſchreibliches Gefühl. Wurde zuvor auf dem Papier alles auch noch ſo fein ausgeklügelt, immer bringt der Totaleffekt des lebendig gewordenen Klanges wahre Ueberraſchungen mit ſich.

Nach der Probe ging Liszt mit mir in ein benachbartes Lokal, ſchrieb noch einige praktiſche Bemerkungen in meine Partitur und meinte, ich möchte noch zehn bis zwölf ſolcher Symphonien ſchreiben; das Zeug hätte ich dazu. Am Aufführungstage (13. März) machte er noch eine Probe, die einen ganz vorzüglichen Verlauf nahm. Gern hätte ich nun aber auch der Aufführung am Abend beigewohnt; doch ſchien das nicht ſo leicht erreichbar, da dieſem Konzert im großherzoglichen Schloß nur Hof und Adel anwohnten, bürgerliche Perſonen daher ausgeſchloſſen waren. Auch in dieſer Verlegenheit wußte der geradezu unerſchöpflich liebenswürdige Liszt Rat. Er ſagte: „Stecken Sie ſich heute abend in Frack und weiße Kravatte, nehmen eine Geige, ſtellen ſich zu den Violiniſten und thun ſo, als ob Sie mitſpielten.“ Geſagt, gethan! Zum erſten- und letztenmal in meinem Leben zog ich „als Geiger“ in ein Orcheſter.

Liszt erſchien am Pult; ſein Frack war über und über mit Orden bedeckt. Am erſten Violinpult Konzertmeiſter Singer und Grün, ich in der Mitte des Streicherchors.

Liszt dirigierte mit enormem Feuer und Schwung, dabei mich immer anſehend, und das vorzügliche Orcheſter erzielte eine brillante Wirkung. Am Ende erhob ſich der Großherzog, der in der erſten Reihe ſaß, ging auf Liszt zu, einige Worte mit ihm wechſelnd. Liszt deutete mit einer Armbewegung meine Anweſenheit an, kam herauf und ſagte, der Großherzog wünſche mich zu ſprechen. Schnell gab er mir ſeinen Cylinderhut in die Hand, da ich keinen mitführte, raunte mir noch vorſorglich die Worte „Königliche Hoheit" nach, und ich ſtand vor Großherzog Karl Alexander, welcher ſich huldreich erkundigte, wo ich ſeither meinen Muſikunterricht genoſſen, was ich für ein Landsmann ſei, und gnädig hinzufügte, meine Kompoſition habe ihm gefallen; ſie habe „viel Feuer". Als ich mich wieder zurückziehen wollte, holte mich Liszt abermals und führte mich zu Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin, welche mir „für die ſchöne halbe Stunde, die ich ihr durch mein Werk bereitet" hätte, dankte. Ihre Königliche Hoheit erkundigte ſich genau um meinen Ideengang darin, weil das Programm ihr mit „Inſtrumentaleinleitung zu Schillers Ritter Toggenburg" zu wenig gedeutet habe. Nachdem dies eingehend erfolgt war, wurde ich in Gnaden entlaſſen. Großherzog Karl Alexander war ein ſchlanker, junger Herr, mit ſprechenden Augen, glattem Geſicht und kurzem, ſchwarzem Haar, während ſeine Gemahlin, geborene Prinzeſſin der Niederlande, mittlere Statur und etwas rundliche Formen zeigte. Gleich dem großherzoglichen Paare ſchienen auch die zahlreich vertretenen Hofkreiſe meine Kompoſition gut aufgenommen zu haben. Nur der franzöſiſche Geſandte habe ſeinen

Nachbar gefragt: „Iſt das ſchön?“ (Derſelbe, welcher kurz vorher in Goethes „Torquato Taſſo“ an einer Stelle, wo alle andächtig lauſchten, plötzlich ſo laut gähnte, daß das ganze Theaterpublikum in Gelächter ausbrach.) Sonſt hörte ich von allen Seiten nur Günſtiges über die Aufnahme meines Stückes, und ein Bekannter ſagte mir, ich könne mich bei Bendel dafür ſehr bedanken, daß er meine Kompoſition vernachläſſigt habe; der würde jetzt vor Aerger platzen, wenn er meinen Succeß erführe. Dieſen — wenn unter ſolchen Umſtänden überhaupt von einem Succeß die Rede ſein konnte — hatte ich natürlich nur der großmütigen Initiative Liszts zu danken, und zu dieſem zog es mich am folgenden Tage, ihm meinen tiefgefühlten Dank auszuſprechen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich zum erſtenmal ſeine Tochter Coſima, erſt vor etwa zwei Jahren mit Hans v. Bülow verheiratet. Sie war jung, blond, bleich, ſchlank, ſogar hager, bis zum Aeußerſten abgemagert. Als ſie wie ein Schatten durch das Zimmer geſchlichen, ſagte mir Liszt, ſie bliebe nur kurze Zeit hier, dann kehre ſie wohl wieder zu ihrem Manne nach Berlin zurück; er habe große Sorge um ſie, denn ſie wolle nicht eſſen.

Am Palmſonntag begleitete ich Liszt nach Leipzig, wo der Riedelſche Verein Beethovens große Meſſe in der Thomaskirche aufführte. Während dieſer intereſſanten Aufführung folgten wir dem grandioſen Werk mit der Partitur vor Augen. Liszt geriet öfters in große Bewegung und Ergriffenheit. Die Blicke der ganzen Umgebung waren auf ihn gerichtet.

In Leipzig hielt ich mich noch etwas länger auf. Ich

war mit dem Schriftsteller Peter Lohmann bekannt geworden und hoffte von diesem einen Operntext erhalten zu können. Im Versifizieren war er außerordentlich gewandt. Wir gaben uns große Mühe, einen geeigneten Stoff zu finden. Geschichtliches behagte ihm nicht, und die Sage schien durch Wagner erschöpft! Endlich brachte er mir „Die Brüder", ein anscheinend wohlkomponierbares Textbuch. Zugleich wurde ich von Dr. Brendel ausersehen, eine Reihe von Artikeln über „Tristan und Isolde" in die „Neue Zeitschrift für Musik" zu schreiben, da neben der Partitur nun auch der meisterhafte Klavierauszug Hans v. Bülows erschienen war. Ich hatte somit Arbeit genug. Zu deren gemächlichen Erledigung ging ich während der Sommermonate nach Osthofen. Meine Tristanartikel gefielen nun vornehmlich der Partei und auch Wagner, der sie las; im gegnerischen Lager jedoch machte ich mir viele Feinde dadurch. In jenen Zeiten ging es fürchterlich leidenschaftlich zu. Dräsekes Ballade „Helges Treue" und mein Liszt gewidmeter „König Sifrid", welche fast gleichzeitig erschienen, wurden von den gegnerischen Blättern mit gierigem Grimm zerfleischt. Wer es wagte, sich in den Dienst der neuen Sache zu stellen, der hatte einen schweren Stand.

Im Spätherbst ging ich wieder nach Leipzig, um im Verein mit H. v. Bronsart die Konzerte des Musikvereins „Euterpe" im großen Saale der Buchhändlerbörse zu leiten. Den Herren Dr. Brendel, C. F. Kahnt und Julius Schuberth war es gelungen, in den Vereinsvorstand zu gelangen, und damit zog, zum großen Verdruß der Gegner, die neue Richtung in die Konzerte dieser zweitgrößten Musik-

geſellſchaft Leipzigs ein. Vorſichtshalber brachten wir in den erſten Konzerten faſt nur klaſſiſche Muſik, gingen dann aber bald zur neuen über. Berlioz' herrliche „Gefangene" kam und ſpäter deſſen „Feſt bei Capulet". Im achten Konzert ſollten die Dirigenten ihre Viſitenkarten als Komponiſten abgeben. H. v. Bronſart wählte zu dieſem Behuf ſeine „Frühlingsphantaſie" und ich mein „Grab im Buſento", vom Baſſiſten Wallenreiter und dem akademiſchen Geſangverein „Arion" vorzüglich vorgetragen. Meine Ballade wurde in der denkbar günſtigſten Weiſe aufgenommen, während v. Bronſart mit ſeinem reinen Orcheſterſtück natürlich einen ſchwierigeren Stand hatte. In welch unanſtändiger Weiſe damals, trotz der brauſenden Beifallsſalven des Auditoriums, öffentlich Kritik geübt wurde, mag folgendes ergötzliche Pröbchen zeigen. E. Bernsdorf ſchrieb in der „Deutſchen Allgemeinen", der ſehr vielgeleſenen Brockhausſchen Zeitung, unterm 6. Februar 1861:

„Der Muſikverein ‚Euterpe' hat geſtern ſein achtes Konzert gegeben und damit wiederum ein Scherflein zur Propagierung weimariſcher Kunſtmaximen beigetragen, indem ‚Das Grab im Buſento', Ballade von Platen, für Baßſolo, Männerchor und Orcheſter komponiert von W. Weißheimer, und ‚Frühlingsphantaſie' für Orcheſter (in fünf zuſammenhängenden Sätzen: Winteröde, Frühlingsnahen, Liebestraum, Lebensſtürme, Aufſchwung zum ewigen Frühling), komponiert von H. v. Bronſart, vorgeführt wurden. Eine Kritik dieſer Werke zu geben, halten wir für überflüſſig, denn erſtens gilt von ihnen alles das, was wir ſchon ſeit Jahren über die Hervorbringungen Liszts (deſſen bloße Kopiſten die genannten Herren ſind, auch ſogar darin, daß ſie, wie er, ihren Pinſel mitunter ſtark in den Wagner-Berliozſchen Farbentopf tauchen) geſagt haben, und zweitens

vertragen ſie gar keine eigentlich muſikaliſche Sondierung, denn vom muſikaliſchen Kunſtwerk haben ſie weiter nichts als das Material, die Töne, mit denen ſie es aber auch nicht einmal bis zur Definition jenes Philoſophen bringen, der die Muſik nur als ‚angenehmes Geräuſch‘ erklärte. Die Bronſartſche ‚Frühlingsphantaſie‘ iſt uns übrigens nicht neu; wir hörten ſie vor einigen Jahren ſchon, und unſre entſchiedene Verurteilung des Werkes von damals her wird vielleicht einigen Leſern dieſes Blattes noch in der Erinnerung ſein. Daß unſre Anſichten noch ganz dieſelben ſind, geht aus Obengeſagtem hervor. Die übrigen, wirklich muſikaliſchen Beſtandteile des Konzerts waren“ ꝛc. ꝛc.

Dieſe Suada war für mich um ſo ergötzlicher, als mein „Grab im Buſento“ bereits aus dem Jahre 1856 ſtammte, während ich erſt im folgenden Jahre die erſte Bekanntſchaft mit Werken von Liszt machte. Welch merkwürdiger „Kopiſt“ muß ich da geweſen ſein! Womöglich totgemacht ſollte ich dann noch in den weitverbreiteten Leipziger „Signalen“ werden; auch wurde dieſes gehäſſige Urteil in der „Niederrheiniſchen Muſikzeitung“ abgedruckt, während die Leipziger Lokalpreſſe voll des Lobes über meine Kompoſition war.

Zu dieſen Konzerten der „Euterpe“ kam Liszt öfters von Weimar herüber und gab dann gewöhnlich einige Tage zu. Einmal ſpielte er da bei Dr. Brendel ſeine „Dantesymphonie“. Vor dem Schluß überraſchten wir ihn durch das unerwartete Eintreten eines kleinen Damenchores, den ich zu dieſem Zweck zuſammengebracht und einſtudiert hatte. Ein andermal, nachdem bis nach Mitternacht getafelt worden und natürlich auch der Wein in Strömen gefloſſen, zog er

plötzlich ſeinen Rock aus, ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte in Hemdsärmeln hintereinander mehrere ſeiner allerſchwierigſten Klavierſtücke, darunter die Sonambula- und ſeine Don Juan-Phantaſie. Dieſe Glanzſtücke aus ſeiner Virtuoſenzeit waren jetzt nur äußerſt ſelten von ihm zu hören; war er aber einmal „dran“ zu bringen, ſo ſperrten die reſpektiven Zuhörer ſozuſagen bald Mund und Naſe auf, denn was es da an techniſchen Wundern zu erleben gab, ſchien wahrhaftig über das Menſchenmögliche zu gehen. Stets wohnte er in Leipzig in dem in der Hainſtraße gelegenen Hotel de Pologne. Hier war es auch, wo er nach einem glänzenden Diner die ſchon citierten Worte ſprach: „Hätte ich immer nur Fauſt- und Danteſymphonien geſchrieben, ſo könnte ich meinen Freunden keine Forellen und Champagner in Eis vorſetzen.“

---

## Liszts Prometheus. Beſuch in Weimar und Lohengrin in Mannheim.

Auch F. Träſeke war zu den Konzerten einigemal von Dresden gekommen und bei mir abgeſtiegen. Er brachte einen Germaniamarſch und ſeine Ballade „Helges Treue“ in Partitur mit. Wie gern hätte ich das hochintereſſante op. 1 in der „Euterpe“ aufgeführt! Leider konnte ich damit im Vereinsvorſtand nicht durchdringen; man ſagte mir, man dürfe jetzt nicht noch mehr wagen. Erſt müſſe Liszts „Prometheus“ heraus! — Um dieſe Zeit wird es wohl

auch gewesen sein, als ersterer mit gesunkenem Mute Liszt besuchte, welcher ihn teilnehmend fragte: „Nun, Dräseke, wie geht's?“ worauf ihm die köstliche Antwort wurde: „Herr Doktor, ich schwinge die Palme der Erfolglosigkeit!“ Dieser unbezahlbare Einfall Dräsekes fand bei Liszt die denkbar günstigste Aufnahme, und noch nach Jahren teilte er andern diese köstliche „Palme der Erfolglosigkeit“ lachend mit.

Das vorletzte, neunte Konzert hatte einen überaus glänzenden Erfolg: Lisztś „Prometheus“ schlug entschieden durch. Die prachtvollen Chöre und das brillante Orchester verfehlten nicht, einen begeisterten Beifallssturm zu erwecken. Man wollte durchaus Liszt sehen, dessen Anwesenheit bekannt geworden war. Lang erscholl das Rufen und der Beifall vergeblich — Liszt kam nicht. Niemand vermochte den Erfolg im entferntesten nur zu ahnen; drum zog es der Meister vor, lieber im Hotel zu bleiben, als sich möglicherweise gemeinen Demonstrationen auszusetzen! Gewisse Leipziger Biedermänner hatten nämlich schon vorher versucht, in einigen Blättern das Publikum gegen dieses Werk aufzuhetzen, nannten den „Prometheus“ eine „Katzenmusik“ und verglichen ihn mit „Rindskaldaunen“. Das Publikum kam natürlich nicht ohne schlimmes Vorurteil herein, aber schon nach dem Schnitter- und Bacchuschor war dieses in sein Gegenteil verwandelt, und der zündende Schluß „Heil der Menschheit“ brachte den entscheidenden Sieg. Liszt war beim Anhören dieser Freudenbotschaft hocherfreut. Es hatte sich bald ein großer Kreis Bewunderer und Verehrer um ihn versammelt. Nach einem auf ihn ausgebrachten Toast machte er mit seinem Glas die

Runde, und als er mit mir und Kollegen v. Bronſart, dem heutigen Dirigenten, anſtieß, bat er uns, angeſichts der auch ihm drohenden Zeitungsangriffe, ihn „in den Bund als dritten der Vermöbelten“ aufnehmen zu wollen. Am andern Morgen brachte ihn eine zahlreiche Geſellſchaft zur Bahn.

Nun ließ ich in der „Neuen Zeitſchrift“ noch eine zweite Artikelſerie über „Triſtan und Iſolde“ folgen und vereinbarte mit Peter Lohmann, Eſaias Tegnérs „Frithjoſſage“ als Oper zu bearbeiten. Ich verſprach mir von dieſer Dichtung mehr als von den andern, mir bereits von Lohmann verfaßten Textbüchern. Dem Verleger Kahnt übergab ich zum Druck mein „Grab im Buſento“. Gleich darauf kam J. Schuberth mit demſelben Anſinnen. Ich ſagte ihm, ſein größeres Verlagsgeſchäft wäre mir bei weitem lieber geweſen als dasjenige Kahnts; leider ſei es jetzt zu ſpät. Zum Dank für meine Gewiſſenhaftigkeit ließ mich Kahnt ſitzen. Das Werk, obwohl mehr als ein dutzendmal mit entſchiedenſtem Erfolg aufgeführt, blieb vorläufig ungedruckt. Damals machte ich aber den originellen Schuberth auf die ebenfalls noch ungedruckte Fauſtſymphonie Liszts aufmerkſam, und er biß an!

Unterdeſſen war auch das letzte Euterpekonzert vorübergegangen. Ich verabſchiedete mich in Leipzig und fuhr mit Dr. Brendel nach Weimar zu Meiſter Liszt, wo eine Vorbeſprechung der für Ende Juli in Weimar geplanten zweiten Tonkünſtlerverſammlung ſtattfand. Auf Liszts Wunſch blieb ich noch einige Tage bei ihm zu Gaſt. Er war wieder die Liebenswürdigkeit ſelber, brachte mich abends zu Bett und holte mich andern morgens ſehr früh wieder heraus. Die

Tage verliefen in angenehmſtem gegenſeitigen Verkehr. Liszt ging gerade noch einmal die Prometheuspartitur durch und machte auch ein vierhändiges Klavierarrangement fertig, welches er mit mir durchſpielte. Offen fragte er nach meiner Meinung über einige kleine Abänderungen, die er hier und da in der Partitur vorgenommen. Ich war darüber ſehr froh; denn bei der Leipziger Aufführung waren mir einige ſolcher Veränderungen aufgefallen, die ich keineswegs für glücklich angebracht hielt. Vor allem hatte er die mir in der Dresdener Aufführung 1857 als äußerſt ſchwungvoll erſchienene Stelle „Heil der Menſchheit“ faſt umgekehrt. Ich fragte, ob die Melodie in Dresden nicht ſo gelautet habe, wie ich ihm ſpielen würde (Sopran: as, des, as, ges; ſtatt des, ges, wie jetzt geſchrieben ſtand), und ſofort gab er mir das zu, nicht wenig erſtaunt, daß mir dieſe Stelle faſt vier Jahre im Gedächtnis geblieben war. Natürlich plädierte ich eifrig für das hohe as (ſtatt des) und hatte die Freude, es bald wieder an ſeiner Stelle zu erblicken. So gab er auch an verſchiedenen andern Stellen meiner Anſicht Gehör, worüber ich nicht wenig erſtaunt war, und worauf er ſagte: „Wiſſen Sie denn nicht, daß ich ſehr viel auf Sie halte? Sie bemerkten doch gewiß, daß ich Sie ſtets anders behandelte wie die andern. Hier nehmen Sie zum Andenken meine geſchriebene Prometheuspartitur, deren ich nun nach dem erfolgten Druck nicht mehr bedarf.“ Mit einem herzlichen Kuß übergab er mir das intereſſante Buch. Es war eine Kopie, die aber an vielen Stellen überklebt und mit ſeiner eignen Schrift bedeckt war. Ich hob es natürlich gut auf und beſitze es heute noch. Vermutlich war es auch

bei der Wiener Aufführung gebraucht worden, denn zu Anfang ſteht mit Blauſtift von Liszts Hand geſchrieben: „Ich bitte Freund Herbeck, bei den Proben auf das Kolorit der Inſtrumentierung der Chöre 1 und 3 die größte Sorgfalt zu verwenden", und bei dem Hornſolo: „Das Horn iſt nicht als Wald- und Jagdhorn in dieſer Nummer (1) zu behandeln!" Bei der Stelle: „Wo Winde wehen und Segel fliegen" ſteht mit Rotſtift die charakteriſtiſche Bemerkung: „Im Chor gut ausſprechen und rhythmiſch markieren — nicht murmelnd!" Die umkomponierte und neu inſtrumentierte Stelle „mit Perlen umwinden wir einſt dein Haupt" enthält wieder mit Blauſtift die Bemerkung: „Dieſe Stelle möchte ich nicht verkapellmeiſtert hören! —" Bei dem Dryadenchor (Nr. 3): „Dieſer Chor müßte einen ſibylliniſchen Schauer erregen!" und bei dem Altſolo „verödet ſtehn im alten Hain der Götter Altäre" die Worte: „Die Singſtimme mit tragiſchem Pathos. (Frau Kapellmeiſter Krebs ſang dieſes Solo prächtig in Dresden.)" Beim Schnitterchor: „Es muß Sorge getragen werden, daß die Hörner und Fagotte ſich keine falſchen Bindungen erlauben; rhythmiſch richtig, aber zart (nicht plump!)", beim Soloquartett „der heil'gen Göttin flehn dir alle" ſteht in Tintenſchrift: „NB. Tichatſchek, Mitterwurzer ꝛc. in Dresden ſangen dieſe Stelle wundervoll." Es würde zu weit führen, wollte ich mich hier auf weitere Details einlaſſen.

Dieſe Tage des herzlichen Einvernehmens mit dem genialen Manne werden mir unvergeßlich bleiben. Gern hätte er mich ganz in Weimar behalten, wozu damals einige Ausſicht vorhanden war. Muſikdirektor Laſſen hatte

nämlich Chancen, als Kapellmeister nach Brüssel zu kommen. Für diesen Fall wollte mich Liszt beim Großherzog als Nachfolger Lassens empfehlen. Aus der Sache ist nichts geworden, da Lassen in Weimar blieb. Dessen Lieder begannen schon damals sich einzubürgern. Einmal begleitete ich einige derselben Fräulein Elvira Berghaus in einem Konzert in Erfurt. Abends kam auch Lassen hinüber und fuhr dann mit uns zurück. Stets war er charmant mit jungen Damen. Auch Liszt war diese Ritterlichkeit Lassens bekannt, und als ich da bei passender Gelegenheit einmal etwas ironisch die Worte Loges im „Rheingold" anstimmte: „Lassen will nichts von Lieb und Weib", konnte Liszt sich nicht des Lachens erwehren.

Am letzten Abend lobte er noch mit Nachdruck (Grün, daß er den „Mut" gehabt, in der „Euterpe" zu spielen (ich hatte ihm das Beethovensche Violinkonzert dirigiert), hinzufügend, außer ihm habe nur noch Leopold Damrosch aus Breslau den gleichen Mut besessen (auch diesem hatte ich sein eignes und sehr wirksames Violinkonzert dirigiert). Am nächsten Morgen verabschiedete ich mich von Liszt, ihm für die mir erwiesene Gastfreundschaft herzlich dankend. Er sagte: „Kommen Sie bald wieder," dann vertraulich: „Ich mag Euch gern; Ihr seid eine biedere, wahre Natur, Ihr meint es ehrlich mit mir! Bekäme ich doch die vielen eigennützigen Schmeichler nicht mehr zu sehen, welche mich belagern!" Mit dem üblichen Kuß entließ er mich, mir noch ein Kistchen mit herrlichen Cigarren auf den Weg gebend. —

Liszt ging bald darauf nach Paris, und vor meiner Abreise

hatte er mir verſprochen, mich auf dem Rückwege in Oſthofen zu beſuchen, wohin ich reiſte. In der Steinmühle waren darob große Vorbereitungen getroffen. Leider war er veranlaßt, ſeinen Rückweg über Köln zu nehmen, wie er mir aus Paris ſchrieb. Seinen liebenswürdigen, ausführlichen Brief kann ich leider hier nicht wiedergeben, da er abhanden gekommen iſt.

Damals beſchäftigte ich mich mit der Kompoſition des Lohmannſchen Textbuches „Frithjof“ und komponierte auch einige gemiſchte Chöre für die Oſthofener „Liedertafel“. Auf Wunſch des Vorſtandes hielt ich die Proben ſelber und brachte ein Konzert zu ſtande, an das die guten Oſthofener noch heute denken. Mein Chor mit Soli: „O lieb, ſolang du lieben kannſt“ gefiel ihnen über die Maßen und rührte ſie zu Thränen, und als eines ſchönen Sonntags in Kähnen über den Rhein geſetzt worden, und ſich im ſogenannten Steinerwald ein reizendes Feſt entwickelte, erſchollen bei Wein und Gerſtenſaft meine Lieder aus voller Kehle. Nur allzuſchnell verliefen jene ſchönen Tage in Oſthofen. Der Sommer war da, ich mußte fort, denn ich hatte meine Mitwirkung in einem der Weimarer Tonkünſtlerkonzerte zugeſagt. Kurz vorher hörte ich noch mit Mutter und Schweſter in Mannheim den „Lohengrin“.

Am dortigen Theater begegnete mir der Violoncelliſt Heinefetter, Mitglied des Orcheſters. Auf meine Frage, wie es gehe, ſagte er: „Ach, vor lauter Lohengrinproben ſind wir alle ganz lohengrün angelaufen. Den Wagner ſoll der Teufel holen!“ Das Publikum war andrer Meinung. Vincenz Lachner nahm zwar die Einleitung und andres

viel zu ſchnell, doch ſang Ander aus Wien den Lohengrin herrlich, und das Enſemble war ſo gut, daß das Auditorium nebſt Mutter und Schweſter förmlich elektriſiert wurden.

## Die Tonkünſtlerverſammlung in Weimar 1861.

Als ich im Auguſt in Weimar eingetroffen war, fand ich ſchon Dräſeke, Leopold Damroſch, Peter Cornelius, Carl Tauſig und viele andre anweſend — vor allem auch Hans v. Bülow, der mit den Proben zu Liszts Fauſtſymphonie beſchäftigt war, und den ich nun auch genauer kennen lernen ſollte. Liszt hatte uns nämlich ſamt und ſonders bei ſich auf der Altenburg einquartiert. Als immer mehr „Tonkünſtler“ einrückten, reichten die Betten ſchließlich nicht aus. In einem Saale des Seitengebäudes wurde ein ganzes Heulager mit großen Tüchern darüber ausgebreitet, und darauf, halb entkleidet, ſchlief die luſtige Geſellſchaft die wenigen Stunden, die der Ruhe gewidmet waren — wenn überhaupt von Schlafen die Rede ſein konnte. Liszt ließ es ſich nicht nehmen, bei uns in der Mitte zu liegen. Erſt gegen Morgen war ſo viel Ruhe eingekehrt, daß ſich die Augen ſchließen konnten. Einmal hatte ſich Liszt zuerſt vom Lager erhoben und jene Pianopizzicatoſtelle der Bäſſe im erſten Fauſtſatze vor ſich hin markiert, die ſich jedem Hörer einprägt und auf der letzten Probe öfters wiederholt worden war: — ſofort ſetzten wir die Hände wie Schalltrichter an den Mund und bliesen im Chor die nach dem Pizzicato

einfallenden Hörner in F (Partitur S. 108). Das amüſierte Liszt ſo, daß er ſagte: „Noch einmal!“ Wieder fing er das Oktavenpizzicato an mit ſeinem „bimbim, bam, bum, bam, bim“ — und wieder fiel unſer Hornchor mit einem langgehaltenen „bäbäh“ im Händeſchalltrichter ein. Unter ſolchen Späßen wurde Toilette gemacht und dann an der langen Frühſtückstafel im Vorderhauſe Platz genommen. Dieſe mußte ſtets vergrößert werden. Unter den Neuangekommenen befand ſich auch der damals berühmteſte Pariſer Juriſt Emil Ollivier nebſt Gemahlin, der Schweſter Coſimas v. Bülow. Frau Ollivier war kleiner als ihre Schweſter, brünett und von etwas rundlichen Formen; ihr Gemahl mittelunterſetzt, bleich von Geſichtsfarbe, mit dunklem Haar, ſchwarzen, ſprechenden Augen, die ein goldnes Lorgnon unterſtützte. Neben Liszt bildete er den Mittelpunkt des Intereſſes aller. Hätte man da erſt gewußt, daß derſelbe Mann neun Jahre ſpäter ſich an der Spitze der franzöſiſchen Regierung befinden würde, daß er dem drohenden fürchterlichen Kriege „leichten Herzens“ entgegenzugehen ſo verwegen wäre! Mit welchen Augen hätten wir ihn da erſt betrachtet! — Ob ſich 1861 unter den Gäſten auch Frau Coſima v. Bülow befunden, deſſen kann ich mich nicht erinnern. Sicher fehlte jedoch die Prinzeſſin Marie, welche ſchon vor einem Jahr einem der Fürſten Hohenlohe in Wien ihre Hand gereicht hatte. Zum Polterabend war ich damals auf der Altenburg zugegen, und Liszt ſpielte da mit mir ſeinen vierhändigen Goethemarſch auf einem noch gut erhaltenen Flügel, der Beethovens Eigentum geweſen. Ihn zierte ein maſſiv-ſilbernes Notenpult in Flügel-

breite. In der Mitte desſelben erſchienen, etwas erhaben, die Geſichtszüge des Unſterblichen. —

Nach dem Frühſtück brachen alle zu den diverſen Proben auf. Von Dräſeke war ein ſehr kühner Germaniamarſch in Sicht, von Cornelius das reizende Terzett aus ſeinem „Barbier von Bagdad", ein Stück von Otto Singer und mein „Grab im Buſento". Die bedeutend verſtärkte Hofkapelle probierte emſig an Liszts Fauſtſymphonie. Einmal war zu dieſer die Partitur vergeſſen worden und auf der Altenburg liegen geblieben. Liszt probierte trotzdem das „Gretchen" auswendig. Als er an die rhythmiſch etwas komplizierte Stelle kam, welcher man die Worte unterlegen kann: „Er liebt mich — liebt mich nicht" u. ſ. w., wollte dieſe Blumenſprache dem Orcheſter durchaus nicht gelingen. Frugen Flöten und Klarinette, ſo gaben die vier Soloviolinen keine richtige Antwort, und wurden die Fragen lebhafter, ſo entſtand bei dem Accelerando eine kleine Konfuſion, die das artige Blumenſpiel in ein nichts weniger als graziöſes Inſtrumentenſpiel verwandelte. Als es nach einigem Probieren immer noch nicht zuſammengehen wollte, ſagte Liszt zu Bülow: „Hans, wie dirigierſt du dieſe Stelle?" Bülow kam herbei, nahm den Taktſtock, lehnte den linken Arm an den Rücken, ſtreckte ſich, ſoviel es gehen wollte, um von allen geſehen zu werden, und zeichnete mit ſeiner hocherhobenen Rechten die komplizierte Bewegungsfigur dieſer Stelle ſo klar und deutlich in die Luft, daß ſie die Muſiker ſofort richtig wiedergaben.

Als hierauf v. Bülow den Taktſtock Liszt wieder einhändigen wollte, ſagte dieſer: „Schwinge du nur das Zepter

weiter; es ist bei dir in guten Händen!“ — und Bülow dirigierte auswendig weiter. Er hatte nicht nur alle Noten im Kopfe, sondern auch die hier und da zu leichterer Orientierung beigefügten Buchstaben. So konnte er sich den Luxus gestatten, einzelne schwierigere Stellen außer der Reihe vorzunehmen, das Leichtere übergehend. In der That konnte er sein eminentes Gedächtnis in kein glänzenderes Licht setzen, als wenn er einmal siebenzehn Takte vor Buchstaben B, neunundzwanzig vor Buchstaben Y u. s. w. wieder anfangen ließ und den Hornisten zurief, bei Buchstaben Ee (Mephisto) besonders scharf zu rhythmisieren.

Leider konnte ich nicht der ganzen Probe beiwohnen, denn Liszt kam, mich zu bitten, doch lieber vorsichtshalber die vergessene Partitur herbeizuholen. Er meinte, sie müsse oben im Musikzimmer irgendwo liegen. Ich eilte zur Altenburg und fand sie auf dem Spinett, welches zwischen zwei Fenstern an der Wand lehnte. Es war ehmals im Besitze Mozarts gewesen. Andächtig hatte ich schon öfters die schwarzen Unter- und weißen Obertasten berührt, welche dem Göttlichen einst zum Gebrauche gedient. Auf diesem zugeklappten Mozartklavier lag nun (les extrêmes se touchent) Liszts Faustsymphonie, mit welcher ich mich sofort wieder auf den Weg machte. Ich war aber noch keine zwanzig Schritte vom Hause weg, als mir eine ganz außerordentliche Ueberraschung wurde: Wie ich mich den hinunterführenden Treppen im Tannengebüsch näherte, sah ich erst einen Kopf und gleich darauf die ganze Figur eines Herrn zum Vorschein kommen, der die Stufen heraufschritt und fast schon oben angelangt war. Ich sah ihm ins

Geſicht und war auf das freudigſte überraſcht, als ich keinen Geringeren als Richard Wagner vor mir ſah! Er war ganz unvermutet gekommen, um Liszt ſeinen erſten Beſuch in dem ihm endlich wieder offenſtehenden deutſchen Vaterland zu machen, das ihn über elf Jahre von ſich geſtoßen hatte. Napoleon III. ſoll im Jahr vorher, während des Fürſtenkongreſſes in Baden-Baden, den König Johann von Sachſen in einer Fenſterniſche gebeten und bewogen haben, Deutſchlands großen Sohn dem Vaterlande wiederzugeben!

Nun war er alſo wirklich da — und frei! Kein dienſtbefliſſener Späher durfte ſeine Schritte behelligen und ſich ſeiner Perſon bemächtigen. Im „Fall Wagner“ hatte endlich — wenn auch viel zu ſpät — die Vernunft geſiegt.

Nach der erſten Ueberraſchung begrüßte ich ihn des lebhafteſten. Sofort erkannte er mich wieder und frug, ob er Liszt im Hauſe fände. Ich ſagte, im Hauſe ſei niemand; alle weilten in der Probe zum Feſtkonzert. Nach einem Augenblick der Ueberlegung fragte ich ihn, ob er nicht Luſt habe, mir dorthin zu folgen; es wäre dies ein reizendes Zuſammentreffen mit Liszt und allen. Gleich willigte er ein, ſtieg mit mir die Treppen wieder hinunter und folgte mir durch die Stadt. In meiner Phantaſie konnte ich mir den nun kommenden Moment nicht ſchön genug ausmalen. Bei der Probelokalität angekommen, bat ich ihn, einen Augenblick zu verweilen und mich erſt hineingehen zu laſſen. Lächelnd blieb er ſtehn. Ich ſtürmte die Treppe hinauf in den Saal, direkt zu Liszt mit den Worten; „Wagner iſt da!“ Sofort kommandierte Liszt dem Orcheſter: „Halt! Eh' wir weiter probieren, bereitet einen ordentlichen Tuſch vor!“ Alle ſahen

erwartungsvoll nach der Thüre, durch welche ich bereits wieder verſchwunden war. Im nächſten Augenblick ſtand Wagner am Eingang des Saales. Bei ſeinem Anblick brach ein unbeſchreiblicher Jubel aus. Das Orcheſter ſchmetterte aus Leibeskräften, Liszt ſtürzte auf Wagner zu und beide lagen ſich lang in den Armen. In manchem Freundesauge zeigten ſich Thränen der Freude und der Rührung. Es hatte ſich um die ſich herzlich Küſſenden und Umarmenden eine dichte Gruppe gebildet. Jeder bemühte ſich, einen Kuß oder wenigſtens einen Händedruck von dem großen Meiſter zu erhalten. Des Umarmens ſchien kein Ende zu ſein mit Bülow, Cornelius, Tauſig und vielen, vielen andern.

Als ſich der große Freudentaumel einigermaßen gelegt hatte, konnte die Probe wieder fortgeſetzt werden. Es wurde jetzt Dräſekes kühner Germaniamarſch probiert, deſſen gewagte Harmoniefolgen nicht wenig frappierten und auch das Orcheſter etwas ſtutzig machten. Ich befand mich mit Dräſeke in Wagners Nähe. Auch ihn frappierte das grellharmoniſche und heißblütig-patriotiſche Stück Dräſekes. Wenige Wochen vorher hatte gerade ein gewiſſer Oskar Becker in Baden-Baden (wohl in patriotiſcher Verblendung) ein Attentat gegen den König von Preußen verübt. Bei Anhörung dieſes Germaniamarſches mochte nun Wagner jenes Attentat in Baden-Baden in Erinnerung gekommen ſein, denn er ſagte plötzlich, als es gerade im Orcheſter wieder äußerſt ſtürmiſch und gepfeffert herging, zu dem etwas betroffenen Dräſeke: „Potztauſend, Sie ſind ja ein zweiter Oskar Becker!“ Alle Umſtehenden mußten ob dieſes witzigen Einfalls herzlich lachen, der auch Dräſeke aus

seiner Beklommenheit befreite und ihn schließlich mitzulachen zwang.

Nach der Probe war kleines Diner von zwölf Gedecken in den Räumen der Fürstin v. Sayn-Wittgenstein auf der Altenburg. Außer den bereits Eingeladenen brachte Liszt natürlich auch Wagner mit. Die Damen gewahrten die Unglückszahl dreizehn mit Schrecken — infolgedessen verschwand einer der Geladenen zur Beruhigung der Betreffenden. Am nächsten Tage waren wieder zwölf geladen, und wieder kam ein unvermuteter Dreizehnter mit. Diesmal mußte Cornelius verschwinden, weil ich mich erst gestern davongeschlichen hatte. Da es der Zufall noch einmal so fügte, erklärte Wagner: „Jetzt soll keiner mehr verschwinden! Ein für allemal will ich der Dreizehnte sein!" Da aber trotzdem die Falten auf dem Antlitz der Frauen sich nicht glätteten, zog es doch wieder ein andrer vor, heimlich von der Tafel zu verschwinden. Lächerliche Dreizehnerfurcht! Wie hast du nicht schon die vornehme Welt geplagt, und wie lange wird sie sich diesem Unsinn nicht noch sklavisch unterwerfen!

Die Aufführung der Faustsymphonie unter Bülows Leitung fand, wie auch das folgende Konzert, im großherzoglichen Hoftheater statt. Sie ging excellent von statten — trotzdem machte sich eine kleine Opposition bemerklich. Liszt saß mit Wagner in einer Loge rechts vom Orchester. Nach dem Schlußchor erscholl langanhaltender, brausender Beifall. Hans v. Bülow machte mehrere Verbeugungen; der Beifall legte sich aber nicht, man rief Liszt. Dieser war aus der Loge verschwunden, und jeder glaubte, er würde auf

der offenen Bühne erſcheinen. Immer wurde weiter geklatſcht und gerufen, doch Liszt kam nicht. Offenbar war er durch das Gebaren der Gegner verſtimmt. Es war dies dieſelbe Oppoſition, welcher Cornelius' „Barbier von Bagdad" zum Opfer fiel, und die auch den „Lohengrin" ſeinerzeit bedrohte. Es wurden mehrere Familien genannt (wenn ich nicht irre, unter andern Voigt und Marſchall), die ſich mit dem verabſchiedeten Hofkapellmeiſter Chelard verbunden hatten und ihre Oppoſition ſo lange fortſetzten, bis Liszt den Taktſtock niederlegte. Liszt erzählte öfters heitere Epiſoden aus der Zeit der Lohengrinproben. Einmal ſei Chelard zu ihm gekommen und habe geſagt: „Soviel Sie ſich auch für Ihren Freund Wagner abmühen, ſo iſt es doch diesmal gewiß vergebens, denn dieſe Oper iſt einfach unmöglich und wird mit Pauken und Trompeten durchfallen." Liszt kannte aber ſeine Leute und hatte ſich vorgeſehen. Die Schikanen und Intriguen, welche an keiner Bühne fehlen, wußte er dadurch am beſten zu beſeitigen, daß er die Pauſen nach den Aktſchlüſſen während der Theaterproben möglichſt lang ausdehnte. Auf der Bühne erſchienen gedeckte Tiſche, an denen vom Chor- und Orcheſterperſonal Platz nehmen konnte, wer wollte, und eſſen und trinken, ſolange man Luſt hatte. Mit den Soliſten war unterdeſſen Liszt zur „Erholung von den Lohengrinſtrapazen" in ein nahegelegenes Hotel gegangen. Wenn dann auch die Fortſetzung der Probe „etwas animierter" als gewöhnlich vor ſich ging, ſo hatte doch Liszt dadurch erreicht, daß der gute Wille wieder flott geworden war, und der — ſchlechte etwaiger Aufgehetzten weit verſöhnlicher wurde und we-

nigſtens keine abſichtlichen Störungen machte. Außerdem hatte Liszt die Vorſicht gebraucht, ſich von der Intendantur ſchriftlich geben zu laſſen, daß „Lohengrin“ dreimal kurz hintereinander aufgeführt werde, einerlei, ob das Haus vollbeſetzt oder leer ſei. Er that ſehr wohl daran; denn während der erſten Aufführung (1850) entvölkerte ſich der Zuſchauerraum bedenklich, in der zweiten liefen ganze Scharen demonſtrativ während des zweiten Aktes davon und erſt in der dritten ging den Zuhörern ein Licht auf von der wunderbaren Schönheit dieſes Werkes. So oft ich Chelard begegnete, ſah ich mir mit Vergnügen dieſen falſchen Propheten an. Einmal hörte ich auch im Theater ſeine Oper „Macbeth“, und zwar „unter perſönlicher Leitung des Komponiſten“. Eindruck machte ſie durchaus nicht auf mich, und von ihm ſelbſt iſt mir nur noch ſein Kürbiskopf mit einem mächtigen, ſchneeweißen „Titus“ über der Stirn in Erinnerung geblieben. —

Dieſer Lisztoppoſition gegenüber hatten natürlich auch die „Jungen“ der neuen Richtung, welche im zweiten Konzert vorgeführt wurden, einen ſchweren Stand. Den Reigen eröffnete Dräſeke mit ſeinem Germaniamarſch, welcher auf entſchiedenen Widerſtand ſtieß. Dann kam Otto Singer mit einem Stück, welches ausgeziſcht wurde. Unter dieſen mißlichen Umſtänden mußte ich als dritter mit dem „Grab im Buſento“ heraus. Ich hatte außer der famoſen Hofkapelle einen vortrefflichen Baßbaryton als Soliſten zu Gebot, und den Schlußchor: „Schlaf in deinen Heldenehren“ hatte der akademiſche Männerchor der Jenaer Studenten übernommen. Mit dieſen Kräften errang ich einen

vollen Sieg. Die Zischlaute waren verschwunden, und langanhaltender, brausender Beifall erscholl. Das Eis war gebrochen, und die Bahn war frei für die lange Reihe der nach mir Kommenden. Wagner und Bülow machten mir schöne Worte, und Liszt freute sich, sein früheres günstiges Urteil über diese Komposition von der Menge bestätigt zu sehen. Abends waren sämtliche Komponisten, die in diesem Konzerte thätig waren, zu einem Souper bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog geladen. Während des Mahles unterhielt Sereniſſimus ſich abwechſelnd mit jedem von uns, — ließ aber jede Schüſſel unberührt. Vielleicht geſchah dies in Rückſicht auf die fortlaufende Unterhaltung, in welcher ja Seine Königliche Hoheit ſehr gnädig war.

Erwähnenswert iſt noch das Bankett im alten Stadthaus am Markt und beſonders die Verſammlung in den Räumen des Schießhauſes, wo in langen Reihen Hunderte tafelten und meiſt dem Gerſtenſaft zuſprachen. Dr. Brendel hatte das Fazit der Weimarer Begegnung gezogen, worauf Liszt dem „wiederheimgekehrten" Freunde ein donnerndes Hoch ausbrachte, welchem Wagner nun eine längere, aus dem Stegreif gehaltene Rede folgen ließ, in welcher er ſchließlich die Anweſenden aufforderte, „treu bei der Fahne zu bleiben und dies ſowohl ihm wie ſeinem hehren Freunde Liszt mit Herz und Hand zu geloben". Man kann ſich kaum den Jubel vorſtellen, mit dem dieſe Worte aufgenommen wurden. Des Umarmens und Händeſchüttelns war kein Ende. Die beiden Gefeierten liefen Gefahr, von den maſſenhaft Anſtürmenden aus Liebe faſt erdrückt zu werden — glücklicherweiſe war damit der Höhepunkt und zugleich das

Ende der Weimarer Tonkünstlerversammlung erreicht. Die Gäste zerstoben, und nach herzlichstem Abschied kehrte auch auf der Altenburg wieder die gewohnte Ruhe ein.

---

## Nochmals Musikdirektor in Mainz.

Die Mainzer Theaterleitung befand sich seit zwei Jahren in den Händen von Reinhold Hallwachs, aus angesehener Familie in Darmstadt stammend. Sein Kapellmeister war der tüchtige, aber öfters leidende Friedrich Marpurg, dem als Musik- und Chordirektor der später als Komponist bekannt gewordene Langert aus Koburg zur Seite stehen sollte. Dieser erwies sich jedoch in praktischer Hinsicht zu wenig erfahren; daraus zog er nur, die Stellung aufzugeben. Direktor Hallwachs bot dieselbe nun mir an, und ich ging in Hinsicht auf den kränkelnden Zustand Marpurgs darauf ein. Um mich willig zu erhalten, wurden mir Opern wie „Nachtlager", „Waffenschmied", „Czar und Zimmermann" 2c. zu dirigieren übertragen und — worauf es Hallwachs am meisten ankam — der damals neue und Epoche machende „Orpheus in der Unterwelt." Er war (für Mainz) prächtig ausgestattet, mit den ersten Kräften der Oper und des Schauspiels besetzt und zog die lieben Mainzer ganz gewaltig an, besonders wenn der beliebte Komiker Ewald Strobecker aus Wiesbaden herüber kam und den „Jupiter" sang und spielte. Einmal ließ er sich zu einer politischen Anspielung hinreißen, die ihm schlecht bekam. Bei der

Krönung König Wilhelms I. in Königsberg nahm dieſer die Krone vom „Altar des Herrn“ und ſetzte ſie ſich ſelbſt auf das Haupt, anſtatt dies vom funktionierenden Prieſter geſchehen zu laſſen. Dieſe Thatſache war damals viel kommentiert worden. Grobecker gedachte daraus Vorteil zu ſchlagen. Als er im zweiten Akte nach ſeinen „Attributen“ ſchrie, wurde ihm unter anderm auch eine Krone gebracht, die ihm aufgeſetzt werden ſollte. Grobecker wies ſie heftig zurück mit den Worten: „Die Krone nehme ich vom Altar der Götter und ſetze ſie mir ſelbſt aufs Haupt.“ — nahm ſie und ſtülpte ſich das Meſſingding triumphierend über die Ohren. Hierauf erſcholl minutenlanger donnernder Applaus, während deſſen Grobecker ſchmunzelnd ſtehen blieb und das ſich aufſchüttende Publikum mehrmals durch Abnehmen und Wiederaufſetzen dieſer merkwürdigen Kopfbedeckung dankend grüßte. Unter den Zuſchauern befand ſich aber auch zum Unglück für Grobecker der preußiſche Zeitungsgouverneur, welcher augenblicklich das fällige Spielhonorar des „Gaſtes“ in Beſchlag nehmen ließ und ihm außerdem noch eine Buße auferlegte, die Grobecker vor ſeinem nächſten Gaſtſpiel bezahlt haben mußte. Dies geſchah, und Grobecker trat wieder als Jupiter auf. Das Haus war natürlich ſo vollbeſetzt, daß „kein Apfel zur Erde konnte“, und alle waren neugierig, wie ſich Grobecker diesmal mit der kritiſchen Szene abfinden würde. Ihre Neugier ſollte endlich befriedigt werden. Als ihm die Krone gebracht wurde, kniete er vernünftig nieder und ließ ſie ſich geduldig aufſetzen, während er ſich gleichzeitig Papageno's Schloß vor den Mund ſetzte, ſich erhob und mit jämmerlicher Geberde,

darauf hinweisend, kopfschüttelnd davonlief. Großes Gelächter und demonstrativer Applaus holten ihn natürlich wieder heraus. Von neuem schüttelte er den Kopf und sprang mit großen Sätzen abermals davon, — was sich so lang wiederholte, bis ihm einer der „Götter" das Zauberschloß wegnahm und ihn bedeutete, in Zukunft „hübsch brav" zu sein. Er gelobte es, und die Vorstellung konnte weitergehen.

Neben Offenbachs „Orpheus" und „Verlobung bei der Laterne" bildete in der Oper Gounods „Faust und Margarete" den Hauptanziehungspunkt. In Frankreich vermochte Gounod bekanntlich damit nicht durchzudringen; er wußte jedoch den Großherzog Ludwig III. von Hessen dafür zu interessieren, dem er die Oper auch widmete. So kam es, daß das von den Franzosen vernachlässigte Werk in Darmstadt unter Schindelmeißer seine Auferstehung feierte und sich von da aus in der ganzen musikalischen Welt einbürgern konnte. Auf die Darmstädter Aufführung folgte gleich die Mainzer. In meinem Leibwesen war hier keine Oper Wagners zur Aufführung zu bringen, nicht einmal, als er selbst dort öfters anwesend war.

Ende November 1861 verließ er nämlich Wien, wohin er von Weimar gegangen war, da wegen Anders Erkrankung die Aufführung seines „Tristan" in der Donaustadt unmöglich geworden war. Er wandte sich zunächst nach Mainz, um sich mit Verleger Schott in betreff der nunmehr fest beschlossenen Aufführung der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg" ins Einvernehmen zu setzen. Am 1. Dezember kam er ganz unerwartet an.

Sonntags dirigierte ich im Theater. Dorthin sandte mir Frau Betty Schott die freudige Nachricht mit der Bitte, gleich nach Schluß der Vorstellung hinzukommen. Wie war es mir peinlich, nicht gleich fort zu können! Es waren noch zwei Akte durchzumachen, — ich zählte die Partiturseiten, die noch abtaktiert werden mußten, — die Tempi wurden hiebei vielleicht etwas schneller, als es recht war. Endlich kam die letzte! Noch eh' der Vorhang herunter, war ich schon vom Pult verschwunden. Im Galopp ging es nach dem Weihergarten und in Wagners Arme. Wie war ich erfreut, als ich nun von dem Meistersingerprojekt hörte und seinen schon vollständig ausgearbeiteten Prosa-Entwurf sah, in den sich schon so manches Verslein mit eingeschlichen hatte! Und gar, als er den Entwurf dann vorlas und Scene für Scene der neuen Oper enthüllte! „Was wird das für ein herrliches Werk geben!" ertönte es wie aus Einem Munde, als er mit der Lektüre zu Ende war. —

Nun wollte er sich gleich an die Ausarbeitung des Gedichtes machen und zu diesem Behufe auf einige Wochen nach — Paris gehen, wo ihm Fürst Metternich eine stille Wohnung im Garten der österreichischen Botschaft zur Verfügung gestellt hatte. Wagner blieb daher nur drei Tage in Mainz. Er hatte ein Zimmer in einem sehr bescheidenen Gasthof in der Nähe des alten Bahnhofs genommen (Stadt Köln), war aber tagsüber stets im Hause Schott zu Gast. Zu jedem Mittag- und Abendessen hatte Frau Betty Schott die besondere Liebenswürdigkeit mich ebenfalls einzuladen. Die Stimmung war natürlich eine gehobene und gegen

Ende der Mahlzeiten auch sehr lustige, da Wagner aus seinem köstlichen Anekdotenschatz öfters zum besten gab, und dadurch die Anwesenden bei seiner komischen Erzählungsweise nicht aus dem Lachen kamen. Manches Gewagte lief sogar mitunter — was konnte ein Wagner nicht alles wagen! Ganz ruhig führte er zum Beispiel den wegen seiner immer mehr anwachsenden Familie besorgten Judenvater vor, der seiner Frau zugerufen: „Wärst du doch so geschickt wie die Hühner, dann könnte ich dir wenigstens sagen: Ebbe, backe mir diesmal einen Eierkuchen," — oder er erzählte die schöne Geschichte aus Königsberg, wo Kant zu einer seltsamen Hochzeit eingeladen war. Der glückliche Bräutigam war in den Siebzigern, während die Braut noch nicht zwanzig zählte. Beim Hochzeitsmahl habe plötzlich eine etwas betagte Dame sich über den Tisch geneigt und Kant leise die Frage vorgelegt: „Herr Professor, was glauben Sie? — werden wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu erwarten sein?" Kant hätte trocken erwidert: „Weniger zu erwarten als zu befürchten!" Nach solchen Späßen ging es dann an den Flügel. Frau Betty Schott, bekanntlich eine vortreffliche Pianistin, spielte die Beethovens D-moll-Sonate zu Wagners vollster Befriedigung. Dann kam das kürzlich erschienene „Rheingold" an die Reihe, aus welchem Wagner unter anderm den Anfang der zweiten Szene und den Auftritt der Riesen sang. Leider konnten wir nicht das ganze „Rheingold" durchgehen, denn schon seit Wochen hatte ich einen schlimmen Finger, den ich durchaus nicht in Gebrauch nehmen konnte, der mich im Theater sogar nötigte, mit der linken Hand zu dirigieren. Ich behalf mich daher,

so gut es gehen wollte, mit nur neun Fingern bei den Rheingoldscenen, und da ich die Partitur genau kannte, vermochte ich Wagners Gesang dennoch ganz passabel zu begleiten — ich spielte eben Partitur und nicht den überladenen Klindworthschen Klavierauszug, zu dessen Bewältigung auch keine zehn Finger ausreichen. Klindworth selbst sei, wie Wagner erzählte, kaum damit zu Stande gekommen; nur bei viel langsameren Tempi sei es ihm einigermaßen möglich gewesen. Das konnte aber Wagner natürlich nicht passen; darum habe er ihm gesagt: „Zur Strafe der falschen Tempo-Auffassung müssen Sie mir jetzt einmal die erste Scene im richtigen Tempo spielen." Er habe es ihm angegeben, — bald hätte ihm aber Klindworth schweißgebadet eingestanden, so könne er nicht weiter, an ein solches Tempo habe er nicht gedacht, darum sei er gezwungen, die Waffen zu strecken.

Am nächsten Tag (nach meinen Notizen am zweiten Dezember) fand im Theater wieder eine Aufführung des „Orpheus in der Unterwelt" statt, welcher Wagner beiwohnen wollte. Er kannte noch nichts von Offenbach und wollte mich auch einmal „links" dirigieren sehen. Ich placierte ihn in der Fremdenloge, damals in der Mitte des ersten Ranges. Wider Erwarten hielt er drei Akte aus, dann traf ich ihn, der Verabredung gemäß, drüben im „Café Paris". Die „Zerstreuungen" Offenbachs hatten ihn erbost, wenn er auch dessen witzige Einfälle nicht verkannte. Nachmals erzählte er mir, Direktor Hollaender habe sich während der Vorstellung zu ihm gesetzt (etwas ich vom Pult aus wohl bemerkt hatte) und habe ihm unerhörliche Aufzählung

aller Anstrengungen gemacht, denen er obliegen mußte, um diesen Orpheuserfolg zu erreichen: Er habe diese „Oper" glänzend ausgestattet, sie mit den besten Kräften besetzt, selbst die Regie übernommen und extra mich dafür als Dirigenten gewonnen *u. s.* Das war nun allerdings zum Lachen, denn ich hatte bei meinem Engagementantritt noch keine Note von Offenbach gekannt; ich durfte also Wagners „herzliche Gratulation zum gesuchten Offenbach dirigenten" ebenso heiter entgegennehmen, als sie mir von ihm dargebracht wurde — umsomehr, als damals an die jetzt sich breit machende Spezies der „Wagnerdirigenten" noch nicht zu denken war. Seine Heiterkeit nahm auch nicht ab, als ich ihm erzählte, wie es mir vor drei Jahren mit seiner Faustouvertüre hier ergangen sei, und wie Peter Cornelius als einziger Claqueur dabei mitgewirkt habe. Da ich Cornelius genannt hatte, sagte er plötzlich: „Apropos, haben Sie denn noch Ihre Tristanszenen, von denen mir im Sommer der gute Peter erzählte? Es würde mich sehr interessieren, dieselben kennen zu lernen." Er wußte also darum, und da er es wünschte, versprach ich, sie ihm den andern Morgen ins Hotel zu bringen. Den Vormittag hatte ich Probe, und erst bei Tisch traf ich Wagner wieder im Hause Schott. Er hatte meine Stücke mitgebracht und schon bei Tisch einige der Gesellschaft unverständliche Anspielungen auf einen „zweiten Tristankomponisten" fallen lassen, die mich schon etwas besorgt machten. Als er aber nach dem Kaffee den Anwesenden weitere Aufschlüsse über die Art der Entstehung meiner Tristanfragmente gab und hinzufügte: „wie es ihn gefreut habe, als er meine Tristan-

arbeit durchgegangen und da geschehen hätte, wie ich selbst das Allerinnerste darin offen dargelegt habe", da mußte ich an den Flügel und die Scenen, so gut es ging, interpretieren. Sie machten auch hier denselben Eindruck wie seiner Zeit auf Liszt und Cornelius, und Wagner „dankte mir" (wie es in einem Brief an meine Mutter heißt) „für die Bethätigung meiner Gesinnung „ganz merkwürdig verbindlich". —

Gegen Abend erweiterte sich die Gesellschaft. Die Anwesenheit Wagners war bekannt geworden, und gar mancher, der Einlaß im Hause Schott hatte, kam, sich den merkwürdigen Mann anzusehen. Besonders hatten von dieser Gunst Damen Gebrauch gemacht. Sie saßen in „schönem Kranz" auf längs den Wänden des Salons hinlaufenden Sofas. In der Mitte desselben hatte Frau Schott ein Lesepult aufstellen lassen. Darauf lag das erste Manuskript des Meistersingerentwurfs, und auf inständiges Bitten der Anwesenden fand sich Wagner zu abermaligem Vorlesen desselben bereit. Trotz der Prosa riß ihr poetischer Inhalt die Versammlung bald mit sich fort. Gar possierlich nahmen sich schon David und der Merker aus, während Eva, Sachs und der Ritter von Stolzing, der noch Konrad hieß, bereits in dem ihnen eignen lieblichen Lichte glänzten.

Als diese interessante Vorlesung endigte, war aber auch die Stunde der Abreise herangekommen. Wagner verabschiedete sich von der Gesellschaft, die er so schnell bezaubert hatte (einigen Damen standen bereits beim Abschied die Thränen auf den Augen). Wir nahmen eilig noch ein kleines Souper extra avec im gastfreundlichen Hause ein, dann ließ „Franz" den Wagen anspannen, und nach einem

herzlichen Abschied von Frau Betty fuhr Wagner in Herrn Schotts und meiner Begleitung nach dem Bahnhof, wohin schon sein Gepäck gebracht war. Als der Pariser Zug sich in Bewegung setzte, rief er uns noch zu: „In wenigen Wochen auf Wiedersehen mit dem fertigen Meistersingergedicht!“

Eh' ich weiter erzähle, hat hier noch eines andern wunderlichen Zusammentreffens Erwähnung zu geschehen, das mir einige Wochen vor dem Eintreffen Wagners begegnete. Eines Abends schlenderte ich ziellos durch die Mainzer Straßen. Ich kam zur Rheinbrücke und hatte ein Gefühl, als müsse ich unbedingt ans jenseitige Ufer hinüber. Dort angekommen, trieb es mich wieder mit demselben mir unerklärlichen Gefühl in das „Hotel Barth“, wo ich niemals vorher eingekehrt war. Wie ich da in den Speisesaal komme, sehe ich zu meiner größten Ueberraschung Liszt am Tisch sitzen! Liszt, der keine Ahnung von meinem Mainzer Aufenthalt hatte, war natürlich ebenso erstaunt wie ich und rief: „Weißheimer, Weißheimer, wo kommt Ihr her!“ Ich sagte ihm, ein unbestimmtes, unerklärliches Gefühl habe mich über die Schiffbrücke nach Castel und hier in den Saal getrieben, — welch ein Magnet mich angezogen, hätte ich nicht gewußt, aber lebhaft gefühlt, daß es ein starker sein müsse — und nun sei es gar einer der stärksten gewesen. Lachend erwiderte er: „Reizend, wirklich ganz reizend! Vor einer Stunde bin ich hier angekommen und finde gleich Ihre Gesellschaft! Wären Sie nur eine Viertelstunde später gekommen, so war ich schon zu Bett, da ich morgen in der Früh' weiter reise. Jetzt trinken wir aber

noch eine Flasche Rüdesheimer zusammen!" Unter lebhaftem Gedankenaustausch wurde dieselbe geleert; dann empfahl ich mich wieder, da es schon spät war und Liszt der Ruhe bedurfte. Leider sollte ich ihn erst nach sechs Jahren wiedersehen. Er war nach Rom gezogen und hatte dort auf längere Zeit Wohnung genommen. Wie man weiß, stand er in näherer Beziehung zu Papst Pius IX., mit welchem er häufig in den vatikanischen Gärten lustwandelte, und welcher einmal, nachdem ihm Liszt seine Psalmen gespielt, ausgerufen haben soll, jetzt habe er bereits auf Erden die himmlischen Sphärenklänge vernommen. Liszt erhielt von ihm die sogenannten „niederen Weihen" und trug von da an immer nur des Priesters Rock. Auch Frau Fürstin [redacted] sollte in Rom in ein Kloster gegangen sein, worin sie später gestorben. —

Von Rom kehre ich nun wieder nach dem lustigen, katholischen Mainz zurück.

Im Stadttheater war indessen wirklich eingetreten, was man längst erwartet hatte. Mit der beginnenden Winternässe nahm Kapellmeister Maryngs Gichtleiden derartig zu, daß er seine Funktionen einstellen mußte. Es war nun Direktor Hallwachs an der Reihe, das mir bei Uebernahme meiner Stellung für diesen Fall gegebene Versprechen zu halten und mich an Maryngs Stelle rücken zu lassen. Aber — quod non! — Der gute Mann stand vor dem Bankerott und brauchte, behufs Abwendung dessen, eher noch einen Dirigenten mehr als einen weniger, und da gerade in Frankfurt Kapellmeister Gustav Schmidt frei war, holte er diesen für den Rest der Saison herüber. Da

Hellwachs mit meiner seitherigen Wirksamkeit sehr zufrieden gewesen, war dies schlecht von ihm gehandelt, — es brachte ihm in der That auch keinen Segen; denn als er dennoch bald darauf zahlungsunfähig wurde, ließen ihn seine Gläubiger in Schuldarrest nehmen und unsern Direktor sahen wir nicht wieder. Schmidt suchte sich nun vor allem mit mir in gutes Einvernehmen zu setzen, mir beteuernd, daß er nicht nach Mainz gekommen wäre, hätte er nur eine Ahnung von dem mir gegebenen Versprechen gehabt. Da ihn keine Schuld traf, konnte ich ihm natürlich nicht grollen, so sehr ich auch durch sein Erscheinen geschädigt war; denn am Theater ist es sehr schwer, sich vom zweiten zum ersten Dirigenten aufzuschwingen, und um diese gute Gelegenheit war ich nun gebracht worden!

Der mir dadurch gewordene Aerger verflog jedoch bald, — bereits zum 31. Januar 1862 hatte Wagner aus Paris sein Wiedererscheinen mit dem fertigen Meistersingergedicht im Hause Schott angemeldet. Pünktlich traf er ein und nahm diesmal auch im Weihergarten Wohnung. Die Dichtung hatte er innerhalb der wenigen Wochen vollendet und fix und fertig mitgebracht. Gleich zum ersten Abend war deren Vorlesung geplant und von den dazu Eingeladenen mit größter Spannung erwartet. Wir hatten alle schon Platz genommen, während Wagner noch im Salon auf und ab ging, von Zeit zu Zeit unruhig nach der Thüre und dann wieder auf seine Uhr sehend. Endlich erklärte er: „Wir müssen noch ein wenig warten, denn Cornelius ist noch nicht da!" Ich sagte: „Der ist ja jetzt in Wien!" worauf Wagner replizierte: „Nein, in jeder Minute muß er hier zur Thür

hereinkommen!“ Gleich darauf klopfte es, und Peter Cornelius ſchritt in den Salon! Mitten im Winter war er von Wien nach Mainz gefahren, um der erſten Vorleſung des Meiſterſingertextes beizuwohnen! Er hätte ſchon vor einer Stunde da ſein müſſen; da jedoch der Rhein heftig mit Eis ging und die Schiffbrücke abgefahren war, mußte er in Caſtel ſo lange warten, bis der Dampfer kam, welcher den Verkehr zwiſchen den beiden Ufern vermittelte. „Das nenn' ich Treue!“ rief Wagner, Cornelius freudeſtrahlend in die Arme ſchließend und ihn ſtürmiſch küſſend, während wir, die wir erſt ſtarr vor Erſtaunen dageſtanden, nun auch aufſprangen, den lieben Freund zu begrüßen, den wir ſo fern geglaubt, und der wie in einem Zaubermärchen nun plötzlich in unſerer Mitte erſchienen. Als er die lange Reihe grüßend und meiſt küſſend abgeſchritten und ſich dann mit uns ſetzte, begann endlich Wagner ſeine Vorleſung, die ſicherlich keiner der Anweſenden während ſeines Lebens vergeſſen haben wird. Die Modulationsfähigkeit ſeiner Stimme war ſo groß, daß er bald nicht mehr nötig hatte, die Namen der handelnden Perſonen einzeln zu nennen. Jeder wußte gleich: das iſt jetzt Eva, Stolzing, Sachs oder Pogner, die da reden, und gar erſt bei David und Beckmeſſer war in ſeinem Stimmklang jede Verwechslung mit den andern abſolut ausgeſchloſſen. Selbſt in dem lebhaften Durcheinanderreden der Meiſterſinger hob ſich jeder von dem andern ſo deutlich ab, daß man ſchon ein förmliches Enſemble zu hören glaubte, das die Zuhörer mit ſich fortriß und ſie zu ſtürmiſchen Kundgebungen veranlaßte. Mehrmals mußte er warten, bis dieſe ſich wieder gelegt hatten, eh' er in ſeiner rheto-

tischen Virtuosenleistung (denn eine solche war es im eminentesten Sinne des Worts!) wieder fortfahren konnte. — Soll ich noch sagen, wie bezaubernd er im zweiten Akt Stellen: „Wie duftet doch der Flieder" oder im dritten die Anspielung Sachsens auf Tristan und Isolde las, und wie innig die Worte Evas während des einzigen Quintetts ihm von den Lippen flossen? Jedem der Anwesenden war es am Schlusse dieser unvergeßlichen Reproduktion klar, daß er an der Wiege eines mächtigen, epochemachenden Kunstwerkes gestanden, und vergnügt lächelte sein glücklicher Inhaber, Herr Franz Schott, vor sich hin, dem viele Worte zu machen einmal nicht vergönnt war.

Am folgenden Tag war Wagner damit beschäftigt, Frau Betty Schott jenes „Albumblatt" zu schreiben, welches später veröffentlicht wurde. Er saß während der Arbeit in Frau Schotts Salon, wo er den Flügel zu Rat ziehen konnte. Zur größeren Sicherheit machte er vorher eine kleine Skizze, eh' er die Reinschrift dem schönen Stammbuch einverleibte.

Die nächsten Tage galten nun der Suche nach einem passenden Unterkommen, wo Wagner, von der Außenwelt ungestört, die Komposition der „Meistersinger" beginnen konnte. Von dem geräuschvollen Mainz wurde Abstand genommen und auch von Wiesbaden, das ihm wegen seiner Badehautevolée nicht sympathisch war. Dafür gefiel ihm eine kleine Wohnung in Biebrich, welche unterhalb des herzoglichen Schlosses dicht am Rhein lag. Sie enthielt nur drei Zimmer im ersten Stock des Hauses, wovon das erste (Salon) in den Garten und nach dem Schloß sah, während

das zweite und kleinere dritte, welches er als Schlafzimmer zu benützen gedachte, direkt über dem Rhein lagen. Hier mietete er sich ein, ließ von einem Tapezier die Fenster mit Vorhängen und die Thüren mit Portieren versehen und erwartete von Paris die Ankunft seiner Möbel. Bis Mitte Februar hoffte er mit allem fertig zu sein und ans Werk gehen zu können. Bis dahin verblieb er teils in Mainz, teils in Biebrich im „Europäischen Hof", dem Bahnhof gegenüber.

Eh' er definitiv nach Biebrich zog, veranstaltete die Familie Schott noch eine größere Festlichkeit zu seinen Ehren, wobei den wohl hundert Geladenen wieder die Meistersinger-Dichtung gelesen und auch etwas musiziert werden sollte. Zu diesem Behufe bat mich Frau Schott, ein kleines Programm zusammenzustellen und womöglich dazu eines ihrer Lieblingsgedichte, die Heinesche „Wallfahrt nach Kevlaar", melodramatisch in Musik zu setzen und von dem beliebten Mainzer Schauspieler Becker deklamieren zu lassen. Da nur noch drei Tage Zeit waren, machte ich mich gleich an die Arbeit und wurde damit noch rechtzeitig fertig.

Unter den Geladenen befanden sich auch meine Freunde Dr. Friedrich Städel aus Darmstadt und Wilhelm Harburger in Mainz. Letzterer war schon längst ein glühender Verehrer Wagners und bat mich, ihn vorher mit ihm bekannt zu machen. Ich bezeichnete ihm die Stunde, in welcher ich mit Wagner den Weihergarten passieren würde. Dort hatte Harburger pünktlich Aufstellung genommen und war dann während seiner Vorstellung so ergriffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Wie

ein Wunder ſtarrte er Wagner an und drückte ſeine Rechte.

Hier muß ich auch wieder der Familie Maier gedenken, welche während meiner Kindheit in Oſthofen wohnte und dann nach Mainz gezogen war. Ich beſuchte ſie öfters und fand bei Fräulein Mathilde Maier ein lebhaftes Intereſſe für Richard Wagner. Sie hatte Arthur Schopenhauer perſönlich gekannt, mochte nun gern auch deſſen großen Geſinnungsgenoſſen kennen lernen und bat mich, dies vermitteln zu wollen. Sie erhielt Einladung zum bevorſtehenden Feſt, und im voraus machte ich Wagner auf ihr Erſcheinen aufmerkſam. Als ſie kam, ſaß er in einer der mit ſchweren Vorhängen verſehenen Seitennischen des Salons. Dorthin führte ich ſie, öffnete ein wenig und ſagte: „Herr Wagner — Fräulein Maier," ſchob Schönmathildchen hinein und ſchloß wieder den Vorhang. So konnten ſie ſich, von den vielen im Salon auf- und abwogenden Gäſten ungeſehen, bekannt machen und ſich ungeſtört ausſprechen. Er rühmte mir dann ihr „geſcheites Geſichtchen" und ihren feinen Takt. Im übrigen verlief die ganze Veranſtaltung des glänzendſten, und auch ich konnte mich nicht über die Aufnahme beklagen, welche mein Melodram bei Wagner ſowohl als bei allen übrigen fand. Schauſpieler Becker ſprach das herrliche Gedicht Heines ganz vorzüglich und rührte damit die Anweſenden zu Thränen. Wagner ſchüttelte ihm beide Hände und lobte dann an meiner Muſik beſonders, daß ſie ſich nirgends vordränge, dem Gedicht freien Lauf ließe und nur in Gefühlsmomenten eingreife, dadurch aber auch die Wirkung der Deklamation erheblich ſteigere. Eine öfters wiederkehrende

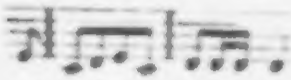
kurze Melodie erinnerte ihn an etwas, auf das er ſich nicht gleich beſinnen konnte. Ich ſagte ihm, die Stelle ſei dem katholiſchen Ritus nachgebildet, wie er mir öfters in den Ohren geklungen. Ob an jenem Abend bei der Fülle der Gäſte Wagner zu der geplanten zweiten Verleſung des Meiſterſingergedichts bereit war, oder ob dazu ein anderer Abend anberaumt wurde, weiß ich nicht mehr.

## Wagner in Biebrich.

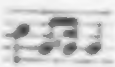
Solange ſeine Möbel, ſeine Bücher und ſein Erard-flügel noch nicht angelangt waren, fühlte ſich Wagner in der neuen Wohnung nicht heimiſch. Er wohnte und ſpeiſte ſo lang im „Europäiſchen Hof". Nachmittags kam er gewöhnlich nach Mainz, wo ich ihn im „Café Paris" traf. Nach einem Beſuch im Weihergarten oder auch bei Familie Maier begleitete ich ihn nach der Rheinbrücke, wo das Biebricher Lokalboot anzulegen pflegte, oder, falls dasſelbe ſchon abgefahren war, hinüber nach dem Caſtieler Bahnhof.

Während dieſer Februartage gärte und ſummte es gewaltig in ſeinem Kopfe, und zu ſeinem größten Leidweſen war er immer noch am Niederſchreiben deſſen verhindert, was ihn ſo ſehr bewegte. Als ich wieder mit ihm abends über die Rheinbrücke ging, ſummte er mehrmals ein Motiv vor ſich hin, das ſich dann als Anfangstakt der „Meiſterſinger" entpuppte. Da ich ſeine Intention noch nicht kannte, er immer aber nur die erſten vier Noten markierte

und dann schweigend nachsann, fragte ich endlich, was ihm denn plötzlich der grimmige „Robert der Teufel“ angethan habe, den er gar nicht loslassen wolle. Erstaunt rief er: „Robert der Teufel?“ „Nun ja,“ sagte ich. „Sie markierten doch mehrmals den Anfang des Paukensolos,“ und zur Klarstellung beeilte ich mich gleich, die nächsten Takte folgen zu lassen. Sobald er diese ausschlaggebenden sechs Töne



hörte, brach er in lautes Lachen aus und rief: „Das wird gut; gleich nach der Geburt des ersten Taktes der Meistersinger ein komisches Intermezzo! Kommen Sie morgen nach Biebrich, dann werden Sie sehen, wie das



anders weitergeht!“

Schon gegen den folgenden Mittag konnte ich bei ihm sein. Da zeigte er mir auf einem Blatt die breite Fortsetzung des ersten Motivs, und unten stand auch schon das zweite in E und die charakteristische Trompetenstelle der „Meistersinger“. Er schrieb also die Einleitung zuerst, noch eh' er eine Note mit Text komponiert hatte! Frei aus dem Kopf schuf er die Motive, und was bei dem zweiten, das zuerst in E auftrat, am meisten überraschte, war der glückliche Zufall, daß später die Worte in Walthers Preislied genau auf diese wundervolle Melodie des zweiten Themas paßten! Sicherlich dachte er bei der Konzeption der Einleitung noch nicht im entferntesten an jenes Preislied im dritten Akt.

Am folgenden Tag fand ich ihn im „Europäischen Hof“ bereits bei Tisch. Auf seinen Wunsch war ihm in

einem Zimmer neben dem Speisesaal gedeckt, wo ihn ein junger Kellner bediente, welcher, wenn Wagner bei guter Laune war, manchen guten Witz von ihm zu hören bekam; denn er liebte es, bei Tisch zu scherzen, und der gutmütig lächelnde „Karl" war stets bereit, diesen harmlosen Scherzen als gefügiges Objekt zu dienen. Heute machte er mit Karl aber keine Späße. Seufzend wies er vor das Fenster, wo eine ganze Wagenburg aufgefahren stand. Erstaunt rief ich: „Das sind doch nicht alles Ihre Sachen?" Er: „Sie sind es, und mit dieser Masse Zeug muß ich in der Welt herumfahren!" Ich: „Das geht aber nicht zur Hälfte in Ihre Wohnung." Er: „Was nicht hineingeht, muß draußen bleiben und sonstwo untergebracht werden." Ich ging zum Wirt, um zu beratschlagen, was da zu thun sei. Leider war im Hotel kein Platz für die überflüssigen Kisten und Kasten; in der Nähe sei aber vor einem Keller ein geräumiges Kelterhaus, so meinte der Wirt, bei dessen Besitzer er die Erlaubnis zur Unterbringung der Sachen einholen wolle. Er ging und kam bald mit guter Nachricht zurück. Nun wurde die Wagenreihe nach jenem Kelterhaus in Bewegung gesetzt und dorthinein alles abgeladen, während der Flügel gleich in die Wohnung transportiert und im zweiten Zimmer aufgestellt wurde, welches die Aussicht nach dem Rhein hatte. Mit den Arbeitern zurückgekehrt, ließ nun Wagner diejenigen Kisten aufmachen, in welchen er dies oder jenes zu seinen Arbeiten Unentbehrliche eingeschlossen wähnte, worauf er sie entließ. Es gab dann ein recht langes und recht unerquickliches Suchen, bei dem ich ihm so viel als möglich behilflich war. Kam etwas zum Vorschein, das er nicht

brauchte, ſo warf er es unwillig auf die Seite, wo ſich ſchon ein hübſches Häuflein angeſammelt hatte. Unglücklicherweiſe kam ihm, als er ſich ſchon in eine merkliche Wut hineingearbeitet hatte, ſein eignes, ſchönes und ſehr ähnliches Gipsmedaillon in die Hand, welches er gerade unwillig fortſchleudern wollte, als ich rettend dazwiſchenfuhr und es auf die Kelter lehnte. Während nun Wagner eifrig nach einigen Büchern ſuchte, die er durchaus nötig hatte, kam ein Mann ins Kelterhaus, auf den die hier ſich abſpielende Scene ſichtlich Eindruck machte. Verwundert blieb er ſtehen, und als ihm auf der Kelter das Medaillon ins Auge fiel, ging er hin, es ſich zu beſehen. Er nahm es, hielt es gegen das Licht und las die unter dem Kopf hinlaufenden Worte: Richard Wagner. Offenbar hatte dieſer Mann von Wagners Anweſenheit in Biebrich noch keine Ahnung, denn er ſagte mir: „Ich gäbe was darum, wenn ich den Wagner einmal in Wirklichkeit ſehen könnte.“ Darauf verſetzte ich: „Was würden Sie denn dafür geben?“ Er: „Von meinem beſten Johannisberger, den ich hier in meinem Keller habe.“ Ich: „So! Ihnen kann geholfen werden!“ Dann wendete ich mich nach dem eifrig Suchenden, der gerade in einer großen Kiſte faſt verſchwunden war, mit den Worten: „Herr Wagner, hier iſt ein Verehrer, der Sie leibhaftig ſehen will und Sie dafür mit ſeinem beſten Johannisberger erquicken wird.“ Wagner ſtreckte ſeinen Kopf heraus. Der Kellerbeſitzer, ſein Geſicht ſehend, ſchnell einen prüfenden Blick auf das Medaillon werfend und in die Worte ausbrechend: „Wahrhaftig, er iſt's!“ lief eilig davon, den Kellerſchlüſſel zu holen. Im Nu war er wieder da, ſchloß auf und brachte die ver-

züglichſten Proben zum Vorſchein, ſagend: „Welcher Ihnen, meine Herren, am beſten ſchmeckt, von dem trinken wir, wenn es Ihnen recht iſt, ſo lange fort, bis wir nicht mehr ‚grad' zum Kelterhaus hinaus können.“ Wagner, dem dieſe würzige Unterbrechung des peinlichen Suchens nicht unangenehm erſchien, ſetzte prüfend die Gläſer an, ließ ſie weiter wandern, und bald hatten wir den „Allerbeſten“ herausgefunden. Von dieſem holte der freundliche Mann Flaſche auf Flaſche, ein gedeckter Tiſch mit Wurſt und Schinken wurde hereingetragen, und vergeſſen war dann alle Mühſal. Wer niemals echten Johannisberger zu trinken das Glück hatte, kann ſich von der Herrlichkeit und dem Werte dieſes Weines kaum eine Vorſtellung machen und ſomit auch nicht ermeſſen, wie generös dieſe Einladung in der That geweſen iſt. Vergnügt rieb ſich bei unſerm Wohlbehagen der gemütliche Rheinländer die Hände und rief ein über das andre Mal Wagner zu: „Ich kann's gar net ſage, wie ich mich freu', den Mann leibhaftig vor mir zu ſehe, der den ‚Tannhäuſer' und den ‚Lohengrin' geſchriwwe!“ Man kann ſich denken, wie durch ſolche Reden und ſolchen Wein die Stimmung warm und wärmer wurde. Lang ging es ſo fort: Am Abend ſchwankten drei Geſtalten zum Kelterhaus hinaus.

Die nächſten zwei Tage gingen noch darauf, bis Wagners Häuslichkeit ſo weit in Ordnung war, daß er daran denken konnte, ernſtlich die Feder anzuſetzen. Am Flügel ſitzend, ſchrieb er vor allem nun die Einleitung der ‚Meiſterſinger' in Form einer ſehr genauen Skizze auf, welche wie ein Klavierauszug ausſah, aber ſchon alle Verdoppelungen und Füllſtimmen enthielt, wie er ſie für Orcheſter auszuführen

beabſichtigte. Er ſagte: „Je genauer die Skizze, deſto leichter und ſicherer die Inſtrumentation.“ „Die Jugend begeht ſehr häufig den Fehler, daß ſie zu flüchtig arbeitet.“ „Eigentlich ſollte man, um recht genau zu ſein, jedem der Blasinſtrumente ein eignes Syſtem geben.“ „Das Zuſammenſchreiben von je zwei Holzblasinſtrumenten auf ein Syſtem iſt für die freie Entfaltung der Stimmenführung oft ſehr nachteilig.“ Um nun eine möglichſt genaue Skizze zu erhalten, zog er bei Anfertigung derſelben ſtets das Klavier zu Rat: der wirkliche Klang war einzig für ihn ausſchlaggebend, nicht der gedachte. Drum brachte er keine Accordverdoppelung oder Modulation eher zu Papier, als bis er ſie gehörig geprüft und ſich von ihrem Wohlklang überzeugt hatte. Er mußte alſo beim Entwurf in nächſter Nähe des Inſtrumentes ſein. Um dies am bequemſten zu erreichen, ließ er den Deckel ſeines Flügels bis vorn über die Taſten hinaus zugeklappt, ſo daß er bequem auf ihm ſchreiben konnte, während er darunter mit der linken Hand einzelne Accorde anſchlug oder auch mit beiden Händen ſo lange probierte, bis er mit der fraglichen Wendung im reinen war, die er dann ſofort zu Papier brachte, ohne erſt aufſtehen und ſich an einen Tiſch ſetzen zu müſſen. Infolge dieſer bedächtigen Art des Entwerfens rückte er naturgemäß nicht allzuſchnell von der Stelle. Was aber einmal aufgeſchrieben ſtand, ſtand feſt, ſogar ſo feſt, daß er ſelten mehr eine Aenderung vorzunehmen hatte. Und kam er dann zum Inſtrumentieren, ſo ging ihm dies um ſo leichter und ſchneller von der Hand. Wie er mir ſagte, brachte er da ohne ſonderliche Anſtrengung täglich etwa ſechs Partiturſeiten fertig.

Nach der Einleitung, welche er trotz ihrer kontrapunktlichen und polyphonen Kompliziertheiten in fünf Tagen aufs Papier zwingen konnte, ging er wieder streng der Reihe nach an den ersten Akt. Die kurze Unterredung der Eva, Magdalenas und des Ritters war ihm schnell (und wie reizend!) aus der Feder geflossen, während ihm David dann schon mehr zu thun gab. Die Aufzählung und Erledigung der vielen Weisen war keine leichte Sache. Sein sprudelnder Humor half ihm aber auch darüber weg. Königlich amüsierte er sich über die herumtanzenden Lehrbuben, und höchst ergötzlich war es, ihn den lustigen Reigen mit grotesken Sprüngen in seinem Zimmer ausführen zu sehen, wobei er im flottesten Falsett den Gesang der Lehrbuben intonierte mit den Worten:

„Das Blumenkränzlein aus Seiden fein
Wird das dem Herrn Ritter beschieden sein?"

Während der Produktion war er, so ruhig er auch äußerlich erschien, innerlich furchtbar erregt. Befand er sich gerade bei der Ausarbeitung des schon Skizzierten, so genierte ihn meine Anwesenheit nicht im mindesten; war er aber dabei, Neues zu erfinden, da mußte man ihn durchaus allein lassen. Zweimal kam ich ihm durch sein eignes Verschulden in solchen schaffensfreudigen Momenten dazwischen, da er mich zu einer gewissen Stunde schriftlich von Mainz zu sich gerufen hatte. Als ich kam und an seiner verschlossenen Thüre klopfte, öffnete er nicht, so daß ich glaubte, er sei schon zum Essen ins Hotel gegangen. Da ich schon im Begriff war, ihn dort aufzusuchen, hörte ich drinnen ein Geräusch. Nun klopfte ich nochmals. Endlich öffnete er,

mit gänzlich veränderten, fast verstörten Gesichtszügen. „Ich bin mitten drin," rief er und lief scheu davon, indem er bis ins Schlafzimmer retirierte, wo er sich so lang verbarg, bis er vollkommen ruhig war. Ich sprach ihm mein Bedauern aus, ihn in einem so wichtigen Moment gestört zu haben — er sei ja davon gelaufen, als habe er eine schlechte That begangen. Da lachte er nun wieder und zeigte mir die Blätter auf dem Flügel mit den Worten: „Hier sehen Sie meine schlechte That!" Ich sah hin: es war die Anrede Wagners, die er auf einem Blatt für sich skizziert hatte! War er dann wieder ganz bei sich, so sah er es sogar gern, wenn man gerade dazu kam; denn da schob er den Flügeldeckel zurück, um das eben Niedergeschriebene zu spielen und zu sehen, welchen Eindruck es auf einen andern mache. So reizend und verlockend ein solches Hinzukommen auch war, so beschloß ich, künftighin darin doch vorsichtiger zu sein. Als er mir bald wieder einmal schrieb, zu angegebener Stunde bei ihm zu sein und mir beim Klopfen nicht gleich geöffnet wurde, kehrte ich sofort um, ihn am andern Ort zu erwarten. Kaum war ich wieder unten auf der Chaussee, als er oben die Balkonthür aufriß und mir in voller Ekstase zurief: „Stören Sie mich jetzt nicht — — ich bin in Brunst!" Nach einer Stunde kam er dann in den „Europäischen Hof". Seine Erregung mochte noch nicht ganz gewichen sein, denn er verschluckte die Speisen fast ungekaut, trotzdem er sich gerade vor so hastigem Essen besonders hüten mußte. Nach der Mahlzeit, die gewöhnlich zwischen 2 und 4 Uhr stattfand, arbeitete er nichts mehr. Es wurden dann Spaziergänge gemacht, bei welchen er äußerst gesprächig war.

Mitten in dieſer erregten Produktionszeit wurde er durch den Beſuch ſeiner Frau überraſcht. Die „gute Minna“ wollte ihm eine Freude machen und kam ganz unvermutet aus Dresden an, wo er ſie ſeit einiger Zeit bei Tichatſchecks untergebracht hatte. So ſehr ihn dieſer gutgemeinte Ueberfall auch rührte, ſo verhehlte er mir doch nicht, wie ungelegen er ihm komme. Beider Individualitäten waren leider allzuſehr verſchieden: Sie, die beſcheidene bürgerliche Frau, welche die Güte und Hingebung ſelber geweſen — und Er, das himmelſtürmende Genie, das keine Grenzen kannte! Es war mir ergötzlich, zu ſehen, wie er ſich zuſammennahm und ſichtlich ſich bemühte, als liebevoller Gatte und gemütlicher Hausvater zu erſcheinen. Er ließ kalte Speiſen aus dem Hotel bringen, bereitete ſelbſt den Thee und ſott ein halbdutzend Eier dazu, denn auch ich mußte miteſſen und hernach der Vorleſung des Meiſterſingergedichts beiwohnen, welches ſeine Frau noch nicht kannte. Mit Behagen ſchlüpfte er in einen ſeiner berühmten Sammetſchlafröcke und zog ein dazu paſſendes Barett über den Kopf, worauf die Vorleſung begann. Der erſte Akt verlief ohne Unfall, obwohl Frau Minna hier und da einige Fragen einwarf, die ihn zu eigentlich überflüſſigen Erläuterungen nötigten. Vor Beginn des zweiten gab er ihr eine Beſchreibung der erforderlichen Dekorationen: „Rechts der Schuſterladen des Hans Sachs, links das Haus Pogners, und nach dem Hintergrund läuft eine etwas gebogene Straße“ — „Und hier ſitzt das Publikum,“ ſchaltete Frau Minna ein, während ein von ihr gedrehtes Brotkügelchen über Wagners Manuſkript rollte — die Vorleſung war aus. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Da ich

die Zeit gekommen erachtete, nach Mainz zurückzukehren, wollte ich aufbrechen; Wagner bestürmte mich jedoch zu bleiben. Sehr nachdrücklich und mich festhaltend sagte er: „Bleiben Sie um Gottes willen nur diesen Abend da!“ Ich blieb und bemühte mich nach Kräften, wieder eine bessere Stimmung herbeizuführen. Leichter, als ich mir's dachte, gelang es; denn ich fing von Gustav Schmidts neuester Oper „Die Weiber von Weinsberg“ zu erzählen an, welche demnächst in Mainz zur Aufführung gelangen sollte. Aus den Proben hatte ich manches im Kopf behalten und vervollständigte daher meinen Bericht am Flügel durch Wiedergabe der schönsten Stilblüten der Schmidtschen Muse, welche nicht verfehlten, eine Heiterkeit zu erwecken, die größer war, als sie Schmidt lieb gewesen, falls er davon eine Ahnung gehabt hätte. „Ich will nur sehen, ob sich Schmidt beikommen läßt, mich zur Aufführung einzuladen,“ sagte Wagner, „er benimmt sich immer so scheu und verlegen, wenn er mich sieht,“ worauf ich meinte: „Zu seiner Strafe sollten Sie eigentlich der Vorstellung beiwohnen.“ Als wir einige Tage darauf Schmidt in Mainz begegneten und Wagner eine Anspielung bezüglich der Aufführung machte, sagte Schmidt in richtiger Würdigung seines Werkes: „Kommen Sie lieber nicht — das ist nichts für Sie!“ Dafür reiste aber Wagner mit Minna nach Darmstadt, wo Schindelmeisser zu seinen Ehren eine Aufführung des „Rienzi“ veranstaltet hatte. Als das Ehepaar Wagner wieder von Darmstadt nach Mainz kam, traf ich beide im „Café Paris“. Frau Minna schwelgte noch in Erinnerung der schönen Tage in Dresden, als Rienzi dort neu war; immer habe sie bedauert, daß „Richard“ nicht

noch „ein paar ſolcher Opern“ geſchrieben habe, während ihr Gemahl mir bemerkte, die Oper ſei ihm faſt ſo fremd vorgekommen, als wäre ſie das Werk eines andern. Dieſe anſcheinende Geringſchätzung des „Rienzi“ ſeinerſeits war mir ſehr auffallend. Steht dieſer auch nicht auf der Höhe des „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“, ſo birgt er doch eine Fülle des Großen und Gewaltigen; im Anfang des zweiten Aktes iſt bereits der ganze Wagner in aller Schönheit aufgegangen, und im Durchführungsteil der Ouvertüre bringt er ſo kühne und überraſchende Harmoniefolgen wie kaum in irgend einem ſeiner andern Werke. War auch „Rienzi“ noch nicht auf der neueſten Theorie aufgebaut, ſo war dies durchaus kein Grund, ihn über die Achſel anzuſehen; denn Theorien wechſeln, und über ihren wahren Wert läßt ſich ſtreiten. Immer ſchien es mir, als ſei dieſe Mißachtung des erſten erfolgreichen Werkes ſeitens ſeines Autors eine etwas gemachte, mehr äußerlich zur Schau getragene geweſen, und die Antwort, welche er ſpäter einem ſeiner ihn belagernden Hyperbefliſſenen gegeben haben ſoll, ſcheint dies zu beſtätigen. Wie mir von durchaus glaubhafter Seite berichtet wurde, ſoll einmal ein ſolcher in ſeiner Gegenwart es für opportun gehalten haben, ſich etwas beſpektierlich über „Rienzi“ zu äußern. Schnell habe ſich in Wagner das Vatergefühl geregt und ſchneidig zur Antwort gegeben: „Machen Sie mal einen!“

Was bei der großen Verſchiedenartigkeit beider Ehehälften vorauszuſehen war, erfolgte: Schon nach Verlauf einer Woche reiſte Frau Minna Wagner wieder von Biebrich nach Dresden. Von da an kamen wieder häufiger jene kleinen Beſtellzettel Wagners nach Mainz, meiſt nur zwei

oder drei Zeilen enthaltend, die leider verloren gingen, da ich bei meinem bald darauf erfolgenden Umzug nicht persönlich anwesend sein konnte, und andere jenen Billetchen keine sonderliche Bedeutung beilegten. War ich durch Geschäfte gezwungen, einen oder zwei Tage fern zu bleiben, so konnte ich sicher sein, am dritten ein Schreiben von ihm zu erhalten. Fand ich ihn schon bei Tisch, so leistete ich ihm während des Essens Gesellschaft und ging dann mit ihm spazieren. So kamen wir einmal während der schönen Frühlingstage an den herzoglichen Schloßgarten, den zu besehen Wagner Lust zeigte. Da mir von keinem Rauchverbot bekannt war, nahm ich keinen Anstand, mit meiner kurz vorher angezündeten Zigarre einzutreten. Dies sah eine Schildwache am Thor, welche auf mich zulief und mich anschrie: „Die Zigarre weg!" Wagner bedeutete den Mann: „Wenn hier nicht geraucht werden darf, so können Sie das anständiger sagen!" Ich löschte meine Zigarre aus, und wir traten in den Garten. Kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen wir einen Offizier uns entgegenkommen, welcher in vollem Behagen ganze Rauchwolken in die Luft blies. Da sagte Wagner: „Nein, das ist doch zu stark; nicht einmal die Uniformen kümmern sich um das herzogliche Verbot. Schnell stecken Sie wieder Ihre Zigarre an und geben mir Feuer, daß auch ich mir eine anzünde!" Gesagt, gethan, und dampfend zogen wir dem qualmenden Offizier entgegen. Dieser sah uns finster an, uns von Kopf bis zu Fuß messend, hielt dann seine Zigarre nach der andern Seite und schritt an uns vorüber. Jetzt erkannten wir ihn — es war der Herzog!

Hatten wir die Umgebung von Biebrich hinlänglich durchſtreift, ſo wurde auch einmal ein Wagen genommen und nach Wiesbaden gefahren. Als wir ankamen, duldete Wagner durchaus nicht, daß ich den Kutſcher bezahlte; er beeilte ſich, demſelben einen Louisdor in die Hand zu drücken. Da er weiter geben wollte, ſagte ich ihm: „Der Mann hat doch höchſtens einige Gulden zu bekommen. Warten Sie, er will Ihnen ja herausgeben.“ Wagner ſagte lachend: „Soll ich mir von dem Mann herausgeben laſſen, ſoll ich ihm etwa die Hand hinhalten?“ — — und ging mit mir davon. Jetzt wurde mir Verſchiedenes klar. Darauf wendeten wir uns nach den Spielſälen und ſahen dem dortigen Treiben zu. Die blanken Goldſtücke flogen hin und her, als wären es nur rötliche Blechſtückchen. Da ſagte Wagner: „Mich erfaßt ja niemals die Luſt zum Spiel, weil ich von vornherein überzeugt bin, daß ich allemal verlieren würde, wenn ich mich zum Setzen verführen ließe. Einem andern könnte ich jedoch gut raten. Jetzt ſind ſchon mehrmals die Nummern herausgekommen, welche ich mir vorher gedacht hatte.“ Ich ſchlug ihm vor, ich wolle probeweiſe einige Male den kleinſten zuläſſigen Einſatz auf die Nummern ſetzen, welche er mir angeben würde, und im Gewinnfall denſelben gleich einziehen. So geſchah es, und in der That kamen die von ihm bezeichneten Nummern viermal hintereinander heraus! Da jedesmal der fünfundbreißigfache Betrag des Einſatzes ausbezahlt wurde, und dieſer auch einige Male erhöht worden war, konnte ich ihm ſchon nach wenigen Minuten das Sümmchen von einigen hundert Gulden einhändigen. Am Weiterſpiel verhinderte

er mich dann mit den Worten: „Genug! Von jetzt an würden wir, deſſen bin ich ſicher, verlieren!“ und zog mich hinaus, wo wir unter den Kolonnaden auf- und abſpazierten und den Klängen der Kurkapelle lauſchten, auf deren Programmen ſchon ab und zu Stücke aus „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“ auftauchten.

In Mainz war ich gerade mit dem Einſtudieren von Schenks komiſcher Oper „Der Dorfbarbier“ beſchäftigt, die auch Wagner während ſeiner Kapellmeiſterzeit öfters dirigiert hatte. Er hatte ſie noch ſehr gut im Gedächtnis und amüſierte ſich viel über deren naive Komik, ſowie über die luſtigen Reime „Luſt — Schuſt.“ Er verfehlte nicht, der Aufführung beizuwohnen, und nach der Vorſtellung begleitete ich ihn nach Biebrich. Es war ein prachtvoller Frühlingsabend, das „Schiffchen“ und der letzte Zug waren ſchon abgefahren, ſomit gingen wir dem rechten Rheinufer entlang zu Fuß nach Biebrich. Ein herzliches Wort folgte dem andern und ein Gefühlsaustauſch dem andern. Es war Mitternacht, als wir am „Europäiſchen Hof“ anlangten. Hier gedachte ich zu übernachten und früh mit dem erſten Zug nach Caſtel zu fahren. Er litt das jedoch nicht, ſondern nahm mich mit in ſein „Biberneſt“, wo ich auf dem Sofa ſchlafen mußte, nachdem er mich mit einem feinen Eiderdaunenplümeau ſchön zugedeckt hatte. Als ich mich am Morgen verabſchiedete, ſagte er: „Vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen heute nacht, als wir vor dem „Europäiſchen Hof“ ſtanden, geſagt habe. Es war kein Scherz!“ Ich ſagte: „Sicherlich nicht! Sobald Sie die Einleitung zum dritten Akt geſchrieben haben, werde ich begierig ſein,

zu erforſchen, was Sie mir heute nacht verkündeten.“ Er wollte nämlich im dritten Meiſterſingervorſpiel irgendwie meiner gedenken. Da er mir jedoch verſchwieg, auf welche Weiſe er das zu thun gedachte, ſo war ich natürlich deſto geſpannter, endlich zu ſehen, wie er das gemeint hatte. Geſprächsweiſe und auch ſchriftlich kam er wiederholt auf jene Prophezeiung zurück, deren Löſung jetzt nicht erfolgen konnte, da er noch bei der Kompoſition des erſten Aktes war. —

Zu dem Oſterkonzert des Darmſtädter Hoftheaters hatte Schindelmeiſſer unter anderm auch mein „Grab im Buſento“ auf das Programm geſetzt. Ich fuhr zur Probe hinüber und kehrte, der Einladung des Großherzoglichen Regierungsrates Städel folgend, in deſſen Behauſung (Hügelſtraße, dem botaniſchen Garten gegenüber) ein. Als Herr Städel noch Kreisrat von Worms geweſen, kam er in ſeiner amtlichen Eigenſchaft öfters mit meinem Vater in Berührung, welcher in den dreißiger und anfangs der vierziger Jahre Bürgermeiſter der Gemeinde Oſthofen war. Beide befreundeten ſich, und dieſem Beiſpiel folgten auch ihre Familienangehörigen. Selbſt nachdem Städel als Regierungsrat nach Darmſtadt berufen wurde, dauerte dieſes Freundſchaftsverhältnis fort. Sein Sohn, Friedrich Städel, fungierte als Rechtspraktikant in Mainz. Ich war ſehr intim mit ihm und machte ihn auch mit Wagner bekannt, welcher gern mit ihm verkehrte, da der junge Städel über eine präziſe Dialektik verfügte und überhaupt ein ſehr fähiger Kopf war. So erklärt es ſich, wie ich zwei oder drei Tage während der Aufführung meines Buſentograbes in

Darmſtadt im befreundeten Hauſe Städel zubringen ſollte. Bei der Abreiſe hatte ich mich in Mainz etwas verſpätet und mußte mich ſehr eilen, noch das Schiff zu erreichen, welches die Reiſenden nach der Guſtavsburg, oberhalb der Mainmündung, zu bringen hatte, weil damals noch keine feſtſtehende Rheinbrücke exiſtierte. Erſt von der ſogenannten Guſtavsburg konnte man per Bahn nach Darmſtadt fahren. Erhitzt kam ich auf das Schiff und holte mir während der zugigen Ueberfahrt eine Erkältung. In Darmſtadt konnte ich zwar noch der Probe, nicht aber der Aufführung beiwohnen, welche am folgenden Tag unter ſehr beifälliger Aufnahme ſtattfand. Fieber und Schüttelfroſt hatten mich bereits ans Bett gefeſſelt.

Mein älteſter Bruder Jean hatte der Aufführung beigewohnt und war gegen Abend wieder nach Oſthofen zurückgekehrt, da ich mich gerade etwas beſſer fühlte, und er meinen Zuſtand für nicht ſonderlich bedenklich hielt. Unterm 22. April richtete jedoch Regierungsrat Städel an meinen Vater folgendes Telegramm: „Wendelin ſeit geſtern kränker. Lungenentzündung — nicht transportabel, jemand baldigſt herherkommen.“ Sofort kam meine Mutter, das Nötige mitbringend, dann abwechſelnd meine drei Schweſtern Lenchen, Gretchen und Marie, die, obwohl alle verheiratet, ihre Häuslichkeiten im Stich ließen und in rührender Bereitwilligkeit zu meiner Pflege nach Darmſtadt reiſten. Eine Woche rang ich mit dem Tode; dann beſſerte ſich mein Zuſtand langſam. Als ich eines Tages aus dem Fieber erwachte, ſaß Wagner vor meinem Bett, hielt teilnahmsvoll meine Rechte in der ſeinen, ſah mir beſorgt in das abge-

magerte Geſicht und ſagte mir herrliche, tröſtende Worte. Friedrich Städel mußte ihm vorher täglich von meinem Befinden Nachricht geben, und ſobald es mein Zuſtand erlaubte, fuhr er von Biebrich nach Darmſtadt, mich zu beſuchen. Auch Schindelmeiſſer und Profeſſor Külp, Direktor der Real- und Gewerbeſchule, bei welchem ich früher gewohnt hatte, kamen und erfreuten mich durch ihren Beſuch. Aus den beabſichtigten drei Tagen, die ich bei Städels zu bleiben gedachte, waren über drei Wochen geworden! Unſre Freundſchaftsbande ſchloſſen ſich angeſichts ſo aufopfernder, wahrhaft großartiger Bethätigung ſelbſtredend noch viel enger, als ſie ſeither geweſen. Mit Dankesſchuld beladen, konnte ich etwa gegen Mitte Mai nach Oſthofen gebracht worden. Die Fahrt mußte in unſerm Wagen zurückgelegt werden, welcher von Oſthofen mich abzuholen kam und dann über Pfungſtadt, Gernsheim, Eich wieder heimfuhr. Meine Mutter und älteſte Schweſter begleiteten mich auf dieſer beängſtigenden Reiſe, denn ich war noch äußerſt ſchwach. Dennoch fühlte ich mich während der nächſten Tage ſchon im ſtande, an Regierungsrat Städel und Wagner zu ſchreiben. Von Wagner lief gleich darauf folgende Antwort ein:

Liebſter armer Wendelin!

Es war mir ſehr tröſtlich, ſo ein beſtimmtes Zeugniß Ihrer Beſſerung vor Augen zu bekommen, wie Ihren Brief. Nehmen Sie meinen herzlichſten Glückwunſch! Sie Guter haben mir wahrlich ſchon recht gefehlt, und ich bin aus der Einſamkeit faſt gar nicht herausgekommen. Jetzt haben Sie denn noch

das rechte Maaß von Geduld, damit Sie auch mir recht bald wieder gegeben sein können!

Allerdings trage ich mich mit dem Gedanken, auf wenige Tage nach Dresden zu gehen: mitunter sehnt sich denn doch noch das Herz nach etwas Heimischen, und dort habe ich ein paar Nichten, die ich nicht ungern habe. Eine eigenthümliche Scheu davor, von irgend einem Vorhaben, mir etwas zu versprechen, hält mich noch im Schwanken. Ich will's nun davon abhängen lassen, ob ich zur rechten Zeit noch meine zweite Scene fertig in's Reine bekomme. Gelingt dies, so entschließe ich mich vielleicht schnell; bin dann aber jedenfalls noch vor Ende des Monats wieder zurück, und komme dann nach Osthofen. Gehe ich nicht nach Dresden, so komme ich wohl auch schon früher.

Eine zeitlang ging es zuletzt mit meiner Arbeit recht hübsch: aber die Laune hält nicht immer vor: schön Wetter brauche ich unbedingt. Endlich mußte auch ich anfangen zu mediziniren, da gewisse verstimmende Unterleibsleiden, mit heftigen Congestionen nach dem Herzen gar nicht mehr nachlassen wollten. Im Ganzen sehe ich ein, daß auch diese Arbeit kein Spaß ist, und die eigenthümlichen Schwierigkeiten derart sind, daß, wenn sie in meinem Sinne gelöst werden sollten, dies nur mit Hilfe guter Einfälle geschehen kann, die Einem nun einmal nicht auf Commando zu Gebot stehen. Zum Instrumentiren bin ich noch nicht gekommen; doch habe ich nun eine Arbeitseintheilung

getroffen, bei welcher mir täglich auch ein paar Stunden für's Instrumentiren abfallen sollen. Bis Ende nächsten Monates soll — denke ich — doch ein gut Theil des ersten Aktes in Partitur fertig sein.

Was Sie betrifft, so bitte ich, halten Sie sich jetzt hauptsächlich an Lectüre; das ist eine gute Zeit dazu. Ich empfehle Ihnen nochmals Dunker's Geschichte des Alterthumes. —

Nun grüßen Sie mir herzlichst Ihre liebe Familie und vor Allem Ihren vortrefflichen Papa. Bald drücke ich auch ihm die Hand!

Muth, Geduld! Und baldiges Wiedersehen!

Biebrich, 18. Mai 1862.

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner.

Zu seinem bevorstehenden Geburtstag sandte ich Wagner meine herzlichsten Glückwünsche. Er mußte sie in der Frühe noch nicht erhalten haben, als er die folgenden wichtigen Zeilen schrieb:

Liebster!

Seit heute, der Morgenstunde meines Geburtstages, weiß ich, daß die „Meistersinger" mein Meisterwerk werden!

Ich war krank; doch geht's besser.

Bald sehe ich Sie!

Biebrich, 22. Mai 1862.

Ihr

R. W.

Gedenken Sie meiner einmal bei der Einleitung zum 3. Act. [1])

Am ersten Juni überraschte mich Wagner mit seinem Besuch in Osthofen. Er hatte sich von einem Knaben den Weg nach der Steinmühle zeigen lassen, wo er zunächst nur meine Mutter zu Hause traf, die aber sogleich einen Boten nach dem zwanzig Minuten entfernten Mühlheimer Hof schickte, wohin ich gerade zum Besuch meiner dort verheirateten zweiten Schwester gegangen war. Natürlich eilte ich sogleich nach Hause und fand ihn einmütig mit meiner Mutter auf dem Sofa sitzen. Nach unsrer äußerst herzlichen Begrüßung unterließ ich es nicht, zu meiner in Osthofen verheirateten ältesten Schwester, Lenchen, zu schicken, welche vor Begierde brannte, den von ihr wahrhaft Vergötterten zu sehen und kennen zu lernen. In unglaublich kurzer Zeit war sie da, riß die Thür auf und blieb freudeverklärt stehen mit dem Ausruf: „Also wirklich!!“ — Dann hielt sie, über diese etwas stürmische Art ihres Eintritts erschrocken, ein, stammelte einige verlegene Worte, aber Wagner, den solche Unmittelbarkeiten freuten, erhob sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne. Nun war ihre Verlegenheit gebannt, und sie konnte ihren Gefühlen freien Lauf lassen, die sie in Mannheim während des „Lohengrin“ empfunden, als sie derselben mit Mutter und mir im vorigen Sommer dort gehört hatte. Meine Mutter stimmte lebhaft ein. Besonders schmerzlich war ihr der Abschied Lohengrins

[1]) Wieder also jene mysteriöse Hindeutung auf die Einleitung zum letzten Akt! L. M.

von Elsa, und treuherzig legte sie Wagner die Frage vor, die sie schon so lange auf dem Herzen gehabt: „Ach, warum haben Sie denn beide voneinander getrennt? Sie hätten doch so glücklich miteinander leben können!“ Auf diese naive Frage, die uns natürlich lachen machte, blieb Wagner die Antwort schuldig. Wie hätte er ihr auseinandersetzen sollen, weshalb beide getrennt werden mußten? Hatte er nicht einst selbst schmerzliche Thränen darob vergossen?

Es entstand eine kurze Pause. Wagner erhob sich, öffnete ein auf dem Flügel niedergelegtes Paket und übergab mir „zum Studium während der Rekonvalescenz“ sein einziges Exemplar der „Walküre“. Es war eine prachtvolle Reinschrift von seiner eignen Hand, ohne Korrekturen oder Radierungen, alle drei Akte in einem Band, und auf der letzten Seite stand die Notiz: „Seelisberg, Juli 1855.“ (Schon sieben Jahre beendet, noch nicht aufgeführt und noch nicht einmal gedruckt! Wie bitter für ihn und wie so tröstlich für — andre!) Obwohl überflüssig, fügte er doch die Mahnung hinzu, auf dieses einzige Exemplar Bedacht zu nehmen, „dessen etwaiger Verlust ihm unersetzlich sein würde“. Solange diesen Schatz die Steinmühle beherbergte, blieb er in dem Pult meiner Mutter eingeschlossen und wurde nur hervorgeholt, wenn ich bemüht war, mir seinen kolossalen Inhalt zu erschließen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dies täglich, auch nächtlich, fast stündlich geschah, und, als ich Wagner die Partitur wieder nach Biebrich brachte, ich sie ihm vorspielen konnte.

Nach Ueberreichung der „Walküre“, seiner „Walkmühle“, wie er sich oft scherzhaft ausdrückte, gab er mir noch einen

vollständigen Entwurf zu einer Oper „Wiland, der Schmied", den er mir gelegentlich in Verse zu bringen versprach, die ich dann komponieren sollte! Ich war sprachlos vor so großer Liebe und Güte.

Gegen Abend kamen noch mein Vater und mein Bruder Julius vom Felde nach Haus und waren nicht wenig überrascht, einen solch illustren Gast anwesend zu finden und begrüßen zu dürfen. Es wurde dann in den Garten gegangen und im Gartenhäuschen über dem Bach Platz genommen. Der Ofthofer Wein that auch hier seine Schuldigkeit; Wagner entfaltete eine ganz wunderbare Beredsamkeit, der alle staunend lauschten. Plötzlich zog er seine Uhr aus der Tasche und rief: „Herrje — ich muß fort!" Noch eh' wir's uns versahen, war er über den Tisch an den Ausgang gesprungen, eilte den kleinen Abhang hinunter über die beiden Brücken und durch den Garten, — wir natürlich hinterdrein. Im Hause stellte ihm mein Vater vor, zum Zug sei es wohl schon zu spät; er möge ruhig dableiben; doch ließ er sich, dringender Geschäfte halber, nicht halten, hinzufügend, wie leid es ihm thue, gerade jetzt fortzumüssen; er käme jedoch bald wieder und auf länger. Ich eilte mit ihm zur Bahn; diese Eile wäre aber vergeblich gewesen, hätte der Zug nicht zufällig Verspätung gehabt. Als dieser sich schon wieder in Bewegung setzen wollte, half ich ihm noch glücklich hinein.

In der folgenden Woche besuchte ich ihn einen Tag in Biebrich. So war ich nach meiner Krankheit zum erstenmal wieder nach Mainz gekommen, wo die Theatersaison längst zu Ende gegangen, und von wo meine Effekten auch

schon nach Osthofen geschickt worden waren, bei welcher Gelegenheit die mir so teuren kleinen Wagnerbilletchen verloren gingen, wie ich bereits früher erwähnte. Wagner traf ich in voller Arbeitslust und zwar beim Instrumentieren der „Meistersinger". Die Instrumentaleinleitung und einen Teil der ersten Scene sah ich schon in Partitur. „In der Einleitung fast gar keine Korrekturen! Er klagte mir, daß er seinen Geburtstag ganz einsam hätte zubringen müssen; nur ein Biebricher Zuckerbacker habe seiner gedacht, der ihm morgens einen zuckernen Schwan mit einem dito Kahn nebst Schwanenritter ins Haus gebracht habe. Vergeblich zerbrach er sich den Kopf über die Person des Veranstalters. Als ich auf Mathildchen Maier riet, gab er diese Möglichkeit zu. Gegen Abend begleitete er mich auf dem „Schiffchen" nach Mainz und sorgte, daß ich noch rechtzeitig wieder in Osthofen anlangte. Immer noch hegte er die Befürchtung, die Krankheit könne repetieren. Als ich ihm nicht sofort nach meiner Ankunft geschrieben, kamen gleich die folgenden Zeilen ohne Datum:

Liebster Freund!

Ich bin sehr beunruhigt, gar nichts von Ihnen zu hören, und fürchte, Sie haben sich vielleicht bei dem letzten Ausflug hierher wieder geschadet.

Bitte, zerstreuen Sie — wenn möglich — meine Befürchtung!

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner.

Fast gleichzeitig lief ein sichtlich in großer Fidelität geschriebenes Blatt ein, welches an den merklich veränderten Schriftzügen und den vorgenommenen Korrekturen nur allzu deutlich zeigte (und noch zeigt), in welcher Stunde es beide verfaßt hatten. Auf der einen Seite steht, nach einem dick durchstrichenen Mainz:

Bingen, den 15. Juni 1862.

„Armer Wendelin!"

eben weil Du nicht da warst!

So nennt Dich eben Richard Wagner, mit dem wir soeben im ‚Hotel Victoria' im dritten Stadium eines fidelen, reizenden Abends sind, zu dem ich Dich habe einladen sollen, was ich im Interesse Deiner noch zu schonenden Gesundheit nicht gethan habe. Nimm diese Versäumniß nicht übel und laß den Appell von hier aus eine dreifach starke Aufforderung sein, recht bald zu einem weniger aufgeregten, nicht minder genußreichen Tag Dich in unserer Mitte einzufinden. Mit herzlichem Gruß

Dein

F. Städel.

Auf der Rückseite des Blattes steht in breiten, interessanten Lettern

Lieber Wendelin!

Jetzt hilft's nicht. Sie müssen bald wieder ganz gesund werden. Wie wir an Sie denken, wenn ein guter Augenblick uns erfreut, so müssen Sie auch dabei sein, ihn zu genießen. Heute Abend ist so ein schöner,

freundlicher Moment uns beschieden gewesen: wir gedachten Ihrer!

Seien Sie bald wieder der unsere!

Ihr

R. W.

Da ich mich nun vollständig wiederhergestellt fühlte, siedelte ich etwa um den 20. Juni nach Biebrich über, wo ich im „Europäischen Hof" Wohnung und Pension nahm. Herr Franz Schott hatte die liebenswürdige Aufmerksamkeit, mir in meinem Zimmer des ersten Stocks einen Flügel aufstellen zu lassen. Zunächst arbeitete ich einen vierhändigen Klavierauszug des Meistersingervorspiels aus, da für den nächsten Monat der Besuch Hans v. Bülows nebst Frau Gemahlin zu erwarten stand, und sich Wagner darauf freute, das genannte Vorspiel von Herrn v. Bülow und mir so vollständig, als dies ein solches Arrangement ermöglicht, vorgetragen zu hören. Er übergab mir zu diesem Behuf sein Manuskript der Einleitung. Da hatte ich nun Muße und zugleich die Pflicht, mir jede Note genau anzusehen, und ich konnte in aller Ruhe die enorme Sicherheit bewundern, mit welcher er im stande war, aus seiner Skizze diese merkwürdige Partitur fast ohne jede Korrektur niederzuschreiben. Als ich mit meinem Arrangement fertig war, reizte es ihn, dasselbe mit mir zu spielen; jedoch gab er den Versuch bald wieder auf, da er viel zu wenig Klavierspieler war. Aufs neue beklagte er es, niemals eigentlichen Klavierunterricht gehabt zu haben, hinzufügend, es sei ihm heute noch ein Rätsel, wie er während seiner Theaterzeit die Opernpartituren wenigstens so weit hätte bewältigen

können, daß die Sänger einigermaßen danach singen konnten. In der That war dies ein Wunder, denn er spielte ohne jede Applikatur. Trotzdem hörte ich ihn einmal das Lohengrinvorspiel sehr hübsch vortragen, als Mathilde Maier mit ihrem Bruder Eduard ihn zu besuchen kamen. Stücke ohne belebte Figuration brachte er ganz leidlich heraus. Zu jener Zeit sah er Maiers öfters, welche ihm sehr sympathisch und zugleich gute Zuhörer waren. Immer rühmte er mir Mathildens „schönes Schweigen". Konnte sie ihr Bruder nicht begleiten, so brachte sie ihre jüngere Schwester, die Kätt' (Katharine), mit.

In diesen Tagen ließ mich Wagner schon an einem Vormittag zu sich bitten. Das Ehepaar Schnorr v. Carolsfeld war zu Besuch da und wollte ihm das große Tristanduett des zweiten Aktes vorsingen. Ich übernahm die Begleitung, und obwohl vorher nicht die geringste Verständigung zwischen uns stattfand — ich lernte Schnorrs ja selbst erst eben kennen —, wurde dennoch diese schwierige Nummer ohne den geringsten Anstoß bewältigt. Von dem wundervollen Vortrag beider war Wagner ganz hingerissen, umsomehr, als er selbst sein großes Duett soeben zum ersten Male hörte. Bewegt rief er dann aus: „Jetzt ist mir um das Schicksal meines ‚Tristan' nicht mehr bang, da ich euch gehört habe."

Nach einer kurzen Pause wurde der Akt bis zum Schluß durchgemacht. Wagner sang den König Marke, und ich markierte während des Spiels den Melot. Geradezu hinreißend trug Wagner das große Solo Markes vor. Die Stelle, allerdings eine der schönsten des ganzen Werkes:

„Die so herrlich, hold erhaben, mir die Seele mußte laben "
klingt mir heute noch in den Ohren. Auf die sinnige Frage nach dem „geheimnisvollen Grund", die so beredt die Musik beantwortet, kam nun Schnorr wieder an die Reihe. Sein Vortrag der Glanzstelle: „Dem Land, das Tristan meint", mit dem herrlichen Schluß, war unsagbar schön, aber nicht minder schön erklang die Antwort Isoldens; denn Frau v. Schnorr war eine ganz ausgezeichnete Sängerin, von welcher ihr etwas jüngerer Gemahl außerordentlich viel gelernt hatte.

In keiner gelinden Ekstase zogen wir vier dann zum Essen in den „Europäischen Hof", wo das ideale Sängerpaar ebenfalls im ersten Stock neben meinem Zimmer Wohnung nahm, um eine Woche dazubleiben. Gewöhnlich kam Schnorr vormittags zu mir herüber, wo wir am Flügel alles durchnahmen, was Wagner nachmittags, nachdem er mit seinen Arbeiten fertig, vorgetragen werden sollte. So kamen nacheinander der ganze „Tristan", die „Walküre" und zwei Akte „Siegfried" an die Reihe; denn der letzte war noch nicht komponiert, der zweite nur skizziert, während der erste auf einzelnen Blättern schon in Partitur vorlag. Es war sozusagen ein wahrer Staat, wie Schnorr die Schmiedelieder sang. Wagner war von deren Wucht geradezu erstaunt und wenn er dann den Mime sang, bildeten beide ein reizendes Duett; denn Wagner excellierte wahrhaft in dieser Rolle: er bückte sich, verdrehte sich und entwickelte ein so himmelschreiendes Falsett, daß Stein und Bein erweichen mochten. Dabei mußte er ein Gesicht zu machen, als sähe man deutlich den häßlichen Zwerg mit seinen triefenden Augen vor sich.

Was Wunder, wenn unter solch reizenden Produktionen die Tage, welche das Schnorrsche Künstlerpaar in Biebrich zubrachte, allzuschnell vergingen! Leider war der herrliche Sänger gedrängt, den Rest seines Dresdener Urlaubs auf dem Rigi zu verbringen, wo er in der dünnen Luft hoffen durfte, von seiner gewaltigen Leibesfülle zu verlieren. Er ging fast jährlich hin, und dort hatte ich vor Jahren auch zum erstenmal seine wunderbare Tenorstimme gehört. Als ich nämlich Anfang August 1858 mit Eusebius Käslin den Rigi bestieg, und wir in Rigi-Kaltbad Rast machten, hörten wir im nebenliegenden Salon eine Reihe der schönsten Schumannschen Lieder wundervoll gesungen und vorzüglich begleitet. Erstaunt fragten wir und erfuhren, es sei Schnorr v. Carolsfeld. Ich öffnete ein wenig die Thür und sah ihn inmitten eines eleganten Damenkranzes am Piano sitzen, auf dem er sich selbst begleitete. Auch auf meinem Biebricher Zimmer gab er mir einmal einen ähnlichen Beweis seines vorzüglichen Gedächtnisses und seiner herrlichen Interpretationskunst: er spielte und sang mir die ganze Partie des Florestan von A bis Z auswendig vor! Dann machte er sich den Scherz und rief ins andre Zimmer: „Frau, erschrick nicht!" und sofort donnerte der Anfangstakt des zweiten Tristanaktes mit der schrillen Dissonanz zu ihr hinüber. Frau Schnorr lachte ob der weisen Mahnung, nach den vorherigen Beethovenklängen jetzt nicht zu erschrecken.[1])

[1]) Schnorr sollte wegen seines musikalischen Talentes ursprünglich Musiker werden; nachdem sich aber sein herrlicher Tenor entfaltete, beschloß er Sänger zu werden. Er studierte sich alle Par

Vor Schnorrs Abreise machten wir noch eine kleine Rheinpartie nach Rüdesheim; von da ließen wir uns im Kahn nach Bingen übersetzen, wo wir im „Hotel Viktoria" einkehrten und auf der Veranda speisten. Wagner war wegen des bevorstehenden Abschieds recht melancholisch, bekam aber bald wieder Leben, als sich im Abendsonnenschein der gegenüberliegende Rüdesheimer Berg nach und nach intensiv rot färbte und wie Purpur leuchtete. Dieser herrliche Anblick weckte alle Lebensgeister, und als die Bergesglut allmählich schwand, gelang es, durch die feurigen Tropfen von jenem Berge die von der untergehenden Sonne einmal in uns entfachte Purpurstimmung künstlich und recht erfolgreich festzuhalten. Bei voller Dunkelheit fuhren wir im Kahn wieder ans jenseitige Ufer, um mit der Bahn nach Biebrich zurückzukehren. In der Mitte des breiten Rheinstroms erhob sich Schnorr v. Carolsfeld und sang mit voller Stimme das Steuermannslied aus dem „Fliegenden Holländer". Sein mächtig ausgehaltenes hohes g hallte an den Bergen wieder und wurde vom Echo wiederholt zurückgebracht — es war herrlich!

Nun kam ein andrer hochinteressanter Besuch nach Biebrich: Herr und Frau v. Bülow. Ob diese noch das Schnorrsche Ehepaar antrafen, ist mir nicht mehr erinnerlich; ich glaube jedoch, daß dies nicht der Fall gewesen, und daß sich ein Unfall, den Wagner erlitt, und bei dem ich allein zugegen war, vor Bülows Eintreffen

tien selbst ein, und zwar so perfekt, daß Hofkapellmeister Rich. der inzwischen von Leipzig nach Dresden übergesiedelt war, ihm niemals eine Gegenbemerkung zu machen wagte. D. H.

ereignete. Wären Herr und Frau v. Bülow schon dagewesen, so hätten sie sicherlich Wagner nach dem Essen mit mir auf dem Spaziergang begleitet und wären, wie gewöhnlich, dann mit uns in dessen Wohnung gegangen, wo der Abend plaudernd oder musizierend verbracht wurde. Sei dem, wie ihm wolle: thatsächlich langte ich allein mit ihm an. Links vom Garteneingang stand eine Hütte, und an der Kette lag ein großer Hund, den sein Herr, der Hauseigentümer, selbst als „bös" bezeichnet hatte. Wagner, bekanntlich ein großer Tierfreund, glaubte dieser Warnung kein sonderliches Gewicht beilegen zu sollen; denn er war der Meinung, durch liebevolle Behandlung könne man auch das bösartigste Geschöpf zu einem umgänglichen und anhänglichen machen. In der That hatte er es bald dahin gebracht, daß der Hund bei seinem Anblick wedelte und es ruhig geschehen ließ, wenn er hinging und ihm den Kopf tätschelte. Mit diesem Erziehungsresultat noch nicht zufrieden, wollte er ihm an jenem heißen Tag des Monats Juli auch „die Wohlthat eines erquickenden Rheinbades" zu teil werden lassen, band den Hund los und führte ihn an der Kette durch den Garten nach dem Rhein. Je näher er dem Wasser kam, desto widersetzlicher wurde der Hund, und als er ihn gewaltsam weiterzog, schnappte dieser nach seiner Hand. Nun ließ Wagner die Kette fahren — die Bestie hatte ihm den rechten Daumen durchgebissen! Was machen?! Zu einem unbekannten Biebricher Arzt hatte Wagner kein Vertrauen. Da fiel mir mein Mainzer Doktor ein, welcher, nachdem vorher zwei andre Aerzte Monate hindurch an meinem Finger herumgepfuscht hatten, so daß ich in Gefahr war, denselben zu ver-

lieren, mir ihn durch Kompreſſivverband endlich rettete. Zu dieſem, Doktor Gaßner, wollte ich gehen und ihn herbitten. Wagner war damit einverſtanden. Zum Glück traf ich den vielbegehrten Mann zu Hauſe, welcher die Liebenswürdigkeit hatte, gleich mit mir nach Liebrich zu fahren. Er verordnete, den Daumen fleißig zu baden und ihn vollkommen ruhig zu halten. Wagners ängſtliche Frage lautete: „Wie lang wird es dauern, bis ich wieder ſchreiben kann?“ und er geriet bei der Antwort: „Wohl vier bis ſechs Wochen“ in keine geringe Verzweiflung. In dieſer Zeit ſollte er an Schott die Partitur des erſten Meiſterſingeraktes abliefern! Doktor Gaßner tröſtete ihn ſo viel als möglich und verſprach, öfters kommen und nachſehen zu wollen. Der Patient war froh, daß ich ihm zu dieſem Arzt verholfen hatte. —

Am nächſten Morgen fuhr ich zu Herrn Franz Schott, ihn mit dem Unfall bekannt zu machen und darauf hinzuweiſen, daß Wagner ſeiner eingegangenen Verpflichtung nun wohl erſt einige Wochen ſpäter nachkommen dürfte. Herrn Schott kam dieſe Nachricht ſehr ungelegen. Ich benutzte dieſen Umſtand, ſeine Aufmerkſamkeit auf die längſt fertig daliegende und eines Verlegers harrende „Walküre“ zu lenken, und ſtellte ihm vor, wie unangenehm es ſei, wenn etwa Breitkopf und Härtel oder ein andrer ihm zuvorkommen würden, jetzt, wo er das „Rheingold“ bereits gedruckt habe. Als ich noch hinzufügte, nach meiner Meinung überträfe die „Walküre“ das „Rheingold“ in ungeahntem Maße und würde ſicherlich ſogar noch „Maſſenoper“, ſagte Schott lächelnd: „Gehen Sie, Sie ſind ein Schwärmer!“

Nach längerem Zuwarten entschloß er sich später dennoch, dieses Werk seinem großen Verlag zu sichern.[1])

Aus seinem Unmut über die unfreiwillige Muße, zu der Wagner plötzlich gekommen, zog ihn glücklicherweise sein neuer Besuch, welcher von früh bis abends bei ihm blieb. Während er den Daumen badete, spielten ihm Hans v. Bülow und ich sein Meistersingervorspiel in meiner Bearbeitung vierhändig vor, dann kamen einige der letzten Beethovenschen Sonaten, die Bülow bekanntlich alle auswendig wußte, oder Wagner erzählte. Vor allem las er den Neuangekommenen wiederholt seine Meistersingerdichtung, die sie noch nicht kannten. Mit dem denkbar größten Interesse wurde sie natürlich von ihnen

[1]) Der damalige „Schwärmer" hat über ein Dritteljahrhundert hinaus hierin willkommen recht behalten, da sich die „Walküre" als das zugkräftigste Werk Wagners behauptete, das er nach seiner Kapellmeisterzeit geschrieben. Im Theaterjahr Juli 1895 bis 30. Juni 1896 fanden in 86 Städten Aufführungen statt: von „Rheingold" 34, vom „Tristan" 39, von der „Götterdämmerung" 49, vom „Siegfried" 50, von den „Meistersingern" 81 und von der „Walküre" 84. Von sämtlichen vorgenannten Werken hatte also die „Walküre" den Vorrang. Freilich erreichte sie lange nicht die Aufführungszahl des „Fliegenden Holländers", welcher mit 136 verzeichnet steht, oder gar des „Tannhäuser", welcher die stolze Zahl von 248 aufweist. Alle übertraf der „Lohengrin" mit 308 (!) Aufführungen. Zahlen sprechen!! (Vergl. Nr. 119 der „Münchner Neuesten Nachrichten" 1897, welche diese interessante Zusammenstellung direkt den „Bayreuther Blättern" entnahm.)

Denselben Kunstgradmesser zeigen die 1000 Wagneraufführungen des Stadttheaters in Hamburg seit Herbst 1874–97. Auch hier marschieren des Meisters frühere Werke an der Spitze, und zwar wiederum der Lohengrin mit 244, Tannhäuser 206, Holländer 101, Rienzi 50, Götterdämmerung 49, Rheingold 28 Aufführungen. (Vergl. Abendblatt der „Frankfurter Zeitung" 1897 Nr. 312.)

entgegengenommen. Frau v. Bülow, welche, seit ich sie nicht gesehen hatte, bedeutend hübscher geworden, war von der neuesten Dichtung Wagners ganz entzückt und verglich sie ihrem Werte und Inhalt nach direkt mit der Shakespeareschen Muse. Damen sind ja in der günstigen Lage, solch große Komplimente unverblümt aussprechen zu dürfen, ohne befürchten zu müssen, auf Widerstand zu stoßen. Zweifellos war dieser Wagner-Shakespearevergleich von Frau Cosima v. Bülow äußerst klug und glücklich ersonnen. Nach ihr war es noch sehr die Frage, ob Wagner als Dichter nicht den Wagner als Musiker überrage. Als ich einmal eines schönen Vormittags das Vergnügen hatte, mit ihr im herzoglichen Schloßgarten zu lustwandeln, sprachen wir wieder eifrig über die wunderbare Doppelnatur Wagners, in deren rückhaltloser Bewunderung wir ganz einig waren. Nur darin gingen wir etwas auseinander, daß Frau v. Bülow die letzten Dichtungen meines Erachtens allzusehr über die früheren erhob; denn im „Lohengrin" erblickte ich das Ideal einer Operndichtung. Während dieses Gesprächs näherten wir uns einem Weiher, auf dem zwei Schwäne kreisten. Der eine zeigte plötzlich eine feindliche Haltung und stieg ans Ufer. Ich machte noch einen Scherz und sagte: „Sehen Sie, gnädige Frau, der hat etwas über ‚Lohengrin' gehört und will seinem Bruder zu Hilfe kommen," da stand er auch schon mit hocherhobenem Hals und ausgebreiteten Flügeln drohend vor uns. Frau v. Bülow stieß einen Schrei aus und floh auf den Rasen, während ich mit meinem Stock den Anprall parierte und mich weiter schob, denn mit einem wütenden Schwan ist nicht gut Kirschen essen.

Als wir eines Abends wieder um Wagner versammelt waren, und er sich in sehr mitteilsamer Stimmung befand, kam er auch auf die nach Bewältigung der „Meistersinger" und der „Nibelungen" geplanten Werke zu sprechen und entwickelte sehr ausführlich und schon sehr ins einzelne gehend seine Ideen über „Parsifal". Dann sprach er noch über einen ihn sehr fesselnden indischen Stoff; doch meinte er, daß es dazu wohl schwerlich kommen werde, denn er habe immer die Ahnung, als würde „Parsifal" sein letztes Werk. Er hatte sich dabei sichtlich in eine gewisse Rührung gesprochen. In Frau von Bülows Antlitz zeigten sich Thränen — es entstand eine Pause. Ich schlich auf den Balkon und Hans v. Bülow kam leise nach, mir die prophetischen Worte zuflüsternd: „So gering auch die Hoffnung und so wenig Aussicht auf Verwirklichung seiner Pläne besteht — Sie werden sehen, er erreicht sein Ziel und bringt auch noch den ‚Parsifal' zu stande." Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß sie mir unvergeßlich wurden. Unter den damaligen trostlosen Umständen, und wo noch nicht im entferntesten an einen rettenden König zu denken war (ohne den nicht einmal die „Meistersinger" vollendet worden wären!), war Bülows Prophetenwort wahrlich keine geringe Leistung — da gehörte fast schon Tollkühnheit dazu, an die Vollendung des „Parsifal" zu glauben.

Bei so unsicheren Aussichten auf die Zukunft war ein häufiger Stimmungswechsel in Wagners Gemüt nur allzu erklärlich. Malte sie sich seinen Blicken rosenfarbig, war er sanft, gutmütig und zu Scherzen aufgelegt, und sah er

düſter hinaus, wurde er leicht ſchroff, abſtoßend, ſogar heftig. Dies hatte auch einmal bei ganz geringfügiger Veranlaſſung, über die er ſelber gelacht haben würde, wenn er in guter Laune geweſen, Frau v. Bülow zu erfahren. Er rauchte aus ſeiner türkiſchen Pfeife, das heißt, er hielt das Mundſtück einer längeren Kautſchukröhre mit den Lippen feſt, welche in einen mit türkiſchem Tabak gefüllten Topf mündete, der mitten im Zimmer auf dem Boden ſtand. Während der lebhaften abendlichen Unterhaltung war es dunkel und dunkler geworden. Frau v. Bülow wollte etwas aus dem Nebenzimmer holen und nahm unverſehens den Weg zwiſchen Wagner und dem Tabaktopf. Mochte ſie nun mit ihrem Reifrock hängen geblieben ſein oder der ominöſen Kautſchukröhre vergeſſen haben, plötzlich rollte der Topf über den Boden hin, während das Mundſtück Wagners Lippen entfuhr und mit der Röhre davonging. Der Anblick war gar zu komiſch: Frau Coſimas verdutztes Geſicht und der plötzlich ſeiner Pfeife beraubte Wagner! Hans v. Bülow und ich mußten herzlich lachen, er aber, ſtatt mitzulachen, fuhr Frau v. Bülow ſo heftig an, daß ſie ſich niederſetzte und in Thränen ausbrach.

Mehr noch als in dieſem Falle, welcher natürlich ſchnell begütigt und vergeſſen wurde, konnte ein fremder Maler von dem jähen Stimmungswechſel Wagners erzählen. Herr Weſendonck hatte dieſen Mann eigens von Rom kommen laſſen und Wagner brieflich gebeten, demſelben einige Male ſitzen zu wollen, da er ein gutes Oelbild des Meiſters zu beſitzen wünſchte. Obwohl Wagner wenig Geſchmack an ſolchen „Sitzungen“ hatte, erklärte er ſich dennoch dazu bereit.

Herrn Willig (ich hoffe, den Namen richtig im Gedächtnis behalten zu haben) wurde ein Zimmer im unteren Geschoß des Hauses eingeräumt, und gleich machte er sich an die Arbeit, während Frau v. Bülow die Freundlichkeit hatte, aus einem Buch vorzulesen, um Wagner vor Langeweile zu schützen. Ein Bild nach dem andern wurde entworfen und gleich wieder verworfen, weil das Original von einer Sitzung zur andern gänzlich veränderten Gesichtsausdruck mitbrachte. Der unglückliche Maler war in Verzweiflung und gestand mir einmal: „Ein solcher Fall ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen; Herr Wagner macht ja jeden Tag ein andres Gesicht!" Endlich begnügte man sich mit einem zwar ähnlichen, aber leblosen Bilde.

Wie schwer zugänglich Wagner für Kompositionen selbst nahe Befreundeter war, empfand eines Nachmittags Hans v. Bülow, welchem die Korrektur einiger gemischter Chöre von seinem Verleger zugeschickt wurde, über welche er gern Wagners Urteil hören wollte. Er spielte sie ihm vor und mußte sich mit einigen künstlich gedrechselten, wenig oder eigentlich nichts sagenden Redewendungen begnügen, die Hans v. Bülow wohl etwas verdrossen. Als wir weggingen, sagte er mir: „Es ist doch auffallend, wie wenig Interesse er für andre hat; ich spiele ihm nichts mehr von mir vor!" Da war es mir im Frühjahr doch etwas besser ergangen. Ich brachte ihm einige Scenen des projektierten „Frithjof" mit, die er zu meiner Verwunderung recht aufmerksam verfolgte. Als nach den Trauerchören ein kurzer, belebter Marsch kam, rief er: „Ah, jetzt wird es ja recht elegant — aber an Ihrer Stelle würde ich daran nicht

weiter komponieren — das ist kein Text für Sie." Ich wagte darauf nicht zu sagen: Machen Sie mir doch einen! — Er mochte dies selber fühlen, denn bald darauf brachte er mir seinen Entwurf zu „Wieland der Schmied".

Da die Lieferungszeit des ersten Meistersingeraktes an Schott leider nicht innegehalten werden konnte, entschloß sich Wagner, ihm einstweilen das Liederheft „Fünf Gedichte" zu übergeben, die wohl noch aus seiner Züricher Zeit stammten. Die „Studie zu Tristan und Isolde" deutet wenigstens darauf hin, aber mehr noch, daß der Verfasser der Gedichte nicht er selbst (wie allgemein geglaubt wird), sondern Frau Mathilde Wesendonck ist, die aus irgend welchen Gründen ungenannt blieb. Ob es der Zufall wollte, oder ob von Wagner herbeigeführt, — eines Tages erschien die ausgezeichnete Liedersängerin Emilie Genast in Biebrich, welcher die „Fünf Gedichte" einstudiert wurden. Sodann wurde Herr Schott benachrichtigt, welcher seinen Wagen herüberschickte. Auf den Rücksitzen nahmen die beiden Damen, Frau v. Bülow und Fräulein Genast, Platz, Wagner und Hans v. Bülow auf den Vordersitzen, während ich, als der Jüngste, mich auf den Bock schwang. Wir fuhren nach Castel, über die Rheinbrücke und durch die Stadt direkt nach Laubenheim zur Villa Schott, wo Frau Betty Schott den Sommer verbrachte. Natürlich war auch an jenem Tag der Herr des Hauses anwesend. Vor diesem kleinen, aber „gewählten" Kreise sang nun Fräulein Genast unter Hans v. Bülows Begleitung die Wagner-Wesendonckschen „Fünf Gedichte". Der Eindruck war ein fascinierender; alle saßen wie gebannt, und — Frau Cosima

a. Bülow ſchwamm in Thränen. Herr Franz Schott rieb ſich vergnügt die Hände und ſchloß ſogleich das Manuſkript in einen Schrank. Nachdem der Kaffee mit Zubehör ſerviert und ein Spaziergang durch den weiten Garten, in dem auch ein gutes Tröpflein wachſen mußte, gemacht worden war, kehrten wir, wie wir gekommen, nach Biebrich zurück.

Wagners kranker Daumen war inzwiſchen ſo weit beſſer geworden, daß er ihn in einem ſchwarzen „Däumerling" tragen konnte. Weil damit noch nicht ans Schreiben zu denken war, wurde die viele freie Zeit wenigſtens in freier Luft verbracht und faſt täglich ein Ausflug ins Rheingau gemacht, das wir nach allen Richtungen durchſtreiften. Wo ein beſſeres Haus zu ſehen war, das nur im entfernteſten einer „Villa" glich, wurde gleich nach deſſen Beſitzer geforſcht, immer in der Hoffnung, daß ſich „einer" finden werde, der es ſich zum Vergnügen machen würde, dasſelbe Wagner zu übergeben. Dieſe Villen- oder Schloßjagd war in ihm zur förmlichen Manie geworden, und wie oft kamen wir todmüde von den vielen Kreuz- und Querſtreifereien abends wieder in unſer Quartier! Wie oft durchzogen wir von Eltville aus das Land, wo er immer hoffte, das erſehnte Zauberſchloß zu finden! Frau v. Bülow — jetzt Frau Wagner — wird ſich deſſen ſicherlich noch erinnern, wie müde wir eines Abends im Wirtshaus neben dem hohen Turm in Eltville einkehrten und auf den Biebricher Zug warteten.

Eines Samstagabends hatte Wagner eine ganz beſondere Ueberraſchung durch den unerwarteten Beſuch ſeines

früheren Kollegen und Revolutionsgenossen August Röckel. Diesem war es nicht so gut ergangen wie seinem Freund Wagner. Nachdem der 1849er Maiaufstand mit Hilfe der Preußen niedergeschlagen worden war, schloß sich jeder einem Trupp Dresdener Flüchtlinge an, welcher die sächsische Grenze zu gewinnen trachtete. Eines Abends wären sie, so erzählte mir einmal Wagner, in ein Landstädtchen gekommen, um einige Stunden zu rasten und zu beraten. Man hätte sich über die weiteren Ziele nicht einigen können. Ermüdet sei er in einer Ecke des spärlich beleuchteten Saales eingeschlafen und erst gegen Morgen erwacht. Der Saal war leer, seine Gefährten fort und er in der Eile des Aufbruchs — vergessen worden. Diesem glücklichen Umstand habe er es zu verdanken gehabt, in Freiheit geblieben zu sein, während seine Fluchtgenossen gefangen wurden.[1])

[1]) Näheres über die Beteiligung Wagners und Röckels an der Dresdener Revolution findet sich in dem Buch „Wagner, wie ich ihn kannte" von Ferdinand Präger (Leipzig, bei Breitkopf und Härtel 1892). Sehr beachtenswert sind die Aktenstücke, welche der Verfasser aufzutreiben im stande war, durch die etwas Licht in jene Vorgänge kam, die Wagner selbst nur allzusehr bestrebt war in Dunkel zu hüllen. Hörte man ihn darüber sprechen, so hatte es den Anschein, als hätte er der Bewegung mehr passiv gegenübergestanden oder wäre höchstens in nebensächliche Berührung mit ihr gekommen. In Prägers Buch stellt sich dies anders dar. Diesen Ausführungen ward zwar 1893 von Bayreuther Seite teilweise widersprochen, immerhin bleibt aber die Thatsache stehen, daß Wagner sich am Aufstand beteiligt hatte und infolgedessen fliehen mußte. Nach Prägers Schilderung gereichte das Faktum der Beteiligung am Aufstande Wagner nicht im mindesten zur Unehre. Interessant sind auch die Mitteilungen Prägers über seine persönlichen Begegnungen mit Wagner. Leider bemühte er sich, im Leser die Vorstellung zu erwecken, als habe zwischen ihm und Wagner

Der arme Röckel! Dreizehn Jahre mußte er im Waldheimer Zuchthaus schmachten! Während der letzten Jahre war ihm öfters nahgelegt worden, er möge doch ein Gnadengesuch einreichen; dasselbe würde Erfolg haben, wie dies bei seinen Mitverurteilten thatsächlich der Fall gewesen sei. Aber Röckel wollte von keinem Gnadengesuch hören.

„eine ununterbrochene Freundschaft von fast einem halben Jahrhundert" bestanden (s. Anfang der Vorrede und S. VI, wo es heißt: „Wagner und ich waren beide geborene Leipziger und nur zwei Jahre Unterschied bestand in unserm Alter. Dies allein (!) war schon ein Band der Freundschaft zwischen uns beiden, welches nie gerriß") — während sich erst im letzten Buchdrittel S. 242 zur Ueberraschung des Lesers der wahre Sachverhalt herausstellt, indem Wagner an Präger u. a. schreibt: „Nun auf baldige persönliche Bekanntschaft Ihr ergebener R. W." In diesem Brief vom 1. Februar 1855 (!) stehen sie noch auf dem Siefuß, und erst am 5. März lernten sie sich persönlich kennen! Solche Irreführungen sind in einem ernsten Buch durchaus nicht schön, um so mehr, als deren Absichtlichkeit auf der Hand liegt, d. h. wenn man genau zusieht. Um dem Leser diese Arbeit zu erleichtern, ist beispielsweise folgendes zu erwähnen. Auf S. 156 heißt es: „Als 1847 einer meiner Brüder, der wohlhabend war, auf mein Ersuchen Wagner in Dresden besuchte, klagte ihm derselbe seine Geldnot. Mein Bruder kam für den Augenblick mit dem Nötigsten zu Hilfe" — — — „Bald darauf schrieb mir Wagner: „versuche doch, den ‚Tannhäuser' an einen Londoner Herausgeber zu verkaufen; sollte jedoch keiner Geld geben wollen, so sieh wenigstens, daß sie (?) es (?) umsonst annehmen, damit mir doch das Eigentumsrecht für die Zukunft bliebe." Dieses etwas unsichere Schreiben konnte nicht vor Sommer 1855 an Präger gerichtet worden sein, denn erst in diesem Jahr seiner Londoner Konzerte konnte Wagner an einen Verlag des „Tannhäuser" in London denken; außerdem datieren die ersten Briefe Wagners an Präger erst von Anfang 1855, die auf dem Siefuß stehen. Wie kommt nun das obige Schreiben Wagners auf dem Dufuß ins Jahr 1847, an welches der Leser, durch das Wörtchen „bald" verführt, unwillkürlich denken muß?

Er erkannte die Rechtmäßigkeit des Urteils nicht an und wollte da nicht um Gnade flehen, wo er sich keiner schlechten That bewußt war. Daß er sich dem Aufstand angeschlossen, hielt er für sein unveräußerliches Menschenrecht, und wenn das Volk danach strebte, seine eigne, ursprüngliche Souveränität wieder aus der Fürstenhand zurückzuverlangen, so hielt er dieses Volksbegehren für ein durchaus berechtigtes. Röckel war daher nicht dahin zu bringen um Gnade zu flehen, was in gewissen Kreisen anfing, Verlegenheit zu

Geschah dies wegen der behaupteten „fast halbhundertjährigen Freundschaft"? Und sollten auch aus diesem Grunde die Anrede und das Datum dieses Wagnerschen Briefes verschwiegen worden sein? — Ein anderer Fall: Der S. 200 mitgeteilte Brief Wagners vom 15. Mai 1851 ist nicht an Präger, wie es zuerst den Anschein nimmt, sondern an Eduard Röckel in Bath. Man muß sich hier sehr in acht nehmen, denn Präger sagt vorher S. 199: „Nach Durchlesung des hier folgenden Briefes, wovon das Original im Besitze meines Freundes Ed. Röckel in Bath (England) ist" u. s. w. Warum wird nicht klipp und klar der Adressat genannt? Dann heißt es S. 200: „Hier folgt nun der vorerwähnte Brief, ein Autograph Wagners" — der Name des Adressaten wird hier abermals verschwiegen und gleich die Anrede: „Mein lieber Freund" hinzugefügt, — so daß man unwillkürlich auf den lieben Freund Präger schließen muß, mit dem Wagner doch erst vier Jahre später korrespondierte und bekannt wurde. Trotz dieser Schwächen des Buches und verschiedener Leichtfertigkeiten (u. a. läßt es während der Wirksamkeit Wagners in Königsberg Meyerbeers „Propheten" „neu von Paris einführen", der erst zehn Jahre später das Licht der Welt erblickte) — trotz alledem ist Prägers „Wagner, wie ich ihn kannte" durchaus lesenswert. Er bringt viele interessante Aufschlüsse, besonders bei Erzählung der einzelnen Begegnungen in London, Zürich und Luzern. Nur schade, daß er es nicht über sich brachte, den Teil des Buches, dem er die Ueberschrift geben mußte: „Wagner, wie ich ihn nicht kannte" von dem andern „wie ich ihn kannte" augenfällig abzugrenzen. F. K.

bereiten. Endlich, nach dreizehn Jahren, kam die Begnadigung von selbst — unbegehrt. Was geschah bei Verkündigung derselben? Röckel weigerte sich, von ihr Gebrauch zu machen, sagend: Nur mit Gewalt bin ich hier hereingekommen, und Gewalt nur bringt mich wieder hinaus! Was gewiß noch niemals vorgekommen, sollte sich da ereignen: Röckel mußte aus dem Zuchthaus förmlich hinausgeworfen werden! Darauf reiste er über Weimar direkt zu seinem Freunde Wagner nach Biebrich. Nie werde ich die Ueberraschung Wagners vergessen, als Röckel plötzlich mit seiner bildhübschen Tochter, die er seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen, und welche nun als Schauspielerin am Weimarer Hoftheater wirkte, wo ich sie öfters spielen sah, ins Zimmer trat. Nach dem erschütternden Augenblick des ersten Wiedersehens, und nachdem wieder etwas Ruhe eingekehrt war, gab Wagner ob des guten Aussehens Röckels seinem Erstaunen Ausdruck, indem er sagte: „Wenn ich dich so kräftig und ungebeugt vor mir sehe, so kommt es mir gerade vor, als wäre ich so lange in Waldheim gewesen und du statt meiner in der Schweiz. Wie hast du nur die gräßliche Zeit so gut überstehen können?", worauf Röckel sagte: „Nur durch meine unverwüstliche Gesundheit und die Arbeit." Frage: „Worin bestand diese Arbeit?" Antwort: „Gewöhnlich mußte ich spinnen, und gegen das Ende hin durfte ich Noten schreiben. Es wurde mir, als dem früheren Hofmusikdirektor, die Befugnis übertragen, aus stimmbegabten Gefangenen einen kleinen Männerchor zu bilden, den ich einübte, und für den ich die Chorstimmen schrieb." (Die Frage, ob er bei dieser wohl einzigen Gelegenheit nicht

auch an das Studium des Gefangenenchors im „Fidelio“ gedacht habe, unterließ ich, obwohl sie mir auf den Lippen schwebte, aus naheliegenden Gründen.) Auf Wagners Frage: „Und was willst du jetzt thun?“ sagte Röckel entschlossen: „Nun — es wird fortgewühlt! Als Mitarbeiter schließe ich mich den Blättern der Opposition an. Zu diesem Zweck fahre ich morgen den Rhein hinunter, um zu sehen, ob sich nicht vielleicht auch am Niederrhein etwas anknüpfen läßt.“ Wagner: „Ich bewundere deinen Mut; dabei wirst du nicht auf Rosen gebettet sein. Uebrigens können wir dich und deine Tochter auf der Fahrt eine Strecke begleiten, denn auch wir beide (auf mich deutend) haben mit Herrn und Frau v. Bülow aus Berlin eine kleine Rheinpartie auf morgen geplant.“ Röckel war sehr erfreut, dies zu hören, und zur Abfahrt wurde das erste zu Thal fahrende Schiff vereinbart.

In der Früh des herrlichsten Sonntagmorgens fuhren wir den Rhein hinab, — „saßen all' auf dem Verdecke“, und „märchenhaft vorüberzogen Berg' und Burgen, Wald und Au'!“ — Bis St. Goar wollten wir Röckels begleiten. Als St. Goarshausen gerufen wurde, waren wir der Meinung, St. Goar käme erst hernach, und blieben sitzen. Als es dann doch nicht kam, erfuhren wir, beide Orte lägen sich gegenüber, und auf beiden Seiten des Schiffes habe je ein Kahn gehalten, um die Aussteigenden entweder rechts oder links zu befördern. St. Goar war also verpaßt. Darüber war Wagner sehr ungehalten, zumal sich die Gegend jetzt verflachte. Ich machte daher den Vorschlag, direkt hinunter ins Siebengebirg zu fahren,

welches den Glanzpunkt der Rheingegenden bilde. Es blieb keine andre Wahl; somit wurde mein Vorschlag angenommen. In Remagen stiegen wir aus und aßen in einem sehr frequentierten Gasthaus zu Mittag. Im Nebensaal ließ sich ab und zu ein Männerchor aus Bonn hören, und als Wagner vernahm, derselbe hege die Absicht, ihn anzusingen, ließ er uns schnell zu einem Spaziergang aufbrechen. Alle Welt strömte an diesem Tag hinauf nach der berühmten St. Apollinariskirche, und auf beiden Seiten des Wegs fehlte natürlich auch nicht die Schar der Krüppel und Gewohnheitsbettler, welche von einem Kirchenfest unzertrennlich ist. Ich begleitete Frau v. Bülow, während Wagner und ihr Gatte den Berg etwas schneller hinaufstiegen. Nach beiden Seiten spendete emsig Frau v. Bülow ihre Gaben, und als ihr Portemonnaie leer war, bat sie mich um das meine. Das war nun ein recht kitzlicher Fall; denn ich wußte, daß Hans v. Bülow über diesen Punkt anders dachte als seine Frau Gemahlin, und daß wir beide, er und ich, im Gewährungsfall ihrer Bitte in eine unangenehme Lage kommen würden, er — in der Zurückerstattung des Verauslagten und ich — in der Nichtannahme desselben. So zog ich denn vor, Frau v. Bülow von weiterer Almosenspendung entschieden abzuraten. Darüber wurde sie mir nun freilich etwas böse und fragte ziemlich gereizt: „Sie geben mir also Ihr Portemonnaie nicht?" Ich sagte ruhig: „Für jeden andern Zweck mit Vergnügen, für diesen, zu meinem lebhaften Bedauern, — nicht!" Jetzt eilte sie, in der Hoffnung die Vorausgegangenen einzuholen, den ziemlich steilen Weg hinauf. Einige Male hörte ich sie keuchend

rufen: „Hans! — Hans!“ — — — Hans hörte aber nicht, beeilte sogar seine Schritte etwas und bog, als sie oben anlangte, mit Wagner gerade in die Kirche ein, in welcher auch sie verschwand.

Ich folgte langsam nach und sagte zu mir: ‚Da hast du dir eine schöne Suppe eingebrockt!‘ Als ich oben anlangte, kam Hans v. Bülow auf der andern Seite der Kirche heraus, ging schnell auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!“ Auf einem andern Weg stiegen wir dann hinunter, wobei ich mir angelegen sein ließ, Frau v. Bülow wieder freundlich zu stimmen.

Unten nahmen wir einen Kahn zur Ueberfahrt nach Honnef, von wo wir den Drachenfels bestiegen. Wagner hatte seinen leichten Sommerüberzieher über den Arm geworfen, und unter scherzendem Geplauder erreichten wir bald den Gipfel. Nachdem wir uns umgesehen, und der Abend heranrückte, beschloß die Gesellschaft, beizeiten wieder hinabzusteigen und irgendwo Quartier zu nehmen, während ich vorzog, die Nacht oben zu bleiben, wo es mir sehr gefiel. Ich verabschiedete mich daher vor ihrem Weggang.[1] Um Mittag sollte ich mit v. Bülows und Wagner an der gegenüberliegenden Eisenbahnstation Mehlem zusammentreffen.

In der Frühe wurde ich durch einen Extraboten überrascht, der mir die schriftliche Mitteilung brachte, Wagner

[1] Ob Röckels sich erst hier oder schon in Remagen von uns trennten, weiß ich nicht mehr genau.

vermisse sein kleines Portefeuille mit hundert Thalern in Papier. Dasselbe sei wahrscheinlich aus der oberen Tasche seines Ueberziehers gefallen, als er ihn über dem Arm trug. Beim Hinabsteigen möchte ich auf den Weg achten; das Verlorene müsse sich da finden. — Sofort brach ich auf, — fand aber nichts. Angestellte Erkundigungen ergaben, daß der Weg früh morgens hauptsächlich von Arbeitern benutzt wurde, welche in den über eine Stunde weiter im Gebirg liegenden Steinbrüchen beschäftigt waren. So wenig tröstlich diese Auskunft war, entschloß ich mich dennoch, einen Mann nach jenen Steinbrüchen zu senden mit dem Auftrag, daß das etwa gefundene Geld um Mittag nach der Station Mehlem gebracht werde. Im genannten Stationshaus fand ich nach meiner Ankunft trübe Gesichter. „Nichts gefunden?" „Nichts!" — Ich erzählte die Geschichte von den Steinbrüchen hinten im Gebirge — — das Thermometer sank auf Null. In dem Restaurationslokal nahmen wir zur Stärkung einen kleinen Imbiß; bis zum Abgang des Zuges waren nur noch etwa drei Viertelstunden. Wie ich da während des Essens zufällig gradüber durch das Fenster sah, bemerkte ich ein etwa sechzehnjähriges Mädchen in vollem Lauf nach dem Stationshaus eilen. Ohne irgend etwas merken zu lassen, stand ich auf und ging hinaus, die Eilende mit den Worten anhaltend: „Bringen Sie das Geld?" Das ärmlich, aber sauber gekleidete Mädchen sagte: „Ja! Mein Vater hat's heute Morgen um vier Uhr gefunden, als er in den Steinbruch ging; da ist's!" O Arbeiterehrlichkeit!!

Nun führte ich das hübsche Kind zunächst in ein

andres Zimmer, winkte die Wirtin herbei und bat sie um einen Teller und die Blumen auf dem Büffett. Als diese kamen, legten wir den Hundertthalerschein in den Teller und staffierten diesen schön mit Blumen aus; dann sagte ich zu dem Mädchen: „So, nun gehen Sie hinein und auf jenen Herrn zu, der mit dem Rücken nach dem Fenster sitzt, machen einen Knix und sagen, ihm den Teller reichend: Herr Wagner, ich grüße Sie!"

Hoffentlich richtete sie alles schön aus. Ich hörte nichts, da ich draußen blieb und neugierig zur Thür hineinlugte; doch sah ich Wagner ein Gesicht machen, als die Landnymphe „wie ein Gebild aus Himmelshöhen" auf ihn zuschritt, um das es jammerschade ist, daß es nicht von einem Raffael der Ewigkeit überliefert wurde. Ob er dem hübschen Kind einen Kuß gab, weiß ich nicht mehr, halte es aber für wahrscheinlich, da sie gewiß einen verdient hatte, — das aber weiß ich noch, daß, nachdem er den Hundertthalerschein seiner poetischen Gewandung entkleidet hatte, er sofort an die Kasse lief, wechseln ließ und dem braven Mädchen zwanzig Thaler einhändigte, welches vergnügt davonsprang. Wagner rief dann zur Wirtin: „Jetzt schnell ein paar Flaschen von Ihrem besten Champagner!" Im Jubel wurden dieselben geleert. Der Zug brauste heran, wir stiegen nach Coblenz, respektive Andernach ein. Der Rest der Heimreise wurde von da mittels Dampfschiffes zurückgelegt, obwohl wir auf diese Weise erst in der Nacht nach Biebrich kamen. Von dieser späten Fahrt ist mir nichts weiter in Erinnerung, als daß sich Wagner, der den Kopfsalat sehr gern aß, einigemal

die winzigen Dampfschiffportionen erneuern ließ und schließlich auf der Rechnung unter anderm vermerkt fand: für Salat einen Thaler fünf Silbergroschen! Von den hundert werden nicht allzuviel nach Biebrich gekommen sein — — was thats? Auch er konnte mit Goethes Sänger sagen:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Eines Tages ließen sich zwei Hofkapellmeister zum Besuch anmelden: Aloys Schmitt aus Schwerin und Carl Reiß aus Cassel, — derselbe, mit welchem ich bei Professor Moscheles seiner Zeit über die verpönte Zukunftsmusik zusammengeraten war. Obwohl wenig dazu geneigt, war Wagner doch so artig, die beiden Herren nachmittags in seiner Wohnung zu empfangen. Fast gleichzeitig hatte er den Besuch des Konzertmeisters Ferdinand David aus Leipzig, den er von früher her kannte und der auch mein Lehrer im Partiturspiel am dortigen Konservatorium gewesen war. Vor dessen Ankunft verriet Wagner einige Neugier, ob David noch im Besitz seiner auffallend großen Lippen sei, die in seiner Jugend den Mund „wie rote Ringe einfaßten." Er kam, — jetzt ein ältlicher Herr, — die Lippen verblaßt. Zum Glück hatte er seine Geige mitgebracht und spielte mit jugendlichem Feuer am Abend bei Wagner mit Hans v. Bülow Beethovens Kreutzersonate, wie ich sie vollendeter niemals gehört habe. Beide spielten auswendig!

Oefteren Besuch hatte Wagner von Wiesbaden. Da wohnte der große Weingutsbesitzer und Justizrat Wilhelmi,

welcher mit ſeiner blühenden Gemahlin und deren blondlockigem Söhnchen Auguſt (der ſpätere berühmte Geiger) häufig herüberkam. Einmal (vor dem Daumenmalheur) ließ ſich Wagner auf Bitten von Frau Wilhelmj an den zweiten Siegfriedakt bringen, der nur ſkizziert war, bei deſſen Interpretation man ihm daher nicht behilflich ſein konnte. Er begleitete ſich alſo ſelbſt, und als er merkte, daß ſein Spiel mehr und mehr zu einem unverſtändlichen Chaos wurde, ſprang er wütend auf, ſchleuderte die Blätter fort und rief: „Jetzt bringt mich aber niemand mehr dran!“ Dieſer plötzliche Ausbruch wirkte um ſo erheiternder, als er allzuſehr mit dem großen Ernſt kontraſtierte, den Wagner beim Vortrag entfaltet hatte. Auf Wilhelmjs Bureau war damals ein ſehr intimer Freund von mir, Dr jur. Carl Schüler aus Darmſtadt, thätig. Schon im Frühjahr hatte ich ihn in Wiesbaden mit Wagner bekannt gemacht, und natürlich kam auch er öfters zum Beſuch herüber. Unter den Beſuchern Wagners befand ſich ſelbſtverſtändlich auch der gleichfalls in Wiesbaden lebende Komponiſt Joachim Raff. Obwohl die muſikaliſche Richtung beider ziemlich auseinanderging, verkehrten ſie doch in recht freundſchaftlicher Weiſe miteinander. Das koloſſale Wiſſen Raffs mußte eben jedem um ſo mehr imponieren, da es ſich durchaus nicht aufs muſikaliſche Gebiet allein beſchränkte. Ich führe nur ein Beiſpiel an. Als er mich einmal fragte, mit welcher Kompoſition ich augenblicklich beſchäftigt ſei, ſagte ich: „mit Goethes ‚An den Mond‘.“ Ohne ſich weiter zu beſinnen, gab er mir die treffende Antwort: „Da werden Sie beſonders mit zwei Strophen große Mühe bekommen.

Die eine lautet (er citierte vollkommen korrekt, natürlich auswendig!):

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Taß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt. —"

und die andre, die Schlußstrophe:

„Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht. —"

— er hatte richtig die zwei schwierigsten Strophen herausgegriffen! So bekannt das Gedicht auch ist, so dürfte ihm, Raff, doch schwerlich ein zweiter unter den Musikern eine so zutreffende und sachverständige Gedächtnisleistung nachmachen. Ich mußte die Komposition in der That aufgeben.

In jenen Augusttagen bekam Wagner eine angenehme Nachricht aus Frankfurt am Main. Der an der Spitze der dortigen Theaterverwaltung stehende Herr v. Guaita plante für nächsten Monat eine Lohengrinaufführung unter Wagners persönlicher Leitung und hatte soeben Goethes „Torquato Tasso" in Vorbereitung, zu welchem er die gleichnamige symphonische Dichtung von Liszt als Ouvertüre durch Hans v. Bülow dirigiert wünschte. Diese Nachricht erweckte im „Biberneſt" Freude. Wagner befand sich in ziemlich ausgelassener Stimmung, die sich drastisch äußerte, als, während eines gleich darauf losbrechenden Gewitters, der Sturm die Fenster aufriß und sämtliche beschriebenen Blätter und Bogen der Meistersingerpartitur im Zimmer

herumwirbelte. Hans v. Bülow und ich flogen hinterdrein, sie aufzufangen, mußten uns aber bald vor Lachen anhalten, denn Wagner stand heftig gestikulierend am Fenster, die Winde und Wogen beschwörend, die er, da sie nicht gehorchen wollten, plötzlich im reinsten Sächsisch anschrie: „Said'r denn närrsch?" Dann schlug er das Fenster zu und half uns die Blätter einsammeln, die in die gräßlichste Unordnung gekommen und nur mit Mühe wieder in ihre richtige Lage zu bringen waren. Die Worte: „Ihr da oben hädded mir beinahe 'ne scheene Ober komboniert, wenn wir eich gehn gelassen hädden," bildeten den Schluß dieser komischen Scene.

Einige Tage später reisten wir nach Frankfurt, wohin schon v. Bülow vorausgegangen war, um dem Orchester Liszts „Tasso" einzustudieren. Da der Aufenthalt einige Tage währte, so nahmen wir im Hotel zum „Schwan" Quartier. Während der Hauptprobe, der ich beiwohnen konnte, machte ich auch die Bekanntschaft des Herrn v. Guaita und der vorzüglichen Schauspielerin Fräulein Friederike Meier, welche eine der beiden Leonoren spielte. Am nächsten Abend der Aufführung saß ich mit Wagner und Frau v. Bülow in einer der Parterrelogen rechts von der Mitte. Liszts „Tasso", der nebenbei gesagt eine der besten seiner „Symphonischen Dichtungen" ist, hatte unter der excellenten Leitung Bülows einen entschiedenen Erfolg zu verzeichnen, und die Aufführung des Goetheschen Prachtwerks war eine ganz vorzügliche. Mit dem letzten Zug kehrten wir (Wagner, Cosima v. Bülow, Hans v. Bülow und ich) in einem separierten Coupé spät nach Biebrich zurück. Ueber diese denkwürdige Heim-

fahrt ziehe ich vor hier nichts zu sagen, so wie ich schon in der Berichterstattung dieser Tage in Frankfurt mir eine gewisse Reserve auferlegt habe. „Coming events cast their shadows before!"

Diese Reserve gilt auch für den Besuch, den Wagner und das Bülowsche Ehepaar am nächsten Sonntag und Montag in Esthofen abstatteten. Samstags war ich dorthin vorausgefahren, damit alles zum Empfang des hohen Besuches bereit war. Von Darmstadt waren dazu Schindelmeisser (der leider durch Krankheit abgehalten), Regierungsrat Städel und sein Sohn Friedrich, der sich in Mainz der Biebricher Gesellschaft anschloß, eingeladen. Gegen Mittag ließen wir sie im Wagen von der Bahn abholen. Im oberen Saal der Steinmühle war eine lange Tafel gedeckt, an welcher die illustren Gäste mit unsern zahlreichen Familienangehörigen Platz nahmen. Wagner, der auf der einen Seite meine Mutter und auf der andern Frau v. Bülow hatte, erhob sich, indem er auf die Steinmühle toastete, die solche Gastfreundschaft übe und „solch einen Sohn habe". Während des Essens entwickelte sich die Unterhaltung immer reger, und nach demselben erfreute Hans v. Bülow unsre Familie mit dem Vortrag jener brillanten Liztschen Rhapsodie, die sie seit der Anwesenheit Bendels nicht mehr gehört, und welche sie damals so oft entzückt hatte. Wie klang das reizende Stück erst unter Bülows Händen! Nach dem Kaffee lustwandelte die Gesellschaft im Garten, während Hans v. Bülow mit Friedrich Städel einer öffentlichen Wahlversammlung beizuwohnen ging, in welcher Bülow sogar einmal das Wort ergriffen

haben ſoll. Am Abend verſammelte ſich die Geſellſchaft wieder im Saal, wo ſie nach dem Abendeſſen noch längere Zeit verweilte, und als endlich zu Bett gegangen werden ſollte, ließ mein Vater die Mühle außer Thätigkeit ſetzen, damit Wagner, der nebenan im „grünen Stübchen“ ſchlief, im Schlaf nicht geſtört wurde. Montagnachmittag verabſchiedete ſich die Geſellſchaft, weil Herr und Frau v. Bülow das nahe Worms beſuchen wollten. Wagner und ich begleiteten ſie dorthin, und nachdem ich ſie in der Stadt herumgeführt hatte, fuhren wir abends wieder zuſammen nach Biebrich.

Nun waren aber auch die letzten Tage des Bülowſchen Aufenthaltes in Biebrich herangekommen. Nach einem ſolennen Diner im Europäiſchen Hof brachten wir, Wagner und ich, das befreundete Paar nach dem Bahnhof. Ein bewegter Abſchied folgte, wobei viele Thränen floſſen. Endlich ſtiegen Herr und Frau v. Bülow in den Wagen, und die Pferde trabten davon. Nun bemerkte ich erſt, daß mir die Mantille Frau v. Bülows noch auf dem Arm hing, die ich ihr nach dem Bahnhof getragen. Schnell wurde damit ein Mann nachgeſchickt, der noch rechtzeitig die „Kurve“ erreichte, ehe der pferdegezogene Wagen dem von Wiesbaden kommenden Zuge angehängt war.

Kaum waren v. Bülows abgereiſt, als für Wagner die Periode der pekuniären Verlegenheiten hereinbrach, da Schott nicht eher weiterzahlen wollte, bis Wagner die bereits erhaltenen Vorſchüſſe auf die „Meiſterſinger“ durch Manuſkript ausgeglichen habe. Im Hinblick auf die damaligen Verhältniſſe und vom gewöhnlichen Geſchäftsſtandpunkt aus

beurteilt war diese Handlungsweise Herrn Schott um so weniger zu verübeln, als selbst Höherstehende, Mächtigere, trotz aller Bewunderung für Wagner, ihn ohne materielle Hilfe ließen. Zum Beleg dessen muß ich Wagners Frühjahrsreise nach Karlsruhe anführen, wohin er von den Allerhöchsten Herrschaften berufen war, um bei Hof sein Meistersingergedicht vorzulesen. Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich und Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin geruhten zwar, dieser Vorlesung mit dem lebhaftesten Interesse zu folgen und Wagner huldvollst zu danken, ließen jedoch den deutlichen Hinweis auf seine bedrängte Lage und die Notwendigkeit der Hilfe, ohne welche er sein Werk nicht beendigen könne, leider unberücksichtigt. Statt der gehofften Hilfe hatte er noch die Reise und Aufenthaltsspesen zu tragen! Ganz entmutigt kam er zurück und machte seinem Unmut über das gänzliche Fehlschlagen seiner Erwartungen in nicht wiederzugebenden Ausdrücken Luft, indem er noch hinzufügte, ohne das von mir Mitgenommene wäre er in die größte Verlegenheit gekommen. Ich hatte ihn nämlich in der Bahn von Mainz bis Osthofen begleitet, als er sich auf jener hoffnungsvollen Reise nach Karlsruhe befand. Da er fast ganz ohne Geld war, schüttete ich ihm vor dem Aussteigen vorsichtshalber noch den Inhalt meines Portemonnaies in seinen Hut. „Man kann nie wissen, wie es geht," sagte ich — „doch guten Erfolg!" Dann sprang ich hinaus, da sich der Zug schon wieder in Bewegung setzte.

Nun war also eingetroffen, was längst vorauszusehen war: Schott zahlte nicht mehr, und Wagner saß auf dem Trockenen! Schon im Frühjahr hatte ich ihm kleinere

Beträge gegeben; nun ſollte ich ihm mit einer größeren Summe aushelfen. Zu dieſem Behuf fuhr ich nach Oſt hofen, um meinem Vater Wagners Lage ans Herz zu legen, und auf dem Fuß folgte mir das ausführliche Schreiben, datiert:

Biebrich, 24. Auguſt 1862.

Lieber Wendelin!

Es ergeht mir recht übel! Aus dem beigelegten Briefe erſehen Sie, welch traurigen Verlaß ich auf Schott habe. Somit muß ich ernſtlich daran gehen, mir Geld aufzunehmen. Bei wem?

Ich bitte, reden Sie ausführlich mit Ihrem lieben Vater. Soll ich zur Ruhe kommen und die gerade jetzt wieder außerordentlichen Schwierigkeiten meiner Lage in der Art überwinden, daß ich für meine fernere Zukunft das einzig mir gedeihliche Wohnungsverhältniß gründe, ſo iſt es eben jetzt die höchſte Zeit, daß mir prompt und ſicher die nötigen Geldfonds zu Gebote geſtellt werden. Ich hatte von Schott 3000 Gulden verlangt, wovon ich die Hälfte ſofort wohl für die Niederlaſſung meiner Frau, und was damit zuſammenhängt, zu verwenden gehabt haben würde. Woran mir vor Allem liegt, iſt die Zeit bis zur Vollendung meiner neuen Oper mir ſorgenlos geſichert zu ſehen: der Erfolg derſelben, wenn ſie einmal fertig und aufgeführt iſt, iſt für meine weiteren Lebensverhältniſſe unrechenbar, und ich thue wohl recht, für weiter hinaus jetzt nicht zu ſorgen. Allein, will ich bis dahin ohne neue Unterbrechung durch Geldſorgen gelangen,

so muß ich jetzt noch auf etwas mehr als die von Schott zuletzt geforderte Summe Bedacht nehmen, namentlich da die von mir so sehr ersehnte definitive Niederlassung auch für mich in diese Zeit noch fallen und unausbleiblich besondere Kosten noch verursachen würde.

Soll jetzt mit einem Zuge meine Lage vollkommen beruhigt werden, so bedarf ich eines General-Anleihens von etwa 5000 Gulden — dies in völliger und genügender Form zu Stande zu bringen, ist mein Zweck. Ich bedarf eines vermögenden Mannes. Hören Sie, was ich ihm biete. Sobald ich mich jetzt mit Schott in keine weiteren Vorschußverhältnisse mehr einlasse, stehe ich zu ihm so, daß ich seine bisherigen Vorschüsse vollständig durch Manuskripte, d. h. Verlagsartikel, allein abtragen und die Theatereinnahmen von meiner neuen Oper mir ungeschmälert zurückbehalten kann. Hierüber werde ich mich mit Schott auf das Bündigste auseinandersetzen. Diese Theatereinnahmen, das heißt, die von den Theaterdirektionen für meine neue Oper: „Die Meistersinger" mir zu zahlenden Honorare oder Tantièmen (mit einziger Ausnahme der Berliner Tantièmen), stelle ich Ihrem Herrn Vater, bis zur vollständigen Zurückerstattung seines Darlehens nebst Zinsen, zur alleinigen Verfügung. Ich bin der festen Annahme, daß auf diesem Wege bereits bis Neujahr 1864 die ganze Schuld abgetragen sein würde. Sobald dies gewünscht wird, werde ich von Schott einen Revers ausfertigen lassen, wonach er sich verpflichtet, den Verkauf der Partitur an die Theater zu

beſorgen, und den Betrag der Einnahmen ſtets an Ihren Herrn Vater abgeben läßt. Oder vielleicht könnten die Direktoren angewieſen werden, die Aufführungsrechtsbewilligung von Ihnen einzuholen, indem ich öffentlich Ihnen dies übertrage.

Sie ſehen, ich faſſe ein ernſtliches Anleben mit direkter Feſtſetzung der Zurückzahlungsweiſe in das Auge.

Sehen Sie, was Sie über Ihren lieben Vater vermögen! Immerhin wird ihm ein ſolches Geſchäft fremdartig erſcheinen; dennoch habe ich auf ihn — einzig Vertrauen.

Zunächſt, liebſter Freund, bedarf ich auf das Dringendſte 1500 Gulden. Ich muß Anfangs nächſten Monats den größten Theil dieſer Summe meiner Frau zur Verfügung ſtellen und ſonſt für den Transport der Möbel u. ſ. w. verausgaben. Ich ſelbſt bin in dieſem Augenblicke auf das Aeußerſte reduziert und bedarf zu allernächſt 500 Gulden für meine eigene Situation. Zeigt Ihr lieber Vater ſich gütig für mich, ſo treffen wir wegen der weiteren Zuſtellungstermine des ganzen Anleihens dann nähere Beſtimmungen.

Nun ſehen Sie, was Sie für mich armen, geplagten Mann vermögen, und beſchämen Sie alle Fürſten und ähnliches . . .[1]

Von Herzen

Ihr Richard Wagner.

[1] Folgt ein Ausdruck, der in Rückſicht auf die Strenge des Preßgeſetzes unterdrückt werden muß

Meinem Vater leuchtete Wagners Vorschlag nicht übel ein, und ich hatte ihn schon beinahe dafür gewonnen, als leider mein zweitältester Bruder Julius dazukam, der entschieden von einem solchen Unternehmen abriet. Nun wollte sich mein Vater die Sache weiter überlegen und meinte, ich möge nach Worms zu Onkel Bandel fahren, um zu sehen, ob dieser nicht vielleicht gesonnen sei, sich mit einer Hälfte des Betrags daran zu beteiligen. Ich suchte meinen reichen Onkel Bandel auf. Derselbe hatte zwar Geld für eine Masse Oelbilder zweifelhaften Wertes, die er in den weiten Gängen und im hohen Treppenraum seiner Eulenburg aufgehängt hielt, aber für die „Meistersinger" wollte er nicht einmal 3000 Gulden geben! O Kurzsichtigkeit der Menschen! Hätte er geahnt, was er damit hätte „verdienen" können, so würde sich der sonst so schlaue Spekulant später im Grabe herumgedreht haben.

Während ich so hin- und herwandelte, wurde ich durch ein Telegramm Wagners aus Kissingen überrascht, wo er hingefahren war, um dem dort weilenden Schottschen Ehepaar die dringendsten Vorstellungen zu machen. Als sie den Verzweifelnden kommen sahen, ließen sie sich verleugnen! Doch hier jenes klassische

Telegramm

(Mainz von Kissingen.)

(Aufgegeben den 1. September, 8 Uhr 20 Minuten vormittags. Angekommen den 1., 9 Uhr 40 Minuten vormittags.)

Wendelin Weißheimer, Osthofen

Postfrei.

S. krank. Nicht vorgelassen. Unmöglich nach B. zurück.

Frankfurt. Von da Dienstag 5 Uhr Mainz café Paris. Erwarte Sie. Strengen Sie das Aeußerste an.

Wehwalt.

Wenn Beethoven einmal den Besuch Rossinis abwies, so zierte dies den ersteren keineswegs; denn immerhin stand hier Genie dem Genie gegenüber! Wenn jedoch der Musikverleger Schott, sonst ein sehr braver Mann, aber kein Genie, sich vor einem der Genialsten verleugnet (denn Wagner sah Schott auf dem Balkon, eh' er klingelte!), so darf eine solche Handlungsweise bei gewissenhafter Berichterstattung hier nicht unerwähnt bleiben.

Der bezeichnete Dienstag fiel auf den letzten Osthofer Markttag, den ich, trotz der vielen Gäste im Haus, selbstverständlich im Stich ließ, um, mit einer Vollmacht meines Vaters an unserm Bankier Bamberger versehen, nach Mainz zu reisen. Dort fand ich im Café Paris Wagner bereits meiner harrend. Wie war er erfreut, als er mich kommen sah! „Ich wußt' es ja, Sie lassen mich nie und nimmer im Stich!" rief er, dann setzte er mich über den Betrag des momentan Unentbehrlichsten in Kenntnis, wovon er für die nächste Zeit leben sollte und seine Wohnung bezahlen mußte, — denn ohne Zahlung konnte er in dieselbe nicht wieder hinein!! Während ich zu Herrn Bamberger ging, die erforderliche Summe auf Rechnung meines Vaters zu holen, war Wagner nach der Rheinbrücke gegangen, wo er mich erwartete, um dann mit dem „Schiffchen" nach Biebrich zu fahren, das ihm jetzt wieder offen stand. Als ich ihm die Summe einhändigte, fiel er mir weinend um den Hals ...

Während der Heimfahrt (ich hatte versprochen, noch am Abend zurückzukehren) dachte ich nun ernstlich an die Verwirklichung eines schon in Biebrich gehegten Projektes zu gehen, welches im Glücksfall Wagner eine schöne Einnahme bringen konnte. Er selbst war nicht abgeneigt, und Herr v. Bülow stellte mir zu dem Zweck seine Mitwirkung in Aussicht. Ich wollte nämlich im Leipziger Gewandhaus ein Konzert veranstalten, in welchem Wagner das neue Meistersingervorspiel dirigieren, Schnorr die Schmiedelieder, beide Schnorrs das Duett aus „Tristan und Isolde" unter Wagners Leitung singen und Bülow das Lisztsche A-dur-Konzert spielen sollte. Von mir waren die Toggenburg-symphonie und einige Chöre geplant. Wie ernstlich auch v. Bülow an Verwirklichung dieses Konzertprojektes dachte, zeigt sich gegen die Mitte seines hier folgenden Schreibens, das er mir nach Osthofen sandte. Der Passus, ich möchte Wagner zureden, in Frankfurt den „Lohengrin" zu dirigieren, erklärt sich daraus, daß er hierzu vor Bülows Abreise von Biebrich weniger Lust als anfänglich zeigte, da er sich mit dem Tenoristen Kaminski als „Lohengrin" begnügen sollte, der ihm unsympathisch war, und den er nur den „polnischen General" nannte. Nach dieser Vorbemerkung lasse ich Hans v. Bülows Brief folgen, der eine wahrhaft rührende Ergebenheit für Wagner bekundet. Er lautet:

Lieber Herr Weißheimer!

Ein sonderbares Geschick hat uns ohne Abschiednahme von einander gehen lassen. Ich heulte, als ich Wagner wohl auf lange Zeit zum letzten Male ins Auge

blicken konnte — da ſah ich nichts mehr — und Sie — waren aus übertriebener Discretion abſeits ſtehen geblieben — da bekamen die vierfüßigen Locomotiven eine Art raptus — und nun erſt erlangte ich wieder die nöthige Beſinnung. Es war zu ſpät — aber die Mantille meiner Frau — beruhigen Sie ſich hierüber — hat uns noch glücklich eingeholt, ſo daß ſie (meine Frau) unerkältet heimgekommen iſt.

Ich will nun heute das Unterlaſſene ſo weit als möglich nachholen. Mich hat's ſehr gefreut, Sie näher kennen zu lernen, mit Ihnen in der Nähe des großen Meiſters zu verweilen; mich freut's ferner ſehr, Sie um ihn zu wiſſen, ſicher, daß er keine verſtändniß-vollere Ergebenheit jetzt finden kann. Ich ſage Ihnen aufrichtig: ich habe Sie recht lieb gewonnen als Muſiker und Menſch und wünſchte, Sie möchten ſich auch mit mir befreundet haben, ſo weit als möglich.

Das Erſte, was ich hier gethan, war, mich ans Studium von Liszts A-dur-Konzert zu machen, das ich zum erſten Male „in die Finger" bringe — und zwar zunächſt nur für den Zweck Ihres Leipziger Konzertes, das doch ſicher zu Stande kommt mit Meiſterſinger-Ouvertüre?

Mitten darin wurde ich aufgerüttelt durch zwei höllenheiße Briefe aus Riſſingen und Frankfurt. Sie verſtehen? Ich bin umhergelaufen und habe — nichts erreichen können. Ich ſchreibe morgen nach Biebrich, was ich ſchreiben kann. Sauer wird's mir werden. Warum bin ich Thor nicht dies Jahr nach Amerika

gegangen? Redliche Theilung hätte Ihm dann „ein Jahr an Niemandes Seite" erschwingen können. Wenn Sie Zeit haben, schreiben Sie mir doch hier und da, wie es in der Villa aussieht. Direkt erfahre ich doch leider nur sehr Fragmentarisches.

Die Frankfurter Lohengrinaufführung sollte Wagner doch nicht undirigirt vorübergehen lassen. Ob mit Schnorr oder dem polnischen General — der Zweck bleibt doch der nämliche: Erzielung eines außergewöhnlichen Eindrucks, der endgültig doch nur von des Autors Dirigentenstab oder vielmehr Geist abhängt — Gewinnung der Möglichkeit, einen verständigen, thatlustigen Enthusiasten aufschießen zu lassen, der „das Nöthige besorgt" Ich möchte, Sie redeten zu. Hazardspiel bleibt's — aber was in dieser Welt ist nicht Hazardspiel? Klavierspiel z. B. erst recht.

Mögen Sie mir noch eine Gefälligkeit erweisen? Ich habe im Atelier die Brüsseler Photographie vergessen, die mir Wagner geschenkt hat. Die Verwirrung der letzten Tage war gar zu groß! Senden Sie mir selbige gelegentlich mit der Faustsinfonie, wenn Sie diese letztere nicht gerade brauchen.

Ihnen bestes Wohlsein und Arbeitsfrische wünschend mit freundlichsten Grüßen meiner Frau

Ihr

ganz ergebener

Hans v. Bülow.

Berlin, 4. September 1862.
10. Schöneberger Straße.

Um Wagner in seiner traurigen Lage möglichst zu helfen, zog ich auch in Wiesbaden Erkundigungen ein und riet ihm, sich an die Familien Wilhelmj und Rosenträger zu wenden. Er schrieb jedoch:

Biebrich, 7. September.

Lieber Wendelin!

Ich habe mir zu Wilhelmj und Rosenträger kein Herz fassen können. Ich bin gewiß, daß sie mir nicht helfen, und ich mich nur bloßstelle! — Nun suche ich, wie es geht, immer für die fatale nächste große Ausgabe (der Uebersiedelung meiner Frau) das nöthigste zu schaffen, immer noch hoffend, daß mit der Zeit auch weiterer Rath kommt, und ich doch für die „Meistersinger" aushalten kann. An Hans v. B. habe ich mich gewandt, mir mindestens etwas auf kürzere Zeit zu verschaffen. Er thut gewiß sein möglichstes, um mir ein paar 100 Gulden aufzutreiben. Sehen Sie doch nur um des Himmels willen, ob Ihnen nicht noch etwa 300 Gulden möglich werden sollten. Ich hätte dann von Ihnen — und — um auf unser wohlbesprochenes und motivirtes Projekt zurückzukommen — vielleicht wäre diese Summe dem Papa eher begreiflich für das Opernge dicht, was ich Ihnen (Sie wissen: unter allen Umständen) zu liefern versprechе.

Vielleicht — gelingt es mir doch so, den Frieden für die „Meistersinger" zu erzwingen! — Lassen Sie sich daher inständigst gebeten sein!

„Lohengrin" auf Freitag angesetzt. Von morgen früh an die Orchesterproben; bin beständig während dieser Zeit im „Schwan".

Adieu! Herzlichen Gruß

Ihr

R. W.

Da mir einen Tag vorher mein Freund Dr. Schüler aus Wiesbaden geschrieben hatte, daß ein Besuch bei obengenannten Familien leicht zu dem gewünschten Ziel führen könne, so offerierte ich Wagner, statt seiner nach Wiesbaden zu fahren, um die Sache wenigstens anzubahnen. Nach seiner Rückkehr von Frankfurt könne er dann leichter das Seine thun. Sofort antwortete er hierauf aus

Frankfurt, 8. September

Liebster Wendelin!

Ich erhalte soeben Ihren Brief und danke herzlich für Ihre Liebe! —

Sie erwecken mir Hoffnung für Wiesbaden: — wahrlich, das thut mir wohl! Hans hat mir eben traurig und hoffnungslos aus Berlin berichtet — und — die „Meistersinger" sanken tief herab! Sie richten sie wieder ein wenig auf. Gehen Sie Mittwoch nach Wiesbaden: der Dritte kann einzig, was der Eine so schwer kann. Ich bin so seltsam verzweiflungsvoll gestimmt, — kommen Sie dann Donnerstag zur Hauptprobe. Es soll und muß nun hier gehen. Heute hatte ich erste Orchesterprobe: Alles bleibt auf dem gemeinsten Frankfurter Niveau: soll ich abermals be-

währen, was eben der Geiſt vermag, ſo habe ich hier volle Gelegenheit dazu. Immerhin wird es eine wichtige Aufführung: meine Geduld ſtärkt ſich, wenn ich mir heimlich ſage, daß ich ſelbſt auch — Ihnen dadurch nützen kann! Ich hab's im Auge! —

Adieu, lieber Junge!

Von Herzen

Ihr

R. Wagner.

Beſagten Mittwoch machte ich mich alſo nach Wiesbaden auf, und in der That fand ich das Anliegen ſeitens der Betreffenden nicht ungünſtig aufgenommen. Sie wollten Wagner helfen, falls er nicht zu hohe Anforderungen ſtellen würde. Einmal in Wiesbaden, wollte ich es nicht verſäumen, alles aufzubieten und auf gut Glück für Wagner ſogar auf den — Bettel zu gehen! So ſchwer mir dies auch wurde, ſo überwand ich's doch und ſprach in der Nähe des Kurhauſes zu dieſem Behuf allerhand diſtinguiert ausſehende Perſönlichkeiten an, welchen ich den in der Nähe wohnenden großen Mann ſchilderte, der in verzweifelten Umſtänden dahin lebe und darben müſſe, während ſich andre vielleicht eine beſondere Ehre daraus machen würden, ihm hilfreich beizuſtehen. Natürlich holte ich mir dabei verſchiedene Körbe, mit Ausnahme eines Herrn, der ſich die Sache überlegen wollte und mir daher auf morgen Rendezvous im Kurhaus gab. Ihm zu lieb blieb ich in Wiesbaden und verſäumte die Hauptprobe in Frankfurt. Dieſes Opfer war zu groß und auch vergeblich, denn jener Herr kam nicht zur verabredeten Stunde.

Nun also Freitag zur Lohengrinaufführung nach Frankfurt! In Castel traf ich Mathilde Maier, die dem nämlichen Ziel zusteuerte. Wir fuhren nach dem „Schwan" und trafen Wagner in verhältnismäßig guter Stimmung. Gemäß meinen Mitteilungen war er nun bereit, nach seiner Rückkunft die Verhandlungen mit Wilhelmj und Rosenträger (scherzend sagte er Hosenträger oder auch Rosentreter) persönlich aufzunehmen.

Trotz der Nähe des Theaters wurde doch dorthin gefahren; denn sobald wir eingestiegen waren, brachte der Kellner einen mächtigen Reisesack. „Ja, wollen Sie denn abreisen?" rief ich erstaunt. Er: „Nein! Sie werden schon sehen, was es damit für Bewandtnis hat." Später sah ich's denn auch: nach jedem Zwischenakte kam er völlig umgekleidet heraus, weil er trotz seines ruhigen Dirigierens stark transpirierte.

Diesmal saß ich in einer der Parterrelogen links, und vor mir hatte Fräulein Mathilde Maier Platz genommen. Als Wagner erschien, wurde er von dem sehr zahlreichen Publikum mit brausendem Jubel empfangen, der mehrmals von neuem ausbrach. Erst als sich dieser vollständig gelegt hatte, und eine wahre Mäuschenstille eingetreten war, ließ er in sehr breitem Tempo die ätherisch-zauberhafte Einleitung erklingen, die sowohl nach Inhalt, Klang und Form (hier sogar die Handnische, mit Wiederkehr des Hauptthemas auf der Ober- und später in der Unterdominante) für mich das Schönste ist, was jemals aus seiner gottbegnadeten Feder geflossen. Als sich die berauschenden Violinklänge wieder im Aether verloren, woher sie gekommen, brach abermals

ein herzbewegender Jubel aus, dem Wagner, ſichtlich ergriffen, mehrere Dankesverbeugungen darbringen mußte. Manchem wird es neu ſein, hier zu erfahren, daß dieſe wunderbare Einleitung urſprünglich nur das Adagio zu einer längeren Ouvertüre bildete, deren Allegro mit den Takten beginnen ſollte, die jetzt am Anfang des erſten Aktes ſtehen. Nach näherem Zuſehen ſtand aber dann Wagner, wie er mir ſelbſt mitteilte, von der Ausarbeitung einer eigentlichen Ouvertüre ab und ließ nur die Adagio-Einleitung als ſolche ſtehen.

Der ganze erſte Akt gelang vorzüglich, und auch der „polniſche General" machte ſeine Sache vortrefflich. Das grandioſe Finale, welches Wagner bei Beginn der Proben zum Teil zugenäht fand, und das er natürlich „auftrennen" ließ, machte in ſeiner majeſtätiſchen, unverkürzten Geſtalt einen wahrhaft impoſanten Eindruck. Auch der zweite Akt ging faſt ohne jede Störung vorüber. Leider verpauſierte ſich der Bläſer der Baßklarinette vor Aufgehen des Vorhangs um einen Takt. Als dies einige Zeit ſo unrichtig fortging und nicht anders zu helfen war, drehte ſich Wagner um und brachte den Mann mit einem ſcharf angehaltenen ß—t! zum Schweigen, der ohnehin ſchon unglücklich genug daran war, denn er mußte mitten in der erſten Sperrſitzreihe ſitzen und ſein ungefüges[1]) Inſtrument zwiſchen den

[1]) Ich ſage das nicht unbedacht; denn jeder nur einigermaßen erfahrene Dirigent wird ſich des Ritornells der Baßklarinette im fünften Hugenottenakt erinnern, das Marcels Trauungspredigt einleitet und bei dem Hinaufſteigen bei ſchlechter Bindung gern einen lokomotivartigen Puff hören läßt, der, wenn er trotz aller

Zuhörern blasen, — weil im Orchester des alten Theaters kein Platz mehr für ihn war!

Die hinreißende Einleitung in den dritten Akt, der Brautchor, die süßen, herzbewegenden Schönheiten des Liebesduetts und dessen erschütternder Schluß nach der Fragestellung kamen unter Wagners Zauberstab zu ungeahnter Geltung. Der Zwischenvorhang fiel. Im Publikum war nur ein Entzücken. Wie bald sollte es durch eine unvorherzusehende Störung aus allen seinen Himmeln fallen! In dem folgenden, marschartigen Satze passierte etwas, was in den Theaterannalen wohl einzig dastehen dürfte: Die oben auf beiden Seiten neben der Bühne aufgestellten Trompeten in Es und E fingen, statt hintereinander, zu gleicher Zeit an und machten ein wahrhaft haarsträubendes Konzert, welches Ohrenverrenkung und Darmverschlingung hervorrufen konnte. Wagner hielt sich entsetzt beide Ohren zu und wandte sich mitleidig dem erschrockenen Publikum zu. Als dann der Einsatz der E-Trompeten kam, blieben diese natürlich aus, da sie ja schon ihr Stücklein mit ihren Kollegen in Es geblasen hatten. Gar wunderlich nahmen sich da die fortschwirrenden Triolenfiguren der Saiteninstrumente aus, denen nun der Halt fehlte. An dem ganzen Unglück war der Uebereifer Ignaz Lachners schuld. Auf der Probe hatte Georg Goltermann erst auf der einen Seite die Es-Trompeten dirigiert und dann bequem Zeit gehabt, hinten herum zu gehen, um diejenigen auf der andern Seite zu

---

Vorsicht doch ertönt, in dieser feierlichen Scene von der komischsten Wirkung ist.

beaufſichtigen. Vor dem letzten Akt in der Aufführung kam jedoch Lachner auf die Bühne und meinte, Goltermann ſolle bei den Es-Trompeten bleiben, er, Lachner, wolle drüben die in E dirigieren; denn Goltermann könne ja leicht zu ſpät ankommen, da am Abend die Bühne hinten mehr zugeſtellt ſei, als dies bei den Proben üblich. Dieſe Offerte war alſo von Lachner durchaus gut gemeint; nur ſchade, daß er ſeine E-Trompeten viel zu früh losließ! So entſtehen oft Theaterunfälle trotz der beſten Abſicht der betreffenden Teile, und das Publikum, das die Urſache nicht kennt, iſt dann in ſeinem Urteil ſehr hart. Wohl hat es ein Recht, zu verlangen, daß derartiges nicht vorkomme, vergißt aber dabei, daß die Theaterleute auch nur Menſchen ſind, und daß es noch ein Glück iſt, wenn es wirklich nur mit ſolchen, nicht aber mit ihrem Gegenteil — der Beſtie im Menſchen — zu thun hat.

Trotz dieſer empfindlichen Störung war dennoch bald wieder der Ernſt und die weihevolle Stimmung zurückgekehrt, die dem ganzen Abend das Gepräge verliehen, an welchem Wagner zum erſtenmal in ſeinem Leben ſein unſterbliches Werk ſelber dirigierte. Die Enthüllung der Gralſage entzückte, der Abſchied Lohengrins von Elſa rührte zu Thränen, und als der Vorhang fiel und die letzten weihevollen Harmonien verklungen waren, vereinten ſich Orcheſter und Publikum zu einer ſtürmiſchen, nicht enden wollenden Demonſtration für Wagner.

Vor dem Theater harrten wir, Mathilde und ich, ſeiner im Wagen, bis er wieder umgekleidet erſchien und mit uns zum Hotel fuhr. Er klagte über heftigen Durſt, und

als der Wagen hielt, ſchrie er dem öffnenden Kellner entgegen: „Brühe! Brühe!“ Der Arme ſtand ganz verdutzt, da ergänzte ich: „Bringen Sie Bouillon hinauf,“ dem Wagner hinzufügte: „Aber keine Taſſe, ſondern einen ganzen Suppenkumpf voll!“ Der Kellner ſtürzte erleichtert fort, und wir ſtiegen die Treppe hinauf in Wagners Zimmer. Als nun der Kellner wirklich mit einem Suppenkumpf hereintrat, riß ihm Wagner denſelben aus der Hand, ſetzte ihn an den Mund und trank ihn auf einen Zug aus, dem Maul und Naſe aufſperrenden Kellner die leere Terrine wieder zurückgebend und die Worte hinzufügend: „Nach einem ungewöhnlichen geiſtigen Genuß iſt auch ein übermäßig materieller am Platz!“ Dann ſetzten wir uns und ſchwelgten in der Erinnerung an die unvergeßlichen Eindrücke dieſes denkwürdigen Lohengrinabends in Frankfurt a. M. am 12. September 1862.

Am nächſten Tag kehrte Wagner wieder nach Biebrich zurück, nachdem wir uns genau über das für ihn in Leipzig zu veranſtaltende Konzert beſprochen hatten. Gegen Abend wollte ich dorthin abreiſen, um es ſo raſch als möglich zu ſtande zu bringen. Zu dieſem Zweck gab er mir ein Schreiben an die Gewandhausdirektion mit. Als ich ihn beim Abſchied noch an Wilhelmj und Roſenträger erinnerte, ſagte er in durchaus ernſthaftem Tone: „Wahrhaftig, ich bin jetzt in ſolcher Lage, daß, wenn es mir angeboten würde, ich im ſtande wäre, um 50000 Gulden meine ganze Unſterblichkeit zu verkaufen!“ Ich ſagte: „Glücklicherweiſe müſſen Sie dieſe behalten und dürfen vorläufig auch noch deren Bürde tragen, die Ihnen doch gewiß einmal erleichtert

oder ganz abgenommen wird." Er ging dann wieder in den gewöhnlichen Scherzton über und sächselte: „Grüßen Sie mir mein Laibzig scheene und raisen Se glicklich! Gott der Allgütige" — er wandte diese Abschiedsformel niemals im seriösen Sinne an, sondern benutzte sie nur, um über den Trennungsmoment wegzukommen — „Gott der Allgütige sei mit Ihnen und begleite Sie allerwegen!" Ich sagte: „Amen!", dann flogen wir uns in die Arme — und bald saß ich im „Dampfwagen", der uns auf einige Wochen voneinander trennte.

## Vorbereitungen zum Konzert in Leipzig.

Sofort nach meiner Ankunft besuchte ich meinen Freund Karl Riedel, um mich der Mitwirkung seines Vereins zu versichern, welche mir sogleich zugesagt wurde. Dann schrieb ich an Schnorr v. Carolsfeld nach Dresden, welcher mir umgehend in folgendem Schreiben ohne Datum antwortete:

Geehrter Herr!

Rechnen Sie auf meine Hülfe! Wenn ich Urlaub bekomme (und in Verweigerung solches ist man hier augenblicklich groß) steht Ihnen und Ihrer Sache meine Kehle zur Disposition. Etwas anders aber ist es mit meiner Frau; sie ist in hiesiger Gegend als dramatische Sängerin noch unbekannt, wird aber in nächster Zeit vor dem Publikum als solche erscheinen; daß sie nun vorher im Konzert (und das Konzertsingen

ist meiner Frau Sache nicht) singen soll, trifft sich höchst ungelegen; ich bitte Sie daher, auf ihre Mitwirkung zu verzichten, so gern und freudig bereit sie sonst ist, in dieser Sache etwas zu thun. Damit Sie aber vor Allem sich in nächster Zeit nicht schon auf mein Kommen verlassen, sage ich Ihnen, daß bis zur zweiten Woche des Oktobers an ein Fortkommen von hier nicht zu denken ist. Wir haben nächste Woche hier Versammlung sämmtlicher Kapellmeister wegen einer Berathung in Sache einer gemeinschaftlichen Stimmung in Deutschland, bei welcher Gelegenheit mehrere Opern diesen Meistern der Kapelle vorgesetzt werden sollen: 28. Sept. „Idomeneus" in Stimmung aus Mozarts Zeit (hiesige Kircheninstrumente), 30. Rossinis „Tell" in hiesiger, dann am 3. Okt. „Armide" in Mozartscher und endlich am 7. Okt. „Euryanthe" in hiesiger Stimmung. Bei dieser Gelegenheit sing' ich in „Armide" und „Euryanthe" zum ersten Male, habe also vollauf zu thun. Ist diese Zeit vorbei, dann kann ich wohl auf einen Urlaub rechnen, der mir es erlaubt, Ihr Konzert mitzumachen. Und wie gern würde ich es thun und werde ich es thun, da es den Zweck hat, Wagner eine ruhige Arbeitszeit zu schaffen. Ich habe hier so einen alten Schulgenossen und Baron, der sehr reich und blödsinnig ist, entdeckt. Leider scheitert mein Bemühen, aus diesem Geldsack ein Kapital zu erlangen, an der Person des Vormunds, der wohl eine jährliche Ausgabe für die Armen von tausend Thalern bewilligt, aber nur deßhalb, weil es in der

Zeitung ausposaunt wird. So ist selbst der Blödsinn gehindert, in dieser Sache etwas zu thun, und ich hätte gejubelt, wenn ich da ein paar Tausend erwischt hätte, um Wagner eine Spanne ruhiger Arbeitszeit zu verschaffen. Wenn nur dieser unglücklichen Geschichte ein Ende gemacht werden könnte; es ist zu traurig! Ein Mann mit dieser unerschöpflichen Schöpferkraft muß wie ein gewöhnlicher Mensch für das tägliche Bedürfniß sorgen, muß seinen Geist erniedrigen, indem er auf Mittel sinnt, seine Gläubiger zu befriedigen. Es ist die traurigste und zugleich lächerlichste Geschichte, die ich auf meiner Lebensbahn bis jetzt gesehen!

Meine Adresse ist: Wienerstraße Nr. 3, 1. Etage.

Mit freundlichstem Gruß

Ihr

Schnorr v. C."

Somit mußte also wegen Nichterscheinens von Frau Schnorr von dem großen Tristanduett Abstand genommen werden, und da auch die Mitwirkung des Herrn Schnorr selbst noch in Frage stand, so beschloß ich, um eventuell die Zeit ausfüllen zu können und mit einem größeren Werk vor die Oeffentlichkeit zu treten, zu meinem ersten Satze der Toggenburgsymphonie noch ein Adagio, ein Scherzo und einen Finalsatz zu schreiben. Und alles dies in den vier oder fünf Wochen, welche bis zum Konzert noch frei waren! Selbst dies nicht einmal; denn es gab während derselben noch gar viel andres zu erledigen, Korrespondenzen, Gänge, Besuche, Chorproben, Stimmkorrekturen ꝛc. ꝛc. Eine solche

Maſſenarbeit ladet ſich wahrlich nur die verwegene Jugend auf! Bald ſollte jene auch noch von Biebrich her beträchtlich geſteigert werden, denn Wagner hatte immer neue Wünſche, die ich ihm erfüllen mußte. Dazu kam noch eine Angelegenheit, deren Erledigung immer drängender und unumgänglicher wurde: Wagner ſollte von allen Lebensſorgen und Nöten endgültig befreit werden durch Veranſtaltung einer Nationalſubſkription! Mir und andern ſchien das der einzig mögliche Weg zu ſein, ihm ein für allemal zu helfen. Ich wandte mich zunächſt an Hans v. Bülow, um deſſen Meinung über die Art und Weiſe der Ausführung zu erfahren, ihm zugleich einige Perſönlichkeiten nennend, die ſich eventuell an die Spitze ſtellen könnten. Wer als ſogenannter Reichsverweſer in meinem Brief genannt war, kann ich mit dem beſten Willen mich heute nicht mehr erinnern. H. v. Bülow ſchrieb mir hierauf nicht gleich; ich ſandte ihm daher einen Brief meines Freundes Friedrich Städel, der in dieſer Sache ebenfalls thätig war. Hierauf kam nun folgende Antwort:

Berlin, 23. Sept. 1862.
10. Schönebergerſtraße.

Lieber Herr Weißheimer!

Der ſogenannte Reichsverweſer iſt nicht der geeignete Mann zu der projectirten Unternehmung, die ich übrigens ſeit lange als leider unausweichlich erkennen muß. Es wird nichts nützen, fürchte ich, wenn er ſich an die Spitze ſtellt — zudem wird ſein Organ in Süddeutſchland, wo für den Augenblick mehr zu erzielen wäre als z. B. bei uns — wenig

oder fast gar nicht gelesen. Röckel in Weimar oder Coburg (ich weiß nicht, wo er sich eigentlich etablirt hat) dürfte bessere, wirksamere Dienste leisten können durch Schrift und sonstige Propoganda. Von Biebrich aus schon wollte ich in dieser Sache an ihn schreiben — Wagner, den ich so dumm-gewissenhaft war, davon in Kenntniß zu setzen, opponirte aber ganz rabbiat. Nun — das wird er wohl jetzt nicht mehr thun.

Ach Himmel — die Sache hat so viele Bedenklichkeiten — es kann gräßliche — Schweinereien in der Presse geben — und wie wird die Würde des Meisters dabei unbefleckt gewahrt werden können? Aber schließlich ist ja kein anderer Ausweg da. Die Fürsten, die Aristokraten, die Bankiers — einzeln genommen — sind zu nichts zu bringen — also bleibt keine andre Wahl als unbeschränkte, ausgedehnteste Oeffentlichkeit — Appell an die Anständigen, Liberalen in der Nation „en masse".

Liszt fragen — unnöthig. Er war stets dagegen — wird es auch jetzt noch sein. Zudem — ist er jetzt zu tief erschüttert vom Tode seiner Tochter Blandine Ollivier, dessen Trauerkunde auch bei mir die trostloseste Wirrniß hervorgebracht hat. Um die alte, vortreffliche Mutter Liszts, die die Kinder auferzogen hat und in ihren letzten Tagen Eines nach dem Andern [1]) dahinsterben sehen muß, einigermaßen zu trösten, bringe ich das Opfer, Frau und Tochter nach Paris

[1]) Nicht lange vorher war Liszts einziger Sohn Daniel seiner Schwester Blandine in den Tod vorangegangen. D. R.

reisen zu lassen. Ich bin entsetzlich angegriffen durch die Sache und einer Initiative für jetzt in der Wagnerschen Angelegenheit nicht mächtig. Entschuldigen Sie also, daß ich auf Ihre neulichen Zeilen nicht geantwortet und mich auch heute der Kürze (!) befleißen muß. Noch dazu, da solche Eile ist — in einer Unternehmung, welche die raffinirteste Ueberlegung heischen würde.

Ihres Freundes Städels Brief ist übrigens eigentlich in Allem nur zu unterschreiben. Das Hauptinteresse bleibt: der Meister muß der Sorge enthoben werden, ein für alle Mal, um in den Stand gesetzt zu sein, seine künstlerische Mission zu vollenden. Der Zweck würde also sicher die Mittel heiligen, wenn in denen, wie der Fall ist, nicht weiter gewählt werden kann. Konsultiren Sie Prendel, tragen Sie ihm die Sache vor, ziehen Sie aber noch andre hinein, z. B. David. Trotz allem, was sich dagegen sagen ließe, ich bin überzeugt, er kann der Sache dienlich sein.

Die Herren in Wiesbaden, die sich wirklich eine Ehrenkrone verdienen, sollen nur, sobald wie möglich, ihren Aufruf redigiren. (Raff hat dazu meiner Ansicht ein sehr geeignetes Talent.) Der Aufruf müßte vom Mittelpunkt ausgehen, von Frankfurt; die Verbreitung u. s. w. wird sich schneller ausführen lassen, als vielleicht zu wünschen wäre. Vor Allem Nichtmusiker hinzuziehn — zum Beispiel in Berlin den Professor Werder, einen alten Verehrer von Wagner (seit 1816) — wenn möglich auch Geschäftsleute, solche

Individuen, in deren Händen Circulation des Geldes ſtattfindet.

Alſo — mein Rath iſt — vorwärts, ohne Rück- und Seitenblicke. Brendel montiren — und ihn vor Allem den Fürſten v. Hechingen (in Löwenberg, Schleſien. D. Verf.) ſogleich in Kenntniß ſetzen zu laſſen. Wozu bezieht er (Brendel? D. Verf.) ſeine Penſion?

Frankfurt und Leipzig ſind vorläufig (ſehr vorläufig) genügend, die Sache gemeinſchaftlich in Anregung zu bringen. In Städten, wo ein Hof, muß dieſer an die Spitze treten, ſonſt folgt Niemand nach. An die ſogenannten Muſikautoritäten, wer könnte hier zum Beiſpiel an dieſe denken? Es wäre doch infam, Meyerbeer auf der Liſte der Subſkribenten zu ſehen, infamer für Wagner als für Meyerbeer. [1])

Ich bin für — allgemeinſte Oeffentlichkeit, wenn einmal überhaupt Oeffentlichkeit ſtattfinden muß, und ſo ſcheint es.

Gehen Sie alſo los, voran in Leipzig!

Schreiben Sie mir gelegentlich, wie ſich die Sache anläßt — in einigen Tagen hoffe ich etwas mehr auf dem „Damm" zu ſein. Unterdeſſen kann man ja überlegen und einen geſcheudten Einfall haben.

Eilig — wie Sie wollten — und darum wenig nützlich als Rathgeber

Ihr freundſchaftlich ergebener

H. v. Bülow.

[1]) Sehr richtig! Leider aber war daran nicht Meyerber ſchuld, der Wagner gegenüber ſtets äußerſt generös geweſen. D. H.

P. S. Unglaublich, daß die Stadttheaterdirektion in Frankfurt a. M. kein gehöriges Honorar herausgerückt — unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld" consumirt werden kann!

Dieser letzte Satz bezog sich auf Wagner, bei dem schon wieder Ebbe eingetreten war, trotzdem ich ihn doch erst kurz vorher flott gemacht hatte. Bülow wußte sicher hierüber Näheres, wie aus seiner letzten Bemerkung hervorgeht; wahrscheinlich schrieb ich es ihm selber, um ihn über Wagners Lage zu orientieren. — Schon in Biebrich fragte mich Bülow einmal: „Haben Sie denn keine Idee, wo er das Geld, das er sich immer im Notfall zu verschaffen weiß, so schnell hinbringt? Sie sind doch immer um ihn, Sie müßten es doch wissen." Ich sagte, ich hätte davon keine Ahnung. Die kleinen Verschwendungen, wie zum Beispiel gelegentlich der Fahrt nach Wiesbaden, wo er sich von dem Droschkenkutscher nicht habe herausgeben lassen, seien doch nicht derartig ins Gewicht fallend, daß sie so schnell einen größeren Betrag aufzehren könnten. Heute sei er im Besitz von mehreren hundert Gulden, und im Handumdrehen seien sie fort. Seine Kunst im Geldausgeben sei mir rätselhaft. „Und mir ist es rätselhaft," fuhr Bülow fort, „daß er sich allemal das Nötige wieder zu verschaffen weiß, wenn er es durchaus haben muß — am Ende ist er ein noch größeres Finanzgenie, als er Dichter- und Musikgenie ist. Wie oft habe ich ihn nicht schon in ersterer Eigenschaft bewundert!"

Was Bülows Bemerkung über die Stadttheaterdirektion in Frankfurt anbetrifft, so ist sie dahin zu berichtigen, daß

Herr v. Guaita kurz nach der Lohengrin-Aufführung seinen Kassier oder einen sonstigen Beamten der Verwaltung nach Biebrich sandte, um Wagner ein ansehnliches Honorar auszahlen zu lassen; dieser habe es jedoch nicht angenommen und sich damit begnügt, daß die Direktion vor seiner Abreise die Hotelrechnung für ihn beglichen hatte. So las ich jüngst in einer Frankfurter Zeitung, und es wird auch wohl so richtig sein; denn ich erinnere mich, daß sich mir gegenüber Wagner damals in ähnlicher Weise aussprach, nämlich kein Honorar annehmen zu wollen. Das Dirigieren des „Lohengrin" war für ihn eine Ehrensache, für welche er sich nicht bezahlen ließ — so war er nun einmal.

In betreff der Hauptsache des Bülowschen Schreibens that ich mich nun so viel als möglich, und soviel ich Zeit hatte, in Leipzig um. Dr. Brendel wollte an den Fürsten nach Löwenberg schreiben, und ich schrieb nach Mainz und Wiesbaden. Ein Besuch bei Frau Advokat Stöche in Leipzig fiel wider Erwarten schlecht aus, denn sie wollte plötzlich nichts mehr von der „Zukunftsmusik" wissen, als es ans Zahlen gehen sollte. Auch hatte es Liszt einmal mit ihr verdorben, der, von ihr lange um ein Klavierstück gequält, endlich aufstand und sie durch ein herrliches Glissando über die Tastatur mit dem — Stiefelabsatz regaliert haben soll. Selbstverständlich unterließ ich's, zu Frau Livia Frege zu gehen. Aber zu Konrad Schleinitz mußte ich gehen, dem intimen Freund Mendelssohns, der ihm auch sein unvergänglichstes Werk, den „Sommernachtstraum", gewidmet hatte. Während meiner Konservatoriumszeit war mir Schleinitz, als Direktor der Anstalt, immer sehr ge-

wegen — trotz meiner „Richtung", die ihm natürlich nicht gefiel. Jetzt handelte es sich darum, den Gewandhaussaal und das Orchester zu bekommen, sowie einen passenden Tag für mein Konzert zu vereinbaren — Dinge, über welche Herr Schleinitz hauptsächlich zu verfügen hatte. Ich suchte ihn also bald nach meiner Ankunft in seinem gemütlichen kleinen Haus in der Nähe der alten Pleißenburg auf und wurde recht freundlich aufgenommen. Wir nahmen Platz, und als er von dem beabsichtigten Konzert hörte, fragte er, wer in demselben mitwirken solle. Ich sagte: Der Riedelsche Verein, Herr v. Bülow, Schnorr v. Carolsfeld und Richard Wagner. Kaum hatte ich letzteren genannt, da fuhr mir sein Pinscher, der vorher ruhig unter dem Tisch gelegen hatte, mit heftigem Gekläff gegen die Beine. Nur mit Mühe konnte Schleinitz das Tierchen beruhigen. Ich mußte wegen seines zufälligen Auffahrens bei dem Worte Wagner unwillkürlich lachen und bemerkte seinem Herrn: „Der Hund ist aber erstaunlich gut abgerichtet," worauf mir Schleinitz zurückgab: „Ja, er hat — Geschmack." Natürlich verdroß mich diese äußerst feine Bemerkung nicht im mindesten, denn über Geschmackssachen läßt sich bekanntlich nicht streiten. Zudem hatte ich ja auch eine derartige Antwort eigentlich provoziert; nur war ich davon überrascht, daß Schleinitz gleich eine so gute fand, die übrigens die damaligen Begriffe der feinen Gesellschaft über Wagner vortrefflich illustriert. Trotzdem ich also nach seiner Meinung keinen Geschmack hatte, bewilligte mir Schleinitz dennoch den Saal und das Orchester — und das war die Hauptsache, denn nun war ich am Ziel. Im besten Einvernehmen verab-

schiedete ich mich von diesem liebenswürdigen, zierlichen Mann, der, ursprünglich Rechtsgelehrter, dann ein sehr einflußreiches Mitglied des Konzertdirektoriums wurde, dem es auch seinerzeit gelang, Mendelssohn als Dirigent der Gewandhauskonzerte zu gewinnen.

Als Konzerttag wollte sich vor Ende Oktober kein passender finden lassen; ich vereinbarte daher mit Schleinitz, den Letzten genannten Monats dafür zu fixieren. Hiervon gab ich Wagner, Schnorr und Hans v. Bülow Nachricht, mit der Bitte um Antwort. Von ersterem lief dann folgendes längere Schreiben ein:

Biebrich, 30. September 1862.

Liebster Wendelin!

Ich danke für Ihre Nachrichten! Auch kann ich mir jetzt erklären, wie es kommt, daß ich — den Zeitungen nach — nächstens in Leipzig „Conzerte" dirigiren werde. Der 31. Oktober ist mir ganz recht; einzig wäre es störend, wenn ich zuvor nach Wien abberufen werden sollte; hierüber erwarte ich in diesen Tagen eine Nachricht, nach deren Eingang ich Sie sofort avertiren werde. Für jetzt halten wir nur am Reformationstage fest: am Ende könnte ihn selbst mit Wien ermöglichen.

Wenn ich — trotz Ander![1]) — nach Wien gehe, so bringe ich hiermit übrigens nur meiner so gedankenlos von den „Freunden meiner Kunst" vernachlässigten Lage ein Opfer. Nach meinem Wunsch

[1]) Erster Tenor, aber damals öfters leidend. D. R.

würde ich mich jetzt ein halbes Jahr in meinem nun für den Winter hergerichteten Biberneste einschließen und nicht eher wieder aufmachen, als bis die „Meistersinger" fertig wären. Ich gedenke morgen endlich wieder an meine Arbeit zu gehen: daß ich das Manuskript vom Vorspiel nicht habe, ist mir sehr unlieb. [1])

Ihrem Zureden, Wihelmj — Rosentreter zu vertrauen, nachgegeben zu haben, mußte ich schmerzlich bereuen: ich wurde auf eine elende Weise hingehalten, um schließlich gänzlich, ohne jede Art von Hülfe, entlassen zu werden. [2]) Es hat mir dieß ganze Erfahrniß eine große Lehre gegeben. Ich hab' selten einen Monat trauriger hingebracht. — Doch —, nichts mehr hierüber!

Herr Kahnt hat mir — vermuthlich auf Ihre Anregung [3]) — geschrieben, Musikzeitung und Lieder-verlag angeboten. Sagen Sie ihm, ich hoffe ihn nächstens in Leipzig zu sehen und zu sprechen. Will er mir sofort für ein Heft Lieder, heute übers Jahr von mir zu liefern, fünfzig Friedrichsd'or zahlen, so würde ich bestimmt darauf eingehen. Ich sage ihm aufrichtig, daß dieß der einzige Weg ist, seinerseits etwas von mir zu erlangen.

---

[1]) Ich hatte es in Leipzig, um die Orchesterstimmen ausschreiben zu lassen. D. H.

[2]) Nach gepflogener Rücksprache mit den Betreffenden mußte mich dieses negative Resultat sehr wundern. Gewiß hatte Wagner zu viel verlangt. D. H.

[3]) In der That. D. H.

Jetzt leben Sie wohl, denken Sie an „Schwestertreue — Ritter — Liebe“ [1]), und sorgen Sie, daß Sie mir in dem gewaltigen Leipzig keine Schande machen: denn Sie werden's schwer haben; aber — „wagen“ muß man, namentlich wenn man mit „Wagner“ zu thun hat!

Gott der Allgütige u. s. w.

Ihr

Richard Wagner.

Da er nach Absendung des vorstehenden Briefes die von Wien erwartete Nachricht erhalten, schrieb er gleich wieder:

Biebrich, 1. Oktober 1862.

Also, liebster Wendelin, — am 31. Oktober: abgemacht! Mit Wien — wenn's was wird — wird erst später; ich hab' Nachrichten von Esser [2]), die ziemlich flau klingen.

Dieß für heute! Lassen Sie bald wieder etwas hören oder wenigstens sehen!

Ihr

R. W.

Es schien nun alles so weit in Ordnung zu sein; an Bülow war nicht zu zweifeln, und gerade in Rücksicht auf Schnorr wurde der Konzerttag auf Ende Oktober verlegt,

---

[1]) Anspielung auf meine zu vollendende Toggenburgsymphonie. D. V.

[2]) Hofkapellmeister am Kärntnerthortheater. Heinrich Esser, ein geborener Mainzer, zeichnete sich auch als Liedercomponist aus.

weil er da hoffen konnte, fortzukönnen. Mit Aufgebot aller Kraft arbeitete ich an meiner Symphonie, aber schon nach wenig Tagen kam neue Arbeit aus Biebrich, die sich in folgenden Zeilen ankündigte:

Biebrich, 5. Oktober 1862.

Liebster Wendelin!

Es geht nicht! Ruhe ist mir noch nicht gegönnt: mein Arbeiten hat keinen Sinn! Ich muß zuvor meiner Lebenslage eine wirkliche Grundlage geben, um mein fünfzigstes Lebensjahr mit Würde und Anstand antreten zu können.

So bin ich denn entschlossen, von Leipzig nach Wien zu gehen: an den „Tristan" mit Ander ist nicht zu denken; vielleicht studir' ich (mit den neuen Scenen) den „Tannhäuser" dort ein. Abgesehen davon will ich aber ein großes Conzert dort geben, das ich vielleicht mehrmal wiederholen kann. Hierzu stelle ich mir ein Programm aus allen meinen noch unaufgeführten Werken zusammen. Dies vorzubereiten bin ich jetzt beschäftigt. Vor Allem ist es mir nöthig, mich guter Kopisten zum Ausschreiben zu versichern. Diese sind, so viel ich weiß — vortrefflich in Leipzig vorhanden, und Härtel muß zum Beispiel welche nachweisen können. Seien Sie so gut, engagiren Sie in meinem Namen sofort etwa drei Kopisten: sie haben mir im Laufe dieses Monates Oktober das ganze Programm für sehr großes Orchester auszuschreiben, folglich sind drei nicht zu viel; lieber noch einen mehr (aber gut und zuverlässig). Ich schicke Ihnen dann in den aller-

nächſten Tagen bereits einen Theil des Auszuſchreibenden. Die Koſten dieſer Kopialen beſtreiten wir, denke ich, aus der Konzerteinnahme, von der Sie ja große Erwartungen haben. — Mein weiterer Plan iſt folgender: wenn ich mit den Conzerten in Wien fertig bin, möchte ich dieſelbe Aufführung in Leipzig (wenn möglich!) wiederholen. Ganz unter der Hand könnten Sie ſich daher nach der geeigneten Zeit erkundigen, wann dies etwa auszuführen wäre. Dann gedächte ich Berlin heimzuſuchen, wozu mir Hans an die Hand gehen ſoll. Dann etwa wollen wir ſehen, ob ich mir gründliche Ruhe für einige Zeit und Biebrich erobert habe. —

Was nun zunächſt unſer Conzert in Leipzig betrifft, ſo iſt mir ein Scrupel darüber angekommen, ob es — für die Erwartungen des verhoffter Maßen ſehr zahlreich ſich einſtellenden Publikums — ſich der Mühe verlohnen wird, wenn ich grade nur dies eine Stück — Vorſpiel zu den „Meiſterſingern" — aufführe. Es kommt mir vor, als ſollte ich dann noch etwas leiſten. Sind Sie — und Andere — der gleichen Meinung, ſo ſchlage ich folgendes vor.

„Fragment aus ‚Triſtan und Iſolde':

a) Vorſpiel.

b) Schlußtempo der Oper (ohne Geſang)."

Dies wäre ſo zu machen: nach dem Vorſpiel, ganz wie es in der Theaterpartitur ſteht, mit dem Halbſchluß auf G in den Bäſſen, würde — ohne Unterbrechung — folgen Partitur Seite 425 — zweites

System „mild und leise". Das Ganze würde so zwei schöne — sich ergänzende — Gegensätze bilden; namentlich der Schluß war in der Wiener Probe ungemein wirkungsvoll.

Das Ganze würde ich etwa betiteln:

a) „Liebestod". Vorspiel.

b) „Verklärung". Schluß der Oper.

Erwägen Sie das. Ich bin dazu bereit. Die Stimmen können Sie von Härtels bekommen: fragen Sie dort gleich nach!

Nun! Gott befohlen! Lassen Sie bald hören!

Ihr

Richard Wagner.

Der Vorschlag, außer dem „Meistersingervorspiel" noch ein andres Stück zu bringen, gefiel mir natürlich außerordentlich. Ueber die zu treffende Wahl beriet ich mich mit Brendel und Riedel. Beide waren mit mir der Meinung, Wagner statt der Tristannummer, die erst gelegentlich der Leipziger Tonkünstlerversammlung gehört worden war, die Tannhäuser-Ouvertüre vorzuschlagen. Wagner schrieb mir hierauf:

Biebrich, 12. Oktober 1862.

Liebster Wendelin!

Also gut: Tannhäuser-Ouvertüre! Mir auch recht. Denn was ich jetzt im Sinne habe, ist reines Effektmachen, um — zu Geld zu kommen.

Deshalb auch ein ruhiges Wort über das finanzielle Projekt in Bezug auf dieses Conzert. Sie boten mir den Ertrag desselben an. Gewiß ist das eine

eigene Sache, und wie ich die Einnahme eines Conzertes, welches immerhin von Ihnen veranſtaltet und auf Ihren Namen gegeben wird, mir ſchenken laſſen ſoll, begreife ich nicht recht. Aber — ich nehme dieſe Einnahme als ein Darlehen von Ihnen an und erſtatte Ihnen dieſelbe in irgend welcher Ihnen dienenden Weiſe wieder — ſelbſt vielleicht aus meinen eigenen ſpäteren Conzerteinnahmen. Denn — auf der andern Seite bin ich für alle meine Hoffnungen auf Hülfe einzig und allein auf dieſe möglich mir in Ausſicht geſtellte Einnahme in Wahrheit angewieſen.

Mir iſt, ſeitdem Sie mich verlaſſen, auch nicht von Einer Seite her nur in irgend etwas geholfen worden. Meine Frau, die ich in die allergrößte Verlegenheit geſetzt habe, war genöthigt, auf kürzeſte Friſt in Dresden ſich Geld aufzunehmen, wofür ich gut ſein muß. Wie ich hier Ende des Monats fortkommen will, iſt mir noch ein Räthſel. Unter ſolchen Umſtänden bleibt die Ausſicht auf Ihr Darlehen bezüglich der Leipziger Conzerteinnahme wirklich und wahrhaftig meine einzige Hoffnung.

Ich ſende heute an Sie auch bereits die Partitur des „Rheingolds“ ab. Zwei Fragmente ſind darin zum Ausſchreiben und — wie ich glaube — unfehlbar genau bezeichnet. Doch bitte ich Sie, dem Kopiſten Alles noch ſehr genau auseinander zu ſetzen. Was die Partien der Harfen betrifft, ſo bitte ich Sie, falls in Leipzig ein paſſabler und ſachver-

ständiger Harfenspieler existirt, diesen in meinem Namen darum anzugehen,

1. die Partien selbst zuvor (der Practicabilität wegen) durchzugehen und zu verändern, was in dieser Hinsicht nöthig sein sollte,

2. die sechs Harfen (unter Ihrer Mithilfe) für vier und für zwei zu reduziren. In Wien und Berlin gedenke ich die vier Harfen wohl aufzutreiben; in Leipzig wird es schon mit zwei schwer werden. Derjenige sachverständige Musiker, der sich dieser Arbeit unterzieht, soll — wie sich von selbst versteht — für sein Arrangement von mir förmlich honorirt werden. Der Kopist müßte dann beide Arrangements, d. h. eines für vier und eines für zwei Harfen, apart ausschreiben, so daß ich für beide Arten der Ausführung die Stimmen jeder Zeit zur Disposition hätte.

Die Baßclarinette soll im Violinschlüssel (mit der nöthigen Octavenveränderung) ausgeschrieben werden: die unglücklichen Clarinettisten beklagen sich bei mir, durch den Baßschlüssel konfus zu werden. — (Ich glaube, auch die Baßtuben [in B] werden durchgängig so geschrieben werden müssen, weil's die Militärmusiker nicht anders wissen.)

So, — nun habe ich Ihnen einstweilen genug aufgegeben. — In zwei Tagen schicke ich die „Walküre" nach. Bestellen Sie dazu immer einen zweiten Kopisten.

Und jetzt Glück auf zum „Toggenburg". An

Fleiß und Eifer fehlt's Ihnen Gott sei Lob nicht! und das ist schön und macht mir Freude.

Adieu, Bester! Von Herzen

Ihr

R. W.

Leider kam nun aus Dresden die unangenehme Nachricht, daß das Urlaubsgesuch Schnorrs seitens der Intendanz abschläglich beschieden worden war. Schnorrs rührenden Absagebrief habe ich leider nicht mehr in Händen;[1] ich erinnere mich jedoch, daß er mir den Rat gab, Wagner zu veranlassen, dieserhalb nach Dresden zu schreiben: Ihm, dem Meister, werde man doch wohl die Bitte nicht abschlagen. Sofort schrieb ich nach Biebrich und erhielt folgende Nachricht:

(Ohne Datum).

Soeben an den Dresdener Intendanten geschrieben. Wollen hoffen!

Ihr

R. W.

Inzwischen war die angekündigte Partitur des „Rheingolds" bei mir eingetroffen. Die verlangten Kopisten hatte ich aufgetrieben und auch alles übrige besorgt. Eh ich die Kopisten an die Arbeit gehen ließ, hatte ich vorsichtshalber bei Wagner angefragt, ob ihm nicht etwa eine Reduktion derjenigen Instrumente erwünscht sei, die bei Konzertaufführungen nicht gebräuchlich, deren Herbeiziehung daher auf Schwierigkeiten stoßen dürfte. Dieser gutgemeinte Vorschlag hätte ihn beinahe bös gemacht, denn er schrieb:

[1] Wahrscheinlich schickte ich ihn Wagner. T. R.

(Ohne Datum).

Bester Wendelin!

Was fällt Ihnen ein, daß die Instrumentation im „Rheingold“ u. s. w. geändert werden soll? Keine Idee! Alles bleibt, wie es ist; die Tuben, wenn auch unter anderem Namen, sind' ich überall — namentlich in Wien — beim Militär. Also lassen Sie das! Ich schrieb einzig von den Harfen. Lesen Sie das doch nochmals genau durch!

Von Kahnt noch nichts angekommen. Jede, jede Hülfe ist mir willkommen: kann er im Augenblick nicht mehr, so sind auch hundert Thaler gut. Denken Sie nur, wie ich dran bin — nicht das Mindeste hat sich mir geboten. Ich begreife nicht, wie ich hier fort soll!

Adieu! Für Schnorr hoffe ich auf meinen Brief! Von Herzen

Ihr

R. W.

Sofort ging ich zu Kahnt, ihm sagend, das betreffende Liederheft könne er nun, statt der erstverlangten fünfzig Friedrichsdor, bedeutend billiger haben, nämlich für hundert Thaler; nur müsse er dieselben sofort nach Biebrich senden. — Von dort kündigte sich wieder neue Arbeit an, und dabei sollte man eine Symphonie komponieren! Diesmal war das Pensum folgendes:

Biebrich, 14. Oktober 1862.

Liebster Wendelin!

Ich schicke heute die zweite Sendung an Sie ab. Lassen Sie sich doch die Mühe nicht verdrießen, mir

jedesmal mit einem Worte anzuzeigen, ob die Sendung richtig an Sie gelangt ist. Die heutige enthält geradeswegs Unersetzbares: die Partitur der „Walküre“ und die zwei Schmiedelieder des „Siegfried“. Was diese letzteren betrifft, so habe ich zwar in der Angabe, wie sie hergerichtet werden sollen, die größte Genauigkeit angewendet, so daß gewiß gar nicht zu fehlen ist: das Manuskript selbst ist aber doch keine eigentliche Reinschrift der Partitur und wird hier und da wohl nur dem Eingeweihteren vollkommen verständlich sein. Wählen Sie also dazu den intelligentesten Kopisten, und geben Sie ihm außerdem mit den nöthigen Erklärungen des Manuskriptes zur Hand. Die Instrumente sind nicht immer regelmäßig unter- und übereinander gesetzt; jedoch sind sie auf jeder Seite durch Abbreviaturen bezeichnet. Also, ich verlasse mich auf Ihre Beaufsichtigung.

Aus der „Walküre“ sind drei Bruchstücke gewählt: „Siegmunds Lenzeslied“ (erster Akt) — der „Walkürenritt“ (Anfang des dritten Aktes) und „Wotans Abschied von Brünnhild“, Schluß des Ganzen. Der „Walkürenritt“ soll vom Orchester allein gespielt werden, ohne Singstimmen. Es war schwer, dies Stück passend herzurichten; ich mußte in der Partitur bald vor, bald rückwärts greifen. Doch ist Alles, wie Sie finden werden, unfehlbar angeordnet; auch habe ich einen besonderen Konduktor beigegeben.

Nun erhalten Sie nächstens noch eine kleine Sendung. Einen Schluß zu dem Andante der Liebes-

(scene aus „Tristan" und — den Auftritt der Meistersinger, vielleicht mit der Arie Pogners. Ich muß zur Abwechselung auch so etwas haben.

Jetzt segne Sie Gott der Grundgütige!

Machen Sie Ihre Sachen gut, erleichtern Sie mein Herz, und beschweren Sie meinen Beutel!

Adio!

Ihr

R. Wagner.

Daß er hier Pogners Anrede „Arie" nennt, ist recht ergötzlich und sogar bedeutungsvoll; denn dies läßt erkennen, daß er sich in den „Meistersingern" wieder mehr der Opernform nähern wollte, in deren Bereich es ihm vergönnt war, während seiner Kapellmeisterzeit seine faßlichsten und zugkräftigsten Werke zu schreiben. Dieser unwidersprechlichen Thatsache gegenüber dürfte es durchaus an der Zeit sein, die etwas verächtliche Bezeichnung „Kapellmeisteroper" endgültig fallen zu lassen, um so mehr, da sich hier Wagner in der besten Gesellschaft befindet; denn auch Weber, Marschner, Spohr und zum Teil Lortzing schufen als Kapellmeister ihre besten Opern, und Mozart würde gewiß keine schlechteren produziert haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sie als Kapellmeister und in sorgenfreierer Lebenslage zu schreiben.

Da Schnorrs Mitwirkung nun sehr fraglich geworden, so entschloß ich mich, wegen des eventuellen Ausfallens der Schmiedelieder mein „Grab im Busento" in Bereitschaft zu halten und mit dessen Solo den Leipziger Baryton isten Herrn Rübsamen zu betrauen. Es galt auch noch Partitur und

Stimmen zu Liszts A-dur-Konzert zu beschaffen, in deren Besitz Hans v. Bronsart sein sollte. Ich konnte jedoch in Leipzig seine Adresse nicht erfahren, schrieb daher einen Brief und schickte diesen an Hans v. Bülow mit der Bitte, ihn mit der Adresse versehen an Herrn v. Bronsart absenden zu wollen. Aber auch Bülow kannte dieselbe nicht und schrieb:

Geehrtester Herr Weißheimer!

Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Ihnen Ihre Einlage an Herrn v. Bronsart retournire. Ich kann seine Adresse nicht erfahren, und dann — möchte ich auch nicht meine Handschrift dabei im Spiele haben. An der ganzen Weitläuftigkeit sind nur Schott's schuld, die das Conzert vor zwei Jahren schon in Partitur ediren sollten und immer noch zögern.

Ich besitze allerdings Stimmen, die aber gänzlich unbrauchbar, weil sie der ersten Version angehören, während ich nur eine Kopie der zweiten Partitur (der für den Druck bestimmten) besitze, die so miserabel ausgefallen ist, daß ich — auch wenn ich geschickte Kopisten hier aufzutreiben wüßte — die Stimmen nicht mehr herstellen lassen kann.

Sollten sich denn nicht in Weimar vom Tonkünstlerfest her die Stimmen noch auffinden? Ich würde an Pohl schreiben, bin aber meinestheils sicher, daß er wegen meiner Intimität mit ihm es unnöthig findet, mir zu antworten. Erfahrungslehre!

Daß Kahnt Bronsarts Adresse nicht wissen sollte, scheint mir ganz unglaublich.

Nun — sollten Sie zu viel Mühe haben, wiewohl ich annehme, daß auf Ihre Aufforderung Pohl das Nöthige eher besorgen würde,[1]) so gibt es ja noch ein andres Auskunftsmittel: ich spiele das Es-dur-Concert, das, wenn ich nicht irre, erst einmal in Leipzig gespielt wurde, und zwar 1857 von mir im Lisztschen Concerte.

Nun noch etwas Hauptsächliches. Die Verschiebung des Concertes derangirt mich ziemlich.[2]) Ich kann bei bestem Willen nicht vor Sonnabend früh von hier abreisen (am Dienstag, 4. November, muß ich übrigens auch in Bremen spielen) — ich bin also 11¼ Uhr in Leipzig, 11½ Uhr oder ein paar Minuten später im Gewandhaus. Geht das so? Suchen Sie es so einzurichten. Sie können ja das Orchester vorher ein pauken — eventuell, wenn die Stimmen vom A-dur-Concert nicht aufzutreiben wären, sende ich Ihnen die von Es-dur eine Woche vorher oder doch zu den ersten Proben.

Schnorr's Ausbleiben — recht fatal. Da aber „Busento" gefallen hat, so ist's ganz praktisch, es zu wiederholen. Die von Ihnen vorgeschlagene Reihenfolge scheint mir angemessen. Mich placiren Sie wo immer — das ist mir hierbei ganz einerlei.

Wegen der Wagnerschen Copiaturen rathe ich

---

[1]) Ich schrieb gar nicht erst an ihn, sondern an Schott nach Mainz. D. V.

[2]) Es sollte aus gewissen Gründen einen Tag später stattfinden. D. V.

Ihnen, ſich vom Componiſten die Adreſſen ſeiner Dresdener Copiſten geben zu laſſen. Dort dürfte die Sache ſchneller und beſſer hergeſtellt werden können.

Meine Frau, die ich Mitte nächſter Woche von Paris zurück erwarte, hoffe ich in Ihr Concert mitführen zu können. Der Zuzug, den Sie übrigens von Berlin zu erwarten haben, wird ein ſehr beträchtlicher. (Weitzmann, Fritzen, Bechſtein u. ſ. w.) Näheres ſpäter.

Freundſchaftlichen Gruß Ihres ergebenſten

H. v. Bülow.

Berlin, 18. Oktober 1862.

P. S. „Noch eins. Laſſen Sie Wagner nicht im Hotel Bavière abſteigen. Sie wiſſen, der Wirth hat ſich gegen Liszt einſtens ſehr ſchlecht aufgeführt. Berlin ſteigt Hotel Pologne ab. Es wäre hübſch, wenn wir da alle zuſammenkämen."

Ueber Schnorrs Kommen war inzwiſchen endgültig entſchieden worden. Wagner ſchrieb mir darüber:

Liebſter Wendelin!

Die Dresdener Generaldirektion hat mir, auf meinen Brief, durch das Sekretariat einen Beſcheid zuſtellen laſſen, den ich getreulich aufheben werde, als merkwürdiges Zeugniß unglaublichſter Erbärmlichkeit. Schnorr darf nicht nach Leipzig.

Somit — das Konzert ohne Schnorr! Um des Himmels willen, laſſen Sie deswegen nichts fahren!

— Hören Sie! — Ich will Euch schon was vorschnorren!

Kahnt hat wirklich sich noch nicht gerührt!!!

Kinder, was seid Ihr doch für Menschen. Ich könnte jetzt bald fort, habe aber noch keinen Begriff, wo ich Geld herbekommen soll! —

Heute schicke ich Ihnen noch etwas Neues zum Ausschreiben, aus den „Meistersingern". Möge es richtig ankommen.

Adieu! Rühren Sie sich, und — rühren Sie mich!

Ihr

R. W.

22. Oktober, Biebrich.

Wegen des Geldes lief ich nochmals zu Kahnt, der mir versprach, es gleich absenden zu wollen. Da ich jedoch diesem unsicheren Kantonisten nicht traute und keinesfalls in eine grenzenlose Verlegenheit kommen wollte, so schrieb ich nach Osthofen, das Geld für alle Fälle bereit zu halten, und an Wagner, dasselbe nötigenfalls von dort beziehen zu wollen. Hierauf schrieb er mir folgenden rührenden Brief:

27. Oktober, Biebrich.

Liebster Wendelin!

Heute wollte ich Ihnen schon wegen Kahnt telegraphiren. Ihrer soeben empfangenen Nachricht zufolge darf ich nun vielleicht heute noch auf die unglücklichen 100 Thaler rechnen. Ich reise dann sofort ab. An Ihren lieben Vater wende ich mich nicht, da — was er mir etwa noch schicken würde — doch nicht ausreichte, um mich für länger vollständig

von hier loszumachen. Ich muß — so steht es — daher von meinem Leipziger (Dresdner) Ausflug sogleich wieder hierher zurückkehren, um, wenn es mir dann gelungen ist, mir das nöthige Geld zu verschaffen, hier erst gründlich hinter mir aufzuräumen. Bedenken Sie, daß von keiner Seite her mir eine Anleihe geglückt ist, ich die Fortschaffung der Möbeln meiner Frau, neue Herrichtung dahier, u. s. w. zu überstehen hatte, und daß ich somit alles persönliche bisher unberichtigt lassen mußte. Mit meinem größeren, auf längere Abwesenheit gerichteten Gepäcke könnte ich demnach hier gar nicht abreisen, ohne ärgerliches Aufsehen zu verursachen. Ich nehme daher nur kleines Gepäck zu einem kürzeren Ausflug mit.

Unter solchen Umständen ist mir aber auch jedes Weilen hier höchst peinlich. Ich reise — wenn das Geld noch zu rechter Zeit eintrifft — heute Abend noch nach Frankfurt, um Dienstag früh mit dem Schnellzug nach Leipzig zu gehen, wo ich denn Abends 6 Uhr ankomme und bei meinem Schwager, Professor Brockhaus, Poststraße 15, 2 Treppen, absteige. Verzögert es sich, dann käme ich einen Tag später — also Mittwoch Abend, gewiß. Wollten Sie vielleicht in diesem Sinne mich bei meiner Schwester anmelden?

Von meiner Niedergeschlagenheit, von meinem wirklichen Lebensüberdruß machen Sie sich schwerlich einen Begriff! Sie sind wahrlich der einzige, der sich noch um mich bekümmert, selbst Hans scheint's aufgegeben zu haben. Es ist Alles trost- und aussichtslos

für mich, und das Einzige, was mich über Alles trösten könnte, ungestörte Arbeitsruhe, ist mir ganz versagt.

Nun! Auf Wiedersehen! Mit herzlichen Grüßen

Ihr

R. W.

Ich besuchte demnach Frau Professor Brockhaus, um sie zu benachrichtigen, daß ihr Bruder am Dienstag oder Mittwoch in Leipzig eintreffen würde. Es war somit nun alles geebnet, denn es war mir geglückt, von Herrn v. Bronsart das Lisztsche Konzert aus Hannover zu erhalten, und auch meine Symphonie war noch gerade vor Thorschluß acht Tage vor dem Konzert und 136 Seiten stark fertig geworden. Von Hans v. Bülow kam nun noch die folgende gute Nachricht:

Geehrter Herr Weißheimer!

Schön! Ich komme Freitag Abend 11 Uhr in Leipzig an, damit die Probe in aller Ruhe arrangirt werden kann. Darf ich Sie bitten, im „Hotel de Pologne" ein großes Zimmer für mich und meine Frau zu bestellen — das vor der Ankunft des Zuges in geheiztem Zustande sich befindet?

Anbei sende ich Ihnen Partitur des Conzerts. Haben Sie die Güte, die Stimmen zu vergleichen, ob dieselben harmoniren. Es genügt hierzu Durchsicht der ersten Violine in den letzten sechzig Takten. Stimmt's nicht mit einander, so senden Sie mir die Bronsartsche Partitur umgehend, damit ich mich zu den Stim

men (!) vorbereite. Es gibt, wie ich Ihnen schon sagte, zwei Versionen, die sehr wesentliche Differenzen haben. Ich habe die zweite.

Was für Oper ist am Sonntag? Haben Sie die Freundlichkeit, mich's schnell wissen zu lassen, damit ich über meine etwaige Vertretung in Berlin am Montag etwas beschließen kann. Ist keine Wagnersche Oper, so fahre ich Sonntag hierher zurück, weil von hier aus die Reise nach Bremen bequemer ist, wo ich nebenbei Dienstag früh zur Probe eintreffen muß. Also Montag könnte ich auf keinen Fall mehr in Leipzig sein!

Noch Eines — Bechstein soll mir einen Flügel nach Leipzig senden. Die Transportkosten werden nicht Ihnen oder vielmehr Richard Wagner zur Last fallen: Bechstein trägt sie. Hätten Sie nur wohl die Güte, auf's Programm bemerken zu lassen, daß der Concertflügel vom Hoffabrikanten Bechstein in Berlin ist?

Wegen der Stimmen hatte auch ich meinerseits sowohl nach Weimar als nach Breslau geschrieben, wo Herr v. Bronsart heute in Tamrosch's Concert spielt. (Orpheus*) wird gemacht!)

Also — haben Sie die Liebenswürdigkeit, eine unfrankirte (!) Zeile in den Briefkasten zu werfen, ob Partitur und Stimmen stimmen, ferner, welche Oper am Sonntag ist.

---

*) Die Symphonische Dichtung sagte D. R.

Meine Frau grüßt bestens und freut sich auf Alles, was sie zu hören bekommt.

Ihr freundlich ergebener

H. v. Bülow.

Montag, 27. Oktober 1862.

P. S. Können Sie nicht zwei Wagnersche Lieder singen lassen? Sind eben erschienen.[1])

Für die Wagnerschen Lieder war es leider zu spät, da ich sie nicht so schnell erhalten konnte und auch keine geeignete Sängerin dafür hatte. Alle übrigen Punkte konnte ich zu Herrn v. Bülows Zufriedenheit beantworten.

Am 29. Oktober erwarteten wir Richard Wagner gegen 6 Uhr abends auf dem Thüringer Bahnhof: Dr. Brendel, Karl Riedel, dessen Frau mit Fräulein Rosalie Scholle, meiner zukünftigen Frau, und meine Wenigkeit. Auch Herr Kahnt war gekommen, um dem großen Komponisten vorgestellt zu werden. Wie Kahnt, nachdem ihm die hundert Thaler erst gar nicht aus der Tasche wollten, auf einmal nun so schön katzenbuckeln konnte! Es war eine wahre Freude, den Biedermann sich winden und bücken zu sehen. Als sich die drollige Erscheinung empfohlen hatte, fuhr Wagner mit uns nach „Hotel Pologne" — so lautete die neueste Parole. Wie das gekommen, weiß ich nicht, aber auch das, daß er beim Aussteigen aus dem Hotelwagen Fräulein Scholle den Arm reichte, mit ihr voraus die Treppe hinaufstieg und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte. Beifällig schmunzelnd blickte er mich dann an. Während des

[1]) Bei B. Schotts Söhne in Mainz.

Abends leisteten wir ihm Gesellschaft, da er nicht mehr zum Ausgehen aufgelegt war und erst am folgenden Morgen seine Leipziger Verwandten besuchen wollte. Wer ihn am Abend so heiter sprechen hörte und in seine intimen Verhältnisse nicht eingeweiht war, der konnte sich nicht denken, was er in den letzten Wochen alles hatte durchmachen müssen!

Am nächsten Tag war Diner bei Professor Brockhaus, sowie am folgenden Freitagabend großes Souper, bei welcher Gelegenheit ich auch die interessante Bekanntschaft des jungen Gelehrten und späteren Historikers Heinrich v. Treitschke machte. Leider war er ziemlich schwerhörig — man mußte daher laut reden, um sich verständlich zu machen. Er selbst sprach, bei gewähltester Diktion, mit ungeheurer Geläufigkeit.

Freitagvormittag war die erste Orchesterprobe gewesen, die fast ganz dem Studium des Meistersingervorspiels, der Tannhäuser-Ouverture und der Korrektur der Stimmen meiner Symphonie gewidmet war. Da diese sozusagen noch naß in die Probe gebracht wurden, so war an eine vorherige Durchsicht natürlich nicht zu denken; es ging dadurch viel kostbare Zeit verloren. In der Hauptprobe, am Samstagmorgen, kam dann noch das Lisztsche Konzert hinzu, das auch viel Mühe machte; außerdem waren meine Chorsachen sowie das Grab im Pusento zu probieren. Für die Symphonie blieb daher nur wenig Zeit übrig; ihre Aufführung war darum kein kleines Wagnis. Immerhin ging sie so gut, daß ich hoffen durfte, damit ein Verständnis zu erzielen, um so mehr als zur Erleichterung desselben die Schillersche Dichtung

mit Bezeichnung der einzelnen Musikteile, die ohne Unterbrechung weiter gingen, auf dem Programm stand. Auch ohne ein solches wäre es gegangen; denn jedem nur einigermaßen Musikkundigen konnte es nicht schwer fallen, zu merken, daß es aus dem ersten Satz in ein Adagio, aus diesem in ein Scherzo und dann in das Finale überging, welches gegen den Schluß immer langsamer und leiser wurde, bis es, den Intentionen des Dichters folgend, schließlich in Verklärung dahinstarb. Lärmender Applaus pflegt da selten loszubrechen, wo es sich um derartige Pianissimoschlüsse handelt. Wollte ich den, so brauchte ich nur nach dem ersten Satz und nach dem Scherzo abzubrechen. Mir war aber mehr um einen starken *inneren* Eindruck zu thun, den ich auch bei nicht wenig *einzelnen* erreichte, deren Ergriffenheit ich sah. ‚Ich könnte da mit Namen dienen und darunter recht klangvollen.' Ein solches den Spektakel meidende Werk will nicht *einmal*, sondern öfters gehört werden und muß vor allem sehr gut vorbereitet sein, wozu in Leipzig leider die nötige Zeit fehlte. Nun — vielleicht — kommt der „Toggenburg" noch einmal wieder! — Doch jetzt zu meinem

## Konzert mit Richard Wagner und Hans v. Bülow.

Trotz täglicher Inserate im „Leipziger Tageblatt" und andern Blättern, trotz der Preise, wie sie bei Außerabonnementskonzerten im Gewandhaus üblich, trotz der erstmaligen Wiederanwesenheit Wagners in Sachsen und — seiner Geburts-

ſtadt!), trotz der Mitwirkung Hans v. Bülows u. a. ein faſt leerer Saal!! Was heute unglaublich dünkt die braven Leipziger von dazumal haben's fertig gebracht, Wagner ſeine neueſte Kompoſition vor leeren Bänken dirigieren zu laſſen. Und auch die wenig Erſchienenen rührten keine Hand, als er ans Pult trat! Da zeigte ſich die wahre Geſinnung der Leute — nachträglich ſollte es das Eintrittsgeld geweſen ſein, das ſie fern gehalten (lächerlich!) — nein! nicht die paar Groſchen mehr, nicht das Geld: die Geſinnung war's! Und dazu noch eine recht gut vorbereitete und bedächtig ausgeführte Demonſtration dieſer Gewandhäusler! Was nützte es dann, daß Wagner ſein Vorſpiel da capo ſpielen laſſen mußte, daß die Tannhäuſer-Ouvertüre mit Jubel und Orcheſtertuſch aufgenommen wurde! Der „Tannhäuſer" hatte damals ſchon ſeinen Weg gemacht, und die „Meiſterſinger" wären auch ohne die Leipziger Erſtaufführung des Vorſpiels weiter gekommen. Der Konzertzweck war alſo verfehlt, da nur wenig Publikum erſchienen war, und die paar hundert Thaler, die eingegangen, nicht hinreichten, die Koſten zu decken. Statt Wagner alle Taſchen zu füllen, mußte ich ſchleunigſt meinen Vater um Hilfe anrufen, damit nur das Defizit gedeckt wurde. Wagner zeigte ſich hierbei äußerſt taktvoll. Anſtatt niedergeſchlagen zu ſein über die erlittene Einbuße, hegte er Beſorgnis, ob mein Vater am Ende nicht etwa denken müſſe „wir ſeien Schwindler, da faſt immer das Entgegengeſetzte einträfe". Ich ſchrieb ſeine Aeußerung ſogleich nach Oſthofen, worauf eine ſo reizende Berichtigung kam, daß er ſich beruhigte. In einer großen Geſellſchaft bei Prof. Brockhaus hatte er bereits

geäußert: „Ja, Weißheimer, der kann's ruhig aushalten; ihm sind einsichtsvolle, vermögende Eltern gegeben."

Ueber den ganzen Verlauf des Konzertes lasse ich am besten die noch aufbewahrten Leipziger Blätter berichten. Ich bringe zuerst den am objektivsten gehaltenen Artikel der „Illustrierten Zeitung". Er lautet:

**Wendelin Weißheimer und Richard Wagner als Konzertgeber im Gewandhause zu Leipzig.**

Ein junger, Referenten wenigstens noch ganz unbekannter Tonkünstler, Wendelin Weißheimer, brachte am 1. November einige seiner Kompositionen im Gewandhaussaale zu Gehör. Hans v. Bülow unterstützte den Konzertgeber durch den Vortrag des Pianofortekonzerts in A-dur (Nr. 2) von Franz Liszt und Richard Wagner durch eigene Direktion des Vorspiels zu seiner komischen Oper „Die Meistersinger zu Nürnberg" und der Ouvertüre zum „Tannhäuser".

Man hätte bei dem ersten persönlichen Auftritt Richard Wagners in Leipzig einen überfüllten Saal erwarten dürfen: er war indessen nur mäßig besetzt. Auch als der berühmte Komponist an das Dirigentenpult trat, blieb der Empfang aus, mit dem die Leipziger doch sonst gar leicht bei der Hand sind. Dagegen wurde das Vorspiel da capo verlangt, eine Auszeichnung, deren Motiv Referent in der Komposition nicht zu finden vermochte. Sie besteht aus einem langen Satz, der in mäßigem Marschtempo mit vorherrschendem Blech, ohne einen sich auszeichnenden Hauptgedanken und ohne bemerkbare periodische Ruhepunkte, hinschreitet und bald das Gefühl der Monotonie erweckt. Referent beschreibt den ersten Eindruck auf sich; ein Urteil kann und soll das nicht sein. Wer weiß, wie das Vorspiel öfter gehört erscheinen und wirken mag. Wie ist im Anfang die Tannhäuser-Ouvertüre als formlose Ausgeburt einer excentrischen Phantasie und ungeschickten Technik

verlästert worden! Und jetzt? Mit ihrer Aufführung feierte heute Wagner im Gewandhause einen großartigen Triumph. Die Ouvertüre ist oft in Leipzig gespielt, aber noch niemals so gehört worden, wie der Komponist sie gedacht und empfunden. Sicher geführt von seinem unfehlbaren Kommandostab und belebt von seinem Feuergeist, lieferte das Orchester eine so mannigfaltig nüancierte, vollendete Ausführung, daß dieses wunderbar phantastische und zugleich inhaltstiefe Tonstück uns in neuem, erhöhtem Zauber erschien. Der Enthusiasmus, der nach dieser Ausführung im ganzen Saale ausbrach, war kein gemachter; er drang sturmartig, unmittelbar und unaufhaltsam aus den tiefmächtig ergriffenen Seelen der Zuhörer hervor.

Wagner ist bereits tief eingedrungen in Herz und Gunst der Massen, Liszt dagegen hat zurzeit noch schwer zu kämpfen, weil er seine Erfolge auf dem dunkleren, schwerverständlicheren Gebiet der Instrumentalmusik sucht. Das A-dur Konzert für Pianoforte, von Herrn v. Bülow mit unübertrefflicher, sowohl technischer als geistiger Meisterschaft vorgetragen, führt eine Reihe durchaus eigentümlicher, geist- und effektvoll gedachter, tief empfundener und farbenreich instrumentierter Gedanken vorüber, aber in einem ununterbrochenen Zuge, in ungewohnter Konstruktion und Anordnung. Der Komponist theilt hat sie gewiß aus einer musikalischen Idee einheitlich herausgeschaffen, denn der Vorwurf eines unmusikalischen und unästhetischen Wollens und Könnens erscheint doch angesichts öfter von ihm gehörter Kompositionen nachgerade kindisch; doch ist der Hörer nicht zu schelten, wenn er die tiefgegriffenen Intentionen dieses Tonkünstlers in den neuen und ungewohnten Formen noch nicht als ein klares Ganzes erfassen und empfinden kann.

Der Konzertgeber, Herr Weißheimer, führte von seinen Kompositionen vor: 1. „Das Grab im Busento." Ballade für Baßsolo, Männerchor und Orchester; Gedicht von A. v. Platen; 2. „O lieb', solang du lieben kannst", Kantate für gemischten

Chor und Solo mit Orchester; Gedicht von Freiligrath; 3. „Ritter Toggenburg", Symphonie in einem Satze (5 Teile) für großes Orchester; 4. Chöre: I. „Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe" von Goethe; II. „Frühlingslied" von Mirza Schaffy. Herr Weißheimer hat ein bedeutendes Talent, mit welchem er der neuesten Richtung folgt. Allein die Schwingen zum Nachflug seiner Vorbilder sind ihm noch nicht gehörig ausgewachsen und erstarkt, um sie erreichen zu können.

Am meisten sprachen die Chöre I und II an, am wenigsten die Symphonie. Man vermochte aus den Tönen derselben nicht herauszuhören, was das Programm zu schildern versprach. Doch ist Herr Weißheimer noch sehr jung, sein Streben ein gediegenes, seine Phantasie reich und eigentümlich, seine technische Gewandtheit und Herrschaft über die Mittel schon sehr ausgebildet, und so darf man, wenn sein Fleiß anhält, und seine Erfahrung zunimmt, einen ausgezeichneten und gediegenen Komponisten in ihm erwarten.

Auffallend war es, daß das damals gelesenste politische Blatt, die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die keine Aufführung unrezensiert ließ, über mein Konzert nicht eine Zeile brachte. Dieses merkwürdige Schweigen hatte einen besonderen Grund: Der Besitzer genannten Blattes war — der Bruder von Professor Brockhaus. Jedenfalls hatte Bernsdorf, der ständige Referent, wie es von ihm nicht anders zu erwarten stand, eine furchtbar gehässige Kritik geliefert, die daher keine Aufnahme fand. In diesem Falle hatte also Bernsdorf sein Gift und seine Galle umsonst verspritzt.

Die ebenfalls vielgelesene „Mitteldeutsche Volkszeitung" brachte folgenden Kunstbericht:

Konzert von Wendelin Weißheimer unter Mitwirkung der Herren Hofkapellmeister Richard Wagner, Hofpianist Hans

v. Bülow, Musikdirektor John, Opernsänger Rübsamen und Frl. Leſſiak; die Chöre ausgeführt von dem akademiſchen Geſangverein „Arion“ und hieſigen Dilettanten. Dies Konzert fand im Gewandhausſaal am 1. November vor einem mehr gewählten als großen Publikum ſtatt, das ſicher ein zahlreicheres geweſen wäre, wenn die Preisſtellung nicht über den hieſigen Maßſtab hinausgegangen wäre, zu deſſen Ueberſchreiten unſre Geldleute (wie auch dieſelben Erfahrungen im Theater bezeugen) ſich nicht bewegen laſſen. — Da Herr Richard Wagner in dieſem Konzert zum erſtenmal in der ſächſiſchen Heimat erſchien und dirigierte, ſo war es doppelt natürlich, daß ihm das Hauptintereſſe ſich zuwendete. Sein neues Vorſpiel zu „Die Meiſterſinger von Nürnberg“, mit dem er das Konzert eröffnete, war aber auch ein Werk von ſolcher Friſche, Anmut und Großartigkeit, daß es augenblicklich in allen Herzen zündete und unter lautem Beifallsjubel ſtürmiſch da capo verlangt ward, ein Wunſch, dem der gefeierte Dirigent wie das ſelbſt mit Enthuſiasmus ſpielende Orcheſter mit dankenswerter Bereitwilligkeit entſprachen — und die Wiederholung ward durch das nun erreichte höhere Verſtändnis zum doppelten Genuß. Das edle Nürnberg, „das Reliquienkäſtchen des deutſchen Reichs“, öffnete ſich wieder einmal vor uns, und dem Meiſter deutſcher Tonkunſt war es vorbehalten, daraus einen neuen Schatz zu heben und in Tönen die Blütezeit des Mittelalters vor uns hinzuſtellen. Nach dieſem „Vorſpiel“ zu ſchließen, haben wir in den „Meiſterſingern“ ein friſches und urdeutſches Werk zu erwarten, das Wagners Popularität mit einem Male verdoppeln wird. Mit gleichem Enthuſiasmus ward die Tannhäuſer-Ouvertüre zum Beſchluß aufgenommen, die der Komponiſt ohne Partitur dirigierte, und die ſo präzis und vollendet geſpielt ward, wie wir ſie noch nicht gehört. Lächelnd mußten wir an das Schickſal denken, das dieſe Ouvertüre vor achtzehn Jahren an derſelben Stelle und geſpielt von demſelben Orcheſter hatte! Diesmal erhob ſich das ganze Publikum mit lautem

dreimaligem Hoch für Wagner, in das der Tusch des Orchesters einstimmte. Dem höchsten Kunstgenuß mischte sich die Freude, den Langentbehrten wieder begrüßen zu können. — Hr. v. Bülow spielte ein Konzert für Pianoforte A-dur, Nr. 2, von Franz Liszt mit gewohnter Meisterschaft, das ebenfalls lebhaften Beifall fand. Die übrigen Kompositionen waren vom Konzertgeber. „Das Grab im Busento" hörten wir schon vor zwei Jahren in der „Euterpe" und sprachen uns bereits damals sehr anerkennend darüber aus; diesmal war auch das Publikum unsrer Meinung und Applaus allgemein. Hr. Rübsamen sang seine Partie darin ebenso seelenvoll als kräftig. Die Symphonie „Ritter Toggenburg" ward schweigend aufgenommen. Die Schuld davon trägt ihre Länge, und daß ihre fünf Teile dennoch einen Satz bilden, was wenigstens, wenn man viel gehört, ermüdend wirkt. Einzelnes darin, zum Beispiel der Anfang, dann „Große Thaten", namentlich „Schiffet heim", und der Schluß, haben uns ausnehmend gefallen. Ungleich mehr gefielen die ergreifende Kantate „O lieb, solang du lieben kannst" und „Chor" und „Frühlingslied", worin Frl. Leisiak und Hr. John die Soli vortrefflich sangen. Bei der Jugend des Komponisten dürfen wir nach all den abgelegten Proben erwarten, daß er einer großen Zukunft entgegengeht.

Um zu zeigen, in welch bodenlos frecher Weise damals von den Oppositionsblättern „Kritik" geübt wurde, und wie man es wagte, mit Wagner umzuspringen, setze ich folgende erheiternde Leistung der an der Spitze der Opposition marschierenden „Signale für die musikalische Welt" her. Wahrscheinlich war das jener Schmähartikel, den Bernsdorf nicht in der „Deutschen Allgemeinen" unterbringen konnte, mit dem darum sein Freund Bartholf Senff „die musikalische Welt" beglücken mußte. Ich wünsche dem geschätzten Leser viel Vergnügen!

## Konzert von Wendelin Weißheimer

im Saale des Gewandhauses zu Leipzig, Sonnabend, den 1. November 1862.

Unter Mitwirkung der Herren Hofkapellmeister Richard Wagner, Hofpianist Hans v. Bülow, Musikdirektor John; Opernsänger Rübsamen und Fräulein Lessiak. Die Ausführung der Chöre durch Mitglieder mehrerer Gesangvereine, sowie den akademischen Gesangverein Arion.

Erster Teil: Vorspiel zu „Die Meistersinger zu Nürnberg" von Richard Wagner. (Neu.) Unter Leitung des Komponisten. — „Das Grab im Busento". Ballade für Baßsolo, Männerchor und Orchester, komponiert von W. Weißheimer. Das Solo gesungen von Herrn Rübsamen. — Konzert für das Pianoforte, in A-dur (Nr. 2), von Franz Liszt, vorgetragen von Herrn v. Bülow. — „O lieb' solang du lieben kannst". Kantate für gemischten Chor und Solo mit Orchester von W. Weißheimer. Zweiter Teil: „Ritter Toggenburg". Symphonie in einem Satze (5 Teile) für großes Orchester v. W. Weißheimer. — Chöre. I. „Trocknet nicht, Thränen der ew'gen Liebe". II. Frühlingslied; komponiert von W. Weißheimer. Der Zwiegesang im Frühlingslied gesungen von Fräulein Lessiak und Herrn John. — Ouverture zur Oper „Tannhäuser" von Richard Wagner. Unter Leitung des Komponisten.

Herr Wendelin Weißheimer, ein eifriger Anhänger der weimarischen Schule, hat am vergangenen Sonnabend (den 1. November) im Saale des Gewandhauses ein Konzert veranstaltet, in welchem er nicht nur verschiedene Kompositionen von sich vorführte, sondern welchem er auch dadurch ein besonderes Relief zu geben wußte, daß er Richard Wagner zur Mitwirkung gewonnen hatte. Von diesem sei also zuerst die Rede. Er eröffnete das Konzert mit der Direktion des „Instrumentalvorspiels zu „Die Meistersinger zu Nürnberg", seinem neuesten, wohl noch nicht ganz vollendeten musikalisch-dramatischen Werke. Bei obgenanntem Titel muß einem zuvörderst unwillkürlich auffallen, daß Wagner von seinem in seinen Schriften gepredigten Grundsatze: „man dürfe Stoffe zur Oper

(oder zum Musikdrama, wie er es nennt) nur aus der Sage holen" — abgegangen ist. Gesteht er damit die Unhaltbarkeit des Grundsatzes zu? Oder hat er die Meistersingerei zu Nürnberg ebenso wie den Sängerkrieg auf der Wartburg mit einer Sage in Verbindung gesetzt? — Beide Annahmen, von denen allerdings die zweite die erste in etwas aufhebt, sind erst nach Bekanntwerden der ganzen Oper zu entscheiden. Nun zu dem in Rede stehenden Vorspiel selbst. Die etwaigen Beziehungen desselben zur darauffolgenden Oper kennen wir natürlich nicht, kümmern uns auch nicht sonderlich darum, denn das spezifisch Musikalische, abgetrennt von allem äußerlich Charakterisierendem, ist uns Hauptsache. Als Musikstück an sich nun dem Vorspiel nur den mindesten Geschmack abzugewinnen, sind wir nicht im stande. Es ist reizlos, wüst, unübersichtlich, weil ohne gehörige melodische und rhythmische Gliederung; die Erfindung ist ebenso barock wie die Ausarbeitung unorganisch, verworren und unbeholfen. In dem ganzen Stücke ist nichts, woran entweder der Laie oder der Musiker Freude haben könnte, eben aus den oben ausgesprochenen Gründen. Oder wird man, um nur vom Musiker zu reden, die vorkommende Verarbeitung mehrerer Themen zu gleicher Zeit uns als Muster musikalischer Kombination entgegenhalten wollen? Dann erklären wir, daß es an sich gar keine so stupende Kunst ist, verschiedene Themas miteinander zu bringen, und daß es bei derlei Verknüpfungen als Hauptsache darauf ankommt, immer durchsichtig, klar und faßlich zu erscheinen. Und ist dies der Fall bei den beregten Stellen im Vorspiel? Nein und abermals nein! Ein Chaos, ein Tohu-Wabohu ist vorhanden, weiter nichts! Nun noch eins. Die „Meistersinger" sollen, wie wir vernehmen, eine komische Oper sein; dieses Vorspiel aber mit seinem aller Heiterkeit absolut baren, rohen und lärmenden Wesen, mit seiner ungesunden Aufgedunsenheit läßt in der That keinen günstigen Schluß auf die Fähigkeit Wagners zur komischen Oper ziehen.

Aber wir sind schon darauf gefaßt, von den „Standpunkts-überwindern" eine neue Theorie der komischen Oper anzuhalten; sie werden schon eine neue Kategorie erfinden, in die sie das einschachteln werden, was Wagner uns als komische Musik giebt. Uebrigens mußte das Vorspiel, auf Verlangen verschiedener Enthusiasten, da capo gespielt werden, was nur dazu diente, unsre An- und Einsicht von der Sache noch mehr zu befestigen.

Der Konzertgeber, Herr Wendelin Weißheimer, ließ folgende seiner Kompositionen hören: „Das Grab im Busento", Ballade für Baßsolo, Chor und Orchester; „O lieb', solang du lieben kannst", Kantate für gemischten Chor und Solo mit Orchester; „Ritter Toggenburg", Symphonie in einem Satze (fünf Teile) für großes Orchester; zwei Chöre: „Trocknet nicht, Thränen der ew'gen Liebe" und „Frühlingslied". Diese beiden Chöre haben wir ebenso, wie die von Richard Wagner dirigierte, Tannhäuser-Ouverture (mit der das ganze Konzert schloß), nicht mit angehört; denn wir waren durch alles Vorhergehende, und vornehmlich durch den „Ritter Toggenburg" so total zerbrochen und abgespannt, daß wir um alles in der Welt keinen Ton mehr anzuhalten vermochten. In der That hat Herr Weißheimer uns und das Publikum auf eine so harte Probe gesetzt, wie sie wohl selten da war, und es gehörte wahrlich mehr als eine deutsche Geduld dazu, um in diesem, Wagner noch überbietenden Chaos und Wirrsal nicht außer sich zu geraten. Einer detaillierteren Beurteilung entziehen sich die Weißheimerschen Opera ganz entschieden; man findet in ihnen nichts, worauf man fußen könnte, und kann nur, sie in Bausch und Bogen abfertigend, von ihnen sagen, daß sie die wunderbarste Mischung von Unreifheit, Zügellosigkeit und Aufgeblähtheit, von Wollen und Nichtkönnen bieten, wie wir sie noch kaum erlebt haben. Das klingt freilich sehr hart; aber muß man nicht gegen die sich spreizende Talentlosigkeit mit Entschiedenheit auftreten,

und hat man nicht die Verpflichtung, die Anmaßung derſelben in ihre Schranken zurückzuweiſen? Die Toggenburg-Sinfonie iſt das Schrecklichſte, was uns ſeit Jahren von zukünftleriſcher Seite geboten worden iſt; den übrigen Sachen gegenüber braucht man nur ein mitleidiges Achſelzucken aufzuwenden. — Dieſe Symphonie aber iſt geradezu empörend! (Gut gebrüllt! Schade, daß ihm hier die Luft ausging!)

Schließlich müſſen wir noch erwähnen, daß zur Mitwirkung in dem Konzerte auch noch Herr Hans v. Bülow herbeigezogen war, welcher das Klavierkonzert in A-dur von Liszt mit der ihm eignen Bravour vortrug; dann noch, daß die Soloſingenden Herr Rübſamen (vom hieſigen Stadttheater), Fräulein Leſſiak und Herr Muſikdirektor John (aus Halle) waren. Die Chöre wurden von Mitgliedern verſchiedener hieſiger Geſangvereine geſungen, und das Orcheſter war das des Gewandhauſes.

Daß die „Signale" mein „Chaos" mit Wagners „Chaos" in direkte Verbindung ſetzten, konnte für mich nur äußerſt ſchmeichelhaft ſein, und wenn ihr Referent vorzog, vor Schluß des Konzerts auszureißen, ſo that er es wahrſcheinlich nur deshalb, um nicht über meine beiden Chöre und über die Tannhäuſer-Ouvertüre günſtig berichten zu müſſen. Welch vorſichtig gewiſſenhafter Mann das! Ueber die Tannhäuſer-Ouverture zu ſchimpfen, war ſchon 1852 nicht ganz ungefährlich.

Durch ſein Fernbleiben hatte ſich übrigens das Leipziger Publikum eine Blamage bereitet, die ſelbſt keine ſpätere Denkmalſetzung Wagners dort zu beſeitigen im ſtande iſt. Damals wären ein paar tauſend Thaler weit erſprießlicher geweſen als ein ſo entbehrliches Ding für den, der ſchon ſelber dafür ſorgte, daß er nicht vergeſſen wird.

Im Stadttheater fand unter den damaligen Verhältniſſen am Sonntag natürlich auch keine Aufführung einer Wagnerſchen Oper ſtatt. Zehn Jahre ſpäter würde kein Theaterdirektor verſäumt haben, eine Extravorſtellung unter Anweſenheit des Komponiſten zu veranſtalten und daraus den entſprechenden Nutzen zu ziehen. Der ſehr intelligente Direktor Wirſing ließ ſich aber dieſe brillante Gelegenheit entgehen, — eben weil ſie damals noch keine brillante war. Herr und Frau v. Bülow kehrten daher ſchon Sonntagabend nach Berlin zurück. Ich fuhr mit ihnen nach dem Berliner Bahnhof und konnte dort nur nochmals danken, denn Bülow nahm nichts, nicht einmal Vergütung der Aufenthalts- und Reiſeſpeſen, an. Ebenſo ſein ihm treuverbündeter Hoffabrikant Bechſtein. Auch Wagner mußte bald wieder abreiſen. Vorher wohnten wir einer Vorſtellung der Schillerſchen „Räuber“ im Stadttheater bei. Er amüſierte ſich hier ſehr über die famoſen hohen Glanzſtiefel Karl Moors, die kein Unthätchen oder Schmutzfleckchen der durchſtreiften Wälder, aufwieſen. Außerdem trug der Räuber einen funkelnagelneuen Rock, der mit ſchneeweißem Schwanenpelz beſetzt war und ſicherlich direkt von ſeinem Hof- und Leibſchneider im Böhmerwald gekommen ſein mußte. Wie hätte auch ein von der Leipziger Damenwelt ſo viel geliebter und vergötterter Schauſpieler, wie der „ſchöne Haniſch“, es über ſich bringen können, mit weniger blanken Stiefeln und nicht ganz ſchneeweißem Schwanenpelz oder gar koſtümgetreu „heraus“ zu kommen?! Hieße es nicht zu viel verlangt, in einer Welt, der die Treue ſchon unbequem genug iſt, auch noch Koſtümtreue zu verlangen?!

Eh wir jene Vorstellung im Theater besuchten, zeigte mir Wagner sein in der Nähe gelegenes Geburtshaus. Er führte mich zu dem sogenannten „roten Löwen" am oberen Ende des „Brühl" und sagte: „Hier, vom Eingang links, eine Treppe hoch, bin ich geboren." Das Haus schien ihm im ganzen unverändert geblieben zu sein. Er erinnerte sich noch der Treppe und des Flurs, auf dem er seinen Spielgenossen entzückt zugerufen: „Wir ziehn aus, wir ziehn aus!" — als umgezogen werden sollte. Später, meinte er, sei er lange nicht mehr so vergnügt darüber gewesen, wenn er ausziehen und immer wieder ausziehen mußte.

Unmittelbar vor seiner Abreise fand bei seinem liebenswürdigen, herzensguten Schwager und Wagners äußerst sympathischer Schwester, die in ihrer Erscheinung ihrem Bruder ziemlich ähnelte, noch ein kleines Abschiedsdiner statt. Unter den obwaltenden Umständen war die Stimmung keine sehr gehobene. Mitten im Essen ließ sich Herr Härtel zum Besuch anmelden. Er wurde ins Eßzimmer geführt und von Wagner in ein nebenanliegendes Gemach begleitet. Ihre Unterredung dauerte ziemlich lang. Endlich kamen sie wieder zum Vorschein, und nachdem sich Herr Härtel über die verursachte kleine Störung entschuldigt hatte, empfahl er sich, von Wagner bis zur Treppe begleitet. Die Haltung des Chefs der berühmten Firma „Breitkopf und Härtel" war eine ernste, ziemlich reservierte. Wie ich aus einer Aeußerung Wagners schloß, war er mit dem Absatz, den der „Tristan" fand, nur wenig zufrieden. Er hatte diesen sehr ansehnlich honoriert, ihn in glänzender Ausstattung erscheinen

laſſen, und nun — „ging" er nicht. Mit viel mehr Recht konnte ſich da Wagner beklagen, welcher ſeinerzeit für den „Lohengrin" nur ein ganz geringfügiges Honorar bekommen hatte, der der genannten Firma Enormes eingebracht. Härtel hätte ſich alſo mit dem „Lohengrin" tröſten können, der damals ſchon recht gut ging.

Am Abend brachte ich Wagner wieder zur Bahn, wo wir uns herzlichſt verabſchiedeten. Im Bedürfnisfall ſollte er meinem Vater ſchreiben, der das Nötige in Bereitſchaft hielt. Auch von andrer Seite war ihm Hilfe angeboten worden, ſo daß ihm ſeine Biebricher Verbindlichkeiten keine ernſtlichen Schwierigkeiten bereiten konnten. Da er von Eröffnung einer Nationalſubſkription durchaus nichts wiſſen wollte, unterblieben auch weitere Schritte in dieſer Angelegenheit, um ſo mehr, da er Ausſicht hatte, die ſeit Donizettis Tod unbeſetzt gebliebene Generalmuſikdirektorſtelle in Wien mit 4000 fl. ohne Funktion zu erhalten. Kaum war er abgereiſt, als folgender tiefteilnahmsvolle Brief Schnorrs aus Dresden kam:

Lieber Herr Weißheimer!

Iſt das Conzert geweſen? Verzeihen Sie, daß ich auf Ihr letztes Schreiben nicht antwortete; ich konnte es nicht übers Herz gewinnen, den faulen Standpunkt, auf dem man hier ſteht, Ihnen zu erklären und zu beſchreiben. Mit unüberwindlicher Bitterkeit hat mich der Umſtand erfüllt, daß Wagner ſich umſonſt an den hieſigen Intendanten gewendet, der die Stirn hatte, ihm eine ſolche Bitte abzuſchlagen.

Mich drängt es nun, nachdem ich Könneritz[1]) und deſſen Vertraute mehrmals über Wagner geſprochen und ausgeholt, darüber Wagner ſelbſt Kunde zu geben und ihn wo möglich abzuhalten (was vielleicht nicht mehr nötig iſt), hier noch irgend welche Verſuche, die Intendanz für die Ausführung ſeiner Pläne um Rückſicht anzugehen, zu machen. Die Stimmung iſt gegen ihn. Könneritz hat natürlich keine direkten Aeußerungen darüber mir gegenüber gemacht, doch durch negative Aeußerungen klar genug geredet. Daß Wagner, nachdem man ihm den erſten Wunſch betreffs Ihres Conzerts abgeſchlagen hat, darüber ſich keine Illuſionen machen wird, iſt mir klar, und doch verfolgt mich fortwährend ein lebhaftes Gefühl, das mir ſagt, ich möchte Alles aufbieten, Wagner neue Demüthigungen zu erſparen, indem ich ihm die blanke Wahrheit über die hieſige Stimmung gegen ihn mittheilen möchte. Hat Ihr Conzert ſtattgefunden, ſo iſt er wohl noch in Leipzig, andernfalls ich Sie dringend bitte, mir mit einigen Zeilen Kunde zu geben, wo Wagner ſich aufhält. Geben Sie Wagner dieſen Brief, der mir unter der Hand glüht, und den ich direkt an ihn zu richten kaum den Mut finden möchte. Es hat was Hartes, wenn durch unſre Hand dem allverehrten Manne neue Schickſalsſchläge geſchlagen werden müſſen. Sagen

[1]) Wohl noch derſelbe, dem früher der „Fliegende Holländer" gewidmet?! D. R.

Sie ihm, daß ich den Mai nun frei habe, vielleicht kann er uns für diese Zeit brauchen. Wie erbärmlich doch alles heute ist! Wagner hat die Kräfte, seine Werke annähernd nach seinem Wunsche zu sehen und zu hören in Deutschland, aber vertheilt in die unzähligen deutschen Bühnen. Diese Kräfte zusammenwirken zu lassen, ist nur möglich, wenn kunstgebildete Direktionen die an und für sich so unbedeutenden Rücksichten nehmen und das Zustandekommen eines solchen Planes unterstützen durch Urlaube ꝛc. ꝛc., und wir haben Lieutenants, Juristen, Novellenschreiber ꝛc. zu Vorständen! Wer darüber nicht bald den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren! Ich lebe, um mich aufrecht zu erhalten, in der Zukunft, die Andres und, weil es nicht anders möglich ist, Besseres bringen wird.

Mit Freundesgruß

Ihr

Schnorr v. C.

Umgehend schrieb ich diesem Edlen, daß Wagner leider bereits schon abgereist, ich ihm jedoch sofort von dem Inhalt seines ergreifenden Schreibens, selbstverständlich in diskretester Weise, Mitteilung machen würde.

---

## Wagner in Wien.

Der Verabredung gemäß war ich noch in Leipzig geblieben, um die Kopisten im Auge zu behalten und ihnen

in ihrer großen und recht komplizierten Arbeit beim Ausschreiben der Wagnerschen Partituren ratend beizustehen. Besonders nötig war es beim „Walkürenritt", der in andrer Ordnung ausgeschrieben werden mußte, als er in der Partitur stand, weil Wagner für den Konzertgebrauch die Gesangsstimmen ausgeschieden und darum in der Anordnung des Stücks Veränderungen vorgenommen hatte. Es mußte bei dieser und andern Gelegenheiten schon recht aufgepaßt werden, damit nichts versehen wurde. Außer der Umgestaltung der vielen Rheingoldharfen machte auch die Baßklarinette zu schaffen, die Wagner im Baß- statt im Violinschlüssel geschrieben hatte, was auf seinen Wunsch umgeändert werden mußte. Zu welchen Störungen die ungewöhnliche Schreibweise im Baßschlüssel unter Umständen führen konnte, erlebte ich einmal bei einer Lohengrinaufführung in der Mailänder Skala: den ganzen Abend blies da die Baßklarinette eine Oktave zu tief! Wie unbehaglich sich der arme Bläser in dieser Lage befand, konnte man nur allzudeutlich hören, besonders in der Einleitung, wo er, von seinen in den Lüften schwebenden Kollegen verlassen, einsam und traurig in der Tiefe umherirrte. Als ich am nächsten Tage den Kapellmeister Franco Faccio im „Café Biffi" traf und ihn auf obigen Irrtum aufmerksam machte, war er darüber höchlichst verwundert und sagte: „Ma sta così nello spartito" — worauf ich nur sagen konnte: „Giusto, ma è falso!" In der nächsten Aufführung blies die Baßklarinette eine Oktave höher.

Da das Gewandhausorchester sich zu seinem Benefizkonzert von Wagner das Meistersingervorspiel ausgebeten

hatte, ſo waren Partitur und Stimmen noch in Leipzig geblieben. Hierauf bezieht ſich der Paſſus in ſeinem nächſten Brief aus

Wien, Hotel Kaiſerin Eliſabeth, 22. November 1862.

Liebſter Wendelin!

Zuerſt eine ſchöne Empfehlung an Ihre liebenswürdige Braut!

Sodann die Bitte, mit den Noten meiner zu gedenken. „Die Meiſterſinger" will gern das hieſige Orcheſter zu ſeinem nächſten Conzert auch haben: ich gebe es ihnen wahrlich ebenſo gern als den Leipzigern. Alſo: ſchnell mit Partitur und Stimmen nach Wien, an mich, ſobald die Leipziger fertig. Trödeln ſie zu lange, ſo können ſie ſich's ſelbſt ausſchreiben laſſen. Bitte, ſchreiben Sie mir gleich, wann ich's bekommen kann.

Die andern Sachen brauche ich — ſtreng genommen — erſt Ende Dezember. Viel eher, Liebſter, kann ich auch nicht mit Sicherheit auf das Geld rechnen, um die Kopie zu bezahlen. Doch teilen Sie mir unbeſorgt mit, wie hoch ſich die Rechnung etwa belaufen wird, und bis wann Sie ſpäteſtens das Geld nöthig haben. Ich muß dann Rath ſchaffen, und Sie ſollen keiner wahren Verlegenheit ausgeſetzt ſein. —

Es gelang mir, von Biebrich loszukommen. Ueber acht Tage bin ich bereits in Wien, — nächſter Tage beginnen die ernſtlichen Proben des „Triſtan" mit — Ander. Es wird diesmal allerdings werden: die

oberste Behörde ist scharf dahinter. Also etwa 10. Januar; dann hier ein paar Conzerte. Anfang Februar — wenn es sich noch macht — ein Conzert in Leipzig. Dann Berlin. Wollen sehen!

Einstweilen genieße ich hier meine große Popularität und lasse mir auf den Drehorgeln meine Musik vorspielen.

Machen Sie Alles schön! Lassen Sie sich immer herunterreißen und komponiren Sie immer schöner: so wird Ihnen des Himmels Segens und eine gute Ehe werden!

Gott der Allgütige u. s. w.

Ihr

R. W.

Durch das erwähnte Herunterreißen der Leipziger „Signale" ließ ich mich nicht im geringsten irre machen; ihnen standen viele anerkennende Berichte gegenüber, denen sich noch das „Dresdener Journal" und eine Hamburger Zeitung angeschlossen hatten, die über meine Kompositionen sogar sehr günstig berichteten. Ich war schon eifrig mit einem andern Werk beschäftigt und brachte es in den wenigen Wochen in Leipzig auch ziemlich fertig. Da nämlich augenblicklich an die Verfixirung von Wagners „Wiland der Schmied" nicht zu denken war, so blätterte ich in den Operntexten Theodor Körners. Es gefiel mir besonders „Der vierjährige Posten", und ich ging mit großer Lust an dessen Komposition. Mittlerweile besuchte mich Hofkapellmeister Karl Stör aus Weimar, der meine Toggenburgsymphonie für seine Konzerte acquirirte und mich bat, bei

Wagner anzufragen, ob er geneigt wäre, in Weimar ein Konzert zu dirigieren. Der Hof intereſſiere ſich dafür, und man würde wohl bereit ſein, Wagner für ſein Kommen eine anſehnliche Summe zu bieten, die ſich vielleicht auf 1000 Thaler belaufen könnte. Ich ſchrieb das gleich Wagner, und er antwortete:

Wien, Kaiſerin Eliſabeth, 27. November 1862.

Liebſter Wendelin!

Ei, ei! das ſind ſchöne Dinge, die Sie mir da melden! In Weimar wird Onkel Stör nur auch nichts Beſſeres zu Stande bringen! — Ich danke für Alles! — Jetzt aber das Dringendſte! — Ich werde wohl ſchon in vierzehn Tagen hier ein Conzert geben. Die Stimmen werden wohl fertig ſein, auch könnten ſie gewiß bis dahin hier ſein: nur — Geld kann ich bis dahin nicht zur Bezahlung der Kopiſten ſchicken. Sehen Sie doch um des Himmels willen, wie Sie das machen: noch vor Ende Dezember ſoll Alles bezahlt ſein, und zwar ſogleich nach dem erſten Conzert. Ach! Ach! —

Tauſend Thaler aus Weimar! Ja, das wäre was! Da könnte man wirklich ſagen: ei der Tauſend! So habe ich hier nur zu rufen: der Tauſig! [1])

Ander iſt wieder auf vierzehn Tage krank!!! Glücklicherweiſe iſt's nun mit Schnorr entſchieden: ſomit Januar „Triſtan“!

[1]) Karl Tauſig, der Wagner oft beſuchte. D. H.

Loben Sie Ihren Papa auch schönstens von mir! Er soll nur so fortfahren, auf daß er seinem Kinde Freude mache, und er lange lebe auf Erden!

Schönsten Gruß an das Bräutchen! Adieu!

Ihr

R. W.

Da nun plötzlich schon in vierzehn Tagen ein Konzert sein sollte, schickte ich die fertig ausgeschriebenen Nummern über Hals und Kopf an Wagner ab, die sich schon zu einem kleinen Berg angehäuft hatten — darunter auch Partitur und Stimmen des Meistersingervorspiels, welche endlich im Leipziger Orchesterkonzert unter Leitung Karl Reineckes ihren Dienst gethan und ihren zweiten Erfolg davongetragen hatten, trotzdem der Dirigent das Tempo beträchtlich langsamer nahm, als es Wagner genommen hatte. Da es Reinecke kurz vorher zweimal (in Probe und Aufführung) unter des Komponisten Leitung gehört hatte, so mußte man sich über diesen offen zu Tage liegenden Tempogedächtnismangel mit Recht wundern. Oder wollte er es absichtlich „besser" machen?! [1])

Viel Schwierigkeiten veranlaßte besonders der Rheingoldschluß mit seinen sechs Harfen, welche in zwei, respektiv in vier Stimmen reduziert werden mußten. Bei Absendung des Notenstoßes konnte daher das „Rheingold" jetzt noch nicht mitgehen; es wurde jedoch dessen demnächstige Ab-

[1]) Derartigen Versuchen begegnete ich auch neuerdings bei Hans Richter, der das Vorspiel breiter als Wagner nimmt und die Einleitung des dritten Aktes derartig in die Länge zieht, daß sie ein ganz andres Gesicht zeigt wie seinerzeit in München.

lieferung verſprochen. Die Kopiſten hatte ich einſtweilen bezahlt. Dennoch ſchrieb mir Wagner:

Lieber Freund!

Die Zahlungen machen mir wirklich Pein. Grade die letzte Nummer des „Rheingoldes“ war ſo wichtig, weil die Extrablechinſtrumente hier neu nachgeſchrieben, transponirt und arrangirt werden müſſen: ebenſo die Harfen! O weh! O weh! — Ich muß mich ſehr bald auf Proben gefaßt machen, da — andrer Conzerte wegen — die Kombinationen ſchwierig ſind. — Daß Sie mir die Bezahlung der Kopiekoſten ſo leicht machen, iſt ſchön und Ihrem vortrefflichen Papa ſehr dankenswert! Sonſt ſchweigt einmal wieder Alles mit mir: aus Weimar kein Lebenszeichen! —

Das Studium des „Triſtan“ geht ſo weit vorwärts, daß ich gewiß noch auf ſpäteſtens Mitte Januar rechne. Einſtweilen waren die Conzerte nöthig: man muß ſich rühren und perſönlich mit dem Publikum verkehren, ſonſt geht das Secretiren der Zunftgenoſſen ungeſtört fort.

Suchen Sie ja herzukommen; die Zeit von letzter Woche Dezember bis Ende Januar wird doch ſehr merkwürdig und — ich glaube — für die Kunſtgeſchichte ſehr namhaft und entſcheidend werden. An der Unterſtützung Ihres Vaters für Sie zu dieſem Aufenthalt zweifle ich nicht: bitten Sie ihn in meinem Namen darum! —

Jetzt — noch den Rheingoldſchluß — ſonſt bin ich verloren! —

Adieu! Allerſchönſte Grüße an Fräulein Braut mit dem geſcheiten Geſicht!

Von Herzen

Ihr

Wien, 10. Dezember 1862. Rich. Wagner.

An meinen Vater ſchrieb ich, daß mir ungemein viel daran gelegen ſei, den in Wien ſich vorbereitenden Dingen perſönlich beiwohnen zu können, und an Wagner ſchickte ich die gerade fertig gewordenen Schmiedelieder. Das „Rheingold" ſollte unmittelbar darauf folgen. Aber ſchon kam ein neuer Alarmruf:

Ohne Datum. Poſtſtempel 11. Dezember 1862.

Beſter! Allmählich gerathe ich doch wegen der Stimmen in allergrößte Sorge. Gerade die Schmiedelieder brauche ich jetzt (ohne Schnorr) gar nicht. Dagegen macht mir gerade der Schluß des „Rheingoldes" noch furchtbar zu ſchaffen. Hätte ich nur die Partitur: ich muß die Harfen für vier Stück arrangiren laſſen, ebenſo die Extrablechinſtrumente. Hätte ich nur zum Teufel die Partitur!!!

Gott der Allgütige u. ſ. w.

Ihr

R. W.

Hierauf nahm ich meinen Kopiſten das „Rheingold" unter den Händen weg und ſchickte es per Eilgut ab. Wahrſcheinlich mußten ja doch die Harfenpartien nochmals für

Lieber Freund!

Die Zöllnungen machen mir wirklich Pein. Gerade die letzte Nummer des Rheingaldes war so wirklich, weil die Extrablechinstrumente hier neu nachgeschrieben, transponirt u. arrangirt werden müssen: ebenso die Harfen! O weh! O weh! Ich muss mich sehr bald auf Proben gefasst machen, da – andrer Concerte wegen – die Combinationen schwierig sind. – Dass Sie mir die Bezahlung der Copiekosten so leicht machen, ist schön und Ihrem vortrefflichen Papa sehr dankenswerth!! Sonst schreibt einmal wieder Alles mit mir: aus Weimar kein Lebenszeichen!

Das Studium des Tristan geht soweit vorwärts, dass ich gewiss noch auf spätestens Mitte Januar rechne. Einstweilen waren die Concerte nöthig: man muss sich rühren und persönlich mit dem Publikum verkehren, sonst geht das Secretiren der Zunftgenossen ungestört fort.

Suchen Sie ja herzukommen; die Zeit von letzter Woche Dezember bis

Ende Januar wird dort sehr merkwürdig, und – ich glaube – für die Kunstgeschichte sehr namhaft und entscheidend werden. An der Unterstützung Ihres Vaters für Sie zu diesem Aufenthalt zweifle ich nicht; bitten Sie ihn in meinem Namen mit darum!

Jetzt – nach den Rheingoldschluss – sonst bin ich verloren! –

Adieu! allerschönste Grüsse an Fräulein Brant mit dem gescheiten Gesicht!

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner

Wien,
10 Dez. 62.

die Wiener Harfeniſten umgemodelt werden. Bezüglich der Extrablechinſtrumente mußte er das nun ſelbſt thun, was ich ihm ſchon längſt vorgeſchlagen hatte, und worüber er damals faſt bös geworden wäre — er mußte ſie umarrangiren. Da mich die Parentheſe „ohne Schnorr“ ſehr beunruhigte, fragte ich ſogleich bei dieſem an, ob er denn nicht nach Wien ginge und erhielt etwa Mitte Dezember folgende Nachricht, mit welcher er zugleich eine Repertoiremitteilung verband, welche ich für den Fall meiner Reiſe nach Wien über Dresden von ihm erbeten hatte. Er ſchrieb alſo:

Geehrteſter Herr!

Vor etwa acht Tagen erhielt ich die Nachricht aus Wien, daß, da der „Triſtan“ nach dem Urtheil der Sachverſtändigen erſt in den letzten Tagen des Januar die erſte Aufführung erleben wird (wenn es noch im Januar dazu kömmt!? ſchreibt Wagner), man nicht mehr auf meine Mitwirkung rechnen kann, da ich nur Monat Januar zu opfern habe. Dieſer gelinde Keulenſchlag auf mein Haupt hat mir wieder recht deutlich gezeigt, daß ſelbſt in Wien Wagner verrathen wird. Was die eigentlichen Gründe ſind, die meine Mitwirkung unmöglich machten, weiß ich nicht; jedenfalls vertraue ich Wagner vollkommen und weiß deßhalb, daß er von keinem andern Grunde weiß als ich. Auf jeden Fall, lieber Freund, ſehen Sie hieraus, daß vor fünf bis ſechs Wochen an die erſte Triſtanaufführung nicht zu denken iſt. Wegen der Conzertaufführungen weiß ich weiter nichts, als

daß, nach den letzten Nachrichten darüber, das erste Conzert am 26. Dezember und das zweite am 1. Januar ſtattfinden ſoll. In dem dritten ſollte ich dann mitwirken, und wie habe ich gejubelt, als mir Wagner vorſchlug, die Schmiedelieder darin zu ſingen. Es ſoll halt nichts zu Stande kommen. Mich kränkt nur das ſo unausſprechlich, daß gerade Auder, dieſer blaſſe, blonde, blöde Brillenträger, der keine Idee von Wagner hat, das Glück hat, die erſte Aufführung zu ſingen. Gott gebe nur, daß alles noch recht zu Stande kommt! Ich fühle mich ſo eng verwachſen mit dieſem Werke, daß eine lebendigere Theilnahme, als ich ſie empfinde, undenkbar iſt. Wie iſt das auch anders möglich! — Wiſſen Sie nicht, ob die Ausgabe des „Nibelungenringes", die Weber in Leipzig als unter der Preſſe angezeigt hat, bald erſcheinen wird, und ob mit dem „Ring" auch die „Meiſterſinger" erſcheinen? Ich kann es nicht mehr erwarten, die „Meiſterſinger" wieder leſen zu können. Vielleicht erfahren Sie in Leipzig Beſtimmtes darüber.

Das iſt, was ich Ihnen vom „Triſtan" ſagen kann. Jedenfalls freue ich mich auf Ihren Beſuch und wünſche nur, daß Sie nicht etwa durch einen Repertoirezufall verführt werden, das hieſige Theater zu beſuchen. Wir ſtehen auch auf einem ſauberen Standpunkte in der Oper.

Heute Abend iſt „Oberon", Freitag „Hamlet" mit Dawiſon, Samſtag — Oper „Tell", Sonntag Poſſe: „Flick und Flock". Montag „Der Wald von Hermanſtadt",

Oper von W. Westermeyer! (Ooch 'ne ſcheene Gegend!) Sie ſehen außer dem „Hamlet" nichts Verführeriſches!

Mit den beſten Grüßen von meiner Frau

Ihr Schnorr v. C.

Um mir die Reiſe nach Wien für alle Fälle zu ermöglichen, hatte ich Wagner gebeten, direkt an meinen Vater zu ſchreiben. Er that es. Leider iſt ſein Brief nicht mehr auffindbar. Zu meiner großen Freude willigte mein Vater ein und ſogleich frug ich Schnorr nochmals um das Repertoire, welcher mir umgehend antwortete:

Lieber Herr Weißheimer!

In aller Eile mit wei Worten die Nachricht, daß Freitag nicht „Armide", ſondern (und das auch nicht ganz beſtimmt) „Idomeneus"! Dieß zur Nachricht! Da ich aber vorausſetze, daß Sie doch dieſe Woche kommen, ſo rathe ich Ihnen: kommen Sie je eher deſto beſſer, laſſen Sie das wetterwendiſche Repertoire außer Acht und verleben Sie bei uns einen gemüthlichen Tag! Auf jeden Fall ſind Sie von früh bis Abend mein Gaſt, drum bittet meine Frau dringend, laſſen Sie mich deßhalb einen Tag vorher durch zwei Zeilen wiſſen, daß Sie kommen.

Heute haben wir den verfluchten „Tell" [1]), da gilt's wieder den Arnold pfeiffen!

Mit freundlichem Gruße

Ihr Schnorr v. C.

---

[1]) Dieſe Abneigung Schnorrs dem Roſſiniſchen Meiſterwerk gegenüber iſt doch wohl hauptſächlich nur der ihm zu hochliegenden Partie des Arnold zuzuſchreiben. D. V.

Ich meldete mich also rechtzeitig bei Schnorr an, und als ich gerade im Begriff war, abzureisen, kamen zu meiner Ueberraschung folgende Zeilen:

Lieber Freund!

Es ist eine eigenthümliche Idee, erst Jemand dringend zu kommen auffordern und dann wieder abzusagen. Und doch muß ich's thun! Meine Frau ist seit vier Tagen an einem sehr heftigen Zahngeschwür leidend und bittet Sie, Ihren Besuch noch um ein paar Tage aufzuschieben, bis sie wieder gesund und frisch ist und im Stande sein wird, sich vereint mit mir Ihres Besuchs zu erfreuen. Wenn Sie also der Brief noch rechtzeitig trifft, und Sie Ihren Reiseplan nochmals ändern wollen und können, so warten Sie, bis Sie in einigen Tagen wieder ein paar Zeilen von mir erhalten. Auf jeden Fall aber sind Sie mir zu jeder Stunde willkommen, und der Zweck dieser Zeilen war hauptsächlich der, Sie vor einem ungemüthlichen Besuche zu bewahren, denn wenn die Frau nicht dabei ist, fehlt die bessere Hälfte.

Mit freundlichem Gruße

Ihr

Schnorr v. C.

Auf telegraphische Anfrage erhielt ich am 22. Dezember von Wagner die wenigen Worte, welche seine Erschöpfung infolge der anstrengenden Proben nur allzudeutlich verrieten:

(Ohne Datum. Poststempel 20 Dezember 1862).

26. Dezember erstes Conzert.

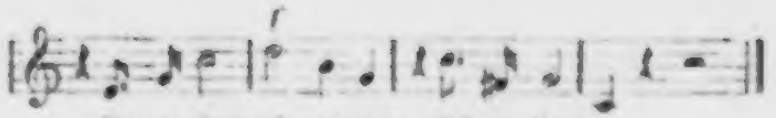
„Tristan" wohl erst Ende Januar,

halb todt,

R. W.

Nun war also keine Zeit mehr zu verlieren! Am 23. Dezember reiste ich früh in Leipzig ab und verlebte mit Schnorr einen herrlichen Tag. Leider war seine Gemahlin noch zu Bett; ich konnte ihr aber dennoch wenigstens die Hand drücken. Schnorr blieb mit mir bis Mitternacht auf, dann brachte er mich hinüber nach dem böhmischen Bahnhof, von wo ich mit dem Schnellzug abdampfte — leider durch die Sächsische Schweiz bei Dunkelheit. In Bodenbach Grenzrevision. Da mir Schnorr bei der Abreise noch ein Kistchen mit hundert Zigarren in den Wagen gegeben hatte, sollte ich diese mit einem unsinnig hohen Zoll versteuern oder — so wurde mir freigestellt — sie in die vorbeifließende Elbe werfen. Das that ich aber nicht, sondern ließ sie gegen Quittung zurück mit dem Bemerk, nach einigen Wochen käme ich wieder und würde sie dann abholen. Mit saurer Miene wurden mir die Zigarren in der That auf der Herreise wieder zurückgegeben, die man bereits als vergessene Beute betrachtet zu haben schien, denn es war damit schon der Anfang vom Ende im — Rauchen gemacht. Im Flug ging es dann an Prag und Brünn vorbei, und am 24. Dezember nachmittags 4 Uhr war ich in der Kaiserstadt. Sofort fuhr ich in die Weihburggasse nach „Hotel Kaiserin Elisabeth", lief eine Treppe hinauf und umarmte Wagner. Gleich darauf kamen auch Tausig und

Cornelius, und es entwickelte sich ein so lebhaftes Frage- und Antwortdurcheinander über die Leipziger Gewandhausaffaire und die sonstigen gegenseitigen Erlebnisse, daß Wagner schließlich der Kopf brummte, und er mit einem gebieterischen: „Halt! muß denn alles heute auf einmal heraus?“ dazwischenfuhr. Wir verschoben die Fortsetzung auf ein andermal, und ich begleitete ihn zu seinem Freunde Standhartner, dem ich gleich am ersten Abend vorgestellt werden sollte. Der hervorragende Arzt und, wie man sagte, Leibarzt der Kaiserin Dr. Standhartner, welcher ein großes Haus machte, stand im kräftigsten Mannesalter, hatte ein äußerst intelligentes Gesicht mit hoher, breiter Stirn, die den Anfang einer würdigen Glatze bildete, welche seiner imposanten Figur eine womöglich noch höhere Bedeutung verlieh. Er war die Liebenswürdigkeit selber und hatte für Wagner eine fast unbegrenzte Verehrung. In dem zahlreich vertretenen Verwandten- respektive Freundeskreise der Schönaich und Mauro ꝛc. ꝛc. fiel besonders die bildhübsche Seraphine Mauro auf, in deren Adern italienisches Blut floß. Ihr marmorbleiches Antlitz war mit den denkbar schwärzesten Locken umgeben, die bis zur vollen Büste herab hingen. Nach Tisch wurde etwas musiziert und im Salon der Mokka gereicht. Hier fiel mir sogleich Wagners eingerahmte Photographie auf, unter welcher zu lesen stand: „Seinem Freund Standhartner — Richard Wagner.“ Damit aber nicht Standhartner betont würde, wie es im Wiener Dialekt nicht anders geschah, hatte Wagner über obige Dedikation Noten gesetzt, die folgendermaßen zu der richtigen Betonung zwangen:



Sei - nem Freund Standhartner — Richard Wagner

In dieser ebenso interessanten als liebenswürdigen und gastfreundlichen Familie verkehrte ich sehr viel während meines Wiener Aufenthaltes und hatte meist auch das Vergnügen, Freund Cornelius dort zu sehen.

Die Hauptprobe zum ersten Konzert war vormittags vor meiner Ankunft gewesen — ich hatte also in der Aufführung am zweiten Feiertag den vollsten und reinsten Eindruck vor mir. Die weiten Räume des Theaters an der Wien [1]) waren von oben bis unten vollgepfropft, und das hundertzählige Orchester war auf der Bühne plaziert. Als Wagner erschien, brach ein ungeheurer Sturm los, wie ich Aehnliches nicht gehört hatte. Alles klatschte, schrie; die Kaiserin bog sich applaudierend aus ihrer Loge, — es war eine Scene, die gewiß fünf bis sechs Minuten spielte und immer wieder losbrach, so daß Wagner schließlich nicht mehr wußte, wie er danken sollte, und mit ausgebreiteten Armen ergebungsvoll stehen blieb, bis dieser unglaubliche Empfangssturm sich endlich gelegt hatte. Auch das Kaiserliche Hoforchester schien in einer merklich erregten, sogar nervösen Stimmung zu sein, denn es passierte gleich zu Anfang des Meistersingervorspiels etwas ganz Unglaub-

[1]) Wohl das „Kaiserliche Königliche privelegierte Wiedner Theater", in dem am 30. September 1791 Mozart die erste Aufführung seiner Zauberflöte „aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum, und aus Freundschaft gegen den Verfasser des Stücks" dirigierte. D. B.

liches: als die Violinen ihren kühnen Lauf vom hohen A bis zum tiefen C vollführten, fielen ihnen weder die drei Trompeten noch die drei Posaunen und ebensowenig die Pauke in die Arme — ungestört konnten sie ihre Passage beenden! Welch ein Schreck! Wagner hatte es unterlassen, dem genannten Blech den Auftakt dieses kinderleichten Einsatzes extra zu markieren, und sämtliche sieben Herren Hofmusiker — schwiegen. Die Geigen kamen auf dem tiefen C an — Pause! Mit einem kräftigen Ruck brachte nun endlich Wagner die Herren zum Einsetzen — es war aber inzwischen mehr als ein halber Takt zwischen dem richtigen und dem verspäteten Eintritt verstrichen — die Folgen waren daher selbst bei diesem besten Orchester der Welt zunächst noch unabsehbar. Sofort wurden die unfreiwilligsten Kanons in den Bässen und Violoncellen laut, die einen schnellen Oktavenlauf vom tiefen nach dem mittleren c zu machen haben. Derjenige Teil dieser mindestens zwanzig Spieler, welcher die Störung gemerkt hatte, gab verständnisvoll einen halben Takt zu und hielt mit seinem Lauf so lange ein, der andere Teil aber (und wohl der größere!), der nichts gemerkt hatte, platzte mit dem Lauf um so viel früher heraus. So ließen sich statt der einmaligen schnellen Skala zwei oder auch drei hintereinander hören — es gab ein wahres Wettrennen nach dem armen kleinen c, statt einmal „c" kamen „c" „c" „c"! Natürlich fanden sich bald alle in den zugegebenen halben Takt hinein, und da sich diese Stelle sofort wiederholt, war es jetzt eine wahre Freude, sämtliche Violoncelle und Kontrabässe mit einer wahrhaft erschütternden Einmütigkeit ihren

Lauf „/“ vollenden zu hören. Nach dem Konzert gab mir Wagner zu, daß er während dieſer Kataſtrophe keinen ſchlechten Schrecken ausgeſtanden, das Orcheſter ſich aber bewunderungswürdig ſchnell wieder hineingefunden habe. Und das „verehrungswürdige“ Publikum? — hatte glücklicherweiſe faſt gar nichts davon gemerkt und applaudierte am Schluß des Stückes wie beſeſſen. Darum iſt die oberſte Regel für den Dirigenten: Niemals aufhören, mag es biegen oder brechen. [1])

Wagners „Arie“ gefiel außerordentlich, und am Rheingoldſchluß, welcher mit Donners „Heda! — heda, hedo!“ begann, wirkten die Damenſtimmen vorzüglich, die, wohl etwas verſtärkt, von Cornelius einſtudiert und hinter der Bühne dirigiert worden waren. Den größten Effekt machten jedoch die Scenen aus der „Walküre“, die mit Siegmunds „Winterſtürme wichen dem Wonnemond“ begannen, dem ſich die große Scene mit Sieglinde bis zum erſten Aktſchluß anſchloß, dann Wotans Abſchied mit dem Feuerzauber und zum Schluß der Walkürenritt, der die ohnehin ſehr erregbaren Wiener faſt toll machte und zu unaufhörlichen Demonſtrationen führte. Wie oft in dieſem Konzert Wagner hervorgejubelt worden, habe ich leider zu zählen unterlaſſen, es hätte ein hübſches Sümmchen ergeben!

Am Neujahrstag wurde das Konzert im weſentlichen [2])

[1]) Als mir einmal im zweiten Akt der „luſtigen Weiber-Oper“ Herr Flut nicht auftrat, ließ ich das Ritornell in den Violoncellen ſo lang wiederholen, bis er glücklich aus der Garderobe geholt war — auch damals merkte das Publikum nichts.

[2]) Neu waren wohl nur die Schmiedelieder und eine Schallwand, die Wagner aufrichten ließ. D. R.

wiederholt, und die Menge war womöglich noch enthusiastischer als im ersten. Diesmal war auch Minister v. Schmerling anwesend, der lebhaft applaudierte. Der Ertrag beider Konzerte belief sich auf 3000 Gulden und wäre sicherlich höher gewesen, wenn man nicht die gewöhnlichen Theaterpreise beibehalten hätte. Leider wurde die ganze Einnahme von den enormen Kosten verschlungen. Wagners Hoffnung richtete sich daher vornehmlich auf das dritte Konzert am 11. Januar, welches nur eine Probe nötig hatte, da das Programm meist aus früheren, dem Orchester bereits bekannten Stücken bestand. Freilich hatte er sich aus akustischen Gründen bewogen gefunden, hinter dem Orchester eine Schallwand aufrichten zu lassen, die zwar die vortrefflichsten Dienste leistete, aber — zweihundertunddreißig Gulden kostete. Wie in den vorangehenden Konzerten dirigierte Wagner auch im dritten alles auswendig. Der Jubel, den die Tannhäuserouvertüre erregte, übersteigt alle Begriffe, und nicht minder die Faustouvertüre, die unter Wagners Leitung die vollendetste Orchesterleistung wurde, welche ich jemals gehört habe. Nicht endenwollende Beifallsstürme und Hervorrufe![1]) Neben mir in der Loge saß Johannes Brahms, den ich bei Cornelius kennen gelernt hatte. Er blieb während des ganzen Konzertes kühl und zurückhaltend. Als

[1]) Nicht weniger als drei Nummern mußten dacapo gespielt werden, und — diesmal hatte ich's gezählt — wurde Wagner dreiundzwanzigmal hervorgerufen. Zuletzt hielt er eine reizende Ansprache an das enthusiastische Publikum — dann glich der Beifall der Menge wieder einem Orkan. Noch lange beobachtete die Kaiserin unter ihrer Logenthüre diese Scene und ließ sich von einer Hofdame den Inhalt von Wagners Ansprache wiederholen.

ich ihn nach der hinreißenden Wiedergabe der Faustouvertüre durch Zeichen zum Mitapplaudieren animierte, sagte er: „Ach, Herr Weißheimer, Sie zerreißen sich ja Ihre weißen Glacéhandschuhe." Diese Aeußerung charakterisierte Brahms so kurz und bündig, daß sie mir unauslöschlich im Gedächtnis blieb. In Wien kam er nicht ein einziges Mal zu Wagner. —

Trotz des außerordentlichen Erfolges dieser Konzerte fuhr die gegnerische Presse fort, Wagner mit allen Mitteln zu bekämpfen. Er bekam die gehässigen Artikel angestrichen zugeschickt und auch eine Quantität anonymer Briefe, die er sofort dem Kamin übergab. In den Witzblättern war er als sächsischer Dorfschulmeister abgebildet, der mit Stöcken die Buben prügelte, die wohl das arme Publikum vorstellen sollten. Leider hob ich mir das Zeug nicht auf; es könnte jetzt sehr zur Erheiterung dienen. Demgegenüber erhielt er aber auch fast täglich glühende Verehrungsbriefe, Lorbeerkränze und von zarter Damenhand gestickte Kissen u. s. w. zugesandt. Als Freitags im Kärntnerthortheater der „Fliegende Holländer" mit dem famosen Beck in der Titelpartie gegeben wurde, animierte ich ihn, die Vorstellung zu besuchen. Er war aber nach allem Vorhergegangenen so müd und abgespannt, daß er vorzog, zu Hause zu bleiben; „nach der Vorstellung möge ich ihm, falls er noch auf sei, über dieselbe berichten". Ich ging in die Oper, und wirklich war er noch nicht zu Bett, als ich spät zurückkam und ihm den Verlauf der vorzüglichen Aufführung schilderte. Er war die ganze Zeit allein gewesen, aber in Gedanken und mit der Uhr im Theater — gerade wie einst Mozart, der,

als er schon kränkelte, auch die Uhr in der Hand hielt und sagte: „Jetzt sind sie im Quintett, jetzt im Finale, jetzt singt Sarastro die ‚heiligen Hallen'" u. s. w. Ich machte hierauf eine Anspielung — da kam Wagner auf das göttliche Werk selbst zu sprechen und auf den kolossalen Eindruck, den die junge „Zauberflöte" einst der erstaunten Welt bot. Spohr habe ihm denselben einmal geschildert, der das Glück gehabt, jene große Zeit zu erleben, der edle Spohr, „dessen Jugend noch von der hellstrahlenden Sonne Mozarts unmittelbar beleuchtet ward".[1])

Wie Mozart konnte auch Wagner sagen: „Jetzt ist die Ouvertüre zu Ende, jetzt kommt der Holländer, jetzt das Spinnerlied, das große Duett" u. s. w., und die Welt applaudierte und freute sich und — ließ ihn, gerade wie Mozart, in unaufhörlichen Geldsorgen. Es war ihm daher recht fatal, daß er mir immer noch nicht das Geld für die Leipziger Kopisten zurückgeben konnte, wie er gehofft hatte. Ich tröstete ihn hierüber — „es hätte durchaus keine Eile, und wenn er mir's durchaus wiedergeben wollte, so nähme ich's nur in Rücksicht auf die eingegangene Verpflichtung meinem Vater gegenüber, um bei dem nicht falsche Vorstellungen aufkommen zu lassen". —

Auf den „Holländer" folgte Sonntags „Lohengrin", der die guten Wiener wieder namenlos entzückte. Wagner wohnte leider auch dieser Aufführung nicht bei, sondern ließ sich nach derselben wieder Bericht erstatten. Ich that dies

[1]) Vergl. Wagners Nachruf an Spohr nach dessen Heimgang im November 1859.

in Gemeinschaft mit Cornelius, der neben mir im Sperrsitz gesessen und geradeso wie ich über das Wagnersche Wunderwerk dachte. Vor Beginn der Darstellung waren wir auf Rossinis „Tell" gekommen, auf die Abneigung Schnorrs dieser Oper gegenüber, die Cornelius sehr wunderte; denn auch er stellte den „Tell" sehr hoch und hielt ihn geradezu für das Ideal einer italienischen Oper.

Daß Wagner den Urlaub Schnorrs im Januar nicht benutzte, schien uns unbegreiflich. Da Frau Tustmann kein Hindernis bezüglich der Isolde bildete, war mit Schnorr der Tristan ohne sonderliche Schwierigkeiten zu ermöglichen. Statt dessen wurde immer wieder mit Ander probiert, dem der Tristan ohnehin zu tief lag, und der sich überhaupt vor dieser Partie fürchtete. Es sollte daher für alle Fälle auch der famose lyrische Tenor Walter die Partie des Tristan studieren, um eventuell einspringen zu können. Aus Rücksicht für Ander mußte das natürlich im geheimen geschehen — darum wurde ich damit betraut, Herrn Walter die Rolle einzustudieren. Zu diesem Zweck fuhr ich täglich nach dessen Privatwohnung in der Wieden. Vom Ehrgeiz getrieben, unter leicht vorherzusehenden Umständen der erste Tristan zu werden, ging Walter mit einem wahren Feuereifer ans Werk, und schon nach wenigen Wochen hatte er die schwierige Partie inne. Als ich es Wagner mitteilte, war er sehr froh, und er wunderte sich nicht wenig, daß dies so schnell gegangen. Ich sagte, Walter träfe die schwierigsten Intervalle sehr leicht, da sei es kein Wunder, er meinte aber: „Nein, weil Sie die Sache bis aufs ‚und' kennen."

Nun ereignete sich folgendes: Kapellmeister Esser kam

zu Wagner und bat ihn, er möge sich jetzt direkt mit Ander befassen, der nun allen Fleiß aufbieten wolle. Von „oben" seien Befehle gekommen, die Oper müsse bald heraus, und Ander wolle ganz bestimmt darin singen, — nur habe er niemand, der ihm den Tristan ordentlich spielen und einstudieren könne. Nun blühte mir die schöne Arbeit, auch Ander den Tristan zu lehren. Sofort gab mir Wagner einen Brief an denselben, der mich vorstellte und sagte, daß ich ganz der Mann dazu sei, ihm die Sache klar zu machen und einzustudieren. Ander begrüßte mich als Retter in der Not, und ich probierte nun täglich mit ihm. Da aber auch der Sicherheit wegen Herr Walter nicht aus den Augen gelassen werden durfte, der erst die Partie auswendig kennen mußte, passierte oft das Drollige, daß ich von einem Tristan zum andern fuhr, ohne daß Ander davon eine Ahnung hatte, ja nicht einmal haben durfte. Um diesem die Partie möglichst mundgerecht zu machen, hatte ich von Wagner Vollmacht erhalten, dieselbe je nach Bedürfnis zu „punktieren", d. h. für Ander zu tief liegende Töne oder Stellen in harmonisch passende höhere Lage zu bringen, um dadurch eine Höhertransponierung der betreffenden Teile zu vermeiden. In der That gab sich Ander viel Mühe, quälte sich sogar (und manchmal leider ich auch ihn), diese schwierige Partie in den Kopf zu bringen, die entschieden für seine Stimme zu tief, für seinen musikalischen Horizont aber zu hoch war. Binnen vierzehn Tagen hoffte ich trotzdem mit ihm so weit zu sein, daß Wagner im Theater die Ensembleproben beginnen konnte, bei welchen ich die Partitur spielen sollte, weil Esser mit derselben nicht gut zurechtkam. Da

die Iſolde und Brangäne bereits ſtudiert waren, ſo blieben mir nur noch Kurwenal und Marke vorzuſtudieren. Den erſteren ſollte Hrabaneck ſingen, der eine wahrhaft koloſſale Barytonſtimme beſaß. In ſechs bis acht Proben hatte ich ihm die Partie perfekt einſtudiert — nur Herrn Beck konnte ich niemals an den König Marke bringen. Gewöhnlich traf ich ihn nicht zu Hauſe, wahrſcheinlich ließ er ſich verleugnen. Hatte er vielleicht eine Ahnung, daß es mit Triſtan wieder nichts würde?

Daß ſich die Aufführung dieſes ſeines „Schmerzenskindes", wie er den Triſtan nannte, auch im Januar nicht hatte erreichen laſſen, bildete für Wagner eine Quelle peinlicher Sorge und Verlegenheiten, denen ſich jetzt auch wieder pekuniäre zugeſellten. Er war ſchon zwei Monate im Hotel, hoffte immer auf das Triſtanhonorar, das ihm nach der erſten Aufführung ausgezahlt werden mußte, dieſe kam und kam nicht, — da wurde der Wirt beſorgt und ſandte Rechnung auf Rechnung. Der geforderte Betrag war ein recht beträchtlicher, da außer den Aufenthaltskoſten auch noch das ziemlich ausgedehnte und ſplendide Diner zu bezahlen war, welches Wagner nach den Konzerten für die Hauptmitwirkenden und Freunde veranſtaltet hatte. Es war daher eine recht große Verlegenheit, als Wagner nicht zahlen konnte. Als ich am Abend mit Tauſig bei ihm war, jammerte und klagte er über ſeine elende Lage. Wir hörten ihm teilnahmsvoll zu und ſaßen niedergedrückt auf dem Sofa, während er in nervöſer Haſt auf- und abging. Plötzlich blieb er ſtehen und ſagte: „Halt, jetzt hab' ich's, was mir fehlt, und was ich brauche," lief an die Thür und

klingelte energisch. Taufig raunte mir zu: „Was hat er vor? Er sieht ja gerade aus wie Wotan, der endlich zu einem großen Entschluß gekommen!“ Langsam und zögernd kam der Kellner endlich zum Vorschein — diese Leute merken ja bald, wie der Wind weht — und war nicht weniger erstaunt als wir beide, als Wagner befahl: „Bringen Sie gleich zwei Flaschen Champagner in Eis!“ „Um Gottes willen — in dieser Lage!“ riefen wir, als der Kellner wieder gegangen war. Er aber hielt uns eine eifrige Auseinandersetzung über die Unentbehrlichkeit des Champagners gerade in verzweifelten Situationen: nur dieser helfe über deren Peinlichkeit hinweg. Als das köstlich-teure Naß auf den Tisch kam, getrauten wir uns kaum, davon zu trinken; mehrmals mußte er uns dazu animieren; der Champagner wollte eben an jenem Abend nicht munden; trotz seiner vorzüglichen Qualität, und trotzdem Wagner gerufen hatte: „Trinkt nur mit, wir sind die Sieger, und unser ist die Welt!“

In Wagners Umgang folgte Ueberraschung auf Ueberraschung. Als ich am folgenden Morgen in sein Zimmer trat, zeigte er mir 1000 Gulden, die ihm die Kaiserin — wohl auf Veranlassung Dr. Standhartners — gesandt hatte! Und immer jammerte er noch: „Ich armer, geplagter Mann!“ — worauf ich bemerkte: „Ja, sagen Sie mir doch, welch anderm Sterblichen in solcher Not plötzlich 1000 Gulden ins Haus fliegen?!“ Darauf ließ er dann das Jammern sein und entschloß sich wieder zu Konzerten, die er sich von jetzt an garantieren lassen wollte.

Jedenfalls war es der geplanten Tristanaufführung

nicht förderlich, daß Wagner Anfang Februar nach Prag ging — um Geld zu verdienen. Für ein zu dirigierendes Konzert waren ihm 1000 Gulden rein (ohne Kostenabzug) garantiert und ein zweites unter denselben Bedingungen in Aussicht gestellt. Nach acht Tagen kam er zurück, und diesmal brachte er nicht nur Lorbeeren, sondern wirklich auch Geld mit. Ich war in Wien geblieben, damit während seiner Abwesenheit die Tristanproben keine Unterbrechung erlitten. Die Aufführung wäre nun sicher zu stande gekommen — da wurde ihm ein Antrag aus St. Petersburg, der so verlockend war, daß er ihn nicht ausschlagen konnte: die Philharmonische Gesellschaft garantierte ihm für zwei Konzerte 8000 Silberrubel! (Einer der Briefe genannter Gesellschaft an Wagner ist zufällig in meinen Händen geblieben. Er trägt das Datum des 7. Februar 1863. Wahrscheinlich hatte ich denselben im Auftrag Wagners beantwortet, und war er bei dieser Gelegenheit unter meine Papiere geraten.) Am 20. Februar sollte Wagner abreisen; nach Anfang März hoffte er zum „Tristan" wieder in Wien zu sein.

In den letzten Tagen vor seiner Abreise schrieb er zu dem in Leipzig bei Weber erscheinenden „Nibelungenring" noch ein Vorwort, dessen Schluß, der für ihn so bedeutungsvoll werden sollte, mir in Erinnerung geblieben ist. Nachdem er umständlich auseinandergesetzt, daß unter den herrschenden Theaterzuständen die Aufführung der „Nibelungen" eine absolute Unmöglichkeit, sogar eine Thorheit sei, schloß er mit dem Hinweis: nur ein Fürst, — ein König könne diese That vollbringen. Ein Jahr darauf starb König Max von Bayern; diesem folgte sein junger, schwärmerischer Sohn;

diesem jungen Monarchen fiel nun jene Vorrede in die Hand — und er sagte sich: „Ich will dieser König sein." — Wunderbare Zufälligkeiten dieser Welt!

Kaum hatte Wagner dieses ahnungsvolle Vorwort geschrieben, so mußte er nach — Biebrich. Sein dortiger Hauswirt hatte ihm zum 15. Februar gekündigt; es mußten daher seine Sachen ausgeräumt und anderswo untergebracht werden. Die dortigen Freunde halfen ihm natürlich bei diesem unangenehmen Geschäft, das ihm jetzt um so ungelegener kam, als es ihn zu einem so großen Umweg auf der Reise nach Petersburg zwang. Bevor er jedoch diese unvermeidliche Rheinreise antrat, wollte er wissen, wie es um ein gewisses Konzertunternehmen, das in Karlsruhe für ihn geplant wurde, stände, und schrieb mir zur Beförderung folgendes Telegramm auf, das ich ebenfalls noch besitze:

„Musikdirektor Kallinoda.

Karlsruhe.

Können Sie mir etwas nachweisen? Bitte um Ja oder Nein. Reiseplan hängt davon ab. Antwort einfach bezahlt.

Wagner."

Da ein Nein erfolgte, beschloß er nun, statt über Karlsruhe, wo immer etwas für ihn geschehen sollte — nie aber etwas geschah, an den Rhein über München und Frankfurt zu reisen. Wirtschaftlich war er nun in folgender Lage: Aus Prag hatte er 1100 Gulden und einen silbernen Lorbeerkranz mitgebracht, der mindestens 200 Gulden baren Wert hatte und die Inschriften seiner Opern trug. Außerdem standen bedeutende Einnahmen in Petersburg und Pest

in ſicherer Ausſicht, da ihm auch in letzterer Stadt Konzerte mit garantierter Einnahme offeriert wurden, und ebenſo nochmals in Prag, wo nach ſeiner Rückkehr aus Petersburg ein zweites Konzert geplant wurde, da das erſte einen koloſſalen Enthuſiasmus erregt hatte. Eine Dame hatte u. a. einen Lorbeerkranz, mit den deutſchen Farben geſchmückt! überreichen laſſen, und trotzdem riefen die Czechen fortwährend ihr slavá, slavá: Czechen und Deutſche waren da einmal einig! — Durch dieſe Konzerte mußte alſo eine ſo hohe Summe zuſammenfließen, daß ſie Wagner die Vollendung der „Meiſterſinger" unter allen Umſtänden ermöglichte, zumal er nach der Wiener Triſtanaufführung ein Honorar von 2000 Gulden zu beanſpruchen hatte, und ich auch wegen eines Konzertes in dieſem Sinne nach Löwenberg geſchrieben hatte, wo er bei ſeiner Rückkehr von Petersburg ſehr gut am fürſtlichen Hofe konzertieren konnte. Voller Hoffnungen reiſte er alſo am 12. Februar von Wien ab, nachdem Dr. Standhartner, Cornelius, Taufig und ich ihn zum Münchner Bahnhof gebracht hatten. Anfang März wollte er beſtimmt wieder zum „Triſtan" zurück ſein, der bei fortgeſetzten Proben gewiß in dieſem Monat herauskommen mußte. Für Mai war dann „Triſtan" in Prag geplant, da Schnorr um dieſe Zeit wieder urlaubfrei wurde und darauf brannte, dieſe ihm vorzüglich liegende Partie zu ſingen. Zu dieſem Behufe ſollte ich gleich nach der Wiener Aufführung nach Prag überſiedeln, um dort die Soliſten und das Orcheſter einzuſtudieren. Mit Schnorr hatte es jedoch immer einen Haken. Kaum hatten die Zeitungen das beabſichtigte Auftreten in Prag gemeldet, als er von einem

Schnorr von Carolsfeld in Oesterreich eine Zuschrift erhielt, die ihm die sonderbare Mitteilung machte, daß, wenn er sich unterstünde, unter seinem Familiennamen auf einem Theater der Monarchie aufzutreten, er sich einer „körperlichen Unschädlichmachung in Ausübung seines Berufes aussetze". Diese Drohung wirkte bedauerlicherweise auf Schnorr, der zwar seinen ungemütlichen Namensvetter gerichtlich verfolgen ließ, trotzdem aber für gut hielt, in Prag nicht aufzutreten.[1] So war es also dort mit „Tristan" nichts. Und in Wien? Kaum war Wagner fort, so stockten die Proben, und eines Tages im März erfuhr ich, die Oper sei definitiv vom Repertoire abgesetzt! Da hatte ich mich wieder einmal vergeblich abgemüht!

Immerhin war der Wiener Aufenthalt lohnend für mich. Ich hatte der ersten Aufführung der hervorragendsten Teile der „Nibelungen" beigewohnt und miterlebt, daß selbst ein Großer, mittelst früherer Werke bereits populär Gewordener in betreff seiner neuen Oper sofort mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, sobald er sich einfallen läßt, ungebahnte Wege zu betreten, — ich hatte während dieser Zeit mit Dr. Standhartner, Karl Tausig und Peter Cornelius in intimem Verkehr gestanden und besonders des

[1] Als Schnorr diesen Zwischenfall Wagner berichtete, war dieser darob so ungehalten, daß er ihm gar nicht antworten wollte, sondern mich für ihn schreiben ließ. Leider ließ ich mich bereit finden, diesen unangenehmen Brief zu schreiben, der Schnorr sicherlich weh thun mußte. Er antwortete mir auch nicht, und zu meinem Leidwesen hatte ich in meiner unbedingten Ergebenheit für Wagner meine freundschaftlichen Beziehungen zu Schnorr auf das Spiel gesetzt. L. M.

letzteren gemütvolle Innerlichkeit von Tag zu Tag mehr schätzen gelernt. Unvergeßlich iſt mir einer der Märztage, als Taufig draußen in der Vorſtadt in Cornelius' Zimmer krank in deſſen Bette lag und von dieſem wie von einer Mutter gepflegt ward. Taufig hatte ſich nämlich „überarbeitet"; er lag in einem nervöſen Fieber, das er ſich an ſeinem tollen Arrangement des Walkürenritts geholt hatte, welches dieſer größte Klaviertechniker, der vielleicht jemals gelebt, zu ſeinem eignen Schrecken nun ſelber nicht zu Ende ſpielen konnte. Er mühte ſich entſetzlich ab, ſpielte heute nur bis zum hundertzweiunddreißigſten Takt — wo ihm die Hände vor Müdigkeit von der Klaviatur fielen — um es morgen bis zum hundertdreiunddreißigſten zu bringen, nachdem er unaufhörlich immer wieder von vorn angefangen und einen weiteren Takt zu bezwingen beſtrebt war. So ging es vierzehn Tage oder drei Wochen fort, bis Cornelius halb verrückt und Taufig wirklich krank geworden war. Ob er es bis zum Schlußtakt gebracht hatte, weiß ich nicht, wohl aber, daß er wochenlang krank bei Cornelius lag. Als ich wieder einmal dort war, kam auch Brahms. Während der verſchiedentlichen Geſpräche klimperte er zuweilen mit ſeinen Geldmünzen in der Taſche. Bald wurde das Taufigs „Pflegemutter" unangenehm, und der gute Peter ſagte: „Siehſt du, mein Kind, heute kommt der Brahms und klimpert dir mit ſeinem neueſten Verlegerhonorar in der Taſche etwas vor." Nachdem Cornelius mit Brahms weggegangen, war Taufig geſprächiger, als mir für ſeinen Zuſtand gut dünkte. Vor allem ärgerte er ſich über Bendel, der auch in Berlin das Weimarer Gerede über ihn in

Umlauf gebracht hatte, wie Tausig von dort geschrieben worden. Er versicherte mich, es sei durchaus unwahr, daß er eine lebende Katze in einen glühenden Ofen geworfen, und daß er die ihm von Liszt geliehene Originalpartitur der Faustsymphonie einem Weimarer Käsekrämer als Makulatur verkauft habe. Um ihm Ruhe zu gewähren, ging auch ich, da er sich bei Cornelius' alter Hauswirtin in den besten Händen befand. Ich sah ihn nicht wieder; er starb nur allzufrüh am Typhus in Leipzig.

An sonstigen Bekanntschaften in Wien habe ich noch die des Konzertmeisters Joseph Hellmesberger und des Komponisten Goldmark zu verzeichnen. Mit letzterem wurde ich recht befreundet. Wir begegneten uns öfters, und zwei Jahre später besuchte er mich in Augsburg.

Da sich der Aufenthalt Wagners bei seinen immensen Erfolgen in Petersburg immer weiter ausdehnte, und im Kärtnertheater sein „Tristan" beharrlich schlief, beschloß ich Mitte März von Wien aufzubrechen, um so mehr, da auch Schindelmeisser dazu riet, der wiederholt in Osthofen die Befürchtung hatte laut werden lassen, daß mich Wagner „nur zu seinen egoistischen Zwecken benutze, und es ihm nicht einfiele, ernstlich für mich etwas zu thun". So sehr ich auch dieser Anschauung opponierte, so war ich leider außer stande, ihr Gegenteil zu demonstrieren. Es war mir daher sehr lieb, wenigstens heimschreiben zu können, Wagner habe mir vor seiner Abreise die Leipziger Kopistengelder bezahlt; mehr könne er vorläufig nicht thun. Dort und in Darmstadt wußte man nicht, daß er noch lange nicht so weit war — andern die Betten zu machen.

Nachdem ich noch auf dem Währinger Kirchhof am Grabe Beethovens und am Grabe Schuberts geweilt, fuhr ich abends in Begleitung Dr. Standhartners und mit Cornelius nach dem Nordbahnhof. Ich reiste zunächst nach Dresden, um mich bei Schnorr zu vergewissern, ob es wirklich in Prag nichts mit dem „Tristan" würde, konnte ihn leider aber nicht sprechen.

In Leipzig hielt ich mich etwa acht Tage auf, um mit der Schriftstellerin Luise Otto-Peters einen Operntext über das letzte halbe Lebensjahr des Dichters und Helden Theodor Körner zu vereinbaren. Am 26. August jenes Jahres sollte dessen fünfzigster Todestag in ganz Deutschland gefeiert werden; ich wollte dazu auch das Meinige beitragen. Den Plan zur Oper hatte ich von Wien mitgebracht, und Frau Luise Otto ging bereitwillig darauf ein. Mit den Anfangsscenen versehen, reiste ich dann nach Osthofen, wo ich sofort ans Werk ging.

Immer noch berichteten die Zeitungen über Wagners immense künstlerische und pekuniäre Erfolge in Rußland. Ob er noch dort, oder endlich wieder nach Wien gekommen sei, wußte ich nicht, erfuhr es jedoch in dem nachstehenden Brief von Fräulein Mathilde Maier, welcher lautete:

Mainz den 17. Mai 1863.

Lieber Herr Weißheimer!

Vor Allem meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief, der mir damals so erfreuliche Nachricht brachte! [1]

---

[1] Wahrscheinlich berichtete ich ihr auf Wagners Wunsch dessen Wiener Erfolge. L. W.

Die ganze Zeit hatte ich gehofft, ihn mündlich ausrichten zu können, da ich gehört, daß Sie schon so lange in Osthofen sind, und nicht gedacht hatte, daß Sie Ihre Mainzer Freunde so ganz vergessen hätten, um nicht einmal nach ihnen zu sehen. Weil nun aber meine Hoffnung vergeblich gewesen, so habe ich die Absicht, durch eine neue Mühe, die ich Ihnen auflade, Sie an uns zu erinnern. Meine Bitte an Sie bezieht sich, wie Sie leicht errathen werden, auch auf unsern verehrten Freund, der, wie Sie wohl wissen werden, seine Absicht, am Rhein eine dauernde Niederlassung zu finden, aufgegeben und in einem Landhause eines Baron v. Rochow in Penzing bei Wien bleibendes Asyl gefunden. Freitag, den 22. Mai, ist nun sein Geburtstag, zu dem er uns letztes Jahr eingeladen, und den er damals so heiter mit uns beging. Sie begreifen also wohl meinen Wunsch, den Tag dies Jahr nicht ohne freundliche Erinnerung daran vorübergehen zu lassen. Ich möchte deßhalb gar zu gern, daß er wie damals einige blühende schöne Rosenstöcke von uns bekäme! Aber wie das anfangen? Ich kenne niemand in Wien. Haben Sie nicht dort irgend einen Freund, dem Sie deßhalb schreiben könnten und ihn bitten, am bestimmten Tage, also nächsten Freitag,[1]) etwa sechs schöne Rosenstöcke, natürlich blühend, zu Wagner zu besorgen? Gern hätte ich die Auslagen

[1]) Wie besorgt! Ich glaube an Freund Cornelius geschrieben zu haben, der sicherlich ihren Wunsch erfüllte. D. H.

dafür gleich mitgesandt, wenn (ich) mir nur irgend einen Begriff machen könnte, was dort so etwas kosten mag. Es wäre vielleicht am einfachsten, wenn der gefällige Freund für den Betrag Postvorschuß auf Sie nehmen wollte, und Sie mich dann umgehend von Ihrer gütigen Auslage in („Kenntniß?") setzen würden, um mich so bald als möglich meiner Schuld entledigen zu können. Die viele Mühe, die ich Ihnen hiermit mache, wird durch die Voraussetzung entschuldigt, daß Sie gewiß gern dazu beitragen, Wagner eine kleine Freude zu machen! — Und er hat Rosen gar zu gern!

Wie geht es denn Ihrer Familie? Hat Ihr Vater sich nun wieder etwas von dem Verlust, der ihn so sehr schmerzlich getroffen haben soll[1]), erholt? — Sie könnten doch wirklich, ehe Sie die Gegend wieder verlassen, uns einmal besuchen! Es würde uns alle herzlich freuen! Daß meine Schwester (die Kät') schon seit November in Petersburg ist, haben Sie wohl gehört? Sie hat dort den ganzen Sturm der Wagnerbegeisterung miterlebt. Nun adieu und auf baldiges Wiedersehen! Freundlichste Grüße an Sie und Ihr Haus!

Mathilde Maier.

Weiteres hörte ich dann von meinem Freunde Dr. Schüler in folgendem Schreiben aus

[1]) Es war der sechsjährige Sohn meines ältesten Bruders, Hans Weißheimer, gestorben, den er so sehr betrauerte.

D. V.

Wiesbaden, 28. Mai 1868.

Lieber Freund!

Ein Auftrag Wagners gibt mir willkommene Gelegenheit, mich brieflich an Dich zu wenden. Ich soll Dir nämlich nebst herzlichem Gruße und der Bitte, bald etwas von dir hören zu lassen, Wagners Adresse in Penzing bei Wien Nr. 221 melden.[1]) Wagner ist mit Einrichtung seiner neuen Wohnung beschäftigt und deßhalb wohl an eignem Schreiben verhindert. Er scheint mit seinem neuen Domicile ganz zufrieden zu sein. Die Nichtaufführung seines „Tristan" hat er noch nicht verschmerzt.

Mit Freuden habe ich von meinem Schwiegervater[2]) von Deinem Wohlergehen und Eurem neulichen frohen Zusammensein gehört und dabei bedauert, nicht unter Euch gewesen zu sein. Für Deine in Arbeit begriffene Oper habe ich das lebhafteste Interesse und hoffe noch vor deren Aufführung von Dir mit derselben bekannt gemacht zu werden. Vielleicht kommst Du einmal zu Deiner Erholung hierher.

Durch die Uebersendung Deiner Photographie würdest Du mich sehr erfreuen. Mit herzlichem Gruß

Dein

Dr. Carl Schüler.

[1]) Ich hatte ihm bereits unter ähnlicher Adresse zu seinem Geburtstag gratuliert und ihn mit dem Gegenstand meiner jüngsten Arbeit bekannt gemacht. D. V.

[2]) Regierungsrat Städel in Darmstadt, mit dessen einziger Tochter Emilie sich Dr. Schüler kürzlich verlobt hatte. D. V.

Auch der folgende Brief Schindelmeiſſer's brachte mir unter anderm Neues über Wagner. Da ich Briefe nicht gerne verſtümmle, ſetze ich auch den unweſentlichen Anfang her.

Lieber Weißheimer,

ich melde Ihnen dankerfüllten Herzens den richtigen Empfang des köſtlichen Weines, von dem eine Flaſche allſogleich aufgemacht und auf das Wohl der Familie Weißheimer ausgeſtochen wurde. Der edle Rebenſaft erinnerte mich lebhaft an jene ſchöne Zeit, wo es mir vergönnt war, ſeinesgleichen in Oſthofen ſelbſt, an der Quelle — und im Kreiſe Ihrer verehrten Familie zu trinken. Mittlerweile bin ich jetzt drei Wochen wieder zu Haus und zur langerſehnten Ruhe gekommen. Wenn Sie mich nun mit Ihrem Beſuch erfreuen wollen, ſo ſtehe ich zu Ihrer Dispoſition; vergeſſen Sie nicht, nebſt dem Buch des „Theodor Körner" auch den „Wiland der Schmied" mitzubringen — ich bin gar zu neugierig, dieſe literariſche Rarität kennen zu lernen.

Sollte es nicht gerathen ſein, daß Sie mich von dem Tag Ihrer Ankunft vorher in Kenntniß ſetzen? Es wäre gar ſo leicht möglich, daß ich vielleicht gerade einen Ausflug gemacht hätte. —

Vor etwa acht Tagen bekam ich einen Brief von Richard Wagner, in welchem er mir ankündigt, daß er geſonnen ſei, Anfang September eine große muſikaliſche Aufführung ſeiner Kompoſitionen

in unserem Theater zu veranstalten, und er beauftragt mich, dafür zu sorgen, daß er:

1. vom Großherzog dazu eingeladen werde,

2. daß er die volle kostenfreie ganze Einnahme der bei erhöhten Preisen stattfindenden Vorstellung bekomme! Alles ad majorem Dei gloriam!!

Bescheidenheit ist eine schöne Sache!

Wenn Sie hierher kommen, sprechen wir weiter darüber; mittlerweile habe ich ihm geantwortet, daß Niemand von den Persönlichkeiten gegenwärtig in Darmstadt sei, die wir zur Vermittlung brauchen, daher ich mich darauf beschränken müsse, ihm vorläufig nur den Empfang seines Briefes anzuzeigen, um später wieder darauf zurückzukommen.

Meine gehorsamsten Empfehlungen an Ihre verehrten Eltern und meine freundlichsten Grüße an alle Geschwister, Schwäger und Verwandte

von Ihrem treu ergebenen

Schindelmeisser.

Darmstadt, den 18. Juni 1863.

Endlich ergreift Wagner selbst die Feder, um mir einen „kurzen" Brief zu schreiben, der aber der längste von allen wurde und die wichtigsten Geständnisse enthält:

Penzing bei Wien, 10. Juli 1863.

Mein lieber Wendelin!

Besser einmal kurz, als lange gar nicht!

Haben Sie noch herzlichen Dank für Ihren lieben Geburtstagsbrief. Viel Glück und innigen

Antheil für Ihre Arbeit: möge Alles gelingen! — das iſt nicht wenig!

Mit mir hat es eine eigene Bewandniß: es will nicht mehr gehen! Mein fünfzigſter Geburtstag, den ich in voller Abgeſchiedenheit, einſam, ohne eine mir gehörige Seele verbrachte, hat auf mich einen großen Eindruck gemacht, der in ſeinen Folgen ſich als ein traurig entſcheidender Wendepunkt meines Lebensmuthes ausbildet. Es geht nicht mehr, und ich fühle mich zu fremd in dieſer Welt, in welcher ich für Alles, für Kunſt und Leben, Wille und Gemüth, mich vollſtändig gehemmt finde.

Ich hab' keine Luſt mehr: die Erſchütterungen und das Erkennen der Ohnmacht des Einzelnen ſind zu groß und beſtimmt. Sie werden das in Ihrem Alter nicht recht begreifen können. Von mir gilt einfach der Ausdruck, — das Leben — ſatt haben. Mir fehlt nicht mehr als Alles, um menſchlich leben zu können.

So ſehr ich der Ruhe bedurfte, ſo ängſtigt mich auch wieder die gänzliche Ausſichtsloſigkeit meiner eigentlichen theatraliſchen Vorhaben. Ich werde, um einigermaßen dieſe Angſt loszuwerden und wirklich ſelbſt um zu probiren, ob dieſe Art Aufregungen mich wieder etwas der Lebenshoffnung zuführen können, zu Zeiten an ähnliche Conzertaufführungen wie die Wiener gehen. Da ich auch Rußland nicht ſobald wieder heimſuchen möchte, das endliche Verſiegen meiner dortigen Erſparniſſe (nach Beſtellung der voll-

ständigen Einrichtung eines Hauses und andern schweren Einbußen) mir aber auch wieder Sorgen für die Zukunft erweckt, habe ich Orte, wo ich gute Orchester finde, und ich sonst mir willfährige Menschen weiß, hierfür ins Auge gefaßt. So habe ich denn auch an Schindelmeisser mich für Darmstadt gewandt: er möchte durch Dalwigk den Großherzog bestimmen, mir seine musikalischen Institute zu einer großen Aufführung, ähnlich der Wiener, zu Gebote zu stellen, die Einnahme, mit erhöhten Preisen, mir überlassen. Etwa Anfang September. Wenn der Großherzog in dieser Weise großmüthig handelte, würde dies mich wie ihn ehren und könnte für andre Fürsten als ein gutes Beispiel gelten. Schindelmeisser antwortete mir zunächst, weder der Eine noch der Andere seien jetzt gegenwärtig, doch habe die Sache ja noch Zeit, und er würde, sobald es so weit sei, nach meinem Wunsch die Sache vertragen. —

Wenn es Ihnen nicht zu viel ist, suchen Sie daher nun einmal Schindelmeisser auf und heizen Sie ihm ein. Ich bin erböthig, mich selbst an Dalwigk oder auch den Großherzog zu wenden, sobald mir dies als nützlich zu verstehen gegeben wird.

Lassen Sie, ich bitte, auch sonst wieder bald von sich hören. Ich lebe hier gänzlich abgeschieden und habe mich noch nicht wieder überwinden können, mich um „Tristan" zu bekümmern! —

Bisher habe ich wieder an den „Meistersingern" instrumentirt. Aber, es geht sehr langsam; ich be-

kenne, der üppige Quell der Laune und des Lebensmuthes, aus der solche Arbeitslust fließen muß, ist jetzt bei mir versiegt. Ich weiß auch nicht, wo ich es hernehmen soll, im Hinblick der Erbärmlichkeit der Theater. In dieser Hinsicht würde mich allerdings das Flottwerden des „Tristan" sehr erfrischt haben.

Wenn es in Darmstadt zu etwas kommt, so verspreche ich aber doch noch das „Schusterlied" (also dort zum ersten Male), vielleicht auch den Chor „Wacht auf!" und so weiter.

Vielleicht macht mir dies alles wieder Lust. Jetzt steht es elend mit mir. —

Nun, schönen Gruß an den vortrefflichen Papa und die gütige Mutter: auch Schwestern und Brüdern rufen Sie mein Andenken freundlich zurück. —

Mit großer Rührung erinnere ich mich stets Ihrer Leiden und Sorgen mit mir und um mich in Wien!

Immer der Ihrige von Herzen

Rich. Wagner.

Dieser Brief ist für die Wagnergeschichte von großer Bedeutung; denn er dokumentiert, daß Wagner damals das Leben satt hatte, daß ihm die rechte Arbeitsfreude fehlte, daß der üppige Quell der Laune und des Lebensmutes in ihm versiegte, und daher an eine Vollendung selbst der „Meistersinger" kaum zu denken gewesen wäre, hätte sich nicht im folgenden Jahre das ihn rettende Wunder ereignet, welches ihn plötzlich aller irdischen Sorgen enthob und ihn auf eine Lebenshöhe schnellte, wie sie keinem Künstler vor

ihm beschieden war und auch wohl nach ihm keinem mehr zu teil werden wird. Und wie stellte es sich, dieses einzige Wunder, zur rechten Zeit ein! Privathilfe war für ihn durchaus unzureichend, selbst was er durch Konzerte zusammenbringen konnte, reichte nur für den Augenblick hin. Es mußte daher ein Krösus kommen, der ihm seine Schatzkammer öffnete. Wo sollte der aber herkommen? — — Vom Himmel! — Kaum von einer großen Kunstreise zurückgekehrt, die ihm eine Summe einbrachte, mit welcher jeder andre einige Jahre sorgenfrei leben und schaffen konnte, will er wieder in Darmstadt konzertieren, das heißt, Geld verdienen. Gleich nach Empfang des Briefes von Schindelmeisser stieg in mir die Befürchtung auf, daß die letzte große Einnahme statt nach Jahren am Ende schon in wenigen Monaten aufgezehrt worden sei, und nun wurde jene Befürchtung zur Gewißheit, da er sie selbst bestätigte. — Wie hatte mir im Herbst Hans v. Bülow unter anderm geschrieben? „Unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld" konsumiert werden kann!" Und gar jetzt! Wiederum spricht er von der vollständigen Einrichtung eines Hauses! Nun — das Landhaus des Barons v. Rochow in Penzing[1]) wird wohl nicht ganz leer gestanden haben und beanspruchte gewiß keine so beträchtliche Summen, um in stand gesetzt zu werden. Das leidige Faktum stand also

[1]) Vergleiche den Brief von Mathilde Maier, der mir hierüber die erste Auskunft gab. Noch über vieles könnte die genannte Dame sicherlich Aufschluß geben, wenn sie sich entschließen möchte, ihre Wagnerbriefe zu veröffentlichen, deren sie, wie man mir in Mainz sagte, nicht weniger als anderthalbhundert direkt von ihm empfangen haben soll! D. V.

feſt: Wagner war wieder ein „Finanzgenie" im — Ausgeben geweſen. Nun ſollte plötzlich in Darmſtadt Himmel und Hölle: Großherzog und Dalwigk! in Bewegung geſetzt werden, und ich ſollte Schindelmeiſſer „einheizen", der ihm nicht gleich mit Volldampf entgegenkam. (Dieſer hatte ja auch in dieſem Punkte ſeine Erfahrungen gemacht — wie noch in viel höherem Grade Liszt, der längſt in ſolchen Dingen keine Antwort mehr gab; denn er wußte nur allzugut, daß Wagner in pekuniären Angelegenheiten einfach nicht zu helfen war.)

Nach Empfang des Briefes vom 10. Juli machte ich mich (meinerſeits natürlich mit Volldampf) nach Darmſtadt auf, um Schindelmeiſſer die verlangten Textbücher zu geben und womöglich die Angelegenheit Wagners in Fluß zu bringen. Da an ein Durchſetzen ſeiner Bedingungen nicht zu denken war, kam immerhin eine Verſtändigung dahin zu ſtande, daß Hoftheaterdirektor Teſcher bereit war, dem Großherzog das Wagnerſche Geſuch zur Annahme zu empfehlen, falls dieſer unter Garantie einer gewiſſen Summe ſich mit der Hälfte der Reineinnahme begnügen wolle. Ich teilte Wagner dieſen Vorſchlag mit, mit dem Erſuchen, Herrn Teſcher zu ſchreiben, falls er damit einverſtanden ſei. Zugleich erbot ich mich, in dieſem Sinne auch in Rotterdam vermitteln zu wollen, wo mein Freund Hermann Levi als Kapellmeiſter wirke, durch deſſen Einfluß ein derartiges Konzertunternehmen leicht zu ſtande kommen könne. Schließlich teilte ich ihm noch mit, daß Theaterdirektor Wirſing das Vorſpiel zu meiner neuen Oper unter dem Titel „Deutſchlands Erhebung" gelegentlich der fünfzigſten Jahresfeier

der Schlacht bei Leipzig dort zur Aufführung bringen würde. — Schindelmeisser hatte nicht nur das Textbuch des „Theodor Körner" ungemein gefallen, sondern nicht minder auch meine Musik, welche ich ihm, soweit sie gediehen war, auf seinem Klavier vorspielte. Er freute sich, die Oper bereits in Leipzig angenommen zu wissen, und sah der demnächstigen Aufführung des Vorspiels derselben mit Interesse entgegen.

Auf meine verschiedenen Vorschläge und sonstigen Mitteilungen verzögerte sich Wagners Antwort etwas, da er gerade in Pest weilte, um dort Triumphe zu feiern und eine gute Einnahme zu machen. Nachdem die Sache beendigt, schrieb er mir nach Leipzig, wohin ich inzwischen gereist war:

Penzing bei Wien, 2. August 1843.

Liebster Wendelin!

Glückauf zu Leipzig!

Soeben aus Pest zurückgekehrt, finde ich Ihren freundlichen, guten Brief vor. Ich sage Ihnen Dank für Ihre Mittheilungen wegen Darmstadt: soeben schrieb ich demnach an Herrn Tescher in dem von Ihnen mir gegebenen Sinn.

Ihre Nachweisung von Rotterdam ist mir sehr angenehm. Ich bitte Sie, augenblicklich an Ihren Freund, den dortigen Kapellmeister, zu schreiben, und autorisire Sie, durch ihn dem dortigen Theatercomitté in meinem Namen den Vorschlag zu machen, mich zu einer Conzertaufführung im größeren Styl (wie in Wien) nach Rotterdam zu berufen. Als Zeit

ist mir eine jede recht; nur wäre mir der nächste September am allerliebsten. Am nobelsten wäre es, wenn die dortigen Liebhaber meiner Musik zusammenträten, Alles arrangirten (wie es in Prag geschah) und mir, nach einfachem Abzug der Kosten, die volle Einnahme zu Gebote stellten. Ginge es ohne die Theaterdirektion nicht, und müßte ich demnach etwa mit der Hälfte der Einnahme vorlieb nehmen, so müßte diese wenigstens mir hoch genug garantirt sein, um das Unternehmen mir der Mühe werth erscheinen zu lassen. Ohne 1000 Gulden reinen Gewinn möchte ich nicht die Sache annehmbar finden; jedoch bin ich zu zwei Conzerten erbötig (in Pest hätte ich ein Drittesmal dasselbe Conzert haben können).

Sehen Sie, Liebster, was Sie mir zu Stande bringen. —

Seit der schrecklichen Katastrophe mit Schott im vorigen Herbst[1]) und dem Innewerden meiner unglaublich hülflosen und verlassenen Lage von damals ist eine wachsende Angst über mich gekommen, die in mir, das fühle ich, keine Ruhe zur Arbeit wieder aufkommen läßt, ehe ich nicht auf jede Weise mir mein Leben einigermaßen gesichert habe. Die Grundlage hierzu habe ich mir nun durch eine dauernde Niederlassung und gründliche häusliche

[1]) Als Verleger Schott im Bade Kissingen weilte und Wagner ihn dort nicht sprechen konnte, er somit die damals unbequeme Reise (unter anderm per Post von Schweinfurt nach Kissingen) von Diebrich vergebens hin und zurück gemacht hatte.

D. U.

Einrichtung gewonnen; ich muß nun zunächst sehen, wie ich auch für mein ferneres Auskommen weiter sorge, da ich meiner innersten Ueberzeugung nach auf die Theater für meine neuen Werke gänzlich verzichte. Nachdem ich fünfzig Jahr geworden, muß ich wissen, wovon ich leben soll; der unglaubliche Erfolg, den ich soeben wieder in Pest hatte, zeigt mir den Weg, auf welchem ich, wenn auch mit großen Aufopferungen, etwas für meine Zukunft thun kann. Die Welt begreift nur den Virtuosen und bezahlt ihn; an der Spitze eines Orchesters mit meinen wenigen Kompositionen erscheine ich als ein solcher, und in dieser Qualität muß ich denn jetzt — zu höchster Zeit — für mich sorgen.

Also — bringen Sie Rotterdam in Ordnung! — Versteht sich, daß ich dann die Rotterdamer Kapellmeisterstelle für Sie in Ordnung bringe. [1])

Herzlichen Gruß an Rosalie!

Ihr

Richard Wagner.

Ich schrieb hierauf nach Rotterdam und erhielt von Kapellmeister Levi folgende ausführliche Antwort:

Lieber Freund!

Gestern erst war eine Comitésitzung, in der ich in der bewußten Frage Bescheid erhielt; das Comité

[1]) Levi war nämlich vom nächsten Jahre an als Hofkapellmeister in Karlsruhe engagiert, wodurch die Rotterdamer Kapellmeisterstelle frei wurde. D. H.

hatte seither, bei beginnender Saison, den Kopf so voll, daß es für alle das Geschäft nicht direkt betreffenden Fragen fast unzugänglich war. Nach langem Hinundherdebattiren ist beschlossen worden, Wagner nicht zu einem Conzert hierher einzuladen; es wäre zu weitläufig, wenn ich Dir alle Gründe, die diesen Beschluß gerechtfertigt erscheinen lassen, mittheilen wollte; die Geldfrage spielt hier, wie überall, eine Hauptrolle, und vom geschäftlichen Standpunkte kann das Comité in der That kaum auf Deinen Vorschlag eingehen. Unsere Oper ist weder Privat- noch Aktienunternehmen; das Publikum, d. h. die Abonnenten sind zugleich Inhaber des Theaters; sie wählen einen Ausschuß von einundzwanzig Mitgliedern, diese wieder ein engeres Comité von fünfen; das Haus ist für die ganze Saison im Voraus fast ausverkauft; dagegen hat das Comité nicht das Recht, abonnement zu suspendu oder erhöhte Preise anzusetzen; die Abonnenten haben zu Allem, was im Theatergebäude geschieht, Zutritt, außer den Benefizen der engagirten Mitglieder. Das Comité ist deßhalb nicht im Stande, bedeutende Künstler gastiren zu lassen; es müßte großes Honorar zahlen, ohne einen Gulden mehr einzunehmen; aus demselben Grunde ist also auch ein Conzert Wagners nur zu veranstalten, wenn die Abonnenten Zutritt haben, die Direktion also ein bedeutendes Honorar zahlt, ohne eine größere Einnahme zu erzielen. Dazu wollen sich aber die rechnenden Holländer nicht verstehen.

Bei weitem günſtiger iſt mein Vorſchlag aufgenommen worden, Wagner einzuladen, ſeinen „Lohengrin" hier zu dirigiren (natürlich gegen Honorar) — ein feſter Beſchluß iſt freilich noch nicht gefaßt worden, ich bin aber überzeugt, daß, wenn Du meinſt, daß Wagner dazu bereit iſt, man ihm ein ſehr gutes Honorar zahlen wird. Vielleicht nimmt dann die Matſchapy für Beförderung der Tonkunſt die Sache auf und veranſtaltet zu derſelben Zeit ein Conzert. Glaubſt Du, daß Wagner für ein Honorar von fünf bis ſechshundert Gulden den „Lohengrin" dirigiren wird? Schreibe Wagner noch Nichts; in einigen Tagen erhältſt Du von mir einen zweiten Brief, der einen beſtimmten Vorſchlag enthält. Daß mir perſönlich die Sache ſehr am Herzen liegt, kannſt Du Dir denken; ſchon lange ſehne ich mich, Wagner kennen zu lernen. Noch ein anderer Punkt iſt es, der mir bange macht. Ich habe mich nämlich bei der Aufführung des „Lohengrin" nach der Decke ſtrecken müſſen; unſer Haus iſt ſehr klein; das Orcheſter konnte nicht vergrößert werden, dreifaches Holz, vier Trompeten ꝛc. waren nicht aufzutreiben; ich habe alſo — horribile dictu — die ganze Oper für zwei Flöten, zwei Hoboen (oder Hoboe und engliſch Horn), eine Clarinette und Baßclarinette, zwei Fagotten arrangirt, die Trompeten auf der Bühne weggelaſſen oder im Orcheſter blaſen laſſen, viele, viele Striche gemacht ꝛc. Was wird Wagner dazu ſagen?[1]) Trotz alledem iſt die

[1]) Das ließ ſich denken. D. R.

Aufführung im vorigen Jahre vortrefflich gewesen, die Aufnahme von Seiten des Publikums brillant, zwölfmal hintereinander; „Fidelio" ist die einzige Oper, die ebensoviel Vorstellungen in einer Saison ermöglicht hat. Wird Wagner sich herbeilassen, das Werk in dieser Gestalt zu dirigiren? Die Orchesterstimmen sind mit Strichen und in meinem Arrangement ausgeschrieben. Wagner würde, wenn er hierher käme, großen Jubel erregen; ob er aber von der Aufführung des „Lohengrin" sonderlich erbaut wäre, bezweifle ich sehr.

Entschuldige meine zerfahrenen Sätze; ich habe alle Hände voll zu thun; mein Regisseur hat seinen Abschied verlangt und erhalten; nun bin ich ganz allein. Morgen Abend erste Vorstellung (Fidelio). Fünf große Proben; nun geht er auch vortrefflich. Schreibe mir Deine Ansicht, besonders in Bezug auf meine Furcht, wie Wagner das Arrangement, die großen Striche ꝛc. aufnehmen wird. Ueber das fragliche, von der Matschapy zu veranstaltende Conzert erfahre ich auch nächster Tage Näheres; hoffentlich kommt die Sache in einer Wagners Wünschen entsprechenden Form zu Stande.

Mit herzlichem Gruße

Dein

Hermann Levi.

Rotterdam, 5. September 1863.

Meines Erinnerns dankte ich Levi herzlich für seine freundwillige Bethätigung in der Sache und machte ihm

den Vorſchlag, vor allem das Konzert der Matſchappy energiſch zu betreiben, dann regle ſich die Lohengrinfrage von ſelbſt; denn es würde ſchwer werden, wegen der fünf- bis ſechshundert Gulden Wagner von Wien nach Rotterdam zu bringen, falls das Darmſtädter Konzertprojekt etwa nicht zur Ausführung käme, welches augenblicklich allein von dem Großherzog abhinge. Wegen der Striche im „Lohengrin" brauche Levi nicht allzu ängſtlich zu ſein; Wagner habe gegen das Ende des zweiten und dritten Aktes in Frankfurt ſelbſt mehrere Kürzungen beibehalten, welche dem Geſamteindruck eher förderlich als ſchädlich geweſen, — nur im erſten Akt dulde er keine Striche. Das Arrangement der Inſtrumentierung ſei freilich ein heikler Punkt, mit dem man Wagner vorläufig nicht kommen dürfe, — wäre er jedoch einmal dort, ſo würde er hierüber ſchon eher mit ſich reden laſſen, denn ſchließlich ſei ein etwas reduzierter „Lohengrin" doch immer beſſer als gar keiner ꝛc. ꝛc.

Da das Matſchappykonzert nicht zu ſtande kam und auch aus Darmſtadt ungünſtige Nachrichten eintrafen, fielen ſämtliche Projekte über den Haufen — man ſchrieb damals 1863! —

Nach einigen höchſt beifällig aufgenommenen Aufführungen meines Körnervorſpiels im Leipziger Stadttheater kehrte ich wieder nach Oſthofen zurück, um ſo ſchnell als möglich das ganze Werk zu vollenden. Ganz ſo ſchnell wie ich dachte, ging das jedoch nicht. Ich konnte mich in dieſem Punkte mit Wagner tröſten, der unterm 20. Nov. 1861 bereits an Schott u. a. geſchrieben hatte: „Mit

1. Okt. 1862 muß die Oper (die Meiſterſinger) an alle deutſchen Theater verſandt und hoffentlich vor Dezember auf allen aufgeführt ſein." Das dauerte bekanntlich länger, viel länger; denn erſt im Oktober 1867 wurde die Partitur vollendet, und die erſte Aufführung zog ſich bis Juni 1868 hinaus! Da ich ungeſtört an der Arbeit bleiben konnte, brachte ich immerhin im Winter 63 bis März 64 die Kompoſition meines Körner bis zum letzten Akt und die Inſtrumentierung bis zum dritten. Als ich gerade Lützows wilde verwegene Jagd inſtrumentierte, wurde ich durch ein Telegramm Wagners aufgerüttelt, und zwar befremdlicherweiſe aus Stuttgart:

Telegramm.

(Worms von Stuttgart.)

Aufgegeben den 29. April 12 Uhr 15 Min. Nachmitt.
Angekommen den 29. 3 Uhr Nachmitt.

Wendelin Weißheimer, Oſthofen.

Note frei.

Bin einige Tage hier, hôtel Marquard und bitte um Ihren Beſuch. Beſten Gruß

Richard Wagner.

Ich wähnte ihn in Penzing ruhig bei der Arbeit — was konnte ihn fortgetrieben haben? Gewiß wieder „die alte Müh' — die alte Not" — wie ſich ſpäter einmal Frau Mathilde Weſendonck in Zürich äußerte. Leider war dies bei ihm jetzt mehr denn je der Fall: pekuniäre Drangſale nötigten ihn, Penzing im März 1864 zu verlaſſen. Soviel ſich hierüber aus ſeinem Brief an Frau

Eliza Wille in Mariafeld bei Zürich entnehmen läßt, beabsichtigte er auch dieses Jahr wieder eine größere Kunstreise nach Rußland zu machen, und hatte, um bis dahin ungestört bei der Arbeit bleiben zu können, wohl in Wien ein Kapital in Höhe der gehofften russischen Einnahme im voraus aufgenommen. Aus mir unbekannten Gründen zerschlug sich jedoch das geplante Konzertunternehmen in Rußland, und seine Wiener Gläubiger mochten ihm darob auf den Leib gerückt sein. Er entzog sich diesen „Drangsalen" durch eine schnelle Reise in die Schweiz, wo er sich bei Herrn Wille „zu kurzem Aufenthalt" in Mariafeld anmeldete. Herr Wille machte jedoch gerade einen Ausflug nach — Konstantinopel, und noch eh' Wagner von diesem Abhaltungsgrund benachrichtigt werden konnte, war er bereits seiner schriftlichen Ankündigung persönlich auf dem Fuße gefolgt. Da nichts andres übrig blieb, ließ ihm nun Frau Wille schnell einige Zimmer einrichten — Wagner war schon während seines langen Züricher Aufenthalts mit Willes befreundet gewesen — und hier blieb er einige Wochen, die Entwicklung der Dinge erwartend. Er empfing viele Briefe, und kamen solche, „die ihn verstimmten, so zog er sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurück", wie Frau Wille in der „Deutschen Rundschau" 1887 erzählt.[1] Viel wird er da wohl nicht komponiert haben, und

[1] Die dort (Heft 5 und 6) mitgeteilten Gespräche tragen in den Aeußerungen Wagners übrigens nicht immer den Stempel der Natürlichkeit — öfters erscheinen sie in einem etwas zu blühenden, poetischen Gewande, welches Wagner in Unterhaltungen gewöhnlich zu vermeiden bestrebt war. D. V.

wenn trotzdem Frau Wille S. 411 die „Meistersinger" das Werk nennt, „das fast unter ihren Augen entstanden war", so ist das eine Uebertreibung, welche lebhaft an die „fast halbhundertjährige Freundschaft" Ferdinand Prägers erinnert.

Aus Petersburg hatte Wagner immer noch günstige Nachrichten erwartet bezüglich des Konzertunternehmens, das ihm unter den Füßen brannte. Er wendete sich auch an jene Großfürstin, die ihn ermächtigt hatte, sich „unter allen Umständen auf ihre thätige Freundschaft zu stützen". Statt der gehofften Hilfe kam ein Absagebrief. Inzwischen war Herr Wille von seiner Reise zurückgekehrt; da aber gleichzeitig auch von Wien entscheidende Nachrichten eingelaufen sein mußten, so beschloß Wagner aufzubrechen und sofort nach — **Stuttgart** zu reisen.

## Wagner in Stuttgart.

Die Veranlassung zu dieser Reise ist wohl in dem guten Verhältnis Wagners zu Hofkapellmeister **Karl Eckert** in Stuttgart zu suchen, durch dessen Einfluß er hoffen konnte hier endlich seinen „Tristan" zur Aufführung zu bringen. Er wohnte zu diesem Behufe einer Opernvorstellung im Hoftheater bei — die vorhandenen Kräfte schienen ihm für den „Tristan" jedoch nicht ausreichend zu sein, und entmutigt gab er das Vorhaben auf. Nicht wissend, was zunächst zu beginnen, telegraphierte er mir in seiner Not nach Osthofen

und schon am folgenden Tag, Samstag den 30. April, war ich bei ihm. Welch trauriges Wiedersehen, — den großen Genius ratlos und in Verzweiflung zu finden! Wie erschrak ich bei seinen Worten: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verschwinden, können Sie mich davor nicht bewahren!" Auf meine bestürzte Frage, wie denn dieser jähe Umschlag erfolgt sei, ich hätte ihn wohlgeborgen an der Arbeit gewähnt, gab er mir eine ähnliche Auskunft wie in dem bereits angeführten Brief an Frau Wille, und mit Schrecken wurde mir der fluchtartige Charakter seiner Reise allmählich klar — es bestand damals noch die Personalhaft, die der Gläubiger über den Schuldner gesetzlich verhängen lassen konnte. Ein solcher immerhin möglicher Eclat mußte unter allen Umständen vermieden werden, und wenn er es auch nicht direkt aussprach, so war ich dennoch nicht im mindesten davon überrascht, als mir Wagner von der Wahl eines stillen und abgelegenen Aufenthaltortes sprach, an dem er so lang verschwinden wollte, bis weiter Rat würde. Als er mich dann mit Thränen in den Augen fragte, ob ich ihn dorthin begleiten — mitverschwinden wolle, sagte ich unbedingt zu. In solcher Lage durfte er nicht allein gelassen werden, hätte sich allein auch gar nicht durchbringen können, da er absolut mittellos war. Ich war daher fest entschlossen, mit ihm zu gehen, und auf mein „Ja" fiel er mir in höchster Freude um den Hals. Schnell einigten wir uns über die Wahl irgend eines abgelegenen Ortes in der — Rauhen Alb, wo ich so rasch als möglich den Klavierauszug des ersten Meistersingeraktes beenden sollte, um

damit den Verleger Schott zu weiterer Zahlung zu veranlaſſen. Die Abreiſe wurde auf übermorgen oder ſpäteſtens Dienstag feſtgeſetzt, da morgen, Sonntag den 1. Mai, Mozarts „Don Juan“ im Hoftheater angeſetzt war, den Wagner gern noch einmal hören wollte.

Den Samstagabend brachten wir in der Wohnung Kapellmeiſter Eckerts zu, der Wagner nicht minder ergeben war wie ſeine ſchöne, liebenswürdige Ehehälfte, die, wie mir Wagner mitteilte, erſt mit einem Wiener Bankier verheiratet geweſen, dann aber mit Eckert nach Stuttgart gekommen ſei, als dieſer von dort nach hier überſiedelte, nachdem er den Wiener Kapellmeiſter-, ſogar Intendantenpoſten niedergelegt hatte. In dieſer Eigenſchaft ſei Eckert der erſte Lohengrinbahnbrecher in Wien geweſen. Die ihm nach Stuttgart nachgefolgte Frau Räthi habe ſich vorher von ihrem Bankier losgemacht, der aber trotzdem die Nobleſſe beſaß, ihr jährlich 4000 fl. Rente zu ſchicken. Frau Eckert war eine echte Wienerin, etwas korpulent, aber voller Leben und, wie geſagt, äußerſt liebenswürdiger Natur, während ihr Gemahl etwas hager erſchien, und ſein Geſundheitszuſtand ſchon einige Bedenken aufkommen ließ. Immerhin hatte er noch ein feuriges Auge und beherrſchte ſeine Hofkapelle mit erſtaunlicher Sicherheit und — Ruhe. Als beide Herren während der Unterhaltung auf den bevorſtehenden „Don Juan“ und den Auftritt des ſteinernen Gaſtes vor dem Schluß zu ſprechen kamen, den Wagner als den großartigſten Moment bezeichnete, welchen die geſamte Opernwelt aufzuweiſen habe, erzählte er noch, daß er in Dresden die bekannten ſechs Schritte des Gouver-

neurs unter dem Bühnenpodium durch ebensoviele Stöße mittels eines Stemmeisens nach oben wuchtig habe erdröhnen lassen, was die Wirkung dieser furchtbaren Scene noch ungemein steigerte. Um das Zusammentreffen der Stöße mit den Schritten zu erleichtern, habe er dabei ein wuchtiges alla breve dirigiert, wie er auch in älteren Partituren zu Anfang der Ouvertüre (also derselben Musik) ein Allabrevezeichen gesehen zu haben sich erinnere. Mozart möchte sich also wohl das Tempo etwas schneller gedacht haben, als es gewöhnlich genommen werde.[1]) Eckert, dem die Sache ebenfalls einleuchtete, nahm sich vor, in der morgenden „Don Juan"-Vorstellung einen derartigen Versuch anzustellen, — wollte aber doch vorsichtshalber vorher das Orchester davon in Kenntnis setzen lassen.

Um mir Stuttgart aus der Höhe anzusehen, ging ich am Sonntagmorgen früh auf den Hasenberg, der eine prächtige Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung bietet. Dann holte ich Wagner zu einer Matinee in die Karlsschule ab, in welcher Bassist Wallenreiter, derselbe, welcher in der Leipziger „Euterpe" zuerst das Solo in meinem „Grab im Busento" gesungen hatte, mehrere Lieder vortrug, unter anderm auch Schumanns „Du meine Seele, du mein Herz". Wallenreiter sang es so schleppend, daß Wagner förmlich ungeduldig wurde und ihm nachträglich eine kleine Strafpredigt zukommen ließ über solch unbegreifliches Vergreifen

[1]) Hofkapellmeister Rietz in Dresden, mit dem ich später über diesen Punkt sprach, war derselben Meinung wie Wagner; trotzdem halte ich es für praktischer, nicht zu langsame Viertel zu schlagen, wie es wohl auch allenthalben geschieht. F. A.

eines Tempos, das „ja auf der Hand liege". Verkniffen hörte dies Wallenreiter an, dem offenbar mehr an der breiten Entfaltung ſeiner ſchönen Stimmmittel gelegen war als an richtiger Wiedergabe der Intentionen Schumanns.

Nach der Matinee kehrten wir zum Hotel zurück, um das Mittagsmahl einzunehmen. Unſern Gedecken gegenüber hatte bereits Baryton iſt Neumann Platz genommen, der heute abend den Don Juan ſingen ſollte und auch ſchon mehrere vergebliche Anſtrengungen gemacht hatte, mit Wagner perſönlich bekannt zu werden. Hierzu ſich nicht aufgelegt fühlend, raunte mir Wagner zu, mit ihm am andern Ende der Tafel Platz zu nehmen. Neumann mochte das wohl verdroſſen und zu unmutigen Aeußerungen veranlaßt haben, die — faſt dreißig Jahre ſpäter — in der „Allgemeinen Zeitung" Unterſchlupf und dort auch nebſt den mituntergelaufenen Unrichtigkeiten meine Berichtigung fanden.[1])

Nach der wohlgelungenen „Don Juan"-Aufführung, deren intereſſante Einzelheiten ich jetzt übergehe, da ſie ſich etwas ſpäter aufgezeichnet finden (denen ich hier nur die Erwähnung der auffallend langen Beine Angelo Neumanns beifügen will, die in ungeheuren weißen Tricots ſtaken und Wagner ungemein beluſtigten), kehrten wir in Begleitung Eckerts und des ſpäteren Kapellmeiſters Abert zum Hotel zurück, wo Wagner der entfalteten vorzüglichen Dirigentenleiſtung Eckerts das rückhaltloſeſte Lob ſpendete. Mit Abert ſchien er nicht auf beſonders gutem Fuß zu ſtehen, denn er

[1]) Vergleiche die nach Schluß dieſes Kapitels mitgeteilte Polemik, die ſich 1893 in genannter Zeitung über den Artikel „Wie Richard Wagner nach München kam" abſpielte. L. R.

hänſelte ihn etwas über deſſen Verhalten gelegentlich der Pariſer Tannhäuſeraffaire. Ob dem etwas Wahres zu Grunde lag, ließ ſich nicht feſtſtellen, denn Abert widerſprach den Anſpielungen, die wohl auf gehäſſige Einflüſterungen ſeiner Widerſacher zurückzuführen waren. Bei einer Geſprächswendung auf die franzöſiſche Oper führte übrigens Wagner „die Stumme von Portici“ als Muſter an, in deren fünf kurzen effektvollen Akten ein unauslöſchliches Feuer brenne. Gounods „Fauſt und Margarethe“ kam ihm etwas weichlich vor, und er meinte, „wenn — Meyerbeer dieſe Oper komponiert hätte, ſo wäre ihm ſicherlich mehr eingefallen“. Ueber letztere Anſchauung Wagners läßt ſich ſtreiten, ſicherlich aber nicht über die hohe Meinung, welche er von Aubers „Stummen“ hatte, und welche ich daher mit vielem Vergnügen „hiemit männiglich kund und zu wiſſen thue“.

Auf Dienstag, den 3. Mai, war unſre Abreiſe in die Ruhe Alb feſtgeſetzt; Wagner machte daher Montags noch einige Beſuche in der Stadt und ging auch mit mir zum Hofſchauſpieler Dr. Grunert, der am 1. September die Direktion des Leipziger Stadttheaters zu übernehmen hatte. Dieſem empfahl er in ſchwungvoller Rede die Aufführung meiner Oper „Theodor Körner,“ welche Grunert ſofort zuſagte. Da dieſe Zuſage ſo überraſchend ſchnell erfolgte, ſo mochte Wagner nicht gleich auch den eigentlichen Hauptzweck unſers Kommens zur Sprache bringen, der darin beſtand, daß mich Direktor Grunert zu ſeinem Kapellmeiſter in Leipzig mache. Als wir wieder gingen, ſagte er mir durchaus zutreffend: zwei ſo wichtige Punkte auf einmal

durchzuſetzen, ſei ihm zu viel vorgekommen, nach Aufführung der Oper würde man mir die Stelle wohl ſchon von ſelbſt anbieten, und ſchloß, als wir gerade die Straße vor dem Königsbau paſſierten: „Mich hätte man noch ein Jahr vor meinem ‚Rienzi‘ in Dresden nicht zum Muſikdirektor, geſchweige zum Kapellmeiſter gemacht, und nach allem, was ich von der Handlung der Oper kenne, wird der ‚Körner‘ Ihr ‚Rienzi‘ werden!“

Gleich darauf ſtanden wir vor dem Hotel — er hatte keine Ahnung von dem unglaublichen Glück, das ſeiner harrte, denn ich mußte ſchnell noch den Wagen beſtellen, der uns am folgenden Morgen nach Untertürkheim bringen ſollte, um von da mit dem Zug weiterzufahren! Auf ſeinem Zimmer in der erſten Etage (in der Richtung zum Hoftheater) angelangt, wurde mit dem Packen ſeines großen Koffers begonnen — ſeine Gemütsſtimmung ſank während dieſer Arbeit wieder weit unter Null —: da brachte der Kellner gegen Abend eine Viſitenkarte herein, die die Inſchrift trug: „v. Pfiſtermeiſter, Secrétaire aulique de S. M. le roi de Bavière. Da Wagner derartig entmutigt war und ſich von nichts, was es auch ſei, noch etwas Gutes verſprach, ſtand er erſt unſchlüſſig da, ob er Herrn von Pfiſtermeiſter empfangen wolle, und nur als dieſer betonen ließ, er käme im Allerhöchſten Auftrag des Königs Ludwig II. und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn eintreten. Um bei dieſer zweifellos hochwichtigen Unterredung nicht zu ſtören, entfernte ich mich während derſelben. Sie dauerte lang und immer länger — ein gutes Zeichen! Als der genannte Herr ſich endlich empfahl, und ich wieder

eintreten konnte, zeigte mir der von seiner plötzlichen Glückswende geradezu überwältigte Wagner einen kostbaren Brillantring des Königs und dessen in wunderbarem Glanz leuchtende Photographie auf dem Tisch, und mit den Worten: „Daß mir das passiert — und gerade jetzt passiert!" fiel er mir, vor Freude außer sich, laut weinend um den Hals.

König Ludwig II. hatte erst vor wenigen Wochen den bayerischen Thron bestiegen, nachdem sein noch in den besten Mannesjahren stehender Vater Maximilian im März d. J. nach ganz kurzem Krankenlager verschieden war. Es hieß, der König sei infolge einer Verletzung an seiner Busennadel durch Blutvergiftung gestorben. Der ungemein rasch eingetretene Tod rief allenthalben eine wahre Bestürzung hervor. So gelangte der achtzehneinhalbjährige Ludwig II. zur Regierung, der noch als Kronprinz vor wenigen Monaten nach Anhörung des „Lohengrin" ausgerufen hatte: „Wenn ich einst den Purpur trage, so will ich der Welt zeigen, wie hoch ich das Genie Wagners zu stellen wissen werde." [1] Und schon im März 1864 trug er den Purpur und bereits im April betraute er seinen Privatsekretär, den nachmaligen Staatsrat v. Pfistermeister, mit der Mission, Wagners Aufenthalt zu erforschen und nur mit ihm selbst wieder nach München zu kommen! — Die vielen Kreuz und Querfahrten, die Pfistermeister anstellen mußte, um endlich den so heiß Begehrten auf-

[1] Diesen Satz las ich in einem eigenhändigen Brief des Königs an Wagner, den er mir einige Monate später zu lesen gab. D. R.

zufinden, ſind bekannt. Er hatte dabei noch ein außerordentliches Glück; denn wäre er nur einen Tag ſpäter in Stuttgart angelangt, ſo wäre Wagner fort und niemand (auch Eckert nicht) hätte ihm ſeinen Aufenthaltsort angeben können. In welche Not wäre dann Herr v. Pfiſtermeiſter geraten!

Als ſich Wagner allmählich wieder von der großen Nervenerſchütterung und der ihn überwältigenden Rührung erholt hatte, teilte er mir dann das Nähere mit. Der König hatte ihm ſagen laſſen, „er ſei ſein glühendſter Bewunderer“ und ließ ihn fragen, „ob er auch noch ganz ſeinen Anſichten getreu wäre, die er in ſeinen Schriften niedergelegt habe und die der König auswendig wiſſe, er möge in dieſem Falle nach München kommen, wo er den oberſten Rang einnehmen müſſe, um dort ſeine Nibelungen zu vollenden und aufzuführen. Alles, was er nur wolle, würde ihm zur Verfügung geſtellt!“ [1]) War es da ein Wunder, wenn Wagner wähnte, ein Engel habe ihm ſolche Botſchaft vom Himmel gebracht?! —

Wie begreiflich, war er von alledem ſo ergriffen, daß er nicht ausgehen wollte, und er bat mich, bei Eckerts abzuſagen, wo wir den letzten Abend zubringen ſollten. Man kann ſich vorſtellen, mit welchem Staunen dieſe die unerhörte Freudenkunde über die königliche Botſchaft entgegennahmen. Da Wagners Reiſe nach München auf zwei Uhr des nächſten Tages mit Pfiſtermeiſter vereinbart war, ſo beſtürmten ſie mich, mit Wagner gegen Mittag zum Frühſtück

---

[1]) Brief vom 4. Mai an meine Braut. D. H.

zu kommen. Ich überbrachte ihm noch am Abend diese Einladung und wünschte ihm von Herzen gute Nacht, worauf er lächelnd sagte: „Ja, schlafen will ich, schlafen in einem Zug bis morgen früh und — diesmal werd ich's wohl auch können!"

Es mochte aber doch nicht so gut gegangen sein, denn als ich am 3. Mai früh herunter kam, war er schon auf und bereits beim Einpacken. Immer wieder liefen ihm Thränen die Backen herunter, wenn er bei dem prosaischen Geschäft seines Glücks gedachte und wiederholt die Worte hervorstieß: „Daß mir das passierte — und gerade jetzt passiert!", mich dann wieder umarmte, dann wieder seinen grünseidenen Schlafrock in den Koffer preßte, der immer wieder herausquoll und sich durchaus nicht einschließen lassen wollte, dann wieder etwas weinte — für mich ein wahrhaft unvergeßliches Kofferpacken!

Nachdem er sein Toilette gemacht, begaben wir uns zum Frühstück zu Eckerts, welche ihm die erste Huldigung darbrachten. Als wir zu Tisch gingen, kam noch Abert hinzu, der neben mir Platz nahm. Die Stimmung war anfänglich eine gar würdige, fast feierliche, die mit dem freudigen Ereignis etwas kontrastierte, obwohl sie doch durch dasselbe hervorgerufen zu sein schien. Aus dieser Seelenbeklommenheit erlöste glücklicherweise die kleine Tischgesellschaft bald eine glänzend helle Hose, welche Herr Abert trug. Es servierte ein Diener in Jägertracht die schönsten englischen Beefsteaks in Sauce — und als er die Platte meinem Nachbar reichte, huschte plötzlich ein sehr ansehnliches und saftiges Exemplar hernieder auf Herrn Aberts Oberschenkel,

wo es ruhig liegen blieb, bis es ſchließlich aufgeſpießt wurde — leider aber ein ſchreckliches Konterfei hinterlaſſend —: die ſo nötige Tiſchheiterkeit war plötzlich in ungezwungenſter Weiſe herbeigeführt. Gleich darauf mußte ſie jedoch wieder verſtummen, denn es kam die Trauernachricht aus Paris: Meyerbeer ſei geſtorben! Geſtern — an Wagners Glückstag!! —

Da es ſchon halb ein Uhr geworden und im Hotel noch manches zu erledigen war, verabſchiedeten wir uns. Die herzlichſten Segenswünſche begleiteten Wagner aus dem Hauſe Eckert. Nachdem alles in Ordnung, brachte ich ihn zum nebenliegenden Bahnhof, wo Pfiſtermeiſter bereits ſeiner harrte, und wo wir uns des herzlichſten voneinander verabſchiedeten. Am nächſten Tag wurde er zu ſeinem königlichen Freunde geführt — das Unglaubliche ging in Erfüllung, und ſchnell begab ſich Wagner nach Wien, um ſeine Gläubiger zu befriedigen. Was mögen die für Augen gemacht haben, als er ihnen mit klingender Münze (und wahrſcheinlich mit recht vielen!) ſeine Aufwartung machen konnte!

## Wagner in München.

Bevor ich einem Unbekannten das Wort laſſe, um darüber zu orakeln, „wie Richard Wagner nach München kam“, erteile ich es lieber Wagner ſelbſt, mir von ihm das große Glück beſtätigen zu laſſen, das er in ſo ungeahntem Maße gefunden. Er ſchrieb mir nach Oſthofen:

Starnberg in Bayern, 20. Mai 1864.

Liebſter Wendelin!

Nur zwei Worte, um Ihnen das unbeſchreibliche Glück zu beſtätigen, welches mir zu Theil geworden iſt. Alles iſt ſo eingetroffen, wie es ſich ſchöner gar nie träumen ließ. Ich bin durch die Liebe des jungen Königs für alle Zeiten gegen jede Sorge geſchützt, kann arbeiten, habe mich um nichts zu bekümmern; keinen Titel, keine Funktion, keine Art von Verpflichtung. Nur, ſobald ich etwas von mir aufführen will, ſtellt mir der König Alles, was ich irgend brauche, zur Verfügung. Sobald ich die Sänger haben kann, haben wir zunächſt den „Triſtan" mit Schnorr und der Tietjens. Dann immer die erſten Muſteraufführungen. „Nibelungen" ganz nach meinem Plane u. ſ. w.

Der junge König iſt für mich ein wundervolles Geſchenk des Schickſals. Wir lieben uns, wie nur Lehrer und Schüler ſich lieben können. Er iſt ſelig, mich zu haben, und ich ihn. Er iſt vollkommen nach meinen Werken und Schriften ausgebildet, nennt mich vor ſeiner Umgebung unbedingt als ſeinen einzigen wahren Erzieher. Er iſt dabei ſo ſchön und tief, daß der Umgang mit ihm jetzt täglich hinreißend iſt und mir ein völlig neues Leben giebt.

Welch ungeheurem Neid ich zu begegnen habe, können Sie ſich denken; mein Einfluß auf den jungen Monarchen iſt ſo groß, daß Alle, die mich nicht kennen, in der größten Sorge ſind. Der große Gehalt, den mir der König ausgeſetzt hat, wird deshalb gefliſſentlich

geringer angegeben; ich selbst aber halte mich, wie es auch meine Natur und mein Bedürfniß erfordert, gänzlich zurück und beruhige nach allen Seiten hin, so daß allmählich die Furcht verschwindet. Lachner ist bereits um den Finger zu wickeln. Der König verachtet mit mir das Theater. Wir lassen hier Alles gehen und behalten uns mit der Zeit vor, auf geeignete Weise auch hier eine edlere Richtung zu ermöglichen.

Besuchen Sie mich einmal; nur müssen Sie sich Tag's über hübsch ruhig halten. Denn Ruhe bedarf ich jetzt vor Allem. Ich bewohne ein Landhaus am Starnberger See, eine Viertelstunde von einem Lustschlößchen (Berg) des Königs, der oft hier sein wird.

Adieu! Melden Sie mir Gutes von Ihnen, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Geschwister herzlichst von mir!

Ihr

R. W.

Es sei mir nun gestattet, jener Polemik Erwähnung zu thun, die sich fast dreißig Jahre später über die soeben geschilderte Glücksfahrt Wagners aufthat, in welcher es sich zeigt, welche Legendenbildungen aufzusteigen vermögen, und wie selbst die angesehensten Blätter nicht im stande sind, sich vor solchen zu schützen. Ein L.-Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" beglückte dieselbe mit dem von ihm zusammengestellten Märchen; es lief durch einen großen Teil der Presse und kam auch in die Frankfurter „Didaskalia", in welcher ich es folgendermaßen abgedruckt fand:

Didaskalia Nr. 248 (21. Oktober 1893.)

## Wie Richard Wagner nach München kam,

darüber giebt ein Mitarbeiter der „Münchener Allgemeinen Zeitung" Aufschluß, der die näheren Umstände im Jahre 1879 von Bodenstedt erfuhr. Diesem hatte König Ludwig II. nach einer Lohengrin-Aufführung den Auftrag gegeben, er möge unter allen Umständen versuchen, Wagners habhaft zu werden; wenn die Schulden des Dichterkomponisten nicht mehr als [illegible] Gulden betrügen, wolle der König sie aus seiner eignen Schatulle bezahlen. Wagner hatte damals bei Schweizer Freunden eine Unterkunft gefunden, war jedoch gerade zur Zeit, als ihm eine so ungeheuer glückliche Wendung seiner äußeren Lage in Aussicht stand, auf einige Zeit nach Stuttgart gegangen. Dort lebte er unter fremdem Namen im Hotel. Nicht einmal die zwei Mark, welche nötig waren, den Mittagstisch sofort zu bezahlen, hatte der längst berühmte Meister. Zufälligerweise gastierte zu gleicher Zeit der Sänger Angelo Neumann, nunmehr Direktor des Prager Stadttheaters, an der Stuttgarter Hofbühne. Er wohnte in demselben Hotel und beklagte sich bitter über einen sonderbaren Kauz in seiner nächsten Zimmernachbarschaft, welcher unaufhörlich mit geräuschvoller Nervosität bis spät in die Nacht hinein sein Zimmer auf- und abschreite und ihm weder zum Studium noch zum Schlafen die nötige Ruhe lasse. „Nicht einmal zu sehen bekommt man den sonderbaren Heiligen," so ungefähr äußerte sich der geplagte Sänger gegen den damaligen Hoftheater-Kapellmeister Eckardt. Endlich wollte Neumann, der es nicht mehr aushalten konnte, bei dem Wirt Beschwerde führen. Daran hinderte ihn jedoch schnell entschlossen Frau Käthi Eckardt durch die Entdeckung des Geheimnisses: der von Neumann so unliebsam empfundene Zimmernachbar sei kein andrer als Richard Wagner; er, Neumann, möge deshalb um des Himmels willen ruhig sein, denn da Wagner aus mancherlei

Urſachen der Aufenthalt im Deutſchen Reiche noch immer verſagt ſei, halte er ſich eben unter fremdem Namen in der ſchwäbiſchen Hauptſtadt auf; Eckardts ſtreckten ihm die zum Leben notwendigſten Geldmittel vor. Wenn man bedenkt, daß Wagner damals ein Mann war, der ſchon die Fünfzig überſchritten und den „Tannhäuſer", „Lohengrin", ſowie die meiſten ſeiner übrigen großen Meiſterwerke bereits geſchaffen hatte, dann wird man ſich einen Begriff machen können von der Schwere, mit welcher die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe damals auf dem genialen Künſtler laſtete. Viele Jahre lang hatte Franz Liszt mit einer wahrhaft rührenden Freundſchaftshingabe für Wagner geſorgt; allein Liszts Mittel waren nach der Lockerung ſeines Verhältniſſes zur Fürſtin Wittgenſtein ſehr beſchränkt; er konnte beim beſten Willen nicht weiter helfen. Nun kam endlich durch Vermittlung der Schweizer Freunde die niemals wieder verſiegende Hilfe von dem Königsjüngling, der in Bayern den Thron beſtiegen hatte. Uebrigens ſtellte ſich heraus, daß die Schulden Wagners die Summe von 200 000 Gulden doch nicht ganz erreichten. König Ludwig II. übermittelte dem glücklich gefundenen Meiſter trotzdem nicht nur die ganze Summe, ſondern ſorgte auch, wie allbekannt, für ſeine ganze fernere Zukunft mit mehr als fürſtlicher Freigebigkeit.

Man denke ſich das Erſtaunen, mit welchem ich dieſe Geſchichte las, und leſe weiter, was dann geſchah.

Didaskalia Nr. 250 vom 24. Oktober 1893.

## Wie Richard Wagner nach München kam.

Man ſchreibt uns: Oſthofen, den 21. Oktober 1893. Geehrteſter Herr Redakteur! Soeben mit der Herausgabe der von Richard Wagner an mich gerichteten Briefe und meinen vielfachen perſönlichen Erlebniſſen mit ihm beſchäftigt,

las ich mit Erstaunen in Ihrer Nr. 248, wie R. W. nicht nach München gekommen ist. Von ihm am 28. April 1864 nach Stuttgart, „Hotel Marquardt", telegraphisch berufen, war es mir zufällig vergönnt, dem hochinteressanten Vorgang nicht allein beizuwohnen, sondern auch thatkräftig einzugreifen. Die Mitteilung aus der „Münchener Allgemeinen Zeitung" ist in allen Teilen absolut unrichtig, was Sie, wenn Sie darauf Wert legen, öffentlich erklären können, da ich der einzige lebende Zeuge jener Episode.

Hochachtungsvoll

Kapellmeister Weißheimer.

Hiermit glaubte ich die Sache erledigt, wurde jedoch vierzehn Tage später durch die „Allgemeine Zeitung" eines andern belehrt. Unterm 8. November 1893 brachte ihr L.-Korrespondent folgenden Artikel gegen mich, der die früheren unrichtigen Behauptungen „voll und ganz" aufrecht hielt und ihnen noch eine Menge neuer hinzuzufügen sich erdreistete. Ich könnte das Gewäsch einfach übergehen und würde es auch thun; doch will ich den Leser nicht um das Vergnügen bringen, das er beim Anblick eines so kunstvollen journalistischen Eiertanzes auf Kosten der Wahrheit vielleicht haben konnte. Man lese also, oder überschlage es auch, wie man will.

## Nochmals: wie Richard Wagner nach München kam.

Vom Verfasser des unter diesem Titel (im Morgenblatt vom 14. Oktober) erschienenen Feuilletons gehen uns noch nachstehende Mitteilungen mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Die Didaskalia-Beilage vom 24. Oktober des „Frankfurter Journals“ bringt eine uns erst später zur Kenntnis gekommene Erklärung des Kapellmeisters Weißheimer, welche die durch meinen kleinen Artikel über Wagners Berufung gebotenen Mitteilungen „in allen Teilen als absolut unrichtig“ bezeichnet. Irgend welchen Beweis für seine Erklärung bleibt Herr Weißheimer schuldig; es sei denn, daß man Weißheimers Behauptung, er sei am 28. April 1864 von Richard Wagner telegraphisch nach Stuttgart berufen worden und habe selbst bei Wagners Berufung nach München thatsächlich eingegriffen, schon an und für sich als Beweis für die absonderliche Behauptung des Herrn Kapellmeisters gelten lassen will. Die einzige von Weißheimer beigebrachte Thatsache, nämlich seine telegraphische Berufung nach Stuttgart, ist jedenfalls eher ein Beweis für als gegen die Richtigkeit meiner Darstellung. Selbstverständlich halten wir alle in unserm Artikel veröffentlichten Thatsachen voll und ganz aufrecht. Dieselben behaupteten über den Verlauf der Berufung Richard Wagners durch König Ludwig II. weiter nichts als folgendes:

1. Ein Hofherr erkundigte sich im Auftrage des jugendlichen Königs bei Bodenstedt, der damals zu der Münchener Hofbühne nahe Beziehungen hatte, ob er (Bodenstedt) nicht wisse, wo Wagner sich aufhalte?

2. Wagner hielt sich damals meistens bei Freunden in der Schweiz auf.

3. Wagner durfte infolge des noch immer aus dem Jahre 1848 gegen ihn von der sächsischen Regierung aufrecht erhaltenen Steckbriefes den deutschen Boden nicht betreten, ohne seiner Verhaftung gewärtig zu sein.

Unter den drei hier angeführten Punkten ist Nr. 1 der nebensächlichste. Denn ob Richard Wagner durch Bodenstedts Vermittlung oder durch die Vermittlung des Herrn Kapellmeisters Weißheimer nach München kam, ist an und für sich ziemlich gleichgültig. Dennoch halten wir unsre Darstellung

auch in diesem Punkte voll und ganz aufrecht, da wir an Bodenstedts Wahrheitsliebe zu zweifeln nicht die geringste Ursache haben. Uebrigens hat weder Bodenstedt uns gegenüber noch haben wir in unserm Artikel behauptet, einzig und allein der Dichter des Mirza-Schaffy habe Richard Wagners Berufung durch König Ludwig veranlaßt; ganz im Gegenteil sind wir sogar davon überzeugt, daß eine ganze Anzahl andrer Persönlichkeiten dabei noch viel größeren Einfluß zu Gunsten Wagners ausgeübt hat als Bodenstedt, von dem wir nur die nackte Thatsache mitteilten, ein Hofherr habe sich bei ihm erkundigt, wo Wagner zu finden sei. Solange Herr Weißheimer nicht einen aktenmäßigen Beweis für das Gegenteil dieser unsrer Behauptung beibringt, halten wir an Bodenstedts Darstellung fest. Das schließt durchaus Herrn Weißheimers persönliche Mitwirkung für die Uebersiedelung Wagners nach München nicht aus. Wir haben eine solche nirgends in unserm Artikel bestritten, ja gestehen offen, von Herrn Weißheimer bis zur Stunde seiner Erklärung ebensoviel und ebensowenig gewußt zu haben wie die größere Anzahl aller gebildeten Deutschen. Herr Weißheimer möge uns also verzeihen, wenn uns trotz der an ihn von Richard Wagner gerichteten Briefe seine Mithilfe an der Rettung des großen Dichterkomponisten bis jetzt unbekannt geblieben war. Um eine Rettung im eigentlichen Sinne des Wortes aber hat es sich im April 1864 für Richard Wagner gehandelt. Und darin liegt das besonders Charakteristische und geschichtlich Denkwürdige von des Meisters Berufung durch den edlen Bayernkönig. Nicht nur haben wir dafür außer Bodenstedts Mitteilungen das mündliche Zeugnis eines mit den damaligen Stuttgarter Kunst- und Litteraturverhältnissen eng vertrauten und durchaus wahrheitsliebenden Mannes, sondern auch die im Druck vorliegenden Zeugnisse noch zweier andrer Männer, an deren Glaubwürdigkeit sogar Herr Kapellmeister Weißheimer nichts auszusetzen finden wird; diese Männer heißen: Franz Liszt und — Richard Wagner!

Der Stuttgarter hohe Beamte, der uns, ganz unabhängig von Bodenstedt, und ohne daß wir der Mitteilungen des letzteren überhaupt erwähnt hatten, den Verlauf der Thatsachen in gleicher Weise erzählte, hieß Wilhelm Hemsen und war jahrelang Bibliothekar des letzt heimgegangenen Königs Karl von Württemberg. Gelegentlich einer Erinnerung an seinen Freund, den aus einem westfälischen Bauernhof hervorgegangenen Maler Mintrop, kam Hemsen voll edelmütiger Bitterkeit darauf zu sprechen, wessen alles ein deutscher Künstler in seinem eignen Vaterlande gewärtig sein könne. Als ein geradezu unerhörtes Beispiel dafür erzählte er dem Verfasser des Artikels „Wie Wagner nach München kam" und einem andern Herrn, welcher zur Zeit Professor am Polytechnikum in Stuttgart war, daß Wagner, obgleich er bereits als Schöpfer des „Lohengrin" und des „Tannhäuser" längst eines europäischen Rufes genoß, kurz vor seiner Berufung nach München, auf die materielle Unterstützung seiner Freunde angewiesen, in Stuttgart unter fremdem Namen im Hotel leben mußte. Wir wollen hier noch bemerken, daß Hemsen jahrelang täglicher Mittagsgast im „Hotel Marquardt" war und wahrscheinlich dort, sowie durch Hoftheaterkreise Näheres über Wagners Stuttgarter Leidenszeit erfahren haben mochte.

Jedenfalls stimmen seine und Bodenstedts Mitteilungen durchaus mit Richard Wagners eignen Aeußerungen in seinen Briefen an seine Schweizer Freunde überein. Diese Briefe hat Frau Wesendonck in einem neueren Jahrgang der von Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Rundschau" veröffentlicht und durch Hinzufügen persönlicher Erinnerungen noch vervollständigt. Wagners Freundin teilt an der genannten Stelle mit: Wagner habe Anfang der sechziger Jahre (das genaue Datum vermögen wir im Augenblick nicht anzugeben, weil wir die Zeitschrift nicht zur Hand haben) sich an ihren Mann, Herrn Wesendonck, mit der Bitte gewendet, letzterer möge in seinem Hause dem Meister auf einige Zeit eine Frei-

ſtatt zur Vollendung der „Meiſterſinger“ gewähren; er (Wagner) verlange nichts weiter als „Wohnung und Koſt“. Frau Weſendonck erzählt dann, welch unerhörte Unruhe der berühmte Gaſt durch ſein unregelmäßiges Kommen und Gehen, Abreiſen und Wiedereinkehren in ihr Haus gebracht habe; es ſei ſo arg geweſen, daß ſie zuletzt unwillig erklärt habe, „ſie habe kein Hotel!“

Aus alldem geht wohl am beſten hervor, daß unſre Behauptung, Richard Wagner ſei damals ſo gut wie mittellos geweſen, vollkommen auf Wahrheit beruht. Was Wagner aus dem Weſendonckſchen Hauſe in Zürich nach Stuttgart geführt hat, wiſſen wir nicht; ebenſoviel ſteht feſt: Unter ſeinem Namen durfte er ſich damals in Deutſchland nicht aufhalten. Wenn Herr Weißheimer das nicht glauben will, möge er den bei Breitkopf & Härtel vor etwa fünf Jahren erſchienenen Briefwechſel zwiſchen Richard Wagner und Franz Liszt zur Hand nehmen. Dort kann er ausführlich leſen, wie Liszt ſich einſt beim Großherzog von Weimar für Wagners ungefährdete Rückkehr nach Deutſchland verwandte und, als das nichts half, bei einem gelegentlichen Beſuch des Königs Johann von Sachſen ſeine Bitte für den genialen Kunſtfreund erneuerte: vergeblich! König Johann ſoll geradezu erklärt haben, ſobald Wagner ſich in Deutſchland blicken laſſe, würde er ſofort ſeine Verhaftung anordnen. Wenn alſo Wagner in Stuttgart unter fremdem Namen ſich aufhielt, ſo hatte das ſeine guten Gründe. Damit, denken wir, iſt die volle Wahrheit unſrer in dem Artikel: „Wie Richard Wagner nach München kam“ gegebenen Darſtellung allſeitig erwieſen. Nochmals wiederholen wir: Ueber die näheren Vorgänge bei Wagners Berufung, welche zwiſchen Bodenſtedts erſter Auskunft für König Ludwig II. und Wagners wirklicher Ueberſiedelung nach München liegen, haben wir durchaus keine Mitteilung gemacht, einfach weil uns dieſe Vorgänge unbekannt waren. Will und kann Herr Weißheimer dieſe Lücke wahrheitsgemäß und intereſſant ausfüllen, deſto

beſſer! Die Wahrheit unſrer eignen Darſtellung bleibt dadurch vollkommen unberührt. L.

Meine erſte Erklärung in der „Didaskalia“ hielt ich abſichtlich knapp, weil ich es vermeiden wollte, bei dieſem Anlaß weiter auszuholen und durch Bekanntgabe intereſſanter Details das diesbezügliche Kapitel meines Buches zu ſchädigen. Nach dem erfolgten Angriff mußte ich nun meine Haltung ändern. Ich beſchränkte mich jedoch in meinem Schlußwort auf das Allernotwendigſte, indem ich jenen Herrn L., der mich abſolut nicht hatte kennen wollen, ganz beiſeite ließ, berichtigte nicht einmal die neuen Unrichtigkeiten über Frau Weſendonck und Liszt u. ſ. w., ſondern widerlegte einfach Punkt für Punkt der erſten Legende. Nachdem mein Artikel in Nr. 316 der „Allgemeinen Zeitung“ erſchienen war, hörte übrigens der L.-Korreſpondent auf — Mitarbeiter genannter Zeitung zu ſein.

## Wie Richard Wagner nach München kam.

### Ein Schlußwort.

Wir erhalten nachſtehendes Schreiben, durch welches die Frage, „wie R. Wagner nach München kam“, endgültig durch einen Augenzeugen entſchieden ſein dürfte, und mit deſſen Abdruck, für uns wenigſtens, die Angelegenheit erledigt iſt.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

In Nr. 248 der „Didaskalia“ fand ich unter obigem Titel einen Wiederabdruck aus der „Allgemeinen Zeitung“ über

Wagners Berufung nach München, der diesen für die Kunstgeschichte so hochwichtigen Vorgang durchaus unrichtig wiedergiebt. Zufällig war ich von dem Dichterkomponisten am 29.[1]) April 1864 telegraphisch nach „Hotel Marquardt" in Stuttgart berufen, wo ich am 30. April ankam und dem hochinteressanten Vorgang als intimer Augenzeuge von Anfang bis zu Ende beiwohnte. Im Interesse der Wahrheit fühle ich mich daher gedrungen, die vielfach mituntergelaufenen Irrtümer zu berichtigen und folgendes klarzustellen:

1. Der von König Ludwig II. Beauftragte, Richard Wagners „habhaft" zu werden, war Staatsrat v. Pfistermeister, welcher auf allerhöchsten Befehl zuerst von München nach Penzing bei Wien reiste (wo Wagner nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg Wohnung genommen hatte), um den Dichterkomponisten in Person seinem königlichen Verehrer zuzuführen. Infolge der pekuniären Bedrängnisse hatte jedoch Wagner gerade Penzing verlassen, als Herr v. Pfistermeister dort ankam.[2]) Nach vielem Umherfragen brachte Pfistermeister heraus, Wagner sei in die Schweiz gereist; sogleich

[1]) Da ich während der Abfassung meiner Erklärungen auf Reisen war, daher meine Papiere nicht zur Hand hatte und alles aus dem Kopf schreiben mußte, hatte sich hier statt des 29. April der 28. und später statt Leipzig — Frankfurt eingeschlichen, was nunmehr berichtigt worden ist. D. R.

[2]) Ueber den Aufenthalt Wagners in Wien hatte Herr Regierungsrat Friedrich Uhl die Güte, nachstehende Daten uns mitzuteilen. D. R.

„Der Kabinetts-Sekretär des Königs Ludwig, Herr v. Pfistermeister, kam nach Wien, um Richard Wagner die Berufung nach München mitzuteilen. Es war der Wunsch des Königs, daß Herr v. Pfistermeister Wagner bewege, sobald als möglich, wenn es irgendwie anginge, sofort nach München zu kommen. Der Aufenthalt Wagners in Wien — er dauerte damals länger als ein Jahr — war überall in Deutschland bekannt. Richard Wagner schrieb zu jener Zeit seine bekannten, im „Botschafter" veröffentlichten, an mich gerichteten drei Briefe über das Wiener Hof-

reiſte er dorthin; in Zürich angekommen, erfuhr er wieder, der Geſuchte befände ſich in Stuttgart — er folgte ihm auch dorthin nach, wo er ihn am Abend des 2. Mai endlich fand. Wäre er nur einen Tag ſpäter gekommen, ſo hätte er Wagner auch in Stuttgart nicht mehr angetroffen und höchſtwahrſcheinlich ſeine Spur für längere Zeit gänzlich verloren, denn auf den Morgen des 3. Mai war Wagners Abreiſe feſtgeſetzt. Die Irrfahrten Pfiſtermeiſters hätten alſo ſicherlich noch länger fortgedauert, hätte er nicht das Glück gehabt, kurz vor Wagners Abreiſe von Stuttgart dort einzutreffen. Wo aber wollte Wagner am 3. Mai hin? Als ich am 30. April bei ihm eintraf, wußte er es ſelber noch nicht — er wußte nur, daß er nirgends bleiben konnte, — ausgenommen an einem ſtillen, abgelegenen Ort. Seine verzweifelten Worte lauteten kurz und bündig: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verſchwinden; können Sie mich

---

operntheater. Als Herr v. Pfiſtermeiſter in Wien ankam, fand er Wagner nicht mehr. Derſelbe war zwei Tage vorher abgereiſt. Herr v. Pfiſtermeiſter, den ich ſeit längerer Zeit zu kennen die Ehre hatte, beſuchte mich, teilte mir ſeine Miſſion mit und ſchilderte ſeine Verlegenheit, da ihm niemand Auskunft über Wagners Aufenthaltsort geben könne. Mit Wagner ſeit 1848 befreundet, konnte ich damit dienen. Wagner hatte ſich nach Zürich begeben, und ich ſagte Herrn v. Pfiſtermeiſter, daß er im Hauſe des Herrn Weſendonck erfahren werde, wo Wagner wohne. (Wagner befand ſich damals nicht im Hauſe Herrn Weſendoncks, ſondern, wie bereits bekannt, in Mariafeld bei Wille. Herr v. Pfiſtermeiſter war alſo genötigt, ſeine Irrfahrten auch auf die Züricher Umgebungen auszudehnen. Glücklicherweiſe kam er dann noch rechtzeitig nach Stuttgart. Erſt nachdem die Richtigkeit meiner obigen Darſtellung durch Herrn Regierungsrat Uhl beſtätigt worden war, ſchritt die Redaktion der „Allg. Ztg." zur Veröffentlichung meines „Schlußwortes". L. R.) Herr v. Pfiſtermeiſter reiſte ſofort nach Zürich, fand aber Wagner auch dort nicht mehr, da ſich derſelbe nach Stuttgart begeben hatte. Dort traf Herr v. Pfiſtermeiſter endlich den Geſuchten."

davor nicht bewahren!" Ich deutete ihm an, daß eine abermalige Hilfe meinerseits um so weniger möglich sei, da ich noch nicht in den Besitz meines zu erwartenden Vermögens getreten, und mein Vater, der früheren Opfer müde, jetzt immer zugeknöpfter geworden sei. Wagner: „Nun, so muß ich auf einige Zeit verschwinden, aber Sie müssen mich begleiten. Wollen Sie das?" Ich: „Rechnen Sie unter allen Umständen auf mich!" Wagner: „Wissen Sie einen abgelegenen Ort in der Nähe?" Ich: „Ein Ort bei Stuttgart wäre nicht geeignet. Ich empfehle Ihnen, zu diesem Behufe Aufenthalt in der Rauhen Alb zu nehmen. Dort sind Sie vor jeder Belästigung sicher." Wagner: „Sie haben recht. Verschwinden wir in die Rauhe Alb!" Er wollte gleich am folgenden Tage mit mir aufbrechen; zum Glück war aber zum Sonntag im Hoftheater Mozarts „Don Juan" angesetzt, den er gern wieder einmal hören wollte; darum wurde die Abreise um einige Tage verschoben.

Wir saßen in der vierten oder fünften Sperrsitzreihe. Hochinteressant war es mir, Wagners Verhalten beim Anhören dieser unvergänglichen Zauberklänge zu beobachten. Schon daß Kapellmeister Eckert (nicht Eckardt!) es wagte, nach der Mozartschen Angabe den Anfang der Ouvertüre alla breve zu dirigieren, fand Wagners sofortige Zustimmung, so wie er während der ganzen wohlgelungenen Vorstellung der vorzüglichen Interpretation Eckerts und der Orchesterleistung das uneingeschränkteste Lob erteilte. Auch die Leistungen des Sängerpersonals (mit Herrn Angelo Neumann als Gast in der Titelrolle) befriedigten ihn, so daß der Eindruck des Mozartschen Meisterwerkes auf Wagner, je weiter die Vorstellung dem grandiosen Finale zueilte, immer mächtiger und packender wurde und manche Thräne der Ergriffenheit in seinem Auge erglänzen ließ. Dabei äußerte er seine Wahrnehmungen und Empfindungen öfters lauter, als es den Umsitzenden angenehm sein konnte, die ihn natürlich nicht erkannten, und als während

der Briefarie die Ausdrücke des Entzückens immer vernehmlicher wurden, zum Beispiel bei der aufsteigenden Skala vom tiefen c in der Violastimme, wo er mir sehr hörbar zurief: „Hören Sie nur diese Bratschen", da brach der Unmut in lautem Zischen von der ganzen Nachbarschaft gegen uns los und erstickte jeden weiteren Gefühlsaustausch. Von nun an aber wußte ich, daß alles Gerede, als blicke Wagner mit Geringschätzung auf Mozart, eitel Lüge war, denn ich hatte es selbst miterlebt, wie er in höchster Bewunderung und Ergriffenheit zu dem Himmlischen aufgeblickt.

Dem folgenden Montag galten die Vorbereitungen zur Abreise und einigen Besuchen, unter anderm auch bei dem berühmten Hofschauspieler Brunert, welcher damals die Leitung des Leipziger Theaters übernehmen sollte. Gegen Abend kehrten wir in das Hotel zurück, um am nächsten Morgen nach der Rauhen Alb zu fahren, wo ein mehrmonatlicher Aufenthalt geplant war, um ungestört die „Meistersinger" zu vollenden, während ich durch Herstellung des Klavierauszugs bei dem Mainzer Verleger Schott neue Zahlungen flüssig machen sollte. Da geschah das gänzlich Unerwartete! Als ich Wagner gerade beim Einpacken behilflich war, ließ sich Herr v. Pfistermeister anmelden. Erst wollte Wagner ihn gar nicht annehmen, als er aber sagen ließ, er komme im Allerhöchsten Auftrag Seiner Majestät des Königs Ludwig und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn hochüberrascht eintreten. Um bei dieser Unterredung nicht zu stören, trat ich während derselben auf den Korridor, und als dieselbe nach längerer Dauer beendigt und ich mit klopfendem Herzen wieder eingetreten war, machte er mir von der fast unfaßbaren Glückswende, die ihm in höchster Not beschieden war, eingehendste Mitteilung, wobei ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen.

2. Es ist unrichtig, daß Wagner unter falschem Namen in Stuttgart weilte. Als ich am 30. April dort angekommen,

fragte ich im Hotel nach „Herrn Richard Wagner“ und wurde vom Kellner sofort auf sein Zimmer geführt, ebenso Herr v. Pfistermeister einige Tage später.

3. Es ist unrichtig, daß „Wagner aus mancherlei Ursachen der Aufenthalt im Deutschen Reich noch immer (1864!) versagt“ war. Er kehrte bereits 1861 nach Deutschland zurück, verlebte ungestört Frühjahr und Sommer 1862 in Biebrich am Rhein, wo er den ersten Akt der „Meistersinger“ schrieb, und dirigierte Ende Oktober desselben Jahres in einem von mir veranstalteten Konzert im Leipziger Gewandhaus „zum ersten Male“ das Meistersingervorspiel und die Tannhäuser-Ouvertüre persönlich öffentlich unter seinem Namen! Wenn dies 1862 in Sachsen möglich gewesen, warum sollten ihn 1864 in Stuttgart Ursachen des „Deutschen Reiches“, welches selber erst sechs Jahre später geboren wurde, zur Führung eines falschen Namens nötigen?!

4. Seltsam liest sich in dem Berichte die Jammerklage, daß dem Meister nicht einmal möglich gewesen, die zwei Mark für Mittagessen zu bezahlen: Ihr Herr Verfasser hätte dies auch nicht gekonnt und niemand; denn — es gab noch keine zwei Mark. Auch war es damals noch nicht üblich, den Mittagstisch im Hotel extra zu bezahlen und noch dazu „sofort“. Reiste man ab, so ließ man sich die Rechnung geben und zahlte den Gesamtbetrag auf einmal oder wöchentlich, je nach Abmachung. Wollte jedoch Ihr Herr Berichterstatter damit andeuten, daß sich damals Wagner in dürftigen pekuniären Verhältnissen befand, so hat er leider nur allzusehr recht. Dieselben waren, wie schon angedeutet, so verzweifelter Art, daß Wagner am 3. Mai 1864 auf einige Zeit mit mir verschwinden wollte. Schon hatte ich zum frühen Morgen den Wagen bestellt, der uns zwei oder drei Stationen entfernt an den Zug bringen sollte; denn es schien nicht ratsam, die Reise vom Stuttgarter Bahnhof direkt anzutreten. Deshalb waren Wagners erste Worte nach der wichtigen Unterredung mit Pfister-

meiſter zu mir: „Nur gleich den Wagen wieder abbeſtellen, — ſtatt in die Rauhe Alb geht es morgen zum König von Bayern, zu dieſem“ — damit auf eine koſtbar eingerahmte Photographie Ludwigs II. weiſend, welche auf dem Tiſche ſtand. Wie begreiflich, befand er ſich in der denkbar größten Gemütsbewegung, deren leidenſchaftliche Ergüſſe ſich jeder Beſchreibung entziehen und in einer wahren Thränenflut endigten. Noch ſpät eilte ich in die nahegelegene Wohnung Kapellmeiſter Eckerts, von dem überraſchenden Ereignis Mitteilung zu machen, und kehrte mit der Einladung Frau Eckerts „zum gemeinſchaftlichen Frühſtück am folgenden Morgen vor der Abreiſe“ zu Wagner zurück. Dieſem Abſchiedsſchmauſe wohnte auch Herr Kapellmeiſter Abert bei. Während des Eſſens kam noch als weitere Ueberraſchung die Nachricht von dem Tode Meyerbeers hinzu, welcher an demſelben Tage in Paris erfolgt war, an welchem Herr v. Pfiſtermeiſter in Stuttgart eintraf. — —

5. Daß es in den vorangehenden Nächten, da Wagner noch mit der Verzweiflung rang, oder in der letzten, wo ihm das plötzlich hereingebrochene Glück die Ruhe und den Schlaf raubte, für zufällige Zimmernachbarn keine Annehmlichkeit ſein mochte, in ſeiner Nähe zu ſein, will ich gern glauben, — ſie konnten dem aber leicht entgehen, wenn ſie ſich ein andres Zimmer geben ließen. Da ſie dieſen in dem geräumigen Hotel ſo naheliegenden Ausweg nicht einſchlugen, ſo geht daraus nur hervor, daß die Störungen Wagners keine ſo großen geweſen ſein können, wie angegeben wird, oder, wenn doch, daß ſie dieſelben gern ertrugen, nachdem ſie gehört, wer der „ſonderbare Kauz“ in ihrer Nachbarſchaft geweſen, den ſie vielleicht nicht nur ſehen, ſondern auch ſprechen zu können wähnen mochten. Einer derſelben, ein reicher Engländer, machte zu dieſem Behufe während meiner Anweſenheit einen Verſuch, indem er ſeine Karte präſentieren ließ. Wagner lehnte jedoch den Beſuch kurz ab mit den Worten: „Der giebt mir

doch nichts!“ Sicherlich hatte auch der Baryton-ist Neumann den sehr begreiflichen Wunsch, dem Schöpfer des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ näher zu treten; daß es ihm aber damals nicht gelang, geht aus dem Satze im Bericht hervor: „Nicht einmal zu sehen bekommt man den sonderbaren Heiligen.“

6. Die Mitteilungen der Frau „Käthi“ an Herrn Neumann können nicht richtig sein, da, wie schon dargethan, Wagner nicht unter falschem Namen in Stuttgart weilte. Auch daß Eckert ihm bei dem kurzen Aufenthalt „die zum Leben notwendigen Gelder vorgestreckt“, ist wohl gleichfalls unrichtig. Im Hotel brauchte er für die paar Tage kein Geld und — hatte auch keins, wie sich beim Verlassen des Hotels und beim Billetkauf herausstellte, denn er bezahlte seine Hotelrechnung nicht in bar, sondern gab an Zahlungsstatt dem Oberkellner eine reiche russische Dose, welche er in St. Petersburg von einer hochstehenden Persönlichkeit zum Geschenk erhalten. Natürlich hatte sie einen vielfach höheren Wert, als der Betrag der Rechnung erforderte; denn der Oberkellner, die Dose nur flüchtig besehend und ihren hohen Wert sofort erkennend, machte eine tiefe Verbeugung und begleitete uns unter tausend Bücklingen bis vor den Ausgang. Schnell fragte ich Wagner, weshalb er mir die Dose nicht vor einer Stunde zum Versilbern übergeben habe, worauf er meinte, nun sei er doch so wie so aller Geldsorgen überhoben. Daß er darin irrte, zeigte sich sogleich im Bahnhof. Der königliche Abgesandte hatte bereits in einem Coupé erster Klasse Platz genommen und sah mit sichtlicher Ungeduld dem Kommen Wagners entgegen, der sich etwas verspätet hatte. Schnell stieg er zu ihm ein, und ich verabschiedete mich von beiden Herren, da ich an den Rhein zurückzukehren gedachte. Kaum war ich einige Schritte entfernt, so kam Wagner im Fluge hinter mir her, rufend: „Um Gottes willen, Pfistermeister hat mir ja kein Billet gelöst; springen Sie schnell, eins zu holen.“ Im Galopp eilte ich zur Kasse und vermochte auch noch glücklich, dem

bereits im Gang befindlichen Zug nachſpringend, das Billet Wagner in das Coupé zu werfen: ich hatte ihm das Billet zu ſeinem Glück gekauft! So — und nicht anders — kam Richard Wagner nach München.

Meine früheren und ſpäteren Erlebniſſe mit dem Dichterkomponiſten gedenke ich demnächſt mit ſeinen zahlreichen an mich gerichteten Briefen zu veröffentlichen.

Karlsruhe, im November 1893.

W. Weißheimer.

---

Nach dieſer unfreiwilligen polemiſchen Exkurſion kehre ich wieder zu dem Tag der Abreiſe Wagners von Stuttgart, zum 3. Mai 1864 zurück.

Sobald der Münchener Zug meinen Blicken entſchwunden, verließ ich den Bahnhof. Vor dem Hotel begegnete mir Konzertſänger Wallenreiter. Dieſer teilte mir mit, Theaterdirektor Böckel aus Augsburg ſei hier, welcher zum Herbſt einen erſten Kapellmeiſter ſuche und mich für ſein Theater gewinnen wolle. Hofkapellmeiſter Eckert habe mich Böckel ſehr warm empfohlen, und falls ich Luſt habe, das Engagement anzunehmen, wolle er es dem Direktor, mit welchem er befreundet ſei, mitteilen. Es bedurfte keines langen Beſinnens — Augsburg ſo nahe bei München — ich ſagte zu. Nach einer Stunde brachte mir Direktor Böckel den Kontrakt ins Hotel. Am 4. Mai, nachdem ich meiner Braut von alledem Mitteilung nach Leipzig geſandt, reiſte ich vergnügt nach Oſthofen. Wie dort die vielerlei Glücksbotſchaften aufgenommen wurden, läßt ſich denken, und als gar der ſchon mitgeteilte Brief Wagners eintraf, welcher alle gehegten Erwartungen beſtätigte und ſie wo-

möglich noch übertraf, war des Staunens über den königlichen Gnadenspender kein Ende.

So sehr es mich drängte, Wagners Einladung nach Starnberg zu folgen, vergingen doch etwa drei Wochen bis zur geplanten Abreise, da in Osthofen verschiedene Formalitäten in betreff meiner Verheiratung zu erledigen waren. Als ich zur Abreise bereit war und ich Wagner mein Kommen ankündigte, schrieb er mir aus Starnberg unterm 16. Juni 1864:

Liebster Wendelin!

Sie kommen nun zu spät — ich kann Sie nicht mehr bei mir aufnehmen, da meine Gasträume in diesen Tagen sich für längere Zeit mit ganzen Familien füllen.[1]) Warum trödeln Sie auch so lange? Sie hatten lange Zeit, sich zu besinnen, und ich war ganz einsam. —

Jetzt heirathen Sie, und besuchen Sie mich wenigstens auf der Hochzeitsreise. —

Herzliche Grüße an die Ihrigen und die Zukünftige von Ihrem

Richard Wagner.

P. S. Schicken Sie mir doch nur den Band Schoppenhauer!

Daß er den Namen seines vielgeliebten Philosophen hier mit zwei p ausstattete, ließ auf die Eile schließen, mit welcher er, von den Umständen gedrängt, die obigen Zeilen

[1]) Die Familie Bülows hatte sich angemeldet, welche mit Kindern und Kindsmädchen in der raumbeschränkten Villa Wagners Wohnung nahmen.

niedergeschrieben haben mußte. Ich sandte ihm das gewünschte Buch und versprach, meinen Besuch später und bei passenderer Gelegenheit auszuführen. In der That paßte auch mir derselbe in jener Zeit nur wenig, sonst hätte ich ihn dennoch abgestattet. Ich konnte ja leicht in Starnberg oder sonstwo in der Nähe unterkommen. Freilich kam ich durch diese Verschiebung um die schöne Gelegenheit, bei den häufigen Besuchen Wagners und v. Bülows in Schloß Berg anwesend zu sein, welche sich in jener Zeit ereigneten, und die, wie mir Bülow später mitteilte, in ihrer Art wirklich reizend gewesen sein sollen. Der junge Monarch empfing die genannten Gäste in ungezwungenster Weise zum Nachmittagskaffee, wobei er sehr gesprächig gewesen und sich von Hans v. Bülow öfters Klaviervorträge halten ließ. Hatte ich also durch mein Fernbleiben viel, sehr viel versäumt, so fand ich andrerseits einen reichen, ungeahnten Ersatz durch eine Bekanntschaft, die ich in Mainz machen sollte, und die mich mit einer der hervorragendsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts zusammenbrachte, mit

## Ferdinand Lassalle.

Dieser hochstrebende, geniale Mann war in jenen Jahren die Zielscheibe der allerheftigsten Befehdungen und Schmähungen fast der gesamten deutschen Presse. Der Kampf gegen ihn wurde mit einer Erbitterung, einer Wut geführt, welche die beim Auftreten Wagners seinerzeit entfesselte noch bei weitem übertraf: Tag für Tag wurde er in die Oeffentlichkeit gezerrt, sein Wesen entstellt, seine

Person verhöhnt, zerfleischt und die spärlichen Ueberbleibsel von der gierigen öffentlichen Meinung verschlungen. Und was hatte dieser damals neben Bismarck bestgeschmähte Mann Deutschlands gethan? Wodurch zog er sich solchen grenzenlosen Haß zu? Er hatte jene bisher nur den Gelehrten der Sozialwissenschaft zugängliche Erkenntnis der ökonomischen Gesetze in eine klare, jedermann verständliche Sprache gebracht und damit das im Verborgnen glimmende Lichtlein der Gelehrtenstube zu einer hellstrahlenden Leuchte für das ganze Volk angefacht. Da diese Leuchte den Vertretern der damaligen Erwerbszustände durchaus nicht paßte, sollte sie mit aller Gewalt wieder ausgelöscht werden. Es begann jene heftige, leidenschaftliche und darum gänzlich unwirksame Preßcampagne, in deren Stürmen die Leuchte zur Fackel und bald zu einem mächtigen Feuerbrand wurde, dessen sengende, „wabernde Lohe" die folgenden Dezennien mit unheimlichem Glanz beleuchtete. Durch Lassalles Schriften war urplötzlich die große „soziale Frage" aufgerollt und zum Brennpunkt der ökonomischen und politischen Welt geworden.

Sofort suchte ich mir die so arg verlästerten Schriften zu verschaffen; denn wie einst bei Wagner sagte ich mir, dieser mit solcher Erbitterung Verfolgte müsse ein hochbedeutsamer Mann sein. Sobald ich sie gelesen, machte ich Wagner darauf aufmerksam mit dem Hinzufügen, er würde bei deren Lektüre nicht wenig überrascht sein, hier dasjenige wissenschaftlich begründet zu finden, was sein prophetisches Künstlergenie stets geahnt, was sich durch alle seine früheren Schriften, besonders „Die Kunst und die

Revolution", wie ein roter Faden hindurchziehe und ihnen ihre Signatur verleihe. Gab es schon früher bei Berührung dieser sozialen Seite Wagners innerhalb meiner Familie starke Meinungsverschiedenheiten, so brachte sie die Erscheinung Lassalles in heftigsten Aufruhr. In der Tagespresse wurde er als „Helfershelfer Bismarcks" bezeichnet — das war genügend, auch ihn zu verdammen. Es passierte die komische Verwechslung, daß beide in einen Topf geworfen und beide als „Erzreaktionäre" verschrieen wurden! Mit Fug und Recht mußten daher beide als die gefährlichsten Volksfeinde gehaßt werden. So auch im Schoße meiner Angehörigen. Gern ergriff ich da die Gelegenheit, einige Tage nach Mainz und Frankfurt zu gehen, umsomehr, als für Sonntag den 3. Juli in der Mainstadt ein öffentlicher Vortrag Lassalles angekündigt war. Mein Freund Städel, welcher dessen persönliche Bekanntschaft dort bereits gemacht hatte, stellte mich ihm am 2. Juli im Mainzer Bahnrestaurant vor. Mit festem Blick sah er mich aus den stahlgrauen Augen an, ergriff meine Hand und sagte, meinen Namen genau prononcierend: „Herr Weißheimer, ich grüße Sie!" (Nicht etwa, wie sonst üblich: „Sehr erfreut" oder „sehr angenehm", wobei gewöhnlich der noch ungeläufige Name des Vorgestellten entweder ganz übergangen oder undeutlich gemurmelt zu werden pflegt.)

Lassalle stand damals im kräftigsten Mannesalter, war 39 Jahre alt, von schlanker, hochgewachsener Gestalt, bartlos (mit Ausnahme eines unbedeutenden Schnurrbärtchens) und hielt das Haupt mit der mächtigen Denkerstirne hoch emporgerichtet. Die blassen, langen, durchfurchten und durch-

geistigten Gesichtszüge hingen etwas schlaff herab, umrahmt von dichtem, dunkelbraunem und sehr krausem Kopfhaar. Sobald sich die vorher festgeschlossenen Lippen auf der sofort angetretenen gemeinsamen Weiterfahrt nach Frankfurt öffneten und ihnen ein unvergleichlicher Redestrom entquoll, belebten sich die schlaffen Gesichtszüge, die stählernen Augen leuchteten, die hohe Figur schien mehr und mehr anzuwachsen. Am folgenden Tag konnte ich in der Mainstadt seine wohl noch nicht übertroffene Redevirtuosität in vollstem Maße bewundern. Er sprach in einem seiner neu ins Leben gerufenen Arbeitervereine über Kapital und Arbeit und berührte gegen den Schluß seiner hochinteressanten Ausführungen auch die Politik. Es handelte sich darum, ob, was die liberalen Parteien wünschten, Friedrich von Augustenburg in Schleswig-Holstein als Herzog einziehen solle oder nicht. Lassalle erläuterte alle Für und Wider und kam zum Schluß: es sei nicht im Interesse des deutschen Volkes, wenn den vielen Kleinstaaten im Norden noch ein neuer hinzugefügt würde; er wünsche daher „dem Augustenburger" keinen Erfolg. Nach diesem zweistündigen, von der Menge mit donnerndem Applaus aufgenommenen Vortrag schlichtete er im Nu die zwischen einigen Vereinsmitgliedern entstandenen Differenzen: seiner Flammenzunge und der machtvollen Persönlichkeit konnte niemand widerstehen.

Den Sonntagabend brachten wir im „Holländischen Hof" [1]) am Goetheplatz zu, und der Zufall wollte es, daß Lassalle an der Tafel nicht weit von seinem gleichfalls in

[1]) Ist neuerdings eingegangen.

Frankfurt anwesenden Hauptgegner Schulze-Delitzsch zu sitzen kam. Man kann sich denken, welche Blicke hie und da über den Tisch hinflogen und wieder zurückkamen. Schade, daß der Schauplatz dieses Zusammentreffens der neutrale Boden eines Hotelspeisesaales gewesen: welch interessantes Redeturnier hätte sich leicht an einem andern Ort entwickeln können; denn auch Schulze-Delitzsch war in der Redekunst kein zu verachtender Gegner. Als er sich nach einiger Zeit zurückzog, blickte ihm Lassalle bedauerlich nach — in seinem Buche „Bastiat—Schulze" hatte er ihm furchtbar mitgespielt! Friedlich schliefen sie nun beide unter einem Dache.

Am andern Morgen war ich mit Städel auf Lassalles Zimmer, wo er seiner Freude Ausdruck gab, daß der von ihm geplante Empfang der Deputation schlesischer Weber im Berliner Schloß unter Befürwortung Herrn v. Bismarcks glücklich zu stande gekommen. Der König sollte aus dem Munde der Arbeiter selbst ihre Notlage kennen lernen und die von Lassalle formulierten Vorschläge entgegennehmen.[1]) Dabei bediente sich Lassalle eines sehr drastischen Ausdrucks, den ich hier nicht mitteilen will. Sodann kamen wir auf die etwaige Stellung der Kunst im Sozialstaat zu sprechen, welcher Lassalle ein weites, ungeahntes Feld vindizierte, weil sie dann *allen* zugänglich würde, während jetzt nur der kleinste Teil des Volkes an ihren Gaben teilnehmen

[1]) Bismarcks Vermittlung wurde später im Abgeordnetenhaus seitens der Fortschrittspartei einer herben Kritik unterzogen. Die Rederein schnitt er kurz mit der Frage ab, ob er die Leute erst hätte fragen sollen, *wie reich* sie seien, ehe er sie zum König führen ließ.

könne. In diesem Punkte stimmte er ganz mit Wagners hierüber geäußerten Ansichten überein. Ich teilte ihm das mit und verwies ihn auch auf die eminent sozialistische Grundlage des in Leipzig bei Weber erschienenen „Ring des Nibelungen", dessen Gold seinem jeweiligen Besitzer zum Verderben gereichte. Mit großem Interesse nahm er davon Akt und bestellte sogleich das Buch. Hier trat nun ein Wendepunkt in der Unterhaltung ein. Lassalle teilte uns mit, daß er demnächst einen Ausflug in die Schweiz machen wolle, um vorläufig den Konsequenzen einiger nicht aufzuhaltenden Verurteilungen in zweiter Instanz zu entgehen. Er bedürfe der Erholung, bevor er es zu den Verhandlungen in letzter Instanz kommen lasse, denn er müsse in diesen die Verteidigung selbst führen; überlasse er sie einem andern, so sei ihm eine stattliche Reihe von Gefängnisstrafen gewiß. Zu der ihm dadurch erwachsenden Arbeit habe er jetzt keine Lust; darum wolle er sich auf kurze Zeit in die Schweiz begeben, wo er unbehelligt sei. Schon auf dem Weg dorthin, habe er mit „der Gräfin", mit welcher er morgen in Mainz zusammentreffe, einen kurzen Ausflug in die Pfalz verabredet, um einige ihn interessierende historische Punkte, wie Trifels und Madenburg, zu besuchen. Falls wir (Städel und ich) Lust hätten, an dieser Partie teilzunehmen, würde es ihn sehr freuen. Da wir zufällig ebenfalls eine derartige Fußtour geplant hatten, nahmen wir Lassalles Vorschlag mit Vergnügen an. Es wurde nun zunächst folgendes verabredet: Städel sollte Lassalle andern Tags nach Mainz begleiten und Mittwoch den 6. Juli mit diesem und der erwarteten Gräfin

Sophie v. Hatzfeld in Osthofen eintreffen, um mich dort in Empfang zu nehmen, weil ich am selben Tage noch (Montag nachmittag) nach Darmstadt reisen wollte. Dort wünschte ich bei Frau Schindelmeisser eine Kondolenzvisite abzustatten, da vor kurzem deren Gatte, mein wahrer Freund und Berater, einem tückischen Lungenleiden erlegen war. Während des Dienstags mußte ich in Osthofen eintreffen, um für den nächsten Tag bereit zu sein. Gegen Mittag sollte der Besuch von Mainz kommen und womöglich das Mittagsmahl in der Steinmühle einnehmen; denn bei der feindlichen Stimmung, die allerwärts gegen Lassalle und selbst gegen die Gräfin Hatzfeld herrschte, war es durchaus nicht sicher, ob es mir gelingen würde, meine Eltern zu einem freundlichen Empfang dieser Gäste umzustimmen.[1]) Für den sehr möglichen Fall des Gegenteils hatte ich mir vorgenommen, dieselben an der Station erst gar nicht aussteigen zu lassen, sondern mit ihnen direkt nach Worms zu fahren. Immerhin mußte die Veranstaltung dieses vielleicht allermerkwürdigsten Besuches in Osthofen versucht werden, und ich klopfte zu diesem Zweck zuerst bei meiner Mutter an. Kaum hatte sie den Namen „Lassalle" und „Gräfin v. Hatzfeld" gehört, als sie heftig erschrocken zur Thüre hinauslief. Ich wandte mich nun an meinen Vater, der, mit der Ausarbeitung seiner umfangreichen Geschichte Osthofens beschäftigt, an seinem Schreibtisch saß und in seine Arbeit so vertieft war, daß er von meinem Gespräch

[1]) Es mag auch in meiner alt protestantischen, wenngleich liberal denkenden Familie zu der Abneigung im stillen doch etwas der Umstand beigetragen haben, daß Lassalle Jude war. T. M.

mit der Mutter nichts gehört hatte. Er hielt gerade das Kapitel über die herzoglich von Dalbergischen Besitzungen und besonders die Franz v. Sickingens in der Ostholener Gemarkung aufgeschlagen, und ich beschloß, an diesen ihn am meisten interessierenden Punkt anzuknüpfen. Ich sagte ihm, mit Franz v. Sickingen habe auch Lassalle sich viel beschäftigt und sogar eine fünfaktige Tragödie gleichen Namens verfaßt, heute käme der berühmte Autor zu einem kurzen Besuch hierher, da hätte er die schönste Gelegenheit, sich mit demselben über — Sickingen zu unterhalten, und um diese ihn gewiß in hohem Grade interessierende Unterredung am bequemsten und angenehmsten zu machen, habe ich Lassalle mit der Gräfin Hatzfeld gleich zum Mittagessen eingeladen. Als ich auf den erstaunten Mienen meines Vaters „Sturm" aufsteigen sah, warf ich schnell noch ein: Lassalle sei ein höchst eleganter und sehr vermögender Mann, ein Gelehrter sondergleichen, der nicht bloß die Geschichte bis aufs i-Tüpfelchen kenne, sondern alles wisse, — sein Besuch sei daher eine große Ehre für unser Haus. Nun beobachtete ich meinen Vater. Er überlegte. Die aufgeregten Gesichtszüge beruhigten sich allmählich, und schließlich meinte er: auch dem Feinde dürfe man unter gewissen Umständen die Gastfreundschaft nicht verweigern, immerhin sei es interessant, einen solchen Mann sich einmal in der Nähe ansehen zu können — und wenn es der Mutter recht sei, wolle auch er nichts dagegen haben. Nach einigem Widerstand brachte ich auch die Mutter herum. Im Saale wurde die Tafel bereitet, und um Mittag holte ich die Gäste von der Bahn ab.

In Osthofen mochte sich schon die Kunde von der Ankunft des Gefürchteten verbreitet haben; aus geöffneten Fenstern blickten scheue, neugierige Gesichter, als Städel, die Gräfin führend, an ihrer Seite die bildhübsche Kammerzofe Helene, durch die Straßen schritt und ich mit Lassalle hinterdrein kam. Endlich in der Steinmühle angelangt, war vorerst der Empfang nur ein höflich-frostiger. Ich brachte Lassalle mit meinem Vater zusammen, die sich bald in ein historisches Gespräch miteinander vertieften, während meine Schwester Lenchen, die Mutter und meine Schwägerin Auguste (eine geborene Röder v. Diersburg) sich mit der Gräfin v. Hatzfeld beschäftigten. Die Unterhaltung wurde warm und wärmer, und nach kurzer Zeit war sie bereits höchst animiert. Als da meine Brüder Julius und Gustav, der Turner, zum Vorschein kamen, begrüßte sie Lassalle und schlug letzterem mit den Worten: „Fürwahr, eine wahre Reckengestalt" wohlgefällig auf die Schulter. Nun ging es die Treppe hinauf zu Tisch. Lassalle hatte mich zuvor auf die Seite genommen und gefragt, ob „die Helene" mit am Tisch sitzen dürfe; sie sei ein gebildetes Mädchen und würde sich durchaus bescheiden benehmen. Ich sagte das meinem Vater — ihm waren junge hübsche Gesichter sehr sympathisch — und so ward auch dieser Punkt bald in Ordnung gebracht und Städel neben Helene plaziert. Beim Hinaufsteigen sagte mir mein Vater: „Der Herr Lassalle ist ja ein hochverehrwürdiger Mann, den ich durchaus unrichtig beurteilt und mir ganz anders vorgestellt hatte. Wie doch die Zeitungen einen Menschen entstellen können!" Bei Tisch nahm er zwischen Lassalle und der Gräfin Platz, welche am

oberen Ende saß. Trotz ihres vorgerückten Alters war ihr ein schönes blondes Haar geblieben, welches den interessanten Kopf in noch reicher Fülle umgab. In ihrem sehr ausdrucksvollen Gesicht zeigten sich bereits viele Falten. Sie mochte etwa zwanzig Jahre älter sein als ihr berühmter Freund, der ihr einst durch seine kühne Vermittlung ein großes Vermögen rettete. [1])

Nach dem Essen trat plötzlich ein äußerst heiterer Zwischenfall ein. Meine Mutter, welche Lassalle zur Seite saß, hatte eine ähnliche Frage auf dem Herzen wie die, welche sie vor zwei Jahren an Richard Wagner stellte, auf welche er lächelnd die Antwort schuldig geblieben war. Jetzt saß sie wieder neben einem andern hochbedeutenden Manne, dessen Auftreten in der Welt so großes Aufsehen machte, über dessen wahre Absichten sie bisher gänzlich im unklaren geblieben, und über die sie doch so gern Klarheit gehabt hätte. Als gerade für einen Augenblick die animierte Unterhaltung zu einem Stillstand gekommen, faßte sie sich ein Herz und sagte: „Nun, da wir gerade so gemütlich beisammen sind, so können Sie mir doch auch sagen, Herr Lassalle, was Sie denn eigentlich *wollen*." Lassalle stutzte einen Moment, ergriff aber schon im nächsten meine Mutter und drückte ihr mit den

[1]) Bekanntlich gelang es ihm, durch seine Freunde Mendelssohn und Oppenheim der Maitresse des Grafen Hatzfeld jenes Dokument zu entreißen, welches sie zur Besitzerin des Vermögens der Gräfin, seiner Frau, machen sollte. Von der wider ihn erhobenen Anklage der Verleitung zum raffinierten Diebstahl wurde er nach seiner gigantischen Verteidigungsrede am 11. August 1848 vom dem Assisenhof zu Köln freigesprochen. T. W.

Worten: „O, Sie köſtliche Frau!“ einen ſchallenden Kuß auf den Mund, der alles Weiterfragen verſtummen machte. Bei dieſer gänzlich ungeahnten und blitzſchnell ausgeführten Operation brach natürlich bei allen die ungeheuerſte Heiterkeit aus. Selbſt meine Mutter lachte mit, und mein Vater rang noch lange Zeit nach Luft. Eine beſſere Antwort auf dieſe verfängliche Frage hätte Laſſalle für den Augenblick gar nicht finden können.

Was er wollte, zog übrigens gleich darauf mit faſt mehr als hinreichender Klarheit an ſeinen Zuhörern vorüber. Friedrich Städel legte nämlich einen Teil der neueſten Streitſchriften, ſowie die zuletzt gehaltenen, im Druck erſchienenen Verteidigungsreden vor diverſen Gerichtshöfen auf den Tiſch und bat Laſſalle, der Geſellſchaft daraus einiges zum beſten zu geben. Bereitwillig legte er ſich das Material zurecht und hielt dann einen Vortrag, der mir zeit meines Lebens unvergeßlich bleiben wird. In kürzeſter Ueberſicht gab er die Quinteſſenz ſeiner koloſſalen Rede über die indirekten Steuern, welche in der Hauptverhandlung einen ganzen Tag lang dauerte, zu welcher er auf dem Gerichtstiſch eine kleine Bibliothek aufgeſtellt und mit welcher er die Richter und beſonders den Staatsanwalt faſt zur Verzweiflung gebracht hatte. Schien er die zuläſſigen Grenzen der Verteidigung hart zu ſtreifen, ſo unterbrach ihn der Staatsanwalt und beantragte, dem Angeklagten das Wort zu entziehen. Dieſer, dem wegen angeblicher „Erregung von Haß und Verachtung“ eine vielmonatliche Gefängnisſtrafe drohte, wehrte ſich natürlich bis zum Aeußerſten. Er mußte beweiſen, daß das, was er geſchrieben, Wiſſenſchaft ſei, während der Staats-

anwalt behauptete, es sei keine Wissenschaft. (Das Gesetz erklärte nämlich die Wissenschaft und ihre Lehre für frei.) Da nun Lassalle in umfassendster Weise aus allen nationalökonomischen Werken nicht bloß der deutschen, sondern aller Kulturländer überzeugend das Wissenschaftliche seiner Lehre nachgewiesen zu haben glaubte, und der Staatsanwalt es immer noch bestritt, entschlüpften ihm die Worte: „Was, keine Wissenschaft? Da muß ja der Staatsanwalt ein wahrer ‚Ausbund von Wissenschaftlichkeit' sein, wenn er das nicht für Wissenschaft gelten lassen will, was in diesen gelehrten Werken hier geschrieben steht." Bei der Stelle „Ausbund von Wissenschaftlichkeit", welcher sich noch die scharfe Frage: „Bin ich denn der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts?" anschloß, schlug er in Osthofen so heftig auf den Tisch, daß alle Weingläser klirrend in die Höhe fuhren. Aehnlichen Effekt mußten in der Hauptverhandlung diese Worte auf den Herrn Staatsanwalt gemacht haben. Auch er sprang auf und erreichte nun wirklich, daß der Gerichtshof dem Angeklagten das Wort „definitiv" entzog. Dieser sagte: „Gut, so werde ich Ihr Urteil mit kreuzweis verschlungenen Armen stumm über mich ergehen lassen. Zuvor muß ich jedoch auf Artikel soundsoviel, in den Verordnungen Band soundsoviel, auf Seite soundsoviel ꝛc. verweisen und beantrage, mir das Wort wieder zu erteilen." Der Gerichtshof hielt eine kurze Beratung und kam zum Beschluß: „Der Angeklagte hat wieder das Wort!" Geraume Zeit ging es dann noch weiter, und schließlich wurde Lassalle, der erst zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war, freigesprochen,

nachdem er den Richtern der höheren Inſtanz die Verſicherung gegeben hatte, daß ihm eine etwa viermonatliche Gefängnishaft weit weniger Beſchwer verurſacht haben würde als die Mühe, aus allen Ländern Europas den Beweis herbeizuſchaffen, daß ſeine Lehre in der That Wiſſenſchaft ſei.

Es iſt geradezu unmöglich, den Eindruck auch nur annähernd zu beſchreiben, den die wahrhaft phänomenale Beredſamkeit Laſſalles bei den Zuhörern hervorrief. Mein älteſter Bruder Jean, welcher der Begegnung aus Groll bisher fern geblieben war, kam nun doch, von der Neugier getrieben, ſich das „Wundertier" anzuſehen, herbei und war nicht wenig erſtaunt, die Geſellſchaft in vollſter Begeiſterung zu finden. Er hatte geglaubt, jetzt bei etwas vorgerückter Stunde müßten ſich alle an den Köpfen haben! Die in ſo kurzer Zeit vorgegangene Umwandlung der Gemüter war ihm ganz unbegreiflich. Solche Wunder konnte nur ein Genie bewirken, und welch ein Genie Laſſalle geweſen, weiß jetzt ſo allgemach die Welt.

Nachmittags hatte die Unterhaltung ihren Höhepunkt erreicht. Weiter ging es nicht, denn Laſſalle, der dem ſtarken Oſthofer Gewächs lebhaft zugeſprochen, ſpürte nun deſſen Wirkung. Ich brachte ihn an die Luft, in den Garten. Wie er den Bach ſah, raffte er ſich auf, mir eine Probe ſeiner Energie abzulegen, und in ſehr ſchwankendem Zuſtand brachte er es in der That fertig, hart am Rand des Baches hinzulaufen, ohne ins Waſſer zu fallen. Da er bereits Anſtalt machte, dieſen höchſt bedenklichen Dauerlauf zu wiederholen, hielt ich ihn davon ab und brachte

ihn in Sicherheit — auf mein Bett, wo er sofort einschlief. Nach einer Stunde kam er wieder völlig nüchtern zum Vorschein. Nun wollte er auch sehen, wo dieser gefährliche Wein gewachsen war, der ihm so zu schaffen gemacht, und wir führten ihn zu diesem Behufe auf die bei der Steinmühle gelegene Anhöhe, auf den „Schnapp", wo ihm außer der guten Lage auch die Aussicht nach Worms und über den Rhein recht gefiel. Den Wein brachte er aber nicht aus dem Kopf und bestellte sich bei meinem Bruder Julius gleich ein ganzes Faß davon. Er hat ihn nicht mehr getrunken!

Nachdem wir zurückgekehrt, wurde schnell das Abendessen eingenommen, denn Lassalle brannte darauf, meine Oper „Theodor Körner" kennen zu lernen. Bei seinem scharfen Auffassungsvermögen und dem durch seinen intimen Verkehr mit Hans v. Bülow gesteigerten Musiksinn war es ihm ein Leichtes, meiner Wort- und Tonreproduktion am Flügel zu folgen und Scene für Scene an seinem Geist vorüberziehen zu lassen. Schon beim Anhören des königlichen Aufrufs: „An mein Volk" geriet er in sichtliche Erregung, die sich beim Abschied Körners von seiner Braut, beim Schwur der Lützower, der Trauerhymne an die Germania und der darauf folgenden Phantasie „an die Eichen" ꝛc. dermaßen steigerte, daß er vom Sofa aufschnellte, mich vom Klavierstuhl riß, im Nu mich stürmisch umarmte und küßte und in die Worte ausbrach: „Eine solche Musik- und Deklamationsgewalt wie die Ihre würde mir für die Agitation hochwillkommen sein. Vor Ihrem Können die allergrößte Hochachtung! Wollen Sie, daß ich Ihnen einen meinen

Absichten und Ihren Fähigkeiten entsprechenden Operntext ausarbeite, so bin ich mit Vergnügen dazu bereit." Selbstverständlich ging ich freudig darauf ein, und sofort machten wir uns an die Stoffwahl. Vom Bauernkrieg kamen wir auf Florian Geyer und Thomas Münzer und zuletzt auf den Böhmen Ziska, welchen Lassalle für den Geeignetsten hielt. Er versprach, gleich nach seiner Ankunft in der Schweiz ans Werk zu gehen.

Jetzt, in später Abendstunde, war der leidige Abschiedsmoment gekommen, denn die Gäste wollten mit dem letzten Bahnzug nach Worms fahren, wo sie im „Alten Kaiser" ein Zusammentreffen mit Doktor J. B. v. Schweitzer verabredet hatten. Die am Vormittag so kühl Empfangenen zogen nun mit den herzlichsten Dankesworten meiner Eltern und Geschwister von dannen.

Am nächsten Tag folgte ich ihnen zum „Alten Kaiser" in Worms, wo außer Dr. v. Schweitzer auch Herr und Frau v. Hoffstetten eingetroffen waren, welche sich am Abend Lassalle, der Gräfin, Friedrich Stadel und mir nach Neustadt a. d. Haardt anschlossen. Vor der Abreise waren übrigens noch der Dom und die prächtigen Gartenanlagen des damals schon sehr reichen jetzigen Freiherrn v. Heyl besucht worden. Beim Eintritt in den Garten fragte Lassalle den Portier: „Wie viel Arbeiter ernährt denn Herr Heyl?" und bekam treuherzig zur Antwort: „Viertausend." Die starke Betonung des einen Wortes vorher war ihm gar nicht besonders aufgefallen — er mochte sie auch vollkommen richtig und ganz in der Ordnung gefunden haben. —

Auf der Fahrt nach Neustadt hatte sich zwischen Lassalle

und dem ihm gegenübersitzenden v. Schweitzer ein interessanter Meinungsstreit über die Bedeutung von Schopenhauers Philosophie entsponnen. Schweitzer erhob Schopenhauer über alles, während Lassalle dies nicht gelten lassen wollte, sondern Hegel die Palme reichte. Durch die Ankunft in Neustadt wurde die sehr lebhaft geführte Debatte unterbrochen, sogleich aber nach dem Abendessen im „Gasthof zum Löwen" wieder aufgenommen und beharrlichst fortgesetzt. Da nach zwei Stunden Lassalle erklärte, nicht eher schlafen zu gehen, als bis er Schweitzers Irrtum gründlich nachgewiesen habe, so verduftete eins nach dem andern, und die beiden blieben allein sitzen. Erst gegen fünf Uhr morgens soll Schweitzer erklärt haben: „Jetzt bin ich geschlagen —", worauf sie endlich ihre Betten aufsuchten.

Am folgenden Tag fanden im Garten des „Löwen" zwischen Lassalle, Schweitzer und Hoffstetten längere Verhandlungen über die nunmehr zu gründende Zeitung „Der Sozialdemokrat" statt, und gegen Abend wurde ein Spaziergang in das Thal bei Neustadt unternommen, dem sich auch die Gräfin anschloß. Man sprach über Uhlands Gedichte, wobei wieder Lassalles fabelhaftes Gedächtnis zu bewundern war, denn er recitierte da „Des Sängers Fluch" von Anfang bis zu Ende, ohne sich nur im geringsten zu irren. Ich drückte der Gräfin mein Erstaunen über diese doch gewiß unvorbereitete Leistung aus, worauf sie meinte: „Lassalles Gehirn scheint mir aus zahllosen kleinen Gefächern zu bestehen, ich möchte fast sagen — Schubfächern, deren Register er nur zu ziehen braucht, um alles bis aufs kleinste klar und deutlich vor sich zu sehen." Nicht bloß

die nationalen Dichter recitierte er auswendig, sondern ebenso die englischen, französischen, spanisch-portugiesischen, die italienisch-lateinischen und griechischen Klassiker, natürlich jeden in der Ursprache. In der Völkergeschichte war er im stande, über die Vorgänge eines jeden Dezenniums, jeden einzelnen Volkes zu berichten, und selbstverständlich gab es kein philosophisches und nationalökonomisches Buch, das er nicht kannte. Als die Gräfin Hatzfeld den Prozeß um ihr Vermögen führen mußte und keinen resoluten Rechtsbeistand finden konnte, studierte Lassalle Jurisprudenz und gewann den Prozeß! Später verfaßte er sogar ein höchst schwieriges und umfangreiches rechtsphilosophisches Werk, „Das System der erworbenen Rechte", in welchem er auch auf diesem Gebiet ein ganz außergewöhnliches Wissen bekundete. Kein Wunder, daß er bei solch umfassendster Gesetzeskenntnis, bei solch nie versagendem Gedächtnis und seiner Beredsamkeit ohnegleichen bald der Schrecken der Staatsanwälte und Gerichte wurde.[1])

Am Samstagnachmittag besuchte die Gesellschaft das bei Neustadt etwas in der Höhe gelegene ansehnliche Dorf Haardt, wo in einem Gasthaus eingekehrt und bei einer

[1]) Eine geradezu verblüffende Leistung Lassalles teilte mir einige Wochen später Professor Marbach in Leipzig mit. Diesen kam er zu besuchen und fragte ihn über den Gegenstand seiner neuesten Forschung. Marbach sagte, er habe gerade den Versuch unternommen, die einzige noch griechisch existierende Seite eines (wenn ich recht behalten habe) Proteusfragments zu ergänzen und womöglich zu Ende zu führen. Hier habe sich nun, wie mir Marbach erzählte, etwas nahezu Unglaubliches ereignet, das ihn vor Staunen „starr" gemacht: Lassalle habe ihm jenes Fragment Wort für Wort frei aus dem Gedächtnis griechisch hergesagt!!

guten Flasche Dürkheimer Rast gemacht wurde. Hier gab Lassalle, auf Bitten der Gräfin, eine Darstellung seines achttägigen Kassetten-Prozesses vor den Assisen in Köln, wo er sich hart in der Klemme befunden. Nach seiner Angabe war es ein aus langer Hand sorgfältig gegen ihn vorbereiteter Tendenz-Prozeß, der ihn vernichten sollte. Ein falscher Zeuge trat sogar mit der infamen Beschuldigung auf, Lassalle habe ihn zum Mord, zu einer Vergiftung verleiten wollen! Selbst seine äußerst umfangreiche Verteidigungsrede ließ bei den Geschwornen keine unbedingt günstige Lösung erwarten. Der Staatsanwalt hatte eine sehr harte Strafe beantragt und der Gerichtshof sich in das Beratungszimmer zurückgezogen. Während dieser peinlich-langen Pause habe sein von ihm zugezogener Rechtsbeistand ihm den Rat gegeben, um jeden Preis aus dem Saal zu kommen; bei der ihm günstigen Menge, die den Raum gänzlich ausfülle, sei das Gelingen nicht unmöglich, und unten stehe ein Wagen bereit, ihn fortzuschaffen. Trotz der höchst kritischen Lage habe er den Gedanken an Flucht zurückgewiesen und gesagt: „Nie werden Gerichtsschranken meinen Rücken sehen." Selbst nicht die angsterfüllten Mienen seines von Breslau herbeigeeilten und in vorderster Reihe stehenden Vaters hätten seinen Entschluß wankend gemacht und, wie er hinzufügte, dies zum Glück! Denn kurz darauf sei der Hof mit einem freisprechenden Erkenntnis zurückgekehrt, und die jubelnde Menge habe ihn auf den Schultern aus dem Saal getragen.

Nach solchen interessanten Ausflügen in Neustadts Umgebung verbrachte die Gesellschaft gewöhnlich die Abende

im Klavierzimmer des Hotels. Ich ſpielte da auf Wunſch Stücke aus meiner vaterländiſchen Oper und Sonaten Beethovens, z. B. die paſſionierte in F-moll, die in E-moll (op. 90) und die große in As-dur, einmal auch einige Akte von „Figaros Hochzeit“, die Laſſalle über die Maßen liebte. Wie er dann ausführlich erzählte, ſei ſeine Liebe zur Muſik und deren Verſtändnis hauptſächlich durch den regen Verkehr mit Hans v. Bülow erweckt und entwickelt worden: „Bülow habe ihm die heiligen Hallen der Muſik erſchloſſen“. Aus den häufigen Begegnungen beider habe ſich mit der Zeit ein wahres Freundſchaftsverhältnis herausgebildet, das auch dann keine Einbuße erlitten, als Laſſalle ſich veranlaßt ſah, ſeine Beſuche im Hauſe ſeines Freundes aus Gründen „der Frau“ einzuſtellen, mit welcher er nicht Luſt hatte gelehrte Disputationen über Philoſophie und dergleichen ſchwierige Themata zu führen, auf die ſie öfters mit Vorliebe zurückgekommen, trotzdem ſie davon gar nichts verſtanden habe. Ihre Sucht, mit einem Bildungsniveau etwa in Höhe franzöſiſcher Mädchenpenſionate ihm gegenüber die „Geiſtreiche“ zu ſpielen, ſei ihm läſtig geworden, darum habe er eines Tages Hans v. Bülow geſagt: „Nimm mir nicht übel, wenn ich dich künftig nicht mehr beſuche, — komme du lieber zu mir“ — und Bülow ſei von da an regelmäßig zu Laſſalle gekommen.[1])

[1]) Einige Jahre ſpäter ſaß ich in München mit Herrn und Frau v. Bülow abends beim Thee. Es kam die Rede auf Laſſalle, und, um mich zu vergewiſſern, citierte ich das eben Mitgeteilte: von keiner Seite wurde mir damals widerſprochen. Selbſtverſtändlich hatte es Laſſalle bei Frau v. Bülow gründlich verdorben.

Sonntag den 10. Juli sollte ein Ausflug nach dem berühmten Hambacher Schloß gemacht werden. Da ich früh einen der dortigen höchsten Gipfel, den „Kalmit", besteigen wollte, wurde für den Nachmittag jenes bekannte Schloß als Rendezvous ausgemacht. Wie sich an jenem Prachtsonntag die schöne Welt aus der Höhe ausnahm, kann ich nicht mit Worten sagen, ich sagte es jedoch in Musik, zu der mir Theodor Körners schönes Gedicht Gelegenheit gab, welches er bei Besteigung der „Riesenkoppe" dichtete, und welches den gleichen Gefühlen Ausdruck giebt, die mich auf dem Kalmit bewegten. Weit sah ich den Rhein hinauf, der sich wie ein Silberfaden zwischen Schwarzwald und Vogesen hinschlängelte, sah mir gegenüber die in der Sonne glitzernden Häuser der badischen Residenz und im Süden einen in den Himmel ragenden schwarzen Dorn — die Spitze des Straßburger Münsters. Rheinabwärts die Türme des Speierer und Wormser Doms und, wie in der Riesenkoppe, — die Heimat. Um solche Naturweihe „voll und ganz" zu genießen, muß man durchaus allein sein. Lange blieb ich auf jenem Aussichtspunkt, der, wenn ich recht gesehen habe, jetzt auch einen Aussichtsturm hat, dann sauste ich ohne Weg und Steg, über Stock und Stein hinunter und grad auf das Hambacher Schloß los, wo ich um vier Uhr ankam und Lassalle mit der Gräfin im Schloßhof traf. Der übrige Teil der Gesellschaft kam in einzelnen Gruppen bald ebenfalls von seinem Ausflug ins Grüne zurück, und als wir alle beisammen waren, gingen wir zu Fuß nach Neustadt. Dort kamen v. Schweitzer und Lassalle auf die Politik der sogenannten „Gothaer" im Frank-

furter Parlament zu ſprechen, welche damals alles verdorben habe, immer nur die triviale Krämerparole gehabt hätte: „Was gemacht werden kann, wird gemacht — ha, was gemacht werden kann, wird gemacht". Schnell fand ich dazu eine ebenſo triviale Melodie, über die ſich Laſſalle höchlichſt amüſierte, beſonders, wenn ich ſie am Klavier variierte und zum Schluß einen geſpreizten Marſch, den „Marſch der Fortſchrittler", daraus hervorgehen ließ.

Am nächſten Tag wurde unſer Hauptquartier von Neuſtadt nach Bergzabern verlegt, um von da den „Trifels" und die „Madenburg" zu beſuchen. Beim Abſtieg von letzterer verſagten die Kräfte der Gräfin v. Hatzfeld: an Laſſalles Arm ſchwankte ſie langſam den Abhang hinunter. Der intereſſanteſte Ausflug für mich war jedoch der nach der entfernteren Bergruine Schloß Dahn. Die rieſigen Mauern auf- und abſchreitend beſprach da Laſſalle mit mir den unterdeſſen ausgereiften Plan der Handlung unſrer projektierten Oper Ziska: — kühne Entwürfe, große Ideen! Dann redete er mir zu, mit ihm in die Schweiz zu gehen; da wolle er die ihm faſt noch unbekannten öſtlichen Kantone beſuchen, in meiner Gegenwart den Operntext ausarbeiten und dann, nach Deutſchland zurückgekehrt, die ſeiner harrenden Prozeſſe wieder aufnehmen und „den Stier bei den Hörnern packen". Er bat mich dringend, ihn einige Wochen in die Oſtſchweiz zu begleiten; denn nur in Geſellſchaft wolle er dieſe beſuchen — andernfalls ginge er auf den Rigi, wo er hoffen könne, einen oder den andern ſeiner zahlreichen Bekannten zu treffen. Immer kam er aber darauf zurück,

es sei ihm am liebsten, wenn ich ihn in die Ostschweiz begleitete. Er bat, — bestürmte mich — ich konnte nicht, — ich mußte jetzt nach Leipzig und dann nach Augsburg. Hätte ich damals nur eine blasse Ahnung gehabt, welch furchtbare Folgen sich an mein „Nein!" knüpften, so hätte ich unbedingt die geplante Hochzeit verschieben lassen, auch die Augsburger Kapellmeisterei eventuell an den Nagel gehängt und würde Lassalle in die Ostschweiz begleitet haben, wo er sicher war vor den Fallstricken der Dönnigeshelene, des höllischen „Goldfuchses" auf Rigikaltbad. Das Unglück schreitet schnell, und an einem Haar hängt des Menschen Schicksal: wäre ich mit ihm gezogen — alles wäre anders gekommen! Mit welcher Wehmut betrachtete ich nachher seine Photographie, die er mir auf Schloß Dahn verehrt hatte!

Mitte Juli fuhr er fröhlich und guter Dinge im offenen Wagen mit der Gräfin aus Bergzabern, zunächst hinüber nach Karlsruhe. Die Herren v. Schweitzer und v. Hoffstetten mit Gemahlin waren schon vorher abgereist. Ich blieb noch einige Tage mit Städel zurück, welcher in Bergzabern eine Tante besuchte. Dann reiste ich schnell über Ostbosen nach Leipzig. Dort traf ich leider meine Braut so bedenklich erkrankt, daß die Hochzeit, zu der schon alle Anstalten getroffen waren, nun in der That verschoben werden mußte. Nachdem etwas Besserung eingetreten, wurde die Kranke nach Gohlis gebracht. Mitte August schrieb ich Lassalle unter seiner Rigi-Adresse — ich hatte keine Ahnung von seinem stürmischen Hin und Her zwischen Genf, München, Starnberg, wo er durch Bülows Ver-

mittlung Wagner beſuchte, welcher ſeinerſeits wieder durch den König den alten Dönniges zur Raiſon bringen ſollte — ich wartete vergebens auf Laſſalles Antwort — wahrſcheinlich hatte ihn unter ſolchen Umſtänden mein Brief gar nicht erreicht. Als ich da zwei bis drei Wochen ſpäter im Garten bei der Mühle in Gohlis die Zeitungen überflog, traf mich die Nachricht von Laſſalles Tod wie ein Donnerſchlag. Wie betäubt ſaß ich vor dem Unglückstelegramm aus Genf. Erſt nach längerer Zeit konnte ich mich aufraffen und meiner Braut das Fürchterliche mitteilen. Die ſchrecklichſten Vorwürfe, ihn nicht in die Oſtſchweiz begleitet zu haben, zerwühlten wochenlang mein Inneres. In dieſer elenden Gemütsverfaſſung mußte ich meinen neuen Beruf antreten als

## Kapellmeiſter in Augsburg.

In der Lechſtadt traf ich am 6. September 1864 ein, und ſchon am 9. d. M. beſuchte ich Wagner in Starnberg. Bei der Station ſtieg ich in einen Kahn und ließ mich nach der linken Seeſeite direkt in ſeinen Garten fahren. Dort hielt mich der von Penzing mit übergeſiedelte neue Hausdiener reſp. Wächter „Franz" an, der mich noch nicht kannte, und welcher mich durchaus nicht ausſteigen laſſen wollte. Es entſtand ein lauter Wortwechſel, der erſt endigte, als von oben Wagners Stimme hörbar wurde, welcher aus dem Fenſter rief: „Franz, dieſer Herr paſſiert!" Plötzlich war Franz wie verwandelt, klappte wie ein Taſchenmeſſer zuſammen und ließ mich durch den Garten. Von der Haus-

Thür führte eine lange und schnurgrade hölzerne Treppe in den ersten Stock, wo Wagner, mich erwartend, stand. Schon während des Hinaufsteigens fiel mir seine bunte Tracht auf, die in allen Farben schillerte. Oben angelangt, mußte ich unwillkürlich ausrufen: „Nun, Sie kommen mir ja wie der Papst entgegen," worauf er mich herzlich umarmte und lächelnd hinzufügte: „Der bin ich auch jetzt!" Er beklagte dann, daß er mich im Juni nicht habe bei sich aufnehmen können; jetzt aber sei der Besuch fort, und es würde ihn freuen, wenn ich bis zu seiner Uebersiedelung nach München bei ihm bliebe. Leider war das nicht möglich, da schon übermorgen in Augsburg die Proben beginnen sollten. Er bedauerte dies und führte mich in sein für ein Landhaus glänzend ausgestattetes Arbeitszimmer, wo er mir ein Päckchen eigenhändiger Schreiben seines königlichen Freundes an ihn zu lesen gab, während er einen angefangenen Brief rasch zu Ende schrieb. Um Mittag wurden wir ins Eßzimmer zu ebener Erde hinunter gerufen, wo wir speisten. Gegen das Ende der Mahlzeit ließ er „zu Ehren meiner Anwesenheit" Champagner bringen, und Franz mußte seine Frau mit ihrer stattlichen Reihe „Kinderchen" hereinführen, welche er alle von Penzing nach Starnberg hatte mitbringen dürfen. Sie wurden wie die Orgelpfeifen aufgestellt, jedes mit einem Glas Champagner versehen, dann mußten sie der Reihe nach mit mir anstoßen und auf meine Gesundheit trinken. Wagner empfand bei diesem Anblick sichtlich viel Vergnügen und sagte: „Endlich habe ich es so weit gebracht, andern auch einmal eine materielle Freude machen zu können. Das ist auch für mich eine sehr wohlthuende Ab-

wechslung." Dann verzog sich die Familie Franzens wieder, und bei einer neuen Flasche stießen wir beide auf immerwährendes Glück und auf ein langes Leben des jungen Monarchen an.

Beim Kaffee kam das Gespräch auf meine Oper „Theodor Körner". Wagner fragte, ob sie nun ganz beendet sei und sagte mit Betonung: „Apropos! was haben Sie denn mit Lassalle angefangen? Als dieser mich noch vor einigen Wochen hier besuchte, schwärmte er ja förmlich über Sie und Ihren Körner!" Ich erzählte nun, wie er bei seinem Besuch in Osthofen in helle Begeisterung geraten sei, als ich das Werk der Gesellschaft vorspielte, und wie ich, während der Tour durch die Pfalz, an jedem Ort, wo sich ein Klavier fand, immer wieder Körner und Körner spielen mußte, an dem er sich nicht satt hören konnte. Wagner bemerkte hierauf: „Das ist ein gutes Zeichen! Nachher, wenn wir vom Spaziergang zurückgekehrt, müssen Sie auch mir Ihre Oper spielen." Wir machten uns auf den Weg in der Richtung nach Schloß Berg. Wagner kam gleich wieder auf Lassalle zu sprechen und teilte mir den Grund seines neulichen Besuches bei ihm mit, hinzufügend, seine Persönlichkeit habe auf ihn lange nicht so sympathisch eingewirkt, wie sie ihm von Hans v. Bülow geschildert worden sei — im Gegenteil: eher abstoßend. In ähnlichem Sinne schrieb er am selben Tage auch seiner Mariafelder Freundin.[1]) Dieses Urteil war mir sehr auffallend:

---

[1]) Ich erzählte schon, daß Wagner nach meiner Ankunft schnell einen Brief beendete, während er mir seine Königsbriefe zu lesen

Laſſalle, ein Kavalier von Kopf bis zu Fuß, war auch perſönlich ſo hervorragend, daß er ſogar einem Bismarck imponierte und ihn für ſich einzunehmen verſtand. Ich erinnere hier nur an deſſen bekanntes Wort im Reichstag über den „liebenswürdigen und geiſtreichen Gutsnachbarn". Was konnte nun Wagner gegen ihn ſo eingenommen haben? War es der bereits auf ihn mächtig und mächtiger werdende Einfluß weiblicherſeits (vgl. S. 307), oder war es der Jude in Laſſalle, der ihn abſtieß? Kaum denkbar; denn in ſeinem Benehmen lag durchaus nichts Jüdiſches. Alles, was Wagner in ſeiner bekannten Broſchüre am Juden auszuſetzen hatte, war bei Laſſalle nicht vorhanden. Wie es ſich auf jenem denkwürdigen Spaziergang bald herausſtellte, kannte er deſſen Schriften nicht, hatte ſomit auch keinen

---

gab. Jener Brief war, wie ich jetzt aus dem Datum erſehe, an Frau Wille gerichtet, in welchem er ſich ebenfalls über Laſſalle äußerte. Ich kann mir nicht verſagen, die betreffende Stelle hier mitzuteilen. Er ſchrieb aus

Starnberg, 9. Sept. 64.

„... Sie ſehen, bei mir geht nichts glatt ab! Selbſt nicht ein Fall, wie der von Laſſalles Tod: Der Unglückliche war gerade vierzehn Tage vor ſeinem Tode bei mir (durch Bülow), um mich zu einer Intervention beim König von Bayern gegen deſſen Geſandten in der Schweiz (Dönniges) anzuhalten. (Ich gelte nämlich einfach als allvermögender Günſtling: letzthin haben ſich die Hinterlaſſenen einer Giftmörderin an mich gewendet!) Was ſagen Sie dazu? Ich kannte Laſſalle noch gar nicht; bei dieſer Gelegenheit mißfiel er mir innigſt: es war eine Liebesgeſchichte aus lauter Eitelkeit und falſchem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus der bedeutenden Menſchen unſerer Zukunft, welche ich die germaniſch-jüdiſche nennen muß."

(Vergl. Deutſche Rundſchau, 1887, Heft. 6.)

rechten Begriff von Laſſalles enormem Wollen und Können. Er kannte nicht die ſtatiſtiſche Aufzählung der nach unten zermalmenden Wirkung der indirekten Steuern, konnte ſich ſomit auch nicht recht erklären, weshalb die Armen immer ärmer, die Reichen immer reicher werden, und weshalb Laſſalle gerade an dieſem wundeſten Punkt der heutigen Geſellſchaftsordnung den Hebel anſetzte. Ohne die bei ſolchen Erörterungen durchaus nötigen ſtatiſtiſchen Tabellen läßt ſich geſprächsweiſe keine Einigung erzielen; drum waren wir beide am Schluß des Spazierganges nicht viel weiter als an deſſen Anfang. Wagner hielt daran feſt, die Triebfeder in Laſſalles Auftreten ſei hauptſächlich perſönliche Eitelkeit — Herz und Aufopferung ſeien einem Juden fremd. Da waren wir nun glücklich auf dem Standpunkt ſeiner 1850 veröffentlichten Abhandlung über die Juden angelangt, worin er auch den jüdiſchen Komponiſten hart zu Leibe rückte. Er ſchrieb da u. a.: „Der in dieſer Beziehung von uns bereits näher charakteriſierte Jude hat keine wahre Leidenſchaft, am allerwenigſten eine Leidenſchaft, welche ihn zum Kunſtſchaffen aus ſich drängte. Wo dieſe Leidenſchaft nicht vorhanden iſt, da iſt aber keine Ruhe anzutreffen — wo der Ruhe nicht die Leidenſchaft vorangegangen iſt, erkennen wir nur Trägheit: der Gegenſatz der Trägheit iſt aber nur jene prickelnde Unruhe, die wir in jüdiſchen Muſikwerken von Anfang bis zu Ende wahrnehmen, außer da, wo ſie jener geiſt- und empfindungsloſen Trägheit Platz macht. Was ſo der Vornahme der Juden, Kunſt zu machen, entſprießt, muß daher notwendig die Eigenſchaft der Kälte, der Gleichgültigkeit, bis zur Trivialität und Lächerlichkeit, an

sich haben, und wir müssen die Periode des Judentums in der modernen Musik geschichtlich als die der vollendeten Unproduktivität, der verkommenden Stabilität bezeichnen." — Es ist eine schlimme Sache mit derartigen gewaltsamen Verallgemeinerungen: ihnen stehen Wagners eigne begeisterte Lobsprüche auf den vierten Hugenottenakt diametral gegenüber! Die „vollendete Unproduktivität" paßt daher gar nicht auf Meyerbeer und ebensowenig auf — Halévy, wie sich sogleich eklatant herausstellte, als wir vom Spaziergang wieder zu Hause angelangt waren. Wagner hatte es sich bequem gemacht und behaglich auf dem Sofa Platz genommen. Während der Dämmerung bat er mich, ihm aus meiner Oper zu spielen. Da ich jedoch die Partitur nicht mithatte, und es mir sehr wichtig war, daß er nicht bloß die Musik, sondern zugleich auch die Instrumentierung kennen lerne, wollte ich seinen Wunsch lieber ein andermal erfüllen und dann das Erforderliche dazu mitbringen. Auch er hielt es für zweckentsprechender, wenn er während des Spielens „gleich mit hereinsehen" könne, und so wurde denn heute davon Abstand genommen. Er fragte dann, welche Opern zunächst in Augsburg zur Aufführung kommen sollten. Ich nannte ihm „Freischütz", „Tannhäuser" und die „Jüdin." An letztere anknüpfend erinnerte er sich einer komischen Situation während des Marsches vor Schluß des ersten Aktes in Paris. Er habe in der Loge neben Halévy gesessen. Bei der effektvollen Stelle: „Großer Gott, hör mein Flehn" hätten Recha und Eleazar im Tempo so bedeutend zurückgehalten, daß es dem Zug kaum möglich gewesen wäre, danach zu marschieren. Die in die Luft ge-

ſtrecken und auf den Niederſchlag wartenden Beine hätten einen ſehr komiſchen Anblick gewährt, und Halévy habe ihm verſichert, dieſes Ritardando, worauf die Sänger wie verſeſſen wären, ſei ganz gegen ſeine Intention. Als ich die Stelle zu ſpielen begann, erhob ſich Wagner vom Sofa und machte es mir vor, wie die Pariſer von einem Bein auf das andre taumelten, was ſich in der That ſehr komiſch ausnahm. — Bei den Klängen des mehrſtimmigen Gebets zu Anfang des zweiten Aktes ſetzte er ſich ſchnell wieder hin. Vorher noch zu Scherzen aufgelegt, wurde er jetzt nachdenklich, ſogar andächtig. Ich mußte immer weiter ſpielen — zum Glück kannte ich faſt die ganze Oper auswendig —, intonierte die Arie Rechas mit dem ſchönen „Bald iſt er hier" und Eleazars erſchreckendes „Wo eilt ihr hin" mit dem folgenden ergreifenden Terzett im Sechsachteltakt. Bei Stellen wie Rechas: „Sag, kennſt du mich nicht mehr" (im dritten Akt) flammte Wagner förmlich auf — und als wir gar in den letzten Akt kamen und er das tiefempfundene Zwiegeſpräch hörte: „Recha, willſt du leben?" „Wozu? Um zu lieben, um zu leiden?" „Nein, umgeben von Glanz und Freuden" — wie Ruggiero ſein fürchterliches: „Es iſt Zeit" hören läßt und der Chor das entſetzliche Gebet vor ſich hinmurmelt: wem läuft es da nicht eiskalt über den Rücken, und wer konnte ſich je dem Banne dieſer furchtbaren Scene entziehen? Niemand und — Wagner erſt recht nicht! Ein über das andre Mal rief er aus: „Man wird's nicht los!" — „Man wird's nicht los!" So — der tiefergriffene Wagner und — die „vollendete Unproduktivität" — Halévys! Trum heraus

mit jenem Passus aus der Judenbroschüre: — er ist nicht wahr!! [1])

Durch meine viel weiter ausgedehnte als anfänglich beabsichtigte Interpretation der „Jüdin" hatte sich auch unser Nachtessen hinausgeschoben, welches wir, beide in Gedanken, einnahmen. Der gute Wein that das Seine, und Wagner wurde wieder gesprächiger. Er erzählte mir von den ersten Tannhäuseraufführungen in Dresden und von dem Besuch Mendelssohns bei einer derselben. Nach dem ersten Akt sei dieser auf die Bühne gekommen und des Lobes voll gewesen, nach dem zweiten sei er wieder gekommen — aber bereits zugeknöpfter, und nach dem dritten — sei er ausgeblieben: — ein solches Diminuendo habe das ihn beunruhigende Crescendo des Tannhäuserdramas

[1]) Trotzdem erschien fünf Jahre später bei J. J. Weber in Leipzig eine fast unveränderte Neu-Auflage des „Judentums in der Musik" — hauptsächlich wohl aus taktischen Gründen; denn auch auf diesem Gebiet war Wagner ein großer Meister. Nach dem Erscheinen der „Meistersinger" begann in der Presse ein Umschwung zu seinen Gunsten. Der mochte ihm für seine Zwecke weniger ersprießlich sein; er brauchte Opposition, welche ihn viel schneller vorwärts brachte. Drum ließ er schnell noch einmal die Judenbroschüre erneuern und erreichte seinen Zweck vollkommen: sofort fielen wieder sämtliche Blätter im Chor über ihn her! Diesmal versah er die Schrift mit einem längeren Nachwort, beleuchtete auch das Judentum in der Presse und schreibt S. 43: „Nur in Petersburg und Moskau fand ich das Terrain der musikalischen Presse von der Judenschaft noch vernachlässigt: dort erlebte ich das Wunder, zum ersten Male auch von den Zeitungen ganz so aufgenommen zu werden wie vom Publikum, dessen gute Aufnahme mir überhaupt die Juden nirgends noch hatten verderben können, außer in meiner Vaterstadt Leipzig, wo das Publikum mir einfach gänzlich wegblieb." (Vergl. mein Konzert im Gewandhaus. T. V.)

in Mendelssohns Begeisterung hervorgerufen! Lächelnd fügte er hinzu, man dürfe dieses Stutzigwerden Mendelssohns nicht allzuschwer deuten; ihm, Wagner selbst, sei es bei der ersten Probe der Tannhäuserouvertüre ähnlich ergangen. Die Orchestermitglieder hätten da höchst bedenkliche Gesichter geschnitten, der Eindruck sei ein so verworrener gewesen, daß er während des Dirigierens sich einmal ernstlich die Frage vorgelegt habe: „Solltest du denn wirklich diesmal Unsinn gemacht haben!" Zum Ueberfluß sei dann auch noch der erste Bratschist mit der Stimme gekommen und habe gesagt: „Da sehen Sie, Herr Kapellmeister, alles scheint jetzt verrückt geworden zu sein, selbst unsre Kopisten. Hier steht ja in meiner Stimme eine ganze Passage im Violinschlüssel, die wir doch gewiß nicht spielen sollen, sondern die zweiten Geiger!" Wie habe der Mann da gestutzt, als ihm Wagner sagte, die Stimme sei ganz richtig, die Bratschisten möchten sich nur daran gewöhnen, auch einmal Violinpassagen zu spielen. (Heute stößt sich wohl kein Bratschist mehr an jener obendrein gar nicht so schwierigen Passage im Allegro der Ouvertüre.)

Während dieser interessanten Mitteilungen war es spät geworden, und wir beschlossen, zu Bett zu gehen. Vorher teilte ich Wagner meinen Plan zum morgenden Tag mit, der letzte, der mir noch frei war. Da ich München noch nicht kannte — außer den Frauentürmen, die ich von Pasing aus liegen sah —, und ich Bülows, welche jetzt dorthin übergesiedelt waren, gern besuchen wollte, schlug ich Wagner vor, gleich morgen früh dorthin aufzubrechen, da er sowieso doch den ganzen Vormittag zu arbeiten pflege und ich

morgen abend in Augsburg ſein müſſe. Wagner leuchtete das ein, und er ſagte: „Gut; dann beſuchen Sie mich aber bald in meiner neuen Wohnung bei den Propyläen.“ Vor dem Zubettgehen verabſchiedeten wir uns gleich, da ich früh mit dem erſten Zug fort wollte und Wagners Morgenruhe nicht geſtört werden ſollte. Franz ſervierte mir um ſechs Uhr das Frühſtück, und ich fuhr nach München.

Nachdem ich mir die Stadt etwas beſehen hatte und die Beſuchszeit herangerückt war, ſuchte ich Hans v. Bülow auf [1]), welcher in der Nähe des Glaspalaſtes wohnte, und dem ich zum neuen Hofkapellmeiſter in spe von Herzen gratulierte. Welch ein Umſchwung, ſeitdem wir uns nicht geſehen hatten! Wie viel gab es da zu erzählen und ſich zu freuen! Wir waren in einem förmlichen Redeſchwall, der ſich plötzlich dämpfte und in tiefe Trauer verwandelte, als wir des dahingeſchiedenen großen Freundes in Genf gedachten. [2])

In Augsburg erwartete mich ein wahrer „Ozean“ von

---

[1]) Da mir hierüber Notizen fehlen, bin ich nicht ganz ſicher, ob ich Bülow an jenem Tag in München antraf, oder ob der Beſuch nicht vielleicht einige Wochen ſpäter ſtattfand — was übrigens von wenig Belang iſt. Er fand in der That in der oben beſchriebenen Weiſe ſtatt und, wie ich mich beſtimmt erinnere, an einem Vormittag, was ſpäter nicht gut möglich geweſen wäre, da ich künftig an Vormittagen regelmäßig Theaterproben abzuhalten hatte. D. H.

[2]) Auch Friedrich Städel ſchrieb mir nach Laſſalles Tod: „Was ich jetzt leide, iſt kaum auszuſprechen. Mir iſt, als ob der Vorhang im Tempel zerriſſen, als ob der Genius der deutſchen Nation für immer ſeine Fackel ausgelöſcht habe. Ich weiß nicht, wer jetzt alles das nur annähernd thun könnte, was er wie ſpielend verrichtet haben würde.“

Arbeit, deſſen Bewältigung im einzelnen ich natürlich übergehe; denn hier muß ich mich ſtreng an meinen Gegenſtand halten — meine Theatererlebniſſe erzähle ich vielleicht einmal ſpäter — ich bringe daher nur das, was den Leſer beſonders intereſſieren könnte: vor allem die Aufführung des „Tannhäuſer“. Als ich die Proben begann, zeigte es ſich, daß nur ein Klavierauszug, aber keine Partitur vorhanden war. Direktor Böckel ſcheute die Koſten der Anſchaffung und wollte lieber von einer Tannhäuſeraufführung abſehen als die teure Partitur kaufen. Das paßte mir nun gar nicht. Ich beſchloß daher, an Wagner zu ſchreiben und mir die ſeine auszubitten. Da ich noch einige andre Fragen betreffs der Inſcenierung anhing, ſchrieb er mir:

Beſter Wendelin!

Herzlich ſehne ich mich nach Ihrer Unterhaltung: zu brieflichen Explicationen müſſen Sie mich aber nicht viel verleiten wollen!

Einem Theater, welches den Tannhäuſer ohne Partitur geben will, ſollte ich eigentlich die Aufführung gar nicht geſtatten. Sagen Sie dem Direktor, daß die Partitur für Geld zu haben iſt. — Ihnen leihe ich für diesmal mein eignes einziges Exemplar, und bitte um deſſen baldige Zurückgabe.

Introduction vom 3ten Act gekürzt. —
Statt Sarg Bahre aus Baumzweigen. —
Im Uebrigen helfen Sie ſich ſelbſt, Liebſter!
Zeitungsreclamationen unnütz!

Holländer (in München) wohl erſt Ende October! —

Bleibe noch vorläufig hier!

Herzliche Grüße!

Ihr

R. Wagner.

Starnberg, 27. September 1864.

Mit der Partitur ausgerüſtet, machte ich mich nun an die Arbeit, verſtärkte das Orcheſter nach Möglichkeit und bat mir auch von Hans v. Bülow noch ſechs männliche und ſechs weibliche der beſten Münchener Chorſänger aus, um das Werk beſtmöglich zur Aufführung zu bringen. Leider war der Bühnenraum in dem alten Theater an der Jakoberkirche ſehr beſchränkt, ſowie für die Größe der Stadt das ganze Haus viel zu klein. (Oberbürgermeiſter Fiſcher ſagte mir lakoniſch, man habe ſchon lange gehofft, daß es eines ſchönen Tags einmal „abbrennete“; es wolle leider aber immer nicht dazu kommen.) Trotz aller räumlichen und ſonſtigen Hinderniſſe gelang es mir, dem großartigen Werk Ehre zu machen. Ein Augsburger Blatt ſchrieb darüber folgendes:

Theater. Die Benefizvorſtellung des ſehr geſchätzten Kapellmeiſters, Herrn W. Weißheimer, war ſehr zahlreich beſucht. Die Wagnerſche Oper „Tannhäuſer“ hatte umſomehr Anziehungskraft entfaltet, als man wußte, daß Herr Weißheimer ein Schüler von Richard Wagner iſt, und man deshalb eine recht korrekte Aufführung hoffen durfte. Dieſe Hoffnung iſt denn auch vollkommen befriedigt worden, ſo daß wir die Oper ſelbſt an Hofbühnen nicht beſſer gehört zu haben

uns erinnern. Es ist keine Kleinigkeit, drei und eine halbe Stunde dieser feierlichen, getragenen, fast immer rezitierenden Musik, die so selten Ruhepunkte für das Ohr gewährt, mit Aufmerksamkeit zu folgen, und doch — das ist das beste Zeugnis für den Komponisten sowohl wie für die Darsteller — blieb das Interesse des Publikums ungeschwächt bis zum letzten Ton, und unter stürmischem Beifall wurden die Träger der Hauptrollen gerufen. Allen Mitwirkenden, voran dem Herrn Kapellmeister, gebührt volle Anerkennung. Als Glanzpunkt heben wir nur hervor das Ensemble am Ende des zweiten Aktes, die Scene der Elisabeth (Fräulein Blazek) am Kreuz und die große Scene des „Tannhäuser" (Herr Damke) mit Wolfram v. Eschenbach (Herr Hochheimer) im dritten Akt.

„Tannhäuser", der dem Publikum so gut wie neu war, bildete neben Gounods „Faust", den ich in Augsburg zum ersten Male aufführte, den Hauptanziehungspunkt der Saison. Unterdessen war die Weihnachtszeit herangerückt. „Faust" sollte am zweiten Feiertag gegeben werden, während am ersten gewohnheitsmäßig keine Vorstellung stattfand. Um diesen Tag nicht ungenützt verstreichen zu lassen, schlug ich dem Direktor vor, ein Konzert zu geben. Da gerade die Tochter des Leipziger Gesangprofessors Götze anwesend war, ließ ich sie Lieder und Arien singen und wählte als Konzertstücke Hans v. Bülows „Sängers Fluch" und Beethovens A-dur-Symphonie. Leider ließ sich das Publikum von seiner Gewohnheit, den ersten Feiertag zu Hause zu verleben, nicht abbringen — es fehlte bei dieser Gelegenheit. „Ausverkauft" dagegen war das Theater wieder am folgenden Abend. Ich teile auch hierüber den Bericht der „Abendzeitung" mit, welcher lautete:

Augsburg, 28. Dezember. (Stadttheater.) Gounods „Fauſt“ iſt noch immer die Parole der Theaterfreunde; er ging jetzt fünfmal über die Bühne und jedesmal, trotz erhöhter Eintrittspreiſe, bei überfülltem Hauſe; ein ſchlagender Beweis für die Vortrefflichkeit der Leiſtungen aller Mitwirkenden, welchen wir ihren Teil an der Zugkraft der Oper nicht verkürzt wiſſen möchten. Wir glauben beſonders auch alle Muſikfreunde in der Nähe unſrer Stadt auf den Genuß, der ſie beim Beſuche dieſer Oper erwarten dürfte, aufmerkſam machen zu müſſen. Die in jeder Beziehung gelungene Aufführung hat vollgültige Beweiſe für die Tüchtigkeit unſrer Bühnenleitung und der ihr zu Gebote ſtehenden Kräfte geliefert. Außer dieſer Oper ſahen wir noch in der letzten Zeit gut durchgeführt Beethovens „Fidelio“, in dem wie in „Fauſt“ das Orcheſter unter Kapellmeiſter Weißheimer Vorzügliches leiſtete. Am Weihnachtstage wurde bei ſchauderhaft leerem Hauſe ein Konzert zum Beſten der Orcheſter-Witwen- und Krankenkaſſe gegeben. Sie haben ſchon in der „Abendzeitung“ auf Fräulein Göhe aus Leipzig aufmerkſam gemacht, die in der That den ihr vorausgegangenen Ruf noch übertraf und ſich im Vortrage von vier Liedern als eine mit nicht gewöhnlichen Mitteln begabte Sängerin bewährte. Sie erntete, ſoweit ein leeres Haus ihn zu ſpenden vermag, einen ſtürmiſchen Beifall.

Daß ich es gewagt hatte, in dieſem Konzert Bülows Orcheſterballade „Des Sängers Fluch“ aufzuführen, zog mir den Zorn des Referenten der „Allgemeinen Zeitung“ (Schletterer) zu, welcher uns beide gründlich „vermöbelte“.

Während meines Beſuches in Starnberg fragte mich Wagner unter anderm nach einem tüchtigen Geſangslehrer, den er in München anſtellen wolle; es fehle dort an einem geeigneten Manne, der es verſtände, jungen Leuten die

Stimmen zu bilden und zu ſtählen, wie er ſolche für ſeine Zwecke nötig habe. Ich empfahl ihm den in Leipzig lebenden Friedrich Schmitt, welcher eine große Geſangsſchule herausgegeben und ſehr erfolgreiche „Stimmkuren" gemacht habe. Wagner beſchloß, ihn kommen zu laſſen, und eines Nachmittags empfing ich in Augsburg den Beſuch des auf ſeiner Münchenfahrt begriffenen, zum höchſten Grade dankerfüllten Friedrich Schmitt, welcher froh war, durch Wagners Berufung ſeiner prekären Lage in Leipzig enthoben worden zu ſein. Noch eines andern Beſuches muß ich hier Erwähnung thun, deſſen des mir befreundeten Komponiſten Goldmark aus Wien, und einer mich nicht wenig wundernden Begegnung mit Mathilde Maier im Augsburger Bahnhof. Sie hatte mich telegraphiſch gebeten, an den Münchener Nachmittagsſchnellzug zu kommen, mit welchem ſie mit ihrer Mutter die Station paſſieren würde. Noch ehe der Zug hielt, ſah ich ihr angſterfülltes, erregtes Geſicht aus dem Coupéfenſter herauslugen. Ich eilte, ſie zu erreichen, und noch ehe dies möglich war, kam mir die ſtürmiſche Frage entgegen: „Lebt er denn noch!" Ich ſtutzte und fragte: „Wer denn?" Schnell antwortete ſie: „Nun, — Wagner!" Ich: „Wieſo Wagner?" Sie: „Ja, haben Sie denn nicht in den Zeitungen geleſen, daß er am Sterben liegt?" Ich: „Warum nicht gar! Ich war ja erſt vorgeſtern bei ihm, — da war er geſund und munter!" Sie (zur Mutter): „Gott ſei Dank, es iſt nichts!" Sie beratſchlagten einen Augenblick und beſchloſſen, die einmal begonnene Reiſe nun auch fortzuſetzen. Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung, und es kamen mir noch ehnell die

Worte nach: „Tausend Dank für Ihre Beruhigung!“ — Wie wird Wagner erstaunt gewesen sein!

Dieser war im Oktober von Starnberg nach München übergesiedelt, wo ich ihn öfters, wenn auch immer nur auf wenige Stunden, gegen Abend besuchte. Mit dem Nachtzug fuhr ich dann wieder nach Augsburg zurück. Er wohnte in der Briennerstraße bei den Propyläen, wo ihm der König ein ganzes Haus mit großem Garten übergeben hatte. Dort traf ich ihn einmal mit einem der Hoftheaterkopisten beschäftigt, dem er mancherlei Kürzungen für den dritten Tristanakt angab und eigenhändig in der Partitur anmerkte: dies Faktum beweist, daß er durchaus kein Gegner von wohlangebrachten „Strichen“ war, wie man später der Welt gern glauben machen wollte. Er wußte selbst am besten, daß alles seine Grenzen hat. Als der Kopist sich mit der Partitur empfohlen hatte, sagte mir Wagner, er sei heute in die unangenehme Lage geraten, einen ihm vom König von Italien, Viktor Emanuel, verliehenen hohen Orden nicht anzunehmen, und fügte hinzu: „Was soll ich mit einem solchen Ding?! Da hat mein König doch ein besseres Einsehen, — der mutet mir so was nicht zu! Bin ich ohne Orden bis hierher gekommen, brauche ich auch weiter keinen!“ Nach solchen Aeußerungen ist wohl anzunehmen, daß er wirklich den Orden zurückschickte.

Bei einem meiner Besuche im Dezember begleitete er mich abends spät von der Briennerstraße an den Bahnhof. Unterwegs teilte ich ihm mit, daß die im August in Leipzig so unliebsam verschobene Hochzeit dafür nun in Augsburg stattfinden solle. Meine Braut sei längst wieder von dem

damaligen Krankheitsanfall genesen, und es sei kein Grund mehr, unsre Vereinigung länger zu verzögern. Er freute sich darüber sehr und sagte auch gleich sein Erscheinen beim Fest zu, worum ich ihn gebeten hatte. Dann besann er sich einen Augenblick und fragte, wieviel Personen etwa noch eingeladen würden. Ich sagte, nur wenige; wir wollten die Feier möglichst entre nous begehen. Außer meinem Schwager und meiner Schwiegermutter sei nur noch Direktor Böckel als Trauzeuge geladen. Da machte er mir ganz aus eignem Antrieb den mich natürlich außerordentlich freuenden Vorschlag: nach der Trauung, welcher er am 10. Januar morgens elf Uhr in Augsburg beiwohnen würde, sogleich mit ihm und den genannten Gästen hierher, nach München, zu fahren, um bei ihm das Diner einzunehmen, damit auch Herr und Frau v. Bülow, sowie der nach München übergesiedelte Peter Cornelius am Feste teilnehmen könnten. Von solcher liebenswürdigen Güte war ich ganz entzückt und dankte ihm beim Abschied herzlichst mit dem Zusatz, das gleich meiner Braut schreiben zu wollen, die darüber vor Freude förmlich außer sich geraten würde. Ihre Antwort vom 24. Dezember lautete natürlich ganz enthusiastisch: „Ach! wie freue ich mich! Der liebe gute Wagner!"

In meiner Gratulation zum neuen Jahre 1865 fügte ich außer meinem Dank auch den meiner Braut bei und schrieb Wagner, daß alles so gehalten werden solle, wie er in seiner übergroßen Liebenswürdigkeit zu bestimmen die Güte gehabt. Am Morgen des 10. Januar käme ich an die Bahn, ihn abzuholen.

Alles schien in Ordnung zu sein. Meine Braut war in Begleitung ihrer Mutter aus Leipzig eingetroffen, und mein Schwager sollte am Tag vor der Hochzeit ankommen — da überraschte uns am neunten um Mittag folgendes Telegramm:

Wendelin Weißheimer, Musikdirektor, Stadttheater
Augsburg.

Es wird mich freuen, Ihnen und Ihrer lieben Braut morgen meine Glückwünsche ausdrücken zu können; unmöglich aber ist mir, Sie mit Ihren geehrten Gästen zu bewillkommnen, da ich mich neuerdings Schonung äußerst bedürftig fühle.

Wagner.

Diesem folgte ein zweites Telegramm, aufgegeben am selben Tag um 6 Uhr 30 Minuten nachmittags. Angekommen 7 Uhr.

Soeben von stärkerem Fieber überfallen, sehe Unmöglichkeit, morgen mit Ihnen zu sein. So geht's.

Wagner.

Man denke sich unsre Ueberraschung!! Da die Kunde seines Kommens in der Stadt bekannt geworden, war während der Trauung die Verlegenheit groß. In der Eile wurde in einem Hotel ein Diner bestellt, zu welchem schnell außer Böckel noch einige Augsburger Freunde geladen wurden.

Nach einigen Tagen schrieb mir (ohne Datum) Hans v. Bülow:

Geehrter Herr und Freund,

Wagner krank und melancholisch, ich dito, Cornelius wenigstens das letztere — da sind wir nun um die Theilnahme an Ihrem Hochzeitsfeste gekommen. Traurig, aber unabänderlich! Nun, Sie werden uns in dieser schönen Zeit nicht vermißt haben (!) und dem, der glücklich ist, thun keine Wünsche von Freunden noth. (!) Dennoch — Sie lesen es ja zum ersten Male — lassen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin die herzlichste Gratulation darbringen.

Es ist grausam, Sie in den Flittertagen (hoffentlich wird von Flittermonaten die Rede sein können) mit einer Behelligung zu stören. Aber wir sind selbst geplagt und darum gezwungen, auch Andere zu plagen. „Majestät befehlen" in den Besitz aller Wagnerschen Manuscripte u. s. w. gesetzt zu werden, begnügen Sich aber auch mit Abschriften. Staatsrath v. Pfistermeister, selbst gemahnt an Beschleunigung, hat nun wieder Wagner gemahnt, dieser endlich mich.

Also — haben Sie den Wieland-Entwurf noch? Und wenn das der Fall, möchten Sie die Güte haben, ihn uns recht rasch zukommen zu lassen? Ich habe Aehnliches noch 6 Mal zu schreiben!

Die Eile nöthigt mich, mir das Vergnügen einer Condolenz zum 25. Dezember zu versagen. (Vergl. das leergebliebene Weihnachtsconzert mit Bülows „Sängers Fluch". W). Doch — da auch Sie mir condoliren könnten, so hebt sich's ja. Uebrigens ein Fiasko ist ja eben so ein Trugebilde wie ein soge-

nunter muſikaliſcher Triumph. Wir ſinden ſchon beide jeder unſere Revanche!

Mit herzlichem Gruße, College im Ehejoch,

Ihr

freundſchaftlichſt ergebener

Hans v. Bülow.

Da man mit der Gratulation etwas ſehr post festum kam, hatte ich es natürlich auch mit der Antwort nicht allzu eilig. Drum fand ſich Wagner bewogen, endlich ſelbſt die Feder zu ergreifen; ohne den Wilandentwurf weiter zu erwähnen, ſchrieb er bloß:

Lieber Weißheimer!

Könnten Sie uns denn mit Ihrer lieben jungen Frau nicht bald einmal beſuchen? Die vorgefallene Confuſion dürfte ſich wohl nur mündlich ausgleichen laſſen.

Melden Sie mir doch auch Eines! Ich ſehe ſoeben nach und finde, daß ich die beiden zum Tannhäuſer nachcomponirten Scenen nicht beſitze. Ich weiß, daß ich ſie Ihnen in Wien übergab. Gewiß haben Sie ſie noch? Ich brauche ſie jetzt. —

Alſo — bitte! beſuchen Sie uns bald: laſſen Sie mich es auch vorher wiſſen. Ich freue mich aufrichtig Sie zuſammen zu ſehen, und komme noch nicht aus dem Bedauern heraus, Ihr Hochzeitfeſt geſtört zu haben.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Rich. Wagner.

25. Januar 1863.

— Schweren Herzens ſchickte ich ihm die Pariſer Tannhäuſerſcenen. Immer hatte ich gehofft, er würde ſie vergeſſen haben oder wenigſtens nicht mehr wiſſen, daß er ſie mir übergeben: ich wollte ſie ihm einmal ſpäter wieder einhändigen — viel ſpäter — wenn ſie kein Unheil mehr anrichten konnten; denn ihre Muſik paßt zur Tannhäuſermuſik — wie die Fauſt aufs Auge! Da er ſie nun durchaus haben wollte, ſo mußte ich ſeinem Verlangen willfahren, überzeugt, daß er damit ſein herrliches Werk verunzieren und entſtellen würde. So geſchah es auch! An den großen Theatern wurden die Neuerungen eingeführt und dadurch das ſo einheitlich komponierte Werk mit zwei gänzlich verſchiedenen, ſich ſogar feindlich gegenüberſtehenden Stilarten durchſetzt, die kein Genießen ſelbſt in den unangetaſtet gebliebenen Teilen mehr aufkommen laſſen. Hätte er doch lieber die Kadenz am Schluß des Duettes zwiſchen „Tannhäuſer“ und „Eliſabeth“ im zweiten Akt einer Reviſion unterzogen, ſtatt im Sängerkrieg die charakteriſtiſchen Geſänge Walthers von der Vogelweide und Biterolfs wegzuſtreichen! Das Fortlaſſen der Chor- und Soliſtimmen (zweites Finale) bei der Stelle: „zum Heil den Sündigen zu führen“ bietet nun dem allein übrig gebliebenen Tannhäuſer keine Unterſtützung mehr; er ſchwebt über dem hier allzu durchſichtigen Orcheſter, das auf die Mitwirkung der Enſembleſtimmen berechnet war, die nun fortfallen, haltlos in den Lüften, und jeder Sänger kann von Glück ſagen, wenn er über dieſe ebenſo großartige als halsbrechende Stelle ohne Unfall hinweg kommt. Hier müſſen unbedingt wieder die Enſembleſtimmen eintreten oder die entſtandenen Lücken im Orcheſter

durch Horn- und Holzbläser ausgefüllt werden, will man mit Erfolg diese wichtige Stelle dem Werk erhalten, welche leider meistens gestrichen wurde. Statt den vortrefflichen Schluß der frühesten Lesart: „Er ist erlöst" (mit den Einsätzen des Wolfram, Landgrafen ꝛc.) wieder herzustellen, ließ Wagner den den Schluß der Oper über Gebühr hinausziehenden Chor der jüngeren Pilger in der Pariser Bearbeitung stehen, wodurch nun die Monstruosität entstand, daß der erste Akt etwa wie ein tollgewordener „Tristan" anhebt, und der letzte sich mit „Rienzi"-ähnlichen Klängen empfiehlt!

Schon gelegentlich unsrer Biebricher Spaziergänge beschäftigte uns häufig genug der Tannhäuserschluß, über den Wagner immer noch nicht ganz einig war: Eh die von Wolfram scheidende Elisabeth die Wartburg erreichen konnte wird sie schon als Leiche wieder heruntergetragen — ob im Sarg oder auf Baumzweigen, macht keinen großen Unterschied —, und viel schneller stirbt dann „Tannhäuser" hin, welcher kurz vorher noch erstaunlich kräftig gewesen. Wagner erkannte diese Uebelstände wohl, wußte aber keine Abhilfe zu schaffen. Einmal war sogar ganz ernstlich davon die Rede, Tannhäuser wieder in den Venusberg ziehen zu lassen und damit die Oper zu schließen. Als ich einwarf: „Was soll aber dann mit Wolfram geschehen? Am Ende muß der auch mit hinein!" lachten wir, und die Sache blieb beim alten.

Durch die unglückliche Einführung der Pariser Partitur an deutschen Hoftheatern wurde man in der Folge gezwungen, wollte man noch die Stileinheit des alten „Tann-

häuſer" genießen, diejenigen Stadttheater aufzuſuchen, denen die Mittel fehlen, eine ſo übertriebene Ausſtattung der „Venusgrotte herzuſtellen. Dort blieb notgedrungen auch die gute alte Partitur in Kraft. Wie war ich aber freudig überraſcht, als ich vor drei Jahren in Stuttgart, wo jene Mittel keineswegs fehlen, die ganze Oper dennoch in der früheren Art aufgeführt ſah! Das war Hermann Zumpes Werk, welcher beharrlich daran feſthielt, mit meiner Anſicht hierüber völlig übereinſtimmte, und welcher unumwunden ausſprach: „Wenn je ſich ein Komponiſt an ſeinem Werk verſündigte, ſo that es Wagner am ‚Tannhäuſer' durch die ſpätere Umarbeitung desſelben." Die Richtigkeit dieſes Ausſpruches wird in immer weiteren Kreiſen zum Sieg gelangen und die Pariſer Zuthaten ſchließlich wieder entfernen, welche ich 1865 meinem wohl verſchloſſenen Schrein leider entreißen mußte, weil es Wagner nicht anders wollte. Bei Ueberſendung ſeines Manuſkriptes dankte ich ihm zugleich für unſre freundliche Einladung, ihn in München zu beſuchen.

Bald darauf lief durch die Preſſe wie ein Lauffeuer die ſenſationelle Nachricht aus München: Wagner ſei in Ungnade gefallen! Sofort alarmierte ich Hans v. Bülow und fragte, ob es denn wirklich wahr ſei, worauf er mir umgehend antwortete, nachdem er mit dem gellenden Lachen der Matroſen im „Fliegenden Holländer" begonnen:

München, 12. Februar 1865.

Liebſter Weißheimer!

Alſo auch Sie in die Falle gegangen? Wozu dienen die Journale? Warum heißt's denn im

Sprüchwort: lügen, wie gedruckt? Nun lassen Sie sich denn schnell beruhigen — denn mit der Anhänglichkeit und Freundschaft eines Mannes wie Sie darf man keinen Hokuspokus treiben. Gestatten Sie mir aber mich kurz zu fassen, denn ich bin dieser Tage eine Arrangirmaschine für unseren großen Meister.

Jene Gerüchte, die Sie so in Aufruhr gesetzt, sind von uns selbst erfunden, um uns gegenüber dem unverschämten zudringlichen Bettelvolk, was von nah und fern Wagner und selbst meine Wenigkeit wanzengleich, sommerfliegenmäßig bis zum Exeß peinigt mit Suppliken um Protection, einigermaßen zu schützen. Sie würden erschrecken, wenn Sie den Haufen grobes und feines geschwärztes Papier sähen, der sich allein bei mir seit fünf Wochen aufgespeichert hat! Da der Sonnenschein höchster Gnade lediglich derartiges Geschmeiß ausbrütet und heranlockt, so ist das einzig mögliche persische Insektenpulver in ähnlichen Fällen — Sonnenfinsterniß. Wir haben uns denn zur künstlichen Insexenesetzung einer solchen in einer scherzenden Stunde entschlossen. Der Effekt hat sich grandios, bengalisch gezeigt! Uebrigens hatten wir verflucht wenig Mühe! Die „vertrauliche Mittheilung" wurde in Zeit von 24 Stunden non plus ultra-publik. Begierig, wollüstig aufgeschnappt, weiter geklatscht mit Zunge und Feder. Nicht blos die bayrischen Zeitungen, auch die mittel-, nord-, süddeutschen, selbst die französ., belgischen u. s. w. sind voll von der „Ungnade".

Die Ariſtokratie wüthend durch ihr conſtantes Ignorirtwerden von Seiten des herrlichen Königs — zu der neulichen Muſikaufführung im Reſidenztheater (wo es beinah ſo ſchön klingt, wie im Pariſer Conservatoire) Mittwoch vor acht Tagen hatte Seine Majeſtät Niemanden zugelaſſen außer Wagner's Spezialfreunden — z. B. ſelbſt nicht die Frau des Hofmuſikintendanten. Die Architekten zornglühend über Semper's Berufung, die Bildhauer giftſpeiend über die in dem offiziellen Artikel von Pecht (Wiener Botſchafter, Münchner Neueſte Nachrichten) angedrohte Engagirung Hähnel's, die Dichter, die Journaliſten in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt — na, inſtrumentiren Sie ſich in Gedanken dieſe Jubelſinfonie!

Jetzt ſind wir ruhig, ungeſchoren — ſelbſt die Kammermuſiker kommen nicht mehr zum Trioſpiel zu uns, was meine von ihrer elenden Geigerei gemarterten Ohren trefflich erholt u. ſ. w. Dagegen: Beſtellungen über Beſtellungen S. M. an Zumbuſch — der gar nichts Anderes mehr arbeiten kann, als Wagnermarmorbüſten — Pecht's treffliches Porträt von Wagner ſeitens S. M. neben den Bildern ſeiner Ahnen aufgehängt — Echter arbeitend an den Illuſtrationen zu ſämmtlichen Wagnerſchen Opern, Schmitt Tenöre und Soprane ſchmiedend — enfin, enfin, Alles charmant und beſſer wie vorher, wo die Zeitungen nicht logen und uns dadurch viel Pein verurſachten.

Was mich persönlich anlangt, so ist es allerdings richtig, daß ich seit vier Wochen Seiner Majestät nichts vorgespielt. Der König war überbeschäftigt und kann nicht auf einmal Alles consumiren. Ich habe ihm dagegen versprochen, zum Besten des Platendenkmals drei öffentliche Clavierfoiréeen zu veranstalten, die er mit seinem Besuche beehren will. Hätte längst damit angefangen, wenn in dieser verfluchten Tanzperiode nicht alle Töne feierten, nicht alle Säle Staub und Schweiß athmeten, und — wenn meine Gesundheit nicht so infam schlecht gewesen wäre. Jetzt behandelt mich aber der berühmte Pfeuffer und Dank seiner intelligenten Pflege komme ich „poco a poco" wieder auf den Strumpf.

Heute speist Klindworth's Onkel, der große Scheindiplomat bei Wagner, auch ein Adjudant des Fürsten Thurn u. Taxis. Da wollen wir fleißig toasten, die Frau Weißheimer, den Körner leben lassen und auf das Wohl aller zu erwartenden phys. u. geistigen Unsterblichkeitsbeweise unseres trefflichen Wendelin anstoßen, dessen in herzlicher Ergebenheit und Gesinnungsgenossenschaft treulichsten Collegen ich mich zeichne

Hans v. Bülow.

Wäre lieber selbst nach Augsburg hinübergesprungen, Ihnen das Alles klar — und mit Détails — auseinander zu setzen — darf aber noch keine Reise wagen. Beste Grüße von meiner Frau an das junge Ehepaar.

München, 12 Februar 1865

Liebster Weisheimer!

Also auch Sie in die Falle gegangen? Wozu dienen die Journale? Warum heisst's denn im Sprichwort: lügen, wie gedruckt? Nun lassen Sie sich denn schnell beruhigen – denn mit der Anhänglichkeit und Freundschaft eines Mannes wie Sie darf man keinen Hokuspokus treiben. Gestatten Sie mir aber, mich kurz zu fassen, denn ich bin diese Tage seine Arrangirmaschine für unseren grossen Meister.

Ihre Gerüchte, die Sie so in Anfang gesetzt, sind von uns selbst erfunden, um uns gegenüber dem unverschämten zudringlichen Bettelvolk, was von nah und fern Wagner und alles seine Wenigkeit wangenzleich, unmerkliegenmässig bis zum Ekel peinigt mit Suppliken um Protection, einigermassen zu schützen. Sie würden erschrecken, wenn Sie den Haufen hohes und feines geschwärztes Papier sähen, der sich allein bei mir mit fünf Wochen aufgespeichert hat! Da der Sommer kein höchster Grade lediglich derartiges Geschmeiss ausbrütet und heraulockt, so ist das einzig wirkliche persische Insektenpulver in ähnlichen Fällen – Sonnenfinsterniss. Wir haben uns zur künstlichen Insgemeinsetzung einer solchen in einer schwachen Stunde entschlossen. Der Effekt hat sich grandios, bezaubert gezeigt! Übrigens hatten wir verflucht wenig Mühe!

So geschmiert im Leipziger Gewandhaustempo.

Sonntag früh, fünf Minuten nach Empfang des Augsburger Schmerzenschreies.

Noch Ende im März gebe ich ein Concert, wo Liszt'sche sinfonische Dichtungen aufgeführt werden. Kommen Sie dazu her?

Ich dankte Bülow für die mir so prompt übermittelte Beruhigung und für sein hochinteressantes „kurzes" Schreiben. Dem angekündigten Lisztkonzert konnte ich nicht beiwohnen, weil erst mit dem kommenden Palmsonntag die Augsburger Theatersaison zu Ende ging und wir beschlossen hatten, die Charwoche in München zu verleben, wo ich dann aller Theatersorgen ledig war. Richtig fuhren wir denn auch am Palmsonntagmorgen hinüber, machten Wagner und Bülow unsre Besuche und wohnten abends der Aufführung der neunten Symphonie im Odeon bei, welche noch unter des Generalmusikdirektors Franz Lachner Leitung stattfand. Hans v. Bülow hatte uns ins Konzert begleitet und neben meiner Frau Platz genommen. Während der Aufführung des großen Beethovenschen Werkes fand begreiflicherweise zwischen ihm und mir ein lebhafter Mienendepeschenwechsel statt, wenn uns in der Ausführung irgend etwas vergriffen schien.

Wir waren im „Augsburger Hof" (jetzt Kaiserhof) abgestiegen, empfingen am Montag den Gegenbesuch Wagners und waren nachmittags zum Kaffee bei Hans v. Bülow, wo wir auch Freund Cornelius trafen. Dann ging es in

die Brienner Straße zu Wagner, um einer Klavierprobe von „Tristan und Isolde“ beizuwohnen. Hauptsächlich galt es an jenem Tag Fräulein Deinet, welcher die „Brangäne“ anvertraut war. Wagner produzierte sich während dieser Probe plötzlich auch einmal als brillanter Kopfsteher: alle mußten lachen, als er unversehens bei Fräulein Deinets Gesang seinen Kopf auf das Sofa stützte und die Beine an der Wand in die Höhe streckte. Ich hatte dieses Kunststück schon einige Male von ihm gesehen, wenn er gerade in besonders guter Laune war. — Am andern Tag begleitete uns Wagner in die Arcisstraße (beim Glaspalast) zu Schnorr v. Carolsfeld, welcher glücklich war, endlich den „Tristan“ singen zu können. Er und seine Gemahlin empfingen mich und meine Frau mit großer Freude — der verwünschte Brief aus Wien von dazumal war vergessen. Jetzt war alles Interesse auf den im Juni projektierten „Tristan“ konzentriert. Als Wagner uns zur Aufführung einlud, war er ganz betroffen, von mir zu hören, daß dies zu meinem größten Bedauern nicht möglich sei — ich war bereits nach Berlin engagiert, wo ich während der Frühlings- und Sommermonate sämtliche Opernaufführungen am Krolltheater zu leiten hatte. Er beklagte es lebhaft und konnte auch während der folgenden Tage nicht darüber hinwegkommen, daß ich nun, wo der „Tristan“ endlich Wirklichkeit würde, ihm nicht beiwohnen könne — ich, der ich der erste gewesen, der für ihn geschrieben und auch in Wien mich ihm geopfert habe! Dies Klagen kam nun zu spät — er hatte es in der Hand gehabt — ich konnte jetzt ebensogut wie Cornelius in München wohnen, wenn er dazu recht-

zeitig Anstalten gemacht oder solche wenigstens nur in Aussicht gestellt hätte. Gerade nach dem Wiener Erlebnis hatte ich mir fest vorgenommen, mich in Zukunft lediglich auf mich selbst zu verlassen, und nach den gemachten Erfahrungen hatte Wagner durchaus keinen Grund, mir das zu verübeln. Bei ruhiger Ueberlegung wird er das wohl auch eingesehen haben.

Die Münchner Tage waren uns wie im Flug vorübergangen, zumal außer dem Verkehr mit den geschätzten Freunden doch auch die Glyptothek und beide Pinakotheken besucht werden mußten. Den Donnerstagabend waren wir nochmals zu Wagner geladen. Beim Thee machte Frau v. Bülow die Honneurs. Dann führte Wagner meine Frau zum Flügel und spielte ihr als Zeichen seiner besonderen Aufmerksamkeit die Lohengrineinleitung — eins der wenigen Stücke, die er auf dem Klavier einigermaßen zu spielen vermochte. Nach langer und sehr lebhafter Unterhaltung trafen wir Anstalt, uns von den vielen hier versammelten Freunden zu verabschieden; denn Charfreitag früh wollten wir abreisen. Wagner begleitete uns bis zum Ausgang des Hauses, nochmals bedauernd, daß wir nicht bis zur Tristanaufführung bleiben könnten — dann verabschiedeten wir uns herzlich, ihm zum „Tristan" alles Glück wünschend. —

Am nächsten Tag fuhren wir direkt nach Osthofen, wo sämtliche Familienangehörige am Abend in der Steinmühle uns mit Sehnsucht erwarteten und uns mit offenen Armen aufnahmen. Dort, im Schoße der Familie, verlebten wir schöne Tage — Tage der Ruhe nach dem vorherigen be-

wegten Leben. Neu gestärkt traten wir dann nach einigen Wochen die Reise nach Berlin an.

---

## Am Krollheater

fanden allabendlich Opernvorstellungen statt — da lernte ich kennen, was es heißt, morgens Probe halten und abends dirigieren! Innerhalb der wenigen Saisonmonate leitete ich über hundert Aufführungen, worunter natürlich viele Wiederholungen. Wagners und Meyerbeers Opern durften nicht gegeben werden — die hatte sich Herr v. Hülsen für das Opernhaus reserviert —; somit war das Repertoire ein recht beschränktes. Diese Monotonie wurde durch Münchener Zeitungsberichte über die ersten Tristanaufführungen unterbrochen, denen die erschütternde Kunde von Schnorrs Tod unmittelbar auf dem Fuße folgte. So hatte dieser Edle nun seinen Tristanenthusiasmus sogar mit dem Tod besiegelt! „Dem Land, das Tristan meint, der Sonne Licht nicht scheint" — ob er diese Worte wohl zum letztenmal völlig ahnungslos gesungen? —

Da hier der Tod mit seiner kalten, unerbittlichen Hand plötzlich in meine Lebensschilderung fuhr, will ich nicht verschweigen, daß er auch mich um jene Zeit bedrohte. Eines Nachmittags holte mich ein befreundeter junger Ingenieur, Adolf Bleichert, zu einem Spaziergang ab. Wir kamen zu dem damals im Bau befindlichen neuen Rathausturm, der, noch in Gerüsten steckend, wohl dreihundert Fuß über die Stadt ragte. Bleichert, der den Baumeister kannte, per-

ſnadierte mich, mit ihm auf den Turm zu ſteigen. Da noch keine Treppen errichtet waren, fuhren wir im leeren Innern mittels einer Gondel in die Höhe. Oben weidete ich mich an dem Anblick der großen Stadt. Nach einiger Zeit ertönte ein Pfiff von innen, und Bleichert eilte mit den Worten: „Herrgott! Das Zeichen zur letzten Niederfahrt!“ davon und ſprang noch gerade in die ſich bereits in Bewegung ſetzende Gondel. Ich ſchrie laut, mich mitzunehmen, — es war zu ſpät — allein ſtand ich auf dem Turm! Ich wartete — wartete — die Gondel kam nicht wieder herauf. Es wurde Abend, und — ich mußte hinaus zu Kroll, wo ich Oper zu dirigieren hatte! Ich mußte alſo hinunter; an ein Uebernachten oben war nicht zu denken. Was aber thun?! Schaudernd ſah ich mir die dreißig bis vierzig übereinander ſtehenden Leitern an, die außen am Turm in freier Luft geländerlos in die Tiefe führten. Nach einigem Beſinnen faßte ich Mut und begann das Wagnis. Zwiſchen den Leiterſproſſen ſah ich direkt in die Königsſtraße hinab — die Leute, über deren Köpfen ich ſchwebte, glichen wimmelnden Ameiſen. Die Hauptſchwierigkeit bot das Ueberſetzen von einer Leiter zur andern: ohne Anhalt mußte man da auf der jeweilig unterſten Sproſſe die oberſte der etwas abſeits ſtehenden nächſten Leiter zu gewinnen trachten, und waren dann einige Sproſſen zurückgelegt, ſo konnte man ſich wenigſtens an denſelben feſthalten. So ging es langſam die vielen Leitern hinab, und die Menſchen unter mir wurden größer und größer. Endlich langte ich — angſtſchweißgebadet — unten an. Wäre mein Kopf nicht völlig ſchwindelfrei geweſen, ſo wär' ich wohl anders unten an-

gekommen! Schnell nahm ich eine Droschke und eilte zu Kroll hinaus, wo ich gerade noch recht kam, Herolds „Zampa" zu dirigieren. Was war das Grausen Zampas vor der Theatermarmorbraut gegen das meine auf dem Berliner Rathausleiternzickzack, an welches ich zeitlebens denken werde!

In Berlin machte ich natürlich auch die Bekanntschaft vieler interessanter Persönlichkeiten, z. B. die der K. Hofkapellmeister Dorn und Taubert, des späteren Dichters Adolf l'Arronge, der damals noch Kapellmeister war und bei Kroll für mich eintrat, als ich zu seinem Vater nach Düsseldorf mußte, welcher die Direktion des dortigen Stadttheaters inne hatte. Auch einen K. russischen Musikdirektor Meyendorff aus Petersburg lernte ich kennen, in dessen liebenswürdiger Familie wir viel verkehrten. Sein Sohn Richard Meyendorff war mir lebhaft zugetan. Da er zugleich ein vortrefflicher Musiker, so empfahl ich ihn Direktor l'Arronge in Düsseldorf als Chor- und Musikdirektor, welcher ihn auch engagierte.

Welch ein anstrengender Beruf der eines Theaterkapellmeisters ist, mag man daraus entnehmen, daß, als ich im September die letzte meiner hundert Opern in Berlin dirigiert hatte, ich gleich zur Bahn mußte, um den folgenden Tag

In Düsseldorf

einzutreffen, wo bereits im Bahnhof der kleine und sehr korpulente Direktor E. Th. l'Arronge meiner harrte, sofort, ohne daß ich nur eine Erfrischung einnehmen konnte, mit mir ins Theater fuhr, mich dem versammelten Orchester- und Sängerpersonal vorstellte und dann sogleich mich er-

ſuchte, ans Pult zu treten, um die letztmögliche Probe der „Hugenotten“ abzuhalten, mit welchen morgen die Saiſon eröffnet werden ſollte. Todmüd und leeren Magens mußte ich mit einem mir gänzlich unbekannten Perſonal eine fünfſtündige Hauptprobe abhalten, dann erſt konnte ich mit Metzdorff nach einer nahen Reſtauration eilen und endlich meinen grimmigen Hunger ſtillen. Seit Berlin hatte ich nichts gegeſſen, weil ich glaubte, dazu in Düſſeldorf die nötige Zeit zu finden. Während der verſpäteten Mahlzeit machte ich übrigens die Bekanntſchaft des ausgezeichneten Violinſpielers und Konzertmeiſters Auer, welcher ſpäter nach Petersburg überſiedelte und dort ſogenannte große Carriere machte.

Die Mühen des Düſſeldorfer Theaterkapellmeiſters ſteigerten ſich noch durch den Umſtand, daß mit der Oper ab und zu nach Eſſen gegangen wurde, um auch König Krupp das Vergnügen einer Opernaufführung zu bereiten. Es wurden da Spielopern wie „Fra Diavolo“, „Waffenſchmied“ und auch einmal „Don Juan“ gegeben. Bei letzterem ſcheiterten jedoch alle Verſuche, dem Eſſener Orcheſter die Begleitung der Rezitative beizubringen; ich ſtellte mir ein Klavier zurecht und vermied ſo am Abend den ſonſt unvermeidlichen „Umſturz“. Einen ſolchen erfuhr in der That einmal der Chor, welchen Direktor l'Arronge aus Billigkeitsgründen von Düſſeldorf in einem großen Omnibus herübertransportieren ließ in der Gegend von Mülheim ſchlug derſelbe um, und die Eſſener Vorſtellung mußte infolgedeſſen eine Stunde ſpäter beginnen. Glücklicherweiſe fanden nur wenige ſolcher „Kunſtfahrten“

nach der Kruppschen Residenz statt, wo mich sein riesenhaftes Etablissement weit mehr interessierte als die von seinem Besitzer gewünschten Theatervorstellungen.

In Düsseldorf hatte ich mir vorgenommen, mit dem sehr guten Orchester und den vorzüglichen Gesangskräften Wagners „Fliegenden Holländer" zur Aufführung zu bringen, der dort noch ganz unbekannt war. Nur zu den Doppelchören im letzten Akt reichte der Theaterchor nicht aus. Es gelang mir, hierzu den vereinigten Düsseldorfer Männergesangverein zu gewinnen. Um den anfänglichen Widerstand l'Arronges zu brechen, verlangte ich, den „Holländer" zu dem mir kontraktlich ausbedungenen Benefiz zu geben. Nach vielen Mühen mit dem verstärkten Chor und dem Wagner-oppositionellen Orchester, mit welchem ich während der Proben wahre Fehden zu bestehen hatte, setzte ich die Aufführung endlich durch, und am 16. Januar 1866 hielt der „Fliegende Holländer" seinen Einzug in Düsseldorf. Das Haus war schon tags vorher ausverkauft; trotzdem drängten sich immer noch Leute herein, und als alle nur irgend möglichen Stehplätze ausgefüllt und das Haus vollgepfropft erschien, mußten sogar die Parterre- und Logenthüren offen bleiben, um den Draußenstehenden einen Durchblick zu ermöglichen, die bis auf den Markt hinaus standen. Und oben auf der Bühne „wimmelte" es infolge der sehr beträchtlichen Chorverstärkung nicht minder — die armen Choristinnen sollen da arg ins Gedränge geraten sein. Als ich ans Pult trat, sah ich einen Lorbeerkranz auf der Partitur liegen, und auf mein Zeichen zum Anfang kam beim ersten Niederschlag nicht das erwartete D-moll, sondern ein

helles D-dur zu Gehör, welches in Geſtalt eines ſchmetternden Tuſches in die Lüfte ſauſte. Sofort brach dann auch das bis dahin reſerviert gebliebene Publikum in donnernden Applaus aus. Mein Erſtaunen, plötzlich den D-dur-Accord zu hören, war kein geringes. Erſt glaubte ich an einen Schabernack des Orcheſters und fuhr wütend herum — als ich aber den Tuſch hörte, erkannte ich ſofort die friedliche Abſicht, mir eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten, und quittierte dieſelbe in vielen Dankesverbeugungen gegen das Publikum und ins Orcheſter, deſſen feindliche Stimmung bereits in der letzten Probe dem „Holländer" gegenüber einer mehr einſichtsvollen und freundlichen gewichen zu ſein ſchien. Wirklich kamen auch nach dem enormen Erfolg des zweiten Aktes, der zum Beſten gehört, was Wagner geſchaffen, drei Abgeſandte des Orcheſters zu mir auf die Bühne, mich wegen deſſen früherer Haltung um Entſchuldigung zu bitten und mir für meine Standhaftigkeit zu danken, mit welcher ich heute dem großen Werk zum Sieg verholfen habe. Trotz der glänzenden Einnahme war jedoch Direktor l'Arronge an jenem Abend nicht ſehr vergnügt: er mußte ſie mit mir teilen und hätte ſie doch ſo gern allein gehabt! Als ich nach Schluß der Oper an der Kaſſe vorbeiging, ſah ich dieſe noch beleuchtet und drinnen einige Beamte funktionieren. Einer der Umſtehenden, dies ſehend, ſagte mitleidig zum andern: „Ach, der arme Kapellmeiſter, jetzt hat er ſich geplagt und abgemüht, und nun wird ihm auch noch zum Dank ſeine ſauer verdiente Benefizhälfte in Beſchlag genommen!" Ich lachte in mich hinein und ging weiter: die in Beſchlag genommene Hälfte war nicht meine, ſondern die des Direk-

ists. Jetzt verstand ich l'Arronges Mißvergnügen. Beinah' wäre ich in den Verdacht gekommen — —

Um jene Zeit hatte sich übrigens in München wirklich das ereignet, was Wagner und Bülow scherzweise ein Jahr vorher in die Presse lanciert hatten: Wagner mußte von München fort, und es hieß, er sei in die Schweiz gegangen. Da ich seinen Aufenthalt nicht kannte, meldete ich Bülow den Düsseldorfer Triumph des „Fliegenden Holländers" und proponierte ihm zugleich, hier mit ihm ein Konzert geben zu wollen. Er gratulierte mir zu dem Holländererfolg und ließ dann kurz darauf auf mein Ersuchen ein zweites Schreiben folgen (das erste ist leider nicht mehr vorhanden, worin er mir u. a. mitteilte, Wagner sei in Genf), in welchem er sich näher über das Konzertprojekt äußert, und welches lautet:

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe unglaublich wenig Zeit — deßhalb umgehende Antwort (sonst komme ich vielleicht gar nicht dazu). Bis heute habe ich noch geschwankt, ob ich nach Paris zur Aufführung der „Graner Messe" (15. März) reisen sollte. Allein schon vor Ankunft Ihres Briefes kamen mir allerhand andre Vorschläge (aus Holland erwarte ich deren ebenfalls noch) zu — gerade für den März, welche mir wünschenswerth machen, die Pariser Reise aufzugeben. 1870 gebe ich das Conzertiren jedenfalls ganz auf — bis dahin habe ich aber als Virtuos noch allerlei zu erledigen — und der Einfall in die Rheingegend scheint mir

aus verſchiedenen Gründen zu drängen. In Elberfeld hat ſich nach meinem friedlichen Klavierſpiel furchtbare Zeitungsfehde entzündet — kurz der Moment iſt günſtiger, als je, mich in der Umgegend von Düſſeldorf — noch in dieſer Saiſon — vielfachst möglich blicken zu laſſen.

Alſo — kommen wir zur Concluſion. Ich acceptire für den 22. (März) — aber nicht Halbpart, denn Sie haben mindeſtens zwei Drittheile mehr Arbeit als ich. Für den 15ten bitte ich oder autoriſire ich Sie (da man ſich an Ihre Vermittlung gewendet) für mich ebenfalls anzunehmen (bei der Düſſeldorfer Concertgeſellſchaft); jedoch verlange ich mein jetzt „üblich" gewordenes Honorar für Mitwirkung in Abonnementconcerten, nämlich 20 (zwanzig) Frd'dor. Hamburg zahlte mir voriges Jahr 25 Frd'dor. Madam Schumann empfängt deren am Rhein 30. Alſo — können die Düſſeldorf ſich hinaufmontiren.

Zwiſchen dem 15. und 22. will ich nun in Barmen concertiren und in Köln eine Soirée geben. Sehr dankbar würde ich Ihnen ſein, wenn Sie mir eine dortige anſtändige Muſikalienhandlung nennten, die nöthigenfalls gegen Prozente das Arrangement (Saalmiethe, Annoncen) übernehmen würde. Ihnen wird es nicht ſchwer ſein, dieſe in Erfahrung zu bringen.

Attakiren wir jetzt die Programmfrage. In Ihrem Intereſſe nicht lauter „Zukunft". Ferner geben Sie das Liebesmahl (der Apoſtel von Wagner)

als Schlußnummer. Oder da Sie Chor haben, führen Sie mit mir Beethovens op. 80 Fantasie für Chor, Piano, Orchester u. s. w. auf. „Gretchen" (Faustsymphonie) nicht geeignet — wird auch zu viele Proben kosten. „Préludes" meiner Ansicht nach (nöthigenfalls mit Hinweglassung von Gran Cassa [große Trommel] und Collegen) am besten zur Introduction, nämlich Liszts. „Festklänge" übrigens ebenso sicher. Von beiden kann ich Stimmen liefern. Nur Streichquartett wäre etwa noch zu doubliren. Da der Saal vermuthlich sehr groß, würde ich als Klavierpiècen vorschlagen

1. Beethovens Es- oder G-Conzert,

2. Ungarische Fantasie von Liszt mit Orchester. Oder wenn Sie irgend eine klassische Orchesternummer bringen, das Lisztsche Es-dur Conzert oder das Henseltsche. Für Stimmen sorge ich. Eventuell ginge als Nr. 2 auch die Verschmelzung von klassisch und romantisch — nämlich Liszts Fantasie für Piano und Orchester über Themen aus Beethovens Ruinen von Athen.

So — hier haben Sie das Material, mit welchem Sie nun nach Belieben ein durch Contraste u. s. w. interessant gemachtes Programm zusammenredigiren können.

Darf ich Ihnen einen unmaßgeblichen Rath geben? Kürzen Sie, wenn und wo thunlich, am ersten Satz des Toggenburg, welchem ich übrigens sehr das Wort rede. — Falls „Sängers Fluch" geniren

ſollte, oder die Poſaunisten im Allegro keine Achtel trioten präſtiren können, ſo laſſen Sie ihn gemüthlichſt weg. Namentlich dann, wenn zwiſchen mir und einer Lißtſchen ſinfoniſchen Dichtung zu wählen wäre.

— Am 25ten dieſes werde ich wieder aufathmen. Jetzt habe ich täglich Chor-, Solo-, Orcheſterproben von Liszts „Heilige Eliſabeth", die am 24. im großen Hoftheater zur Aufführung kommt (Wiederholung vielleicht am 28.). Außerdem will der König privatim eine Anzahl Lißtſcher ſinfoniſcher Dichtungen hören. Daneben habe ich meine Abgebrannten-Klavierſoiréen am 17. und 23. Februar und 8. März — vorläufig ſo angeſetzt. Dieß erklärt Ihnen, warum ich den 22. vorziehe für Ihr Konzert. Nun rathe ich Ihnen aber, dieſe Wahl dem philharmoniſchen Comité als von Ihnen ausgehend anzukündigen. Sie erweiſen ihm eine Galanterie, indem Sie demſelben den Reiz meiner Neuheit für Düſſeldorf großmüthig cediren. Anſtandshalber müſſen die Leute dann wieder artig gegen Sie ſein. Meinen Sie nicht auch?

Das ſchwarze Siegel: Liszts Mutter iſt leider am 6. d. nach kurzer Krankheit verſtorben. Sie war bereits 78 Jahre alt, es wäre aber doch ſchön geweſen, wenn ſie die Rückkehr ihres Sohnes und deſſen Triumph als Componiſt erlebt hätte!

Meine freundlichſten Empfehlungen Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin, beſte Grüße an Ihren

trefflichen Herrn Adjutanten Meyendorff, in gelegentlicher Erwartung weiterer „Anbetungen".

Ihr in freundschaftlicher Hochachtung
ergebenster

München 14. 2. 66.
15 Luitpoldstraße.

Hans v. Bülow.

In meiner Antwort schlug ich nun Bülow vor, statt meines ersten Toggenburgsatzes „Das Grab im Busento" aufzuführen, da mit Liszts Préludes und Bülows „Sängers Fluch", an welchen Nummern ich unbedingt festhalten würde, sonst zu viel Instrumentalmusik ins Programm kommen dürfte. Außerdem waren ja auch noch das Beethovensche Es-dur-Konzert und Liszts „Ungarische Phantasie" zur Aufführung bestimmt! Das war schon mehr als genug. Nachdem ich alles vorbereitet und einstudiert hatte, kam folgendes Telegramm unterm 20. März aus Aachen:

Kapellmeister Weißheimer, Düsseldorf.

Komme morgen nachmittags halb drei. Bitte um vollständige Konzertanzeige Kölnische Zeitung auf meine Kosten. Bülow.

Als Konzertlokal diente die neue, mehrere tausend Personen fassende Tonhalle. Am Abend nach Bülows Ankunft fand die letzte Probe und am folgenden das Konzert statt. Der riesige Saal war in allen Teilen von oben bis unten angefüllt, und Beifallssalven ertönten, wie sie in Düsseldorf wohl noch nicht erklungen. Einer meiner intimen Freunde, Justizrat Dr. Hertz, Mitglied des Konzertvorstandes, sagte, ein solcher Konzerterfolg sei hier unerhört.

Der Vortrag des Beethovenschen Klavierkonzerts entzückte dermaßen, daß Bülow wieder und immer wieder erscheinen mußte. Als er da zur Abwechslung auch mich zur Rampe ziehen wollte und ich dem widerstand, brach während unsers kleinen Ringkampfes wieder ein solch betäubender Applaus los, daß ich der Sache ein Ende machte und mit vorging. Als wir zurücktraten, sagte er mir: „Sie mußten mit; denn so, wie Sie heute, hat mir noch keiner das Beethovensche Konzert dirigiert." „Les Préludes" und „Sängers Fluch" von Bülow, welcher sein Werk natürlich selber dirigierte, fanden entschiedenen Anklang. Nicht minder das schon so oft erfolgreich zur Aufführung gekommene „Grab im Busento". Zum Schluß kam die „Ungarische Phantasie" Liszts. Während Bülows erstaunlicher Bewältigung dieser Klaviermunder vermochte das enthusiasmierte Publikum nicht mehr auf den Sitzen zu bleiben: jeder wollte auch sehen, was vorging. Einer folgte dem andern, und schließlich standen sie alle: dem Lisztschen Bravourstück widerfuhr so die höchste Ehre — es wurde stehend angehört. Nach dem Konzert verteilten wir die sehr beträchtliche Beute. Bülow wollte absolut nur ein Drittel acceptieren, und ich bestand darauf, daß ihm mindestens die Hälfte, wenn nicht Zweidrittel gebührten. Als ich es schließlich dahin gebracht hatte, daß der Geldhaufen wenigstens in zwei gleiche Teile abgezählt wurde, griff er plötzlich wieder in den seinen und warf eine Handvoll Silber- und Goldstücke herüber in den meinen. Ich that sofort das Gleiche, dem er wieder eine verstärkte Ladung folgen ließ. Nachdem dieses artige Bombardement einige Zeit hin- und hergegangen, strich er plötzlich den gerade

vor ihm liegenden Minderteil in seinen Hut und lief damit in das benachbarte Zimmer, dasselbe hinter sich verriegelnd. So endigte die Verteilung der Düsseldorfer Konzertbeute.

Vor Bülows Abreise am folgenden Tag machten wir im Hotel der Gräfin v. Hatzfeld einen Besuch, deren zufällige Anwesenheit wir erfahren hatten. Seit Pergzabern hatte ich sie nicht mehr gesehen, wo sie mit Lassalle im offenen Wagen in die Welt hinausgefahren — auf Nimmerwiedersehen. Die Gräfin war seitdem wie gebrochen, — der Schlag war zu fürchterlich, — sie glich einem Gespenst. Jammernd erzählte sie uns den Verlauf der drei Leidenstage in Genf. Nach dem Duell sei Lassalle noch rüstig die Treppen im Hotel hinaufgeschritten; er hätte es nicht glauben wollen, daß er ein verlorener Mann sei. Der telegraphisch aus Heidelberg mittels Extrazugs nach Genf berufene Professor Chelius habe nach Untersuchung der Wunde keine Hoffnung gelassen. Lassalle habe schnell noch ein Testament angeordnet und unterschrieben, dann seien die Schmerzen so heftig geworden, daß er „mit den Fäusten die Wand behämmerte". Der Gewaltige schien selbst dem Tod Trotz zu bieten, bis er ihm erlegen. Dann habe sie die Leiche nach Deutschland zurückgeführt. „In allen Städten auf dem weiten Weg bis Breslau seien Arbeiterkorporationen mit Kränzen erschienen, ihrer tiefen Trauer Ausdruck verleihend. Der Anblick dieser ungeheuern Trauer so vieler Tausende habe sie einzig und allein aufrecht erhalten und ihr Kraft gegeben auf dieser schrecklichen Reise. Als man ihn in Breslau in die Grube gesenkt, habe sie wochenlang

wie betäubt gelegen. — Bülow und mir ſtanden bei dieſer erſchütternden Erzählung die Thränen in den Augen. Als wir uns wieder empfahlen, dankte ſie uns des herzlichſten für unſern Beſuch. Dann kehrten wir ſchnell zu mir nach Haus zurück, wo ſich Bülow von meiner Frau verabſchiedete, um ſofort weiter zu reiſen. Da bald darauf auch die Theaterſaiſon zu Ende ging, fuhr ich mit meiner Frau nach Oſthofen, wo wir den Frühling und Sommer gut zu verleben gedachten.

Aber in Oſthofen war keine Ruhe zu finden. Der politiſche Horizont verdüſterte ſich mehr und mehr, es trieb dem Krieg zu, und der Haß gegen Preußen und ſeinen genialen Miniſter v. Bismarck nahm die ungeheuerſten Dimenſionen an. Da ich „leider“ eifriger Anhänger und Verteidiger Bismarcks war, hatte ich in der Familie und an öffentlichen Orten, wo ich mich zeigte, einen ſchlimmen Stand. Wirtshäuſer konnte ich ſchon kaum mehr beſuchen, und wenn ich über die Straße ging, wurde mir das damals denkbar größte Schmähwort: „Bismarck“ nachgerufen. Am Tag nach dem Blindſchen Attentat unter den Linden in Berlin war mein Vater in Worms. Als er abends zurückkehrte, erzählte er, „die ganze Stadt“ ſei in Trauer über das Mißlingen des meuchleriſchen Anſchlags. Unter ſolchen Umſtänden war es wahrlich in der Steinmühle kein angenehmer Aufenthalt. Erſt die Siegesnachricht von Königgrätz ernüchterte die flammenden Gemüter: mit ſtummer Reſignation wurde dann auch die Niederlage unſrer teuern Heſſen bei Aſchaffenburg und der Preußen Einzug in Darmſtadt hingenommen, nachdem Hannover, Kurheſſen, Naſſau und

Frankfurt bereits von denſelben beſetzt waren. Die Frankfurter Bundesarmee war überall geſchlagen und in der That zu einer „Bumbesarmee“ geworden, wie ſie jetzt der knirſchende Volkswitz titulierte. Gerade, als ſich Bayern und Preußen bei Kiſſingen und Würzburg herumſchlugen, hatte ich in Oſthofen die beſondere Ueberraſchung, ein Königliches Kabinettsſchreiben aus München zu erhalten, in welchem mir im Allerhöchſten Auftrag des Königs Ludwig II. mitgeteilt wurde, Seine Majeſtät hätten meine analytiſche Abhandlung über „Triſtan und Iſolde“ geleſen, die Seiner Majeſtät ſehr gefallen, und wofür ſie mir Allerhöchſt danken ließen. Gleich darauf kam auch ein Brief Hans v. Bülows, der bereits hiervon wußte, mit der Mahnung, nur nicht zu verſäumen, eine förmliche Dankſage nach München abzuſenden. Von Dr. Brendel erfuhr ich etwas ſpäter, das Königliche Kabinett habe zuerſt nach Leipzig geſchrieben und ihn um die Adreſſe des Verfaſſers jener Triſtanartikel in der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ gebeten, welchem Verlangen er, Brendel, ſofort entſprochen habe. Ich konnte mir nun erklären, wie mitten im Kriege jenes Kabinettsſchreiben nach Oſthofen kam, über welches ich mich um ſo mehr freute, als ich auch daraus erſah, daß ſich der König nicht einmal durch Schlachten und Kanonendonner im Studium der Wagnerlitteratur irremachen ließ.

Da ich von 1866—68 bei Direktor Emil Hahn in Würzburg engagiert war, brach ich Anfang September dorthin auf. Zunächſt fuhren wir nach Darmſtadt, um Regierungsrat Städel und Dr. Schüler zu beſuchen. Wir wohnten im Gaſthof „zur Traube“ und hatten früh beim

Aufwachen den ungewohnten Anblick, den großen Platz um das Monument vollständig mit Preußen angefüllt zu sehen, welche sich gerade anschickten, die Stadt zu verlassen.

## In Würzburg.

das die Preußen noch besetzt hielten, trafen wir abends ein. Bei der erbitterten Stimmung der Einwohnerschaft schien es geraten, im Hotel zu bleiben, vor welchem sich in der Nacht auch wirklich ein Krawall abspielte. Glücklicherweise verließen die Preußen vor Beginn der Theatersaison die Stadt. Einen Teil der Festung über dem Main hatten sie in Brand geschossen.

Gleich nach unsrer Ankunft besuchten wir Alexander Ritter und seine Gemahlin Franziska, eine Nichte Richard Wagners, mit welchen wir uns rasch auf das innigste befreundeten und in deren reizender Gesellschaft wir die schöne Umgebung Würzburgs aufsuchten, aufs „Käppele" und die lange, steinerne Treppe nach Türbach hinaufstiegen, wo wir dem feurigen „Bocksbeutel" wacker zusprachen. Mitte September öffnete sich das Theater unter günstigen Auspizien, und bald hatte ich unter seinen eifrigen Besuchern warme Freunde gewonnen, wie Dr. Paul Mark, Dr. Hilger und Breidenbach, die Professoren Semper (mit dem Dresdener Baukünstler verwandt) und v. Bezold, welcher leider im folgenden Jahre starb. Durch den Studenten Wolfhügel kam ich auch in Akademikerkreise, an deren „Kneipen" ich mich ab und zu beteiligen mußte und wo

ich unter andern ganz ahnungslos die Bekanntschaft eines kommenden Neffen machte, des Dr. Philipp Biedert, nachmaligen Sanitätsrats und Professors in Hagenau i. E., des künftigen Gemahls meiner Nichte Agnes Möllinger.

Im Spätherbst herrschte großes Leben und große Freude: König Ludwig II. bereiste seine vom Krieg heimgesuchten Provinzen und stattete auch Würzburg seinen Besuch ab. Abends wollte er das Theater besuchen; Direktor Hahn versäumte nicht, den König am Eingang zu erwarten und ihn mit fünfarmigem silbernem Leuchter die Treppe hinauf in seine Loge zu geleiten. Hier erkundigte sich der König nach dem Repertoire der nächsten Tage und fragte, ob er auch Musik zu hören bekomme. Hahn antwortete, er wolle sich hierüber schleunigst mit seinem Kapellmeister beraten. Als da der König meinen Namen hörte, sagte er lebhaft: „Herr Weißheimer ist mir ja schon als Schriftsteller vorteilhaft bekannt; nun möchte ich ihn auch als Kapellmeister kennen lernen — ich möchte eine Wagnersche Oper unter seiner Leitung hören.“ Hahn bemerkte, daß „Rienzi“ leider eben erst in Vorbereitung und nicht vor vierzehn Tagen zu ermöglichen sei. Da bat sich der König aus, ihm zu der auf übermorgen angesetzten „Braut von Messina“ — Wagnersche Ouvertüren spielen zu lassen, vor dem letzten Akt womöglich die zu „Tristan und Isolde“! Mit diesem Verlangen kam Direktor Hahn atemlos in meine Wohnung. Es wurden die Ouvertüren zu „Rienzi“, „Tannhäuser“, „Lohengrin“, der Trauungszug aus „Lohengrin“ und die Tristaneinleitung zum Schluß beschlossen. Mit diesem Ver-

zeichnis kehrte der Direktor schnell in die Königliche Loge zurück und erntete damit Seiner Majestät ganz besonderen Dank. Das Tristanverlangen konnte ihm bei der Kürze der Zeit nur dadurch erfüllt werden, daß ich zufällig die Orchesterpartitur mit nach Würzburg gebracht hatte, welche ich sofort zerlegte, um der Einleitung den Schluß der Oper anzufügen, wie Wagner es schon für mein Leipziger Konzert vorgeschlagen hatte. Nun mußten vor allem die Orchesterstimmen ausgeschrieben werden; ein halb Dutzend Kopisten machte sich sogleich an die Arbeit. Den nächsten Tag benützte ich zur Einübung der Rienzi-, Tannhäuser- und Lohengrinnummern, zu welchen Hahn glücklicherweise die Stimmen besaß, — erst am folgenden konnte ich die neuen zum Tristan erhalten — leider sehr spät in Anbetracht dieser schwierigen Musik, welche das Orchester abends dem König vorspielen sollte, und von welcher es morgens noch keine Ahnung hatte. Nach einer sechsstündigen Probe von 9—3 Uhr war jedoch „Tristan" und alles andre glücklich bewältigt. Als ich da ermüdet aus dem Theater ging, traf mich eine Bestellung, ins Schloß zu kommen. Es konnte nicht anders sein, — gewiß wollte mich der König selber sprechen — ich eilte nach Haus, steckte mich in Frack und weiße Krawatte und fuhr ins Schloß. Dort angekommen fand ich keine menschliche Seele, die mir nähere Auskunft geben konnte. Ich stieg die große Treppe hinauf, durchschritt die langen Korridore, die weiten Säle — nirgends ein lebendes Wesen. Endlich gewahrte ich im linken Schloßflügel etwas Leben. Ich näherte mich, öffnete vorsichtig eine fürchterlich schwere und hohe Thür, blickte hinein und sah — den

König mutterſeelenallein an der gedeckten Tafel im Speiſeſaal ſitzen. Schnell trat ich zurück, — unmöglich durfte ich ihn bei der Mahlzeit ſtören! (Hätte ich übrigens gewußt, was kommen ſollte, ſo wär' ich am Ende doch hineingegangen: bei dem Wohlwollen Seiner Majeſtät für mich würde das Wagnis vielleicht gar nicht ſo übel abgelaufen ſein, — vielleicht hätte er mich zur Tafel gezogen, und es hätte die vom Zaun gebrochene Gelegenheit zu meinem Glück ausſchlagen können. Wer weiß, ob ich da nicht einen jener Momente verſäumte, die im Leben nur einmal zu kommen pflegen — —). Ich ging alſo zurück und ſtieß jetzt auf einen Kammerdiener, welcher mich ſogleich zum Hofmarſchall Grafen v. Holnſtein führte. Dieſer empfing mich ſehr kühl und bemerkte, er habe mich rufen laſſen, mir mitzuteilen, daß Seine Majeſtät heute abend lediglich nur das Schillerſche Stück, keinesfalls aber nebenbei Wagnerſche Muſik hören wolle! Bei der bekannten Abneigung der Höflinge gegen dieſelbe glaubte ich einfach nicht an dieſen widerſpruchsvollen angeblichen Königsbefehl und antwortete ruhig, das heute im Theater Aufzuführende ſei nicht meine, ſondern des Direktors Sache. Dieſem möge daher der Herr Hofmarſchall den Königlichen Befehl zuſtellen. Sofort eilte ich ins Theater. Direktor Hahn glaubte ſo wenig an dieſe Geſchichte wie ich, ſondern witterte darin gleich eine jener billigen Hofintriguen, welche nur gemacht werden, Allerhöchſte Wünſche zu vereiteln. Da ein ſchriftlicher Gegenbefehl beim Direktor nicht eintraf (!), ließ Hahn vorſichtshalber ſchnell einen neuen, einzig nur für den König beſtimmten Theaterzettel mit Angabe der betreffenden Wagnerouvertüren herſtellen,

den er ihm beim Eintritt in die Loge übergab, Seine Majestät bittend, die zu hörenden Stücke gnädigst selbst zu bestimmen und die getroffene Wahl durch seinen Adjutanten mir ins Orchester ansagen zu lassen. So geschah es. Sofort kam der Adjutant mit den Worten: „Seine Majestät befehlen zu Anfang: „Ouvertüre zu ‚Rienzi‘.“ Eh' ich begann, konnte ich nicht umhin, nach dem Grafen v. Holnstein zu blicken, welcher mit einem feuerroten Gesicht neben der Königsloge saß. Am Schluß der Ouvertüre applaudierte mir Seine Majestät, dann hob sich der Vorhang. Nach dem ersten Akt kam wieder der Adjutant mit den Worten: Seine Majestät befehlen, die Tannhäuserouvertüre zu spielen. Wieder blickte ich nach Graf Holnstein und spielte die Tannhäuserouvertüre. So ging es fort bis zum Schluß — immer lautete der Königliche Befehl nach der Reihenfolge des angegebenen Programms. Als der König zum Schluß der Tristaneinleitung ganz unvermutet auch noch den „Liebestod“ zu hören bekam, richtete er wie verklärt seine blauen Augen unverwandt in die Höhe, dann applaudierte er mir dreimal, mich jedesmal wieder zu neuer Verbeugung zwingend. Das dicht besetzte Haus enthielt sich in diskreter Weise jeder Beifallsbezeigung. Beim Verlassen des Theaters erscholl mir von allen Seiten der Ruf entgegen: „Gratuliere! Sie bekommen einen Orden!“ Ich sagte: „Abwarten!“ Was ich bekam, wird sich gleich zeigen. Für jetzt habe ich nur zu konstatieren, daß Seine Majestät an jenem Abend keine Wagnersche Musik zu hören bekommen hätte — auch wenn sie diese noch so sehr gewünscht! —, wenn ich dem Herrn Hofmarschall den Willen gethan und

mich von ihm hätte irremachen lassen. Leicht konnte da dem König gesagt werden, die Musiker seien mit den Stücken nicht fertig geworden, und das Odium wäre dann auf mich gefallen.

Am folgenden Tag ließ sich Seine Majestät ein Verzeichnis sämtlicher Schriften und Kompositionen von mir aufstellen. Am Schluß erwähnte ich auch des Wagnerschen Manuskriptentwurfs zu „Wiland der Schmied", den ich glücklicherweise seinerzeit nicht herausgegeben und wie einen Schatz gehütet hatte. Kaum hatte der König von dessen Existenz Kunde, so kam auch schon der Adjutant wieder mit der Frage, ob ich davon eine Kopie machen lassen und dieselbe ins Hoflager nach Nürnberg senden wolle, wo Seine Majestät die kommende Woche zu verweilen gedächten. Natürlich war mir des Königs Wunsch Befehl, und ich versprach, denselben baldmöglichst zu erfüllen. Da ich Bedenken trug, das Dokument fremden Händen anzuvertrauen, und meiner Frau eine schöne und sehr leserliche Handschrift eigen, so bat ich sie, die Abschrift für den König selbst anzufertigen, was sie mit Freuden that. Mit der recht ermüdlichen Arbeit kam sie nach vier bis fünf Tagen zu Ende. Ich ließ dann die Kopie mit einem Prachteinband versehen und sandte sie ans Hoflager nach Nürnberg. Wer beschreibt nun unser Erstaunen, unsre Entrüstung, als wir vom Grafen Holnstein eine Geldentschädigung im Betrag von fünfzig Gulden zugeschickt erhielten!! Sofort waren wir einig, die fünfzig Gulden umgehend wieder zurückzuschicken, da wir uns für die dem König zugedachte Aufmerksamkeit doch nicht bezahlen lassen wollten, hielten

es jedoch für angebracht, bevor wir handelten, Wagners Meinung darüber einzuholen. Ich teilte ihm unsre Verlegenheit mit und bat um umgehenden Bescheid. Statt seiner antwortete mir — Frau Cosima v. Bülow aus — Basel, deren Schreiben ich unverändert hersetze.

Basel, St. Johannes Vorstadt 31.

Lieber Herr Weißheimer!

Der Meister theilt mir ein Schreiben von Ihnen mit welches wie er meldet ihn viel beschäftige, und dessen Inhalt ihn recht betrübt hat. Er pflägt (?) meine Ansicht über den peinlichen Fall zu hören, und ersucht mich Ihnen dieselbe, falls sie mit der Seinigen stimmen sollte, mitzutheilen. Nach langem Erwägen ist er nämlich für gänzliches Ignoriren der ganzen Unannehmlichkeit, und ich muß — in Betracht der Verhältnisse — ihm Recht geben. Ich glaube nicht, daß Graf H. weder das Manuscript hat vorenthalten, noch Sie, lieber Herr Weißheimer, beleidigen wollen. Es ist Sitte an den Höfen daß der Hofmarschall die Rechnungen mit seinem Namen quittirt (Hofconcerte u. s. w.); nun hat gewiß Graf H. gemeint Sie hätten Auslagen gehabt, da er nicht ahnen kann daß Ihre Frau Gemahlin selbst die Abschrift übernommen hat. Ich weiß daß der König die Copie erwartete, und der Meister hat ihn gefragt ob er wohl dieselbe erhalten hätte. — Ich glaube, daß die ganze Angelegenheit nach Hofsitte und Art vom Grafen H. gehandhabt worden ist; daß dieselben in diesem Fall

nicht angebracht waren ist das Peinliche und Mißliche, welches der Meister herzlich bedauert, über welches er Sie aber bittet hinweg zu sehen, da ein unangenehmer Auftritt viel Gutes welches angebahnt ist möglicherweise verhindern oder verzögern könnte. Er hat dem König gesagt wer Sie sind und was Sie ihm sind, und ich bezweifle nicht, daß im Lauf der Zeit Ihnen für den peinlichen Fall die gewünschte Genugthuung wird.

Wie sind Sie mit Ihrer Thätigkeit in Würzburg zufrieden? Hier hat mein Mann vollauf zu schaffen und ist im ganzen wohl und munter. Fragmente aus Romeo und Julie von Berlioz wurden neulich in der Orchestergesellschaft ganz erträglich gemacht — Sie erkennen wohl den Einfluß? Wie geht es der Familie Ritter, wollen Sie unsere herzlichsten Grüße derselben übermitteln? Wie steht es denn mit Tristan? Sie sind kühn — das ist aber so recht —

Wagner arbeitet fleißig an seine Meistersinger, er ist ungefähr bis zur Mitte des dritten Aktes angelangt, es ist und wird himmlisch.

Leben Sie wohl lieber Herr Weißheimer, entgegnen Sie der verdrießlichen Sache mit Geduld, dieses einzige Gegengift das im Leben hilft, ich stehe Ihnen dafür sowohl daß der König nichts von den 50 Gulden weiß als daß er Ihr Manuscript erhalten hat, und auch, daß Graf H. nach Hofgebrauch gehandelt hat. Uebrigens werden Sie in Bälde vom Meister Bestimmteres erfahren, denn er hat beim

König angefragt ob die Abschrift abgegeben worden sei.

Herzlichste Grüße von meinem Mann und mir und die besten Wünsche für ein fröhliches Fest

C. v. Bülow.

Wien Dezember 1866.

Indem ich nochmals die Sache erwäge, glaube ich, könnten Sie ohne Verdruß zu erregen, dem Grafen einige Zeilen schreiben, indem Sie ihm die 50 Gulden zurückerstatten mit der höflichen Bemerkung: daß die Sendung wohl auf der Annahme beruhe Sie hätten Auslagen gehabt, da dieses aber nicht der Fall gewesen sei, erlaubten Sie sich dem Herrn Hofmarschall höflichst das Geld zurückzusenden. Für das Weitere lassen Sie den Meister sorgen. Ich möchte Sie aber bitten Ihren Brief an Graf H. sehr förmlich zu halten.

P. S. Es ist nicht Sitte daß im Allerhöchsten Auftrag Zahlungen wie die einer Copie gemacht werden, und Graf H. hat eben die Sache nicht untersucht und sie als eine Bestellung des Königs betrachtet. Auch darf der Hofmarschall nicht annehmen daß dem Könige Geschenke gemacht werden. Graf H. ist, glaube ich, unschuldiger als es aussieht — so ist auch die Ansicht des Meisters der in diese Hofverhältnisse nach verschiedenen Seiten hin Erfahrungen gemacht hat.

Wahrhaftig ein fast salomonischer Ausspruch: heute „ignorieren" und das Geld behalten — und morgen es

zurückschicken! Glücklicherweise konnte man Wagners Meinung, das Geld zu behalten, ziemlich deutlich ersehen, und so ließ ich's denn auch dabei bewenden, von der Erwägung ausgehend, daß der König so wie so nichts davon erfahren würde, und die fünfzig Gulden einfach im Orkus verschwinden möchten. Die versprochene Genugthuung ist übrigens ausgeblieben. Ich revanchierte mich mit einer vortrefflichen Rienzi-Aufführung, die ganz Würzburg in Bewegung setzte und Direktor Hahn schöne Einnahmen brachte. Unterm 29. Dezember dankte mir Wagner aus Luzern (seinem jetzigen Wohnort) für diese schöne Aufführung „in der gewürzten Burg". Seinen Brief glaube ich Freund Ritter gegeben zu haben; — unter meinen Papieren fand er sich wenigstens nicht vor.

## Die Tonkünstlerversammlung und das Wartburgfest 1867.

Nach Schluß der Theatersaison gingen wir diesmal zum Besuch der Mutter nach Leipzig, wo wir viel mit Brendel, Riedel und Frau Luise Otto verkehrten. Im Sommer sollte die Tonkünstlerversammlung in Meiningen unter Leitung Dr. Damroschs aus Breslau stattfinden, wo unter anderm Liszts „Bergsymphonie" geplant war, welche ich noch nirgends gehört hatte. Da Meister Liszt endlich wieder von Rom nach Weimar zurückgekehrt, brach ich am 16. August von Leipzig auf, um zunächst ihn zu besuchen, den ich fast sechs Jahre nicht mehr gesehen. „Er war der alte, ewig junge, himmlische Mann und

Freund", wie ich gleich noch am Abend meiner Frau nach Leipzig ſchrieb, welche mit mir in Meiningen zuſammentreffen ſollte, da ich eine Fußpartie durch den Thüringerwald vorhatte und ſie vorzog, mit Frau Riedel per Bahn dorthin zu reiſen. Liszt, der gerade ausgehen wollte, lud mich ein, ihm in die Wohnung ſeines Freundes Herrn Müller zu folgen (wenn ich mich recht erinnere, war es der Schwiegervater des in Eiſenach wirkenden Muſikdirektors Müller-Hartung), eines reichen Hamburger Herrn, welcher in Weimar ein großes Haus machte. Schon unterwegs erkundigte ſich Liszt, ob meine Oper „Körner" nun ganz fertig ſei; in Rom habe er von der beifälligen Aufnahme des Vorſpiels derſelben mit großem Intereſſe geleſen. Mit Vergnügen konnte ich ihm deren Fertigſtellung melden, worauf er meinte, „Körner" ſei ein ſehr glücklicher Stoff für Berlin, und falls an dem gleichfalls bevorſtehenden Wartburgfeſt die Königin von Preußen teilnehmen würde, wie ſie bei Hof zugeſagt habe, wolle er nicht verſäumen, ihr mein Werk ans Herz zu legen. So der liebenswürdige Liszt, der ſofort bereit war, eine Aufführung in Berlin zu ermöglichen. „Berlin, Berlin," rief er, und wir traten in das Haus des Herrn Müller, das einen behaglich-vornehmen Eindruck auf mich machte. Gleich, nachdem er mich dem Hausherrn und der anweſenden Geſellſchaft vorgeſtellt, mußte ich ans Klavier und auf Liszts Wunſch die erſten Scenen des „Körner" ſpielen. Ich riskierte ſie auswendig und bemerkte gleich, wie ſehr ſie die Zuhörer packten. Ein anweſender alter Hamburger, der den Befreiungskrieg mitgemacht, ſagte, er fühle aus meiner Muſik wieder jene

Begeisterung heraus, die in jenen Zeiten alle erfüllte. Hierauf speisten wir köstlich in einer offenen Veranda, aus welcher man über die ganze Stadt sehen konnte, und noch ehe der Champagner kam, herrschte bereits die gehobenste Stimmung. Dann fuhr die ganze Gesellschaft nach Tieffurth zu Kantor Gottschalg, einem treuen Anhänger Liszts. Es waren noch Regierungsrat Müller und Konzertmeister Kömpel aus Weimar anwesend, sowie Dr. Damrosch, der Festdirigent für Meiningen. Sogleich brachte Liszt das Gespräch wieder auf meinen „Körner". Nach dem Essen mußte ich abermals die ersten Scenen, Vorspiel genannt, spielen, und wieder waren alle davon völlig „gepackt". Liszt that den schmeichelhaften Ausspruch, „das Vorspiel sei meisterhaft", sich zugleich darauf berufend, daß er nichts sage, was er nicht denke, was nun wieder auf die Gesellschaft keinen geringen Eindruck machte.

Am 17. fuhr ich morgens früh mit Liszt und Damrosch nach Eisenach, und der Zufall fügte es, daß Meister Liszt im Coupé gerade neben Ernst Keil, den Besitzer der „Gartenlaube", einem nahen Verwandten meiner Frau, zu sitzen kam. Mit heimlicher Freude machte ich beide Herren miteinander bekannt, denn Keil hatte in seinem Weltblatt schon öfters rechte Schmähartikel gegen Liszt gebracht. Von Eisenach fuhr Keil allein weiter. Wir drei stiegen aus und gingen zusammen auf die Wartburg, deren tausend- oder wenigstens achthundertjähriges Wiegenfest demnächst gefeiert werden sollte. Liszt besuchte hier die Großherzogliche Familie. Wieder nach Eisenach zurückgekehrt, fuhr ich mit Damrosch noch eine größere Strecke per Bahn, um dann den Rest

bis Meiningen zu Fuß zurückzulegen, während er ſelbſt direkt hinreiſte, wo er mit den Orcheſterproben beginnen mußte; denn außer der ſelten gehörten „Bergſymphonie“ ſollte auch Hektor Berlioz Romeo und Julia-Symphonie (deſſen beſtes Werk) zur Aufführung gelangen. In Meiningen angelangt, beſuchte ich ſogleich den inzwiſchen dort eingetroffenen Liszt, in deſſen Geſellſchaft ſich der ein wenig tolle, aber eminente ungariſche Geiger Eduard Reményi befand, den ich ſchon früher von Weimar her kannte. Einmal kam ich dort zur Altenburg und hörte bereits auf der Treppe ein wahrhaft ſataniſches Konzert aus dem Muſikſaal ertönen. Als ich eintrat, ſprang Reményi wie beſeſſen mit ſeiner Geige im Salon herum, während Liszt, ebenſo erregt, ihm auf dem Flügel ungariſche Tänze und Nationalweiſen begleitete — Dinge, bei deren Vortrag kein Ungar kaltblütig bleiben kann. Und hier waren es ſogar zwei, noch ganz beſonders heißblütige Magyaren — man kann ſich daher das tolle „Nationalkonzert“ einigermaßen vorſtellen, das ſie vollführten. Schon als Zigeunerknabe lernte Reményi das Geigen, wie er ſagte, ganz von ſich ſelbſt und zog ſpielend durch das Land. Heute abend ſollte er nun in einer Soiree vor dem Meininger Hof ſpielen. Liszt hatte in der vorderen Reihe zwiſchen dem Herzog und dem gleichfalls anweſenden Großherzog von Weimar Platz genommen; Reményi ſaß mit ſeiner Geige auf einem etwas erhöhten Podium, und zufällig hatte ich mich hinter ſeinen Sitz poſtiert. Als er da wieder in ſein leidenſchaftliches Geigen kam und die hohen Herrſchaften bereits anfingen, lange Geſichter zu machen, fuhr plötzlich ſein Stuhl in

einem heftigen Ruck rückwärts und mit dem einen Bein sogar über das Podium hinaus — er wäre unfehlbar hinter sich gestürzt, hätte ich nicht im Nu das in der Luft hängende Stuhlbein erhascht und es bis zu Ende des tollen Stückes krampfhaft festgehalten. Der Anblick des wie wahnsinnig fortgeigenden und im Sturz von mir beharrlich aufgehaltenen Reményi muß in der That höchst komisch gewesen sein; denn die langen Gesicher der hohen Herrschaften wurden plötzlich heiter und immer heiterer, bis endlich der Schluß des Stückes kam, welcher Reményi glücklich wieder auf seine vier Beine brachte.

Es würde zu weit führen, wollte ich den sehr gelungenen Verlauf jener Meininger Tonkünstlerversammlung hier ausführlich besprechen. Nur einer interessanten Réunion beim Hoftheaterintendanten Bodenstedt möge Erwähnung geschehen, zu welcher wir eines Vormittags, von Liszt geführt, wallfahrteten: Liszt schritt an unsrer Spitze in seinem schwarzen Priesterrock, an jedem Arm eine hübsche weißgekleidete junge Dame führend. Der berühmte Dichter des „Mirza Schaffy", dessen auffallend breite Stirn dem geistreichen Gesicht eine besondere Folie verlieh, hielt da beim Frühstück eine reizende Ansprache, in welcher er Liszt als Künstler und Mensch feierte, dessen Erdenwallen für die Kunstgeschichte geradezu ein Unikum bilde. Liszt dankte ihm in seiner liebenswürdig-bescheidenen Weise. Man brach dann auf; denn der Nachmittag galt einem Ausflug nach Liebenstein, wo uns die Wagen und Pferde des Herzogs erwarteten, welcher die vielen Gäste in den herrlichen Waldungen stundenlang spazieren fahren ließ. Abends traten

wir auch in die mit Fackeln erleuchtete Grotte ein. Bei diesen und andern Gelegenheiten zeichnete Liszt öfters meine gleichfalls anwesende Frau aus, deren einfaches, natürliches Wesen ihm besonders sympathisch erschien.

Von Meiningen ging es dann nach Eisenach, wo die Gäste auf der Wartburg sich wieder einer Aufmerksamkeit von seiten des Großherzogs von Sachsen-Weimar zu versehen hatten. Es war ein Zelt errichtet, in welchem einfache Speisen und Getränke verabreicht wurden. Das Hauptinteresse bot die Probe und Aufführung der „Legende von der heiligen Elisabeth" von Liszt im historischen Sängerkriegsaal. Der Komponist leitete die Probe selbst, befand sich jedoch in einem solch feierlich-entrückten Zustand, daß er öfter vergaß, die Takte zu markieren, und dadurch den gerade pausierenden Instrumentalisten arge Verlegenheiten bereitete. „Ich stand hinter einem Holzbläser, welcher über hundert Taktpausen zu zählen hatte und bald nicht mehr wußte, ob er 60 oder 70 davon zurückgelegt. Da ihm dann ein wichtiger Einsatz drohte, wendete er sich entsetzt zu mir mit dem Ausruf: „Herrjesses, wo sind merr denn?" Ich beruhigte ihn und sagte, ich wolle ihm schon das Zeichen zum Einsetzen geben, was denn auch geschah. Aber nicht jeder hatte einen Partiturkundigen zur Seite, und so kam es, daß beim kommenden „Rosenwunder" viele Musiker falsch einsetzten. Liszt ließ das einige Zeit so fortgehen, dann sagte er: „Falsch! Falsch! — aber so falsch, wie ihr spielt, ist es doch nicht von mir komponiert!" Es gab dann viele lange und ermüdende Repetitionen, denen schließlich dadurch ein Ende gemacht wurde, daß Liszt, wenn ich mich recht

erinnere, den Taktstock der sicheren Hand Müller-Hartungs anvertraute, welcher dann wohl auch die Aufführung leitete.

Felix Dräseke, mit welchem ich nach der Probe den Berg hinabschritt, war von diesem neuesten Lisztschen Werke nicht sonderlich erbaut; er hielt es für mystisch angekränkelt und mochte damit auch wohl nicht so ganz unrecht haben. Als wir beide kurz vor Eisenach angelangt waren, begegneten uns auf Eseln hinaufreitend Herr v. Bronsart und seine Gemahlin Ingeborg Starck. Mit beiden von früher her befreundet, begrüßten wir sie des herzlichsten, — wurden aber sehr kühl aufgenommen: Herr v. Bronsart war nämlich soeben Königlicher Intendant in Hannover geworden, und als solcher durfte er doch jetzt mit denen keine Intimität mehr zur Schau tragen, mit welchen er früher pokuliert und auf das Wohl der gegenseitigen Bräute angestoßen hatte, wobei die ausgetrunkenen Gläser zu Boden geschleudert werden mußten. Die Zeiten waren vorüber, das sah man gleich, und Dräseke war darob ganz empört, als dieses unverfälschte Bild frisch emporgekommenen Hochmuts an uns vorübergezogen war.

Eisenach erstrahlte am Abend im Lichterglanz. Liszt, der in einem schloßartigen Gebäude wohnte, hielt großen Empfang, bei welchem auch Kapellmeister Reinecke aus Leipzig erschien. Bei dieser Gelegenheit spielte ich auf Lisztś Wunsch meine „fünf geistliche Sonette" nach Körners Dichtung, welche ihm einen großen Eindruck machten. Er sagte mir: „Sie wissen, daß ich Ihnen viel zutraue — daß Sie aber so etwas schreiben könnten, hätte ich doch

nicht geglaubt." Da er noch mehr hören wollte, ſpielte ich zur Abwechslung einmal „Die große Firma" von Freiherr v. Gaudy, welche ſoeben bei Bayrhofer in Düſſeldorf unter dem Pſeudonym „Solinger opus 2" erſchienen war, weil Bülow kurz vorher ein ähnliches Werk unter „Solinger opus 1" hatte erſcheinen laſſen. Die Firma Solinger ſollte daher fortgeſetzt werden mit der Inſchrift: den Manen Laſſalles. Ich weiß nicht, ob ſich noch ein andrer zur Fortſetzung der Solingerfirma bereit gefunden hat.

Unvergeßlich für mich wurde der Beſuch Liszts und ſeiner Umgebung in einem Privathauſe, ich weiß nicht mehr genau, in welchem, ich glaube faſt, in dem Müller-Hartungs. Schon als deſſen Inſaſſen die Erwarteten von weitem kommen ſahen, gerieten ſie ſichtlich in freudige Erregung und kamen dem geliebten Meiſter entgegen, ihn und uns zu bewillkommen. Dort ereignete ſich unter anderm folgendes: Wieder mußte ich ans Klavier und diesmal die letzten Akte meines „Körner" vorführen. Als ich zu der Stelle kam, an welcher Körner das Schwert zieht und mit den Worten ins Gefecht eilt, in welchem er gefallen:

„Wir hoffen, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir daſtehn das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutſchen Sache,
O ruft ſie an, die Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luiſe! ſchwebe ſegnend um den Gatten,
Geiſt unſers Ferdinand voran dem Zug'
Und all' ihr deutſchen, freien Heldenſchatten
Mit uns, mit uns und unſrer Fahnen Flug!"

begeiſterten dieſe Worte die Zuhörer dermaßen, daß ich ſie mehrmals wiederholen mußte — trotzdem hier die Melodie

nicht in der Tonika ſchließt, ſondern auf der Unterdominante ſtehen bleibt; denn erſt an dem bevorſtehenden Schluß der Oper ſollte ſie, im brauſenden Chor geſungen, ihr wirkliches befriedigendes Ende in der Tonika finden. Liszt erriet dies ſofort: Als ich bei der Schlußwiederholung die Worte an die Königin Luiſe und Prinz Ferdinand geſungen hatte, ſchob er mich ſchnell vom Klavier, ſetzte ſich hin und ſpielte mir den Schluß vor, den er noch nicht kannte, aber wohl wiſſend, daß er ſo und nicht anders zur Tonika gelangen konnte. Es war erſtaunlich: er hatte den Schluß im Geiſte vorausgeſehen und ihn genau ſo wiedergegeben, wie er von mir in der That niedergeſchrieben worden war! Ob dieſer merkwürdigen Leiſtung blieben alle ſtarr, nur einer brach in die Worte aus: „Da kann man nichts mehr ſagen, ſondern nur niederknieen!“ Alle waren voll des Lobes über mein Werk, welches Liszt kurzweg „Die deutſche Stumme“ nannte. Wiederholt beklagte er, daß die Königin von Preußen wegen Unpäßlichkeit nicht am Wartburgfeſt habe teilnehmen können, es wäre da ſo leicht geweſen, die Oper in Berlin zur Aufführung zu bringen, und fuhr fort: „Sie muß aber dennoch nach Berlin, denn dort gehört ſie vor allem hin. Eine ſehr einflußreiche Perſönlichkeit am Berliner Hof iſt der frühere Generalintendant Graf v. Redern; an dieſen werde ich ausführlich ſchreiben, ihm die große Bedeutung dieſes deutſchen Werkes ans Herz legen und ihn bitten, ſeinen Einfluß direkt beim König Wilhelm geltend zu machen — das wird wohl zum Ziel führen.“ Entzückt von dieſem Vorſchlag, dankte ich Liszt in bewegten Worten und erbot mich, mit dem

Empfehlungsschreiben und der Partitur gleich in Person zum Grafen v. Redern zu fahren, der, selbst Komponist, über meine Musik bald zu fait sein würde. Dem stimmte Liszt bei, er wollte aber vorher Erkundigung einziehen — er war in solchen Förmlichkeiten äußerst genau —, ob Graf v. Redern wirklich jetzt das Prädikat „Erlaucht" führe, wie er vernommen habe. Da bis zur Antwort einige Tage verstreichen mußten, und die Abreise von Eisenach schon auf morgen festgesetzt war, beschloß Liszt, mir das Empfehlungsschreiben nach Leipzig zu senden.

Am nächsten Tag wurde aufgebrochen. Meine Frau fuhr mit ihrer Leipziger Gesellschaft erst per Bahn und dann im Wagen nach dem Inselberg, wo wir am Abend zusammentreffen wollten, während ich Liszt zu Fuß durch das reizende Annathal begleitete und dann mit ihm im Wagen zur „Hohen Sonne" fuhr, wo er die Großherzoglichen Herrschaften besuchte. Bei der „Hohen Sonne" verabschiedeten wir uns — ich mit vielen Dankesworten und er mit vielen Küssen. Dann trat ich die lange Wanderung nach dem Inselberg an, immer mich an den sogenannten Rennweg haltend, den mir Müller-Hartung beschrieben hatte, und der, stets über die Höhen gehend, endlich durch die ununterbrochenen Waldungen zum Gipfel führen sollte. Ich lief wohl sechs Stunden, immer dem schmalen, grasbewachsenen Rennweg entlang, ohne ans Ziel zu kommen. Längst war es Nacht geworden — ich glaubte mich verirrt zu haben und machte mich darauf gefaßt, im Wald übernachten zu müssen. Von quälendstem Durst getrieben, schob ich mich

noch eine steile Anhöhe hinauf, — da sah ich Licht, und ich stand richtig vor dem Inselbergwirtshaus. Wie flog ich da hinein und an das erquickende Flaschenbier! Meine Frau war schon halb in Verzweiflung wegen meiner unerklärlichen Verspätung. Nachdem ich schnell noch etwas gegessen hatte, wurde das Nachtquartier aufgesucht. Wegen Ueberfüllung des Gasthofs fand das Uebernachten leider unter erschwerenden Umständen statt; denn alle gegen Abend Eingetroffenen mußten — Männlein wie Fräulein — in einem gemeinsamen Raum schlafen gehen, natürlich ohne Licht und nur halb entkleidet! Nach so ermüdender Wanderung war das fatal, und fatal mochte es auch den mitübernachtenden fremden Dämchen sein, welche sich mit dem frühesten Morgengrauen — eine nach der andern — schnell davonmachten und ihre Toilette sonstwo vervollständigten. Nach dem Frühstück wanderten wir Leipziger durch den herrlichen Wald, mit seinen himmelhohen, schnurgraden Tannenstämmen, den Inselberg herunter nach Reinhardsbrunn. In Großtabarz wollten wir den berühmten Forellen zusprechen, ließen sie aber dem Wirt, da wir merkten, daß er allzugute Geschäfte mit ihnen resp. uns machen wollte. Am Abend waren wir in Leipzig.

Schon in den nächsten Tagen kam der versprochene Empfehlungsbrief an den Grafen von Redern: so handelte Liszt in meiner Körnerangelegenheit, — was ich nie vergessen werde. Ich machte mich mit meiner Partitur nach Berlin auf und erfuhr im v. Redernschen Palais am Pariser Platz, S. Erlaucht weilten auf einem der Güter bei Angermünde. Nun setzte ich mich mittels der Stettiner Bahn

dorthin in Bewegung, wo ich den Herrn Grafen auch richtig traf. Nach Leſung des Liszt'ſchen Briefes empfing er mich ſehr freundlich und ließ ſich vormittags die erſte Hälfte der Oper vorſpielen, dann zog er mich zur Tafel, nachdem er mich zuvor ſeiner Gemahlin präſentiert hatte. Nach Tiſch mußte ich die Oper bis zu Ende ſpielen, die ihm außerordentlich gefiel. Er verſprach mir, bei Seiner Majeſtät dem König zu intervenieren — das weitere würde ich dann vom Generalintendanten v. Hülſen erfahren —, und entließ mich mit den beſten Wünſchen für ein gutes Gelingen. Vergnügt reiſte ich nach Leipzig und von da mit meiner Frau nach Würzburg, wo es höchſte Zeit war einzutreffen, denn ſchon in der nächſten Woche ſollte das Theater wieder eröffnet werden.

## Meine letzte Saiſon in Würzburg.

Von Direktor Hahn und den vielen ſonſtigen Freunden wärmſtens begrüßt, machte ich mich gleich an die Arbeit. Da in der Mainſtadt die Mozart'ſchen Opern ſehr beliebt waren — außer den drei bekannteſten hatte ich ſchon in der erſten Saiſon mit dem faſt unbekannten „Titus" einen großen Erfolg in ſechs ausverkauften Häuſern erzielt —, beſchloß ich, diesmal Mozarts unſtreitig großartigſte Oper, den „Idomeneus", zu bringen, und bat mir zu dieſem Zweck die Karlsruher Partitur nebſt Stimmen aus, welche der dortige Hofkapellmeiſter, Freund Levi, die Güte hatte mir zu ſenden. An Mozarts Todestag (5. Dezember) führte

ich dieſes wunderbare Werk des erſt Fünfundzwanzigjährigen(!) auf, nachdem ich auf der Bühne bei herabgelaſſenem Vorhang ſein himmliſches Ave verum corpus hatte ſingen laſſen. Gern wäre ich auch an Wagners „Triſtan" gegangen, doch reichten dazu die Kräfte nicht aus. Währenddeſſen wartete ich immer auf Nachricht von Berlin, aber es kam keine. Da ließ ich dort von befreundeter Seite ſondieren und erfuhr, der König habe des Herrn Grafen Empfehlung ſehr gut aufgenommen und ſei auch bereit, die Dedikation meiner Oper anzunehmen, doch hege Generalintendant v. Hülſen einige Bedenken wegen der nahen Beziehungen der Handlung zum Königlichen Hauſe, weshalb er wünſche, daß mit der Aufführung erſt eine andre Bühne vorangehe. Ich wendete mich daher brieflich an den wieder nach München zurück gekehrten Richard Wagner, ſchrieb ihm von Liszts enthuſiaſtiſcher Aufnahme meines Werkes, ihn bittend, dasſelbe in München zur Aufführung zu empfehlen. Im Frühjahr würde ich frei; da käme ich nach München, ihm endlich die Oper vorzuſpielen. Zugleich fragte ich, ob ihm denn auch Direktor Hahn ſein Rienzihonorar geſchickt habe. Wenn nicht, möge er ihn auf milde Weiſe daran mahnen. Hierauf ſchrieb mir Wagner:

> Herzlichen Dank, lieber Wendelin, auf Ihren guten Brief! Alles Glück ſei mit Ihnen und Ihrem Körner: es *kann* — ein ſehr glücklicher Fall ſein, und — ich hoffe es!
>
> Für heute nur, weil Sie auch darnach fragen, — hier noch die Antwort auf meinen, Ihrem Wunſch gemäß, milden Brief: Sie ſehen, der Herr E. H.

macht ſich dieſe Milde zu nütze, und ſagt mir auf gut deutſch, daß er mich — nicht zu bezahlen gedenke. — Es iſt mir dieß doch nun eigentlich der erſte Fall dieſer Art. Auch ſage ich Ihnen aufrichtig, das Geld käme mir jetzt recht gelegen. (!) Ich autoriſire Sie ſehr gern zu jeder Zwangsmaßregel gegen dieſen gemüthlichen Mann! —

Adieu! Liebſter! Bald Gutes und Beſſeres — gegenſeitig

Ihr

Rich. Wagner.

München, 15. Januar 1865

Ich war glücklich, daß er mein Körnerunternehmen noch ſo günſtig wie in Stuttgart zu betrachten ſchien, und hoffte auf ſeine mächtige Intervention bei König Ludwig II. Hinſichtlich des Honorarpunktes lag die Sache nicht ſo günſtig. Es beſtand damals noch kein eigentliches Autorrecht. Ein Rechtsanwalt, den ich um Rat fragte, meinte, es ſei beſſer, nicht zu klagen, als einen unſicheren und koſtſpieligen Prozeß zu führen. Ich teilte das Wagner mit. Da er keine Luſt zeigte, die Sache weiter zu treiben, blieb ſie unerledigt. So ſtand es damals noch um das Recht deutſcher Autoren.

Schon vor Wochen hatte ich Remenyi geſchrieben und ihm proponiert, auch einmal in Würzburg zu ſpielen. Endlich kam ſeine Antwort, welche ich wegen ihrer Originalität mit ihrem Ungariſch-Deutſch herſetzen will. Er ſchrieb aus Breslau, unterm 22. Februar 1868:

Mein lieber Freund!

„Ich habe deinen lieben Brief längst erhalten, und habe nur darum nicht geantwortet, weil ich in folge meiner früher gewonnenen und eingegangenen verbindlichkeiten dir keine Zeit meines kommens präciſiren konnte, auch kann ich das jetzt auch noch nicht, denn um das zu können muß ich erſt zurück nach Leipzig wo in Folge meines wirklichen Triumphes die Anti-Lisztſche Preſſe und critique mich auf das ſchmählichſte attaquirte — was du wahrſcheinlich auch ſchon längſt geleſen haſt in den Signalen. —

Liszt wird jetzt vom neuen in der Leipziger faſt geſammten Preſſe auf einer ſo gröblichen Weiſe verfolgt, daß es eine wahre Schande iſt. — Ueberhaupt iſt es eine große Schande, in was für Hände in Deutſchland die critique iſt. — Nicht wahr? — Alſo mein kommen oder nicht kommen wirſt du erſt mein Freund von Leipzig aus erfahren, aber ich erſuche dich doch hieher nach Breslau (Hotel Galiſch) ſogleich zu ſchreiben welche Zeit die Paſſendſte wäre?

Damroſch läßt dich ſchönſtens grüßen, er muß den Liſzt—ſchen Krieg hier Tag und Nacht fortſetzen, er wird von allenmöglichen „Lump und Compagnie“ [1]) angefeindet — können aber ohne Ihm doch nichts ausrichten. — Adieu — ſchreibe

Dein mit aller Anmuth der Eleganz (?) und

---

[1]) Anſpielung auf Gaudys „Große Firma“. Solinger opus 2. Seite 371. oben D. H.

Gutwilligkeit (?) bekritikastisirter (aber nicht kast-ter) Geiger

Eduard Reményi.

Weil ich gerade mit Webers „Euryanthe" sehr viel Arbeit hatte, ließ sich für ein Konzert mit Reményi keine passende Zeit finden; es unterblieb daher. Nach der „Euryanthe" dachte ich an Glucks „Orpheus". In der Theaterbibliothek waren weder Partitur noch Stimmen vorhanden. Ich wandte mich daher nochmals an Kollegen Levi mit der Bitte um gefällige Aushilfe, worauf er mir folgendes schrieb:

Lieber Freund!

Ich komme eben von einer Reise im Elsaß zurück, finde Deinen Brief und beeile mich, Dir mitzutheilen, daß ich Dir diesmal leider nicht aushelfen kann. Es ist Grundsatz bei uns, Opern, die auf dem Repertoire stehen, nicht wegzuleihen; wir sind zu diesem Rigorismus durch schlimme Erfahrungen, die wir gemacht, gezwungen worden; die Opern sind uns oft in einem Zustande zurückgeliefert worden, daß 2 Proben nöthig waren, um nur alle die Zusätze und Striche, die man anderswo hineingeschrieben, wieder wegzuhaben. Wenn das auch bei Dir nicht zu erwarten wäre, so würde ich doch die Erlaubniß des Direktors nicht bekommen, selbst wenn ich mich persönlich für die unversehrte Rückgabe verbürgte, da Orpheus für Anfang April auf dem Repertoire steht. — Nur mit Mannheim stehen wir in gegenseitigen Leih-

Beziehungen; von dort können aber die Musikalien nöthigenfalls in 2 Stunden zurück sein; möglicherweise kann Orpheus über Nacht eingeschoben oder auch vom Großherzog gewünscht werden. — Schon bei Gelegenheit des Idomeneus habe ich mit dem Direktor eine Stunde parlamentiren müssen; endlich willigte er ein, da wir ihn gegenwärtig nicht auf dem Repertoire haben, und erst nachdem ich mich persönlich verbürgt hatte. Ich kann ihm nicht Unrecht geben, denn wie gesagt, wir haben frühere Gefälligkeiten theuer büßen müssen. —

Es thut mir herzlich leid, Dir diesmal nicht aushelfen zu können, besonders da es eine Gluck'sche Oper gilt! — Im Mai sehen wir uns hoffentlich bei der Aufführung der Meistersinger (in München). Ich bin unendlich gespannt darauf. Die Ouvertüre habe ich voriges Jahr aufgeführt, habe mich aber nicht damit befreunden können. Du kennst ja meinen philisterhaften Geschmack. —

Deiner Frau sage die schönsten Grüße von mir!

Dein herzlich ergebener

Hermann Levi.

Carlsruhe, 26. 3. 68.

Freund Levi wird mir hoffentlich die Mitteilung des Schlusses seines liebenswürdigen Briefes nicht verübeln: ich führe denselben nur als Beweis an, daß auch die damals avanciertesten und für Wagners frühere Werke höchst eingenommenen Musiker doch nicht gleich seiner neuesten, wesentlich veränderten Richtung zu folgen vermochten. Da

meine Theaterſaiſon ſchon Mitte April zu Ende ging, ſomit für ein größeres Werk keine Zeit übrig war, griff ich zu Boieldieus reizender Spieloper „Johann von Paris“ und empfahl mich damit von Direktor Hahn, der durchaus Wagner nicht bezahlen wollte, und meinen zahlreichen Würzburger Freunden, um meine in Ungeduld erwartete Münchenfahrt anzutreten, während meine Frau einſtweilen zum Beſuch meiner Eltern und Geſchwiſter nach Oſthofen reiſte.

## Die Erlebniſſe in München

waren für mich ſo merkwürdiger Art, daß ich wohl am beſten thue, dieſelben der Reihe nach in der Art zu erzählen, wie ſie ſich in den Briefen geſchildert finden, welche ich damals meiner Frau geſchrieben. Auf dieſe Weiſe erhält der Leſer den unverfälſchteſten Einblick in jene Verhältniſſe — er findet das Wiſſenswerte kurz und bündig mitgeteilt, unter Auslaſſung des nebenſächlich Familiären und mit nur unbedeutenden redaktionellen Aenderungen verſehen. Das naturgemäß Bruchſtückhafte ſolcher Briefauszüge wird vielfach aufgewogen durch die Friſche und Unmittelbarkeit der Diktion, auf welche familiäre Mitteilungen ein Anrecht haben. Am 6. Mai berichtete ich meiner Frau:

> Endlich kann ich Dir ſchreiben. Vorgeſtern und geſtern verfehlte ich den Intendanten, Herrn Baron v. Perfall, und heute endlich iſt es geglückt. Ich überreichte ihm den Körnertext, nachdem er mein Anerbieten gut aufgenommen. Natürlich muß er den

bereits eingegangenen Verpflichtungen erſt nachkommen, was er mir gleich von vornherein mit ebenſoviel Offenheit als Liebenswürdigkeit (er nahm mich ſehr gut auf) mitteilte. Er rechnete es mir der Zeit nach vor: Erſt die Meiſterſinger im Juli und zu gleicher Zeit die bereits angenommene Oper des hieſigen Componiſten Max Zenger. Da für dieſe extraes Perſonal, kommt ſie auch im Juli. Auguſt iſt geſchloſſen. Dann die neue Oper von Auber, welche ebenfalls angenommen iſt. Zu gleicher Zeit kann dann der Körner ſtudirt werden, da doppeltes Perſonal vorhanden iſt, ſo daß ſchon — nach des Intendanten Meinung — Ende Oktober die Aufführung ſtattfinden kann. Früher würde es mir auch nichts helfen, da erſt bis dahin der Tenoriſt Bachmann zu haben iſt, den Dresden nicht früher hergibt. Selbſt in den Meiſterſingern muß Nachbaur den Stolzing ſingen. Schade! Bachmann entzückte hier alle Welt als Eleazar in der Jüdin.

Sonntag Mittag 3 Uhr werde ich dem Intendanten, der ſelbſt Componiſt iſt, den Körner vorſpielen und damit hoffentlich die Sache unumſtößlich machen. Werde nicht ungeduldig, wenn ſich die Aufführung auch bis zum Herbſt hinauszieht. So was braucht immer Monate lang, wie Du wieder an den Meiſterſingern ſiehſt. Die Hauptſache iſt, daß man hier anbeißen will und daß endlich einmal gehörig losgeſchoſſen wird. Der Intendant nahm bereits die Beſetzung vor. „Toni" Fräulein Mallinger, die ich morgen

besuche, „Lützow“ Kindermann, „Pfarrer Peters“ oder „Häuffer“ Baufewein, „Elise v. Lützow“ die ausgezeichnete Stehle, „Friesen“ der junge und vortreffliche Vogl ꝛc. — wie alles bereits notirt.

Herr und Frau v. Bülow lassen herzlich grüßen. Leider ist Wagner noch in Luzern — er kommt aber vor Ende d. M. sicher hierher.

Im folgenden Brief vom 14. Mai schrieb ich unter anderm:

Am Sonntag spielte ich dem wirklich sehr netten und aufrichtigen Baron v. Perfall (er ist erst seit einem Jahr Intendant) einen großen Teil des „Körner“ vor. Er nahm ihn sehr gut auf, befürchtete nur, daß Manches darin „zu deutsch“ für München sein könne. (In unserem merkwürdigen deutschen Vaterlande kann Einem curioser Weise das Deutsche als halber Vorwurf gemacht werden und leider nicht ganz mit Unrecht!) Doch verspricht er sich etwas von der Oper und gab mir den Rath, da der König alle neuzustudirenden Werke selbst bestimme, demselben in einer Audienz meine Oper ans Herz zu legen, damit er auch diese zur Aufführung befehlen möge, — es könnte sich sonst zu sehr in die Länge ziehen, da der König alle Augenblicke was anders hören wolle. Der Rath schien mir offen und reell, und da ich diesen Plan schon von Anfang an hatte, will ich ihn auch ausführen. Jetzt ist aber der König auf Schloß Berg, und ich konnte noch nicht von hier fort (Du weißt warum), so daß ich Deinem Brief, wie Du Dir denken

kannſt, mit doppelter Sehnſucht entgegenſah und noch ſehe. Ein paar Tage länger in München iſt zwar kein Verluſt, ich wäre aber doch lieber gleich nach Berg. Bülow gibt mir ſeine Karte an den Adjutanten v. Sauer mit, und es glaubt auch Frau v. Bülow, mit welcher ich ſehr oft und lebhaft converſirte, daß ſich die Audienz durchſetzen laſſe. Der König iſt nämlich leider etwas menſchenſcheu und ſieht ſehr ſelten Jemand von hier bei ſich. So die gegenwärtige Sachlage. Auf die Münchener Aufführung würde ich wegen des hervorragend „Deutſchen" der Oper kein ſo großes Gewicht legen, und die viel beſſere Situation in Berlin pouſſiren, wenn nur nicht Bachmann hier engagirt wäre, der Manches riskiren läßt. Er ſoll den Triſtan ſtudiren, da der König abſolut wieder „Triſtan und Iſolde" hören will. Soll es mit dem „Körner" etwas werden, ſo muß ich abſolut zum König!

Gehört habe ich bis jetzt den „Taſſo" und „Mazeppa" von Liszt, welche ſich der König im Reſidenztheater ganz allein vorſpielen ließ. Ich ſaß mit Frau v. Bülow in der Loge, gerade unter der Königsloge im Verborgenen. Wie ſchade, daß dieſe vollen Klänge ſo vor leeren Bänken verrauſchen mußten! Mazeppa klingt ganz impoſant bei dieſem ſtarken Orcheſter. Bülow ſpielte dann noch die Ungariſche Phantaſie von Liszt, dieſelbe, mit welcher er in meinem Düſſeldorfer Concert damals brillirte. Wir paar Leute mußten uns gewaltſam zurückhalten nicht

zu applaudiren, ſo ſchön ſpielte er. Dann kam noch als Verſöhnungsſtück Beethovens Paſtoral-Symphonie, welche ich lange nicht mehr gehört und die mich wieder in rechtes Entzücken verſetzte. In der Schönheit wird Beethoven eben nie übertroffen werden. Jubilirend gingen wir auseinander. Ich brachte noch Mathilde Maier nach Hauſe, die ebenfalls zuhören durfte. Sie genießt doch das Leben recht. — Am letzten Sonntag war im Reſidenztheater auf des Königs Wunſch und vor Publikum Liszts „Heilige Eliſabeth“. Sie iſt ſchon zum 5tenmale geweſen und ſcheint hier recht eingebürgert zu ſein, denn das Publikum jauchzte und folgte willig dem idealen Werke des genialen Schöpfers. Frau Dietz ſang die (doch recht ſchwere) Eliſabeth himmliſch; die ganze Aufführung war vortrefflich, Chöre und Orcheſter gleich gut. Hätteſt du doch mitzugehört und die guten Oſthofer dabei! Es war ein recht großer Genuß, dieſe weihevolle Muſik in aller Ruhe einzuſaugen. Des geliebten Meiſters edle Züge ſtanden dabei in großer Deutlichkeit vor mir. Es zieht mich ſehr nach ihm — vielleicht ſehen wir ihn im Verlauf des Sommers einmal in Tiefurth bei Weimar, wo er in idylliſcher Ruhe einige Zeit zu verweilen gedenkt. Du ſingſt ihm dann auch einmal „O komm' im Traum“, wovon ich ihm im vorigen Jahre erzählt, und wie es den Oſthofern gefällt. Von Opern hörte ich neu: „Abu Haſſan“ von Weber und Boildieu's „Neuen Gutsherrn“, beide recht hübſche

Opern, natürlich mehr interessant als fesselnd, da ihre Meister doch auch einmal anfangen mußten. Dann „die Hugenotten", die Bülow zum erstenmale dirigirte. Ich mußte ihm meine seitherigen Erfahrungen im Dirigiren mittheilen und sah, daß er Manches ad notam genommen, z. B. u. A. auch mein Tempo im 1. Finale der „Weißen Dame". Er erinnert sich noch meines „Fidelio" in Düsseldorf (mit der Tietjens), der ihm doch, wie ich auch von andern hörte, großen Respekt über die Art meines Dirigirens eingeflößt hatte.

Gesehen: Die Glyptothek, die beiden Pinakotheken, die Bavaria mit der Ruhmeshalle, nur noch nicht das National-Museum, weil es wirklich zu viel des Guten ist. Ludwig I. hat sich doch unsterbliche Denksäulen gesetzt und man sieht daraus, was ein kunstbegeisterter König zu schaffen vermag. Der jetzige will es ihm in der Musik nachmachen und wohl wiegt Wagner schwer!

An Freunden fehlt es mir hier nicht; u. a. verkehre ich viel mit dem jetzt verheiratheten Cornelius und noch mehr mit dem scharfen, höchstoriginellen, dabei so guten Dräseke. Er ist nicht an der Musikschule angestellt, sondern spielt bei Bülow Klavier. Beide lassen Dich herzlich grüßen. Ebenso Herr und Frau v. Bülow.

Am folgenden Tag schrieb ich ihr abermals:

Aus meinem gestrigen Schreiben wirst Du ersehen haben, daß die Opernangelegenheit erst wirklich

für gelöst zu erachten ist, wenn ich den König besuchen kann, was ich morgen, da ich durch den Empfang des Geldes nun in Stand gesetzt bin, ins Werk setzen werde. Morgen fahre ich nach Berg, um die Audienz zu verlangen und hoffe, vielleicht schon am nächsten Tage eine Königliche Entscheidung zu erhalten, obgleich sonst zwischen Nachsuchen und Erhalten gewöhnlich viele Tage zu verstreichen pflegen. Sollte wider Erwarten der König mich nicht empfangen, so wäre die Fahrt zu Wagner gewiß geboten, da nur Er noch etwas thun könnte; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß es nur durch den König möglich wird. In Berlin ist es gerade umgekehrt, dort hat der Intendant die Macht. So die Sachlage, über die man nicht anders weg kann. Es ist auch gut so!

Ich schließe, da ich um 6 Uhr Bülow abholen muß.

München am 21. Mai 1868.

Wie schön flossen die Stunden der letzten Tage dahin! Am Samstag fuhr ich nach Berg, wo mir eine Karte Bülow's an den Adjutanten Major v. Sauer sogleich die Pforten des Schlosses öffnete. Kaum sah er mich, so sagte er: „Ah! Sie kenne ich ja schon von der Rundreise des Königs her." Ich bat also um seine Vermittlung behufs Erlangung einer Audienz, hörte aber gleich, daß es sehr schwierig sei, eine solche zu erhalten, da z. B. gestern (d. i. Tags vorher) Graf Arco, der extra von Berlin gekommen, auch abschläglich beschieden worden sei. Ich

möchte also, in demselben Falle, es ja nicht als ein Zeichen von Ungnade ansehen, da der König jetzt nicht leicht mehr anders könne. Jedoch versprach er mir, meinen Wunsch dem König vorzutragen und mich dann in München von dem Resultat zu benachrichtigen. Da hierüber 2—3 Tage vergehen konnten, beschloß ich, diese kurze Zeit in den bereits sehr nahen Alpen zuzubringen, was ich auch ausführte und Dir nachher schildern werde. Dienstag kam ich dann nach München zurück und fand von Sauer folgenden Brief:

„Adjutantur Sr. M. des Königs von Bayern.

Ew. Wohlgeboren!

Seine Majestät bedauern von der bestehenden Allerhöchsten Bestimmung keine Ausnahme machen und Ihnen demnach die erbetene Audienz nicht bewilligen zu können, wünschen aber, daß Sie Ihre Angelegenheit schriftlich in Vorlage bringen möchten.

Hochachtungsvoll

Berg 19. 5. 68. von Sauer, Major."

Sauer sagte mir voraus, daß es so kommen würde, sagte mir auch die Form meiner Eingabe her und versicherte mich, daß meine Sache gut stünde. Ich werde also heute die Eingabe aufsetzen und sie selbst in Berg dem sehr liebenswürdigen Major zustellen, der sie gleich abgibt und mir das Resultat mittheilen wird. Da es sich blos drum handelt, daß der König dem Intendanten v. Perfall seinen Wunsch

behufs der Aufführung meiner Oper zu erkennen gibt, steht das Gelingen der Sache außer aller Frage, besonders, da ich den morgenden Tag (Geburtstag Wagners) abwarte, an welchem Wagner stets empfangen wird (ich höre, daß er hierher kommt). Wagner wird dann dem König Einiges über die Oper sagen ꝛc. ꝛc. Ich kann dann gleich mit v. Perfall alles bestimmt abmachen, denn ein halbes Resultat genügt mir nicht, so daß ich also mit Bestimmtheit im Laufe der nächsten Woche kommen werde und Alles im Reinen habe, was zu einiger Ruhe durchaus nothwendig ist.

München am 28. Mai 1868.

Aus Deinem Schweigen seh ich, daß Du mich täglich erwartest. Und zu meinem ungeduldigsten Schmerze konnte ich noch nicht abreisen! Wagner ist da und will meine Angelegenheit absolut selbst betreiben. Ja, er war sogar etwas böse, als er hörte, daß ich schon Schritte gethan. Große Leute haben auch ihre großen Schwächen, und so muß ich nun, da er wirklich hier der Allmächtige, mich geduldig drein ergeben. Diese Woche sind so viele Meistersinger-Proben, daß gar nichts mit ihm anzufangen ist, und erst in den nächsten Wochen wird wohl Gelegenheit sein, meine Sache vorzunehmen. Ein Wort genügt dann aber auch. Hätte ich Wagner jetzt umgangen, so würde er es später durch den König doch erfahren haben, und ich hätte dadurch nur Oel ins Feuer gegossen. Ich muß mich also

jetzt gedulden und überwinde mich nur mit dem Troſte, daß es ganz ſicher zum letztenmale iſt. Auf der andern Seite finde ich reiche Entſchädigung in den Meiſterſingerproben, da Alles ſchon zuſammenprobirt wird. Ich höre mir dieſe merkwürdigen Dinge in aller Ruhe oftmals an; denn das ſteht feſt, ſo was kommt nach Wagner doch nicht wieder vor. Und deshalb kommt es auch jetzt vielleicht nicht gleich weiter. Mein doch ziemlich aufgeregter Körner wird hierauf ein Ruheſchemel ſein. Es trifft ſich das nicht gerade ſchlecht. — Er ſelbſt (Wagner) befindet ſich als Künſtler und Menſch bereits in ganz entlegenen Regionen, wo man den Künſtler anſtaunt, den Menſchen aber nicht mehr genießen kann, oder wenigſtens nur ſehr ausnahmsweiſe, z. B. während der Fahrt, die ich am Sonntag gegen Abend mit ihm und Frau v. Bülow nach Groß-Heſſellohe machte.[1]) Da war er reich an Gemüthsmomenten, ſtrömte gleich ganze Gefühlsergüſſe aus, wie werth „man" ihm ſei und dergleichen mehr. Er fühlt dann lebhaftes Bedürfniß, aus ſeiner

---

[1]) Nachdem ich zuvor mit ihm und Bülows in ihrer Doppelwohnung, Ecke der Arcoſtraße, zu Mittag geſpeiſt hatte. Als ich gerade im Begriff ſtand, dieſer Einladung Folge zu leiſten, war Peter Cornelius bei mir, welcher mich ein Stück begleitete, immer ernſt und ernſter wurde und ſchließlich in die ſeltſamen Worte ausbrach: „Herzlieber Freund! Heute gehſt du zu deinem Henkersmahl!" Verwundert blieb ich ſtehen und bat um nähere Erklärung. Cornelius ſagte nur: „Nun, du wirſt's ſchon ſehen!" Dann gingen wir weiter, und an der Arcoſtraße angelangt, trennten wir uns. Ich wußte damals noch nicht, daß Einer um den Andern von der alten treuen Garde ſeinen Abſchied nehmen mußte

T. R.

einſamen Geiſteswelt hervorzutreten. Dräſeke hat Recht, wenn er ſagte: „jetzt iſt ein Verkehr mit ihm nicht gerade angenehm, ſpäter aber, etwa in 30—40 Jahren, werden wir doch von aller, aller Welt beneidet werden, da ſeine Erſcheinung eine ſo rieſige iſt, daß ſie nach ſeinem Tode immer mehr und mehr anwachſen muß, beſonders wenn dann das große Bild perſönlich durch nichts Widerhaariges mehr entſtellt werden kann.“ Die ganzen Meiſterſinger ſind ein einziges muſikaliſches Wunder. Allein wieder nur dieſe Streichquartettbehandlung!

Die Aufführung iſt auf Ende Juni angeſetzt, ich glaube aber, daß auch Juli draus werden wird. Ich kann in der nächſten Woche nur mit der Entſchuldigung fortkommen, Dich holen zu wollen, er würde ſonſt wüthend; denn immer noch wirft er mir mein Fehlen beim Triſtan vor! Daß es für ihn keine Rückſichten gibt, weißt Du, und auch das, daß man ihm Einiges zu gut halten muß. Du wirſt daher mein Ausbleiben entſchuldigen, das mir ſelbſt ſchwer genug wird. Aber in 8 Tagen hoffe ich fortzukommen. Wir können ja dann zuſammen wiederkommen. Schreibe mir doch noch einmal. Grüße Alle beſtens ꝛc.

München am 5. Juni 1868.

Wie war ich über Dein langes Schweigen beunruhigt! 14 Tage kein Brief! Das war nicht recht. Ich glaubte ſchon, Du ſeieſt krank, oder es ſei vielleicht ſonſt etwas vorgefallen. Nun glaubteſt Du freilich, daß ich täglich kommen könnte. Hätt' ich's doch ge-

konnt! Man kommt eben hier nicht fort. Schon am 21. d. M., alſo in 14 Tagen, ſind die Meiſterſinger aufgeführt, und wäre es da freilich ein Unſinn, in der intereſſanten Probezeit und aus andern, von Dir bereits ganz richtig hervorgehobenen Gründen, erſt noch einmal fortzureiſen.

Andrerſeits war mit Wagner wegen der täglichen, langen Proben nichts anzufangen. Ich werde daher meine Schritte an den König ſelbſtändig weiter thun: auch die alles ſehr richtig beurteilende Frau v. Bülow gab mir dieſen Rath! Der König wird ſchon einmal Wagner darüber fragen, es iſt daher beſſer, wenn ich ſelbſt vorher die Initiative ergriffen habe. Wie ſchwer übrigens Wagner für fremde Werke zu intereſſiren iſt, weißt Du glaub' ich. Er iſt das gerade Gegenteil von Liszt, und er war z. B. „wegen des Roquetteſchen Textes" (!) nicht einmal in die Aufführung der „heiligen Eliſabeth" zu bringen. Frau v. Bülow gab mir die Verſicherung, daß er wenigſtens nicht gegen mein Unternehmen ſein werde, und das iſt alles Erlangbare. Bülow zeigte ihm neulich in meiner Gegenwart ſeine Muſik zu „Julius Cäſar" und ſchwor dann, nie wieder dergleichen zu thun.[1]) So

[1]) Als ich Bülow auf deſſen Wunſch endlich meine Oper allein (ohne Wagner) vorſpielen ſollte, kam gleich das Zimmermädchen mit dem Auftrag herein, wir möchten doch aufhören zu muſiziren, der Meiſter wolle ſchlafen! Es war vormittags 11 Uhr!! Bülow ſchlug den Flügel zu und ſprang erregt auf mit den

klagen Alle über ihn. Dennoch hoffe ich ihn mit dem Körner trotzdem zu packen und ihm den Textbuchvorwand zu benehmen. Wenn's ihm nachginge, dürfte kein Mensch mehr was componiren, schon wegen der Texte, die freilich Niemand so machen kann wie er. Selbst Opern wie „Hugenotten" müßten aus diesem Grunde einfach über Bord geworfen werden. Das geht doch nun freilich nicht, und man darf sich daher nicht irre machen lassen. Bei der ersten ruhigen Stunde wird es mir Frau v. Bülow sagen lassen, und komme ich dann mit meiner Partitur. Daß der Effect in der Anlage nicht verschmäht ist, hat er schon herausgewittert. Ich werde ihm unumwunden einräumen, daß ich dessen durchaus bedürfe, um mein Werk weiter zu bringen. Sein Wiland hätte es nicht gethan, selbst wenn er ihn in Verse gebracht. — Es kommt nun ganz drauf an, wie sich der König verhält. Ich muß mich deshalb Wagners versichert halten, der es dann an einem empfehlenden Worte wohl nicht fehlen lassen wird — soviel ist doch wohl anzunehmen! Erst bis October kommt Bachmann, und es könnte daher ohnehin die Sache nicht eher in Angriff genommen werden. Ich bleibe also bis zu den Meistersingern hier, suche mich so gut es geht mit Wagner zu ver-

---

Worten: „Es ist mir eine hohe Ehre, mit dem großen Meister zusammen zu wohnen — es ist aber oft nicht zum Aushalten!!"

ständigen und komme dann gewiß schon zum Lutherfest in Worms zu Dir. Ich nehme zugleich meine Berliner Fäden wieder auf und wird sich das Andere schon finden.

Freilich kämest Du so hier um die Meistersinger! So leid es mir auch ist, so wirst Du sie, wenn Du nicht jetzt extra herkommen willst, gewiß zum Herbst hören, vielleicht auch schon gegen Herbst in Nürnberg, wo ich nach Bülow's Vorschlag die vom König gewünschte Aufführung übernehmen soll. Wollen sehen, ob was d'raus wird!

Noch 14 Tage müssen wir uns halt gedulden, dann wirds schön! Grüße Alle herzlichst ꝛc.

Am nächsten Tag kam, statt der gehofften Meldung einer freien Stunde, folgende Absage Frau v. Bülows:

Sehr geehrter und lieber Herr Weißheimer!

Leider bringe ich keine gute Botschaft! Der Meister ist zu angegriffen und zu sehr in Beschlag genommen um Ihrer Arbeit die erforderte Aufmerksamkeit widmen zu können;[1]) wollen Sie meinem

[1]) War es ihm während der Meistersingerproben wirklich nicht möglich, was ja wohl der Fall sein konnte, so brauchte er mir nur zu sagen, daß er nach der Aufführung seiner Oper dazu bereit sei, ich hätte es dann unter allen Umständen ermöglicht, noch etwas länger zu bleiben, um es ihm bequem zu machen. Davon verlautete aber nichts, und bei seiner bekannten Abneigung gegen alles andre wäre es wohl auch dann nicht dazu gekommen. Ich erinnere hier nur daran, daß er es Cornelius gerade so machte, daß er sich nie um dessen reizende Opern kümmerte oder gar sich dafür verwendete. Der gute Peter mußte erst sterben, eh' man etwas that, ihn der Vergessenheit zu entreißen. T. V.

Rathe folgen, ſo thun Sie Ihre Schritte ganz ungehindert und verſuchen Sie Ihr Glück auf eigener Hand. Eines aber muß ich Ihnen noch von Wagner ſagen, er glaubt daß der Text das Werk für Hofbühnen unmöglich macht, da es in friedlichen Zeiten, der aufrühreriſchen Tendenz wegen, alle möglichen Unannehmlichkeiten von außen zuziehen könnte; [1]) er glaubt daher, daß es am beſten auf einer zweiten Bühne in einer großen Stadt (Victoria-Theater in Berlin z. B.) am Platze wäre. [2])

Nehmen Sie ſich die ſchroffe Anſicht des Meiſters nicht zu ſchwer zu Herzen; es gilt einzig dem Text, und vergeſſen Sie nicht, daß Wagner noch mehr Dichter vielleicht als Muſiker iſt, es ihm demnach nicht zu verargen iſt, wenn er ein Libretto nicht leicht nehmen kann, und wenn er dieſes ſchlecht findet, er wenig Hoffnung für das ganze Unternehmen hegt. [3])

Auf Wiederſehen, lieber Herr Weißheimer, wie

---

[1]) Dieſer neue Ein- oder beſſer Vorwand war der unmöglichſte von allen; denn von „aufrühreriſcher Tendenz" konnte doch in dieſer rein hiſtoriſchen und vaterländiſchen Oper ernſtlich nicht geſprochen werden. In der That hat auch die ſpätere, mit großem Beifall aufgenommene Aufführung derſelben auf einer ſehr hervorragenden „Hofbühne" dem betreffenden Staate nicht die mindeſte internationale Verwicklung zugezogen! D. V.

[2]) Natürlich wäre dies für ihn die bequemſte Art und Weiſe geweſen, die Geſchichte mit einemmal los zu werden. D. V.

[3]) Nun, dieſes „ſchlechte Libretto" liegt gedruckt vor. Jeder kann ſich (ſiehe Anhang), falls es ihn gelüſtet, leicht vom Gegenteil überzeugen. D. V.

gern hätte ich Ihnen Erfreulicheres mitgetheilt! Mit herzlichem Gruß

C. v. Bülow.

6. Juni 1868.

Hierauf schrieb ich am folgenden Tag meiner Frau:

München am 7. Juni 1868.

Nun werden wir uns doch noch in dieser Woche wiedergegeben sein. Der große Meister entfaltet seine menschliche Seite jetzt so klar, daß Einem alle Zweifel benommen werden. Du weißt, daß er bei seinem Hierherkommen meine Angelegenheit selbst ohne meine Aufforderung in die Hand nehmen wollte. Er war aber unnahbar, so daß ich am Dienstag ihn schriftlich um Gewährung einer nur kurzen Zeit behufs Vorspielen der wesentlichsten Scenen bat. Keine Antwort. Gestern schreibt mir nun Frau v. Bülow in seinem Auftrage lauter Ausflüchte u. d. gl., aus denen klar hervorgeht, daß er der Sache, weil nicht eine seiner eignen Opern, sogar mißgünstig ist, ohne es auch nur der Mühe wert zu halten eine Note davon kennen zu lernen. [1] Dieses Seitenstück zu der famosen Hochzeitsgeschichte hat meinem Faß aber nun den Geduldsboden ausgeschlagen. Ich habe nun die erwünschte Klarheit über München und bin froh. Meine Abreise vor den Meistersingern wird ihn hoffentlich aufklären. Unterdessen werde ich aber trotzdem in Berg meine

[1] Ich bemerkte schon, daß ich zum Vorspielen auch später bereit gewesen wäre, falls er jetzt keine Zeit gehabt hätte.

T. B.

Sache eingeben und einen schön eingebundenen Text dazu. Es muß dann ein Ja! oder Nein! erfolgen, wie bei allen Eingaben. Ich hoffe auf des Königs Unbefangenheit, wenn auch nun die Chancen äußerst gering stehen.

Ueber die Sache selbst bin ich ziemlich gleichmüthig, sogar fatalistisch ruhig; denn ist es hier nicht, so ist es wo anders — und wer weiß, was gut ist. Auch muß sich Jeder, der was bringt, der gegentheiligen Entscheidung aussetzen ohne sich verletzt fühlen zu dürfen, aber es nicht einmal einer Prüfung werth zu finden übersteigt alle Begriffe!![1] Dräseke ist schon längst darüber indignirt, wie sie es mit dem Cornelius'schen „Cid" machen und Heinrich Porges sagte mir heute (wir aßen bei ihm zu Mittag) „ich hätte doch nicht geglaubt, daß er es sich mit Ihnen so leicht machen würde."[2] Man trägt geradezu eine Verachtung jeder ander-

[1] Als ich Cornelius das kurze Absageschreiben Frau v. Bülows zeigte, sagte er: „Es ist unglaublich, mit welcher Rücksichtslosigkeit man verfährt und es wagt, in einer so wichtigen Sache dir einen solchen — Wisch zu schreiben!" L. R.

[2] Wie lebhaft Wagners Verhalten gegen mich damals auch in andern Kreisen besprochen worden sein mußte, bewies mir fast dreißig Jahre später eine Unterredung mit Musikdirektor Volbach in Mainz. Dieser, den ich erst kürzlich kennen lernte, sagte mir obigen markanten Ausspruch von Heinrich Porges wörtlich vor! Im ersten Augenblick erinnerte ich mich jenes Ausspruches nicht einmal mehr, war aber nach Durchsicht meiner Briefe um so angenehmer berührt, denselben von mir selbst in der gleichen Fassung aufgezeichnet zu finden. L. R.

seitigen Produktion zur Schau. Allerdings soll er sich, nach Aller Aussage, erst in den letzten 3 Jahren so zu seinem Nachteil verändert haben, und es ist wahr, daß auch ich ihn dies Jahr kaum wieder erkannt habe.[1] Leider scheint er zu denen zu gehören, die eine einflußreiche Stellung nicht vertragen können. — Ich bin nur froh, daß ich auch dieses Kapitel in meinem Leben überwunden habe. Man hat den Vortheil, dadurch immer objectiver zu werden. Daß wir uns mit dem Körner in München schon wieder einmal sprechen werden, nehme ich fest an, aber ein bischen anders![2] Es wäre thöricht, sich durch eine Widerhaarigkeit entmuthigen zu lassen, im Gegentheil! Es sind noch Niemand die gebratenen Tauben in den Mund geflogen und man muß sich regen. Auf! nach Berlin, und über Osthofen!

Den Samstag längstens komme ich ꝛc.

Dein Wendelin Muthig.

München am 12. Juni 1868.

Heute Nachmittag bekam ich Deinen Brief (es klopft, und um ½9 Uhr kommt noch Dräseke).

---

[1] In Stuttgart hatte er noch meine Oper unbesehen dem Leipziger Direktor in spe Dr. Brunert zur Aufführung empfohlen — und jetzt, wo er Liszts Urteil kannte, wollte er sie nicht einmal besehen, um sie nicht in München zur Annahme empfehlen zu müssen. D. B.

[2] Ist buchstäblich eingetroffen. D. B.

Samstag Morgen.

Ich ging zum erstenmale darauf wieder zur Bülow, welche, da ich mich in keiner Probe mehr sehengelassen, glaubte, ich sei abgereist! Auch hatte sie sich bei den Andern eifrig nach mir erkundigt, und, da ich zufällig wegen des Gedichtemachens nicht ausgegangen war, so stand es fest: Ich war in Wuth abgereist. Wagner phantasirte auch einige Tage darüber und es war daher Frau v. Bülow sichtlich freudig überrascht, als ich gestern Vormittag zu ihr eintrat: Ich hatte also ohne abgereist zu sein, dasselbe Resultat erreicht. In lebhaftem Gespräch über eine Stunde hin wollte sie mich umstimmen, sie machte mir sogar über die doch nicht feste Haltung des Königs (durch ihre Hand geht die ganze Correspondenz) Aufschlüsse und bemühte sich mir auseinanderzusetzen, wie doch nur die große Liebe Wagners zu mir Veranlassung gewesen, daß er so aufgebracht über den Text gewesen ꝛc. ꝛc.; sie beschwor mich, nur mein Herz zu Rath zu ziehen und nicht die andern Freunde zu hören (die die Sache ohne Ausnahme wie ich beurtheilen), ich wüßte nicht, wie gern er mich habe, wobei ihr sogar Thränen kamen. Ich blieb aber fest, setzte ihr genau meine Ansicht auseinander und beschloß, ihr meine nahe Abreise jetzt nicht zu sagen, sondern zu schreiben. Sie ließ sich von mir versprechen Alles noch einmal ruhig zu überlegen und sie dann zu besuchen. Auch lief sie gleich, als ich ging, zu Wagner, um nochmals Alles mit ihm zu besprechen, obgleich

ich ſie gebeten, dies nicht zu thun. Darauf hin kann ich aber freilich heute nicht abreiſen. Umſoweniger, da ich gehört, daß der Generalintendant v. Hülſen aus Berlin zu den Meiſterſingern kommt, auch Bronſart ꝛc. Könnte ich nun hier Hülſen kennen lernen, ſo wäre das von der größten Wichtigkeit. Mein Plan iſt ſo: Da heute oder morgen gewiß von Wagner etwas erfolgen muß, ſo werde ich mir das Verſprechen geben laſſen, daß er (oder Bülow) mich etwas eindringlich Hrn. v. Hülſen vorſtellen wird. Daß es von beiden Seiten gern geſchehen wird, iſt ſicher, da man dadurch meine Angelegenheit einem Dritten, der mir zugleich der Liebſte iſt, zuſchiebt. Da ich durch den Grafen Redern nicht zu Hülſen gelangen kann, ſo iſt mir die jetzige Gelegenheit um ſo werthvoller, weil Hülſen ſich gerade auf Reiſen befindet und ich ihn vorläufig in Berlin gar nicht hätte treffen können. Dieſe hinzuzugebenden 8 Tage werden ſich alſo reichlich rentiren. Die Meiſterſinger ſind beſtimmt den 21. Juni, ſie gehen ſchon und iſt an ein Verſchieben ſchwer zu denken. Wahrſcheinlich treffen die Herrſchaften auch einige Tage früher ein, was ich ſchon ausnutzen werde. Mein zähes Feſthalten an einer Idee hat Dräſeke und Cornelius einige Bewunderung abgelockt; um zum Ziel zu kommen muß man es aber ſo machen. Das Gelungenſte wäre nur, wenn ich durch meinen Münchener Aufenthalt die Berliner Aufführung eroberte, wenigſtens den Grundſtein dazu legen würde.

— Der hieſige König erhält alſo nun den Text, bei einer Befragung Wagners wird dieſer Nichts dagegen ſagen, was mich die Bülow feſtverſichert und weſſen ich mich ſelbſt verſichern werde. So habe ich dann die Hinderniſſe beſeitigt, die Chancen ſind wieder nicht ſchlecht und ſo darf ich auch wieder auf München hoffen. Will's der König dann aufgeführt ſehen, nun, da brauche ich doch gerade nicht nein zu ſagen. Aber Berlin, Berlin! Alſo 8 Tage ſpäter erſt Dein Wendelin.

München am 18. Juni 1868.

Geſtern nun erhielt ich von Major v. Sauer ein ſehr freundliches Schreiben, was ich Dir beilege. Möglicherweiſe erfolgt darauf doch was, wenn ich es auch gerade nicht erwarte. Wagner machte mir richtig noch einen rührenden Erguß, auf den ich aber nichts gebe. Er ſtellte mir ſeine Stellung ſo hin, als wäre ſie lange nicht ſo einflußreich und hätten ſie ſich gerade in Perfall einen Intriguanten hingeſetzt. Wollten ſie beim König etwas durchſetzen, ſo koſte es die heilloſeſte Anſtrengung ꝛc. Was iſt nun wahr? Ich muß geſteh'n, daß ich der Sache wenig Glauben beimeſſe. Kurz, kommt noch was nach, was bei dem ſchwärmeriſchen Charakter des Königs nicht unmöglich iſt, ſo iſt es gut, kommt nichts, ſo habe ich gethan was ich gekonnt und was ich mußte. Es muß mir dann wo anders gelingen. Bülow will mich bei Hülſen geradezu als Dirigent der Meiſterſinger in Berlin in Vorſchlag bringen, da Hülſen ſelber kein Zutrauen in ſeine Hof-

kapellmeiſter habe. Daß es freilich keiner von denen kann, weiß ich von der Euryanthe her. Bülow meint, unter allen Umſtänden ſollte ich mir den kommenden Winter, auch eben für die Meiſterſinger, frei laſſen. Gott weiß was wird! Ich bin aber entſchloſſen mit dem, was ich bin und kann, den unſichern Kampf aufzunehmen ... Selbſt Bülow hat ſich nun von dem „großen dramatiſchen Zug" des Körner überzeugt und ſehr bedauert, augenblicklich noch nicht vorgehen zu können. Auch Cornelius glaubt an den ſicherſten Erfolg. Wagner klebt immer noch am Text und ſchlug mir Paul Heyſe vor behufs einer Umarbeitung. Das hieße aber wieder von vorne anfangen, was ich nicht Luſt habe und auch nicht einſehen kann. Eine gewaltſame Veränderung der Geſchichte würde ſich bei dieſem Stoffe empfindlich ſtrafen, da er das Glück hat, fertig wie keiner, aus derſelben hervorgegangen zu ſein. Aber wegen des Luthertextes will ich mit P. Heyſe in Verbindung treten.

München am 20. Juni 1868.

Ich komme alſo gleich nach der Meiſterſingeraufführung hin, und brauche ich auch nicht gerade gedehmüthigt zu kommen. Director Behr in Mainz gab dem hieſigen Regiſſeur Richter dringende Ordre, mich hier auszuwittern, weil er mich abſolut engagiren will. Ich ließ ihm ſagen, daß ich im Verlauf der nächſten Woche ſelbſt nach Mainz kommen würde. Ich will alſo zuerſt in Oſthofen ſehen, ob und wie

viel ich dort etwaige Gelder beziehen kann. Mainz hätte übrigens viele Annehmlichkeiten, auch für Dich und die Geschwister, und vielleicht setze ich ja noch vor September irgendwo eine Aufführung resp. Annahme der Oper durch. Der liebenswürdige Tichatschek gab mir gestern Abend sehr wichtige Quellen in Dresden an und heute machte ich sogar nähere Bekanntschaft von Pet[illegible] und — — Niemann! Irgendwo wird mir doch das Glück lachen. Du wirst also durch eine baldige Reise nach Dresden und Berlin entschädigt, meine Liebe. Nehme ich Mainz an, so brauchen wir gar nicht zu sparen. Sei herzlich gegrüßt von Deinem Wendelin.

Am selben Tage fand die Generalprobe der „Meistersinger" im Kostüm statt. Wagner, der in den vorangehenden Proben stets mit erstaunlicher Virtuosität die Regie geführt, hatte heute in der Mitte des zweiten Ranges Platz genommen, um von oben alles gut übersehen zu können. Die unteren Räume waren schon ziemlich von den zahlreichen Gästen angefüllt, welche von nah und fern zu diesem musikalischen Ereignis herbeigeströmt waren. Als ich während des dritten Aktes ebenfalls nach dem zweiten Rang gegangen war, stand ich im Halbdunkel plötzlich vor Wagner, welcher gerade aus einer Loge kam. Mit unendlich wehmütigem Stimmklang, den ich nie vergessen werde, rief er zweimal: „Weißheimer – Weißheimer!" Dann ergriff er meine Hand und sah mich an. Nach einer kleinen Ergriffenheitspause fragte er mich, ob ich denn auch heute noch nicht jene Stelle in der Einleitung zum letzten Akt herausgefunden

hätte, über welche er mir vor sechs Jahren in Biebrich prophezeit habe, meiner zu gedenken. Ich sagte, zu meiner Schande müsse ich gestehen, daß trotz genauesten mehrmaligen Zuhörens und Aufmerkens ich noch nicht dahinter gekommen, was er meinen könne. Lächelnd schüttelte er den Kopf und ging wieder in die Loge, da die kleine Pause beendet war, und soeben mit der Schlußscene der Oper begonnen wurde. Dies war die letzte persönliche Begegnung, welche ich mit ihm hatte.

Ruhmgekrönt saß er während der ersten Aufführung, Sonntag den 21. Juni 1868, neben seinem königlichen Freunde in der mittleren, großen Königsloge und nahm an dessen Seite und mit dessen Händedruck die stürmischen Ovationen der Menge entgegen — und hier — sah ich ihn auch zum letzten Male! Nach dem Vorgefallenen und infolge seines auffallend veränderten Wesens hatte ich keine Lust mehr zu weiteren persönlichen Begegnungen, die mir das schöne Bild von früher, welches ich von ihm hatte, leicht noch mehr hätten trüben können.

# Nachwort.

Die drei folgenden Kapellmeisterjahre in Mainz und Zürich will ich nur im Vorübergehen erwähnen. In Mainz studierte ich den „Lohengrin" neu ein, und in Zürich traten wir, meine Frau und ich, mit Familie Wesendonck in freundschaftliche Beziehungen, welche sich noch über die Zeit unsers Weggangs von dort (1872) fortsetzten. Während meiner sechsjährigen Wirksamkeit in Straßburg i. E. (1873—78), wo ich unter anderm Wagners Opern „Rienzi", „Tannhäuser" und „Lohengrin" im dortigen neuerrichteten Theater zum erstenmal aufführte, schrieb ich ein neues Werk: „Meister Martin und seine Gesellen", das ich unter Otto Dessoffs unübertrefflicher Leitung am 14. April 1879 in Karlsruhe mit außerordentlichstem Glück zur Aufführung brachte, und welches schnell über eine Reihe von Bühnen wanderte. (Ueber die stattgehabte „Körner"-Aufführung ist bereits an zwei Stellen kurz berichtet.) Zur selben Zeit war ich von Straßburg nach Baden-Baden übergesiedelt, wo ich auf Wunsch des dortigen Kurkomitees, unter Vorsitz des sehr musikalischen und stimmbegabten Oberbürgermeisters Gönner, die Leitung der größeren Kurhauskonzerte übernommen hatte. 1880 hatte ich mich auch mit Otto Dessoff in die Leitung der Konzerte der in Baden stattfindenden Tonkünstlerversammlung

geteilt, nachdem die vierte dortige Aufführung meines „Meister Martin“ das Fest eröffnet hatte. Ich saß mit Dr. Franz Liszt und Saint Saëns in der großen Mittelloge und erntete von beiden die unumwundenste Anerkennung meines Werkes, das auch in Karlsruhe mit denselben vorzüglichen Kräften bereits sechsmal zur Aufführung gekommen war. Liszt war, wie immer, der charmanteste, liebenswürdigste und liebevollste große Künstler, den ich je zu kennen die Ehre hatte. Seine früheren Briefe an mich ließ leider ein unglücklicher Zufall verloren gehen; ich kann daher nur die an mich nach Baden gerichteten mitteilen, die keinerlei Erklärung bedürfen, und durch deren Wiedergabe ich dieses Buch hiermit schließe. —

Sehr geehrter Freund!

Besten Dank für die Mitteilung Ihrer Oper: „Meister Martin und seine Gesellen“, deren nächste Vorstellung in Baden-Baden das Vergnügen haben wird beizuwohnen,

freundschaftlich ergeben

12. April 80 — Weimar. F. Liszt.

---

Sehr geehrter Freund!

Zufolge Ihres Briefes schreibe ich an Riebel. Nur drei Nummern aus dem Christus-Oratorium sollen in dem Programm der Tonkünstlerversammlung in Baden-Baden aufgenommen werden. Also:

1) Einleitung und Chor: (Gloria et pax ....)
2) Die „Seligkeiten“.
3) „Tu es Petrus“.

Das „Wunder“ und den „Einzug“ ſtreicht entſchiedenſt —

freundſchaftlich dankend und ergebenſt

F. Liszt.

16. April 80 — Weimar.

---

Sehr geehrter Freund!

Nochmals Dank für Ihre wirkſame, günſtig dirigirende Thätigkeit, bei der Tonkünſtlerverſammlung in Baden.

Das freundliche Wohlwollen des Herrn Oberbürgermeiſter Gönner erfreut und beehrt mich. Sagen Sie ihm und den vortrefflichen Sängern der „Chriſtus Chöre“ meinen aufrichtigen Dank, nebſt dem Bedauern, daß ich dieſes Jahr nicht mehr nach Baden-Baden kommen kann.

Herrn Muſikdirektor Dimmler habe ich verſprochen, der Aufführung des „Chriſtus Oratorium“ nächſten Sommer in Freiburg beizuwohnen. Dann beſuche ich auch wieder meine Badener Freunde.

Seit meinem Rücktritt von der Weimarer Hofbühne (vor 20 Jahren) bin ich den Theaterangelegenheiten, nicht unfreiwillig, ganz entfremdet. Indeß wird nicht ermangeln, Weißheimers „Meiſter Martin und ſeine Geſellen“ zur Aufführung zu empfehlen an intendantlichen, entſcheidenden Stellen —

alt freundſchaftlich ergeben

15. Juni 80 — Weimar. F. Liszt.

Freundlichſten Gruß an Ihre Frau.

---

Sehr geehrter Freund!

Wahrlich treiben Sie Wunder in Baden-Baden! Noch der Tonkünstler-Versammlung hielt ich eine noch vollständigere Aufführung des Christus-Oratorium für unmöglich. Indeß haben Sie diese glücklich zu Stande gebracht. Dem Dirigenten, den Ausführenden und Herrn Oberbürgermeister Gönner meinen verbindlichsten Dank.

Besonderes Interesse nehme ich an dem Weißheimer-Concert (30. Juni), welches hoffentlich nächstes Jahr wiederholt wird, so daß ich zu hören bekomme Ihre „geistlichen Sonnette", „Deutschen Minnesänger" und die Symphonie „An Mozart".

Im Sommer 81 habe ich Freund Dimmler versprochen, seiner Aufführung des Christus-Oratorium in Freiburg (Breisgau) beizuwohnen. Verständigen Sie sich mit ihm, wegen der mir sehr angenehmen Station Baden-Baden — ob vor oder nach Freiburg? Die benannten Compositionen Weißheimers wünsche ich zu hören, kann aber nicht länger als 8 bis 10 Tage im badischen Lande nächstes Jahr zubringen.

Freundlichsten Gruß an Ihre Frau, und stets aufrichtig ergebenst

F. Liszt.

22. Juli 80, Weimar.

Sehr geehrter Freund,

Wahrlich treiben Sie Wunder in Baden-Baden! – Nach der „Tonkünstler Versammlung" hielt ich eine noch vollständigere Aufführung des Christus-Oratoriums für unmöglich. Indess haben Sie diese glücklich zu Stande gebracht. Dem Dirigenten, den Ausführenden, und Herrn Ober Bürgermeister Gönner, meinen verbindlichsten Dank.

Besonderes Interesse nehme ich an dem Weissheimer Concert (30ten Juni) welches hoffentlich

Faksimile eines Briefes von Franz Liszt an W. Weissheimer. Siehe Seite 407

nächstes Jahr wiederholt wird,
so daß ich zu hören bekomme
Ihre Geistlichen Sonnette,
Deutschen Minnesänger, und die
Symphonie „an Mozart".
Im Sommer 81, habe ich
Freund Dimler versprochen
seiner Aufführung des Christus
Oratorium in Freiburg (Breisgau)
beizuwohnen. Verständigen
Sie sich mit Ihm, wegen der
mir sehr angenehmen Station
in Baden Baden, – ob vor
oder nach Freiburg –? Die
benannten Compositionen Weisheimer
wünsche ich zu hören, kann aber

nicht länger als 8 bis 10 Tage
im badischen Lande, nächstes
Jahr zubringen.
Freundlichsten Gruss an
ihre Frau, und stets
aufrichtig ergebenst
F. Liszt

22ten Juli, 80 –
Weimar

# Anhang.

## Verzeichnis der vorläufig im Druck erschienenen Werke

von

# Wendelin Weißheimer.

1. **König Sifrid.** (Opus 1. Franz Liszt gewidmet.) Ballade von Uhland, für Bariton oder Baß. Leipzig, bei C. F. Kahnt. Partitur Mark 4.— Klavierauszug Mark 1.50.

2. **Die große Firma.** Gedicht von Franz von Gaudy. Für eine Bariton- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte, unter dem Pseudonym W. Solinger, opus 2. Düsseldorf, bei Wilhelm Baarhoffer. Preis Mark 1.50.

3. **Deutsche Minnesänger.** Lieder-Cyclus für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. Mainz, bei B. Schotts Söhne.

Erstes Heft: **Dietmar von Aist.**

Inhalt: 1. Der Falke. (Uebersetzt von Frl. Born.) Sopran.
2. Die Trennung. (Simrock.) Sopran.
3. Im Frühling. (Simrock.) Sopran.

Zweites Heft: **Der von Kürenberg.**

Inhalt: 1. Der Falke: „Ich zog mir einen Falken." Sopran.
2. Der Abendstern. Mezzosopran.
3. Liebeslied. Mezzosopran.
4. Des Geliebten Abschied. Mezzosopran oder als Wechselgesang zwischen Mezzosopran und Bariton.
5. Nur der Eine. Mezzosopran.
6. Trennung. Mezzosopran oder als Wechselgesang wie oben.

Drittes Heft: Spervogel. Heinrich von Veldeke.
Wernher von Tegernsee und Volkslieder aus dem 12. Jahrhundert.

Inhalt: 1. Tugend das schönste Kleid. Mezzosopran oder Bariton.
2. Lebensregel. Alt oder Baß.
3. Der Thor. (Uebersetzt von Simrock.) Alt oder Baß.
4. Die böse Zeit. Mezzosopran oder Bariton.
5. Der gute Wirt. Baß.
6. Minnelied: „Wohl alle Gedanken des Herzens vereine." Tenor.
7. Dasselbe für etwas tiefere Stimmlage. (Bariton.)
8. Macht der Liebe. Tenor.
9. Graues Haar. Bariton oder Baß.
10. Liebesreim von Wernher v. Tegernsee. Sopran oder Tenor.
11. Komm, o komm, Geselle mein. (Volkslied.) Für alle Stimmen außer Baß.
12. Ich hab' im Herzen sehnlich Leid. Sopran oder Tenor.

Viertes Heft: Christian von Hamle.

Inhalt: 1. Der Anger. Für alle Stimmen außer Baß.
2. Vier Augen und zwei Herzen. Tenor oder hoher Bariton.
3. Wächterlied. Zwiegespräch zwischen Sopran und Bariton.
4. Treue. Tenor.
5. Frauenlob: „Da kommt der Mai mit Schalle." Tenor.

Einzelnummer: Herzog Johann von Brabant.
„Herba lori sa." Sopran oder Tenor.

Preis: 1. Heft ℳ 3.— 2. Heft ℳ 2.75. 3. Heft ℳ 3.75.
4. Heft ℳ 4.25. Herba lori sa ℳ 1.—

---

Weiter sind bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen:

## Lieder und Balladen
von **Goethe.**

1. Erster Verlust: „Ach wer bringt die schönen Tage." Mezzosopran. 50 ₰

2. Sie: „War schöner als der schönste Tag." Für alle Stimmen außer Baß. 50 ₰
3. Mignon: „Nur wer die Sehnsucht kennt." Für Frauenstimme. 75 ₰
4. Rettung: „Mein Mädchen ward mir ungetreu." Tenorbaryton. ℳ 1.—
5. Fliegentod: „Sie saugt mit Gier." Für alle Stimmen außer Baß. 75 ₰
6. Beweggrund: „Wenn einem Mädchen, das uns liebt." Baryton. 75 ₰
7. Mädchenwünsche: „O fände für mich ein Bräutigam sich." Sopran. 50 ₰
8. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg. Alle Männerstimmen außer Baß. 75 ₰
9. Blindekuh: „O liebliche Therese" Baryton oder Tenorbaryton. 75 ₰
10. Der Schäfer: „Es war ein fauler Schäfer." Für Baß. 50 ₰
11. Verschiedene Drohung: „Einst ging ich meinem Mädchen nach." Baryton. 50 ₰
12. Unüberwindlich. Trinklied. Für Baß oder Baryton. 75 ₰
13. Holde Gegenwart: „Alles kündet dich an." Tenorbaryton. ℳ 1.—
14. Lauf der Welt: „Als ich ein junger Geselle." Baryton oder Tenor. ℳ 1.—
15. Wirkung in die Ferne. Ballade für Sopran oder Tenor. ℳ 1.50.
16. Der Totentanz. Ballade für Baryton oder Mezzosopran. ℳ 2.—
17. Der Sänger. Ballade für Baß. ℳ 1.50.
18. Der Rattenfänger. Ballade für Baß. 50 ₰

Ebenfalls bei B. Schotts Söhne in Mainz:

## Lieder (verschiedener Dichter).

1. Wenn es doch immer so bliebe. (Bodenstedt.) Für Baryton oder Tenor. ℳ 1.—
2. Fragst du mit den Aeugelein? (P. Cornelius.) Sopran oder Tenor. 75 ₰
3. Stürmische Liebe. (Paul Flemming.) Tenor. ℳ 1.—

(Wird fortgesetzt.)

In meinem **Selbstverlag**, Freiburg i. Br., ist erschienen:

## Eine obligate Violinstimme zu sämtlichen Präludien

**in Joh. Seb. Bachs wohltemperiertem Klavier.**

(Unter Benützung der kritischen (Bach-)Ausgabe von Franz Kroll, Leipzig bei Peters.)

Heft 1: Die 24 Präludien des ersten Teiles ℳ 1.50 netto.
Heft 2: Die 24 Präludien des zweiten Teiles ℳ 1.50 netto.

Jedes Heft auch beziehbar in 3 einzelnen Serien (mit je 8 Nummern) à 60 ₰ netto.

(Womöglich direkt zu beziehen! Zusendung franco.)

Ebenso:

**Epiphanias.** Humoristisches Gedicht von Goethe, für **Männerchor** und **Soli** (Tenor, Baryton und Baß) im Selbstverlag in Freiburg i. Br. Partitur Mark 1.—

---

Außerdem sind durch jede Musikalienhandlung ausschließlich **nur von mir** zu beziehen:

### a) Fünf Geistliche Sonette

von Theodor Körner

für eine Singstimme, Flöte, Oboe, Klarinette, Harmonium mit Klavierauszug:

1. Jesus und die Samariterin. Für alle Stimmen außer Baß. ℳ 1.50.
2. Jesus und die Sünderin. (Wie oben.) ℳ 1.50.
3. Das Abendmahl. Mezzosopran oder Baryton. ℳ 1.—
4. Christi Erscheinung in Emmaus. (Ebenso.) ℳ 1.—
5. Christi Himmelfahrt. Für jede Stimme außer Baß. ℳ 1.50.

Alle 5 Nummern zusammen ℳ 5.— und bei direkter Bestellung 33⅓ % Rabatt.

### b) Die Löwenbraut.

Gedicht von Adalbert von Chamisso.

Konzert-Ballade für Sopran- oder Tenorstimme.

Klavierauszug ℳ 2.50.

## c) Meiſter Martin und ſeine Geſellen.

**Oper in drei Akten**

nach der Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

Vollſtändiger Klavierauszug ℳ 20. —; Orcheſterpartitur ℳ 200. —

(Bei direkter Beſtellung 33⅓ % Rabatt.)

17 Einzelnummern (Rabatt wie vorſtehend), darunter:

Die Prophezeiung der Großmutter. Lied für Sopran. 80 ₰.
Martin lobt die Geſellen. Arie für Baß. ℳ 1. —
Konrads Jagdlied. Für hohen Baß. ℳ 1. 20.
Arie und Scene Roſas. Für Sopran. ℳ 1. —
Lied Reinholds vor dem Bilde. Für Bariton. ℳ 1. —
Dasſelbe für Tenor ℳ 1.
Duett für Tenor und Bariton: „Der Haare Prangen." ℳ 1. 20.
Melodien aus „Meiſter Martin" für Piano: 1. Heft ℳ 2. —
2. Heft ℳ 2. — Ouvertüre zu 2 Händen ℳ 1. 60. Ouvertüre zu 4 Händen ℳ 3. 20.
Textbuch der Oper „Meiſter Martin" 50 ₰.

## d) Textbuch der Oper Leyer und Schwert

(Theodor Körner) 50 ₰.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

# Giuseppe Verdi und seine Werke.

Von

## Gino Monaldi.

Aus dem Italienischen übertragen von L. Hollaender.

Mit 3 Bildnissen Verdis.

Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Giuseppe Verdi, der Meister der dramatischen Tonmalerei, ist in seine Kunstentwicklung [illegible] wie wir ihn unserer [illegible] Zeit kennen, [illegible] in den Tagen seines hohen Alters und von jugendlichem Feuer und jugendlicher Schaffenskraft beseelte Meister eine in der Geschichte der Tonkunst wohl einzig dastehende Erscheinung dar. Den Schlüssel zu dieser Wandererscheinung giebt uns der angesehene und gegenwärtigen italienischen Musikschriftsteller Marchese Gino Monaldi in seiner gross- und temperamentvollen Studie über Verdi und den Verdischen Entwicklungsgang.

# Aus siebzig Jahren.

Lebenserinnerungen von

## Wilh. Jos. v. Wasielewski.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Preis geheftet ℳ 5.—; in elegantem Halbfranzband ℳ 7.—

Jeder Musiker und Musikfreund wird dieses Memoirenwerk mit Interesse und Genuss lesen. Besonders werden seine Mitteilungen über eine Reihe berühmter zeitgenössischer Künstler, bei Vergangenheit und Gegenwart interessieren, sodann aber auch das, was er über seinen [illegible] mit Gewandhaus und Musikleben, Schumann und dessen Genossen, Ferdinand Hiller, Moritz Hauptmann, Joachim u. A. m. erzählt. Dies alles ist in lebendiger, fesselnder und anregender Darstellung mit der Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse verwoben.

## Die Klassiker der Musik

# Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,

in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Gesamtausgaben mit Bezeichnung des Fingersatzes und Fingersatz von F. Weitzmann.

3. Auflage. Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Band.

In eleganten Leinwandhalbfranzbänden mit Goldtitel und Pressung.

| | |
|---|---|
| Beethovens sämtliche Sonaten | 4 Bände à Bd. ℳ 4.50 |
| Mozarts sämtliche Sonaten | 1. und 2. Band à Bd. ℳ 4.50 |
| Mozarts übrige Sonaten | 3. Band (Anhang) ℳ 3.— |
| Clementis auserwählte Sonaten | 2 Bände à Bd. ℳ 3.— |
| Haydns auserwählte Sonaten | 2 Bände à Bd. ℳ 3.50 |
| Webers Kompositionen für das Pianoforte | 2 Bände à Bd. ℳ 4.— |

Diese Ausgaben zeichnen sich durch [illegible] aus, deren Wunsch, mit instruktiven Anmerkungen [illegible] Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber jeden einzelnen Bandes, und so ist — weit und [illegible] — entsprechend durch [illegible] Band, auch für die Jugend von [illegible] Bedeutung ist, besonders auch bei [illegible] Unterricht erleichtert. Sie hat deshalb in der [illegible] Presse Anerkennung gefunden.

Frankfurter Journal.

# Die schöne Müllerin.

Liedercyklus von Wilhelm Müller. In Musik gesetzt von Fr. Schubert.

Kritische Ausgabe mit [illegible] Originalbegleitungen von R. Schäffer und E. Neumann.

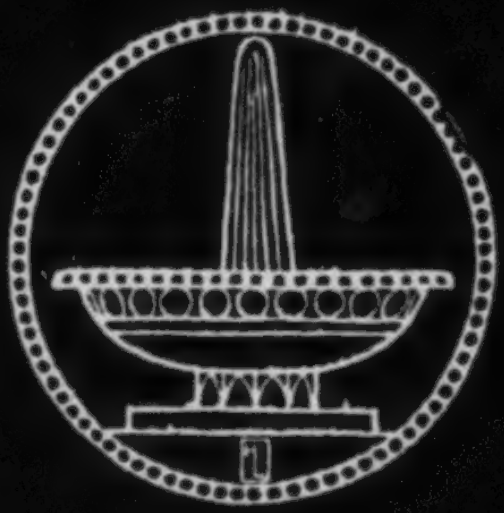
In Original-Einband Preis ℳ 4.—

Die [illegible] Lieder, welche der unvergleichliche Genius des Liederfürsten uns geschenkt, erscheinen [illegible] einer [illegible] Fassung, sämtlich gedruckt mit Fingersatzangaben von Künstlerhand. Daß in [illegible] auch die Schönheit nicht [illegible] kommt, [illegible] in erwünschter Weise [illegible] Vortrags- und Stimmungsbezeichnungen entfalten sind, gereicht [illegible] zu besonderem Vorteil [illegible] Preis ist [illegible] billig.

Das Beste gehört der Deutschen.

Ausführliche Prospekte [illegible] Ansichtssendungen [illegible] Ihr und Weihnachten [illegible]

Gedruckt bei Carl Hoffmann Buchdruckerei in Stuttgart.



# Bayreuther Briefe

# Bayreuther Briefe

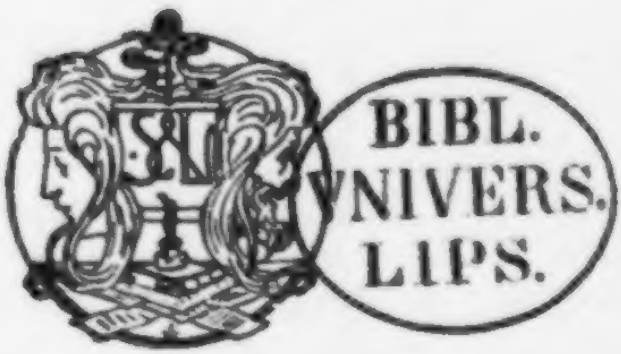
von

# Richard Wagner

'88 2 8 16

(1871—1883)

Zweite Auflage




Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig © 1907

Alle Rechte vorbehalten

# Zur Einführung

Drei Jahre nach dem Hinscheiden des Meisters, zur Zehnjahrsfeier der ersten Bayreuther Bühnenfestspiele, erschien in den „Bayreuther Blättern" (1886) ein bedeutsamer Rückblick auf die heißen Kämpfe und Nöthe, unter denen die feste Burg deutscher Kunst auf dem Bayreuther Hügel errichtet, und in schwerem Ringen gegen Unverstand, spröde Gleichgiltigkeit und hartnäckiges Uebelwollen der umgebenden Kulturwelt der erste Sieg darin erfochten worden war.

Unter der Aufschrift: „Das Bayreuther Werk, Briefe und Dokumente aus den Jahren 1871/1876", waren hier — nächst den hauptsächlichen Circularen an Patrone und Künstler — Auszüge aus dem brieflichen Verkehr Richard Wagner's mit seinen nächsten und wichtigsten Mithelfern an diesem Werke durch eine entsprechende textliche Verbindung

zu einem ergreifenden Ganzen abgerundet. Die Adreſſaten dieſer Briefſtellen wurden nicht einzeln mit Namen genannt; es waren aber die Treueſten unter den Treuen, die, in ihrer Selbſtloſigkeit des Meiſters erhabenem Vorbilde nacheifernd, ſeine Sorge nach ihrem Vermögen thatkräftig mit ihm theilten, vier echtdeutſche Männer: Friedrich Feuſtel, Theodor Muncker, Emil Heckel und Carl Brandt.

Im Weſentlichen iſt nun die vorliegende Sammlung von „Bayreuther Briefen“ nichts anderes als die breitere und vollere Entwickelung des damals gebotenen Keimes: eine Entſtehungsgeſchichte der Feſtſpielinſtitution in authentiſchen Worten ihres Schöpfers. Waren es damals vereinzelte charakteriſtiſche Auszüge aus dieſen Briefen, ſo liegen gegenwärtig dieſe Briefe ſelbſt in ihrem vollen Umfang und Wortlaut vor. Es ſind aber in der Hauptſache dieſelben vier Adreſſaten, wie damals, gegen die ſich der Meiſter in der vorliegenden Briefſammlung ausſpricht. Wiederum treten uns darin dieſelben vier Männer entgegen: Feuſtel, Muncker, Heckel und Brandt; die beiden Hauptſtützen des Verwaltungsrathes, der Begründer des erſten Wagner-Vereines, und der geniale „Maſchiniſt“, deſſen fördernde Mitarbeit ſich, weit über das beſondere Gebiet der bloßen ſzeniſchen Maſchinerie hinaus, mit ihren an ſich ſo neuen und bis dahin unerhörten Aufgaben, that-

ſächlich zugleich auf die geſammte Herſtellung und innere Einrichtung des Gehäuſes für das lebendige „Kunſtwerk der Zukunft“ erſtreckte.

Von den in dieſer Sammlung vereinigten Briefen waren bereits früher einzeln im Druck erſchienen: der Zeit nach am früheſten die Briefe an Heckel (in Buchform, mit ausführlichem verbindendem Text an erläuternden perſönlichen Erinnerungen, i. J. 1899); ſodann in den „Bayreuther Blättern“ 1900 die Briefe an Muncker, und wiederum drei Jahre ſpäter, in den „Bayreuther Blättern“ 1903, die Briefe an Feuſtel. Bis zum heutigen Tage unveröffentlicht und (bis auf jene wenigen früheren Auszüge) weder einzeln, noch im Zuſammenhang in den Druck gelangt ſind dagegen die, unſere ganze Sammlung durchziehenden Briefe an Brandt.

Dies die einzelnen Elemente, aus denen das im gegenwärtigen Buche dargebotene Ganze ſich zuſammenſetzt. Ein ſolches Ganzes konnte es bloß durch die chronologiſche Durchdringung der bisher vereinzelten Briefgruppen werden. Es iſt, unter ſämmtlichen vorhandenen Sammlungen von Briefen des Meiſters, nicht leicht eine wichtigere, geſchichtlich bedeutungsvollere denkbar als dieſe, in der wir ſein perſönliches Daſein, Ringen, Kämpfen und Leiden in ſo unmittelbarer Verbindung mit ſeinem reformatoriſchen Lebenswerke verknüpft antreffen; aus der wir andererſeits

die ernste, überlegene, dann wieder traulich humorvolle, feurige und anfeuernde, immer aber von herzlichster Dankbarkeit für alle ihm geleisteten Dienste erfüllte und getragene Art seines Verkehrs mit diesen treuen Helfern und Mitarbeitern aus unmittelbarem Miterleben kennen lernen.

„Ueberblicke ich im Ganzen das Verhalten der Mitwelt zu mir seit den letzten zehn Jahren, so gestehe ich, daß die Wagschale meines Dankgefühles fast einzig und voll auf die Seite meiner damals mir gewonnenen Freunde fällt, und hiermit der Name Bayreuth mir das Liebste nennt, was mir neben meiner Familie zu Theil geworden ist.“ Diese an Friedrich Feustel gerichteten Worte vom 17. Januar 1882 können zugleich als Motto und Schlußwort der „Bayreuther Briefe“ betrachtet werden.

Die Hereinziehung der brieflichen Dokumente seines gleichzeitigen Verkehrs mit den durch ihn herangebildeten künstlerischen Schülern und Jüngern, seinen Dirigenten und mitwirkenden Künstlern, würde den Rahmen dieser Sammlung gesprengt, die Einheitlichkeit des darin Gebotenen unterbrochen und die Aufmerksamkeit nach einer ganz anderen Richtung hin abgelenkt haben. Es ward daher von ihrer Berücksichtigung abgesehen, und nur einiges näher Verwandte bei dieser Gelegenheit mit angeschlossen. So zur näheren Ausführung des in den Briefen an

Brandt behandelten die Briefe an die Dekorations- und Kostümmaler Joseph Hoffmann und Professor Doepler, soweit dieselben uns bisher zugänglich waren.[1]) Und um dem Gesammttitel von „Bayreuther Briefen“ auch nach der rein lokalen Seite hin gerecht zu werden, die wenigen noch existierenden, oder doch uns erreichbaren Briefe an Bayreuther Freunde, wie Dr. Landgraf (als der Zeit nach ältesten, d. h. am frühesten ihm begegneten), Dekan Dittmar und Konsistorialrath Dr. Lorenz Kraussold.

Der Text der einzelnen Briefe ist im Großen und Ganzen überall wörtlich und vollständig wiedergegeben; die vorkommenden Auslassungen betreffen hauptsächlich bloß das Verhältniß des Meisters zu seinem königlichen Freunde und Beschützer. In Bezug auf sachliche Erläuterungen war es ungemein schwer eine Grenze einzuhalten; für die meisten Fälle, in denen das am Schluß des Bandes Hinzugefügte dem Bedürfniß des Lesers nicht genügen sollte, kann wohl auf das „Leben Wagner's“ in seiner ausführlichen Darstellung durch den Unterzeichneten verwiesen werden.

C. Fr. Glasenapp.

---

[1]) Als Nr. 222 der Sammlung wurde schließlich noch während des Druckes ein, uns wichtig dünkender, bereits durch Heckel veröffentlichter Brief an Friedrich Schön mit eingefügt.

# Inhaltsverzeichnis


| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 1. | An Dr. Carl Landgraf | 1871, 11. Mai | 1 |
| 2. | An Carl Brandt | 1871, 18. Mai | 3 |
| 3. | An Emil Heckel | 1871, 19. Mai | 4 |
| 4. | An Carl Brandt | 1871, 13. Juni | 5 |
| 5. | An Emil Heckel | 1871, 20. Juni | 6 |
| 6. | An Carl Brandt | 1871, 30. Juni | 7 |
| 7. | An Emil Heckel | 1871, 12. August | 7 |
| 8. | An Carl Brandt | 1871, 20. August | 8 |
| 9. | An Carl Brandt | 1871, 14. September | 10 |
| 10. | An Emil Heckel | 1871, 1. Oktober | 11 |
| 11. | An Friedrich Feuſtel | 1871, 1. November | 14 |
| 12. | An Emil Heckel | 1871, 3. November | 19 |
| 13. | An Friedrich Feuſtel | 1871, 5. November | 20 |
| 14. | An Emil Heckel | 1871, 9. November | 21 |
| 15. | An Emil Heckel | 1871, 13. November | 23 |
| 16. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1871, ? November | 25 |
| 17. | An Friedrich Feuſtel | 1871, 23. November | 25 |
| 18. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1871, ? November | 26 |
| 19. | An Carl Brandt | 1871, 25. November | 27 |
| 20. | An Emil Heckel | 1871, 25. November | 28 |
| 21. | An Carl Brandt | 1871, 27. November | 30 |
| 22. | An Emil Heckel | 1871, 27. November | 31 |
| 23. | An Carl Brandt | 1871, 30. November | 33 |
| 24. | An Emil Heckel | 1871, 6. Dezember | 34 |
| 25. | An Emil Heckel | 1871, ? Dezember | 36 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 26. | An Friedrich Feuſtel | 1871, 12. Dezember | 37 |
| 27. | An Carl Brandt | 1871, 26. Dezember | 38 |
| 28. | An Muncker und Feuſtel | 1871, 26. Dezember | 40 |
| 29. | An Friedrich Feuſtel | 1871, 31. Dezember | 42 |
| 30. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 22. Januar | 45 |
| 31. | An Emil Heckel | 1872, 3. Januar | 48 |
| 32. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1872, 22. Januar | 50 |
| 33. | An Emil Heckel | 1872, 24. Januar | 50 |
| 34. | An Emil Heckel | 1872, 28. Januar | 51 |
| 35. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1872, ? | 52 |
| 36. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 7. Februar | 53 |
| 37. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, 10. Februar | 55 |
| 38. | An Conſiſtorialrath Krauſſold | 1872, 14. Februar | 57 |
| 39. | An Emil Heckel | 1872, 16. Februar | 58 |
| 40. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 25. Februar | 60 |
| 41. | An Emil Heckel | 1872, 15. März | 63 |
| 42. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, 26. März | 64 |
| 43. | An Feuſtel und Muncker | 1872, 7. April | 67 |
| 44. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, 7. (?) April | 72 |
| 45. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 10. April | 72 |
| 46. | An Feuſtel und Muncker | 1872, ? April | 74 |
| 47. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 12. April | 77 |
| 48. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 16. April | 81 |
| 49. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 17. April | 83 |
| 50. | An Emil Heckel | 1872, 3. Mai | 85 |
| 51. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, 4. Mai | 86 |
| 52. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, 8. Mai | 87 |
| 53. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 16. Mai | 88 |
| 54. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, 18. Mai | 89 |
| 55. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, 25. Mai | 89 |
| 56. | An Carl Brandt | 1872, 7. Juni | 90 |
| 57. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 12. Juni | 91 |
| 58. | An Emil Heckel | 1872, 15. Juni | 92 |
| 59. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 16. Juni | 93 |
| 60. | An Emil Heckel | 1872, 20. Juni | 94 |
| 61. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 3. Juli | 95 |
| 62. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 18. Juli | 96 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 63. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 25. Juli | 97 |
| 64. | An Joſeph Hoffmann | 1872, 28. Juli | 97 |
| 65. | An Carl Brandt | 1872, 14. Auguſt | 99 |
| 66. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, ? | 100 |
| 67. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1872, ? | 101 |
| 68. | An Carl Brandt | 1872, 7. October | 101 |
| 69. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 20. October | 102 |
| 70. | An Carl Brandt | 1872, 22. October | 103 |
| 71. | An Joſeph Hoffmann | 1872, 22. October | 104 |
| 72. | An Emil Heckel | 1872, 4. November | 105 |
| 73. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 9. November | 106 |
| 74. | An Emil Heckel | 1872, 11. November | 107 |
| 75. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 20. November | 108 |
| 76. | An Emil Heckel | 1872, 28. November | 110 |
| 77. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 29. November | 111 |
| 78. | An Emil Heckel | 1872, 1. Dezember | 112 |
| 79. | An Friedrich Feuſtel | 1872, 13. Dezember | 113 |
| 80. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 14. Januar | 115 |
| 81. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 27. Januar | 115 |
| 82. | An Carl Brandt | 1873, 16. Februar | 117 |
| 83. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1873, 17. Februar | 119 |
| 84. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 18. Februar | 120 |
| 85. | An Dr. Carl Landgraf | 1873, 3. März | 122 |
| 86. | An Emil Heckel | 1873, 17. März | 123 |
| 87. | An Dekan Dittmar | 1873, 10. April | 124 |
| 88. | An Carl Brandt | 1873, 7. Juni | 125 |
| 89. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 1. Juli | 125 |
| 90. | An Carl Brandt | 1873, 17. Juli | 127 |
| 91. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 22. Juli | 128 |
| 92. | An Carl Brandt | 1873, 4. Auguſt | 129 |
| 93. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 8. Auguſt | 130 |
| 94. | An Friedrich Feuſtel | 1873, ? September | 131 |
| 95. | An Emil Heckel | 1873, 19. September | 132 |
| 96. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 20. September | 135 |
| 97. | An Emil Heckel | 1873, 23. September | 136 |
| 98. | An Carl Brandt | 1873, 4. October | 138 |
| 99. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1873, 12. October | 140 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 100. | An Carl Brandt | 1873, 14. October | 140 |
| 101. | An Emil Heckel | 1873, 17. October | 141 |
| 102. | An Carl Brandt | 1873, 23. October | 142 |
| 103. | An Friedrich Feuſtel | 1873, 28. October | 143 |
| 104. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1873, 30. October | 145 |
| 105. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1873, 31. October | 146 |
| 106. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1873, ? November | 147 |
| 107. | An Carl Brandt | 1873, 3. November | 147 |
| 108. | An Emil Heckel | 1873, 19. November | 148 |
| 109. | An Joſeph Hoffmann | 1873, 19. Dezember | 149 |
| 110. | An Emil Heckel (Telegramm) | ? | 151 |
| 111. | An Emil Heckel | 1874, 19. Januar | 152 |
| 112. | An Friedrich Feuſtel | 1874, 21. Januar | 157 |
| 113. | An Emil Heckel | 1874, 9. Februar | 158 |
| 114. | An Carl Brandt | 1874, 9. Februar | 158 |
| 115. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1874, 21. Februar | 159 |
| 116. | An Emil Heckel | 1874, 5. März | 160 |
| 117. | An Feuſtel und Muncker | 1874, 7. März | 162 |
| 118. | An Carl Brandt | 1874, 1. April | 166 |
| 119. | An Joſeph Hoffmann | 1874, 1. April | 168 |
| 120. | An Carl Brandt | 1874, 11. April | 169 |
| 121. | An Emil Heckel | 1874, 17. April | 170 |
| 122. | An Carl Brandt | 1874, ? | 171 |
| 123. | An Joſeph Hoffmann | 1874, 9. Juni | 171 |
| 124. | An Carl Brandt | 1874, 9. Juni | 173 |
| 125. | An Friedrich Feuſtel | 1874, 10. Juni | 175 |
| 126. | An Carl Brandt | 1874, 14. Juni | 176 |
| 127. | An Feuſtel und Muncker | 1874, 17. Juni | 177 |
| 128. | An Carl Brandt | 1874, 7. Juli | 177 |
| 129. | An Joſeph Hoffmann | 1874, 3. September | 178 |
| 130. | An Carl Brandt | 1874, 6. September | 180 |
| 131. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1874, 4. October | 181 |
| 132. | An Carl Brandt | 1874, 11. October | 182 |
| 133. | An Joſeph Hoffmann | 1874, 12. October | 182 |
| 134. | An Carl Brandt | 1874, 23. November | 184 |
| 135. | An Carl Brandt | 1874, 25. November | 185 |
| 136. | An Friedrich Feuſtel | 1874, 16. Dezember | 186 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 137. | An Professor Carl Emil Doepler | 1874, 17. Dezember | 187 |
| 138. | An Emil Heckel | 1874, 31. Dezember | 189 |
| 139. | An Friedrich Feustel | 1875, 1. Januar | 190 |
| 140. | An Emil Heckel | 1875, 2. Januar | 191 |
| 141. | An Bürgermeister Th. Muncker | 1875, 6. Januar | 193 |
| 142. | An Emil Heckel | 1875, 14. Januar | 194 |
| 143. | An Bürgermeister Th. Muncker | 1875, 21. Januar | 194 |
| 144. | An Emil Heckel | 1875, 25. Januar | 196 |
| 145. | An Emil Heckel | 1875, 28. Januar | 197 |
| 146. | An Carl Brandt | 1875, ? | 198 |
| 147. | An Carl Brandt | 1875, ? | 198 |
| 148. | An Emil Heckel | 1875, 6. Februar | 199 |
| 149. | An Emil Heckel | 1875, 9. Februar | 200 |
| 150. | An Emil Heckel | 1875, 13. Februar | 201 |
| 151. | An Bürgermeister Th. Muncker | 1875, 13. Februar | 202 |
| 152. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1875, ? Februar | 203 |
| 153. | An Friedrich Feustel | 1875, 27. Februar | 203 |
| 154. | An Friedrich Feustel | 1875, 13. März | 205 |
| 155. | An Emil Heckel | 1875, 26. März | 206 |
| 156. | An Emil Heckel | 1875, 2. April | 208 |
| 157. | An Carl Brandt | 1875, 6. April | 209 |
| 158. | An Friedrich Feustel | 1875, 16. April | 211 |
| 159. | An Carl Brandt | 1875, 18. April | 212 |
| 160. | An Friedrich Feustel | 1875, 2. Mai | 212 |
| 161. | An Emil Heckel | 1875, 10. Mai | 215 |
| 162. | An Friedrich Feustel | 1875, 17. Mai | 216 |
| 163. | An Emil Heckel | 1875, 27. Mai | 217 |
| 164. | An Bürgermeister Th. Muncker | 1875, 29. Mai | 219 |
| 165. | An Emil Heckel | 1875, 6. Juni | 219 |
| 166. | An Friedrich Feustel | 1875, 9. Juni | 220 |
| 167. | An Emil Heckel | 1875, 25. Juni | 221 |
| 168. | An Bürgermeister Th. Muncker | 1875, 25. Juni | 222 |
| 169. | An Carl Brandt | 1875, ? | 223 |
| 170. | An Carl Brandt | 1875, 9. September | 223 |
| 171. | An Carl Brandt | 1875, 21. September | 224 |
| 172. | An Friedrich Feustel | 1875, 4. November | 225 |
| 173. | An Emil Heckel | 1875, 11. November | 226 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 174. | An Friedrich Feuſtel | 1875, 14. November | 226 |
| 175. | An Friedrich Feuſtel | 1875, 11. Dezember | 228 |
| 176. | An Carl Brandt | 1876, 3. Januar | 229 |
| 177. | An Friedrich Feuſtel | 1876, 2 Februar | 230 |
| 178. | An Emil Heckel | 1876, 4. Februar | 232 |
| 179. | An Friedrich Feuſtel | 1876, 24. März | 233 |
| 180. | An Carl Brandt | 1876, 26. März | 234 |
| 181. | An Profeſſor Carl Emil Doepler | 1876, 2. April | 235 |
| 182. | An Emil Heckel | 1876, 8. April | 236 |
| 183. | Offener Brief an Bürgermeiſter Theodor Munker | 1876, 4. Juni | 236 |
| 184. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1876, 23. Juli | 238 |
| 185. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1876, 23. Juli | 239 |
| 186. | An Emil Heckel | 1876, ? Auguſt | 240 |
| 187. | An Friedrich Feuſtel | 1876, 18. September | 241 |
| 188. | An Friedrich Feuſtel | 1876, 6. October | 242 |
| 189. | An Emil Heckel | 1876, 3. November | 245 |
| 190. | An Friedrich Feuſtel | 1876, 23. November | 247 |
| 191. | An Friedrich Feuſtel | 1876, 20. November | 253 |
| 192. | An Friedrich Feuſtel | 1876, 4. Dezember | 255 |
| 193. | An Emil Heckel | 1876, 9. Dezember | 256 |
| 194. | An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1877, 2. Januar | 257 |
| 195. | An Emil Heckel | 1877, 11. Februar | 258 |
| 196. | An Emil Heckel | 1877, 11. April | 260 |
| 197. | An Friedrich Feuſtel | 1877, 13. Mai | 261 |
| 198. | An Friedrich Feuſtel | 1877, 27. Mai | 263 |
| 199. | An Friedrich Feuſtel | 1877, 30. Mai | 265 |
| 200. | An Friedrich Feuſtel (Telegr.) | 1877, 31. Mai | 267 |
| 201. | An Friedrich Feuſtel | 1877, 3. Juni | 267 |
| 202. | An Friedrich Feuſtel | 1877, 14. Juni | 269 |
| 203. | An Dr. Carl Landgraf | 1877, 16. Juni | 271 |
| 204. | An Friedrich Feuſtel | 1877, 2. Juli | 273 |
| 205. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1877, 7. Juli | 274 |
| 206. | An Emil Heckel | 1877, 9. September | 275 |
| 207. | An Emil Heckel | 1877, 1. October | 276 |
| 208. | An Emil Heckel (Telegramm) | 1877, ? October | 277 |
| 209. | An Friedrich Feuſtel | 1877, 9. October | 277 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 210. An Friedrich Feuſtel | 1878, 3. Februar | 278 |
| 211. An Emil Heckel | 1878, 14. März | 279 |
| 212. An Emil Heckel | 1878, 17. März | 281 |
| 213. An Emil Heckel | 1878, 21. März | 282 |
| 214. An Friedrich Feuſtel | 1879, 6. Januar | 284 |
| 215. An Emil Heckel | 1879, 23. März | 285 |
| 216. An Emil Heckel (2 Telegr.) | 1879, Oſtern | 286 |
| 217. An Emil Heckel | 1879, 28. April | 287 |
| 218. An Emil Heckel | 1879, 3. Juli | 289 |
| 219. An Emil Heckel | 1879, 17. October | 290 |
| 220. An Friedrich Feuſtel | 1880, 4. März | 291 |
| 221. An Emil Heckel | 1880, 26. März | 295 |
| 222. An Friedrich Schön | 1880, 28. Juni | 296 |
| 223. An Carl Brandt | 1881, ? Januar | 298 |
| 224. An Emil Heckel | 1881, 2. Juli | 299 |
| 225. An Friedrich Feuſtel | 1881, ? | 300 |
| 226. An Friedrich Feuſtel | 1881, 18. Juli | 302 |
| 227. An Carl Brandt | 1881, 27. October | 303 |
| 228. An Fritz Brandt | 1882, 14. Januar | 305 |
| 229. An Friedrich Feuſtel | 1882, 17. Januar | 307 |
| 230. An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1882, 24. oder 25. Juni | 309 |
| 231. An Bürgermeiſter Th. Muncker | 1882, 30. Juli | 309 |
| 232. An Emil Heckel (Telegramm) | ? | 311 |
| 233. An Emil Heckel | 1883, 14. Januar | 311 |
| Anhang | | 313 |
| Alphabetiſches Namenregiſter | | 329 |

## 1.

### An Dr. Carl Landgraf.

(Leipzig, 11. Mai 1871.)

Geehrteſter Herr Doctor!

Ich komme für diesmal nicht, wie ich Ihnen es verſprochen hatte, wieder über Bayreuth zurück, ſondern erſt im Spätſommer werden Sie mich dort wiederſehen. Ich melde Ihnen dieß, weil ich nicht wünſche, daß Sie mich für einen Undankbaren halten, und ſomit mich als Ihren Schuldner bekennen will. Ihr Trank hat mir noch vortreffliche Dienſte geleiſtet. —

Im Uebrigen ſteht es nun feſt, daß meine großen Bühnenfeſtſpiele im Sommer 1873 in Bayreuth ſtattfinden ſollen, und ich um jene Zeit mich ebenfalls gänzlich dorthin überzuſiedeln gedenke. Damit Sie, deſſen freundliches Wohlwollen ich kennen gelernt habe, in Stand geſetzt ſeien, irrigen Gerüchten über meine Unternehmung entgegentreten zu können, theile ich Ihnen mit, daß dieß Unternehmen zwar von Sr. Maj. dem Könige von Bayern mir erlaubt und durch einen ſehr förderlichen Beitrag unterſtützt wird, dennoch meine ganz perſönliche Angelegenheit iſt

und ihre Ausführung durch einen Zusammentritt weitverzweigter Freunde meiner Kunst einzig verwirklicht werden soll. Ich werde mich demnach, ganz wie jeder andere Unternehmer, auch zu den Stadtbehörden von Bayreuth zu verhalten haben, auf deren gute Bereitwilligkeit ich jedoch rechnen zu können glaube, wenn bedacht wird, welche Beachtung und Bedeutung ich dadurch Bayreuth zuführe. Im Spätsommer werde ich mit den nöthigen Sachverständigen in Bayreuth zusammentreffen, um das Terrain auszuwählen und zu kaufen, auf welchem mein Festtheater errichtet und dessen Bau sofort in Angriff genommen werden soll. Auch für ein Grundstück zum Bau eines Wohnhauses für mich werde ich mich dann entscheiden, und gewiß würde ich Ihrer Güte sehr dankbar sein, wenn Sie selbst unter der Hand zur Auffindung eines solchen mir behilflich sein wollten. Bereits hatte ich mit dem Herrn Schloßverwalter ein hübsches Wiesengrundstück, an das Ende des Schloßparkes stoßend, in Verabredung genommen; allerdings fehlt es da gänzlich an einigen alten Bäumen. Es wäre schön, wenn sich dafür eine Auskunft fände! Ich bitte Sie, dem Herrn Schloßverwalter, auch in diesem Sinne, mich bestens zu empfehlen, und verharre nun, in der Hoffnung nach wenigen Monaten Sie wieder begrüßen zu können, mit größter Hochachtung

Ihr

ergebenster

Richard Wagner.

Leipzig
11. Mai 1871.

(Luzern. Hof Tribschen.)

## 2.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 18. Mai 1871.)

Geehrteſter Herr!

Soeben habe ich Sie ausführlicher bei Herrn Bauinſpektor Neumann (Tempelhofer-Ufer, 32 Berlin) angemeldet, und dieſem den Zweck Ihres Beſuches genau bezeichnet. Demnach bedarf es keines weiteren Einführungsſchreibens von mir: ſobald Sie ſich an die angegebene Adreſſe wenden, werden Sie als wohl empfohlen eingeführt ſein.

Ich ſage Ihnen noch meinen beſten Dank für die ſo angenehme und hoffnungsreiche Bekanntſchaft mit Ihnen, von welcher ich die ſchönſten Erfolge vorausſehe, und verbleibe hochachtungsvollſt

Ihr

ergebener

Luzern — Richard Wagner.

18. Mai 1871.

P. S. Die Semper'ſchen Pläne nehmen Sie jedenfalls mit nach Berlin?

## 3.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 19. Mai 1871.)

Geehrteſter Herr!

Für Ihre mir erwieſenen Freundlichkeiten herzlich dankbar, begrüße ich Sie zunächſt auch wegen Ihres ſoeben mir gemeldeten Entſchluſſes, an der Ermöglichung meiner großen Unternehmung teilnehmen zu wollen, mit voller Anerkennung ſeines Werthes, und erſuche Sie nur, für das Weitere in dieſer Angelegenheit ſich an Herrn K. Tauſig, 35 Deſſauer Straße in Berlin, gütigſt zu wenden. Dieſer hat die vorläufige Geſchäftsführung bis zur Conſtituirung eines Patronat-Ausſchuſſes übernommen, und wird derſelbe Sie genau davon unterrichten, in welcher Weiſe Ihre Theilnahme wirkſam zu ſein hätte.

Mit den verbindlichſten Grüßen

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Luzern,
19. Mai 1871.

## 4.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 13. Juni 1871.)

Sehr geehrter Herr!

Zu meinem Bedauern erfahre ich, daß Ihr Beſuch in Berlin bisher noch vergebens hat erwartet werden müſſen. Vermuthlich verzögerte ſich die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Reiſe für Sie. — Herr Neumann meldet mir nun ſoeben, daß er mich in 4 Wochen hier in Luzern zu beſuchen gedenkt; ſollten Sie bis zu dieſer Zeit ihn nicht in Berlin aufſuchen können, ſo würde ich Sie dringend erſuchen, ihm wenigſtens die Semper'ſchen Pläne alsbald zuzuſenden. Schön wäre es dann, wenn auch Sie zu dem Rendezvous mit Hrn. Neumann hier bei mir abkommen könnten! —

In der Hoffnung auf eine gefällige Benachrichtigung von Ihnen, verbleibe ich Ihr

hochachtungsvoll

ergebener

Richard Wagner.

Luzern
13. Juni 1871.

## 5.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 21. Juni 1871.)

Geehrter Herr!

Sehr erfreut über Ihre angenehmen Nachrichten, antworte ich Ihnen ſogleich eben nur auf den von Ihnen mir ausgeſprochenen Wunſch. Gewiß bin ich überzeugt, daß es unter Umſtänden mir ſogar eine recht angenehme Diverſion für mein ſo ſehr zurückgezogenes Leben bieten kann, für einige Tage mich aufzumachen, um vor Freunden ſelbſt ſo eine Art von Concert zu dirigiren. Nur möchte ich jetzt mich nicht für eine gewiſſe Zeit binden, weil ich — nach vielen äußeren Anſtrengungen — eben jetzt erſt dazu komme, mich für meine Arbeit zu ſammeln. Machen Sie ſich aber gefaßt, daß ich mich — etwa im Herbſt — ſchnell einmal melde, und ſorgen Sie dann nur, daß es etwas Ordentliches wird.

Mit ergebenſtem Gruß

Richard Wagner.

Luzern,
11. Juni 1871.

6.

## An Carl Brandt.

(Luzern, 30. Juni 1871.)

Mein geehrter Herr Brandt!

Es hat mich sehr gefreut, von Ihnen ein so zutrauenerweckendes Lebenszeichen zu erhalten. —

Kommen Sie, wann Sie wollen, Sie sind jeden Tag willkommen. —

Weiter habe ich Ihnen für heute nichts zu melden

Von Herzen grüßt Sie

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Luzern.
Hof Triebschen.
30. Juni 1871.

7.

## An Emil Heckel.

Triebschen bei Luzern, 12. August 1871.

Sehr geehrter Herr,

Ich werde mit Vergnügen den Pianisten Herrn Hänlein empfangen und ihm die gewünschten Details über das Concert geben.

Ich habe dem Hofpianofortelieferanten Herrn Carl Bechſtein in Berlin geſchrieben und ihn erſucht an Karl Tauſig's Stelle einzutreten; bis ich eine Antwort erhalten habe, darf man ſich an Ihre Excellenz der Freifrau von Schleinitz, Miniſterium des k. k. Hauſes, Wilhelmſtraße Berlin wenden. —

Ein öffentlicher Aufruf iſt vom Berliner Ausſchuß deshalb nicht aufzunehmen, weil in erſter Linie dort feſtgeſtellt wurde, daß alles auf privatem perſönlichem Wege vorgehen würde. Mit beſtem Dank und freundlichſtem Gruß

Richard Wagner.

## 8.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 20. Auguſt 1871.)

Mein lieber Herr Mitarbeiter!

Ich habe in dieſem Augenblicke keinen näheren Veranlaſſungsgrund, Ihnen zu ſchreiben, als den, der mir aus der lebhaften Rückerinnerung an unſern letzten Verkehr entſteht.

Es drängt mich nämlich, Ihnen noch beſtimmter ſchriftlich zu wiederholen, was ich Ihnen ſchon mündlich beim Abſchiede ſagte. Es iſt dieß meine wahrhaft große Freude, Sie gefunden zu haben! Ein großer Theil meiner Unternehmung iſt mir jetzt durch Ihre Genoſſenſchaft für das Gelingen vollkommen

geſichert. Es hat mich wahrhaft gekräftigt, Sie ſo tief vertraut mit meinen Intentionen zu ſehen. Sie begreifen Alles, worauf es hier ankommt, und Sie würden dieß nicht können, wenn Sie nicht zugleich die richtige Imagination und wirkliche Erfindungskraft, die hierzu gehört, beſäßen. Gewiſſe Entſcheidungen, welche Sie dem Architekten angaben, haben mich wahrhaft überraſcht: das nochmals vorgerückte Proſcenium war eine Inſpiration Ihrerſeits, welche der ganzen Idee des inneren Theaters wirklich die Krone aufſetzt.

Es war mir ſomit heute, wo ich dieß alles noch einmal für mich vornahm, ein wahres Bedürfniß, Ihnen mein großes Vertrauen, welches ich in Sie ſetze, ſowie meine wahrhafte Freude über Sie auszuſprechen. — Nehmen Sie das nun ebenſo freundlich auf!

Beſondere Nachrichten über den Stand der äußeren Betheil(ig)ung an dem Unternehmen erwarte ich dieſer Tage durch den Beſuch, der mir angekündigt iſt. Einſtweilen empfing ich Abgeordnete von „Wagnervereinen", welche mir recht Ermuthigendes berichtet haben. Gewiß wird alles doch zu Stande kommen, und auch Sie, Verehrteſter, ſollen endlich in einer ſchönen Anerkennung Ihren Lohn finden! —

Von Herzen grüßt Sie

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Luzern
20. Aug. 1871.

## 9.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 14. September 1871.)

Geehrteſter Freund!

In der Hoffnung, bis Ende dieſes Monates die hiezu ermuthigenden Auskünfte zu erhalten, halte ich den Gedanken feſt, etwa in der zweiten Hälfte des Oktober mit Ihnen in Bayreuth zuſammentreffen und den Angriff unſeres Unternehmens einleiten zu können. — Wäre es Ihnen nun wohl möglich, entweder für ſich allein, oder mit Herbeiziehung des Herrn Neumann, die Summe zu berechnen, deren wir im Oktober und die Zeit bis nächſte Oſtern für die Arbeiten bedürfen, welche in eben dieſer Zeit ausgeführt werden müſſen, wenn wir das Jahr 1873 noch einhalten wollen?

Ich bin entſchloſſen, bei irgend erträglicher Conſtellation, noch in dieſem Herbſte zur Grundſteinlegung zu ſchreiten, ſchon weil ich — unter allen Umſtänden glaube, — daß dieß auf alle zur Theilnahme Geſtimmten einen guten Eindruck machen wird. Auf Ihre einigermaßen andauernde Anweſenheit mit mir zugleich in Bayreuth müßte ich allerdings rechnen können, ſo wie wohl auch auf die des Herrn Neumann, denn es gilt die Auswahl des Platzes und die nähere Anordnung des Grundbaues. Wollten

Sie mir hierüber Ihre gütigen Vorschläge machen, nämlich, wie wir es mit der Zeit am Besten anfangen?

Herzlich danke ich Ihnen noch für Ihre letzten freundschaftlichen Versicherungen, und verbleibe mit den besten Grüßen

Ihr

Triebschen
14. Sept. 1871.

ergebener
Richard Wagner.

## 10.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 1. Oktober 1871.)

Geehrtester Herr!

Entschuldigen Sie die bisherige Versäumniß meiner Antwort! Ich stand gerade in der letzten Zeit in anderweitiger lebhafter Correspondenz wegen der zunächst nothwendigen Schritte für den Angriff meiner Unternehmung, welche einen bedeutenden Aufschub erleiden muß, wenn nicht bereits in diesem Herbst noch die ersten Arbeiten am Aufbau des Theaters begonnen werden können. Es kommt mir darauf an, den jetzigen Bestand der Sammlungen schnell kennen zu lernen, um demgemäß entscheiden zu können, ob ich an den Architecten und den Maschinisten die nöthigen Aufträge ertheilen kann, weil, wenn die von mir angekündigte Zeit eingehalten werden soll, jetzt mit den Vorarbeiten begonnen werden muß. Ich ersuche Sie

daher auch meinerseits im Besonderen, Herrn von Loën alsbald von dem vorläufigen Ergebnisse Ihrer Bemühungen in Mannheim in Kenntniß setzen zu wollen, so daß dieser im Stande ist, mir rechtzeitig das maßgebende Resultat anzeigen zu können.

Im günstigen Falle beabsichtige ich dann, mit dem Baumeister und dem Maschinisten, Ende dieses Monates Oktober in Bayreuth zusammenzutreffen, um alles Nöthige zu bestimmen, in Folge dessen die Grundsteinlegung vorgenommen werden könne, zu welcher ich Sie, geehrtester Herr, nebst den Vorständen der anderen Vereine einzuladen gedenke. In jeder Hinsicht würde eine solche Zusammenkunft, von welcher aus ich auch ein Wort an die Oeffentlichkeit zu richten haben würde, dem Fortgange unserer Unternehmung ersprießlich sein, weshalb ich, selbst wenn spätere Verzögerungen eintreten sollten, die Ausführung meines Planes lebhaft wünschen muß. —

Es thut mir leid, daß eine sehr voreilige Ankündigung von Koncerten, welche ich in Wien zu geben beabsichtigen sollte, Sie in einem gewissen Sinne beunruhigt hat. Das Gerücht von meiner Ihnen für Mannheim gegebenen Zusage hat allerdings meinen Wiener Freunden den gleichen Wunsch meiner persönlichen Betheiligung erweckt, und ich konnte nicht anders, als nach Wien die gleiche Bereitwilligkeit, wie nach Mannheim zu erklären. Zu fürchten steht jetzt nur, daß jeder der Vereine in den verschiedenen Städten, auf deren theilnahmvolle Mitwirkung ich rechnen muß, die gleichen Ansprüche an mich erheben wird, und mir dadurch, daß ich meine Kräfte, welche

ich im allerangeſtrengteſten Maaße der Aufführung meines großen Werkes ſelbſt zu opfern verſprochen habe, im Voraus für die Zuſammenbringung der materiellen Mittel erſchöpfe, eine in ihren Folgen nicht zu berechnende Erſchwerung bereitet werden kann. Ich theile Ihnen dieſe Beſorgniß unverholen mit, ohne deshalb mein Ihnen gegebenes Verſprechen zurückzuziehen: nur ſollte es mich beruhigen, wenn ich Sie zu einiger Geduld ſtimmen könnte, und wegen des Zeitpunktes meines Koncert-Beſuches in Mannheim Sie mich nicht zu ſehr drängen wollten. Auch nach Wien habe ich nur unbeſtimmte Zuſagen noch zu geben vermocht: am Liebſten wäre es mir, wir träfen Alle bald in Bayreuth zuſammen, wo dann auch dieſe Koncertangelegenheit ſofort definitiv feſt geordnet werden könnte. —

Mit wärmſter Anerkennung Ihrer liebenswürdigſten Verdienſte um mich, und mit der Bitte unſren werthen Freunden in Mannheim mich beſtens zu empfehlen, verbleibe ich

hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Luzern,
1. October 1871.

## 11.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 1. November 1871.)

Hochgeehrter Herr!

Durch meinen lieben Neffen, Clemens Brockhaus in Leipzig, iſt mir die ſehr angenehme Verſicherung zugekommen, daß Sie freundlich mir begegnen würden, wenn ich mich in der nicht unbedeutenden Angelegenheit, welche auch bereits zu Ihrer Kenntnis gelangt iſt, an Sie zu wenden gedächte.

Ueber das Unternehmen ſelbſt erlaube ich mir Ihnen durch einen unter Kreuzband folgenden Beiſchluß eine nähere Aufklärung anzubieten. Warum ich für die Ausführung meines Planes mir gerade Bayreuth als Lokal ausgewählt, wird ohne vorbehaltene nähere Mittheilung meinerſeits, für jetzt aus den Anforderungen, welche ich für dieſes Lokal aufſtellte, nicht unerräthlich ſein. Der Ort ſollte keine Hauptſtadt mit ſtehendem Theater, auch keiner der frequenteſten großen Badeörter ſein, welche gerade im Sommer mir ein durchaus ungeeignetes Publikum zuführen würden; er ſollte dem Mittelpunkte von Deutſchland zu gelegen, und ein bayeriſcher Ort ſein, da ich zugleich an eine dauernde Ueberſiedelung für mich dabei denke, und dieſe im Fortgenuß der vom Könige von Bayern mir erwieſenen Wohlthaten, nur

in Bayern zu treffen für ſchicklich finden muß. Außerdem hat mir ſchon in früheſter Zeit dieſer freundliche Ort mit ſeinen Umgebungen einen anziehenden Eindruck hinterlaſſen, und daß ich ſeinen Bewohnern noch ganz fremd bin, dürfte mich zunächſt nicht abſchrecken.

Als ein ſehr erfreuliches Anzeichen erfaßte ich jedoch ſogleich den Umſtand, daß meine gute Schweſter, Ottilie Brockhaus, mir von den freundlichen Beziehungen melden konnte, in welche ihre Familie zu der hochgeehrten Ihrigen gelangt iſt, und ich gab etwas darauf, gerade auch im Sinne dieſer Beziehungen Ihrem Wohlwollen mich empfohlen zu wiſſen.

Somit geſtatte ich mir ſogleich mit meinen Anliegen Sie näher bekannt zu machen.

Vor allen Dingen ſind es verſchiedene nicht unwichtige Auskunftsertheilungen, um welche ich Sie anzugehen habe.

Ich nehme an, daß die Stadt Bayreuth in keiner Weiſe zur Beſchaffung der Mittel für mein Unternehmen in Anſpruch genommen werden ſoll. Energiſche Freunde meines Vorhabens ſind dafür in Bewegung, mir die nöthigen Koſten aufzubringen, und bereits bin ich durch ihre Erfolge dazu berechtigt, wegen des Baues meines proviſoriſchen Theaters, welcher allerdings ſelbſt, der Ungunſt der Jahreszeit wegen, für jetzt bis zu nächſtem März verſchoben werden muß, die nöthigen Vorkehrungen im Betreff der Erwerbung des Terrain's zu treffen. Hierfür gedenke ich mich in kurzem, ſpäteſtens Ende dieſes Monates, ſelbſt in Bayreuth einzufinden. Zunächſt

habe ich mich aber glücklich zu ſchätzen, für die Erledigung bedeutender Vorfragen, Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß, an Sie, hochgeehrter Herr, mich wenden zu können. Dieſe betreffen zunächſt eben die Wahl und die Requiſition des Terrain's ſelbſt. Hier ſcheint es ſich mir darum zu handeln, ob die Stadt Bayreuth im Hinblick auf die Vortheile, welche meine Unternehmung, ſowohl im Betreff ihres Rufes als auch ihres nicht unbedeutend zu vermehrenden Verkehres mit fremden Beſuchern, zu verſprechen im Stande iſt, ſich veranlaßt fühlen könnte, den Platz zum Bau meines Theaters unentgeltlich zu überlaſſen. Ich ſage nicht, daß die Unternehmung dieſer Unterſtützung nothwendig bedürfte; aller Augen muß es aber einleuchten, daß mit einer ſolchen Vergünſtigung von vorn herein ein ſchönes, höchſt empfehlendes Verhältniß zwiſchen der Stadt Bayreuth und meiner Unternehmung begründet ſein würde. Im Falle nun hierzu ſich Bereitwilligkeit zeigte, ſo würde natürlich von einer Auswahl des Platzes meinerſeits nicht die Rede ſein können. Anderen Falles dagegen, wenn ich den Platz zu kaufen habe, ſo wünſchte ich einen geneigten Vorſchlag von Ihnen. Wir brauchen für das Bauwerk, einſchließlich der Vorſprünge, einen Flächeninhalt von annähernd zweihundert Fuß (Preußiſch) im Quadrat, und von den mir geſtellten Bedingungen würde es dann abhängig zu machen ſein, wie viel Raum für die freie Umgebung dazu genommen werden könnte. — Im Betreff der Wahl des Platzes, wenn dieſe in dem bezeichneten Sinne von mir abhängig gemacht wird, iſt mein Wunſch

auf das freie Feld gefallen, welches, von einer Landstraße unterbrochen, an das Ende des Schloßparkes stößt. — Hierbei erwähne ich sogleich, daß ich als Grundstück für meine eigene Niederlassung ein längliches Wiesenterrain in Wunsch genommen hatte, welches, von der linken Seite des Schloßgartens ebenfalls gegen dessen Ende hin, nach der Straße führt, auf der man zur Eremitage fährt (wovon der Herr Schloßverwalter, der mich hier im vorigen Frühjahr führte, nähere Auskunft geben könnte.)

Des weiteren habe ich nun des Haupteinwurfes Erwähnung zu thun, welcher mir gegen die Wahl von Bayreuth von Seiten der Patrone meiner Unternehmung gemacht wird. Dieser betrifft die Sorge, daß in Bayreuth das genügende Unterkommen für die Gäste nicht gefunden werden könnte. Es handelt sich darum, einem Personal von 200 Menschen für mehrere Monate, im Hauptmonate jedoch 2000 Besuchern eine gute Bewirthung zu versichern, und diese alle vor Uebertheuerung zu behüten. Ich gebe Ihnen, weil ich aus meiner Kenntniß hiergegen gar keine Vorschläge weiß, diesen Punkt zu vorzüglicher gütiger Ueberlegung, und würde mich sehr freuen, durch Sie in den Stand gesetzt zu werden, meinen Patronen über denselben eine kräftige Beruhigung zukommen zu lassen. Auch würde es mir lieb sein darüber beruhigen zu können, daß es uns nicht an Arbeitern zur schnellen Förderung des Baues gebrechen, und wir etwa durch Strike's uns gelähmt finden dürften. Das Materielle des Baues soll zwar von dem tüchtigen Herrn Hofbaumeister in Bayreuth

ſelbſt ausgeführt und überwacht werden; nur muß ich auf der beizubehaltenden Anleitung für den feſtgeſtellten, ſehr neuen Plan, durch meinen Freund, den königl. Bauinſpektor W. Neumann in Berlin beſtehen. —

Füge ich dem Vortrage meiner Anliegen ſogleich noch die Erledigung des einen Punktes hinzu, nämlich, daß mir, wie mir dieß in München bedeutet worden iſt, für die ganze Unternehmung die Genehmigung der Behörde zu erwerben habe. Hierbei wird wohl ſogleich in das Auge zu faſſen ſein, daß es ſich hier um keine Theaterunternehmung für Gelderwerb handelt: die Vorſtellungen werden nur von Eingeladenen und den Patronen der Unternehmung beſucht; gegen Entrée kann Niemand zugelaſſen werden. Dagegen habe ich bereits Sorge dafür getragen, daß den Bewohnern von Bayreuth eine genügende Anzahl von Plätzen zur unentgeltlichen Verteilung unter ſich zur Verfügung geſtellt werde. —

Indem ich ſo glaubte, Ihnen, hochgeehrter Herr, für das Erſte die Hauptpunkte mitgetheilt zu haben, welche ich Ihrer gütigen Theilnahme, Berathung und Mithilfe vorzulegen mich ermuthigt ſah, geſtatten Sie mir jetzt noch die Bitte um eine geneigte Antwort, ſowie die Verſicherung der größten Hochſchätzung, mit welcher ich die Ehre habe, Sie zu grüßen als

Ihr

ſehr ergebener

Richard Wagner.

Luzern
1. November 1871.

## 12.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 3. November 1871.)

Geehrter Herr Heckel!

Erlauben Sie mir, bei ſtarker Beſchäftigung, Ihnen hauptſächlich nur das Eine zu berichten, daß nach der eingegangenen Erklärung des Architekten der Bau des Theaters nicht vor März begonnen, ſomit auch der Grundſtein nicht gelegt werden kann. Ich werde mich dagegen Ende dieſes Monates nach Bayreuth begeben, um alle Beſorgungen im Betreff des Grundſtückes u. ſ. w. zu erledigen. Ich glaube aber, daß eine Zuſammenkunft von Vereinsabgeordneten erſt bei jener erwünſchten Gelegenheit im März einen vorzüglichen Sinn haben wird. Bis dahin müßten wir wohl ſehen, was jeder Verein für ſich für Reſultate erzielt. Ich bleibe ſtets noch geneigt, in der Zwiſchenzeit zu Ihnen zu kommen und ein Koncert zu dirigiren: Näheres muß ich für eine etwas freiere Zeit, als gerade die gegenwärtige, mir vorbehalten.

Herzlichſten Gruß von Ihrem

ergebenen

Richard Wagner.

Luzern,
3. Novbr. 1871.

## 13.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 5. November 1871.)

Hochgeehrter Herr!

Da Sie zu allernächſt noch Auskunft in Bezug auf das zu erwerbende Terrain nöthig haben, gebe ich dieſe zuvörderſt in der erforderlichen Eile, indem ich den Ausdruck meiner dankbaren Anerkennung für die mannigfachen ſehr ermuthigenden Verſicherungen, welches Ihr ſehr geſchätztes Schreiben enthielt, für eine ausführlichere Mittheilung meinerſeits vorbehalte.

Ich kann in der Schnelligkeit mich nicht deſſen verſichern, ob die Erdarbeiten bis zu 30—40 Fuß Tiefe zu bringen haben werden, und behalte mir hierüber genauere Mittheilungen vor. Sollte nun aber, — wie Sie ſo freundlich es faſt vorausſetzen — die Stadt Bayreuth wirklich das Grundſtück von ſich aus darbieten wollen, ſo käme es zunächſt wohl nur darauf an, daß ein der Stadt geeignet dünkendes Terrain in Ausſicht genommen würde, welches die für die Tiefe des Baues erforderlichen Vorzüge beſäße; der definitive Entſcheid würde dann leicht in der Zeit meines Beſuches, (gegen Ende d. M.), in Bayreuth getroffen werden, wobei ich dann jedenfalls auch mit dem Architekten zuſammentreffen würde.

Im Betreff des von mir für meine perſönliche

Niederlaſſung in das Auge gefaßten Grundſtückes würde der Schießſtand, da er nur ſelten ſich laut macht, zu überwinden ſein.

Doch — da mir im Augenblicke nur wenig Zeit verbleibt — muß ich mich entſchuldigen, wenn ich auf meinem nothgedrungenen Entſchluſſe verharre, und die vielen, ſo höchſt erfreulichen Mittheilungen Ihres werthen Briefes für heute nur mit meinem allerherzlichſten Dank erwidere!

Mit größter Hochſchätzung

Ihr

Luzern ergebenſter

5. Nov. 1871. Richard Wagner.

P. S. Herr Bauinſpektor W. Neumann in Berlin iſt von mir erſucht, auf verſchiedene Punkte Ihres geehrten Schreiben's Ihnen direkt von ſich aus die nöthige Auskunft zu ertheilen.

R. W.

## 14.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 9. November 1871.)

Geehrteſter Herr Heckel!

Ihr Vorſchlag iſt durchaus vortrefflich: kommt eine ſolche Vereinigung mit Kraft zu Stande, ſo iſt ſie das was ich irgend wünſchen konnte. Einſtweilen

liegt die Stärke der Situation noch ganz in den einzelnen mächtigen Theilen. Einzelne ſind es, die für jetzt die ergiebigſte Unterſtützung bieten. Der Verein „Wagneriana“ in Berlin hat kürzlich den Ankauf von ſechzig (60) Patronatſcheinen, und die Stellung des ganzen Orcheſters decretirt. Wien verſpricht ebenfalls in beſonders ergiebiger Weiſe im Laufe dieſes Winters ſich bezeigen zu wollen. In Leipzig iſt dagegen bis jetzt $^3/_4$ Patronatſchein gezeichnet worden: in München — auf dem Vereinswege — ſo viel ich weiß, gar nichts. Sie haben ſich in Mannheim einzig rüſtig bewährt. Nichts deſto weniger begreife ich, daß nur auf dem Wege einer großen, allgemeinen Vereinigung das Unternehmen in dauerndem und folgenreichem Sinne geſichert werden kann: und Ihre Vorſchläge halte ich daher für mehr als bloß beachtenswerth.

Ueber die Zeit meiner Reiſe kann ich für jetzt noch nicht mehr beſtimmen, als daß ſie ſpäteſtens in den erſten Tagen des Dezember vor ſich gehen ſoll, wo ich zunächſt mich mindeſtens zwei Tage in München aufzuhalten gedenke. In Bayreuth regt ſich Alles bereits in vertrauenerweckendſter Weiſe; man kommt mir auf das Ernſtlichſte entgegen. Dort werde ich, namentlich im Betreff des Grundſtückes (welches mir ſehr vermuthlich die Stadt ſchenken wird) Alles Nöthige beſorgen, damit im März der Bau beginnen kann. Wer ſollten nun die Vereinshäupter ſein, welche ich dorthin (oder — nach Herrn von Loën's Dafürhalten — nach Leipzig) berufen ſollte? Außer Ihrem Verein in Mannheim, wüßte

ich keinen, der bisher etwas geleiſtet, ja nur als Verein ſich beachtenswerth gemacht hätte. Herr Dr. Koſka *will* mit ſeinen Wienern eben auch erſt zeigen, was an der dortigen Sache ſei. Somit glaube ich, daß eine Zuſammenberufung erſt im nächſten März in Bayreuth Sinn haben kann. Für jetzt ſcheint mir dagegen das einzig wichtige, wenn Sie in dem Sinne, welchen Sie mir durch Ihren Entwurf mittheilten, einen lebhaften und ſtark accentuirten Aufruf erließen. Was ſich dem zu Folge bis nächſten März tüchtig erwieſen hätte, würde ſich dann zeigen, und *dann* würde eine Zuſammenberufung von mir, nach Bayreuth (zur Grundſteinlegung) einen bedeutenden Sinn haben.

Ich hoffe, Sie ſind meiner Meinung, und haben vielleicht auch die Güte, hierüber Herrn von Loën ſich mitzutheilen, indem Sie ihn zugleich beſtens von mir grüßen.

Hochachtungsvoll ergebenſt

Luzern, 9. Novbr. 71. Richard Wagner.

## 15.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 13. November 1871.)

Geehrter Herr!

Ich ſchicke Ihnen ſogleich Ihren Entwurf, welchen ich vollkommen billige, wieder zurück. So möge denn

die Sache ihren Lauf nehmen, und der Deutſche zeigen, daß er es endlich verſteht, ſo ernſten und anhaltenden Bemühungen für einen ſchmachvoll verwahrloſten und dabei ſo unbegrenzt einflußreichen Zweig der öffentlichen Kunſt, an welche ich mein Leben geſetzt habe, auch die nöthige Beobachtung zu ſchenken. Schön ermuthigend iſt es, auf Leute Ihres Schlages, beſter Herr Heckel, zu treffen. —

Von der „grünen Broſchüre“ über die Aufführung des Nibelungenringes ſtehen Ihnen zum Zweck der Austheilung auch von mir noch eine gute Anzahl zur Verfügung. Wollen Sie, ſo ſchicke ich Ihnen welche. —

Im Betreff der Geldanlagen u. ſ. w. bitte ich Sie doch einzig mit Herrn v. Loën zu vernehmen. Der Banquier Cohn hat es aber auch übernommen, für die Verzinſung der eingehenden Gelder bis zu ihrem Gebrauche zu ſorgen. —

Hochachtungsvoll grüßt Sie

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Luzern,
13. Nov. 71.

16.

(An Emil Heckel.)
(Telegramm.)

Darmſtadt unbekannt. Bodmer Stadtrath Anerbietungen. Alles aus Unverſtändniß. Bayreuth wohlerwogen unveränderlich. Aufruf möge unverhindert ergehen.

Wagner.

17.
An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 23. November 1871.)

Hochgeehrter Herr!

Ihrer vortrefflichen Nachrichten — wie ganz beſonders ſie mich auch aus anderen, als Nützlichkeitsgründen erfreuen — hätte es nicht bedurft, um mich in meinem reiflich erwogenen Vorſatze zu beſtärken, wiewohl ich nicht leugnen darf, daß ſie auch dies bewirkt haben. Sie haben nur den Wink meines guten Dämons beſtätigt, der mir, als ich nach dem Flecke deutſcher Erde ſuchte, auf dem ich endlich mich auch bürgerlich heimatlich niederlaſſen ſollte, dieſes faſt unbeachtete, ſo freundlich in Deutſchland's Mitte liegende Bayreuth aus ferner Jugenderinnerung her-

vorrief. Nun wir ſoweit ſind, beginnt man ſich anderweitig um meine Unternehmungen zu bewerben: der Stadtrath von Baden-Baden bietet mir ein Terrain gratis an; auch Darmſtadt will ſein Theater nach meinem Plane neu aufbauen, um es mir für die Sommermonate zur Verfügung zu ſtellen. Ich bin mir bewußt, es nie zu bereuen, dieſe Anerbietungen ausgeſchlagen zu haben.

Nun aber genug des brieflichen Verkehrs! In 14 Tagen gedenke ich Sie perſönlich zu begrüßen; bis ſo lange wird meine Reiſe allerdings durch verſchiedene, damit verbundene Combinationen, verzögert. Ich melde Ihnen den Tag zwiſchen 12. und 14. Dezember, noch genau, und treffe dann zugleich mit Herrn Bauinſpektor Neumann aus Berlin in Bayreuth ein.

Mit den herzlichſten und hochachtungsvollſten Grüßen verbleibe ich

Ihr

ergebenſter

Luzern — Richard Wagner.

23. Nov. 1871.

## 18.

### An Emil Heckel.

(Telegramm.)

— Verehrteſter! Habe mit Ihnen in Mannheim aber mit Niemand in Karlsruhe zu thun. Beſorgung

der Mittel muß Ihnen gänzlich überlaſſen, ſtehe nur für meine Perſon.

Wagner.

## 19.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 25. November 1871.)

Sagen, Sie mein verehrteſter Herr, Freund und Genoſſe, was iſt nur mit Ihnen los? Sie ſchweigen, und ſchweigen, und vor Allem erfährt man nichts von Berlin her über Sie?

Einſtweilen mußte ich mit Herrn Neumann zu einer Erklärung gelangen: dieſe iſt nun dahin ausgefallen, daß vor Ende März n. J. der Bau nicht zu beginnen wäre; übrigens wollte er mir dafür ſtehen, daß Sie doch noch fertig werden könnten.

Bayreuth hat ſich währenddem ſehr gut aufgeführt: unentgeltliches Terrain u. ſ. w. — Auch Baden hat ſich mit gleichen Anerbietungen gemeldet. Der Telegraph ſpukte auch in Betreff Darmſtadt's, und zwar mit allerhand Wunderlichkeiten, die ich mir dahin zu erklären ſuchen mußte, daß Sie für den Neubau des abgebrannten (!!) Theaters eine mich betreffende Uebereinkunft in Vorſchlag gebracht hätten. Jedoch, Sie ſchweigen! —

Möge nur Ihr Schweigen mir nicht zu bedeuten haben, daß Sie in Ihrem ſchönen Eifer für meine

Unternehmung erkaltet seien! — Diese bleibt, wie ich sie beschlossen habe! Hier ist Alles wohl erwogen. Am 14. Dez. bin ich in Bayreuth, um das Terrain in Empfang zu nehmen. Herr Neumann wird mich dort treffen. Schön wäre es, wenn auch Sie zu dieser Zusammenkunft abkommen könnten! — Jedenfalls könnten Sie mich dann in Mannheim treffen, wo ich zwischen 16. u. 20sten Dez. zu einem Conzert mich aufhalten werde.

Aber, vor Allem: geben Sie mir nur ein Lebenszeichen! Ohne Sie keine Nibelungen, — das wissen Sie ja! Von Herzen grüßt Sie

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Luzern
25. Nov. 1871.

## 20.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 25. November 1871.)

Hochgeehrter Herr!

Um sogleich zu dem Punkte zu kommen, der Sie doch wohl am lebhaftesten beschäftigt, erlaube ich mir Ihnen zu melden, daß ich vom 16. Dezember Abends an Ihnen zu einem Mannheimer Concert, wenn es denn sein muß, (um einige 5 Fl.-Contribuenten noch zu gewinnen!), zur Verfügung stehe.

Die Proben könnten am 17. und 18., die Auf-

führung am 19. oder 20. ſtattfinden. Da Ihr Saal klein iſt, fürchte ich Chor hinzuzuziehen. Wäre ein großes Lokal (und ſomit ſtarker Chor) möglich, ſo würde ich am Schluß des Concertes aus den Meiſterſingern: „Wacht auf!“ und den Schluß: „Ehrt eure deutſchen Meiſter!“ — mit Barytonſolo (Hans Sachs) vorſchlagen.

Außerdem 1. Ouverture zur Zauberflöte. (Mozart)
2. Symphonie in A-dur. (Beethoven)
3. Vorſpiel zu Lohengrin.
4. (Unter jener Bedingung) die genannten Bruchſtücke aus den Meiſterſingern. Vorangehend: das Vorſpiel zu den Meiſterſingern.

Das Ganze könnte beginnen mit dem Kaiſermarſch. Dies Alles gäbe, glaube ich, genug Muſik? —

Frau v. Muchanoff reſidirt: Warſchau, Palais Potocki. —

Uebrigens Alles ſchön und in Ordnung. Bis 7. Dezember bin ich hier. — Schönſten Dank für Ihre Photographie: in Mannheim ſoll man meine Phyſiognomie auch abnehmen, damit ich Ihnen erwidern kann.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

25. November 1871.

## 21.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 27. November 1871.)

Geehrteſter Freund!

Auf Ihren ſoeben empfangenen freundlichen Brief theile ich Ihnen in Kürze ſofort Folgendes zur Beantwortung mit.

Ich komme erſt am 17ten nach Mannheim, und werde Sie zuvor noch von meiner Ankunft benachrichtigen. —

In die Verſchiebung unſerer Aufführungen auf das Jahr 1874 habe ich mich bereits längſt gefügt; nur geſtehe ich es noch nicht zu. Haben Sie keine Sorge, daß ich nicht Sie ebenſo gut, wie meinen Freund Neumann verſtehe. — Die Darmſtädter Gerüchte konnte ich mir ſogleich in der Weiſe erklären, wie Sie dieß jetzt nachträglich thaten. Ich verſtehe und würdige Ihren Gedanken und Ihre vortreffliche Abſicht vollkommen. Gewiß werde ich Sie aber auch bald davon überzeugen, daß ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden ich nichts mit dem Darmſtädter Theater zu thun haben kann. Hier heißt es: Entweder — Oder! Ganz — oder gar nicht! —

Nur Eines habe ich Ihnen zu bemerken: Sie haben mich erſchreckt durch die Nachricht, daß Sie die Semper'ſchen Pläne beim Großherzoge niedergelegt haben. Bedenken Sie, daß dieſe (für ſchweres Geld)

Eigenthum des Königs von Bayern ſind, und mir nur zum Zwecke einer Unternehmung mitgetheilt und anvertraut worden ſind, zu welcher ich mich — in einer bayeriſchen Stadt — als im Namen des Königs von Bayern autoriſirt zu betrachten habe.

Da mir, nach den mannigfachſten Erfahrungen, hieraus große Widerwärtigkeiten erwachſen dürften, bitte ich Sie, in irgend welcher Ihnen ſchicklich dünkenden Form, die Semper'ſchen Pläne wieder aus dem Spiele zu bringen. Findet ſie der Großherzog vorzüglich, ſo wäre einzig zu rathen, daß er ſich um ihre Erneuerung an Semper ſelbſt wende, der dann wiſſen würde, in wiefern er von ſeinem Eigenthum gegenüber dem Eigenthum des Königs von Bayern einen erlaubten Nutzen zu ziehen hätte. —

Alſo — da vorläufig nicht viel Anderes zu machen iſt — auf baldiges Wiederſehen in Mannheim!

Mit herzlichſtem Gruß

der Ihrige

Luzern, Richard Wagner.
27. Nov. 1871.

## 22.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 27. November 1871.)

Geehrteſter Herr!

Es ſoll ein Concert ſein, — folglich geht nun die Beunruhigung los Das wußte ich! —

Also! —

Ihre Anordnungen im Betreff der Zeit und der Proben sind vortrefflich. Daß Sie ein kleines Lokal haben, ist schlimm: was heißt denn das „Theatersaal“?

Wenn also keinen Chor, dann bitte ich gar nichts zu singen. Wir nehmen zum Schluß — statt der Schlußscene der Meistersinger — Vorspiel und Schlußsatz aus Tristan und Isolde. Die Stimmen hierzu bitte ich — in meinem Namen — vom Kapellmeister C. Eckert in Berlin sich auszubitten. Sie gehören mir, und sind diesem nur geliehen. —

Demnach das Programm folgendermaßen: Keine Theile. Sondern:

Zur Einleitung: Vorspiel zu Lohengrin.

1. Ouverture zur Zauberflöte.
2. A-dur Symphonie.
3. Vorspiel zu den Meistersingern.
4. Vorspiel und Schlußsatz aus Tristan und Isolde.
5. Kaisermarsch. —

Es sieht nicht sonderlich schön aus, wird sich aber gut anhören. —

Sechs gute Plätze möchten Sie mir jedenfalls aufbewahren. —

Auch für ein gutes Unterkommen hätten Sie wohl die Güte, Sorge zu tragen? Da ich mit meiner Frau in Mannheim zusammentreffe, welche sich dorthin von ihrem ältesten Töchterchen begleiten läßt, bedarf ich außer einem Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer mit 3 Betten. —

Ich gratulire Ihnen zu der guten Aufnahme

Ihres Aufrufes von Seiten der Zeitungen. Die „Allgemeine“ hat allerdings noch nichts gebracht — vermuthlich aus triftigen Gründen. —

Grüßen Sie die Freunde, und ſeien Sie für Alles ſchönſtens bedankt von

Ihrem ergebenſten

Richard Wagner.

Luzern, 27. November 71.

## 23.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 30. November 1871.)

Geehrteſter Herr und Freund!

Das iſt ganz und gar vortrefflich von Ihnen, daß Sie am 14. Dezember nach Bayreuth kommen wollen! Dafür wird es Ihnen auch einmal wohl ergehen auf Erden, wie dies bereits im Himmel zu Darmſtadt der Fall iſt. —

Wegen der „Pläne“ iſt ſo Alles in Ordnung, nicht ſo aber mit der Frankatur Ihrer Briefe, an welcher nun wiederholter Maßen eine 3 Krz.-Marke verſchwendet worden iſt, wofür ich hier jedesmal mit 40 cts. geſtraft werde. Ich melde Ihnen dieſen gräulichen Umſtand, weil er einmal Schuld daran werden könnte, daß Ihnen ein Brief zurückgeſchickt würde, da ich meinen Diener, welcher für gewöhnlich die Briefe von der Poſt holt, in Folge unausſtehlicher

Erfahrungen beauftragt habe, ungenügend frankirte und deßhalb hier doppelt zu bezahlende Briefe nicht mehr anzunehmen. —

Also, mein lieber ernster Herr Brandt; unser Zusammentreffen in Bayreuth ist mir das Erwünschteste, was im Betreff der dortigen Angelegenheiten sich mir noch fügen konnte.

Ich reise am 7ten Dez. nach München und schreibe Ihnen von dort aus noch genau; nehme aber jedenfalls an, daß Sie am 14ten mich und gewiß auch Neumann treffen werden.

Somit seien Sie herzlichst — auf Wiedersehen — gegrüßt

von Ihrem ergebenen

Luzern, Richard Wagner.
30. Nov. 1871.

## 24.

## An Emil Heckel.

(Luzern, 6. Dezember 1871.)

18. Dezember.
Vormittag 1. (kleine Probe).
Nachmittag 2. dito.
19. Dezember.
Vormittag: Nachprobe.
Abends: Hauptprobe.
20. Dezember. Eine kleine Privatunterhaltung

für mich und ſehr wenige nächſte Freunde zum Durchſpielen einer kleinen Privatkompoſition. Wird als Gunſt und beſondere Gefälligkeit erbeten von

| | |
|---|---|
| 6 bis 8 1. | Violiniſten. |
| 7 „ 8 2. | |
| 4 . . . . | Bratſchiſten. |
| 4 . . . . | Violoncelliſten. |
| 2 bis 3 . . | Contrabaſſiſten. |
| 1 . . . . | Flötiſten. |
| 1 . . . . | Hoboiſten. |
| 2 . . . . | Clarinettiſten. |
| 2 . . . . | Horniſten. |
| 1 . . . . | Fagottiſten. |
| und 1 . . . . | Trompeter. |

Stimmen bringe ich mit.

Aus der Generalprobe ſo viel Geld ſchlagen als man will. Um den Charakter einer vorbereiteten Kunſtleiſtung nicht zu verſcherzen — finden die vorangehenden Proben jedoch unter uns ſtatt. —

Dies, verehrteſter (Herr) Heckel, wären meine Dispoſitionen, um welche Sie mich befragen.

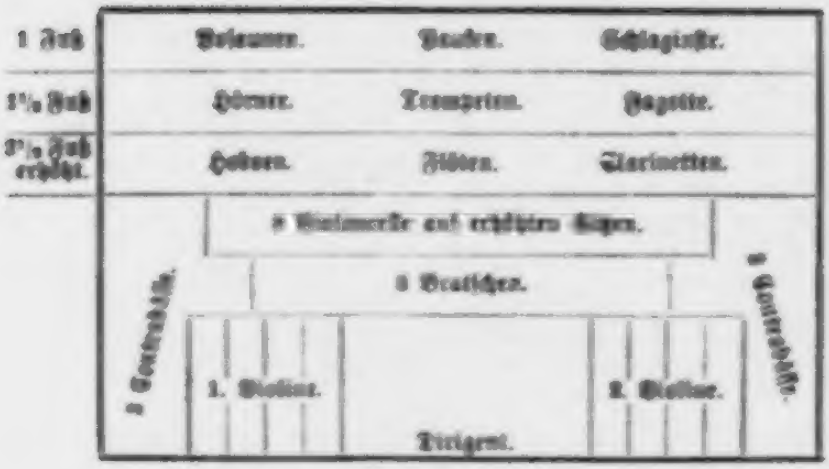
Paſſirt etwas, ſo bin ich vom 9. bis 12. in München (Adreſſe: Franz Mrazeck, Wittelsbacher Platz Nr. 3) dann in Bayreuth: Sonne. —

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Luzern, 6. Dezember 1871.




Orchester.

## 25.

## An Emil Heckel.

(Telegramm).

Programm mißverständlich. Bitte Einleitung Kaisermarsch. 3. Lohengrin. 4. Meistersinger. Schluß Tristan. Grund hiervon mündlich. Hoffentlich einleuchtend.

Wagner.

## 26.

### An Friedrich Feuſtel.

(München, 12. Dezember 1871.)

Hochgeehrteſter Herr!

Ich ſpreche Ihre freundliche Nachſicht an, indem ich (Sie) davon benachrichtige, daß ich Morgen (Mittwoch) Abend hier abzureiſen, und über Weiden — wo ich leider etwas übernachten muß — mit dem erſten Zuge am Donnerstag in Bayreuth einzutreffen gedenke, zugleich aber mit dieſer Nachricht die Bitte verbinde, durch allen Ihren gütigen Einfluß es ermöglichen zu wollen, daß die im Intereſſe der großen Unternehmung, welcher auch Sie Ihre ſo fördernde Theilnahme zugeſagt haben, nöthigen Geſchäfte im Verlaufe dieſes Donnerstages ſowie des ganzen Freitag's bis Samstag Vormittag erledigt werden können. Denn leider bin ich mit meiner Zeit gebunden. Am Donnerstag erwarte ich bereits Herrn Bau-Inſpektor Neumann aus Berlin, ſo wie Herrn Maſchinenmeiſter Brandt aus Darmſtadt, vermutlich bereits eingetroffen, in Bayreuth zu empfangen.

Die Beſichtigung des Grundſtückes für das Theater, ſowie die erforderlichen Beſtimmungen hierüber in Uebereinkunft mit dem geehrten Collegium der Herrn Stadtverordneten, dürfte wohl das nächſte ſein. Die Auswahl eines Bauplatzes für mein eigenes Haus und des dazu nöthigen Grundſtückes

würde mir nicht minder am Herzen liegen. Eine Zusammenkunft mit Herrn Hofbaumeister Wölffel mit uns, und namentlich dem Berliner Architekten, zur Uebergabe der Besorgung der Bauangelegenheiten, sowie die Möglichkeit freundlicher Erledigung der Fragen, mit welchen ich Sie wegen der Versicherung eines guten Unterkommens meiner zukünftigen Gäste bemühen mußte, würden dann unsren Verhandlungen etwa den Abschluß geben.

Hätten Sie außerdem die große Güte, durch einen Diener im Gasthof zur „Sonne" für mich ein geheiztes Zimmer nebst Schlafstube bestellen zu lassen, so hätten Sie mich im Voraus so stark verpflichtet, daß ich wohl nur mit größter Mühe meiner Schuld mit der Zeit mich entledigen zu können hoffen dürfte.

In der angenehmen Hoffnung auf Ihre so werthe persönliche Bekanntschaft bin ich

Ihr
hochachtungsvoll ergebener
Richard Wagner.

München
12. Dez. 1871.

## 27.

### An Carl Brandt.

(Luzern, 26. Dezember 1871.)

Mein theurer Freund!

Haben Sie noch herzlichsten Dank für Ihr treues Kommen und freundliches Aushalten! Es war

ſchön, und wird mir, wie uns Allen ſtets unvergeßlich ſein, wie wir im rauhen Winter nach dem Boden des Kunſtwerkes der „Zukunft“ aus aufmachten. Gewiß, er iſt gut und recht gefunden, und wir drei Eidgenoſſen wollen uns auf dem neuen Grütli dereinſt nicht übel ausnehmen!

Gern erführe ich noch, daß Sie von Ihren Anſtrengungen gut heimgekehrt ſeien. Ich war bis jetzt ſehr ermüdet, allerdings faſt einzig durch Mannheim.

Jetzt, Beſter, wo Sie hoffentlich die „Melancolie“ wieder ein wenig verloren haben werden, gedenken Sie nun rüſtig unſeres Werkes. Scheuen Sie vor keiner nöthigen Beſtellung zurück: überſenden Sie mir jeden Ihrer Accordſchlüſſe zur Vollziehung zu; Herr Feuſtel wird ſofort angewieſen und befähigt, die entſprechenden Zahlungen zu leiſten.

Im Uebrigen bleibe es bei unſeren letzten Abmachungen. Bereiten wir jetzt alles vor, was die Zeit und die Umſtände erlauben: im Mai treffen wir uns wieder, und hoffentlich gelingt es mir ſchon bis dahin, eine kleine Anzahl geeigneter Maler zur Produktion von ſceniſchen Skizzen mit uns zu vereinigen.

Die Theilnahme für mein Unternehmen iſt in ſo bedeutendem Wachſen begriffen, daß an einem ſicheren Zuſtandekommen nicht zu zweifeln. Gedruckt — erfahren Sie in dieſen Tagen mehr von mir.

Mit den freundlichſten Grüßen

Ihr

Luzern. ergebener

26. Dez. 1871. Richard Wagner.

28.

## An Muncker und Feustel.

Adresse: An die Vorstände / des Collegium's des Stadtmagistrat's und des Gremium's / der Stadtgemeindebevollmächtigten / Herrn Bürgermeister Muncker / und Herrn Vorstand Fr. Feustel / in / Bayreuth. / Recommandirt / fr.

(Luzern, 26. Dezember 1871.)

Meine hochgeehrten Herren!

Der von Ihnen mir zugestellte Beschluß der beiden Gemeinde-Collegien der Stadt Bayreuth, nach welchem mir für den Bau eines Fest-Theaters sammt der dazu gehörigen Wege und Anlagen der nöthige Grund und Boden an der hierzu ausgewählten Stelle in der Nähe von Sct. Georgen zur freien Verfügung gestellt wird, enthält für mich eine hochbedeutsame Veranlassung zu besonderer Danksagung, welche ich Sie ersuche, in meinem Namen den hochgeehrten Herren der beiden Gemeinde-Collegien in ausdrucksvoller Weise übermitteln zu wollen.

Hatte ich meine beste Erwartung im Allgemeinen nur auf eine freundliche Aufnahme meines Wunsches, die Stadt Bayreuth zu dem von mir aufgesuchten Festorte für meine Aufführungen erwählen zu können, gestellt, so gestehe ich nun mit großer Genugthuung

ein, daß das durch jenen Beschluß ausgesprochene höchst gastliche Entgegenkommen meine Freude über die Erfüllung meines Wunsches in einem hohen Grade steigert.

Es wird mir hoffentlich möglich sein, im glücklichen Verlaufe meiner Unternehmung Sie davon zu überzeugen, welche bedeutsame Annahme ich damit zu verbinden hoffen darf, daß meine Gedanken im Betreff einer Original-Gestaltung des deutschen öffentlichen Kunstwesens für ihre Verwirklichung sich auf einen bestimmten, lokalen Plan concentriren, um von diesem Lokale aus sich in der Form des Beispieles deutlich kund zu geben. Daß nun zu jeder Rücksicht, die mich in diesem Sinne für Bayreuth bestimmte, auch noch das so einnehmende gastliche Entgegenkommen der Magistrate dieser Stadt hinzukam, dieß ist es, was meinen Wünschen, wie Hoffnungen die erfreulichste Gewähr der Erfüllung giebt.

Indem ich Sie, hochgeehrte Herren, hiermit nochmals ersuche, meinem durch solche Begründungen gesteigerten Danke bei den Mitgliedern der beiden Gemeinde-Collegien der Stadt Bayreuth auf das herzlichste Ausdruck geben zu wollen, begrüße ich Sie selbst, in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehen's als

Ihr

sehr ergebener

Luzern, Richard Wagner.

26. Dezember 1871.

## 29.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 31. Dezember 1871.)
Am Sylveſterabend.

Geehrter Herr und werther Freund!

Mit Rührung empfing ich heute Ihre Karte. Bereits mit der Abſendung meines gewiſſermaßen offiziellen Schreibens, hatte ich mir vorbehalten, die erſte freundlich ruhige Stunde zu benutzen, um mich ganz perſönlich Ihnen wieder in das Gedächtniß zurückzurufen.

Gewiß, Verehrteſter, ſind Sie, gerade ſo wie ich Sie fand und erkannte, für meine ferneren und ſchließlichen Lebenspläne, von beſonders freundlicher Wichtigkeit. Ich bedarf eines Freundes von Ihrem Schlage. Ihre große Einfachheit ließ mich ſofort in die energiſchen Eigenſchaften Ihres Charakters blicken. Ich durfte nicht nur zu Ihrem freien Herzen, ſondern auch zu Ihrem kräftigen Verſtande das unbedingteſte Vertrauen faſſen.

In dieſem Sinne halte ich mich fortan an Ihrer mir dargebotenen Hand. —

Nachdem unſere große Angelegenheit in ein ſo vortreffliches Geleiſe gebracht worden iſt, habe ich für jetzt wenig mehr in ihrem Betreff Ihnen mitzutheilen. Für das nächſte habe ich bereits das nöthige Verfahren eingeleitet, nach welchem Ihnen die Leiſtung der gegenwärtig zu be-

ſtimmenden Accord-Zahlungen durch Ueberweiſung der nöthigen Fonds von Seiten des Herrn v. Cohen ermöglicht werden ſoll. Für das Fernere habe ich im Auge, wie vom nächſten Mai ab die ganze Leitung der Geſchäfte am Schicklichſten nach Bayreuth verlegt werde. Da in dieſer Hinſicht nur auf meine energiſche Theilnahme gerechnet worden iſt, da ſonſt ein Mittelpunkt ſchwer zu finden iſt, habe ich neuerdings meine Bereitwilligkeit hierzu, welche ich bisher in ruhiger Erwartung zurückhielt, angezeigt. Ich nehme daher an, daß einem in Bayreuth ſelbſt zu bildenden Geſchäftsausſchuſſe von Seiten der Delegirten meiner Patrone im Mai — bei Gelegenheit der Grundſteinlegung — die leitende Thätigkeit für das Ganze übergeben werden wird. Hierfür halte ich es für nothwendig, daß ich von dann ab Bayreuth ſelbſt nicht mehr auf längere Zeit verlaſſe, und demnach meinen Wohnſitz für dauernd dort aufſchlage. In Betreff dieſes wichtigen Punktes iſt mir nun Ihre freundſchaftliche Hilfe ſo ganz unerläßlich. Sie wiſſen, daß ich im beſten Falle meine definitive Niederlaſſung erſt im Herbſt 1873 werde beziehen können. Wie nun bis dahin doch mich ſo behelfen, daß ich mit meiner lieben Familie das Aushalten nicht beſchwerlich finden muß? Dieß iſt die Frage, für deren Löſung ich mich nur an Sie wenden kann. In der Stadt Bayreuth ſelbſt würde mein Unterkommen gewiß ſchwerlich zu finden ſein. Es würde mir unmöglich ſein, die zahlreiche kleine Familie ſolange in ein engeres Wohnhaus, mit etwa einem dürftigen Stadtgärtchen, einzuſchließen, nachdem ſie hier die ſchönſte und weiteſte Freiheit ge-

nossen. Ich denke daher einzig an eines jener größeren ehemaligen adeligen Landsitze, welche man mir als „Schlösser“ mit Gärten, oder gar „Parks“ in einer Entfernung von 1 bis 2 Stunden von der Stadt bezeichnete, und welche mir für dauernde Niederlassung angeboten wurden, für welche ich diese Nachweisungen jedoch sogleich abwies, da ich — für die Dauer eben — in unmittelbarer Nähe der Stadt einzig mich niederlassen wollte, weshalb ich mich denn auch genöthigt sah, da ich das Gewünschte hier nicht fand, bloß auf die Erwerbung eines Grundstückes auszugehen, um dieses mir erst zur Niederlassung herrichten zu lassen. Nun gälte es also das zunächst Gewünschte mir für 1½ Jahr miethweise zu gewinnen; die Entfernung von der Stadt müßte ich für diese Zeit zu ertragen wissen, und für einen Wagen und Pferd wird, bis zur definitiven Uebersiedelung, ein Abkommen zu treffen sein. —

Da Sie so gütig waren, auch nach dieser Seite meiner Bedürfnisse hin mir Ihre freundschaftliche Hilfe zuzusagen, bitte ich Sie nun, eben hierfür vor Allem mir beistehen zu wollen. Wie würden Sie mich erfreuen, wenn Sie bald mir in dieser Hinsicht eine gute Aussicht eröffnen könnten; mit großem Widerwillen würde ich nämlich nur daran gehen, mir in Dresden diesen interimistischen Aufenthalt zu suchen, während ich andrerseits, sollte sich bei Bayreuth nichts finden, doch an ein solches Auskunftsmittel denken müßte, da ich mein hiesiges Asyl, obwohl ich es noch bis Oktober 1873 inne habe, jedenfalls jetzt schon verlassen muß, um dem Centrum von Deutschland

von nächſtem Frühjahr ſo nahe zu ſein, als es meine bedeutenden Geſchäfte dann verlangen.

Gewiß verſtehen Sie mich jetzt vollkommen, und ich habe Ihnen daher nichts weiter zu wiederholen, als daß ich mit dem vollſten Vertrauen zu Ihnen erfüllt bin, und in dieſem Vertrauen Sie bitte, meine und meiner lieben Frau herzliche Grüße (zu denen ſich gegenwärtig auch die meines Neffen Fritz Brockhaus, welcher ſeine Weihnachtsferien von Baſel aus bei uns verbrachte, geſellen) freundlich aufzunehmen, und ſie unſererſeits auch den lieben Ihrigen gütigſt ausrichten zu wollen.

Mit wahrer Hochachtung

Ihr

Luzern
31. Dez. 1871.

ergebenſter
Richard Wagner.

## 30.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 22. Januar 1872.)

Hochgeehrteſter Herr und werther Freund!

Sie haben uns und die Kinder auf das Allererfreulichſte durch Ihr liebenswürdiges Geſchenk überraſcht. Alles findet Bayreuth wunderſchön, freut ſich darauf und dankt Ihnen herzlich! — Nicht minder ſind wir Ihnen für die guten Auskünfte in Betreff unſrer

gewünschten nächsten Ansiedelung verbunden: ich finde sowohl Herrn Wölffel als Herrn Riederer sehr wohlgesinnt und ihre Forderungen ebenso annehmbar, demnach ich Sie denn ersuche mit den betreffenden Herrn für mich fest abzuschließen.

Daß Sie mit dem Ankauf des Grundstückes für mein Haus noch bis Mai zu zögern für gut halten müssen, beängstigt mich einiger Maaßen, da ich doch fürchten muß, daß für diese mir so wichtige Angelegenheit eine nützliche Zeit verloren gehen möchte.

Ungemein bin ich Ihnen verbunden, für die andauernden Bemühungen, welche Ihnen die Besorgung der Geschäfte des Theaterbaues verursacht. Wenn Herr Brandt kommt, so ist dieses wohl genügend, weil dieser mit den spezifischen Erfordernissen eines Theaters jedenfalls noch vertrauter ist als Herr Krumann.

Es wird jetzt sehr wichtig sein, die Kostenanschläge für diese Arbeiten bestimmt kennen zu lernen, um darnach alle die Maaßregeln zu ergreifen, welche den ungestörten Fortgang des Baues zu gewährleisten haben. Sie kennen den Charakter der ganzen Unternehmung genügend und wissen, daß ihre Effektuirung auf laufenden Einnahmen und Einzahlungen beruht. Eine in der bisherigen Verwaltung dieser Einnahmen vorherrschende, etwas vornehme Nachlässigkeit, hat mich eben jetzt bestimmt, energisch einzuschreiten. Ich erwarte in kürzester Frist den Erfolg der Thätigkeit eines von mir besonders Bevollmächtigten, um sowohl die vorräthigen Fonds, als überhaupt den ganzen ferneren Cassa-Betrieb des

Unternehmens lediglich in Ihre Hände zu liefern, und wünſchte nur, daß ich damit Ihnen keine zu große Laſt aufbürde. Einſtweilen ſeien Sie verſichert, daß es an den nöthigen Geldern nicht fehlen wird, und mit keinem Auftrage zurückgehalten zu werden braucht. Binnen acht Tagen werden Sie für Alles genauer unterrichtet ſein.

Jetzt ſeien Sie mit Ihrer werthen Familie, deren einem Gliede wir unſre herzlichſten Glückwünſche darzubringen haben, von mir und den Meinigen herzlich gegrüßt! Der angenehme Eindruck Ihres ſo überraſchenden Beſuches mit unſerem verehrten Freunde dem Herrn Bürgermeiſter, lebt noch immer bei uns fort. Kurz nachdem Sie uns verlaſſen, ſuchte ich Sie noch im Schweizerhof auf, erfuhr aber, Sie ſeien ſchon fort, um ſich noch ein wenig die Stadt anzuſehen; auch dorthin ging ich Ihnen nach, ſuchte Sie am Bahnhof und in dem nahe ihm gelegenen Reſtaurant, fand aber keine Spur und mußte mir nun die Freude verſagen, Ihnen noch einmal die Hand drücken zu können. Deſto kräftiger ſoll dieß nun aber bei unſerer Ankunft in Bayreuth geſchehen!

So verbleibe ich mit der herzlichſten Verſicherung meiner dankbaren Ergebenheit und Hochachtung der

Ihrige

Luzern, 22. Jan. 1872.

Richard Wagner.

## 31.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 3. Januar 1872.)

Den fünf Gerechten Gruß und Segen!

Haben Sie Dank, werthe Freunde, für Ihren treuen Eifer! Alles war ſchön, — nur hätte mein alter treuer Freund R. Pohl ſich mitunter etwas beſſer faſſen können. „Selbſtverſtändlich“ — beweiſt, daß er „deutſche Kunſt und deutſche Politik“ nicht genau genug geleſen hat. — Da war der Herr „Sprecher“ anders beſchlagen!“ — Sie werden nun meinen „Bericht“ u. ſ. w. erhalten haben. Ganz beſonders wird Sie aber angehen, was ich in einer „Mittheilung“ an die W.-Vereine — in der 2. Nummer des Muſik. Wochenblattes ſage. Ich denke Ihnen — und ſomit uns — damit förderlich zu ſein.

Uebrigens erführe ich gern vom „maſſiven“ Beſtand der Dinge. Ich baue da in Bayreuth darauf los, und weiß nicht, ob wir nicht am Ende ſtecken bleiben. Im Mai müſſen ſich Alle darauf gefaßt machen, die Gemeindekaſſe in Bayreuth, bei meinem vortrefflichen Banquier Feuſtel zu decretiren. Wie ich denn überhaupt nun ſehe, daß ich anfangen muß ein Wort mitzureden, um der Sache einen Mittelpunkt zu geben. Ich denke, die „Gerechten“ ſtimmen mir bei. — Der vortreffliche Loën konnte natürlich nur ein Wegweiſer für das erſte Stadium ſein.

Vorleſungen? — Ach, Gott! — Schön! Aber wer ſoll vorleſen? jedenfalls muß er eine ſchönere Stimme haben, als X in W., — auch könnte er weniger langweilig ſein. Dieſes iſt ein ſchreckliches Weſen (unter uns ſechs Gerechten geſagt!)

Den Geiſt und das Verſtändniß zu etwas hätte H. Porges in München. Es wäre möglich, ihn dazu zu bringen. Wenden Sie ſich doch an ihn, und ſagen Sie ihm, daß ich ihn empfohlen hätte. Ich glaube er ſteckt jetzt in Augsburg. Franz Mrazeck 3 Wittelsbacher Platz (meine Münchener Adreſſe) würde wiſſen, ihn mit einem Briefe aufzutreiben. —

Im Uebrigen lebe ich jetzt der allerhand ſchönen Erwartungen auf den deutſchen Nationalgeiſt, auf welchen ich angewieſen bin. —

Was mir Freude macht, ſind Leute wie Sie, verehrte Freunde: Sie wiſſen, was — und warum? Das Uebrige möge ſich finden, wie die fromme Rede des Herrn Km. Lachner!

Tauſend Dank für alle freundlichen Zeichen Ihrer Güte und Liebe, ich habe ſie mit großer Rührung empfangen!

Seien Sie nochmals herzlichſt gegrüßt
von
Ihrem ergebenen
Richard Wagner
(ehemaliger Pflegling des europäiſchen Hofes).

Luzern,
3. Jan. 1872.

P. S. Wenn ich die Gerechten nicht ſpeziell von meiner lieben Frau grüße, ſo geſchieht dies in der

Annahme, daß Sie wiſſen — und zwar aus Erfahrung — daß ich überhaupt nichts ohne ſie thue, — ſie ſomit überall mit dabei iſt, wo ich etwas von mir gebe.

R. W.

## 32.

### An Emil Heckel.

(Telegramm.)

(Luzern, 22. Januar 1872.)

Können Sie ſofort als mein Bevollmächtigter eine größere Reiſe von entſcheidender Wichtigkeit antreten, ſo kommen Sie zuerſt für genaue Inſtruktionen und Vollmachten zu mir.

Wagner.

## 33.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 24. Januar 1872.)

Geehrter Freund!

Ich erſah, daß Sie nicht bereit waren, und reiſe nun heute ſelbſt — nach Berlin (und zwar — falls

Notizen nöthig ſind — einer Beſprechung mit meinem Architecten wegen.)

Vorläufig ergeht aber meine dringende Aufforderung an Sie, die von Ihnen vermehrten Patronatſcheine ſofort einzukaſſiren und die Beträge an Cohn nach Deſſau zu ſchicken. —

Weitere Mittheilung bald.

Berliner Adreſſe:

Kammergerichtsreferendar Karl von Gersdorff. Alexanderſtr. 121, 1 Tr. rechts.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Luzern, R. Wagner.
24. Jan. 1872.

## 34.

### An Emil Heckel.

(Berlin, 28. Januar 1872.)

Geehrter Freund!

Das baare Geld wird wohl zuvörderſt nicht nöthig ſein; dagegen bitte ich Sie umgehend eine genaue Specification des Beſtandes Ihres Vereines (Sie ſchrieben mir zuletzt von 16 Patronatſcheinen) in der Weiſe, daß ſie genau regiſtrirt werden können, an Herrn Bankier Friedrich Feuſtel in Bayreuth einzuſenden. Ich ſelbſt werde in der Zeit der Ankunft Ihres Briefes in Bayreuth [ſein], wo ich nun

die energiſche Central-Verwaltung meiner Angelegenheit begründe, da es höchſte Zeit war, aus dem bisherigen Dilettantismus herauszukommen.

Herzlichen Dank für Ihre Bereitwilligkeit zur Reiſe. Sie können uns, wenn Sie dieſen Eifer erhalten, *große* Dienſte leiſten. Vor Allem erſuche ich Sie nach Möglichkeit mir ein genaues Verzeichniß der beſtehenden Wagnervereine, nebſt deren Adreſſen ermitteln zu wollen. Werden Beſprechungen nöthig, ſo rechne ich dann auf Sie. Näheres ein ander Mal. Herzliche Grüße den Gerechten!

Ihr

ergebener

Berlin, 28. Jan. 1872.

Richard Wagner.

35.

## An Emil Heckel.

(Telegramm aus Bayreuth)

Ihr Kommen hierher ſehr angenehm. Erwarte Sie.

Richard Wagner.

## 36.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 7. Februar 1872.)

Mein verehrter theurer Freund!

Sie ſind der Letzte, dem ich ſeit meiner Heimkehr ſchreibe: zwei Tage lang habe ich immer Briefe geſchrieben, an Sie aber erſt jetzt Abends ſpät; das iſt es mit der Freundſchaft: der Freund kommt am letzten daran, denn man weiß gewiß, daß eben Er allein Geduld und Nachſicht hat.

Erwarten wir für das Nächſte namentlich die Berichte über die Erfolge des Wiener Vereines, um des weiteren muthig auf die Wirkung unſrer Grundſteinlegungsfeierlichkeit zu ſchließen, welche ich durch die außerordentliche Muſikaufführung zu ſteigern gedenke, für welche ich zunächſt alle einleitenden Schritte bereits gethan habe.

Unter allen Umſtänden bleibt mein Ziel unverrückt, und die Sicherheit der Erreichung deſſelben, garantiere ich mir eben durch meine Ueberſiedelung nach Bayreuth. Daß dieſe ſich mir durchaus nur unter angenehmen Anzeichen darſtellt, das iſt es was mich jetzt ſo heiterer Stimmung macht: ſelbſt Herrn Stahlmann's dreißig Fuß hoher Fontainen-Abſchied hat dazu kräftigſt mitgewirkt. —

Was aber im Tiefſten mich mit hoffnungsvoller

Ruhe erfüllt, das ist Ihr Gewinn, mein Freund! Ohne Sie, und alle die Charakter- und Geisteseigenschaften, wie die Ihrigen, auf meinem Wege zum Ziele angetroffen zu haben, wäre ich vielleicht zuletzt noch zurückgewichen, um der Schwierigkeit meiner Aufgabe gegenüber von ihrer Lösung abzustehen. Doch giebt es eben Eines was über Alles geht; und dieses ist hier der Ernst meiner künstlerischen Ueberzeugung, wie er sich mir in dem Bewußtsein von meiner Sendung kundgiebt. Daß ich nun auf diesem rauhen Wege, den meine Sendung mir vorzeichnet, Sie, mein Freund, und zwar gerade so, wie Sie sind, wer Sie sind, und wo Sie sind, angetroffen habe, das erkenne ich als die Bestätigung einer tiefsinnigen Schicksalsfügung; und Sie müssen es sich schon gefallen lassen, deshalb von mir für „eudämonisch" angesehen zu werden! —

Von Geschäften spreche ich Ihnen nicht weiter; jetzt begleiten Sie nur meine Wünsche, vor Allem im Betreff Cohn's und Loën's. Letzterer ist ein Ehrenmann und durchaus zuverlässig, nur kein Geschäftsmann. Etwas Geduld wird nöthig sein. Doch dünkt es mich nur vor Allem nöthig, daß Sie glauben und Muth gewinnen. So wollen wir denn die nächsten Wochen abwarten. —

Einstweilen grüßt ganz Tribschen das liebe Feustel'sche Haus in Bayreuth! — Meinen Auserwählten des Donnerstagsclubs habe ich Zusendungen von Schriften angeordnet, welche ich Sie freundlich aufzunehmen ersuche. Sie — und unser über alles Lob erhabener — lieber Bürgermeister

erhalten, jeder, ein Exemplar meiner gesammelten Schriften, von dem Sie beliebigen Gebrauch machen werden.

Leben Sie wohl, lieber Theurer! Ich fühle mich froh, wenn ich nur an Sie denke! Grüßen Sie alle Freunde, vor Allem die lieben Ihrigen, und sein Sie meines wahrhaftigsten Dankgefühles für Ihre Freundschaft versichert!

Ihr

Richard Wagner.

Luzern, 7. Febr. 1872.

## 37.

### An Bürgermeister Theodor Muncker.

(Luzern, 10. Februar 1872.)

Hochverehrter, lieber Freund!

Da Sie so fürsorgend waren, die vorläufige Bepflanzung meines neuacquirirten Grundstückes übernehmen zu wollen, und hierfür wohl keine Zeit mehr zu verlieren ist, bin ich so frei, auf Ihre große Güte hin, Ihnen meinen sehr ungefähren Plan hierfür vorzulegen.

Die Stellung des Hauses habe ich auf der hier beigefügten Aufnahme ganz meinem Wunsche gemäß bezeichnet, und die gröbsten Umrisse für die Vertheilung des Grundstückes demgemäß angedeutet. Von

der Straße bis zu dem Hofe (mit den beiden Nebengebäuden) würde in der Mitte ein Fahrweg führen, der wohl am besten von einer Kastanien-Allee gebildet würde. Zu beiden Seiten dieser Allee, hinter Hecken, würden Obst- und Gemüsegärten anzulegen sein, die äußersten Grenzen jedoch durch Gebüsch, mit Fichten (namentlich in den Ecken) besetzt werden. —

Zwischen dem Wohnhause und Hofgarten würde nur der eigentliche Ziergarten anzulegen sein. Hier wäre zunächst nur an einen großen runden Rasenplatz in der Mitte zu denken, welcher später mit Blumenbeeten durchschossen werden würde; auf diesem Platze würden edle Bäume, wie Platanen, Katalpen u. s. w. schön vertheilt werden müssen. Die beiden Seiten, bis zum Hofgarten um die Promenadenwege sich immer enger zusammenziehend, erforderten viel dichtes Gebüsch, reich mit Bäumen verschiedener Gattung, in den Ecken mit Fichten, Tannen u. s. w. durchsetzt.

Das Nöthigste wäre — der Jahreszeit wegen — für jetzt wohl eben nur, in der angedeuteten Weise, für recht mannigfaltige Pflanzungen zu sorgen, so daß eher zu viel, als zu wenig davon gespendet würde. Vielleicht kann aber wohl schon jetzt nach den beigefügten ungefähren Angaben ein geschickter Gärtner, den Sie, verehrter Freund, hierzu auswählen würden, einen ersten Plan für die Construction des ganzen Grundstückes mir ausarbeiten: ich könnte dann schon von hier aus meine Wünsche dagegen näher bezeichnen, und so würde bereits ein erster Anfang gemacht sein. — Gewiß kann ich die

Freundesſorge hierfür Niemand beſſer an das Herz legen, als Ihnen im Verein mit unſrem vortrefflichen Feuſtel! —

Jeden Tag erwarte ich die definitiven Baupläne für das Haus: allen Verſprechungen nach müſſen ſie nächſtens eintreffen, und noch vor Ablauf dieſes Monates ſoll gewiß Alles zur weiteren Beſtellung in Ihren Händen ſein. —

Nun gebe Gott, daß auch unſre große Unternehmung bald in ein hoffnungsvolles Geleiſe komme: ich bin des beſten Muthes, da ich ſie zu ſo großem Theile in meiner werthen Bayreuther Freunde Händen weiß! — Mit großer Befriedigung denken ich und meine liebe Frau daran, nun bald ganz zu Ihnen zu gehören: bleiben Sie uns immer freundlich gewogen! —

Mit den herzlichſten Grüßen — auch an unſren theuren Freund Feuſtel — verbleibe ich

Ihr

Luzern, 10. Febr. 1872.

dankbar ergebener
Richard Wagner.

38.

## An Conſiſtorialrath Kraniſſold.

(Luzern, 14. Februar 1872.)

Hochgeehrter Herr Conſiſtorialrath!

Sofort danke ich Ihnen für Ihre ſehr freundliche Zuſendung, deren genauere Einſicht mir beſon-

ders werthvoll ſein wird, um zugleich Ihnen meine Freude darüber auszudrücken, daß ich nun Ihren hochgeachteten Namen ordentlich weiß. Denn ſo geht es mit den mündlichen Nennungen, welche flüchtig am Ohre vorbeigehen, während die ganze Aufmerkſamkeit auf der realen Perſon haftet, welche wir bei dieſer Gelegenheit kennen lernen. Nach dem ſcholaſtiſchen Ausdruck ward ich ſo in Ihrem werthen Betreff zu einem guten „Realiſten", aber zu einem ſchlechten „Nominaliſten", was nun durch Ihre Güte in die richtige Ordnung gebracht iſt.

In der angenehmen Hoffnung, bald wieder in dem vortrefflichen Donnerstagkränzchen freundlichſt aufgenommen zu werden, verharre ich, hochachtungsvoll grüßend, als Ihr

Luzern, 14. Februar 1872.

ſehr ergebener
Richard Wagner.

## 39.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 16. Februar 1872.)

Lieber Gerechter!

Haben Sie noch nachträglich Dank für Ihren Beſuch in Bayreuth, ſowie neuerdings für Ihre Berichte über Ihr Berliner Abenteuer! Um im letzteren Betreff ſogleich den ernſtlichſten Punkt zu berühren,

ſo erſuche ich Sie — da Herr L. meine Meinung durch Sie zu erfahren erwartet — dieſem Gönner mitzutheilen, daß ich zu der von ihm projektirten Lotterie in keinem Falle meine Zuſtimmung geben werde.

Es kann wirklich nichts demüthigender ſein als die Lage, in welche ich durch übertriebene Gerüchte über die Bedeutung einer „Wagneriana" in Berlin verlockt worden bin, indem ich hier eine Hilfe in Anſpruch nehmen zu dürfen glaubte, wo ich auf einen Triebſand gerathen mußte.

Wenn man mir 200000 Thaler zur Verwirklichung meiner Ideen anbieten wird, ſo werde ich Demjenigen, der ſie mir auszahlt, ſehr erkenntlich ſein: dagegen, von mir die Autoriſation zu einer Lotterie zu fordern, hat mir nach den an der „Wagneriana" gemachten Erfahrungen, einfach als ein ſtreng zurückzuweiſender Schwindel zu gelten, von dem mir lediglich der Skandal, Herrn L. aber die Wichtigkeit ſeines Verkehrs mit einer hochgeſtellten Frau bleiben würde, welchem ich meinerſeits ein Ende gemacht zu ſehen wünſche. —

— Verfrüht, geehrteſter Freund, erſcheint mir allerdings auch (wenn auch aus anderen Gründen als den Leipzigern) die Aufforderung zu einem Vereine, deſſen Tendenz ſchon über das nächſte, ſo ſchwierig zu erreichende Ziel der erſten Aufführung meines Bühnenfeſtſpieles hinausverlegt wäre.

Für dieſes nächſte Ziel zu ſorgen, wird bereits alle unſere Kräfte in Anſpruch nehmen: ich werde es erreichen, wenn man mir in der Geduld beiſteht;

meine einzige Sorge ist hier auf meine Abhängigkeit vom König von Bayern gerichtet. —

Für die 9. Symphonie werbe ich bereits, und erwarte im Betreff der Instrumentisten in Kurzem die bestimmenden Nachrichten. Glückt die Grundsteinlegung nach meinem Programm, so verhoffe ich mir von dem Eindrucke davon viel gute Hilfe. —

Nun grüßen Sie bestens die fünf Collegen in der Gerechtigkeit! Auf freundliches Wiedersehen in Bayreuth.

Ihr

herzlich ergebener

Luzern, Richard Wagner.

16. Febr. 1872.

## 40.

### An Friedrich Feustel.

(Luzern, 25. Februar 1872.)

Mein theurer Freund!

Ich kann es Ihnen nicht sagen, wie traurig ich darüber bin, Ihnen meine Geschäfte in so widerwärtigem Zustande übergeben haben zu müssen! — Doch hilft es nichts, sich dem Gefühle hiervon überlassen zu wollen. Genauer betrachtet, ist hier nur ein übles Stadium durchzumachen, in welches uns die Verwahrlosung einer an sich dennoch hoffnungsreichen Angelegenheit zunächst geworfen; auf den guten Verlauf derselben können wir, gerade aus dieser bisherigen Verwahrlosung, wohl nur gute Schlüsse

ziehen, wenn ſie nun tüchtig und ſchicklich geführt wird! — Dieß mein Troſt und meine Ermuthigung. —

Die Hauptſache iſt zunächſt ein glücklicher Ausfall meines Projektes für den 22. Mai. Noch habe ich nichts öffentlich ankündigen wollen, um zunächſt die Zuſage der Muſiker und Sänger zu erhalten. Nach den neueſten an mich ergangenen Mittheilungen ſteht nun das Glücken des Unternehmens bereits außer Zweifel. Ueberall hat man meine Aufforderung mit Enthuſiasmus aufgenommen, und die Zuſagen der beſten Muſiker der erſten deutſchen Orcheſter gehen mir faſt überzahlreich zu. So nicht minder von Seiten der Sänger. — Alſo: „die Ermächtigung zur Veraccordierung der Arbeiten für den Orcheſterbau" — kann ich Ihnen füglich geben. Nur wundert es mich, daß dieß ſchon ſo preſſirt, da Herr Franck mir ja ſagte, daß er vor Anfang Mai — wegen vorangehender Occupation des Theaters durch Schauſpieler — nicht an die Arbeit gehen könnte? Doch dem ſei nun wie ihm wolle!

Die Pläne zu meinem Hauſe ſoll ich nun erſt dieſer Tage erhalten. Einſtweilen danke ich allerherzlichſt für die Bemühungen, welche Sie ſich um das Gartengrundſtück geben. Ja, meine Bayreuther, das iſt der rechte Schlag! Ich hatte davon wohl das Gefühl! —

Ihren Dispoſitionen wegen des Angriffes der Arbeiten am Theater ſehe ich ſtill und beſcheiden entgegen. Es wird wohl nur darauf ankommen, den guten Anſchein der Sache zu retten. Im Uebrigen athme ich völlig auf bei dem Gedanken, das ungeheure

Unternehmen, namentlich auch in rein künſtleriſcher, Beziehung, nicht abgehetzt zu ſehen. — Herr v. Loën wird nächſtens „von ſich hören laſſen", — dafür ſtehe ich Ihnen! —

Noch eines — privatim:

Man hat ſich aus Bayreuth wegen eines „Siegesthurmes" an meine Theilnahme gewendet. Da Sie nun mein Bevollmächtiger ſind, bitte ich Sie, ganz nach Ihrem Ermeſſen, in meinem „Auftrage" den Ihnen gut dünkenden Beitrag für mich zu zeichnen. —

Verehrungsvollſte Grüße an unſren herrlichen Herrn Dekan: ſein ſchönes Buch findet die Beachtung und Würdigung, die ihm ſo vorzüglich gebührt.

Auch Herrn Prof. Fries beſte Grüße und Dank! —

Unſre Kinder phantaſiren nun ſchon von Bayreuth; faſt fällt es uns allen ſchwer, hier ſolange noch auszuhalten und unſren neuen Freunden noch fern zu bleiben. —

Seien Sie mir geſegnet und innigſt gegrüßt!

Ihr

Luzern, 25. Februar 1872. Richard Wagner.

Ich denke die offizielle Anzeige meiner Maifeſtlichkeit geben wir etwa Mitte März? —

## 41.

### An Emil Heckel.

(Luzern, 15. März. 1872.)

Lieber Freund!

Kurz und bündig!

Ihr ſeid mir mit ſechs Muſikern zu wenig: ich hätte gern noch vier, darunter auch einen guten Bratſchiſten.

Wie ſind eure Hörner?

Schönen Dank für die Verwendung von Scipio Afrikanus! —

Die Karlsruher machen wir noch Noth! — Am prompteſten war Berlin und Wien; ſie ſchicken mir ihre Elite! —

Zur Herzſtärkung: —

Herr H. W. Riehl bekommt für ſeine Mannheimer Vorleſungen nächſtens von mir einen Denkzettel zu tragen. Wird Ihnen recht ſein. —

Grüßen Sie mir die Gerechten herzlichſt. Zeroni ſoll leben, ſchon um ſeines ſchönes Namen's willen! [illegible] wenn wir ſo hießen: Gelt? Aber ſo. — „Wagner" „Heckel" — unausſtehlich! — Aber Gott ſegnet uns Alle, Sie werden's erleben! —

Ihr

Luzern, 15. März 1872.

Richard Wagner.

## 42.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Luzern, 26. März 1872.)

Mein vortrefflicher Freund!

Vor Kurzem erhielt ich Bericht aus dem Kiſſinger Mineral-Waſſer-Depot, welcher mich belehrte, daß unſre Bayreuther Univerſal-Angelegenheiten jetzt hauptſächlich auf Ihren Schultern ruhten.

So muß ich mich denn beſonders an Sie wenden, um Sie auf die Beunruhigungen vorzubereiten, denen Sie, ſobald Sie meinem großen Unternehmen (weil es nun doch unſer gemeinſchaftliches geworden iſt) freundſchaftlich gewogen bleiben, nothwendig entgegen gehen.

Da andererſeits manche Stockung eingetreten iſt, halte ich deſto ernſthafter auf das Vorfeſt am 22. Mai, welches, wie ich annehme, in ſeinem ſicherlich guten Ausfalle, auch den rüſtigeren Fortgang unſrer größeren Unternehmung nach ſich ziehen wird.

Wie meine, Ihnen zur Unterzeichnung vorgelegte, Einladung Ihnen dieß bereits gemeldet haben wird, iſt Alles im verheißungsvollſten Gange. Sogar iſt meinen Aufforderungen über die Erwartung entſprochen worden, denn wir haben, ſtatt 300 muſikaliſcher Gäſte, deren 400 gaſtlich unterzubringen. — Hieraus erwächſt, außer für die vermehrte Inanſpruch-

nahme der Bayreuther Gastfreundschaft, im Betreff unserer weiteren Anordnungen folgende Schwierigkeit. Der Raum in unsrem Opernhause muß erstlich 100 Sänger, und demnach auch 100 Gastgeber mehr fassen. Wichtig ist es daher, wenn Baurath Frank etwa 50 Sänger noch auf einer erhöheten Sitzreihe im Hintergrunde des Orchesters unterbrächte, während wir andere 50 in einem den Sperrsitzen zu entziehenden, tieferen Raume, vor dem Orchester noch placirten.

Wir müssen nun sehen, welche Anmeldungen in Folge unserer Einladung, von Seiten der Patrone und Gönner erfolgen werden; da es sich diesmal nur um die Aufführung einer Symphonie handelt, wird es mir recht begreiflich sein, wenn die Anmeldungen nicht übermäßig zahlreich ausfallen, so daß wir mit dem Zuhörerraum vermuthlich recht (gut) auskommen werden, trotzdem wir 400 Freiplätze für unsere Bayreuther Gastgeber zur Verfügung stellen.

Nun wird aber bald eine böse Arbeit kommen, Verehrtester, bei welcher ich hauptsächlich auf Ihre freundschaftlichste Hilfe rechnen muß. Den Anruf zu Anmeldungen derjenigen Bewohner Bayreuth's, welche den Musikern und Sängern gastfreies Unterkommen auf 3 Tage bei sich geben wollen, muß ich Ihnen schon ganz allein überlassen, wie wohl ich hierzu — natürlich — meinen Namen gänzlich zur Verwendung und Verfügung stelle.

Dann aber beabsichtige ich alle meine zerstreuten Sänger und Musiker aufzufordern, an Sie persönlich ihre Namen und Adressen einzusenden (was aller-

bings von den corporativen Vertretern derſelben ausgeführt werden kann.) Wir werden 400 Einladungsformulare drucken laſſen, und jedem dieſer Formulare die Adreſſe des betreffenden Bayreuther Gaſtfreunds ſchriftlich hinzufügen. Dieſe Einladungsbriefe werden dann an die corporativen Vertreter, oder (in gewiſſen Fällen) auch an die einzelnen Gäſte zur rechten Zeit befördert, ſo daß jeder Gaſt, wenn er ankommt, ſeinen Gaſtfreund weiß. — Die beſtimmteſten Anweiſungen hierfür erhalten Sie von mir zur rechten Zeit.

Schließlich bezeuge ich Ihnen noch, verehrteſter Freund, daß mein jetziger Aufenthalt mir allmählich recht zur Pein wird, beſonders auch da ich ſehe, wie nöthig es immer mehr wird, daß ich dem Mittelpunkte Deutſchlands nicht mehr fern bleibe. Ich bedaure die Stockungen, welche vielſeitig von einer Langſamkeit herrühren, gegen welche ich eifrig einzuſchreiten haben werde. So macht mir auch mein Berliner Freund, der Architekt Neumann, gar keine beſondere Freude; Alles ſchleppt ſich verdrießlich hin: ſo ſind ſeine Zeichnungen und Pläne für mein Haus ſehr ſchön ausgefallen; aber welche Zeit geht darüber hin, ehe ſie meinen Bayreuther Freunden und Bevollmächtigten zur Ausführung übergeben werden! — Dieß ſoll nun aber allernächſtens geſchehen. Dann — geht wieder Ihre Plage los. Aber, — Sie thun es gern: das habe ich Ihnen, theurer Freund, recht herzlich angemerkt. So bleibe ich denn gutes Muthes, und grüße Sie aus dankbarem Herzen als Ihr

Luzern. innig ergebener
26. März 1872. Richard Wagner.

## 43.

### An Feuſtel und Muncker.

(Luzern, 7. April 1872.)

Meine hochgeehrten, lieben Freunde,
Herren Feuſtel und Muncker!

Sie müſſen mir geſtatten, Ihnen diesmal gemeinſchaftlich zu ſchreiben, da ich von dem, was ich mitzutheilen habe, ſchwerlich das bezeichnen würde können, was ich Ihnen einzeln zu ſagen hätte, die Sie, wie ich ja erkenne, in meinem Betreff ein Herz und eine Seele ſind! —

Gewiß iſt es auch unnöthig, Ihnen zu bezeugen, in welch hohem Grade Ihre lieben Briefe mich erquickt und geſtärkt haben. Eine größere Sehnſucht, als für die Erfolge meiner künſtleriſchen Wirkſamkeit, nähre ich ſeit lange nach einer beruhigenden bürgerlichen Niederlaſſung, in welcher ich meine ſo ungemein angeſtrengten Seelenkräfte einigermaßen durch freundliche Ausſpannung zu ſtärken vermöchte, und dieß um ſo mehr jetzt, wo mir, im ſpäteren Alter, die erhabene Gunſt eines unvergleichlich beglückenden Familienlebens gewährt iſt. —

In meiner Wahl Ihrer lieben Stadt Bayreuth leitete mich vor Allem dieſer Ihnen ausgedrückte Wunſch, und — ſeitdem ich Sie, meine lieben Freunde, kennen lernte, und durch Sie einen Blick auf die mir

freundlichen bürgerlichen Verhältniſſe Ihrer Stadt gewann — hat die Rückſicht auf meine Niederlaſſung bei Ihnen noch die andere auf das Gelingen meiner ungemeinen künſtleriſchen Unternehmung wirklich überwogen. Ich habe dieß dem König von Bayern unumwunden zu verſtehen gegeben; und hierzu hatte ich ein Recht, da Seine allererſten Verſicherungen, auf welche hin ich mit ihm in Verbindung trat, dieſes Eine betrafen, daß ich, aller Lebensſorgen enthoben, ungeſtört meiner freien Kunſtübung leben können ſollte. — — — — — — — — —

Habe ich anderer Seits wohl auch erfahren, daß der König ſich ſchließlich in den Stand der Dinge zu fügen weiß, ſo muß ich es doch, halte ich meine Pläne und Wünſche feſt, für rathſam halten, der Mithilfe des Königs für meine Niederlaſſung bei Ihnen mich zu begeben. Ich habe in dieſem Sinne neuerdings an Hofrath Düfflipp mich erklärt, und bleibe dabei die königliche Unterſtützung zum Zwecke meiner Anſiedelung in Bayreuth abzulehnen; was zur Folge haben wird, daß Sie, lieber Herr Feuſtel, ſchließlich erſucht werden, das angekaufte Grundſtück für Rechnung der königl. Cabinetskaſſe gelegentlich weiter zu verkaufen.

Ich geſtehe nun, daß ich durch dieſes Fehlſchlagen meines allereifrigſten Wunſches bereits mich beſtimmt fühlte, allen meinen Plänen für Bayreuth zu entſagen. Ihre beiden herrlichen Briefe haben mich durchaus umgeſtimmt. Halten wir denn Alles feſt! Das Werk ſoll gedeihen, möge auch ſein Schöpfer dabei ſeiner alten Noth überlaſſen bleiben! Auch

ohne Grundbesitz nehmen Sie mich doch wohl auch unter Ihre Mitbürger auf. — — Es hat uns zu Thränen gerührt, von der Sorgfalt zu vernehmen, mit welcher Sie, lieber Herr Muncker, die Bepflanzung des bisher für mich bestimmten Grundstückes in Ihre Sorge nahmen. Haben Sie Dank, als ob es wirklich für mich gewesen wäre! —

Aus Ihren Andeutungen, lieber Herr Feustel, habe ich zu ersehen, daß Ihre Bemühungen um unsere große Unternehmung mit ermuthigendem Erfolge gekrönt seien? Möge ich mich nicht täuschen! Auf viele Trägheit und Unzuverlässigkeit werden Sie stoßen, vermuthlich aber wird es Ihnen ergehen wie mir, nämlich: Sie werden Sich des Glaubens nicht entschlagen können, daß es endlich — endlich mit uns guten Deutschen doch zu Etwas kommen müsse und werde!

Neumann ist schauderhaft. Ich habe ihm sogleich vorgestern, nach Empfang Ihrer Briefe, sehr umständlich und kategorisch telegraphirt, und muß nun wünschen, daß es gewirkt haben möge. Er ist eben ein leichtsinniger Berliner! Anders, ganz anders ist der Darmstädter Brandt: Er hat auch eigentlich das ganze Verständniß der Sache, und gern hätte ich gewünscht, daß wir ihm auch die Wahl des Architekten übergeben hätten. Vielleicht müssen wir uns noch durch ihn helfen. Haben Sie die Güte, mir sofort zu telegraphiren, wie sich N. bis dahin benommen hat, damit wir demgemäß sofort unsere Maaßregeln ergreifen. — Ich fürchte, er hat sich besonders in die Pläne für „mein“ Haus vertieft, was mir nun wieder

sehr leid thut, da diese Arbeit — für lange Zeit wenigstens! — jetzt sehr unnütz geworden ist! Hierbei gedenke ich denn nun noch sogleich meines bisherigen Projectes, und glaube Sie im Bezug darauf bitten zu müssen, meine Abmachung mit dem Wirth des Gasthauses in der „Fantaisie" rückgängig zu machen, wozu es jetzt wohl noch Zeit sein dürfte. Meine so frühe Uebersiedelung hätte doch nur den Zweck gehabt, meiner, nun aufgegebenen, definitiven Ansiedelung bei Zeiten nahe zu sein, sowie auch für meine Bemühungen um die zukünftigen Festspiele einen näheren Ausgangspunkt zu gewinnen. Im letzteren Betreff sind wir nun wohl darüber einverstanden, daß wir nächstes Jahr noch nicht fertig sein werden, und demnach erst 1874 in Aussicht nehmen dürfen. Hierüber gedenke ich mich nun eben auch mit unseren Patronen u. s. w. am 22ten Mai in Bayreuth zu verständigen. Sonach habe ich aber jetzt — als einfacher Privatmann — meine besonderen Verhältnisse zu berücksichtigen, und zu finden, daß mir, während ich hier eine sehr theure Jahresmiethe noch zu entrichten habe, der Sommeraufenthalt in der „Fantaisie" zu schwierig fallen würde. Jedoch bin ich gern bereit, in diesem Entschlusse etwas zu verändern, sobald Sie, meine werthen Freunde, mein weiteres Fernbleiben von Bayreuth für nachtheilig für unsere Unternehmung halten. —

Im Betreff unserer festlichen Aufführung der großen Beethoven'schen Symphonie habe ich das Auskunftsmittel für die Placirung unseres starken Sängerchores in sehr einfacher Weise gefunden.

Nämlich: alle die Sänger, welche auf der Bühne nicht Platz finden, werden in die Sperrsitze des Parterre's gesetzt. Dieses wird sogar auf eine ganz herrliche Weise meinen idealsten Anforderungen entsprechen, nach welchen hier eigentlich das Publikum (wie in der Kirche die Gemeinde) mit singen soll. Es handelt sich hierbei nur um die Unterbringung der „Gastgeber", in deren Betreff ich daher angerathen haben möchte, denjenigen Theil derselben, welcher lieber Geldentschädigung nimmt als einen vorübergehenden Kunstgenuß hat, auf diese Weise abzufinden. Im Ganzen hätte ich nämlich gern das ganze Parterre mit der Bühne für uns verrückte Musiker und Sänger genommen, und das zuhörende Publikum einzig in die Logen u. Galerien verwiesen. Es frägt sich nun, wie viele Anmeldungen Seitens der Patrone und Gönner kommen. Demnach bedauere ich das Mißverständniß, wonach Sie glaubten, ich wünschte die Einladung erst am 15ten April veröffentlicht. Möchten Sie doch sofort diese Veröffentlichung erfolgen lassen! Desto eher kommen wir darüber in das Reine, ob wir viel oder — wie leicht denkbar — nur mäßig Zuspruch erhalten werden. —

Ueber alles Weitere bald mehr! Für heute nur noch aus meiner und meiner lieben Frau tiefster Seele der allerfreundlichste Gruß, Ihnen und Ihren Lieben!

Ihr

Luzern,
7. April 1872.

getreuester
Richard Wagner.

## 44.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Luzern, 7. (?) April 1872).

Berliner Chor nach der Mittheilung des Muſikdirector's Profeſſor J. Stern in Berlin. — Vermuthlich ſtehen Sie mit Profeſſor Riedel in Leipzig bereits in der nöthigen Verbindung?

R. W.

## 45.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 10. April 1872.)

Mein theurer Freund!

Nur noch zwei Worte zur Erwiderung Ihrer heute früh von mir empfangenen lieben Zeilen! —

Ein neues Schreiben des Münchener Herrn theile ich Ihnen nicht erſt mit: es iſt dadurch ſehr widerwärtig, daß es den ganzen Vorfall gern von mir ſo genommen wiſſen wollte, als ob dieſe infamen Quälereien ja gar nichts weiter ſagen wollten. Das Ganze ſei ein Gerede von Bayreuther Beamten in München geweſen, welchen man von zu Hauſe in jener Weiſe berichtet habe. Dann: Die Augsburger

Abendzeitung, welcher man aus Bayreuth über mein Haus berichtet habe. „Das Alles wäre ja nicht der Mühe werth.“ So sind diese Herrn dort! —

Jetzt noch zur ernstlichen Sache! —

Von Brandt habe ich noch weiter keine Nachricht. Seine Befähigung setze ich außer allem Zweifel: ich wünschte ihn gern zum eigentlichen Chef der artistischen Leitung auch des Baues bestimmt; denn Er ist es, der, außer mir, das eigentliche Verständniß von der Sache hat. Sehr gespannt bin ich nun darauf, ob er meiner Aufforderung Folge giebt, und sich schnell bei Ihnen einstellt. Seine Forderung ist hoch gegriffen, doch weiß ich zu beurtheilen, daß er die allerschwierigste, neueste und complizierteste Aufgabe hat. Wenn ich bei meinem ersten Ueberschlag das provisorische Gebäude mit 100,000 Thal. berechnete, gestand ich ihm für Maschinerien und Decorationen ebenfalls 100,000 zu; bei seinem Anschlag könnten wir nun ganz gut bestehen, da die Decorationen — als solche — jedenfalls mit 50,000 Thalern übermäßig hoch angesetzt sind. Reservirte ich mir demnach das 3te 100,000 für Orchester und Sänger, so habe ich mir, da diese jedenfalls nicht soviel kosten werden, hierbei einen Reservefonds für Ausfälle beim Bau oder bei sonstigen Theilen der Unternehmung gedacht. — Wichtig ist es nun, zuerst den Bau zu beschränken, damit hier — wenigstens grundsätzlich — die 100,000 Thlr. eingehalten werden; dieß wird weniger durch Beschränkung der Dimensionen möglich werden, als durch Reduzirung einer unnützen Solidität des, jedenfalls doch nur als

proviſoriſch gedachten Gebäudes. Dieß als meine Anſicht zur freundlichen Erwägung bei den, etwa durch Brandts Ankunft veranlaßten, erneuerten Deliberationen über dieſen Gegenſtand.

Die Patronatſcheine kamen heute Abend erſt an: morgen früh fertige ich ſie aus. Leider werde ich dabei keinen ſo freundlichen Stopfer haben, als in Freund Feuſtel's Obhut! —

Herzliche Grüße von mir und meiner Sie verehrenden Frau!

Ihr

ergebener

Luzern, Richard Wagner.
10. April Abends.

## 46.

### An Feuſtel und Muncker.

(Luzern, April 1872.)

Hochgeehrte Herrn und Freunde!

Mit großem Dank ſende ich Ihnen die 3 Pläne des Herrn Baurath Franck zurück. Da ich Ihnen ſeitdem bereits meinen Wunſch im Betreff der Placirung meiner Muſiker und Sänger mitgeteilt habe, dürften Sie vielleicht dieſe Angelegenheit auch als erledigt anſehen. Ich beſtehe demnach darauf, daß an dem erſten zwiſchen Herrn Franck und mir zur Zeit in Bayreuth verabredeten Plane durchaus nichts ge-

ändert werde, da ich es ganz dem Charakter dieſer Aufführung angemeſſen halte, daß ein Theil der Sänger von den Sperrſitzen des Parterres aus mitſingt. Ich bin über die Art, wie dies ausgeführt werden ſoll, vollkommen mit mir einig, und es bedarf daher nicht der mindeſten Veränderung in der Dispoſition des Parterre's. Nun bitte ich um eine genaue Angabe der Zahl der Sitzplätze im ganzen Parterre; zugleich wäre mir es ſehr erwünſcht, wenn Herr Franck Ihnen für mich einen Plan des Inneren des Theaters übergeben wollte und zwar mit Angabe der Plätze in den verſchiedenen Räumen. Ich glaube nämlich, daß ich den ganzen Raum des Parterre's mit ſeinen Sitzplätzen für meine Sänger gebrauchen werde, deren ich jetzt ſchon über 300 zu meiner Verfügung habe, und von denen ich — aus faſt moraliſchen Gründen — Niemand zurückweiſen möchte. Das eigentliche zuhörende Publikum würde demnach faſt ausſchließlich nur auf den Gallerien und in den Logenreihen unterzubringen ſein. Da das Theater 700 Zuſchauer faſſen ſoll, berechne ich den Raum des Parterres auf 200, wobei vermuthlich ſchon Stehplätze eingerechnet werden müſſen. Sonach hätten wir allerdings nur 500 gute Zuhörerplätze noch zur Verfügung. Da ich 400 Verpfleger unſerer muſizierenden Gäſte mit Zuhörerplätzen zu bedenken hätte, ſo würden allerdings nur 100 Plätze für zureiſende Patrone und Gönner übrig bleiben. Hier kommt es nun darauf an, wie die Anmeldungen ausfallen, weswegen ich ſehr gewünſcht hätte, wir hätten die öffentliche Einladung nicht ſolange zurückzuhalten. Im Ganzen vermuthe ich nur — da es eben

doch keine theatraliſche Aufführung iſt — gerade auch um die beſtimmte Zeit keinen übermäßigen Zudrang, namentlich von Seiten der eigentlichen „Patrone“, davon doch nicht ſo gar viele überhaupt vorhanden ſind, und darunter ſich ſolche befinden, die (wie der Kaiſer als 25facher Patron) jedenfalls nicht daran denken, für dieſe Vorfeier nach Bayreuth zu reiſen. Im Betreff der bloßen Mitglieder der W. Vereine könnte man dann etwas knapper mit Zulaſſungen vorgehen, jedenfalls aber, wenn die Anmeldungen wirklich Berechtigter bedeutend werden ſollten, müßte ich mich an meine lieben Bayreuther Gaſtgeber — oder — Freunde wenden, um ſie zu erſuchen, theilweiſe von ihrem Rechte der Anwohnung der Aufführung zurückzutreten. Gewiß ſind unter dieſen auch Viele, welche auf die Aufführung einer Beethoven'ſchen Symphonie nicht gerade eigentlich verſeſſen ſind. Dieſe müßten dann jedenfalls für die dargereichte Wohnung und Koſt unſerſeits durch Bezahlung entſchädigt werden, und vielleicht könnten wir ſogleich von vornherein zwei Rubriken der Gaſtgeber aufſtellen, von denen in der einen die freiwilligen (mit Plätzen), in der anderen die zu entſchädigenden (ohne Plätze) aufgeführt würden. Jedenfalls würden wohl im Parterre noch eine gute Anzahl von Stehplätzen (die ich den Sängern nicht anbieten darf) verwertet werden, deren Benutzung für bloße Zuhörer nicht zu ermüdend ſein würde, da die Aufführung ſelbſt nur wenig über eine Stunde dauert. — Die Hauptſache iſt: eine erhebende muſikaliſche Feier, ganz in ſich ſelbſt; die Chöre dieſer

Symphonie müßte eigentlich die ganze vorherige Zuhörerſchaft mit ſingen; erhebend wird es ſein, wenn es ſchon nur dieſen Anſchein hat. —

Alſo: — ſchnell die Ankündigung, damit wir einen Termin für die Anmeldungen ſetzen können: Dann: — einen Plan des Theaters und Auskunft für mich über die Räumlichkeiten; in dieſen Plan erbitte ich mir die ungefähre Aufzeichnung meines mit Herrn Franck verabredeten erſten Planes für das Orcheſter. — Keinen Zoll den Muſikern fortnehmen! Erſte Bedingung, daß ein Muſiker unbeengt ſein muß, wenn er mit Luſt gut ſpielen ſoll! — Uebrigens habe ich nun genau 100 Muſiker.) —

Seien Sie mir auf das Herzlichſte gegrüßt! — Bald mehr von Ihrem

ſehr ergebenen

Richard Wagner.

## 47.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 12. April 1872.)

Mein verehrter Freund!

Großen Dank für Ihren letzten Brief! — Mir fällt es nicht ein, an dem wahrhaften Gelingen unſerer großen Unternehmung zu zweifeln, ſobald Sie mir treu bleiben. Sie haben mich gewiß aber richtig verſtanden. Keinen Augenblick glaubte ich

etwa an eine Doppelzüngigkeit meiner Bayreuther Freunde: aber in ihrer Umgebung jenes gräßliche System, in welchem alles Bayerische Wesen durch München befangen ist, ebenfalls eingenistet zu wissen, hat mich wahrhaft erschreckt. —

Andrerseits hätte ich, mit Bayreuth, auch das ganze Unternehmen aufgegeben. Beide sind bereits mit einander verwachsen, und soweit mein großes Bühnenfestspiel Aufsehen erregt, fällt es auch schon mit dem Namen Bayreuth zusammen. Und so etwas ist schön, und läßt sich nicht alsbald ersetzen.

Lieb ist es mir noch vor allen Dingen, daß Sie, Bester, unverdrossen bleiben, und daß Sie im Ganzen auch von guten Aussichten erfüllt zu sein scheinen. Gewiß ersehe ich, daß es rings um uns wächst und sich regt: und ich, der ich so ungemessene Geduld hatte, kann auch jetzt noch nichts mehr wünschen, als daß man uns Zeit giebt und nicht hetzt. — Alles geschieht gewiß; es gedeiht und reift, — nur: rein muß Alles gehalten werden. —

Mit Ihren Maximen im Betreff der Vertheilung der von uns geforderten finanziellen Kräfte bin ich durchaus einverstanden. Genauer präzisirt heißen sie aber so:

1. Das Theatergebäude durchaus nur als provisorisches halten; mir wäre es recht, wenn es ganz nur aus Holz wäre, wie Turner- und Sängerfesthallen; keine andere Solidität, als die welche es vor Einsturz sichert. Deßhalb hier sparen — sparen, keine Verzierung. Wir geben mit diesem Bau nur den Schattenriß der Idee, und übergeben diesen der

Nation zur Ausführung als monumentales Gebäude.

2. Maſchinerie und Decoration, Alles auf das ideale, innere Kunſtwerk Bezügliche — ganz vollkommen. Hier nichts ſparen: Alles wie für lange Dauer berechnet, nichts proviſoriſches. —

3. Sänger und Muſiker erhalten von mir nur Entſchädigungen, keine „Bezahlungen“. Wer nicht aus Ehre und Enthuſiasmus zu mir kommt, den laſſe ich wo er iſt. Ein Sänger, eine Sängerin, welche nur gegen eine jener verrückten Gagen zu mir kommen würde, könnte mir ſchön taugen! Nie würde ein ſolches Weſen meinen künſtleriſchen Anſprüchen genügen können. Dieß, Liebſter, ſind meine Wunder, die ich hier der Welt zeigen werde, wie man ſich zur Löſung einer ſolchen Aufgabe ſein Perſonal ſchafft: und hieran müſſen meine Freunde glauben. Anders iſt das natürlich, wenn ſolch ein Hoftheater-Intendant mit den Leuten zu thun hat: da bricht der ganze Teufel in den Unglücklichen aus, welchen ich eben zu bändigen weiß. Ich brauche etwa 20 Haupt- und Nebenperſonen; dieſe dürfen mir für die zwei Monate nicht über 30,000 Thaler koſten, ſonſt — kann ich auch nichts mit ihnen anfangen. 100 Muſiker mit 50 Thaler monatlicher Entſchädigung, zuſammen höchſtens 10,000 Thaler. Hierfür ſtehe ich — denn hier iſt mein Reich. Anders iſt es, wenn man mit Bauleuten, Zimmerleuten, Holz, Leinwand, Blech, Pinſeln und Maſchinen zu thun hat: da habe ich keine Macht, ſondern muß nur an-

ordnen und befehlen können. Hier kann nur das Geld etwas zu Stande bringen. — —

Das Weitere wollen wir bei gelegener Zeit ruhig überlegen. Ich bin so ungemein glücklich, einen Mann wie Sie, mein Theurer, zum Freunde gewonnen zu haben. Dieß ist mir vorläufig für meine Zukunft beruhigender, als wenn heute an „meinem" Hause gehämmert und gemeißelt würde.

Melden Sie mir wenn Sie mich sehr nöthig in Bayreuth haben: ich betrachte mich jetzt als von Ihnen abhängig.

Mit dem Arrangement für das Conzert wird es dabei bleiben, daß wir das Parterre des Zuschauerraumes opfern für die Sänger; die Bühne ist zu schmal als daß sie uns für die Masse dienen könne, welcher ich andrerseits aus guten Gründen nicht entsagen will. Sollten sich die „Patrone" massenweise ebenfalls einstellen, so bleibt nichts übrig als die Symphonie zweimal aufzuführen; dann ist jeder dabei gewesen, auch alle meine Bayreuther Gastgeber. — — Nächstens rücke ich mit einem Brief-Circular an meine Patrone heraus; in ihrem Betreff muß etwas geschehen. —

Ganz der Ihrige

Richard Wagner.

Luzern
12. April 1872.

## 48.

### An Friedrich Feuſtel.

Luzern, 16. April. Abends.

Theuerſter Freund!

Nachdem ich Ihnen heute nach München telegraphirt und meinen Vorſatz, für nächſten Montag einer Conferenz in Bayreuth beizuwohnen gemeldet, habe ich für jetzt, in Erwartung Ihrer Zuſtimmung zu meinem Vorſchlage, nichts beſonders weiter mitzutheilen.

Heute früh erhielt ich eine klägliche Proteſtation des Fantaiſie-Wirthes, gegen ſeine Kündigung. Schon auf dieſe Zuſchrift hin entſchloß ich mich ſofort, mein früheres Projekt einer prompten Ueberſiedelung auszuführen, und telegraphirte Herrn R(iederer), mir die Wohnung für 1. Mai für mich und meine Familie bereit zu halten. Ich erſchrack plötzlich davor, meinen Bayreuther Freunden als ein Menſch von ſchnellwechſelnden Entſchlüſſen und unzuverläſſiger Mitbürger zu erſcheinen.

Im Bezug des Orcheſterbaues im Theater beſtehe ich einfach darauf, daß F(ranck) ſeine Vorarbeiten — bis zu meiner Ankunft — *ſtricte* nach dem Plan ausführe, welchen er nach meiner Angabe — damals in Bayreuth aufgezeichnet hatte. Dann bin ich ſicher. Alles Uebrige wird ſich finden. Der Chor muß

durchaus zu beiden Seiten des Orcheſter's bis in den äußerſten Vordergrund laufen, damit er mit dem vor dem Orcheſter — im Saale — placirten Theile des Chores in unmittelbarer Verbindung ſtehe. Der Dirigent — braucht gar kein Pult, kaum einen Platz; vor allem kein Gas, gar nichts.

Für die Anfertigung des niedlich durchzeichneten Planes des Zuſchauerraumes des Theaters bin ich Herrn Franck außerordentlich verbunden; ich erſehe daraus zu meiner Beruhigung, daß wir uns Alle recht gut unterbringen werden können.

Unſerer großen, großen, herrlichen Unternehmung gelte jetzt alle Sorge! — Sie gedeiht. — Dieſer Tage findet in Berlin ein großes Conzert im Opernhauſe ſtatt. — Für unſere Grundſteinlegungs-Aufführung habe ich die allererſten Künſtler Deutſchlands zu meiner Verfügung.

Wo ſteige ich bis zum 1. Mai ab? Dann kommt meine Frau mit allem Lebenden! Tauſend herzliche Grüße!

Ihr

R. Wagner.

Sollten von Berlin aus (im Namen der Frau v. Schleinitz oder des dortigen Wagnervereines) die Orcheſterſtimmen, welche Ihnen von Herrn Heckel aus Mannheim zugeſchickt ſein müſſen, erbeten werden, ſo ſind Sie autoriſirt, dieſelben zu verabfolgen. R. W.

## 49.

### An Friedrich Feuſtel.

(Luzern, 17. April 1872.)

Theurer Freund!

Ich bin bereit, wenn es ſein muß, ſofort zu einer Conferenz nach Bayreuth zu kommen. Kann es mir erſpart werden, ſo iſt es mir lieb.

Bereits mein letzter Brief nach München wird Sie genau von meiner hier in Frage ſtehenden Anſicht unterrichtet haben.

In Betreff des Theaters wiederhole ich, als Ergebniß der reiflichſten Ueberlegung, folgendes:

Die Dimenſionen für den Zuſchauerraum, wie für die Bühne, müſſen ſo eingehalten werden, daß ſie als Grundlage für den zukünftigen maſſiven Bau dienen können, denn für dieſen will ich ſofort meinen Patronen den vollgiltigen idealen Plan deutlich und eindrucksvoll hinſtellen.

Das Material des proviſoriſchen Baues ſoll dagegen ſo gewählt werden, daß es nur der äußerſten Nothdurft, im Betreff der Sicherheit, entſpricht.

Was daher an Material erſpart werden kann, iſt willkommen, und es iſt hierin bis auf das Aeußerſte zu gehen. Ich geſtatte einen vollſtändigen Holzbau, ſo ſehr dieß auch meine lieben Bayreuther verdrießen ſollte, welche gern ſchon jetzt ein ſtattliches Gebäude

von Außen ſehen möchten. Ich will — für den Zuſchauerraum — zur Noth nichts anderes, als eine jener Conſtructionen, wie ſie jetzt ſo häufig für Muſikfeſte u. dergl. angewendet werden; ich acceptire ſelbſt ein Balkengeſperre: denn Alles ſoll nur die Idee anzeigen. Wogegen die ſchwierige und ſinnreiche Maſchinerie durchaus ſolid angefertigt werden muß; denn ſie mit den Erdgrundarbeiten, ſollen — ſo Gott will — unſer leicht gefügtes proviſoriſches Gebäude lange überdauern.

Somit: Reduction des Materiales des Gebäudes auf das Minimum. Was endlich hierdurch nicht erſpart werden kann, muß geſchafft werden. (Ich habe heute ein Circular-Manuſkript nach Bayreuth geſchickt, welches meine Patrone — mindeſtens durch Stellvertretung — für den 22. Mai zu einer Berathung verpflichtend einlädt.)

Aus welchem Theile unſerer berechneten Einnahmen ich — für alle Fälle — dem nöthigen Zuſchuſſe zum Baucapitale zu genügen gedenke, habe ich Ihnen in meinem geſtrigen Briefe nach München angedeutet. — Für Sänger, Muſiker, und ſonſtiges Perſonal brauche ich nicht entfernt 100,000 Thaler. Hierin müſſen Sie mir glauben!

Können Sie nun auf dieſe beſtimmten Erklärungen hin, für eine Conferenz der rein techniſch Sachverſtändigen ſich für genügend bevollmächtigt und inſtruirt erachten, ſo iſt es mir lieb, Beſter, wenn Sie mich hierfür perſönlich entbehren können, da außerdem der Telegraph für definitive Anfragen und Entſcheidungen immer zur Hand iſt. Nicht einen Augen-

blick werde ich aber anstehen, Ihrer Aufforderung zu folgen, wenn Sie als unumgänglich nötig meine Anwesenheit verlangen.

Für jetzt ist mein Projekt, am 6. Mai nach Wien zu gehen, um spätestens am 15. Mai in Bayreuth einzutreffen. Bin ich dann für das Nächste nicht weiter nöthig, so kehren wir Ende Mai nach Luzern zurück, und kommen im Oktober mit Kind und Eigen für immer nach Bayreuth, um für's Erste sehr bestimmt Wölffel's Haus zu beziehen, welches wir als sicher für uns gemiethet betrachten.

Seien Sie herzlich gegrüßt, lieber Freund, von Ihrem

ergebenen
Richard Wagner.

Luzern,
17. Apr. 72 (Abends).

## 50.

### An Emil Heckel.

(Fantaisie, bei Bayreuth,
3. Mai 1872.)

Wertheſter Freund!

Den „Gerechten" noch meinen herzlichſten Dank für Ihren ſchönen Gruß, welchen ich in Ueberſiedelungs- und Feſtvorbereitungsnoth nicht ſofort beantworten konnte.

Im Drange der Geſchäfte nur noch, zur Verſicherung unſerer Abmachungen, Folgendes:

Ich rechne aus Mannheim als Orcheſterkontingent auf:

2 Viol. I.
2 Viol. II.
1 Bratſche.
1 Violoncell.
1 Flöte (II.)
1 Pauker.

} Alſo 8 Muſiker, für welche ich unſeren Ausſchuß zu ferneren Mittheilungen an Mdr. Langer weiſen will.

Iſt's ſo in Ordnung?

Können Sie mir ein Paar Pauken (vorzügliche) leihen und mit herſchaffen? — Wohl kaum!

Herzlichen Gruß an die „Gründer",
Zum Hohne aller „Sünder"! —
Weib und Kind ſind hier glücklicher —

Am 5. geht es nach Wien. Briefe an meinen Verwaltungsrath.

Der Ihrige

Fantaiſie, bei Bayreuth, 3. Mai 1872.

R. Wagner.

## 51.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 4. Mai 1872.)

Hochgeehrter, lieber Freund!

Ich erwarte von Ihnen die ſtricte Beſtellung zur heutigen (gewiß ſehr nöthigen) Conferenz, mit Angabe der Ihnen genehmen Zeit, und bitte nur, für

meine Hineinfahrt zu Ihnen, zu der von Ihnen bestimmten Stunde, einen Wagen — aus der Sonne, oder von der Poſt — mir herausſchicken zu wollen.

Mit herzlichſtem Gruße

Ihr

ergebenſter

Richard Wagner.

Fantaiſie
4 Mai (früh).

52.

An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Wien, 8. Mai 1872.)

Geehrter lieber Freund!

Zwei Worte Geſchäft.

Graf und Gräfin Dönhof bitten um Beſorgung von Logis in der Sonne. (Möglichſt gut!) Vermuthlich auch eine Kammerjungfer dabei! —

Wie geht es, wertheſter Herr College? Ich bin ungemein ermüdet, komme nun aber bereits am 14. Vormittags zurück, und bleibe dann der

Ihrige

Richard Wagner.

Wien,
8 Mai 1872.

53.

## An Friedrich Feuſtel.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 16. Mai 1872.)

Lieber, theurer Freund!

Willkommen bei Ihrer Zurückkehr in meine neue Heimath!

Ich fühle mich ſo angegriffen, daß ich zweier Tage vollſtändiger Ruhe bedarf, um mich für die kommenden mühevollen Tage zu ſtärken. Somit würde ich nur in Fällen der äußerſten Noth heute und morgen mein Aſyl verlaſſen; dieſe Noth iſt wohl aber kaum zu befürchten, da unſer vortrefflicher Bürgermeiſter ja den ganzen Gang der Unternehmung in ſchöner ruhiger Ordnung erhält, Sie ſelbſt nun ſchnell auch eingreifen können, und für alle muſikaliſchen Anordnungen mein ausgezeichneter Kapellmeiſter Hans Richter ſtets auf dem Flecke ſein wird.

Vielleicht aber dürfen wir hoffen, Sie für ein gelegentlich erübrigtes Stündchen auf der Fantaiſie begrüßen zu können?

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

ergebenſter

Richard Wagner.

Fantaiſie
16. Mai 1872.

## 54.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 18. Mai 1872.)

Theuerſter Herr Bürgermeiſter!

Verzeihen Sie mein geſtriges Vergeſſen, welches mich heute nöthigt, Sie zu erſuchen, den Wagen mir für heute nach 3 Uhr auf Fantaiſie beſtellen laſſen zu wollen; der geſtrige Wagen, der mir ſehr gefiel, ſchien nämlich bereits der für mich aus dem „goldenen Anker“ gemiethete zu ſein, nur weiß ich es nicht genau, und werde dieß wohl erſt durch die Rechnung erfahren; deshalb meine Bitte, die Sie mir gütigſt verzeihen mögen.

Auf Wiederſehen heute Nachmittag!

Ihr

Fantaiſie
18. Mai — Vormittag.

dankbarſt ergebener
Richard Wagner.

## 55.

### An Bügermeiſter Theodor Muncker.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 25. Mai 1872.)

Mein theurer Freund!

Ich bin zu ſehr ermüdet, um zu Ihnen zu kommen: dennoch beſchwert es mich, Ihnen nicht auch heute

das tiefe Dankgefühl zu bezeugen, welches mich für Ihre Freundschaft, und für die so außerordentliche Bewährung derselben erfüllt! Ihr so stilles, für mich so überaus schonungsvolles, und endlich so wunderbar wirkungsreiches Bemühen zum Glücken der schönen Unternehmung, auf welche wir nun zurückblicken, erfüllt mich im Gedenken wie ein wahrer Segen des Himmels!

Seien Sie aus tiefster Seele von mir gegrüßt und umarmt!

Ihr

Fantaisie,
25 Mai 1872.

treu ergebener
Richard Wagner.

## LII.

### An Carl Brandt.

(Auf einem Briefe Emil Heckels.)

(Bayreuth, 7. Juni 1872.)

Geehrter Herr College Brandt!

Was meinen Sie zu dem blau angestrichenen Vorschlage? Wollen Sie in meinem Namen, falls Sie der Sache günstig gesinnt sind, die nöthige Auskunft an Heckel ertheilen?

Herzlichen Gruß Ihres

Bayreuth,
7. Juni 72.

ergebenen
Richard Wagner.

## 57.

### An Friedrich Feuſtel.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 12. Juni 1872.)

Hochgeehrter Freund!

Da Sie es ſich nun einmal zur Aufgabe geſtellt zu haben ſcheinen, mir den Aufenthalt in Bayreuth angenehm zu machen, ſo erſuche ich Sie folgendes Anſinnen an den Herausgeber des hieſigen Tageblattes, freundlich zu befürworten.

Die Redaction laſſe gefälligſt gänzlich meinen Namen aus den Spalten ihres Blattes aus, außer wenn es einem tatſächlichen Berichte meiner Wirkſamkeit am Orte ſelbſt gilt, und demnach ſie nach eigener Erfahrung ausſprechen kann. Den Zeitungsklatſch anderer Orte über mich, oder auch ſolche Vorgänge, über welche ſie ſich durch eigene Erfahrung und genaue Kenntniß kein Urtheil bilden kann, den Bayreuthern in der bekannten Anekdoten-Manier zum Beſten zu geben, wird das ſicherſte Mittel ſein, meine Niederlaſſung dahier mir gänzlich zu verleiden.

Mein Verlangen nach Ruhe vor dieſem Unſinn muß mir geſtattbar erſcheinen, wenn ich dagegen die Verpflichtung übernehme, privatim der Redaction jede Aufklärung über auffällige Notizen auf das Wahrhaftigſte zu ertheilen. So jetzt über den Vorfall mit KM. Weißheimer, über welchen genau ihn

aufzuklären, ſobald er dieß wünſcht, ich mich ſehr bereit erkläre.

Mit herzlichem Dank für alle Freundlichkeiten und gütige Beſorgungen verbleibe ich

Ihr

Fantaiſie
12. Juni 1872.

treu ergebener
Richard Wagner.

58.

## An Emil Heckel.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 15. Juni 1872.)

Theuerſter Freund!

Sehen Sie, ſo — ſchreibt mir Brandt! Seien Sie nicht böſe, aber — Sie ſehen doch, daß ich Ihre Anfrage beachtet habe und mich bei meinem Gewährsmanne deßhalb erkundigte! — Mit den Muſikern iſt es wohl noch ein bißchen zu zeitig! Kinder, Kinder! Ich hab' erſt noch andere Lämmer zu hüten! —

Der Aufruf war einſtweilen, wie Sie eben ſchrieben! —

Nächſtens bekommen auch die Mannheimer ein Andenken an Bayreuth und

meine

Wenigkeit,

welche ſich Ihnen und den fünf Gerechten herzlichſt empfiehlt.

Fantaiſie, 15. Juni 1872, Abend.

59.

## An Friedrich Feuſtel.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 16. Juni 1872.)

Lieber Freund!

Ich bin wirklich verwundert, ſelbſt heute noch nicht im Tageblatt eine Notiz zur Berichtigung und reſp. Zurechtweiſung der Bemerkung des Herrn Redacteurs von letzthin zu finden. Sie hatten die Güte, etwas ähnliches beſorgen zu wollen, und ich meinerſeits bin ſehr geneigt, um einen ſolchen lüderlichen und ſchlechten Geiſt in Loco nicht aufkommen zu laſſen, nun ſelbſt etwas zu thun. Durch andere Blätter ſehe ich die wohlwollende, wenn auch irrige, Notiz des Münchener Blattes gehen; vermuthlich wird es nun bald heißen, daß „Spezialcorreſpondenzen“ aus Bayreuth anders ſprächen u. ſ. w. Iſt dieß gut? Gern erhielte ich von Ihnen Aufklärung, und verbleibe mit herzlichſtem Gruße

Ihr

treu ergebener

Sonntag, Vorm. Rich. Wagner.

## 60.

### An Emil Heckel.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 22. Juni 1872.)

Beſter Freund!

Man kann doch nicht vorſichtig genug ſein! Da iſt es mir denn wieder begegnet, daß ich — bis zum Empfange des Briefes von Brandt — es wieder vergeſſen hatte, daß Ihr Empfohlener Ihr Schwager ſei, und nun beging ich — unabſichtlich — die Unzartheit, Sie über einen Mann, der Ihnen nahe ſteht, in unzarter Weiſe zu benachrichtigen! —

Aber, Freund, wahrlich: mir — gerade wie ich nun bin, immer aufgeregt und von etwas eingenommen, — kommt zu vieles dergleichen, wie Fragen u. ſ. w. vor; ich werde dann confus und unwillig, und mache es endlich ab, wie es gerade kommt.

Uebrigens — hat es aber mit den Decorationen noch etwas Zeit! Ich brauche noch ein paar Monate für meine eigene Arbeit; dann ſehe ich mich ſelbſt in Germanien links und rechts um, und gewiß komme ich dann auch zu Ihnen nach Mannheim, wo dann Gott das Weitere fügen wird. —

Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, daran ſoll vorläufig genügen

Ihrem ergebenſten

Rich. Wagner.

Bayreuth,
22. Juni 72.

61.

## An Friedrich Feuſtel.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 3. Juli 1872.)

Lieber fliegender Holländer von Bayreuth!

Da Sie Ihr Schiff einmal wieder vor Anker gelegt haben, benutze ich dieſen ſeltenen günſtigen Umſtand, um mich mit meiner Frau für morgen Donnerstag, um 1 Uhr auf Ihrem Schiffe (— reſp. in Ihrem Hauſe —) zum Mittagtiſch einzuladen. Wir würden Sie dann auch erſuchen, den Meiſter Woelfel nach Tiſch (wollen wir ſagen — um 2 Uhr) nebſt Hausplänen uns zu zugeſellen. Kommen wir Ihnen ungelegen, ſo bitte ich um ein Wort, um mich in geziemender Diſtanz zu erhalten.

Mit den herzlichſten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Fantaiſie (auch bald Schiffscapitän).
3. Juli (Mittwoch).

## 62.

### An Friedrich Feustel.

(Fantaisie bei Bayreuth, 18. Juli 1872.)

Theuerster Freund!

Hier der unterzeichnete Vertrag, für dessen Besorgung und Verbesserung ich Ihnen von Neuem zu so großem Danke verpflichtet bin. Sie werden, liebster Freund, den nöthigen Zeitpunkt ermessen, wo diese Conversion durch Aufnahme einer hypothekarischen Anleihe vor sich gehen muß, und rechne ich dann auf Ihre freundschaftliche Unterstützung für die Realisirung dieses Geschäftes auf dem geeignetsten Wege. Das darf ich wohl?

Heute Abend fällt es mir wirklich schwer mit am „Kranze" zu winden, da ich bereits morgen einen großen Theil des Tages in der Stadt zubringen muß, nämlich theils auf Landgericht, wo ich wiederum eidliche Zeugenaussagen abzulegen habe, theils im Kirchenconzert, wo ich diesmal — zum guten Anfange — doch nicht fehlen möchte. Zwischen beiden Herrlichkeiten spreche ich wohl auf einen Augenblick bei Ihnen vor, und hoffe Sie dann in guter Stimmung gegen mich anzutreffen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Fantaisie ergebener
18. Juli 1872. Rich. Wagner.

63.

## An Friedrich Feuſtel.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 25. Juli 1872.)

Ausgezeichnetſter!

Schönen Dank! Wir kommen Alle und genießen den Riedelsberg, ſowie auf demſelben Ihre Freundſchaft!

Haben Sie nur die Güte uns einen ordentlichen Wagen herauszubeſtellen: dieſer möge um 4 Uhr hier ſein! Außerdem wollen wir noch die Donndorfer Caroſſe anſpannen laſſen!

Der Allgütige ſchenke Ihnen ſeinen und meinen Segen!

Ihr

allergehorſamſter Client

25. Juli 72. Richard Wagner.

64.

## An Joſeph Hoffmann.

(Fantaiſie bei Bayreuth, 28. Juli 1872.)

Geehrter Herr!

Es iſt meine Abſicht, die von mir entworfene Aufführung meines Bühnenfeſtſpieles „Der Ring des

Nibelungen", wie sie einerseits nur durch eine weitverzweigte Theilnahme an meinem Vorhaben allein praktisch ermöglicht werden kann, auch für den technischen Theil derselben der entsprechenden Theilnehmung der in Deutschland zerstreut weilenden Kräfte anheimzugeben. Zu Betreff der Darstellung der Szene bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß hier nichts, des deutschen Namens in einem edlen Sinne Würdiges zu erreichen sein wird, wenn ich die hiebei bezüglichen Aufgaben lediglich unseren routinirten Theaterdekorationsmalern überlassen sollte. Es handelt sich mir daher darum, den geschicktesten oder geübtesten Dekorationsmalern von wirklichen Künstlern entworfene Skizzen vorlegen zu können, um sie dadurch zur Veredlung ihrer Leistungen anzuregen. Hiefür habe ich mich bereits an einige Künstler (Historienmaler) gewendet. Ganz vorzüglich bin ich aber neuerdings auf Ihre besonderen Leistungen, geehrter Herr, aufmerksam gemacht worden, deren Charakter dem von mir Geforderten bereits sehr nahe zu kommen scheint. Was ich demzufolge von Ihnen mir zu erbitten erlaube, ist, daß Sie es zuvörderst der Mühe wert halten wollten, mit meiner Dichtung: „Der Ring des Nibelungen" sich soweit vertraut zu machen, daß es Ihnen geläufig werden möchte, die Hauptszenen derselben, sowohl was das Lokal der jedesmaligen Handlung als auch was die Gestalten der dramatischen Figuren betrifft, in solchen Skizzen aufzuzeichnen, welche entweder Ihnen selbst, wenn Sie sich dann damit befassen wollen oder auch den auszuwählenden Dekorationsmalern und Costu-

miers als Vorbild zur weiteren Ausarbeitung dienen könnten.

Es genügt mir für jetzt, im allgemeinen Ihre Aufmerksamkeit hierauf geleitet zu haben, und sobald Sie mich mit näheren Mittheilungen erfreuen werden, gedenke ich die Gelegenheit zu finden, mich persönlich mit Ihnen über alles weitere schicklich zu verständigen.

Für das Erste danke ich Ihnen aber für die erfreulichen Zusicherungen Ihrerseits, welche mir durch Herrn Scharff bestellt worden sind, und ich verbleibe bis auf ferneres

Ihr hochachtungsvoll ergebener
Richard Wagner.

Bayreuth, 28. Juli 1872.

65.

## An Carl Brandt.

(Fantaisie bei Bayreuth, 14. August 1872.)

Geehrtester Herr und Freund,

Ich bin in wahrhafter Sorge um uns Alle, seitdem uns neuerdings Herr Brückwald wieder ohne Pünktlichkeit behandelt.

Wir müssen eine baldig stattfindende Conferenz verabreden. Hier werden wir auch Weiteres zu erledigen haben. Sie wissen, daß Döll (mir ganz recht) abgelehnt hat. Vortreffliche Nachweisungen

ſind mir dagegen über Joſeph Hoffmann in Wien zugekommen. Dort hat er ſich in Fresken, ſowie in Decorationen zum „Freiſchütz“ und antiken Sujets als ausnahmsweiſe bedeutend bewährt. Noch einige andere jüngere (und bis jetzt unbekannte) Maler ſind mir nachgewieſen: ein Hr. Wernicke in Deſſau u. ſ. w. — Wollen Sie einſtweilen den Brief Hoffmann's prüfen: ich überſende ihn Ihnen mit der Bitte um Zurückſendung. — Aber geben Sie mir vor Allem doch etwas von ſich zu hören. Morgen hoffe ich Näheres über Brückwald zu erfahren! —

Mit den herzlichſten Grüßen

Der Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth,
14. Aug. 1872.

66.

An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Undatirt.)

Liebſter Bürgermeiſter!

Ich weiß

gar nichts!

So iſt's!

Ihr

treu dankbarer
R. Wagner.

67.

## An Bürgermeister Theodor Muncker.

(Undatirt.)

Au — Au — Ausgezeichnet!
Bestens grüßend
Ihr ergebener
Rich. Wagner.

68.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 7. October 1872.)

Geehrter Freund und Genosse!

Ich hoffe, daß Hoffmann mir dieser Tage eine Zusammenkunft in Bayreuth, deren Zeitbestimmung ich ihm zunächst überlassen habe, anzeigt, und bitte Sie nun dringlichst mich nicht etwa mit ihm allein zu lassen, was natürlich den ganzen Zweck untergraben würde. Ich hatte gewünscht die Zusammenkunft möchte bis zum 12. d. M. zu Stande kommen; sobald er [sich] meldet, telegraphire ich Ihnen, und ersuche Sie nur einstweilen für den eintretenden Fall sich frei zu erhalten.

Mit ergebenstem Gruße

Bayreuth. der Ihrige
7. Oct. 1872. Richard Wagner.

69.

## An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 20. October 1872.)

Lieber Freund!

Wir hatten einen nicht ganz leichten Tag; von einem späten Spaziergang kam ich — ebenfalls spät — ermüdet zurück, warf mich in meine Hauskleider, und fand dann erst Ihren freundlichen Aufruf für heute Abend. — Oh, Freund! Seien Sie und bleiben Sie stets überzeugt, daß Sie, selbst wenn Sie nicht so hilfreich und wichtig in mein Leben getreten wären, mir ganz allein durch Ihre durchaus ungemeine und liebenswerthe Person theuer und wahrhaft verehrt worden sind! Innigst begleiten Sie unsre Wünsche und Segnungen! Wir sind ganz bei Ihrem Glücke, wenn wir auch für heute dem freudigen Feste fern bleiben!

Von ganzem Herzen

Ihr

treu ergebener Freund

Richard Wagner.

Bayreuth.
20. Oct. 72
Abends halb 7 Uhr.

## 70.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 22. October 1872.)

Werther Freund und Genoſſe!

Freund Brückwald ſtunkert. Wir hielten Conferenz und fanden bei genauer Prüfung nur ihn in Verſäumniß. Am 31. Oct. ſollen die Accordſchlüſſe ſtattfinden. Brückwald wird aufgefordert und iſt von mir eingeladen, an dieſem Tage hier einzutreffen. Nun bitte ich Sie aus Leibeskräften, doch ja auch dabei zu ſein! Es iſt kein Kleines, Sie bei irgend etwas unſer Unternehmen Betreffendem entbehren zu ſollen: Sie ſind der Kopf und die Stütze der ganzen Ausführung. — Wir ſind hier auf den Gedanken gekommen, den nun ſo nöthig gewordenen Maler-Saal beſonders vorzunehmen und extra in Accord zu geben, damit im Juni dort angefangen werden könne zu malen, oder wenigſtens die Arbeiten vorzubereiten. Man hofft durch Abſchluß vermöge ſolider Bretterwände gegen den übrigen Bau ihn möglichſt vor Staub u. ſ. w. ſchützen zu können; dieß ſind nicht unwichtige Dinge: man wird zur Ausführung dieſes Unternehmens gute „Einfälle" haben müſſen und die haben nur Sie, während ich andererſeits Steifheit und Unbehilflichkeit befürchte. Deßhalb meine dringende Bitte an Sie, doch ja mit herzu-

kommen! — An Hoffmann will ich heute auch ſchreiben.

Mir hat der Mann nicht mißfallen, trotz aller Sperrigkeit, mit welcher er dann und wann langweilig wurde. Wenn er, zu ſeinem ernſten Verſtändniſſe der Sache, wirklich gut malt, ſo iſt doch Hoffnung für uns da? — Ganz fertig finden wir kein Talent für uns: wir werden Alles erſt zur Reife bringen müſſen.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

ſehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth,
22. Oct. 1872.

## 71.

### An Joſeph Hoffmann.

(Bayreuth, 22. October 1872.)

Geehrteſter Herr und Mitarbeiter!

Es iſt mir nicht leicht erträglich, ſeit Ihrem ſo wichtigen und ſo ergiebigen Beſuche in Bayreuth ohne weitere Nachrichten von Ihnen zu bleiben. Faſt zögerte ich ſelbſt mit dem Schreiben, nur aus dem Grunde, weil bis zum November, unſerer Erfahrung nach, Ihre Adreſſe noch immer mit einigem Schleier umwoben iſt. Doch verſuche ich noch einmal den bisherigen Weg, um Ihnen wenigſtens auch meiner-

ſeits ein Lebenszeichen zukommen zu laſſen, und zugleich mit meinem Dank für Ihren ſo willigen Beſuch Ihnen meine wahre Freude über die glücklichen Ergebniſſe desſelben für unſere, jetzt ja als gemeinſchaftlich zu betrachtende Unternehmung auszudrücken.

Wir ſind jetzt ſcharf darüber her, dem Architekten den Malerſaal für unſer Theater zur rechten Zeit abzugewinnen, und ich hoffe, daß unſererſeits alles zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen wird, wie ich Ihrerſeits der angenehmſten Ueberraſchungen durch Ihre Kunſt gewiß bin.

Jedenfalls kehre ich im Laufe des bevorſtehenden Winters auch in Wien auf einige Zeit ein, und im voraus freue ich mich dann des perſönlich zu erneuernden freundſchaftlichen Verkehres mit Ihnen.

Hochachtungsvoll ergeben der Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth,
22. October 1872.

## 72.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 4. November 1872.)

Wertheſter Freund!

Wollten Sie mir vielleicht — nämlich wenn Ihnen dies nicht zu beſchwerlich iſt — das Opernrepertoire von Mannheim — vielleicht auch Carlsruhe — etwa vom nächſten Sonntag ab — an-

melden, so würde mich Ihre Notiz in Würzburg, (Conzertmeister A. Ritter), antreffen, wohin ich diesen Mittwoch verreise, um dort zugleich von Darmstadt her eine Notiz zu erwarten. Welches Theater nun auch — je nach dem Anreize, den es mir bietet — zuerst daran kommen möge, jedenfalls sehen wir auch Sie bald, und hoffe ich, daß die lieben Gerechten während der Zeit nicht ungerecht geworden sind.

Mit herzlichstem Gruße

Ihr ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.

Montag, 4. Nov. 72.

73.

## An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 9. November 1872.)

Mein lieber, guter Freund!

Ich denke mit einigem Kummer an die letzten Tage unseres Zusammenseins. Der nächste Grund unserer stillschweigenden Besorgniß ist nun wohl gehoben: Gott weiß welche Confusion von dorther die rechtzeitige Erklärung verhinderte, — endlich aber meldet mir Kaska aus Wien, daß 16,000 fl. für uns in den nächsten Wochen, 20,000 fl. dann zu Ostern bereit liegen. Obwohl hiermit die vorsichtigste Zusage gegeben war, (da ich gewiß weiß, daß in Wien bereits mehr einzucassiren ist), reichte dieß doch hin,

Freund Muncker zu bestimmen, daß er die Ermächtigung zu den vorliegenden nöthigen Accordschlüssen von mir aussprach. Was ich des Weiteren von ihm mitgetheilt erhielt, war für mich ein neuer Sporn, alsbald meine Reise anzutreten, um von überall her aus Ort und Stelle Ihnen klar über den Stand unserer Angelegenheit berichten zu können. Ich hoffe, daß ich Gutes zu berichten haben werde, und dieß um so mehr, als ich selbst mir vornehme, überall auf das Energischste für die Herbeischaffung der nöthigen Fonds zu wirken.

Unter diesen Umständen und Vornahmen bleibt mir heute, am Abend vor meiner Abreise, nur noch übrig, Ihnen meinen allerherzlichsten Gruß zuzusenden, so wie Ihnen nochmals die Versicherung zu wiederholen, daß Ihre Liebe und Freundschaft mir schwer wiegt, und mein Dank für Ihre nach allen Seiten hin so thätige und erfolgreiche Hilfe nie in mir erlöschen wird.

Von ganzem Herzen der

Ihrige

Bayreuth.
9. Nov. 1872.

Richard Wagner.

## 74.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 11. November 1872.)

Lieber Freund!

Nach Ueberrechnung aller mir gebotenen Chancen, für deren Vermehrung ich Ihnen herzlich danke,

gedenken wir nächsten Sonntag bei Ihnen den „Fliegenden Holländer" akuſtiſch zu beobachten. Hierzu aber treffen wir bereits am Freitag von Frankfurt her bei Ihnen ein, und verweilen bis Montag früh, ſo daß Sie für dieſe Zeit in allgerechter Weiſe über mich verfügen können.

In alter dankbarer Freundſchaft

Ihr ergebener

Würzburg,
11. Nov. 72.

Richard Wagner.

Ihre Nachrichten erbitte ich mir Frankfurt poſte- oder Stationsreſtante.

75.

## An Friedrich Feuſtel.

(Darmſtadt, 20. November 1872.)

Mein lieber Freund!

Sind Sie zu Haus? Wie geht es Ihnen? Gut oder — wie? — gelaunt? — Ich habe nun bereits 4 Theater verſchlungen und leider ſehr viele Feſteſſen und Freundesſpeiſungen durchmachen müſſen. Als beſtimmte Ausbeute habe ich bisher nur eine Sängerin — und zwar hier in Darmſtadt (wohin ich deswegen noch einmal zurückgekehrt bin) — angetroffen; dieſe iſt aber allerdings von größter (noch

unerkannter) Vortrefflichkeit. Heute Abend iſt Feſtbankett des Wagner-Vereines! – Heckel wird Ihnen dieſer Tage aus Mannheim ſeinen Finanz-Beſtand berichten, und Ihnen ſich jeder Zeit zu Zahlungen bereit erklären. Anmeldungen für Patronatſcheine melde ich Ihnen das nächſte Mal. Ich werde eifrig wirken, — in Hamburg wahrſcheinlich ſogar ein Conzert dirigiren. Morgen bin ich in Stuttgart. Von Baſel gehen wir dann — über Mainz (Wiesbaden) zunächſt nach Cöln, mit Aachen, Düſſeldorf u. ſ. w. Jedenfalls kehren wir vor Weihnachten von dem erſten Ausfluge auf kurze Zeit in unſer liebes Bayreuth zurück. (Wer mir dieſes Reiſen hätte abnehmen können, dem gäbe ich gern alle mir erwieſenen Ehren und Feſtlichkeiten zum Weihnachtsgeſchenk!)

Wie geht es nur bei Uns daheim? Iſt alles wohl und geſund in der Fäuſtelei? Iſt Muncker munter? Und unſer Dekan? Ihr drei theuren lieben Freunde, die Ihr meine neue Heimath ausmacht, denkt Ihr freundlich an uns? Ich will es hoffen und verbleibe in dieſer Hoffnung Ihr — und Euer — treu dankbarer Freund

Richard Wagner.

Darmſtadt,
20. Nov. 72.

76.

## An Emil Heckel.

Wiesbaden, den 28. November 1872.

Lieber Freund und Genoſſe!

Ich ruhe einen Augenblick aus, um zu ſehen, wohin ich etwa zu ſchreiben habe, und da finde ich denn, daß es gut ſei, wenn ich Sie noch einmal recht angelegentlich daran erinnere, in möglichſt erfreulicher Weiſe ſich mit Feuſtel in Bayreuth in Mittheilung zu ſetzen. Wir beſprachen das ſchon. Melden Sie ihm genau, was Sie jetzt zu ſeiner Verfügung haben und was zu Oſtern ihm des Weiteren zur Dispoſition ſteht. Wenn Zahlungen an Sie erfolgen, wie die kürzliche durch Fräulein Nietzſche, ſo übermachen Sie dieſe doch ſogleich an Feuſtel. Ich weiß aus ſeiner neueſten Mittheilung, daß er dem Fortſchritte unſerer Unternehmung mit Bangen entgegen ſieht, wenn er nicht tröſtliche Zuſicherungen und überhaupt Zuſchüſſe empfängt.

Heute Abend werde ich mit dem Mainzer W. V. zuſammenkommen. In Cöln bereitet ſich eine gleiche Zuſammenkunft vor. (In Mainz heute Abend: Zauberflöte.) Wahrſcheinlich gehe ich erſt Sonnabend nach Cöln. Dorthin (Leſimple) erbitte ich mir etwaige Mittheilungen. Herzliche Grüße an Sie, die Frau, die Freunde von meiner Frau und ihrem Manne.

Richard Wagner.

## 77.

### An Friedrich Feuſtel.

(Wiesbaden, 29. November 1872.)

Mein theurer Freund!

In Kürze Gruß, Dank und — Weiteres!

Ich habe den Großherzog von Baden beſucht und glaube damit gut gethan zu haben. Seien Sie nun ſo gütig, an den Großherzog direkt den Bericht von letzthin (davon wohl Exemplare noch vorhanden ſind?) ſowie unſere gedruckten Circulare von früher mit einem (oder mehren?) Patronatsſchein-Schema — als in meinem Auftrage (welchen ich ihm gemeldet habe) zuzuſchicken, und legen Sie dem auch die jetzt fertigen Photographien vom Theater bei. —

Die Vereine von Darmſtadt und Mainz haben mich überraſcht und gefreut, wobei auf der Straße die Regimentsmuſiken nie fehlten. — Sie erhalten nun zunächſt einen genauer ſpezifizirten Vorſchlag von mir, wie ich es für gut halte, daß mit den Vereinen vorgegangen werden müſſe.

Da ich gar keine Zeit dazu habe, hat Herr Batz es mir abgenommen, das mit ihm Beſprochene (welches mich ſehr klug dünkt) für Sie und unſre verwaltungsräthlichen Freunde zu Papier zu bringen. Es gilt einer Aufforderung an die Vereine zu geſchärften Maaßregeln, um uns bis Ende Januar die nöthigen Reſultate zu liefern. —

Morgen gehe ich nach Cöln, wo ſich im Augenblicke Vieles in Bewegung ſetzt.

(Der König von Würtemberg iſt uns ebenfalls geneigt, und es wird da etwas erfolgen.)

Bald, mein lieber Feuſtel, erfahren Sie mehr von mir. Wir reiſen der Kreuz und der Quere, ermüden uns ſehr, werden aber aushalten. Jetzt kommen neben Cöln noch Aachen, Düſſeldorf, Hannover, Bremen, Braunſchweig, Caſſel u. ſ. w. daran, damit wir uns ein ruhevolles Weihnachtfeſt in Bayreuth bei den Kindern und unſren lieben Freunden verdienen. Zu Neujahr geht es dann wieder auf lange Zeit fort! —

Herzlichſt grüßen wir Sie, die Familie und die Freunde!

Ihr

Wiesbaden. Richard Wagner.
29. Nov. 1872.

## 78.

### An Emil Heckel.

Cöln, 1. Dezember. 72.

Lieber Freund Heckel,
meines Werktopf's Deckel!

Hier ſchick' ich die Schriften zurück,
und wünſch' uns Allen viel Glück!

BIBL. UNIV. DE LIPS.

In Mainz,
war es kein Klein's,
im Schooße des Wagnervereins's —
Musikcorps hinten und vorn
bliesen in das Bayreuther Horn!
In Cöln geht's ebenfalls los,
man erwartet sich Dinge gar groß:
Dem Wagnervereinlichen Chor
les' ich wohl gar etwas vor:
Bis Donnerstag bleib ich hier,
dann geht's in's östliche Revier.
Für alle eure Sünden
sollt Ihr nun Ablaß finden;
wenn Ihr brav sammeln thut,
Dann geht's der Seele gut!

R. W.
als Mönch Detzel.

## 79.

### An Friedrich Feustel.

(Leipzig, 13. Dezember 1872.)

Theuerster Freund!

Uebermorgen bin ich also wieder zurück! — Für heute möchte ich Sie noch ersuchen, an unsern wackeren Conzip(ienten) Hofmann folgende nicht unerfreuliche Aufträge zu ertheilen.

1. An Herrn M. E. Matthes, 2. Wilhaldistraße in Bremen, einige Schema's zur Zeichnung von Patronatſcheinen; vielleicht ein Dutzend.

2. An Kapellmeiſter Hentſchel am Theater in Bremen alle nöthigen Dokumente, Proſpekte u. ſ. w. zur Gründung eines Wagnervereines mit Schema's ebenfalls —

3. Ganz dasſelbe, d. h. alle vorhandenen gedruckten Vorlagen, nebſt Schema's zu Zeichnungen an Baron von Normann, Intendant des Hoftheater's zu Deſſau, in meinem Auftrage für den Herzog von Deſſau, welchen ich beſucht habe.

Mehreres Andre bald mündlich! Heute habe ich hier noch den Wagnerverein vor! —

Sonntag früh um 6 Uhr lenke ich — zu meiner großen Freude — wieder das Steuer nach Bayreuth, um mich dort zunächſt wenig Zeit auszuruhen.

Von Herzen grüßt Sie und die Freunde

Ihr

innig ergebener

Richard Wagner.

Leipzig.
13. Dez. 72.

## 80.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 14. Januar 1873.)

Theurer Freund!

Soeben nach Hauſe zurückgekehrt empfange ich durch Frau v. Schleinitz die Nachricht, daß vom Khedive (Vicekönig v. Aegypten) ein Wechſel von

**500 Pf. Sterling**

für Patronatſcheine unterwegs iſt, welches ich zur Erweckung guter Laune Ihnen freundſchaftlichſt gemeldet haben wollte.

Ihr

Bayreuth.
14. Jan. 1873.

getreuer
Richard Wagner.

## 81.

### An Friedrich Feuſtel.

Schwerin, 27. Januar 1873.

Mein theurer Freund!

Trotz vieler Ermüdung möchte ich Ihnen doch von hier aus einen Gruß und eine Meldung zukommen laſſen.

Von Hamburg erhalten Sie dieſer Tage Geld, über deſſen Convertirung in Patronatſcheine ich mit

Ihnen noch verkehren werde. Es ist nicht viel, da das Local zu klein war und die Kosten durch zweimalige Aufführung gesteigert wurden. Etwas über 5000 Thaler ward eingenommen, allein die Kosten traten mit circa 1400 Thalern auf. Doch hatte man Recht gethan mich auf die bekannte Weise nach Hamburg zu locken: es galt der durch meine persönliche Anwesenheit zu gebenden Anregung; wir dürfen dort schönen Ergebnissen hiervon entgegensehen, über welche nächstens Herr Zacharias, der sich als Ihren Freund rühmt, sich Ihnen bald vernehmen lassen wird. Einstweilen habe ich hier für eine kleine Complettierung der Summe gewirkt. Der Großherzog von Mecklenburg nimmt sechs Patronatscheine, und verlangt sie sofort auszuzahlen.

Seien Sie so gut an Herrn Baron von Wolzogen, Intendant des großherzogl. Hoftheaters, das für die Erwirkung der Auszahlung von sechs Patronatscheinen Nöthige in meinem Namen besorgen zu lassen! —

Heute gehen wir nach Berlin (Thiergarten-Hôtel); dort gedenken wir uns, der lange verzögerten Zahnkur wegen, 10 bis 12 Tage aufzuhalten. Hier, d. h. in Berlin, fand bereits bei meiner ersten Anwesenheit eine Versammlung statt, deren Ergebniß von Herrn v. Radowitz auf 20 Patronatscheine angeschlagen wurde. Ein großes Concert ist in Vorbereitung: ob ich mich mit dieser Unternehmung werde noch abgeben können, will ich nun erst ergründen.

Leben Sie wohl! Verzeihen Sie dem sehr, sehr

Angeſtrengten! Herzlichen Gruß von mir und Frau an Freunde und Familie!

Ihr

dankbar ergebener

Richard Wagner.

82.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 16. Februar 1873.)

Mein herzlich geehrter lieber Freund und Genoſſe!

Wenn ich ſo lange ſchweige, müſſen Sie dann gleich auch nichts mehr von ſich hören laſſen? Was mich betrifft, ſo verlange ich ſehr nach einer guten Nachricht von Ihnen. Wie geplagt ich war, haben Sie wohl erfahren? Zu guter Letzt muß ich mich denn auch noch auf Raubzüge aufmachen, um unſeren Verwaltungsrath für alle Fälle flott zu erhalten. In dieſer Hinſicht hat der Zug nach dem Norden ſehr gut gethan und uns bedeutende Hilfsquellen erſchloſſen. Für jetzt curire ich mir hier erſt einmal wieder den Rücken von den empfangenen Prügeln aus, um ihn im März wieder der Exekution hinzugeben! —

Aber nun Eines! Möchten nicht auch Sie Brückwald energiſch daran bekommen, uns endlich das Innere des Theaters nach unſeren letzten Feſtſtellungen zu liefern? Ich bin u. a. auch darin ſo lächerlich daran, den für unſer Theater ſich Intereſ-

ſirenden immer nur den ſehr unintereſſanten Außentheil desſelben, nicht aber eben das, Alle ſpannende, Innere aufzeigen zu können. Dies wünſchte ich nun ſehr zu haben, da ich es zugleich im Holzſchnitt zu einer kleinen Abhandlung von mir über Theaterbau u. ſ. w. zu geben wünſchte. Nehmen Sie doch den wohllüſtigen Architekten tüchtig vor!

Er war krank, als ich in Leipzig war, und entſchuldigte ſich damit, mich nicht beſuchen zu können: am Ende hat er es mir übel genommen, daß ich nun nicht zu ihm kam, was ich gewiß herzlich gern gethan hätte, wenn ich bei ſolchen aufregenden Aufenthalten nur überhaupt zu etwas käme, was höchſtens möglich wird, wenn die weißen Koch-Barette mich aus den Fenſtern einladen!

Jetzt grüßen Sie Ihre liebe Frau von der Meinigen und mir allerſchönſtens. Gedenken Sie auch der wackeren Frau Jaide, welche ich ſtreng im Auge behalte und jedenfalls für unſere Aufführungen gewonnen wiſſen will. Bitten Sie ſie immer in meinem Namen, nächſten Sommer auf ein oder zwei Wochen nach Bayreuth zu kommen; da wird ihr ihre Partie zugetheilt und vorläufig einſtudirt, auch ſonſt alles Weitere für nächſtes Jahr abgeſchloſſen werden. —

Nach Wien komme ich wohl für einige Tage im März, und conferire dann mit dem Humoriſtiker Hoffmann. —

Gott ſegne Sie, lieber Freund, Sie „Stütze meines Tempels“! —

Herzliche Grüße an den vortrefflichen Wagner(-) Verein-Vorſtand! Sie waren die Erſten – dann

ging es weiter! — Und mögen ſie auch viel Geld ſchaffen: ich hoffe bald Wunder zu vernehmen! —

Ihr
ergebenſter Compagnon und Aſſocié
Bayreuth, Rich. Wagner.
16. Februar 1873.

83.

## An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 17. Februar 1873.)

Theuerſter Freund!

Aus den vorgenommenen Durchſuchungen der Effekten unſerer ſämmtlichen Dienſtboten hat ſich aus flagranten Anzeigen allerdings ergeben, daß ein näherer Verdacht im Betreff der Entwendung von drei Goldſtücken à 20 Mark (Großherzogl. Badiſche Reichsmünze) nur auf unſere Köchin M. H. fallen kann. Die Goldſtücke haben wir — wie wohl zu vermuthen war — nicht vorgefunden, wohl aber andere, gänzlich außerhalb ihres Dienſtbezirkes entwendete Sachen. Sie hat eine alte Tante bei N. (uns gegenüber) mit welcher ſie öfter verkehrt. Sollten Sie im Stande ſein, Näheres über das Schickſal der drei Zwanzig-Markſtücke zu ermitteln, ſo würden Sie, außer der Oeffentlichen Sicherheit, auch mich verbinden, weniger des gehofften Wiedergewinnes des Geldes wegen, als wegen der, durch

Ueberweiſung des Diebes meinen anderen Dienſtboten zu gewinnenden Rechtfertigung. Wollen Sie mich nun gütig beſcheiden, was ich armer, geplagter Bühnenfeſtſpielgeber ſonſt noch in dieſer Sache zu verrichten habe.

Mit den hochachtungsvollen Grüßen

Bayreuth. Ihr
17. Febr. 73. ſehr ergebener
Abends ſpät. Richard Wagner.

## 84.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 18. Februar 1873.)

Oh! Mein Freund!

Daß Sie vorgeben in Bayreuth zu wohnen, iſt wirklich kühn! Man komme nur hierher, um ſicher zu ſein an den einzigen Ort zu kommen, wo Sie nicht ſind.

Nun treibe ich es jetzt doch auch bald nicht viel beſſer. Deßhalb alſo — keine Vorwürfe! —

Und ſomit — zur Sache!

Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie nach Wien gehen. Mein Rath, zuerſt Standhartner (allgemeines Krankenhaus, Alſervorſtadt: Garniſonsgaſſe 3. Nachmittags 2 Uhr ſicher zu treffen) aufzuſuchen, bezieht ſich darauf, daß ich ihn nicht nur als meinen eifrigſten Freund, ſondern auch für den

mit den Perſonalien am beſten bekannten zu halten habe. Ihm könnten Sie auch ſagen, daß, wenn es aus dem Monſtre Conzert in Peſt für Bayreuth etwas werden ſollte, ich (etwa Mitte März) für einige Tage nach Wien kommen würde, und dann des weiteren mich vergewiſſern wollte, wie es mit Wien ſtünde.

Nun aber etwas Anderes. — Herr Rettke (Nibelungenſtraße 10 oder 12?) hat behauptet, der reiche Bankier Emil Erlanger in Paris habe ſich erklärt, 10,000 Thaler für Bayreuth zu geben. Hierüber wäre mit Erſterem Rückſprache zu nehmen. Erlanger, der ſich mir einmal ſchon ſehr ergeben erwieſen hat, ſoll jetzt furchtbar reich ſein. Wir hätten uns dann ernſtlich mit der Theilnahme dieſes Mannes zu beſchäftigen.

Und wann kommen Sie wohl wieder? Sie werden mich noch nicht ſonderlich erholt antreffen: es hat mich dießmal furchtbar angeſtrengt. Doch — was ſein muß — möge geſchehen! Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren treu ergebenen Compagnon

Bayreuth Richard Wagner.
18. Februar 1873.

So gegen Ende März auf der Rückkehr aus Oeſterreich, gedenke ich auch München auf ein paar Tage zu beſuchen, — zum Schrecken Dieſes und Jenes?!

85.

## An Dr. Carl Landgraf.

(Bayreuth, 3. März 1873.)

Mein hochgeehrter Freund und Arzt!

Von ganzem Herzen bin ich Ihnen verbunden für die freundlichen Verſicherungen Ihres werthen Briefes! Nur was Ihre „Rechnung" betrifft, müſſen Sie mir erlauben, meinen Weg zu gehen und meinem Gewiſſen einige Beruhigung dadurch zu verſchaffen, daß wir alles Rechnungsweſen zwiſchen uns abſtellen, und ich mir dagegen herausnehme, Sie, beſter Herr Doctor, ein für allemal zu meinem wohlbeſtallten Hausarzt zu creiren. Sie werden, wenn wir auch von großen Heimſuchungen verſchont bleiben ſollten, bei einer Familie mit 5 Kindern und eben ſo vielen Dienſtboten, immer keine geringe Beſchäftigung aufzuwenden haben, und wenn ich Sie daher erſuche mit einem jährlichen Ehrenſolde von hundert Gulden vorlieb zu nehmen, ſo bilde ich mir keineswegs ein, etwas Anderes als Ihre Nachſicht in Anſpruch zu nehmen.

Ich bitte Sie demnach Ihr Hausarzt-Amt als mit dem erſten Januar dieſes Jahres angetreten betrachten zu wollen, und — wenn wir demnach die vorangegangene Zeit zu einem halben Jahre zuſammengezogen uns denken wollen — ſo nehme ich aufrichtig Ihre Nachſicht ſogleich in Anſpruch, indem

ich Sie erſuche, hierfür die beiliegenden fünfzig Gulden als geringe Entſchädigung mindeſtens Ihres Zeitaufwandes betrachten zu wollen.

Die Hauptſache bleibe aber, daß Sie fortfahren unſer gütiger und hilfreicher Hausfreund zu ſein: als ſolcher ſehen Sie doch recht nach, wie es bei uns geht und ſteht; immer werden Sie ein Anliegen vorfinden, dem Sie durch Ihren erfahrenen Rath zu entſprechen für immer von uns erſucht ſind.

Mit den herzlichſten Grüßen laſſen Sie ſich empfohlen ſein

Ihren

Bayreuth,
3. März 1873.

ſehr ergebenen
Richard Wagner.

86.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 17. März 1873.)

Aufgepaßt! Jetzt kommt ein ſchönes Gedicht!
Alſo —: —

Hoch lebe Kapellmeiſter Frank!
Die von des Streicher's Sitze ſtank,
er rein'ge die Orcheſterbank,
und ſitze drauf zu unſrem Dank!
Selbſt Wagner's Partituren-Schrank
ſteh' ihm dann offen, frei und frank:

wär's auch für Vinzenz übler Trank,
und würd' er ſelber drüber krank, —
in's Grab einſt ſelbſt Patroclus ſank:
ich ruf': es lebe P. P. Frank!

R. W.
(Poëta!)

87.

## An Dekan Dittmar.

(Bayreuth, 10. April 1873.)

Theurer hochverehrter Freund!

Wir müſſen für heute dem feſtlichen Genuſſe, den Sie uns bieten, entſagen, und hoffen dagegen an einem der nächſten geweiheten Tage vor Ihnen erſcheinen zu können. Meine liebe Frau kann nur mit den peinlichſten Schmerzen ein wenig ſich auf ihrem verwundeten Beine aufrecht erhalten; was ſie trotzdem — faſt erzwingen wollte, mußten endlich der Arzt und ihr Mann ihr wehren.

Mit den herzlichſten und verehrungsvollſten Grüßen

Ihr

Bayreuth,
Gründonnerstag
Morgen.

innig ergebener
Richard Wagner.

88.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 7. Juni 1873.)

Lieber beſter Herr Brandt!

Warum erwecken Sie mir die Hoffnung auf Ihren ſo nahen Beſuch und laſſen nun auch gar nichts von ſich hören?

Ihr Beſuch wäre mir gerade jetzt, auch im ſpezifiſchen Intereſſe meiner beſonderen Anliegen, außerordentlich erwünſcht. Führen Sie doch ja aus, was Sie mir ankündigten!

Mit den herzlichſten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

Bayreuth,
7. Juni 1873.

ergebener
Richard Wagner.

89.

## An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 1. Juli 1873.)

Theuerſter Freund!

Daß ich vorübergehend bei Ihnen in einige Schuld gerathen bin, beſchämt mich einigermaaßen! Wenn

für den Stand meines Conto-Corrents wohl auch sehr bald ergiebige Besserung eintreten wird, habe ich mich jedoch fortgesetzt darüber zu beschweren, daß Sie meiner sehr angelegentlichen Bitte um Unterlassung der Berechnung von Zinsen zu meinen Gunsten keine freundliche Beachtung schenken. Ich richte nun in diesem Bezug folgende Bitte an Sie. Wollen Sie die seit dem Bestehen unseres Conto-Correntes zu meinen Gunsten mir bezeichneten Zinsen herausziehen und an die, durch meine Geschäfte am Meisten beschwerten jungen (oder älteren) Leute Ihres Comptoirs als sehr wohl verdientes Benefiz vertheilen; den Betrag hiervon mir aber zur Last schreiben, und wie jedes — im Laufe der Zeiten entstehen sollendes — Guthaben Ihrerseits an mich, zu Ihren Gunsten (wie schicklich) mit Zins belegen.

Wollen Sie in Zukunft mir durchaus noch entstehende Guthaben verzinsen, so dürfte das, wie ich dieß andrerseits in diesen Fällen erfahren habe, durchaus nur mit 2"„ stattfinden, und würde ich auch diese wiederum als ein kleines Benefiz für Ihr Comptoir verrechnet und verwendet wünschen.

Lieber, lieber Freund! Die Mühen und Sorgen die ich Ihnen mache, wie wären diese in Form von Zinsen meinerseits Ihnen zu erstatten!! — Immer habe ich nur Grund, Ihrer treuen zartsinnigen Freundschaft und Fürsorge zu danken! Und das wird wohl so fortgehen, wahrscheinlich bis lange nach meinem Tode!

Für das nächste jedoch heißt es, wie bei Shake-

ſpeare: „thu' Geld in deinen Beutel!" Nun dieß kommt auch!

Mit ſtets treuer Liebe

Ihr

Bayreuth ergebener

1. Juli 1873. Richard Wagner.

## 90.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 17. Juli 1873.)

Theuerſter Freund!

Hier ein Schreiben des Herrn Hoffmann, welchem Sie vielleicht entſprechende Beantwortung gütigſt zukommen laſſen?

Ich — lechze nach jenem Lebenszeichen von Ihnen, welches uns verſprochener Maaßen in der Wendel-Treppen-Angelegenheit vorwärts bringen ſoll. — Mit dem Oberlicht ſind wir nach Ihrem Rathe hier ſo ziemlich in das Reine gekommen. Aber — die zierlichen Wendeltreppen??

Bei erträglichem Wohlſein und zu Zeiten auch erträglicher Laune, ſo ſo dahinlebend, von ganzem Herzen aber auf Sie bauend u. ſ. w. bin und bleibe ich

der Ihrige

Bayreuth Rich. Wagner.

17. Juli 1873.

## 91.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 22. Juli 1873.)

Lieber werther Freund!

Dem Bürgermeiſter theilte ich geſtern bereits mit, daß ich wünſchte, wir erweiterten das auf nächſten Samstag fallende Hebefeſt unſeres Theaterbaues zu einer gemüthlichen Feſtlichkeit durch Hinzuziehung des hieſigen, ſo ſehr verdienſtvollen Wagner-Vereines, welchem bei ſolch einer Gelegenheit mich vorzuſtellen und zu bedanken mir ſehr am Herzen liegt. Wollten Sie nicht hierüber in die nöthige Berathung treten! Man könnte vielleicht durch 4 Hauptzeitungen noch zur rechten Zeit nach auswärts Kunde geben und dadurch manchem Gönner oder Patrone, welcher ſich einen Beſuch Bayreuth's vorgenommen hat, eine willkommene Anzeige verſchaffen?

Von Herzen grüßt Sie

Ihr

dankbar ergebener

Richard Wagner.

Tammallee
22. Juli 1873.

92.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 4. Auguſt 1873.)

Geehrteſter Herr College!

Das war einmal vergeblich, Ihrer Seits wie meiner Seits. Die Treppe des Buches, welches ich Ihnen mit Dank wieder zurückſchicke, iſt um nichts leichter, als die vorher von mir zurückgewieſenen, wie dies aus Zeichnung und Gewichtberechnung deutlich hervorgeht. Unter ſolchen Umſtänden habe ich mich entſchloſſen, es beim Alten bewenden zu laſſen. Haben Sie Dank für Ihre Mühe und ſeien mir darum nicht böſe, daß ſie vergeblich war!

Unſer Hebefeſt war ſehr ſchön, auch vom herrlichſten Wetter begünſtigt: ich — dachte faſt, Sie würden an dieſem Tage zu uns den Weg finden! Liſzt, meine Frau und Kinder waren mit oben auf dem Dache. Es herrſchte eine ſchöne Stimmung. —

Nun ſegne Gott Ihre Entrevue mit Hoffmann! Bleiben Sie mir auch gut, und — wenn Sie denn einmal immer reiſen, ſo vergeſſen Sie auch Ihre getreuen Bayreuther nicht!

Von Herzen

Bayreuth
4. Aug. 1873.

Ihr ergebener
Richard Wagner.

93.

## An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 8. August 1873.)

Theurer Freund!

Gewiß ist es nicht Bequemlichkeit, was mich dazu bestimmt, gerade heute mich fest dafür zu entschließen, daß ich dießmal unsre geehrten Kranzbrüder auf ihren Ausflug, von dem ich mir nur Annehmliches erwarten durfte, nicht begleite. Ich **kann**, gerade von heute an, mein Haus für 3 Tage nicht verlassen, und dieß hat folgenden Grund. Der König von Bayern erwartet von mir an jedem seiner Geburtstage eine huldigende Sendung meinerseits: vorm Jahre konnte ich ihm die Composition des 3. Aktes der Götterdämmerung im Manuscripte schicken; dießmal hätte ich gar nichts gehabt, wenn ich nicht die Vollendung der Herausgabe meiner gesammelten Schriften dazu benützen durfte. Somit gab ich meinem Verleger auf, den 9. Band meiner Schriften wenigstens in einem Prachtexemplar bis zum 20. Aug. in meine Hände zu liefern, um ihn noch einbinden und zur rechten Zeit nach München versenden zu können. Dieß ist mir zugesagt worden, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung **umgehender** Zurücksendung der Correkturen (Revisionsbogen). Um hierin keine Unterbrechung aufkommen zu lassen, ließ ich einen Bogen sogar nach Bamberg adressiren: dieß veranlaßte Confusion; drei Tage sind ohne Förderung

meinerſeits und unter Stockung des Druckes anderer-ſeits verloren worden. Jetzt meldet mir der Drucker, daß, wenn von heute ab noch die mindeſte Stockung eintrete, er ſeine Zuſage nicht halten könne. Außer-dem empfange ich ſoeben gerade einen Brief des Hof-rath's Düfflipp, durch welchen mich der König eifrig um Mittheilungen mahnen läßt. — Viele ernſtliche Sorgen, wie ſie überhaupt keine noch ſo angenehme Landpartie verſcheuchen können würde, nehmen mich ein und fordern, daß ich ihnen nicht ausweiche. Somit ſeien Sie, meine hochgeehrten, lieben Freunde, über mich in keinem Zweifel, wenn ich Sie dießmal um Zurückgebung meiner Zuſage bitte, dagegen aber glauben Sie an die volle Aufrichtigkeit auch meiner Wünſche für das gewiß unausbleibliche Glücken Ihres, namentlich unſeren gelehrten Freunden vom Gymna-ſium gewiß recht nöthigen, erquicklichen Ausfluges!

Auf baldiges, freundliches Wiederſehen!

Von ganzem Herzen der

Ihrige

Dammallee
8. Aug. 1873.

Richard Wagner.

## 94.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, Anfang September 1873.)

Hier, theurer Freund, die neueſten Erwerbniſſe der Gräfin Dönhoff, welche Sie gütigſt eincaſſiren laſſen wollen.

Schönsten Dank für Freund Adolf's Goldfeder: ich habe sie nicht beklext, da ich sehr gut einige Tage warten kann, wo ich mit meinem Partiturschreiben ja doch aussetzen muß, indem ich immer durch Besorgungen aller Art abgehalten bin. Spätestens morgen komme ich dazu an D. zu schreiben.

Besten herzlichsten Gruß von

Ihrem

stets dankbaren Freunde

Richard Wagner.

Hier auch der Schlußband meiner gesamm(elten) Schriften. Lesen Sie das Gedicht und das Lustspiel!

95.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 19. September 1873.)

Lieber Freund Heckel!

Wer einmal gerecht ist, der bleibt doch auch immer gerecht! Haben Sie Dank für Ihre liebenswürdigen Mittheilungen. Louis XIV. sagte zu Jean Bart: „ich wünschte mir 500 Menschen wie Sie!" worauf dieser erwiderte: „Sire, das glaub' ich wohl!" So hätten Sie mir etwa zu entgegnen, wenn ich nur ein Dutzend Heckels mit seinen Gerechten mir in Deutschland wünschte. —

Im Uebrigen ſeid Ihr doch alle ſonderbar ſteife Leutchen! Da glaubt Ihr nun mich eindringlich davon abmahnen zu müſſen, meine Sache auf dem Wege der Actien-Unternehmung durchführen zu wollen? Das ſcheint alſo der ganze Sinn meines Circular's geweſen zu ſein? Nun, weiß Gott! Ich habe die Sache nicht ſo verſtanden; was ich in dieſem Sinne andeutete, war doch wahrlich nur zur Beſchämung des germaniſchen Publikum's geſagt. — Die widerwärtigſte Erfahrung für mich war einmal wieder, daß, ehe ich noch von irgend Einem, dem das Circular zugeſchickt war, die mindeſte Notiz erhielt, Alles ſogleich in die ſchöne Preſſe gerathen war. Was ſind meine Patrone für Leutchen! Nur zu allererſt gleich zum Zeitungsſchreiber laufen: Alles iſt nur dafür da!

Nun haben Sie in Ihrer Art — wieder gegen dieſen Unfug zu arbeiten, und Sie thun daran ſehr gut. Ich aber werde für die Zukunft immer zurückhaltender werden. Schreiben und Klatſchen kann das Volk, — auch allenfalls hundert und tauſend Rathſchläge geben. Etwas thun — thun aber nur die Gerechten! —

Hauptſache aber iſt, daß wir uns baldigſt über einen verbeſſerten Angriff der Sache einigen: es müſſen Subſcriptionen aufgelegt und colportirt werden; wenige können (ſagen wir: für einen nationalen Zweck) 100 Thlr., mancher aber 50, noch mehrere 20, viele 10 Thlr. geben, nämlich ſolche, die ſo etwas Großes zu unterſtützen beredet werden können, ohne im Uebrigen das Intereſſe ſpeciell dafür zu haben,

welches sie bestimmen könnte, dereinst die Reise nach Bayreuth zu den Aufführungen selbst zu machen.

Sie sollten einen Entwurf zu einer Agitation in diesem Sinne, gehörig organisirt, ausarbeiten, diesen von sich aus mir gleichsam zur Beistimmung zuschicken, und dann, mit dieser Genehmigung meinerseits versehen, die Sache in das öffentliche Feuer bringen, und zwar mit furchtbarer Publizität, so daß Keines sagen kann: „ja, ich weiß ja davon noch gar nichts" — wie es jetzt so häufig mir entgegnet wird.

Nun! Bald hoffe ich Sie hier zu sehen. Conzerte gebe ich nicht mehr. Sie schaden nur: anstatt nun zu Weiterem anzuregen, glaubt Alles eben mit dieser Conzerteinnahme genug gethan zu haben, und die Sache ist nun aus. So in Köln, wo der Wagner-Verein auch noch nicht das Mindeste in Folge des Conzerts zu Stand gebracht hat. Ueberhaupt —!

Jetzt grüßen Sie die Gerechten, namentlich unsern Wunderdoctor, herzlichst von mir, wie Sie mit Ihrer lieben Frau von mir und der meinigen gegrüßt seien!

Ihr

Bayreuth,
19. Septbr. 1873.

Richard Wagner.

185.

## An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 20. September 1873.)

Mein theurer Freund!

Ich danke Ihnen ſehr für Ihre neuen Bemühungen bei Wölfel; nur möchte ich Sie noch herzlich gebeten haben, der beabſichtigten Conferenz, finde ſie nun Montag oder Dienstag ſtatt, jedenfalls ſelbſt beizuwohnen. So unrecht es nun gewiß von mir ſein mag, Ihre Freundſchaft für mich ſtets ſo ſtark in Anſpruch zu nehmen, ſo wüßte ich doch ohne Ihren Beiſtand jetzt nicht weiter zu helfen; zu Ihrem Troſte für die Zukunft kann ich Ihnen nur verſprechen, daß ich mir nie, ſelbſt auch in Bayreuth nicht, wieder ein Haus bauen laſſen werde.

Mein Circular beginnt übrigens doch gute Früchte zu tragen. U. A. rührte mich heute die Meldung eines $^1/_8$ Patrones aus Oeſterreich, daß er an Heckel noch 200 Thlr. geſchickt habe, um ſich zum ganzen Patron machen zu laſſen.

Sollte ein Maurer mit zerquetſchter Naſe ſich mit einer Karte von mir einſtellen, ſo bitte ich ihm von meinem Baufonds ein Beneſiz von 10 fl. auszuzahlen; er hat von der Grundſteinlegung an Tag für Tag an meinem Bau gearbeitet, und iſt mir durch ſeinen Fleiß und freundliches Benehmen immer vortheilhaft aufgefallen. Er iſt ſeit heute Abend von

meinem Bau entlaſſen und nahm ſehr anſtändigen Abſchied.

Alſo: — Alles in Allem —: bleiben Sie gut

Ihrem

Bayreuth
20. Sept. 1873.
(Abends.)

ſtets dankbaren
Richard Wagner.

97.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 23. September 1873.)

Liebſter Freund!

Die Beantwortung Ihres Briefes — oder vielmehr: Vorſchlages — erforderte wirklich einige Beſinnung. Ich habe kein Wort dazu zu ſagen, in welcher Weiſe der Mannheimer Verein für gut findet, dem Zwecke, für den er ſich begründet hat, energiſch zu dienen: jedenfalls, wie er überhaupt die Idee von W.-Vereinen in das Leben gerufen hat, iſt er auch im Rechte, wenn er ferner die Initiative ergreift, und die Ehre, der Vorkämpfer in dieſer Sache zu ſein, wird ihm niemand beſtreiten dürfen. Nur ſeien Sie behutſam im Prahlen von mir: wir können Chicago und London nicht ſo unbedingt für uns anziehen: in beiden Städten war ein neues Theater bereits erbaut, und ſollte — allerdings, — wenn ich dies perſönlich in meine Hand nehmen wollte, nach meinen Wünſchen eingerichtet, auch das Perſonal

der Darſteller nach meiner Wahl berufen werden. Dies galt meinen Opern im Allgemeinen. Nun kommen wir aber auf den entſcheidenden Punkt: in Berlin hatte ſich eine „Wagneriana“ mit 220000 Thlr. bereits geleiſteter Zeichnungen gebildet, um mir eine Million in Ausſicht zu ſtellen, wenn ich Bayreuth — (mit Modificationen) nach Berlin verlegte; das Gleiche wäre in und für Wien unendlich leichter geweſen, als dort Beiträge für Bayreuth zu erhalten. Es iſt ſomit nicht nachweisbar, daß man mir in einer *großen deutſchen* Hauptſtadt mein Theater nicht auch gebaut haben würde, der Brennpunkt liegt ſomit darin, daß ich an einem neutralen Orte eine Unternehmung für das ganze deutſche Publikum, nicht für das Publikum einer Hauptſtadt in das Auge gefaßt habe. Städte (wie Chicago u. ſ. w.) würden ſich vielleicht auch in Deutſchland finden, aber — das *deutſche Publikum* findet ſich nicht.

Was nun aber die Aufſtellung und Aufforderung zu einer Subſcription betrifft, ſo wäre es doch vielleicht empfehlender, wenn dieſe von einem Conſortium von einflußreichen Männern aus den *verſchiedenen* deutſchen Orten ausginge. Hierin bin ich auch ſchon etwas gebunden, indem ein reicher und thätiger Hamburger Kaufmann (Zacharias. Fontenay 1 (oder 2) — Hamburg) beabſichtigt, für den 15. October eine ſolche Vorverſammlung zuſammenzuberufen. Wollten Sie ſich mit ihm nicht in das Einvernehmen ſetzen? Er wollte ſich jedenfalls auch an Sie wenden.

Wenn Sie zu einem *Manifeſte* ſchreiten (was eine ſehr gute Wirkung haben kann), ſo möchte ich

doch bitten, für deſſen Abfaſſung Nietzſche in Baſel zu Rath zu ziehen; jedenfalls könnten Sie ihn zu allernächſt auffordern, Ihnen ein ſolches Manifeſt zu entwerfen. Ich habe hierfür ganz beſonderes Zutrauen zu ihm — gerade zu ihm. —

Nun, wir werden ja ſehen! —

Ein „Max Bauer" aus Steyermark (Schloß Gutentag) ſchrieb mir dieſer Tage, er ſchicke Ihnen noch 200 Thlr. um ſeinen — bei Ihnen genommenen — ¼ Patronatſchein zu ergänzen. Hat er's gethan? —

Müde bin ich, weiß Gott, aber herzlich grüße ich Sie mit allen Ihrigen!

Bayreuth, 23. Sept. 1873.

Ihr ergebener
Richard Wagner.

98.

An Carl Brandt.

(Bayreuth, 4. October 1873.)

Wertheſter Herr Genoſſe!

Sie ſchweigen — —. Vermuthlich haben Sie nicht nöthig zu reden. Ich habe viel Mühe. Zu aller ſonſtigen Sorge kommt nun noch eine, die ich Ihnen ausſprechen muß. — Wie breit iſt unſer Bühnen Proſcenium? —

Der Bauführer ſagt: „47 Fuß, davon noch 2

Fuß für Proſceniums-Säulen abgehen. Hiemit würden wir die Breite des Münchener Theaters haben.“ — Gut! Aber, — ſähen Sie ſich die Sache jetzt nur einmal an! Nun der Zuſchauerplatz eingelegt iſt, erſcheint die Bühne (d. h. das Proſcenium) auffallend ſchmal, und ich fürchte, es macht einen — wie ſoll ich ſagen — demüthigenden, niederſchlagenden Effekt. Wollten Sie ſich nur einmal überzeugen! — Der Bauführer meint, es ſei nicht unmöglich das untere Proſcenium noch etwas zu erweitern, was allerdings zur Folge haben würde, daß die ganze darauf bezügliche Colonnade ähnlich zurückgeſchoben würde, — was am Ende auch möglich zu machen (ſein) werde.

Kämen nur Sie, um mich hierüber zu belehren, oder — falls Sie mein Gefühl theilten — zu helfen den etwaigen Uebelſtand zu beſeitigen. —

Hoffmann hat mir vor einiger Zeit ſehr hübſch geſchrieben, und auch mitgetheilt, Sie wollten Mitte Oktober mit ihm bei mir zuſammentreffen. Wird etwas daraus?

Laſſen Sie doch recht ſchnell etwas von ſich hören

Ihren

ſtets dankbar ergebenen

Bayreuth 4. Okt. 1873.

Richard Wagner.

99.

## An Emil Hedel.

(Telegramm.)

(Bayreuth, 12. October 1873.)

Conferenz unterbleibt. Trotz ſchwächlichen Antheils: Zuſammenkunft der Gerechten 31. October, worüber Circular ergehen wird.

Gruß

Richard Wagner.

100.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth 14. October 1873.)

Allerwertheſter Herr Genoſſe!

An Hoffmann ſchrieb ich ſoeben, und habe ihn auf den 31. October hierher beſtellt, jedoch mit der Hinzufügung ſeinen Aufenthalt auf mehrere Tage einzurichten, weil ich am 31. Oct. zunächſt mit einer Delegirtenverſammlung meiner Patrone zu verkehren habe. Dasſelbe bitte ich Sie nun auszuführen.

Sehr wohl entſinne ich mich aller der Umſtände, unter welchen das Proſcenium unſeres Theaters verengt wurde! Nun, wir werden ja die Sache nächſtens

in Augenſchein nehmen: ſo gefährlich wird es am Ende nicht ſein. Ich meinte nur ſo. —

Alſo — am 31. Oct. große Verſammlung einiger Weniger. Kommen Sie ſchon eher — ſchön, nur jedenfalls dann noch ein paar Tage bleiben!

Mit herzlichſtem Gruß

Ihr

ergebenſter

Bayreuth
14. Oct. 1873.

Richard Wagner.

## 101.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 17. October 1873.)

Mein lieber Freund!

Die „Conferenz" war wieder einmal ein — Hierüber mündlich! —

Laſſen wir es jetzt bei der Delegirten-Verſammlung bewenden. Werden wir auch wenig ſein, ſo repräſentiren wir immer doch etwas — nämlich: die Wagner-Vereine. Im Namen derſelben kann ſehr ſchicklich auch ein Manifeſt erlaſſen werden. Meine Frau hat Ihnen hierüber geſchrieben.

Jetzt kommen Sie nur, und bringen Sie womöglich Zeroni mit. Meine Meinung iſt, daß es am Ende doch gehen wird.

Mit den herzlichſten Grüßen

Bayreuth,
17. Octbr. 73.

Ihr ergebener

Rich. Wagner.

## 102.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 23. October 1873.)

Wertheſter Herr Brandt!

Hier wieder etwas Confuſion! Ich ſcheine nur immer dazu da zu ſein, von Ihnen zu erfahren, daß Hoffmann nicht antworte, von Hoffmann aber, daß Sie ihm nicht antworteten.

Was war nun aber weiter zu thun? Ohne vollkommene Vorlegung der Arbeiten Hoffmann's hat unſere Zuſammenkunft keinen vollen Zweck. Ich verlege daher dieſelbe auf den 20. Nov. und will nun eifrigſt wünſchen, daß Ihnen, Verehrteſter, dieſer Zeitpunkt recht ſei. —

Wir müſſen zu ganz beſtimmten Verabredungen, Feſtſetzungen und — Accorden gelangen.

Feuſtel beklagte ſich, daß Sie mit Ihren Anſchlägen und Berechnungen immer noch zurückhielten. Wollen Sie nun ſchon zum 31. Oct. zu uns, deſto ſchöner, es häufte ſich dann bei der ſpäteren Conferenz nicht zu viel. —

Die Hauptſache für den Fortgang unſerer Unternehmung iſt gegenwärtig, daß wir die Arbeiten des nächſten Jahres genau beſtimmen und die dafür

nöthigen Zahlungstermine nach Zeit und Höhe eben so genau kennen lernen und fixiren. —

Also, seien Sie so gut und bleiben Sie treu

Ihrem

ergebensten

Bayreuth
23. Oct. 1873.

Richard Wagner.

Wie immer — in Hatz u. Eile!!!
(Ich Armer!)

## 103.

### An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 28. October 1873.)

Hochgeehrter Freund!

(so feierlich muß ich ja wohl auch schreiben?)

Ich danke sehr für Ihren freundschaftlichen Eifer mir behilflich zu sein, und bedauere nur, Ihnen Noth zu machen.

Hier ist der nöthige Vertrag. —

Mit dem Bürgermeister kam ich heute überein, für Freitag früh einen Anschlag am Bahnhof besorgen zu lassen, welcher den ankommenden Delegirten anzeige, daß

1. Nachmittag um 3 Uhr Versammlung im Theaterbau

2. Abends 6 Uhr Verſammlung zur Berathung im Rathhaus beliebt ſei.

Da wir vermuthlich nicht viele Perſonen ſein werden, hätte ich Luſt, die Herren nach der Sitzung — etwa 8 Uhr — zu einem Abendeſſen einzuladen.

Wo ſchlagen Sie mir vor dieß zu thun? Ich möchte die Sonne — aber welches Lokal dort? Ich nehme an, daß wir alle zuſammen (mit Verwaltungsrath) nicht über 20 Perſonen ſein werden.

Nun noch Eines! Heinrich Brockhaus (Bruder meiner beiden Schwäger) iſt morgen Abend bei uns. Sie erzeigten mir eine große Freundſchaft, wenn Sie gleichfalls uns dieſen Abend ſchenken wollten: vielleicht brächten Sie auch dieſen Herrn (Chef der Buchhandlung) zu Etwas. Laſſen Sie mich doch wiſſen, ob Sie ſo freundlich ſein wollen; vielleicht ſage ich es dann noch einem unſerer Vertrauten.

Herzlichſten Gruß von

Ihrem

Bayreuth
28. Okt. alſo:
Dienstag Abend
Einladung zu
Mittwoch.

getreueſten
Richard Wagner.

## 104.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 30. October 1873.)

Hochgeehrter Herr und Freund!

Wenn es Ihnen ſo genehm iſt, ſei die Tagesordnung für morgen (Freitag) folgendermaaßen feſtgeſtellt:

1. Um 4 Uhr Nachmittags Beſuch des Theaterbaues.
2. Um 6 Uhr Abends Verſammelung im Rathhaus.
3. Um 8 Uhr Abendeſſen in der Sonne, zu welchem ich perſönlich mir erlaube die Herren Delegirten, (den Vorſtand des hieſigen Wagner-Vereines im Beſondren), ſowie die geehrten Herren des Verwaltungsrathes, demnach Sie, lieber Herr Bürgermeiſter, Herrn Feuſtel, Herrn Advocat Käſſerlein, ganz ergebenſt einzuladen.

Hätten Sie die große Güte, ſowohl jene Anzeigen, als dieſe Einladungen zu beſorgen? Sie wiſſen, wie ſchlimm ich jetzt mit Bedienung daran bin.

Erhalte ich keinen Einſpruch Ihrer Seits, ſo ſchmeichele ich mir mit der Annahme, Sie ſtimmten

mir bei und übernähmen gütigſt die nöthigen Beſorgungen.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

Bayreuth. hochachtungsvoll ergebener
30. Oct. 1873. Richard Wagner.

## 105.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 31. October 1873.)

Theuerſter Herr Bürgermeiſter!

Hier ſind Probe-Exemplare eines Manifeſtes, welches Prof. Nietzſche abgefaßt hat, und welches ich zur vorläufigen Kenntnißnahme an die angekommenen oder noch ankommenden Delegirten p. p. ausgetheilt wünſchte. Wer kann dieß am Beſten beſorgen? Ueberhaupt, wie erfahre ich am Beſten, wer angekommen iſt? (Ich habe dabei nämlich auch die Abendtafel im Betreff der Anzahl der Couverte zu beachten.) Ich weiß bis jetzt nur von: Nietzſche, Heckel, Balligand und Hrn. du Moulin. —

Leider iſt mir die Dienerloſigkeit ſehr hinderlich.

Verzeihen Sie und bleiben Sie gütig gewogen

Ihrem

Bayreuth. ergebenſten
31. Oct. 73. Richard Wagner.

Unſere kleine Verſammelung halten wir wohl, ſtatt im Rathhauſe, bei Feuſtel?

106.

## An Emil Heckel.

(Telegramm.)

(Bayreuth, Anfang November 1873.)

Bitte um möglichſt ſchleunige Zuſendung des Stern'ſchen Aufrufes. Gute Heimkehr! Fröhliches Wiederſehen allen Gerechten.

Richard Wagner.

107.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 3. November 1873.)

Wertheſter Herr College!

Wie ich bereits Herrn Hoffmann benachrichtigt habe, theile ich in gleicher Weiſe auch Ihnen mit, daß ich darauf halten muß, unſere wichtige Conferenz auf die letzten Tage dieſes Monates zu verſchieben, da ich im dritten Viertel desſelben in wichtigen Geſchäften auswärts ſein werde. Da wir jedenfalls ſehr viel zu beſprechen und ſehr gründlich zum Abſchluß zu kommen haben, ſo bitte ich, die drei letzten Tage, alſo: 28. 29. u. 30. November hierfür ſich vollſtändig frei zu machen. Dieß wäre denn der Anfang der Ausführung.

Auf Ihre freundliche Zusage und Unterstützung rechnend, grüßt Sie herzlichst

Ihr

Bayreuth
3. Nov. 1873.

ergebenster
Richard Wagner.

## 108.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 19. November 1873.)

O, Sie allervortrefflichster Mann!

Nehmen Sie meinen gerührtesten Dank für das, was Sie thun, und was ich Ihnen nicht weiter aufzuführen habe! Sie können sich sagen, daß, führen die von Ihnen eingeschlagenen Wege und Bemühungen nicht zum Ziel, nichts anderes — Ehrenvolles — dazu verhelfen würde.

Gott weiß, vielleicht erfahren Sie auch an den Zeitungsredactionen manches Gute: ich habe bemerkt, daß der Unverstand oft mehr verwirrt als die reine Bosheit! —

Jetzt reise ich morgen nach München, um zu sehen, ob noch Hoffnung auf ein Einschreiten des Königs ist. Im schlimmeren Falle ist das Einhalten des Jahres 1875 noch möglich, sobald dieser Winter gute Früchte trägt. Kann ich im Frühjahr mit Brandt und Hoffmann definitiv abschließen, so haben diese dann — früheren Erklärungen nach — immer

noch Zeit fertig zu werden. Mit Beiden werde ich Ende d. M. hier conferiren.

Somit — hoffen wir denn! Auf dem von Ihnen mit energiſcher Umſicht beſchrittenen Wege, lernen wir am Ende doch noch verborgene Kräfte des deutſchen Weſens kennen: hierauf kommt es an, faſt mehr als auf das Gelingen der Unternehmung ſelbſt.

Tauſend herzliche Grüße an Sie und die Ihrigen von mir und meinem lieben Weibe!

Ihr

Bayreuth, 19. Nov. 1873. Richard Wagner.

## 109.

### An Joſeph Hoffmann.

(Bayreuth, 19. Dezember 1873.)

Hochgeehrter Herr und Freund!

Nehmen Sie meinen größten Dank für die Bemühungen, von denen Sie mir durch Ihr verbindliches Schreiben Nachricht geben, und ſeien Sie verſichert, daß ich erſt jetzt, nachdem ich Sie und Ihre bedeutenden Leiſtungen näher kennen lernte, über das artiſtiſche Gelingen unſerer Unternehmung mich wahrhaft aufgeklärt fühle. So wichtig mir Nachrichten von Ihnen wären, ſo hätte ich doch aus einem beſonderen Grunde noch etwas ſpäter erſt Veranlaſſung erhalten, Ihnen meinerſeits Nachricht zu geben. Noch bin ich nämlich nicht beſtimmt davon in Kenntniß

geſetzt, ob ich mich der entſcheidenden Hilfe verſichert halten darf, ohne welche die Feſthaltung des Jahres 1875 für die Aufführungen, ſomit die definitive Ertheilung der Aufträge für den Beginn der Arbeiten mit dem neuen Jahre uns unräthlich dünken muß.

Da ich jedoch mit jedem der nächſten Tage dieſen Beſcheid, welchen ich als günſtig ausfallend aus ſicheren Anzeichen erhoffe, erwarten darf, muß ich Sie bitten, mit mir die gleiche Geduld zu üben. Da wir übrigens doch auch nur einer proviſoriſchen Mittheilung Ihrer Bedingungen für jetzt zu erwidern haben, erlaube ich mir dagegen, Ihnen meinerſeits ebenſo zu melden, daß ich und meine Herren Beiſtände Ihre Forderungen und Anſchläge durchaus für billig halten und nur für den einen Punkt einen anderen Weg der Befriedigung für Sie ſuchen müſſen, da Sie zwei Prozent Tantième beanſpruchen, ohne daß wir ausfindig machen können, von welchen Einnahmen dieſe Abzüge ſtatthaben ſollen, indem die Vorſtellungen auf dem Feſttheater in Bayreuth nie gegen Entree, nie auch zum Gewinn für irgend jemanden vor ſich gehen werden, wogegen ſie allemal nur dann ſtattfinden ſollen, wenn durch freie Patronatsbeiträge eben nur die Koſten derſelben, das heißt die nöthigen Anſchaffungen und die Entſchädigung der Mitwirkenden, nie aber ein Honorar etwa für den Autor u. ſ. w. gedeckt ſind.

Ich glaube, Ihnen dagegen das, was Sie im Sinne haben, dadurch bieten zu können, daß ich mich verpflichte, überall an ſolchen Theatern, welche meine Werke nach der gewöhnlichen Weiſe gegen Eintritts-

geld aufführen wollen, dieſe nur gegen die Bedingung zu überlaſſen, daß die Dekorationen nur nach Ihren Skizzen ausgeführt werden dürften und man hierüber ſich mit Ihnen und Ihren Erben zu einigen habe.

Einſtweilen, da uns das Geld ſehr knapp geworden iſt, haben wir Herrn Baron Viktor v. Erlanger in Wien, welcher ſich jetzt 1500 Thaler auszuzahlen verpflichtet hat, angewieſen, dieſe Summe, die Sie als Entſchädigung beanſpruchen, ſofort an Sie auszuzahlen, und zweifeln nicht, daß dies geſchehen werde.

Herzlichſten Dank habe ich Ihnen auch von meiner Frau für Ihr freundliches Angedenken, ſowie Ihre ſehr gefälligen Beſorgungen zu ſagen, ſowie ich Sie bitte, uns beide unbekannterweiſe Ihrer geehrten Frau Gemahlin allerbeſtens zu empfehlen.

Mit Vorbehalt recht baldiger entſcheidender Benachrichtigung für Sie von meiner Seite verbleibe ich Ihr hochachtungsvollſt ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.
19. Dezember 1873.

## 110.

### An Emil Hecket.

(Telegramm.)

Erbitte dringend Ihren Beſuch zu wichtiger Beſprechung. Genaueſtes Einverſtändniß zwiſchen uns unerläßlich.

Pflichtſchuldig
Richard Wagner.

## 111.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 19. Januar 1874.)

Geehrter, lieber Freund!

Es geziemt mir, an Sie, den thätigsten und meist erwirkenden Begründer und Pfleger eines Vereines zur Förderung der von mir beabsichtigten Bühnenfestspiele, mich zu wenden, wenn es sich hierfür um einen entscheidenden Schritt handelt, welcher geeigneter von einem verständnißvollen und bewährten Freunde meiner Unternehmung, als von mir, der diese Unternehmung als die Seinige zu betrachten hat, selbst ausgeführt werden darf. Eine mächtige Hilfe ist uns nöthig geworden, wenn das begonnene Werk einer baldigen Vollendung entgegen geführt werden soll; an dieser baldigen Ausführung ist aber alles gelegen, weil sie von der Rüstigkeit meiner persönlichen Lebenskraft abhängt. Wir sind im Laufe zweier Jahre dahin gelangt, von näheren Freunden meiner Kunst mit Einhunderttausend Thalern versehen zu werden: mit diesem Gelde haben wir den dauernden Grund der ganzen Unternehmung durch Errichtung eines Bühnenfestspielhauses gelegt, dessen bauliche Solidität es für eine undenkliche Zeit als nutzbar sichert. Allein, gerade jetzt, wo allerspätestens die bestimmten Aufträge für die Herstellung der Bühnenmaschinerie und der Dekorationen zu ertheilen

waren, ſind die Kräfte der bisherigen Förderer der Unternehmung erſchöpft, der Fortgang derſelben iſt nothwendig aufgehalten, und ſie ſelbſt ſomit einem bedenklichen Looſe verfallen, wenn keine entſcheidende Macht hilfreich hierfür eintritt. —

Meine hieſigen Verwalter ſind der Meinung, es ſei das Unternehmen um jeden Preis nun bis zu dem Punkte ſeiner wirklich bevorſtehenden Ausführung zu fördern, um dann mit Sicherheit aus dem Ertrage der uns von weit her zuſtrömenden Antheilnahme für das ganz außerordentliche Kunſtereigniß die Deckung der aufgewendeten Koſten zu erwarten. In dieſem Sinne bedurften wir nur einer genügenden Garantie hierfür, um durch nöthig werdende Anleihen uns der Mittel zur ununterbrochenen Fortführung des Begonnenen zu verſichern. Um die Leiſtung einer ſolchen Garantie ging ich zuletzt meinen erhabenen Wohlthäter, den König von Bayern an; aus mir unklar bleibenden Gründen hat Seine Majeſtät mich jedoch abſchläglich beſchieden.

Sie wiſſen nun, daß wir eine ſolche Garantie neuerdings unter beſonders vermögenden geneigten Freunden aufſuchen. Sollte uns auch von dieſer Seite her noch eine, jedoch wohl nur vorübergehend dienliche Hilfe erwachſen, ſo bin ich dagegen nun entſchloſſen, das Heil der ſo bedeutenden Angelegenheit an der Stelle aufzuſuchen, von welcher ihr die einzig entſprechende Würde zuertheilt werden kann.

Wenn ich hiermit an das „Reich“ denke, ſo iſt Ihnen nicht unbekannt geblieben, daß ich bisher ſtets vor dem Gedanken, meine Unternehmung und den

ihr zu Grunde liegenden Kulturwillensakt von den Abgeordneten zu unserm Reichstage discutirt zu sehen, zurückschreckte, weil ich unter allen diesen nicht einen Einzigen herauszufinden wußte, welcher, der schmählichen Verunglimpfung meines Vorhabens durch die gänzlich unwissende, herrschende große und kleine Presse gegenüber, die richtige Bedeutung desselben überzeugend darlegen und vertreten könnte. — Hingegen bin ich nun auf den Gedanken gekommen, unsrem siegreichen Kaiser selbst die ersten Aufführungen meines Werkes zu einer Lustral-Feier des im Jahre 1871 abgeschlossenen ruhmreichen Friedens mit Frankreich anzubieten. — Es käme hierbei darauf an, das von mir unter so neuen, dem deutschen Wesen eigenthümlich entsprechenden Umständen aufgeführte Nibelungenwerk in einen Vergleich mit den theatralischen Festaufführungen zu stellen, durch welche bisher, einem nicht sehr rühmlichen Herkommen gemäß, solche erhabene Erinnerungstage gefeiert werden: ich sollte vermeinen, daß mit der Annahme meines Anerbietens dann zugleich auch die Anerkennung eines wichtigen deutschen Kulturgedankens ausgesprochen sein dürfte. — Hierüber sich kräftig und überredend zu äußern, kann aber nicht mir zukommen; ich muß durchaus unter den Freunden meiner Kunst, unter den Gönnern meiner Unternehmung, die Fürsprecher suchen, welche, gestützt auf die von mir verfaßten ausführlichen Anleitungen zu einem Urtheile hierüber, an der entscheidenden Stelle die Bedeutung meines Vorhabens in das erforderliche Licht zu setzen vermögen.

In diesem, sowie in jedem Sinne, gereicht es mir

zur ſchönen Ermuthigung, Sie, lieber geehrter Freund, für die Wahl eines erſten Fürſprechers an Ihren eigenen Landesfürſten, den von mir ſo hoch verehrten Herrn Großherzog von Baden, verweiſen zu können. Dieſer muſterhafte deutſche Fürſt war es, der, als ich im Jahre 1861 nach langer Verbannung Deutſchland zuerſt wieder betrat, mit wahrhaft erleuchtetem Wohlwollen mir und meinen künſtleriſchen Unternehmungen entgegen kam. Ich habe ſeitdem keinen Grund erhalten, dieſelben hochherzigen Geſinnungen, welche mich damals begrüßten, für erkaltet zu halten, und glaube daher, daß Sie auf eine tief vorbereitete, ernſtlich geneigte Stimmung bei Seiner Königlichen Hoheit treffen, wenn Sie den Herrn Großherzog im Namen aller Derer, welche meinem Unternehmen bereits ihre Kräfte liehen, und unter denen ich mit beſonderer Genugthuung meinen durchlauchtigſten Gönner ja ſelbſt zu zählen habe, um die Vermittelung einer entſcheidenden Hilfe auf dem zuvor von mir bezeichneten Wege angehen.

Es kann mir nicht zuſtehen, für die Beſchreitung dieſes Weges, wenn ſie von dem Herrn Großherzog beſchloſſen werden ſollte, nähere Maaßnahmen anzugeben, da es ſich denn wohl von ſelbſt verſtehen würde, daß die Mitwirkung ſeiner Kaiſerlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutſchen Reiches als die allerwirkſamſte ſofort von meinem Durchlauchtigſten Gönner in das Auge gefaßt werden dürfte. Nur würde ich mir erlauben, auf die Herren Großherzöge von Sachſen-Weimar und Mecklenburg, ſowie den Herrn Herzog von Deſſau, welche ſich be-

reits im persönlich geneigten Sinne an meinem Unternehmen betheiligten, als vermuthlich zu einer Mitwirkung gestimmt aufzuführen.

Wollte ich nun genau bezeichnen, welches Resultat ich mir als das, alle meine Bestrebungen und Wünsche krönende Ergebniß einer so mächtigen Bemühung für mein Unternehmen vorstelle, so wäre dies der hierdurch zu erwirkende Auftrag des Deutschen Kaisers an mich, gegen die hierfür zu gewährende Unterstützung von Einhunderttausend Thalern, also des Drittheiles der Gesammtkosten derselben, drei vollständige Aufführungen meines Bühnenfestspieles „Der Ring des Nibelungen" auf dem eigens hierzu erbauten Festtheater zu Bayreuth, zur ersten Lustral-Feier des mit Frankreich abgeschlossenen Friedens, im Sommer des Jahres 1876 zu veranstalten.

Da in Folge hiervon es ein Leichtes sein würde, die Berechtigung zur Verfügung über die jener Summe entsprechende Anzahl von Zuschauerplätzen, nach Maaßgabe der bisherigen Patronats-Berechtigungen, in deutlichen Ziffern zu bezeichnen, übergehe ich in dieser Mittheilung an Sie jede nähere Ausführung dieses geschäftlichen Theiles der Angelegenheit, und ersuche Sie nun, im Vereine mit unseren werthen Freunden in Mannheim, den ersten Schritt zur Verwirklichung des mir vorschwebenden Gedankens zu thun, den ich gerne als Ihren eigenen Ihnen hiermit zurückgebe.

Mit hochachtungsvoller Freundschaft

Bayreuth,
19. Januar 1874.

Ihr ergebener
Richard Wagner.

## 112.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 21. Januar 1874.)

Mein theurer Freund!

Meine herzlichſten Glückwünſche zu Ihrem heutigen Geburtstage ſpreche ich Ihnen heute Nachmittag noch mündlich aus! Einſtweilen bringen Ihnen unſere Kinder — außer einer Frucht unſerer Treibhauskunſt — das Theater der Zukunft, welches ſie mir vorm Jahre nach ſeiner äußerlichen Geſtalt zuführten, nach ſeinem innerſten Gehalt: öffnen Sie und Sie werden gewahren, was die unſcheinbare Form innen verſchließt, — das Kunſtwerk der Gegenwart für den rechten Genuß zubereitet!

Bleiben Sie mir gut! Dieß wünſche ich mir zu Ihrem Geburtstage!

Mit dem freundſchaftlichſten Gruß

Ihr

dankbar ergebener

Bayreuth
21. Januar 1874.

Richard Wagner.

## 113.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 9. Februar 1874.)

Lieber, guter Freund Heckel!
Jetzt faßt nur Muth!
's wird Alles noch gut! —

Mit Sr. Maj. ist die Sache in Ordnung: Das Unternehmen, an dem Sie so herrlich ernsten Antheil nehmen, ist gesichert.

Näheres alsbald! —

— — — Ich wußte, daß das Alles vergebens sein würde: für meine Sache gehört ein „weiser Thor!" — aber wer ist denn heut zu Tage thörig? —

Dies in Eile! Bald mehr!

Von ganzem Herzen

Bayreuth, 9. Februar 1874. Ihr Rich. Wagner.

Und Zeroni?? Ah ha!!

## 114.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 9. Februar 1874.)

Lieber Freund!

Endlich bin ich so weit, an Sie — und Hoffmann — die entscheidende Frage richten zu können:

Ob Sie — wenn Sie bis Ende dieſes Monates Februar hier in Bayreuth alle nöthigen Bedingungen für den Beginn Ihrer Arbeiten contractmäßig erfüllt erhalten — von dann ab mit Ihren Arbeiten in der Weiſe fertig werden, daß wir für Auguſt 1875 die Aufführungen Ihrerſeits mit Sicherheit in Ausſicht ſtellen können?

Eine Conferenz am Ende d. M. wird ſelbſt wenn Sie dieſe Zuſage nicht geben könnten, unerläßlich ſein, um die Arbeiten für 1876 (wenn dies nöthig wird) contractlich zu regeln.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Bayreuth, 9. Februar 1874.

ergebenſter Richard Wagner.

## 115.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 21. Februar 1874.)

Lieber gütiger Freund!

Hier die nöthige Unterſchrift mit beſtem Danke für ihre Fürſorge! — Sie hatten vollkommen Recht im Bezug auf die Wiener Reiſe: unter allen Umſtänden drängt es hier auch nicht auf den Tag, und ich bin der Meinung, wir machen Alles mit Brandt und Hoffmann zugleich hier ab.

Die Nachricht, daß wir auf Fels und Waſſer gekommen ſind, hat geſtern Abend meine Frau noch

hoch erfreut, und sie sinnt seitdem darüber nach, wie sie Ihnen für Ihre energische Intervention und vorsorgliche Ausdauer ihren besonderen Dank bezeugen könne. —

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Bayreuth. sehr ergebener
21 Febr. 1874. Richard Wagner.

## 116.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 5. März 1874.)

Lieber Freund!

Soeben traf die Unterschrift des Königs hier ein. Er gewährt uns einen Kredit von 100,000 Thalern aus seiner eigenen Kabinettskasse, um damit die Kosten der Bühneneinrichtung, Decorationen und Gasherstellung für jetzt bestreiten zu können: während der Dauer des Kredites sollen alle eingehenden Patronatgelder der K. Kabinettskasse zugeschrieben werden, bis zur Tilgung der gemachten Vorschüsse, bis zu welcher die bezeichneten Anschaffungen Eigenthum des K. Hofsecretariates bleiben.

Dies der Vertrag.

Sie sehen hieraus, daß wir eben nur in den Stand gesetzt sind, vorwärts zu gehen, keineswegs aber einen Zuschuß erhalten, daß wir somit nach

wie vor darauf angewieſen bleiben, das ganze Unternehmen durch die Theilnahme des Publikum's in Wahrheit erſt zu ermöglichen.

Ich erſuche Sie nun, in Ihren Mittheilungen und Veröffentlichungen mit derjenigen Behutſamkeit und Vorſicht zu verfahren, deren es zu den beiden Zwecken bedarf:

1. Die eingetretene Erleichterung als Gewährleiſtung für das Zuſtandekommen der Unternehmung gelten zu laſſen.
2. Die Leute nicht glauben zu machen, daß nun nichts mehr dafür zu thun ſei.

Wir halten es daher für das Beſte, einfach nur zu berichten, was Thatſache iſt, nämlich:

Daß mit dem Maler Hoffmann in Wien, ſowie mit dem Hoftheatermaſchiniſten Brandt ſoeben die beſtimmteſten Verträge für die Herſtellung der Decorationen und der Bühneneinrichtung in möglichſt kurzer Zeit abgeſchloſſen worden ſeien.

Ich denke, dies wirkt genügend und ſchlägt Alles nieder. Ebenſo werde ich nun an die von mir ausgewählten Sänger ſchreiben, auch wegen des Orcheſters Aufträge geben, was Alles wohl der Sache bald ein anderes Anſehen geben wird.

Mich ſoll es um ſo mehr freuen, wenn Ihnen, lieber Freund, dies Alles wahre Freude macht, als ich leider wenig mehr von dieſer Freude genieße, da ich durch alles Vorangehende ſo ſehr ermüdet und zernagt bin, daß der Erfolg mich endlich

ziemlich kalt, und nur meiner Pflichten eingedenk findet.

Herzlichſte Grüße von Haus zu Haus!

Ihr

Bayreuth, Richard Wagner.
5. März 1874.

## 117.

### An Feuſtel und Muncker.

(Bayreuth, 7. März 1874.)

Meine hochgeehrten Herrn und Freunde!

Es wird mir ſtets unmöglich bleiben, Ihre Verdienſte um die von mir eingeleitete Unternehmung mit genügender Würdigung zu Dank und Anerkennung zu bringen. Dieß iſt das erſte was mich betrübt, wenn ich jetzt Ihrer heutigen Mittheilung an mich zu erwidern habe!

Das Zweite iſt, daß ich es als vollſtändig unmöglich erkennen muß, meinen tiefempfundenen Dank Ihnen durch die Erfüllung Ihres Wunſches, die Aufführungen ſchon im nächſten Jahre ſtattfinden zu laſſen, abzutragen.

Ich glaubte hierüber bei unſerer letzten Zuſammenkunft mich bereits deutlich genug geäußert zu haben und wiederhole deßhalb nur, daß je ernſter ich die Sache jetzt wieder in das Auge zu faſſen mich gehalten fühle, deſto mehr ich den Schaden zu ermeſſen

habe, welchen uns die Verzögerung des Abſchluſſes für eine finanzielle (—) gebracht hat. Ich bin dadurch außer aller Fühlung mit dem von mir zuvor in das Auge gefaßten Perſonale gerathen, und habe im Betreff der Gewinnung deſſelben jetzt ganz von vorn wieder anzufangen.

So konnte ich z. B. bis jetzt keinem der Sänger ſagen: „geht für dieſen Sommer keine Gaſtſpiele ein um euch mir zur Verfügung zu ſtellen“, ſo daß ich nun froh ſein muß, wenn ich wenigſtens einige derſelben werde bewegen können, neben ihren anderweitigen Verpflichtungen ſich auch mir nur für wenige Tage zur Verfügung zu ſtellen.

Glauben Sie mir es iſt ganz unmöglich, das ungeheure viertheilige Werk, von welchem jeder einzelne Theil bei den größten Theatern vierteljahre lange Vorbereitungen erfordert, in der jetzt mir noch gelaſſenen Zeit von heute an bis über's Jahr zur Aufführung zu bringen.

Dieß iſt das Eine. Das andere iſt aber die von Ihnen vorgeſchlagene und gewünſchte Betreibung der Geldmittel durch meine perſönliche Thätigkeit. Vorausgeſagt, es könnte mir wirklich gelingen, durch ſtetes Herumreiſen und Konzertgeben bedeutende Fonds zuſammen zu bringen, ſo beſchwert mich die Nöthigung Ihnen zu erklären, daß ich ſolche Anſtrengungen nicht aushalte, weswegen ich ſelbſt für die Aufführungen unſerer Feſtſpiele mich bereits mit einem, ſtatt meiner fungirenden Dirigenten vorſehen mußte, wie ich dieß in vergangener Zeit zu meiner Schonung bereits in München nöthig hatte. Ich

fühle mehr als jeder von Ihnen, meine hochgeehrten Freunde, daß die letzte Gewährleistung für das Zustandekommen unserer großen Unternehmung in der Aufrechterhaltung meiner physischen und geistigen Lebenskräfte liegt, weil Niemand wie ich die Aufgabe ermessen kann, welche ich mir persönlich hiermit gestellt habe.

Andrerseits habe ich aber gerade durch meine vorjährigen Versuche in jener Hinsicht die deutliche Erfahrung gewonnen, daß alle diese Bemühungen um persönliche Anregung keineswegs die den Anstrengungen entsprechenden Erfolge gehabt haben. Wogegen es eben aus diesen Erfahrungen mir deutlich geworden ist, daß nicht die im Voraus gepredigte Idee, sondern nur die Thatsache der bevorstehenden außerordentlichen Leistungen die — vielleicht nur neugierige Theilnahme erwecken wird, welche uns schließlich die nöthigen Fonds zuwendet. Diese Theilnahme kann, wenn andererseits die Thatsache der wirklich ermöglichten Aufführungen fest steht, durch eine Verzögerung der Neugierde, wie sie oft von Zeugen zur Steigerung derselben angewendet wird, sich nur vermehren; es wird durch die Proben, welche wir im Sommer 1875 bereits selbst mit Decorationen u. s. w. abhalten werden, dieser Antheil (sich) selbst zu einer uns sehr nützlichen Ungeduld steigern, — was um so besser ist.

Hierüber bin ich mir klar.

Worüber ich mir aber noch vollständig unklar bin, das ist, wie ich es über mich gewinnen soll, außer meinem Personale 1500 Gäste, unter denen

die allerhöchſten Herrſchaften ſich befinden, bei dem jetzigen Stande der Bewirthungskräfte, nach Bayreuth einzuladen. Es iſt dieß, meine hochgeehrten Freunde, ein ſo ernſthafter Punkt, daß ich ſchließlich an Sie die Bitte richten muß, hierüber mir Aufſchlüſſe zu geben, welche mich vollſtändig beruhigen können, und ich glaube nicht, daß Ihnen möglich ſein dürfte, durch die Mittel, welche bisher hierfür in Anregung geſetzt worden ſind, mich davon zu überzeugen, daß — außer 500 Freiplätzen — 1000 Patrone, meiſtens aus vornehmem Stande, in unſeren Gaſthöfen oder Privathäuſern ſo untergebracht werden könnten, daß ihre Zuſammenkunft in Bayreuth nicht zu einer widerwärtigen Erfahrung führte, welche eine Wiederholung der Feſtſpiele in einem folgenden Jahre zu einer Unmöglichkeit machen möchte.

Ich halte es daher für meine Pflicht, meine hochgeehrten Freunde, um eine baldige Zuſammenkunft zur Berathung dieſes ſehr beachtenswerthen Punktes, zu erſuchen, und nach Allem, was ich mir im Betreff der Löſung der Schwierigkeit imaginiren kann, dürften Sie dann finden, daß es keineswegs ſchon jetzt zu früh ſei ernſthaft daran zu denken, wenn wir beabſichtigen die Gäſte der Feſtſpiele im Sommer 1876 ſo geziemend zu empfangen, daß ſie keine offenbare Abneigung dagegen gewinnen, im Jahre 1877 wieder zu kommen.

Mögen Sie dieſe Erwiderung als Bezeugung eines tief ernſtlich Geſinnten, aber auch ſorgenvoll Bedrückten, um des Glaubens willen, welchen ich Sie meiner großen Dankbarkeit gegen Sie beizumeſſen

herzlich Sie angehe, freundlich und nachsichtlich aufnehmen!

Mit innigster Hochachtung der

Ihrige

Bayreuth
7. März 1874.
(Abends.)

Richard Wagner.

## 118.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 1. April 1874.)

Hochgeehrter Freund!

Ich bezeuge Ihnen, daß Sie, als ich im Februar bei Ihnen anfrug, ob Sie für nächstes Jahr fertig zu werden sich getrauten, mir Ihre Zweifel hierüber kundgaben. Da etwa um dieselbe Zeit Herr Hoffmann, im persönlichen Verkehr über dieselbe Frage mit Herrn Feustel in Wien die Möglichkeit, für 1875 noch fertig zu werden, festhielt, glaubte ich auch mit Ihnen noch einen Versuch machen zu müssen, nämlich deutlich die Bedingungen zu erfahren, unter welchen auch Sie das Werk noch für möglich halten dürften. Sie hatten zuvor brieflich gemeldet, vor der ersten Hälfte des März zu einer Conferenz in Bayreuth nicht abkommen zu können: dagegen erfahre ich nun von Hrn. Feustel, daß Sie selbst vor Ende April nicht dazu kommen würden. Hieraus habe ich denn

zu erſehen, daß das Nichtzuſtandekommen Ihrer Arbeiten für 1875 bei Ihnen ausgemacht und — gewiſſermaaßen — beſchloſſen war, und es beſchämt mich etwas, ziemlich 6 Wochen lang durch Ihr Schweigen in einer aufregenden Lage erhalten worden zu ſein, während nämlich Herr Hoffmann, ſeinem Vertrags-Entwurfe nach, noch in der Meinung gelaſſen werden mußte, er habe ſich für die Aufführung von 1875 noch bereit zu erhalten. —

Ich kann Niemand, der bisher in die Theilnahme an meinem Unternehmen verwickelt war, es verdenken, daß er mißtrauiſch und zweifelnd ſich bei Seite verhielt: die Folge der bis jetzt ſtattgefundenen Verzögerungen und Schwankungen habe ich jedenfalls auch damit zu erleiden, daß Sie von anderſeitigen Beſtellungen überhäuft ſind, und fern ſei es mir, Ihnen deshalb Vorwürfe machen zu wollen. Einzig hätte es mich gefreut, wenn Sie in dieſer letzten Zeit mir einmal ausführlich geſchrieben hätten.

Nun bitte ich Sie nur, mir und meiner Sache treu zu bleiben, und den Angriff der Unternehmung, welche andrerſeits jetzt ermöglicht iſt, nicht allzu lange zu verſchieben.

Mit den hochachtungsvollſten Grüßen

Ihr

Bayreuth,
1. April 1874.

ſehr ergebener
Richard Wagner.

## 119.

## An Joseph Hoffmann.

(Bayreuth, 1. April 1874.)

Hochgeehrter Herr!

Obwohl Sie bisher durch Herrn Feustel über den Stand der Angelegenheit und unser dadurch bedingtes Verhalten zu Ihnen in Kenntniß erhalten worden sind, sehe ich mich doch bestimmt, Ihnen meine Ansicht darüber besonders noch zu erkennen zu geben.

Aufrichtig bedauere ich, daß ich nicht auch mit Ihnen selbst auch beim Entwurfe des Vertrages verkehren konnte, was manche Verständigung erleichtert haben würde. Nicht aber sind es die Schwierigkeiten, welche in Betreff jenes Vertragsentwurfes etwa aufgestoßen wären, sondern es ist die Verzögerung bestimmter Erklärungen von seiten des Herrn Brandt, was einen bündigen Abschluß mit Ihnen bis jetzt noch hinausgeschoben hat.

Da Sie nämlich die Herstellung der Dekorationen für 1875 noch übernehmen zu können glaubten, glaubte ich auch des Herrn Brandt für diese Zeit mich versichern zu müssen: dieser ließ mich nun bis jetzt im Unklaren, und erst seit gestern ersehe ich, daß er die Lieferung für 1875 nicht zuzusagen sich getraut. Demnach ändert sich jetzt vieles.

Mit Bestimmtheit habe ich jetzt die Aufführung

für das Jahr 1876 anzuſetzen, und demgemäß wird nun auch Ihre ſo ungemein bedeutende Mitwirkung an dem Werke in anderer Weiſe ſich zu regeln haben. Vor allem werden Sie jetzt im Stande ſein, alle Dekorationen ſelbſt zu malen, worauf ich außerordentlich viel gebe. Sie werden ferner hiezu die zwei Sommerhalbjahre 1874 und 1875 einzig zu verwenden nöthig haben, dadurch ſich die angreifende Winterarbeit in dieſem dürftigen Lokal, uns aber auch die Koſten der Heizung und Beleuchtung für dieſes Lokal erſparen.

Auf das innigſte wünſche ich nun, daß dieſe Umgeſtaltung auch Ihnen günſtig dünken möge, und daß Sie vor allen Dingen durch keine Schwierigkeiten ſich abhalten laſſen mögen, meinem Werke Ihre von mir ſo hochwichtig gehaltene fördernde Theilnahme zu erhalten.

Demnach hoffe ich Sie Ende dieſes Monats zum Antritt Ihrer Thätigkeit hier begrüßen zu können, und begrüße Sie ſchon jetzt im voraus als Ihr

hochachtungsvollſt ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.
1. April 1874.

## 120.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 11. April 1874.)

Hochgeehrter Freund!

Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß Sie durch Ihr ſchweigſames Verhalten gegen mich mir Beun-

ruhigung machen. Selbſt bei der Annahme der Verſchiebung auf 1876 muß es mich höchſt bedauerlich dünken, daß gegenwärtig, nachdem die Mittel andererſeits beſchaffen ſind, die Zeit ſo nutzlos für meine Unternehmung verſtreicht. Eine Antwort hätte mein letzter Brief an Sie wohl jedenfalls verdient. Ich wiederhole hiermit den Inhalt desſelben, dießmal in der Erwartung einige Beachtung bei Ihnen zu finden.

Mit der aufrichtigſten Theilnahme meiner Seits, wie von Seiten meiner Frau, für die glückliche Verlobung Ihrer Fräulein Tochter, verbleibe ich

Ihr

Bayreuth
11. April 1874.

hochachtungsvoll ergebener
Richard Wagner.

## 121.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 17. April 1874.)

Wertheſter Freund!

Schönſten Dank! — Wir ſind jetzt mit der Einrichtung unſeres Hauſes und dem bevorſtehenden Umzuge beläſtigt. Meine Frau an Erkältung anhaltend leidend, und ich — guter Dinge wartend und die üblen dahinnehmend. Mit Anfang Mai erwarte ich Richter zur Hilfe für 4 Monate. Der ſoll ſich dann auch nach Ihrem Tenoriſten umſehen. — — — An

Männern wird mir's nicht fehlen, — von Frauenzimmern habe ich nicht viel aufzuweiſen. Der Sommer wird das Alles klar machen: für jetzt habe ich den Winter noch etwas in den Gliedern!! —

Herzlichſten Gruß Ihnen und den Freunden von Ihrem

Bayreuth, 17. April 74.

ergebenſten
Richard Wagner.

## 122.

### An Carl Brandt.

(Viſitkarte, undatirt.)

Theuerſter! Um 5 Uhr erwarte ich Sie mit allem Verwaltungsrath, Bau-, Möbel-, Wohnungsrath ꝛc. —

Um 7 Uhr ſpeiſen Sie dann mit uns allein, und verbringen ſo den Abend! Herzlich willkommen.

R. Wagner.

## 123.

### An Joſeph Hoffmann.

(Bayreuth, 9. Juni 1874.)

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich ſage Ihnen meinen größten Dank für die Umarbeitung Ihrer ſchönen Skizzen. Dadurch, daß

der Wohnraum Hundings den Erfordernissen der dramatischen Vorgänge durchaus entsprechend geworden ist, kann ich nicht finden, daß er an Charakter etwas eingebüßt hat, er ist so vortrefflich. Nicht minder habe ich Ihnen für den Raum vor der Halle der Gibichungen am Rhein zu danken. Die Gesammtwirkung wird eine herrliche sein; hoffentlich ist auch der flache Raum der Vorder- und Mittelbühne ergiebig und unbeengt genug, um der auf ihm vorgehenden Handlung vieler Personen dienlich zu sein. Einen Wunsch hätte ich immer: nämlich den Eingang der Halle etwas mehr im geraden oder selbst vorgebogenen Profile zu sehen: es geht hier die entscheidende Begegnung der Hauptkatastrophe vor. Gewiß habe ich den Fehler begangen, unsere — sehr inkorrekten — Theaterkonventionen noch unwillkürlich im Sinne gehabt zu haben, wonach ich zum Beispiel im „Lohengrin" das Portal des Münsters zur Seite so weit vorschob, daß auf der Treppe lange Zeit die Haupthandlung vorgehen kann.

Diesesmal möchte ich aber ein Zugeständniß von Ihnen haben, nach welchem Sie die ganze Szene etwas mehr von rechts nach links verschieben, so daß von der Halle etwas mehr, vom Rhein etwas weniger zu sehen wäre. Demnach so:

(Hier folgt im Original eine andeutende Grundrißzeichnung)

wobei wir annehmen, daß wir (hier im Profil) eben nur einen Landungsplatz des Flusses vor uns haben, während wir im ersten und letzten Akt, in der Halle stehend, auf die Breite des Flusses selbst hinausblicken.

Aber es wird Ihnen schwer werden, hier etwas zu opfern, denn das Bild selbst, was Sie uns geben, ist ungemein charakteristisch und schön.

Sehen Sie zu und bleiben Sie stets freundlich gewogen

Ihrem sehr ergebenen
Richard Wagner.

Viele herzliche Grüße auch an Herrn Brandt!
Bayreuth, 9. Juni 1874.

## 124.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 9. Juni 1874.)

Wertheſter Freund!

Ich bin in Nöthen, die ich Ihnen als Freund klage!

Mir macht Frau Jaide Sorge. Wäre ſie doch, anſtatt nach Wien zu einem Gaſtſpiele als „Wagnerſängerin", zur rechten Zeit zu mir nach Bayreuth gegangen! Daß ſie ſich in Wien „geſchadet", ſoll mir nichts, gar nichts ſagen, — wenngleich ich gewünſcht hätte, ſie hätte ſich als von mir Erwählte gefühlt und ſich nicht unnützer Weiſe den Chancen eines Wiener Gaſtſpiels ausgeſetzt. Dieß betrifft alſo mehr ihren Charakter, den ich ernſter und von ihrer wahren großen Aufgabe erfüllter gewünſcht

hätte. Nun aber geht mir aus den Erkundigungen, welche ich von durchaus zuverläſſigen Sachverſtändigen und unintereſſirten Freunden eingezogen habe, Eines hervor: Frau Jaide wird großes Talent, höchſt bedeutender künſtleriſcher Inſtinkt als dramatiſche Darſtellerin, edles, warmes Naturell zugeſprochen, — aber — ihre Stimme ſoll gelitten haben, ſie ſoll unzuverläſſig geworden ſein, und ſomit z. B. bei den Aufführungen nicht die Erwartungen erfüllen, welche ſie bei den Proben erweckte.

Für mich iſt das nun keine Kleinigkeit, mich in dieſen Tagen, welche Frau Jaide immer noch — vermuthlich auf Gaſtſpielen — zögernd verfließen läßt, für die Beſetzung der Hauptrollen meines Werkes entſcheiden zu ſollen.

Nun bitte ich Sie! Sie ſind in Darmſtadt an Ort und Stelle: ſagen Sie mir, wie ſteht es mit der Ausdauer dieſer Sängerin? Halten Sie, nach den Erfahrungen an Ort und Stelle, ſie für eine durchaus zuverläſſige Hauptſtütze meiner Aufführungen? —

Ich wünſche von Herzen, daß Sie mich beruhigen können, und hoffe darauf. —

Als „Maſchiniſt" kommen Sie nun einmal dazu, mir für Alles mit Rath und That helfen zu müſſen. Sie wiſſen, daß ich Sie auch angegangen habe, mir über Ihr Orcheſter Auskunft zu verſchaffen??? —

Und Runckwitz in Verzweiflung ſcheint Sie auch nicht ſonderlich zu rühren!

Wo ſind Sie jetzt? In Teplitz — Hamburg — Berlin — oder?? —

Und Hoffmann ſpeiſt immer noch bei Ihnen? —

Arme Frau Brandt! Grüßen Sie dieſe herzlichſt von uns Beiden, und leben Sie perſönlich außerordentlich wohl, aber — immer ein wenig gedenkend

Ihres

Bayreuth, 9. Juni 1874. herzlich ergebenen Richard Wagner.

## 125.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 10. Juni 1874.)

Theurer Freund!

Ich habe jetzt alle Abende meine Muſikanten bei mir, um ſie — welche bald den Sängern ihre Partien einſtudiren ſollen — im richtigen Vortrage meiner Partituren zu üben.

Herzlich willkommen, wer dabei aſſiſtiren will, und wenn es das ganze hochverehrte Kränzchen wäre; jeden Abend geht es bei mir los, nur kann ich keinen Abend mehr aus dem Hauſe!

Treueſten Gruß von

Ihrem

Bayreuth 10. Juni 1874. ſtets verpflichteten Freunde Richard Wagner.

126.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 14. Juni 1874.)

Wertheſter Freund!

Ich möchte eine Liſte der

empfehlenswertheſten

ſomit

vorzüglichſten Muſiker

der großherzogl. Hofkapelle haben. An wen wende ich mich? — Leider —!— traue ich unſerm Freunde Neswadba nicht viel zu! — Iſt nicht der Konzertmeiſter tüchtig? — Ich möchte Sie bitten, denjenigen Dirigenten der Kapelle, welchen Sie hierfür am urtheilfähigſten halten, in meinem Namen (ganz im Vertrauen) um eine Mittheilung in dem bezeichneten Sinne zu erſuchen. Aus 6 Orcheſtern, welche drei Sommermonate über ſchließen, gedenke ich mir nämlich mein großes Orcheſter zuſammenzuſetzen. —

Sehe ich Sie bald einmal wieder?

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

Bayreuth,
14. Juni 1874.

ergebener
Rich. Wagner.

## 127.

### An Fenstel und Muncker.

(Bayreuth, 17. Juni 1874.)

An meine hochgeehrten Freunde der gütigst übernommenen Verwaltung — da oben! —

Ich halte es für gut, Herrn Hoffmann's Rath im Betreff einer Anmahnung an die Herrn Brückner zu befolgen. Hoffmann ist peinlich — aber ernst; die anderen Herren kennen wir noch nicht. —

Herzlichsten und hochachtungsvollen Gruß!

Bayreuth 17. Juni 1874. Richard Wagner.

## 128.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 7. Juli 1874.)

Hochgeehrter lieber Freund!

Falls die beiliegende Photographie*) (wie ich dies nach anderen Erfahrungen vermuthen muß) die Scene, wie sie in München aufgeführt ist, getreu

*) Rückseitige Aufschrift: Onkel Tom's Hütte!

wiedergiebt, verhehle ich Ihnen meine Befremdung darüber nicht, daß Sie dieſer Ausführung den Vorzug vor der Hoffmann'ſchen Skizze zu geben ſich bewogen fühlen konnten. Ich finde dieſe Verſchiebung des Wohnraumes zu Gunſten eines Mondlandſchafts-Effektes (wie es hier nicht im Entfernteſten beabſichtigt iſt) wahrhaft unglücklich und jedenfalls gänzlich unpaſſend zu meiner Intention. Demnach ich Sie doch recht herzlich erſuchen möchte, der weiteren Ausführung der Hoffmann'ſchen Skizze — ſelbſt in Ihrem Innern — nicht mißtrauiſch geſinnt zu ſein. (Ich verlange deshalb nicht, daß Sie Hoffmann zu Mittag und Abend bei ſich haben!!!)

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

Bayreuth. ſtets verpflichteter
7. Juli 1874. Richard Wagner.

## 129.

### An Joſeph Hoffmann.

(Bayreuth, 3. September 1874.)

Hochgeehrter Herr!

Ich bedaure, Ihren Beſuch, wenn er mir noch zugedacht iſt, nicht abwarten zu können; wir erfuhren, als wir, die Herren Brandt und Brückner, an dem von dem erſteren Herrn auch mit Ihnen verabredeten Tage der Konferenz hier verſammelt waren, durch eine Benachrichtigung der Frau Brandt in Darmſtadt,

daß Sie von dort ſich auf Rheinreiſen begeben und, ohne Hinterlaſſung jeder Adreſſe, ihr nur die Erklärung abgegeben hätten, daß Sie am 5. September in Bayreuth einzutreffen gedächten.

Ich melde Ihnen nun (da ich dies aus dem ſo bezeichneten Grunde nicht eher ſchriftlich thun konnte), daß ich unter ſolchen Umſtänden es über mich nahm die bereits ſeit Wochen müßig ſtehenden Kiſten durch die Herren Brandt und Brückner in meiner Wohnung öffnen zu laſſen, um die Modelle prüfen, auch die Skizzen überhaupt erſt den Herren Malern zeigen zu können. Skizzen und Modelle ſind von denſelben Herren ſorgfältig wieder verpackt und vom Verwaltungsrate nach meiner Weiſung den Herren Brückner nach Coburg eingeſchickt worden.

Ich erſuche Sie demgemäß, mit dieſen letzteren Herren an Ort und Stelle in weiteres und näheres Vernehmen in Betreff der Ausführung der von ihnen übernommenen Arbeiten ſich ſetzen zu wollen; ſie, wie nicht minder Herr Brandt, ſind von mir auf das genaueſte über die Abänderungen verſtändigt, welche im einzigen Intereſſe der Deutlichkeit der ſzeniſchen Vorgänge von mir angeordnet ſind; ich nehme an, Sie werden dieſen Abänderungen keine Schwierigkeiten entgegenzuſetzen haben, da ſie nie den künſtleriſchen Charakter Ihrer Skizzen und Konzeptionen berühren.

Hochachtungsvoll mich Ihnen empfehlend, verbleibe ich

Ihr ſehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 3. September 1874.

## 130.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 6. September 1874.)

Wertheſter Freund!

Ich kam geſtern mit ſchwerem Herzen von der Beſichtigung des Orcheſterraumes zurück. Gott weiß, worin hier das Verſehen liegt, durch welches dieſer Raum unendlich enger ausgefallen iſt, als ich es annahm; nur ſo viel erſehe ich, daß, wenn hier nicht die ausgiebigſte Erweiterung bewerkſtelligt wird, ich mit der Aufſtellung meines Orcheſters in gänzlich unlösbare Verlegenheiten gerathen muß. Hier kann nichts helfen, als die äußerſte Verſchiebung des Orcheſterraumes unter das Podium, mindeſtens bis über den erſten Couliſſenpfeiler hinaus. Ich überſehe nicht, welche Verlegenheit dieſe Nothwendigkeit wiederum Ihnen bereiten dürfte: dieſer muß aber abgeholfen werden können, während ein zu enger Raum für mein Orcheſter mir alle meine Combinationen unmöglich macht.

Ich bitte Sie, hierüber mit Runkwitz ſofort in ein ausgiebiges Vernehmen zu treten.

Von Hoffmann habe ich bis jetzt noch nichts erfahren. Die Kiſten ſind nach Coburg abgeſandt!

Viele herzliche Grüße von

Ihrem

Bayreuth sehr ergebenen
6. Sept. 1874. Richard Wagner.

## 131.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 4. October 1874.)

Mein hochverehrter Freund!

Es iſt unumgänglich nothwendig, daß ich mit den vortrefflichen Freunden, welche die Mühen der Verwaltung unſeres großen Unternehmens ſich aufgebürdet haben, in dieſen allernächſten Tagen zu einer ernſtlichen Beſprechung im Betreff der zu ergreifenden Maaßregeln gegen die durch Hoffmann, Brückners und — ſelbſt — Brandt entſtandenen Verwirrungen, zuſammen komme. Wir werden dabei leider Herrn Feuſtel entbehren müſſen. Morgen oder übermorgen kommt dagegen Brandt hier an. Hätten Sie vielleicht Zeit, heute Abend um 8 Uhr — wohl auch mit Ihrer lieben Frau — ein wenig bei uns einzuſprechen, ſo könnten wir vorläufig Einiges feſtſtellen.

Mit hochachtungsvollen Grüßen

Ihr

ſtets verbundener

Bayreuth. Richard Wagner.
Sonntag 5. Oct. 74.

132.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 11. October 1874.)

Geehrteſter Freund!

Herr J. Hoffmann iſt da; ich habe mit ihm abgemacht, daß wir von 10 Uhr Vorm. bei mir conferiren: um 1 Uhr ſpeiſen wir ein wenig, promeniren auf dem Theaterplatz, und kehren dann, — wenn nöthig — wieder zu den Conferenzen bei mir zurück.

Wollen Sie Hoffmann vorher ſehen, ſo ſuchen Sie ihn gefälligſt im „Anker“ auf.

Mit herzlichſtem Gruße

Ihr ergebener

11. Oct. Abends. R. Wagner.

133.

## An Joſeph Hoffmann.

(Bayreuth, 12. October 1874.)

Geehrter Herr und Freund!

Es iſt nicht mein Wunſch, daß Sie von der ferneren Theilnahme an der Ausführung der von Ihnen entworfenen Decorationen ausſcheiden. Ich

habe Ihnen bewieſen, daß es mir daran gelegen war, Sie mit den Herren, welchen jene Ausführung unmittelbar übergeben wurde, in einem, für den Fortgang der Arbeiten gedeihlichen guten Einvernehmen zu erhalten. In dieſem Augenblicke kommt es mir nicht zu, die Gründe davon zu beleuchten, daß dieſes nöthige gute Einvernehmen ſchließlich als unmöglich ſich herausgeſtellt hat. Es genügt, anzunehmen, daß dieſe Unmöglichkeit Ihnen ſelbſt offenbar geworden iſt. Die gleiche Ueberzeugung habe ich meinen Herren Verwaltungsräthen mitzutheilen gehabt, ohne damit einen Wunſch auszuſprechen. Mein einziger, wirklicher Wunſch iſt, daß Sie und ich, zwei ehrenwerthe Männer, in Frieden — für jetzt — ſcheiden. Was eine Ihnen zu zahlende Entſchädigung betrifft, ſo gehörte dieſe Frage in ein Gebiet, in welchem ich nur dann mit der für die ganze Durchführung meines Unternehmens nöthigen Eigenſchaft und Stärke mich bewege, wenn ich, wie ich jeden Gewinn meinerſeits ausgeſchloſſen habe — den von jeder Seite her zur ſtrengſten Sparſamkeit verpflichteten Verwaltern des ökonomiſchen Theiles jede Beſtimmung nach ihrem Gewiſſen zu treffen überlaſſe.

Sobald ſich der Antheil der Herren Brückner an der ſchließlichen Herſtellung der Decorationen feſtgeſtellt haben wird, verſpreche ich Ihnen mit Beſtimmtheit auch deſſen zu gedenken, wie Sie in Zukunft, bei der weiteren Verwerthung des geiſtigen Autorenrechtes, für Ihren bisher genommenen Antheil zu entſchädigen ſein werden.

Mit der Bitte, Ihrer hochgeehrten Frau Gemahlin,

ſowie Ihrem Herrn Schwager mich angelegentlichſt empfehlen zu wollen, reiche ich Ihnen für jetzt die Hand zum Abſchiede und verbleibe ſtets

Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.
12. October 1874.

## 134.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 23. November 1874.)

Lieber Herr Brandt!

Könnten Sie mir nicht endlich meinen Wunſch im Betreff der Orcheſterangelegenheit durch die geeignete Perſon in der Darmſtädter Hofkapelle erfüllen laſſen??? Es iſt dieß die letzte Nachweiſung deren ich noch bedarf, um vorläufig mir mein Orcheſter zuſammenzuſtellen, worauf ich dann erſt die offiziellen Schritte thun kann. —

Geſtern bin ich mit meiner Partitur fertig geworden, und widme mich jetzt gänzlich nur den Geſchäften.

Herzlichen Gruß von

Ihrem

Bayreuth sehr ergebenen
23. Nov. 74. Rich. Wagner.

135.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 25. November 1874.)

Theuerſter Freund!

Mit Freude vernehme ich, durch Mittheilung Ihres letzten Briefes an Brückner's, daß Sie dort überwachen, und nächſtens nach Coburg kommen wollen. Auch ich wollte jetzt ſchon nachſehen, verſchiebe dieß nun aber, bis ich mit Ihnen dort zuſammentreffe. Ich bin zu jeder Zeit bereit und erwarte nur Ihre Beſtimmungen.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

Bayreuth
25. Nov. 74.

ſtets ergebener
Rich. Wagner.

136.

## An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 16. Dezember 1874.)

Lieber guter Freund!

Noch ganz von Dank erfüllt für geſtern, komme ich heute ſchon wieder Sie in Anſpruch zu nehmen. Ich wollte Ihnen anzeigen, daß heute Rth. 818 aus Berlin (für fliegend. Holl.) an mich gelangt ſind. Ich habe dieſe für mich, bekannte Ausgaben (z. B. Kietz in Dresden für die vollendete Marmorbüſte von mir u. ſ. w.) ſowie für die Calamitäten der

Weihnacht- und Neujahrszeit vorläufig zurückbehalten, sowie ich für ähnliche Ausgaben meine geringen Einnahmen vom vorigen Oktober zurückbehielt, darauf bestimmte, daß ich Ihr Bureau nicht unnöthiger Weise beläſtigen oder bemühen wollte, da ich überhaupt gar nicht recht einsehe, in welcher Weise ich für Besorgungen Ihrer Angestellten mich erkenntlich zeigen soll. Ziehen Sie jedoch aus irgend welchen Gründen, einen anderen Modus vor, und ist es Ihnen lieber, alle meine Varia durch Ihr mir so freundliches Bureau gehen zu lassen, so bitte ich nur um Ihre Meinung hierüber.

Erst der Januar wird mir bedeutendere Einnahmen bringen, welche ich dann jedenfalls unserem Conto correnti einverleiben werde. Den Hauptstoß für „Vorwärts" in meinen Finanzen erwarte ich allerdings erst im April n. J., wo zu den voraussichtlichen guten Einnahmen des einträglichsten Jahresquartals noch die von Schott mir zugesagten (Beträge) hinzukommen werden.

So — schwimmt und watet man! Endlich hofft man doch ans Ufer zu gelangen — zumal, wenn endlich jemand zur Seite steht, der meinem Freunde Feustel ähnlich sieht! —

Nun auf Sonntag! Da soll es herrlich werden! Von ganzem Herzen grüßt Sie

Ihr

Bayreuth
16. Dez. 1874.

stets dankbar ergebener
Richard Wagner.

P. S. Das Sgrafitto hat mich denn doch auch Etwas gekostet!

137.

## An Professor Carl Emil Doepler.

(Bayreuth, 17. Dezember 1874.)

Hochgeehrter Herr!

Ich erlaube mir, Sie darüber zu befragen, ob Sie Neigung dazu haben würden, für die im Sommer 1876 von mir beabsichtigten Festaufführungen meines viertheiligen Bühnenfestspieles „Der Ring des Nibelungen" die Entwerfung der Costüme, sowie die Ueberwachung der Ausführung derselben zu übernehmen.

Zu Ihrer vorläufigen Orientirung über den Charakter der Aufgabe, übersende ich Ihnen sowohl ein Exemplar der dramatischen Dichtung, als einige auf deren Ausführung bezügliche Brochüren. Sie werden sofort erkennen, daß es die mir aufgegangene Schwierigkeit der Sache war, welche mich bestimmte nach einem in dem betreffenden Fache besonders erfahrenen, ausgezeichneten Künstler mich umzusehen.

Ich glaube die von mir gestellte Aufgabe als ein reiches, der Erfindung dargebotenes Feld ansehen zu müssen. Denn im Grunde genommen, verlange ich nicht weniger, als ein in einzelnen Figuren aufgeführtes charakteristisches Gemälde, welches mit zutreffender Lebhaftigkeit persönliche Vorgänge aus einer, jeder Erfahrung, oder Anknüpfung an eine Erfahrung, fernliegenden Kultur-Epoche uns vor-

führen soll. Sie werden alsbald finden, daß das Bild, welches sich nach dem Vorgang von Cornelius, Schnorr u. A. für die Darstellung der Figuren des mittelalterlichen Nibelungen-Liedes, zur Geltung zu bringen versucht hat, hier gänzlich außer Acht gelassen werden muß. Hat man sich dagegen neuerdings mit Darstellungen aus der spezifisch nordischen Mythologie befaßt, so ist hieran wohl ersichtlich geworden, wie man sich hierbei eben nur mit einer charakteristisch dünkenden Modifizirung der klassischen Antike zu behelfen suchte. Andeutungen der mit germanischen Völkern in Berührung gekommenen römischen Schriftsteller über die Trachten Jener, scheinen noch nicht zu erfolgreicher Beachtung gelangt zu sein. Es stünde, meiner Ansicht nach, demjenigen Künstler, welcher sich den ihm von mir gegebenen Vorwurf zu eigen machen wollte, daher ein eigenthümliches Feld, sowohl für geistvolle Compilation, wie für seine Erfindung offen; und nichts mehr könnte ich wünschen, als von Ihnen, hochgeehrter Herr, diese Aufgabe sich angeeignet zu wissen.

Indem ich Sie nun ersuche, hierüber Ihre geneigte Willensmeinung mir erkennen geben zu wollen, gebe ich mir die Ehre, Sie mit ausgezeichneter Hochachtung zu begrüßen als

Ihr

ergebener Diener

Richard Wagner.

Bayreuth.
17. Dez. 1874.

138.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 31. Dezember 1874.)

Mein lieber Freund!

Damit ich doch auch das alte Jahr mit etwas Angenehmem ſchließe, antworte ich Ihnen ſogleich nach Empfang Ihres guten, guten Grußes!

Ihr theuren Gerechten Alle, und namentlich auch unſer Mit-Haupt-Gerechter Zeroni! Seid herzlichſt von mir und den Meinigen gegrüßt!

Geſundheit, Stimmung, Laune — kurz — was man Natur und Gottes-Gabe nennt — iſt gut. Hie und da ein Hängen und Würgen, aber — immer doch zum Guten ſich fügend.

Schön, ſehr ſchön, war Euer lieber Beſuch, Ihr zwei Haupt-Gerechten! — Bringt nur ein anderes Mal auch die Gerechtinnen mit! —

Bald werdet Ihr recht Genaues über den Fortgang unſerer Vorbereitungen erfahren! —

Gutes Jahr wünſcht Ihnen vor Allem

Ihr

getreuer

Bayreuth, 31. Dez. 1874 Abend.

Richard Wagner.

## 139.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth 1. Januar 1875.)

Seien Sie mir herzlichſt gegrüßt zum neuen Jahre, mein lieber, theurer Freund!

Vielleicht ſehe ich Sie noch heute. Sollte es zu ſpät werden, ſo bin ich ſo frei einſtweilen Ihnen die Sylveſter-Beſcheerung zur (gelegentlichen) Anſicht zu überſenden, welche mir die Herrn „Rechtsnachfolger“ geſtern bereitet haben.

Ich denke, wir werden einmal wieder bei einem Glaſe Bier Berathung halten müſſen?

Alles Gute und Wohlverdiente wünſcht Ihnen und den lieben Ihrigen

Ihr

Bayreuth
1. Jan. 1875.

allerergebenſter
Richard Wagner.

Herrlich! Ich ſehe ſoeben, daß mein Brief an Sie von heute Vormittag in meiner Schreibmappe verblieben iſt!

Nun wenn ich kein Genie bin!!!

## 140.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 2. Januar 1875.)

Lieber Freund!

Nochmals: Gutes, neues Jahr! — Jetzt aber kommen die Sorgen, nämlich: die näheren Bestimmungen für die Besetzung gewisser Parthien in meinem Dinge. Da ich in Mannheim eine ganze Ansammlung von Frage-Zeichen vor mir habe, wende ich mich an Sie als Diplomaten, weil ich hoffe, Sie werden mit mir besser umgehen, als Graf Arnim mit Bismarck.

1. H. Unger soll den Versuch machen, mit dem Loge fertig zu werden und nebenbei (für den Nothfall) den Siegmund studiren, was ihm für die Zukunft, selbst wenn er ihn zunächst in Bayreuth nicht singen sollte, nur von Nutzen sein kann, sobald er hier allen Proben mit beiwohnt. —
2. Herrn Knapp hätte ich, vieler seiner Eigenschaften wegen, gern zum Fasner: Freund Langer soll doch sehen, ob dies mit Knapp's Stimme (der einigen Tiefe wegen) geht. — Wenn nicht, bleibe es beim Donner, mit dem Studium des Gunther als Dublette, — — ganz in dem Sinne wie bei Unger mit Siegmund. —

3. Fräulein Auguſte v. Müller:
„Grimmgerde", eine der Walküren. Erda und 1. Norn als Dublette für die Fälle vide: Unger — Siegmund.

4. Fräul. Johanna König — die Vogelſtimme im Siegfried — die etwas kleine Figur der Dame verwehrt es mir, ſie weiter zu beſchäftigen. Wohl hätte ich ſie noch zur erſten Rheintochter „Woglinde" verwenden können: hierfür bedürfte ich jedoch in erſter Linie ſehr bühnenkundige, erfahrene und muthige Frauenzimmer, denn ſie ſingen meiſtens in Flugmaſchinen, wofür die Schweſtern Lehmann ſich mir erboten haben. Aber: Vorſicht iſt auch hier gut; Frl. König möge die Woglinde, ſowie Frl. von Müller auch die Floßhilde ſich einſtudiren.

— Für alle Studien möge Freund Langer ſorgen. — Dies die vorläufigen Machinationen; erhalte ich nun von Ihnen gute Nachricht in Betreff der Bereitwilligkeit der Genannten, ſo erfolgen meinerſeits die offiziellen Schritte, Zuſendung der Partien, nähere Abmachungen. Nun muß ich über den in meinen Vorſchlägen berechneten Punkt der unbedingteſten Willigkeit, in jeder Weiſe, die ich dem Ganzen für zuträglich halte, mitzuwirken und feſt einzutreten, vollkommen verſichert ſein. Sänger-Empfindlichkeiten, Rollen-Begehren und Anſprüche in dieſem Bezug, nöthigen mich da, wo ich ſie antreffe, ſofort zum vollſtändigen Abbruche. Nur aus dem freien, guten Willen aller Mitwirkenden

kann das hervorgehen und gelingen, was ich beabsichtige.

Noch fehlt mir eine Sieglinde; das ist ein Elend! Sie muß schlank und tüchtig sein. Mit Fr. Jaide geht es nicht. Ist Ihnen Etwas vorgekommen? Falls Knapp nicht den Fafner will: hätten Sie dort so einen gehörigen Kerl dafür? Allerdings muß es eigentlich ein kraftvoller tiefer Baß sein. —

Tausend herzliche Grüße von Haus zu Haus und an die ausgezeichneten Gerechten!

Ihr

alter kleiner

Bayreuth, 2. Jan. 1875. Richard Wagner.

## 141.

### An Bürgermeister Theodor Muncker.

(Bayreuth, 6. Januar 1875.)

Mit Respect vor der heiligen Magistratssitzung bin ich gewichen, ohne jedoch den herzlichen Wunsch verheimlichen zu können, daß der Herr Bürgermeister mit Familie uns heute Abend die Gelegenheit zu einer gemüthlichen Unterhaltung geben möchte.

Allerergebenst

Richard Wagner.

Gegeben im allerheiligsten Bürgermeisterzimmer ꝛc.

142.

## An Emil Heckel.

(Postkarte.)

(Bayreuth, 14. Januar 1875.)

In wenigen Tagen gehen an Alle offizielle Schreiben ab, welche Alles erklären und — fragen. H. v. Reichenberg soll mir willkommen sein. Halten Sie ihn für tüchtig zum Faſner, ſo möchte ich ihn gern ſchnell einmal hier haben.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Bayreuth, 14. Jan. 75. R. W.

143.

## An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 21. Januar 1875.)

Verehrter Herr und Freund!

Ich fürchte durch die, etwas voreilige, geſtrige Mittheilung meines Wunſches im Betreff einer beſonderen Berathung der Gaſt-Unterbringungs-Angelegenheit bei Gelegenheit der Aufführung der projectirten Bühnenfeſtſpiele, Sie, und unſere werthen Freunde in einige Beklemmung verſetzt zu haben, welche Ihnen und meinen geehrten Freunden zu benehmen der Zweck dieſer kurzen Mittheilung iſt.

Bei näherer Betrachtung muß ich nämlich finden, daß ich mit dem Vorſchlage, uns zu einer Special-Commiſſion für die Effectuirung der angeregten Sache zu erweitern, erſt dann hätte heraustreten ſollen, wenn der Gegenſtand ſelbſt reiflich unter uns berathen worden wäre. Ich muß mit Recht befürchten, daß meine geehrten Freunde, welche ſich bisher mit den Bemühungen der Verwaltung der ganzen Unternehmung beſchwerten, überhaupt noch ſehr wohl begründete Bedenken anderer Art, als der der Unterbringung der Gäſte, vorzubringen haben.

Hierüber uns klar auszuſprechen, alle möglichen, auch die ungünſtigſten Annahme-Fälle zu erwägen, und dieſem gemäß dann unſere Beſchlüſſe zu faſſen, iſt daher mein wirklicher Wunſch, und er war dieß daher auch ſchon geſtern, wo, wie ich ſagte, eine zu flüchtige Mittheilung desſelben Sie vielleicht irre geführt haben dürfte, zu glauben, ich hielte bereits alle Bedenken für beſeitigt.

Beliebt es daher meinen geehrten Freunden, hierüber zu einer ernſtlichen Beſprechung unter uns einzutreten, ſo würde ich nur bitten, den Tag und die Stunde einer ſolchen Conferenz (etwa bei mir) gütig beſtimmen zu wollen.

Mit der Bitte, hierüber mit Herrn Feuſtel und Herrn Dr. Kaeſſerlein in freundliches Vernehmen treten zu wollen, grüße ich Sie mit wahrhaftigſter Hochachtung als

Ihr

Bayreuth,
21 Jan. 1875.

dankbarſt ergebener
Richard Wagner.

## 144.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 25. Januar 1875.)

Lieber guter Freund Heckel!

Und nun, nach dieſem Schwall von Beſorgungen, ein Wort zu Ihnen!

Alſo! —

Hier die feierlichen Schreiben, welche ich, der höheren Feierlichkeit wegen Sie erſuche, den verſchiedenen Betreffenden perſönlich zuzuſtellen. (Sie können auch einen Toaſt dabei ausbringen!) Uebergeben Sie Jedem die ihm zukommende Parthie. An Frl. v. Müller habe ich einiges ſchriftlich hinzugefügt, wegen der „Erda", die ich ihr jetzt noch nicht einzig anvertrauen möchte. — Jedoch Sie wiſſen aus meinem letzten Briefe Alles ſchon, und nun demgemäß vertheilen Sie die Parthien.

Herrn Knapp kann ich einſtweilen nur ſeine unbedingte Parthie — Donner, zuſtellen, weil Gunther (dem Vorſichtsplane gemäß auch von ihm zu ſtudiren) noch im Stiche nicht fertig iſt. Außerdem muß mir Herr Knapp aber in der Götterdämmerung auch noch 1 Mannen übernehmen; alle Soliſten, welche hierin nicht mit beſchäftigt ſind, übernehmen einen der 16 Mannen. Auch Herrn Unger wollen Sie das freundſchaftlichſt eröffnen. Alle müſſen nicht nur gut — ſondern auch gütig ſein.

Die Mannen-Parthien folgen nach. Auch soll Herr Unger eine Siegmund-Parthie bekommen (in Duplo!), der Loge wird ihm aber schon grade genug zu schaffen machen. Kann er einmal abkommen, so überhörte ich ihn gern. Ende März bin ich wieder in Bayreuth. —

Und nun viele und noch mehrere herzliche Grüße aus Wahnfried, von vielen und auch von

Ihrem

Bayreuth, 26. Januar 1875.

sehr obligirten
Richard Wagner.

145.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 28. Januar 1875.)

Also, hier ist das Gewünschte. 8 bis 10 Mark Entschädigung pro Tag u. s. w. werden wir wohl für die Unbemittelteren gut herausbringen: also — sagen Sie den Leuten, daß sie das bedingen könnten. Für gutes und billiges Unterkommen meiner Bande wird gründlich gesorgt.

Guten Abend, lieber Freund!

Ihr

R. Wagner
(Canzelist.)

146.

An Carl Brandt.
(Visitkarte, undatirt.)

Richard Wagner

erwartet Sie zu jeder Zeit, für gewiß aber um 7 Uhr zum Abendbrod. —

147.

An Carl Brandt.

(Undatirt.)

Theuerſter Genoſſe!

Ich fand den Brief zu Haus, welchen ich Ihnen ſogleich mittheile. Ich glaube, wir können mit dieſem Manne uns einlaſſen, da die Engländer in dem berührten Punkte etwas voraushaben.

Wollten Sie vielleicht gütigſt dem Manne ſchreiben, was etwa jetzt zu ſagen iſt? Auch wohl ſich nach ſeinen Leiſtungen näher erkundigen? —

Mit herzlichem Gruß und großem Dank für Ihre letzte Hierherkunft

Ihr

Rich. Wagner.

## 148.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 6. Februar 1875.)

Lieber Freund!

An Sie also — wie immer — kurz und resolut. Knapp langweilt mich etwas mit dem etwas absurd lautenden Passus betreffend gewisse noch absondere Abzüge. Eilers und vorzügliche außer ihm, so auch der arme Unger, acceptiren die einfache Entschädigung, Eilers sogar nur mit Neunzig Thaler pro Monat. Eilers singt mir zwei Hauptparthien, während ich für Knapp mit Bestimmtheit nur auf den Donner rechne, während ich selbst hierfür Degele in Dresden umsonst haben kann. Besteht Herr Knapp auf seinen 15 Mark, so werde ich ihn nur für die erste Woche Juli und die erste Woche August d. J. sowie für die erste Hälfte Juni, dann vom 15. Juli an bis 21. August gebrauchen können; er kann sich dann in der Zwischenzeit anderswo Geld verdienen. Aufrichtig, mich verdrießt diese Quengelei! —

An Unger, Frl. König und Frl. von Müller schreibe ich selbst zu. — Sonst geht vieles recht gut, großer Wetteifer allerseits, mir den Kostenpunkt zu erleichtern.

Richter soeben hier auf der Hochzeitsreise. 11. d. M. reisen wir selbst nach Pest und Wien ab. Seien Sie

doch 1. März Abend zur Aufführung (lauter Götterdämmerung) in Wien!

Herzliche Grüße von Haus zu Haus!

Ganz und gar

Ihr

Bayreuth, 6. Febr. 1875. Rich. Wagner.

## 149.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 9. Februar 1875.)

Lieber Freund!

Daß Sie nicht Stadtrath ſind, thut mir um Seidels Willen leid, da er beſchwor, Sie wären es.

Haben Sie noch kein ſchönes, ſchlankes und großes Frauenzimmer?

Wir gehen zuerſt nach Wien, und — vielleicht — dann erſt nach Peſt. 20. d. M. reiſen wir, und wohnen in Wien bei Standthartner, im Stadtkrankenhauſe. Ein Zimmer daſelbſt können Sie nur als Stadtkranker bekommen. Proben und Concert ſtehen Ihnen frei — verſteht ſich. Eine Nummer müſſen Sie aber dafür da capo rufen. Ich werde ſie Ihnen bezeichnen.

Knapp iſt Knapp! —

Schönſte Grüße hin und wieder!

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth, Stadtrath.

9. Febr. 1875.

150.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 13. Februar 1875.)

Lieber Freund Heckel!

Da Sie (was ich nicht angenommen hatte) Herrn Knapp meinen letzten, ihn betreffenden Brief wörtlich mitgetheilt, und ihn somit in die Verlegenheit gesetzt hatten, einige vertrauliche, fast scherzhafte Ausdrücke auf sich zu beziehen, — so bitte ich Sie nun, auch diese heutige Mittheilung ihm zur wörtlichen Kenntniß bringen zu wollen.

Ich spreche Herrn Knapp von jedem Verdachte, von einer gewissen Einrichtung des Mannheimer Hoftheaters persönlich profitiren zu wollen, vollständig frei, schätze seine Person und sein Talent, und erkläre, daß, fühlte ich mich autorisirt auf Kosten meiner Patrone einen Künstler zu unterstützen, ich im Betreff des Herrn Knapp keinen Augenblick anstehen würde, die reichlichste Entschädigung zuzugestehen. Allein hier stoße ich auf einen Entscheid des Mannheimer Theater-Comité's, welcher mich geradezu empört. Einem Künstler, welcher bei dieser Gelegenheit Nichts profitirt, einen Tribut aufzuerlegen, wie er nur von einem persönlichen Gewinn beansprucht werden kann, — und dies im Angesichte eines Unternehmens, wie des meinigen, wo Alles nur durch freiwillige Opfer zu Stande kommt, be-

findet eine Absicht und eine Gesinnung, welche mich wünschen macht, daß ihr eine Strafe und öffentliche Züchtigung zu theil werde.

Meine Patrone werden diesem vortrefflichen Comité ihren Tribut nicht zahlen, und somit entsage ich, und zwar einzig aus diesem Grunde, der Mitwirkung des von mir durchaus hochgeachteten Herrn Knapp bei meinen Festspielen.

Mit herzlichem Gruße verbleibe ich der

Ihrige

Bayreuth, Richard Wagner.
18. Februar 1875.

## 151.

### An Bürgermeister Theodor Muncker.

(Bayreuth, 13. Februar 1875.)

Theuerster Herr und Freund!

Aus der beiliegenden Depesche des Herrn Riemann ersehen Sie dessen Anliegen. Ich glaube, Niemand besser als Sie, verehrtester Herr Bürgermeister, ist vermöge Ihrer „Agenten" befähigt, die gewünschte Auskunft zu verschaffen. Darf ich Sie, als erstes Werk Ihrer Unterbringungsthätigkeit, um die Besorgung dieser Angelegenheit ersuchen?

Wir schmeicheln uns, morgen Sie zum Mitgenuß des Meininger Quartettes in Wahnfried zu empfangen,

und verbleibe ich mit größter und dankbarster Hochachtung

Ihr

Bayreuth,
13. Febr. 1875.

stets verpflichteter
Richard Wagner.

152.

## An Emil Heckel.

(Telegramm.)

Ist Reichenberg tiefer Baß, Fasner, so komme er morgen. Wenn nicht, Reise zwecklos. Wiener Abreise Sonntag.

Wagner.

153.

## An Friedrich Feustel.

(Wien, 27. Februar 1875.)

Mein theuerster Freund!

Ihr guter Brief hat mich sehr erfreut und beruhigt. Haben Sie Dank für Ihre mir so ungemein wohlthätige Freundschaft.

Daß Sie mit Schott immer noch in Correspondenz, wenn auch „eifriger" stehen müssen, thut mir einzig leid, da ich ersehen zu müssen glaube, daß Sie

[illegible] noch auf Schwierigkeiten gestoßen sind. Wegen [illegible]rer weiteren Vorschläge werde ich, sobald ich zurück [illegible]n, sofort Ihren Ansichten beizupflichten haben.

Hier stieß ich zunächst auf großen Aerger. Doch [illegible]eht nun, Dank meinen außerordentlichen Anstrengungen, Alles gut. Leider wird es mir nicht leicht fallen, die gewünschten Einnahmen nach der erwarteten Höhe uns zur Verfügung zu bringen. Die Calamität ist hier gegenwärtig so groß, daß meine Freunde sich nicht getraut hatten dieselben hohen Preise, wie vor 3 Jahren, zu stellen; statt auf 25 fl. wie damals, wagte man sich nur auf 20 fl. und so im Verhältniß zu gehen; so daß als höchste Brutto-Einnahme dießmal nur fl. 12000 erwartet werden kann. Diese scheint aber durchaus gesichert; denn überall herrscht nur eine Verwunderung darüber, wie jetzt wo alles stagnirt und viele Theater aus Mangel an Besuch ganz schließen müssen, der Name R. W. noch so etwas zu Stande gebracht habe. Mit Pest wird es nicht viel anders werden, und ausschweifenden Annahmen werde ich entsagen müssen; dagegen bin ich entschlossen einen Ausgleich dadurch herbeizuführen, daß ich das Conzert am 4. März in Wien wiederhole, nämlich zu niedrigen Preisen fl. 5, 3 und 1, um dem weniger bemittelten Publikum, welches danach schmachtet, den Besuch zu ermöglichen: man nimmt an, daß dieses 2te Conzert wiederum überfüllt sein werde und die Einnahme, da es sehr geringe Kosten machen wird, sich ganz exceptabel herausstellen soll.

Einstweilen will ich in diesen Tagen, aus schul-

diger Rückſicht, dem König eine Privataufführung im Reſidenz-Theater von denſelben Stücken für ihn allein vorſchlagen. Nimmt er es an oder nicht, ſo gedenke ich doch jedenfalls über München zurückzureiſen, ſchon um dort das Sängerpaar Vogel mir anzuhören und zu ſehen.

Herzlichſt grüßt und dankt mit mir meine Frau! Stets verbleibe ich

Ihr

Wien
27. Febr. 75.

hoch verpflichteter
Richard Wagner.

## 154.

### An Friedrich Feuſtel.

(Wien, 13. März 1875.)
Eilig.

Theuerſter Freund!

Herzlichen Dank! —
Ich melde Ihnen folgende Reſultate:
Wien 1. Konzert

Reinertrag — 9000 und
mehrere 100 fl.
Reſt —— 5300 fl.

Wien 2tes Conzert wird — bei niedrigen Preiſen etwas über 4000 fl. liefern. Allerdings hätte man ſogleich den Saal noch für ein 3tes Conzert am gleichen Verkaufstage ausverkaufen können. Ein

Das dürfte aber erſt Anfang April wieder möglich ſein. — Von Berlin bin ich unter den gleichen Bedingungen wie das letzte mal wiederum eingeladen. Vielleicht Mitte April. —

Der König hat mir — (in ſeiner ungemeinen Art!) geſchrieben. Er bittet um die Privataufführung erſt nach Oſtern. —

Demnach reiſen wir Montag vorläufig wieder nach Bayreuth zurück, wo wir am Dienstag früh Wahnfried wieder einzunehmen gedenken, allerdings — wie Sie aus den vorſtehenden Meldungen erſehen, nur zur kurzen Ausruhung! —

Herzlich freue ich mich Sie, treuer lieber Freund, wieder zu begrüßen!

Wien. Ihr
13. März 1875. Richard Wagner.

## 155.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 26. März 1875.)

Lieber Freund Heckel!

Schön Dank! — Viel Mühe und Aerger. — Erwarte gern Herrn v. Reichenberg, nur iſt meine Zeit jetzt knapp, was mich darauf bringt, Sie zu bitten, die Sache mit Herrn Knapp doch jedenfalls nun in Ordnung zu bringen. Ich bin, ſeit die

Herren Kapellmeiſter ſich ſo ſchlecht benehmen, des Marktens und Feilſchens ſehr müde geworden. Auch intereſſirt mich Knapp wirklich. Er möge ſich nur ſeine Zeit, der Ordnung der Proben gemäß, gut einrichten; d. h. ich brauche ihn nur für das Rheingold, und — will er einen Mannen ſingen — für Götterdämmerung, die anderen Stücke kann er ganz für ſich zu Gaſtſpielen u. ſ. w. benützen, und gern würde ich nicht, während der Zeit, wo er unbeſchäftigt hier läge, namentlich an den Mannheimer Penſionsfond Abgaben leiſten. —

Im Betreff Herrn Unger's bin ich in dieſem Augenblicke noch ſehr ungewiß daran. Sie wiſſen das!

Ich erwarte die Nachricht, nach welcher ich bis ſpäteſtens 5. April in München den Triſtan zu ſehen gedenke: entſpricht nun Frau Vogel meinen Wünſchen, und kann ich ſie für die Sieglinde anwerben, ſo wird mir dies ohne Zweifel nur dann gelingen, wenn ich auch ihren Mann mit nehme. Dieſem kann ich nun keine andere Parthie als den Loge übergeben. Somit wüßte ich dann für jetzt nicht, was mit Herrn Unger, den ich noch ſo wenig kenne, anzufangen ſei. Immer noch hat dieſer aber mir eine Erinnerung hinterlaſſen, welche mich beſtimmt, ihn — für alle Fälle — noch genauer kennen zu lernen. Er müßte dafür, rein um des Zweckes willen, jedenfalls von mir etwas ihm Nützliches zu erlernen, einige Zeit in meiner Nähe zubringen können. Ich kann ihm nur keine Aufenthaltentſchädigung dafür zahlen.

Nun ſehen Sie einmal, wie es hiermit ſtehen und gehen könnte.

Für den Fall, daß mir Frau Vogel definitiv mißfällt, würde Unger jedenfalls als Loge eintreten.

Ich habe zuletzt viel Wüſtes erlebt, bin auch nicht wohl. Endlich muß Alles aber doch gehen.

Herzlichen Gruß von

Ihrem

getreuen

Bayreuth, 26. März 1875. Richard Wagner.

Reichenberg könnte mich von jetzt bis erſte Tage April ſicher in Bayreuth treffen.

## 156.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 2. April 1875.)

Lieber Freund!

Großen Dank für Herrn v. Reichenberg: er iſt eine vorzügliche Acquiſition für jetzt und die Zukunft. —

Wer hat Ihnen die beiden Sängerinnen in Bremen empfohlen? Ich könnte mir vielleicht die eine oder die andere nach Hannover kommen laſſen, wo ich — des Tenoriſten wegen — Sonntag und

Montag — 11. und 12. April — mich aufhalte. Könnten Sie ſo etwas vermitteln? —

Die Nachrichten über Unger, welche mir Reichenberg gab, waren, was ſeine Stimme betrifft, nicht günſtig; weiß er keinen Ton zu halten, ſo kann ich ihm das nicht erſt lehren. Mir wird bang vor ihm. — — —

Knapp wünſche ich jedenfalls. — Berliner Conzert — 24. April: — Gott weiß! —

Beſte Grüße von Ihrem

Bayreuth, 2. April 1875.

R. Wagner.

157.

An Carl Brandt.

(Bayreuth, 6. April 1875.)

Lieber Herr Brandt!

Sehen Sie, mit was für Leuten ich in Darmſtadt zu thun habe! Noch kein Wort iſt von dem dortigen Kapelliſten an mich gelangt!!! Ich glaube, ich muß gänzlich auf das Darmſtädter Orcheſter verzichten!! — Aber noch Eines, was mir das Herz beſchwert! — Ich war heute wieder im Theater, und muß endlich, wenn ich mich nicht ſehr ſchändlich belügen will, ganz

bestimmt eingestehen, daß der Architekt mein Orchester gänzlich verbaut hat. In diesen Raum bringe ich meine Musiker nicht unter, es ist unmöglich! Es wird nichts übrig bleiben, als 2 Sitzreihen vom Zuschauerraum hinweg zu nehmen (was nichts ausmacht), demnach die Mauer wegzunehmen und zurück zu verlegen. Hiervon will ich nun vorläufig an Runckwitz morgen Anzeige machen; wollen Sie nun die Güte haben, gleichzeitig hierüber mit Herrn — Heinrich VIII*) in Leipzig sich in das Vernehmen zu setzen. — Soviel ich hierüber früher von Ihnen gehört zu haben mich entsinne, hat es mit der Verlegung dieser Mauer keine Grund-Schwierigkeiten. Ob 100 Zuhörer weniger unterkommen, ist mir, bei der Anlage des Ganzen, durchaus gleichgültig. Es gilt, eine — in jeder Beziehung — vollkommene Aufführung zu bieten — das Uebrige ist gleichgültig.

Aber Ihre Darmstädter Musiker! Und Niemand, an den ich mich halten könnte, als der arme „Maschinist", den ich allerherzlichst grüße, als sein

ergebener

Bayreuth 6. April 1875. Rich. Wagner.

---

*) Brückwald, jetzt fällt mir der Name ein! —

158.

## An Friedrich Feustel.

(Berlin, 16. April 1875.)

Theuerſter Freund!

Beſten Dank für Ihren hier vorgefundenen Brief, welcher mich anheimelte, wiewohl er gerade nichts ſehr Tröſtliches enthielt. Beſſer machte es unſer Schwiegerſohn, der vortreffliche Adolf, deſſen Empfangs-Anzeige mir Wohlgefallen erregte!

Meine Reiſe, die ich vor nun 8 Tagen unternahm, galt bisher nur der Jagd auf Sänger; ich war in dieſer Hinſicht nicht ganz unglücklich, machte auch an dem Braunſchweiger Intendanten eine ſehr erfreuliche Bekanntſchaft, welche, wie ich faſt annehmen darf, zu einigem Patronate des Herzogs führen dürfte. — Hier ſoll Alles ſehr gut gehen. Ich habe mir vorgenommen, alle Verſuche, welche mir Berlin noch übrig läßt, bis auf das Aeußerſte zu verfolgen. Leider koſtet mich das alles viel Geld, was mir manchmal wie unnütz vorkommt.

Hier ein Brief an den Verwaltungsrat, der mir unverſtändlich iſt. —

Mögen Ihnen und den lieben Ihrigen unſere Kinder und unſer Haus herzlich empfohlen bleiben, dafür aber Alle von mir und meiner Frau auf das kräftigſte gegrüßt ſein!

Berlin.
Thiergarten-Hôtel
Potsdamer Thor 1.
16. April 1875.

Stets Ihr
dankbar ergebener
Richard Wagner.

159.

## An Carl Brandt.

(Postkarte.)

(Berlin, 18. April 1875.)

Herrn Hoftheater-Maschinisten
Carl Brandt
Darmstadt.

Brief von Retwedda zu — eben angekommen, befriedigend! Concert am 24. d. M. Abends. Suchen Sie doch zu kommen!

Ihr

Berlin, 18. Apr. 75. R. W.
Thiergarten-Hôtel.

160.

## An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 2. Mai 1875.)

Mein theuerster Freund!

Wie recht haben Sie vor allen Dingen auch mir anzuempfehlen, vorzüglich für die künstlerischen Details der Ausführung meiner Unternehmung zu sorgen, dagegen an die äußeren Anlagen u. s. w.

unſere geringen und ſo ungemein mühſam herbeizuſchaffenden Mittel nicht zu vergeuden.

Ich bin über dieſe ſehr richtige Mahnung, da Sie zumal auch von einem Seitenblicke auf unſere „Caſſa“ begleitet war, ſofort zu dem Entſchluſſe gekommen, die Erdarbeiten auf das allernothwendigſte Maaß für die unmittelbare Umgebung des Theaters beſchränken zu laſſen. Für alle Fälle wünſche ich der Stadt das ganze Terrain von der Theater-Terraſſe herab bis zum vorderen Eingang zurückzugeben, und zwar mit dem ernſtlichen Rathe, dieſes große Grundſtück ganz nach Belieben der Stadt zu verwerthen, wobei der bereits ausgeführte Chauſſée-Damm recht füglich als Straße benutzt werden dürfte. Ich begnüge mich dann mit dem noch immer ſehr anſehnlichen Raume, welcher jetzt zu einem das Theater umgebenden Plateau hergeſtellt iſt; die Ein- und Ausfahrt geſchieht vermittelſt der zur Bürgereuth führenden Chauſſée; die Abbiegungen derſelben fand ich in einer geſtrigen Unterredung mit Herrn Runckwitz leicht ausführbar.

Der junge Bauführer ſagte mir geſtern, es ſeien für die Erdarbeiten bis jetzt circa 5000 fl. ausgegeben worden; wünſche ich nun, daß die Accorde (mit beſonderer und *privater* Schonung einzelner Accordanten) gelöſt werden möchten, ſo würde ich zu der ganz nüchternen Ausführung der Nivellirung des Plateau's um das Theater etwa noch fl. 2000 bis 3000 beſtimmt wiſſen, ſodaß die ganzen Erdarbeiten *für jetzt* mit fl. 8000 abgeſchloſſen wären.

Denn —

In erster Linie habe ich jetzt für die Vorproben dieses Sommers zu sorgen. Glückt es mir mit dem nächsten Concert in Wien noch nach Wunsch, so darf ich mir sagen für meine Person mit fl. 40,000 den nöthigen Casse-Unterbau für diese Proben geschaffen zu haben. Diesen mir möglichst intact, eben für jene Proben, zu erhalten, ist mein wichtigstes Interesse; wogegen auch der Stadt Bayreuth ein ungeheures Terrain zu einem Park für die Sonntagspromenade ihrer Bürger umgeschaffen zu haben für diesmal nicht in meinen Ehrgeiz fallen kann.

Ebenso werde ich mich ferner jeder Agitation im Betreff der Gasthof-Frage enthalten. Die Stadt Bayreuth hat mir durch ihre Vertreter auf meine allererste Anfrage wegen der Fremden-Unterbringung, die Zuversicht, diese Frage befriedigend zu lösen, zu erkennen gegeben, auch auf diese Zusage hin beschloß ich, mein Unternehmen nach Bayreuth zu verlegen. Ich halte mich nun an das Ehrgefühl meiner neuen Mitbürger und werde fortan einzig das rein künstlerische Gelingen meiner Unternehmung in das Auge fassen: ich werde jedenfalls mein Werk in drei aufeinanderfolgenden Aufführungen dem deutschen Publikum zeigen. Ob hieraus eine dauernde, der Stadt Bayreuth zu gut kommende Institution sich bildet, wird zum großen Theile davon abhängen, ob Bayreuth hierfür etwas thut.

Ich hoffe, theuerster Freund, Sie sind mit meiner Auffassung der Lage, wie mit meinen Entschlüssen wohl einverstanden, und in dieser Voraussetzung bitte ich Sie, mir den Weg sowohl der Anbringung meines

Gesuches an die Stadt, einen Theil des mir überwiesenen Terrains zurückzunehmen, als auch den der Lösung der jetzigen Accorde für die Erdarbeiten anzugeben.

Hoffentlich sehe ich Sie selbst auch noch vor meiner Abreise, welche allerdings morgen Nachmittag vor sich gehen muß.

Einstweilen grüße ich Sie wie immer als

Ihr

tief dankbarlichst ergebener

Bayreuth Richard Wagner.

Samstag — 2. Mai 1875
als in der Nacht mein guter
Nuß schnell gestorben war.

## 161.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 10. Mai 1875.)

Geehrtester Freund!

Schicken Sie mir nur Herrn Unger! Ich habe mit ihm Gutes im Sinne, namentlich auch für ihn selbst. Wenn ich sehe, daß etwas mit ihm anzufangen ist, studire ich ihm den Tannhäuser für Wien ein, wo er dann engagirt werden dürfte. Also! —

Mit Knapp ist also nichts?

Thut mir leid. —.

Patronisiren Sie gut! Wir sind schlimm daran, und kaum weiß ich noch, woher ich die diesjährigen Proben bestreiten soll! Alles kostet mehr als angenommen war, und Runckwitz frißt Alles auf! —

Herzlichen Gruß

Ihr

Bayreuth, 10. Mai 1875. Rich. Wagner.

## 162.

### An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 17. Mai 1875.)

Theuerster Freund!

Ich mache Ihnen mein großes Compliment über die III Artikel in der Oberfr. Zeitung, welche Sie so gütig waren uns mitzutheilen, und bin neuerdings in der Meinung bestärkt worden, welche uns den Wunsch eingiebt, Sie einen größeren Antheil an unserer politischen Reichsverwaltung nehmen zu sehen. — Fast hätte ich noch etwas mehr gewünscht, wenn auch grade die Präzision und Kürze Ihrer Aufstellungen viel zur Aufhellung über schwierig zu erlernende Vorlagen beiträgt.

Somit — bleibe ich Schutzzöllner: abgemacht! — wie wohl mich meine naturgemäße Sympathie für B. fast schon in das andere Lager hinüber gezogen hätte.

In Ihrer Beurtheilung der Dinge in Frankreich

ſtimme ich Ihnen noch nicht bei: dort ſcheint mir für jetzt aller Radikalismus lediglich auf die möglichſt totale Unterdrückung des jeſuitiſchen Ultramontanismus auszugehen; im Uebrigen aber dünkt mich dort nur die ſogenannte „blaue", d. h. Bourgeois-Republik Chancen zu haben. Demnach glaube ich, daß Jeſuiten und — Juden mehr zu befürchten ſind, als die Radicalen, welche nie an „Revanche" denken werden. Dieß würde nur ein dynaſtiſcher Prätendent aufnehmen, welcher aber, bei meiner Anſicht über die Tendenz der jetzigen franzöſiſchen Republikaner — keine Ausſichten haben dürfte.

— Intereſſant war es mir, daß die Deutſchen ſoviel für das Tabakrauchen als für ihre Armee ausgeben! — Oh, wie ſonderbar!

Alſo ſchönſten Dank, und zwar ſowohl für die Zuſendung als das Zugeſendete!

Bayreuth
17. April 1875.
(Abends).

Ihr
ſtets dankbar ergebener
Richard Wagner.

163.

An Emil Heckel.

(Bayreuth, 27. Mai 1875.)

Schönſten Dank an Alle
Gerechte und Gerechtinnen!

Mein gutes Weib hat mich zu meinem Geburtstage mit einem herrlichen Gartenfeste erfreut!

Aber: — —

die Geschäfte! —

Unger kommt immer noch nicht, trotzdem ich ihm telegraphisch zweimal Bedeutendes in Aussicht stellte. Ich glaube, ich muß ihn auch bereits von vornherein aufgeben. — — —

Verzeihen Sie! Ihre kleinen Anfragen, wegen Dieses oder Jenes, ob er Proben besuchen könnte? ... u. s. w. erfordern oft Antworten, die mir nicht so leicht fallen, — denn ich bin viel mehr geplagt, als Sie zu glauben scheinen. Die diesjährigen Vorbereitungs-Studien, nicht -Proben, sind durchaus der Sache, nicht aber dem Zuhören gewidmet: 1. bis 15. August allerdings bereits Orchesterproben, für Aufstellung, Sitzen, Klang, erstes Durchlesen. Wer gerade da ist und sich bescheiden benimmt, wird am Ende auch Gelegenheit finden, etwas zu hören; nur besondere Erlaubnisse sind hierfür nicht zu ertheilen. —

Welche Schwierigkeiten habe ich noch vor mir! —

Möchten das alle Gerechten einsehen, und nicht im Voraus mir immer nur zu meinen „Erfolgen" gratuliren! —

Viele herzliche Grüße

Ihr

Bayreuth, R. Wagner.
27. Mai 1875.

164.

## An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Mit Ueberſendung einer Medaille.)

(Bayreuth, 29. Mai 1875.)

Hier, theurer Freund, das Bild eines

Bittenden.

165.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 6. Juni 1875.)

Lieber Freund!

Ich bitte Sie, Brahms Aufenthalt zu erfragen, und ihm dieſen Brief zukommen zu laſſen!

Alles geht erträglich vorwärts. Bald mehr!

Ihr ergebener

Bayreuth, 6. Juni 1875. Richard Wagner.

166.

## An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 9. Juni 1875.)

Theuerſter Freund!

Es ſcheint nicht aufzuhalten zu ſein, daß ich, ehe ich Ihrem Caſſirer in den nächſten Tagen neuen Succurs für mich zuführe, Ihnen noch mit Zahlungen über den Hals kommen muß. Z. iſt wohl jedenfalls richtig. Nun bittet mich auch der Tiſchler S. um Zahlung. Seine Rechnung liegt bei: ich glaube er wird mit einer tüchtigen Abſchlagzahlung, bis ſeine enorme Rechnung geprüft iſt, vorlieb nehmen. Wollen Sie ihn gefälligſt hierfür citiren laſſen?

Ich habe heute Abend einen neuen Sänger zu prüfen, und war es mir deßhalb lieb, von Prof. Nägelsbach zu erfahren, daß er ſein Kränzchen heute bei Dittmar halte. Für die nächſte Sitzung will ich mich nun einmal jedenfalls frei zu erhalten ſuchen, und bitte ich Sie die Herren heute Abend davon zu avertiren, daß ich mich in Sack und Aſche für nächſten Donnerſtag an ihre Verzeihung wenden werde.

Ach Gott, kämen die Freunde nur ganz ſo von ſelbſt am Abend, wo um 8 Uhr ſtets der Teufel bei uns los geht; ein Bier iſt ja immer zu haben, und Cigarren ſind auch da; ſie ſetzen ſich vorm Saal

in den Garten, und wir muſiziren ihnen etwas vor. Aber — ?!

Von Herzen grüßt Sie

Ihr

Wahnfried 9. Juni 1875.

ſtets verpflichteter
Richard Wagner.

## 167.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 25. Juni 1875.)

Ei! Ei! Freund Heckel! So leicht wendet ſich Ihr Urtheil? Vor Kurzem noch vertheidigten Sie Unger, — jetzt glauben Sie an Jäger? — Nun, ich bin jetzt mit Unger darin, habe mich allerdings ſehr mit ihm gequält, bis ich ſeine ſächſiſche Vocaliſation, welche ſeine Stimme vollſtändig unkenntlich machte, überwand, gewann nun aber die Hoffnung, daß ich mit keinem mir bekannten Tenoriſten beſſer fortkomme als mit ihm. Auch werde ich ihn ganz hier behalten; er war offenbar ein verlorenes, aber nicht energieloſes Weſen. Jäger iſt vortrefflich, aber — —

Die Unterkunftfrage tritt jetzt hier in ein neues Stadium; wir werden ohne neu zu erbauenden Gaſthof auskommen müſſen.

Herzlichen Gruß von

Ihrem

Bayreuth, 25. Juni 1875.

getreuen Componiſten
R. Wagner.

Wie iſt eigentlich die Adreſſe des Frl. v. Müller?

168.

## An Bürgermeister Theodor Muncker.

(Bayreuth, 25. Juni 1875.)

Hochgeehrtester Freund!

Ich theile Ihnen den Brief des Herrn Rilius aus Wien zur gütigen Beachtung mit. Er nähert sich fast vollständig dem Gedanken meiner hiesigen Freunde, enthält aber im Betreff der speziellen Ausführung bereits gewisse detaillirte Vorschläge, welche ich mit Roth anstrich, weil sie mir vortrefflich erschienen. Natürlich könnte die völlige Abmiethung der Locale unsererseits erst im nächsten Jahre, wenn die neuen Miether wieder seßhaft sind, vor sich gehen.

Wollten Sie nun auf die, sowohl zwischen uns besprochene, als auf die durch Rilius erweiterte Grundlage hin eine thatkräftige Commission in Activo setzen, so beruhigen und verbinden Sie dadurch außerordentlich

Ihren

Bayreuth,
25. Juni 1875.

hochachtungsvollst
ergebenen
Richard Wagner.

169.

## An Carl Brandt.

(Visitkarte, undatirt.)

Herrn Carl Brandt
auf dem Theater.

Professor Doepler ist da mit schönen Skizzen. Kommen Sie doch ja, wenn nicht sogleich zum Abendessen, doch jedenfalls sobald Sie können.

R. W.

170.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 9. September 1875.)

Aber! Aber! Theuerster College
und Freund!

Erfährt man denn gar nichts einmal wieder? Die Wochen schleichen hin, — kein Lebenszeichen — alle Brücken, Brückner und Brückwälder scheinen abgebrochen?

Ich vermuthe immer, daß Sie, um nicht allein sich hier einzufinden, eine Zusammenkunft mit all diesen Herrn festsetzen. Davon möchte ich gern etwas wissen, damit auch ich hübsch mit dabei bin. —

Herzlichsten Gruß
von
Ihrem
Bayreuth,
9. Sept. 1875.
Rich. Wagner.

## 171.

### An Carl Brandt.

(Bayreuth, 21. September 1875.)

Lieber werther Freund!

Wir ſind in eine große Verſchleppung gerathen, und ich wende mich an Sie, als meinen einzigen wahrhaft Vertrauten und gleichfühlenden Genoſſen unſeres Werkes, um es Ihnen an das Herz zu legen, nach Kräften mit dieſer Verſchleppung aufzuräumen. Was hülfe es mir, Brückner herüber nach Bayreuth zu nöthigen, wenn Sie nicht zugleich hier wären? Brückwald giebt vor, ohne Hülfe für die Ausarbeitung ſeiner Modelle zu ſein; verſpricht aber rechtzeitig fertig zu werden. Verabreden doch Sie nun einen Termin der allſeitigen Zuſammenkunft: Dieſe muß im October vor ſich gehen, weil ich November und halben Dezember nach Wien muß. Alſo: beſtimmen Sie nach Uebereinkunft mit den Andern, ich werde Sie dann durch beſondere Mahnungen an die Betreffenden unterſtützen! —

Sei es ſo! —

Und ſeien Sie ſchönſtens gegrüßt von Ihrem

herzlich ergebenen

Bayreuth, 21. Sept. 1875.

Richard Wagner.

## 172.

### An Friedrich Feuſtel.

(Wien, 4. November 1875.)

Theuerſter Freund!

Ich bin etwas erkältet und durch die ſchlechte Unterbringung im früher beſtimmten Hôtel ermüdet und aufgehalten. Seit geſtern bin ich nun gut untergebracht im Hôtel Impérial, und gedenke morgen die Proben fortzuſetzen. Für heute nur in aller Kürze die Nachricht, daß es bereits beſchloſſene Sache iſt, daß die königl. Reſidenz in Bayreuth den fürſtlichen Herrſchaften überlaſſen wird: wenn der Kaiſer käme, würde der König ſelbſt ſeine Abſteigezimmer hergeben. — Sonſt nichts wie die peinlichſten Klagen und Eröffnungen über — die bekannten Zuſtände. —

Das war es was ich Ihnen melden wollte! Jetzt bleiben Sie mir noch ein wenig gut, wie ich Ihnen ſtets dankbar bleibe.

Herzlichſt

Ihr

Richard Wagner.

Wien,
4. November 1875.
Hôtel Impérial.

## 173.

### An Emil Heckel.

(Wien, 11. November 1875.)

Allervorzüglichster Patronenlader!.

Im Uebrigen geht es so — so! —

Ein Cantor Fischer in Zwickau hat kürzlich 6 u. ⅞ Patrone bei sich geworben, 6000 Mark geschickt, und angefragt, ob er dafür einen Freiplatz erhalten kann. (!!!) —

21. d. M. hier Tannhäuser

— (!!) —

Probenpläne habe ich nicht zur Hand, lassen Sie sich einen von Feustel, oder Fischer (Nibelungenkanzelei) schicken.

Viele herzliche Grüße von

Wien, 11. Nov. 75. Ihrem abgehetzten Richard Wagner.

## 174.

### An Friedrich Feustel.

(Wien, 14. November 1875.)

Theuerster Freund!

Beiliegende Mittheilung aus Wiesbaden ist mir, durch Einschluß, von meinem Hause in Bayreuth

eröffnet (d. h. ohne Couvert) zugekommen, woraus ich schließen zu dürfen glaube, Sie hätten bereits Einsicht davon genommen. Da ich mich aber irren kann, sende ich das Schreiben an Sie zurück, und ersuche Sie mir des Weiteren anzugeben, was ich in dieser Sache Ihrem Rathe nach zu thun habe.

Recht sehr wird es mich freuen, von Ihnen überhaupt wieder einmal etwas zu erfahren: es fehlt mir dieses gute Lebenselement! Mit unserer großen Sache scheint es ja unbedenklich vorwärts zu gehen? Gestern ließ auch ein Fürst ———ski wegen Patronatschein anfragen: verwiesen an Sie. Heckel meldete mir 4 Stück u. s. w. —

— Hier leide ich nur an großer Ermüdung und wenig Freude an der Sache: Vormittag sehr anstrengende Proben, wo ich den Leuten Alles vormachen muß; hierauf gänzliches Umkleiden, Bett-Ruhe; gegen Abend ein ganz kleiner Ausgang (ohne Angermann!). Abends ein Theater (sehr schlecht!) oder ermüdende Unterhaltung. Einzig tröstlich, daß es vorwärts geht und ich hoffen darf, medio Dezember spätestens wieder zu Hause zu sein. Die Kinder freuen sich schon auf den Tag der Abreise.

Tausend Grüße, liebster Freund, und mindestens 500 an den guten Groß!

stets in treuer Dankbarkeit

Hôtel Impérial.
14. November 1875.

Ihr
ergebenster

Richard Wagner.

175.

## An Friedrich Feuſtel.

(Wien, 11. Dezember 1875.)

Theurer Freund!

Müde, abgehetzt und abgeärgert, ſchreibe ich Ihnen ſpät Abends dieſe Zeilen!

Vor Allem ſchönſten Dank an Vetter Adolf für ſeine freundlichen Nachrichten von geſtern!

Wir kommen — ſo Gott will! — Mittwoch Vormittag 11 Uhr zurück. Mich drängt es ſehr zur Rückkehr. Vor Allem habe ich ſofort einen Prozeß gegen einen Muſikhändler in Berlin anzuſtrengen. Alles Material zur Inſtruction des Advocaten habe ich vorräthig. Wen aber wähle ich zum Anwalt? Können Sie — als Hauptſtütze für mich — hierfür immer das Nöthige einleiten, um ſofort nach meiner Ankunft an die Sache gehen zu können?

Sie ſehen,

wenn Noth am Mann
muß immer Feuſtel dran!

Ich bin ſonſt hier mit Manchem, zumal mit der Direktion — ſehr zufrieden; wir ſind die beſten Freunde: nur wünſchte ich jetzt, daß Alles ein Ende habe. Montag Abend Generalprobe von Lohengrin. Dienstag Abend mit Weſtbahn — geht es fort!

Möge ich Sie Alle wohl und freundlich gesinnt antreffen!

Mit herzlichsten Grüßen

Wien Ihr

11. Dez. Abend. Richard Wagner.

176.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, 3. Januar 1876.)

Mein theurer Freund!

Ich bedaure sehr, so lange nichts von Ihnen zu hören! Keine andere Besorgniß treibt mich hierzu, als — weil es für mich eben so tröstlich ist, von Ihnen Lebenszeichen zu erhalten. Wir sind doch die beiden Einzigen, die von Anfang an für die Ausführung des Werkes sich verstanden, und das Schönste des bisher Erlebten war der Empfang auf Ihrer fertigen Bühne. Warum dachten Sie jetzt nicht einmal an mich?

Mir wäre manches zu verzeihen gewesen: ich habe es, seit dem Schlusse unserer Vorproben, nicht gut gehabt. Zwischen Betrügern, Wortbrüchigen und Lumpen aller Art eingeengt, hat mir ein heiteres Aufathmen lange gefehlt. —

Geschäftlich habe ich Ihnen im Grunde nichts zu sagen. Erschwerungen aller Art, — doch festen Willen und Zuversicht! Frau Jaide hat mir sehr

schön geschrieben. Sie ist offenbar das größte Kunsttalent und die bewußteste Künstlerin unter unserem Personal. Ich hatte wohl recht, als ich sie von Anfang an so hoch maß. Möglich, daß sie so, ohne eine der stärksten Parthieen zu übernehmen, am Besten mir nützen kann, indem sie zwei Episoden übernimmt, für welche eine jede eine ebenso bedeutende Künstlerin erforderlich ist, wie für die größten. Ohnedem würde ich jene unmöglich zu der nöthigen ungeheuren Wirkung bringen, welche für das Ganze erforderlich ist, und worin eben das Ausgezeichnete unserer Aufführung bestehen soll. — Grüßen Sie die große Künstlerin von mir, und versprechen Sie ihr bald ein Zeichen meiner Hochachtung! —

Und nun schönsten Gruß an Sohn, Bruder, Tochter und vor Allem — Frau! Ebenso grüßt die Meinige, viel Geplagte! Beide sehen wir guten Nachrichten von Ihnen erwartungsvoll entgegen!

Von Herzen

Ihr

Bayreuth
3. Jan. 1876.

getreuer Collega
Richard Wagner.

## 177.

## An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 2. Februar 1876.)

O mein theuerster Freund!

Einen Brief nach Monaten von mir zurückverlangen, ist ein Attentat auf meine Natur! Ich habe

an Brassin ausführlich geschrieben — was ich aber mit seinem Briefe gethan habe, weiß ich nicht, — da ich ihn nicht finde. Verzeihen Sie das!! —

Im Betreff unserer großen Geschäfte für die Unsterblichkeit müssen wir uns wohl diese Woche noch einmal zusammenfinden? Ich schlage vor bei mir, zu jeder Ihnen beliebigen Stunde.

Was meine sterblichen Geschäfte betrifft, erlaube ich mir bei Ihnen anzufragen, ob mein elendes Saldo es erlaubt Sie zu bitten an Wilhelmj in Wiesbaden die beifolgende Rechnung für mich auszuzahlen, — was mir allerdings erwünscht wäre.

Was diese „sterblichen Angelegenheiten" weiter betrifft, vertröste ich mich auf nächste Ostern, welches die unangenehmen Eigenschaften des Neujahrs nicht haben wird. —

An Brassin werde ich übrigens telegraphiren, und hierbei ihn ersuchen, Sie zu bitten, wenn Sie ein ander Mal mir Briefe von ihm übergeben, dieß nur unter der Bedingung Ihnen zu erlauben, daß Sie dieselben sogleich von mir zurückfordern, da mein „Bureau" noch so schlecht bestellt sei. —

Nun segne Sie Gott! Er kann nichts Besseres für mich thun!

Ihr

herzlich ergebener

Bayreuth,
2. Febr. 76.

Richard Wagner
Theaterdirektor.

## 178.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 4. Februar 1876.)

Liebſter beſter Freund!

Auf die Frage „wie's uns geht“ ließe ſich Vieles antworten! Die Welt, und namentlich auch „Germania“, wird mir immer widerwärtiger!

Unſere Sorgen ſind groß und ſchließlich muß ich den Vorſatz, die Aufführungen in dieſem Jahr noch ſtattfinden zu laſſen, für tollkühn anſehen. Wir ſind mit den Patronatſcheinen bis 490; bedürfen aber, den neueſten Berechnungen nach 1300, um auszukommen. Das urſprünglich projectirte Unternehmen iſt alſo eigentlich vollkommen geſcheitert. Nun gilt es dem Wagniß, zu ſehen, was uns die Neugier ſchließlich noch herbeizieht. Selbſt Feuſtel glaubt es darauf hin wagen zu können; nur ſehen wir einem Fehlen des Geldes für Juni u. ſ. w. entgegen, wo die Muſiker und Sänger ankommen und baares Geld beziehen wollen. Ich ſuchte einen Vorſchuß von 30,000 Th. beim Kaiſer nach. Was zu machen iſt, will ich noch ſehen, wenn ich Anfangs März nach Berlin komme, um andererſeits dort wiederum zu ſehen, wie es mit dem „Triſtan“ ſteht, an welchen ich ebenfalls noch nicht recht glaube. — Im Uebrigen machen wir hier gute Miene. Alles wird fertig

(auf Credit!); die künſtleriſchen Details der Ausführung werden in höchſter Vollendung ausgearbeitet. Brandt, wie immer, ausgezeichnet, — meine Hauptſtütze!

Von den Sängern iſt mir, außer von Scaria, nichts widerwilliges aufgeſtoßen: Alles ſcheint mit feſtem Muthe bei der Sache zu bleiben. Für Scaria, werde ich helfen können, — wenn er ſelbſt in letzter Stunde doch nicht noch umkehrt; ganz fertig iſt es mit ihm noch nicht. Sonſt wenig Neues. .

Grüßen Sie Frau und Freunde ſchönſtens von mir und uns!

Können Sie etwas hexen, ſo ſoll mir das lieb ſein! Immer aber bleibe ich

Ihr

herzlichſt ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth,
4. Febr. 1876.

## 179.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 24. März 1876.)

Theuerſter Freund!

Ich erſuche Sie, unſeren Freund Gießel ernſtlich darum anzugehen, daß er ſeinem Redacteur die Weiſung ertheile, meinen Namen, und meine An-

gelegenheit in keiner Weiſe mehr in die Feder zu nehmen. Ich habe genug von der künſtlichen Confuſion der großen Zeitungen über mich, und wünſchte nicht dieſe hier fortgeführt zu ſehen, wo im Grunde nur ſehr wenige etwas von mir wiſſen. Somit wünſche ich jeder „Unterſtützung“ des Bayreuther Tageblattes für verluſtig gehalten zu werden.

Nach dieſem abſurden Willkommen in Bayreuth, bitte ich Sie, wie immer mir gut zu bleiben, indem ich bei allen Göttern und Teufeln ſchwöre, es ebenfalls gegen Sie zu ſein.

Gott walt's!

Treu ergeben

Bayreuth, Ihr
24. März Abends. Richard Wagner.

180.

## An Carl Brandt.

Bayreuth
26. März 1876.

Mein wertheſter Freund!

Kurz und bündig!

Hier die „zu erledigenden Fragen“, welche mir Doepler in Berlin übergab: Seien Sie ſo gut, bei jeder Nummer einfach zu bemerken, was Sie übernehmen, und was dagegen Doepler übernehmen ſoll.

Ihr lieber Herr Bruder war mir in Berlin von großer Wichtigkeit: ihm allein vertraute ich die Ausführung der Scene an, und so weit dies irgend (!!) möglich war — bei der elenden Decorationsmalerei — hat er die Sache zu meiner großen Befriedigung hergestellt. Danken Sie ihm in meinem Namen!

Bald geht's los! — Auf Sie rechne ich einzig — aber keine Melancholie! Müde und ruhebedürftig

Ihr

Richard Wagner.

## 181.

### An Professor Carl Emil Doepler.

(Bayreuth, 2. April 1876.)

Hochverehrtester Freund!

Aus der Beilage sehen Sie die Noth, welche noch über Sie verhängt ist. Ich verlasse mich demnach einzig auf Ihre Theilnahme am Ganzen, sowie auf Ihre Freundschaft für mich.

Wird es mit Frau Jachmann für eine der Walküren (Schwertleite) für Fräulein Preiß (ausgeschieden) gehen?

Bald erfahren wir gegenseitig von einander mehr!

Gott segne uns, besonders Sie, indessen

Ihr dankbar ergebener

Bayreuth, 2. April 1876.

Richard Wagner.

## 182.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 8. April 1876.)

Liebſter Freund!

Dieſer Tage erfolgt in Betreff der Freiplätze eine Veröffentlichung, welche Sie gewiß im höchſten Grade befriedigen wird!

Herzlichen Gruß

Ihr

8. April 76. Richard Wagner.

## 183.

### Offener Brief an Herrn Bürgermeiſter Th. Muncker.

(Bayreuth, 4. Juni 1876.)

Hochgeehrter Herr Bürgermeiſter!

Vor Kurzem enthielt das hieſige Tageblatt eine, an die zur Mitwirkung bei den bevorſtehenden Bühnenfeſtſpielen eintreffenden Künſtler gerichtete, freundliche Begrüßung, von welcher ich anzunehmen habe, daß ſie von der Redaction jenes Blattes als im Namen der Bayreuther Bürgerſchaft ausgeſprochen

wurde. Es drängt mich nun, im Namen der begrüßten Künſtler, ſowie zugleich als Bürger der Stadt, welche in Ihnen ihren erſten Magiſtrat ehrt, den Dank für die ungemeine Sorgfalt auszudrücken, welche gerade Sie, hochgeehrter Herr Bürgermeiſter, der Aufnahme und Verpflegung meiner Gäſte mit wahrer Selbſtaufopferung zuwandten. Nur kann ich dieſes Theiles Ihrer ſo erſprießlichen Wirkſamkeit für mein ungewöhnliches Unternehmen nicht gedenken, ohne Ihnen zugleich aus wahrhaft gerührtem Herzen meine Anerkennung der raſtlos thätigen Theilnahme, welche Sie, in Gemeinſchaft mit der ganzen ſtädtiſchen Verwaltung Bayreuth's, ſeit Jahren der Förderung jedes Theiles jener Unternehmung widmeten, auszuſprechen. Erſt hier am Orte, bei genauer Einſicht in dieſen förderlichen Antheil der ſtädtiſchen Verwaltung, berichtigten ſich die Anſichten aller Derjenigen, welche bis dahin nicht begreifen konnten, warum ich mir für die Durchführung meines Unternehmens nicht eine größere und reichere Stadt auserwählt hätte; ein Jeder mußte erkennen, daß ich auch hierin ſicher verfahren war, weil nirgends ſonſt von Seiten ſtädtiſcher Behörden mit der gleichen Zuverſicht, wie ſie mich bei dem erſten Bekanntwerden mit den hieſigen leitenden Perſönlichkeiten einnahm, dieſe aufopfernde Bereitwilligkeit zuzuſichern geweſen wäre.

Muß ich mir nun vorbehalten, den ungemein erſprießlichen, ja — einzig ermöglichenden Antheil, welchen die mit Ihnen zu einem Verwaltungsrathe vereinigten hochgeehrten Freunde der ſo ungemein ſchwierigen Durchführung meiner Pläne zuwandten,

zur rechten Zeit des letzten glücklichen Erfolges mit dem gebührenden Danke der Welt kundzuthun; so hielt ich es doch gerade heute für meine Pflicht, meine Anerkennung der Leistungen der städtischen Verwaltung Bayreuth's im Besonderen auszusprechen, da es mich überraschte, eben in diesen gegenwärtigen Tagen durch Veröffentlichungen, welche bei dem weitreichenden Interesse für die hiesigen Vorgänge leicht zu unerhört falschen Deutungen und Mißverständnissen führen können, die Geneigtheit und den Eifer derselben Verwaltung der Verdächtigung ausgesetzt zu sehen.

Im Bewußtsein, mit diesem meinem offenen Briefe genau im Sinne der kürzlich hier begrüßten künstlerischen Gäste zu handeln, begrüße ich, eben auch im Namen meiner künstlerischen Genossen, Sie, hochgeehrter Herr Bürgermeister, und verbleibe mit steter Dankbarkeit und höchster Werthschätzung

Ihr

Bayreuth
4. Juni 1876.

sehr ergebener
Richard Wagner.

## 184.

### An Bürgermeister Theodor Muncker.

(Bayreuth, 23. Juli 1876.)

Hochgeehrtester Freund!

So eben erst kommt mir die Ankündigung des Verwaltungsrathes zu Gesicht, nach welcher mein

Wunsch, nächsten Dienstag die Akustik des Saales durch Besetzung desselben zu probiren, durch Anbietung der Plätze gegen Bezahlung erfüllt werden soll. Ich kann dieß ganz unmöglich zugeben, da wir an diesem Tage sehr ernstlich (mit einem ganz neu einstudirten Sänger, Herrn Siehr) zu studiren haben, wobei zu assistiren ich meinen hiesigen Bekannten und Freunden, kurz „Eingeladenen" sehr wohl gestatten konnte, nun und nimmermehr aber Zahlenden, unter welchen sich höchst bedenkliche Elemente befinden dürften.

Ich ersuche Sie, unsere geehrten Freunde vom Verwaltungsrathe zur Zurücknahme ihrer Ankündigung zu bewegen, weil ich sonst mich veranlaßt sehen würde, die Probe zu verlegen.

Mit größter Ergebenheit

Sonntag
23. Juli
Nachmittag.

der Ihrige
Richard Wagner.

## 185.

### An Bürgermeister Theodor Muncker.

(Bayreuth, 23. Juli 1876.)

Hochgeehrtester Herr Bürgermeister!

Es wurde mir heute Abend von unsrem Freunde, Herrn Groß, angedeutet, daß unser hochgeehrter Herr

Feuſtel die Abbeſtellung des Beſuches der Dienstagsprobe „gegen Bezahlung“ als eine Beleidigung für ſich anſehen, und demnach ſeine fernere, bisher ſo ungemein erſprießliche, Mitwirkung in unſrem Verwaltungsrath aufgeben würde. Dieſer wahren Calamität gegenüber entſchloß ich mich, der Sache in dem von Freund Feuſtel beſchloſſenen Sinne ihren Lauf zu laſſen; nach weiterer Beſinnung muß ich jedoch hiergegen erklären, daß ich für meine Perſon dieſer Probe nicht aſſiſtiren werde, und die Sänger ſich allein zu überlaſſen gedenke: mögen ſich die Folgen hiervon nicht nachtheilig herausſtellen.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr

Sonntag, 23. Juli
Nachts 11 Uhr.

ergebener
Richard Wagner.

186.

## An Emil Heckel.

(Unterſchrift unter ein Portrait, Auguſt 1876.)

O Freund Heckel
Es war doch gut!

Bayreuth 1876.

Richard Wagner.

## 187.

### An Friedrich Feuſtel.

(Verona, 18. September 1876.)

Theuerſter Freund!

Schönſten Dank für alle mir zugewendete Sorgfalt! Alles habe ich richtig erhalten, Credit-Brief, Paket I und heute Briefe.

Leider brachte ich den ganzen geſtrigen Tag im Bette zu und hatte Nachts noch einen ſtarken Fieberanfall, ſo daß ich mich heute erholen muß, um morgen nach Venedig zu gehen. (Hôtel Europa.) Die „Herrin von Risby“ hat mich ſehr erfreut, und bitte ich um deſſen Fortſetzung bis zum Schluß. Von ſonſtigen Zeitungszuſendungen nur was Sie für wichtig halten, dagegen die beiden Leipziger Muſik-Zeitungen möglichſt regelmäßig. Der gute Vetter Groß bekümmert ſich wohl dann und wann um meine Herrn Hunde?

Pardon! Ich habe auf einen abgeſchnittenen halben Bogen geſchrieben!!

Jetzt muß ich nur eine gründliche Ruhe unter den Zerſtreuungen haben, welche nur eine andere Umgebung bietet. Bald gedenke ich mich wieder mit den Angelegenheiten des nächſten Sommers zu beſchäftigen; jeden Augenblick aber bin ich bereit das Nöthige zu beſorgen um an den Ihnen hinterlaſſenen

Beſorgungen nach Pflicht und Kraft mich zu betheiligen.

Grüßen Sie herzlichſt Ihre liebe Frau von uns Beiden: unſer Abſchied war doch ſchön und ganz unſeren erſten Begegnungen entſprechend.

In innigſter Freundſchaft

Verona,
18. Sept. 76.

Ihr
ſtets dankbarer
Richard Wagner.

Fidi hat heute dem Kutſcher, weil er immer die Pferde hieb, die Peitſche weggenommen.

188.

## An Friedrich Feuſtel.

Sorrento, 7. Okt. 76.

Theuerſter Freund!

Schönſten Gruß an meine geehrten Freunde vom Verwaltungsrathe zuvor! Herzl. Dank des Weiteren, und demüthige Bitte um Entſchuldigung für mein bisheriges Schweigen zum Schluß!

Vor heute bin ich nicht zur Ruhe gekommen, und verſpreche dagegen nun ernſtlich Schritt für Schritt meinen Verpflichtungen nachzukommen.

Für heute nur die Mittheilung meines Planes. Eine Aufforderung an die Patrone halte ich zu-

nächst für unerläßlich. Es war etwas Anderes einem allgemein angezweifelten Unternehmen im Voraus Vorschüsse zu verschaffen, als einem zum Erstaunen aller Welt durchgeführten eine energische Theilnahme zuzuwenden, wenn auch (sehr natürlich) diese nur bei einer geringen Anzahl wirklich Begeisterter und zugleich Vermögender vorausgesetzt werden darf.

Den hierfür von mir zu verfassenden Aufruf sende ich Ihnen zu allernächst zu, um ihn dem Rapporte des Verwaltungsrathes anzufügen.

Neben diesem Aufrufe gedenke ich jedoch an einige der vorzüglichsten Patrone mich im Besonderen mit der Bitte zu wenden, sich an die Spitze einer persönlich von ihnen ausgehenden Subscription zu stellen. Ich habe hierfür vorzüglich den Grafen Magnis im Auge, welcher sich bereits willig erklärt hat; werde aber zuvor mit Herrn v. Radowitz auch hierüber mich in das Vernehmen setzen, um womöglich sofort ein Comité hierfür zu Stande zu bringen.

Des Weiteren gedenke ich den Rath meiner Freunde darüber einzuholen, ob ich für eine Entschädigung mich an den Kaiser wende. Es bedürfte nur eines Anstoßes, um darüber aufzuklären, daß meine Bemühungen nicht nur durch Ordensvertheilungen an die Mitwirkenden, sondern doch auch direkt mir durch Anerkennung zu lohnen seien, als welche ich natürlich nie etwas anderes verstehen können werde, als Theilnahme an der Deckung der Kosten, die doch unmöglich mir zur Last gelassen werden dürfen. — Hiermit wäre vielleicht auch der

Weg betreten, um die von mir zu petitionirende fernere Unterſtützung der Bayreuther Bühnenfeſtſpiele als Reichsregierungsvorlage an den Reichsrath zu bringen. Hierin klar zu werden, bedarf es nun einiger Zeit, welche glücklicher Weiſe jetzt noch gar nicht verloren iſt, da erſt im November wohl Alles beiſammen und zu Geſchäften aufgelegt iſt. —

Der König hat mir nach Venedig ganz herrlich geſchrieben. Er ermahnt mich zur Ausdauer und Fortſetzung, welcher er Alles Uebrige hintanſetzen werde.

Ich hoffe demnach mit dem Schluß dieſes Jahres Alles in das Reine gebracht zu ſehen, und gedenke von Neujahr an die Wiederaufführungen in Angriff zu nehmen. Es koſtet mich dieſes Letztere viel Ueberwindung, da ich, namentlich wenn ich die nöthige Anerkennung und Unterſtützung finde, ſehr ernſt und ſtreng in der Correction der Aufführungen und des Perſonals ſelbſt vorzugehen mich gehalten fühle, wozu mir jetzt noch jeder Muth und jede Laune abgeht. —

Seit 2 Tagen bin ich nun in Sorrent, dem vorläufigen Ziel: es gefällt uns hier vorzüglich, nur war es Zeit in ein Accord-Verhältniß mit einem Hôtel zu treten, da ſonſt aller Aufenthalt raſend koſtſpielig iſt. Leider half mir Niemand zu einem guten Unterkommen, und mußten wir Alles mit großen Beſchwerden und Opfern erkaufen.

So gedenken Sie, theuerſter Freund, unſerer denn fortgeſetzt freundlich! Grüßen Sie Ihre liebe Familie herzlichſt von uns, verſichern Sie unſere Freunde

unſerer treuen Anhänglichkeit, und zählen ſtets auf die innigſte Dankbarkeit

Ihres

Hôtel Vittoria.
7. Okt. 76.

wahrhaft ergebenen
Richard Wagner.

189.

## An Emil Heckel.

(Sorrent, 3. November 1876.)

Mein liebſter Freund Heckel!

Sie ſind wirklich der Erſte, von dem mir aus Deutſchland einmal ein ſympathiſches Lebenszeichen zukommt. Haben Sie Dank dafür.

Herr Feuſtel hat ſich bisher noch durch nichts Anderes vernehmen laſſen als durch Schreckberichte über das anwachſende Deficit, gegen welches man nun einzig von mir Rettung anſpricht. Gut! Ich habe mein Circular aufgeſetzt und zugeſchickt; ich habe in Berlin, und beim König v. B. angefragt, — ohne noch Antwort zu erhalten. — Ihr Gedanke einer 4. Aufführung für das Deficit iſt, unter ſolch elenden Umſtänden, gewiß der anſtändigſte; nur wird man mit der Bezahlung gewiſſer Rechnungen nicht ſo lange warten können. Da ich nun überhaupt

nichts wie Elendes mit der Beendigung meiner Feſtſpiele erfahren, und es bei mir ſo ſteht, daß mir eigentlich ſehr große Luſt zur Wiederholung und Fortſetzung gemacht werden müßte, wenn ich meinen grenzenloſen Widerwillen gegen jedes Befaſſen damit überwinden ſollte, — ſo warte ich nur eigentlich noch auf eine recht niederträchtige Erfahrung, die mich entſcheidet, Alles abzubrechen, und im buchſtäblichſten Sinne. Ich werde dann vollſtändig verſtummen, und lautlos Alles was da iſt den Gläubigern der Unternehmung übergeben, ganz wie bei einem legalen Bankerott. —

Wirklich der Einzige — aber der aller Einzigſte ſind Sie, der mir eine edle Sorge um mich und die Sache zeigt! —

Mit meinem Befinden ſteht es unter ſolchen Umſtänden nicht am Beſten: mein innerer Kummer, und meine Unruhe der Ungewißheit ſind zu groß. Dagegen freue ich mich über das gute Gedeihen meiner Frau und Kinder in der ſchönen Umgebung. Doch werden wir Sorrent (welches eigentlich — nach Norden gelegen — nur Sommeraufenthalt iſt) bald verlaſſen müſſen: vermuthlich bringen wir von Mitte dieſes Monates bis 2. Viertel Dezember in Rom, dann etwa 14 Tage in Florenz zu; bald werden wir wohl jedenfalls heimkehren müſſen, da meine den vorigen Sommer ſehr angegriffene Hauskaſſe (trotz Amerikaner Marſch) nicht ausreicht, um uns lange hier zu ſouſteniren.

Bis 10. d. M. bin ich hier; Briefe werden mir nachgeſchickt.

Alſo! Allerherzlichſten Gruß von Wagners an Heckels

Ihr

Sorrento.
Hôtel Vittoria,
3. Nov. 1876.

ſehr ergebener
Rich. Wagner.

190.

## An Friedrich Feuſtel.

(Rom, 23. Nov. 1876.)

Wertheſter Freund!

Seit meiner Abreiſe von Bayreuth kam mir keine weitere Mittheilung, als Ihrerſeits die Meldung, daß das Deficit ſich immer bedeutender herausſtelle, und ich Mittel hiergegen anzugeben habe. Das Nächſtliegende erſchien mir immer noch eine Aufforderung an die bisherigen Förderer meiner Unternehmung: ich verfaßte eine ſolche und überſandte ſie Ihnen (etwa 8. oder 10. Oktober) mit der Bitte dieſelbe Ihrem Berichte an die Patrone anzufügen. Zu gleicher Zeit ſchrieb ich aber auch in ſehr ausführlicher Weiſe an den König von Bayern, und fügte in den Hauptzügen den Plan einer Verfaſſung bei, nach welchem das Theater mit allem Zubehör gegen Uebernahme ſämmtlicher darauf laſtender Schulden vom Staate erworben und dem Stadtmagiſtrat von Bayreuth zur Verwaltung übergeben werden ſollte.

— Hierauf bin ich bis heute ohne Antwort geblieben, und vermuthe wohl, daß es dem Könige nicht am vortrefflichsten Willen fehle, daß es ihm jedoch Verlegenheit bereitet den rechten Weg zur Befriedigung meiner Wünsche zu finden.

Während ich von jeder Seite ohne Rückäußerung blieb, meldete mir unser Freund Heckel sein großes Bedauern darüber, daß ich selbst zur Beisteuer für die Deckung des Deficit's auffordern sollte, wogegen seiner Meinung (nach) dieß die Sache meiner Freunde sein müßte; in diesem Sinne habe er sich auch gegen unsere Freunde im Verwaltungsrathe geäußert. Ihm antwortete ich, daß er mir allerdings von einem sehr richtigen Gefühle geleitet erschiene, und es mir wohl lieb sein würde, wenn von Freunden meiner Sache die Angelegenheit in die Hand genommen würde. Im Betreff seines Vorschlages, für die Deckung des Deficites eine 4. (Extra) Vorstellung mit noch erhöhten Preisen zu geben, hatte ich nur das Bedenken zu äußern, daß die nöthigen Schuldzahlungen nicht so lange hinauszuschieben sein würden.

Ich bin fest überzeugt, daß die Menschen vorhanden sind, welche gern die uns nöthige Summe zusammenbringen wollen und können; jedoch kenne ich denjenigen nicht, der mit dem gehörigen Zeuge hierzu sich an die Spitze des Vorganges stellen sollte. Vielleicht könnte dieß durch die Vorstände der älteren Wagner-Vereine geschehen, denen es jetzt leichter fallen dürfte, ihre Stimme zu erheben, als vordem, da die Sache noch selbst gänzlich angezweifelt wurde. Jedenfalls bedaure ich auch, daß mein Ihnen übergebener

Aufruf nicht benutzt worden ist: gewiß würde seine Verbreitung das Gute gehabt haben, daß wir nach dieser Seite hin jetzt wüßten, woran wir wären.

Es erscheint mir also, daß, ohne meine Verschuldung, hier viel verspätet worden ist; dagegen erkläre ich mich immer noch zur Unterstützung jedes Schrittes bereit, welcher mir vorgeschlagen wird. Unter allen Umständen dünkt es mich nun aber zu spät zu werden, um mit Sicherheit die Wiederholung der Festspiele im nächsten Sommer vorzubereiten, oder überhaupt daran noch zu denken. Ich konnte, um ein Mal zum Ziele zu gelangen und der Welt zu zeigen um was es sich handele, in diese finanziellen Wirren und Trügnisse eintreten; allein, darin fortgesetzt zu verharren, jeder Chance, z. B. in Folge von Verleumdungen der Zeitungen, stets wieder preisgegeben zu bleiben, um immer wieder von Neuem in die Lage zu gerathen, mich Beängstigungen hingegeben zu sehen, von denen ich, der ich nie einen finanziellen Zweck hiermit verbinde, gar nichts erfahren sollte, — dieß muß ich fürderhin gänzlich von mir abweisen. Große Gebrechen der Ausführung meines Werkes sind einzig durch die finanzielle Unsicherheit und die hierauf sich gründenden Zweifel an dem rechtzeitigen Zustandekommen der ganzen Unternehmung seitens der mit der Ausführung Beauftragten, zu erklären geblieben. Wir müßten jetzt bereits wieder über die Mittel zur Ausbesserung und Erneuerung verfügen können. Ich würde mich des Weiteren nicht zu getrauen haben, gewisse schwierig gewordene Künstler meines Personals jetzt zu er-

neuerter Mitwirkung aufzufordern, ohne ihnen zugleich ein sehr bedeutendes Honorar dafür zuzusichern; dieß aber könnte doch zum mindesten nur auf der Grundlage einer vorausgegangenen vollständigen Deckung des Deficits der diesjährigen Vorstellungen geschehen. Und eine 4. (Extra-Vorstellung) hierfür, sobald sie im Voraus meinen Sängern und Musikern auferlegt würde, möchte sie leicht zurückschrecken, da es wohl Gott versuchen hieße selbst nur auf die Wiederholung der glücklichen Umstände zu rechnen, welche uns in so kurzer Zeit hintereinander die ungestörten 3 Aufführungen ermöglichten.

Ich sehe mich daher zu dem Schlusse gedrängt, abzuwarten, ob auf irgend welche Anregung hin die Gelder zur Deckung des Deficit's rechtzeitig herbeigeschafft werden. Ist dies bis 1. Januar nicht geschehen, so fällt die nächstjährige Wiederholung der Bühnenfestspiele hinweg, und es wird dann weiter abzuwarten sein, ob von den richtigen Orten her der Sache nachgefragt und Hilfe herbeigeschafft wird. Ich übergehe es, bei dieser Gelegenheit auf meine Person näher hinzuweisen, und ausführlicher auf meinen Gesundheitszustand aufmerksam zu machen; muß Ihnen jedoch versichern, daß selbst in Italien und unter allen Eindrücken, welche hier zu gewinnen sind, ich mich mit einer unheilbar scheinenden Verstimmung, meines ganzen Nervensystem's hinschleppe, was, nach allem Vorangegangenen und in widerlichster Gestalt Fortdauernden, wohl nicht zu verwundern ist, wenn man erwägt, daß ich nun seit vielen Jahren an der Ausführung einer sommerlichen

Brunnenkur u. d. g. verhindert worden bin. Jedoch kann ich die absolute Nothwendigkeit der nächstjährigen Wiederholung der Bühnenfestspiele nicht als ein Gesetz für mich anerkennen, sobald diese nicht wenigstens unter allen Umständen vor sich geht, welche mir die Pflicht der Aufopferung zu einer angenehmen machen, d. h. wenn mir nicht von Seiten der Freunde meiner Kunst bezeugt wird, daß ihnen an mir und der Sache etwas liegt. Einer bloßen Entreprise auf Glück oder Gefahr kann und mag ich meine Kräfte nun aber nicht mehr opfern.

Da nun keinem von Ihnen, meine geehrten Freunde in Bayreuth, an dieser widerlichen Lage der Dinge die geringste Schuld beizumessen ist, indem wir alle gemeinschaftlich Etwas geleistet haben, was nur Ver- und Bewunderung erwecken konnte, so muß es mir um so weher thun, Ihnen möglichen Falls noch die betrübendsten Bemühungen zu bereiten. Ich muß nämlich den denkbaren Fall in das Auge fassen, daß wir die Festspiele überhaupt garnicht wieder zur Ausführung brächten; dieser Fall träte nämlich dann ein, wenn das Deficit nicht rechtzeitig genug durch Beisteuern gedeckt würde, die Zahlungen aber nicht länger mehr hinausgeschoben werden könnten; für welchen Fall nichts Anderes übrig zu bleiben scheint, als daß das Unternehmen bankerott erklärt, und demnach das vorhandene Eigenthum — nach Bericht hierüber an die Patrone — an die Gläubiger übergeben würde. Dem Könige von Bayern würde demnach zu überlassen sein, was ihm gehört; was sonst an Werth vorhanden ist, an die Meistbietenden aus-

geliefert und mit dem Ertrage die übrigen Schulden bezahlt werden. Ich wenigstens sehe nicht ein, welchen anderen Ausgang es nehmen sollte, namentlich da ich für meine Person des Weiteren an dem Erfolge jeder meiner Bemühungen verzweifeln muß, und Conzerte u. dgl. zu geben jetzt wohl Niemand, der meine überstandenen Anstrengungen kennt, mir mehr zumuthen wird.

Nehmen Sie, wertheſter Freund, vor allem dieſe Mittheilung nicht etwa als den Ausbruch eines Mißmuthes, mit dem ich Sie grauſamer Weiſe etwa beunruhigen möchte, auf; im Gegentheil habe ich in der langen Geſpanntheit der letzten Monate lange Zeit gehabt über meine richtige Stellung zu meiner Zeitgenoſſenſchaft nachzudenken, und demnach meinen Entſchluß gefaßt. Ich habe gezeigt, was ich kann, und fühle mich nun berechtigt, wie gedrängt, mein öffentliche Künſtlerlaufbahn zu ſchließen, wogegen mir die Pflicht, für mein und meiner Familie Wohl, das ich bisher aufopferte, auf das Angelegentlichſte zu ſorgen, einzig verbleibt.

Mit den herzlichſten Grüßen an die Freunde und die Familie verbleibe ich

Ihr

Hôtel America
Via Babuino
(So heißt die Gaſſe,
nicht Buboina.)

ſtets dankbar ergebener
Richard Wagner.

## 191.

### An Friedrich Feustel.

(Rom, 29. November 1876.)

Hochgeehrtester Freund!

Ich bedauere, daß Sie von der Verzögerung der Zutheilung meiner Ansprache an die Patrone mich nicht in Kenntniß setzten, für welchen Fall ich dann angezeigt haben würde, wie die darin enthaltene Aufforderung auch ohne von der Rechnungsablegung begleitet zu sein, zweckmäßig zu verbreiten gewesen wäre. Ich ersuche, auf das schleunigste das Versäumte noch dadurch nachzuholen, daß meine Ansprache brieflich meinen Patronen zugesandt werde.

Wie ich ersehe bleibt mir dieser Schritt zur Bekanntmachung der Lage der Dinge einzig noch übrig; in meinem vorgängigen Schreiben, von welchem nur der letzte Passus auf Sie Eindruck gemacht zu haben scheint, habe ich Ihnen mitgetheilt, wie meine sonstigen Schritte ohne Erfolg geblieben sind.

In diesem Schreiben versicherte ich Sie auch meiner Bereitwilligkeit, jeden von Ihnen oder anderen Freunden mir gezeigten Weg zur Erlangung der nötigen Hilfe mit zu beschreiten; unter so stark verzögerten Umständen zur Ankündigung der Wiederholung der Festspiele zu schreiten, glaubte ich mich jedoch nicht entschließen zu können. Bei Erwägung der letzteren Voraussetzung entging es mir nicht, daß, wenn von Außen zur Deckung des Deficit's gar

nichts geschähe, die restirenden Schuldfragen zu dringend werden könnten, (als) daß auf Erledigung derselben auf dem gemeinen bürgerlichen Wege gedacht werden müßte. Unter dem in das Auge gefaßten Bankerott-Verfahren hatte ich nichts Anderes im Sinne, als die Bezahlung der Schulden durch den Verkauf der Besitz-Objekte. Die Schreiner und Tapezierer Bayreuth's um ihr Geld zu bringen ist mir hierbei nicht eingefallen, und wenn ich das Wort „Bankerott" hierbei gebrauchte, so war es um damit aufrichtig meine Lage zu bezeichnen, der ich mich und meine künstlerische Unternehmung willig für bankerott zu erklären, nicht anstehe. Dagegen würde ich von dieser Erklärung an meinen in Bayreuth gelegenen Besitz, sowie meine Einnahmen, über welche Sie ja die beste Auskunft geben können, ganz von selbst zur Tilgung der Schulden bestimmt wissen wollen, worüber ich Sie ersuche keinerlei Zweifel aufkommen zu lassen.

Auch in diesem Bezug glaubte ich mich Ihnen angedeutet zu haben, als ich meinen unter Umständen zu fassenden Entschluß kund gab, fortan, mit Aufgebung meiner öffentlichen Künstlerlaufbahn, nur noch den Interessen meiner Familie, (welche ich nämlich für schwer betroffen halten muß) zu widmen.

Mit den ergebensten Grüßen

Ihr

Rom. stets verpflichteter

29. Nov. 1876. Richard Wagner.

Sonntag gedenke ich nach Florenz zu verreisen. Adresse folgt telegraphisch.

## 192.

### An Friedrich Feuſtel.

(Florenz, 4. Dezember 1876.)

Wertheſter Freund!

Ich danke Ihnen ſehr für die geneigten neueſten Mittheilungen. Das Circular an die Patrone, davon ich Ihnen (ebenfalls mit Dank) zugleich ein revidirtes Exemplar zurückgehen laſſe, bitte ich doch jedenfalls ſchleunigſt an die Patrone abſenden zu laſſen. Ich muß dieſe Baſis für ein weiteres Vorgehen haben. In München gedenke ich ſelbſt noch zu weiterer Rückſprache zu verweilen; melde Ihnen auch, daß ich für den erdenklichen Fall der Wiederholung im nächſten Sommer, nichts für deren Ermöglichung meinerſeits verabſäumt habe.

Soeben erſt habe ich mich in Florenz für meinen letzten Aufenthalt in Italien einrichten können, da ich es den werthen Bologneſen nicht abſchlagen konnte, der letzten Aufführung des Rienzi beizuwohnen; Alles hat mich doch ſehr erfreut, wenn auch außerordentlich angegriffen. Auch wohne ich heute in Hôtel New-York, da das früher gewählte unpaſſend war. Jedenfalls gedenken wir das Weihnachtsfeſt zu Hauſe zu begehen.

Bitte um die Ausrichtung meiner herzlichſten Grüße an Ihre werthe Familie und unſere Freunde.

Stets dankbar Ihrer Freundſchaft eingedenk

Florenz
Hôtel New-York.
4. Dez. 1876.

Ihr
ergebenſter
Richard Wagner.

## 193.

### An Emil Heckel.

(Florenz, 9. Dezember 1876.)

Lieber Freund!

Daß auch Sie es über das Herz bringen, mich und meine Lage keiner weiteren Beachtung zu würdigen, und nur in der Weise meiner anderen Freunde von jener Sache zu mir zu sprechen, thut mir sehr leid. Kein Mensch weiß Rath zu schaffen, ja selbst meine Aufforderung an die Patrone soll nur „mit Vorsicht" versandt werden, weil die Zeiten zu schlecht seien, dennoch aber sollen die Aufführungen so schnell wie möglich wieder angekündigt werden! Es ist unglaublich! Sie fragen sogar wegen der Fest-Medaille an, welche ich natürlich, als das immer sich vermehrende Deficit mir gemeldet wurde, sogleich abbestellt habe. Was man sich Alles nur von mir erwartet! — Dagegen melde ich Ihnen nun ganz bestimmt, daß ich den nächsten Sommer zur möglichen Wiederherstellung meiner Gesundheit einzig benützen werde, — wozu ich, meiner aufreibend sich steigernden Unterleibsleiden wegen, eine sehr ausgedehnte Brunnenkur in Marienbad u. s. w. zu verwenden gedenke. Befinde ich mich wiederhergestellt, so wollen wir sehen, was sich im übernächsten Jahre zu Stande bringen läßt. Wird das Deficit während dem nicht gedeckt, und zwar ohne jede weitere Be-

mühung meinerſeits, ſo gedenke ich das ganze Theater irgend einem Unternehmer zu übergeben, vielleicht ſelbſt dem Münchener Hoftheater, mich ſelbſt aber nie weiter darum zu bekümmern.

Hier, lieber Freund, hören meine Kräfte auf. Mein bisher durchgeführtes Unternehmen war eine Frage an das deutſche Publikum: „wollt ihr?“ — Nun nehme ich an, daß man nicht will, und bin demnach zu Ende. Ich bitte Sie, nach dieſen Erklärungen von jetzt an die Sache einzig aufzufaſſen und, wenn Sie es für gut halten, meine anderen Freunde, — — über mich, den ſie nicht verſtehen zu können ſcheinen, ebenfalls ſummariſch aufzuklären.

In einer der unausgeſetzt ſchlafloſen Nächte ſuche ich mir einige Erleichterung zu verſchaffen, indem ich mich einem wahren und gefühlvollen Freunde, für den ich Sie immer erkannte, genau und beſtimmt mittheilte.

Bleiben Sie mir gut!

Florenz. Ihr

Hôtel New-York, ſtets ergebener

9. Dez. 1876. Richard Wagner.

## 194.

### An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 2. Januar 1877.)

Mein hochgeehrteſter Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich geſtern verſäumen mußte Ihnen meinen Neujahrsgruß zu überbringen! Ich

wollte zugleich auch den einigen Ihrer Herren Polizisten, die mir zu Zeiten immer freundlich behilflich sind, zugleich gratuliren, und konnte hierfür nicht die richtige Münzeinheit auftreiben. So hole ich denn heute Alles nach, mit der abermaligen Bitte der Vertheilung des kleinen Geschenkes, vor allem aber mit dem Ausdrucke des herzlichsten Wunsches, daß Sie nie zweifeln möchten an der dankbarsten und hochachtungsvollsten Gesinnung

Ihres

Bayreuth,
2. Jan. 1877.

treulichst ergebenen
Richard Wagner.

195.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 11. Februar 1877.)

Oh! Liebster, liebster Freund!

Ja, ja! der König von Bayern!! Als ob da mir etwa, für Versäumnisse, nachzuhelfen wäre! — Glauben Sie nicht, daß, wenn Jemand hier etwas vermöchte, ich dies wäre, und denken Sie, daß ich nicht das Meinige bis auf's Aeußerste gethan hätte? Bitte, schweigen wir hierüber! —

Das müssen Sie doch wohl ersehen haben, bester

Freund, daß Alles, was ich jetzt angeregt habe, nur geſchehen iſt, um die Ehre meiner Unternehmung und meine Stellung zu derſelben zu wahren. Glauben Sie dagegen, daß ich wirklich der Hoffnung (wäre), Etwas würde zu Stande kommen? Lernt Deutſchland und das deutſche Publikum kennen! Da iſt alles — alles verloren! — Glauben Sie mir!

Was wir im vorigen Jahre zu Stande gebracht, iſt ein Wunder und wird es bleiben, ſo lange Jemand etwas davon weiß. Darüber hinaus geht es nun aber nicht mehr: Das müſſen wir einſehen.

Die Aufführungen ſind für dieſes Jahr bereits unmöglich geworden, aus inneren und äußeren Gründen; ſelbſt alles Geld würde jetzt nichts mehr ausrichten; namentlich ſind auch die inneren Schäden groß. An eine Wiederaufnahme wäre erſt zu denken, wenn mein Programm hinſichtlich eines Patronatvereines u. ſ. w. (aber nicht bloß auf der Baſis der bisherigen Verloſungsvereine) ſtricte durchgeführt und verwirklicht wäre. Das Neue müßte anders ausſehen als das Alte, da müßte Macht und Bewußtſein dabei ſein.

Einſtweilen habe ich für die Deckung des Deficits zu ſorgen: ich gedenke daher in England ein paar Monate lediglich hierfür Concerte zu geben. Wenn ich davon dann heil zurückkomme, wird wohl hoffentlich Niemand mehr von mir verlangen, daß ich noch an etwas anderes denke, als mich — zu erholen und — zu vergeſſen! —

So weit ſind wir! —

Nun, beſter Freund, laſſen Sie ſich Se. Majeſtät

von Bayern aus dem Kopfe gehen und bleiben Sie gut

Ihrem

stets freundschaftlich
ergebenen

Bayreuth,
11. Febr. 77.

Richard Wagner.

196.

An Emil Heckel.

(Bayreuth, 11. April 1877.)

Mein lieber Heckel!

Gebe Ihnen Gott langes Leben, jedenfalls noch etwas gehöriges länger als das meinige, damit nach meinem Tode doch Jemand da ist, der — an sich — einen Stamm bildet für die weitere Pflanzung!

Ich verstehe alles, sage aber wenig, wo möglich nichts mehr dazu: ich kann nicht anders als warten, bis man von Außen nachkommt, da ich denn doch bedenklich vorausgeschritten scheine!

Herzlichen Gruß!

Ihr

Bayreuth,
11. Apr. 1877.

Rich. Wagner.

## 197.

### An Friedrich Feuſtel.

(London, 13. Mai 1877.)
12 Orme Square Bayswater.
W. London.

Theuerſter Freund!

Wohl habe ich die an Freund Adolf gemachten Mittheilungen über den Stand der hieſigen Geſchäfte nicht zu wiederholen: konnte trotz meiner genauen Kenntniß der Dinge, welche mich immer von einem Verſuche mit London abhielt, diesmal der Gedanke in mir aufkommen, daß dieſes einzige Mal doch am Ende ein ſolcher Verſuch (unerhörter Weiſe!) glücken könnte, ſo war es doch weniger dieſer Gedanke und eine darauf gegründete Hoffnung, welche mich beſtimmten, nach London zu gehen, als vielmehr der Entſchluß, Ihnen und den hiervon eingenommenen Freunden zu zeigen, daß es meinerſeits nicht Trägheit und Bequemlichkeit ſei, wenn ich die Deckung unſeres Deficits auf anderen Wegen betrieben wiſſen wollte. Es iſt nun Zeit, einen anderen Weg ſofort zu beſchreiten, und deßhalb erſuche ich Sie freundſchaftlichſt, alsbald vom Verwaltungsrath der Bühnenfeſtſpiel-Unternehmung eine Aufforderung zur Subſcription von Beiträgen zur Deckung des Deficits ausgehen laſſen zu wollen; hierbei würden Sie den Stand der Dinge kurz recapituliren, wohl auch mei-

nen Eifer, den Patronen diese Belästigung durch eigene sehr beschwerliche Bemühungen zu ersparen, in Erwähnung bringen, und zugleich die Subscription selbst mit einer Zeichnung von 3000 Mk. meinerseits eröffnen, welcher Sie vielleicht, als großmüthiger Privatier, ebenfalls eine Zeichnung beifügen dürften.

Die Circulare möchte ich dann, ihrer großen Unmächtigkeit wegen, nicht den Wagner-Vereinen (als solchen) übergeben, sondern nur wenigen Privaten anempfohlen wissen. Meine Meinung ist daher, eine Liste nach Berlin (Davidsohn, Kutschinsky, Frau v. Schleinitz), eine zweite für Wien (Dr. Standhartner zur Berathung mit Gräfin Dönhof), eine 3. für München (Balligand, mit Aufforderung bis an den König zu gehen), 4. London (Wagner-Verein durch Dannreuther) eine 5. und 6. vielleicht an Heckel, und Senator Petersen für Hamburg, am Ende wohl auch Dresden, Hofr. Pusinelli, vor allem aber auch an Graf Magnis in Schlesien zukommen zu lassen.

Sobald die Subscriptionen voll und dem Zweck entsprechend stark genug wären, dürfte die volle Liste an jeden Subscribenten mit der Aufforderung zur Zahlung zugleich zugestellt werden.

Sollte auch dieser Weg fehl schlagen, so bin ich entschlossen, mit Ullmann für Amerika abzuschließen, dann aber auch mein Bayreuther Grundstück zum Verkauf zu geben, mit meiner ganzen Familie über das Meer zu gehen, und nie wieder nach Deutschland zurückzukehren. —

Was das hiesige Geschäft betrifft, so befürchten wir bis jetzt noch, nicht einmal die Kosten desselben herauszubekommen. Es soll mir lieb sein, wenn ich meine, durch Sie bezahlten Vorschüsse an die Sänger zurück erhalte. Jedenfalls würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir hier einen Credit anwiesen, um Anfangs Juni ruhig nach Ems übersiedeln zu können. Ob ich mich dort einiger Maaßen erhole, wird zum großen Theil wohl von beruhigenden Nachrichten über den Angriff und die Ausführung der Subscription abhängen. Es wäre wohl zu erwünschen, daß irgend etwas Tröstliches von dieser Seite her mir einmal widerfahre!

Haben Sie Nachsicht mit mir, und verzeihen Sie mir mancherlei Nöthen, die ich Ihnen schon verursacht habe. Grüßen Sie unsere Freunde, Ihre liebe Familie, und namentlich meinen guten Adolf herzlichst von

Ihrem

13. Mai 1877. stets dankbaren

Richard Wagner.

198.

## An Friedrich Feustel.

(London, 27. Mai 1877.)
Sonntag früh: 27. M.

Theuerster Freund!

Wie mir nun einmal Schreck auf Schreck bestimmt zu sein scheint, lese ich heute in Ihrem —

ſonſt mir ſo höchſt dankenswerth dünkenden — Schreiben an Dannreuther die Ziffer unſeres Deficits mit Mark 160000 (d. h. 160000 Mk.) angegeben; noch bei unſerer Beſprechung der möglichen Londoner Einnahme gaben Sie das Bedürfniß zur Deckung des Deficits auf 5000 Pfund an; ich wußte zuletzt nie von etwas Anderem als „Etwas“ über 100000 Mark.

Iſt wirklich während dem das Deficit wiederum um 50 bis 60000 Mk. angeſchwollen, ſo muß ich bezeugen, daß in dieſer ſteten Dunkelheit über meine Verpflichtungen mir aller und jeder Muth ſinkt, und ich einfach mich der Verzweiflung zu überlaſſen vorziehe. —

Einige Hoffnung für das Glücken der zuletzt proponirten Subſcription ziehe ich jedoch daraus, daß ich immer deutlicher erſehe, wie meine tiefe Entmuthigung bei der gänzlichen Erfolgloſigkeit meiner Ausſprache an die Patrone vom Dezember v. J. keinen Grund hatte. Herrn Dannreuther legte ich das Exemplar jener Ausſprache, welches Sie mir zuletzt mit überſandten, um dadurch auf die gleiche Erfolgloſigkeit des neueſten Verſuches hinzudeuten, vor, und erfuhr zu meinem Erſtaunen, daß ihm von dieſer Aufforderung nicht das Mindeſte bekannt geworden war: da wir daſſelbe von mehreren anderen Seiten ebenfalls erfahren haben, ſo müſſen wir den räthſelhaften Umſtand, daß jene Ausſprache (außer von Fr. Plüddemann in Colberg) aber auch gar keine Beachtung gefunden hat, uns wohl aus einem ſeltſamen Mißgeſchick, welches die Verſendung der-

ſelben getroffen, erklären zu dürfen glauben. Möge nun, wenn ein ähnliches Mißgeſchick nicht wieder walten ſollte, der erneute Verſuch uns über die wahre Stimmung meiner Freunde beſſer und beruhigender aufklären! — —

Verzeihen Sie die Flüchtigkeit dieſer Zeilen! Herzlich dankend für alle Sorgen und Beſorgungen, denen Sie ſich immer mit ſo rüſtiger Freundſchaft unterziehen, grüße ich Sie hochachtungsvollſt als

Ihr

ſtets ergebener

Richard Wagner.

Morgen und Uebermorgen zwei Concerte!

199.

An Friedrich Feuſtel.

(London, 30. Mai 1877.)
12 Orme Square Bayswater. W.

Hochgeehrteſter Freund!

Ich leide ganz außerordentlich unter Ihrem Verhalten. Die von Ihnen angewandte Vorſicht läßt mich annehmen, daß Sie unſere Darſtellung meiner Lage in London für übertrieben hielten, und vermeinten, wir würden uns ſchon helfen können,

während Ihnen die Hauptſache war, einige Zahlungen in Bayreuth zu machen. Kommt keine weitere Hilfe, ſo bin ich geſonnen, bis auf das letzte Stück Alles daran zu geben, was ich unter irgend einem Titel mein nenne. Dagegen verlange ich keine Beeinträchtigung meines Willens: ich brauche das Londoner Geld für London, um hier nicht ebenfalls als Banquerotteur zu beſtehen. Alles hier Erfahrene entſpricht jenen meinen alten Kenntniſſen von London; wogegen ich meine beſſere Einſicht Ihnen aufgeopfert habe, um nicht bequem und träge zu erſcheinen. Um wie vieles älter mich dieſe erneuten Erfahrungen gemacht haben, was ich von Lebenskraft ganz unnütz hier wieder vergeudet habe, — ſtehe dahin. Man wird noch dieß und jenes verſuchen, eine hieſige Subſcription wird jedenfalls etwas liefern: für jetzt aber bitte, meine Erklärungen und Wünſche für Ernſt zu nehmen, und durch das Gegentheil mich nicht noch zur Verzweiflung zu bringen.

Verzeihen Sie dieſe Zeilen! Ich kann aber nicht anders! —

Mit den ergebenſten Grüßen

Ihr

ſtets dankbarer

Richard Wagner.

London,
30. Mai 1877.

200.

## An Friedrich Feuſtel.

(Telegramm.)

(London, 31. Mai 1877.)

Irriger Bericht Höhe des Deficits betreffend, verleitete mich zu brieflicher Heftigkeit, welche bereue und zu verzeihen bitte.

Wagner.

201.

## An Friedrich Feuſtel.

London, 3. Juni 1877.

Theuerſter Freund!

So entwirrt ſich denn nun ſchließlich die letzte Confuſion dieſer Tage! Ich bin erſtaunt, wie ſchwer ſich ſelbſt von klaren Geſchäftsmännern Klarheit gewinnen läßt. Ich werde Ihnen ſeiner Zeit Alles genau mündlich berichten, in welche Verwirrung unerhörter Leichtſinn, Unkenntniß, ſowie andererſeits phantaſtiſche, durch gar keine Erfahrung geſtützte Annahmen mich hier gebracht haben. Genug: Niemand hat an mir und mit mir einen Groſchen ver-

loren! Hier ſende ich Ihnen einen Cheque auf 700 £. Ich bitte Sie nun, mich mit 10000 Mark auf die Subſcriptionsliſte zu ſtellen, und dieſe Summe ſofort an die ſchwierigſten Gläubiger auszuzahlen, dagegen den Reſt der Londoner Einnahmen einſtweilen mir noch zur Verfügung zu laſſen.

Das Ergebniß der Londoner Subſcription wird uns in nicht langer Zeit alsbald bekannt gemacht werden. —

Jetzt ſeien Sie mir nicht böſe über meine letzte Heftigkeit. Es war nämlich die höchſte Zeit die Sänger zu bezahlen; hierzu waren zunächſt die gewiſſen £ 1200 beſtimmt. Mir war angezeigt, daß nur erſt 12000 Mk. von Ihnen retournirt ſeien, und daß auch dieſe die Bank nicht ohne Ihre beſondere Weiſung an irgend jemand auszahlen wolle. Das Zweite veranlaßte das Telegramm, das Erſte (Irrige) den Brief. Bald erfuhr ich im Betreff der Höhe Ihrer Rimeſſe den mir beigebrachten Irrthum.

Alſo! Bitte um ſchriftliche Abſolution! — Ich bin eben jetzt auf dem Aeußerſten angelangt und jeden Augenblick bereit buchſtäblich aus der Haut zu fahren. —

Im Betreff der Concerte iſt demnach anzunehmen, als ob ich ſie ganz auf eigene Rechnung übernommen hätte, wogegen die Herren Hodge und Eſſex, hätten ſie gar keinen Contract unterzeichnet und ſich nur als meine Agenten und Arrangeure gerirt, jedenfalls eine Proviſion — oder Tantième von mir beanſpruchen dürften, die ſie nun verloren haben.

Nun danke ich auch noch ſchönſtens für den

uten Geburtstagsgruß: er hat mich (am trüben Tage) sehr gefreut.

Morgen Abend reisen wir nach Ems ab, wo wir m 5. Abends eintreffen. Die Adresse kenne ich nicht, ondern nur Adolf! —

Schönste und beste Grüße von uns an Sie und ie Ihrigen.

Ihr

stets dankbarer

Richard Wagner.

Mit Leipzig bin ich auseinander! —
Darum also keine Feindschaft nicht!)

202.

## An Friedrich Feustel.

(Ems, 14. Juni 1877.)

Theuerster Freund!

Hier die beiden Unterschriften.

Mögen nun diese Eingriffe in die eigene Existenz meiner Familie mindestens so viel Nutzen bringen, daß die Zeit gewonnen werde, um in Ruhe zu erfahren, wie es um mich herum steht und mit wem ich mein Leben über zu thun hatte. Soviel glaube ich — um für alle Zukunft klar zu sehen — erkennen zu müssen, daß nicht mein Werk gerichtet ist, sondern — Bayreuth. Mein Werk wird überall

aufgeführt werden und zahlreiche Zuſchauer herbeiziehen, aber — nach Bayreuth will man nicht wieder kommen. Dieſes iſt der wahre Verhalt der Sache, und der Grund der eingetretenen Kälte für meine Unternehmung. Dem Orte kann ich nur in ſofern Schuld geben, als — ich ihn gewählt habe. Doch hatte ich einen großen Gedanken dabei: ich wollte mit Unterſtützung der Nation, eine durchaus ſelbſtändige neue Schöpfung an einem Orte, der erſt durch dieſe Schöpfung zur Bedeutung kommen ſollte — eine Art Kunſt-Waſhington. Ich dachte von unſeren höheren Kreiſen zu gut. Man hat das Opfer der ungeheuren Unbequemlichkeit Bayreuth's einmal — mir zu gefallen (auch zum Theil aus Neugier) — gebracht, ſchreckt aber vor dem Gedanken der Wiederholung zurück. Daher nun auch im Ganzen die Kälte gegen meine Lage. — Eine ſehr bedeutende Londoner Firma wandte ſich an mich, mir die Ueberſiedelung der Bayreuther Bühneneinrichtung ꝛc. nach einem großen Londoner Theater anzubieten, mit den Wiederholungen der Feſtſpiele im ganzen Laufe der nächſten Saiſon. Wenn ich ernſtlich will, baut man mir mein Theater in Leipzig nach, und fährt dort fort. Würzburg oder Nürnberg hätte die Mittel gehabt, nach dem großen Erfolge des vorigen Jahres, mich zu entſchädigen, und die Aufführungen fortzuſetzen. Bayreuth könnte nur noch reüſſiren, wenn mein Gedanke einer muſikaliſch-dramatiſchen Hochſchule, wie ich ihn zuletzt angedeutet habe, durchgeführt würde, ſo daß es zu bedeutenden Anſiedelungen daſelbſt führte. Die

Stadt ſelbſt, die ſo große Vortheile, wenigſtens für viele ihrer Einwohner, davon erwarten dürfte, könnte ſich am Ende an den König, die Stände u. ſ. w. mit einer Petition wenden. Was mich betrifft, ich werde wohl nichts mehr thun können, als mich abängſtigen, um das Deficit zu decken und das Theater los zu werden! —

Mich erſchreckte wieder von dem furchtbaren Zuſammenſchmelzen der kürzlich in Wien empfangenen 20000 Mk. auf nur noch 7900 Mk. zu hören.

„Dolce far niente.“ — Ja! Ja! — Nichts thun! — Nein: nichts Ausrichten! das iſt meine Erholung.

Nun, wie Gott will! Immer bleibe ich dankbar Ihnen verpflichtet! Herzlichen Gruß von

Ihrem

Ems: ergebenſten

14. Juni 1877. Richard Wagner.

## 203.

### An Dr. Carl Landgraf.

(Ems, 16. Juni 1877.)
Bad Ems
Villa Diana

Geehrteſter Freund!

Mir iſt es, als ob ich hier durchaus am falſchen Orte wäre!

Vor zwei Jahren hieß es: Marienbad! Ohne Zweifel hat Sie meine anhaltend katarrhaliſche Dispoſition von dieſem Winter anders geſtimmt. Mein Hauptleiden iſt und bleibt aber — Trägheit der Unleibsfunktionen, in deren Folge Aufgetriebenheit des Leibes, Wind-Plagen u. ſ. w. Dieſe vermehren ſich hier eher. Die Bäder — noch ſo vorſichtig gebraucht — greifen mich furchtbar an. Seit heute bin ich bereits zum Hunyadi zurückgekehrt, um mir Hilfe zu verſchaffen.

Glauben Sie wirklich, daß ich am rechten Orte bin?

Mein hieſiger Badearzt, Dr. Wuth, den mir Standthartner empfohlen hat (da ich Sie, lieber Herr Doctor, vor meiner Abreiſe ja gar nicht mehr zu ſehen bekam), weiß natürlich unter ſolchen Umſtänden nicht, woran er mit mir iſt.

Es ſcheint mir eben alles ſchief zu gehen!

Hochachtungsvoll grüßt Sie

Ihr

16. Juni 77. ergebener

Richard Wagner.

## 204.

### An Friedrich Feuſtel.

(Ems, 2. Juli 1877.)

Wertheſter Freund!

Falls Sie noch leben, will ich nicht verſäumen, Sie von meinen nächſten Reiſeplänen in Kenntniß zu ſetzen.

Am 5. d. Mts. reiſen wir hier fort, 6. Schloßhôtel (Albert), 7. Luzern (Hôtel National), 8. Selisberg (Canton Uri—Schweiz).

Für die dritte Woche des Monates habe ich mich in München angekündigt: (Se. Majeſtät hatten mir zuvor bereits ſehr gnädig geſchrieben.) Wollen Sie demnach unſer Zuſammentreffen daſelbſt freundſchaftlichſt vorbereiten! Sollten Verzögerungen (oder Bevorſchiebungen) eintreten, ſo ſollen Sie rechtzeitig benachrichtigt werden.

Hoffentlich ſind Sie, und iſt bei Ihnen Alles wohl. Mir gehts wie immer. Jeder Zug oder Rückzug auf dem Schachbrett dieſes Lebens bringt mir Aerger, was doch wahrſcheinlich daher kommt, daß die meiſten Menſchen ſehr gemein ſind. Daß wir unſeren letzten Nothpfennig daran gegeben haben, um die Einnahmen der Bayreuther Gaſtwirthe im vorigen Jahre zu bezahlen, muß unter den Umſtänden der „Jetztzeit“ als „ſelbſtverſtändlich“ gelten. —

Heckel war hier, er wird es bis zum Mannheimer

Theaterdirektor bringen, — nun ſo hat er doch etwas davon! —

Ich will nun hoffen, und — hoffe wirklich — meine ſchwere Laſt auf die Münchener Hoftheater-Direktion abwälzen zu können. Es iſt dies die letzte Hoffnung meines ſo ſonderbaren Lebens! —

Alſo: bald ſehen wir uns wieder. Bleiben Sie mir unterdeſſen noch ein wenig gut, — bald lerne ich auch „Taroc"!

Herzlichſten Gruß an die ganze Feuſtelei!

Stets

Ems, 2. Juli 1877.

Ihr dankbar ergebener

Richard Wagner.

## 205.

### An Emil Heckel.

Telegramm.

(Heidelberg, 7. Juli 1877.)

Bitte mit Zeroni morgen ein Uhr bei uns zu ſpeiſen. Abends Vorleſung des Parſifal, wozu auch der Pfarrer einzuladen.

Wagner.

206.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 9. September 1877.)

Lieber Freund!

Großer Theater-Direktor!

Es fällt mir ein, daß Sie verwundert ſein könnten, meine Einladung zu einer Zuſammenkunft meiner Patrone nicht zu allererſt an Sie gerichtet zu haben. —

Hoffentlich verſtehen Sie es, wie mich meine Rückſichtnahme auf Ihre jetzt ſo ſehr ſchwierige Stellung in Mannheim einzig hierzu beſtimmt hat. Ich werde es ſogar begreifen, wenn Sie gar nicht nach Bayreuth kommen, weil Niemand beſſer, als ich, es beurtheilen kann, welche Laſt Sie ſich mit dem Mannheimer Theater auf den Hals geladen haben! Kommen Sie aber dennoch nach Bayreuth, ſo bleiben Sie wohl deſſen verſichert, daß ich Niemand hier willkommener heißen werde, als — meinen theuren, guten Freund Heckel!

Schönſte Grüße

von

Ihrem ergebenen

Bayreuth,
9. Sept. 77.

Richard Wagner.

## 207.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 1. October 1877.)

Lieber Freund!

Seidl theilt mir mit, daß er auf ſeine Bewerbung in Mannheim verzichte.

Er thut gut daran, und mir fällt ein Stein vom Herzen, denn — er iſt begabt, hat aber gar keine Erfahrung. —

Nun aber empfehle ich Ihnen deſto kräftiger Fiſcher. Dieſer iſt, nachdem man mir verſicherte ihn als Muſikdirektor anſtellen zu wollen, nur als Chorrepetitor placirt worden, was mich beleidigt hat! Fiſcher iſt durchaus erfahren, Repertoire-kundig, und ein durch und durch zuverläſſiger Menſch. Ich ſtehe für ihn ein! — Bitte, melden Sie ihm dieſe meine Empfehlung, und — tragen Sie ihm die, mit Langer zu theilende — Muſikdirektionsſtelle an.

Er heißt: Franz Fiſcher; ſeine nähere Adreſſe weiß ich nicht; Hôtel Vier Jahreszeiten (ſeine Verwandten) beſorgen ſie aber.

Schönſten und herzlichſten Gruß von

Ihrem

ergebenen

Bayreuth,
1. Oct. 77.

Richard Wagner.

## 208.

### An Emil Heckel.

(Telegramm.)

Richter? Gut! Jedenfalls Fiſcher gutes Anerbieten ſtellen. Für dieſen bürge ich.

Parſifal.

## 209.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 9. October 1877.)

Theuerſter Freund!

Um die Lebensfähigkeit unſeres ganzen Projektes einigermaaßen zu erproben, dünkt es mich die allerhöchſte Zeit, die Inſerate für die Anmeldungen zu fördern. Wir werden, im Betreff Hey's Beſchlüſſe faſſen müſſen, die nur dann gerechtfertigt erſcheinen können, wenn die Erfolge der Aufforderung zur Anmeldung für die Schule uns einigermaaßen die Richtung gegeben haben werden. Deßhalb — ſchleunigſt inſeriren! — oder: haben Sie durchaus Bedenken, dann: ſofort gänzlich einhalten! — Was meinen Sie? —

Ich war auf dem Wege zu Ihnen, aber meine böse Zehe zwang mich zur Umkehr!

Herzlichste Grüße von

Ihrem

Bayreuth.
9. October 1877.

stets ergebenen
Richard Wagner.

## 210.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 3. Februar 1878.)

Theuerſter Freund!

Hier ſende ich Ihnen — mit Dank — den Wiener Brief zurück. Hierüber ſprechen wir ſchon noch einmal!

Für heute aber, lieber guter Freund, drücke ich Ihnen meinen Dank für die ungemeine Geduld, Klugheit und Energie, welche Sie für meine ſchlimme Lage im Angeſicht des Feſtſpiel-Deficit's in Ausübung brachten, durch die Bezeugung meiner großen Freude darüber aus, daß — doch immmerhin durch die erhabene Freundſchaft des Königs für mich — Ihre Bemühungen zu einem ſo wohlgenügenden Erfolge geführt haben. Es hat die für mich ſo befriedigende Wendung genommen, daß — im Grunde — durch die erwarteten Erfolge meines eigenen Werkes uns die Mittel zur Bekämpfung jener üblen materiellen

Folgen des Jahres 1876 zugewieſen werden ſollen. Das iſt ehrenvoll. Doch nur auch Ihrem Vertrauen hierauf wird es zu verdanken ſein, daß aus dem freundlichen Beſcheide des Königs eine wirkliche und prompte Erlöſung aus der peinlichen Lage bereitet ſein kann. Das Alles weiß ich, erkenne es deutlich, und — ſage Ihnen darum meinen allerwahrhaftigſten Freundes-Dank.

Der Gewinn aus dem Allen iſt, daß ich jetzt mit jenem ſchönen Gleichmuthe neuem Schaffen mich zuwenden kann, bei deſſen Störung und Trübung die guten Geiſter von uns ſonderbaren „Genie's" fliehen!

Haben Sie Dank, jetzt und immer!

Ihr

treu ergebener

Bayreuth
3. Februar 1878.

Richard Wagner.

## 211.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 14. März 1878.)

Geehrteſter Freund!

Ihre, als Präſident des großherzoglichen Hoftheater-Comité in Mannheim, an mich freundlichſt

gerichtete Anfrage wegen der Erwerbung des Aufführungsrechtes sämmtlicher Theile meines Bühnenfestspieles „der Ring des Nibelungen“ ermächtigt mich, Ihnen die Bedingungen anzugeben, unter welchen ich bisher und in Zukunft jenes Aufführungsrecht ertheile.

1. Vorführung der einzelnen Theile nach auf einander folgender Reihe. (Leipzig und Braunschweig beginnen mit „Rheingold“ und „Walküre“ in 2 auf einander folgenden Abenden.)

2. Zehn Prozent von der Brutto-Einnahme (mit Einrechnung der Abonnements-Quote) jedes Abends der Aufführung eines der Stücke, bis zum Erlöschen des Autoren-Eigenthumsrechtes, d. h. 30 Jahre nach meinem Tode.

3. Zusicherung der reihenfolgerechten Aufführung sämmtlicher Theile durch einen Vorschuß von 10,000 Mark, welcher, bis zu seiner Tilgung, von der Hälfte jeder Tantième, also 5 % jeder Einnahme zurückgezahlt werden soll. Dieser Vorschuß soll zur Hälfte sofort bei Auswechselung der Vertragsschriften, mit 5000 M. an mich ausgezahlt werden, wogegen die andere Hälfte, mit gleichfalls 5000 M. am 1. Januar des nächsten Jahres 1879 an mich abgeführt werden wird.

Dieß sind die gleichen Bedingungen, unter welchen ich dem Leipziger Stadttheater das in Rede stehende Aufführungsrecht ertheilt habe, wogegen Hamburg

einen Vorschuß von 16,000 M. — Wien 20,000 M. zahlen mußte.

Mit größter Freundschaft und Hochachtung

Ihr

ergebener

Bayreuth, 14. März, 1878. Richard Wagner.

P. S. Zu Ihrem Vortheil führe ich an, daß das Mannheimer Hoftheater vermuthlich — zum Mindesten am Niederrhein — das einzige Theater sein wird, welches der nachbarlichen Bevölkerung Aufführung meines Werkes bieten kann.

R. W.

## 212.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 17. März 1878.)

Lieber Freund Heckel!

Hiermit überlasse ich Ihnen, für so lange als Sie in der unglückseligen Stellung eines Präsidenten des großherzoglichen Theatercomité's in Mannheim sind, jeden Theil meines „Ring des Nibelungen" zu beliebigen Aufführungen ganz umsonst. —

Dem Mannheimer Theater, welches auf einer ge-

wiſſen Liſte bei mir ſteht, ſchenke ich nicht einen Heller. —

Dieß der volle Ernſt

Ihres

alten Freundes

Bayreuth, 17. März 1878. Richard Wagner.

## 213.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 21. März 1878.)

Beſter Freund!

Sie ſind im Irrthum. Niemals und auch in Heidelberg nicht, habe ich mich über Ihren Entſchluß, die Präſidentſchaft des Mannheimer Theatercomité's anzutreten, gefreut, und entſinnen ſich die Anweſenden meiner Familie ſehr genau, daß die von Ihnen mir angeführten Ausſprüche vom Hôtelier Albert, nicht aber von mir gethan wurden. Da ich an Ihnen jedoch erſah, daß Ihr Local-Triumph Ihnen ſchmeichelte, habe ich, eben über dieſen Triumph für Sie, mich am Ende auch gefreut. Dagegen ich bedauern mußte, daß Sie meine ernſten Bedenken — welche ich namentlich auch Zeroni mittheilte — wenig

beachteten. Ich entsinne mich nur erklärt zu haben, daß, wenn man *mich* wählte, ich nicht wissen würde, was ich anfangen sollte, um — namentlich eine Theaterverwaltung, welche mir aus Gründen eines starken Deficits zufiele, — mit einigem Geschicke zu übernehmen. Allein, Sie hatten Vertrauen in sich — und — so schwieg ich. —

Dies ist die Wahrheit, was das Eine betrifft. —

Das Andre bezieht sich auf die Erwerbung des Aufführungsrechtes für meine Nibelungen. Sie fragen bei mir „als Präsident des großherzogl. Theatercomité" an. Als solchem stellte ich Ihnen meine Forderung. Sie vermeldeten hierüber meiner Frau, daß der Mannheimer Stadtrath Sie fortjagen würde, wenn sie ihm meine Forderungen nur mittheilten. — Aufrichtig gesagt, lieber Heckel, *ich* hätte mich mit Vergnügen fortjagen lassen. Doch sieht das bei Ihnen gewiß wohl anders aus. Ihre Lage kam mir — verzeihen Sie! — nicht beneidenswerth vor. Glauben Sie nun, daß die Erwerbung der Nibelungen für Sie eine absolute Nothwendigkeit des Bestehens ist (immerhin viel Ehre für mich!) so opfere ich sie gern *Ihrem persönlichen* Bestehen in Ihrer Stellung, solange Sie diese für erhaltungswerth ansehen.

Somit erneuere ich mein zuletzt an Sie gerichtetes Wort: Machen *Sie* mit meinen Nibelungen-Partituren in Mannheim, was Sie wollen; geben Sie Conzerte oder Theateraufführungen. Aber nur Sie, solange Sie dabei sind. Möge Sie diese Erklärung dazu stärken, dem Mannheimer Magistrat ohne Be-

ſorgniß Ihre Eröffnungen zu machen. Jede Transaction weiſe ich zurück! —

Gott behüte Sie, lieber alter Freund!

Ihr ſtets

ergebener

Bayreuth, Richard Wagner.

21. März, 1878.

Und nun — kein Wort mehr über dieſe Sache!!

## 214.

### An Friedrich Feuſtel.

(Bayreuth, 6. Januar 1879.)

Theuerſter Freund!

Wie gehts im Neuen Jahr? Ich höre — etwas unwohl?

Auch ich will mich mit dem traurigen Himmel und Boden gar nicht gern in Berührung ſetzen: immer ſchaudere ich vor einem Ausgange zurück. In Neapel iſts hübſcher — glauben Sie mir!

Hier Heckel's Sendung! Haben Sie die Güte, ſie zu empfangen und mir gut zu ſchreiben! — Ich hoffe in dieſem Monate noch einige gute Einnahmen zu machen, im April (wills Gott!) aber bereits an die Abzahlung der Hypothek gehen zu können. Es wird Zeit!

Wollen Sie so gut sein, mir nur auf einer Karte ein „richtig zugestellt“ zu verzeichnen.

Mit den herzlichsten Grüßen an Frau Muhme und Sie — den Herrn Vetter — selbst

Ihr

Bayreuth 6. Jan. 79

stets verbundener

Richard Wagner.

215.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 23. März 1879.)

Mein geehrtester alter Freund!

Wie konnten Sie mich mehr erfreuen, als durch die guten Nachrichten über den ersprießlichen Fortgang der Vorbereitungen zu den Mannheimer Aufführungen des Nibelungenrings! Betrachtet man diesen Stand der Dinge näher, so möchte alles wirklich wie ein Wunder erscheinen! Das Schicksal hat mit meinem Werke seine Wege eingeschlagen: da es nicht die von mir ursprünglich in das Auge gefaßten sind, geziemt es mir ruhig und enthaltsam zuzusehen, was auf diese Weise aus der Sache wird. Das ist denn auch mein Standpunkt: ich sehe aus der Ferne zu, freue mich über gute Erfolge und verwundere mich nicht über schlechte. Aber — dabei sein kann ich nirgends mehr. Wenn Sie je erfahren, daß ich irgendwo einer Aufführung eines Theiles jenes

Werkes beigewohnt, ſo mögen Sie mich des Freundesverrathes anklagen: es wird nie dazu kommen! —

Somit, meinen herzlichſten Dank für die freundliche Einladung nach Mannheim, welchen ich Sie erſuche auch den geehrten Herren des großherzoglichen Theatercomité gütigſt vermitteln zu wollen.

Stets bin ich, voll der beſten Erinnerungen, Ihres warmen Eifer's für mein Werk und ſeine Durchführung dankbar eingedenk, und verbleibe

Ihr

treulichſt ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth,
23. März 1879.

## 216.

### An Emil Heckel.

(2 Telegramme zur 1. Mannheimer Aufführung von „Rheingold" und „Walküre", Oſtern 1879.)

I.

Glückwunſch und herzlichen Gruß allen Freunden und Genoſſen der Mannheimer-Nibelungentage!

Richard Wagner.

II.

So lohnt ſich alle Tugend! Heckel heraus! Fiſcher Tuſch! Was will man mehr? O Albert! Herzlich erfreut

Ihr R. W.

## 217.

### An Emil Heckel.

(Bayreuth, 28. April 1879.)

Mein lieber Freund Heckel!

Endlich komme ich dazu, Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihren schönen Erfolgen, sowie meine eigene herzliche Freude über das Gelingen Ihrer Aufführungen auszudrücken. Ich war bisher von meiner letzten Arbeit an der Composition des Parsifal nicht abzubringen: Diese ist nun vollendet und Sie sind der Erste, an den ich mich nun wieder nach Außen wende.

Sie haben da in Ihrem Mannheim ein sehr lehrreiches Beispiel gegeben davon, was ein tüchtiger Wille kann. Da ich die Wiederholung der Aufführungen in Bayreuth aufgeben mußte, kann nun, wenn das Werk und seine Bestimmung nicht ganz verloren und vergessen werden sollte, nur durch möglichst sorgfältige Reproduktionen auf unseren gebräuchlichen Publikum-Theatern gezeigt werden, welche Lebenskraft mein Werk mindestens zu bewähren vermöge. Daß Sie mit Bangen an Ihre frei gewählte Aufgabe gingen, indem Sie sorgenvoll den Umfang der Mittel Ihres Theaters mit denen allergrößter Oberhoftheater verglichen, dies bestätigte Sie in meiner Maxime vorwärts zu gehen, nämlich die Sache beim Geiste zu erfassen: ein genau eingeweih-

ter, dazu tüchtiger, energiſcher und — vor Allem — überzeugter Dirigent, ein ſolcher giebt mir Gewähr für Alles. So ſehr mich das laute Lob Fiſcher's freute, hat mich's doch nicht im Mindeſten überraſcht: ich wußte was er leiſten würde. Nun war es ein großes Glück, daß ich, nachdem ich einige tüchtige und kenntnißvolle Dirigenten mir gewonnen hatte, endlich auch einmal einen Theaterdirektor fand, der einen derſelben zum Amte berief. Bisher waren meine Empfehlungen den Empfohlenen ſtets nachtheilig: unſren Herren Oberhofintendanten u. ſ. w. iſt nichts verhaßter, als ein ſogenannter „Wagnerianer" denn da heißt es: „Hilf Himmel! Da bekäme ich einen Menſchen, der eine Maſſe Proben fordert, namentlich wenn es ſchlecht geht; der auch nichts ſtreichen will, trotzdem ſich doch Alles viel beſſer macht, wenn es recht unverſtändlich wird? Nichts da! Ich helfe mir am Beſten mit ſervilen Stümpern!" Nun diesmal war es in Mannheim beſſer; ich hoffe, es ſoll auch den Leipziger Aufführungen noch wohl thun, daß auch die dortige Direktion einen meiner Empfohlenen, den Genoſſen Fiſcher's bei den Bayreuther Aufführungen, willig berufen hat. — Dazu unſeren jungen Brandt! da war etwas zu erhoffen und anzunehmen, daß vollends die ganze Regie, der ich ja auch zu Dank verpflichtet bin, zum Rechten und Richtigen fortgeriſſen wurde. Unter ſolchen Umſtänden leiſten Darſteller und Muſiker Wunder. Ich habs erfahren. Aber — das Hauptwunder iſt doch — Heckel als Theaterdirektor! Glück auf! Jetzt verſtehe ich das Schickſal, und

grüße Sie — in ſeinem Schutze — von ganzem Herzen!

Ihr getreuer

Bayreuth, Richard Wagner.
28. April 1879.

218.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 3. Juli 1879.)

Liebſter Freund!

Ob ich Ende d. M. zu Ihnen kommen kann, wird immer zweifelhafter; gerade für dieſe Zeit melden ſich alle diesmaligen Jahresbeſuche — z. B. — Liſzt bei uns an; auch ſtehe ich im Beginn einer Brunnenkur, die ſich ſehr hinausziehen dürfte, da die Witterung für jetzt ſie gar nicht begünſtigt. Ich glaube nicht vor Mitte Auguſt hier fortzukommen, gedenke aber dann bis etwa zur Wieder-Eröffnung Ihrer Vorſtellungen auszubleiben — etwa in der Schweiz, von wo aus ich dann zu Ihnen kommen würde. Gut wäre es, wenn nicht immer ſogleich ſo viel von ſo etwas in die Zeitungen käme! —

Immer bleibe ich dabei, daß das Glücken Ihrer Unternehmung in Mannheim mir ganz beſondere Freude macht. Seien Sie deſſen verſichert!

Für jetzt fühle ich mich ſehr angegriffen und bedarf großer Schonung.

Alſo, zweifeln Sie nicht an mir, und bleiben Sie immer gut

Ihrem
alten guten

Bayreuth,
3. Juli 1879.

Richard Wagner.

P. S. Fiſcher richtete mir bei ſeinem (für mich ſehr erfreulichen) Beſuche etwas von Ihnen wegen der Tantième-Zahlungen aus. Ich ſtelle es Ihnen frei, mir die vorläufigen 5% für jetzt zu zahlen oder nicht. Jedoch — können Sie, ſo iſt es mir recht, wenn Sie den Betrag derſelben bis Ende Juni (1. Halbjahr) jetzt ſchicken — ich hab' eben ſtarke Ausgaben! — R. W.

219.

An Emil Heckel.

(Bayreuth, 17. Oktober 1879.)

Lieber Freund und Genoſſe!

Wenn Sie etwas Geld für mich haben, ſo thun Sie mir einen Gefallen, wenn Sie es mir ſchicken. Das III. Quartal iſt für einen Komponiſten immer ſchlecht!

Ihr Brief über die Münchener Aufführungen iſt mir zu Herzen gegangen: meinem König habe ich viel davon erzählt, auch von Ihnen! —

Nun! gebe der grundgütige Himmel zu allem Weiteren ſeinen Segen! Frau Heckel und die Fiſcherei ſind — mit Ihnen — herzlich gegrüßt von

Ihrem

ganz beſonders ergebenen

Rich. Wagner.

Bayreuth (nirgend anders!)
17. Okt. 79.

## 220.

### An Friedrich Feuſtel.

(Neapel, 4. März 1880.)

Mein lieber, theurer Freund!

Sehr ernſtlich erfreueten Sie mich durch Ihren ſo freundſchaftlichen Brief: haben Sie herzlichſten Dank dafür! Durch den unermeßlichen Schmerz, den Sie zu tragen hatten, ſind Sie auch mir jetzt in eine neue verklärte Sphäre verſetzt, nach welcher hin ich Ihnen meine mitgefühlvollſten Grüße ſende.

Mein eigenes Leben iſt mir in den letzten Jahren wie umnachtet vorgekommen: der graue Himmel, der faſt unausgeſetzt in der Heimath auf uns drückte, hat, wie meiner Geſundheit, ſo auch meinem geiſtigen Empfinden ſich eingeprägt. Hätte ich endlich nicht die unſchätzbare Tröſtung des Beſitzes einer mir ſo theuren Familie, umgeben von wenigen, aber ſelten

anzutreffenden Freunden noch gewonnen, o könnte ich mir nicht vorstellen, aus welchem Grunde ich irgend noch an die Pflege meines Lebens denken würde.

Meine Hoffnungslosigkeit für Deutschland und seine Zustände ist durchaus vollständig: und hiermit ist etwas gesagt, denn als ich dereinst mit vollem Bewußtsein in die mir eigene entschiedene Richtung eintrat, schrieb ich auf meine Fahne: „mit Deutschland stehen oder fallen!"

So kann denn auch dieser so aufwandvolle Aufenthalt in Italien durchaus nur eine klimatische Bedeutung für mich haben: selbst dieß unglaubliche Neapel mit Allem Leben und Treiben darin, kann für mich nur ein Schauspiel zum Zweck der Zerstreuung, des Vergessens sein; worin selbst es mich nicht einmal wahrhaftig unterstützen kann, da sich das ganze Elend unserer Civilisation in tausend Erscheinungen des Elends, der Rohheit und des Lasters immer von Neuem an mich herandrängt.

Dabei muß es mir täglich anwachsende Sorgen nähren, daß ich immer mehr daran zweifeln muß, aus den mir zufließenden Mitteln dem angehenden Aufwande für mein Wohlbefinden gewachsen zu sein. Indem ich hierfür bereits Ihre Hilfe in Anspruch nehmen muß, habe ich — während aller mir nothwendigen Ruhe — doch immer nur zu überlegen, wie ich — aufrichtig gesagt — unter diesen schwierigen Anforderungen für mein Gedeihen andererseits bestehen soll. — Eine Reise in Amerika habe ich deßhalb immer von Neuem wieder ernstlich erwogen und

für die Anstrengungen derselben meine Kräfte in Berechnung gezogen. Aufrichtig gesagt, hat mich bisher immer davon der Gedanke abgeschreckt, in Amerika eben nur als Geldsucher mich von einem Spekulanten herumschleppen zu lassen, um — im besten Falle — schließlich mit einem kleinen Vermögen wieder zurückzukehren, und — das Elend von vorne anfangen zu lassen, ja, vielleicht mein Geld wieder für eine Idee zu opfern, welcher ich bereits genug geopfert zu haben glaube, um endlich einzusehen, wie sich diese Idee zu dem Zustande unseres ganzen deutschen Wesens verhält.

Hiergegen muß ich Ihnen anvertrauen, daß der Gedanke mich mit meiner Familie, meiner Idee und meinen Werken, für alle Zeit gänzlich in Amerika niederzulassen, sehr ernstlich in mir Wurzel faßt. Habe ich einzig zu bedauern, nicht bereits längst mir einen frischeren und kräftig treibenden Boden für die Zukunft meiner Werke, sowie meiner Familie ausgewählt zu haben, so kann mich meine tiefe Ueberzeugung vom Verfall der europäischen Kultur nur dazu antreiben, desto ernstlicher und entschiedener noch jetzt diesen Ausweg zu beschreiten. Fast lasse ich es nur noch davon abhängen, wie die Amerikaner mein Anerbieten aufnehmen werden.

Für jetzt muß ich darauf bedacht sein, meinen hiesigen Aufenthalt zu verlängern, da mir von meinem ausgezeichneten hiesigen Arzte zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit, sehr ernstlich der Gebrauch der Seebäder, welche erst im Juni beginnen dürfen anempfohlen ist. Dieser Umstand, der mir

andererſeits manche Bedenken bereitet, iſt mir vorzüglich auch in dem einen Punkte recht genehm, weil er es nämlich ermöglicht, daß Sie und der liebe Freund Adolf uns hier noch beſuchen können. Dieſes wäre denn nun etwas wirklich Schönes und Werthvolles, Sie hier bei uns zu ſehen! Und, glauben Sie mir: ganz abgeſehen von der Freude unſeres Wiederſehens, ſehne ich mich völlig darnach, Denjenigen die ich liebe, den Genuß der hieſigen Wunderwelt zu bieten: ſie iſt unbeſchreiblich!

Meine hieſigen Erkrankungen waren nichts als Nachwehen der Bayreuther klimatiſchen Einflüſſe.

Jetzt ſind wir klüger, verlaſſen kaum unſere Terraſſen und Gärten, ſtrengen uns nie mit großen Partieen an, meiden möglichſt den gar zu großen Lärmen der Stadt und Geſellſchaft, und ergeben uns dagegen dem erquicklichſten Genuß einer Luft und einer Sonne, wie man ſie auf Erden wohl ſelten wieder antrifft. — Alſo — auf Wiederſehen in Neapel!

Nun ſage ich Ihnen denn nur noch heute ein allerherzlichſtes Lebewohl: möchten Sie ermeſſen, was ich Alles damit verſtehe!

Für immer Ihr

dankbarſt ergebener Freund

Richard Wagner.

Neapel
4. März 1880.

## 221.

### An Emil Heckel.

(Neapel, 26. März 1880.)

Lieber alter Freund!

Sie müſſen doch in letzter Zeit wieder etwas Geld für mich geſammelt haben; nun weiß ich nicht, ob ich Ihnen ſchon darüber ſchrieb, daß ich Sie zu erſuchen hätte, die Geldſendung an Feuſtel nach Bayreuth, die zu unterzeichnende Quittung aber an mich, nach „Neapel, Poſilipo, Villa Angri“ beſorgen laſſen zu wollen?

Ich erfahre gar nichts von Ihnen, ſelbſt — und leider — auf dem bezeichneten geſchäftlichen Wege auch nicht. Bin ich denn für ganz Germanien ſchon todt, oder ſind Sie durch die theatraliſche Kunſt todt?

Im Uebrigen ergeht es mir nicht ganz nach Verdienſt: wir wollen ſehen, ob dieß durch Sie beſſer wird.

Schönſte Grüße von Villa zu Haus! Bleiben Sie gut

Ihrem

grundergebenen

Neapel, 26. März 1880.

Rich. Wagner.

## 222.

### An Friedrich Schön.

(Neapel, 28. Juni 1880.)

Mein hochverehrteſter Freund!

Wie ſehr muß ich bedauern, aus Ihren Briefen an meine liebe Frau zu erſehen, daß Sie über mich in einige Ungewißheit verſetzt ſind. Worin eine Autoriſation für Ihre Agitation zu Gunſten der Bayreuther Idee beſtehen ſollte, wünſchte ich gern durch ein mir vorzulegendes Schema zu erfahren, um das Gewünſchte ſofort gern zu leiſten. Nur bitte ich Sie, im Betreff des Ausführungsplanes, meiner Erfahrung, ſowohl über die deutſche Welt als mich ſelbſt, einige Rechnung zu tragen. Hier wünſchte ich denn, daß Sie meinen im September 1877 vorgelegten Entwurf nicht allzuſehr mehr in den Vordergrund ſtellten, da alle ſeitdem gewonnene Erfahrung mir gezeigt hat, daß ich damals — ich geſtehe, nicht ganz ohne Bewußtſein — die Rechnung ohne den Wirth machte. Ziehe ich dagegen die ſeit Ihrem Eintreten mir und allen unſeren Freunden erweckten Hoffnungen in Betracht, ſo erſehe ich keine andere Möglichkeit Ihren Wünſchen endlich entgegen zu kommen, als daß ich das — wie Sie meinen — nach den Bühnenfeſtſpielen von 1876 noch nicht erweckte Intereſſe durch eine, ſobald wie möglich zu

bewerkſtelligende Aufführung des „Parſifal“ von Neuem anzuregen verſuche. Dieſer Vorſatz dünkt mich im Jahre 1882 ausführbar, ſobald ich bis dahin in vollſter Ruhe dafür erhalten werde; dies aber ſelbſt — im Betreff der äußeren Möglichkeit — nur dann, wenn ich die Hilfe des Königs von Bayern hierfür in Anſpruch nehme. — — —

Unter ſolchen geſicherten Umſtänden gedenke ich nach dem „Parſifal“ alljährlich eines meiner älteren Werke — ſomit alle der Reihe nach — in muſterhaften Aufführungen als mein künſtleriſches Teſtament meinen Freunden vorzuführen. Da ich heute in meinem 68. Jahre ſtehe, habe ich ein hohes und rüſtiges Alter meiner Seits für die Ausführung dieſes Planes in Berechnung zu ziehen und gedenke mit dieſer Ausführung dann genug gethan zu haben, ſomit auch der Aufführungen von „Zauberflöte“ „Freiſchütz“ „Fidelio“ u. ſ. w. enthoben zu ſein. Alles was ich hierauf bezüglich lehren und mittheilen kann, thue ich ſehr gern unter der Hand, — man braucht mich nur in Bayreuth zu beſuchen. Hinterlaſſe ich mit jenen Aufführungen meiner Werke nicht meine „Schule“, ſo habe ich überhaupt mit einer „Schule“ nichts zu thun.“ — — —

223.

## An Carl Brandt.

(Bayreuth, Januar 1881.)

Wertheſter Freund und Genoſſe!

Es ſoll mit dem Parſifal ernſt werden. Ich melde mich bei Ihnen, ob Sie mir wieder zur Seite ſtehen wollen. Behalte ich das Zeug dazu, ſo zeige ich in alljährlichen Aufführungen, wie ich mir alle meine Werke ausgeführt gedacht habe. Wollen Sie mir dabei helfen? Was wir können, haben wir gezeigt: ich muß noch einmal wollen; wollen Sie mit wollen? —

Dann — bitte ich vor Allem, ſobald dieß Ihnen einmal gelegen ſein wird, mit Ihrem Beſuche mich zu erfreuen; Sie ſteigen dann freundſchaftlichſt bei mir ab.

Mit herzlichſtem Gruß

Ihr

alt-ergebener

Bayreuth,
Januar 1881.

Richard Wagner.

224.

## An Emil Heckel.

(Bayreuth, 2. Juli 1881.)

Oh! alter Freund!

Müſſen Sie mir auch noch das Leben ſchwer machen, daß Sie eine Kränkung darin erſehen, wenn ich eine Anfrage von Ihnen durch meine Frau beantworten laſſe, wenn es eben geſchehen ſoll und ich gerade bei meiner Partitur ſitze?

Es ſcheint Faulenzer zu geben, die immer Briefe ſchreiben können! — vielleicht kommt das auch noch bei mir. —

Liebſter — Die Einlage ſchicke ich Ihnen — mit 1000 Dank (verſteht ſich!) — zurück. Unſren Patronen kann ich doch unmöglich mit ſolchen Späßen kommen!

Viel Dank für alle Freundſchaft!

Stets Ihr

alter

Rich. Wagner.

Bayreuth, 2. Juli 1881.

225.

## An Friedrich Feuſtel.

Venedig. Palazzo Contarini dalle figure.
Gran Canale.

Mein theuerſter, liebſter Freund!

So muß denn endlich ein Mißverſtändniß zuerſt uns wieder in Briefwechſel bringen, nachdem ich ſo lange an mich gehalten, Ihnen, nach den erſchütternden Erfahrungen, die Sie betroffen, mich ſo wieder an Sie zu wenden, wie meine ewig zur Selbſtbeſorgniß veranlaſſende Lage es mir nicht recht eingeben wollte. Jetzt weiß ich, daß auch Sie ſelbſt das Traurige überſtanden und dem Leben wieder mit rüſtigem Muthe gegenüber ſtehen: ich war davon ſehr getröſtet!

Auch mir — ſo ſcheint es — will im Grunde Nichts etwas rechtes anhaben können: ich ſehe vor mir Möglichkeiten, denen ich durchaus nicht auszuweichen gedenke. Nur über das Anerbieten des Herrn in Berlin bin ich in große Confuſion gerathen: ich denke, der Mann bittet mich um meinen *techniſchen* Beiſtand für ein von ihm zu errichtendes Wagnertheater. Derweilen erſehe ich nun, daß *ich* auf einem ſeiner Plätze ein ſolches Theater — etwa als Speculant — bauen ſoll u. ſ. w. Um Gottes Willen errichte er einen Circus, oder etwas dem Aehnliches: ich habe genug an dem Bayreuther Theater! Wollen

Sie die Güte haben, hiervon dem Herrn die Ihnen etwa nöthig dünkende Kenntniß zu geben?

Aus unſerem Bayreuth — ſo denke ich — ſoll nun aber doch etwas werden. Ihnen ſind vielleicht ſchon meine Gedanken hierüber mitgetheilt worden? In Kürze:

1. Parſifal erhalte ich einzig und ausſchließlich für Bayreuth; ſelbſt der König entſagt ihm für München, ſchickt mir aber ſeinen Chor und Orcheſter alljährlich dazu.

2. Alljährliche Aufführungen davon gegen Jedermann zuſtehendes Entrée (hoch!).

3. Der Patronatfonds dient als Unternehmungs-Capital: mit der Zeit ſich ſteigernde Höhe des Fonds durch die Kaſſa-Einnahmen dient zur weiteren Aufführung aller meiner Werke.

Hierbei habe ich jeder Einnahme zu entſagen, da ich ſelbſt die Partitur des Parſifal nicht einmal herausgebe.

Fürſorge für mich ſelbſt iſt daher anderſeits nöthig: fünf Monate in Nord-Amerika (Sept. 1881 bis April 1882) ſollen mir ein unabhängiges Vermögen gewinnen.

So ſteht es, und — ich denke es wird ſo gut! —

Alles Herzliche, Gute und Liebe wünſcht Ihnen

Ihr

ſtets dankbar ergebener

Richard Wagner.

226.

## An Friedrich Feustel.

(Bayreuth, 18. Juli 1881.)

Hochgeehrter theuerſter Freund!

Nach Kenntnißnahme des Standes der von Ihnen gepflogenen Unterhandlungen über eine Herausgabe des Klavierauszuges meines Bühnenweihfeſtſpieles „Parſifal", glaube ich es nöthig zu haben, meinerſeits in folgender Weiſe hierüber mich Ihnen zu äußern.

Während der Ausführung derſelben, iſt mir der Charakter dieſer meiner letzten Arbeit dahin immer deutlicher geworden, daß, ſelbſt unter allen denen Umſtänden, welche noch Aufführungen der einzelnen Stücke des Ringes des Nibelungen auf unſeren Stadt- und Hof-Theatern zuläßlich machten, das Bühnen-Weih-Feſtſpiel „Parſifal", mit ſeinen unmittelbar die Myſterien der chriſtlichen Religion berührenden Vorgängen, unmöglich in das Opern-Repertoire unſerer Theater aufgenommen werden darf. Mein erhabener Wohlthäter, der König von Bayern, ſtand, als ich ihm dies eröffnete, innig verſtändnißvoll ſofort davon ab, den „Parſifal" auf Seinem eigenen Hoftheater ſich vorgeführt zu ſehen, wogegen Er einzig das Bühnenfeſtſpielhaus von Bayreuth für ſolche — beſondere und ſeltene — Aufführungen geeignet erklärte.

In Folge des hieraus sich ergebenden Schlusses, mußte die Einträglichkeit der Herausgabe eines Klavierauszuges schwierig zu beurtheilen sein, da das wirkungsvolle Bekanntwerden mit diesem meinem Werke nur durch den Besuch der alljährlich beabsichtigten Aufführungen in Bayreuth für alle Zeit zu gewinnen sein sollte.

— — — — — — — — — — — — —

227.

An Carl Brandt.

(Bayreuth, 27. October 1881.)

Wertheſter Freund!

Die Sorgen für meine Geſundheit leiden mich nicht länger hier: Dienstag reiſe ich (Abends) mit meiner Familie direkt nach Palermo (Hôtel des palmes) und gedenke wohl erſt zur höchſten Zeit — im Mai n. J. — zurückzukehren. Ich würde in neuer Sorge darüber ſein, daß durch meine perſönliche Abweſenheit von Bayreuth für die nächſtjährigen Feſtſpiele etwas verſäumt würde, wenn ich nicht — Dank Ihrer umſichtigſten und eifrigſten Fürſorge eigentlich Alles im Voraus geordnet wüßte. Im Betreff der Decorationen und ſonſtigen ſceniſchen Einrichtungen glaube ich daher gänzlich beruhigt ſein zu dürfen. Alle muſikaliſchen Vorſtudien ſind von K. M. Levi übernommen; auch für die Herſtellung der Coſtüme und ſceniſchen Requiſiten hat Hr. Schu-

kowsky, welcher allerdings für dieſen Winter ſich ebenfalls von Bayreuth fort wendet, alle nöthig dünkenden Uebereinkünfte ſtatt finden laſſen; dennoch aber iſt dieß der einzige Punkt, der mich noch ſorglich machen würde, wenn Sie, theuerſter College und Freund, nicht für den Verkehr mit dem Frankfurter Theater-Coſtümier gänzlich in meine Stelle treten wollten. Demnach erſuche ich Sie, ſich als völlig von mir autoriſirt anzuſehen, die Leiſtungen des Coſtümier's genau zu überwachen, gegen etwaige Saumſeligkeit aufzutreten und namentlich auch ſich ſeiner Leiſtungen als Oberſt-Garderobier mit den nöthigen Gehilfen zu verſichern. Jeden Rückhalt gewinnen Sie ſofort — nöthigen Falls — an unſerm hieſigen Verwaltungsrath, da Ihnen Herr A. Groß auf jede Beſchwer Genüge thun wird. —

Im Vertrauen auf Ihre freundſchaftliche Zuſage will ich ſomit getroſt mich in ein beſſeres Klima aufmachen! Es wird Zeit, denn — bleibe ich den Winter hier — bin ich überzeugt, in einem Jahre nicht mehr zu leben. Ich ſagte zu Schnappauf, daß in Palermo höchſtens an fünf Tagen die Sonne fortbleibt — er meinte, dieſe fünf Tage wäre ſie dann in Oberfranken!

Nun noch aus tiefſtem freudigſtem Herzen Dank für Ihre Alles fördernde Theilnahme auch an dieſem meinem letzten Unternehmen: ich fühle mich in Ihnen für Alles, Alles ſicher! —

Mit den herzlichſten Grüßen

Bayreuth
27. Oct. 1881.

Ihr ſtets ergebener
Richard Wagner.

228.

## An Fritz Brandt.

(Palermo, 14. Januar 1882.)

Lieber werther junger Freund!

Dank für Ihren Brief, — er war ſchön! Erſt heute ſchreibe auch ich Ihnen, ich mußte dieſes wehmüthige Geſchäft aufſchieben, da meine Verfaſſung der Art iſt, daß meine liebe Frau zur Zeit ſchon Bedenken trug, die Nachricht vom ſo ſchrecklich plötzlichen Tode Ihres theuren Vaters überhaupt mir mitzutheilen: ein Zufall enthüllte mir dieſes Schickſal! —

Gewiß verſtehen Sie mich, und verzeihen Sie mir, wenn ich meine Empfindung hierüber nicht in Worte faſſe. Ich ſtehe im dritten menſchlichen Lebensalter, und ſah zwei Generationen Mitlebender bereits vergehen: in Ihrem Vater verlor ich das letzte Glied jener zweiten Geſchlechtsreihe, das mich mit dem Erlebten noch verband. In Ihnen begrüße ich nun die dritte Generation, der ich mein reifes Leben zur Weiterführung übergeben habe. Seien Sie willkommen! Ich nehme an, daß Sie bereit dazu ſind, das letzte Werk des gemeinſamen Wirkens Ihres Vaters mit mir fortzuführen.

Jedenfalls ſteht Ihnen Alles hierfür zur Verfügung und wiſſen Sie genau, um was es ſich bei der ſceniſchen Aufführung des Parſifal's handelt.

Erlauben Sie mir daher, Sie an die Stelle Ihres ſeligen Vaters für meine Bayreuther Aufführungen zu berufen. In meiner noch einige Monate dauernden Abweſenheit wird Ihnen in Bayreuth mein Verwaltungsrath zu jeder Auskunft und nöthigen Uebereinkunft willig zur Seite ſtehen. Verfügen Sie was Sie für nöthig halten!

Mit dem beileidsvollſten Gruße an Ihre theure Frau Mutter verbinde ich für Sie ſelbſt die Verſicherung freundſchaftlichſter Ergebenheit

Ihres

tief trauernden

Richard Wagner.

Palermo,
Hôtel des Palmes.
14. Januar 1882.

## 229.

### An Friedrich Feuſtel.

(Palermo, 17. Januar 1882.)

Mein theurer Freund!

Gewiß iſt es an der Zeit, daß ich mich bei Ihnen einmal wieder einſtelle! Verzeihen Sie mir jedes

Verſäumniß, wie ich denn hoffe, daß die Ihnen zuweilen über mich zugekommenen Nachrichten Sie ſo weit in Aufklärung erhalten haben werden, als nöthig war, Sie vor Zweifeln an meiner Treue und Ergebenheit zu bewahren.

In Wahrheit hat mich die Beendigung meiner letzten großen Arbeit ſehr ermüdet! Nun, ſie iſt beendigt, und möge mir nun die Weiterförderung des Werkes bis zur letzten Verwirklichung leicht fallen! Ich will das hoffen! — Die unerhörteſten Störungen, wie der ſchmerzliche Zwiſchenfall des Todes meines ſo wichtigen Mitarbeiters — Brandt —, müſſen hierfür überwunden werden. Dem Sohne meines verſtorbenen Freundes, dem bereits ſehr bewährten und in die gegenwärtige Aufgabe eingeweihten Fritz Brandt habe ich bereits die Ausführung des Werkes ſeines Vaters übertragen, und ihn hierfür an den Verwaltungsrath verwieſen.

Was das Uebrige betrifft, glaube ich Alles in guter Vorbereitung hinterlaſſen zu haben, ſo daß ich es mir geſtatten zu dürfen glaube, noch für längere Zeit mich den Eindrücken zu überlaſſen, deren ich zur Verbeſſerung meines leiblichen Befindens ſo ſehr bedarf. Ich gedenke das kommende Frühjahr noch zu Ausflügen in edle Klimate zu benützen, da mich Palermo — trotz all ſeiner Vorzüge — nicht andauernd feſtzuhalten vermögen wird, weil ich hier zu einer Lebensweiſe des Hôtels gezwungen bin, die mir endlich ſehr läſtig fällt. Darüber bald mehr!

Einſtweilen betrübt es mich noch, meine Freunde für unſer Bühnenfeſtſpielhaus in Bedrängniß geſehen

zu haben: wollen Sie unſrem vortrefflichen Freunde, Bürgermeiſter Muncker für das erſte meinen herzlichſten Dank für ſein energiſches Einſtehen in dieſer — nicht ſehr freundlichen — Angelegenheit, gütigſt übermitteln!

Ueberblicke ich im Ganzen das Verhalten der Mitwelt zu mir ſeit den letzten zehn Jahren, ſo geſtehe ich, daß die Wagſchale meines Dankgefühles faſt einzig und voll auf die Seite meiner damals mir gewonnenen Freunde fällt, und hiermit der Name Bayreuth mir das Liebſte nennt, was mir neben meiner Familie zu theil geworden iſt.

Nehmen Sie Ihr volles großes Theil davon, mein theuerſter Freund, und bleiben Sie für alle Zeiten der herzlichſten Dankbarkeit und Freundſchaft (verſichert), mit welcher ich Sie, ſowie Ihre geehrte Frau Gemahlin, auch heute begrüße als

Ihr

treu ergebener

Palermo
17. Jan. 1882.

Richard Wagner.

230.

An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(24. oder 25. Juni 1882.)

Dieß iſt nicht von mir geſagt, daß ſie untauglich ſei, nur nicht berufen, um in erſter Linie zu glänzen, namentlich da ältere Zuſagen beſtehen. Dagegen kann es mir nur erwünſcht ſein, wenn das complette Ehepaar Vogl in der zweiten Hälfte der Vorſtellungen — in den 2 letzten Wochen des Auguſt — mehrere Male im Parſifal hier auftreten.

R. W.

231.

An Bürgermeiſter Theodor Muncker.

(Bayreuth, 30. Juli 1882.)

Hochgeehrter Freund,

Zu meinem großen Leidweſen muß ich aus den Geſammtklagen der Gäſte unſrer Bühnenfeſtſpiele entnehmen, daß, wenn das ſchönſte künſtleriſche Gelingen derſelben ihnen die gewünſchte Fortdauer verſicherte, die unverbeſſerlichen Mißſtände der öffentlichen Bewirthung dieſe Hoffnung doch gänzlich zu vernichten

drohen. Wenn Sie, hochgeehrter Freund, auf das Sorgſamſte für gutes Unterkommen unſrer Gäſte bedacht waren, ſo ſcheint jetzt doch die Klage über ſchlechte Bewirthung und Nahrung, und zwar in den drei erſten Gaſthöfen, nicht mehr zurückzuweiſen. Man ſagt mir, daß im Hôtel zur Sonne bei einem table d'hôte zu 7 Mark nicht ein geſundes Stück Fleiſch zu bekommen ſei. Da andrer Seits bei dem vorherrſchend ſchlechten Wetter die Reſtauration beim Theater nicht unterſtützt werden kann, entſteht für unſre Gäſte ein Unbehagen, welches, benutzt von ungünſtigen Zeitungsſchreibern, ſehr wohl geeignet ſein dürfte, Bayreuth als Bühnenfeſtſpiel-Ort in gründlichen Verruf zu bringen. Sollten meine vom künſtleriſchen Erfolg ſo ſehr gekrönten Bemühungen unvermögend ſein, mir die Fortſetzung der alljährlichen Bühnenfeſtſpiele zu geſtatten, ſo hätte ich tief zu beklagen, daß hieran der Gemeinſinn der Bürgerſchaft Schuld wäre. Ich wende mich deshalb an Sie mit der ergebenen Bitte, Alles, was in Ihrer bevorzugten Stellung Ihnen geſtattet iſt, anzuwenden, um den von mir bezeichneten, Gefahr bringenden Uebelſtänden zu wehren.

Mit ſteter Dankbarkeit und Hochachtung

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Sonntag
Mitternacht.

232.

## An Emil Heckel.

(Telegramm.)

Ganzer erſter Akt viel und langweilig, Finale von Wandeldecoration an wäre genug.

Wagner.

233.

## An Emil Heckel.

(Venedig, 14. Januar 1883.)

Lieber Freund!

Dank, Gratulation — nachträglich und zum Voraus; auch ergebenſte Empfehlung an die diskrete Telegraphen-Einrichtung in Mannheim. —

Jetzt aber: — meine Frau hat immer noch vergeſſen Ihnen zu melden, was ich jetzt nachhole: — engagiren Sie doch ja den Augsburger Frank für Ihr Theater; ich bürge für [ihn], und halte ihn in jeder Hinſicht für vortrefflich. Sie werden ſchon wiſſen, wie Sie ihn anbringen; hat man Ihnen bei Ihrem früheren Austritt einen Reaktionär als Lehrmeiſter eingeſetzt, und mußte dafür Fiſcher gehen, ſo könnte das jetzt ja nun vice versa geſchehen.

Sie ſahen, andere Mächte geniren ſich ja auch nicht! —

Gedenken Sie deſſen und ſeien Sie verſichert — u. ſ. w.

Geſtern war Groß hier: wir werden diesmal nur den Juli mit 12 Vorſtellungen haben. Auch gut! Ich ärgere mich über nichts mehr und laſſe mich jetzt täglich 2 mal maſſiren.

Ein Gleiches wünſcht Ihnen

Ihr

Venedig, 14. Jan. 1883.

ſehr getreuer
Rich. Wagner.

# Anhang

Zu Nr. 1 (S. 1). Bei des Meisters erster Durchreise durch Bayreuth, bevor er noch mit irgend Jemand von den bürgerlichen Behörden der Stadt in Fühlung getreten war, vielmehr zunächst einzig der sympathischen Örtlichkeit als solcher seine prüfende Aufmerksamkeit zugewendet hatte, befiel ihn Abends im Gasthof „Sonne“ ein belästigendes Unwohlsein. Als sich Fieber einstellte, wurde sogleich nach dem hervorragendsten Arzte des Ortes geschickt: es war Dr. Wilhelm Landgraf, dem Meister persönlich noch ganz unbekannt und auch von seinem Patienten nichts weiteres wissend, als daß es ein Herr, Namens „Richard Wagner“ sei. Erst nachdem er auf das Sorgfältigste seine ärztlichen Verfügungen getroffen, erfolgte im Gespräch alle weitere Aufklärung, und der wackere Mann rief aus: „Ja, wer hätte das wohl gestern noch ahnen und mir voraussagen können, daß ich in dieser Nacht die Bekanntschaft des weltberühmten großen Meisters machen würde!“ Aus dieser ersten Bekanntschaft, der frühesten, welche der Meister in Bayreuth überhaupt gemacht hat, wurde seit seiner Uebersiedelung dahin eine von beiden Seiten gleich warm ergebene Freundschaft: Dr. Landgraf wurde in der Folge des Meisters sorgsam berathender Hausarzt und Hausfreund, der ihn und seine ganze Familie jederzeit auf das Sorgsamste behandelt hat (vgl. Nr. 85 dieser Briefsammlung). Verreiste der Meister mit seiner Gemahlin, wie das ja in jenen ersten Jahren seiner Bayreuther Niederlassung so überaus häufig vorkam, um auswärts Konzerte für das Bayreuther Werk zu dirigiren, so wurden die Kinder des Hauses seiner ärztlichen Obhut anvertraut und er kam täglich, um nach ihrem Befinden zu sehen.

Jahrelang hat er auch, wiewohl nicht mit irdischen Reichthümern gesegnet, ohne jede pekuniäre Entschädigung für alle ihm dadurch verursachten Bemühungen, unentgeltlich die Funktionen eines Festspielarztes ausgeübt, an dem zahlreichen Künstlerpersonal, wie an plötzlich erkrankten Festspielgästen; ein Amt, welches er späterhin in die Hände seines Sohnes, des berühmten Chirurgen und Oberarztes am Bayreuther Kreiskrankenhause, Dr. Heinrich Landgraf, niederlegte, der es stets mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Noblesse ausgeübt hat, ohne je ein Honorar dafür entgegenzunehmen.

**Zu Nr. 7 (S. 7).** „Ich habe dem Hofpianofortelieferanten Herrn Carl Bechstein in Berlin geschrieben, und ihn ersucht an Carl Tausig's Stelle einzutreten." Herr Bechstein lehnte ab.

**Zu Nr. 11 (S. 14).** „Das freie Feld, welches, von einer Landstraße unterbrochen, an das Ende des Schloßparks stößt." Von einer Landstraße „unterbrochen" — oder vielmehr: durch eine solche vom Hofgarten getrennt.

**Zu Nr. 13 (S. 20).** Zum Postskript: Der Entwurf der Baupläne für das geplante Festspielhaus war dem Kgl. Hofbauinspektor Wilhelm Neumann in Berlin übertragen worden. Vgl. „Leben Wagners" V, S. 858.

**Zu Nr. 15 (S. 23).** „Grüne Broschüre": gemeint ist die Schrift „Ueber die Aufführung des Bühnenfestspieles ‚der Ring des Nibelungen'. Eine Mittheilung und Aufforderung an die Freunde seiner Kunst von Richard Wagner" (Leipzig, Verlag von E. W. Fritzsch, 1871).

**Zu Nr. 16 (S. 25).** Eine Zeitungsnachricht aus Darmstadt, das dortige Hoftheater sei für die Bühnenfestspiele in Aussicht genommen, veranlaßte Heckel vor Erlassung des beabsichtigten öffentlichen Aufrufes bei dem Meister in Tribschen telegraphisch anzufragen. Auf diese Anfrage erfolgte die vorstehende telegraphische Antwort.

**Zu Nr. 18 (S. 26).** Beantwortung der von Heckel an ihn gerichteten Anfrage, ob er — der Meister — selbst die Betheiligung des Karlsruher Orchesters an dem Mannheimer Konzert zu erwirken beabsichtige.

**Zu Nr. 20 (S. 28).** „Einige 5 Fl.-Contribuenten“: der Beitrag zum Mannheimer Wagner-Verein betrug fünf Gulden.

**Zu Nr. 22 (S. 31).** „Theatersaal“. Heckel hatte in seinem Briefe diese Abkürzung für den Konzertsaal im Hoftheater-Gebäude gebraucht.

**Zu Nr. 31 (S. 48).** Die „fünf Gerechten“. Mit dieser Benennung pflegte der Meister während der Konzerttage in Mannheim scherzend den Vorstand des dortigen Wagnervereins (Heckel, Dr. Zeroni, Ferdinand Langer, Hänlein und Koch) zu bezeichnen; Dr. Zeroni nannte er auch wegen seiner begeisterten Mannheimer Tischrede den „Sprecher“. — „Selbstverständlich“: Pohl hatte dieses Wort, dessen Unzulässigkeit der Meister (in Uebereinstimmung mit Sprachkennern, wie Schopenhauer, Vernaleken u. a. m.) in „deutsche Kunst und deutsche Politik“ nachgewiesen, in seinem Konzertbericht dennoch wieder einmal angewendet.

**Zu Nr. 37 (S. 55).** Der beigefügte „ungefähre“ Plan von des Meisters Hand, für die Anlage des Gartens vor und hinter dem Wohnhaus und den Nebengebäuden, fand sich im Munckerschen Nachlaß nicht mehr vor. — Zum 5. Absatz, „definitive Baupläne für das Haus“: Die Baupläne für das Wohnhaus sollte, gleich denen für das Festspielhaus, der Bauinspektor Neumann in Berlin liefern; vgl. auch den Brief vom 7. April (Nr. 43 dieser Sammlung).

**Zu Nr. 40 (S. 60).** „Verehrungsvollste Grüße an unsren herrlichen Herrn Dekan“: Dekan Dittmar, ausgezeichneter evangelischer Geistlicher in Bayreuth. Vgl. den an ihn gerichteten Brief Nr. 87 der vorliegenden Sammlung. — „Sein schönes Buch“: das erwähnte Buch führte den Titel „Pax vobiscum“ und befürwortete eine geistige Annäherung der schroff getrennten christlichen Konfessionen.

**Zu Nr. 41 (S. 63).** Zum 4. Absatz, „schönen Dank für die Verwendung von Scipio Afrikanus“: scherzhafte Anspielung darauf, daß Heckel die Urlaubsbewilligung für die Mannheimer Musiker durch Vermittelung des dortigen Hoftheatercomité-Mitgliedes August Scipio erlangt hatte. — Zum 7. Absatz, „Herr W. H. Riehl bekommt für seine Mannheimer Vor-

leſungen nächſtens von mir einen Denkzettel zu tragen". Der bekannte Profeſſor und Kulturhiſtoriker hatte in dieſen Mannheimer Vorleſungen die Gründung von „Trutzvereinen" gegen Wagner und ſeine Freunde empfohlen. Der „Denkzettel" beſtand in dem Wiederabdruck der fünf Jahre früher (1867) in der neubegründeten Münchener „Süddeutſchen Preſſe" veröffentlichten Kritik ſeines „Neuen Novellenbuches" im Muſikaliſchen Wochenblatt, mit Hinzufügung eines auf jene Mannheimer Vorträge bezüglichen Nachwortes. Beides, Kritik und Nachwort, findet der Leſer bekanntlich im VIII. Bande der „Geſammelten Schriften und Dichtungen" (Abſchnitt: „Cenſuren").

**Zu Nr. 42 (S. 64).** Abſatz 1, „Kiſſinger Mineral-Waſſer-Depot": Den dortigen Mineralwaſſerverſand hatte damals Feuſtel vom Bayeriſchen Staate gepachtet. — Zu Abſatz 4: Die bei der Feier mitwirkenden Sänger und Muſiker ſollten, wo möglich unentgeltlich, von Einwohnern Bayreuths, die ſich freiwillig dazu anmelden würden, beherbergt werden. Doch erhielt jeder Gaſtgeber, als Gegenleiſtung für die von ihm ausgeübte Gaſtfreundſchaft, einen Platz für die Aufführung der „Neunten Symphonie" im königlichen Opernhauſe. — Da die Verwaltung des Opernhauſes der königlichen Kreisregierung unterſtand, hatte ſich der Meiſter in allen, die Benutzung dieſer Räumlichkeit betreffenden Fragen an den mit dem Bauweſen betrauten Regierungsbeamten, damals den Kreisbaurath Wilhelm Franck, zu wenden.

**Zu Nr. 44 (S. 72).** Für die Feier der Grundſteinlegung hatten Julius Stern in Berlin und Karl Riedel in Leipzig die Mitwirkung ihrer Geſangvereine zugeſagt. Am 5. April 1872 überſandte Stern dem Meiſter eine Liſte von vierundfünfzig Sängern und Sängerinnen, die er mit Rückſicht auf die von Bayreuther Einwohnern ihnen zu gewährende Gaſtfreundſchaft nach ihren Anſprüchen in 3 Klaſſen eingetheilt hatte. Auf der Rückſeite dieſes Verzeichniſſes merkte Wagner die obigen erklärenden und fragenden Worte an, die allem Anſcheine nach bald nach Empfang der Liſte geſchrieben ſind und vielleicht noch gleichzeitig mit dem vorigen Brief an die Bayreuther Freunde geſchickt wurden. (Dr. Franz Muncker.)

**Zu Nr. 50 (S. 85).** „Den ‚Gerechten' noch meinen herzlichsten Dank für Ihren schönen Gruß" u. s. w. Anläßlich der Uebersiedelung des Meisters von Luzern nach Bayreuth hatten die Mannheimer „Gründer des ersten Wagner-Vereins" dem Meister ein Begrüßungstelegramm übersandt.

**Zu Nr. 62 (S. 96).** Zweiter Absatz: „mit am Kranze zu winden." Es handelt sich um das „historisch-politische Kränzchen"; vgl. „Leben Wagner's" V, S. 7/8. 20. 96 und Wagner's „Gedichte" (Berlin, Grote'sche Buchhandlung) S. 106/07.

**Zu Nr. 65 (S. 99).** „Sie wissen, daß Döll abgesagt hat." Döll, Münchener Dekorationsmaler (Döll und Jank).

**Zu Nr. 66 (S. 100).** Prof. Franz Muncker bemerkt zu diesem Briefe, daß er einen genaueren Zeitpunkt für seine Entstehung nicht anzugeben wisse. „Möglich, daß Wagner zu den humoristischen Worten durch die Aufforderung veranlaßt wurde, sein Jahreseinkommen zum Zweck der Steueranlage genau anzugeben; denn ich entsinne mich, daß er den zu dieser Erklärung bestimmten Bogen einmal unausgefüllt, aber mit seiner Namensunterschrift versehen an meinen Vater sandte, mit dem Ersuchen, dieser möge gemeinsam mit Feustel den richtigen Betrag einsetzen." Doch kann der Brief natürlich auch sehr wohl durch einen andern Anlaß hervorgerufen sein.

**Zu Nr. 67 (S. 101).** Prof. Franz Muncker bemerkt erläuternd zu diesem Briefe: „Wann und bei welcher Gelegenheit er geschrieben wurde, weiß ich nicht mehr im Einzelnen bestimmt anzugeben. Nur daran erinnere ich mich noch ganz genau, daß er sich auf eine etwas mühsame und kostspielige Angelegenheit bezog, die mein Vater zur vollen Zufriedenheit des Meisters so geordnet hatte, daß dieser jeder Unbequemlichkeit überhoben war und nur eine beträchtliche Geldsumme zu bezahlen brauchte."

**Zu Nr. 69 (S. 102).** Das „freudige Fest", von welchem gegen Ende dieses Briefes die Rede ist, war eine gesellige Vorfeier von Feustel's — auf den 24. Oktober fallender — Silberhochzeit.

**Zu Nr. 83 (S. 119).** Im Original ist der hier nur mit

den Anfangsbuchstaben bezeichnete Name der Köchin und ebenso der des Wirthes, bei dem ihre Tante wohnte, vollständig ausgeschrieben und zudem unterstrichen.

**Zu Nr. 86 (S. 123).** Kapellmeister E. Franck hatte auf Heckel's Veranlassung den „Lohengrin" in Mannheim zum ersten Mal unverstümmelt durch die bis dahin dort üblichen Striche zur Aufführung gebracht. — „Der Streicher"=Vinzenz Lachner.

**Zu Nr. 97 (S. 136).** Der Mannheimer Wagner-Verein trug sich damals mit dem Gedanken einer öffentlichen Aufforderung an das deutsche Publikum, und wollte in diesem Aufrufe auf die beschämende Thatsache hinweisen, daß Chicago und London sich dem Meister zur Errichtung eines Theaters nach seinen Angaben erboten hatten, während man in Deutschland es noch immer an Theilnahme fehlen ließ.

**Zu Nr. 99 (S. 140).** Nach Empfang der detaillierten Angaben über die von dem Mannheimer W.-Verein beabsichtigte Propaganda hatte der Meister Heckel ersuchen lassen, zuerst eine, durch Bankier Zacharias in Hamburg einzuberufende Conferenz abzuwarten. „Es war anzunehmen, daß sich bei dieser Versammlung ein Patronats-Consortium bilden würde: entschloß sich dieses zu eigener Zeichnung bedeutender Unterstützungen, so fiel ihm mit gutem Fug auch das Recht zu, sich in einem Aufruf an das deutsche Publikum zu wenden, um zur Befolgung dieses Beispiels aufzufordern." Aber die Conferenz kam überhaupt nicht zu Stande. „Herr Zacharias, der sie zuerst angeregt, hielt sich plötzlich nicht für berufen, sie anzuberaumen und zu organisiren. Das ganze vielversprechende Anerbieten zerplatzte als eine Seifenblase" (E. Heckel).

**Zu Nr. 101 (S. 141).** Dieser Brief, vom 17. Oktober 1873, bildet einen handschriftlichen Zusatz auf einem gedruckten Cirkular an die Patrone (Einladung zur Zusammenkunft in Bayreuth am 31. Oktober).

**Zu Nr. 103 (S. 143).** Am 31. Oktober 1873 fanden sich auf des Meisters Einladung mehrere Patrone und Abgesandte einzelner Wagner-Vereine in Bayreuth zusammen, um über die Mittel und Wege zu einer nachhaltigeren Förderung

der Arbeiten im Feſtſpielhauſe zu berathen (vgl. „Leben Wagner's“ V, S. 108/113).

**Zu Nr. 110 (S. 151).** Ueber die Bedeutung der entſcheidenden Situation, welche dieſes Telegramm veranlaßte, iſt das „Leben Wagner's“ (Band V) nachzuleſen.

**Zu Nr. 111 (S. 152).** Dieſer oſtenſibel gehaltene Brief war dazu beſtimmt im Geh. Kabinett des Großherzogs von Baden, zur Orientierung über die damalige Lage des Bayreuther Werkes, geleſen zu werden.

**Zu Nr. 115 (S. 159).** In Bezug auf dieſen Brief giebt Prof. Franz Munder die nachſtehenden Erläuterungen: „In welchem Schriftſtück die hier erwähnte Unterſchrift Wagner's gehörte, weiß ich nicht anzugeben. — Nach Wien ſollte damals mein Vater im Auftrag des Meiſters reiſen, wohl um mit Profeſſor Joſeph Hoffmann, der die Decorationsſkizzen für den „Ring des Nibelungen“ entworfen hatte, die nöthigen Vereinbarungen zu treffen. Die Reiſe unterblieb jedoch ſchließlich, da die erforderlichen Verträge mit Hoffmann und mit Brandt ſchon in den nächſten Wochen in Bayreuth ſelbſt abgeſchloſſen werden konnten. — Der Schluß des Briefes bezieht ſich auf die umſtändlichen Verſuche, einen Brunnen in dem Garten zu Wahnfried anzulegen. Dieſe Bemühungen ſchienen geraume Zeit erfolglos; mein Vater ließ jedoch trotzdem die Arbeit eifrig fortſetzen, bis man endlich in ziemlicher Tiefe auf gutes Quellwaſſer ſtieß. Hocherfreut darüber ſandte ihm Frau Wagner am 25. Februar mit herzlichen Begleitworten Joſ Alberts photographiſche Nachbildungen der Echter'ſchen Wandgemälde zum ‚Ring‘.“

**Zu Nr. 124 (S. 173).** „Runckwitz in Verzweiflung“: R., der junge tüchtige Baumeiſter des Feſtſpielhauſes.

**Zu Nr. 128 (S. 177).** Dieſem Briefe lag eine photographiſche Abbildung der Hundingshütte bei, auf deren Rückſeite der Meiſter eigenhändig die (im Text als Fußnote beigefügten) Worte geſchrieben hatte: „Onkel Tom's Hütte!“

**Zu Nr. 129 (S. 178).** Dieſer Brief wurde von dem Meiſter, der mit Hoffmann ſeiner Rückſichtsloſigkeit und Unpünktlichkeit wegen nichts mehr zu thun haben wollte, bei

Feuſtel deponirt; Hoffmann empfing ihn erſt 4 Wochen ſpäter, als es ihm endlich gefiel, in Bayreuth zu erſcheinen. Vgl. dazu die J. Hoffmann-Epiſode im Anhang des V. Bandes von „Richard Wagner's Leben," S. 392/93.

**Zu Nr. 130 (S. 180).** „Die Kiſten ſind nach Coburg abgeſandt." Vgl. hierzu den vorigen Brief und die J. Hoffmann-Epiſode im Anhang des V. Bandes von „Richard Wagner's Leben" S. 392/93.

**Zu Nr. 131 (S. 181).** Zu dem Datum dieſes Briefes bemerkt Prof. Franz Muncker das Folgende: „Das Datum iſt im Original verſchrieben: ‚6 Oft.', dann verbeſſert in ‚5 Oct.'. Doch fiel auf den Sonntag der 4 October, deſſen Abend mein Vater auch wirklich in Wahnfried zubrachte". Hoffmann hatte während eines längeren Aufenthaltes bei Brandt in Darmſtadt die Modelle zu den Dekorationen des „Ringes" vollendet; doch hatten ſich ernſtliche Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen ihm und ſeinen Mitarbeitern ergeben, infolge deren die ſzeniſche Ausführung ſeiner Modelle den Hoftheatermalern Gebrüder Brückner in Coburg vollſtändig übertragen und zur Ueberwachung ihrer Arbeit ausſchließlich Brandt berufen werde. Vgl. hierzu „Leben Richard Wagner's" V, S. 151/52.

**Zu Nr. 140 (S. 191).** Unger: dieſen hatte Hans Richter in Mannheim geprüft und dann empfohlen. — Knapp: Bariton am Hoftheater in Mannheim. — Frl. Auguſte von Müller: Schülerin von Ernſt Franck in Mannheim. — Frl. Johanna König: desgleichen.

**Zu Nr. 141 (S. 193).** „Die ſcherzhafte Einladung ſchrieb Wagner am 6. Januar 1875 auf dem Amtszimmer meines Vaters, wo er ihn perſönlich aufgeſucht, wegen der gleichzeitigen Magiſtratsſitzung aber, die mein Vater zu leiten hatte, nicht angetroffen hatte" (Dr. Franz Muncker).

**Zu Nr. 142 (S. 194).** Da Knapp's Stimme für den Jafner die erforderliche Tiefe nicht beſaß, hatte Heckel (vgl. den Brief Nr. 140 vom 2. Januar 1876) den Mannheimer Sänger v. Reichenberg empfohlen.

**Zu Nr. 144 (S. 196).** „Hier die feierlichen Schreiben, welche ich . . . Sie erſuche, den verſchiedenen Betreffenden per-

ſönlich zuzuſtellen". Dieſem Brief lagen die gedruckten Einladungen des Meiſters an die einzelnen Mitwirkenden vom Mannheimer Hoftheater bei, zu weiterer Beſorgung an die Adreſſaten.

**Zu Nr. 145 (S. 197).** Heckel hatte wegen des Betrages der Aufenthaltsentſchädigung für die Darſteller angefragt und gleichzeitig um Ueberſendung eines Exemplares des Rundſchreibens gebeten. Er erhielt Letzteres mit den vorſtehenden Begleitzeilen auf der letzten Seite des Cirkulars.

**Zu Nr. 147 (S. 198).** Dieſer — undatierte — Brief bezieht ſich augenſcheinlich auf die Beſtellung des Lindwurmes Fafner vgl. Geſ. Schriften Bd. X, S. 150).

**Zu Nr. 148 (S. 199).** Da die Mitglieder des Mannheimer Hoftheaters bei Gaſtſpielen an die Penſionskaſſe beſtimmte Abgaben zu entrichten hatten, ſo war von Seiten des Sängers Knapp eine höhere, als die ihm bewilligte Aufenthaltsentſchädigung beanſprucht worden. Darauf bezieht ſich der Eingang dieſes Briefes.

**Zu Nr. 151 (S. 202).** „Wahrſcheinlich betraf Niemann's — mir nicht mehr vorliegende — Depeſche die für ihn in Ausſicht genommene Wohnung" (Dr. Franz Muncker).

**Zu Nr. 161 (S. 215).** „Runckwitz friſst Alles auf." Runckwitz — der Baumeiſter des Feſtſpielhauſes.

**Zu Nr. 162 (S. 216).** Das Datum dieſes Briefes läßt ſich vorläufig nicht genau ermitteln, vermuthlich 17. Mai. Das unterzeichnete Datum iſt unmöglich, da vom 10. bis 27. April der Meiſter nicht in Bayreuth weilte. Das Datum des Erſcheinens der Feuſtel'ſchen Artikel in der Oberfränkiſchen Zeitung könnte hier einen Anhalt geben; doch war uns deren Eruierung bisher noch nicht gelungen.

**Zu Nr. 164 (S. 219).** Das Datum dieſer — im Original undatierten — Widmung ergab ſich aus den, offenbar vom gleichen Tage datierten, Widmungsverſen an Feuſtel. Vgl. „Gedichte" von Richard Wagner S. 114.

**Zu Nr. 165 (S. 219).** Ueber die nähere Veranlaſſung des an Brahms gerichteten Briefes vgl. „Richard Wagner's Leben" Band V, S. 185/86.

Zu Nr. 168 (S. 222). Zu diesem Brief bemerkt Prof. Franz Muncker erläuternd das Folgende: „Von den Sorgen um die äußeren Verhältnisse, die mit den Festspielen zusammenhingen, beschäftigte den Meister ganz besonders die Frage, wie die Patrone dieser Festspiele und die sonstigen Gäste befriedigende Unterkunft in Bayreuth finden sollten. Seit dem Anfang des Jahres 1875 erörterte er diese Angelegenheit mit den Mitgliedern des Verwaltungsraths und namentlich mit meinem Vater, stets durch den Zweifel bekümmert, ob die Bayreuther Gasthöfe und die zur Vermiethung bereit zu stellenden Privatwohnungen dem Andrang und den Ansprüchen der Fremden genügen würden. Sein ursprünglicher Gedanke, daß man den Bau eines neuen, allen Anforderungen entsprechenden Gasthofs veranlassen solle, konnte die Zustimmung seiner Bayreuther Berather nicht finden. Auf eine Anfrage, die er wegen desselben Anliegens im Juni an einen Wiener Anhänger Namens Nilius richtete, antwortete dieser am 23. Juni, daß auch er nicht wisse, wie man die sofortige Erbauung eines großen Gasthofes in Bayreuth unter annehmbaren Bedingungen ermöglichen könne. Dagegen schlug er vor: „Allsogleich hätte sich in Bayreuth ein ‚Wohnungs-Comité' zu bilden, welches alle freien Localitäten miethet, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung für den Fall als das Bühnen-Festspiel im Jahre 1876 stattfindet. — Der Patronatscheinbesitzer kann eine gesicherte Schlafstelle nur durch das Comité bekommen. — Bei Bezug des für den Eintritt zu den Aufführungen nöthigen Legitimationsscheines, hat der Patron sogleich, wenn er ein Unterkommen gesichert haben will, den Mieth-Betrag einzusenden. Das Comité schickt den Wohnungszuweisungszettel an den Betreffenden ein." Die Bewohner von Bayreuth sollten dann aufgefordert werden, zu erklären, welche Wohnungen sie unentgeltlich oder gegen Entschädigung dem Comité überlassen könnten. Dieses würde so drei Arten von Wohnungen erhalten: „1) Freiquartiere, 2) die eingerichteten Privatquartiere gegen Miethe und 3) die nicht möblierten Räumlichkeiten ohne Unterschied, ob für selbe eine Bezahlung zu leisten ist oder nicht." Auch in den größeren Orten der Umgegend, an die Abends nach den Aufführungen

noch beſondere Eiſenbahnzüge abgehen könnten, ſolle das Comité Wohnungen für minderbemittelte Feſtſpielgäſte miethen, namentlich aber „für Maſſenquartiere in Schulen, Vereins-Localitäten und Caſernen“ Sorge tragen. Außer den Räumen der verſchiedenen Volks- und Mittelſchulen in Bayreuth empfahl Nitus für ſolche Maſſenquartiere noch beſonders die „Turner- und Schützen-Halle, verſchiedene Regierungsgebäude, leerſtehende Fabriklokalitäten, die Infanterie- und Chevauxlegers-Caſerne ꝛc.“ Die von mir wörtlich angeführten Sätze des Wiener Rathgebers hatte Wagner mit Rothſtift angeſtrichen. Freilich konnte der Verwaltungsrath auch von dieſen Vorſchlägen nicht viel brauchen, da ſelbſt von minderbemittelten Feſtſpielgäſten nicht wohl zu erwarten war, daß ſie ſich vier bis fünf Nächte lang mit Maſſenquartieren in leerſtehenden Fabrik-, Schul- oder Kaſernenräumen begnügen würden.“

**Zu Nr. 183 (S. 236).** Zur Entſtehungsgeſchichte dieſes Briefes giebt Prof. Franz Muncker die nachſtehende Erläuterung: „Der ‚offene Brief‘ Wagner's war durch die hämiſchen Nörgeleien veranlaßt, mit denen der damalige Redacteur des ‚Bayreuther Tagblattes‘ die Thätigkeit der ſtädtiſchen Verwaltung von Bayreuth verfolgte. So waren der Begrüßung der Künſtler im ‚Tagblatt‘ vom 1. Juni ſpöttiſche Bemerkungen gegen die ſtädtiſchen Behörden angehängt und Tags darauf dieſen ſogar der Sinn für Anſtand und Gaſtpflicht abgeſprochen, weil man in einer mondhellen Nacht nicht noch beſonders die Straßenlaternen hatte anzünden laſſen. Um ein weiteres Ueberhandnehmen ſolcher ungerechten Vorwürfe zu verhindern, bat mein Vater den Meiſter, wenn dies nur irgend mit ſeinen Anſichten vereinbar ſei, um eine Zuſchrift an die beiden Bayreuther Zeitungen, ‚worin Sie ſich durch die bisherigen Leiſtungen der ſtädtiſchen Verwaltung für Ihr Unternehmen und für Ihre Künſtler befriedigt erklären, und den Wunſch ausſprechen, es möge ſich die Preſſe nicht zwiſchen Sie mit Ihren Künſtlern und die ſtädtiſche Verwaltung drängen, ſondern Ihnen überlaſſen, das Intereſſe Ihres Unternehmens und der Ihrigen im unmittelbaren Benehmen mit den Ver-

tretern der Stadt ſelbſt zu wahren.' Wagner erfüllte die Bitte ſofort und in einer Weiſe, die weit über die Wünſche des Bittenden hinausging — ein Zeichen dafür, daß er ſich mit meinem Vater auch hier völlig einverſtanden fühlte."

Zu Nr. 184 (S. 238). Vgl. zu dieſem und dem folgenden Briefe das „Leben Richard Wagner's" Band V, S. 269/270.

Zu Nr. 187 (S. 241). „Die Herrin von Risby": ein Feuilleton-Roman des „Bayreuther Tagblattes" (von Ed. Wagner), vermuthlich gerade durch Feuſtel dem Meiſter als zerſtreuende Lektüre empfohlen.

Zu Nr. 201 (S. 267). „Mit Leipzig bin ich auseinander": vgl. „Leben Richard Wagner's, Band V, S. 343.

Zu Nr. 202 (S. 269). „Hier die beiden Unterſchriften". Es ſind die Unterſchriften des Meiſters und ſeiner Gemahlin unter das Document, welches Feuſtel dazu ermächtigte, aus ſeinem und ihrem Privatvermögen eine namhafte Summe zur Befriedigung der ſchwierigſten Gläubiger des Feſtſpielunternehmens auszuzahlen, da ſeine „Patrone" ihn dabei im Stich ließen und die geſammte Laſt des Defizits allein auf ſeinen Schultern ruhen blieb.

Zu Nr. 206 (S. 275). Die Anrede dieſes Briefes nimmt Bezug auf die inzwiſchen von Heckel angetretene Stellung eines Comité-Präſidenten des Mannheimer Hoftheaters.

Zu Nr. 212 (S. 281). „Dem Mannheimer Theater, welches auf einer gewiſſen Liſte bei mir ſteht, ſchenke ich keinen Heller." Eine Reihe deutſcher Bühnen, unter ihnen auch das Mannheimer Hoftheater, zahlten für die älteren Werke des Meiſters keine Tantièmen, obwohl die Geſetzgebung bezüglich des Urheberrechtes ſich — ſeit dem urſprünglichen Ankauf der Partituren — auch in Deutſchland, das ſeine geiſtigen Produzenten von jeher am wenigſten ſchützte, weſentlich zu Gunſten des übervortheilten und ausgebeuteten Autors geändert hatte. Jene Bühnen mußten erſt allmählich und einzeln auf dem Wege umſtändlicher und unerfreulicher Prozeſſe durch richterliche Entſcheidung zur Erfüllung ihrer Pflichten gezwungen werden.

Zu Nr. 216 (S. 286). Das Telegramm. „O Albert!"

Vgl. zu dieſem Ausruf den Anfang des Briefes an Heckel vom 21. März 1878 (Nr. 213 dieſer Sammlung).

Zu Nr. 219 (S. 290). „Wenn Sie etwas Geld für mich haben, ſo thun Sie mir einen Gefallen, wenn Sie es mir ſchicken.“ Die Tantième-Verrechnung des Mannheimer Theaters erfolgte ſtets über mehrere Aufführungen zugleich, was hierauf bezügliche Anfragen Wagners veranlaßte. — „Ihr Brief über die Münchener Aufführungen iſt mir zu Herzen gegangen.“ Im Auguſt 1879 hatte Heckel in München Aufführungen von „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ beigewohnt und dem Meiſter die empfangenen Eindrücke ausführlich mitgetheilt. Nach Angabe Heckels hätten jene Aufführungen „neben manchem Hervorragenden auch viele opernhafte Stilwidrigkeiten in der Wiedergabe aufgewieſen.“

Zu Nr. 220 (S. 291). „Den unermeßlichen Schmerz den Sie zu tragen hatten.“ Feuſtel hatte im November 1879, nach 32jähriger reichgeſegneter Ehe, ſeine treue Lebensgefährtin durch den Tod verloren. Dieſes traurige Familienereigniß, an welchem der Meiſter und die Seinen den tiefſten Antheil nahmen, war einer der letzten ſchmerzlichen Eindrücke vor ſeiner Abreiſe nach Italien geweſen; zu brieflichem Verkehr mit Feuſtel war es inzwiſchen noch nicht wieder gekommen.

Zu Nr. 224 (S. 299). Zu dem Eingang dieſes Briefes macht Heckel die nachſtehende Bemerkung: „Als ich von Wagner längere Zeit keine eigenhändige briefliche Mittheilung mehr erhalten hatte, bemerkte ich ihm dies, ohne die Abſicht eines Vorwurfs. Gleichzeitig übermittelte ich ihm eine arithmetiſche Zuſammenſtellung der Tacte in ſeinen verſchiedenen Werken. Der Zähler wünſchte die Veröffentlichung dieſer mühſam hergeſtellten Tabelle in den ‚Bayreuther Blättern‘, die damals allen Patronen zugeſandt wurden.“

Zu Nr. 226 (S. 302). In draſtiſcher und daher für die Oeffentlichkeit nicht geeigneter Weiſe, ſpricht der Meiſter in dieſem Brief von der unverhältnißmäßig geringen Summe, welche er von dem Hauſe Schott für den Ring des Nibelungen erhielt, und daß er das, was er für ‚Parſifal‘ forderte, als gerechte Zugabe zu dem Honorar des ‚Ringes‘ betrachte, dem-

nach ‚Parſifal' in keiner Weiſe Geſchäftsobject für Theater oder Konzertaufführungen ſein könne. Zur Veröffentlichung eignete ſich nur der vorſtehend mitgetheilte, allerdings beſonders beachtenswerthe Abſatz.

Zu Nr. 230 (S. 309). Berichtigende Bemerkung zu dem — am Rande angeſtrichenen — Paſſus eines (an Wunder gerichteten und von dieſem dem Meiſter mitgetheilten) Briefes des Sängers Heinrich Vogl in Bezug auf deſſen Gattin Thereſe Vogl. Der Vogl'ſche Brief trägt das Datum des 22. Juni 1882.

Zu Nr. 232 (S. 311). Bezieht ſich auf eine in Mannheim beabſichtigte Aufführung des ganzen erſten Akts von „Parſifal" im Konzertſaal.

Zu Nr. 233 (S. 311). „Diskrete Telegraphen-Einrichtung in Mannheim." Ein Telegramm des Meiſters war aus Verſehen offen in das Theaterbureau gelangt.

# Namenregiſter

Die beigefügte Ziffer bedeutet nicht die Brief-Nummer, ſondern die Seitenzahl. Fetter Druck der Ziffer bezeichnet bei Perſonennamen den Adreſſaten; bei Ortsnamen den Datierungsort des Briefes. Eingeklammerte Seitenzahl bedeutet, daß der Name der Perſon an der Briefſtelle nicht genannt iſt (z. B. nicht „Wunder", ſondern „der Bürgermeiſter" ꝛc. ꝛc.)


Aachen 109. 112.
Aegypten, Vicekönig 115.
Albert, Hôtelbeſitzer 273. 282. 286. 326.
Albert, Photograph 321.
Alexanderſtraße (Berlin) 51.
Allgem. Zeitung 33.
Alſervorſtadt (Wien) 120.
Amerika 262. 292. 293. Amerikaner 293. Nord-Amerika 301.
Amerika, Hôtel (Rom) 252.
Amerikaner Marſch (= Generalmarſch) 246.
Angri, Villa (Neapel) 295.
Anker, Gaſthof zum goldenen (Bayreuth) 89. 182.
Arnim, Graf 191.
Augsburg 311. Augsb. Abendzeitung 72/73.
Babuino, Via (Rom) 252.
Baden, Großherzog v. 111. 155. 331.
Baden-Baden 26. 27.
Baligand, Kammerherr v. 262.
Bamberg 130.
(Barätin)ski 227.
Bart, Jean 182.
Baſel 45. 109. 138.
Bay 111.
Bayern, König von 1. 14. 31. 60. 68 130. 131. 153. 158. 160. 205. 206. 225. 244. 245. 247. 248. 251. 258. 259/60. 262. 271. 273. 290. 297. 301. 302.
Bayreuth 1. 2. 10. 12. 14/18. 20. 22. 23. 25. 26. 27. 28. 33. 34. 35. 37. 40/41. 43. 44. 45. 48. 51. 52. 59.

54. 57. 61. 62. 64. 65. 66. 67. 70. 72. 78. 80. 81. 82. 85. 86. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 99. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 109. 114. 115. 117. 119. 120 f. 122. 123. 124. 125 f. 127. 128. 129. 130. 131. 132 f. 135. 136. 138. 140. 141. 142. 143. 145. 146. 147. 148. 149 ff. 152 ff. 157. 158. 159. 160. 162 ff. 166. 168. 169. 170. 171 f. 173 f. 175. 176. 177. 178. 180. 181. 182. 184. 185. 187 f. 189. 191 f. 193. 194. 196. 197. 199. 200. 201. 202. 206. 208. 209. 212. 215. 216. 217. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 229. 230. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 247. 251. 254. 257. 258. 259. 262. 266. 269 f. 275. 276. 277. 278. 279. 281. 282. 284. 285. 287. 289. 290. 294. 295. 297. 298. 299. 301. 302. 303. 309. 310. 315. 317. Bürgerſchaft 214. 310. Städtiſche Verwaltung (Stadtmagiſtrat) 40. 237. 247. 325. Bayreuther Tagblatt 91. 93. 233 f. 236. 325. Bayreuther Wagner-Verein 128.

„Bayreuther Blätter" (299). 327.

Bayswater (London) 261. 265.

Bechſtein, Carl 8. 316.

Beethoven, A dur-Symphonie 29. 30. IX. Symphonie 60. 66. 70. 318. „Fidelio" 297.

„Bericht an den deutſchen Wagner-Verein" 48.

Berlin 3. 4. 5. 8. 18. 22. 26. 27. 32. 37. 50. 51 f. 63. 66. 67 f. 69. 72. 82. 116. 137. 174. 206. 209. 211. 212. 232. 234. 235. 245. 262. 300. 316. 317. 318. Berliner Wagnerverein 82.

Bodmer, Stadtrath 25.

Bologna 255.

Brahms, Joh. 219. 323.

Brandt, Carl 3. 5. 7. 8. 10. 27. 30. 34. 37. 38. 46. 69. 73. 74. 90. 92. 94. 99. 101. 103. 117. 125. 127. 129. 138. 142. 158. 159. 161. 166. 168. 169. 171. 173. 176. 178. 179. 180. 181. 182. 184. 184. 185. 198. 212. 223. 224. 229. 233. 234. 236. 298. 303. (305). (306). (307).

Brandt, Frau 175. 178. (306).

Brandt, Fritz 288. 305. 307.

Braſſin 231.

Braunſchweig 112. 211. 280. Herzog v. Br. 211.

Bremen 112. 114. 208.

Brockhaus, Clemens 14.
Brockhaus, Fritz 45.
Brockhaus, Heinrich 144.
Brockhaus, Ottilie 15.
Brückner, Gebr. 177. 178. 179. 181. 183. 185. 223. 224. 322.
Brückwald, Otto 99. 100. 103. 117/18. 210. 223. 224.
Bürgerreuth (Bayreuth) 213.

Canal Grande (Venedig) 300.
Carlsruhe, siehe: Karlsruhe.
Cassel 112.
„Censuren" 318.
Chicago 136. 137.
Coburg 179. 180. 185. 322.
Cohn (Cohen), Banquier 24. 43. 51. 54.
Colberg 264.
Cöln 109. 110. 112. 113. Cölner Wagner-Verein 113.
Contarini, Palazzo (Venedig) 300.
Cornelius, Peter (der Maler) 188.

Dammallee (Bayreuth) 128. 131.
Dannreuther, Edward 262. 264.
Darmstadt 25. 26. 27. 30. 33. 69. 106. 108. 111. 118. 174. 176. 178. 184. 209. 210. 312. 318. Darmstädter Wagner-Verein 109. 111. 118. 316.
Davidson, George 262.
Degele 139.
Dessau 51. 100. 114. Herzog von Dessau 114. 155.
Dessauer Straße (Berlin) 4.
„Deutsche Kunst und deutsche Politik" 48. 317.
Deutschland 25. 44. 98. 132. 259. 262. 292. 326. Die Deutschen 217.
Diana, Villa (Ems) 271.
Dittmar, Defan (62). (109). 124. 220. 317. Seine Schrift „Pax vobiscum" 317.
Döll, Dekorationsmaler (München) 99. 319.
Dönhoff, Graf 87.
Dönhoff, Gräfin 87. 131. 262.
Donndorf (bei Bayreuth) 97.
„Donner" 191. 196. 199.
Döpler, Prof. Emil 187. 223. 224. 225.
Dresden 44. 185. 199. 262.
Düfflipp, Kabinettsekretär 68. 131.
Düsseldorf 109. 112.

Eckert, Carl 32.
Echter (Wandgemälde zum „Ring d. Nib.") 320.
Ellers 199.

Ems 263. 269. 271. 273.
England 259. Engländer 198.
„Erbe" 192. 196.
Eremitage (bei Bayreuth) 17.
Erlanger, Emil 121.
Esser, Hedge & 268.
Europa, europäische Kultur 293.
Europa, Hôtel (Venedig) 241.
Europäischer Hof (Mannheim) 49.

„Faßner" 191. 193. 194. 209. 322. 323.
Fantaisie (bei Bayreuth) 70. 81. 85. 86. 88. 89. 91. 92. 93. 95. 96. 97.
Feustel, Friedrich 14. 20. 25. 37. 39. 40. 48. 51. 53. 54. 57. 60. 67. 69. 72. 74. 77. 81. 83. 88. 91. 93. 95. 96. 97. 102. 106. 108. 109. 110. 111. 113. 115. 125. 128. 130. 131. 135. 142. 148. 157. 162. 166. 168. 176. 177. 181. 199. 195. 208. 211. 212. 216. 220. 225. 226. 228. 230. 232. 233. 240. 241. 242. 245. 247 ff. 253. 255. 261. 263. 265. 267. 269. 273. 277. 278. 284. 291 ff. 295. 300. 302. 306 f. 318. 319. 323.
„Fidelio" 297.
Fischer (Cantor in Zwickau) 225.
Fischer, Franz 226. 276. 277. 286. 288. 290. 291. 311.
Florenz 246. 254. 255. 256.
„Floßhilde" 192.
Fontenay (Hamburg) 137.
Franck, Baurath (Bayreuth) 61. 65. 74. 75. 77. 81. 82. 318.
Franck, Ernst, Kapellmeister (Mannheim) 123/24. 322.
Frank (Augsburg) 311.
Frankfurt a. M. 108. 304.
Frankreich 154. 156. 216/17.
„Freischütz" 100. 297.
Friedrich, Großherzog von Baden, siehe: Baden.
Fries, Professor 62.
Fritzsch, E. W. 316.
(Fürstner, Adolf) 228.

Garnisonsgasse (Wien) 120.
„Gedichte" 319. 323.
St. Georgen (Bayreuth) 40.
„Gerechten, die" 48. 49. 52. 58. 60. 85. 92. 106. 133. 134. 140. 159. 193. 217. 218. 313. Die „Gerechtinnen" 189. 217.
„Germanien" 94. 232. 295. Germanisches Publikum 135. German. Völker 188.
Gersdorff, Carl v. 51.
„Gesammelte Schriften

und Dichtungen" 56. 150f. 152. 318.
„Gibichungen" 172.
Giehel, Herausgeber des „Bayreuther Tagblatt" (91). 253.
„Götterdämmerung" 130. 196. 200. 207. 327.
Gran Canale (Venedig) 300.
„Grimmgerde" 192.
Groß, Adolf v. 133. 211. 227. 228. 239. 241. 261. 263. 269. 294. 304. 312.
Grundsteinlegungsfeier 58. 60. 62. 64. 70/71. 75/77. 80. 82.
Grüll 39.
„Gunther" 191. 196.
Gutentag, Schloß (Steiermark) 138.

Hamburg 109. 115. 116. 137. 174. 262. 281. 320. Hamburger Konzert: 109. 116.
Hänlein, Pianist 7. 317.
Hannover 112. 208.
Hebefeier (des Bühnenfestspielhauses) 128. 129.
Heckel, Emil 4. 6. 7. 11. 19. 21. 23. 24. 25. 28. 31. 34. 35. 48. 50. 51. 58. 63. 82. 85. 90. 92. 94. 105. 107. 109. 110. 112. 123. 132. 135. 138. 140. 141. 152ff. 158. 160. 170. 180. 191. 194. 196. 197. 199. 200. 201. 203. 206. 208. 215. 217. 219. 221. 226. 227. 232. 236. 240. 245. 248. 256. 258. 260. 262. 273. 274. 275. 276. 277. 279. 281. 282. 284. 285. 286. 287. 289. 290. 295. 299. 311. 316. 317. 320. 322. 323. 326. 327.
Heidelberg 274.
„Heinrich VIII." 210.
Hentschel, Kapellmeister 114.
„Herrin von Nibby" (Roman) 241. 326.
Hessen, Großherzog v. 31.
Hey, Julius 277.
Hodge & Essex 268.
Hoffmann, Joseph 97. 100. 101. 104. 118. 127. 129. 139. 140. 142. 156. 159. 161. 166. 167. 169. 171. 174. 177. 178. 180. 181. 182ff. 321. 322.
Hofmann, Konzipient 113.
„Holländer, fliegender" 96. 108. 185.
Hôtel America (Rom) 252.
Hôtel Europa (Venedig) 241.
Hôtel Fantaisie (Bayreuth) 46. 70. 81. Vgl. „Fantaisie".
Hôtel Impérial (Wien) 225. 227.

Hôtel National (Luzern) 273.
Hôtel New-York (Florenz) 255. 257.
Hôtel des palmes (Palermo) 303. 306. 307.
Hôtel Schweizerhof (Luzern) 47.
Hôtel „Sonne" (Baireuth) 35. 38. 144. 310. 315.
Hôtel Vier Jahreszeiten (München) 276.
Hôtel Vittoria (Sorrento) 242. 247.
Hundingshütte 172. 177. 178. 321.
Hunyadi 272.

Italien 250. 255. 292. 327.

Jachmann, Frau Joh. (geb. Wagner) 235.
Jäger, Ferdinand 221.
Jaide, Frau 118. 173/74. 193. 229/30.
Jandt 319.
Jean Bart 132.
Jesuiten 217.
Joukowsky s. Schukowsky.
Juden 217.

Käfferlein 195.
Kafka 23. 106.
Kaiser, deutscher 154. 225. 232. 243.
Kaisermarsch 29. 32. 36.
Karlsruhe 26. 63. 106. 316.
Kassel 112.
Kietz, Dr. Gustav 185.
Kissingen 64. 314.
Knapp, Sänger 191. 193. 196. 199. 200. 201. 202. 206. 207. 209. 215. 322. 323.
Koburg, siehe: Coburg.
Koch 317.
Köln 109. 110. 112. 113. Kölner Wagner-Verein 113.
König, Johanna 192. 199. 322.
Kraussold, Lorenz, Konsistorialrath 57.
Kronprinz, des deutschen Reiches 155.
Kuchzynski („Kutschinsky") 262.
„Kunstwerk der Zukunft" 39.

Lachner, Vincenz 49. 124.
Landgraf, Dr. Carl 1. 122. (124). 271. 315/16.
Landgraf, Dr. Heinrich 316.
Langer, Ferdinand 86. 191. 192. 317.
Lehmann, Schwestern (Lilli und Marie) 192.
Leipzig 1. 2. 22. 50. 72. 113f. 118. 210. 269. 280. 318. Leipziger Musikzeitungen 241. Leipziger Wagner-Verein 114.
Lesimple, August 110.
Levi, Hermann 303.
Liszt 129. 289.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Loën, Baron 12. 22. 23. 24. (46) 48. 54. 62.
„Loge" 191. 197. 207. 208.
„Lohengrin" 29. 32. 36. 172. 228. 316.
London 136. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 270. Londoner Wagner-Verein 262.
Löser, Kommerzienrath (59).
Louis XIV. 132.
Ludwig II., siehe: „Bayern, König v."
Luzern 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8f. 10. 11f. 14ff. 19. 20. 21. 23f. 25f. 27. 28f. 30. 31. 33. 34f. 38f. 40f. 42. 45ff. 48f. 50f. 53. 55. 57. 58. 60ff. 63. 64ff. 67ff. 72. 74. 77ff. 81. 83ff. 273. 319.

Magnis, Graf (Ilverdorf) 243. 262.
Mainz 109. 110. 111. 112. 113. Mainzer Wagner-Verein 110. 111. 113.
Mannheim 12. 22. 26. 28. 29. 30. 32. 39. 63. 82. 94. 105. 109. 156. 273. 275. 276. 279. 281. 282. 283. 285. 286. 287. 288. 289. 311. 316. 323. 324. Mannheimer Konzert 6. 7. 12. 28/29. 31/32. 316. 317. Mannheimer Hoftheater 201. 202. 207. 279. 281/82. 286. 325. 326. Magistrat 283. Mannheimer Wagner-Verein 136. 317. 319. 320.
Marienbad 256. 272.
Matthes, M. C. 114.
Mecklenburg, Großherz. v. 116. 155.
Meininger Quartett 202.
„Meistersinger von Nürnberg" 29. 32. 36.
„Mittheilung und Aufforderung an die Freunde seiner Kunst" 316.
„Mittheilung an die Wagner-Vereine" 48.
Mozart, „Zauberflöte" 29. 110. 297.
Mrazek, Franz 35. 49.
Muchanoff, Frau v. 29.
Müller, Augusta v. 192. 196. 199. 221. 322.
München 22. 34. 35. 37. 38. 49. 72. 78. 83. 121. 130. 139. 177. 205. 207. 255. 257. 274. 290. 301. 319. 327.
Muncker, Theodor, Bürgermeister 40. (47). (54). 55. 64. 67. 69. 74. 86. 87. 89. 100. 101. 107. 109. 119. (128). (143). 145. 150. 162. 177. 181. 193. 194. 202. 219. 222. 226. 228. 230. 257. 308. 309. (319). (321). (322). (325). 328.
Muncker, Prof. Franz 317. 318. 319. 320. 321. 322.

Musikal. Wochenblatt 48. (241). 318.

Nägelsbach, Prof. 220.
National, Hôtel (Luzern) 273.
Neapel 284. 291. 292. 295. 296.
Neswadba, Kapellmeister 176. 212.
Nettke, Rudolph 121.
Neumann, Wilh., Bauinspektor 3. 5. 10. 18. 21. 26. 27. 28. 30. 34. 37. (51). 66. 69. 316. 317.
New-York, Hôtel (Florenz) 255.
„Nibelungen" 28. 283.
Nibelungenkanzelei 226.
Nibelungenlied 188.
„Nibelungen, der Ring des" 97/98. 156. 187. 280. 281. 302. 321.
Nibelungenstraße (Wien) 121.
Niederrhein 281.
Niemann, Albert 302. 319.
Nietzsche, Elisabeth 110.
Nietzsche, Professor 138.
Nilius, J. 322. 324. 325.
Nord-Amerika 301.
Nordische Mythologie 188.
Normann, Baron 114.
„Nornen" (1. Norn) 192.
Nürnberg 270.

Oberfranken 304.
Oberfränkische Zeitung 216. 319.
Oesterreich 121. 135.
„Onkel Tom's Hütte" 177. 321.
Orme Square (London) 241. 285.

Palazzo Contarini (dalle figure) 300.
Palermo 303. 304. 305. 306. 307.
Paris 121.
„Parsifal" 274. 277. 287. 297. 298. (299). 301. 302. (303/04). (305). 306. 309. (311). (312). 328/29.
Patroklus 124.
Pauer, Max 138.
Pest 121. 199. 200. 204.
Petersenn, Senator 262.
Plüddemann, Helfrede 264.
Pohl, Richard 48. 317.
Porges, Heinrich 49.
Posilipo (Neapel) 295.
Potocki, Palais (Warschau) 29.
Potsdamer Thor (Berlin) 211.
Preiß, Fräulein 295.
Pusinelli, Hofrath 262.

Radowitz, v. 116. 243.
Reichenberg, v. 194. 206. 306. 308. 309. 322.
Rhein 172. 179. Niederrhein: 281.

Richter, Hans 88. 170. 199. 277. 322.
Riedel, Prof. Carl 72. 318.
Riedelsberg (bei Bayreuth) 97.
Riederer (Wirth des Hôtel „Fantaisie“ bei Bayreuth) 46. (70). 81.
Riehl, W. H. 63. 317. 318. „Neues Novellenbuch“ 318.
„Rheingold“ 207. 280.
„Rienzi“ 255.
„Ring des Nibelungen“ 97/98. 156. 187. 280. 281. Vgl. 28. 283. 302. 321.
„Risby, Herrin von“ (Roman) 241. 326.
Ritter, Alexander 106.
Rom 246. 247. 253. 254.
Runkwitz, Bauführer des Bühnenfestspielhauses (138 f.) 174. 180. 210. 213. 216. 321. 323.
Ruß (Wagner's Hund) 215.

Sachsen-Weimar, Großherzog 155.
Scaria 233.
Scipio, August (Scipio Africanus) 63. 317.
Scharff, Anton (Medailleur) 72.
Schleinitz, Freifrau Marie v. 8. 82. 115. 262.
Schlesien 262.
Schloßhôtel (Heidelberg) 273.
Schnappauf, Bernhard 304.
Schnorr von Carolsfeld, Julius 188.
Schopenhauer 317.
Schott (Verlagshandlung, Mainz) 186. 203. 327.
Schukowsky, Paul v. 303/04.
Schweiz 273. 289.
Schweizerhof (Luzern) 47.
Schwerin 115.
„Schwertseite“ 235.
Seidl, Anton 200. 276.
Seelisberg (Cton Uri) 273.
Semper, Gottfried 2. 5. 30. 31.
Shakespeare, „Hamlet“ (126/27).
Siegesturm (bei Bayreuth) 62.
„Siegfried“ 192. 327.
„Sieglinde“ 193. 207.
„Siegmund“ 191. 192. 197.
Siehr (Sänger) 239.
„Sonne“, Gasthof (Bayreuth) 35. 38. 144. 310. 315.
Sorrento 212. 244. 245. 246.
St. Georgen (Bayreuth) 40.
Stahlmann 53.
Standthartner, Dr. Joseph 120. 200. 262. 272.
Stern, Julius, Musikdirektor 72. 318.
Steyermark 138.
Stuttgart 109.
„Süddeutsche Presse“ 318.

„Tagblatt, Bayreuther“ 91. 93. 233/34. 236. 325.

„Tannhäuser“ 215. 226.
Tausig, Carl 4. 8. 312.
Tempelhofer Ufer (Berlin) 3.
Teplitz 174.
Thiergarten-Hôtel (Berlin) 116. 211. 212.
Tribschen, Hof 2. 7. 11. 54. 316.
„Tristan und Isolde“ 32. 36. 207. 232.

Ullmann (Impresario) 262.
Unger, Georg 191. 192. 196. 197. 199. 207. 208. 209. 215. 216. 221. 322.
Uri, Canton 273.

Venedig 241. 244. 300. 311.
Vernaleken 317.
Verona 241.
Via Babuino (Rom) 262.
Vier Jahreszeiten, Hôtel (München) 276.
Villa Angri (Neapel) 295.
Villa Diana (Ems) 271.
Vittoria, Hôtel (Sorrento) 245. 247.
Vogl (Sänger) und Frau 205. 207. 208. 309. 328.
„Vogelstimme“ (im „Siegfried“) 192.

Wagner, Richard, Scherz über den Namen 63. „Wagner's Partiturenschrank“ 123. Was „der Name R. W. noch zu Stande bringt“ 204. „Wagner's“ 247. „Meine Frau“ 45. 49/50. 71. 74. 82 ꝛc. „Meine Familie“ 252. 254. 262. 282. 291 ꝛc. „Die Kinder“ 62. 129. 227.
Wagner, Siegfried (Fidi) 242.
„Wagneriana“ (Berlin) 22. 59. 137.
„Wagnerianer“ 288.
Wagner-Verein 9. 48. 52. 76. 136. 141. 248. 262. 320.
Wagner-Verein Bayreuth 128.
Wagner-Verein Berlin 82.
Wagner-Verein Cöln 113.
Wagner-Verein Darmstadt 109. 111. 118.
Wagner-Verein Leipzig 114.
Wagner-Verein London 262.
Wagner-Verein Mainz 110. 111. 113.
Wagner-Verein Mannheim 136. 317. 320.
Wagner-Verein Wien 53.
Wahnfried 202. 206. 321. 322.
„Walküre“ 280.
Warschau 29.
Washington 270.
Weber, „Freischütz“ 100. 297.
Weiden 37.
Weißheimer, W. 91.

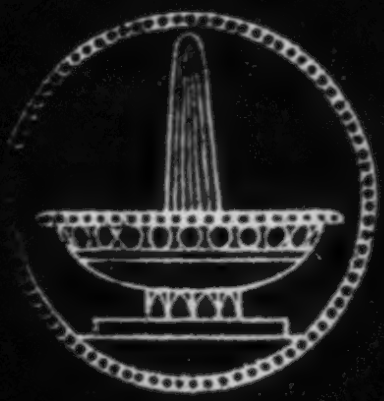
Wernicke, Dekorationsmaler 100.
Wien 12. 13. 23. 53. 63. 85. 86. 87. 105. 106. 118. 120/21. 159. 161. 166. 173. 199. 200. 203. 204. 205. 214. 215. 224. 225. 226. 228. 262. 271. 278. 321. 324.
Wiesbaden 109. 110. 111. 225. 231.
Wilhaldistraße (Bremen) 114.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser (154). (225). (232). (243).
Wilhelmj (Weinhändler) 231.
Wilhelmstraße (Berlin) 8.
Wittelsbacher Platz (München) 35. 49.
„Woglinde" 192.
Wölffel, Hofbaumeister 38. 46. 85. 95. 135.
Wolzogen, Alfred v. (Intendant) 116.
Würtemberg, König v. 112.
Würzburg 106. 107. 108. 270.
Wuth, Dr. 272.

Zacharias, Bankier (Hamburg) 116. 137. 320.
„Zauberflöte" 29. 297.
Zeitung, Augsb. Allgemeine 33.
Zeitung, Oberfränkische 216.
Zeroni, Dr. (der „Sprecher", der „Wunderdoktor" ꝛc.) 48. 63. 134. 141. 158. 189. 274. 282. 317.
Zukunft, das Kunstwerk der 30.
Zukunft, das Theater der 157.
Zwickau 226.

## Berichtigungen

S. 23, Zeile 3 von oben lies: Herr Dr. Kaffa (nicht: Koffa)
S. 107, „ 4 von unten lies: Würzburg, 11. Nov. 72 (nicht: Bayreuth).

# Richard Wagner an seine Künstler



# Richard Wagner
# an seine Künstler

Im gleichen Verlage erſchienen außerdem folgende

# Briefſammlungen Richard Wagners:

**Bayreuther Briefe** (Erſter Band)
Herausgegeben von C. Fr. Glaſenapp

**Richard Wagner an Minna Wagner**
Zwei Bände mit zwei Porträts

**Richard Wagner an Eliza Wille**
Herausgegeben von Wolfgang Golther

**Richard Wagner an Ferdinand Praeger**
Herausgegeben von H. St. Chamberlain

# Richard Wagner an seine Künstler

Zweiter Band der „Bayreuther Briefe"
(1872—1883)

Herausgegeben von

**Erich Kloss**

BIBL. UNIVERS. LIPS.
Dg. 1592

Erste Auflage

Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1908

Alle Rechte vorbehalten

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

# Zur Einführung.

Die hier vorliegenden Briefe Richard Wagners an seine Künstler bilden die notwendige Ergänzung zu den 1907 im gleichen Verlage erschienenen von C. Fr. Glasenapp besorgten „Bayreuther Briefen". War jener Briefband ein authentischer Beitrag zur rein äußeren Entstehungsgeschichte des Bayreuther Werkes, so dürfen wir hier bei den Künstler-Briefen einen tiefen Blick tun in die innere Entwicklung, in das allmähliche Reifen des Bayreuther Kunstwerkes nach der ideellen Seite hin.

Viel zahlreicher als jene geschäftlichen sind die an die Künstler gerichteten Briefe, und noch gewaltiger ist ihr Eindruck. Denn hier handelte es sich nicht bloß äußerlich um eine Schöpfung aus dem Nichts, sondern um die Begründung eines gänzlich neuen, allem Theaterbetriebe völlig abgewandten, durchaus rein künstlerischen Unternehmens, dessen ganze Idee allen Beteiligten erst zu verdeutlichen war. So gewinnt man bei der Lektüre der Künstlerbriefe zunächst den Eindruck, daß Richard Wagner sich fortwährend bemüht, seinen künstlerischen Mitarbeitern zu erklären, um was es sich handelt, d. h. daß sie hier nicht nur zu einer ungewöhnlichen theatralischen Leistung, zur Beihilfe für eine gewinnbringende Theater-Spekulation, sondern zur Mitwirkung an einem in dieser Art noch nie erlebten Kunst- und Kulturwerk berufen seien, daß somit ihre Tätigkeit nicht nur der Darbietung edelster musikalischer und

dramatiſcher Kunſt, ſondern der Begründung eines deutſchen Stiles und vor allem einem moraliſchen Zwecke galt. Dieſer Gedanke zieht ſich in der verſchiedenſten Form durch alle einzelnen Briefe; er kommt zu bündigem Ausdruck in den bezeichnenden Sätzen des an alle Künſtler gerichteten Einladungsſchreibens vom 14. Januar 1875 (Brief 68), wo es heißt:

„Ich glaube, daß die Verwirklichung meiner Abſicht, wie ſie eines Theiles an eine außerordentliche Theilnahme vermögender Freunde und Gönner meiner Kunſt gebunden war, anderen Theiles nur durch den herzlichen und kräftigen Willen der vorzüglichen Künſtler ſelbſt, um deren Mitwirkung ich mich beworben habe, zu ermöglichen ſein kann, da die Theilnahme meiner Patrone nur einem Unternehmen gelten durfte und ſollte, bei welchem jeder Gedanke an eine gewinnbringende Spekulation ausgeſchloſſen war. Somit erſehen Sie ſich, vielleicht zum erſten Mal in Ihrem Künſtlerleben dazu berufen, lediglich und einzig der Erreichung eines idealen Kunſtzweckes Ihre Kräfte zu widmen, nämlich: dem Deutſchen Publikum zu zeigen, was der Deutſche auf dem eigenſten Gebiete mit ſeiner Kunſt vermag und hiermit dem Auslande, von deſſen Abfällen wir bisher zum großen Theile lebten, Etwas vorzuführen, was es in keinem Falle uns nachzumachen ſich befähigt finden würde.“

* * *

Was den äußerlichen Rahmen angeht, so sei vom Leser das Folgende freundlichst beachtet:

Es werden hier nur Briefe geboten, welche in die Bayreuther Epoche, also in die Zeit von 1872—1883 fallen, in denen es sich also um Bayreuther Künstler und um Bayreuther Kunst handelt. Denn erst von 1872 ab war die vom Meister lange und nur so gewollte und erstrebte Verwirklichung seines Kunstideals in einer völlig reinen unverfälschten Art sicher und ausführbar: der Bayreuther Gedanke ward zur Tat. Darum mußten naturgemäß alle Briefe an Künstler früherer Lebensepochen (wie z. B. die an Schnorr, Schindelmeißer, Tichatschek usw.) hier wegbleiben, und nur in dieser Anordnung bilden unsre Künstlerbriefe die rechte Ergänzung zu den zu gleicher Zeit laufenden „Bayreuther Briefen" geschäftlichen Inhalts.

Dem Archive des Hauses Wahnfried verdankt sich der Grundstock der 333 Briefe; fast die Hälfte dieser Briefe, so vor allem die an Karl Klindworth, Heinrich Porges, Eduard Dannreuther, Lilli Lehmann, Karl Eckert usw. sind bisher ungedruckt und ein andrer großer Teil nur den Lesern der „Bayreuther Blätter" bekannt. Die Hauptschwierigkeit bei der Herausgabe dieses Bandes lag darin, daß hier nicht, wie bei früheren Bänden (also z. B. bei den Briefen an Franz Liszt, Mathilde Wesendonk, Minna Wagner und ähnlichen an nur eine Person gerichteten) gesammelte Faszikelvorlagen, sondern daß die — man möchte sagen: über die ganze Welt verstreuten — Briefe erst gesammelt und für den Druck zusammengestellt wer-

den mußten. Hierbei ward natürlich die möglichste Vollständigkeit erstrebt. Wenn einzelne Briefe, deren Existenz teils anzunehmen, teils bezeugt ist, dem Bande nicht einverleibt werden konnten, so ist daran ihre Unauffindbarkeit schuld. So ist etwa ein halbes Dutzend Briefe an Emil Scaria durch Verkauf an Antiquare in alle Winde zerstreut worden. Einzelne Empfänger bezw. deren Erben und Nachkommen (wie z. B. diejenigen Joseph Rubinsteins) waren nicht mehr zu ermitteln. Endlich konnten sich einige noch lebende Künstler nicht entschließen, alles vorhandene Material herauszugeben, teils aus Gründen der Pietät, teils weil der Inhalt einen durchaus intimen, rein persönlichen Charakter aufweist. Doch sind diese Lücken so geringfügig, daß in keiner Weise das höchst lebendige und anschauliche Gesamtbild des innig-schönen Verhältnisses gestört wird, in dem der Meister zu seinen Künstlern stand.

Zur lebensvollen Charakterisierung dieser Beziehungen sind der Sammlung noch einige Kundgebungen des Meisters eingefügt, die nicht direkt an die Künstler gerichtete Briefe sind, sondern Zeugnisse und Empfehlungen an Intendanzen und Direktionen usw., worin aber ein sprechendes Bild des betreffenden Künstlers gegeben wird. Das, was den Wert des Künstlers ausmacht, sagt hier Wagner diesem nicht selbst, sondern einer für den Künstler wichtigen Instanz. Solche bedeutsame und für die Gesamtcharakteristik unentbehrliche Dokumente sind um so lieber aufgenommen, als gerade den betreffenden Künstlern (wie etwa den Herren Zumpe, Fischer, Mottl u. a.) sonst nicht

Schriftliches vom Meister zugekommen ist.
ein Brief an den Theaterdirektor Scher-
zugunsten Ungers und ein Brief an den
er Direktor Jauner in Sachen Scaria ge-
hierher. Aus ähnlichen Gründen ist auch
on wundersam edler künstlerischer Fürsorge
nde Brief an den Vater Joseph Rubinsteins
reiht, zumal an den Sohn selbst nur ein
ger Brief auffindbar war.
Der Vollständigkeit halber sind auch die
e an die Hofmaler Gebrüder Brückner auf-
nmen, da diese in der Sammlung „Bay-
er Briefe" wegblieben.
Eine Sonderstellung nehmen die Briefe an
rd Dannreuther ein; sie mußten in Gemein-
mit den Künstlerbriefen aus dem traurigen
e 1877 mit eingereiht werden, weil diese
mente, wie alle aus jener Zeit, die beredteste
tration bilden dafür, wie trostlos des Meisters
nach den 1876er Festspielen sich gestaltet
, wie spurlos das große Ereignis an der Seele
dem Verständnis der deutschen Nation vor-
gegangen war. Kein Patronat, kein Verein,
Freundschaft war imstande, das an sich gar
so hohe Defizit von 1876 zu decken; man ließ
4jährigen Meister nach London ziehen, damit
ort — Konzerte dirigiere, ein Unterfangen,
n seiner grausamen Sinnlosigkeit gerade nach
Verwirklichung seines Bayreuther Unterneh-
unsagbare seelische Qualen und harte kör-
che Leiden schuf und schließlich äußerlich in
r Weise den Erwartungen entsprach. Diese
e bilden noch heute eine laute Anklage gegen

die Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit der damaligen deutschen „Intelligenz".

Bei dem starken Umfange, den dieser Briefband angenommen hat, mußten die sachlichen Erläuterungen auf das äußerste beschränkt werden; der besseren Übersicht wegen sind sie sogleich als Fußnoten auf die betr. Seiten gebracht. Im übrigen wolle man die Briefe für sich selbst sprechen lassen; anscheinend Unverständliches wird schnell verständlich, da die folgenden Briefe meist die Erklärung etwa noch undeutlicher Stellen der früheren bringen.

Welch ein Maß von Mühe und Arbeit, von Sorgen und Freuden, von Enttäuschung und beglückender Erfüllung liegt zwischen dem einfachen Satz des ersten Briefes, da der Meister an Karl Klindworth schreibt „Am 22 Mai legen wir den Grundstein zu dem Theater, zu welchem die Stadt Bayreuth einen wunderschönen Platz geschenkt hat" und jenen Januartagen von 1883, da der Rastlose wenige Tage vor seinem Scheiden seine Künstler zu neuen Taten einladet.

Eine umfassende Charakterisierung der Art des brieflichen Verkehrs Richard Wagners mit seinen Künstlern ist hier nicht angebracht. Indem der Meister, wie eingangs angeführt, vor allem den am Werke Mitwirkenden das Wesen dieses Werkes und der zu lösenden neuen künstlerischen Aufgaben zu erklären sucht, bemüht er sich zugleich unausgesetzt, sie innerlich zu läutern, kleinliche Gesinnung zu beseitigen und sie auf die Höhe eines vorurteilsfreien, großherzigen und hochgesinnten echten Künstler- und Menschentums

führen. Es war „der zarte, feinsinnige und
chgebildete Ton“, der ihn in den Briefen seines
iefvaters an seine Mutter immer so tief ergriffen
tte, und auf diesen Ton edelster und wahrer
erzensbildung wollte er auch den Verkehr ge-
mmt wissen mit denen, die ihm näher treten
rften, ganz besonders aber mit diesen seinen
nstlerischen Helfern und Genossen.

Nicht immer ward er verstanden, nicht sogleich
nnten manche Künstler Empfindlichkeit, Theater-
anier und Durchschnittsgewohnheiten ablegen,
cht immer vermochten sie zu begreifen, daß es
h hier nur einzig um die Aufgabe handle, nicht
ner Person, sondern einer erhabenen Sache zu
enen, daß es galt, jeden künstlerischen Ehrgeiz
ltäglichen Charakters dieser großen Sache in
elbstverleugnung zum Opfer zu bringen. Aber
s sehr vielen Meisterbriefen geht doch die Freude
rvor, allmählich sich eine treue Schar verständ-
svoller künstlerischer Genossen herangebildet und
wonnen zu haben.

* *
*

Dem treusten und höchstbegabten unter diesen
nstlerischen Genossen im weiteren Sinne aber
t die Huldigung, mit der dieses Buch, nach einer
eien, großen und sinnvollen Entschließung des
auses Wahnfried, weihevoll ausklingt. Es sind
e zum ersten Male veröffentlichten Briefe an
ans von Wolzogen, zu dessen Ehrung aus
nlaß seines sechzigsten Geburtstages die 28 hoch-
deutsamen, bisher ungedruckten Dokumente als

Widmung des Hauſes Wahnfried hier dargebracht werden. Er war der erſte, der den Bayreuther Gedanken in ſeiner völligen Reinheit, Eigenart und Erhabenheit erkannte. Seine, wie die erſten Briefe lehren, auf dringendſten Wunſch des Meiſters erfolgte dauernde Überſiedelung nach Bayreuth war an ſich ſchon der hochdankenswerte Entſchluß eines für mitſchöpferiſche Hilfe glühenden freien und großen Herzens und ſomit eine der rühmlichſten Taten in der Geſchichte des Wagnertums.

Noch höher aber bewertet ſich dieſe Tat, wenn man bedenkt, daß Hans von Wolzogen dieſe von ihm bereits in ihrer ganzen Größe voll erfaßte, — den meiſten damals noch höchſt verſchleierte und unfaßbare — Idee jetzt drei Jahrzehnte lang inmitten von immer noch andauernder Fremdartigkeit und Feindſeligkeit ſchriftſtelleriſch und künſtleriſch vertritt. In dem wechſelnden, unabgeklärten, brandenden Meere der „Meinungen" ſteht ſeine innerlich ſo völlig gefeſtigte Perſönlichkeit aufrecht und unangreifbar als der Typus eines wahrhaften Gralsritters, eines echten Bayreuthers, dem die edelſten Bayreuther Tugenden: Ritterlichkeit, Opfermut, Zartgefühl, Selbſtverleugnung gleichſam durch eine innere Beſtimmung zu eigen ſind, wie ſelten einem unter denen, die ſich zu Bayreuth bekennen.

Mit der Idee von Bayreuth aber hat ſich dieſe ſeltene Perſönlichkeit die ganze Weltanſchauung des Meiſters zu eigen gemacht, ſo daß dieſer bereits 1877 ſchreiben durfte: „Lieber Freund, Sie ſtehen mir . . . durch Ihr korrektes Verſtändnis

einer Idee jetzt am nächsten!" In der Be-
lhrung verständnisvollster Gesinnung und Aus-
ung echter Bayreuther Art aber ist Hans von
olzogens Persönlichkeit vorbildlich geworden
r alle Jünger des Meisters und ganz besonders
r alle künstlerischen Genossen unsrer edlen Sache
weitesten Umfange. „Die Wege einer großen
annigfaltigkeit sind jetzt gewiesen, nicht minder
s Ziel" — also rief der Meister noch zwei Mo-
te vor seinem Scheiden von der Welt seinem
iebsten Freunde" im Hinblick auf den Ausbau
r „Bayreuther Blätter" zu. Wir erweitern die
ahnung, indem wir sie auf alles beziehen, was
n Bayreuther Gedanken dient, vornehmlich auf
s, was der Meister in den allerfrühesten Bay-
uther Briefen schon seine Künstler lehrt: näm-
h, daß es sich bei unsern Festspielen nicht bloß
bessere, einen deutschen Stil bedeutende Auf-
hrungen, sondern um einen einzigen Kulturge-
nken handelt, dem nach dem edlen Vorbilde
ns von Wolzogens zu dienen allen zur Mit-
rkung in Bayreuth berufenen Künstlern in-
rstes Herzensbedürfnis sein muß; denn niemals
rd man hier die Hoffnung aufgeben, diesen
ist unter den Bayreuther Künstlern geweckt und
halten zu sehen. Und so mag derjenige, dessen
ensreichem Wirken in echt bayreuthisch-künstle-
chem Sinne dieser Teil unsres Buchs als Ehrung
rch das Haus Wahnfried gewidmet ist, selbst
etzt das Wort nehmen, indem seine an die Bay-
uther Künstler gerichteten Verse einen dauernden
d tiefen Widerhall finden mögen in allen echten
nstlerherzen:

Euch ward ein wundervolles Glück zu Teil:
im Reich des Edelschönen dürft ihr leben,
das Leben selbst den Idealen geben,
der Welt verkünden höchstes Wunderheil.

Vorüber stürmt die Zeit in blinder Eil',
ihr aber könnt dem Stern entgegenstreben,
aus dem Gemeinen Euch in Freiheit heben,
nach Kränzen greifen, die für Gold nicht feil.

Des Meisters Willen, den die Welt mißachtet,
ihr nahmt ihn auf in der Begeist'rung Brunst,
da ihr sein Kunstwerk zum Ertönen brachtet.

Nur höchste Treue wahrt so hehre Gunst,
die stolzbewußt ihn zu erfüllen trachtet:
Zu eurer Ehre und der deutschen Kunst.

Berlin-Wilmersdorf,
am Schiller-Geburtstage
1908.

Erich Kloss.

# Inhaltsverzeichnis


| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 1. | An Karl Klindworth | 1872, 4. Januar | 1 |
| 2. | An Julius Stern | 1872, 12. Februar | 2 |
| 3. | An Johann Lauterbach | 1872, 21. Februar | 4 |
| 4. | An Franz Betz | 1872, 4. März | 6 |
| 5. | An Hans Richter | 1872, 12. März | 9 |
| 6. | An A. J. Rühlmann | 1872, 15. März | 10 |
| 7. | An Hermann Levi | 1872, 25. März | 12 |
| 8. | An Franz Betz | 1872, 30. März | 13 |
| 9. | An Marie Lehmann-Löw | 1872, 4. April | 13 |
| 0. | An Carl Riedel | 1872, 12. April | 14 |
| 1. | An Karl Hill | 1872, 13. April | 16 |
| 2. | An Hermann Levi | 1872, 26. April | 17 |
| 3. | An Hermann Levi | 1872, 29. April | 17 |
| 4. | An Carl Riedel | 1872, 4. Mai | 19 |
| 5. | An Kapellm. Sonntag | 1872, 22. Mai | 20 |
| 6. | An die Künstler (Danksagung) | 1872, ? | 21 |
| 7. | An August Wilhelmj | 1872, 3. Juni | 22 |
| 8. | An Julius Stern | 1872, 8. Juni | 23 |
| 9. | An Heinrich Porges | 1872, 23. Juni | 24 |
| 0. | An August Wilhelmj | 1872, 16. Juli | 25 |
| . | An Hermann Levi | 1872, 11. August | 29 |
| . | An Reinhard Schäfer | 1872, 31. August | 29 |
| . | An Heinrich Porges | 1872, 6. November | 31 |
| . | An Albert Niemann | 1872, 6. November | 32 |
| . | An Theodor Reichmann | 1872, 6. Dezember | 35 |
| . | An Eduard Dannreuther | 1872, 27. Dezember | 35 |
| . | An Franz Diener | 1872, ? Dezember | 36 |
| . | An Eduard Dannreuther | 1873, 9. Januar | 38 |
| . | An Herman Zumpe | 1873, 12. Januar | 39 |
| . | An Herman Zumpe | 1873, ? | 40 |
| . | An Herman Zumpe | 1873, ? | 40 |
| | An Franz Betz | 1873, 2. Februar | 41 |
| | An Franz Betz | 1873, 3. Februar | 41 |
| | An Hermann Levi | 1873, 16. Februar | 42 |
| | An Karl Klindworth | 1873, 7. Juni | 44 |
| | An Karl Klindworth | 1873, 12. Juni | 44 |
| | An Karl Klindworth | 1873, 22. Juli | 45 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 38. An Karl Klindworth | 1873, | ? | 46 |
| 39. An Karl Klindworth | 1873, | 1. Dezember | 46 |
| 40. An Karl Klindworth | 1874, | 27. Januar | 47 |
| 41. An Karl Klindworth | 1874, | 14. Februar | 48 |
| 42. An Karl Hill | 1874, | 8. März | 50 |
| 43. An Eugen Gura | 1874, | 8. März | 52 |
| 44. An Louise Jaide | 1874, | 8. März | 53 |
| 45. An Karl Klindworth | 1874, | 24. März | 54 |
| 46. An Franz Betz | 1874, | 2. April | 54 |
| 47. An Alois Schmitt | 1874, | 3. April | 56 |
| 48. An Karl Klindworth | 1874, | 17. Mai | 58 |
| 49. An Karl Klindworth | 1874, | 30. Mai | 59 |
| 50. An Amalie Materna | 1874, | 9. Juni | 60 |
| 51. An Alois Schmitt | 1874, | 11. Juni | 61 |
| 52. An Karl Klindworth | 1874, | 20. Juni | 61 |
| 53. An den Sänger Knapp | 1874, | 21. Juli | 62 |
| 54. An Richard Fricke | 1874, | 24. u. 27. Aug. | 63 |
| 55. An Hermann Levi | 1874, | 28. August | 65 |
| 56. An Franz Betz | 1874, | 8. September | 66 |
| 57. An Karl Klindworth | 1874, | 23. September | 66 |
| 58. An Amalie Materna | 1874, | 2. Oktober | 67 |
| 59. An Franz Betz | 1874, | 18. Oktober | 69 |
| 60. An Franz Betz | 1874, | 29. November | 70 |
| 61. An Emil Scaria | 1874, | 7. Dezember | 71 |
| 62. An H. Großmann | 1874, | 7. Dezember | 72 |
| 63. An Franz Betz | 1874, | 7. Dezember | 73 |
| 64. An Karl Klindworth | 1874, | 13. Dezember | 74 |
| 65. An Amalie Materna | 1874, | 17. Dezember | 74 |
| 66. An Anton Seidl | 1874, | 24. Dezember | 76 |
| 67. An August Wilhelmj | 1875, | 4. Januar | 76 |
| 68. An die Sänger | 1875, | 14./15. Januar | 80 |
| 69. An die Orchester-Mitglieder | 1875, | | 84 |
| 70. Revers | 1875, | | 87 |
| 71. An Amalie Materna | 1875, | 18. Januar | 88 |
| 72. An Friederike Sadler-Grün | 1875, | ? u. 24. Januar | 88 |
| 73. An Karl Hill | 1875, | 24. Januar | 90 |
| 74. An Amalie Materna | 1875, | 28. Januar | 91 |
| 75. An Amalie Materna | 1875, | 31. Januar | 92 |
| 76. An Hans Richter | 1875, | ? Januar | 93 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 77. | An Franz Glatz | 1875, 2. Februar | 93 |
| 78. | An Eugen Gura | 1875, 5. Februar | 94 |
| 79. | An Georg Unger | 1875, 6. Februar | 95 |
| 80. | An Friederike Sadler-Grün | 1875, 7. Februar | 95 |
| 81. | An Karl Hill | 1875, 7. Februar | 96 |
| 82. | An Lilli Lehmann | 1875, 7. Februar | 97 |
| 83. | An Amalie Materna | 1875, 10. Februar | 98 |
| 84. | An Friederike Sadler-Grün | 1875, 11. Februar | 98 |
| 85. | An Hermann Levi | 1875, 14. Februar | 100 |
| 86. | An Emil Scaria | 1875, 15. Februar | 101 |
| 87. | An Karl Hill | 1875, 19. Februar | 102 |
| 88. | An Hans Richter | 1875, 20. Februar | 104 |
| 89. | An Karl Hill | 1875, 7. März | 105 |
| 90. | An Hermann Levi | 1875, 24. März | 106 |
| 91. | An Gebr. Brückner | 1875, 28. März | 106 |
| 92. | An Hermann Levi | 1875, 30. März | 107 |
| 93. | An Hermann Levi | 1875, 3. April | 108 |
| 94. | An Eugen Gura | 1875, 4. April | 109 |
| 95. | An Amalie Materna | 1875, 4. April | 110 |
| 96. | An Amalie Materna | 1875, 7. April | 111 |
| 97. | An Hermann Levi | 1875, 24. April | 112 |
| 98. | An Lilli Lehmann | 1875, 11. Mai | 113 |
| 99. | An Richard Fricke | 1875, 12. Mai | 114 |
| 00. | An Karl Eckert | 1875, 13. Mai | 116 |
| 01. | An Richard Fricke | 1875, 26. Mai | 117 |
| 02. | An Peter Dubez | 1875, 28. Mai | 119 |
| 03. | An Richard Fricke | 1875, 28. Mai | 120 |
| 04. | An Lilli Lehmann | 1875, ? | 121 |
| 05. | An Hermann Levi | 1875, 1. Juni | 122 |
| 06. | An Lilli Lehmann | 1875, 1. Juni | 125 |
| 07. | An Julius Hey | 1875, 3. Juni | 126 |
| 08. | An Lilli Lehmann | 1875, 3. Juni | 127 |
| 09. | An Hermann Levi | 1875, 8. Juni | 127 |
| 10. | An Karl Hill | 1875, 13. Juni | 129 |
| 11. | An Eugen Gura | 1875, 13. Juni | 130 |
| 12. | An Franz Bey | 1875, 18. Juni | 131 |
| 13. | An Friederike Sadler-Grün | 1875, 20. Juni | 132 |
| 14. | An Julius Hey | 1875, 22. Juni | 132 |
| 15. | An Julius Hey | 1875, 6. Juli | 133 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 116. An Franz Betz | 1875, 15. Juli | 133 |
| 117. An Albert Niemann | 1875, 21. Juli | 134 |
| 118. An August Wilhelmj | 1875, 18. August | 134 |
| 119. An Franz Betz | 1875, 9. September | 135 |
| 120. An Lilli Lehmann | 1875, 26. September | 135 |
| 121. An Theaterdir. Scherbarth | 1875, 3. Oktober | 136 |
| 122. An Franz Betz | 1875, 5. Oktober | 139 |
| 123. An Hermann Levi | 1875, 9. Oktober | 140 |
| 124. An Hans Richter | 1875, 11. Oktober | 142 |
| 125. An Georg Unger | 1875, 20. Oktober | 144 |
| 126. An die Künstler | 1875, 1. November | 146 |
| 127. An Franz Fischer | 1875, 23. November | 149 |
| 128. An Lilli Lehmann | 1875, 26. November | 149 |
| 129. An Peter Dubez | 1875, 8. Dezember | 150 |
| 130. An Herman Jumpe | 1875, 21. Dezember | 151 |
| 131. An Karl Eckert | 1875, 22. Dezember | 152 |
| 132. An die Nibelungen-Schmiede | 1875, Ende Dezember | 154 |
| 133. An Amalie Materna | 1876, 1. Januar | 154 |
| 134. An Georg Unger | 1876, 1. Januar | 156 |
| 135. An Lilli Lehmann | 1876, 4. Januar | 159 |
| 136. An Louis Brassin | 1876, 16. Januar | 161 |
| 137. An Franz Jauner | 1876, 20. Januar | 162 |
| 138. An Franz Betz | 1876, 22. Januar | 165 |
| 139. An Franz Betz | 1876, 27. Januar | 167 |
| 140. An Lilli Lehmann | 1876, 11. Februar | 169 |
| 141. An Georg Unger | 1876, 12. Februar | 170 |
| 142. An Franz Fischer | 1876, 28. Februar | 172 |
| 143. An Amalie Materna | 1876, 2. März | 172 |
| 144. An Georg Unger | 1876, 18. März | 173 |
| 145. An Hermann Ritter | 1876, 28. März | 174 |
| 146. An Karl Eckert | 1876, 2. April | 176 |
| 147. An die Orchestermitglieder | 1876, 6. April | 177 |
| 148. An die Sänger | 1876, 9. April | 178 |
| 149. Revers | 1876, | 179 |
| 150. An Lilli Lehmann | 1876, 9. April | 180 |
| 151. An Richard Fricke | 1876, 10. April | 180 |
| 152. An Georg Unger | 1876, 11. April | 181 |
| 153. An Karl Eckert | 1876, 12. April | 182 |
| 154. An Lilli Lehmann | 1876, 16. April | 183 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 155. | An Hermann Levi | 1876, 22. April | 184 |
| 156. | An Richard Fricke | 1876, 22. April | 186 |
| 157. | An Lilli Lehmann | 1876, 25. April | 188 |
| 158. | An Hermann Levi | 1876, 6. Mai | 189 |
| 159. | An Lilli Lehmann | 1876, 11. Mai | 190 |
| 160. | An Karl Eckert | 1876, 12. Mai | 191 |
| 161. | An Herman Zumpe | 1876, 16. Mai | 192 |
| 162. | An Hermann Levi | 1876, 18. Mai | 193 |
| 163. | An Louise Jaide | 1876, 18. Mai | 194 |
| 164. | An Louise Jaide | 1876, 23. Mai | 195 |
| 165. | An Eugen Gura | 1876, 20. Juni | 196 |
| 166. | An Karl Klindworth | 1876, 8. Juli | 197 |
| 167. | An Emil Scaria | 1876, 10. Juli | 197 |
| 168. | An Georg Unger | 1876, ? Auguſt | 199 |
| 169. | An Georg Unger | 1876, 5. Auguſt | 199 |
| 170. | Anſprache an die Künſtler | 1876, 3. Juli | 200 |
| 171. | Anſchläge im Bayreuther Feſtſpielhaus | 1876, | 201 |
| 172. | Abſchiedswort an die Künſtler | 1876, | 201 |
| 173. | An Lilli Lehmann | 1876, ? | 202 |
| 174. | An Guſtav Siehr | 1876, 3. September | 202 |
| 175. | An Auguſt Wilhelmj | 1876, ? | 203 |
| 176. | An Lilli Lehmann | 1876, 7. September | 204 |
| 177. | An Amalie Materna | 1876, 9. September | 205 |
| 178. | An Guſtav Siehr | 1876, 12. September | 206 |
| 179. | An Karl Hill | 1876, 23. September | 207 |
| 180. | An Richard Fricke | 1876, 30. September | 208 |
| 181. | An Georg Unger | 1876, 17. November | 209 |
| 182. | An Franz Betz | 1876, 30. November | 209 |
| 183. | An Albert Niemann | 1876, 30. November | 212 |
| 184. | An Franz Betz | 1877, 12. Januar | 214 |
| 185. | An Georg Unger | 1877, 14. Januar | 216 |
| 186. | An Lilli Lehmann | 1877, 21. Januar | 217 |
| 187. | An Joſef Sucher | 1877, 31. Januar | 218 |
| 188. | An Lilli Lehmann | 1877, 10. Februar | 220 |
| 189. | An Amalie Materna | 1877, 18. Februar | 221 |
| 190. | An Karl Hill | 1877, 20. Februar | 222 |
| 191. | An Amalie Materna | 1877, 20. Februar | 223 |
| 192. | An Hermann Levi | 1877, 21. Februar | 224 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 193. An Georg Unger | 1877, 22. Februar | 225 |
| 194. An Amalie Materna | 1877, 24. Februar | 228 |
| 195. An Amalie Materna | 1877, 28. Februar | 229 |
| 196. An Karl Hill | 1877, 2. März | 231 |
| 197. An August Wilhelmj | 1877, 8. März | 232 |
| 198. An August Wilhelmj | 1877, 15. März | 234 |
| 199. An Karl Hill | 1877, 16. März | 236 |
| 200. An Amalie Materna | 1877, 16. März | 237 |
| 201. An August Wilhelmj | 1877, 17. März | 238 |
| 202. An Friederike Sadler-Grün | 1877, 22. März | 240 |
| 203. An Hermann Levi | 1877, 28. März | 241 |
| 204. An August Wilhelmj | 1877, 2. April | 242 |
| 205. An Karl Eckert | 1877, 3. April | 244 |
| 206. An Eduard Dannreuther | 1877, 3. April | 245 |
| 207. An Karl Hill | 1877, 4. April | 248 |
| 208. An Friederike Sadler-Grün | 1877, 4. April | 249 |
| 209. An August Wilhelmj | 1877, 5. April | 250 |
| 210. An Eduard Dannreuther | 1877, 8. April | 252 |
| 211. An Amalie Materna | 1877, 9. April | 253 |
| 212. An Eduard Dannreuther | 1877, 11. April. | 254 |
| 213. An Eduard Dannreuther | 1877, 13. April | 255 |
| 214. An Eduard Dannreuther | 1877, 15. April | 256 |
| 215. An Eduard Dannreuther | 1877, 17. April | 257 |
| 216. An August Wilhelmj | 1877, 22. April | 259 |
| 217. An Eduard Dannreuther | 1877, 27. April | 261 |
| 218. An Albert Niemann | 1877, 18. Juni | 262 |
| 219. An Eduard Dannreuther | 1877, 29. Juni | 263 |
| 220. An Hofrath Düfflipp | 1877, 2. Juli | 265 |
| 221. An Eduard Dannreuther | 1877, 25. Juli | 266 |
| 222. An August Wilhelmj | 1877, 5. August | 267 |
| 223. An August Wilhelmj | 1877, 21. August | 268 |
| 224. An Eduard Dannreuther | 1877, 22. August | 268 |
| 225. Zeugniß für Anton Seidl | 1877, 7. September | 269 |
| 226. An Karl Klindworth | 1877, 22. September | 270 |
| 227. An Julius Hey | 1877, 23. September | 270 |
| 228. An Felix Mottl | 1877, 6. Oktober | 271 |
| 229. An Karl Klindworth | 1877, 6. Oktober | 272 |
| 230. An Julius Hey | 1877, 8. Oktober | 273 |
| 231. An Heinrich Porges | 1877, 22. Oktober | 274 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 232. | An Eduard Dannreuther | 1877, 28. Oktober | 276 |
| 233. | An Eduard Dannreuther | 1877, 27. November | 277 |
| 234. | An Herman Zumpe | 1877, 4. Dezember | 278 |
| 235. | An August Wilhelmj | 1877, 22. Dezember | 279 |
| 236. | An Karl Eckert | 1877, 28. Dezember | 280 |
| 237. | An Felix Mottl | 1878, 22. Januar | 282 |
| 238. | An Karl Eckert | 1878, 1. Februar | 283 |
| 239. | An Marie Lehmann-Löw | 1878, ? | 285 |
| 240. | An Heinrich Porges | 1878, 22. März | 285 |
| 241. | An Karl Hill | 1878, 17. April | 286 |
| 242. | An Otto Schelper | 1878, ? | 287 |
| 243. | An Angelo Neumann | 1878, 28. Juli | 288 |
| 244. | An Anton Seidl | 1878, 29. Juli | 289 |
| 245. | An Angelo Neumann | 1878, 30. Juli | 290 |
| 246. | An Angelo Neumann | 1878, 12. August | 221 |
| 247. | An Herman Zumpe | 1878, 15. August | 292 |
| 248. | An Anton Seidl | 1878, 2. November | 293 |
| 249. | An Amalie Materna | 1878, 13. November | 294 |
| 250. | An Friedhold Fleischhauer | 1878, 26. November | 295 |
| 251. | An Heinrich Porges | 1878, 11. Dezember | 297 |
| 252. | An Friedhold Fleischhauer | 1878, 16. Dezember | 298 |
| 253. | An Anton Seidl | 1879, 1. Februar | 300 |
| 254. | An Hermann Levi | 1879, 27. Februar | 301 |
| 255. | An Theaterdirektor Ernst | 1879, 3. März | 302 |
| 256. | An Franz Fischer | 1879, 2. Mai | 303 |
| 257. | An Eduard Dannreuther | 1879, ? Mai | 304 |
| 258. | An Amalie Materna | 1879, 21. Mai | 305 |
| 259. | An Lilli Lehmann | 1879, 21. Mai | 305 |
| 260. | An Herman Zumpe | 1879, 8. Juli | 306 |
| 261. | An Herman Zumpe | 1879, ? | 307 |
| 262. | An Herman Zumpe | 1879, ? | 307 |
| 263. | An Hans Richter | 1879, 3. August | 307 |
| 264. | An Angelo Neumann | 1879, 10. Oktober | 307 |
| 265. | An Hermann Levi | 1879, 24. November | 308 |
| 266. | An Hermann Levi | 1879, ? Dezember | 309 |
| 267. | An Anton Seidl | 1880, 5. März | 310 |
| 268. | An Joseph Rubinstein | 1880, 6. April | 311 |
| 269. | An Anton Seidl | 1880, 6. April | 313 |
| 270. | An Anton Seidl | 1880, 16. April | 313 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 271. | An die Intendanz d. Hofth. in Darmſtadt | 1880, 8. Juli | 315 |
| 272. | An Joſef Sucher | 1880, 4. November | 315 |
| 273. | An Heinrich Porges | 1880, 8. November | 317 |
| 274. | An Anton Seidl | 1880, ? | 317 |
| 275. | An Anton Seidl | 1880, ? | 317 |
| 276. | An Hermann Levi | 1881, 18. Januar | 318 |
| 277. | An Anton Seidl | 1881, 20. Januar | 318 |
| 278. | An Lilli Lehmann | 1881, 22. Januar | 318 |
| 279. | An Lilli Lehmann | 1881, 22. Januar | 320 |
| 280. | An Anton Seidl | 1881, 24. Januar | 321 |
| 281. | An Eduard Dannreuther | 1881, 1. April | 322 |
| 282. | An Hermann Levi | 1881, 3. Juni | 324 |
| 283. | An Anton Seidl | 1881, ? | 325 |
| 284. | An Anton Seidl | 1881, 17. Juni | 325 |
| 285. | An Hermann Levi | 1881, 30. Juni | 326 |
| 286. | An Hermann Levi | 1881, 1. Juli | 326 |
| 287. | An Gebrüder Brückner | 1881, 26. Juli | 327 |
| 288. | An Hermann Levi | 1881, 17. September | 328 |
| 289. | An Heinrich Porges | 1881, 6. Oktober | 328 |
| 290. | An Hermann Levi | 1881, ? Oktober | 329 |
| 291. | An Richard Fricke | 1881, 28. Oktober | 331 |
| 292. | An Lilli Lehmann | 1881, 30. Oktober | 331 |
| 293. | An Thereſe Malten | 1881, 26. November | 333 |
| 294. | An Albert Niemann | 1881, 16. Dezember | 334 |
| 295. | An Rubinſtein (Vater) | 1881, 22. Dezember | 335 |
| 296. | An Hermann Levi | 1882, 3. März | 338 |
| 297. | An Richard Fricke | 1882, 4. März | 339 |
| 298. | An Hermann Levi | 1882, 15. März | 341 |
| 299. | An Amalie Materna | 1882, ? März | 342 |
| 300. | An Amalie Materna | 1882, 31. März | 343 |
| 301. | An Hermann Levi | 1882, 20. Mai | 345 |
| 302. | An Eduard Dannreuther | 1882, 27. Mai | 347 |
| 303. | An Gebrüder Brückner | 1882, 2. Juni | 348 |
| 304. | An Gebrüder Brückner | 1882, 13. Juni | 348 |
| 305. | An Herman Levi | 1882, Mai bez. Juni | 349 |
| 306. | An Hermann Levi | 1882, 4. Juli | 351 |
| 307. | An Hermann Levi | 1882, 12. Juli | 351 |
| 308. | An Eduard Dannreuther | 1882, 12. Juli | 352 |

| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 9. | An Emil Scaria | 1882, 19. Juli | 352 |
| 10. | An Hermann Levi | 1882, ? Juli | 352 |
| 11. | An Hermann Levi | 1882, Juli od. August | 353 |
| 12. | An Thereſe Malten | 1882, 23. Auguſt | 354 |
| 13. | An Thereſe Malten | 1882, 23. Auguſt | 354 |
| 14. | An Hermann Levi | 1882, 24. Auguſt | 355 |
| 15. | An Guſtav Siehr | 1882, ? Auguſt | 355 |
| 16. | Dankſagung | 1882, 3. September | 356 |
| 17. | An Karl Hill | 1882, 12. September | 356 |
| 18. | An Amalie Materna | 1882, 28. September | 357 |
| 19. | An Thereſe Malten | 1882, 4. Oktober | 358 |
| 20. | An Hermann Winkelmann | 1882, 5. Oktober | 359 |
| 21. | An Emil Scaria | 1882, 6. Oktober | 361 |
| 22. | An Luiſe Velce | 1882, 8. Oktober | 362 |
| 23. | An Anton Seidl | 1882, 2. Dezember | 363 |
| 24. | An Hermann Levi | 1883, 2. Januar | 363 |
| 25. | An Thereſe Malten | 1883, 6. Januar | 365 |
| 26. | An Emil Scaria | 1883, 6. Januar | 366 |
| 27. | An Guſtav Siehr | 1883, 6. Januar | 367 |
| 28. | An Hermann Levi | 1883, 8. Januar | 368 |
| 29. | An Guſtav Siehr | 1883, 10. Januar | 370 |
| 30. | An Hermann Winkelmann | 1883, 14. Januar | 371 |
| 31. | An Amalie Materna | 1883, 14. Januar | 372 |
| 32. | An Theodor Reichmann | 1873, 6. Januar | 373 |
| 33. | An Eduard Tannreuther | 1877, 11. April | 373 |
| | An Hans von Wolzogen | 1876, 23. November | 375 |
| | An Hans von Wolzogen | 1877, 27. Januar | 377 |
| | An Hans von Wolzogen | 1877, 25. Februar | 377 |
| | An Hans von Wolzogen | 1877, 2. Juli | 379 |
| | An Hans von Wolzogen | 1877, 27. Auguſt | 381 |
| | An Hans von Wolzogen | 1877, 9. September | 382 |
| | An Hans von Wolzogen | 1877, 25. September | 383 |
| | An Hans von Wolzogen | 1879, 18. Mai | 383 |
| | An Hans von Wolzogen | 1879, ? | 385 |
| | An Hans von Wolzogen | 1879, ? | 385 |
| | An Hans von Wolzogen | 1880, 17. Januar | 386 |
| | An Hans von Wolzogen | 1880, 11. Februar | 387 |
| | An Hans von Wolzogen | 1880, 5. März | 388 |
| | An Hans von Wolzogen | 1880, 7. Mai | 390 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| An Hans von Wolzogen | 1880, 29. Mai | 391 |
| An Hans von Wolzogen | 1880, 26. Juli | 393 |
| An Hans von Wolzogen | 1891, 17. August | 394 |
| An Hans von Wolzogen | 1880, 27. August | 395 |
| An Hans von Wolzogen | 1880, 31. August | 396 |
| An Hans von Wolzogen | 1880, 13. September | 397 |
| An Hans von Wolzogen | 1880, 21. September | 397 |
| An Hans von Wolzogen | 1880, 29. September | 398 |
| An Hans von Wolzogen | 1880, 5. November | 399 |
| An Hans von Wolzogen | 1882, 23. Februar | 400 |
| An Hans von Wolzogen | 1882, 30. März | 402 |
| An Hans von Wolzogen | 1882, 28. September | 403 |
| An Hans von Wolzogen | 1882, 15. November | 406 |
| Alphabetisches Namenregister | | 409 |

## 1.

### An Karl Klindworth.

Lieber Klindworth!

Warum erfährt man ſo gar nichts von Ihnen? Muß ich Sie aufſuchen? — Wir erwarteten Sie immer dieſen Sommer hier zum Beſuche, und glaubten um ſo eher daran, als wir nichts weiter von Ihnen hörten. Nur erſchreckte uns zu erfahren, Ihre Muſikgeſellſchaft ſei, in Folge der kaiſerlichen Subſidien-Entziehung, aufgelöſt worden: ſo frugen wir, was Sie nun thun würden? Ob Sie dort blieben? —

Da erfahre ich nun neuerdings, Sie hätten nach Leipzig ſich für Uebernahme eines Patronatſcheines für meine Bayreuther Unternehmung gemeldet. Das zeigte Sie mir plötzlich wieder in einem üppigen Lichte; ich meinte nur, Sie hätten im Auftrage für irgend einen von Ihnen Geworbenen gehandelt: meine Frau meinte aber, — nein! Sie hätten gewiß irgend etwas verkauft, um für ſich die Sache mit zu unterſtützen: So werden Sie uns zu einem geheimnisvollen Weſen, von dem wir gern nun etwas wiſſen wollten.

Von uns mögen Sie erfahren, daß Alles wohl und getroſt iſt. Am 22. Mai legen wir den Grundſtein zu dem Theater, zu welchem die Stadt Bay-

reuth einen wunderschönen Platz geschenkt hat. Wie es im Uebrigen gehen wird, muß nun dieser Winter ergeben: von allen Seiten vertröstet man mich auf diese Ergebnisse. Wohl bleibe ich unter allen Umständen bei meinem Sinne und bin auch sicher, mein Ziel zu erreichen: vielleicht dauert's aber etwas länger. Bis jetzt halte ich noch gut gelaunt an 1873 fest. — Heute habe ich die Compositionen des letzten Aktes begonnen, und hoffe damit zu Ostern fertig zu sein. Vielleicht gewinne ich auch genug Zeit, gleichmäßig auch die Instrumentation des Ganzen anzufangen; jedenfalls wird die ganze Partitur im Laufe des Jahres fertig. Sie werden sich wundern: es ist wieder allerhand darin! —

Nun lieber Guter! lassen Sie bald ordentlich von sich hören. Melden Sie uns Ihre Schicksale, an denen wir herzlichsten Antheil nehmen. Glauben Sie das, und handeln Sie darnach!

Beste Grüße von mir und meiner theuren Frau dem lieben Freunde.

Ihr Richard Wagner.

Luzern, 4. Jan. 1872.

## 2.

### An Professor Julius Stern (Berlin).

Sehr geehrter Herr!

Wie ich Ihnen dies bereits mündlich mitgetheilt, richte ich hiermit noch schriftlich die freund-

haftliche Bitte an Sie, die Ihnen bekannten vor-
glichen Chorsänger und Sängerinnen der ge-
rten Dilettanten-Vereine Berlins in meinem
amen auffordern zu wollen, durch möglichst zahl-
eiche Theilnahme daran, zu der Ausführung
eines Vorhabens einer vorzüglichen Aufführung
er neunten Symphonie Beethovens beizutragen.
iese Aufführung beabsichtige ich am Tage der
rundsteinlegung für das provisorische Festtheater
m 22. Mai dieses Jahres im alten Opernhause zu
ayreuth unter meiner Leitung stattfinden zu
ssen, sobald mir hierzu die außerordentliche Mit-
irkung eines ausgewählten Sängerchors von 200
Männern und Frauen, sowie eines aus den vor-
glichsten Mitgliedern unserer ersten Orchester zu
lbenden Vereins von 100 Instrumentalmusikern
gesichert wird. Da die Aufführung nur von
en Patronen und sonstigen Gönnern meiner in
er Vorbereitung begriffenen Festspiele in Bay-
euth stattfinden, und somit diesem außerordent-
chen Unternehmen nur eine schöne Weihe geben
ll, habe ich die Mitwirkung hierzu als eine freie
hat der meinem Vorhaben geneigten Theilnahme,
ie der dem großen Genius dargebrachten Hul-
igung zu erkennen, dessen segenvollen Schutz ich
nrufe, indem ich zu jener Theilnahme auf-
rdere.

Wird somit, was die Reise betrifft, auf die
pferwilligkeit der Einzelnen gerechnet, so ist da-
gegen sämmtlichen Mitwirkenden unentgeltliche
Wohnung und Kost für die Zeit des Aufenthalts
Bayreuth zugesichert. Es ist nötig, daß ich bis
nde dieses Monats weiß, ob mir überhaupt die

nöthigen Kräfte zu Gebote stehen, worauf dann, sobald die Unternehmung feststeht, an die mitgetheilten Namen der Theilnehmer die nöthige persönliche Einladung mit der Bezeichnung ihrer Gastgeber in Bayreuth ergehen soll.

Richard Wagner.

Luzern, 12. Februar 1872.

Dieser Brief hat im Original (in Cyriax' Autographensammlung) einen anderen Schluß Anstatt des letzten Absatzes „Wird somit" — „soll" heißt es:

„Über die vorzüglichen Leistungen des von Ihnen besonders geleiteten Vereins belehrt, glaube ich mich im Voraus des besten Erfolges versichert, wenn ich Ihren weiteren freundschaftlichen Bemühungen es einzig anheim gebe, die für das Unternehmen nöthige Theilnahme der geehrten Sänger nnd Sängerinnen Berlins durch die Ihnen geeignet dünkenden Schritte hierfür zuzuführen.

Mit hochachtungsvollem Gruße
Ihr ergebener
Richard Wagner"

In dieser Fassung ist der Brief auch abgedruckt in den „Bayreuther Blättern," 1892. S. 181.

## 3.

### An den Dresdner Hofkonzertmeister Johann Lauterbach.

Hochgeehrter Herr!

Ich beabsichtige am Tage der Grundsteinlegung des provisorischen Festtheaters in Bayreuth eine vorzügliche Aufführung der neunten Symphonie am dortigen Opernhause zu veranstalten, sobald es mir gelingt, einen Sängerchor von 200 Stimmen, sowie ein ausgezeichnetes Orchester

von 100 Musikern zu vereinigen. Die Herren müßten mir vom Vormittag des 20. bis zum Abend des 22. Mai, an welchem die Aufführung stattfinden soll, zur Verfügung stehen, somit bedürften sie, die Hin- und Rückreise eingerechnet, eines Urlaubes von fünf Tagen. Die Zuhörer zahlen kein Entree-Geld, sondern sie werden einzig aus den Patronen meiner Festspiele oder diesmal auch aus all den Mitgliedern der hierfür gegründeten Wagner-Vereine bestehen, welche zu dieser vorbereiteten Festlichkeit sich nach Bayreuth verfügen werden. Den Herren Musikern stelle ich daher diesmal kein Honorar, sondern eine Reise-Entschädigung, sowie freies Unterkommen und gastliche Rast zu Gebote. Da es nicht leicht sein wird, von jedem guten Orchester mehr als nur eine kleinere Anzahl der vorzüglichsten Mitglieder zu werben und frei zu machen, wende ich mich mit meiner Bitte um kunstfreundliche Mithülfe außer an Sie, geehrter Herr, noch an die Herren Concertmeister der Wiener, Berliner, Karlsruher, sowie nöthigenfalls anderer guter Orchester.

Wahrhaft sollte es mich freuen, wenn namentlich die Dresdener Capelle mir ein schönes Contingent abordnete, weßhalb ich mich an Sie mit der herzlichen Bitte um freundliche Vermittelung meines Wunsches an die Ihnen geeignet dienendsten Mitglieder derselben wende, unter denen ich Sie vor Allem ersuche, meinen lieben alten Freund F. Schubert*) sich collegialisch zugesellen zu wollen.

*) Der Violinist Franz Schubert war gleichfalls Hofconcertmeister an der Dresdner Königlichen Kapelle.

Nothwendig für das Zustandekommen der Unternehmung wäre es, daß ich bis Ende dieses Monats die Erfolge Ihrer Bemühungen kenne.

Ich führe einzig die genannte Symphonie auf.

Mit hochachtungsvollem Gruß bin ich

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 21. Februar 1872.

## 4.

### An Franz Betz.*)

Wertheſter Freund und Kunſtgenoſſe!

Ich fange nun einigermaßen ernſtlich an! Zunächſt handelt es ſich um Beethovens 9. Symphonie, welche ich am 22. Mai — zur Feier der Grundſteinlegung des proviſoriſchen Feſtſpielhauſes in Bayreuth — im dortigen Opernhauſe in vollendet muſterhafter Weiſe aufführen will. Davon werden Sie ſchon gehört haben. Nun aber

*) Schon am 8. Auguſt 1868 hatte Wagner von Luzern an Betz geſchrieben:

Es freut mich wenn Sie an den Wotan gehen: es wird auch dazu kommen, und dann, wie ſchön, wenn Sie ſo ganz in dieſer Aufgabe zu Hauſe ſind. Um ſich von Anfang recht mit der Rolle zu befreunden, ſtudieren Sie den dritten Akt der Walküre zuerſt; das ungeheuer Schwierige liegt im zweiten Akte; dieſen müßten Sie meinem Rate gemäß, geradwegs erſt durch Rezitation ſich vertraut machen, — wiewohl allerdings ohne die Hilfsmittel der muſikaliſchen Modulation die Deklination desſelben — etwa durch einen Schauſpieler — ganz undenklich iſt. Eine gute Stylübung bietet übrigens

me ich zu Ihnen, denn Sie sollen mir das
ose Baryton-solo (sowie überhaupt die Solo-
ßpartie) bei dieser Feier übernehmen. Ich habe
es über alle Maßen wichtige „Solo" vor
ger Zeit Mitterwurzer in Dresden einmal so
gebracht, daß er damit zu einer ungeheuren
ckung kam. Lassen Sie sich nicht ärgern, wenn
es sehen: es ist sehr unbeholfen gemacht,
r — es ist ein wunderbares Wesen — das!
Hauptsache ist, daß Sie dabei sind. Bitte,
en Sie mir unbedingt zu! Nur auf diesem
ge kommen wir überhaupt zum Rechten.

Sie brauchen mir nur 5 Tage zu opfern.
nlich den 19. Mai zur Reise nach Bayreuth,
20., 21. und 22. zum Aufenthalt daselbst, und
23. zur Rückreise. Das müssen Sie können,
werden es gewiß auch wollen. Nicht wahr?

Wegen des Tenorsolos habe ich neuerdings
der an Niemann gedacht; ich glaube, er müßte
gut herausbringen können, da es im Wesent-
nicht hoch liegt. Aber, in was ich greife und
ich mir zuziehe, wenn ich an diesen Mann,

---

Rheingold, nämlich was richtige rythmische musikalische
eflexion betrifft. Wird es einmal dort mit den Meister-
ern gut, so ist Berlin der einzige Ort, wo ich mich um
Zeit einmal zeigen und demnach Sie sehen werde:
rdem gehe ich nirgends hin. — Sapienti sat! —

Nun leben Sie wohl und bleiben Sie stets meiner
mſten und auszeichnendſten Anerkennung versichert!

Von Herzen

der Ihrige

Richard Wagner.

uzern, 8. August 1868.

an dem ich so üble Erfahrungen machen mußte, ernstlich gehen wollte, mag Gott wissen! Vielleicht geben Sie mir einigen Aufschluß? Auch für den Siegmund in der Walküre denke ich — immer an ihn. Meine Gedanken gehen aber immer auf einen Seufzer aus!

Kennen Sie Jäger? in Dresden? Ich muß mir nun diesen Sommer die ganze Sängerpracht Deutschlands einmal genau ansehen und wende mich deshalb von Mai an für dauernd dem deutschen Centrum zu. Was werde ich da alles kennen lernen??? Seufzer! —

Bitte, geben Sie mir gute Antwort und bleiben Sie treu und freundlich

Ihrem herzlich ergebenen

Richard Wagner.

Luzern 4. März 1872.

P.S. Wollen Sie Herrn Konzertmeister de Ahna meinen besten Dank, sowohl für seine freundlichen Bemühungen, als für seinen liebenswürdigen Brief, in welchem er mir vom guten Erfolge derselben berichtet, sagen? Ich erwarte nur noch das genauere Verzeichnis der vom Wiener Hoforchester mir zusagten Musiker, um dann meine ganze Orchesterliste auszuarbeiten und aus dem schönen Ergebnisse das Facit zu ziehen, welches ich Herrn de Ahna genau anzeigen werde. Natürlich acceptire ich jeden der von ihm mir angemeldeten Herren!

R. W.

5.

An Hans Richter.

Lieber Freund!

Den vortrefflichen Musikern*) und liebenswürdigen Künstlern, die mich kürzlich mit einer so wertvollen Zuschrift beehrten, nachdem sie zuvor mit schönem Eifer zur praktischen Verwirklichung meiner ungewöhnlichen künstlerischen Pläne förderlichst sich bemüht hatten, glaube ich meinen herzlichen Dank hierfür nicht besser ausdrücken zu können, als wenn ich Sie bitte, mit lauter Stimme meinen geehrten Freunden diesen übermitteln zu wollen. Meine vorjährige Aufforderung war eine Anfrage, ein Ruf in die Weite; auf seine Beantwortung hatte ich ruhig zu warten, um daraus, woher sie mir zukommen würde, zu entnehmen, auf welche Sympathien ich zu rechnen hätte. Von je ferner her mir die Antwort zukam, desto bedeutender und ermutigender mußte sie auf mich wirken. Eine liebere Antwort ist mir bis jetzt noch nicht zugekommen, als aus Pest von Ihren braven Musikern, welche auch selbst noch in so lebensvollem gutem Andenken stehen. Grüßen Sie jeden von ihnen herzlich von mir, und sagen Sie ihnen, daß ich gutes Muthes sei. Freundschaftlich der Ihrige

Luzern 12 März 1872

Richard Wagner.

*) Das Orchester des Nationaltheaters zu Budapest hatte ein Konzert veranstaltet, dessen Reinertrag von 1000 fl. an Richard Wagner zu Gunsten des Bayreuther Unternehmens eingesandt wurde.

6.

An A. J. Rühlmann, Posaunist in Dresden.

Lieber Freund!

Der letzte Brief L.'s war vom 11. oder 12. am Tage nach seiner Zurückkunft aus Wien. Er berichtete mir kurz, Graf Pl. könne keinen Urlaub geben, weil — u. s. w.

Ich hatte mich an ihn gewandt, weil ich überall hin mich an die „Konzertmeister" wendete und von Freund Schubert vernahm, er sei krank und außer Activität. — Nun lassen wir das gut sein. Ich habe ihm soeben noch geschrieben, um ihn zu warnen, sich nicht feindselig zu benehmen, wenn dennoch einige befreundete Mitglieder der Kapelle die Ehre des Dresdener Orchesters bei meiner Aufführung vertreten wollten.

Nun zur Sache unter uns!

Berlin wie Wien schicken mir die Ersten ihres Streichquartetts mit Concertmeister u. s. w., außerdem ihre ersten Hoboisten, Flötisten, Klarinettisten, Wien auch einen 1. Fagott. Ich muß nun von anders her die Secundarien nehmen. Eure zwei besten Hörner wären mir recht. Außerdem: Quartett: Geigen, Bratschen, Cello, Contrabaß. — Wie steht es nun? Kann ich die Stimmen zur 9. Symphonie nicht von Ihnen bekommen? Ich nehme nämlich an, daß Sie noch dieselben Stimmen haben, welche die Kapelle (für den Wittwenfonds) sich damals anschaffte, und daß demnach in diesen Stimmen bei den Blasinstru-

nenten die Angaben für die Verdoppelungen nach
neiner sehr sorgsamen Ausarbeitung eingetragen
ind. Deßhalb, um diese Arbeit nicht noch ein-
nal vornehmen zu müssen, möchte ich gern die
Dresdener Stimmen benutzen.

Die Posaunen möchte ich allerdings gern
us einem Complex alle drei haben: das wird
nir nun wohl aus Dresden unmöglich sein? Soll-
en wir uns daher in Bayreuth nicht zu sehen
ekommen, lieber alter Freund, so geschieht dies
och im Sommer in Dresden, wo ich mich öfters
eigen werde!

Grüßen Sie meine alten Freunde bestens.
Was macht Queisser?*) Es haben sich zwar schon
rste Trompeter gemeldet, aber — der sollte doch
ran kommen.

Lassen Sie bald hören, und retten Sie den
Ruf meiner Dresdener! Es wäre doch fatal, wenn
ich die ersten Orchester Deutschlands mit ihren
Tontingenten anmelden kann, und die Dresdener
Kapelle mit Achselzucken übergehen müßte.**)

Leben Sie wohl, und melden Sie bald Gutes

Ihrem herzlich ergebenen

Richard Wagner

ehemaliger königl. Sächs.
Kapellmeister.

Luzern 15. März 1872.

*) Der berühmte erste Trompeter der Dresdner Hof-
kapelle zur Zeit von Wagners Kapellmeisterschaft.

**) Der Dresdner Intendant Graf Platen verweigerte
seinen Orchester-Mitgliedern den Urlaub zur Mitwirkung bei

7.

An Hermann Levi.

Verehrteſter Freund!

Empfangen Sie noch meinen beſten Dank für Ihre Bemühungen um meine Angelegenheit!*) Es iſt mir wünſchenswert, daß das Karlsruher Orcheſter nicht ganz ausgeſchloſſen bleibe, und ich verharre daher bei der Annahme, daß es Ihnen, nach der Rückkehr des Großherzoges, möglich werden wird, einen guten Beitrag für mein Quartett — ſo wie ihn mir Konzertmeiſter Will (dem ich herzlichſt hierfür danke) näher bezeichnete, — mir noch auszuwirken.

Sollte Herr Kaiſer auch hiergegen noch Schwierigkeiten machen, ſo dürfte ihm eine gelegentliche öffentliche „Cenſur" meinerſeits bevorſtehen müſſen. —

Verzeihen Sie meiner durch Überbeſchäftigung bedingten Kürze und erhalten Sie Ihre Freundſchaft

Ihrem aufrichtig ergebenen

Richard Wagner.

Luzern 25. März 1872.

---

dem Bayreuther Unternehmen, ſo daß die Dresdner Hofkapelle bei der Feier der Grundſteinlegung des Feſtſpielhauſes nicht vertreten war.

*) Es handelte ſich um eine Vertretung des Karlsruher Orcheſters bei der Feier der Grundſteinlegung des Bayreuther Feſtſpielhauſes.

8.

n Franz Betz.

Lieber Freund,

Ich ſage Ihnen beſten Dank und verſpreche
nen, mir den „Bremer" gewiß zu merken! —
Letzthin kreuzten ſich Briefe zwiſchen uns,
lchem Umſtande ich jetzt dadurch Rechnung tra-
n will, daß ich Ihnen mitteile, wie ich nun
erdings im Sinne habe, Niemann zur 9. Sym-
onie einzuladen; es koſtete mich einige Beden-
, welche Sie für jetzt nicht verſtehen würden, da
erſehe, daß Sie keine rechte Kenntnis von
inen Erlebniſſen mit dieſem Manne haben.
Für heute ſchreibe ich Ihnen dieſe wenigen
ilen, und damit Sie nicht in Unſicherheit dar-
er geraten, wie ich mich Ihrer ſtets biederen und
undlichen Geſinnung gegenüber verhalte.
Viel Glück zur Jagd, und herzlichen Gruß
n Ihrem ergebenen

Richard Wagner.

Luzern, 30. März 1872.

9.

n Frau Marie Lehmann-Löw.

Wertheſte Freundin!

Ich ſchreibe Ihnen in aller Ueber-Beſchäf-
ung noch einmal, um Ihnen zurückzurufen, daß
in Betreff der Leiſtung Ihrer lieben Toch-
(als Solo-Sopran in der 9. Symphonie) ein-
g auf Sie, auf Ihr durch mütterliche Vorliebe

ungebrochenes Urteil mich verlasse, da ich sonst Niemand kenne, der mir eine versichernde Auskunft über die junge Sängerin geben könnte. Ich habe für die übrigen Soli: Niemann, Betz, und die Jachmann (Alt), also so ziemlich das Beste (wenigstens Rufvollste) was zu haben war. Möge mich nun Ihre Tochter recht bald versichern, daß ich in ihrer Wahl das Richtige tat, und somit auch ihr zum Vorteil mich bestimmt habe. —

Von Herzen grüßt Sie

Ihr alter Freund
Richard Wagner.

Bayreuth 4. April 1872.

## 10.

### An Professor Dr. Carl Riedel in Leipzig.

Geehrtester Freund und Genosse!

Ich antworte Ihnen sogleich und schnell daher auch kurz und bündig. — In Bayreuth hat es Noth: der Architekt kann auf der Bühne nicht mehr als 200 Sänger unterbringen, daher die Ihnen zugekommenen Notizen. Ich habe nun das ganze Parterre (mit den Sperrsitzen) zur weiteren Placirung des Chors bestimmt. Wie viel dieses faßt, soll ich erst noch erfahren. Der ganze Zuschauerraum faßt nur 700 Personen. Ich muß nun für die Gastgeber des Orchesters und des Chors die Freiplätze abrechnen. 100 Musiker und 300 Sänger gibt 400 Gastgeberplätze, davon gehen aber für die Parterre mindestens 100 Sängerplätze ab. Nun überlegen Sie sich, was

für meine Patrone u. s. w. übrig bleibt? Demohngeachtet bleibe ich dabei, daß kein tüchtiger Sänger abzuweisen sei (denn eigentlich sollte das ganze Publikum mitsingen!) Ich werde demnach energisch für Placirung der von Ihnen mir zugeführten Sänger sorgen; aber dieses Versprechen gebe ich Ihnen nur in der anderen Voraussetzung, daß Sie, werthester Freund, mir nur wirklich tüchtige Sänger zuführen. Für einen bloßen, moralisch wohlgesinnten Scheinchor ist, wie Sie ersehen, kein Platz da, und es wäre, falls zahlreiche Anmeldungen meiner Patrone eintreffen, unverzeihlich, wollte ich ihnen, die Opfer über Opfer bringen, den Raum versperren, um sogenannten „blinden Passagieren" Platz zu machen. — Hierin leiten mich außerdem noch meine Erfahrungen. Nämlich: so und so viel Musiker sind blos der Zahl nach zu so und so viel Sängern zu berechnen. Bei der Grablegung Weber's in Dresden trafen die dortigen Sängerchöre meinen Gesang nicht, und das Ganze klang kläglich und schüchtern, bis mein alter Chordirektor Fischer alle Solo-Sänger und Choristen des Theaters zusammenbrachte und nun diese 30 bis 40 Männer auf einmal meinen Gesang in einer solchen Weise ertönen ließen, daß alles Uebrige daneben wie Lampenlicht am Tage erschien. — Sie verstehen mich? — Gewiß! —

Somit sei die Losung, — halten Sie strenge Auswahl! (da Sie Glücklicher, ja die Auswahl haben!) und jeden wahrhaft tüchtigen Sänger, den Sie mir zuführen, bringe ich in jeder Hinsicht gut unter. —

So sei es abgemacht! —

400 oder 500! Das ist Alles nicht vielsagend. Zwar ist Masse nötig, aber — eine Masse, in welcher Jeder zählt. —

Stern führt mir 54 Sänger zu; das Verzeichnis (welches mir die Stimmen gut auszugleichen schien) habe ich leider nicht mehr, sondern sogleich nach Bayreuth geschickt. — Von Wien bin ich ohne Nachricht. Vermuthlich wird dort nichts bedeutendes herauskommen, sonst würde ich wohl schon benachrichtigt sein. —

Die Frau Eveline v. Hofmann freut mich sehr; ich wünschte, daß Sie mich ihr ganz ergebenst empföhlen! —

So dankt Ihnen und grüßt Sie auch meine liebe Frau, deren Sie freundlich gedenken, und jedenfalls seien Sie mir herzlich willkommen als wahrhaftiger „Patron"

Ihr sehr ergebener
Richard Wagner.

Luzern. 12. April 1872.

## 11.

An Karl Hill.

Geehrtester Herr!

Ihr freundliches Anerbieten hat mich sehr erfreut. Jedenfalls weiß ich genügend von Ihnen, um Sie für meine projectirte Aufführung ganz vorzüglich in das Auge gefaßt zu haben. Ich gedenke nächsten Herbst und Winter zur Besichtigung der jetzt vorhandenen musikalisch-mimischen Kräfte ausschließlich zu verwenden, während ich in den

ten Jahren in dieſer Hinſicht Allem ſehr fern
eb. Nun werde ich Ihre Bekanntſchaft machen
o jedenfalls zugleich meine ſehr ernſtliche Wer-
ng bei Ihnen anbringen. Ohne dieſe Bekannt-
ſt war ich hier für das Nächſte an meinen
eren Freund Betz in Berlin angewieſen, wel-
r mir bereits auch ſeit länger das Baryton-
lo für Beethovens 9te Symphonie zugeſagt hat.

Mit dem hochachtungsvollſten Gruße

Ihr ergebener

Richard Wagner

Luzern, 13. April 1872.

12.

n Hermann Levi.

(Telegramm)

ayreuth, 26. April 1872. 11 Uhr 15 M. Vorm.

Kapellmeiſter Levi, Karlsruhe.

Sehr erfreut durch nachgeſendeten Brief;
eptire Mitwirkung*) dankend. Brieflich alsbald
here Angaben.

Gratulire München, beklage Sie.**)

Wagner.

13.

n Hermann Levi.

Geehrteſter Freund!

Sie verzeihen, daß ich im Depeſchenſtyle fort-
hre! Mir geht es wie Jenem in einem alber-

*) Mitwirkung der Karlsruher Hofkapelle.

**) Levi hatte die Berufung als Hofkapellmeiſter in
inchen angenommen.

nen Luſtſpiele, der immer ſagte: „wenn ich nur nicht ſo viel zu thun hätte!“

Mich freut es um meiner guten Freunde im Karlsruher Orcheſter willen ſehr, daß Sie noch dazu kamen, reine Luft zu machen.

Jetzt disponire ich über Ihre Mithilfe, als Ehrencontingent, folgender Maaßen:

1. Will (ſchönſten Gruß) 1. Geige.
2. Einen zweiten Geiger.
3. Einen Bratſchiſten.
4. Ein Violincell (mein alter Freund!).
5. Ein Kontrabaß.

So, denke ich, iſt Karlsruhe nicht übermäßig in Beſchlag genommen und Gounod kann getroſt ſein Pfingſtfeſt halten.*) Sollte noch eine Not eintreten, ſo bitte ich mir zu notificiren, ob ich noch weitere Anſprüche machen darf! —

München! — Hm! Hm! Glauben Sie an einen perſönlichen Gott, ſo möge Ihnen dieſer helfen! — Mir ſollte es unbedingt wohl dabei ſein, zu denken, daß Sie nach Bayreuth die Nibelungen-Stücke dort vorführen werden (denn dieſe muß der König von Bayern zunächſt erhalten!) Aber — München!? — Hm! Hm! Wie geſagt: Gott möge ſeine Sache machen!

Mit den beſten Grüßen Ihr

ſehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 29. April 1872.

---

*) Bezieht ſich auf die Erſtaufführung des „Fauſt“ von Gounod.

14.

An Professor Dr. Carl Riedel in Leipzig.

Verehrtester College!

Das ist allerdings eine bekannte Teufelsstelle*)! Daß sie Beethoven so geschrieben hat, ist gewiß; allein, daß er sich eben geirrt hat, scheint nicht minder gewiß. Von mir weiß ich, daß ich sehr genau in meinen Ausarbeitungen bin; dennoch sind mir schließlich die wunderlichsten Quidproquo's beim letzten Ueberblick, oder beim Durchspielen aufgestoßen, welche daraus entstehen, daß in vielen Fällen die Gesangstimme als unzusammengehörig mit dem Orchester gedacht wird. In dem vorliegenden Falle glaube ich, daß, sobald das Bedenken einmal aufstößt und man es nicht im Sturme ganz unterdrückt, sogleich mit dem fünft-letzten Tacte A-moll eintreten muß, wobei es immer noch sich absonderlich ausnimmt, daß der Alt nach dem D heraufgeht und dann nicht in das H fällt. Indeß so etwas hat gewöhnlich bei Beethoven einen eigentümlichen Grund und man muß es lassen.

„Frech" versteht sich! Aber nur das letzte Mal als Steigerung.

Verzeihen Sie! Ich bin sehr ermüdet! Alles Uebrige ist ja wohl schön in Ordnung? Fällt mir noch etwas ein, so melde ich es Ihnen gelegentlich.

Herzlichen Gruß von Ihrem ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 4. Mai 1872.

*) Im vierten Satz der 9. Symphonie, die letzten fünf Takte im $^9/_8$ Takt. (Combination der beiden Themen: „Freude schöner Götterfunken" und „Seid umschlungen").

15.

An Kapellmeister Sonntag (Kapelle des 7. Inf. Regiments in Bayreuth.)*)

Mein geehrter Herr College!

Unter den glücklichsten Umständen würde ich Ihnen, sowie den tüchtigen Musikern Ihres Corps für die mir gewährte Mitwirkung zur Feier der Grundsteinlegung des Festtheaters zu wahrem und herzlichem Danke verpflichtet gewesen sein; daß ich hierbei nun aber den Übelstand der allerungünstigsten Witterung zu beklagen hatte, welchem Sie und die Herren Musiker so ausdauernd trotzten, — daß Sie es so möglich machten, der eigentlich verunglückten Feier dennoch einen erhebenden und sehr erfreuenden Ausdruck zu geben, dies bewegt mich so ernstlich, daß ich mit dem Ausdrucke meines lebhaften Mitgefühles für die erlittene Beschwerde Ihnen meinen wahrhaft bewundernden Dank auszusprechen habe, welchen ich Sie ersuche zugleich den um mich so sehr verdienten Herren Musikern auf das Empfehlendste weiter mittheilen zu wollen. Mit Hochachtung Ihr sehr verbundener

Richard Wagner.

Fantaisie, den 22 Mai 1872.

*) Die Kapelle hatte trotz strömenden Regens bei der Grundsteinlegung des Festspiel-Hauses am 22. Mai 1872 mitgewirkt. Unmittelbar darauf erhielt der Dirigent dieses Schreiben.

16.

**tück der Danksagung an die Künstler, he bei der Grundsteinlegung des Fest- hauses mitwirkten.*)**

[Undatiert. Wahrscheinlich Ende Mai oder Anfang Juni 1872.]

ie es mir unmöglich war, jedem einzelnen es herrlichen Vereines künstlerischer Kräfte, sich in jenen glücklichen Maitagen zur nseres großen Beethoven aus mancher Ferne ch schaarte, beim Abschiede meine Hand anke zu reichen, so erliege ich auch jetzt wierigkeit, in dem gewünschten Sinne nach Richtung hin selbst schriftlich diesen Ab- ruß zu vermitteln. So erwähle ich diesen r allgemeinen Öffentlichkeit, welchen ich für Aufruf umgehen konnte, um an jeden der lichen Künstler und Kunstbeflissenen, die ihren heimathlichen Herd zurückgekehrt sind, ankerfülltes Lebewohl gelangen zu lassen. h danke den hochbefreundeten Sängern und n, welche von Norden und Süden, Osten esten, von Berlin bis Wien, von Pest annheim, meiner schlichten Einladung zu elen Kunstfeier folgten und hier sich ver- ten; ich danke den werthen Führern der en Festzüge, den ausgezeichneten Pflegern sten Chorgesanges in Berlin, Leipzig und burg, den künstlerischen Vorständen der r von — — —

*) Ein gedrucktes Exemplar ward nicht aufgefunden.

17.

An August Wilhelmj.

Mein lieber Herr Wilhelmj!

Auf dem größten Bogen meines Briefpapieres bestätige ich Ihnen die Ernennung zum

„Konzertmeister des Orchesters
für die Aufführung des „Ring des Nibelungen"
in
Bayreuth."

Da ich sehe, daß Ihr sehr erfreuliches Anerbieten, mir als solcher Konzertmeister zur Seite stehen zu wollen, nicht spaßhaft gemeint war, geziemt es sich, daß auch ich in dieser Angelegenheit gewaltigen Ernst mache, wie Sie dies aus dem Voranstehenden ersehen.

Aber im allerwirklichsten Ernste, mein Freund, lassen wir es uns von heute ab angelegen sein, recht sorgsam an die Bildung unseres Orchesters, als eines jungen, durchaus von allen schlechten Gewohnheiten freien Orchesters, zu denken; unsere Meinungen hierüber auszutauschen, und bei Zeiten alle Schritte zu ergreifen, welche uns einer ausgezeichneten Genossenschaft versichern können.

Gewiß wünschen und verlangen Sie dieses Alles mit mir; dies erkannte ich in Ihnen, außer den so jung berühmten Meister seines Instrumentes selbst.

So seien wir denn von jetzt an zu einem außerordentlichen Werke vereinigt, und erlauben Sie mir, daß ich, vorbehalten aller sonst Sie be-

iedigenden Abmachungen, fortan meinen werthen
Lufiker-Meiſter nenne, als welcher Sie aller Ge-
ugthuung, die unſerem Wirken nicht verſagt blei-
n wird, teilhaftig ſein ſollen.

Mit den herzlichſten Grüßen von mir und
einer Frau, bin ich

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 3. Juni 1872.

18.

n Profeſſor Julius Stern (Berlin).

Bayreuth, 8. Juni 1872.

Mein hochverdienter und geehrter
Freund und Genoſſe!

„Endlich!" — werden Sie ausrufen? — Ja,
komme ſpät und zwar doch nur erſt, um Ihnen
zuzeigen, daß ich gar noch ſpäter kommen werde!
n der That, Verehrteſter, fiel es mir diesmal,
s ich zu einiger Beſinnung kam, beſonders
wer, darüber mit mir einig zu werden, wie ich
nnen und den herrlichen Sängern, welche Sie
r aus Berlin zuführten, nur einigermaaßen
einen Dank für das ſo hoffnungsvoll Erhebende,
s ich durch Euch erfuhr, kundgeben ſollte? Das
rfte nicht blos mit einem Briefe abzumachen
n. Jeder mußte von mir ein ſinniges Andenken
ben, ſowie ich von jedem der Sangesgäſte min-
ſtens deſſen Namensunterſchrift mir wünſchte.

Nun bin ich denn etwas zur Beſinnung gekommen und bereite ſoeben ein ſolches Andenken für jeden vor, welches ich in Kurzem Ihnen, Verehrteſter, zuſtellen werde, um Sie zugleich mit der Bitte zu beſchweren, an unſere auserwählte Schaar die Vertheilung gütigſt zu beſorgen. Dies zur vorläufigen Anzeige und zu einiger Beſänftigung der wegen vermutheten Undanks meinerſeits aufgeregten Gemüther meiner Freunde! — Es war ſchön!! — Seien Sie aus dem Grunde meines Herzens für dieſe Freundesthat bedankt!

Stets Ihr treu verbundener

Richard Wagner.

## 19.

An Heinrich Porges.

Lieber Porges!

Die Durchleſung Ihres erſten Artikels über die Bayreuther Aufführung der „Neunten" veranlaßt mich zu der länger beſchloſſenen Ausführung des Vorſatzes Ihnen ſchnell ein freundliches Wort zuzurufen! —

Sie waren in einer durchaus ungerechten Verſtimmung, als Sie das letzte Mal von mir gingen. Daß ich über Sie ſelbſt mit Ihnen zu reden anfing, geſchah nicht um Ihnen wehe zu thun, ſondern um dem zuletzt mir gemachten Selbſtvorwurfe zu begegnen, früher hierüber Ihnen ausgewichen zu ſein. Meine eigene Uebermüdung brachte in meine freundliche Meinungs-

ußerung eine gewiſſe Haſt, welche Sie, in für
nich ſehr auffallender Weiſe, nur zu verletzen
chien. Meine Frau, nur darauf bedacht mir
nter ſolchen Umſtänden Ereiferungen und Auf-
egungen fern zu halten, erſuchte Sie um Abbruch
er begonnenen Erörterungen. Dies ſchien Sie
och tiefer zu kränken.

Wie nun hier Alles — im tiefſten Grunde —
Rißverſtändnis war, endete Ihr Beſuch, wie eine
Scheidung. Das ſoll es aber nicht ſein, und deß-
alb wollte ich Ihnen längſt ein Wort zukommen
aſſen.

Schlimm aber bleibt mir die Mahnung, mich
icht zu ſehr in meinem Sinne mich um meine
Freunde zu bekümmern, und Jeden — wie Sie
s faſt ſo ausdrückten — ungeſchoren ſeines Weges
ehen zu laſſen. Wirklich gleitet es ſich dann
eſſer neben und an einander herum; aber — hoff-
ungsvoll ſtimmt es mich gerade nicht.

Nun machen Sie es immer ſo ſchön wie dies-
nal mit der Neunten, ſo kommt am Ende die
Freude doch auch! — Alſo: nichts für ungut! —

Herzlichſten Gruß

Ihr Richard Wagner.

Bayreuth. 23. Juni 1872.

## 20.

### An Auguſt Wilhelmj.

Mein wertheſter Freund und Genoſſe!

Herzlich freut es mich, daß Sie ſich gern mit
mir verbinden zu dem, jedenfalls ſehr unerhörten,

und nicht leicht vergleichlichen Werke. Die Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden haben, sind außerordentlich, denn eigentlich geht es auf eine Schöpfung aus „Nichts" hinaus. Gewiß wäre es wünschenswert, daß wir uns der Engagements aus großen Orchestern, für welche der genügende Urlaub immer nur sehr schwer zu erhalten sein wird, möglichst ganz entschlagen könnten; hierzu fasse ich beinahe Hoffnung, wenn ich daran denke, wie tiefer unsre großen Orchester immer mehr herabsinken, und sobald ich mir überlege, daß oft die tüchtigsten Kräfte von ihnen ausgeschlossen bleiben, welche meistens armselig sich abarbeiten und jedenfalls ohne alle Ausbildung für den Vortrag elend dahinsiechen. Ich halte es nicht für unmöglich, daß wir den größten Teil unseres Orchesters aus freien Leuten bilden könnten, welche wir gradeswegs unser Orchester, oder etwa das deutsche Wagner- oder Bayreuther-Orchester nennen dürften. Ich habe für das erste Jahr der Aufführungen, 1874, zum Mindesten 10,000 Thaler zu verwenden, und brauche etwa 100 Mann; das würde für den Mann durchschnittlich 100 Thaler Gehalt für drei Monate ausmachen, während welcher jeder in Bayreuth mir zur Verfügung sein müßte; hierzu halte ich mir aber noch einen Supplementärfonds von 5000 Thlr. bereit, um in nöthigen Fällen durch Erhöhung der Entschädigungsgelder nachhelfen zu können. Hierbei war mein erster Gedanke natürlich, unser Orchester nur aus den bestehenden großen Orchestern zusammenzustellen, deren Mitglieder (für deren Beurlaubung ich mich an die betreffenden Für-

en beſonders gewendet haben würde) ihre Ge-
alte von zu Hauſe fortbezögen, und demnach von
ir nur eine Reiſe- und Aufenthaltsentſchädigung
u beanſpruchen gehabt hätten. Denke ich nun
ber daran, für welchen jämmerlichen Gehalt un-
re jungen Muſiker — oft viele Jahre lang —
u unſeren großen Kapellen als Acceſſiſten und
ergl. dienen, ſo wächſt mir der Mut dafür, zu
lauben, daß wir, für circa 150 Thlr. durch-
hnittlich per Mann ein ſelbſtſtändiges Orcheſter
ewinnen könnten, welches für die Frühjahrs-
nd Sommermonate bei uns in Bayreuth zu
ngieren hätte, für das Winterhalbjahr aber
nderweitig Engagements annehmen könnte, wo-
r ſich dann wieder der Umſtand findet, daß man
uswärts unſere Aufführungen zu wiederholen
chen wird, und dann froh ſein wird, das ein-
ubierte Orcheſter hierzu im Ganzen zu bekommen.
Mit dieſem Gedanken trägt man ſich nämlich
reits in Berlin ſehr ernſtlich. Es iſt ſonach
cht unmöglich, daß die Mitglieder „unſeres"
rcheſters ſich ganz gut ſtehen dürften, und daß
e großen Orcheſter mit der Zeit mit Vorliebe
us ihnen ſich recrutiren würden, dem wir —
n vortheilhaften Falle dann nicht entgegen ſein
ürften. Kurz! Es arbeitet ſich in mir der Plan
r Gründung einer großen deutſchen Orcheſter-
hule aus, welcher eine dramatiſche Sängerſchule
nz gleich zur Seite ſtehen ſoll.

Möge Ihnen dies vorläufig als Andeutung
nügen. Bedarf es ſchon jetzt näherer Angaben,
wäre etwa feſt zu halten, daß die Muſiker ſich
om 1. April bis 30. Juni (alſo für drei Mo-

nate) im Jahre 1874 engagiren müßten; iſt dieſer Termin ungünſtig, ſo könnte es auch vom 1. Mai bis letzten Juli heißen. —

Große Noth wird es machen, Sie jetzt ſchon bald mit den Partituren der Nibelungen-Stücke zu verſehen; ſie ſind noch „unica“; Schott wollte daran gehen, ſie zu ſtechen, hat aber immer noch damit gezögert. Jetzt liegt das „Rheingold“ und die „Walküre“ bei ihm zum Copiren; auch damit geht es ſo elend vorwärts, daß ich meine(n) Bevollmächtigten, den Herren C. Volz und Batz, welche Sie ja wohl kennen, den Auftrag gegeben habe, die Partituren von Schott ganz hinwegzunehmen, um ſie an mich zurückzuſenden, da ich nun beabſichtige, hier an Ort und Stelle die vollſtändige Copie einzurichten, wozu ich im Herbſt einen hierfür beſonders geſchulten tüchtigen jungen Mann engagirt habe, unter deſſen Anleitung zugleich von guten Schreibern die Partituren ausgeſchrieben werden ſollen. Jedenfalls ſollen Sie noch vor Ende des Jahres die Partituren zur Anſicht, und z. B. die Violinſtimmen zu anhaltenderem Gebrauch erhalten. Außerdem werde ich dafür ſorgen, daß Schott Ihnen die Klavierauszüge zuſtellt. —

Nehmen Sie für heute mit meiner flüchtigen Schreiberei vorlieb! Im Herbſt beginne ich meine Inſpektionsreiſen, und bekomme Sie wohl jedenfalls auch zu einer ordentlichen Unterredung zu ſehen. Für das Erſte bin ich noch durch die letzte Ausarbeitung des letzten Aktes der „Götterdämmerung“ an mein hieſiges Aſyl gebannt. Schön wäre es, Sie ſprächen noch einmal hier vor.

Meine Frau dankt Ihnen für Ihre freundlichen Grüße und erwidert sie, so wie ich mit dem besten Angedenken und den bedeutendsten Hoffnungen verbleibe Ihr

sehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 16. Juli 1872.

21.

An Hermann Levi.

Wertheſter Freund!

Ich bin hier und freue mich zu jeder Stunde Sie bei mir zu ſehen!

Beſtens willkommen!

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Fantaiſie bei Bayreuth.
11. Aug. 1872.
Am Tage vor dem Weltuntergang.

22.

An Reinhard Schäfer, Vorſitzender des Richard Wagner Vereins in München.

Bayreuth, 31. Auguſt 1872.

Sie haben mich neuerdings wieder durch Ihre Nachricht über das kürzlich zum Vortheil meines

Bayreuther Unternehmens von ausgezeichneten Kunstkräften in München veranstaltete Konzert sehr erfreut. Wenn ich Sie bitten muß, allen hierbei beteiligt gewesenen Künstlern meinen besten Dank auszurichten, so möchte ich hierbei noch im Besonderen des k. Hoforchesters gedenken, von welchem Sie mir melden, daß seine so entscheidend wichtige Mitwirkung von den Mitgliedern dieser Körperschaft als eine freie That ihrer Theilnahme an der Unternehmung gern und willig geleistet wurde. Wie Sie, geehrter Herr, vermuthlich durch Ihre Anregung diesen schönen Entschluß des k. Hoforchesters hervorgerufen, glaube ich auch Sie am schicklichsten mit der gewünschten Ausrichtung meines Dankes beauftragen zu dürfen, und ersuche ich Sie, bei dieser erfreulichen Gelegenheit den geehrten Herrn Hofmusikern meinerseits die besondere Versicherung zu geben, daß ich der Zeiten unserer gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit vorzüglich angenehmer Erinnerung eingedenk bin.

In unserm gegenseitigen Verkehr zeigte es sich stets, daß Künstler, sobald es um wahrhafte Leistungen der Kunst sich handelt, stets glücklich sich verständigen können; wofür mir sowohl die noch jetzt berühmt gebliebenen Aufführungen meiner Werke, welche wir damals zu Tage förderten, als auch die gute und freundschaftliche Gesinnung Bürgschaft leistet, welche über alle Wechsel der Umstände und Verhältnisse hin uns vereinigt erhalten hat.

23.

An Heinrich Porges.

Lieber Freund!

Wohl habe ich Ihre erfreuliche Zusage erhalten, und danke Ihnen dafür!

Noch ehe Sie mir schrieben, hatte ich Ihnen für mein Unternehmen ein für die Zukunft allerwichtigstes Amt bestimmt. Ich wollte Sie nämlich dazu berufen, daß Sie allen meinen Proben in derselben Weise, wie Sie es bei der 9ten Symphonie gethan, genau folgten, um alle meine, noch so intimen Bemerkungen in Betreff der Auffassung und Ausführung unseres Werkes, aufzunehmen und aufzuzeichnen, somit eine fixirte Tradition hierfür zu redigiren.

Hierbei möge es bleiben! Wollen Sie mich schon beim rein musikalisch mechanischen Einstudiren der einzelnen Sänger unterstützen, so werden Sie mir willkommen sein. Ich kann in diesem Betreff keine wirklichen Engagements eingehen, und Alles, was Ihnen hierüber durch Zeitungsnotizen zugekommen sein dürfte, ist eitle Prahlerei, die den Prahlenden nicht gut bekommen wird.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 6. Nov. 1872.

## 24.

### An Albert Niemann (Entwurf).

(6. November 1872.)

Wertheſter Genoſſe!

In Ihrem Vorſchlage liegt das Eine ſehr Verführeriſche, daß Sie mir für die Rollen im „Triſtan" die beſte und einzige Beſetzung anbieten, welche mich überhaupt jetzt beſtimmen könnte, mein bisher recht unverſtändig behandeltes Werk gern aufgeführt zu ſehen. Es war längſt mein Wunſch, der Mallinger die Iſolde ſo einſtudiren zu können, wie ich ihr vor 5 Jahren die Elſa einſtudirte. Leider mußte ich jetzt in ihrem Betreff bedenklich werden, da ſie durch den Unfug, welchen ſie mit ihrer Begabung ſeitdem getrieben, mir nicht mehr als unbedingt zuverläſſig gelten kann: doch dürfte ich vielleicht meinen Erfahrungen und beſonderen Fähigkeiten es zutrauen, mich ihrer ganz wieder zu verſichern und ſie auf ihre einſt ſo glücklich betretene Bahn wieder zurückzuleiten.

Sie ſehen aber, daß ich ſchon im Betreff dieſer einen Rolle auf meine eingehende Beteiligung am Studium denken muß. Keinen irgendwo vorhandenen Kapellmeiſter könnte ich dieſes Werk überlaſſen. Es giebt einen einzigen, der wenigſtens das Orcheſter, ſomit das Tempo, richtig zu leiten weiß, — aber nur weil er es unter meiner allergenaueſten Anleitung gelernt hat, die Sänger, und namentlich die Mallinger, ohne meine perſönliche Betheiligung daran, richtig anzuleiten, möchte ich aber ſelbſt Bülow nicht übertragen wiſſen.

Wir gerathen alſo immer wieder auf den alten

nkt, den man so gern umgehen möchte: ich
ß dabei sein können und die Oberleitung über
es haben, wenn ein so durchaus neues Experi-
nt, wie eine Aufführung dieses „Tristan" vor
gehen soll. Daß ich hierbei mich nicht persön-
an das Dirigentenpult stelle, und wie ich es
e diese unmittelbare Beteiligung mache (sobald
einen übrigens nicht unfähigen, und außerdem
freundlich gesinnten Kapellmeister vor mir
e) darüber kann Freund Betz, der mein Ver-
ren bei den Meistersingern genau kennen ge-
nt hat, guten Aufschluß geben. Ich glaube,
ser erforderliche Kapellmeister würde mir in
rlin gegenwärtig nicht fehlen.

Vorausgesetzt nun, daß Ihr Chef gegen diese
ine Beteiligung nichts einzuwenden hätte, müßte
aber immer noch fürchten, bei dieser meiner Mit-
kung auf allerlei Dinge zu stoßen, im Betreff
cher ich im Voraus starke Versicherungen erhalten
en müßte: ein erster Punkt beträfe das Repertoir,
sches für den Gang der Proben rücksichtsvoll be-
hnet sein müßte; ist die Oper für die Szene be-
t, und können wir dann nicht alle Tage wenig-
s kurze d. h. unermüdende Proben (die einzigen
olgreichen) halten, so ist alle Mühe umsonst.

Ein anderer Skrupel ist die von Ihrem Chef
befohlene Reduction des Orchesters auf eine
genügende Anzahl von Saiteninstrumenten, wo-
rch, durch die Aussage aller mir bekannt ge-
rdenen Zeugnisse, der Klang des Orchesters bei
Opernaufführungen ein gemeiner geworden ist.

Sollte ich nun auch nach dieser, wie nach
er Seite hin, durch, seitdem vielleicht einge-

tretene, wohlwollende Dispositionen für mich, ermuthigende Versicherungen erhalten und mich demnach entschließen können, das Studium des Tristan bei Ihnen in der von mir gewohnten Weise in die Hand zu nehmen, so müßte ich von jetzt an bis zur Aufführung, also — wie Sie hoffen — Januar, meinen ständigen Aufenthalt in Berlin nehmen, — und das — kann ich eben gerade dieses Jahr nicht, weil ich die Verpflichtung habe, diesen Winter einzig einer genauen Inkenntnisnahme der Gesangspersonale aller — großer u. kleiner — deutschen Theater zu widmen. Ich verreise in den nächsten Tagen, und — Gott weiß — wo und wie lange überall ich mich herumzutreiben haben werde.

Ich habe nun aber an meine verehrte Gönnerin, die arme, vielgeplagte Frau Minister von Schleinitz einen Vorschlag gelangen lassen, welcher, wenn er angenommen würde, mich bereits für diesen Winter in eine nicht unerfreuliche Berührung mit der Berliner Oper bringen dürfte. Wie überall, so soll auch in Berlin in diesem Winter etwas recht Ersprießliches für mein Bayreuther Unternehmen geschehen: meine Freunde denken an eine große Conzertaufführung, mit welcher ich jedoch nichts zu thun haben will. Dagegen habe ich, falls das Hoftheater in dieser Angelegenheit eine großmüthige Initiative ergreifen wollte, eine Vorstellung des Lohengrin — gänzlich ungestrichen — unter meiner Anleitung, erforderlichen Falles auch unter meiner persönlichen Direction des Orchesters, vorgeschlagen. Hierzu hätte ich mich allerhöchstens vierzehn Tage in Berlin aufzuhalten, und — es wäre zwischen mir und dem

erliner Hoftheater zu einem guten Anfang ge-
mmen, welchem möglicher Weise ein recht guter,
d gegenseitig wohlgeziemender, guter Fortgang
gen könnte . . . . .

25.

n Theodor Reichmann.

Geehrter Herr Reichmann!

Hannover, 6. Dez. 1872.

Zugleich mit Ihrem Briefe erhielt ich günstige
chrichten über Sie. Da ich jetzt keineswegs be-
ts „Engagements" abschließe, sondern mir zu-
chst nur persönliche Kenntnis von den vor-
denen Talenten zu gewinnen suche, wird es
r sehr lieb sein, wenn auch Sie im nächsten
mmer zu einer Ihnen gelegenen Zeit sich in
yreuth einfinden, und so mir Ihre nähere Be-
ntschaft ermöglichen. Ich werde spätestens vom
Juni 1873 an mich wieder unterbrechungslos
t aufhalten.

Mit den herzlichsten Wünschen Ihr ergebener

Richard Wagner.

26.

Eduard Dannreuther.

Bayreuth, 27. Dez. 1872.

Geehrtester Herr und Freund!

Ich erfuhr in Köln, daß der W. Verein in
don nächsten Februar ein großes Konzert für
n Bayreuther Unternehmen zu geben beabsich-
. Die Nothwendigkeit, sehr bald bedeutende Zu-

schüsse für dieses Unternehmen, welches mit nächstem Frühjahre in seine entscheidende Phase tritt, aufzubringen, legt es mir auf, meine persönlichen Anstrengungen, wenngleich sie mich übermäßig erschöpfen, mit in die Wagschale des Gelingens zu legen. Glauben Sie durch meine persönliche Anwesenheit und Mitwirkung der Einnahme des beabsichtigten Konzertes bedeutend zu nützen, und zwar durch außergewöhnlich erhöhte Preise, so stelle ich mich zu Ihrer Verfügung.

Jedoch wiederhole ich, daß diese nur in der sicheren Voraussetzung eines ganz ungewöhnlichen pekuniären Erfolges geschehen kann, da ich sonst meiner sehr nöthigen Schonung willen, jede Aufforderung, an geringeren Orten zu konzertiren, sehr bestimmt ablehnen muß.

Wollen Sie nun die Güte haben, meinen Londoner Freunden mich bestens zu empfehlen, und mit ihnen über meine Proposition zu beraten, deren Erwiderung Sie mir dann hierher zu übermachen gebeten sind.

Mit den besten Grüßen

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

## 27.

### An den Tenoristen Franz Diener.

(Dezember 1872.)

Geehrter Herr!

Es freut mich, daß Sie Vertrauen zu mir gefaßt haben, und demnach in der gewöhnlichen Laufbahn eines heutigen Theater-Tenoristen zu einem Einhalt gelangt sind.

Gern bin ich bereit, mit Ihnen zu studieren, b erwarte Sie hierfür zu jeder Zeit.

In betreff der Lösung Ihres Kölner Engage- nts Ihnen Ratschläge zu erteilen, kann nicht ine Sache sein, da dies in eine praktische Sphäre lt, in welcher ich durchaus nicht erfahren bin b Ihnen meine Bevollmächtigten, die Herren lß und Baß, jedenfalls nützlicheren Rat, als zu erteilen vermögen. Zur Begründung eines trages auf Lösung Ihres Kontraktes mit irgend em Theater, auf welchem Sie sich „ein Re- toir" machen sollen, kann ich Ihnen nur das hverständige Gutachten meinerseits an die Hand en, daß, wenn Sie ein Jahr auf einem sol- n Theater gesungen haben werden, Ihre Stim- derartig gelitten haben wird, daß Sie ferneren folgen als Sänger nicht mehr entgegensehen nen.

Dieses Urteil begründe ich darauf, daß Sie, es eigentlichen Vortrages unkundig, stets nur höchster Anstrengung Ihres Stimmorganes gen und hierbei notwendig in die Ueberbietung er Kräfte verfallen müssen. Den nötigen Vor- g kann sich gegenwärtig kein Sänger durch ße Routine auf unseren Theatern aneignen, dern nur durch ein sehr genaues Studium, ür ich Ihnen anderseits niemand empfehlen n, als etwa den Versuch der Anwendung ner eigenen Erfahrung in diesem Betreff. Wol- Sie diese benutzen, so muß ich Sie zu gleicher aufforbern, einige Zeit über die nötigen Ent- rungen zu ertragen, ohne welche Sie sich nicht erhalten können. So würden Sie Ihr Kölner

Engagement sofort auflösen können, wenn Sie während dieses Jahres kein anderes Engagement annehmen und zwar eben infolge des Ihnen für die Schonung Ihrer Stimme erteilten Rates eines Sachverständigen.

Wollen Sie sich mit vollem Ernste der Kunst weihen — und dies ist die einzige Annahme, in welcher ich mich mit Ihnen beschäftigen kann!*) — so haben Sie zunächst nach nichts zu fragen, als wie Sie Ihre Lehrzeit überdauern können. Die notdürftigen Mittel zu dieser Ausdauer glaube ich Ihnen bieten zu können. Sind Sie dann etwas Rechtes, so wird es Ihnen am Weiteren nicht fehlen.

Mit den besten Grüßen bin ich

Ihr ergebener

Richard Wagner.

## 28.

### An Eduard Dannreuther.

Bayreuth, 9. Jan. 1873.

Geehrtester Herr!

Sie haben aus meinem Telegramm ersehen, daß mir die Einsicht davon aufgekommen ist, daß ich durch meine persönliche Dazwischenkunft nur Ihr Konzert stören, und jedenfalls es nicht zu dem Zwecke, der mir hierbei am Herzen liegt, verwenden können würde.

Indem ich Ihnen nun vor Allem zu einem guten Erfolge Ihrer nächsten Unternehmung Glück wünsche, erkläre ich mich Ihnen anderseits bereit,

*) Die auf Diener gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht.

— etwa in der ersten Hälfte des April d. J. vorzubereitendes großes Konzert persönlich zu ten, sobald Sie aus den Ihnen zugänglichen zeigen die Versicherung gewinnen, daß ich mei- Bayreuther Unternehmung dadurch einen sehr deutenden materiellen Vortheil (dessen es eben arf) zuführen kann. In diesem — einzig an- mbaren Falle — bin ich bereit, dieses Konzert für den Londoner W. Verein gegeben betrach- zu lassen, die aus dem Ertrag zu lösenden tronatsscheine einzig diesem Vereine zur Ver- ung zu stellen, jedoch unter der Bedingung, daß Ertrag selbst sofort an den Verwaltungsrath Bayreuth abgeliefert wird.

Wollen Sie mir nun gütigst mittheilen, ob meiner Ansicht und meinem Vorschlage bei- mmen, und ob es für räthlich erachtet wird, daß zu dem besprochenen Zweck selbst im April nach ndon komme?

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner.

29.

Herman Zumpe.

Bayreuth, den 12. Jan. 73.

Lieber Herr Zumpe!

Uebergeben Sie — allerdings spätestens — nstag früh, sowohl Ihre Copie als das Original Idylls an meinen Diener Georg, welcher nachreisen und mich in Berlin treffen wird. reise plötzlich noch heute nach Dresden ab.

Leben Sie alle wohl, Herr Seidel und Eichel und Sie!

Anfang Februar ſehen wir uns für länger wieder!

Mit herzlichen Grüßen

der Ihrige

Richard Wagner.

Nachſchrift.

Herr Kaſtner*) iſt von mir angewieſen, ſeine Arbeiten ſofort an die Herren abzugeben.

30.

(Ein Zettel ohne Datum.)

Wer in der Nibelungen-Kanzlei**) noch nicht zu ſehr verwöhnt iſt, — dem rathe ich dieſe Cigarren zu rauchen. Feinſchmecker mögen ſich enthalten.

31.

(Ein Zettel ohne Datum.)

Herrn Zumpe!

Bitte wenn möglich! — bis heute Abend oder ſpäteſtens morgen früh 9 Uhr um die Copie des letzten Partiturbogens. — Sonſt iſt nichts.

R. W.

---

*) Emerich Kaſtner aus Wien hatte die nachgeſuchte Entlaſſung aus der „Nibelungen-Kanzlei“ (vergl. Anm. 2) erhalten.

**) „Nibelungen-Kanzlei“ — ſo hieß die Werkſtätte der dem Meiſter helfenden und ſeine Partituren kopierenden jüngeren Muſiker, der ſogenannten „Nibelungen-Kanzliſten“.

32.

An Franz Betz.

Ich denke, verehrteſter Freund, wir kommen jetzt von Redensarten zu Worten und ſehen uns morgen in der Probe, über deren Zeit Sie noch unterrichtet werden ſollen, da durch eine Vormittag-Probe im Dienſte des Kgl. Hoftheaters — wie ich höre — unſere Frühprobe vereitelt wird und demnach wohl auf Nachmittag 2 Uhr verlegt werden muß!

In angenehmſter Erwartung

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Thiergarten-Hotel (Berlin), 2. Febr. 1873.

33.

An Franz Betz.

Lieber Herr Betz!

Als ich übermäßig ermüdet hier ankam, erſuchte ich meinen alten Freund Weitzmann, mit welchem Sie ſelbſt ſchon über das zu gebende Conzert konferirt hatten, in meinem Namen Sie zu erſuchen, bei dieſem mitzuwirken.

Der Formfehler, der hiermit begangen wurde, muß ſehr groß geweſen ſein, da Sie als Schluß Ihrer verwunderten Antwort den Rath ertheilten, man möge ſich „einen Andern ſuchen“.

Ich muß Sie nun wirklich fragen, ob es hier-

bei bleiben ſoll, damit ich in Wahrheit darauf Bedacht nehme, einen Andern zu ſuchen.

In alter Freundſchaft

Ihr ergebener Richard Wagner.

Berlin, 3. Februar 1873.

## 34.

An Hermann Levi.

Geehrter Freund!

Sogleich beantworte ich — wenn auch nur kurz — Ihren freundlichen Brief.

Was Sie mir von München melden, iſt mir ſeit einiger Zeit nicht mehr neu; aber auch aus älteren Zeiten weiß ich, daß ich mit Orcheſter, Perſonale und Publikum in München mich immer gut ſtand, ſo wie mir dieſes — aufrichtig geſagt — noch überall ergangen iſt, wo ich mich perſönlich wirkſam erweiſen konnte. Mit dem Allen hat es aber gerade in München einen Hacken. Die Lokalblätter Münchens bis zum Korreſpondenten der Allg. Zeitung aus den Monaten September und Oktober des Jahres 1869 (erſte Aufführung des Rheingoldes) geben Ihnen genügende Aufklärung, mit wem ich hier zu thun hatte. In Folge ſolcher Erfahrungen, welche nur eine Wiederholung früherer Erfahrungen waren, ſchwört man ſich Etwas, was man hält.

Es iſt mir lieb zu erfahren, daß ſich die Sachen dort gut anlaſſen, und Sie Freude daran haben! Ihre plötzliche ſchließliche Berufung war der Riegel, den man Bülow vorſchob, als dieſer

bezeigte, seine frühere Stellung dort wieder
nehmen: daß man diese Ihnen so annehm-
ie möglich zu machen suchen wird, liegt in
atur des Wunsches, Sie als tüchtigen Mann
halten. Gewisse Dinge waren nun einmal
umzubringen; da läßt man sie denn leben,
giebt sich ein gutes Ansehen dazu. Auf-
freut mich das für meinen erhabenen Wohl-
, gegen welchen ich in der schlimmsten Lage
wenn ich mich — etwa durch einen gar zu
Stand der Dinge verpflichtet fühlen sollte,
nlich in München einzuschreiten, was mir
natürlich nur wieder dieselben schönen Er-
ngen von früher, Zeitungskoth etc. zuziehen
e. Nun geht Alles in dieser Beziehung gut;
ist herrlich, Kindermann genial, u. s. w.
Chor ist wirklich vortrefflich, das Orchester
eschult und dirigirt — was nun mehr? Daß
on alle dem nichts gebrauchen kann, hat seine
besonderen Gründe, welche mit der Tüch-
t und der guten Geneigtheit der Münchener
ler gar nichts gemein haben.

Ich gedenke, mein wertheſter Freund, ver-
lich im Laufe des März, auch München, wo
niges zu besorgen habe, meinen Besuch ab-
tten: dann sehe ich Sie und erwarte an
r Wirksamkeit mich ernstlich zu erfreuen.

Bis dahin gedenke ich auf das Befriedigste
r geehrten Bekanntschaft, und verbleibe mit
besten Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner.

ayreuth, 16. Febr. 1873.

35.

An Karl Klindworth.

Lieber Freund!

Warum Sie nun wiederholt nach Süddeutſchland in meine Nähe gekommen, ja faſt an mir vorbeigereiſt ſind, ohne mich zu beſuchen, mußte mich faſt bedenklich machen. Wie lange bleiben Sie noch in Hall? Wäre es nicht beſſer, Sie beſuchten mich nächſtens einmal? Meine Arbeit geht langſam vorwärts, da ich ungemein behindert bin. Etwa 40 Partitur-Seiten ſind erſt fertig. Ich erwarte einen abermaligen, näheren Beſcheid auf meine obigen Fragen, und werde es mit der Zuſendung dann darnach halten.

Mit den beſten Grüßen von mir und meiner Frau

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth, 7. Juni 1873.

36.

An Karl Klindworth.

Lieber Freund!

Sind Sie dieſen Sommer in Moskau und haben Sie Luſt den Klavierauszug der Götterdämmerung auszuarbeiten, ſo ſchicke ich Ihnen Heftweiſe die Partitur, welche ich jetzt fortgeſetzt

ir Sie niederſchreibe, zu, und Sie ſchicken mir da-
egen ebenſo den Klavierauszug zurück.

Alſo: ein Wort!

Und wie geht es Ihnen ſonſt?

Herzlichſten Gruß von

Ihrem

Richard Wagner.

Bayreuth, 12. Juni 1873.

37.

n Karl Klindworth.

Lieber Klindworth!

Ich kann Ihnen bedeutendes Manuſkript zu-
icken. Iſt es Ihnen jetzt noch nütze? Gehen
ie 1ten Auguſt in die „Berge", werden Sie dann
beiten? Zu einem Beſuche bei mir zwinge ich
ie nicht, zumal da Sie annehmen, ich würde
mer von Beſuchen überlaufen, (wobei Sie mich
hrſcheinlich mit Liſzt verwechſeln?) Nächſten
amſtag (Sonnabend) wird hier allerdings das
ach auf das Theater geſetzt, wobei ich ein kleines
iteres Feſt im Sinne habe, — jedoch auch dieß
ne Beſuche, welche überhaupt nicht bei mir vor-
mmen. — Alſo: ſoll ich noch Manuſkript ab-
ben?

Mit den beſten Grüßen

Ihr

R. Wagner.

Bayreuth, 22. Juli 1873.

38.

An Karl Klindworth.

(Undatiert.)

Lieber Freund!

Morgen gehen die letzten Bogen der Götterdämmerung an die bekannte Adresse des H. Jürgenson für Sie ab! Wünsche guten Empfang und glückliche Zurücksendung. Die letzten Arbeiten haben mich sehr ermüdet. Sehen Sie, wie Sie es anfangen von 1874 an zu uns überzusiedeln: Sie sind ganz und gar Der, den wir uns wünschen! —

Herzlichsten Gruß von

Ihrem

R. W.

Die Sendung des vorletzten Bogen ist doch richtig eingetroffen? ? ?

Oh, Moskau!
Oh, Beyrouth! ! !

39.

An Karl Klindworth.

Liebster Klindworth!

Nun möchte ich gern bald einmal etwas von Ihnen sehen! — Haben Sie die zweite Sendung (bis p. 100 u. m. so viel) erhalten? Lassen Sie doch hören! Eher konnte ich nicht viel schicken: ich war immer furchtbar abgehalten. Jetzt aber

ſoll mich nichts mehr ſtören, ich arbeite täglich. Thun Sie das auch!

Herzlichſte Grüße von uns Beiden!

Ihr alt ergebener

Rich. Wagner.

Bayreuth, 1. Dez. (1873).

40.

An Karl Klindworth.

Lieber Freund!

Erfreuen Sie mich doch recht bald wieder durch eine Zuſendung, die erſte war doch gar zu dünn um dem Verleger zu imponiren! Warten Sie nicht ab bis Sie den ganzen Akt fertig haben! —

Ich arbeite vor, bin aber jetzt wieder ſehr geſtört geweſen. Meine große Sache macht mir gräuliche [grämliche?] Noth: Gott weiß, wenn ich ſie zu Stande bringe! —

Herzlich grüße ich Sie, wie, ebenſo meine Frau dieß thut!

Bleiben Sie gut

Ihrem ergebenen

Rich. Wagner.

Bayreuth, 27. Jan. 1874.

---

Vergeſſen Sie doch auch nie mir den richtigen Empfang einer Sendung anzuzeigen. Den Schluß des I. Aktes haben Sie doch erhalten?

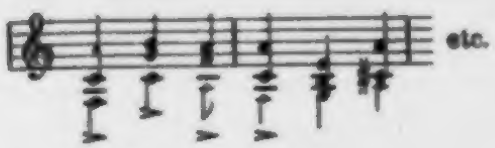
41.

An Karl Klindworth.

Mein lieber Klindworth!

Ich ſchicke ſoeben Ihr neues Manuſkript vom Klavierauszug nach Mainz ab. Es fiel mir diesmal ſchwer, es ſo hinzugeben: als ich es in meiner — allerdings höchſt unbehilflichen Weiſe — durchging, kam mir die auf mir laſtende, ſo niederdrückende Beſchwerlichkeit meines Lebens recht zum Bewußtſein. Da ſitzen Sie nun in Moskau, und ich hier, abgeſchnitten von allen Organen meines künſtleriſchen Daſeins! Wie ungemein wenige Menſchen habe ich im Leben überhaupt nur gefunden, von denen ich ſagen könnte, daß ich mit ihnen mich verſtehen und gemeinſam hätte arbeiten mögen! Und wie getrennt bin ich von dieſen! —

So jetzt nun bei dieſer monſtröſen Arbeit eines Klavierauszuges einer ſolchen Partitur! Wie hätten wir uns da von Seite zu Seite zu verſtändigen, um das Richtige herauszubringen! Das iſt nun nicht möglich. Dafür quälen wir uns nun Beide. Ich ließ endlich Alles, wie Sie es herausgebracht hatten; nur einmal wagte ich zu intervenieren. So weit nämlich meine Kenntniß der Klaviertechnik reicht, muß ich es für unmöglich halten, in der linken Hand die Unterſtimme (in der Zwiſchenmuſik zum 1 Akt) mit:



ſo zu markiren, daß ſie als Hauptthema hervortreten könnte. Ich gab daher dem Stecher, um das Richtige wenigſtens für das Auge zu bezeichnen, auf, die Oberſtimmen mit kleinen Noten zu geben, — damit ſie geradesweges ausgelaſſen werden können. —

Ach Gott! Es iſt bei ſo verzweifelten Dingen wenig zu ſagen. Wie ſoll man's machen? Immerhin glaube ich doch, wir ſind genöthigt,

1., nicht zu viel Kunſt an die Arpeggien und Figurationen zu verſchwenden, dagegen

2., die Hauptſtimme, nöthigenfalls ſelbſt auf Koſten der harmoniſchen Mittelſtimmen, herauszuheben, und, wo dies dem Verſtändnis zu ſehr ſchadet,

3., lieber ein Zwiſchen-Syſtem mit kleinen Noten (wie Sie es ja auch ſchon gethan haben) in Gebrauch zu nehmen.

Faſt kein Menſch ſpielt doch ſolch einen Klavierauszug, ſo wie Sie es ſich gedacht haben; lieber alſo gleich nur für den gebildeteren Muſiker beſorgt ſein, und dieſem wenigſtens das Verſtändnis erleichtern, welches dann ganz und gar erſchwert wird, wenn die Partitur ganz in Klaviersatz wiedergegeben ſein ſoll (wie z. B. in Bülow's Arrangement des Triſtan), — denn, wie ungeheuer Wenige können es endlich — ſelbſt nach großer Vorübung — ſpielen. Alſo: lieber gleich nur Andeutung, während jetzt der gewöhnliche Klavierſpieler doch nur durchkommt, wenn er über die Hälfte der Noten ausläßt. —

Bald erhalten Sie wieder Manuſkript. Bei

mir war jetzt Alles schwer. Nun aber ist eine gute Wendung eingetreten. Alles wird sich machen.

Mit herzlichen Grüßen Ihr
ergebener
Rich. Wagner.

Bayreuth, 14. Febr. 1874.

42.

An Karl Hill.

Geehrter Herr!

Ich war im Begriff Ihnen heute im Betreff der Angelegenheit der von mir beabsichtigten Bühnenfestspiele zu schreiben, als Ihr, seltsamer Weise hiermit zusammentreffender Brief mich zunächst zu einer Beantwortung veranlaßt, welche, weil sie mir leid, mir erspart worden wäre, wenn Sie mein seit sechs Jahren bestehendes Verhältniß zu dem Münchener Theater kennten. Ich kann nämlich um so weniger irgend einen Einfluß auf dieses Theater ausüben, als ich seit der genannten Zeit mich jeder Beziehung zu ihm zu enthalten guten Grund hatte. Wie weit diese Entfremdung geht, muß Ihnen daraus klar werden, daß ich — weil der König dies befiehlt — meine Werke dort aufführen lasse, ohne daß ich weder das dortige Theater noch auch München mit einem Fuß betrete. Daß ich unter solchen Umständen auch jeder Empfehlung mich enthalten muß, dürfen Sie wohl begreiflich finden. Aus der Art wie die Münchner Intendanz sich bereits gegen Sie benommen hat, möge Ihnen

außerdem klar werden, mit welchen Leuten und Verhältniſſen Sie dort zu thun haben würden. —

Hiergegen bin ich in meiner großen Angelegenheit nun ſo weit, daß ich auch die weitere Aufführung ernſtlich vorzubereiten habe! Ich richte daher meine Einladung an Sie, im Laufe des bevorſtehenden Sommers, und zwar zu einer Ihnen am gelegenſten dünkenden Zeit, mir einen Beſuch von acht Tagen in Bayreuth zu ſchenken, um Sie nicht nur mit der von mir Ihnen beſtimmten Aufgabe genau bekannt zu machen, ſondern auch alle weiteren Abmachungen im Betreff der Feſtaufführungen und Ihrer Mitwirkung hierbei zu verabreden u. feſtzuſetzen.

Ihr Talent hat mich durch Ihre Darſtellung des „fliegenden Holländers", welcher ich beiwohnte, im höchſten Grade für Sie eingenommen, und ich bezeuge Ihnen, daß ich auch in meinem viertheiligen großen Werke keine Aufgabe erſehe, von der ich nicht überzeugt wäre, daß Sie ſie vortrefflich löſen würden. Ich habe Ihnen aber die in jedem Betreff ſchwierigſte Rolle, für deren glückliche Beſetzung ich zuvor die allergrößte Sorge trug, nämlich die des von dämoniſch leidenſchaftlicher Tragik erfüllten Alberich beſtimmt. Kaum möchte ich, daß Sie mit dieſer durch drei Stücke (das Rheingold, Siegfried und Götterdämmerung) gehenden Parthie ſich im Voraus bekannt zu machen ſich bemühten, weil ich es vorziehen muß, dieſe erſte Bekanntſchaft Ihnen durch mich ſelbſt zu verſchaffen, da nur ich hierzu mich für befähigt erachten kann. Doch wünſche ich, daß Sie die Dichtung zuvor ſich genauer aneigneten; ſteht Ihnen

kein Exemplar davon zur Verfügung, ſo bitte ich Sie um eine Benachrichtigung hiervon, damit ich ein ſolches Ihnen ſogleich zukommen laſſe.

Jedenfalls erſuche ich Sie um eine recht baldige Mitteilung der von mir erbetenen Zuſage, zunächſt eines achttägigen Beſuches zu Ihnen gelegener Zeit dieſes Jahres in Bayreuth, und benutze dieſe Veranlaſſung Sie der wahrhaften Hochachtung zu verſichern, mit welcher ich bin

Ihr ſehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 8. März 1874.

## 43.

### An Eugen Gura.

Geehrteſter Herr!

Mit Bezug auf Ihre, bei meinem vorjährigen Aufenthalte in Leipzig, auf das Geneigteſte mündlich mir erklärte Bereitwilligkeit zur Mitwirkung bei den von mir beabſichtigten Bühnenfeſtſpielen in Bayreuth, erſuche ich Sie nun ergebenſt um einen mehrtägigen Beſuch im Laufe dieſes Sommers, um mir dadurch Gelegenheit zu geben, Sie mit den Ihrem ſchönen Talente hierbei von mir geſtellten Aufgaben genauer bekannt zu machen, ſo wie alles Weitere, die ferneren Proben und die Aufführungen Betreffende, zu beſprechen und feſtzuſetzen.

Den Zeitpunkt Ihres geehrten Beſuches wol-

n Sie ganz nach Ihrer Bequemlichkeit beſtim-
en; nur muß ich Sie eben nach Bayreuth her-
mühen, da ich den Ort nicht verlaſſen kann,
ach welchem ich die übrigen geehrten Künſtler,
e ich um dieſelbe Zuſage ihres Beſuches angehe,
nter den gleichen Freiſtellungen beſcheiden muß.

In der Hoffnung auf eine geneigte Antwort
nd freundliche Gewährung meiner Bitte, begrüße
) Sie hochachtungsvoll und verbleibe

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

Bayreuth 8. März 1874.

## 44.

n Louiſe Jaïde.

Geehrteſte Frau!

Ich bin ſo weit, daß ich Sie jetzt erſuchen
nn, mir einen längeren Beſuch in Bayreuth zu
enken, um mir dadurch Gelegenheit zu verſchaf-
n, Sie näher mit der großen Aufgabe bekannt
machen, welche ich durch Ihre ſchöne Begabung
löſt wünſche.

Kommen Sie, wann Sie wollen und es Ihnen
legen iſt; ich erwarte im Laufe dieſes Sommers
ähnlichen Beſuchen alle übrigen von mir ge-
ählten Künſtler.

Mit vorzüglichſter Hochachtung

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

Bayreuth, 8. März 1874.

45.

**An Karl Klindworth.**

Lieber Freund!

Heute geht (unter der direkten Adreſſe des Jürgenſon) die erſte Hälfte der Partitur des zweiten Aktes (bis 218) an Sie ab. Möge ſich nun mit dem Eintritte des Frühjahres auch etwas mehr Muße für dieſe Arbeit bei Ihnen einfinden; ich ſelbſt gedenke jetzt ſcharf dabei zu bleiben. Das baldige Erſcheinen dieſes Klavierauszuges iſt auch in ſo fern von großer Wichtigkeit, als ebenfalls hiervon das Datum der Aufführungen mit abhängt. Noch iſt es nämlich nicht unmöglich, daß dieſe im nächſten Jahre zu Stande kommen. Verzeihen Sie wenn ich Ihnen hierüber nur flüchtig Mittheilung mache: ich bin zu übermäßig beſchäftigt. Aber behalten Sie mich lieb, und laſſen Sie bald Gutes von ſich hören und ſehen.

Mit unſren herzlichſten Grüßen

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth 24. März 1874.

46.

**An Franz Betz.**

Lieber Herr Betz!

Ich danke Ihnen noch ſehr für Ihren letzten Brief und teile Ihnen nun mit, daß durch die definitive Erklärung des Herrn Brandt, für das nächſte Jahr mit der Bühneneinrichtung nicht fertig werden zu können, die Aufführungen nun

feſt für das Jahr 1876 beſtimmt werden muß-
ten. Demnach bleibt die Dispoſition ſo, wie ich
Ihnen zuerſt mitteilte, demnach ich auch annehme,
wir werden 1876 mit drei Monaten für Gene-
ralproben und Vorſtellungen auskommen, ſofern
wir nämlich 1875 ſechs bis acht Wochen auf die
Vorproben verwenden können. In dieſem Sommer
erwarte ich Sie demnach nur — nach Ihrer Be-
quemlichkeit — zu dem erſten Durchgehen der Partie
am Klavier, d. h. zur Grundlegung des Studiums.

Herzlich bitte ich unſern Freund Niemann,
die ganz gleichen Mitteilungen meinerſeits, auch
als ihm gemacht betrachten zu wollen! — Be-
raten Sie doch auch mit unſerm Freunde gemein-
ſchaftlich darüber, ob Sie mir aus dem Kreiſe der
Ihnen bekannten Sängerinnen eine tüchtige Dar-
ſtellerin — etwa für Fricka — vorſchlagen könn-
ten. Ich bin, was die Frauen anbetrifft, erſt noch
im herumtappen begriffen und nach keiner Seite
hin ſo recht entſchieden. —

Ihnen im beſonderen, lieber Herr Betz, bin ich
noch zu herzlichen Danke verbunden für die Opfer,
welche auch Sie — wie es ſcheint, nicht ohne
Schwierigkeit — meinem Unternehmen zu bringen
ſich bereit erklären, für gutes Unterkommen,
Ihrem Wunſche gemäß, ſoll jedenfalls geſorgt wer-
den, und es werden hier wohl die Umſtände ein-
treten, wo meinen Patronen etwas wie Entſchä-
digung zugemutet werden kann. —

Meine letzte ſcherzhafte Wendung, nicht
„Opern-Philiſter" zu werden, bezog ſich einzig
auf die eigentümlichen Zweifel an Ihrer künſtle-
riſchen Begabung, welche Sie mir wiederholt be-

reits vorgebracht haben. Daß Sie sich z. B. das „Dämonische“ nicht zutrauen, gehört hierher: denken Sie, es gebe ein Fach für „dämonische“? Ich bin, nach meinen so glücklichen Erfahrungen von Ihnen, ganz sicher, daß, könnte ich einmal den „Fliegenden Holländer“ so mit Ihnen durchgehen, wie damals den Sachs, Sie bald gar nicht mehr an das „Dämonische“ denken, sondern einfach das Richtige, Tiefergreifende treffen und leisten würden. Ich habe Ihrem „Tetramund“ assistiert und weiß, was ich von Ihnen habe. Dann aber auch machen Sie sich Skrupel über tiefe Noten? Das ist nun eben „Opern-Philisterei“. Kann es einem vernünftigen Dramatiker je darauf ankommen, seine Sänger durch tiefe d's und h's u. s. w. brillieren zu lassen? Die tiefen Töne wende ich in ganz anderem Sinne an, als etwa nur durch recht bärbeißige Kraft wirken zu lassen. Darum — nur keine Sorge! — Alles wird sich machen! — Grüßen Sie Freund Niemann, welcher nun den nächsten Brief von mir bekommt, und seien Sie versichert der aufrichtigen Freundschaft

Ihres ergebenen
Richard Wagner.

Bayreuth, 2. April 1874.

47.

An den Hofkapellmeister Alois Schmitt in Schwerin.

Hochgeehrter Freund!

Vor einigen Wochen bereits schrieb ich an Herrn Hill, mit einer Aufforderung zur Mit-

bei den von mir beabsichtigten Festaus-
en in Bayreuth, sowie mit der Bitte schon
e dieses Sommers zu einer ihm gelegenen
h auf etwa 8 Tage in Bayreuth zu be-
um sich durch mich mit der schwierigen
für deren Lösung ich gerade ihn als
**befähigt betrachte**, näher bekannt zu
Ich bedaure nun sehr, bis jetzt keinerlei
von ihm erhalten zu haben, und es wür-
geehrtester Freund, mich sehr verbinden,
ie hierüber mit Herrn Hill Rücksprache
und wo möglich ihn zu einer günstigen
g an mich veranlassen wollten.
r habe ich aber auch erfahren, daß Frl.
i, die angenehme junge Sängerin, welche
m Jahre als „Senta" mich so hoffnungs-
ihre fernere Entwickelung stimmte, jüngst
Ihnen verehelicht hat, wozu ich beiden
hiemit nicht nur herzlich gratuliere, son-
raus ich sogleich auch den Vortheil ziehe,
die jedenfalls erfolgreichste Vermittelung
n, wenn ich es Ihnen übergebe, auch diese
ame für mein Unternehmen anzuwerben.
sie damals als meine Tischnachbarin
nkett, ob sie viel Courage hätte, was sie
jahte. Es wäre mir nun lieb, wenn
bewährte, und wenn ihr Herr Gemahl
— hierauf hin — sich entschließen könnte,
r jungen Frau uns im Laufe dieses Som-
nfalls auf einige nicht zu knapp zugemes-
e in Bayreuth zu besuchen, wo dann alles
namentlich auch die Aufgaben, welche ich die
ten für sie hielte, bestimmt werden sollten.

Verzeihen Sie mir die Belästigungen, die ich Ihnen durch diese Zeilen zuführe. Gern wende ich mich aber mit Bitten an Sie, da ich den angenehmen Erinnerungen an meinen letzten Schweriner Aufenthalt die Gewähr dafür entnehme, daß Sie meine Bitten nicht minder freundlich als damals meine Person aufnehmen werden. Somit ersuche ich Sie nun auch, Ihrem hochgeehrten Herrn Intendanten, Freiherrn v. Wolzogen, mich auf das Günstigste zu empfehlen und sage Ihnen für alles Angenehme meinen nachträglichen, sowie für alles Zukünftige meinen vorangehenden besten Dank. Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 3. April 1874.

## 48.

### An Karl Klindworth.

Lieber Freund!

Soeben habe ich meine, durch den Umzug und die Einrichtung des neuen Hauses jämmerlich unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen. Anderen großen Unterbrechungen sehe ich noch entgegen, — und wie sehnlich wünschte ich doch diese letzte Arbeit an dem ausschweifenden Werke beendigt zu sehen! — Sie kommen diesen Sommer zu uns? Das ist schön! Jetzt melden Sie mir noch schnell, wie lange Sie noch in Moskau arbeitbereit sind, damit ich weiß, ob es sich noch

ühe verlohnt, Ihnen etwas dorthin zu
Sechs Bogen liegen jetzt bereit; Ende
nnte ich Ihnen im Ganzen wohl gegen
gen ſchicken.
ll ich's? —
rzlich grüßt Sie

Ihr alter Freund

Richard Wagner.

euth 17. Mai 1874.

49.

rl Klindworth.

Lieber Freund!

ꝛ erhalte ſoeben Ihren Brief, und beeile
allernächſt nur Ihnen anzuzeigen, daß
2ten Akte noch nichts von Ihnen zurück
ſonſt erhalten habe. —
rtitur für Tyrol erhalten Sie ſogleich:
e Depeſche am Tage — oder vor dem
hrer Ankunft daſelbſt. —
ꝛ hoffe jetzt — trotz Allem — die Vor-
an der Partitur ununterbrochen fortar-
u können.
e kommen doch zu uns? Und ſteigen bei
? —
rzlichſt grüßend

Ihr R. Wagner.

eu: 30 Mai 1874.

50.

An Amalie Materna.

Hochgeehrte Frau!

Ich bedauere, nicht sofort nach Leipzig kommen zu können um Sie dort zu hören, da ich jetzt unmöglich einen Tag hier abkommen kann. Desto dankbarer bin ich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit mich hier zu besuchen, wenngleich ich wiederum zu bedauern habe, daß Ihre Engagements Ihnen nur einen so kurzen Aufenthalt gestatten. Sollte ich annehmen dürfen, daß es Ihnen bei Ihrer Rückkehr aus London möglich wäre, mir — und meinem Unternehmen, einen längeren Aufenthalt in Bayreuth zuzuwenden, so möchte ich einen späteren Besuch fast vorziehen.

Wie dem nun aber auch sei, so mögen Sie versichert sein, daß Ihre freundliche Zusage mir außerordentlich wertvoll ist, und ich Herrn Scaria zu großem Danke verpflichtet bin, daß er durch seine eifrigen Mittheilungen meiner Wünsche mir die Teilnahme einer so bedeutenden Künstlerin zugewendet.

Für alle Fälle die Erfüllung Ihrer gütigen Zusage durch einen Besuch in Bayreuth mit größter Dankbarkeit erwartend, zeichne ich mit größter Hochschätzung als

Ihren ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 9. Juni 1874.

51.

en Hoflapellmeiſter Alois Schmitt in
werin.

Geehrteſter Freund!

ch bitte Sie — da Sie einmal ſo freundlich
mich ſind — mir die vorzüglichſten Mu-
Ihres Orcheſters zu bezeichnen.
a ich für die Bildung meines großen Or-
s namentlich auf die Orcheſter der verſchie-
Hoftheater rechne, welche im Sommer wäh-
reier Monate ſchließen, ſo begreifen Sie,
e ausgezeichnete großherzogliche Hoflapelle
chwerin mir beſonders nahe am Herzen
Daß ich nur die ausgezeichnetſten Kräfte
ben darf, habe ich nicht zu verſichern.
ielleicht iſt meine Werbung um Ihre liebe
für die Proben des nächſten Jahres glück-

erzeihen Sie meine Kürze Ihrem
überbeſchäftigten
ſehr ergebenen
Richard Wagner.
reuth, 11. Juni 1874.

52.

arl Klindworth.

Lieber Freund!

ieber hat ſich von der Moskauer Sendung
chts verlauten laſſen! — Es iſt ein Elend,
r ſo weit getrennt leben! —

Sie müssen wissen, daß Ihr Besuch mir zu jeder Zeit willkommen ist. Bis Ende Juli ist Richter bei mir: wollten Sie dann kommen, so würde Ihr Besuch vielleicht praktisch am ersprießlichsten sein, weil Sie dann eine Zeit wirksam für ihn eintreten könnten: doch soll dieß keine Bestellung sein! —

Ende dieses Monates hoffe ich Ihnen den zweiten Akt voll schicken zu können! —

Herzlichsten Gruß Ihres ergebenen

Rich. Wagner.

Bayreuth, 20. Juni 1874.

53.

An den Sänger Knapp.

Geehrter Herr Knapp!

Bestens danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen, und dies umsomehr, als ich mich Ihrer zukünftigen Mitwirkung bei meinen großen Aufführungen gerne versichert weiß.

Es fällt mir in diesem Augenblick noch sehr schwer, ganz bestimmte Besetzungen der Parthien vorzunehmen: doch bitte ich Sie jedenfalls — außer dem Donner im Rheingold — sich mit dem Gunther in der „Götterdämmerung" vertraut zu machen, davon ich Ihnen den Klavier-Auszug allerdings erst am Ende dieses Jahres zustellen kann. Wollten Sie auch den Alberich (Rheingold u. Siegfried) sich genau ansehen, so wäre mir dies sehr lieb. —

Jedenfalls rechne ich auf Ihre Mitwirkung, d bitte ich Sie jedes hierbei gebrachte Opfer zur tschädigung empfohlen zu betrachten.

Im Laufe des Winters erlaube ich mir Sie n Allem genauer zu unterrichten.

Hochachtungsvoll grüßt Sie

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 21. Juli 1874.

54.

n Richard Fricke.

Geehrteſter Herr!

(24. Aug.) Durch Herrn Baron von Nor- nn von meinem Wunſche in Ihrem Betreff eits unterrichtet, werden Sie vielleicht jetzt durch ine hiermit an Sie ergehende Bitte nicht eigent- überraſcht ſein. Ich erſuche Sie nämlich, ald Ihnen dies möglich ſein ſollte, um Ihre genwart in Bayreuth, und zwar in der aller- hſten Zeit.

(27. Aug.) Mit dem Anfang der obigen len war ich ſoeben im Begriff Ihnen zu ſchrei- , als die plötzliche Ankunft des Herrn Brandt Bayreuth, mit welchem zu einer gemeinſchaft- en Conferenz ich Sie eben einladen wollte, kurze telegraphiſche Anfrage einzig nöthig hte.

Da Sie nun sofort nicht kommen konnten, Herr Brandt auch am 5. Sept. nicht mehr hier sein kann und bereits gestern Bayreuth wieder verlassen mußte, so hatte ich für das Nächste die Conferenz aufgegeben, wogegen ich Sie nun bitten werde, vom 1. Juli bis Ende August nächsten Jahres (1875) mir Ihre Mitwirkung zu schenken.

Es handelt sich bei dieser von mir Ihnen zugetheilten Mitwirkung in erster Linie um einen vollständigst ausgearbeiteten Plan für die choreographische Ausführung der ersten Szene im „Rheingold", davon Ihnen ein Einblick in den Klavierauszug ein Bild der Evolutionen entwerfen lassen wird, welche einerseits nur durch die sinnreichste Maschinerie meines Freundes Brandt ermöglicht, andererseits aber durch entsprechende choreographische Anleitung ausgeführt werden können. Des weiteren werde ich mir dann für alle sonstigen in Ihr Gebiet fallenden Ausführungen Ihre von mir sehr geschätzte Assistenz erbitten.

Ich muß nun hoffen, daß wir in der angegebenen Zeit volle Muße haben werden, über alles Nöthige uns zu verständigen, so daß dann im Juni und Juli 1876 die den Aufführungen unmittelbar vorangehenden Generalproben zum ungestörten Verlauf gelangen.

Einer freundlichen Aufnahme meiner Bitte und Einladung gewärtig, verbleibe ich mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster

Richard Wagner.

Bayreuth 24. u. 27. Aug. 1874.

55.

An Hermann Levi.

Aber, verehrteſter Freund, ich konnte mich a doch nur an die Orcheſter derjenigen Hoftheater venden, welche die 3 Sommermonate (Juni, Juli und Auguſt) über ſchließen? Denn dieſe 3 Monate muß ich ungeſtört und voll mein Orcheſter uſammenhaben. Leider habe ich nur 5 ſolcher Orcheſter herausbekommen; ſelbſt Mannheim z. B. ann mir nicht dienen. Dieß ſomit der einfache Grund, weßhalb ich auch München unbeachtet aſſen mußte, da ich weiß, daß Sie dort gar nicht, oder nur ſehr kurze Zeit ſchließen.

Können Sie für die rechte Zeit mir eine Anzahl tüchtiger Muſiker dann frei machen, wer wird Ihnen dafür dankbarer ſein als ich? Ich habe ja gegen die Münchener Künſtler und hr Publikum gar nichts!

Eine hübſche Preſſe haben Sie dort, — das ſt wahr. Gott behüte: da herrſcht das reine Paradies!

Doch, genug des Scherzes!

Wollen Sie gütigſt ſich überlegen, wie viele und welche Muſiker Sie mir losmachen könnten, o würde ich Ihnen ſehr dankbar ſein. Ich brauche ie zur erſten Leſung aller Stücke für den Monat Auguſt 1875, dann aber, wie geſagt, für die vollen Juni, Juli und Auguſt 1876.

Mit den beſten Grüßen

Hochachtungsvollſt ergeben

Richard Wagner.

Bayreuth 28. Aug. 1874.

56.

An Franz Betz.

Wertheſter Freund,

Was iſt an dem Baſſiſten Krolop (Gemahl der Frau Boggenhuber), welcher ſich uns als Baß anbietet? (Faſner?) Er beruft ſich auf Niemann; dieſer iſt aber wohl auf der Jagd? —

Vergeſſen Sie nicht meine Holländer-Tantiemen in Erinnerung zu bringen — Sie wiſſen, „die Rechnungen.“ —

Hoffentlich geht es Ihnen gut und Bayreuth iſt Ihnen nicht ſchlecht bekommen? Ich bin leider immer noch in der Erwartung von Sänger-Beſuchen, und wir Beide hätten ſo gerne den Herrn „Ingenieur“ unter dieſen noch einmal bewillkommt. Nun, im nächſten Jahre! —

Herzlichſten Gruß von

Ihrem ganz ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 8. Sept. 1874.

57.

An Karl Klindworth.

Lieber guter Freund!

Jetzt vor Allem nur eine Benachrichtigung, ob Sie in Moskau zurückgekehrt und bereit ſind, neues Manuſkript von mir zu empfangen und zu verarbeiten; ich ſchicke Ihnen dann ſogleich die gute Hälfte des dritten Aktes, an welchem

h erſt ſeit ſehr Kurzem wieder etwas andauern-
er arbeiten kann.

Das Paket iſt nun aus Bayreuth ange-
mmen, koſtet 5. fl. und hatte die beifolgend
n Sie zurückgelangende Adreſſe „Bayreuth"
hne Deutſchland oder Bayern; woher das
nglück?

Seien Sie von uns Allen herzlich gegrüßt,
nd kommen Sie recht bald wieder, da wir Sie
le ſehr lieb haben!

Ihr

Richard Wagner

Bayreuth 23. Sept. 1874.

58.

n Amalie Materna.

Hochgeehrte Frau und Freundin!

Ihr werthes Schreiben hat mich ſehr gefreut:
nn ich ſaumſelig im Schreiben bin, ſo halten
e mir das um meiner übermäßigen Beſchäfti-
ng willen zu Gute! Daß Sie in „Brünnhilde"
ißig ſind, ſei tüchtig von mir belobt. Ich ſelbſt
enke im Laufe des Winters mit Ihnen in
ien ſelbſt ein wenig zu ſtudieren: ſollte ich
ht abkommen können, ſo kommt ein Anderer für
ch.

Eine Hauptbitte habe ich; es iſt dieſelbe,
welcher wir hier von Ihnen Abſchied nahmen:
„Laſſen Sie ſich durch das Winter-Reper-

toir nicht zu sehr abhetzen; machen Sie es sich leicht, und erhalten Sie Ihre kostbaren Gesangskräfte unermüdet.“ —

Deßhalb, unter Anderem, bin ich auch gegen den Tristan in Wien; es ist unnöthig, daß Sie gerade in diesem Winter neben dem Studium der ungeheuren Brünnhilde sich auch noch mit der so sehr angreifende Isolde abmühen. Jedenfalls kann aber auch, ehe nicht ein ganz anderes Verhältniß der k. k. Hof-Intendanz als das bisherige gegen mich eintritt, von der Uebergabe irgend eines Werkes von mir an die Wiener Hofoper gar nicht die Rede sein.

Unser Freund Scaria kennt in dieser Hinsicht meinen Entschluß und weiß, mit welch hohem Schwur ich diesen Entschluß bekräftigt habe.

Also — bleiben Sie mir gut — bringen Sie in der Brünnhilde immer weiter vor, zu Neujahr soll auch der ganze Klavierauszug der „Götterdämmerung“ in Ihren Händen sein.

Haben Sie noch nachträglich Dank für Ihren kostbaren Besuch in Bayreuth und für die hohe Befriedigung, welche Sie mir durch das Bekanntwerden mit Ihrem großen Talente gewährten.

Seien Sie von meiner Frau auf das Herzlichste gegrüßt, und empfehlen Sie wiederum mich Ihrem vortrefflichen Herrn Gemahl!

Mit größter Ergebenheit

Bayreuth, 2. Oktober 1874.

der Ihrige

Richard Wagner.

59.

n Franz Betz.

Teuerſter Freund,

Soeben erhalte ich meine letzte Quartal-
rechnung von der Kgl. Theater-Hauptkaſſa und
rmiſſe zu meinem großen Leidweſen den ver-
ſſten Erfolg einer von Ihnen mir verſprochenen
ahnung an Herrn v. Hülſen in Betreff rück-
ndiger Tantiemen für „Fliegenden Holländer".
ollen Sie mir hierüber freundſchaftlichſt eine
ittheilung machen? —

Im November werde ich nun für die Füh-
ng meiner Geſchäfte frei und gedenke Ihnen
d Freund Niemann dann baldigſt einen Über-
ick der Beſetzung unſerer Rollen geben zu
nnen. Allerdings werde ich zuvor einige per-
nliche Nachſuchungen vornehmen müſſen.

„Bullrich" und „Lottum" umgeben mich
nks und rechts, ſo daß ich oft in Gefahr bin,
ide für den Gebrauch zu verwechſeln. Melden
ie dies dem freundlichen Spender.

Alſo: bald viel! Von Herzen grüßt Sie

Ihr ſehr ergebener

Richard Wagner.

Komponiſt und Theaterdirektor.

Bayreuth, 18. Oktober 1874.

60.

**An Franz Betz.**

Verehrteſter Freund und Genoſſe!

Es thut mir herzlich leid, daß ich Ihnen vorigen Monat eine Ueberraſchung für mich verdorben habe. Aber ſeitdem Sie mir nun dieſe Ueberraſchung in Ausſicht geſtellt haben, leide ich an Mangel daran: keine Uberraſchung kommt und meine armen Holländer-Einnahmen, trotzdem ich ſie vor allem Ihnen zu verdanken haben werde, ſcheinen noch in den geheimen Archiven der Kgl. Intendanz (Gott ſei bei uns!) verſchloſſen zu ruhen. Dies zur Notiz.

Eine weitere Notiz ſoll Ihnen aber beſagen, daß ich mit meiner Götterdämmerungs-Partitur, (was Ihnen zwar ganz gleichgiltig ſein wird, weil Sie darin nur noch als verdämmernder Gott vorkommen!), daß ich aber infolge deſſen nun Muße für „praktiſche" Dinge erhalten habe, in deren Betreibung ich nun hoffen, — fürchten oder — überhaupt annehmen darf, auch der Königgrätzerſtraße wieder einmal näher zu kommen.

Halten Sie ſich darauf gefaßt, werteſter Freund, bald zu erfahren, daß es mit „Bayreuth" blutiger Ernſt wird! —

(Hoffentlich iſt Wotan und Siegmund wieder in weltſchöpferiſchen Verkehr getreten?)

Laſſen Sie mich bald etwas freundliches von ſich hören: von dem günſtigen Laufe der Planeten hängt das ganze Weltſyſtem ab, in

en „Arrangements" Sie mich jetzt begriffen
n. —

Mit freundschaftlichem Gruße

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 29. November 1874.

61.

Emil Scaria.

Bayreuth 7. Dec. 1874

Werther Freund und Genosse!

Den zweiten Act erhalten Sie in 8 Tagen,
mir Correcturexemplare davon angekündigt
. Der dritte Act ist erst zur Hälfte beim
chen, doch wird auch er bald fertig sein.

Allerdings gedenke ich (etwa Ende Februar)
Wien zu kommen, da meinem Verwaltungs-
zu den Terrain-Arbeiten (mit der Aussicht
den Zoologischen Garten!) etwas Geld fehlt,
ich für alle Fälle versprochen habe, das Nö-
e herbeizuschaffen.

Ich gedenke dann, den Wienern einige Bruch-
e (natürlich nur Orchesterzwischenspiele) aus
Götterdämmerung zum Besten zu geben; es
rsteht mir, „Gesangsscenen" zu geben; höch-
Monologe; finde ich Anfang und Schluß
, so würde ich auch an Hagen's Monolog im
n Act denken; aber noch weiß ich nicht, wie
wo dies anzufangen und zu enden.

Große Sorge habe ich für Frau Materna,

daß dieſe ſich nicht durch unſinnige Repertoir-Anforderungen abnützen läßt. Allerdings hat ſie das rechte Zeug (— ſtets bleibe ich Ihnen dankbar!) aber — Menſch iſt Menſch und Sänger iſt Sänger! Wäre ich ein Meyerbeer, ſo nähme ich ſie ſofort vom Theater, um der großen Sache ihre ganze Kraft zu erhalten. —

Nun, für Sie habe ich keine Sorge! Bleiben Sie mir nur treu, dann iſt's gut!

Von Herzen der Ihrige

Richard Wagner.

62.

An den Tonkünſtler H. Großmann.

„Welpen" — die Jungen von Säugethieren, namentlich Waldthieren — daher: Welſen" — gleich: Pipin — Pipinger — kleine — aber ächte Kinder.

S.: J. Grimm

Der „Huie" — kommt auch ſchon einmal vor, als alte Nachbildung „Hui! wie jagt er!" — Das kennen Sie doch?

Nun alſo, konnte der arme Zwerg wohl einmal aus den Exclamationen ein Adjektivum machen, noch dazu in der Angſt.

Beſten Gruß!

Rich. W.

Bayreuth, 7. Dez. 74.

## 63.

An Franz Betz.

Wertheſter Freund,

Ich wäre wirklich recht undankbar, wenn ich Ihnen nicht noch beſonders für Ihre künſtleriſche, wie für Ihre freundſchaftlich „geſchäftliche" Fürſorge in Betreff des Schickſals meines „Fliegenden Holländers" in Berlin meine herzliche Anerkennung ausdrücken wollte. Aus dem Verzeichnis der Aufführungen hatte ich zu meiner Freude zu erſehen, wie bedeutend Sie für dies vergeſſene Werk, welches vor langen Zeiten, ſelbſt unter der Mitwirkung der Schröder-Devrient, nur mühſam einige Beachtung in Berlin gefunden hatte, eingetreten ſind.

Herrn v. Hülſen kann ich nicht minder abſprechen, daß ſein Benehmen gegen mich in dieſer Angelegenheit weit mehr nach wohlwollender Billigkeit, als nach dem ſtrengen Rechte ſich gerichtet hat. Könnten dergleichen Züge, denen ich bereits bei dieſem Herrn begegnet bin, nur dazu führen, daß überhaupt ein erträgliches Verhältniß zwiſchen uns zu Stande käme! Davor ſcheint er aber eine wunderliche Scheu zu haben. Wird Ihnen dies leicht, ſo bitte ich Sie aber, Ihrem Chef dieſe meine Geſinnungen zur Kenntnis zu bringen. —

Bald erfahren Sie Beſtimmteres für nächſten Sommer.

„Treibs" nur ſo fort. —

Glückliche Jagd und gutes Gedeihen wünscht Ihnen

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 7. Dezember 1874.

64.

An Karl Klindworth.

Lieber Freund!

So eben ersehe ich, daß — statt der Copie — das Originalmanuskript von den letzten Bogen der Götterdämmerung aus Versehen über die russische Grenze gesandt worden ist. Nun möchte ich Sie nur bitten, dieses Manuskript, auf welches meine Frau fanatisch begehrlich ist, recht sorgfältig zurückzusenden, jedenfalls an meine Adresse, Bayreuth in Bayern (Deutschland) —.

Schön ist es, daß Sie an Ihre Uebersiedelung denken; das hat mich sehr gefreut! —

Dazu einen recht herzlichen Gruß von

Ihrem alten Freunde

Richard Wagner

Bayreuth 13. Dez. 1874.

65.

An Amalie Materna.

Geehrteste Frau!

Ich behalte mir heute noch vor, Ihnen meine ausführlichen Pläne für das nächste Jahr, in

treff der Vorbereitungen zu unseren Festauf-
rungen, mitzutheilen, und melde Ihnen zu-
hst nur meine Absicht, in dem von mir Ende
bruar in Wien zu gebenden Konzert, als ein-
es größeres und zusammenhängendes Bruchstück
der „Götterdämmerung" die große Schluß-
ene davon zu geben. Ich kann mich nämlich
möglich dazu entschließen, vor einem Konzert-
blikum dramatische Dialoge aufführen zu lassen,
gegen ich mit einem großen Monologe es
her wagen zu können glaubte. Wollen Sie nun
freundschaftliche Güte haben, diese Schlußscene
recht genau anzusehen: leider kann ich Ihnen
h keinen ordentlichen Klavierauszug zur Hilfe
en; sobald Sie jedoch so weit sind, daß Sie
stlicher daran studieren können, schicke ich Ihnen
rt Herrn Joseph Rubinstein zu, welcher diese
ene so genau kennt, daß er sie Ihnen vortrefflich
mit größter Verständlichkeit wird begleiten
nen. Dieß betrifft also den letzten Auftritt der
Unnhilde im dritten Akt, von den Worten an:

Schweigt Eures Jammers
Jauchzenden Schwall!
Das Ihr Alle verriethet,
Zur Rache schreitet sein Weib!

rauf wir dann die Zwischenrede mit Gutrune
lassen und nach einem Uebergange gleich mit:
„Starke Scheite schichtet mir dort"
fahren.

Ich glaube, wenn ich auf Ihre freundliche
thilfe rechnen kann, durch diese Auswahl mei-
n — höchst schwierig einzurichtenden Pro-

gramm, jedenfalls das bedeutendste Bruchstück aus meinem Werke beizugeben.

In Erwartung Ihrer geneigten Erwiderung verbleibe, indem ich Ihnen auch die besten Empfehlungen meiner Frau ausrichte,

Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Bayreuth, Richard Wagner
17. Dezember 1874.

66.

An Anton Seidl.

Auf der Welt ist Alles eitel,
Wer kein Maaß hat, trinkt sein Seidel.
Anton doch ist mehr gelungen;
von der Sohle bis zum Scheitel
hat er sich hineingesungen
in den Ring des Nibelungen.

24. Dezember 1874.

67.

An August Wilhelmj.

Wertheſter Freund und Nibelungen Geigenmeiſter!

Erſt jetzt durfte es mir möglich werden, Ihnen einen beſtimmten Bericht vorzulegen, um Sie dadurch in den Stand zu ſetzen, als Genoſſe

nd Berather an meiner Unternehmung theil-
unehmen.

Es ist bestimmt, daß ich noch in diesem Jahre
ie nötigen Vorproben abhalte. Die Sänger
ollen sich für den Monat Juli bei mir ver-
ammeln, und das Orchester während der ersten
hälfte des Monats August, an Ort und Stelle
m wirklichen Theater-Orchester eine genaue Lese-
robe aller Stücke abhalten, wobei wir dann etwa
och bemerkbare Schwächen in der Besetzung der
Instrumente erkennen und Abhilfe dagegen suchen
erden.

Im nächsten Jahre 1876 muß dann das
anze Orchester vom 1. Juni an bis zur letzten
Woche des August vereinigt bleiben. Ich habe
us diesem Grunde vorzüglich auf die Mitglieder
erjenigen Hoforchester Rücksicht genommen, welche
m Sommer Ferien haben, allerdings besonders
uch aus dem Grunde, daß die Herren, deren
Gehaltsbezüge während der Zeit ununterbrochen
ortlaufen, für ihre Mitwirkung in Bayreuth leich-
ter zu entschädigen wären, als wenn sie, gänzlich
außer Engagement einzig auf diese Entschädigung
angewiesen wären. Ich glaube demnach füglich da-
mit auszukommen, wenn ich einem Jeden monat-
lich 50 Thaler als Entschädigung anbiete, wobei,
da die Reise selbst für diese kürzere Zeit in Be-
tracht kommt, die beiden Wochen in diesem Jahre
als ein voller Monat (mit 50 Thlr.) angerechnet,
die drei Monate 1876 aber durchschnittlich mit
150 Thlr. entschädigt werden sollen. Immer muß
ich natürlich an einen Reisefonds für besondere,
schwierigere Fälle denken, welchen ich dadurch zu

gewinnen hoffe, daß viele der ersten Sänger, wie Niemann und Betz gar keine Entschädigung beanspruchen wollen. —

Diese Erörterungen vorangeschickt, erlaube ich mir nun mit dem beifolgenden Blatte Ihnen die Resultate meiner bisherigen Anwerbungen vorzulegen: sie bilden so ziemlich vollständig das Streichquintett — wenigstens der Anzahl nach — welche ich vorgeschrieben habe. Nur die Bratsche ist noch unvollständig: da dieses Instrument bei mir ungemein reich und selbständig behandelt ist, denke ich, daß es nicht schwer fallen soll, von den überzähligen Violinisten noch fünf für die Bratsche zu bestimmen. Diese Einrichtung müßte bei Zeiten vorgenommen werden, damit die betreffenden Musiker sich noch genau mit den Stimmen (die ihnen von jetzt an jeder Zeit zu Gebote stehen) bekannt machen könnten. Ich wende mich hierfür zuerst an Sie, geehrtester Freund, um namentlich Ihrer etwaigen Kenntnis der betreffenden Violinisten mit Bezug auf die Bratsche diese Angelegenheit zu übergeben. Wissen Sie keinen bestimmten Rath zu ertheilen, so nehme ich die Sache dann für mich in die Hand. Bisher hielt ich mich durchgängig an die mir näher befreundeten Kapell- oder Konzertmeister der verschiedenen Orchester: ich würde dann auch in diesem Falle mich an dieselben halten, welchen ich von vornherein aufgegeben hatte, mir nur die allertüchtigsten ihrer Musiker zu empfehlen.

Bei der Auswahl ist eine Rücksicht darauf zu nehmen, daß das Karlsruher, wie das Braunschweiger Orchester nur beschränktere Ferien hat,

ıb ich demnach für die von dorther ausgewähl-
n Muſiker mir einen beſonderen Urlaub aus-
wirken haben werde, was — unter Umſtänden
- ſeine Beſchwerlichkeit haben könnte. Dagegen
ıbe ich anzuführen, daß München unbedingt
rauf rechnet, mir einen vorzüglichen Contin-
nt zu ſtellen, ebenſo Wien; wodurch etwaige
usfälle leicht zu decken ſind. Im Betreff des
errn De Schwert bin ich ſchwierig daran, da
rſelbe, wie ich leſe, ſich für die Große Oper
Paris hat engagieren laſſen. Vielleicht wiſſen
ie in ſeinem Betreff nähere Auskunft, und ſtehen
hnen Verbindungswege mit ihm offen, welche
ir jetzt verſperrt ſind?

Wollen Sie nun, wertheſter Freund und Ge-
ſſe, die Güte haben, zunächſt und ſobald wie
öglich, Ihre Mittheilung auf dieſe meine Er-
fnung mir zukommen zu laſſen. Ich glaube
hnen mit meinen Anwerbungen eben nur vor-
arbeitet zu haben, keineswegs aber damit Ihren
vaigen Anſichten über die Bildung unſeres
treich-Orcheſters entgegenzutreten. Eine ziem-
h ununterbrochene Verbindung zwiſchen uns
rd jetzt nöthig werden, wenn das Werk, dem
ie zu meiner großen Freude Ihre thätigſte Mit-
rkung ſo unumwunden zugeſagt haben, würdig
fördert werden ſoll.

Sie können ſich denken, wie ſchwierig mir
lles — von meinem allerdings gut gelegenen,
er doch ſehr verbindungsloſen Mittelpunkte aus,
llt. Nur auf die energiſcheſte Unterſtützung
hrhafter Freunde rechnend, konnte ich überhaupt
die Verwirklichung meines Planes denken. Ich

zähle Sie unter dieſe, und grüße Sie ſomit herzlichſt und hochachtungsvollſt als

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 4. Jan. 1875.

## 68.

An die Sänger (Einladungsſchreiben).

14. Januar 1875.

Wie Ihnen dieß aus meinem, für mich ſo erfreulichen, perſönlichen Verkehre mit Ihnen bekannt geworden iſt, wünſche ich Ihre Mitwirkung zur Ausführung meines Vorhabens, unter gänzlich ausnahmsweiſen Verhältniſſen, eine dreimalige Aufführung meines viertheiligen Bühnenfeſtſpieles, betitelt: „Der Ring des Nibelungen", ſtattfinden zu laſſen. Ich glaube, daß die Verwirklichung meiner Abſicht, wie ſie eines Theiles an eine außerordentliche Theilnahme vermögender Freunde und Gönner meiner Kunſt gebunden war, anderen Theiles nur durch den herzlichen und kräftigen Willen der vorzüglichen Künſtler ſelbſt, um deren Mitwirkung ich mich beworben habe, zu ermöglichen ſein kann, da die Theilnahme meiner Patrone nur einem Unternehmen gelten durfte und ſollte, bei welchem jeder Gedanke an eine gewinnbringende Spekulation ausgeſchloſſen war. Somit erſehen Sie ſich, vielleicht zum erſten Mal in Ihrem Künſtlerleben, dazu berufen, lediglich und einzig der Erreichung eines idealen Kunſtzweckes Ihre Kräfte zu widmen, nämlich: dem

schen Publikum zu zeigen, was der Deutsche
dem eigensten Gebiete mit seiner Kunst ver-
und hiermit dem Auslande, von dessen Ab-
wir bisher zum großen Theile lebten, Etwas
führen, was es in keinem Falle uns nach-
chen sich befähigt finden würde.

Gestatten Sie mir nun, auch Ihnen per-
ch die Verpflichtungen zu bezeichnen, welche
in der einzig von mir angenommenen Vor-
tzung, übernehmen würden, sobald Sie mir,
was ich Sie herzlich bitte, die schließliche
ge Ihrer Mitwirkung ertheilen. Sie werden
Verpflichtungen sich selbst am Genauesten
nmen können, wenn ich Ihnen den für die
ereitungen und die Aufführungen von mir
zweckdienlichsten erkannten Plan mittheile,
em angemessen Sie, je nach der von Ihnen
nommenen Partie, Ihre Mitwirkung, nament-
die hierauf zu verwendende Zeit betreffend,
zugetheilt ersehen werden.

Vom 1. Juli bis 15. August d. Js. 1875
in Bayreuth die ersten vorbereitenden Pro-
tattfinden: von dieser Zeit soll

die erste Woche des Juli auf Proben am
Klavier für das „Rheingold",
die zweite Woche ebenso für die „Walküre",
die dritte für „Siegfried",
die vierte für „Götterdämmerung"
endet werden.

Vom 1. bis 15. August sollen dieselben Pro-
in gedrängter Aufeinanderfolge mit Hinzu-
ng des vollständigen Orchesters wiederholt
en, und zwar zum Zwecke einer ersten Be-

kanntmachung der Muſiker mit ihrer Aufgabe, ſowie der Verdeutlichung des muſikaliſchen Enſembles für die hierbei anweſenden Sänger.

Die dritte Woche des Auguſt ſoll außerdem bereits zur Prüfung und Feſtſtellung ſchwieriger ſceniſcher Evolutionen, unter Anleitung des Maſchiniſten und Dekorationsmalers, bei nothwendiger Mitwirkung der hierbei betheiligten Darſteller, verwendet werden.

Nach dieſen, im laufenden Jahre 1875, bewerkſtelligten Vorbereitungen, ſollen die Monate Juni und Juli des nächſten Jahres 1876 den vollſtändigen General-Proben des ganzen Werkes gewidmet werden; hierunter verſtehe ich, daß mit Vermeidung jeder Ueberanſtrengung und Ermüdung, Tag für Tag, mit Orcheſter und vollſtändiger Scenerie, die einzelnen Theile in der Weiſe durchprobirt werden ſollen, daß in der Zeit vom 1. Juni bis zum 15. Juli ſucceſſiv das Rheingold, die Walküre, Siegfried und Götterdämmerung, vom 15. bis 30. Juli aber je nach Bedürfnis alle vier Stücke zur Probe gelangen.

In der erſten Woche des Auguſt 1876 ſoll dann die erſte Aufführung des ganzen Werkes in folgender Weiſe ſtattfinden:

Sonntag: Abends um 7 Uhr Beginn der Aufführung von „Rheingold",

Montag: Nachmittag um 4 Uhr „die Walküre" erſter Akt, um 6 Uhr zweiter, um 8 Uhr dritter Akt (die großen Zwiſchenpauſen ſollen nur zu neuer Sammelung des Publikums in einer angenehmen Oeffentlichkeit der Umgebung des

Theaters, so gleichfalls zur Erholung der ausführenden Künstler, in kürzlich vorbereiteten, ihren Ankleideräumen unmittelbar nahe gelegenen und verdeckten Gartenräumen verwendet werden.)

Dienstag: in gleicher Weise von Nachmittag 4 Uhr beginnend: Siegfried.

Mittwoch: Götterdämmerung.

Ganz in derselben Weise soll dann in der zweiten Woche des August die erste und in der dritten Woche die zweite Wiederholung der Gesammtaufführung vor sich gehen.

Wenn ich Ihnen hiermit diesen Ausführungsplan vorzeichne, verfahre ich gemäß der genauen Kenntniß der Schwierigkeiten meines Unternehmens, sowie andererseits der Leistungsfähigkeit unserer künstlerischen Kräfte, sobald im Betreff ihrer Mitwirkung eine unbedingte Willigkeit anzunehmen erlaubt ist. Nur in der Voraussetzung dieser letzteren, wie ich Ihnen dieß zuvor sagte, unternehme ich mein Werk und hoffe ich auf dessen Gelingen.

Wollen Sie nun durch eine bindende Zusage Ihrerseits mich in den Stand setzen, Sie als zur Mitwirkung bei der Aufführung meines Bühnenfestspieles gewonnen betrachten zu können, und hiermit zugleich mir anzeigen, ob, und von welcher Höhe, Sie eine Entschädigung hierfür in Anspruch nehmen. Aus der oben Ihnen gegebenen Bezeichnung der von mir zu den Patronen der Unternehmung eingenommenen Stellung erkennen Sie, daß für jeden Mitwirkenden der Ge-

danke an einen Gewinn ausgeſchloſſen ſei, ſogar Opferwilligkeit durchgängig vorausgeſetzt werden muß; dennoch bin ich darauf bedacht geweſen, in den Fällen, wo das Opfer unerträglich ſein würde, die nöthigen Entſchädigungen für Ihre Mitwirkung bereit zu halten, und es wird mir, namentlich durch die bereits mir kund gegebene großmüthige Verzichtung auf jede Entſchädigung von Seiten einiger ausgezeichneter Künſtler, möglich werden, in dieſem Punkte ſo verfahren zu können, daß keine der von mir in das Arge gefaßten künſtleriſchen Kräfte aus dem Grunde unüberwindlicher materieller Schwierigkeiten ihre Mitwirkung mir wird verſagen müſſen.

In dieſem Sinne erwarte ich nun Ihre geneigte Erklärung, um zu wiſſen, daß ich Sie denjenigen beizuzählen habe, welche durch freiwillige Verpflichtung ſich für den Zweck der Verwirklichung eines noch nie entworfenen künſtleriſchen Ideales, zu einem wahrhaft genoſſenſchaftlichen Vereine von werthvollſter Bedeutung verbinden.

Bayreuth, 15. Januar 1875.

R. W.

## 69.

### An die Orcheſter-Mitglieder (Einladungsſchreiben).

Indem ich Sie hierdurch zur Mitwirkung im Orcheſter meiner in Bayreuth zu veranſtaltenden Bühnenfeſtſpiele einlade, ſetze ich, als durch

vorangehende Vermittelung Ihnen zur Kenntniß gebracht, voraus, daß Sie die Bedingungen kennen, unter welchen die Annahme Ihrer Mitwirkung meinerseits einzig möglich sein kann.

Demnach wissen Sie, daß ich die Bildung eines so außerordentlichen Orchesters, wie ich es bedarf, nur unternehmen konnte, wenn ich auf die vorzüglichsten Kräfte derjenigen deutschen Hoforchester rechnete, welche im Sommer einen größeren Urlaub genießen. Hiebei leitete mich nicht nur die Annahme, bei diesen ausgewähltesten Musikern die kräftigste künstlerisch-moralische Unterstützung zu finden, insofern das vollständige Gelingen des Werkes zu ihrer eigenen Ehrensache gemacht würde; sondern mich bestimmte auch die nothwendige Rücksicht auf die ungemeinen ökonomischen Schwierigkeiten meiner Unternehmung zu der Wahl solcher Künstler, welche in einem der gut dotirten Hoforchester auch während des Urlaubes ihren Gehalt fortbeziehen, weil ich dann voraussetzen durfte, es werde sich hier nur noch um die Entschädigung für Reise und Aufenthalt an fremdem Orte, nicht aber um einen wirklichen Gehalt handeln dürfen. In dieser Annahme, somit nicht als Bezahlung Ihrer künstlerischen Leistungen, welche ich als gänzlich unvergütet meinem Werke gewidmet betrachte, sondern lediglich als Entschädigung für den vermehrten Aufwand Ihrer Lebensweise betrachtet, biete ich Ihnen aus dem Fonds der Patrone meiner Bühnenfestspiele, aus welchem nicht der mindeste Gewinn für irgend einen der Betheiligten fließen wird, eine monatliche Aufenthaltsentschädigung von 60 Thalern,

hiezu ein Ihnen freistehendes Wohnungs-Unterkommen in einem bürgerlichen Hause, sowie die Erstattung des Preises eines Fahrbilletes der Eisenbahn II. Klasse für Ihre Her- und Zurückreise.

Wenn diese Bestimmungen für die vollen drei Monate Juni, Juli und August des nächsten Jahres 1876, in welchen die Hauptproben und Aufführungen stattfinden sollen, gelten, so sei hiergegen festgesetzt, daß für die zwei ersten Wochen des Monats August d. Js. 1875, in welchen die nöthigen Vorproben bereits abgehalten werden müssen, Ihnen Aufenthalt und Reise zusammen mit ..... Thalern vergütet werden soll.

Hienach erwarte ich Ihr Eintreffen in Bayreuth mit spätestens 1. August d. Js. Vormittags, um über Ihre geehrte Mitwirkung bei den vollständigen Orchesterproben bis 15. August verfügen zu können. Den beigefügten Revers ersuche ich Sie bis spätestens 1. Juni d. Js. von Ihnen unterzeichnet, an mich zurücksenden zu wollen, wogegen ich annehme, daß Sie, falls ich an diesem Tage Ihre Unterschrift noch nicht erhalten hätte, Ihre Mitwirkung mir versagen, worauf ich dann anderweitig mich zu ergänzen haben würde. Zugleich diene dieser Revers dazu, unserer Seits im Voraus über das Ihnen zugetheilte Wohnungsunterkommen die in diesem Falle gewünschte Auskunft rechtzeitig Ihnen zu ertheilen.

Ich unterlasse bei dieser formellen Einladung die Aussprache über die Bedeutung Ihrer von mir hochgeschätzten Betheiligung an der Ausführung meines Werkes, welche ich am Liebsten

lichen lauten Worten in der Stunde unſerer Vereinigung an Sie zu richten mir vor-. Doch begrüße ich Sie im Voraus in rſter Anerkennung Ihrer mich ſo hochehren-ereitwilligkeit, meinem Unternehmen als Kunſtgenoſſen förderlich ſein zu wollen.

Hochachtungsvollſt!

R. W.

70.

Revers.

ch erkläre hiemit, die Verpflichtung über-n zu haben, vom 1. Juni bis zum uguſt des nächſten Jahres 1876 gegen die rung einer Aufenthaltsentſchädigung von alern für jeden der 3 Monate, ferner eines Wohnungsunterkommens, ſowie der Er-g der Koſten eines Eiſenbahnfahrbilletes ſſe von.....nach Bayreuth und zurück nach.....mich zur Mit-g im Orcheſter als.....für alle und Aufführungen des Bühnenfeſtſpieles ing des Nibelungen" pünktlich einzufinden, em auch bereits in gleicher Weiſe, gegen ſicherung einer die Aufenthalts- und Reiſe-bigung zuſammenfaſſenden Vergütung von Thalern, vom 1. bis 15. Auguſt d. Js. u den vorbereitenden Proben in Bayreuth inzuſtellen.

Name.....

Genaue Adreſſe.....

71.

An Amalie Materna.

Meine hochgeehrte Freundin und Kunſtgenoſſin!

Sie bekommen nächſtens ausführliche Mittheilungen von mir über unſere große Angelegenheit. Für heute nur ein paar Worte, die Concerte betreffend. Kann ich für die Schlußſcene der Brünnhilde auf Sie rechnen, und zwar für Wien wie für Peſt, wo das Concert am 21. Februar vorangehen ſoll? Wie ſteht es mit dem nöthigen kleinen Urlaub? Iſt Noth, ſo hilft wohl Baron von Hoffmann am beſten? —

Brauchen Sie noch keinen Accompagnateur? Ein Wort und ich ſchicke Ihnen ſofort Rubinſtein, der die Scene genau kennt, trotzdem der Clavierauszug davon noch im Stich iſt. Sie müſſen die Scene durchaus auswendig ſingen. Das erhöht die Wirkung, ſelbſt in einem Concert.

Seien Sie, verehrte Freundin, herzlichſt von mir und meiner Frau gegrüßt, ſo wie weiter beſtens eingedenk zu ſein

Ihres ſehr ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 18 Januar 1875.

72.

An Friederike Sadler-Grün.

Datum unbeſtimmt.

Hochgeehrte Freundin und Kunſtgenoſſin!

Wie Ihnen dieß aus meinem, für mich ſo erfreulichen perſönlichen Verkehr mit Ihnen be-

kannt geworden ist, wünsche ich Ihre Mitwirkung zur Ausführung meines Vorhabens, unter gänzlich ausnahmsweisen Verhältnissen eine dreimalige Aufführung meines viertheiligen Festspieles, betitelt „Der Ring des Nibelungen", zu bewerkstelligen. (Hier folgte das gedruckte Einladungsschreiben für die Sänger.) — In diesem Sinne erwarte ich nun Ihre geneigte Erklärung, um zu wissen, daß ich Sie denjenigen beizuzählen habe, welche durch freiwillige Verpflichtung sich, für den Zweck der Verwirklichung eines noch nie zuvor entworfenen künstlerischen Planes, zu einem wahrhaft genossenschaftlichen Vereine von werthvollster Bedeutung verbinden.

— — — — — — — — — —

(Bayreuth, 24.*) Januar 1875). Und nun noch den herzlichsten Gruß, und hierzu die nicht minder herzliche Bitte, zu den Beschwerden, welche Sie sich durch die Uebernahme der so wichtigen Partie der „Fricka" (deren vollen Umfang Sie nun erst durch die Bekanntschaft mit dem „Rheingold" erkennen werden), auch noch diejenige der Ausführung der dritten (weil jüngsten — Sopran) „Norn" zu übernehmen. Ein Blick auf die beifolgende Partie wird Sie davon überzeugen, daß ich hier nur Künstlerinnen von bedeutendem Vortragsvermögen im Auge haben konnte, um diese drei Gestalten würdig vorzuführen. Die erste (älteste — tiefste) Norn wird Fräulein Oppenheim in Frankfurt, die zweite (— jüngere) Fräu-

*) (Ursprünglich 20. Jan., von Wagner's Hand ist die 0 in eine 4 verwandelt.)

lein Brandt in Berlin zugetheilt; wenn Sie nun noch mit hinzutreten, hoffe ich der Welt etwas zu bieten, was kein noch so reiches Theater aus eigenen Mitteln zu Stande bringen könnte.

Nun seien Sie gut! Grüßen Sie Ihren sehr geehrten Herrn Gemahl bestens von mir, und bleiben Sie stets versichert der herzlichsten Freundschaft und Hochachtung

Ihres

sehr ergebenen

Richard Wagner

73.

An Karl Hill.

Geehrtester Herr und Freund!*)

Ich schließe diese Mitteilung mit dem Ausdruck meiner wahrhaften Freude darüber, einen Künstler von so sympathischer Begabung wie Sie kennen gelernt und meinem Unternehmen zu energischer Teilnahme geneigt auf dieser Welt noch angetroffen zu haben. Durch die Übernahme des dämonischen Alberich, des Schmiedes des Ringes des Nibelungen, halte ich mein ganzes Werk erst für geborgen! Haben Sie Dank und bleiben Sie meiner stäten Freundschaft und wahrhaftigen

*) (Das gedruckte Einladungsschreiben ist bei einzelnen Künstlern mit geschriebenen Anfangs- oder Schlußworten versehen; so hier an Hill, an Frau Materna, an Frau Sadler-Grün.)

tung versichert! Mit den herzlichsten

Ihr sehr ergebner

Richard Wagner.

euth, 24. Januar 1875.

74.

alie Materna.

geehrte Frau und Kunstgenossin!

er folgt das gedruckte Einladungsschreiben
Sänger.)

ssen Sie mich dieser Mittheilung, welche
lle, die zur Erfüllung meiner Werke be-
Künstler richte, noch den besonderen Aus-
eines größten Dankes für Ihre so groß-
chnell mir bezeugte Bereitwilligkeit, Ihr
bentliches Talent mir zu widmen, hinzu-

hmen wir mit Sicherheit an, daß alle
igkeiten gehoben werden, sobald der rechte,
Wille da ist. An diesen glaube ich bei Ihnen,
für meinen Dank!

Mit größter Hochachtung

der Ihrige

Richard Wagner.

euth, 28. Januar 1875.

75.

An Amalie Materna.

Hochgeehrte Frau und Freundin!

Herzlichſt erfreut durch Ihre ſehr verdankenswerthen Zuſicherungen, beſtätige Ihnen zunächſt nur, daß Reiſe und Aufenthaltsentſchädigungen Ihnen jedenfalls zur Verfügung ſtehen werden, und daß Sie ſich nur zu ſeiner Zeit mit Herrn Banquier Friedrich Feuſtel dahier, Geſchäftsführer des Verwaltungsrathes der Unternehmung, in Verſtändigung zu ſetzen gebeten ſind. Herr Rubinſtein iſt bereit zu Ihnen zu kommen: wollen Sie nur beſtimmen, wann er ſich aufmachen ſoll. Ich denke faſt es wird Zeit genug ſein, wenn er ſich am 15. Februar bei Ihnen einfindet, alſo 14 Tage vor dem Concert. Wollen Sie ihn jedoch ſchon früher haben, ſo befehlen Sie. Die Tagesſtunden wird er ganz nach Ihrem Wunſche einhalten, da er nur zu dem Zwecke dieſes Studiums ſich in Wien aufhalten wird. Nochmals ſage ich Ihnen meinen größten Dank für den freundſchaftlich künſtleriſchen Geiſt Ihrer Geſinnungen für

Ihren

hochachtungsvoll ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 31. Jan. 1875.

Die ergebenſten Grüße meiner lieben Frau an Sie, ſowie von mir an Ihren Herrn Gemahl!

R. W.

76.

s Richter.

(Januar 1875.)

ſter ſtand der Geſell zur Seite
ine tüchtige Meiſterin freite:
der Meiſter zu ſeinem Knaben,
er ſoll eine Richterin haben.
ſter nimmt die Sache wichtig,
bei Richtern ſteh immer richtig:
es tüchtig beim Trauen ſteckt
er ſich hinter den Auguß ſteckt:
n ertheilt für ihn der Baron;
nt auch die Walküre, nicht in Perſon,
n den Richters die Eh'ſtands-Uhr,
ſie doch wenigſtens in Partitur:
ht von Gluck, doch wünſcht ſie Euch Glück,
böſer Spuk eure Seele berück'!
beſſ' noch in fernen Tagen,
er und Wagner es einſt mochten wagen,
k und Taktſtock zu zerſchlagen,
elt mit ſchlechten Aufführungen zu plagen.
n blüh' Euch Segen und Lohn:
it're ſagt beſſer Auguß der Baron!

77.

nz Glaß.

ieber Herr Glaß!

Ihr Telegramm war
famos! —
Herzlichen Dank!
Eljen Siegfried!

ruar 75. Ihr Richard Wagner.

78.

An Eugen Gura.

Geehrteſter Herr Gura!

Ich überſende Ihnen mit dem Vorliegenden das Einladungsſchema, welches ich ſeitdem an ſämtliche zur Mitwirkung an meinem Unternehmen Berufene gelangen ließ, während ich mit der Zuſendung an Sie bisher noch zögerte, und zwar aus dem einzigen Grunde, daß ich Ihnen — wie dieß ſelbſt heute noch der Fall iſt — die Partie nicht zugleich mit überſenden konnte, welche ich Sie eben für feſt zu übernehmen bitten muß. Die Schuld hiervon liegt an der Langſamkeit, mit welcher der Stich und die Korrektur des Klavierauszuges von der Götterdämmerung vor ſich geht.

In den nächſten Tagen erhalten Sie für gewiß aber jedenfalls die beiden erſten Akte, und ich hoffe, Sie werden dann erſehen, daß ich Ihnen keine Ihrer unwürdige Aufgabe zugemutet habe. Zugleich ſorge ich auch für eine vollſtändige Parthie des „Wotan", mit welcher ich Sie erſuche, ſich recht vertraut zu machen, für alle Fälle, und wenigſtens gewiß für den Fall, daß einzelne Teile meines Werkes ſpäter in Leipzig gegeben werden. Ehe Sie die Parthie erhalten haben, will ich Sie nicht zu einer definitiven Einladung gedrängt wiſſen, bitte aber immer um Ihre freundliche Geneigtheit.

Hochachtungsvoll grüßt Sie Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth. 5. Febr. 1875.

79.

An Georg Unger.

Geehrteſter Herr Unger!

Es freut mich Sie bereit gefunden zu haben! Die Rolle des Loge iſt allerdings eine der allerſchwierigſten, und muß ich geſtehen, daß ich nur durch Beobachtung einiger Eigentümlichkeiten an Ihnen auf den Gedanken gekommen bin, dieſes Charakterbild durch Sie ausführen zu laſſen. Gern würde ich die Rolle vor dem Beginn der gemeinſamen Proben, alſo vor Anfang July d. J. mit Ihnen noch beſonders durchſtudiren, und lade ich Sie daher ein, ſchon um die genannte Zeit bei mir einzutreffen. (Einen Mannen müſſen Sie jedenfalls auch übernehmen!) Die Entſchädigung Ihres Aufenthaltes iſt Ihnen jeder Zeit mit 10 M. per Tag zugeſichert.

Beſtens grüßend

Ihr ergebener

Richard Wagner

Bayreuth, 6. Febr. 1875.

80.

An Friederike Sadler-Grün.

Hochgeehrte Freundin!

Ich vermiſſe immer noch Ihre letzte Zuſage auf meine letzte Einladung!? Sie ſind mir doch treu geblieben?

So bleiben Sie denn auch gut, und grüßen Sie ebenfalls den sehr guten Eilers!

In Eile — und Freundschaft

Ihr

hochachtungsvoll ergebener

Richard Wagner

Bayreuth, 7. Febr. 1875.

## 81.

An Karl Hill.

Verehrtester*) Freund und Genosse!

Ich nehme für gewiß an, daß Sie der Meinige sind, dennoch bitte ich Sie, noch die an Sie von mir ausgegangene Aufforderung mit Bestimmtheit zu beantworten, damit ich nicht nur Ihrer definitiven Zustimmung gewiß bin, sondern auch meinem Verwaltungsrathe zur Berechnung der Kosten Ihre Entschädigungsansprüche melden kann. Also bitte, ein gutes und freundliches Wort.

Wie steht es mit unserer Senta von damals? Dürfte die jetzige Frau Kapellmeisterin Schmitt**) jetzt nicht so weit sein, von mir noch um ihre Mitwirkung angegangen zu werden? Ich sähe und hörte sie gern als „Gutrune" in der Götterdämmerung. Könnten Sie hier vielleicht etwas bei dem Herrn Gemahle vermitteln? Gute und

*) Variante „Geehrter" und „Geliebter"; Anrede nicht genau festzustellen.

**) Geb. von Ilenzi (vgl. Bf. Nr. 47 und 51).

ntvolle Sängerinnen, welche noch nicht in den
ntlichen Primadonnenſtrudel hineingerathen
, fällt es mir ſo ſchwer aufzufinden. Können
mir hierfür nicht mit einem guten Rath hel-
? Mir fehlt auch noch die Sieglinde! —
Im freudigſten Gedenken Ihres ſo verhei-
gsvollen Beſuches im vorigen Jahre, grüße
Sie herzlichſt als

Ihr ergebener

Richard Wagner

Bayreuth, 7. Febr 1875.

82.

Lilli Lehmann.

Allerbeſtes Kind!

Marie hat mir ebenſoſchön aus Köln wie
aus Berlin geſchrieben. —
Fräulein Lammert hat aber noch geſchwiegen.
lten Sie ſie wohl zu einer guten Antwort
nlaſſen, — und zwar unter allen Umſtänden?
muß Ordnung halten.
Schönſten Gruß an Mama, aber auch an
rie! Gott weiß, was Ihr mir Alle noch
hen müßt, denn Ihr ſeid ſehr gut!

Herzlich der Ihrige

Onkel

Richard Wagner

Bayreuth, 7. Febr. 1875.

83.

An Amalie Materna.

Hochgeehrte Frau!

Soeben empfing ich das Telegramm des Herrn Glatz, welches mich davon benachrichtigt, daß er so glücklich war, Ihre großherzige Zusage für das Duett und die Schlußscene zu erhalten. Einzig betrübte mich hierbei die Nachricht von einem momentanen Unwohlsein, von welchem Sie befallen wären. Nehmen Sie meine, so wie meiner Frau herzlichste Wünsche für Ihre schnelle Besserung, sowie die Versicherung meiner größten Dankbarkeit für Ihre freundschaftliche Ergebenheit.

Hochachtungsvollst Ihr

sehr verbundener

Richard Wagner.

Bayreuth, 10. Februar 1875.

Rubinstein reist am 15. d. M. zu Ihrer Verfügung ab.

84.

An Friederike Sadler-Grün.

Geehrteste Freundin!

Unter allen Umständen gehören Sie zu mir.

Ihre Entschädigungsforderung ist nicht mehr wie billig, und weiß ich recht gut, daß die ver-

langte „Entschädigung“ als solche keineswegs aus-
reichend ist.

Allerdings habe ich es mir zum Gesetz ge-
macht, mit den Subsidien meiner Patrone auf
das Aeußerste sparsam umzugehen, schon weil ich
auf der anderen Seite ersehe, daß mich das Or-
chester, (namentlich im nächsten Jahre, wo ich
es volle 3 Monate zusammen haben muß) mehr
kosten wird, als ich dafür veranschlagte.

Glücklicher Weise helfen mir aber andere gün-
stige Umstände, und — man wird auskommen.

Herzlich erfreut mich Ihre Uebernahme der
„Norn“. Hoffentlich haben Sie ersehen, daß „so
etwas“ nur von einer wirklichen Tragödin ge-
geben werden kann?

Nun erhalten Sie sich wohl und gut ge-
launt. Grüßen Sie allerbestens Ihren werthen
Herrn Gemahl, und seien Sie nochmals meines
herzlichsten Dankes für Ihre Besuche in Wahn-
fried versichert.

In Hochachtung ergeben Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth, 11. Febr. 1875.

P. S.

Meine letzte Bitte ist nur:
helfen Sie mir wo Sie können! Es kann
Ihnen meinerseits noch etwas zukommen. Tüch-
ge Künstler, freie Herzen brauche ich vor Allem!

RW.

Meine Frau grüßt herzlichst. —

85.

An Hermann Levi.

Geehrter Freund!

Ich bin nun ſoweit Ihrer Aufforderung, eine Elite-Deputation des Königl. Hoforcheſters zur Mitwirkung bei meinen Bühnenfeſtſpielen in Anſpruch zu nehmen, vorläufig in vertraulicher Form zu entſprechen. Ein vorzügliches Quintett von Streichinſtrumenten, dazu aber noch ein ſehr guter Bratſchiſt mehr, würden mir gut thun. (Mit den Bratſchiſten habe ich nämlich meine Noth: während ſonſt die Anmeldungen der verſchiedenen von mir angegangenen Orcheſter alle Inſtrumente, oft überzählig, zu beſetzen mir erlauben, bleibt die Bratſche immer noch zurück. Auch in München hatte ich damals meine Noth!) Auf meinen alten Freund Tombo als Harfeniſten möchte ich jedenfalls rechnen können: hoffentlich hat er einen Schüler für den Urlaub als Erſatz zu bieten?

In Betreff der Zeit, welche die Herren mir für Bayreuth ſchenken müſſen, verweiſe ich Sie auf den, in dem beiliegenden gedruckten Einladungsſchreiben an die Sänger bezeichneten Ausführungsplan. Als Entſchädigung habe ich durchſchnittlich 50 Thlr. pr. Monat (incluſive Reiſe) feſtgeſetzt und faſt überall zur Annahme gebracht: der halbe Monat dieſes Jahres ſoll aber, der Reiſe wegen, ebenfalls mit 50 Thlr. entſchädigt werden.

Ich habe noch einige Schwierigkeiten in Betreff der Beſetzung, vorzüglich der „Sieglinde“

und — der Gerechtigkeit wegen, wäre ich faſt verſucht, Frau Vogl mir als Iſolde anzuſehen und zu hören. Ich höre von ihr, namentlich in den „Zeitungen“ — viel Gutes. Vielleicht melde ich mich bald einmal beim Hofſecretariat um eine Aufführung des Triſtan.

Sehr freuen ſollte es mich, wenn Sie mir einen geneigten Bericht in Betreff meiner Anfrage für das Orcheſter zukommen laſſen dürften, da es — wie Sie dieß ganz richtig fühlten — immerhin etwas Befremdliches haben müßte, wenn das Hoforcheſter desjenigen Monarchen, zu deſſen Ruhme ich in Wahrheit mein ganzes Unternehmen in das Auge gefaßt habe, hierbei gänzlich unbetheiligt bleiben ſollte.

Mit hochachtungsvollem Gruße

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 14. Febr. 1875.

86.

An Emil Scaria.

Werteſter Freund!

Ich weiß nicht recht, was ich Ihnen zu antworten habe: Daß ich Sie in Wien nicht antreffe, thut mir aus allen Gründen ſehr leid. Einſtweilen danke ich Ihnen nochmals für Ihre Theilnahme, und wünſche nur, daß Sie noch einmal einen

glücklichen Treffer haben möchten. Somit habe ich Ihre weiteren Nachrichten abzuwarten.

In Betreff der „Sieglinde" bin ich jetzt soweit, an Frau Vogl in München zu denken, und diese Dame mir einmal anzusehen. Fafner — noch nichts, — da Köhler unzuverlässig sein soll. Lauter Baritonisten, kein Bassist! —

Nun wünsche ich Ihnen glückliche Reise und Forterhaltung Ihrer guten Gesinnung!

Herzlichst der Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth, 15. Febr. 1875.

Wohin soll man Ihnen den 3ten Akt des Klavierauszuges schicken? Ich erwarte die Korrektur sehr bald. R. W.

87.

An Karl Hill.

Geehrtester Herr, Freund und Genosse!

Ich kann weder annehmen, daß Sie es mit mir leicht nehmen, noch aber auch, daß aber auch, daß es mit Ihren Erklärungen Ihnen voller Ernst war. Hielten Sie es für Redensart, wenn ich Ihnen meine große und herzliche Bewunderung Ihres außerordentlichen Talentes bezeugte, und Ihnen versicherte, daß sich nun erst, seitdem ich diese schwierigste Aufgabe desselben Ihnen anvertraut wußte, mein Werk in seinem Gelingen für gesichert hielt?

Ich ſehe wohl, daß ein Paſſus meines ge-
ckten Einladungs-Schreibens Sie in Beklem-
ng verſetzt hat, wogegen der Schluß des be-
ſſenden Paragraphen Sie nicht in das Gleich-
icht zu bringen vermochte. —

Laſſen Sie mich nur zu Ihnen beſonders
en.

Ich verſtehe Ihre Lage, und weiß ſie voll-
men zu würdigen.

Hiermit erſuche ich Sie — meinem Werke
Ehren — den Sommer dieſes und des näch-
Jahres einzig dem Studium und der Aus-
rung Ihres Antheiles — der Rolle des Albe-
— zu widmen und mir, in bloßer Berück-
tigung Ihrer Bedürfniſſe, die Entſchädigungs-
me zu nennen, welcher Sie hiermit bedürfen.
werden Ihnen unbedingt zugeſichert werden.
ine Patrone erwarten das möglichſt Voll-
mene, und dieß erreichen wir nur durch Ihre
ſtändige Erhaltung für mein Werk. —

Ich acceptire ſehr gern Frl. Gungl für
trune und eine der Walküren. Wollen Sie
igſt hierüber mit der Dame in das Vernehmen
en.

Jetzt bleiben Sie mir treu und ſeien Sie
ner wahrhaftigſten Sympathie und Hochach-
g verſichert. Herzlichſt grüßend

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 19. Februar 1875.

88.

An Hans Richter.

Mein werther Freund!

Ich ſchreibe dieſe Zeilen kurz vor unſerer Abreiſe nach Wien. Daß Sie mir für Wien nicht behilflich ſein konnten, mußte ich verſchmerzen, obwohl ich nur in der beſten Annahme Ihrer Mithilfe daſelbſt die ganze Concert-Unternehmung entwarf. Jetzt kann und werde ich nicht mehr von der Ausführung zurücktreten, bei welcher mir Herbeck — welchen Sie mir als Ihren Subſtituten empfahlen — bei meiner Ihnen bekannten Anſicht über die Unfähigkeit deſſelben, nichts zu helfen haben wird. In Wien gedenke ich bis 6. März zu verweilen: wollen Sie mir bis dahin melden, daß es Ihnen möglich ward, wenigſtens für Peſt mein Concert in der Weiſe vorzubereiten, daß ich eben nur — der Einnahme halber — perſönlich zu dirigiren und hierfür eine letzte Probe abzuhalten habe, ſo komme ich von dann ab jedenfalls für den 10. März zu Ihnen, gleichviel, ob Sie meinem Bayreuther Fonds mehr oder weniger zu garantiren haben. Ob ich Ihre freundſchaftliche Einladung, bei Ihnen mit meiner Frau und meiner Bedienung abzuſteigen, ernſtlich annehmen kann, wird doch wohl davon abhängen müſſen, daß wir Sie — vermöge des Charakters Ihrer Wohnung — nicht wahrhaftig im Genuß Ihres ſoeben erſt angetretenen häuslichen Eheglückes*) ſtören würden. Übrigens habe ich Sie

*) Im Original ſteht Ehe-Genuſſes, — offenbar ein Schreibfehler, da W. ſagen wollte „im Genuſſe des Ehe-Glückes."

— für Ihr Verhältniß zur Intendanz des Theaters — ſchließlich darauf aufmerkſam zu machen, daß Sie im künftigen Sommer keineswegs — wie Sie mir dies als Entſchuldigung für Ihre jetzige Urlaubs-Entſagung anführen — einen beſonders ausgedehnten Urlaub nöthig haben, da Sie — ſtreng genommen — nur die Orcheſterproben vom 1. bis 15. Auguſt zu leiten haben, ſomit nur eines Urlaubes von 14 Tagen bedürfen werden. Nun hoffe und wünſche ich, daß ich bald gute Nachrichten von Ihnen bekomme. Auch bitte ich Sie, Ihrer lieben Frau mich herzlichſt zu empfehlen, und ſtets verſichert zu ſein, daß ich mit andenkenvoller Liebe und Theilnahme Ihnen zugeneigt bleibe als

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 20. Februar 1875.

89.

## An Karl Hill.

Wien, 7. März 1875.

Wertheſter Freund!

Sie erfüllen meine Wünſche in dankenswerther Weiſe! Es verſteht ſich, daß die Erfüllung Ihrer Gegenwünſche nach Ihrer Angabe Ihnen hiermit zugeſichert iſt.

Verzeihen Sie meiner Ermüdung durch Ueberbeſchäftigung, wenn ich Ihnen für heute nicht mehr mitteile, als nur noch den Ausdruck

meiner Freude darüber Sie mir gewonnen und erhalten zu wiſſen.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

90.

An Hermann Levi.

Telegramm.

Bayreuth, 24. März 1875.

Kapellmeiſter Levi. Hoftheater, München.

Bis wann können Sie mir am ſchnellſten Triſtan vorführen? Wäre dieß bis Fünften möglich?

Richard Wagner.

91.

An die Gebr. Brückner, Hoftheatermaler in Coburg.

Geehrteſte Herren!

Der König v. Bayern wünſcht die Hoffmann'ſchen Skizzen zu ſehen. Wollen Sie daher ſo gut ſein, diejenigen der Skizzen, welche Sie nicht augenblicklich zu Ihrer Arbeit gebrauchen (jedoch jedenfalls die erſte zu Rheingold nicht mit) als in meinem Auftrage an den „wirklichen Hofrat Herrn L. Düfflipp Königl Hof-Secretariat München" abſchicken zu wollen. Ich werde

uvor den Hofrat D. erſuchen, dieſe Skizzen ſo
ange an ſich zu behalten, bis ich, 4. 5 od. 6 April
elbſt in München bin, und verſuchen werde ſie
em König perſönlich zu zeigen.

Da wir dieſe Arbeiten, gegen eine furchtbare
Conventionalſtrafe, unbeſchädigt zu erhalten haben,
äßt Herr Feuſtel anrathen, die Sendung jeden-
alls zu dem nöthigen Preiſe zu aſſecuriren.

Auf Ihre Gefälligkeit in der Ausführung
uch dieſer — etwas ſtörenden Angelegenheit mich
erlaſſend, verbleibe ich mit größter Hochachtung

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

Bayreuth d. 28 März 1875.

92.

In Hermann Levi.

Geehrteſter Freund!

Mir iſt jede Aufführung recht, in welcher
ch namentlich Frau Vogl, die ich eben noch
ar nicht kenne, in einer vortheilhaften Partie
hen kann.

Verfahren Sie daher ganz nach dem Gange
es Repertoirs, und melden Sie mir gütigſt die
Vorſtellung und den Tag, welchen ich allerdings
icht gern über den 6. April hinaus verſetzt
äuſchte.

Mit hochachtungsvollen Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 30. März 1875.

P. S. Für etwa 2 Logenplätze, im Hintergrunde, um möglichst ungesehen zu sein, würden Sie wohl freundlichst sorgen?

## 93.

An Hermann Levi.

Geehrtester Herr College!

Ich erfahre von Neuem, daß, wenn ich einmal mit München etwas zu thun haben will, nichts wie Schwierigkeiten aufkommen.*) Demnach nehme ich mir vor, unter der Hand vom laufenden Repertoire mich in Kenntnis erhalten zu lassen, und — unangekündigt und unbeachtet — mir Frau Vogl einmal anzuhören. Dieß kann ich leider in nächster Woche nicht ausführen, da ich bereits anderen Ortes mich anmelden mußte.

Haben Sie Dank für Ihre Bemühungen, und bleiben Sie der Hochachtung versichert, mit welcher ich stets bin

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 3. April 1875.

---

*) Herr Hofsekretär, Hofrath von Düfflipp hatte mich beauftragt, dem Meister mitzuteilen, daß „Seine Majestät fortwährend leidend sei und daß Höchstderselbe, da es ihm zu schmerzlich sei, eine Aufführung von Tristan nicht hören zu können, dieselbe auf eine spätere Zeit (10. Mai) verlegt zu sehen wünsche." (Anm. von H. Levi).

94.

n Eugen Gura.

Geehrteſter Herr und Genoſſe!

Wie freue ich mich, nach Ihren ſo freund-
aftlich mir gegebenen Verſicherungen Ihrer
eilnahme an meinem Unternehmen, Sie ſo be-
üßen zu können!

Ich wollte Ihnen ſofort auch den Schlußakt
s „Gunther" zuſchicken, muß aber hierfür den
uftrag hinterlaſſen, da der Verleger mit den Ab-
gen noch warten läßt.

In Ihrem freundlichen Schreiben vermiſſe
immer noch eine Angabe der Entſchädigungen,
lche Sie ſich für Ihre Mitwirkung in Bayreuth
bedingen genöthigt ſehen werden. Da Sie die
undlage der ganzen Unternehmung aus meinem
druckten Einladungsſchreiben genügend kennen,
rf ich annehmen, von Ihnen nur Forderungen
ſtellt zu erhalten, welche zu erfüllen im höchſten
tereſſe meiner Patrone liegen wird.

Am 9ten Abends gedenke ich in Leipzig anzu-
nmen, um zu weiteren Reiſen mit meiner Frau
rt zuſammenzutreffen. Vermutlich bleiben wir
er den 10ten in Leipzig, und ſomit hoffe ich
f das Vergnügen, Sie begrüßen zu können.

Mit Hochachtung

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

Bayreuth, 4. April 1875.

96.

An Amalie Materna.

Vortreffliche, geehrteste Freundin!

Haben Sie großen Dank für Ihren guten Willen und Ihr lieber Mann für die eifrigen Bemühungen! Wenn wir so zusammenhalten, wird etwas daraus. Es wäre mir fast unmöglich gewesen, den Berlinern meine Bruchstücke ohne Sie vorzuführen. Nun haben wir Niemann dazu! Wegen Reise- und Aufenthalts-Entschädigung wollen Sie sich entweder an mich halten oder — wenn Sie im voraus sich darüber verständigen wollen — so bitte ich Herrn Friedrich, dies mit Herrn Georg Davidsohn (Vorstand des Berliner Wagner-Vereines), Berlin, Mohrenstraße 24, in das Werk zu setzen. Sie wissen übrigens, daß wir Alle jetzt nur für die Aufführungen in Bayreuth arbeiten.

Nun fällt mir hier ein, daß mir in Wien zu Ohren kam, Sie wünschten auch wegen ähnlicher Entschädigungs-Festsetzungen für die Proben und Aufführungen in Bayreuth eine vorausgehende Verständigung.

In diesem Betreff möchte ich Sie nun ersuchen, Herrn Friedrich einfach mit dem Financier meines Verwaltungsrathes, Herrn Bankier F. Feustel in Bayreuth, zu einer genauen Verständigung zu veranlassen, wobei ich voraussetze, daß Sie Ihre Wünsche und Bedürfnisse bezeichnen.

*) Der bekannte Herausgeber und Chefredakteur des „Berliner Börsen-Courier", ein energischer Verfechter des Meisters und Förderer des Bayreuther Werkes.

ir wohlfeiles Unterkommen und Entfernung
er Prellerei wird von Magiſtratswegen übri-
ns energiſch geſorgt.

Wollen Sie nun auch Ihrem Herrn Inten-
nten und Director meinen verbindlichſten Dank
r die rückſichtsvolle Urlaubsertheilung vermel-
n?

Ihre Entfernung von Wien ſelbſt wird min-
ſtens 5 Tage betragen müſſen, demnach ich
hne:

22. April Reiſe,
23. — Ruhe und Probe,
24. — Abends Concert

ſ. w.

Wahrhaft herzlich freut es mich. Sie ſo-
d wieder zu ſehen! Mögen Sie nur auch in der
iſchenzeit tüchtig ſtudiren, und namentlich alle
ſtigen Anſtrengungen recht ſorgſam vom Halſe
ten.

Meine Frau grüßt mit mir verbindlichſt, und
Ihnen grüße ich auch Ihren vortrefflichen
mahl herzlichſt als

Ihr ſehr ergebener

Bayreuth, 4. April 1875. Richard Wagner.

96.

Amalie Materna.

Liebe geehrte Freundin!

Wir haben uns gekreuzt.

Aber Alles iſt gut und ſchön! Heute nur,

zur Ergänzung, kurz die Antwort auf Ihre letzten Fragen:

1. Sie ſingen in Berlin ganz dasſelbe wie in Wien.

Eine kleine Probe für Sie am 23. oder am 24. Vormittags. Das Concert iſt Abends.

2. Meine Frau räth Ihnen zu jeder beliebigen Concert-Toilette, von welcher Farbe Sie wollen, ſelbſt gelb-ſchwarz.

3. Bitte wegen gutgelegenen Hotels bei Georg Davidſohn (Mohrenſtraße 24) anzufragen; ich ſelbſt bin mit der Localität in dieſem Bezuge ganz unbekannt, wogegen wir immer (aus älterer Gewohnheit) in einem allerdings etwas abgelegenen „Hotel Thiergarten" abſteigen.

Nun ſegne Sie Gott; die vollſtändige Partie allernächſtens!

Auf ſchönes und herzliches Wiederſehen!

Ihr getreueſter

Richard Wagner.

Bayreuth, 7. April 1875.

## 97.

### An Hermann Levi.

Hochgeehrteſter Herr Kapellmeiſter!

Gewiß hätten Sie in der Annahme recht, daß ich im Betreff meiner Mißgeſchicke mit München in dieſem beſonderen Falle nicht eben böſen Willen, ſondern eben nur mein — altes Mißgeſchick anklagte.

Entſcheidend für meinen projektirten Beſuch einer Opernaufführung bei Ihnen iſt es nun zum Voraus darüber beſtimmt klar zu werden, ob Frau Vogl die Sieglinde übernehmen werde, ohne daß Herr Vogl den Siegmund (welcher ſchon feſt durch Niemann beſetzt iſt) erhielte, für welchen Fall ich mich dann ſehr freuen würde, Herrn Vogl den Loge übergeben zu können.

Wollen Sie gütigſt hierüber mit den Betreffenden vertrauliche Rückſprache nehmen, und über deren Erfolg mich nach Bayreuth benachrichtigen; denn wirklich hängt es von dieſer mir nöthigen Erklärung allein ab, ob ich jetzt, wo ich wegen eines 3ten Conzertes in Wien mich zu entſcheiden habe, zu einer Vorſtellung nach München gehe, um mich perſönlich über Frau Vogl's Leiſtung ins Klare zu bringen.

Mit den ergebenſten Grüßen verbleibe ich

der Ihrige

Richard Wagner.

Berlin, 24. April 1875.

## 98.

## An Lilli Lehmann.

Allerliebſtes Lehmännerchen!

Schön Dank für die Ermahnung im Betreff der Frln. Groſſi; leider habe ich ihr ſoeben erſt ſchreiben können; ich war ja wieder in Wien! Uebrigens bin ich doch neuerdings auf den Gedanken gekommen, der Groſſi auch die Gutrune

zu übergeben: sie hat fast gar nichts zu „singen", braucht nur lieblich zu sein, ein bescheidenes Geberdenspiel zu haben, so daß ihre Aufgabe mit der einen der Rheintöchter — nur im 3ten Akte der Götterdämmerung — zusammengehalten, völlig verschwindet.

Ihre Partien sind Ihnen nun heute Alle gehörig zugeschickt worden. Pardon! Frln. Lammert wohnt immer noch so weit? und Sie so nah'? —

Oh welche Confusion! —

Schönste Grüße der Mama, meiner alten guten Löwin! —

Auf baldiges Wiedersehen!

Herzlichst

Euer ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 11. Mai 1875.

## 90.

### An Richard Fricke.

Geehrter Herr!

Den vortrefflichsten Musikern der herzoglichen Kapelle, welche sich mir zur Verfügung gestellt haben, werde ich in den nächsten Tagen die nöthigen Zuschriften übermachen. Im Voraus aber drängt es mich, mit Ihnen mich über den Antheil an meinem Unternehmen, welchen Sie freundlichst zu nehmen hätten, zu verständigen.

Am ersten Juli d. J. erwarte ich alle meine

Sänger zu Klavierproben, worauf am 1. Auguſt ie Leſeproben des Orcheſters, mit den Sängern ugleich, bis 16. Auguſt ausgeführt werden ſollen. Von dann ab ſollen aber auch eine Woche lang die chwierigſten decorativen Evolutionen probirt wer- en, worunter denn hauptſächlich die Szenen der 3 Rheintöchter zu verſtehen wären. Hierbei müßten Sie nun bereits unbedingt mit wirkſam ſein. Je- doch glaube ich, daß Sie, um mit dem Maſchiniſten m Verein bereits im Voraus — namentlich auch über das „Tempo" der Bewegungen — ſich zu erſtändigen, eine längere Zeit bereits an Ort nd Stelle genau mit den vorliegenden Aufgaben ich bekannt machen müßten. — Da ich überhaupt einen „Regiſſeur" gebrauche, ſondern vielmehr ur eines wirklichen plaſtiſchen Choreographen ebarf, der meine Wünſche den Darſtellern durch as Beiſpiel der Ausführung zu verdeutlichen eiß, gedenke ich demnach Ihr Talent für die Szene im allgemeinen mir zuzugeſellen, und ſähe s ſomit gern, wenn Sie ſchon einem Theile er Klavierproben fortgeſetzt beiwohnten, um hier- urch mit der Sache recht genau bekannt zu werden.

Wollen Sie mir nun gütigſt mitteilen, ob ich n dem angedeuteten Sinne auf Sie, geehrter Herr, rechnen kann, und welche Entſchädigung für Ihren Aufenthalt uſw. Sie in Anſpruch zu nehmen ſich veranlaßt ſähen.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebenſter

Richard Wagner

Bayreuth, 12. Mai 1875.

100.

An Karl Eckert.

Lieber Eckert!

Sie waren so gut, Seidl mit so schöner Auskunft zu antworten.

Nun bitte ich Sie nur noch dringendst, mir die Namen der empfohlenen und bereiten Herren möglichst umgehends zu schreiben, weil ich Jedem von ihnen seine Einladung und Aufforderung zur Zeichnung eines Reverses zukommen lassen will.

Der Zahl nach trifft meine Auswahl folgende:

3 erste
3 zweite } Violinen
3 Bratschen
2 Violoncelle
2 Contrabässe
2 Flöten
2 Oboen
2 Clarinetten
2 Fagotte 1 Contrafagott
3 Hörner (warum nicht 4?) 1 Harfe womöglich aber 2
2 Trompeten
1 Baßtrompete (auch 1 Pauker ich glaube Hentschel d. h. der Tenorposaunist, welcher in meinem Concerte dieses Instrument übernahm.)
1 Posaune.

Hierzu einen Contrabaßtubisten, wenn Sie einen ausgezeichneten haben? —

Ueber die Bedingungen ſind die Herren einverſtanden, was mich ſehr freut.

(Mit Wieprecht*) werde ich mich privatim zu ſeiner Befriedigung abfinden). Für dieſes Jahr, die erſten zwei Wochen des Auguſt, alles in allem 60 Thlr. Nächſtes Jahr, drei Monate (Juni — Juli, Auguſt) jeden Monat 60 Thlr. Reiſegeld und freie Wohnung in Privathäuſern, wie auch bereits dieſes Jahr (d. h. freie Wohnung.)

Nun ſeien Sie ſo gut, damit ich fertig werde! Aber auch allerſchönſtens ſeien Sie noch gegrüßt und bedankt, worunter ich aber ſehr ſtark auch Ihre liebe Frau meine.

Von Herzen Ihr

Richard Wagner, Theaterdirektor.

Bayreuth, 13. Mai 1875.

## 101.

An Richard Fricke.

Geehrteſter Herr!

Zwar bin ich noch ohne zuſagende Antwort Ihrer Seits auf meine zuletzt an Sie gerichtete Einladung; dennoch erlaube ich mir, ſogleich noch eine Bitte an Sie zu richten.

Ich bedarf einer Auswahl vorzüglicher Chorſänger, worunter ich dießmal beſonders an anſehnliche Geſtalt und ſicheres Benehmen auf der Bühne, weniger an beſondere Geübtheit als

*) Militär-Muſikdirektor in Berlin.

Sänger es mir gelegen ſein laſſen muß. Ich brauche ſie zu den Mannen im 2. und 3. Akte der Götterdämmerung, deren Anzahl ich durchaus nicht ſtark annehme, dagegen ich von jedem verlange, daß er ſeinen Mann darſtelle. Mehre Sänger größerer Parthien haben ſich ſchon bereit erklärt, einen dieſer Mannen (welche auch einzeln zu ſingen haben) mit zu übernehmen. Nun ſind mir gerade aus jener Deſſauer Aufführung die tüchtigen Geſtalten und die geübte Haltung Ihrer Leute in Erinnerung geblieben. Können Sie mir einige empfehlen? Namentlich an Tenören fehlt es mir. Auch mehre gut repräſentirende Frauen wünſchte ich: dieſe haben nur einzelne Ausrufe zu ſingen, und kommt es auf Stimmen hierbei viel weniger an, als auf ſichere ſzeniſche Haltung und edles Spiel in aufgeregten Szenen. Ich bitte Sie ſehr um Benachrichtigung.

Meine hochachtungsvollſten Empfehlungen an Baron von Normann ſowie ergebenſte Grüße an M. D.*) Diedicke.

der Ihrige

Richard Wagner

Bayreuth, 26. Mai 1875.

Können Sie mir einen ſehr großen tiefen Baſſiſten zum Rieſen Faſner empfehlen? Auch einen — ebenfalls großen — hohen Baſſiſten mit ſtarker Stimme zum „Donner“?

R. W.

---

*) Muſikdirektor und Kapellmeiſter der Deſſauer Hofoper.

## 102.

### An den kgl. Kammervirtuosen Peter Dubez.

Mein geehrteſter Herr Dubez!

Ich erfahre zu meiner großen Freude, daß Sie fortgeſetzt meinen Unternehmungen Ihre treue Mitwirkung zugeſichert bewahren. So ſeien Sie denn auch auf dieſem Wege nochmals herzlich eingeladen, bis ſpäteſtens 1. Aug. ds. Jrs. 1875 für zwei Wochen zu den vorbereitenden Orcheſterproben ſich in Bayreuth mit Ihrem Inſtrumente einzufinden, im nächſten Jahre (1876) aber vom 1. Juni bis 29. Auguſt zu allen Proben und Aufführungen mir Ihre hochſchätzenswerthe Mitwirkung zu ſchenken. Haben Sie in Betreff Ihres Unterkommens oder ſonſt irgendwie Wünſche, ſo teilen Sie dieſe nur unſerem braven Seidl mit, der mir jetzt mit beſtem Willen hilfreich iſt.

Leider bin ich jetzt ſo überbeſchäftigt und übermüdet, daß ich an die Ordnung rein künſtleriſcher Angelegenheiten, wie der richtigen Normierung der Harfenſtimmen durch Ihre Bearbeitung gar nicht denken kann. Ich hoffe dazu nach den vorbereitenden Proben, d. h. mit Ihrer Hilfe noch Zeit zu gewinnen.

Einſtweilen ſind Ihre Umarbeitungen, für welche ich Ihnen noch ſo viel Dank ſchuldig bin, in die Stimmen eingetragen. Das weitere erſehen wir dann.

Wollen Sie wohl die Güte haben, meinem freundlichen Wohlthäter, dem Frucht- und Blumenhändler Herrn Weber noch meinen herzlichſten

Dank für wiederum die letzte Sendung von wilden Weinreben für meinen großen Laubgang zu entbieten?

Ich bedaure wahrlich, den vielen mir zugewendeten Freundschaftsbezeigungen so wenig unmittelbar mich erkenntlich erweisen zu können, da ich eben beständig in Sorgen und Nöthen für meine große Unternehmung befangen bin.

Hiemit aber grüße ich Sie auch schließlich allerbestens als

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 28. Mai 1875.

## 103.

### An Richard Fricke.

Geehrter Herr!

Zwar erwarte ich noch auf meinen zweitletzten Brief von Ihnen eine geneigte Antwort. Einstweilen glaube ich Ihnen nur sofort erwidern zu müssen, daß Sie mir selbst erst am 12. Juli willkommen sein werden und hoffentlich alles noch in Ordnung kommen kann. Ihre Wünsche im Betreff Reise-Entschädigung und freies Unterkommen sowie Verpflegung (am besten wohl im Gasthofe) sollen, wie billig und dankenswerth anspruchslos, genau erfüllt werden. Nur für 1876 müssen Sie sich vom 1. Juni bis 29. August unbedingt von allen Ihren sonstigen Verpflichtungen frei machen können, sonst ist an eine Ausführung Ihrer Mit-

wirkung gar nicht zu denken. Ich hoffe, daß dieſe in dieſem einzigen Falle Ihnen möglich werden wird, wogegen ich die Verpflichtung übernehme, für hierbei ſtattfindende Verluſte Sie gänzlich ſchadlos zu halten.

Nun erwarte ich zunächſt noch Ihre freundliche Mithilfe zur Beſchaffung tüchtiger, hoch- und gutgewachſener Chorſänger oder junger angehender Sänger (per se), vielleicht auch von anderswo noch her, als von Deſſau.

Im voraus ſchönſtens dankend und beſtens grüßend

Ihr ergebener

Richard Wagner

Bayreuth, 28. Mai 1875.

## 104.

### An Lilli Lehmann.

Datum unbeſtimmt.

Liebſte Lilli!

Jetzt nur noch kurz die Berichtigung der Abänderung, welche, in Folge Ihres etwas verſpäteten Eintreffens nöthig ward. An dem ganzen Probenplane darf ich nicht rütteln, weil ſonſt Alles auseinander fallen könnte. Sie ſind alſo (mit Fräulein Lammert) erſt am 2. Juni frei; ſomit verlegen wir nothgedrungen den Beginn der Proben auf den 3ten Juni Nachmittag, fahren aber nun (für das Rheingold) täglich fort, laſſen demnach die zwei folgenden Frei-Sonntage

für die abgegangenen 2 Wochentage mitthätig eintreten. Demnach

| | | |
|---|---|---|
| Rheingold: | 1e Sc. | 3. 4. 5. Juni |
| | 2e 3e Sc. | 6. 7. 8. — |
| | 4e Sc. | 9. 10. 11. — |
| Walküre. | — | 12. Juni. |

u. so (hoffe ich!) ungestört weiter.

Ich bitte Sie nun, mir in der Einhaltung dieser Anordnung getreulich beizustehen! Das Musikfest werden Sie zu meinem großen Bedauern, wohl aufgeben müssen: Auch Vogl ist in diesem Falle! —

Im Uebrigen seid Ihr Alle schl — ich wollte sagen: gute Menschen! Ueber die Sieglinde werde ich mich dieser Tage zu entscheiden haben.

Zum Hülsen-Jubiläum werde ich jedenfalls meinen Beitrag senden. Ich habe diesen vortrefflichen Mann wirklich sehr schätzen gelernt!

Hier noch etwas „Herrliches"! Herzliche Grüsse an Rhein-Töchter und Mutter!

Ihr sehr guter
Richard Wagner

## 105.

### An Hermann Levi.

Geehrtester Freund!

Entschuldigen Sie meine Nachlässigkeit im Schreiben und Antworten auf den Grund meiner Überbeschäftigung. Mit Frau Vogl scheine ich nun einmal kein Glück haben zu sollen; vielleicht kommt aber auch dieses noch zum Vorschein!

Für die ausgewählten Musiker danke ich

hnen sehr: ich nehme ihre Mitwirkung als eine
hrenbetheiligung an der Sache an. Sehr leid
ut es mir, daß Sie diesen Herren erst noch eine
ſondere Gratification seitens der Hofintendanz
szuwirken glauben mußten. Keines der Mit-
ieder der Berliner, Hannöver'schen, Darmstädter
c. Hofkapellen genießt dergleichen heimische Gra-
ficationen, und Jedes begnügt sich mit der
ufenthaltsentschädigung, welche ich im Namen
einer Patrone ihnen einzig bieten durfte. Wie
erden sich nun die Herren Münchener mit ihrer
evorzugung unter diesen ausnehmen? Und wie
mmen gerade diese, ohne welche ich mein Or-
eſter übervollzählig haben kann, dazu, durch be-
ndere Begünstigung von Hause her eine Aus-
ichnung zu genießen, die dort, von wo sie ertheilt
ird, endlich doch mir erwiesen zu sein scheint,
r ich gar keinerlei Auszeichnungen von Seiten
s Herrn Generalintendanten in München be-
nſpruche? Der Fall ist mir aus tiefliegenden
ründen völlig unangenehm, schon weil er mich
n die widerwärtigsten Erfahrungen meines
ebens erinnert. Sobald nämlich der König von
Bayern irgend eine Musteraufführung meiner
Werke befahl, stellte sich sofort das ganze Theater-
nd Orchesterpersonal mit Forderungen von
Gratificationen ein, als ob meine Werke nur durch
eſondere, gewissermaßen beschwichtigende Gna-
enbezeugungen von oben im Betreff der hierauf
erwendeten außergewöhnlichen (und doch eigent-
ich unnützen) Anstrengungen herauszubringen
wären, gleichsam durch Schindereien und Placke-
reien, die besonders vergütet werden müßten. Ge-

wisse Sänger verlangten für ihre Mitwirkung Steigerung ihrer Pensionen usw. Ich sehe nun etwas Aehnliches hat sich hierbei wieder zugetragen, und muß dagegen gestehen, daß ich durch die willig anderseits her mir zugetragene, sogar aufopferungsvolle Unterstützung etwas verwöhnt bin. — Kurz, ich möchte, man hätte diesmal seine Gunst mir nicht geschenkt: sie wird mir im Cabinet doch angerechnet, wie ich dieß seiner Zeit sehr wohl erfahren mußte! —

Zudem thut es mir leid, daß gerade C. M. Abel, der sich von lange her bei mir um die Mitwirkung bei diesen Aufführungen beworben hat, und mir sehr befreundet ist, aus Disciplinar-Rücksichten mir versagt sein muß.

Sie sehen, mit allem, was von München kommt, hat es für mich immer einen Haken, d. h. aus der Beamtenwelt dort! — Nach diesem Erguß, den ich nicht zurückhalten konnte, sage ich Ihnen für Ihre gewogenen Bemühungen meiner besten Dank, und bitte Sie auch noch meinen vortrefflichen Mime-Schlosser herzlichst von mir zu grüßen! Hoffentlich wird diesem Einzigen, den ich mir sehnlich aus München herbeiwünsche, keine — Unannehmlichkeit deßhalb widerfahren?

Hochachtungsvollst der Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth, 1. Juni 1875.

Lassen Sie nur zu dem Contrabassisten ein ausgezeichnetes Instrument mitgeben. Es versteht sich, daß der Transport dafür extra vergütet wird. R. W.

106.

: Lilli Lehmann.

Geehrtes liebes Kind!

An Fräulein Grossi hatte ich zur rechten
it nach Prag geschrieben; seitdem, da ich keine
twort von ihr erhielt, habe ich mich wegen
bernahme der „Gutrune" durch sie an Sie,
eundin, gewendet.

Da ich noch einen Sopran für eine der „Wal-
ren" — Gerhilde — gebrauchte, und ich nicht
n erst noch eine fremde Sängerin hierfür auf-
hen möchte, weil doch eben Frln. Grossi für
reia u. Gutrune schon am Anfang und Ende
bleiben muß, so habe ich auch diese Partie an
e für Grossi abgehen lassen. Nun gebe Gott,
ß diese meine Annahmen in Betreff der
istungsfähigkeit der Dame nicht allzusehr auf
nd gebaut seien? Ich weiß von ihr, und ihrem
ten Willen noch nichts, als durch Sie, liebes
nd. Lassen Sie sich nur doch nun einmal hier-
er vernehmen!

Vielleicht haben Sie dieselbe durch Ihr
eundschaftlich großartiges Vorbild im Betreff
r Abweisung jeder finanziellen Schadloshaltung
was abgeschreckt? Das können enthusiastische
eelen, wie die Ihrigen, zu Stande bringen; die
ir so fern stehende junge Dame dürfte aber am
nde darüber mißmuthig werden, wenn ihr ihre
Mitwirkung auch noch besondere Ausgaben ver-
rsachte. In diesem Fall, liebstes Kind, bitte ich
ie doch recht sehr, zur rechten Zeit etwa einzu-

ſchreiten, und durch Zuſicherungen in meinem Namen die junge Dame vor dem möglichen Schwanken zu bewahren.

Was macht Marie? Iſt ſie endlich einmal bei Ihnen? Empfehlen Sie mich Frln. Lammert beſtens, und embraſiren Sie (wie ich es that) dießmal für mich Ihre Mama!

Auf gutes Wiederſehen am Werke!

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth 1. Juni 1875.

107.

An Julius Hey.

Geehrter Herr und Freund!

Sobald Ihnen dies irgend durch die Geneigtheit der Ihnen vorgeſetzten Behörde ermöglicht werden dürfte, erſuche ich Sie, ſobald und ſo lange wie möglich den Studien zur Aufführung meiner, für das nächſte Jahr beſtimmten Bühnenfeſtſpiele als Geſangs-Rath- und That-Kundiger beizuwohnen. Sie wiſſen, welchen Werth ich Ihrer Aſſiſtenz beimeſſe, und zweifeln daher nicht an der herzlichen Dringlichkeit meiner Bitte.

Hochachtungsvoll

der Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth. 3. Juni 1875.

108.

Lilli Lehmann.

Es bleibt dabei, Sie ſind ein ausgezeichnetes
d, an dem ich großes Wohlgefallen habe! Da
Marien ſo nahe wie nur irgend möglich ver-
dt, gilt ihr eigentlich ganz daſſelbe! —
Glauben Sie mir, ſolcher tüchtigen Freund-
ſt bedarf ich. Ich ſchicke Euch auch meine
ballle!

Herzlich grüßt

Ihr

Richard Wagner

Bayreuth 3. Juni 1875.

109.

Hermann Levi.

Geehrteſter Herr und Freund!

Laſſen Sie ſich in der, mir jetzt einzig mög-
en Kürze ſagen, daß ich unter keinen Umſtänden
nen einen Vorwurf machte, und namentlich den
und und die Veranlaſſung zu Ihrem Verhalten
dieſer Angelegenheit ſehr wohl reſpektire. Nur
nſche ich nicht, daß mein braver Schloſſer ſeine
rſchwängliche Enthaltſamkeit auf Koſten des
iglichen Cabinets im Beſonderen ausübe.
ine Unternehmung fußt auf dem ökonomiſchen
undſatze: Kein Kreuzer Gewinn (oder Honorar)
egen die notwendige Entſchädigung von Reiſe
d Aufenthalt für Solche, welche aus eigenen

Mitteln hierfür nicht ausreichen. In dringenden Fällen wird sogar reichliche Entschädigung dadurch ermöglicht, daß viele der besser gestellten Künstler gar keine Entschädigung verlangen. In diesem Sinne habe ich Schlosser geschrieben.

Nun aber noch eine Bitte:

Können Sie mir einige ausgezeichnete Chorsänger zuweisen? Ich habe besonders noch tüchtige Tenöre nöthig (für die Männerscenen der Götterdämmerung) Haupterfordernis: hohe, schlanke Gestalt, gute Haltung und Bewegung; somit weniger Choristen (etwa aus dem Kirchenchor!) als junge Anfänger für Oper, und Schauspieler mit genügender Musik und guter Stimme. (Besonders Sprache.) Ihre Entschädigungs-Bedingungen werden die gleichen wie für die Orchestermitglieder sein.

Nun aber: ich muß Ihren Contrabaß-Tubisten haben. Er soll sehr gut sein, auch schon mein Instrument geblasen haben. Ich würde Sie mit leichtem Herzen ersuchen, diese und die zuvor bezeichnete Acquisition nur zu vermitteln, wenn ich nicht der Fest- und Musteraufführungen gedenken müßte, welche Herr von Perfall gerade vom Monat August an für München ankündigt.

Für dieses Jahr wären allerdings die Herren vom 15. August an wieder von mir entlassen, und somit geht die Sache doch wohl zu vermitteln?

Mir ist nicht möglich, die Familie Vogl jetzt in Weimar zu hören. Einstweilen habe ich in Frl. Weckerlin, welche ja nächstens bei Ihnen singen wird, eine wirklich gute, mit manchem Vorzüglichen ausgestattete Sängerin von schöner

ſtalt, Intelligenz, und gefühlvoller, jungfräu-
er, leider aber nicht ſehr kräftiger Stimme
nen gelernt und gern in Ausſicht genommen.
hörе, ſie will in München als „Norma“
treten. Sehr thöricht!
Nehmen Sie vorlieb mit dieſen ſchlechten
len und bleiben Sie geneigt Ihrem
ſehr ergebenen
Rich. Wagner.

Bayreuth, 8. Juni 1875.

110.

Karl Hill.

Geehrteſter Herr und Freund!

Die Zeit unſerer Proben nähert ſich jetzt, und
drängt mich, Sie nochmals freundlich einzu-
en, Ihrer mir ſo werthen Zuſage eingedenk
bleiben. Am 1. Juli hoffe ich, unſer ganzes
ſonal hier verſammelt zu ſehen.
Wollen Sie mich dort aber auch bei Herrn
pellmeiſter Schmitt wegen meines Schweigens
letzter Zeit entſchuldigen. Ich hatte ſo viel
reden und zu ſchreiben dahin, wo etwas im
nge war zu Stande zu kommen, daß mir wirk-
keine Zeit für dorthin übrig blieb, wo nichts
Stande kommen wollte. Ich bedaure ſehr,
Herren Schweriner Muſiker nicht in meinem
cheſter begrüßen zu können, da es mir nicht
glich war, ſie davon zu überzeugen, daß ich auf
ſten meiner Patrone nicht nach Gutdünken
a generös zu ſein hätte. Berlin, Hannover,

Wien usw. (auch Darmstadt) haben die Skrupel Schwerins nicht empfunden und sind mir treu geblieben. Meines geehrten Freundes Schmitt Anerbieten zur Vermittelung eines Ausgleiches konnte ich aber doch unmöglich wohl annehmen.

In Betreff des Siegfried hatte ich noch große Not (auch mit Schroetter versuchte ich es!). Jetzt scheint sich der richtige Ausweg gefunden zu haben, und hoffe ich nun, mich als komplet betrachten zu können.

Somit auf erfreulichstes Wiedersehen, geehrtester Freund und Stolz meines Personals.

Hochachtungsvoll grüßt Sie

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth. 13. Juni 1875.

## 111.

An Eugen Gura.

Geehrter Herr und Genosse!

In der Sorge für meine Heerschaar schreite ich noch zu einer vorhergehenden Musterung.

Mit Bestimmtheit erwarte ich Sie, Ihrer schönen Zusage gemäß, vom 15. Juli bis 15. August. Die Proben (am Clavier) beginnen zwar schon am 1. Juli, doch können wir bis zur Götterdämmerung erst am 15. gelangen, weil Scaria (Hagen) sich erst von dann ab mir zugesagt hat. Zwar hätte ich den großen Wunsch, daß Sie im „Rheingold" bereits den „Donner" (mit seinem energischen Gewitterzauber) überneh-

möchten, nur muß ich glauben, Ihre An-
ahme an dem Ganzen dadurch zu schwächen,
ich Sie — für bestimmt — bereits in einem
Stücke beschäftigte, in welchem Wotan zu sin-
hat, da wir andrerseits dahin übereingekom-
sind, daß Sie den „Wotan" mitstudieren,
nur um bei Gelegenheit unsrer Proben die
hie für spätere Reproduktionen sich voll-
nen anzueignen, sondern auch selbst schon bei
n Festaufführungen (wenn Freund Betz ein-
unwohl werden sollte) sofort für ihn ein-
zu können. Dies wäre nun erschwert, wenn
m „Rheingold" den Donner übernähmen —
t mir andrerseits sehr gedient wäre.
Das sind solche Dinge, die endlich durch per-
hen Verkehr in Ordnung kommen müssen.
heute habe ich Ihnen noch für die schöne
ulation zu meinem Geburtstage herzlichst zu
n; sie erfreute mich sehr! Ich bitte Sie,
n ihr beteiligten anderen Freunden dieselbe
sagung von mir zu übermitteln!

Mit größter Ergebenheit

der Ihrige

Richard Wagner.

yreuth 13. Juni 1875.

112.

Franz Betz.

Lieber Freund,

Alles ist in Ordnung für unsere Proben:
warte Wotan zum Einzuge der Götter?

Hoffentlich ist er gnädig gestimmt!

(Unter uns gesagt: am 1. Juli geht der Teufel los, und ich erwarte meinen „Ingenieur".)

Mit den herzlichsten Grüßen, auch Dank für Wein und Selterser-Wasser

Ihr sehr ergebener
Richard Wagner.

Bayreuth, 18. Juni 1875.

## 113.

### An Friederike Sadler-Grün.

Hochgeehrte Freundin!

Schön pünktlich!
Schön pünktlich!
Am 1. Juli!!!

Ihr
sorgenvoll ergebener
Richard Wagner

Bayreuth, 20. Juni 1875.

## 114.

### An Julius Hey.

Geehrtester Freund!

Ich ersuche Sie, es möglich zu machen, schnell für einige Tage zu mir zu kommen. Ich gebrauche Ihre Hilfe zur sachgemäß geleiteten Correctur eines Sängers, welcher mir wichtige Dienste zu

leiſten verſpricht, an welchem aber hierfür eine eingehende Geſangs-Kur ausgeübt werden muß. Ich wußte Niemand wie Sie hierfür!

Alles Uebrige findet ſich!

Auf geneigten Beſcheid harrend

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 22 Juni 1875.

115.

An Julius Hey.

Telegramm (6. Juli 1875)

Ihre Gegenwart iſt unumgänglich notwendig. Kommen Sie ſogleich.

Richard Wagner.

116.

An Franz Betz.

Lieber Freund,

So kann es doch nicht fortgehen! Ich glaube, s iſt Niemann's Sache, den Ungehörigkeiten, u denen er doch offenbar den Anlaß gegeben, n irgend welcher Weiſe entgegen zu treten, da s allerdings der Sache gefährlich werden könnte, enn ich dies thun müßte! —

Herzlichſt der Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth 15. Juli 1875.

Wie Sie ſehen in Haſt und Eile!

## 117.

### An Albert Niemann.

(Telegramm-Entwurf auf deſſen (anfangs verſtümmelte) Depeſche vom 21. Juli 1875: — Baden-Baden
Richard Wagner, Bayreuth.
Nehme beſtimmt an, daß ich in Götterdämmerung unbeſchäftigt; deshalb nicht vorſtudiert. Niemann)

Lieber Fr! Mein letzter Br. über die Beſetzung des Siegfried kann Sie doch unmöglich zu der Annahme veranlaßt haben, Sie ſollten in Götterdämmerung unbeſchäftigt ſein?

Möge ſich zu meiner Trauer über den Sie betroffenen Familienfall nicht das Bedauern eines Mißverſtändniſſes zwiſchen uns geſellen, und ich recht bald Sie hier begrüßen können. R. W.

## 118.

### An Auguſt Wilhelmj.

Mein lieber, werther Freund!

Augenblicklich antworte ich Ihnen auf Ihren, wirklich labungsvollen, Brief, — deßhalb nur wenig!

Die Principalſtimme ſoll Ihnen Seidl ſofort zuſchicken; für jede Correctur meines Geigenſatzes bin ich Ihnen zum voraus herzlichſt dankbar. —

Der kleine große Hund folgt zu ſeiner Zeit: an wen ihn abreſſieren?

Wären Sie doch nur noch bei unſerem Gartenfeſte geweſen! Es gerieth herrlich, und ließ mir nur das Bedauern, Sie davon fern zu wiſſen.

Für alle meine ferneren Lebenstage, Ihnen,
er Freund, herzlichſt verbunden

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth. 18. Aug. 1875.

119.

Franz Betz.

Den ſchlafenden Betz
weckt man nicht,
Damit nicht gar noch
Die Brille zerbricht.

Richard Wagner.

Guten Tag, lieber Freund! Wie geht es
dem Rheumatismus und ſonſt? Wann hört
etwas von Ihnen? Sind Sie mir gut ge-
ben?

Ihr

September 1875. Richard Wagner,
(Bayreuth). Kappenmacher.

120.

Lilli Lehmann.

Liebe Freundin!

Hier ein Brief Reichenberg's, der mir eine
küre empfiehlt. Sie wiſſen, daß Sie von
auch zur Walkürenmeiſterin gemacht worden
und bitte Sie daher, Reichenberg's Aner-
n in Betracht zu ziehen, ſowie demgemäß

mit ihm (in meinem „Auftrage") zu verkehren. Was hören Sie von der Wild in Köln?

Ich hab' viel Aerger gehabt seit der großen Freude unserer Proben. Nun, es war ja in allen Zeitungen zu lesen, und ich hätte wohl erwartet, daß von Seiten der Gäste unseres Hauses etwas gegen jene Unfläthereien geschehen wäre. Indeß, — das scheint man nicht so ernst zu nehmen! Gut! —

Grüßen Sie Mama und Schwesterchen! Ihr waret und bleibet die Besten! — Sagen Sie aber noch Fräulein Lammert, wie sehr ich unseren voreiligen Abschied bedauere. Meine Frau grüßt Sie alle herzlichst!

Ihr guter kleiner
Richard Wagner.

Bayreuth 26. Sept. 1875.

## 121.

### An den Theaterdirector Scherbarth in Düsseldorf.

Geehrter Herr Director!

Ich läugne nicht, daß ich mit der Bitte, Hrn. Unger seiner contractlichen Verpflichtungen zu entbinden, Ihnen eine Zumuthung gestellt habe, welcher in Güte zu entsprechen Ihnen fast unmöglich fallen mußte. Dagegen hielt ich es für meine Pflicht, Sie bei Zeiten davon in Kenntniß zu setzen, daß Herr Unger auch am 1. November nicht bei Ihnen eintreffen werde, weil er für die Dauer seines Contractes mit Ihnen über-

rupt das Theater gänzlich verlassen soll und
ill. Gewiß thaten Sie mir leid, Ihnen dies
nzeigen zu müssen, weil ich die Ihnen hier-
urch bereitete, und Ihrerseits so ganz und gar
icht verschuldete, Verlegenheit unmöglich über-
hen konnte. Deshalb tröstete ich Sie auch mit
em Gedanken der Annahme, es habe Sie eine
alamität betroffen, wie sie uns oft durch das
chicksal beschieden ist, z. B. Herrn Unger habe
ner der Krankheits- oder sonstiger Unfälle be-
roffen, wie sie in seinem Kontract als von dessen
rfüllung entbindend vorgesehen sind. Betrachten
ie es so; und müssen Sie sich hierfür zu helfen
achen, so würden Sie der festen Erklärung gegen-
ber, daß Herr Unger ununterbrochen seine Stu-
ien fortsetzen und nicht zu Ihnen kommen wird,
ie richtige Stimmung u. den rechten Entschluß
nden. Denn wie ich Ihnen das schon sagte,
andelt es sich hier um den entscheidenden Wende-
unkt einer ganzen Lebenslaufbahn, und zwar
ines Sängers, der bereits im reifsten Alter hier-
ir angelangt ist. Ich kann das nicht mit an-
ehen, daß hier etwas zu retten ist, was — gerade
on jetzt an — für immer verloren geht, wenn
hm nicht die richtige Pflege zutheil wird; und ich
in um so fester entschlossen hierfür einzutreten, da
s sich weder von meiner, noch von Hrn. Unger's
eite, um irgend einen pecuniären Gewinn han-
elt; der Letztere hat sich während seiner Studien-
eit kümmerlich zu behelfen, und meinerseits wird
ei meiner ganzen Unternehmung nur an An-
trengung und Opfer, mit grundsätzlichem Aus-
schluße jeder nur erdenklichen Entschädigung ge-

dacht. Da alles hiermit Gemeinte nur zu Herrn Unger's Gunsten ausschlagen kann, so ist es recht gut denkbar, daß er, am Ziele angelangt, auch in die äußere günstige Lage kommen dürfte, sich Ihnen erkenntlich zu zeigen, was er Ihnen gern verspricht. Verfolgen Sie ihn jetzt, worauf wir gefaßt sein müssen, so werden Sie jedoch nicht verwundert sein dürfen, wenn wir uns durch Anwendung aller Rechtsmittel gegen sofortige Entschädigungszumuthungen wehren, da namentlich meine Unternehmung bis jetzt nur durch den guten Willen und den Eifer weniger gedeiht, keineswegs aber mehr als das Allernöthigste zur Durchführung abwirft.

Ich bitte Sie daher, mich wohl verstehen zu wollen, mir auch keine leichtsinnige Willkür Ihrer Düsseldorfer Unternehmung gegenüber zuzusprechen, wenn ich Ihnen den ganz bestimmten Entschluß bekräftige: Herr Unger studirt von jetzt an ununterbrochen ein volles halbes Jahr bei seinem Gesanglehrer, Herrn Professor Hey in München, und gelangt hierdurch, wie ich dies dem Erfolg seiner letzten Studien als Überzeugung entnommen habe, zu derjenigen Sicherheit in der Verwerthung seiner Anlagen, die ihm nur auf diesem Wege gegeben werden kann.

Mit größter Hochachtung und wahrem Bedauern der mit diesem Schreiben Ihnen zugefügten Beschwerde, verbleibe ich

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 3. Oktober 1875.

122.

Franz Betz.

Mein lieber, werther Freund,

Ich habe endlich die Stimmung gefunden, in wie ich es empfinde, rechten Weise an Niemann schreiben. Wahrhaft bekümmern eigentlich mich in dieser Sache; was Überreiztheit und sonnenheit auf der einen Seite verschuldet, ten Sie, als gänzlich Unverschuldeter, wie schwere Trübsal empfinden. Es ist mir jetzt wie ein absurder Traum, wie ich ihn jetzt r so oft träume, und von dem ich beim Er- en nicht recht weiß, ob ich ihn geträumt erlebt habe. Leider ist das Leben nicht viel res, als ein stetes wüstes Träumen!

Ich wollte Fischer als Correpetitor erbitten; n erhalte ich aber die Nachricht, daß Mann- t da ist. Sehr gut! Freund Eckert scheint noch nicht viel vom Tristan zu wissen; (jetzt er mich um die Partitur!).

Lassen Sie im Besonderen, theurer Freund, durch meinen, in Betreff des Kurwenal und n Besetzung durch den bedeutenderen Dar- r begangenen Fehler doch nur ja nicht be- ! Ich habe diesen Fehler bis heute ge- nd dadurch gebüßt, daß man ihn fortsetzte durch vernachlässigte Besetzung des Marke einzig wichtige Parthie zur Unwirksamkeit drückte, wodurch die Wirkung des zweiten gänzlich, die des dritten Aktes zum großen mit verfehlt wurde. Die Parthien rangiren htlich ihrer Bedeutung folgender Maaßen:

I { Triſtan } = { Iſolde } = { Marke }
II { Kurwenal } = { Brangäne } = { Melot }

Glauben Sie doch nur mir und ſehen Sie ſich den Marke einmal genau an, je — leſen Sie nur ſeine Rolle! — übrigens hat es mir nicht den rechten Anſchein, als ob es dieſen Winter in Berlin mit dem Triſtan Ernſt werden ſollte! Kinder! Das iſt ein ſchweres, hartes Unternehmen, welches ein langes und inniges Umwerben bei ihm erfordert! Jetzt bleiben nur Sie mir gut und treu! Ich brauche einige tüchtige Menſchen, denn Noth, Ärger, Sorge, und Mühe habe ich gerade genug!

Leben Sie wohl und ſeien Sie herzlichſt gegrüßt von Ihrem treu dankbar ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 5. Oktober 1875.

## 123.

### An Hermann Levi.

Geehrteſter Freund!

Haben Sie, mit dem vortrefflichen Vogl-Paar beſten Dank. In Kürze erwidere ich Ihnen nur Ihren geneigten Vorſchlag dahin, daß ich es jetzt für nicht mehr an der Zeit halte, Conzerte oder ſonſt etwas für das Zuſtandekommen von Bayreuth zu geben. Dieſes iſt geſichert, wenn auch für das Nächſte noch einige Schwierigkeiten zu überwinden ſind: der gute Wille meiner Sänger und Muſiker iſt meine Hauptſtütze. Wir gehen im nächſten Jahre nicht eher auseinander, als

nach den drei Aufführungen; mit dieſen iſt dann alles in Ordnung. Laſſen Sie mich über meine Abneigung gegen Bruchſtück-Vorführungen in Concerten nichts weiter ſagen! — Auch eine Theateraufführung des Triſtan ſelbſt zu dirigiren würde mich viel zu ſehr angreifen, weßhalb ich dieß auch ſchon ſeit längeren Jahren mir vertrauten Dirigenten überlaſſen habe.

Auf der anderen Seite thut es mir wohl leid, meine ſo erfreulich angeknüpfte Bekanntſchaft mit den ſo ſehr tüchtigen Vogl's für jetzt nicht weiter ausbilden zu können. Hätte ich Beide doch in Wien! Wie gerne ſtudirte ich z. B. mit ihm den Tannhäuſer! Einem bloßen, flüchtigen Gaſtſpiele für einige Aufführungen des Triſtan in Wien war ich entgegen. Könnten aber die beiden Sänger einmal für längere Zeit nach dort abkommen, ſo ſtudirte ich ſehr gerne eben mit Ihnen dort den Triſtan neu ein. Ich ſchrieb dieß kürzlich dem Director Jauner, mit dem Bemerken, daß ich für die jetzt — mit dem Wiener Perſonale — vorbereiteten Aufführungen des Tannhäuſer gar kein Herz hätte.

Wenn ich von Ihren Choriſten ein tüchtiges Quartett für nächſtes Jahr bekommen könnte, wäre dieß ſehr ſchön: nur müßten ſie auch bei den Proben ſein, mindeſtens vom Juli an.

Es freut mich ſehr, daß Sie an mich denken, nur will es mich dünken, daß Sie immer noch über mein Verhältniß zu München im Unklaren bleiben. Im Publikum ſind es dort ſelbſt nicht die „Greiſe", mit denen ich etwa nichts zu thun haben möchte; wogegen das ganze Münchener

Publikum, von den Kindern bis zu den Greiſen mir ſehr werth iſt: nie habe ich mich über daſſelbe zu beklagen gehabt. Aber gewiß ſind es auch nicht die Künſtler, weder Sänger noch Muſiker — aber es ſind Geſpenſter dort, denen ich nicht mehr begegnen mag!

Nun, das nächſte Jahr wird uns wohl Alle freundlich zuſammen bringen, dann fürchten wir uns ſelbſt vor Geſpenſtern nicht.

Schönſten Gruß an Herrn und Frau Vogl! Sie ſollen mir treu und gut bleiben! Hochachtungsvoll bleibe auch ich

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 9. Oct. 1875.

Seiner Majeſtät hatte ich ja voriges Frühjahr eine Privat-Aufführung meines letzten Wiener Programms mit Herrn und Frau Vogl (als Siegfried und Brünnhilde) vorgeſchlagen. Es ward nichts daraus! Nun iſt's zu ſpäth!

## 124.

An Hans Richter.

Lieber Richter!

Alſo, es ſoll nun doch Ernſt werden mit den Wiener Aufführungen! Ich dachte ſchon, ich käme davon los, weil es mir mit den Vorarbeiten

Dekorationen, Ballet usw.) zu hinken schien; auch
weil ich offen meine Herzensbeschwerde über die
Besetzung (vor Allem des „Tannhäuser" selbst)
zu erkennen geben mußte (auch Frau Wilt als
Elisabeth!!!). Im Ganzen muß ich wohl auch be-
kennen, daß die Sache mir gerade jetzt sehr zur
Unzeit kommt! — Nun aber scheint es doch, daß
man auf die Durchführung unserer Abmachungen
in einem freundlichen Sinne rechnet, und somit
— sehen wir, was wir zu Stand bringen. Ich
höre, Sie nehmen bereits Venus und Tannhäuser
vor. Vergessen Sie nur nicht unsern verehrten
Schweden*), darauf aufmerksam zu machen, daß
er das zweite Finale ganz singen muß. Da wird
es Noth geben mit dem A im Adagio („Erbarm
Dich mein!") auch mit dem leidenschaftlichen
Satze im Schluß-Allegro! — Doch muß ich er-
klären, daß ich hier nichts gestrichen lasse, und
daß, falls Labatt erklärt, daß er es nicht kann,
ich aus diesem Grunde allein schon erklären muß,
daß ich zu einer „Mustervorstellung" des Tann-
häuser mit ihm mich nicht zu begnügen vermag.
Ich fürchte also, es giebt noch schwere Nüsse zu
knacken! — Mit „Lohengrin" wird's leichter
gehen: hier will ich eben nur alle Striche her-
gestellt sehen: hat Signor Müller solch' eine
Löwenstimme, so wird das wohl auch gehen. —
Nun bitte ich, halten Sie sich recht dazu, die
Sachen herauszubringen: denn über den Decem-

*) Der Sänger Leonhard Labatt (1838—1897) war
schwedischer Abkunft (aus Stockholm gebürtig). Er gehörte
der Wiener Hofoper von 1868—1882 an.

ber hinaus hält mich Niemand in Wien feſt. — Jetzt, Gott befohlen! Seien Sie gegrüßt von

Ihrem alten

Richard Wagner

Lehnsherr auf Triebſchen.

Bayreuth. 11. October 1875.

125.

An Georg Unger.

Beſter Herr Unger!

Machen Sie ſich nur keine Noth, und führen Sie unentwegt durch, was Ihnen und der Kunſt zum Heile gereichen muß! Nur jetzt kein Schwanken!

In Güte mit Dir. Scherbarth auseinanderzukommen, wäre recht ſchön, auch habe ich es verſucht, habe an das Gefühl künſtleriſcher Ehre, humane Billigkeit appelirt; natürlich hat er mir hierauf geantwortet, dieſe Dinge gingen ihm als Theaterdirektor nichts an, und er könne nicht darauf eingehen. Darauf habe ich eben nur klar geſagt, daß es vernünftiger wäre, wenn er darauf einginge, denn, entließe er Sie nicht im Guten, ſo würde dieß im Böſen geſchehen müſſen; wir würden dann ſeine Klage zu erwarten und gegen ihn uns zu wehren haben; wogegen, benähme er ſich, in Rückſicht auf den Zweck, gut gegen Sie, ſo würden Sie gewiß auch ſich ihm dankbar erweiſen, was Sie als zu großem Rufe gelangter Sänger dann leicht in der Hand hätten. — Da er nun ſah, daß hier nichts auszurichten

ar, griff er dazu, Sie durch einen Advocaten
ahnen zu lassen: Diesem haben Sie sehr gut
antwortet. Was bleibt Herbarth*) nun übrig?
ie so einfach nur als „contractbrüchtig" zu de-
unziren, wird ihm schwer werden; verfährt er
ßartig, so bin ich auch noch da, um der Öffent-
hkeit das rechte Licht aufzustecken. Ich denke
ir dagegen, er wird auch diese Gelegenheit er-
eifen, sich schön auszustaffiren und vor seinem
ublikum mit unserer Correspondenz zu para-
ren. Das ist dann recht gut, und ich hätte dann
cht viel weiter dazu zu sagen. Schaden kann
hnen weder Ihr Verhältnis zu mir, noch zu
erbarth.*) Ehe Sie einmal wieder in ein festes
ngagement gehen, wird er auch nicht viel Stra-
u. s. w. erpressen können; was unmittelbar
thig werden sollte, das muß ich dann schaffen.
s Weitere warten Sie dann nur getrost ab:
mmt es zum Prozeß, — desto besser; der dauert
ne Zeit, kann durchaus nicht absolut zu unsern
gunsten ausfallen, und — bis er entschieden
geht Ihr Engagement zu Ende, und Sie sind
Siegfried geworden. Bekümmern Sie sich
r ja um gar nichts in der Welt, als um Ihr
ubium, daß Ihnen dieß rechte Freude macht,
hm und Ehre einbringt. Der Düsseldorfer
ge sich derweilen den Bart scheeren lassen:
mag für ihn ein Malheur sein, aber — wer
nicht Malheur? —

Ich komme, auf meiner Reise nach Wien, am
t. b. M. Abends für einen Tag (31st.) nach

*) Genau nach dem Autograph.

München. Freund Hey ist vielleicht so gütig, rechtzeitig mir im Hôtel Marienbad (Jahreszeiten sind mir zu offen auf der Straße beim Theater u. s. w. gelegen) für diese 24 Stunden Quartier zu besorgen. Ich brauche 2 Stuben mit je einem Bett und 2 Stuben mit je 2 Betten (Kinder und Erzieherin) dazu 2 Dienstkammern für Bedienten und Kammerjungfer. Nur sonst weiter Niemand von meiner Ankunft etwas sagen, namentlich beim Theater nicht! — Seidl sollen Sie auch zur rechten Zeit bekommen: gut wäre es aber wohl, wenn Sie sich in München eines tüchtigen Klavierspielers versichern könnten. Hierüber wollen wir sprechen!

Jetzt behalten Sie mir nur guten Muth und erachten Sie sich für sicher wie in Levi's (wollte sagen Abraham's) Schooß! —

Grüßen und beloben Sie in meinem Namen den vortrefflichen Basilio, Meister Hey, schönstens von mir! Auf gutes Wiedersehen!

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 20. Oct. 1875.

## 126.

An die Künstler (Einladungsschreiben).

Der unbedenkliche Eifer der künstlerischen Genossen meines Werkes, sowie der herrliche Erfolg ihrer Leistungen, welcher sich in den Vorproben dieses vergangenen Sommers herausgestellt, hat mir den vertrauensvollen Muth zur schließlichen bestimmten Ankündigung der Auf-

führung der Bühnenfestspiele in Bayreuth, im Sommer des nun bald anzutretenden Jahres 1876, gegeben.

Es bedurfte nur dieses Entschlusses, um mich auch des äußeren Antheiles an unserer so hervorragenden Unternehmung zu versichern: wir dürfen diese als nach jeder Seite hin einem günstigen Ausgange zugeleitet betrachten.

Dem zu Folge übersende ich Ihnen schon heute den genau ausgearbeiteten Probenplan, wie ich ihn für das Gelingen unserer Studien am Zweckmäßigsten angeordnet zu haben glaube und demgemäß auch pünktlich auszuführen mir vornehme, wohl vorausgesetzt, daß meine künstlerischen Genossen durch gleiche Pünktlichkeit ihrer Mitwirkung mich dafür im Stande erhalten.

Eine nähere Prüfung des hiermit Ihnen vorgelegten Probenplanes wird Sie genau davon in Kenntniß setzen, für welche Zeit, und welche Tage, ich auf Ihre Anwesenheit und Mitwirkung rechne. Im Allgemeinen habe ich, in Folge Ihrer freundlichen Erwiderung meines vorangegangenen Einladungscirculares vom Januar d. Js., Ihre Mitwirkung zu den Hauptproben und Aufführungen, welche die Zeit vom 1. Juni bis zum letzten August 1876 in Anspruch nehmen werden, als mir bereits zugesagt zu betrachten.

Die Vertheilung der Proben wird Ihnen jedoch gestatten, in besonderen Fällen über die freie Zeit, in welcher Sie hierbei nicht beschäftigt wären, zu Ihren anderweitigen persönlichen Zwecken zu verfügen, demgemäß Sie etwa Ihre Einrichtung für Gastspiele u. s. w. mit guter Muße

alsbald jetzt schon treffen könnten. In den Fällen, wo die Gewährung besonderer Beurlaubungen Ihnen Schwierigkeiten bereiten sollte, erbiete ich mich, durch angelegentliche Bewerbung darum auch meinerseits bei den betreffenden Behörden Sie zu unterstützen.

In Bezug auf die materiellen Entschädigungen Ihrer für so lange mir gewidmeten Zeit, komme ich schließlich nochmals auf das in meinem ersten Einladungsschreiben Ihnen Gesagte zurück, und verbleibe dabei, daß ich für die Vergütung unerträglicher Opfer und Einbußen zu sorgen habe, da ich es als das Unerläßlichste erachte, die von mir erwählten Künstler der Genossenschaft zur Ausführung meines Werkes erhalten zu wissen. Da ich Sie, als die allerwichtigsten Gewährleister des Gelingens meiner Unternehmung, mit Recht zu den Patronen derselben zähle, sollen auch Ihnen die Rechnungen und Bücher meines Verwaltungsrathes vorgelegt werden, um aus ihnen Sie ersehen zu lassen, daß von keiner Seite der mindeste Gewinn, allermeistens aber aufopferungsvolle Bemühung und Mitarbeit in Anspruch genommen war.

So möge denn auch durch Ihre liebevolle, nur dem Gelingen des Werkes zugewendete Theilnahme und Mitwirkung eine künstlerische That zu Tage treten, wie sie keine der heutigen Autoritäten, sondern nur eine freie Vereinigung wahrhaft Berufener der Welt vorführen konnte! —

Auf ein frohes Wiedersehen!

Bayreuth, 1. November 1875.

127.

n Franz Fiſcher.

Wertheſter Freund!

Nur wenige Worte mir möglich! — Seidl
ckt im Militär! —

Somit Sie einziger Canzlei-Chef und Gene-
lſecretär! — Unger u. Hey ſchmachten nach
nem Begleiter. Würden Sie nach München
hen wollen, ſo möchten Sie alle Correſponden-
n an Herrn Groß (viele Grüße an dieſen!)
nden. Haben Sie eine Partie der Siegrune
uerdings an Jemand geſchickt? Ich brauche
für Wien, wo ich Frln. Siegſtädt (vortreff-
h) dafür geworben habe. — Die Grimgerde
te ich mir ebenfalls hierher aus. — Brauche
ch 6 Probenpläne. — Geſtern Tannhäuſer —
räglich, mindeſtens correkt. In 3 Wochen bin
zurück. Gruß an Getreue!

Ihr ſehr ergebener

Richard Wagner

Wien Hôtel Impérial 23 Nov. 75.

128.

Lilli Lehmann.

Liebe Freundin!

Tauſend Dank voran!

Frln. Ammann läßt ſich nicht ſehen und
Menſch hier kennt ſie. Hätte ich nur die
rtie der Siegrune zurück, da ich — unter

der Ungewißheit — Frln Siegstädt (ganz vortrefflich) hier dafür gewonnen habe.

Grimmgerde fällt mir noch schwer, da Jauner seine einzige Altistin (Frln Treusel — sehr gut) mir bis Ende August nicht ablassen zu dürfen glaubt. Ja — könnte sich nur unsre Lammert Gottes verdoppeln! —

So steht es! Damit Sie nur etwas von mir wissen! — 15 Dezember hoffe ich nach Bayreuth zurückzugehen — Weib und Kinder habe ich mit hier! —

Schönste Grüße gegenseitig!

Bei elender Laune

Ihr stets neu verpflichteter

Richard Wagner

Wien 26. Nov. 75. Hôtel Impérial.

## 129.

### An den kgl. Kammervirtuosen Peter Dubez.

Allergeehrtester Herr Dubez!

Ich kam erst heute dazu Ihr ganz vortreffliches Harfen-Arrangement durchzusehen; dieses hatte ich mir für eine von Arbeit und Beschäftigung freie Stunde aufgespart. Wie sehr ich Ihnen für die Arbeit verbunden bin, so lebhaft bedaure ich, nicht früher bereits mit einem Künstler Ihres Gleichen hierüber mich in das Benehmen gesetzt zu haben. Jetzt müssen wir sehen, wie das nachzuholen ist. Sehen Sie sich doch gütigst bei Freund Richter die Partitur der „Wal-

ürе" an: kann man darin die Harfen ſo laſſen, ie ſie von mir geſchrieben ſind, ſo wäre mir's eb; iſt's nicht möglich, ſo müßte auch zu dieſer artitur ein Nachtrag geſtochen werden. Vom ten Akt des „Siegfried" in welchem wiederum ie Harfen reich angewendet ſind, will ich Ihnen doch, ehe es geſtochen wird, die Partitur zuhicken, damit Sie die Harfenſtimmen gleich ſo nrichten, wie ſie in der Partitur ſelbſt geſtochen erden können. Ich gebe dann auch an Schott in Mainz den Auftrag, dieſen Theil der Partitur n Manuſkript an Sie — oder (um ſicherer zu ehen, weil ich Ihre Adreſſe nicht kenne) an errn Richter — für Sie — abzuſchicken.

Den letzten Akt der „Götterdämmerung" in elchem die Harfen ebenfalls am Schluſſe ſehr ich angewendet ſind, erhalten Sie von mir zu eicher Bearbeitung ſelbſt zugeſchickt.

Ich ſage Ihnen denn nochmals meinen beſten ank und verſichere Sie der freundſchaftlichſten ochachtung, mit welcher ich bin

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

Bayreuth, 8. Dezember 1875.

## 130.

n Herman Zumpe.

Bayreuth, 21. Dez. 75.

Lieber Herr Zumpe!

Ich berichte ſofort über Ihren Wunſch in etreff meiner Opern — namentlich des Flie-

genden Holländer — an meinen Ceſſionar C. Bolz, an welchen übrigens auch Ihr Direktor ſich wenden könnte. (Adr. C. Bolz, Kaufmann, Schwalbacherſtr 2. Wiesbaden). Natürlich ſteht Ihnen meinerſeits nichts im Wege. —

Gewiß freut es mich, wenn es Ihnen erträglich geht; nur wünſche ich Ihnen den alten Kapellmeiſter vom Halſe.

Seidel iſt's leider ſehr ſchlecht ergangen, er wurde in Peſt gleich in das Militair geſteckt und kann erſt los, nachdem er 10 Tage ſinſtern Arreſt mit 4 Tagen Faſten u. ſ. w. überſtanden. Dazu ſtarb ſeine Mutter und hinterließ ihn gänzlich arm. Jetzt iſt er in München und ſtudiert den Siegfried (dem Unger) ein.

So blieben nur noch Fiſcher und Rubinſtein hier zurück.

Jetzt machen Sie Ihre Sache vollends gut, ſtellen Sie ſich zu den Aufführungen ſchön ein, und gedenken Sie mit Weib und Kind immer in Liebe der Bewohner von Wahnfried.

Mit den ſchönſten Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner

131.

An Karl Eckert.

Lieber Freund!

Vor 2 Monaten ſchrieb und ſchickte ich an Wieprecht wegen der hier, nach meinen Angaben conſtruirten Alt-Hoboe, davon ich ihm eben ein

Exemplar übergab, damit er es dem von ihm empfohlenen Englischen-Horn-Bläser zur Einübung — statt des Engl. Hornes — zustelle. Er sollte mir sowohl sein Urtheil darüber sagen, als auch mir bestätigen, daß er den von ihm Empfohlenen für der Sache gewachsen halte. Nun höre ich gar nichts davon! Wollten Sie ihn nicht vornehmen?

Ich empfehle Ihnen übrigens dieses Instrument ein für allemale für das Engl. Horn (wenigstens in allen meinen Opern) so z. B. jetzt sogleich für den Tristan (falls in seinem Betreff die Zeitungen recht berichten!)

Noch eine Noth habe ich — unter einigen anderen Nöthen! — Ihr Pauker, Hentschel, hat hier unter den Musikern allgemeines Fiasko gemacht, als zu alt und energielos!

Da habe ich nun den Münchener Pauker, welcher außerordentlich ist, und der mir zu Gebote steht. Wie wäre das nun anzufangen, daß wir Hentschel zu Hause ließen, ohne den guten Mann selbst, aber auch seine Collegen nicht, zu beleidigen? Gabrielsky (Flöte) habe ich mir auf Wieprechts besonderen Wunsch ausgebeten: er soll aber für gar nichts im Orchester sein, während ich um seinet Willen den enthusiastischen Doppler in Wien fahren lassen mußte. Um Wieprechts Willen, an dem mir natürlich Alles gelegen ist, will ich gerne Alles erdulden, und weder den Einen noch den Andern beleidigen. Aber — wüßten Sie vielleicht ein Mittel, hier der ewigen Kunst Wahrheit zu Liebe, mir auf- oder ab- zu helfen? —

Wie geht's! Wie geht's! Ich hoffe das Schöneberger Ufer hat mich noch lieb? —

Tausend herzliche Grüße

Ihr alter guter

Richard Wagner.

Bayreuth 22 Dez. 75.

132.

Ende Dezember 1875.

An die Nibelungen-Schmiede.

(Antwort auf ein an die Gemahlin des Meisters gerichtetes Gedicht, welches unterzeichnet war: „Nibelungen-Schmiede in München 1875. Julius Hey, Georg Unger, Anton Seidl, Franz Fischer.)

Der Nibelungen-Schmiede,
schickt sie statt Blumen Liede,
entsend ich solchen Gruß,
weil ich denn reimen muß!

Wenn Eurer Schwerter Klingen
bald muthig uns umsingen,
Der Schmiede und dem Schmied
lohnt Wald und Au' das Lied.

133.

An Amalie Materna.

Liebe geehrte Freundin!

Ich erfahre, daß Scaria eine Beantwortung seiner Forderungen seitens meines Verwaltungs-

rathes veröffentlicht hat, in welcher leider eben iese Forderungen gänzlich falsch berichtet worden ind. Herr Scaria forderte für den Monat August 7500 Reichsmark, sowie für jeden Tag im Juli 250 Mark. — Sie wissen, wie hoch ich wahres Talent schätze, und daß ich gar keinen Preis für eine Leistungen kenne. Andererseits haben aber auch gerade Sie es sehr wohl verstanden, daß ich bei meiner so gewagten Unternehmung nur mit offenem Buch für alle Mitwirkenden verfahren konnte, und demnach jedem der Künstler, welche mit wahrer Aufopferung sich mir zur Seite stellten, fast eine Beleidigung angethan haben würde, wenn ich einem Einzelnen, der sich aus Reihe und Glied stellte, mich unterwürfig gezeigt hätte.

Ich theile Ihnen dieß mit, um Sie — möglichenfalles — nicht an mir irre werden zu lassen. Auch hoffe ich, daß Freund Scaria durch die Vorstellungen, welche ich neuerdings ihm im Vertrauen gemacht habe, sich doch noch wird bestimmen lassen, sein richtiges Verhältniß zu mir in Beachtung zu ziehen. Wenn er sehr geneigt wäre, seine gegen mich begangene Uebereilung gutzumachen, würde er sich vielleicht veranlaßt finden, jenen falschen Bericht, als habe man ihm in Bayreuth für drei Monate 2000 fl. abgeschlagen, der Wahrheit gemäß zu corrigiren.

Ich hoffe noch immer das beste! und hoffe namentlich auf Ihre Treue, wie auf Ihre schöne, mir immer werther gewordene Begabung!

Diesen Gruß zum Neujahr, welchen ich dem

vortrefflichen Gemahl allerbeſtens von mir gleichfalls auszurichten bitte.

Auf baldiges Wiederſehen

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 1. Januar 1876.

## 134.

### An Georg Unger.

Mein lieber Herr Unger!

Damit ich an dieſem Neujahrstage doch auch etwas Freundliches vornehme, ſchreibe ich Ihnen noch am Schluſſe des Tages, auf Ihren heute erhaltenen guten Brief. —

Ich kann wohl ſagen, daß ich, ſeit dem Abſchluſſe unſerer Vorproben, nur Widerwärtiges erfahren habe. Ein tröſtlicher Blick iſt es dagegen, den ich auf Sie werfe. Sie ſtehen, mit Hey, in meinem Buch der Hoffnungen eingetragen. — Seit Schnorr's Tode wußte ich, daß ich vereinſamt und auf ein Neues, Unbekanntes angewieſen war. Ich hoffte nicht, dieſes mir fertig entgegentreten zu ſehen, ſondern vermeinte immer es mir erſt herausbilden zu müſſen. Um den Rechten zu erkennen, bedurfte es für mich nicht nur der guten und ausreichenden Begabung, ſondern ich mußte auf den Charakter, den höheren Ernſt, Desjenigen rechnen können, den ich fortan als mir beſtimmt erkennen ſollte. —

Nun machen Sie mir in beider Hinſicht große

reude! Haben Sie ſtets Vertrauen zu mir! lſo — der Scherbarth iſt vorläufig in die Ferne erückt? — Da nimmt er ſich ſehr gut aus! aſſen Sie ihn da, er wird uns kein groß Leid ringen. — Wie gern hätte ich Sie einmal wieder ei mir! Aber — Geduld! Den Triſtan ge-enke ich mit Ihnen nächſten Spätherbſt in Wien geben. Will unſer himmliſcher Hey ihn ſchon pt mit Ihnen ſtudieren, ſo bitte ich nur darum, eß nicht eher zu tun, als bis Ihnen Siegfried s in die kleinſte Muskel feſtſitzt. Denn — — — n Einem lernt man, was man ſpielend dann uf Alles überträgt: aber dieß Eine muß voll-mmen angeeignet ſein! Haben Sie den Sieg-ied ſo inne, wie es ſein muß, dann iſt für ie der Triſtan nur eine Sache der Memorie.

Aber in die Schmiedelehre könnten Sie immer hen, und zwar mit Mime, der als „Schloſſer"*) dem Handwerk ſchon etwas bewandert ſein ürfte. Möge Hey doch auch dieſen Mime etwas it vornehmen. Zuletzt fand es ſich, daß er ſich ſeiner ſchwierigen Aufgabe noch nicht ordent-ch zurecht geſetzt hatte. Er muß eine falſche timme annehmen, nur muß die Stimme ſelbſt icht falſch klingen. Es wäre gut, wenn er zu-ächſt noch mit ſeinem natürlichen Anſatze (ſagen ir: als lyriſcher Tenor!) ſeinen ſchweren Part cht korrekt herausſinge: iſt er mit den unge-uren Intonations-Schwierigkeiten ganz fertig, möge er dann endlich auch, um der eigenthüm-chen dramatiſchen Charakteriſtik gerecht zu wer-

*) Gemeint iſt der Sänger Anton Schloſſer in München, 1876 den „Mime" ſang.

den, eben als Dramatiker, ſein Organ in einem gewiſſen Sinne entſtellen, d. h. es rauh und heiſer erſcheinen laſſen. Aber hiermit muß er nicht anfangen; — und das war das Verſehen bei den Vorproben; es ſollte ſogleich ſchon dramatiſch fertig ſein, — um uns Allen Spaß zu machen. — Alſo? —

Meinen guten Seidel*) halten Sie ja recht warm: ich glaube nicht, daß es viele Solche, wie ihn giebt. Iſt er ſchwermuthvoll, ſo leeren Sie ihn ein paar mal beim Orlando Laſſo! Eure ganze kleine Clique gefällt mir dort ſehr wohl. Sie haben auch gute Geſichter! Es thut mir leid, daß mir eine temporäre Wirkſamkeit in München ſo ſonderbar — unmöglich geworden iſt! —

Wenn Sie übrigens einen vortrefflicheren Geſanglehrer und Menſchen einmal kennen lernen, als es unſer Hey iſt, ſo melden Sie mir das! Ich möchte dann wiſſen, wie der ausſieht! Denn unſer herrlicher Hey iſt bis jetzt wirklich in jeder Hinſicht mein Ideal! Möge er es nun glauben oder nicht!

Leben Sie wohl! Schönſten Gruß in die Schmiede! — Ich habe gute Einblicke, wozu Euch nöthig!

Glückliches Jahr 1876!

Es ſoll Ihnen lohnen!

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 1. Januar 1876.

*) Wagner ſchreibt bald „Seidel" bald „Seidl."

Und Fiſcher?
Telegraphiſt immer noch??
Ei! Ei!
Was ſagen dazu die Dilettanten?!

135.

An Lilli Lehmann.

Ach, liebes gutes Kind!

Sie ſind wirklich die Einzige, die ich „da draußen“ als Menſchen kenne! Auf Keinen iſt Verlaß. Wären Sie nur überall! — So ſchreibe ich vor 2 Wochen an Eckert, in mehreren Angelegenheiten, auch was unſer Orcheſter betrifft. Gut! Was das Eine betrifft, läßt er mir durch Wieprecht antworten: das war ganz geſcheidt! Nun aber vermeidet er mir zu ſchreiben, warum? Weil er mir eine Notiz über die Triſtan-Angelegenheit geben müßte, welche — natürlich — Allen Noth und Scham macht. Ich hab' von Anfang herein — und zwar ohne allen Aerger! — auf den Triſtan in Berlin nicht gerechnet. Es iſt zu — ſonderbar — zu glauben, daß man für dieſes Werk, auch nur im Betreff der Anfangsgründe, ohne mich ſich behelfen zu können glauben kann! Nun aber kommen immer Gerüchte zu mir. Das Neueſte, ich würde im Januar in Berlin erwartet „um mit Hülſen, Niemann, Betz, Fricke und Boggenhuber über die „„Beſetzung““ des Triſtan zu conferiren.“ Da ich gar nichts ſonſt erfahre, wäre mir dieß Alles gleichgültig. Nun kommt aber der Fall, daß ich in einer Pro-

zeßſache gegen den Muſikhändler Fürſtner, welche ich nicht leicht nehme, ſehr wahrſcheinlich bald einmal nach Berlin kommen muß. Iſt nun irgend etwas mit dem „Triſtan“ vor, ſo wünſchte ich natürlich gern die beiden Angelegenheiten combiniren zu können. Somit würde mir eine ganz klare und aufrichtige Darlegung des Standes dieſer letzteren Angelegenheit ſehr willkommen ſein. Ich bitte nun Sie darum!

Was iſt's mit der „Bayreuther Soirée, oder Matinée“. Ich möchte das nicht wehren, wiewohl ich jede Einladung, für Bayreuth, d. h. für das Zuſtandekommen von Bayreuth ein Konzert u. dergl. zu geben, abgewieſen habe, da ich, wenn ich die Aufführungen mit Beſtimmtheit ankündige, nicht noch für die „Ermöglichung“ derſelben agitiren kann. Es haben ſich große Widerwärtigkeiten und Erſchwerungen eingeſtellt, und wir leiden ſehr darunter: doch an der Sache ſelbſt laſſe ich keinen Zweifel mehr aufkommen. — Gelegentlich melde ich Ihnen, zu weiterer Verbreitung, daß Scaria nicht (wie er unverſchämter Weiſe in den Wiener Blättern hat angeben laſſen) für 3 Monate Fl. 2000, ſondern für Monat Auguſt allein 7500 Mark, und ſonſt für jeden Tag im Juli 250 M. verlangt hat; worauf ich natürlich, um unſerer übrigen Collegen willen, auf ſeine Mitwirkung verzichtet habe. (Dieß ſo eine kleine Verdrießlichkeit nebenbei!)

Wie dumm iſt es mir nun auch in Wien mit der Ammann gegangen. Bis in die letzten Tage meines dortigen Aufenthaltes, während welchem ich endlich die Siegſtädt geworben hatte,

ßt ſie nichts von ſich hören; am Tage vor einer Abreiſe meldet ſie ſich mit ihrer Adreſſe. h hatte keine Zeit mehr, und habe nun auch ren Brief — mit Adreſſe! — verloren.

Seitdem ſchreibt mir nun aber die Sieg- ibt wieder ab, die Partie ſcheint ihr nicht recht weſen zu ſein. Nun bereue ich wieder die Am- nun. Wo mag dieſe ſtecken?

Eine Altiſtin für die Fr. v. Müller habe ich ch noch nicht; aber Fr. v. Müller ſelbſt ſchreibt d gratulirt mir fortgeſetzt als „Walküre".

Solcher Unſinn kommt immer fort vor! —

So! nun habe ich Ihnen, meiner Regiſ- rin und Complotiſtin Alles gemeldet! Bleiben e mir gut! Geben Sie Marie und der guten mmert von mir einen herzhaften Kuß, und ge- ken Sie in treuer Liebe

Ihres geplagten aber guten

Richard Wagner

Bayreuth 4. Jan. 1876.

## 136.

### n Louis Braſſin in Brüſſel.

(Inhalt nach einem Briefe vom 16. Januar 78 aus Bayreuth.)

„Da er zu den beginnenden Nibelungenproben ingend Geld bedürfe, ſo will er ſich trotz großen iderwillens, doch entſchließen, zwei Concerte in

Brüſſel zu dirigiren, wenn ihm ein Betrag von mindeſtens 40,000 Francs hierfür garantirt wird. Es müßte möglichſt viel Beethoven, Mozart, Haydn, Weber, ſo wenig wie möglich aber Wagner aufgeführt werden; etc."

137.

An den Opern-Director Franz Jauner in Wien.

Geehrteſter Freund und Gönner!

Wie ſehr hat mich wieder Ihre lebendige Aufnahme der letzten Mittheilung meiner Anliegen an Sie gefreut! Wie ſehr aber auch muß ich bedauern, daß Ihre Bemühungen Herrn Scaria zu einer richtigen Auffaſſung ſeines Verhältniſſes zu mir und meiner künſtleriſchen Unternehmung zu beſtimmen, ſo fruchtlos ſein mußten.! Nach meinen letzten Erörterungen an Sie, ſowie den vorangehenden an Herrn Scaria ſelbſt habe ich hierüber gewiß nichts mehr von Neuem auseinanderzuſetzen. So viel dünkt nun wohl jedem erſichtlich, daß Herr Scaria zu mir in kein anderes Verhältniß, als das zu einem Impreſario oder einer Theater-Intendanz treten will, nur noch mit der Ausnahme, daß er meiner Unternehmung keinen Credit giebt! Es iſt demnach Er, welcher mit Beſtimmtheit aus dem Verbande der mich unterſtützenden Künſtler heraustritt und jedes dieſen Verband charakteriſirende Motiv ignoriren will.

Kurz gesagt: das Geld, welches er verlangt, re zu schaffen, am Ende auch sofort voraus- zahlen. Daß Er aber, namentlich das Letztere, Bedingung der Zusage seiner Mitwirkung ver- gt, ist, dem Verhalten aller übrigen Genossen ines künstlerischen Unternehmens gegenüber, e unerhörte Beleidigung für das Ganze. In sem Sinne ist die Sache auch von einigen vor- hmlichen Mitgliedern meiner Genossenschaft, lche ich um ihr Votum telegraphisch anging, sgefaßt worden; schon hierdurch bin ich für in ferneres Vernehmen mit Herrn Scaria be- nmt. Selbst aber, wenn ich alle meine anderen cksichten hintansetzend, nur Herrn Scaria's Mit- rkung zu erhalten suchen wollte, hätte ich in nen, durch Ihre Güte mir mitgetheilten neuen rderungen keinen Anhalt hiefür. Er verlangt e gewisse Summe (welche unter Umständen wohl chwinglich dünken dürfte) für seine Mitwir- g vom 15. Juli an; nun weiß er aber aus n ihm vorgelegten Probenplane, daß die Proben „Götterdämmerung" am 3. Juli beginnen len, die zweite Hälfte des Monates aber für sen Theil gar nicht mehr verwendet werden soll. lche üble Hinterhaltigkeit liegt somit in diesem rschlage seinerseits!

Genug! Alles, was ich Ihnen noch zu sagen te, dürfte nur die Wiederholung des bereits nen und ihm selbst Gesagten, sowie des von rer Einsicht, leichtlich selbst Begriffenen sein. r Scaria zeigt mir nur, daß er einfach mit inem Vorhaben nichts zu thun haben will, er wenn es ihm freistehen müßte, dieses für

etwas ganz Anderes anzusehen, als es ist, nämlich für eine Speculation, etwa à la Ullmann.*) Nun, dies war ein Irrtum!

Ich entsage der Mitwirkung des Herrn Scaria aus dem Grund, weil ich die übrigen Genossen meiner künstlerischen Unternehmung nicht beleidigen darf. Im Uebrigen erkenne ich auch durch Sie, geehrtester Freund, ihm meinen Dank für die meinem Unternehmen eine Zeit lang sehr nützlich zugewendete Theilnahme zu; auch gestehe ich, daß ich mit wahrem Bedauern ihn für die Darstellung gerade des Hagen vermissen werde, weil er bei seinem übrigens geringen Grade wirklicher künstlerischer Bildung und bei großen Schwächen seiner von mir näher in Kenntniß genommenen Leistungen, seinem charakteristischen**) Temperamente gemäß gerade für diese excentrische Aufgabe vorzüglich geeignet sich erwies.

Ich mache mich darauf gefaßt, neuerdings von wunderbar richtigen und wahrhaftigen Berichten der Zeitungsschreiber über die hiermit erfolgte Lösung meines Verhältnisses mit Scaria zu erfahren, hoffe jedoch immer, die nicht undeutlich durch Aehnliches kundgegebene Absicht, meine Brünnhilde mir durch solchen Vorgang abspenstig zu machen, scheitern zu sehen.

Wollten Sie Frau Materna herzlich von mir grüßen und sie versichern, daß meinerseits Alles aufgeboten werden wird, um ihren Wünschen zu entsprechen!

---

*) Der in jener Zeit vielgenannte Konzert-Impresario.

**) Möglicherweise hat hier im Original „cholerischen" gestanden, das Wort ist nicht mehr deutlich lesbar.

Mit stets großem und herzlichem Danke für
e Güte, verbleibe ich Ihr ergebenster

Richard Wagner.

Bayreuth, 20. Januar 1876.

138.

Franz Betz.

Mein guter, lieber Freund,

Ich danke Ihnen für Ihr Votum in Be-
f Scaria's. Das was er verlangte, selbst auch
sofortige Vorausbezahlung wäre am Ende mög-
gewesen. Aber was können wir mit einem
hen Menschen gemein haben, der sich gänzlich
erhalb des Vereins stellt, welchem ich ja einzig
Gelingen meiner Unternehmung zu danken
en werde? Es war unmöglich, ihn — nament-
an der Seite meiner über alles Lob er-
enen Berliner unter uns zu wissen. Somit —
e ich auf seine Mitwirkung verzichtet. — Sie
gen mir zu Fricke? Nun komme ich auf den
ern Punkt.

Ist Fricke so bedeutend, warum sind Sie und
nentlich Niemann auch, nicht früher entschei-
d genug für ihn eingetreten? Das leitet mich
meine Tristan-Angelegenheit. Bisher hat mir
Eckert über dieselbe berichtet: immer aber
e ich mir daraus nicht viel entnehmen können.
ine Hauptfrage ist diese: Soll es wirklich
ist damit werden? Ist dies der Fall und
ben Sie daran, so wird der Berliner Tristan

jetzt für mich zu einer der allerwichtigsten und — sorgenvollsten Angelegenheiten. Es ist damit wahrscheinlich kein Spaß. Seit elf Jahren — den ersten Münchener Aufführungen — ist der Tristan zu einem Märchen geworden. Die Aufführung in Weimar (mit den Vogl's) hat dieses Märchen nur noch unglaubhafter machen können .... Von Niemann sagte mir Jauner, daß er, nachdem Beide einer Münchener Aufführung im vorigen Sommer zugehört, erklärt habe, den Tristan nicht singen zu wollen — was ich ihm nach solchem Vorgange gar nicht verdenken kann. Soll es — unter solchen Umständen — in Berlin Ernst werden, so fühle ich mich sehr dabei betheiligt. Ich möchte in keinem Falle, daß es mit dieser Aufführung etwa nur zu einer Curiosität führe, sondern, soll es sein, so will ich eine vollendete, ausgezeichnete Aufführung.

Offen unter uns! Wie steht es mit Niemann? Ich höre, — namentlich von Eckert —, daß er sich außerordentlich wohl und bei Stimme fühlen soll. Bei einem so wunderbaren Menschen, wie er es ist, glaube ich das sehr willig. Aber wie ist der Wille, der gute Geist?

Macht Ihnen der Marke — wegen seiner etwas tiefen Lage — wirkliche ernstliche Beschwerde? Sind Sie darüber mißgestimmt, oder haben Sie diese tieferührende, entscheidend wichtige Aufgabe in meinem Sinne erfaßt, und freut es Sie, sie übernommen zu haben? Durch Zwang und Achselzucken möchte ich hier um keinen Preis etwas durchgesetzt wissen. Halten Sie, in dem übeln Falle, Fricke für geeigneter (mir undenklich!!) und

hen Sie dagegen auch jetzt noch den Kurwenal
r, ſo ſagen Sie es mir! Nur nichts ſo halb
der Willen und ohne Glauben! Gewiß verſtehen
e mich? Anfang März komme ich nach Berlin.
t nicht alles vortrefflich geſtimmt, dann
ber „man nicht“.!!!

Herzlichſten Gruß, beſter Freund!

Mit inniger Ergebenheit der Ihrige.

Richard Wagner.

Bayreuth, 22. Januar 1876.

139.

r Franz Bey.

Mein lieber Freund Bey,

Wie grauſam und ungerecht ſeid doch Ihr
rren Sänger unter Euch und wie ſchwer macht
n es dadurch Jemandem der einmal doch zu
ande bringen will, was ich mir vorgenommen
be. Was habe ich Sie und Niemann in den
ten zwei Jahren gebeten, mir tüchtige Kollegen
Euch nachzuweiſen u. zu empfehlen. Nicht
mal ſind Sie beſtimmt aufgetreten. Nun ich
r zu helfen ſuchen mußte und auf dieſem Wege
t Manchem, den ich mir gerade nicht unter
elen hervorgeſucht haben würde, in perſönliche
ziehungen getreten bin, die es mir nicht leicht
chen, erweckte Hoffnungen wieder rückſichtslos
erſticken, jetzt werde ich hierüber geradewegs
höhnt. So geſchieht es mir heute von Ihnen,
er Freund, in Bezug auf meine tiefen Baſſiſten,

im Gegenſatze zu Fricke, über den ich mir weder aus Ihren, noch aus Niemanns Berichten je klar werden konnte. Mit beiden Händen will ich ja nach Fricke greifen, wenn ich ſeiner nur erſt habhaft werde. Bitten Sie ihn doch freundſchaftlichſt in meinem Namen, den Hagen vorzunehmen! Anfang März komme ich nach Berlin, und wir gehen dann weiter! Jedenfalls wünſche ich nur ſehr, daß er an unſerer Genoſſenſchaft Theilnehme!

Kann er nicht eigentlich ſingen, d. h. edel vortragen, ſo würde er mir allerdings mit dem Marke keinen Dienſt leiſten können. Dieſer muß ungemein rührend u. ergreifend wirken: ſein Auftreten iſt faſt die einzige Handlung im Stücke, welche die gänzliche Wendung vollbringt! Nun ſcheint allerdings Ihr zweiter Barytoniſt (Schmidt) gar nichts echtes zu ſein. O Gott! Wie elend ſteht es hiermit! Wie jämmerlich hatte ich mir z. B. in Wien auch in dieſem Bezug zu helfen! Aber bei Euch ſoll ja der junge Beck ſo gut ſein? Warum bekommt dieſer nicht den Kurwenal? — Tiefe Bäſſe für den Hagen werden mir jetzt aus allen Ecken angeboten, z. B. aus Hamburg, Köln u. ſ. w. Unſer „junger Jagdhund" hat ſchon heuer daran gelernt. Aber ich kann unmöglich nur immer ſo herumreiſen. Berlin muß alſo im März entſcheiden. Beiben Sie mir bis dahin gut, wie Sie es immer waren. Ich hab viel Noth, kein Tag vergeht mir ohne Kummer. Doch ſchreitet alles vorwärts. Ueber das fertige Theater werden Sie ſich freuen. Aber — ſchwer wird mir's gemacht! Und meine einzige Freude

aren bisher immer nur unsere Vorhaben im rgangenen Sommer! Und — Ihr seid und eibt doch endlich die Hauptsache! Somit — halten wir gute Miene! Von Herzen grüßt Sie

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 27. Januar 1876.

## 140.

n Lilli Lehmann.

Allervortrefflichstes Kind!

Ich hab' zwar kürzlich schon einmal mit nem Schweden zu thun gehabt, der war aber näugig und Jude. Nun versuchen wir es einal mit einem ächten „alten Schweden!" (Stockusen??) — gefällt mir nicht ganz! —

War er noch gar nicht auf dem Theater, so 's allerdings mit dem „Hagen" etwas viel gegt. Nun möge er sich die Sache nur etwas anen: die letzte Woche des Februar bringe ich Berlin zu, da wollen wir denn sehen, was kleine Salome ausgebrütet hat! — Uebrigens n ich mit Scaria*) noch nicht ganz auseinander:

*) Glasenapp berichtet darüber im „Leben Rich. Wags" V S. 231/232: „Eine Dame in Wien legte auf arias etwaige Bayreuther Einnahmen im Voraus Beschlag: se seien ihr verpfändet, da der berühmte Sänger ihr den ht ganz geringen Betrag von 25 800 Thalern schuldig sei! mit konnte er sich wenigstens des Einen erfreuen, eine Erklärung, wenn auch nicht eben Rechtfertigung und schuldigung, für sein unglaubliches Benehmen gefunden haben." — —

eine gerichtliche Aufforderung hier ſeine „Honorare" mit Beſchlag zu belegen, hat mir die ſonderbare Erklärung ſeines Benehmens gegeben, welches weniger von Roheit und Unverſchämtheit, als von — Noth herrührte. Dazu empfiehlt man mir noch einen Kögel in Coeln, welcher ſich auf Ihre Schweſter Maria beruft. Ich habe ihn auch nach Berlin citirt. —

Mit Frln. Ammann iſt's in Ordnung. Richter iſt ſehr für ſie eingenommen. An einer Altiſtin für Frl. v. Fiſcher fehlt es noch! —

Nun, Kind, jetzt ſehe ich Sie bald wieder. Ich habe ſoeben auch an Hülſen geſchrieben. Jetzt muß ich alles abmachen, um mir die Monate vor unſeren Proben frei zu erhalten.

Schönſten Gruß an Mama, — auch an Onkel Betz!

Es lebe der Leipziger Platz!

Von Herzen Ihr

Richard Wagner
(nebſt Frau!)

Bayreuth 11. Febr. 1876.

## 141.

### An Georg Unger.

Alſo, lieber Herr Unger!

Sie werden genügend von der Sache unterrichtet ſein; erlauben Sie mir daher nur in aller

ürze Ihnen zu melden, daß ich Sie bitte, am
. Febr. (demnach mit mir zugleich) in Wien
nzutreffen. Ich ſteige wieder im Hôtel Im-
rial ab: auch Sie werden da kein zu theures
nterkommen finden. (Alles geht natürlich —
e es im Intereſſe der Sache geſchieht — auf
oſten der Unternehmung, demnach Sie mit
euſtels Bankier ſich in gewohnter Weiſe ordnen
ögen). Am 20. dirigire ich Lohengrin (Benefiz
s Chores), am 21. wollen wir — durchaus nur
r Bekannten und Freunden — die Schlußſzene
. Akt Siegfried mit Materna uns vorführen.
h ſehe ſo am Beſten, wie weit Sie gekommen ſind,
d das Ganze wird ermuntern, und — wie ich
wiß annehme, Ihnen nützen. Am 20ſten ſelbſt
nnen wir mit Materna die Sache hübſch pro-
cen. Alſo, — ſeien Sie reſolut: grüßen Sie die
hmiede beſtens. Hätte ich viel Geld, ſo lüde ich
ganze Sippſchaft nach Wien mit ein. Allein,
eits bringe ich perſönlich mit dieſer Reiſe ein
pfindliches Opfer: will Seidl durchaus mit —
n, ſo ſchleppen wir ihn am Ende auch mit
rch!

Herzlichen Gruß an den vortrefflichen Singe-
iſter! Auf Wiederſehen für uns! Melden Sie
r auch, ob ich auf Sie rechnen kann.

Beſte Grüße von

Ihrem ergebenen

Richard Wagner

Bayreuth, 12. Febr. 76.

142.

An Franz Fiſcher.

(In eine Partitur des Siegfried.)

Zumpe-Seidl'ſcher Fehler-Verwiſcher,
Cellobäße mit Klavier-Vermiſcher,
ſchlechter Muſik unerbittlicher Ziſcher,
Zukunfts-Muſik-Kapellmeiſter Fiſcher,
Dilettanten-Orcheſterſpiels-Auffriſcher!
Giſche das Bier Dir immer giſcher,.
Decke der Tiſch ſich Dir immer tiſcher!
Wer reimte wohl künſtlicher, verſchlag'ner,
als Ihr ergebener Freund

Richard Wagner.

Bayreuth 28 Febr. 1876

143.

An Amalie Materna.

Liebſte beſte Frau Brünnhilde!

Ich bin da, müde und abgemaracht! Vor Abend unternehme ich nichts. Dann begrüße ich Sie, vorläufig im Theater, und überzeuge mich dann ob Sie mir noch gut ſind.

Ich hätte Ihnen den Ausfall der Audition ſelbſt melden ſollen: Du lieber Gott, — vor 3 Tagen wußte ich noch nicht, daß ich ſelbſt noch nach Wien kommen würde! Mit meinen Entſchlüſſen ging Alles drunter und drüber. Sie können ſich wohl denken, welche Zeit ich jetzt durchlebe, und was mir Alles durch den Kopf geht!

Alſo — heute Abend wird umgeſchmiſſen!
Alles Gute und Herzliche

Von Ihrem

Wien neueſten Kapellmeiſter
2. März*) 76. Richard Wagner
(aus Bayreuth).

144.

## An Georg Unger.

Berlin, 18. März 1876.

Lieber Herr Unger!

Ich ſchreibe Ihnen kurz, aber ſogleich!

Jauner wollte, als ich letzthin in Wien mit ihm über Sie ſprach, ſich ſogleich mit Ihnen wegen eines Contractabſchluſſes in das Vernehmen ſetzen. Ich ſagte ihm, er ſolle noch etwas warten; ich ſtünde ihm dafür, daß Sie für jetzt nirgends anders hin ſich engagiren würden. Sowie Sie nach Bayreuth wieder zu mir kommen, beſprechen wir das Alles, um Sie in ein recht würdiges Verhältnis zu Wien zu ſetzen: dann möge auch das Engagement (wenn es Sie drängt) alsbald erfolgen. Jedenfalls gehören Sie nach Wien! —

Wenn Fiſcher es gern thut, ſchicke ich ihn noch zu Ihnen für den Triſtan.

Die hieſige Aufführung (Montag) wird jedenfalls zu gutem Erfolge führen: ſchlecht iſt nur

*) Im Original infolge eines Schreibfehlers vom 2. „Februar" datiert.

der Kurwenal! — Sehr geplagt und ermüdet, grüße ich herzlich Sie und die Freunde!

Mittwoch bin ich wieder in Bayreuth.

Ihr ergebener

Richard Wagner.

145.

An Hermann Ritter.

Geehrter Herr!

Ich bedaure wahrhaft, immer noch nicht die freie Zeit gewinnen zu können, um über Ihre Altgeige mich so ausführlich vernehmen zu lassen, wie ich es für nöthig halte, um auch meinerseits dazu beizutragen, diesem Instrumente die ihm gebührende Beobachtung zu verschaffen. Ich bin überzeugt, daß die allgemeine Einführung der Altgeige in unsere Orchester nicht nur die Intentionen derjenigen Tonsetzer, welche bisher mit der gewöhnlichen Bratsche vorlieb nehmen mußten während sie für den Gesang den wahren Altgeigenklang beabsichtigen, erst in das rechte Licht gesetzt werden, sondern daß auch in der ganzen Behandlung des Bogeninstrument-Quartettes eine bedeutende und sehr vorteilhafte Veränderung vor sich gehen dürfte. Die freie A-Seite dieses, nun nicht mehr dünn näselnden, sondern hell wohltönenden Instrumentes, wird der gehemmten A-Zwischensaite der Violine manchen energischen Gesang abnehmen können, da die Violine in dieser

Lage bisher an energischer Kundgebung des Tones so sehr behindert war, daß z. B. bereits Weber hier sehr häufig ein Blasinstrument (Clarinette oder Hoboe) zur Verstärkung mit hinzu nehmen mußte; die Altgeige wird dieses nicht mehr nöthig machen und den Tonsetzer somit nicht mehr zur Anwendung der Mischfarben veranlassen, wo der reine Streich-Instrument-Charakter in der Intention lag. Zu wünschen ist nun, daß das verbesserte, ungemein veredelte Instrument, sofort an die besten Orchester vertheilt und den besten Bratschenspielern zu einer ernstlichen Pflege dringend empfohlen würde. Wir werden hier auf großen Widerstand gefaßt sein müssen, denn leider treffen wir bei der Hauptanzahl unserer Orchester-Bratschisten nicht gerade auf die Blüthe der Bogeninstrumentisten. Ein anfeuernder Vorgang wird aber Nachfolger herbeiziehen und schließlich werden Capellmeister und Intendanten dem guten Beispiele Aufmunterung zuzuwenden haben. Sehr bedaure ich, daß Sie mir so spät erst Ihre Angelegenheit zur Kenntniß brachten und außerdem ich gerade jetzt so ungemein in Anspruch genommen war, daß ich, was in der Kürze der Zeit noch zu ermöglichen gewesen wäre, nicht eifrig genug betreiben konnte. Ich bitte Sie um Nachricht über die Aufnahme Ihres Instrumentes von Seiten des vortrefflichen Herrn Hofmusikus Thoms in München; Freund Fleischhauer (Concertmeister in Meiningen) erklärte sich ja bereit, für die Anempfehlung der Altgeige schon zum Gebrauch im Orchester bei den bevorstehenden Bühnenfestspiel-Aufführungen in Bayreuth zu wirken. Habe

ich so die Aussicht, wenigstens zwei dieser Instrumente bereits in meinem Orchester verwendet zu sehen, so bedaure ich nur nicht bereits sechs davon zu gleicher Mitwirkung berufen zu können. Es wäre wohl unmöglich gewesen?

Ich bitte Sie nur um genaue Mittheilung über die Erfolge, welche bis jetzt Ihrem Instrumente gewonnen worden sind und bitte über mich und mein Zeugniß zu Gunsten Ihrer Sache unbeschränkt zu verfügen.

Zunächst aber danke ich Ihnen noch für die Widmung Ihrer so bündigen und dabei so belehrenden Abhandlung und verbleibe mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 28. März 1876.

## 146.

### An Karl Eckert.

Hochverehrtester Freund!

Aus der Beilage ersehen Sie die Noth, welche noch über Sie verhängt ist! Ich verlasse mich demnach einzig auf Ihre Theilnahme am Ganzen, sowie auf Ihre Freundschaft für mich.

Wird es mit Frau Jachmann für eine der Walküren (Schwertleite) für Frl. Preiß (ausgeschieden) gehen? —

Bald erfahren wir gegenseitig von einander

mehr! Gott segne uns (und besonders Sie) in-
dessen.

Ihr dankbar ergebener

Richard Wagner

Bayreuth 2. April 1876.

147.

Gedruckte Einladung an die Orchestermit-
glieder für 1876.

Geehrter Herr!

In Folge der zwischen uns bestehenden Ueber-
kunft, welche mir Ihre geschätzte Mitwirkung
Orchester der Bayreuther Bühnenfestspiele für
dießjährigen Proben und Aufführungen zu-
ert, erlaube ich mir Ihnen hiermit noch den
führlichen Probenplan zuzustellen, welchen Sie
lligst für Ihren Aufenthalt in Bayreuth zu
er genauen Orientirung benützen wollen.

Da Sie aus diesem Plane ersehen werden, daß
Ihre Anwesenheit für die volle Zeit dreier
nate in Anspruch nehme, danach auf Ihr
treffen schon am 31. Mai, sowie auf Ihr Ver-
en bis zur Nacht des 30. August rechne, halte
es für nöthig, hiergegen etwa aufkommende
ierigkeiten durch anderweitige Verpflichtun-
von Ihnen bei Zeiten zur Kenntniß zu erhal-
damit ich mich im Besondern durch Fürsprache
Ihren geehrten Behörden um die Lösung der
enden Schwierigkeiten verwenden kann.

Mit der Bitte, auf diese meine letzte Mittei-

lung an Sie mir noch ein bestätigendes Wort zukommen lassen zu wollen, grüße ich Sie kunstgenossenschaftlichst als Ihr hochachtungsvoll

ergebener

Richard Wagner

Bayreuth 6. April 1876.

## 148.

### Gedruckter Brief (Einladung) an die Sänger für 1876.

Nach der von mir erlassenen bestimmten Ankündigung der dießjährigen Aufführungen meines Bühnenfestspieles in Bayreuth, dünkt es mich unerläßlich, mich Ihrer Mitwirkung, sowie namentlich auch Ihres, dem Ihnen mitgetheilten Probenplane entsprechenden, pünktlichen Eintreffens, durch eine bündige Erklärung Ihrerseits, wie ich sie mit dem angeschlossenen Revers zur Ausfüllung und Unterzeichnung vorlege, zu versichern.

Auch die Ihnen nöthig erscheinende Entschädigungs-Forderungen bitte ich, nach der von mir Ihnen vorlängst empfohlenen Annahme, schriftlich mir noch einmal deutlich anzugeben, und hierbei anzunehmen, daß, wenn dieselben die Höhe der vorjährigen nicht übersteigen, es keine weiteren Verhandlungen in diesem Betreff erst noch von Ihnen zu erwarten bedarf.

Dagegen würden Sie schon jetzt, meinen gewiß nicht unberechtigten Annahmen nach, sich einer reichlicheren Entschädigung auch für die in diesem Jahre mir zu bringenden Opfer versichern,

wenn Sie Ihre gleiche Mitwirkung bei den von mir beabſichtigten Wiederholungen der Bühnenfeſtſpiele in den beiden nächſten Jahren 1877 und 78 mir zuſagen wollten, weil Sie alsdann mir nur jedesmal vier Wochen zu ſchenken hätten, dafür ich aber die ganze Einnahme der jedesmaligen drei Aufführungen, nach Abzug der eigentlichen Tages- nicht mehr der Herſtellungskoſten, einzig den Mitwirkenden und Darſtellenden zuzuwenden im Stande ſein werde.

Alles wird gelingen und zu Gutem führen, wenn wir dieſes erſte Mal das ungeheure Werk nur im richtigen Sinne zu Tage fördern: dies erreichen wir ſicher durch pünktlichſte Durchführung meines Planes für die Proben, von denen allerdings keine ausfallen, ſowie kein Betheiligter von ihnen fortbleiben darf.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth. 9. April 1876.

## 149.

### Revers

Ich verpflichte mich, zu jeder der auf dem mir mitgetheilten Probeplane angeſetzten Proben, ſowie Aufführungen der dießjährigen Bühnenfeſtſpiele, bei welchen ich eine Mitwirkung übernommen habe, mich einzufinden.

Als Entſchädigung für meinen Aufenthalt

während der zu den Proben und Aufführungen nöthigen Zeit verlange ich

täglich .....

oder

für die ganze Zeit .....

wogegen ich voraussetze, an den Vortheilen, welche die Festspiele in den Jahren 1877 u. 78 dem ausführenden Personale bieten werden, bei gleichmäßiger Mitwirkung wie in diesem Jahre, rechtlichen Antheil zu haben.

Name

## 150.

### An Lilli Lehmann.

(Auf der gedruckten Einladung an die Sänger vom 9. April 1876.)

Liebste Freundin!

Ich weiß nicht ob ich Ihnen das Folgende nicht schon einmal geschickt habe. Thut nichts! Falls mit dem Zöglinge der Liebe noch etwas wird, benutzen Sie für ihn das beigefügte Exemplar!

## 151.

### An Richard Fricke.

Mein wertheſter Freund und Balletmeiſter!

Nun kommt die Zeit, wo ich jemand, gerade wie Sie, zur Seite haben muß! — Im Großen

und Ganzen frage ich daher an: Können Sie im Mai bereits los — und zu mir kommen? —

Sehen Sie! Ich habe keinen Regisseur, keinen Ober- und Unter-Inspektor, keinen — Gott weiß was. Sie müssen mir Alles sein! —

Jetzt werden bald die Maschinerien usw. eingerichtet: Gut, die Hauptsache davon versteht Brandt. Es muß sich aber — en attendant — jemand darin bewegen? —

Jetzt hab' ich die Garderoben einzurichten. Muß ich das alles selbst tun? Vertheilen? Das Zweckmäßige anordnen? —

Jetzt habe ich 25 Turner als Nibelungen — Hartläufer — hier geworben: die müssen gehen, kriechen usw. lernen. —

Also! — Wann können Sie kommen?

(Auch Unger muß eingerichtet werden!)

Herzlichste Grüße, in Kürze und Bündigkeit!

Ihr
ergebener
Richard Wagner.
(Angermann). *)

Bayreuth. 10. April 1876.

152.

**An Georg Unger.**

Lieber Herr Unger!

Lassen Sie Ihre Münchener Reise davon noch abhängen, ob Ihnen rechtzeitig Hey meldet, daß

*) Das bekannte Lokal, welches Richard Wagner manchmal aufsuchte.

der König nach der Audition frage und ſie wünſche. Mir hat Hofrath Düfflipp dieſer Tage geſchrieben, und der ganzen Angelegenheit mit keinem Worte erwähnt. —

Für Frln. König mußte ich mir im vorigen Sommer im Notfalle helfen; ich glaube daß die Hilfe ausreichend iſt; aus Sparſamkeitsgründen möchte ich daher Frln. König gedankt wiſſen.

An Ihre liebe Braut von mir und meiner Frau die ſchönſten Empfehlungen. Ich hoffe Sie Beide nächſten Herbſt in der Lage zu wiſſen, Ihre gegenſeitige Treue durch ehelichen Bund belohnen zu können.

Mit den beſten Grüßen

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 11. April 1876.

153.

An Karl Eckert.

Beſter Freund!

Nun aber! Seien Sie ſo gut, und kaufen mir ſicher und feſt, mit Namen, Herkunft, Stand und Ehren — drei Tenoriſten und zwei Baſſiſten für meine Mannen.

Sie wiſſen: der „junge Seemann" und „Melot" boten ſich freiwillig an: wird das ernſtlich gemeint ſein und dürfte ich ſicher auf ſie rech-

nen? Dann nur noch zwei Tenöre und 1 tiefen Baß aus Ihrem Chor.

Zeit: vom 1. Juli bis 30. August Abend. Freies Wohnungsunterkommen, Reisegeld 2. Classe, 60 Thaler per Monat. Schaffen Sie mir Reverse, oder soll ich Ihnen welche zur Unterzeichnung schicken?

Habe viel Noth! Und Sie? Lassen Sie etwas hören, und lesen Sie meine Briefe an Ihre liebe Frau nicht!

Grüßen Sie Alles und bleiben Sie immer „unverfroren" gut

Ihrem alten Freunde

Richard Wagner.

Bayreuth
in Ober-Syrien
12. April 76.

154.

An Lilli Lehmann.

Liebste Lilli!

(folgt die gedruckte Aufforderung vom 9ten April 1876)

ganz gehorsamster

RW.

Nachdem Sie diese schönen Sachen gelesen haben, die Sie eigentlich gar nichts angehen, und die ich Ihnen nur der Curiosität willen mittheile, — habe ich Ihnen noch einen Brief von Frau Klara Stockhausen, den ich gestern Abend er-

hielt, vorzulegen, um Sie erſehen zu laſſen, in welche Confuſionen ich immer gerathe.. Gott, ich erſehe, daß alle Frauenzimmer in den himmliſchen jungen Schweden verliebt ſind, aber ſeine problematiſche Acquiſition (ich konnte noch gar nicht dahinter kommen, ob er den Donner ordentlich herausbringt) ſcheint ſich durch allerhand Schwierigkeiten noch bedenklicher zu machen. Ich hab' wirklich keine Zeit, mit der von Frau Stockhauſen gewünſchten Umſtändlichkeit mich um Euren Sangino zu bemühen. Frau Stockhauſen fand ich es gerathen gar nicht zu antworten: es iſt ſo einfach! Dagegen, machen Sie es möglich, ſo bringen Sie den himmliſchen Elmblad mit, und macht er's ſchön, ſo ſingt er den Donner, — wenn nicht, ſo muß ich mir zu helfen wiſſen!

Alſo, viele ſchöne, ja — wenn man will — zärtliche Grüße an Sie und Mama von

Ihrem ſtets dankbaren

Richard Wagner,
Componiſt.

Bayreuth. 16. April 1876.

155.

An Hermann Levi.

Geehrteſter Freund!

Daß gerade das Münchener Hoftheater, durch unvorhergeſehene Schickſalsnöthigungen, gezwungen iſt, eben am 15. Auguſt, alſo ſo ziemlich gleichzeitig mit den Bayreuther Aufführungen

eine Vorſtellungen wieder zu beginnen, iſt wieder-
m faſt ebenſo charakteriſtiſch, wie das Verhält-
iß der Münchener Theatereinnahme für Bay-
euth, (300 Thl.) zu der Berliner (mit 5000 Tha-
ern!) Dazu iſt eben nichts zu ſagen: es iſt die
alte Weiſe"!

Das Hin- und Herreiſen der Choriſten dürfte
och etwas zu umſtändlich und koſtſpielig aus-
allen. Alſo bitte, wertheſter Gönner: um das
rſprünglich verſprochene Elite-Quartett, wobei ich
inzig bemerke, daß mir 3 Tenoriſten (2 erſte,
zweiter, oder auch 1 erſter und 2 zweite) mit
Baſſiſten lieber wären, als ein vollſtändiges
Quartett, weil ich durch die Mitwirkung der beiden
Tiefen, des Donner u. ſ. w. an tüchtigen Baſſiſten
eicher als an Tenoriſten bin.

Unſer Freund Vogl hätte mich wohl auch
was eher benachrichtigen können, um mir nun
roße, große Schwierigkeiten (durch die Verſpä-
ung entſtehend) zu erſparen. Der Fall iſt das
rſte Mißgeſchick, welches meine Unternehmung
ifft! — Aber — ſo geht mir es einmal mit
ünchen, ſeiner Beamten- und Künſtlerſchaft!

Doch — verzweifeln wir nicht! Am Ende
ll es doch etwas werden, und herzlich wird es
ich freuen, Sie, Wertheſter dabei zu wiſſen!

Mit den ergebenſten Grüßen der

Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth. 22. April 1876.

P. S. Nun bitte ich noch um die Namen
r H. Chorſänger, um ihnen Reverſe zur Unter-

zeichnung zuzuschicken: endlich muß doch Alles mit der Feder hinter den Ohren abgemacht werden!

RW.

156.

An Richard Fricke.

Werthester Freund und College!

Wie nennen Sie das Pas, was Sie mir mit Ihrem Briefe vorgetanzt haben? — Ihre Bemühung that mir leid. Haben Sie Dank, wenn Sie Ihre Angelegenheit mit der beifolgenden Zusendung von 600 Mark in Ordnung bringen, und bald mir hilfreich sich zur Seite stellen können. Es giebt eben allerhand, wo ein bühnen- ja garderobenkundiger Mann mir zur Seite stehen muß.

Also, auf baldiges Wiedersehen! Vielleicht benützen Sie die Ausfüllung des angeschlossenen Revers's zugleich zu einer kurzen Empfangsbescheinigung der heutigen Sendung?

Herzlichst grüßend

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 22. April 1876.

157.

An Lilli Lehmann.

Liebe Lilli!

Ihr macht mir da schließlich noch eine hübsche Noth! An Herrn v. Hülsen habe ich mich so ein-

inglich gewendet, daß ich wohl annehme, er
rde mir helfen; denn das mußte ich ihm er-
iren, daß wenn mein Probeplan — namentlich
Betreff des Rheingoldes — nicht eingehalten
rden könne, ich die dießjährigen Aufführungen
radesweges abmelden müßte. Im Betreff des
ln. Brandt hätte ich auch von Euch Allen
as mehr Billigkeit gewünscht: daß sie in ihrer
nstlerischen Leistung über jeder Anderen stehen
rde, ist mir denn doch, im Vergleich mit den
r bekannt gewordenen Anderen aufgegangen.
s Unempfehlende ihrer Gesichtsbildung kommt
h nur für außer der Bühne und für die in
chster Nähe mit ihr Beschäftigten in Betracht:
f der Bühne und namentlich in meinem The-
r verschwindet es gänzlich, und ihre schlanke
talt würde da einzig, und zwar vortheilhaft
cken. Einem Künstler wie Niemann kann man
r wohl zumuthen, daß in der dramatischen
regung sich ihm die ganze Umgebung verklärе,
o das Gemeine Reale ihm nicht zum Bewußt-
e komme: ihm muß es darauf ankommen, wie
Ganze, er selbst mit, erscheine, nicht wie
vom Zauber der dramatischen Scene entkleidet,
tlich ist. Garrick und Kean nahmen statt
es Kindes einen Bierkrug in den Arm, und
en den nächststehenden Zuschauer zum Ent-
en hin, als der Vater das Kind in den Fluß
fen zu wollen schien. —

Kurz, über diese unbedingte Abwehr des Frln.
ndt bin ich nicht eben erbaut, und wird mir
meine Noth sehr erschweren. —

Es ist schön, daß Sie im Mai wieder En-

ſembleproben bei ſich halten wollen; ich bitte Sie, zu Euch 3 Walküren dann jedenfalls auch meine Nichte, Johanna Jachmann, mit hinzuzuziehen; ſie hat definitiv die „Schwertleite" übernommen, und werden ihr die Uebungen mit Ihnen dreien ſehr nützlich ſein. —

Einen Kummer muß ich Ihnen denn doch nun auch machen. Es fällt mir ſchwer auf's Herz, daß Sie nicht darauf gerathen, daß ich Herrn Herrlich doch unmöglich als Froh behalten kann. Muß ich Ihnen das nun ſagen, daß unſer armer Freund doch wohl lächerlich ſein würde? Es thut mir wehe! Vermitteln Sie das aber nun doch, ſo gut Sie können, und ſehr werth wäre es mir, wenn Herrlich, wie es ja urſprünglich auch nur gemeint war, mir als Mannenführer ſich wahrhaft nützlich erwieſe.

Donner iſt gänzlich Ihre Sache! Und nun gebe Gott ſeinen Segen, zu Herrn von Hülſen's Entſchluß!

Herzliche Grüße aus ſehr bedrücktem Herzen von

Ihrem

RWagner

Bayreuth 25. April 1876.

---

Haben Sie eine Idee, wo ſich die Weckerlin aufhält, und ob ſie für — oder unter uns noch möglich iſt?

---

Sehr hübſch auch daß ich Ihre Mitwirkung beim Rheiniſchen Muſikfeſte Anfang Juni höre!!!

Ei! Ei!

158.

An Hermann Levi.

Wertheſter Freund!

Sie haben mit Bruſtſtimme zu mir geſprochen; daß ſie belegt klang, liegt an der ſonderbaren Temperatur!*) Sie ſehen ganz richtig, und — manches iſt zu bedauern, nur — ich bin auch heiſer, und meine Stimme würde nur neue Verwirrung über mein Haupt ziehen!

Zunächſt aber aufrichtigen, herzlichen Dank! Kommen, wenn Sie können und wollen! Dem Siegfried vollſtändig zu aſſiſtieren, dürfte wohl dem mit der Reproduction in München Beauftragten faſt unerläßlich ſein. —

Frau Vogl hat mir große Noth gemacht. Frau Voggenhuber war grenzenlos erfreut, als ich ihr ſofort die Sieglinde anbot: endlich kommt es heraus, daß auch ſie im Vogl'ſchem Zuſtande ſich befindet. Ich will mir jetzt Frl Scheffzky anſehen — und hören. Ich bin eben in der Noth!

Verzeihen Sie meine Kürze! Ich verbleibe mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

Bayreuth. 6. Mai 1876.

*) Levi hatte den Meiſter erſucht, ſich in den das Münchner Hoftheater betreffenden Angelegenheiten direkt an die einzig zuſtändige Behörde zu wenden.

159.

An Lilli Lehmann.

Beſte Freundin!

Unſer Herrlich macht es mir ſchwer: er hätte zu der Brücke, welche ich ihm aus reinem Wohlwollen und um keine Kränkungen zu hinterlaſſen, baute, eine beſſere, vielleicht ſogar beſcheidenere Miene machen ſollen! Im Grunde habe ich mit meiner letzten, ſehr ausführlichen Explication an ihn, nichts erfunden, obwohl er mich verhöhnt als hätte ich das gethan. Die Sache verhielt ſich wirklich genau ſo, wie ich ſie ihm auseinander geſetzt habe; nur iſt es wahr, daß ich eine Zeitlang die Wichtigkeit des Froh aus den Augen verlor, und mir meine alte Intention erſt wieder ſelbſt aufging, als ich erkennen mußte, daß es Unger die ungemeine Schwierigkeit mit dem erſten Akte des Siegfried (bei der hier ſo großen Befangenheit) für ſich zu gewinnen, außerordentlich erleichtert, wenn er gerade als „Froh" mit den wenigen aber glänzenden Stellen ſogleich die Aufmerkſamkeit auf ſeine jetzt ſo ſtattliche Stimme lenkt. An Sie, liebſte Lilli, ſchrieb ich in der Eile hierüber ein wenig kurz, und Sie haben es wahrſcheinlich ſcharf ausgerichtet. —

Freund Herrlich, den ich, weil er mir von Ihnen und Ihrer Mutter zugeführt war, nicht gekränkt laſſen wollte, und um den ich ſchon jetzt längere Briefe geſchrieben habe, als ich ſie jetzt oft in den wichtigſten Fällen zu Stande bringe, möge mir nun die Sache etwas leicht machen! Er möge nicht kommen, oder er möge

mmen; im letzteren Falle steht ihm eine Aufent-
tsentschädigung natürlich zur Verfügung. Ent-
ren kann ich ihn, — soviel sage ich Ihnen
Vertrauen! —

Nun aber auf Seele und Gewissen: Wie steht
mit Elmblad Donner? Elmblad müßte
enfalls auch einen Mannen übernehmen. —
nn ich sicher auf ihn rechnen, so habe ich Lust
ering auch für den Hunding fahren zu lassen,
lchen ich hierfür nur beibehalte, weil ich
ht weiß ob ich durch den Schweden für den
nner gesichert bin.

Also!!!

Schönste Grüße! Bei uns versteht sich Alles
ht, und nur gewisse Pimpler machen oft schreck-
viel Geschreibe nöthig!

Allemal Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 11. Mai 1876.

160.

Karl Eckert.

O! liebster der Freunde!

Schönen Dank daß Sie an mich denken! Bin
n aber mit Sieglinde und Gutrune versorgt.
ztere verbleibt der Weckerlin, welche noch
stirt.

Erstere habe ich nun Frln. Scheſzky aus
ünchen übergeben, welche mir (indirect) vom
nig v. Bayern empfohlen wurde: sie kam zu

mir, und bewährte sich: Kraftgestalt, im Ganzen nicht geringer als die beiden bisher in das Auge gefaßten Sieglinden, und Beide weit übertreffend durch eine sehr schöne und kräftige Aussprache. —

Wenn Sie noch einmal mit Niemann zusammenkommen, erklären Sie ihm dieß doch: er empfahl mir Fr. v. Pretfeld, als ich bereits die Scheffzky eingeladen hatte, deren Ankunft bei mir sich aber außerordentlich verzögerte.

Viel Noth und Aerger! Es ist nicht Alles so gut wie Euer vortrefflicher Hülsen! —

Herzliche Grüße

vom guten

Richard Wagner.

Bayreuth, 12. Mai 76.

161.

An Herman Zumpe.

Bayreuth, 16. Mai 1876.

Lieber Herr Zumpe!

Schreiben Sie an Km. Hans Richter (Margarethenstr. 7 Wien) er möge Ihnen die Orchesterstimmen zuschicken lassen, die ich zuletzt einmal dem Wiener Akademischen Wagnerverein zu einem Conzerte lieh, und welche nicht wieder zu mir zurückgekommen sind. Darin ist auch der Walkürenritt nach meinem Orchesterarragement enthalten. Sie machen danach eine Partitur und geben diese als Ihr Arrangement. Punktum! Wenn Sie nichts mehr vorhaben, kommen Sie

erher und helfen wieder in der alten Verfas-
ng! Schönen Gruß, aber wenig Worte

von Ihrem

R. Wagner

162.

n Hermann Levi.

Wertheſter Freund!

Herzlichen Dank für Bemühungen und tröſt-
he Nachrichten. Schloſſer ſoll mir nur (um
ottes Willen!) ſagen, was er für ſeinen Aufent-
lt hier braucht; kein Menſch (und nament-
h mein Comité nicht, welches ja weder etwas
bewilligen, noch zu verwilligen hat) verlangt
, daß er ſich von uns nicht entſchädigen laſſe! —

Sehr erfreut hat es mich, daß Sie ſich auch
r Frl. Scheſſsky angenommen haben. Ich war
rklich in der Noth, mich zu entſcheiden, und
nnte nicht abwarten, bis ich dieſe oder jene
ängerin noch Gelegenheit fände kennen zu lernen.
Man meldet mir — nachträglich — von einer
rl. Hofmeiſter in Frankfurt als etwas Gött-
chem!) Das Unfertige im Material der Scheſſsky
mir allerdings nicht entgangen; doch muß ich
ſt bei allen meinen Künſtlern darauf rechnen,
ß ſie willig ſich von mir erſt manches noch
eifen laſſen, was ſie gar nicht kennen. Die
rundlage iſt allerdings peinlichſte Korrectheit,
amentlich auch im Rhytmiſchen; ich verlange
om Tannhäuſer an) daß meine Sänger vom
Recitativ" gar nichts wiſſen, ſondern meine

Noten nach dem kleinſten Bruchtheile ihres melodiſchen Werths richtig im Takte lernen, um ſo zu allererſt zur Kenntniß meiner Intention für den Vortrag zu gelangen. Nun, das wiſſen Sie ja eben auch, und deshalb beklage ich Sie, der Nachſtudirer der Ull und Hofmanns pp ſein zu müſſen. Tauſend Dank hierfür!

Kommen Sie im Juni los, deſto ſchöner. Stets ſeien Sie herzlich willkommen.

Ihr herzlich verbundener

Richard Wagner.

Bayreuth. 18. Mai 1876.

## 163.

An Louiſe Jaide.

Hochgeehrte Freundin!

Ich erwarte noch immer vergebens von Ihnen ein Wort der beſtimmten Zuſage mit Uebereinſtimmung auf unſere Proben — und Aufführungsplan.

Ich nehme wohl an, daß Ihr Schweigen mir Ihre Treue und ausdauernde Genoſſenſchaft ausſagen ſoll: aber ein Wort Ihrer Hand würde mich um ſo mehr erfreuen, da ich auch in Betreff der Ihnen nöthigen Aufenthaltsentſchädigungen gern recht ordnungsmäßig meine Verpflichtungen kennen lernen möchte.

Meine hohe Meinung vom künſtleriſchen Werthe Ihrer Leiſtungen kennen Sie, und wiſſen auch, daß ich mich ebenſo glücklich ſchätze für das, was Sie mir diesmal davon bieten werden,

als ich bedauere, nicht unendlich mehr von meiner Seite Ihnen haben bieten zu können.

Mit der Verſicherung meiner größten Hochachtung und Ergebenheit verbleibe ich der

Ihrige

Richard Wagner

Bayreuth, 18. Mai 1876.

## 164.

### An Louiſe Jaide.

Geehrteſte Freundin!

Fordern Sie doch nicht von uns, Ihnen eine Entſchädigung zu beſtimmen, ſondern berechnen Sie, was Ihnen der Aufenthalt koſtet, und die Sache iſt einfach abgemacht. Sie wiſſen, daß dieſes Jahr von „Honoraren" u. ſ. w. gänzlich abgeſehen werden mußte, und auf den guten Willen aller Mitwirkenden einzig zu rechnen war, wogegen ich 1877 und 78 im Stande bin, meinem Perſonale eine ſogar reiche Entſchädigung für die bisher der Sache gebrachten Opfer zu bieten, da dann der allergrößte Theil der Einnahme einzig den Ausführenden zugewieſen werden darf. Aber nun jetzt auch mit der Forderung des Nothwendigen, bitte, nicht zurückhalten!

Sie vermeinen, ich hätte für die Sieglinde nicht an Sie gedacht? — Halten Sie es für leicht, eine ſo ausgezeichnete Beſetzung eines ſo komplizirten Perſonals umzuſtoßen? Ich möchte z. B. um keinen Preis in meinem Probeplane die mindeſte Verſchiebung vorzunehmen gewagt haben,

weil ich gefürchtet hätte, alles umgestürzt zu haben.

So sagte mir Fräulein Preiß ab: sogleich glaubte ich nun, ihre Partien zu besetzen zu haben, und gewann meine Nichte Johanna Jachmann für die „Schwertleite“ und die eine „Norn“. Auch für Fräulein Scheffsky zur Sieglinde bestimmte mich (außer daß sie mir vom Könige von Bayern empfohlen ward), daß sie die Partie bereits auswendig konnte. Seien Sie doch nur gütig und bedenken Sie die enorme Schwierigkeit meiner Lage, und wie sorgfältig ich darauf bedacht sein muß, das Ensemble, wenn ein Stein herausfällt, nicht durch Verschiebung mehrerer Steine zu verwirren. Sie werden, glauben Sie mir das, einen großen Triumph feiern! — Jetzt lassen Sie das Alles gut sein; bestimmen Sie Ihre Bedürfnisse für Bayreuth, und seien Sie meiner unbedingten Zustimmung und meines größten Dankes versichert.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster

Richard Wagner

Bayreuth, 23. Mai 1876.

## 165.

### An Eugen Gura.

Wertheſter Freund!

Da jetzt die Gründe geſchwunden ſind, aus welchen Sie mir vor einem Jahre die übernahme des „Donner“ im Rheingold abſchlagen

ußten, erſuche ich Sie nochmals von jetzt ab
eſe kleine, aber (wie Sie des Gewitterzaubers
egen wohl erſehen) mir höchſt wichtige Parthie
ch mit zu übernehmen. Es wird für Sie eine
leinigkeit ſein, die Rolle in Schnelligkeit zu
emorieren; dem Plane nach erkennen Sie,
elche Proben Ihnen noch zuſtehen, und ich hoffe,
ß Sie mir gewiß freundlichſt zuſagen.

Vom 1. Juli ab erwarte ich Sie und ver-
eibe für immer

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 20. Juni 1876.

166.

n Karl Klindworth.

Das muß man nun auch noch erfahren, daß
ſolchen Tagen, ein alter Freund wie Sie ſolch
ſolut unnütze Fragen einem zuſchickt!

Freund! Kommen Sie — je eher deſto beſſer,
d ſeien Sie bei jeder Gelegenheit willkom-
en

Ihrem

Rich Wagner

Bayreuth 8. Juli 1876.

167.

n Emil Scaria.

Lieber Herr Scaria!

Die Sache muß in Ordnung kommen! Wenn
e es mir nur diesmal ermöglichen! Ich kann

Ihnen (im Namen meiner Patrone) im nächſten Jahre für vier Wochen (15. Juli bis 15. Auguſt 1877) 12,000 bis 15,000 Mark zuſagen, weil dann der allergrößte Teil der Einnahme nur zur Entſchädigung der Sänger verwendet wird, welche jetzt dem reinen Zuſtandekommen meiner Unternehmung ihre Opfer bringen. Wie ſehr muß ich es nun beklagen, daß gerade Sie unter allen von mir ausgewählten Künſtlern derjenige ſein müſſen, deſſen Lage ein ſolches Opfer ihm unmöglich macht. Wenn wir dieſes Jahr alle Plätze verkaufen, ſo kommen wir im glücklichſten Falle immer nur mit der Deckung der Koſten der Herſtellung des ungeheuren Ganzen zu ſtande.

Es iſt mir unmöglich, meinen finanziellen Verwalter gerade jetzt mit der Vermehrung der baren Auslagen zu der Höhe der Forderung, welche Sie für die volle Entſchädigung für Ihre Gaſtſpiele aufſtellen, zu erſchrecken.

Deshalb mein Rat und meine Bitte: ſeien Sie vom 22. Juli oder 23. Juli bis zur Nacht des 31. Auguſt hier, und empfangen Sie für jeden Tag eine Aufenthaltsentſchädigung von 100 Mark. Haben wir ſchließlich alle Plätze verkauft, ſo ſtelle ich Ihnen hierzu noch eine Geſamtentſchädigung von 3000 Mark zur Verfügung.

Gebe der Himmel, daß Ihnen es möglich ſein wird, auf das einzige Mögliche, was ich Ihnen biete, einzugehen!

Von Herzen grüßt Sie Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 10. Juli 1876.

168.

Georg Unger.

(Ohne Ort und Datum)
Wahrſcheinlich Auguſt 1876

Lieber Freund!

Damit Sie ſehen, daß ich vernünftig bin, er-
ich Ihnen den „Froh", worüber Sie hof-
lich froh ſein werden. Ich ſehe ein, daß Sie
s Ruhe haben müſſen, und nicht ſogleich
er auf dem Theater ſich ermüden dürfen.

Ihr

R. W.

169.

Georg Unger.

Mein werther Freund!

Ich bezeuge Ihnen, daß Sie mit den beiden
frieden meine beſten Erwartungen erfüllt
n: Seien Sie hierüber ganz klar! Sie haben
Alles auf das Genaueſte angeeignet, was ich
en über den Charakter der Rolle ſagte, ſind
n ſicher und feſt und bringen Alles zu einer
wohlthuenden Wirkung. Nun bitte ich Sie
n Zweifel hierüber fahren zu laſſen, und —
n Ihnen dies jetzt möglich iſt — ſich einzig
noch (vielleicht nur ein wenig) mit den reinen
nmübungen zu beſchäftigen, die ja vorm Jahre
t nach der kürzeſten Zeit Ihrem Organ ſo
erlich geweſen waren, um es von der Bei-

miſchung der Kehllaute zu befreien, in deren Vorherrſchaft Sie gegenwärtig wieder mehr als Sie glauben dürften zurückgefallen ſind.

Erſehen Sie hierin keinen Tadel, ſondern die lebhafte Sorge, Ihre ſo bedeutende Leiſtung möglichſt rein und vollendet zu wiſſen. Laſſen Sie ſich außerdem auch durch nichts irre machen: Sie haben Grund zu einem vollen Vertrauen zu ſich ſelbſt!

Mit den beſten Morgengrüßen

Ihr treu ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 5. Aug 76.

Kann ich es mit Herrn Engelhardt noch möglich machen, ſo nehme ich Ihnen ſchon ſofort den „Froh" wieder ab; wenn nicht, ſo tritt er doch mindeſtens von der 2ten Aufführung für Sie ein!

R. W.

## 170.

### Anſprache an die Künſtler

nach dem Abſchluß des erſten Probenzyklus am 13. Juli 1876.

Die erſten Leiden haben wir überſtanden. Wir müſſen eine wahre Heldenthat noch vollbringen in der kurzen Zeit. Wenn wir es ſo herausbringen, wie ich jetzt deutlich ſehe, daß es geſchehen wird, ſo können wir uns wohl ſagen: Wir haben etwas Großes geleiſtet. Ich danke Ihnen herzlich.

171.

## Anschläge im Bayreuther Festspielhause vor den Erstaufführungen des „Ringes".

I.

(Hinter den Coulissen und in den Garderoben)

!!Deutlichkeit!! Die großen Noten kommen von selbst, die kleinen Noten und ihr Text sind Hauptsache. Nie dem Publikum etwas sagen. Nur in Selbstgesprächen immer nach oben oder unten blicken, nie gerade aus! Letzter Wunsch: bleibt mir gut, Ihr Lieben!

Richard Wagner.

II

(Im Orchester).

Nicht präludieren! Piano pianissimo — dann gelingt Alles!

172.

## Abschiedswort an die Künstler.

(Am Schlusse der Festspiele 1876)

Ich wünsche von meinen geehrten Freunden, den Darstellern meiner Bühnenfestspiele, wie zu gleicher Zeit von den Patronen und Förderern derselben am Schlusse der Aufführungen in einer der Außerordentlichkeit des Ganzen entsprechenden Weise Abschied zu nehmen. Die am letzten Abend unbeschäftigten Mitglieder der Genossenschaft habe ich demnach zu ersuchen, der Erfüllung meines Wunsches das Opfer zu bringen, noch einmal hierbei sich in das Costüm ihrer Rolle zu

begeben, um hier mit ſowohl gegen die Darſteller der Götterdämmerung nicht ſtörend abzuſtechen, als auch — vielleicht nur mir ſelbſt — noch einmal den Ueberblick der ungemeinen ganzen Leiſtung zu geben.

173.

An Lilli Lehmann.

(Ohne Datum, offenbar nach den Feſtſpielen 1876)

Oh! Lilli! Lilli! —

Ihr waret das Schönſte, und — Du gutes Kind hatteſt recht, — das kommt nie wieder! —

Das war der Zauber des Ganzen, meine Rheintöchter! Fibi*) ſingt immer ihre Melodien!

„Gebt uns das Reine zurück!“ —

Gruß Marie! Sie iſt ſo gut! Gott waret Ihr Beide gut! — —

Ach, wie ſchön, wie gut waret Ihr! — Und nun! Nicht einmal das Nachſpiel war mir gegönnt! Oh hätte ich die Lilli dabei gehabt!

Und nun gar Braut! Gratulire! Adieu liebes gutes Kind! Lilli!!

Richard Wagner.

174.

An Guſtav Siehr.

Bayreuth, 3. Sept. 1876.

Mein lieber Herr Siehr!

Glauben Sie mir, wenn ich Sie verſichere, daß ich höchſt ſelten von einer neuen künſtleriſchen

*) Koſename für Siegfried Wagner.

tschaft eine so große Genugthuung emp-
habe, wie von der Ihrigen. Ich bin Ihrer
g im „Hagen" Schritt für Schritt gefolgt
be nie einen Augenblick die Sicherheit und
heit Ihrer Darstellung in Zweifel zu ziehen
assung erhalten. Sie sind durchaus ein
er dramatischer Künstler!
ch danke Ihnen, und bitte Sie, fortan
ir zur Seite zu bleiben!
offentlich sind Sie nicht unzufrieden von
th fortgegangen; haben Sie eine Klage,
e ich sie mir mitzutheilen.
it wahrhafter und freudiger Hochachtung

Ihr

dankbar ergebener

Richard Wagner

175.

uguſt Wilhelmj. (1876.)

er der Fiedler ward nun neu,
ein Held, bis zum Tod getreu,
auf den Feind er das Schwert gezogen,
schwingt er sänftlich den Fidelbogen,
olde Träume die zu erheben,
lang in Nibelungennöthen schweben:
er Wilhelmj, Dir ist's geglückt,
Röthen hast Du uns lachend entzückt.
d hältst Du den Bogen uns lachend bereit,
bsal und Noth dann jagst Du uns weit.)
m sei gelobt und innig geliebt,
ang' es Wälsung' und Nibelunge giebt!

176.

An Lilli Lehmann.

Oh, mein gutes liebes Weſen!

Wie hat mich Ihr Brief gerührt!

Von dem Vergangenen habe ich eigentlich keine andere Beſinnung, als das Bedauern, gerade auch gegen Sie mich noch nicht ſo recht dankbar bewieſen zu haben! Sonſt iſt mir alles dumpf auf der Seele. Als meine Pferde geſtern fortgeführt wurden, brach ich in Thränen aus! — In 8 Tagen denken wir nun uns nach Italien aufzumachen. Sogleich möchte ich doch nicht etwas Aehnliches beginnen; nur der König wollte abſolut eine 4te Aufführung Ende d. M. erzwingen, was natürlich abgeſchlagen werden mußte.

Wir werden nächſtes Jahr noch Vieles zu corrigiren haben; ich hoffe die Meiſten werden willig dazu ſein, zu meinem Ziele, eine immer correktere Aufführung herbeizuführen, mitzuwirken. Nur Betz wirft einen Schatten in meine Erinnerung! Der Unglückliche ging ſo weit, namentlich im Anfange der letzten Aufführung der Walküre ſeine Partie gerades weges zu verſpotten. Während ich über die Gründe ſeines Benehmens immer noch nachſinne, beſtätigt man mich immer mehr darin, daß er ſich geärgert habe, nicht herausgerufen werden zu dürfen! Ich gerieth ſchon einmal auf dieſen Verdacht, und befrug ihn darum, worauf er mir lächelnd ablehnend erwiderte „er und Niemann gingen ja überhaupt meiſtens gar nicht heraus um ſich zu bedanken!“ . . . . .

Nun, ich denke mich darauf vorsehen zu müs-
den Wotan für nächstes Jahr anders zu be-
n, da Bey erklärt hat, nie unter keinen Um-
den je wieder nach Bayreuth kommen zu wol-
— Was halten Sie, Beste, davon? —
Im Uebrigen mag ich mich jetzt noch nicht
ehr mit dem Zukünftigen befassen, es lastet
genug auf der Seele! —
Aber — Aber — Sie, liebstes Wesen, und
nehmen wir sie nur gern mit dazu — die
western, oh, Ihr strahlt hell und wahrhaft
lärt vor mir! Ich vergesse die ungeheure
rgie Eurer Todesweissagung an Siegfried
—
Und so, bewahren uns die Götter das Beste:
so grüße ich Sie, liebe Lilli, von ganzem
gen als

Ihr

treu dankbarster Schuldner

Richard Wagner.

ayreuth, 7. Sept. 1876.

177.

Amalie Materna.

Mein liebes, theures Wesen!
Treueste aller Getreuen!

Lob, Ruhm, Ehre und Liebe vor allen Ihnen,
e tapfere Brünnhilde! Sie waren die Beste
Vertrauteste, die nur dem einen lebte, nie

wankte, muthig, feſt und heiter von Gelingen zu Gelingen vorwärts ſchritt!

Wie danke ich Ihnen, Gute! Nun bleiben Sie, was Sie waren und ſind! Treu und muthig! So tragen Sie wieder dazu bei, mich zu erheitern, der ich jetzt von einer laſtenden Schwermüthigkeit erfaßt bin, und nur den Augenblick erſehne, der mich zur Zerſtreuung führt. In wenig Tagen, etwa nächſten Donnerstag, gehe ich mit der ganzen Familie nach Italien. Von dort aus grüße ich Sie wieder, wie wir alle heute Sie aus vollſtem Herzen grüßen! Bleiben Sie gut Ihrem

Richard Wagner.

Bayreuth, 9. Sept. 76.

Schönſten Gruß an Freund Friedrich!

178.

An Guſtav Siehr.

Lieber Herr Siehr!

Eine Bitte und Frage. Wollen Sie ſich den „Wotan" anſehen? Die Klavierauszüge beſorgt Ihnen gewiß Dr. Strecker (Schott, Mainz.). Sagen Sie mir dann, ob Sie ſich mit dieſer Aufgabe befreunden können würden. So viel iſt gewiß, daß ich nicht an eine Barytonſtimme dachte, als ich ſie entwarf, ſondern an eine wirkliche, wenn auch umfangreiche Baßſtimme. Einzelne hohe Lagen könnten abgeändert werden. — —

Für jetzt, geehrteſter Freund, aber noch

nichts davon verlauten lassen, um keinen Vorwand zu geben.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner

Bayreuth, 12. Sept. 76.

179.

An Karl Hill.

Venedig. 23. Sept. 1876.

Mein lieber Freund Hill!

Herzlichen Gruß voraus! —
Dann: Sind Sie noch gut? —
Weiter:
(aber ganz im Vertrauen)
Ich denke an Schott für Siegmund, und — möglicher Weise an Hofmeister*) für Sieglinde. Bitte ernstlich um Ihre Meinung! Ich traue selbst Niemann nicht mehr, namentlich, wenn er erfährt, daß Unger, welchen ich jetzt wieder für ein Jahr studiren lasse, den Siegfried behält. Mit Betz ist es wohl — seinem Benehmen nach! — ganz aus. Darum sorge ich hin und her, mir ein ganz vertrautes, innig zugehöriges Personal zu verschaffen, mit welchem ich stets so wahrhaftig umgehen kann, wie z. B. mit Ihnen, bester Freund!

Ich theile Ihnen diese erste Ansätze meiner für jetzt etwas suspendirten Thätigkeit für das nächste Jahr mit. Sprechen Sie noch mit Niemand

*) Vgl. Brief an Levi vom 18. Mai 76.

darüber, namentlich auch nicht mit Zeitungsschreibern! —

Ihre Empfehlung des Siehr hat mir großes Vertrauen zu Ihrem richtigen Blick gegeben. Nun weiter! Ich kann jetzt unmöglich in Deutschland herumreisen: Deßhalb bedarf ich guter Nachweise! —

Im Uebrigen bin ich sehr der Ruhe bedürftig, und möchte am Liebsten nie mehr von Aufführungen u. s. w. hören. Allein — Schicksal! —

Bleiben Sie mir treu, Sie Ungeheurer, Dämonischer, Allervortrefflichster!

(Meine gesammelten Schriften erhalten Sie.)

Von Herzen der

Ihrige.

Richard Wagner.

(Immer nach Bayreuth schreiben: Alles kommt mir sofort zu.)

180.

An Richard Fricke.

Liebster College!

Sie erhalten von der Königl. Oper in Turin eine Einladung zur Inscenesetzung des Lohengrin. Daraus, daß ich den Herren, welche von mir einen Regisseur nachgewiesen haben wollten, Niemand besser als Sie zu empfehlen glaubte, ersehen Sie, was ich auf Sie gebe, und wie mich Ihre Mitwirkung in Bayreuth erfreut hat! Sehen Sie nun, was Sie machen!

Ich bin bis Ende Oktober in Sorrento, Hotel
ittoria.

Mit den beſten Grüßen Ihr ergebener

Richard Wagner.

Neapel, den 30. September 1876

181.

n Georg Unger.

Lieber Herr Unger!

Laſſen Sie ſich durch mein Schweigen nicht
e machen! Herr Prof. Hey ſoll meinerſeits
enfalls zufrieden geſtellt werden, auch wenn ich
n ein Conzert in München nicht dirigire. Das
cht ſich Alles! Einſtweilen habe nur ich man-
rlei Sorgen, u. ſ. w. Viel kann ich heute nicht
gen: als: halten Sie aus, ſeien Sie ein Spar-
er, — und — Sie werden es nicht bereuen! —
Dieß als vorläufiges Lebenszeichen von
rem

herzlich ergebenen

Rich. Wagner.

Rom, 17. Nov. 1876.
Hotel America.

182.

n Franz Betz.

Lieber Freund,

An Sie und Niemann erlaſſe ich heute die
age, von deren günſtiger Beantwortung in

erſter Linie die Ermöglichung einer Wiederholung der Aufführungen in Bayreuth abhängt, nämlich: ob Sie für den nächſten Sommer mir nochmals etwa 6 Wochen ſchenken wollen, wobei ich annehme, daß ich meinerſeits die Aufführungen nur dann unternehme, wenn ich Ihnen diesmal die Erſtattung einer ſehr bedeutenden Entſchädigung, deren Höhe Sie beſtimmen wollen, zuſagen kann.

Sie waren zu meinem allernachhaltigſten ſchmerzlichſten Bedauern der Einzige, der diesmal ohne Abſchied von mir ging! Zum zweiten Male entzogen Sie mir hierdurch den wohlerzielten Augenblick, den ich zu meiner reinſten Genugthuung mir vorbehalten, indem ich Ihnen laut und frei eine Anerkennung und einen Dank ausſpräche, wie ich ſie noch Wenigen in meinem Leben zu zollen Veranlaſſung hatte. Das erſte Mal bei jenem Bankett nach der erſten Aufführung, wo ich für meine Rede mir vorgenommen hatte, das eigentlich charakteriſtiſche der deutſchen Kunſt und ihrer Jünger, die Energie eines Fleißes und einer verzehrend ſorgfältigen Hingebung an die vorgeſetzte Aufgabe, durch welche die talentvollſten Leiſtungen anderer Nationen übertroffen werden können, genau zu bezeichnen und hierfür gerade Sie und Ihre Leiſtung als Wotan als Beiſpiel mir anzuführen erlauben wollte. Damals ließen meine Künſtler mich im Stich und ich hatte mich nur über Dinge zu äußern, welche die Patrone angingen. Ich hoffte nun auf einen Abſchied von Ihnen: wie übel betrogen Sie mich um dieſen!

Glauben Sie, dieſes mir immer noch unerklärlich gebliebene Benehmen iſt der eigentliche

Stachel des Kummers, den ich bis heute in mir trage!

Gott weiß, was in Ihnen vorgegangen ist. Möge es denn unaufgeklärt bleiben, außer wenn es an mir liegen kann, Sie über ein etwa aufgekommenes Mißverständniß aufzuklären. Eine gute That würde alles Trübe verscheuchen. Sagen Sie mir zu — und ich will alles wieder besser und freundlicher sehen!

Wie Sie sich aber nun auch entschuldigen mögen: hier und heute spreche ich Ihnen das Eine aus:

Unsere Meistersinger waren das Beste, was ich je von der Bühne, herab erwirkte: Ihr „Hans Sachs" mir unvergleichlich und unvergeßlich. — Ihr „Marke" vollendet. — Ihr „Wotan" erstaunlich. Ich gebrauche hierfür immer wieder diese Bezeichnung; keine mir je bekannt gewordene Leistung kommt, schon in dem Betreff der nie dagewesenen Schwierigkeit durch Ausdehnung und Breite, Ihrem zweiten Akte der Walküre gleich. Dies sei zwischen uns festgestellt, auch wenn Sie sich bemühen sollten, mich zu vergessen.

Mit herzlichstem Gruß

Ihr

Richard Wagner.

Rom, 30. November 1876

— vom Sonntag an: Florenz, Poste restante.

183.

An Albert Niemann.

Lieber Freund!

Ich bin jetzt dazu gedrängt, mich in Betreff der Wiederholung der Bühnenfestspiele im nächsten Sommer zu erklären. Meine Erklärung kann nur von Ihrer und Bey's Erklärung abhängen. Ich wende mich deshalb an Sie Beide.

Die Ermöglichung dieser Wiederholung könnte sich nur auf der unveränderten Beibehaltung des Personals gründen. Ich weiß, daß ich hierin auf unmutige Stimmungen gegen gewiße Besetzungen stoßen werde, welche ich für jetzt zu ändern für unausführbar halten muß.

Wollen Sie mir zusagen und etwa auf 6 Wochen noch einmal zu mir kommen? — Ich stelle dieselbe Frage an Bey. —

Dies lautet trocken, lieber Genosse, nicht wahr? Hören Sie!

Wie auch Sie mir es anriethen, ging ich alsbald nach Italien und befinde mich jetzt in Rom. Glauben Sie, daß ich auch nur für einen Tag Erholung oder Erquickung fand? Nie ist mir dies beschieden gewesen. Alles, was mich je gequält, folgt mir nach: die ewige Sorge dem Unzureichenden gegenüber. Selbst wenn ich der materiellen Sorgen für meine Unternehmung nicht gedenke, werden gerade Sie mich verstehen, wenn ich, nach all dem ungemeinen, mein Herz tief rührenden Eifer, welcher diese Aufführungen in das Leben rief, das Werk unserer Bemühung doch fast

ur als eine Kraftvergeudung ohne Zweck und
Nutzen erkenne.

Welche tiefe Unbefriedigung mußte ich Ihnen
ets anſehen: ich widerſtand Ihren Ausdrücken,
eil ich Ihnen nicht zugeſtehen konnte, daß dieſe
der jene andere Beſetzung u. ſ. w. an der Sache
was geändert haben würde. Sie vergaßen, daß
ur Sie, aber einzig Sie — das Genie der Dar-
ellung waren, wogegen das übrige nur durch
leiß und edlen Willen ſich beteiligen konnte. In
ieſem letzten Betracht hat Betz das Erſtaunlichſte
eleiſtet, ſo daß er mir wahrhaft ehrwürdig wurde;
ie traurig, daß er nun den edlen Willen verloren
aben ſollte! —

Doch, mehr als ich ſagen Sie ſelbſt ſich: ſchön
äre es, durch eine Wiederholung, welche jetzt
iele Schäden abſtellen würde, das Ganze noch
nmal in möglichſter Reinheit hinzuſtellen. Ich
uß dies rein von Ihrem Willen, ſowie etwa
uch von Ihrer Macht über Betz, abhängen laſſen.

Sagen Sie nun bald Ja oder Nein! Bleiben
ie aber immer verſichert, daß die ſchönen Augen-
licke des Ausbruches eines ungehemmten Zu-
mmengehörigkeits-Gefühl zwiſchen uns Beiden
meinen lohnendſten Erinnerungen gehören.

Ich gehe Sonntag nach Florenz; einſtweilen
poste restante".

Mit herzlichſten Grüßen

Ihr

Richard Wagner.

Rom, 30. Nov. 1876.

184.

An Franz Betz.

Lieber, verehrter Freund!

Ihr Brief, den ich in jeder Hinsicht als ein Muster anerkennen muß, macht es mir recht schwer, mich doch noch einmal an Ihr Urteil zu wagen, wenn es auch nur wäre, um Ihre Stimmung zu gewinnen. Ich werde aufs Äußerste gedrängt, mich über die diesjährige Wiederholung der Bühnenfestspiele zu erklären; meinen Entschluß konnte ich zuletzt nur noch von der Möglichkeit Ihres Wiedergewinnens abhängen lassen.

Wie soll ich nun zu diesem Wiedergewinn gelangen? Soll ich Sie überreden, wenn ich Sie nicht überzeugen kann?

Von welchem Teile unserer Aufführung würde nicht, nur meist noch viel strenger das gelten, was Sie über Ihren Anteil sich vorwerfen. Nie habe ich einem meiner Darsteller noch die Bewunderung ausdrücken können, die ich Ihnen über den Hauptteil Ihrer Leistung aus ernstlichstem Bewußtsein aussprach. Fühlten Sie sich im Rheingold genirt und nicht recht zu Haus, so sage ich Ihnen, daß es uns allen so ging und daß ich während der Proben selbst erst (teilweise wohl auch durch die Aufstellung der szenischen Dekoration) auf Schwierigkeiten traf, die ich mich vergebens zu überwinden bemühte, wogegen ich vergebens meine Erfindungsgabe abquälte, uns allen eine gegenseitig lähmende Steifheit zu benehmen.

Dem werden wir jetzt Abhilfe zu finden wissen: es muß hier, namentlich auch in der

Szene, viel korrigirt werden, und gerade eben dieſer uns gegenſeitig zu gebenden Genugthuung wegen müſſen wir uns noch einmal vereinigen.

In Betreff der Ueberanſtrengung für Sie bedenken Sie nun aber, was Sie in den vorangehenden Jahren noch hinter ſich geworfen haben: das unglaublichſt gewiſſenhafte Studium dieſer unerhörteſten Parthie!

Dieſes iſt ja nun im allerordentlichſt weiten Sinne beendigt: gehen Sie jetzt an die Wiederdarſtellung nur mit der allerverſicherſten Ruhe, welche Ihnen das Bewußtſein der erlangten vollſten Meiſterſchaft geben muß. Hier iſt diesmal keine Anſtrengung durch Proben mehr nötig; ja auch in Betreff der Aufführungen würden Sie mich nur verpflichten, wenn Sie mir den bequemſten Modus für Sie geradewegs vorſchrieben; es wird dann Allen und ſomit auch dem Ganzen zugute kommen. Einen Erholungstag zwiſchen jedem Hauptaufführungstag geſtehe ich im voraus gern zu. Vielleicht aber können wir auch nur alle 14 Tage anſtatt alle 8 Tage eine volle Aufführung ſtattfinden laſſen, ſo daß wir anſtatt drei Wochen diesmal fünf Wochen auf die Aufführungen verwenden. Sie probieren dann in zwei Wochen alles mit größter Ruhe noch einmal durch, und die Zeit, wann beginnen, geben Sie mir auch an.

Seien Sie doch nur gut!

Oder wenn Sie durchaus nur gegen ſich böſe ſein wollen, etwa unzufrieden mit Ihrer Leiſtung, ſo ſagen Sie uns einmal, mit wem (als Wotan) Sie zufriedener ſein würden? Alſo!!!

Der Eindruck unſerer Leiſtungen iſt ein ungeheuerer und tiefer geweſen; davon konnte ich mich gerade auch in Italien überzeugen, wohin einzelne der Zuhörer verſprengt waren, welche dort im Allgemeinen, grade auch unter Italienern, eine unerhörte Meinung über uns verbreitet hatten. Und gerade über Wirkungen, welche Sie hervorbrachten, habe ich Ihnen Erfahrungen zu berichten, welche Sie gewiß erfreuen werden.

So will ich denn, mein lieber Freund, von Ihrer Beugſamkeit abhängen laſſen, ob wir unſer Werk fortſetzen. Denn ohne Sie muß ich dies für unmöglich erklären.

Seien Sie gut, und erfreuen Sie bald

Ihren tief herzlich ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth, 12. Januar 1877.

185.

**An Georg Unger.**

Mein lieber Freund Unger!

Noch heute kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, ob ich die Bühnenfeſtſpiele ſchon dieſes Jahr wiederholen werde: ich verlange Erfüllungen, welche ſich vorbereiten und — verzögern. Ich ſelbſt habe Sorge, meiner Geſundheit ſehr zu ſchaden, wenn ich dieſes Jahr mir nicht Ruhe gönne. Dennoch ſcheint Alles ſchon auf die diesjährige Wiederholung hinzudrängen. In dieſer Zeit der Ungewißheit wußte ich nicht was ich Ihnen ſchreiben ſollte und thue dieß auch heute

nur, weil Sie mich ſo freundlich darum angehen, und — ich Ihnen vor allen Dingen (ſchändlicher Weiſe) noch nicht einmal gratulirt habe.*)

Alſo! — theilen Sie mir Ihren Vorſchlag mit! Sind Sie ſehr gut dazu eingeladen, ſo ſchließen Sie auch für nächſten Herbſt pp. ein Engagement ab, womöglich mit ſtarkem Urlaube für Juli und Auguſt. Kommt zu Stande, was ich einzig will, ſo entſteht etwas Neues, Ganzes und Volles, — und dann kommt auch unſer vortrefflicher Hey ganz hierher. — Ein interimiſtiſches Engagement für Sie wird keinen großen Schaden thun. — Jetzt kann ich nur durch Trotz gewinnen, und zwar — für die Sache! Bald wird ſich Alles entſcheiden; ſobald ich mich etwas wohler fühle und wieder etwas aushalte, kommen Sie dann zu mir: Jetzt fleißig!

Nichts ſoll Ihnen geſchadet haben!

Von mir, meiner Frau und Kindern dem jungen Ehepaare ein freundliches Lebehoch.

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth, 14. Jan. 1877.

186.

An Lilli Lehmann.

Liebe Lilli!

Du ſchweigſt mir ſo lange? und doch warſt Du die Erſte, die mir liebevoll — enthuſiaſtiſch

*) Unger hatte ſich mit der Sängerin Marie Haupt vermählt.

ſchrieb? Ich höre von Ihrem längeren Unwohlſein? Hat wirklich die Rheintochter zu leiden gehabt? Ich wünſche Ihren Zuſpruch, da ich ſelbſt tief mißmuthig bin. Soll ich daran gehen an die Aufführungen dieſes Jahres? Machſt Du mir Muth, ſo thu' ich's!

Adieu! liebes Kind!

Richard Wagner.

Bayreuth 21. Jan. 77.

187.

An Joſef Sucher.

Geehrter Herr Kapellmeiſter!

Ich wünſche, daß Sie die Direktion des Leipziger Stadttheaters beſtimmen möchten, für die ferneren Aufführungen meiner Opern den Tenoriſten Georg Unger zu engagiren. Da dieſer zur Beſeitigung gewiſſer Uebelſtände ſeines Stimmanſatzes unter der Leitung des Profeſſor Hey in München noch nicht die genügende Zeit gehabt hatte, ich aber nach angeſtellten Verſuchen und daraus reſultirenden Erfahrungen die Gewißheit gewonnen hatte, daß Unger ein für meine Aufgaben ganz vorzüglich geeigneter Repräſentant ſein würde, habe ich dieſen ſehr ſoliden und in jeder Hinſicht von den gewöhnlichen Sängern ſich ſehr vortheilhaft unterſcheidenden Mann am Schluſſe der vorjährigen Bühnenfeſtſpiele dazu beſtimmt, ein alsbald für Frankfurt ihm angebotenes Engagement nicht anzunehmen, dagegen ſeine Studien bei Profeſſor Hey in München nochmals auf-

zunehmen, um ſich für die nächſten Aufführungen des Siegfried, bei dem er mir bereits ſo glücklich geholfen hatte, vollkommen kunſtgerecht fertig zu machen. Die Zeit iſt jetzt da, wo er endlich für ein definitives Engagement bei einem guten Theater zu ſorgen hat. Mir liegt daran, ihn bei einem Theater zu wiſſen, wo er nicht alles Repertoirzeug ſofort wieder durchzudreſchen hat, um ſich dagegen für die Partieen meiner Opern, welche ich ſämmtlich noch beſonders ihm einſtudiren will, unverdorben zu erhalten. Ich ſehe mich nun nach dem rechten Theater hiefür um und gedenke ſomit des ſchönen Briefes, welchen mir Ihr Direktor Dr. Förſter im vorigen Herbſt in Betreff der Erwerbung des „Nibelungenrings" für Leipzig ſchrieb. Ich halte, alle großen Hoftheater übergehend, das von Dr. Förſter geleitete Theater meiner Vaterſtadt Leipzig für das geeignetſte, um mit ihm in Berührung zu treten. Wenn Dr. Förſter ſich entſchließen kann, Unger (hauptſächlich für die Partieen meiner Opern) zu engagiren, bin ich bereit, betreffs der Ueberlaſſung der Stücke des Nibelungenwerkes mit ihm in (wie ich hoffe) immer noch erwünſchte Unterhandlungen einzugehen. Aus meiner theilnahmvollen Sorge für Unger erſehen Sie, wie werth ich dieſen Menſchen zu ſchätzen gelernt habe.

Meine hochachtungsvollen Grüße Herrn Dr. Förſter

Der Ihre

Richard Wagner

Bayreuth, 31. Januar 1877.

188.

An Lilli Lehmann.

Liebe Lilli!

Eine kleine Belästigung! —

Dem Berliner Chor habe ich vorm Jahre versprochen, wenn dieß ihm nützen könnte, zu seinem Benefize etwas zu dirigiren. Ich höre, daß das Conzert für Ende dieses Monates bestimmt ist; das wäre mir etwas zu früh, namentlich für mein Befinden, welches sich vor jeder Anstrengung noch sehr scheut. Dagegen hoffe ich Mitte März wieder so weit zu sein, und wünsche daher das Benefiz bis ungefähr dahin verschoben zu sehen. Unter den Nummern die etwa von mir daran kommen sollten, möchte ich (damit auch der Chor selbst etwas dabei zu thun hat) den Schluß der Meistersinger mit Betz geben, d. h. ganz ohne Strich; von da an: „Ehrt eure deutschen Meister!" Ich hoffe Betz thut mir den Gefallen?

Von Woglinde's Krankheit habe ich mit rechter Trauer vernommen: wahrscheinlich treffen wir uns diesen Sommer in Ems, wohin auch ich geschickt werden soll. Was fehlt Floßhilden? Im Uebrigen theile ich mich über nichts weiter mit: wir sehen uns bald am Leipziger Platz, trotzdem ich mein gutes Kind dort noch nie antraf.

Die Verlegung des Benefizes versorgen wir wohl an gebührender Stelle? Für mich würde ich (in) Deutschland den Arm nicht mehr aus-

heben; gern thue ich dieß aber für unſere armen Choriſten.

Tauſend Grüße!

Richard Wagner.

Bayreuth. 10. Febr. 77.

189.

An Amalie Materna.

Mein gutes, liebes Kind!
Theure, treue Wotans-Tochter!

Da ich jetzt ſo weit bin, die Aufführungen für dieſes Jahr beſtimmt aufzugeben, kommt mir eine völlig wehmütige Betrübnis darüber an, daß ich auch meine liebe Brünnhilde in dieſer Zeit nicht hören und ſehen ſoll! Glauben Sie mir, wenn mich durch alle die Ermüdungen und elenden Erfahrungen, die ich, ſeitdem wir uns trennten, erleben mußte, eines wahrhaft ſtolz erhebt und erfreut, ſo iſt es die Erinnerung an die Guten, die mir ſo treu waren, und unter allen lacht mir dann mein theures Wotanskind, ſelbſt mit Thränen, wonnig entgegen! Es war ſchön und ſoll es bleiben! Ich danke, danke Ihnen, liebe Getreue, aus vollem Herzen! „Getrennt, wer will uns ſcheiden?“ Selbſt Papa Friedrich thut es nicht, denn auch er hat mich lieb — ich weiß es! Grüßen Sie den Getreuen — und bleiben Sie mir immer gut, ſo recht gut!

Ihr

Bayreuth, 18. Febr. 77. Richard Wagner.

Geſtern hatten wir Evas Geburtstag.

190.

An Karl Hill.

Bayreuth 20. Febr. 1877.

Lieber guter Freund Hill!

Kurz und gut! — Dieſen Sommer kein Bayreuth: dafür müſſen wir nach London, wo ich zur Deckung des vorjährigen Defizits Conzerte gebe. Ich nehme die Materna und Unger mit, und wünſche dazu — als ganz unerläßlich — Sie. (Wotan-Scenen. Holländer, Telramund. Wolfram u. ſ. w.) Zeit: Mai (ganz) und Juni (zum Theil.) Machen Sie die Koſten leicht, denken Sie, Sie gingen wieder nach Bayreuth, für deſſen Deficit wir diesmal aufkommen müſſen. Helfen Sie mir ſo, mich zum freien Mann zu machen, und mich in den Stand zu ſetzen, ehrenvoll über die Feſtſpiele ferner disponiren zu können. Wollen Sie?? Gewiß ſoll es Sie nicht gereuen. Am Ende können Sie auch in den Theatern ſingen, und etwas dazu gewinnen. —

Sie ſehen, beſter Freund, wie mir's geht und welche Genugthuung es mir geben muß, ein Deutſcher zu ſein.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

191.

An Amalie Materna.

Liebe Freundin!

Ich komme noch einmal! —

Alſo ſchnell! Machen Sie es geſchickt mit Ihrem Urlaube. Monat Mai und möglichſt auch Juni müſſen Sie mir in London helfen. Ich muß, um das vorjährige Deficit zu decken, dort Concerte geben, und dazu gebrauche ich meine Brünnhilde, die lauter Wagner'ſches Zeug dabei zum Beſten geben muß. Geld können Sie hier von mir ſo viel einnehmen, als Ihnen Reiſe und Aufenthalt koſtet, ganz wie bisher in Bayreuth (!!!). Aber — Sie können für April ſich bei einem Theater engagiren, auch im Mai und weiter Opern ſingen, und ſomit ſich auch außerdem etwas verdienen. Natürlich — Alles garantirt! —

Ich nehme nur noch Unger mit und auch Hill; da bringen wir viel zu Stande, und Vieles läßt ſich machen.

Berathen Sie ſchnell mit dem geſtrengen Gemahl: bedenken Sie wenig; in Betreff des Auskommens und daß Sie keinen Schaden haben, muß Rath geſchafft werden, wenn's nöthig iſt. Aber ſchön wird's am Ende doch ſein, wenn wir auch dieſes Jahr wieder zuſammen zu thun haben. Ich mein' es.

Hab' ich das Deficit vom Leibe, ſo bin ich für meine künftigen Feſtſpiele ein freier Mann, und — darauf mußte ich halten.

Herzlichſt grüßt ſeine liebe Wunſchmaid der arme, aber gute Richard Wagner.

Bayreuth 20. Febr. 77.

192.

An Hermann Levi.

Wertheſter Freund!

Ich werde geplagt, und muß diesmal Sie auch plagen. — Hey hat ſich von mir, für ſeinen an Unger gegebenen Unterricht, die Erlaubniß zu einem Benefize-Konzert — mit Benützung meiner Orcheſterſtimmen zum Ring des Nibelungen — verdient. Ich muß Unger nun nächſtens von München fortnehmen; Hey drängt daher mit ſeinem Konzert, und bittet mich, Sie, beſter Freund, zu erſuchen, ihm ſein Konzert zu arrangiren und zu dirigiren. Das thue ich nun, und zwar von ganzem Herzen, denn ebenſo fühle ich mich Hey verpflichtet.

Wie nun aber der Teufel bei Allem, was mir jetzt vorkommt, ſein Spiel hat, ſcheint nun dieſe, ſeit länger abgemachte Sache mit dem Intereſſe des Münchener Hoftheaters kollidiren zu ſollen, da ich vernehme, daß man von dem verzehrenden Wunſche beſeelt iſt, zur Deckung meines vorjährigen Feſtſpiel-Deficit's ein Gewaltiges zu thun. Man hat ſchon einmal dieſem Eifer nachgegeben und für das Gelingen des Bayreuther Unternehmens durch eine Benefizvorſtellung ganze 300 Thl. einzunehmen gewußt. Ich höre, daß man dies mal die Segel bedeutend höher zu

ſpannen gedenkt, wodurch meinem armen Ver-
waltungsrath, welchem täglich unbezahlte Rech-
nungen vorliegen, die Ausſicht, Hoffnung und
Annahme einer ſehr baldigen Erleichterung ſeiner
atalen Lage erweckt worden iſt. Auch da muß
ch dann behutſam ſein, und ſehe mich daher ge-
nöthigt, an Ihr höheres, diplomatiſches Talent
u appeliren, um hier ein beiderſeits zweckdien-
liches Arrangement zu Stand zu bringen. Natür-
ich durfte auch ich ſchließlich der ſonderbaren
Lage, in welche ich mit meinen Geſchäftsfreunden
erathen bin, nicht kaltblütig gleichgültig zuſehen,
nd habe mich daher entſchloſſen, um der ganzen
Unwürdigkeit ein Ende zu machen, nach England
u gehen; dort gedenke ich mit Konzerten das
Geld einzunehmen, welches ich zum Erwachen aus
llen Bühnenfeſtſpiel-Alpträumen bedarf.

Dann — wird es wahrſcheinlich ſehr hübſch
erden!

Von Herzen grüßt Sie

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth. 21. Febr. 77.

193.

n Georg Unger.

Wertheſter Freund!

Nun einmal vernünftig! Geſtern ein Tele-
amm (oder vielmehr: Brief) mit der Forderung

von 15,000 M., heute eine Depesche mit „Spielhonorar" dazu. Ich ersuche Sie, diese Abmachungen Ihre(r) Angelegenheit seien zu lassen, und hierbei zu bedenken, daß die Leipziger Direktion jedenfalls ihr Personal voll hat, und nur in der Hoffnung, von mir besondere Begünstigungen zu erhalten, auf den Vorschlag, einen apparten „Wagnertenoristen" zu engagiren, eingegangen ist. Um so weniger aber möchte ich diese Verhandlungen leiten, als ich nicht den Anschein irgend einer Bevormundung gewinnen möchte, andererseits allerdings aber — aus irgend welchem Gefühle Ihren Interessen nicht hinderlich sein will, da ich gelegentlich wohl erfahren habe, wie sich jetzt die Herren Tenoristen bezahlen lassen. Also — treten Sie ganz für sich selbst ein, was den Geldpunkt betrifft, nur was den Charakter Ihres Engagements angeht, gebe ich Ihnen folgendes zur Beachtung. Engagements auf drei Jahre, zwei bis — wenn nöthig drei Monate Urlaub: die Partien meiner Opern von Tannhäuser bis Siegfried und Tristan (Rienzi). Beginn des Engagements kann schon 1. Juli d. J. stattfinden, da dieses Jahr kein Bayreuth ist. — Ihr Verhältnis zu mir würde nun so ausfallen: —

Kommen Sie März und April mit der kleinen Frau nach Bayreuth: wir studieren dann meine alten und anderen Opern durch. (Zu einem Concert Hey's kehren Sie in dieser Zeit auf die nöthigen Tage nach München zurück, wenn sich diese Sache nicht noch vorher abmachen läßt.) Mai und 1e Hälfte Juni sind Sie mit mir in

England (d. h. London) und helfen mir dort in den Conzerten, welche ich zur Deckung des vorjährigen Defizits dort zu veranſtalten genöthigt bin: ſo dienen Sie auch der ganzen Sache! Reiſe- und Aufenthalts — Wohnungs-Spesen werden Ihrem Bayreuther Honorar hinzugefügt. Ich gedenke mit Ihnen Frau Materna und Hill zum gleichen Zwecke nach London zu bringen. Alſo: — dann nach Leipzig, denn Juli und Auguſt gedenke ich eine Kur zu gebrauchen, um endlich auch etwas für mich zu thun! —

So ſteht es jetzt. —

Freund Hey ſchrieb mir kürzlich viel Gutes. Er möge — ich bitte ihn darum — mir auf Ehre und Gewiſſen drei Rheintöchter abrichten (für die Londoner Conzerte). Es ſoll ihnen nichts koſten, aber für die Entſchädigung für Reiſe und Aufenthalt pp können ſie nichts bekommen: denn hier heißt es — Geld einnehmen um die Schulden für unſere vorjährigen Aufführungen bezahlen zu können. Wenn ich mich zu dieſer aufopferungsvollen Anſtrengung entſchließe, können Sie wohl denken, wie es mir zu Muthe iſt. —

Nun grüßen Sie Ihre ſehr gute Frau Unger herzlichſt von mir. Das Evchen iſt ſehr gut — nur machen Sie das Alles jetzt direkt ab. Bitte!

Auf baldiges Wiederſehen

Ihr herzlichſt ergebener

Rich. Wagner.

Bayreuth, 22. Febr. 77.

194.

An Amalie Materna.

Alſo liebſtes Kind!

Wie folgt!

Soeben das Telegramm an Sie abgeſandt. Jetzt, bitte, einmal vollſtes Vertrauen zu mir! Die 12,000 Mark ſind Ihnen für Mai und Juni garantirt. Aber — Sie können es vielleicht weiter bringen. Meine Unternehmung ſcheint im Monat Mai allein durchzuführen zu ſein und zwar mit 20 Concerten. (Viele Wiederholungen natürlich!)

Sehe ich, daß auch Juni, wenn auch nur zum Theil, noch ergiebig werden dürfte, ſo fahren wir fort; wenn nicht, ſo wird es Ihnen für dieſen Monat nicht an ſehr einträglichen Engagements in London fehlen. Sonſt aber ſetzen wir Folgendes feſt:

Sie erhalten für jedes Concert im Mai 500 Mark, was bei 20 Concerten 10,000 Mark ausmacht; kommen weniger Concerte zu Stand, ſo ſind Ihnen für dieſen Monat doch mindeſtens 8000 Mark garantirt. Im Juni, ſollten dann noch Concerte ſtattfinden, dasſelbe Honorar oder, gleichviel wie viele Concerte, zum mindeſten die vollen von Ihnen gewünſchten 12000 Mark im Ganzen garantirt. Hören die Concerte auf (im Juni), dann für Sie Engagement in der Oper. Jedoch, laſſen wir die Sache ganz auf ſich: ich ſtehe Ihnen für mindeſtens 12000 Mark Mai und Juni. — Alſo: Hol' der T— Stuttgart und Leipzig! Abgemacht!

Viel Repertoire, denn die Engländer freſſen Muſik:

Alſo etwa: Brünnhilde (Scenen), auch Sieglinde (erſter Act). Ortrud (mit Hill). Vielleicht großes Duett aus Fl. Holländer? Senta.

Sie ſehen, Liebe, in welcher ſonderbaren Sphäre ich mich für jetzt herumtreibe! Ich bin aber entſchloſſen, meine Bühnenfeſtſpiele nur unter ganz anderen Verhältniſſen, als ich ſie mir voriges Jahr gefallen laſſen mußte, zu wiederholen. Um hierfür feſten Fuß zu faſſen, mußte ich mich vorher ganz auf die eigenen Beine ſtellen, d. h. die Deckung des Deficits von Niemand erwarten außer von meinen eigenen Bemühungen. Nun wird mir aus London dieſer Gewinn mit Enthuſiasmus angeboten: ſomit acceptire ich es, noch einmal Concerte zu geben, wozu mich in Deutſchland nichts mehr würde beſtimmt haben.

Allerdings glaube ich, Liebſte, daß wir in London Alle auf den Händen getragen werden. —

Alſo! Brünnhilde mit mir! Beſte Grüße an Friedrich! Ihr

ganz guter, aber viel geplagter
Richard Wagner.

Bayreuth, 24. Februar 77.

195.

An Amalie Materna.

Mein liebes Kind!

Nun einmal kurz und bündig! — Zwanzig Concerte greifen Sie nicht ſo an, wie zehn Theater-

Vorstellungen; in jedem Concert haben Sie eine — oder zwei Piecen zu singen, keine anderen Teufeleien dazu. Wir machen das „englisch" ab, sonst — Beste! — würde auch ich es wol nicht aushalten. Verstehen Sie! Das geht Alles ganz bequem her, und allermeistens sind es nur Wiederholungen.

Sie haben im Ganzen nicht mehr als sechs bis sieben Nummern zu produciren, nämlich: zur „Sieglinde" (1. Act, — Schluß), „Brünnhilde" (Duett „Götterdämmerungs"-Vorspiel), Duett (Siegfried's Schluß), „Götterdämmerung", Schlußscene; etwa noch: Ortrud mit Telramund. Dann Quintett aus den „Meistersingern", Duett aus „Fliegender Holländer". Nie mehr als eben zwei Stücke, durcheinander in den verschiedenen Concerten wiederholt.

Dies wäre die Anstrengung: überlegen Sie sich es: diese ist nicht übermäßig. 12,000 Mark für Monat May fest zugesichert: Punctum! Aber erst am 5. Mai ankommen — ist gräulich! Dann muß ich noch Frau Grün dazu engagiren. Denn — die Rentabilität des ganzen Unternehmens beruht nur darauf, daß die Kosten durch Zusammenrückung der Zeit vermindert werden. Dies betrifft ein ungeheures Orchester, welches auf einen Monat fest engagirt wird; diese Zeit muß ausgenützt werden, sonst ist der ganze Zweck verfehlt: der Zweck aber steht auf allen Annoncen genannt: zur Deckung des Deficits der vorjährigen Bühnenfestspiele.

Sie glauben wohl, Freundin, wie mir zu Muthe war, als ich mich zu dieser Unterneh-

mung entſchloß! — Aber — das Eine fürchten Sie nicht: mehr anſtrengen wie bei einem Gaſtſpiel mit 10 Rollen werden Sie ſich gewiß nicht. In Ihrem erſten-Briefe waren Sie milder, als noch von Mai und Juni die Rede war? —

Jetzt ſuchen Sie mir den 1. Mai möglich zu machen; koſtet's etwas, ſo muß es gezahlt werden. Oder — ſoll ich die Grün noch engagiren? —

Antworten Sie mir hierauf doch ſogleich, damit ich weiß, was ich zu thun habe. Für Ihre Toilette wollen wir ſchon auch noch etwas zuſammenbringen.

Nur um ſolcher Lumpereien willen nicht „Entweder — oder" ſagen! —

Alſo, guten Muthes! Sie heimliche Wiener Walküre.

Adieu! Von Herzen der

Bayreuth, Ihrige
28. Februar 77. Richard Wagner.

196.

An Karl Hill.

Liebſter Freund!

Warum mir nicht etwas früher antworten?

Jetzt hören Sie:

Mein hochgeehrter Gönner, Ihr Herr Intendant, muß Sie, trotz Mallinger, Ende April loslaſſen: vom 1. Mai ſind Sie für den Monat Mai allein in London der Meinige. Sie ſingen in 20 Abenden, ganz engliſch gemüthlich, eine oder zwei „Pieces", und erhalten für jeden

Abend 500 Mark. Nachher ruhen Sie gründlich aus. Herr v. Wolzogen bekommt aber hiermit — und dafür — die Walküre. Soll ich noch an den Großherzog gehen? —

Ich bitte, nehmen Sie die 10,000 Mark mit, und — helfen Sie zugleich dem guten Zwecke, nämlich mein Unternehmen auf die anständigste Weise frei zu machen.

Nun geben Sie mir schnelle Antwort: einen Sänger muß ich haben, ich müßte dann mir anderswie — — helfen! —

Also! Vorwärts, Freund! Ich bin anders älter als Sie, und — gehe doch daran. Es macht sich aber Alles, und Sie würde es doch am allerwenigsten angreifen.

Aber — schnellen Bescheid!

Von Herzen der Ihrige

Richard Wagner.

Bayreuth, 2. März. 1877.

## 197.

An August Wilhelmj.

Liebster Gönner und Förderer
meiner Angelegenheiten!

Sie hatten Unrecht, mich daran zu mahnen, daß ich dafür zu sorgen hätte, mit Ihnen Hand in Hand vor dem Publikum Europa's zu erscheinen. — Ich wurde vor mehreren Tagen angegangen, einem Correspondenten für die „Times" etwas an die Hand zu geben: diesem habe ich ganz

einfach dictirt, daß Ihre Berichte und Aufforderungen mich bestimmt hätten, in London u. England etwas zu unternehmen. Wird dieser Passus allernächstens in den Times nicht gut wiedergegeben, so sollen Sie von mir einen Brief hierfür erhalten, der sich gewaschen haben soll! — Abgemacht! — Nun aber! Hm! Hm!

Also! — Geschäfte!! —

Bitte! Vor Allem mit meinem — Neffen — Herrn Landrath Alfred Jachmann sich in das Vernehmen zu setzen.

Sie müssen Hodge eben kennen: was kann er mit Mr. Esser leisten?

Ich verlange zu wissen: —

Albertshall hält 10000 Plätze. Wie viel können diese eintragen? Was sind die Kosten? Hierunter Alles verstanden: Presse, Teufeleien, Orchester — Sänger: —? Was letztere anbetrifft, habe ich, da ich Hodge's Entgegenkommen für ernst nahm, engagirt:

1. Materna (Monat Mai) 20 Conzerte: 12000 Mark = £ 300*)
2. Hill (ebenso) für 10000 M. = £ 250*)
3. Unger £ 200
4. Drei Rheintöchter = £ 200

macht 950*) wollen wir sagen 1000 Pfund.

Dies theile ich Ihnen mit um dem Unternehmer die Berechnung der Kosten zu ermöglichen. In Betreff meiner Abmachung mit dem Contrahenten stelle ich das Eine fest: Binnen 4 Wochen = 20 Conzerte (gut?) Hodge et Comp.

*) Irrthümlich für £ 600, 500, 1500

trägt alle Koſten (außer die Stimmen, welche ich mitbringe) und erhält dafür die Hälfte der Brutto-Einnahme, deren andere Hälfte er mir mit 5000 £ per Abend garantirt.

Programm: nächſtens. Hoffentlich ſtarke Wiederholungen. Wie iſt es mit den 20 Conzerten gemeint? Wahrſcheinlich jeden Abend, nachdem zuvor alle Proben abgemacht ſind? Den Orcheſterbedarf kennen Sie.

Materna und Hill können leichter für Mitte Mai abkommen. Iſt Mitte Mai bis Mitte Juni ebenſo gut als Anfang bis Ende Mai?

Bitte um etwas Detail. Schicke ſelbſt dagegen Näheres, z. B. Repertoir.

Herrn Jachmann bitte vor Allem zu ſehen und gemeinſam mit ihm zu agieren!

Mein lieber, guter Nibelungen Conzertmeiſter! Herzlich freut ſich Sie wiederzuſehen

Ihr Freund

Richard Wagner

Aber Sie müſſen ihm diesmal mehr vorſpielen!

[Poſtſtempel Bayreuth 8. März 1877.]

## 198.

An Auguſt Wilhelmj.

Mein lieber Freund!

Der Contract mit Mr. Hodge und Eſſex wird ſoeben von mir unterzeichnet. Dieſelben erhalten

ine näheren Mitteilungen morgen. Möge nun
ſe Unternehmung einen guten Verlauf finden.
t ſind mir in den letzten Jahren Aufforde-
ngen zu ähnlichen Unternehmungen aus Eng-
d zugekommen. • Sie wiſſen, daß das eigent-
e Conzert-geben von meiner Thätigkeit gänz-
abliegt: ich konnte diejenigen, die ſich mit
r bekannt machen wollten, zuletzt immer nach
yreuth einladen. Es ſcheint nun, daß ich auf
ſe Weiſe namentlich auch in England mir gute
eunde erworben habe.

Sie, liebſter Freund, haben mich nun ſo ein-
nglich aufgefordert, von dieſem Letzteren mich
Ort und Stelle ſelbſt zu überzeugen, daß ich
n mich entſchloß hierauf einzugehen. Ein ganz
timmtes Recht auf mich hatten Sie ſich durch
re herrliche Betheiligung an der Aufführung
iner Bühnenfeſtſpiele in Bayreuth erworben:
em ernſtlichen Wunſche Ihrerſeits hatte ich
willfahren. Ich komme — ſage ich es offen!
auf Ihre Einladung nach England. Möge
e meine Folgſamkeit nicht gereuen! Sie werden
l mit mir zu thun haben, denn Ihr Ver-
echen, ſich ſelbſt an die Spitze des Orcheſters
ſtellen, welches ich dirigieren werde, hat mir
nentlich den Gedanken hieran angenehm ge-
cht, da ich ſo im Voraus ſicher weiß, daß ſelbſt
mühevollſten Stunden der Arbeit mir erquick-
und zu dereinſtigen freundlichen Erinnerungen
geſtalten werden.

Alles Nähere wird jetzt ſchnell in Ord-
ng kommen. Herzlich freue ich mich Sie bald
derzuſehen, und danke Ihnen für heute, ſo-

wie im Voraus für alle Ihre Freundesbemühungen.

Ihr sehr ergebener
Richard Wagner.

Bayreuth. 15. März. 1877.

199.

An Karl Hill.

Liebster Freund!

Hier der Brief an den Großherzog, den ich Sie gefälligst zu bestellen bitte. —

Die Verzögerung kam daher, daß ich, auch zur Erleichterung für die Materna, die Zeit der Conzerte etwas hinauszuschieben versuchte, was dann, wenn es gelungen wäre, den Großherzog zu bemühen erspart haben würde. Allein, es ist mir definitiv abgerathen worden. Sie werden nun, nach meinen Vorschriften, von meinen Unternehmern, Hodge und Essex in London, direct unter den von mir Ihnen zugesagten Bedingungen engagirt werden. Monat Mai, 10000 Mark (500 £); jedenfalls nicht 20 Conzerte, sondern bedeutend weniger, da auch dies vortheilhafter ist; Sie werden daher mit viel weniger Mühe zu dem Ihnen zugesagten kommen können. —

Das nähere Programm für zunächst sechs Conzerte arbeite ich zunächst aus.

Neu sind Ihnen nur:

Meistersinger: — Quintett (Act III)
vielleicht: Monolog II. Act und dito III. Act.

Wotan: Walküre: III Act.
Jedoch: Näheres alsbald.

Herzlichsten Gruß von

Ihrem sehr geplagten

Richard Wagner.

ayreuth, 16. März 77.

200.

Amalie Materna.

Liebste Freundin!

Also!

Meine Londoner Unternehmer (Hodge & Esser), denen ich nun abgeschlossen habe, werden r Tage, meinem Auftrage gemäß, Sie für wirkung in meinen Concerten im Monat Mai 12,000 Mark (600 L. St.) völlig engagiren. zwanzig Concerten ist keine Rede mehr, ich die Sache mit einer geringeren Anzahl heilhafter herausstellt: Folglich werden auch sich besser schonen können, als wenn Sie Dir. ner einen Monat singen. — Gut! Aber klich müssen Sie kommen. — (!)

Das Repertoire für vorläufig sechs Concerte ich alsobald zusammen: dann bekommen Sie's :

Ganz neu wird Ihnen nur sein:

1. Quintett Meistersinger (III. Act).

2. Großes Duett: Senta und Fliegender Hol- er (mit Hill).

Also wird sich das ganz, ganz kleine, dünne, schwindsüchtige Brünnhild'chen nicht zu sehr abzuarbeiten haben.

Dann noch eine Bitte:

!! Bedauern Sie mich!!

Weiter sage ich nichts!

Schöne Grüße an Ihn, den Verlust erlitten habenden Gemahl! Bleiben Sie recht gut

Ihrem schön geplagten

Bayreuth 16. März 77. Richard Wagner. (Operncomponist).

201.

An August Wilhelmj.

Lieber Freund!

Es fällt mir sehr schwer, das Programm — mit dem Personale — so im Handumdrehen „genau für den Druck festzustellen. Ich für mein Theil bin auf dem Papiere schon fertig: während dem habe ich aber immer noch mit den Sängern zu correspondieren, welche das Papier erst zu einer Wahrheit machen sollen.

Nur soviel bitte ich Sie einstweilen Mr. Hodge mitzuteilen: ich brauche — um sicher und gut zu gehen — zu Materna, Hill und Unger noch Schlosser und Reichenberg. Beiden habe ich telegraphirt und warte auf (billige) Antwort. Die 3 Rheintöchter möchte ich gern auch gut haben, und warte deßhalb darauf, ob es sich nicht doch

ch mit dem Bayreuther Kleeblatt macht, jeden-
ls möchte ich Lilli, auch um anderer Stücke
gen. So soll sich die Sache, in Betreff des Per-
nales, erst noch nächster Tage entscheiden.

Deßhalb, also:

Wenn Herr Hodge etc. das „Book" schon in
n allernächsten Tagen drucken lassen will, so
das Alles mir etwas zu spät verzögert worden.
as allgemeine Programm für 6 Conzerte, soll
in ein paar Tagen gewiß haben: nur kann
Ausdehnung der Nummern nicht schon ganz
timmt (für den Text) gegeben werden, weil
eß sich darnach ändert, ob ich diesen oder jenen
inger noch bekomme. Ich denke aber für das
Book" hat es noch eine gute Woche Zeit.

Unterdessen werde ich über das Sänger-
sonal stets schnell berichten. Für das Orchester
be ich Seidl beauftragt, mit Ihnen sich in das
rnehmen zu setzen. Ich rechne auf 150 gute
usiker, 50 schlechte lassen wir aus.

Wenn Jahn nicht englisch kann, so bin
doch entschieden für Richter, welcher Alles
ieß und schnell ist.

Versichern Sie Herrn Hodge, daß ich mit
llem Eifer bei der Sache bin, und daß in der
gel Alles gut ausfällt, was ich unternehme.

Adieu, liebster Freund!

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth 17. März 77.

## 202.

### An Friederike Sadler-Grün.

Geehrteſte Freundin!

Ich bitte Sie vor Allem mir Ihre Wünſche betreffend das Honorar für eine Mitwirkung in meinen im Mai in London zu gebende Concerten anzugeben. Dieſe Concerte haben den Zweck das Deficit zu decken, doch biete ich Ihnen für beſtimmt 3000 Mark an; ſagen Sie mir, ob Ihnen das genug ſein wird. Sie würden ſpäteſtens am 3.ten Mai eintreffen müſſen, und außer den Ihnen zugehörigen kleinen Stellen der Fricka in den Scenen des Ring des Nibelungen (Rheingold) und einer kleinen Stelle der Gutrune im 3.ten Akt der Götterdämmerung, würden Sie mir das große Duett im zweiten Akt des flieg. Holländer's (Senta), das Gebet der Eliſabeth aus Tannhäuſer, die Scene der Elſa aus dem 2.ten und dem 3. Akte des Lohengrin, d. h. Duett mit Ortrud, das Brautgemachduett mit Lohengrin, die Parthie der Eva im Quintett des 3.ten Aktes der Meiſterſinger, die Parthie der Brangäne im 2.ten Akt des Triſtan, wohl auch die Vogelſtimme im 2.ten Akt des Siegfried übernehmen müſſen. Unerläßlich iſt aber, daß Sie die erſte Rheintochter (Woglinde) für die Lilli Lehmann übernehmen, welche ich nicht bekommen kann. Dieſes beträfe ſowohl die erſte als letzte Scene des Rheingold's, als auch die Scene im 3.ten Akt der Götterdämmerung. Sie ſehen, ich muthe Ihnen viel zu, guter Wille und Ihr großes Talent wird Ihnen aber helfen. Er-

klären Sie ſich vor Allem ſchnell in Betreff des Honorars, damit ich meine Londoner Unternehmer autoriſiren kann, meiner Weiſung gemäß mit Ihnen abzuſchließen.

In ſicherer Hoffnung, Sie als die Meinige betrachten zu können, empfehle ich mich Ihnen herzlichſt

ergebenſt

. Richard Wagner

Bayreuth, 22. März 77.

203.

An Hermann Levi.

Wertheſter College!

Ihren Rath habe ich befolgt. Jetzt bitte ich Sie noch, in der Angelegenheit der Orcheſter-ſtimmen-Ausleihung, in welcher ſich nach meinem Auftrage Herr A. Seidl an Sie wenden wird, mir nach Möglichkeit behilflich ſein zu wollen. Die Details meiner Bedürfniſſe kennt er, und ich übergehe ſie daher, wünſchte ihn und ſeine Bitte nur von mir herzlichſt zur Vermittlung ausgezeichnetſten Ortes empfohlen zu haben.

Mit den beſten Grüßen

Ihr ſtets ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth. 28. März 77.

204.

An August Wilhelmj.

Lieber Freund!

Die Herren H. u. ſ. w. machen mir einige Noth. In Betreff der Garantiezahlung will ich es ihnen gern erleichtern, trotzdem Advocat Sumter zur Vorſicht räth. Ich glaube, die Leute haben Mühe, Capitalien, welche ſie ſelbſt nicht beſitzen, zuſammenzubringen. Mich verdrießt, daß ſie mir wiederholt Erſparniſſe im Betreff der Sänger anrathen. Ich glaube, ich hätte wohlfeiler bekommen können, wenn mir vom Anfang an nur von ſechs Conzerten während 14 Tagen geſagt worden wäre; da war aber von 20 Conzerten die Rede, vor welchen Materna und Hill natürlich erſchreckten, und für welche ſie nur durch ſtarke Honorare zu gewinnen waren. Jetzt war die Honorarfrage nicht mehr zu reduzieren, da man nämlich annehmen muß, daß die 6 Conzerte (unter günſtigen Umſtänden) ſoviel einbringen, wie 20 (unter ungünſtigen). Sogar bedurfte ich doch nun mehr Sänger, da ich für 6 vollſtändig neue Programme zu ſorgen hatte, während ich 20 Conzerte nicht anders für möglich gehalten hätte, als durch Wiederholung einer kleineren Anzahl von Stücken. — Trotzdem wird mein Sängerperſonal nicht über 300 Pfund per Abend betragen, wogegen ich nun, um mir einen Begriff zu machen, gern erführe was der Saal, das Orcheſter u. ſ. w. koſten; davon erfahre ich aber nichts.

Ich erfahre, daß Sie für eine tüchtige Her-

ſtellung des Orcheſters ſehr beſorgt waren, wofür ich Ihnen ſchönſtens danke. Mit den Stimmen iſt große Noth, da wir hier abſolut keine Copiſten finden. Seidl und Fiſcher ſollten morgen abreiſen: nun ſind ſie durch Hodge's Telegramm zurückgehalten. Ich ſchicke morgen Seidl u. Fiſcher nach München um dort (mit Copiſten) in einer Woche fertig zu werden. Die Auslagen für ſie beſtreite ich einſtweilen.

Hodge möge nicht vergeſſen, mit Unger (5 Fürſtenſtr. in München) für Reiſe und Aufenthalt (100 Pf.) zu contrahiren. Lilli L. hoffe ich allerdings mit Honorar (200 Pf) noch zu bekommen: gut für Rheintöchter. Baſſiſt leider immer noch ungewiß. Alle ſind für vollen Monat Mai engagirt. Rechnen Hodge etc. durchaus nicht auf theilweiſe Wiederholung bis ende Mai, ſo ſind die Sänger allerdings zu theuer bezahlt. Allein dieß liegt in dem erſten Anfange. Glauben Sie nicht an (etwa) noch 3 Conzerte mit Wiederholung der Hauptſtücke (vorzüglich Nibelungen)?

Bitte mir doch öfter eine Mittheilung zukommen zu laſſen. Das Engliſche muß Alles durch meine Frau gehen, und macht viel Confuſion und Mühe.

Ich werde im Voraus bereits etwas müde: verzeihen Sie mir das!

Gott, der Allgütige, ſegne uns alle miteinander! Adieu!

Ihr guter Freund

Richard Wagner

Bayreuth, 2. Apr. 77.

205.

An Karl Eckert, Berlin.

Bayreuth, 3. April 1877.

Oh! Oh! Oh!:

Böser College! — —

Nun ja, Sie kennen mich ja, wie ich immer im Behagen und Vergnügen dasitze!

Uebrigens: nebenbei gesagt, — das Engagement einiger Kammermusiker von Berlin ist von London ausgegangen; ich erfuhr davon nur, als Kapellmeister M. Winger (?) mich zugleich bat, mich an Herrn von Hülsen für ihren Urlaub zu . . . wenden. Auf der Stelle that ich das, mit nöthiger Feierlichkeit, was mich immerhin einige Mühe kostete, während ich das mit Ihnen ungefähr wie heute, als eine gemüthliche Erholung abgemacht hätte! Aber — da kommt der alte Eckert und wird — empfindlich. Auch jut!! Jetzt!!

Ich brauche für London einen guten Bassisten für 1.) Daland (2. Act Holländer) 2. Landgraf (kleine Scene mit Elisabeth vor dem Marsch) 3.) Pogner (Anrede: 1. Act, nach der Versammlung der M. S. 4.) Wotan (Anfang des Rheingolds, bloß die allererste Des-burstelle). 5.) Donner (Gewitterzauber mit vorangehendem kleinen Recitativ,) 6.) Hunding 1. Act Walküre. 7.) Hagen 3. Act Götterdämmerung.

Sehr ist nicht zu haben. Jetzt warte ich noch immer auf Krolop's Zusage, welche mir die liebste wäre. Wenn durchaus nicht, dann Fricke?? —

Bedingungen: Monat Mai. 2. Mai in Lon-

von. 1. Probe 4. Unbeſtimmte Zahl von Con-
certen: vorläufig 6 (höchſtens 9). 3000 M. (150
Pfund Sterling) Nun — Eckertchen — Ei! Ei! —
helfen Sie mir einmal! Thun Sie's doch! —
Billi habe ich nun doch nicht bekommen: das iſt
gewiß ſchon ein Werk Ihrer „Gereiztheit"?
(Dummes Zeug!)

Nun alſo! Sehen Sie zu, Freund, wie Sie
mir einen Baſſiſten verſchaffen!

Grüßen Sie „Unſre lieben Frauen" aller-
ſchönſtens und haben Sie Erbarmen, oder wenig-
ſtens einige Rückſicht für Ihren

kleinen alten Freund
genannt: Richard Wagner,
der Verrückte.

Bayreuth, 3. April 77.

## 206.

## An Eduard Dannreuther.

Bayreuth 3. April 77.

Wertheſter Freund!

Da meine Frau alle zwiſchen uns eingetre-
tenen perſönlichen Angelegenheiten unter ihre Be-
ſorgung genommen hat, und Sie inzwiſchen ſich
bereit erklärt haben, bei meinem ganzen Londoner
Unternehmen mir Ihren freundſchaftlichen Bei-
ſtand zu gewähren, ſo erlauben Sie mir nun, daß
ich, wie zu einem vollkommen Vertrauten fortan
zu Ihnen mich verhalte und in dieſem Sinne mich
in laufenden Verkehr mit Ihnen ſetze.

Die Confusion, welche in Ihrem und Hans Richters Betracht statt gefunden hat, wird Ihnen meine Frau schon genügend erklärt haben; gerade dieser Vorfall aber hat mich darauf bedacht gemacht, mit Ihnen von jetzt an direct zu verkehren, da die durch meine Frau geführte — englische Correspondenz mit den Hrn. Hodge & Essex bereits zu Verwirrungen geführt hat.

Das Neueste war folgendes:

Hodge & Essex verlangen meine Freunde Seidl und Fischer sofort nach London. Da hier — in Bayreuth — augenblicklich gar keine Hilfscopisten (zum Duppliren der Stimmen etc.) zu haben sind, und ich hoffen muß, daß, wenn auch theurer, in London Copisten aufzutreiben sein werden, bestimme ich, daß Seidl und Fischer sofort, also heute 3. April abreisen sollen. Da kommt gestern (2. April) ein Telegramm, welches besagt, daß in London von meinen älteren Opern gar keine Stimmen zu erhalten seien; Alles müsse in Deutschland besorgt werden, und Seidl & Fischer sollten daher erst kommen, wenn Alles in Ordnung sei.

Somit reiste heute Seidl nach München zu Fischer, um mit dort aufzutreibenden Copisten das Nöthige zuvor zu beschaffen. Heute früh, nachdem Seidl abgereist, kommt ein neues Telegramm: Sie, Herr Dannreuther, verlangen die sofortige Ankunft von Seidl und Fischer in London. Da wird man confus. Ich lasse jetzt meine Freunde in München, um der Beschaffung der nöthigen Stimmen näher zu sein: ich denke sie sollen zur rechten Zeit noch in London eintreffen, um die erste Spe-

ziel-Probe am 11. d. M. stattfinden zu lassen. Oder — was soll geschehen?

Sie werden Ihre Noth haben, werter Freund, denn viel Arbeit haben wir uns aufgebürdet. Daß Sie einen großen Theil derselben übernehmen möchten, mußte mein erster Wunsch sein, schon weil von meinen deutschen Freundchen keiner englisch versteht.

Demohnerachtet bleibt die Vorbereitung von 6 solchen Riesenconzerten mit so wenigen Proben eine Höllenarbeit. Benutzen Sie einstweilen Seidl und Fischer, welche Beide bereits Erfahrung im Dirigiren haben, ganz nach Bedürfniß. So recht eigentlich eingearbeitet ist aber doch nur Richter, welchen ich trotzdem nie empfohlen haben würde, wenn ich nicht von vorne herein angenommen hätte, daß Sie, wertheſter Freund, ihm immer zur Seite ständen. Darauf hoffe ich nun.

Haben Sie jetzt die Güte, sich immer unmittelbar an mich zu wenden mit Allem, was täglich zu erledigen sein dürfte! Das „book" schicke ich Ihnen morgen, und ersuche Sie für gute Uebersetzung und sonstige Anleitungen (thematisch) wie Sie diese ja schon so vortrefflich ausführen ließen zu sorgen. Noch habe ich über einen einzigen Sänger (2. Baß) keine bestimmte Auskunft, sonst könnte ich auch das Personal schon heute ganz genau angeben.

Also, auf ununterbrochenen Verkehr!

Herzliche Empfehlungen an Ihre liebe Frau!

Ihr ergebener

Richard Wagner.

207.

An Karl Hill.

Bayreuth, 4. Apr. 1877.

Mein lieber Hill!

Ich habe viel Sorge — daher: kurz! Bitten Sie Herrn v. Wolzogen um etwas Geduld; Alles wird sich machen: vor Allem, meinen besten Dank für sein verbindliches Schreiben! — Hoffentlich hat Seidl Ihnen Alles mitgetheilt? Zu studiren werden Sie nur haben:

Meistersinger: die 3 Verse des sogenannten Schusterliedes. Quintett IIIer Act. Wotan: Schluß des Rheingold. — Walküre: IIIer-Act, von der letzten Scene an. — Tristan: Marke, IIer Act.

Vergesse ich etwas? —

Ein Bassist fehlt mir noch, da Siehr nicht kann, und Krolop noch ungewiß ist: für Daland: 1er u. 2er Act (bitte ohne Strich.) Landgraf: Scene mit Elisabeth. Donner: (Gewitterzauber.) Hunding (Ier Act. Walküre). Fasner: (IIer Act Siegfr.) Pogner (Anrede.). Hagen (IIIer Act, Götterdämmerung.) Können Sie mir im Nothfall helfen? Wissen Sie einen musikalischen tüchtigen Baß? — Meinen „Unternehmern" in London machen Ihre Gagen große Noth; ich hatte Sie — wie es ursprünglich hieß — für 20 Conzerte berechnet. Nun hat man Alberthall bekommen, und glaubt doch mit 6 Conzerten durchzukommen: vom 7 bis 21 Mai. Jetzt kratzen sie sich die Köpfe. Allerdings ändert sich viel: doch habe ich erklärt, in meinen Engagements sei nichts mehr zu ändern. Jedenfalls — wenn

ir einen Theil der Conzerte wiederholen kön-
en, müſſen Sie aushalten.

Vor Allem aber: ſeien Sie ſpäteſtens am
ten in London! Denn am 4t. iſt Hauptprobe.
ſchöne „Bühnenfeſtſpiele"! Nicht wahr?

Wir werden Manches uns zu ſagen haben.
eſonderer Freundſchaft bedarf es aber hoffent-
ch nicht?

Herzlichen Gruß, lieber, guter Hill!

Ihr ſehr ergebener

Richard Wagner.

Was ich für Noth mit dieſem Zeug habe
önnen Sie ſich nicht vorſtellen!

## 206.

### An Friederike Sadler-Grün.

Geehrteſte Freundin!

Bedenken Sie, welche Beſorgungen jetzt wieder
uf mir laſten, und daß ich annehmen muß, wer
nit mir ſein will, ſolle ſich auch ein wenig ſelbſt
elfen! —

Ueber den Ihnen zugedachten Antheil an
meinen Londoner Conzerten ſind Sie, meinem
Auftrage gemäß, hoffentlich gehörig in Kennt-
niß geſetzt. Die Rheintöchter müſſen diesmal Sie
mir anführen: mit Ihrer Stimme wird Ihnen
dies leicht — werden, wenn Sie gern dabei ſind.
Ich hätte Ihnen dieſe — immerhin doch dankbare
— Mühe abgenommen, wenn ich Lilli L. bekom-

men hätte. Das war aber nicht möglich. Nun gebrauchen Sie ſchön Selbſthülfe; Auslagen werden Ihnen erſetzt. Vor Allem: gute Laune.

Nun ſorgen Sie noch dafür, am 1. Mai ſpäteſtens zu reiſen: am 4.ten iſt bereits Generalprobe.

Logis beſorgen Sie ſich durch: Mr. Hodge & Eſſex, 6. Argyll-Street / Regent-Street. W. London; genirt Sie das Engliſch (wie mich) dann an:

Mr. Dannreuther,

12 Orme Square, Bayswater, W. London.

Frau Materna kommt auch: wollen Sie ſie zur Mitreiſe treffen, ſo bitte — ſetzen Sie ſich mit ihr in Rapport!

Jetzt auf freundliches Wiederſehen! Ich rechne ſtark auf Ihre ſchöne Mitwirkung.

Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 4. Apr. 77.

209.

An Auguſt Wilhelmj.

Liebſter Freund!

Erſuchen Sie Herrn Schleſinger, wenn er die Güte haben will ſich in dieſer Sache zu beſchweren, in meinem Namen, vor allen Dingen die täglichen Eingänge für Conzert Entrees zu controliren, und ihre richtige Abführung zur „deutſchen Bank" zu überwachen. Hodge und Eſſex ſollen, zum

ufenden Betrieb des Geſchäftes der Bank ent-
hmen, was ſie brauchen, — aber unter der
ntrole des Herrn Schleſinger. Wenn der Be-
ieb des Geſchäfts — nach Anſicht des Herrn
hleſinger — hierdurch nicht geſtört wird, ſollen
s der Bank ſpäteſtens am 15ten April die be-
ngenen 1500 Pfund mir angewieſen werden.
ch bedarf des Geldes nicht für mich, wohl aber
r Sicherheit des Ganzen wegen.) Auf dieſe Ab-
achung hin, ſobald nämlich Ihr geehrter Freund,
rr Schleſinger, ſo gut iſt, der Sache ſich ernſt-
h annehmen zu wollen, werde ich die fernere
ithilfe des Herrn Sumter etc. nicht mehr in An-
ruch nehmen, ihn anweiſen den Chek an Herrn
hleſinger (durch Sie) zurückzuſtellen, und dieſem
rrn das Weitere zu überlaſſen.

Ich hoffe in dieſer Weiſe, nach ihrem Wunſche
d Rathe zu handeln. In der Hauptſache kommt
doch nur darauf an, ob Hodge und Eſſex
h durch ihren Verkehr mit mir einen guten
amen, oder einen unredlichen Profit machen
ollen. Ich nehme das erſte an; und ſomit gut!
ie „Baßtrompete" wird aus Wien zu beziehen
n, da der Berliner kranke Beine hat.

Gott ſegne Ihre Bemühungen!

Vielleicht geht Alles gut!

Für heute alſo nur das Nötigſte!

Von Herzen Ihr

ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 5. April. 77.

210.

**An Eduard Dannreuther.**

Bayreuth, 8. April 77.

Wertheſter Freund!

Allerſchönſten Dank!

Verzeihen Sie meiner Kürze! Die ewigen Confuſionen nöthigen mich dazu.

Alſo Dienstag Nachmittag kommen Fiſcher und Seidl in London an (Charing Croß). Verwenden Sie ſie nach Bedürfniß. Sie bringen viel, faſt Alles mit.

Wegen der Inſtrumente u. ſ. w. wiſſen Sie Beſcheid. Das „book" hat Ihnen Eſſex gebracht?

Nibelungen-Ueberſetzung: Forman — unbedingt! Wollen Sie thematiſche Erklärungen machen, gut! die Engländer vertragen das, und Ihre Arbeiten in dieſem Betreff waren vortrefflich. —

Nun bitte ich, das Perſonalverzeichniß zu ergänzen. Für Lilli Lehmann, welche nicht kommt, überall Frau Grün (Coburg).

Der leer gelaſſene Baſſiſt: Donner, Faſner, Daland ect. iſt auszufüllen durch: Herr Chandon,*) Wien.

Hodge & Eſſex mögen an dieſen (wegen Engagements) ſich wenden, Adreſſe: Kapellmeiſter H. Richter 7 Margarethenſtraße Wieden, Wien. Ich habe ihm vorläufig 2000 Mark (100 Pfund) geboten. Vielleicht verlangt er 3000.

Sobald das Programm der 6 Conzerte (mit

*) Der Herr hieß Chandon (Vergl. Brief 213).

r Perſonen-Angabe) gedruckt iſt, bitte ich mir
) Exemplare aus. Sie dienen mir!
Nun gebe Gott ſeinen Segen! Von ganzem
erzen danke ich Ihnen, Ihrer Bereitwilligkeit
d wahrer Freundſchaft.

Beſte Grüße von Ihrem ergebenen
Richard Wagner.

211.

n Amalie Materna.

Allerliebſte Frau Collegin!

Nur wenig — aber Alles!
Am 4. Mai iſt Hauptprobe. Sind Sie am
ba, ſo mag es gehen: beſſer thäten Sie, ſchon
n 2. einzutreffen. —
Meine Wohnung iſt (für's erſte bei Mr. Dann-
uther) 12. Orme Square, Bayswater, W. London.
Hodge & Eſſex würden Ihnen nur geſchrieben
aben, um Ihnen etwas abzuhandeln, was ich
enſelben verleidet habe. Im Uebrigen wiſſen die
eute, daß ich mich auf Sie verlaſſen kann, und
ie ſich auf mich. Dann haben dieſe Herren jetzt
rchterlich zu thun. Beſtehen Sie darauf, ſo ſollen
ie aber noch ſchreiben.
Fidi werden Sie erſt — in Bayreuth wie-
erſehen. Einſtweilen aber läßt er ſie grüßen.
Was noch?
Sie müſſen mir die kleine Stelle der Fricka
m Schluſſe des Rheingold's, nach dem Gewitter-
uber) übernehmen, weil die „unerläßliche" Frau

Grün die erste Rheintochter singt. Leider konnte ich Lilli nicht bekommen.

Ueberhaupt — Nun, Richter wird Ihnen wohl Alles mitgetheilt haben?

Glück auf! Schönsten Gruß —!!

Ihr

Bayreuth 9. April 77. ganz guter College: Rich. Wagner.

212.

An Eduard Dannreuther.*)

Bayreuth 11. April 77

Durch mich engagirte Sänger und Musiker sind folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Frau Friedrich Materna (Wien) | £ 600 | (Monat Mai) |
| „ Sadler Grün (Coburg Gotha) | „ 200 | „ |
| Frln Waibel (München) | „ 50 | „ |
| „ Exter ( „ ) | „ 50 | „ |
| Herr C. Hill (Schwerin) | „ 500 | „ |
| „ G. Unger (Bayreuth) | „ 100 | „ |
| „ Chaudon (Wien) | „ 100 | „ |
| „ M. Schlosser (München) | „ 150 | „ |
| „ K. M. H. Richter | „ 100 | (April & Mai) |
| „ Seidl | „ 60 | „ |
| „ Fischer | „ 60 | „ |

Die beiden Letzteren sind jetzt in London: Reisegeld (auch für Herrn Schlosser und Chaudon) wird hier vorläufig ausgelegt, und in

*) Siehe auch Nachtrag.

London, auf die allgemeinen Kosten hin, wiedererſtattet. —

Will Herr Hodge & Eſſex erſt noch Contracte mit den Sängern machen, wie es Anfangs ihre Abſicht war, ſo wird ihnen die Adreſſen derſelben ſeiner Zeit von mir bereits zugeſtellt. Herrn Chandon muß pr. Adreſſe K. M. Hans Richter, Wien, geſchrieben werden.

Ich erwarte keine Geſchäfts-Vernachläſſigung.

Zu Seidl u. Fiſcher:

Wegen Meiſterſinger habe ich an Richter u. Triſtan nochmals an Eckert mich gewendet.

Gut iſt's wenn immer Dispoſitionen getroffen werden, dort zu copiren; doch hoffe ich immer noch auf Wien u. Berlin!

(Unter uns!!

Halten Sie Seidl tüchtig an. Er iſt ſehr zuverläſſig — aber, zu Zeiten — nachläſſig. Immer an Fiſcher ſich halten, welcher fleißiger iſt!)

## 213.

### An Eduard Dannreuther.

13. April 77.

Beſter Freund!

Der Baſſiſt „Chandon" heißt: Chandon!*)

Bitte zu berichtigen.

Ich verkehrte mit dieſem Herrn bisher nur telegraphiſch: daher!

Bitte, Wilhelmy zu ſagen, daß ich eine Ant-

*) Vgl. Brief 210 Anmerkung.

wort auf meinen, Eſſex mitgegebenen Brief, im Betreff des Herrn Schleſinger ſehr gern ſehen würde.

Ueberhaupt!

Herzlichen Gruß Ihr

R. Wagner.

## 214.

### An Eduard Dannreuther.

Bayreuth 15. April 77.

Liebſter Freund Dannreuther!

Mein erſter Gedanke für London waren Sie! Nun kommt es dort Alles wieder auf Sie zurück! Jetzt bleiben Sie nur gut und helfen Sie tüchtig! Denn — — — — — — — —!

Mit den Stimmen wird es ſchon werden.

Eckert hat Triſtan abgeſchickt. Richter bringt auch wohl Meiſterſinger mit. Mit dieſem habe ich große Noth, wegen ſeiner Wiener-Theater-Verhältniſſe.

Doch denke ich ihn loszureißen und ihn mit Allernächſtem Ihnen zuzuſchicken.

Mit den Sängern ſcheint Alles in Ordnung!

Aber — — — —!

Mit dem Orcheſter! Ohne mich zu fragen wurde, jedenfalls auf Wilhelmy's Verlangen, blindlings links und rechts an deutſche Hofmuſiker geſchrieben. Jetzt ſcheint das Meiſte rückgängig zu werden, da man den Herren Hodge & Eſſex zu viel gefordert zu haben ſcheint. Richter wird Ihnen — im Praktiſchen — viel helfen können,

ber, die Direction, die Zusammenbringung u. Zusammenhaltung des Orchesters, — dafür muß ch mich einzig auf Sie verlassen können. Das hu' ich also! —

Meine beiden Gesellen benehmen sich also ut? Ja, ja! sie sind tüchtig. Nur Seidl ist ein orzeitiger Bon-vivant, wie man mir sagt. Er oll immer erst sehr spät aufstehen. Führen Sie hn mir nicht in Covent Garden u. s. w.. Fischer t melancholisch: ihm wünschte ich bald etwas echt gutes. Ist für ihn in London kein Platz? Doch — was schwatze ich! Während ich ge fügend in Noth bin! immer habe ich mit Ratten nd — — zu thun!

Grüßen Sie die Freunde Bach, Forman u. . A. Wenn ich gute Nachrichten von Ihnen abe, verlege ich meine Abreise auf Ende d. M. Im 1. Mai denke ich wohl bei Euch zu sein!

Herzlichen Gruß Ihr

Richard Wagner.

Hodges & Essex machen mir viel Noth! ich uß auf Mr. Schlesinger bauen!

215.

An Eduard Dannreuther.

Bayreuth 17. April 77.

Lieber Herr Dannreuther!

Besten Dank! Herrn Schlesinger ist bereits eschrieben. —

Richter reist heute nach London ab.

Hodge & Essex machen mir große Noth. Ihre Geschäftsführung ist kleinlich und unsicher für mich. Noch habe ich von ihnen keine Zahlung; kaum spreche ich von Garantie, sondern nur von Auslagen, die ich aus meiner Tasche machen muß. Alle Engagirte beklagen sich, ohne contractliche Zusicherungen ihrerseits (H & E.) zu bleiben. Erst fordern sie die besten Musiker Berlins, Wien's, Münchens u. s. w. auf, dann erklären sie, sie seien ihnen zu teuer. Sie, Bester, müssen wissen, ob man die Deutschen entbehren kann; wenn möglich, so ist mir's recht. Denn nach London kann man von hier nicht für eine Kleinigkeit kommen.

Vermuthlich ist Wilhelmy im Anfang zu stark ins Zeug gegangen; der Zurücktritt ist nun unangenehm. — Wollen Sie jetzt die Güte haben (ich kann nicht englisch u. meine Frau ist verreist!) Herrn Hodges & Essex Folgendes kathegorisch aufzugeben:

1., Den Damen:

Frl Exter und Fr. Waibel ist die Hälfte der für sie ausbedungenen Entschädigung von je 50 £ als Vorschuß zuzusenden. Dieß beträgt also für jede der beiden Damen: 500 Mark; zusammen 1000 Mark, welche an Herrn

Professor J. Hey
34 Adalbertstraße, München,

zur Vertheilung an die Genannten alsbald zuzusenden ist.

2., An den Bassisten Herrn Chandon sind ebenfalls sofort 500 Mark zu senden,

16 Johannisstraße Coeln a/Rh.
(verlangter Vorschuß!)

3., Der vortreffliche Harfeniſt, königl. Kam-
nuſiker **Auguſt Tombo**
Hochbrückenſtraße 2 München,
te gern, nur für das Reiſegeld mit nach Lon-
kommen. Man möge ihm im Ganzen 500
f (25 L) gewähren, und davon die Hälfte
Mark) ihm zuſchicken. Er iſt vortrefflich und
wichtig. —
Ich freue mich über Seidl u. Fiſcher! Schönen
ß an ſie! Bei mir häuft ſich einmal wieder ſo
daß ich ſchwer die Faſſung behalte. Wie wider-
ig, daß ich ſolche Dinge, wie heute, zu vermit-
habe. Und am Ende gar noch Sie plagen!
Verzeihen Sie und bleiben Sie gewogen

Ihrem ergebenen

Richard Wagner

## 216.

**Auguſt Wilhelmj.**

Liebſter Freund!

Schönſten Dank für alle Liebe und Treue!
gedenken nun — wenn nichts eher drängt —
ſten Sonntag hier abzureiſen und Montag
mittag in London einzutreffen (alſo: immer
8 Tage vor dem 1ten Konzert!) Ihre
ſangsvorbereitungen machen mir etwas bange,
aufrichtig geſagt! — ich willige mehr darein,
ich Ihnen keine Freude verderben will, als
mir dadurch eine Freude gemacht würde. Wir
en ſehen, wie der Abſchied ausfällt!
Viel Sorge habe ich auch bereits um die Sache

gehabt. Es ſcheint mir, daß wir eigentlich etwas ganz Unſinniges unternehmen. Hodge und Eſſex mögen vortreffliche Leute ſein, aber — Contract hätten ſie nicht mit mir ſchließen ſollen, weil ſie mir dadurch Annahmen erweckt haben, von denen loszuſagen mir etwas Überwindung koſtete, als ſogleich die erſte contractliche Stipulation nicht erfüllt wurde. — Nun, hierin werde ich blindes Vertrauen zu faſſen haben. Einſtweilen danke ich Herrn Schleſinger ſehr für ſeine Fürſorge.

Als ich geſtern Seidl's Bericht über die 3 erſten Proben erhielt, ward mir denn doch wunderlich zu Muth. Um Gotteswillen laſſen Sie nur Richter wenigſtens für einiges hörbare Blech ſorgen! Es koſte nun was es wolle: denn dieſe ſtummen Trompeter u. ſ. w. kenne ich, wenn ſie ſich aufblaſen und keinen Ton herausbringen! Ich hoffe, Richter weiß da Rath. Mit den Geigen mögen Sie, Altmeiſter, eine ſcharmante Noth haben; ja, ja, ich ſehe die Gentlemen im Feuerzauber! Wie iſt Ihnen denn nur dabei, Freund! Auf den Triſtan beſtehe ich wahrſcheinlich nicht. Doch ſollten Sie ſuchen, das „Vorſpiel und den Schlußſatz" herauszubringen! Iſt das Orcheſter erſt einmal durch das Feuer und Waſſer der Nibelungen durch, kommt am Ende auch noch etwas Triſtan zu Stande.

Thoms (wenn Sie ihn ſehr gebrauchen) wird billig ſein; man muß ihn und Tombo amical unterbringen; ich zahle (für meine Rechnung) ſchon Mittag und Frühſtück, und Reiſegeld muß herausgeſchwitzt werden. Jedem 500 Mark Alles in Allen! Ich hätte gern öfter etwas gehört! Bei

mir häuft ſich Alles, was mich peinigt und aufregen kann! Scheußliche Zeit!

Nun, Gott der Grundgütige u. ſ. w.! Leben Sie wohl!

Von Herzen Ihr

Rich. Wagner.

Bayreuth 22. April 77.

217.

An Eduard Dannreuther.

Bayreuth 27. April 77.

Wertheſter Freund!

Ihre Berichte zeugten immer von ſo vortrefflichem Herzen und Verſtande, daß ich mich, in Ihrer und meiner anderer Freunde Fürſorge für die Londoner Angelegenheit, recht beruhigt fühle, und mir ſage, es werde am Ende Alles gut ausfallen. Außerdem freue ich mich auf London; wenn es mich nur nicht gar zu ſehr mitnimmt; denn eine Cur thäte mir jetzt nöthiger als daß man mir die Cour macht! —

Ich bin hier, durch erwartete Correſpondenzen noch um einen Tag aufgehalten, reiſe daher erſt Montag, und bin ſomit Dienstag (1. Mai) in Charing Croß (Nachmittag). Ihren ununterbrochenen Einladungen folgend, ſteigen wir alſo gleich bei Ihnen ab, da wir allerdings es ſehr bequem finden, uns von Ihnen aus nach einer entſprechenden Wohnung umzuſehen.

Denn — — u. ſ. w. — Ich bin ein ſchwerer

Geſelle — und würde viel Noth machen! Nun, das findet ſich — Jetzt ſegne Euch Alle Gott der Grundgütige!

Schönſte Grüße an Frau Dannreuther von mir und meinem Weibe! —

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Alſo Dienstag Nachmittag!

## 218.

An Albert Niemann.

Lieber Freund!

Es wäre hübſch, wenn Sie am 1. Juli in Ihrer Villa ſich von mir und den Meinigen antreffen ließen. Gern möchte ich in dieſem für mich ſo öden Jahre einen Tag oder einige Stunden mit Ihnen feiern. Denn ſind wir Beide, Sie und ich, zuſammen, ſo iſt doch eigentlich der Geiſt des Nibelungenwerkes bei ſich und ſpricht zu ſich. Es iſt mir ein Bedürfnis, gerade in dieſem Jahre mit Ihnen zu verkehren; ſonſt habe ich gar nichts vor!

Herzlichſten Gruß von Ihrem

Richard Wagner

mit Weib und Kindern.

Bad Ems, Villa Diana, 18. Juni 1877.

219.

n Eduard Dannreuther.

Mein lieber Freund Eduard!

Von Orms-Square erfahre ich nichts Erfreuliches? Frau Chariclea leidend, Kinder unwohl, Du ſelbſt ermüdet und traurig? Nun beunruhigt mich denn auch die Vorſtellung davon, daß Du Dich, und zwar mit unliebſamen Gefühlen ſowie wenig Hoffnung, für mich abmüheſt. Da möcht' ich denn nun gern einſchreiten, um namentlich auch Dir das Herz zu erleichtern. Wirklich, wäre es einigen, beſonders vermögenden und mir gewogenen Engländern eingefallen, für Bayreuth mir, auf ihre Weiſe, ihren Dank zu ſagen, wie mich das erfreut und die Deutſchen beſchämt hätte, würde ich das ſehr willkommen geheißen haben. Indeſſen, ſo etwas wünſcht ſich wohl, und denkt ſich am Ende nicht ſo gar ſchwer; ſoll es aber dazu kommen, ſo kann der Fehltritt wohl nicht lange verborgen bleiben. Aufrichtig geſagt: hätteſt Du mir eines Tages gemeldet: das und das haben deine hieſigen Freunde gethan, hier haſt du ſo u. ſo viel! ich wüßte kaum, wie ich mich dabei zu benehmen gehabt hätte! So fängt die Sache ſchon jetzt an, mich eigentlich nur zu ängſtigen; Du haſt gewiß auch das Gefühl davon, und daß Du nun, gegen dieſes Dein Gefühl, für die Sache — kummervoll — handeln ſollſt, kann ich durchaus nicht zugeben.

Somit bitte ich dich, deinem Gefühle nach zu handeln, weder Dich, noch irgend jemand in England mir für verpflichtet zu halten, und dem-

nach die gewiſſe Angelegenheit ſo gehen zu laſſen, daß ſie — wenigſtens in der Preſſe nicht — Figur ſpiele, — was für mich überhaupt allemal dem Faß den Boden ausſtößt! Wie wir uns vorläufig geholfen haben, wirſt Du durch meine Frau, welche die Hauptſache dabei leiſtete, wohl erfahren haben. Ich will nun, etwa Mitte nächſten Monats, in München perſönlich noch den letzten Verſuch machen, die ganze herrliche Beſcherung mir vom Halſe zu ſchaffen. Einſtweilen erwarte ich gewiſſe Erörterungen eines Herrn „Carl Roſa", der ſich mir (mit Vermögens-Garantie) für Amerika anbietet.

Gelinder wäre es für mich altersſchwachen Greis allerdings, wenn Littelton (?) (Novello?)*) etwas Rentirendes in London für nächſtes Jahr zu Stande brächte, weßhalb ich — neben meiner Kur — auch dieſer Anerbietungen (oder Anfragen), mich eingedenk erhalte. Es iſt ja Alles wunderſchön!

Vor allen Dingen wünſchte ich einmal eine gute Nachricht von dir, und zwar über Dich und die Deinigen, zu erhalten. Wie ſteht es mit dem Beſuch im Auguſt? Bayreuth und Fichtelgebirg — weit rathſamer als engliſche Seeküſten!

Gott weiß: ehe wir die Hände umdrehen, haben wir am Ende eine Bayreuther Hochſchule! Dann wirſt du mit Schulmeiſter, und alle deine Gebeine ruhen dereinſt noch in deinem ſpezifiſchen Vaterlande.

Laß mich Gutes hören!

---

*) Der Name iſt unleſerlich, jedenfalls ein Konzertagent.

Critchet — Alles ist ausgezeichnet! Erinnerungen, soweit sie sich nicht auf die Ausübung meiner kleinen Kunstfertigkeiten beziehen, herrlich.

Kinder gesund: Kur — allerdings Dummheit.

Bald mehr!

Herzlichst grüße meine Muhme Chariclea, ihre Kinder und den Gatten, den ihr der liebe Gott gegeben hat! Wir bleiben Euch Allen in treuester Liebe verbunden!

Ems — Dein
29. Juni 77 — Richard Wagner
(nach Christi Geburt) — (Cousin)

220.

An Hofrath Düfflipp, München.

Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Es bietet sich eine Gelegenheit, von seiten der Münchener Kunstbehörden mir zu zeigen, daß man ein wenig auf mich achten wolle. Kapellmeister Büllner geht fort — ein Mann, der meinen Aufgaben nie gewachsen war. Man will meine Nibelungenwerke nächstens zu musterhaften Aufführungen bringen: hier biete ich einen jüngeren Mann, von bayrischer Familie, Franz Fischer, welcher ohne jede Vergütung in intelligentester und förderndster Weise mir bei meinen Festaufführungen geholfen. Er ist ausgezeichneter Klavier-Accompagnateur, hat vor meinen Augen mit größter Umsicht und Energie Orchester dirigiert, und ist überhaupt ein ganz vortrefflicher Musiker, welchem ich jeden Augenblick die Direk-

tion meiner schwierigsten Werke übergeben würde. Ich wünsche, daß er seine besonderen Fähigkeiten nur einem Theater von vorzüglicher Leitung und guter Tendenz zur Verfügung gestellt wisse. Somit empfehle ich ihn dringend zu einer guten Anstellung am königlichen Hoftheater.

Da ich es für nöthig halte, so schnell wie möglich diese Bewerbung anzubringen, wende ich mich zunächst an Sie, verehrtester Herr Hofrath, indem ich mir vorbehalte, bei meinem nächsten Besuche in München auch der königlichen Hoftheater-Intendanz selbst hierüber mich persönlich zu äußern.

Vorläufig bleibt es dabei, daß ich die dritte Woche dieses Monates mich in München aufhalte.

Mit größter Hochschätzung verbleibe ich

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Richard Wagner

Ems 2. Juli 1877

(von 7. Juli an: Selisberg, Canton Uri Schweiz. Curort Sonnenberg.) (Reise am 5ten hier fort.)

221.

An Eduard Dannreuther.

Weimar 25. Juli 77.

Lieber guter Freund!

In der Irre herumfahrend, gemahnt es mich, von Deinem letztem Briefe an mich wenigstens eine letzte Frage zu beantworten.

„Wenn ich dann ſelbſt für einige Tage nach
hnfried käme, würde es recht ſein?"
Dieſe ſonderbare Frage, ſollte ſie wirklich
er Antwort bedürfen?? Oh! Eduard! wie
t es mit deinem Schwerte? —
Alſo — Alles zur Beſprechung in Wahnfried,
ſtatt einiger „Tage" bitte einige „Wochen"!
Samstag ſind wir wieder zu Hauſe!
Tauſend Grüße an Schweſter Charicles!

Dein

R. Wagner.

222.

Auguſt Wilhelmj.

Lieber Freund!

Ich trage mich mit dem Gedanken, den jungen
ten, ehe ich ſterbe, noch etwas zu lehren:
nentlich Tempo — d. h. Vortrag. Können
, namentlich für Quartettſpiel und überhaupt
eren thematiſirten Vortrag mir vom 1. Januar
30. April Ihre Aſſiſtenz hier in Bayreuth,
chern?
Wie viel verlangen Sie dafür? —
Hoffentlich ſind Sie wieder geſund!
Noth und Sorge hat uns Ihr Unwohlſein
Genüge gemacht!
Antworten Sie mir bald, damit ich in meinen
nen auf einen ſicheren Fuß gerathe. Mit
lichſten Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 5 Auguſt 77.

223.

An Auguſt Wilhelmj.

Lieber Freund!

Wenn Sie etwas auf mich geben, ſo treten Sie ſo ſchnell als möglich die Waſſerkur in Gräfenberg an! —

Ich weiß, was ich Ihnen ſage und rathe, und bin auf das feſteſte überzeugt, daß Ihre ganze Conſtitution die Regeneration, deren ſie bedarf, in drei Monaten gewonnen haben wird. Ich ſchreibe Ihnen nie wieder, als — — nach Gräfenberg.

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth 21. Aug. 77.

224.

An Eduard Dannreuther.

22. Auguſt 77.

Lieber Freund!

Als ich mich genöthigt ſah, einen beträchtlichen Theil der für die Londoner Conzerte mir urſprünglich zugeſicherten Einnahmen dem künſtleriſchen Gelingen dieſer Unternehmung ſelbſt zu opfern, entſtand bei einigen meiner Freunde der Gedanke, dieſen Verluſt, da die ganze Einnahme doch einzig zu einem Beitrag zur Deckung des aus den vorjährigen Bayreuther Bühnenfeſtſpielen verbliebenen Deficits beſtimmt war, durch eine Subſcription zu erſetzen, zu welcher Du mit einer

ufforderung an Freunde meiner Kunst in Eng-
nd vorangingest.

Es haben sich seitdem näher liegende Wege
r Deckung jenes Deficites eröffnet, und halte
es daher für schicklich, die geehrten, durch Dich
ranlaßten Subscribenten, deren Liste Du mir
rzlich zustelltest, zu ersuchen, die von ihnen so
hlwollend mir zur Verfügung gestellten Gelder
eder zurückempfangen zu wollen, welches Er-
chen ich Dich bitte mit der Versicherung meines
frichtigsten Dankes für die mir bewiesene Theil-
hme den Betreffenden zu übermitteln.

Mit freundschaftlichem Gruße

Dein ergebener

Richard Wagner

225.

Herr Anton Seidel

s Pest hat mir seit fünf Jahren in der Vor-
reitung der Aufführung meines Bühnenfest-
eles, sowie bei den Aufführungen selbst, als
hverständiger Musiker fördernd zur Seite ge-
nden, und sowohl für Einübung als Ausfüh-
ng meiner Werke sich vorzüglich bewährt, so
ß es mir jeden Augenblick möglich gedünkt hätte,
orderlichen Falles ihm die volle Direktion zu
ergeben, nachdem er mir auch durch die mehr-
hrige Leitung von Orchesterkonzerten seinen Be-
f zu einem energischen und umsichtigen Diri-
nten vollkommen beurkundet hat.

Bayreuth, 7. Sept. 1877.

226.

An Karl Klindworth.

Lieber Freund!

Vieles thut mir leid. Manches kann eher gut gemacht werden. — Aus dem beiliegenden Blatte ſehen Sie, was ich vorhabe. Hat Ihnen Dannreuther nichts davon geſagt? — Das wäre unrecht! —

Ich zähle auf Sie als den Einzigen, dem ich — dereinſt — mein Werk überlaſſen kann. —

Zur Sache! —

Die Zukunft iſt Ihnen — dorten — jetzt ſchwierig. Wie viel brauchen Sie, um bereits im Dezember d. J. zu mir zu kommen, und mir — dauernd — als Dirigent meiner „Schule" beiſtehen zu können? Ich ſetze Alles daran, Sie zu befriedigen: machen Sie mir dieſes „Alles" möglich!

Aber — ſchneller Entſchluß! Schnelle Antwort! — Alles darum — und — daran macht ſich!

Herzlich grüßt Sie

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth. 22. Sept. 77.

227.

An Julius Hey.

Mein lieber, guter Freund!

Bedaure herzlich Ihr Unwohlſein! Hatte bereits an Hofrat Düſſlipp zur Vermittlung an

jeſtät u. Exzellenz um Ihre Entlaſſung ge-
ieben. Ihren Gegenvorſchlag einer 1—2jähr.
rlaubung muß ich — aus vielen ſehr natür-
en Rückſichten — recht willkommen heißen,
lich als Erleichterung für Ihr Abkommen von
inchen, zweitens, als Erleichterung für Ihre
llung in Bayreuth, deſſen Schul-Unternehmen
l noch zu jung iſt, um Ihnen ſofort Alles,
s Sie in München aufgeben (wenigſtens eben
ort) erſetzen zu können. Sind die Urlaubsjahre
, ſo wiſſen Sie, wie es ſteht, und Alles läßt
nach beiden Seiten hin gut u. ſchicklich ordnen.
Eine Aufenthaltsentſchädigung halten wir
nen jedenfalls bereit. Nur — kommen Sie
-möglichſt

u Ihrem Sie ſehr bedürfenden Schulmeiſter

Richard Wagner.

Bayreuth, 23. Sept. 77.

228.

## Felix Mottl.

Lieber Herr Mottl!*)

Als Lehrer kann ich Sie nicht anſtellen, ich
e nur Gehilfen, welche etwas lernen wollen,
Auge. Iſt es Ihnen ſehr ernſt damit, mir
helfen, indem Sie von mir lernen, ſo ſtelle
Ihnen, in Anbetracht Ihrer ſchwierigen per-
lichen Lage, die dürftige Unterſtützung von

*) Es handelte ſich um eine Beſchäftigung an der da-
geplanten „Schule."

monatlich 100 Mark zur Verfügung. Das ist für den — schwierigen Anfang; geht es vorwärts und können Sie mir gründlich Bemühungen abnehmen, so findet sich das Weitere von selbst. — Sind Sie ein rechter Musiker, so kommen Sie hierauf!

Mit bestem Gruß

Ihr

Richard Wagner.

6. Oktober 1877.

229.

An Karl Klindworth.

Liebster Freund!

Das haben wir davon, wenn man so Jahrelang neben dem Andern hergeht und nicht in Beziehung bleibt! Ihr Fortgang von Bayreuth im vorigen Jahre, ohne irgend ein folgendes Wort der Mittheilung, hat mich sehr betrübt! —

Dagegen dachte ich doch nun stets an Sie. Ich glaubte vernommen zu haben, Sie seien nun mit Ihrem Vorsatze im Betreff Moskau's zu Ende, und gedächten sich mit etwas Erspartem in eine bescheidene Erholungszuflucht zurückzuziehen. — Für diesen Fall (auch vielleicht mit Berechnung des schlimmen Standes der Dinge in Rußland, welche Ihren vermeintlichen Vorsatz beschleunigen dürften) verfiel ich darauf, Ihnen dieses — vermeintliche Refugium in Bayreuth anzubieten, und glaubte, es würden dann etwa 5000 Mark jährlich ausreichen, Sie für die Wahl

ayreuth's zu entschädigen. Nun sehe ich wohl, ß Alles durchaus anders ist, und ziehe mich scheiden in meinen sonderbaren Winkel zurück, n welchem aus ich, weniger in der Aussicht f Gelingen, als aus einem Drange, noch einen ersuch zu etwas Nöthigem und Guten zu machen, ich zum letzten Mal etwas zu unternehmen be- mmt gefühlt habe. Mir ist es nämlich recht eberschlagend, dereinst aus der Welt gehen zu llen, ohne daß ich Jemand hinterlasse, der mein empo und meinen Vortrag kennt! —

Hätten Sie mich denn nicht diesen Sommer nmal besuchen können? —

Ich — seufze! und sage Ihnen herzlichen ank für Ihre — mich allerdings entmuthigende Mittheilung!

Die schönsten Grüße

von Ihrem stets ergebenen

Richard Wagner

Bayreuth 6. Okt. 77.

230.

n Julius Hey.

Lieber Freund!

Nach Ihrer letzten Mitteilung überrascht mich hre Neueste allerdings, jedoch, nicht weil ich ie nicht verstünde, u. Ihre Lage nicht begreifen nnte sondern weil Sie das, was Sie mir jetzt gen, nicht vom ersten Anfang herein gesagt ben. Ich weiß nämlich nun auf einmal nicht

recht, ob es Ihnen überhaupt recht iſt, ſich mit mir zu vereinigen.

Die reichen Privat-Lektionen, welche Sie in München, im Betreff ihres Erträgniſſes, bei weitem über Ihren Gehalt anſchlagen, hatte ich allerdings nicht in Betracht gezogen, dagegen jedenfalls vorausgeſetzt, daß Sie in Bayreuth von den Schülern, welche in der Hauptſache gratis unterrichtet werden, den jedenfalls ſehr nötigen Privatunterricht gut bezahlt erhalten würden.

Jedoch, was hilft das Alles: was ich will, bringe ich entweder zu Stande, oder nicht; im erſteren Fall ſind Sie der einzige Fachlehrer, deſſen ich unbedingt bedarf; außer Ihnen brauche ich Niemand; ſomit können wir Ihnen unſre finanzielle Kraft hauptſächlich zuwenden. Sagen Sie mir alſo beſtimmt, wieviel Sie für das erſte Jahr (Ihres Urlaubes) 1878 bedürfen, und — behalte ich ſonſt Luſt (die Sie mir gewiß nicht verderben wollen) — ſo ertheile ich Ihnen ſofort ſichere Zuſage nach Wunſch.

Die beſten Grüße von Ihrem ergebenen
Richard Wagner.

Bayreuth, 8. Okt. 77.

231.

An Heinrich Porges.

Lieber Freund Porges!

Schön, daß Sie kommen wollen! Sie können uns viel nützen und finden jedenfalls eine gute Verwerthung Ihrer ſchönen Fähigkeiten. —

Daß Alles ein Verſuch iſt, wiſſen Sie: er
ründet ſich darauf, daß ich ſo wenig als irgend
öglich Mittel von auswärts dafür in Anſpruch
hme. Ich betrachte jeden Hinzutretenden als
heilnehmer am Lernen und Lehren.

Vorläufig muß ich nun wohl erſt abwarten,
genügende Anmeldungen ſich einſtellen, was
bei der kurzen Zeit und der auffallenden Neu-
it — vielleicht noch als problematiſch zu be-
achten iſt. Sobald ich irgend feſten Boden fühle,
ll es an meiner Verwendung bei Hofrath Düff-
pp für Ihre Ueberſiedelung nicht fehlen. Ich
nke, daß Seitens unſeres erhabenen Wohlthäters
n Hinderniß erſtehen wird. Bereiten Sie ſich
r immer vor, und laſſen Sie ſich dann bald
n Ihrer guten lieben Frau und Fräulein Töch-
chen folgen!

Von Herzen Ihr ‚gebener
Richard Wagner.

Bayreuth 22. Okt. 77.

232.

Eduard Dannreuther.

Bayreuth, 28. October 77.

Eduard! Eduard!

as iſt dein Schwert von Blut ſo roth?"
ch hab' geſchlagen Richard Wagner todt, —
das — das geht mir nah'!"

Mit ſolchen düſtern Phantaſien trage ich mich
, mindeſtens ſo lange bis die Brillen bezahlt

sind. Cosima wollte dieses besorgen: aber ich glaube meiner Seele besser zur Ruhe zu verhelfen, wenn ich's selber thäte.

Dazu kommt, daß ich des Vormittags das Behagen nicht wiederfinde, was mir dein Yorkshire-Schinken in London verursachte; da ich aber des Vormittags componire, ist mir jenes Behagen unerläßlich. Möchtest Du daher so viel solcher Schinken, als dein Gewissen verantworten kann, mir geeigneter Weise schicken! Dieß war nun das Wichtigste!

Jetzt erst kommt die Frage nach deinem, Charicleas und deiner Kinder Befinden.

Wir bitten um gute und erfreuende Auskunft.

Dann kommt noch die Affaire — Klindworth, mit welchem ich correspondirte: leider ward es unmöglich ihn hierher zu ziehen, da meine Voraussetzung, er wolle sich mit einer kleinen Rente zur Ruhe setzen, durchaus irrig war, und er, als Aequivalent für seine Moskauer Stellung, mehr in Anspruch nehmen mußte, als die ganze „Schule" werth ist.

Diese „Schule" ist überhaupt noch im höchsten Grade schülerhaft; ich glaube nämlich, daß die Aufforderung hierzu zu spät kam, und das ganze ein Project bleibt, von dem ich herzlich wünsche daß es sich nie realisire.

Ich habe gerade genug an meinem neuen Singspiele, zu dem ich jetzt täglich, — in Ermanglung des Yorkshire-Schinkens — nur ein paar Takte Musik mache. Das Vorspiel ist aber fertig. Wenn du herkommen willst, spiele ich Dir's vor. Es klingt sehr hübsch! —

Was eigentlich sonst, überhaupt, im Allge-
einen und im Besonderen von uns zu wissen
wird dir, oder vielmehr Charicles, nächstens
in Vater Gobbo — will sagen Cosima —
zifiziren: sie thut das mit Liebe, und mit dem-
ben guten und treuen Angedenken, in welchem
sich mit mir für den Orme-Square vereint! —
Seid herzlichst gegrüßt, gute liebe Schicksals-
ossen!

Alles Gute u. Beste wünscht Euch

Euer gehorsamer Diener

Richard Wagner
Balladen-Componist.

bei 10 Pfund
Bezahlung u. Auslage.
Cosima wünscht noch 1 Dutzend meiner Pho-
raphien von Elliot & Fry.

## 233.

Eduard Dannreuther.

„Jetzt komme ich auf allen Vieren,
Charicles zu gratuliren: —
Und mit mir gratuliren alle
zu diesem sehr erwünschten Falle,
daß zu den dreien Knaben
als Viert' du sollst ein Töchterchen haben!"

Herzliche Freude! Mög' Alles gut stehen
-gehen! Im Uebrigen wollte ich Dir, als
chäftsfreunde, nur den glücklichen Empfang
ner Herrlichkeiten anzeigen. Nur tadle ich,

daß die Kochanweiſung nicht die Schinken — mindeſtens — begleitete, denn — der erſte Yorkman iſt durch Unkunde unſrer Theophania verdorben worden. Ah! —

Nichtsdeſtoweniger, enormen Dank, guter Freund! —

(Die Rechnung übergab ich Coſima: wenn Nachzahlungen nöthig, wird dieſe ſie beſorgen!)

Alſo, du reiſeſt viel? Vor und nachleſend! Gut! Ich ſitze, und — componire. Coſima giebt Manuſcripte von mir heraus. So haben wir immer zu thun. — Die Bräune ſoll der Teufel holen, — ſag ihr das von mir. Und Iſolde ſoll wachſen und gedeihen, vor Allem ihrer Mutter keine Noth machen! Tauſend Grüße an Charicles! Wie gern denke ich an Euch zurück!

Leb' wohl und nimm vorlieb! Dein

alter, ganz guter

Richard Wagner
z. Z. Opernſchreiber.

Bayreuth 27. November 77.

234.

An Herman Zumpe.

Bayreuth, 4. Dez. 77.

Lieber Freund!

Sagen Sie mir, wohin ich Sie empfehlen ſoll, ſo thu ich's. Für Hannover iſt Bülow gewonnen — von andern Stellen weiß ich nichts.

Alle dieſe Intendanten ſind mir perſönlich abgeneigt. Ich kann Niemand Stellen verſchaffen; in München verſuchte ich's mit Fiſcher; man behandelte ihn ſo, daß er nicht bleiben konnte, wogegen es ſich mit Mannheim für ihn gut fügte; warum — weil Heckel dort Macht gewonnen hat.

Wirklich kann es mich nur quälen, wenn man glaubt ich wollte es nicht. Ich bin den Theatern ganz fremd. — Was nun? Geduld! Ich habe es auch nicht beſſer gehabt!

Beſtens grüßt

Ihr ergebener

R. Wagner.

235.

An Auguſt Wilhelmj.

Lieber Freund!

So erfahre ich doch einmal wieder mit Sicherheit wo Sie ſind: da ich keine Zeitungen leſe, erfahre ich immer nur konfuſe Gerüchte, die mich bis jetzt daran verhinderten Ihnen eine junge Newfoundländer Hündin zuzuſchicken, welche Ihrer berühmten Hundezüchterei große Vortheile verſprechen dürfte. Daß ich Sie in London in „Bolters" Amt fungieren weiß, freut mich um der Leute willen, die Ihnen zuhören, und ich wünſchte nur, daß Bayreuth eine ähnliche Anziehungskraft für Sie hätte. Kämen Sie bald einmal zu uns, hätten Sie zwar kein großes Publikum, aber auch all das Scheußliche würde Ihnen fern bleiben,

was ein ſolches im Schlamme mit ſich führt. Ich höre wirklich, daß man Ihnen allerlei Unſinnigkeiten und Unfläthereien andichtet; hoffentlich laſſen Sie ſich nicht dadurch berühren: was wollen Sie von Leuten erwarten, welche, ſelbſt wenn es ihnen Nutzen brächte, nicht ehrlich ſein können? Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an mir, und verzagen Sie nicht: während Jene Schmutz aufhäufen, haben wir etwas beſſeres zu thun, als ihnen zuzuſehen. Das iſt — ſehr wohl erwogen — nicht der mindeſten Beachtung werth. Wer ſeine Kunſt verſteht, wie Sie, — wer ſeinen Freunden iſt, was Sie ihnen ſind, hat nach Nichts zu fragen. Aber, immer müſſen Sie gute Laune haben, namentlich wenn Sie zur Geige greifen — ſonſt! —

Herzlich freut mich die Anmeldung Ihres baldigen Beſuches: führen Sie ihn aus!

Von Herzen

Ihr ſtets ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth. 22. Dez. 1877.

236.

An Karl Eckert.

Mein lieber, alter und werther Freund!

Es fällt mir nicht ſo leicht, Ihnen auf die von Herrn von Hülſen Ihnen übergebene Anfrage wegen der „Walküre“ eine Antwort zu ertheilen. Wie ſollte es mir auch möglich werden, ohne ein

wisses Gefühl von Kränkung auf eine Anfrage
antworten, welche vor sieben Jahren, als jenes
tück meines Ganzen in München einzeln zum
esten gegeben war, einen erklärlichen Sinn ge-
abt hätte, jetzt aber, nach allen Erörterungen,
elche während der vollen Aufführung meines
ühnenfestspieles stattfanden, einen sehr unerfreu-
chen Sinn für mich haben muß. Doch genug!
ieser seit längern Jahren bereits gekannte und
- ich glaube nur deshalb — bevorzugte Theil
eines Nibelungen-Cyclus ist jetzt fast von allen
heatern bereits verlangt: ich habe die „Wal-
re" aber nur denjenigen übergeben, welche sie
r als Einleitung des ganzen Cyclus vorangehen
ssen wollten, dessen vollständige Aufführung sie
ir durch einen nicht unbedeutenden Vorschuß
f die (erhöhte) Tantième zu gewährleisten hatten.

Es fällt mir nun nicht ein, eine ähnliche
umuthung dem königlichen Hoftheater in Berlin
llen zu wollen. Dennoch fällt mir (etwa als
ichtschnur für möglichen ferneren Verkehr hier-
er) der Spaß aus den fliegenden Blättern ein,
ein Schenkmädchen dem ungestüm eine „Halbe"
erlangenden anräth, zu warten, bis er Durst
einer „Ganzen" hätte.

Ich bitte Sie, lieber Freund, hierüber so zart
e möglich an meinen hochgeehrten Gönner zu
richten. —

Im Uebrigen bin ich jetzt jeder Unterneh-
ung, sie möge Namen haben, wie sie wolle, aus
ffter Seele abhold, habe mich auch etwas zu
onen, und vergnüge mein geringes Dasein mit
nigem Componiren am „Parsifal".

Leben Sie wohl, lieber alter Freund! Grüßen Sie meine enthusiastische Gönnerin, Ihre liebe Frau, herzlichst von mir und meiner Frau, und glauben Sie, daß wir Ihrer Beider stets mit inniger Freundschaft gedenken.

Prosit Neujahr!

Ihr treu ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 28. Dec. 77.

237.

An Felix Mottl.

Bayreuth 22. Januar 1878.

Lieber Herr Mottl!*)

Über unsere gewünschte Vereinigung waltet ein Unstern! Dießmal war es die berühmte Komische Operndirektion, welche zwischen uns trat. Da ich jedesfalls eines tüchtigen jungen Musikers zu meiner Assistenz bedarf, so bestimmte ich nun Anton Seidl, der soeben ein erträgliches Engagement nach Hamburg angeboten erhalten hatte, bei mir zu bleiben. Er wird sich allerdings erst tüchtig darauf einstudieren müssen, meine Orchesterskizzen zu spielen, so wie er überhaupt erst aus seiner angeborenen Trägheit noch zu reißen

*) Mottl hatte bereits einen Vertrag als Kapellmeister für die Wiener Komische Oper unterzeichnet, als die oben berührte Frage an ihn herantrat.

ein wird. Ich will aber das Beſte hoffen. Er wird jetzt mein Hausgenoſſe werden und tritt etwa in die Stellung zu mir, in welcher ſich Richter längere Zeit über ſo gut zu behelfen wußte. Dieſes iſt nun abgemacht und Ihrem freundlichen und ſchönen Anerbieten muß ich ſomit entſagen. Sie können mir dagegen bezeugen, daß es mir an Ihnen gelegen war. Möge Sie dieß in Ihren Geſinnungen für mich befeſtigen.

Mit beſten Grüßen

Ihr ergebener

Richard Wagner.

238.

An Karl Eckert.

Lieber alter Freund!

Es thut mir leid, durch einen ſcherzhaften Paſſus meines letzten Briefes Sie zu der Annahme verleitet zu haben, meine Zurückhaltung der Walküre ſei humoriſtiſch gemeint geweſen. Sie iſt mir ernſt.

Auf meine Veranlaſſung ſchrieb meine Frau Ihnen mein Verhältniß zum Schweriner Hoftheater im Betreff der dort zugelaſſenen Aufführung jenes Theiles meines Nibelungenwerkes: ſie hat es für unnöthig gehalten, Ihnen mitzutheilen daß dieſes Verhältniß derartig iſt, daß ich die Briefe der Schweriner Hoftheater-Intendanz uneröffnet zurückſchicke.

Also, jedenfalls wohl kein Präcedenz, auf welchem weiter zu fußen wäre.

Leipzig wird nächstens mit „Rheingold" und „Walküre" an zwei auf einander folgenden Abenden vorgehen. Hamburg wird allerdings wohl mit Walküre beginnen, dann jedoch „Siegfried" und „Götterdämmerung" folgen lassen, um das Ganze dann mit der Einleitung des „Rheingold" zu geben, wie es auch in Wien geschehen wird, und zwar kraft bindenden Engagements. Meine Bedingungen für ein ähnliches Abkommen mit Berlin unterlasse ich anzudeuten, da ich keinen Grund dazu habe.

Wenn Sie hierbei bemerken sollten, daß mein Verhalten in diesem Falle nicht leicht mit den Versicherungen meiner Ergebenheit in Zusammenhang zu bringen sei, welche ich seit meinem letzten Aufenthalte in Berlin, selbst öffentlich gegen Herrn von Hülsen bekannte, so dürfte die Gründe hiervon Ihr hochgeehrter Chef selbst am Besten erklären. Ich habe seine Maßregeln, welche er, wie es scheint, mit besonderer Absicht auf mein Nibelungenwerk, gegenüber den seiner Oberleitung untergebenen Hoftheatern ergriffen hat, nicht zu kritisiren, sondern — für jetzt — einfach mich schweigend zu verhalten, — ich sage: schweigend, und somit namentlich gegen die Verwaltung der vereinigten preußischen Hoftheater. —

Herzlichen Gruß, lieber alter Freund!

Ihr stets ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 1. Febr. 1878.

239.

An Frau Marie Lehmann-Löw.

Liebe alte Freundin!

Ich erfahre nichts mehr von Ihnen und ren Töchtern, was mich traurig macht. Ich e ſie ſo lieb, und wenn ich an die herrliche ngebung, ihr Feuer, ihre allerliebenswürdigſten ſtungen denke, ſo ſtimmt es mich wehmüthig, glauben, daß das Alles nun vorbei ſein ſoll. Lilli noch bei Ihnen? Von Marie hörte daß ſie in Berlin gaſtire. — Grüßen Sie e doch auf das herzlichſte von mir.

Wir bleiben — hoffentlich — die Alten, wie durch lange Jahre hindurch treulich im Auge ielten!

Ihr innigſt grüßender

(Datum unbeſtimmt.) Richard Wagner.

240.

An Heinrich Porges.

Lieber guter Freund!

Bis — hierher laſſen wir Ihren Artikel smal erſcheinen. Jetzt — ſeien Sie ſo gut, präziſiren Sie das weiter von Ihnen zu ende, ohne alle Darſtellung der philoſophiſchen wickelung — mit einer bloßen kräftigen Kritik ſelben, kurz und bündig, bis zur genauen Zeich- ng Ihres Hauptgedankens, welchen ich durch- s vortrefflich finde. Nur dies wirkt! Nicht

dieſe — quasi uns Collegienhefte auf neuen Gebieten. Bitte, bitte! Bedenken Sie für wen wir uns auszudrücken haben!

Seien Sie mir gut! Grüßen Sie Franchen und Elschen!

Ihr alter

Rich. Wagner

Bayreuth 22. März 1878.

241.

An Karl Hill.

Bayreuth, 17. April 1878.

Lieber Freund!

Wenn Sie ſich von Herrn von Wolzogen haben mittheilen laſſen, was ich ihm über Sie ſchrieb, ſo würden Sie in keinem Zweifel im Betreff meiner Geſinnung für Sie ſein. —

Jedenfalls war die Schweriner Aufführung der Walküre — ohne voraufgehendes „Rheingold" — die einzige, in welcher der zweite Act reüſſiren konnte: und was ich damit ſage, werden Sie wohl verſtehen?

Die Schweriner Angelegenheit*) war mir

*) Die Schweriner Indentanz hatte ſich — zum Dank für die Urlaubserteilung an Hill nach London — die Erlaubnis ausbedungen, die „Walküre" allein „ohne voraufgehendes Rheingold" — geben zu dürfen. Derartige gegen ſein wohlbegründetes Prinzip gerichtete Preſſionen waren dem Meiſter ſtets unlieb; es war das Los der „Walküre", ihm durch ihre Aufführungen Kummer zu bereiten. Nun kam aber noch ein Weiteres hinzu, um ſeinen Gerechtigkeitsſinn

ere Zeit so unbegreiflich und widerwärtig,
ich selbst Briefe von dort nicht eröffnete.
en konnte ich dann auch nicht schreiben. —
ist ja Alles in Ordnung, und herzlich grüße
uch Sie wieder.
Die 9 Bände gehen zu gleicher Zeit ab!
e die allmähliche Bekanntwerdung Sie unter-
n!

Auf Wiedersehen!

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

242.

## Otto Schelper.

(Fragment) (Mai — Juni 1878.)

Wertheſter Herr Schelper!

Seien Sie nicht über mich und meine Teil-
e für Sie im Ungewissen. War mir keiner
Genossen bei der Aufführung meiner Nibe-

---

ören. Schwerin gefiel sich darin, die aus Überwin-
nd gleichsam aus alter Freundschaft für Hill erteilte
Erlaubnis zur Einzelaufführung so aufzufassen, als
dieselbe zugleich auch noch das materielle Aufführungs-
it ein! Hierzu lag nicht der mindeste Grund vor: Herr
tte für seine Londoner Mitwirkung 7000 Mark bar
und daß der Meister den „Ring“ den Bühnen über-
preisgab, geschah unter dem schweren Druck des De-
er Festspiele, er hatte mithin nicht die geringste Ver-
ng, den Direktionen mit seinen Partituren ein übel
chtes, bloß ihn selbst empfindlich schädigendes Ge-
zu machen. Doch dauerte es fast ein Vierteljahr,
Sache soweit in Ordnung kam, daß das Schweriner
sein Unrecht einsah.

lungen-Stücke am Leipziger Theater bekannt, so genügte mir der Name des von mir vor mehreren Jahren als Hans Sachs in Bremen so freudig begrüßten, vortrefflichsten Künstlers allein, um mir ein gutes Gelingen des schwierigsten Theiles jener Aufführung zu versprechen. Ich wußte, daß ich mich nicht täuschte; Alles bestätigt übereinstimmend meine günstige Voraussetzung. Seien Sie mir von Neuem herzlich willkommen.

243.

An Angelo Neumann.

Geehrtester Herr Direktor!

Ich erfahre soeben, daß Sie Herrn Seidels Engagement bei Ihrer Oper für unmöglich erklärt haben.

Dagegen ersuche ich Sie, es doch jedenfalls möglich zu machen. Ich sorge hiermit weniger für Seidel, welchen ich soeben vortheilhaft unterbringen kann, sondern für die Leipziger Aufführungen meiner Opern, und — weiß, was ich damit thue. Keiner von allen Dirigenten kennt meine Tempi und die Übereinstimmung der Musik mit der Aktion. Seidel habe ich unterrichtet. Er wird Ihnen auch die Nibelungen besser dirigiren, als jeder andere. Ist dies mein Wort nicht genug, um Sie zu bestimmen, so habe ich Ihnen allerdings nie mehr etwas zu empfehlen. —

(Gott gebe, daß Ihnen Unger — selbst ohne „A's" und „As" aushält: ich habe in London Schlimmes von ihm erfahren!)

Entſchuldigen Sie die Flüchtigkeit dieſer Zeilen, welche mir dringend erſchienen.

Stets hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Rich. Wagner.

Bayreuth 28 Juli 1878.

244.

## An Anton Seidl.

Bayreuth, 29. (30. ?) Juli 1878.

Liebſter Freund und Geſelle!

Sie wiſſen, daß ich nur ſchreibe, wenn es an den Hals geht. Schönen Dank für Ihre beiden Briefe! Fahren Sie fort.

Alſo —!

Hier ein Brief an Angelo, den Sie am Beſten — vielleicht ſelbſt durch Stadtpoſt — beſorgen können, da ich nicht weiß, wann der Herr in Leipzig ſein wird.

Ich habe darin alles vorgeſchlagen und angerathen: Ihr Engagement (zunächſt für die Nibelungen) ſowie eine *vorausſichtliche* feſte Abmachung mit Jäger. Grüßen Sie dieſen beſtens von uns.

Wir bleiben Ihnen gut und ſind erträglich wohl! Mit der Compoſition habe ich dieſer Tage wieder begonnen!

Beſte Grüße von

Ihrem

R. W.

245.

**An Angelo Neumann.**

Geehrtester Herr Direktor!

Mein junger Freund, Mdr. Seibel, gibt mir gewisse Nachrichten aus Leipzig, welche mich bestimmen, Ihnen mit Nachdrücklichkeit anzurathen, ihm sofort die musikalische Direktion meiner Nibelungen-Stücke zu übertragen, und — dem zu Folge — ihm die Dirigentenstelle Ihres Theaters zu übertragen. Ich glaube, Sie verfahren somit am allersichersten, namentlich auch für die Zukunft, da — wie ich eben höre — der bisherige Mdr. Sucher (vor dem ich übrigens alle Achtung habe) in einiger Zeit seine Leipziger Anstellung zu verlassen gedenkt. —

Sie werden auch mein besonderes Interesse für Ihre Aufführungen des Nibelungenringes leicht begreifen, und einzig dieser Teilnahme es zumessen, wenn ich Ihnen ein im Voraus zu treffendes sehr bestimmtes Arrangement im Betreff der großen Tenorpartien dringend anrate. Lederer*) scheint durchaus unberechnet bleiben zu müssen; Unger ist mit seiner (von Anfang an fehlerhaften) Stimme in gänzlichen Zerfall geraten. Sie werden — bei Ihren kühnen Plänen — die schlimmsten Erfahrungen machen, wenn Sie die eigentümliche Schickung unbenützt lassen, welche mir in Jäger einen, zwar bisher sehr ununterrichteten Sänger, aber eine gänzlich fehlerlose Stimme, von größester Ausdauer, für Sie

*) Der langjährige Leipziger „Heldentenor."

rbot. Er wird Ihnen einzig zur Durchführung
hres Vorhabens helfen. — Dies sage ich Ihnen
d wünsche, daß Sie energisch meiner Ansicht
ipflichten. Sonst —! —

Mir ist es unmöglich noch einmal in dieses
erk persönlich einzugreifen. Aber meine ange-
gentlichsten Wünsche begleiten Sie! —

Hochachtungsvoll grüßend

Ihr ergebener

Richard Wagner

Bayreuth 30. Juli 1878.

246.

n Angelo Neumann.

Geehrtester Herr Direktor!

Ich erwartete heute KM. Sucher vergebens.
nstweilen wiederhole ich Ihnen, um fernerem
ißverständnissen vorzubeugen:

Sehen Sie sich mit Unger (seit London mir
t genauer bekannt) vor — Sonst! Diesem
lt das „Sonst"! —

Die Götterdämmerung ist bei Jäger aller-
gs noch nicht fertig, — was macht das heute
s, wo Sie für die Fortdauer Ihrer Auf-
rungen zu sorgen haben? Jedenfalls verstan-
n Sie mich irrig, wenn Sie glaubten, ich hätte
nen Jäger nur zum Einspringen (in Notfällen)
ch Leipzig sehen wollen. Vielmehr rathe ich
nen jetzt sehr ernstlich, sofort den Siegfried (I)

mit Jäger zu beſetzen, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil Unger nie mehr die verſchiedenen und unerläßlichen hohen As in der Schlußſcene des erſten, wie des dritten Aktes bringt, je bringen kann. Dieſe Stellen ſind aber Glanzpunkte, an deren Gelingen mir viel liegt. Jäger bringt dieſe mit natürlichſter Energie und Schönheit.

Deſto beſſer nun für Unger in der Götterdämmerung (wo jene A-Stellen nicht von Wichtigkeit ſind) mit friſchen Kräften hervorzutreten und mir für dieſe Partie die hier mir hinterlaſſene Schuld zu zahlen, da er dieſen Teil ſtets fallen ließ.

Später können ja beide (in Notfällen) in beiden Teilen für einander eintreten. Aber ich glaube, Herr Jäger muß einigermaßen darnach behandelt werden. — Im übrigen — volles Vertrauen; nur in dem einen Punkte ſage ich nochmals, befolgen Sie meinen Rath — „Sonſt!" —

Ihr ergebener

Rich Wagner

Bayreuth 12. Auguſt 78.

247.

An Herman Zumpe.

Bayreuth, 15. Aug. 78.

Lieber Herr Zumpe!

Sie wiſſen, viel ſchreiben kann ich nicht — alſo — kurz!

Die Meiſterſinger ſind durch die Herren
Bolz und Batz
zu beziehen. An dieſe alſo hat ſich Ihr Herr Direktor zu wenden.

Machen Sie es gut!

Von Herzen grüßt

Richard Wagner.

248.

An Anton Seidl.

Mein lieber Freund Seidl!

Mit Ihrem vortrefflichen Leipziger Briefe ſcheinen Sie ſich gänzlich erſchöpft zu haben? Da Sie ſchweigen, will ich Ihnen wenigſtens mittheilen, wie es zuletzt im Betreff einer Anſtellung für Sie herging.

Mit Braunſchweig ausführliche Korreſpondenz: zu ſpät. Riedel ſchickte den unterzeichneten Kontrakt. Wegen Trieſt lange keine Antwort; endlich abſchläglich, weil bei der italieniſchen Stimmung des dortigen Publikums die Berufung eines deutſchen Kapellmeiſters gefährlich erſchiene u. ſ. w.

Dagegen telegraphirte Jauner ſofort zu. Schön, daß Sie ſchnell meiner Aufforderung nachkamen. Dieſe vorläufig geringe Anſtellung wird gute Folgen haben. Für's Erſte nützen Sie der Sache (vide Jäger!) ungemein. Gerade aber als Repetitor holen Sie am Schnellſten und Praktiſcheſten das nach, was Ihnen bisher noch fehlte: Bekanntwerden mit dem Opernrepertoire unſerer

Theater. Das Dirigiren aller dieſer Sachen macht Ihnen dann keine Verlegenheit!

Nun möge es mit Ihnen ſchnell weiter führen: aber, — ein Anfang mußte gemacht werden.

Für unſere beiden älteſten Töchter mußte ich mich nach einem ſpezifiſchen Klavierlehrer umſehen. Liſzt empfahl mir einen in ſeiner Schule ausgebildeten Pianiſten, Kellermann. Er iſt ein ganz fertiger Klavierſpieler.

Ich habe nun den dritten Akt angefangen. Was weiter wird, kümmert mich nicht.

Herzlich grüßen Sie mit mir Alle von Wahnfried.

Grüßen Sie auch Richter von mir, dem ich ja nun nicht mehr „gratulire!" (Dummes Zeug!) Schreiben Sie mir, und mögen Sie mit Jäger Freude erleben. Sie können ihm beſſer als Jemand das Spiel angeben, denn Sie haben ja allen Studien mit Unger aſſiſtirt!

Alſo! Gott befohlen!

Ihr

ſtets ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 2. November 1878

## 249.

### An Amalie Materna.

Nur ein Wort der Erinnerung und der nachlebenden Freude daran, daß ich in Ihnen Eine

on denen gewinnen durfte, denen ich wirklich was lehren konnte! Die Treue und Echtheit Ihrer Wiedergebung unserer Brünnhilde ist eines er für mich werthvollsten Zeugnisse dafür, daß r meine Kunst noch etwas zu hoffen ist.

Fast schmerzlich bedauere ich, daß, wie ich fahre, Ihnen so Vieles, welches wir so schön nd tüchtig zusammen ausarbeiteten, bei der iener Aufführung verstümmelt worden ist. Es recht schade! Aber — wir bleiben die Alten nd Echten.

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth, 13. November 1878.

## 260.

### n den Konzertmeister Friedhold Fleisch- hauer in Meiningen.

Lieber Herr Concertmeister!

Seine Hoheit der Herzog hat die Gnade ge- bt, den Künstlern Seiner Hofkapelle zu einem auskonzert bei mir in Bayreuth für die Tage des . 24. 25 u. 26sten des kommenden Dezember rlaub zu gewähren. Nun fragt es sich, ob Sie nd Ihre Herren Collegen gerne kommen: es lt der Geburtstagsfeier meiner Frau, dem 25. ezember. Ich nehme also an, daß Sie den 23st f die Herreise und den 26 auf die Zurückreise diglich verwenden. Bloß vom 24 Vormittags s 25 Abends würden Sie sich freundlichst zu

meiner Dispoſition ſtellen müſſen. Ich brauche circa 40 Mann, bezahle die Hin- und Herreiſe und denke, wenn ich außerdem jedem der Herren zur Entſchädigung ſeines Aufenthaltes etwa 30 Mark zur Verfügung ſtelle, müßte auszukommen ſein. Theilen Sie mir doch gütigſt hierüber Ihre Meinung mit.

Wir würden dann am 25t Morgens bei mir in der Halle das Vorſpiel zu Parſifal ſpielen, davon ich Ihnen in etwa 14 Tagen die Partitur zuſtelle, mit der Bitte, ſie für meine Koſten ſchnell und correct ausſchreiben zu laſſen. Das Stück iſt gar nicht lang. — Abends ſpielten wir dann (ebenfalls in meinem Hauſe) die 8te Symphonie von Beethoven (F. dur) welche ich ſeit lange meiner Frau für einmal verſprochen habe. Dazu die Beethovenſche Feſtouvertüre (C-dur mit dem fugierten Allegro.) Vielleicht noch das Siegfried-Idyll und — vielleicht? — noch die Freiſchütz-Ouvertüre.

Nun höre ich, daß Ihre Kapelle (aus Sparſamkeitsgründen) etwas reduziert worden iſt. Da bitte ich Sie denn zu ſehen, ob Sie durch anderweitige Engagements die mir nöthige Beſetzungszahl ausfüllen können. Ich brauche:

6 erſte u. 6 zweite Violinen.

4 Bratſchen. 3 Violoncell und 2 (ſehr gute) Contrabäſſe. 2 Flöten, 2 Hoboen u. 1 Althoboe (engl. Horn) 2 Clarinetten u. 1 Baßclarinette, 3 Fagotte, 4 Hörner, 3 Trompeten, 3 Poſaunen, 1 Pauker. (Baßtuba —? hoffentlich!)

Dieß wären 43—44 Mann. Haben Sie einen Harfenſpieler? (dann 45).

Das wäre so ziemlich die Hauptsache! Wollen Sie nun die große Güte haben, mir auf meine Anfrage und Bitte freundlich als alter Genosse zu erwidern. Was noch nicht sogleich gehen zu wollen scheint, müssen wir dann gehen machen! —

Meine herzlichsten Empfehlungen an LM. Buchner, so wie die ausdrucksvollsten Grüße an Sie und Ihre werten Collegen von

Ihrem

sehr ergeben(en)

Richard Wagner.

Bayreuth, 26 Nov. 78.

## 251.

### An Heinrich Porges.

Lieber Freund!

Ich habe eine große Bitte an Sie!

Opfern Sie dem Enthusiasmus meiner Frau, was Sie von musikalischen Manuskripten meinerseits besitzen. Bei meinem verzweifelten Fortgang aus Wien habe ich an Sie (wie auch an Tausig u. Cornelius) — wenn ich nicht irre? — damals mir lästig und überflüssig dünkende Manuskripte vertheilt: an Sie — (?) — den Compositions-Entwurf des „Liebesverbotes". Seien Sie großmüthig und fassen Sie die verzweifelte That jenes Augenblicks nicht als die Handlung eines wohlüberlegten Vermächtnisses, mit den für Sie daraus etwa erspriessenden Rechtstiteln, auf. War jene Zeit schrecklich, so birgt meine Erinnerung

an dieſelbe aber auch das Gedächtniß der treueſten und hingebendſten Freundſchaft, denn ich habe auch Ihrer, lieber Heinrich, dabei zu gedenken. Hat ſich nun das Trübſelige in ein damals durchaus unverhoffbares treu-ſeliges Glück verwandelt, ſo fühle ich mich der Bringerin dieſes Glückes, ſo unendlich verpflichtet, daß ich getroſten Muthes meine damals mit mir leidenden Freunde aufforbere, ihr mit einem wahrhaften Opfer zu huldigen.

So geſchieht dies heute, indem ich Sie bitte, jenes Manuſkript für meine Frau mir zurückzuſtellen.

Nächſtens Weiteres an Sie! Sie müſſen thätiger bei mir eingreifen, und zwar als Muſiker, — wir haben der Philoſophen genug. Ihre Aufgabe werde ich Ihnen bald zutheilen.

Herzlichſten Gruß an Frau und Kind!

Stets Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 11. Dez. 78.

252.

An den Concertmeiſter Friedhold Fleiſchhauer in Meiningen.

Wertheſter Freund!

Um unſeren Herrn Kapellmeiſter nicht zu ermüden, richte ich heute dieſe Zeilen an Ihre an Ermüdung gewöhnte Freundſchaft — Die Zeit

rückt vor, und ich fange an in Besorgniß zu gerathen.

Also: wohl einverstanden. Nächsten Montag — 23 — rechne ich — wenigstens bis Abends auf Ihre sämmtliche Ankunft in Bayreuth. Wollen Sie mir vorher schreiben, wo Sie persönlich absteigen werden, damit ich Sie alsbald aufsuchen kann; denn bei mir darf sich vor der gelungenen Überraschung niemand erblicken lassen.

Proben — folgendermaßen: —

Dienstag (24) im Saale der „Sonne" 1t. Probe um 11 Uhr Vormittags. 2t. Probe um 4 Uhr Nachmittags.

Mittwoch (25) — Parsifal-Vorspiel in der Halle meines Hauses. Versammlung daselbst um 7 Uhr. —

Eine letzte Probe dann — wenn nöthig — um 11 Uhr. Abends 7 Uhr (im Saale) Symphonie Nr. 8.

Festouvertüre (mit Fuge C-dur) — Unterbrechungen — Idyll — und — vielleicht (wenn wir Zeit haben) Ouvertüre zum Freischütz — und (??) Egmont.

Bitte um die Noten-Stimmen von diesem Allen. —

Das Vorspiel wird hoffentlich (für die Copie) nicht viel Zeit fortnehmen. Bitte aber — sobald sie fertig ist — mir die Partitur zurückzuschicken; jedenfalls die dritten Blasinstrumente, 3te Trompete u. Baßtuba, um sie mit den hiesigen Musikern ein wenig durchgehen zu lassen schon der schwierigen rythmischen Rückungen wegen. —

Ich freue mich sehr mit Ihnen allen mir

und Anderen einmal eine recht gemütliche Freude zu machen.

Beste Grüße!

Ihr ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 16. Dez. 78.

253.

An Anton Seidl.

Mein lieber Seidl!

Was soll ich Ihnen schreiben? Ich muß Alles dort in Leipzig seinen Weg gehen lassen.

Wie es nun aber auch gehe, suchen Sie jedenfalls, und zwar in jeder Stellung bei einem Theater unterzukommen! Es ist dies für Ihr ganzes weiteres Leben unerläßlich. Jeder muß anfangen, — denken Sie an mich. In einem gewissen Sinne ist Ihr langes Verweilen in Bayreuth Ihnen wirklich nachtheilig gewesen. Kommen Sie in persönliche Noth, so sagen Sie es mir, und seien Sie meiner Hilfe gewiß!

Wir haben immer Besuch. Ich arbeite immer etwas, aber langsam.

Alles gedenkt Ihrer mit Zutraulichkeit, und der „Onkel" ist immer noch in bestem Angedenken!

Herzlichst grüßt Sie

(Unterschrift mit Datum 1. Febr. 79 abgerissen.)

## 254.

### An Hermann Levi.

Lieber Freund!

Was ich Ihnen zu ſagen habe, wird nicht viel heißen, es wäre denn, daß Ihnen der Ausdruck meiner großen Freude über Sie für Etwas gelten könnte. Mit dieſer Schätzung meiner „Freude" möchte ich aber nicht für anmaßend gehalten werden, als ob es einen Werth hätte, wenn ich mich freue; hier liegen aber ernſte und tiefe Geheimniſſe zu Grunde, und wer ſie vollſtändig ſich an das Licht der Vernunft brächte, würde z. B. in meiner „Freude über Sie" einen guten Anhalt für eine Conſtruction zukünftiger Geſtaltungen der menſchlichen Dinge gewinnen, unter deren edler Harmonie uns gereinigt wiederzufinden uns beiden nicht ganz unwürdig dünken müßte. —

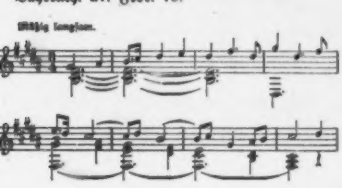
— Social-Metaphyſik!! —

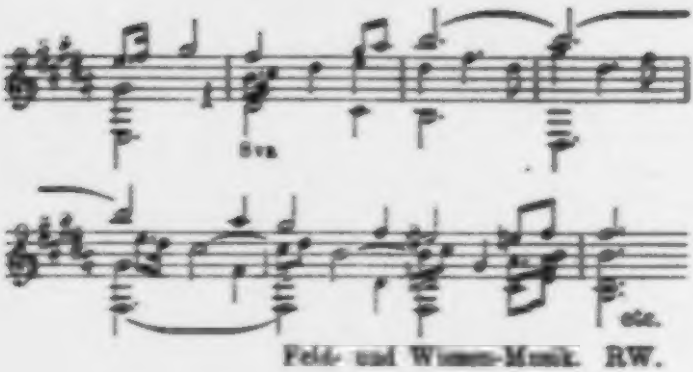
Herzlichen Dank und Gruß von

Ihrem ſehr ergebenen

Richard Wagner.

Bayreuth. 27. Febr. 79.






Feld- und Wiesen-Musik. RW.

255.

**An den Theaterdirector Ernſt in Köln.**

Geehrter Herr Director!

Sie erfreuen, ja Sie überraſchen mich faſt durch die auch von Ihnen direct mir zukommenden Zeugniſſe für die Größe des Erfolges, welchen Sie Ihrem Theater durch die Aufführung des „Rheingold" bereiteten. Wohl hätte ich gewünſcht, daß Sie dieſes einleitende Stück ſogleich in Verbindung wenigſtens mit dem erſten Haupttheile des Ganzen, der „Walküre", gebracht hätten. Indeſſen — es ſcheint durchaus gelungen, und ich glaube hierin ein außerordentlich gutes Anzeichen für den Erfolg der weiteren Stücke zu erſehen. Gewiß hat die ſceniſche Ausſtattung zum Erfolge gerade des „Rheingold" ſehr viel beigetragen, nicht ſowohl weil es hierauf einzig beruhe, ſondern weil — bei der ſehr gewagten und anſpruchsvollen Combination und Erforderniſſe hiefür das Mißlingen ſehr naheliegen konnte. Somit erfreut es mich ungemein, daß Ihre Bühne die erſte nach

reuth, welche meiner Anempfehlung der Ueber-
der ſceniſchen Einrichtung an Herrn C.
ndt nachgekommen iſt; ſeitdem ich vernom-
, daß mein vortrefflicher Mitarbeiter am Bay-
her Werke Ihre Einladung angenommen hatte,
e ich ſofort die günſtige Meinung für den Aus-
Ihres Unternehmens.
Bitte, fahren Sie ſo fort und zeigen Sie dem
tereſſanten niederdeutſchen Lande, in deſſen
telpunkte Sie mit Köln ſitzen, was wir ver-
en, wenn wir uns ernſtliche Mühe geben.

Mit größter Hochachtung

Ihr ſehr ergebener

Richard Wagner

ayreuth, den 3. März 1879.

256.

Franz Fiſcher.

Lieber Freund!

Schönen Dank!
Alles gut! —
Sie ſind willkommen und mit Ihnen —
*) Wotan! —

Beſten Gruß!

Ihr

R. Wagner

Mai 79.

*) Fritz Plank.

257.

An Eduard Dannreuther.

Bayreuth, Mai 1879.

Lieber Freund!

Wie geht es Euch? Wie der lieben Frau, den guten Kindern? —

— Wie vielen guten Grund ich auch habe, oft Eurer zu gedenken, ſo iſt es unter anderen jetzt, wenn ich an unſrem Geflügelhofe vorübergehe, als müßte ich dich mit Gewalt einmal herholen, um gerade Dir — Vogeljokel — meine Herrlichkeiten zu zeigen. Alles iſt neu eingerichtet, Hühner — mannigfaltigſt — Tauben, Pfauen, Gold- u. Silberfaſanen u. ſ. w.

Ich denke Du ſchreibſt mir nächſtens wann Du kommſt uns wieder zu beſuchen; kommen Frau u. Kinder mit deſto beſſer! Wir bringen Alle unter.

Die „Compoſition" des Parſifal iſt fertig.

Jetzt ruhe ich aus und harre eines Sommers (?) um zu Hauſe eine Brunnencur zu betreiben.

Bei uns iſt „Allright". — Frau und Tochter gedenken Euer ſtets mit großer Dankbarkeit und Liebe.

Seid herzlichſt gegrüßt und gebt gute Nachrichten von Euch

Eurem guten alten Freunde

R. Wagner

P. S. Sieh doch einmal bei dieſem famoſen Antiquar in Piccadilly nach dem von mir dort

ehenen enormen — colorirten — Werke über
indien. Mehre Bände — Folio! Iſt der Preis
hwingbar, ſo möchte ich's haben, — grade
dien, weil ich dahin doch dieß Jahr nicht
me!

258.

Amalie Materna.

Bayreuth, 21. Mai 1879.

Soeben erſt die beſchädigt angekommene, lang-
aber glücklich reparirte Büſte in Augenſchein
ommen. Wir finden ſie vortrefflich, in jeder
ſicht gelungen und das Werk eines bedeutenden
nſtlers. Sehr gerührt und erfreut danken wir
uns ſtets theuren Brünnhilde.

Richard Wagner.

259.

Lilli Lehmann.

Oh, meine beſte aller Lilli's!

Das war ſchön und gut, daß „man" auch
Stockholm mich noch nicht ganz an den Nagel
ängt hat!

Gratulire auch zur Eliſabeth! Es gibt Leute
en man alles zutraut, weil man ihnen alles
traut.

Die Darangebung des „Parſifal" koſtet mich
einige Ueberlegung. Die Compoſition iſt fer-

tig, und wer zu mir nach Bayreuth kommt, kann ſie von Anfang bis zum Ende von Rubinſtein vorgeſpielt bekommen. Aber —: wie geſagt — erſt noch etwas Ueberlegung!

Nun aber ſoll meine Kapellmeiſterin Lilli erſt einmal ſehen, was ſie hier zu thun haben wird: Teufelszeug, was mir nur einfallen konnte, weil mir ihr Genie immer gegenwärtig war. Ohne Lilli iſt Klingsors Zauberwerk nicht zu verrichten. —

Oh! und da giebt's zu ſingen! — Wenn ſie einmal käme könnte ſie's ſehen, und die ganze Sache in accord nehmen: denn — ſie müßte mir für alles ſtehen! —

Aber — fortſchicken — aus meinem Hauſe, kann ich jetzt die Sache unmöglich ſchon. Welcher Unſtern könnte über einem ſolchen Manuſkript walten! —

Alſo — wir agiren doch wieder zuſammen!

Herzlichſte Grüße an Mama u. Schweſter, aber auch an Lilli von

Ihrem alten guten

Richard Wagner

Bayreuth 21. Mai 1879.

260.

An Herman Zumpe.

8. Juli 1879.

Habe Sie ſoeben für die Kapellmeiſterſtelle in Frankfurt M empfohlen

Wagner.

261.

(Ohne Datum.)

Halte Weiteres meinerseits für unnöthig, achdem ich Sie einmal empfohlen.

Wagner.

262.

(Ohne Datum.)

Bekanntschaft sehr erwünscht. Nur, da Parfal noch ziemlich fern liegt, pressirt es nicht erart, daß Fräulein Illée irgend etwas deßhalb ersäume.

Wagner.

263.

n Hans Richter.

(3. August 1879)

Zu Ihrem kleinen Sohn
nun noch „Gottes Segen von Cohn",
was wollen Sie mehr Lohn
für Welten-Spott und Hohn?
Zu dem gut gebrüteten Ei
gratuliert die ganze Wagnerei!
Bayreuth dritten August —
hätten wir's nur eher gewußt.

264.

n Angelo Neumann.

Geehrtester Herr Direktor!

Ich komme mit einer neuen Empfehlung, nsowohl aus Interesse für die empfohlene Per-

son als für die Leipziger Oper. Wenn nämlich ein musikalischer Dirigentenplatz neben Seidel frei wird, so bitte ich Sie allerdringendst, den außerordentlich tüchtigen jungen Herrn Mottl aus Wien für diese Stelle zu nehmen. Es ist der Letzte, den ich noch empfehlen kann: sonst weiß ich keinen mehr. Seine Befähigung und Gewandtheit ist außerordentlich, und habe ich sie aus genauer Erfahrung kennen gelernt. Es sollte mich wahrhaft freuen, Ihre Oper von zwei so besonders tüchtigen, tätigen und in ihrer Art liebenswürdigen praktischen Musikern dirigirt zu wissen. — Immer verfolge ich die Wandlungen Ihres Theaters und wünsche — sobald Sie das rechte Personal einmal zusammengefunden haben werden — eine der Kunst ersprießliche Tätigkeit desselben. Mit der Bitte, meinem vortrefflichen Gönner, Herrn Dr. Förster mich angelegentlichst zu empfehlen, verbleibe ich mit ergebensten Grüßen

Ihr ergebenster

Richard Wagner

Bayreuth 10. Oktober 79.

265.

An Hermann Levi.

Hochverehrtester Freund!

Schönsten Dank für Ihre freundlichen Nachrichten über unseren Münchener Benvenuto Cellini! Glück auf!

Sehr bedaure ich, daß Ihnen die Angelegenheit Jäger-Tannhäuser bereits seit länger Sorge gemacht hat. Ich bestehe nicht mit einem Atome meines Willens auf irgend Etwas, was durch die Münchener Intendanz realisiert werden soll. Jäger, der den Tannhäuser für Wien studiren soll, — war ganz gelegentlich. — Noch immer halten wir darauf, die letzte Woche dieses Jahres in München zuzubringen. Hübsch wäre es, wenn meine Kinderchen etwas von mir hören und sehen könnten. „Meistersinger" — „Tannhäuser" — das und wie es geht. Unter Umständen brauche ich da nur zu Hause zu bleiben. — Kommt ein Concert um diese Zeit daran?

Schönste Grüße aus der Insel „Wahnfried".

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 24. Nov. 79.

266.

An Hermann Levi.

Lieber Freund!

Ich schreibe — gegen das Verbot des Arztes. — Also: ein Wort:

Wie steht's mit Freund Gedon? — Wann bekomme ich die Cassette?*) — Was habe ich dagegen sofort zu thun? —

*) Wort unleserlich.

Heute über 8 Tage München! Wie Gott will —

C. M. v. Weber, genannt
WW.

(Datum wahrscheinlich Dezbr. 1879)

267.

An Anton Seidl.

Lieber Freund!

Da hab' ich einmal wieder einen sonderbaren Brief erhalten, auf den ich nicht antworte, weil er mir gar nichts sagt. Herrn Direktor N. habe ich auf Ihre letzten Mittheilungen hin, geschrieben, er möge den „Tristan" nicht für ein Gastspiel, sondern für sein stehendes Repertoir zur Aufführung bringen, — wobei ich stets das endlich doch noch zu Stande zu bringende Engagement Jäger's annahm. Da Sie selbst von einer Verhinderung der Aufführungen in den Sommermonaten meldeten, antwortete ich an Herrn N., daß mir diese Verzögerung passend käme, weil ich selbst der Seebäder wegen noch den Sommer in Neapel bleiben würde. Hier nun die Antwort des Direktors! Gar keine Erwähnung weder Jäger's, noch der Hinausschiebung bis ich kommen konnte. — Ich ertheile die Bewilligung zur Aufführung des „Tristan" aber nicht, sobald ich nicht selbst dem Studium beiwohnen und — wie ich versprochen — das Werk selbst an den mir nöthig dünkenden Stellen für das Leipziger Personale einrichten kann; und dies aus dem Grunde, weil

h will daß Leipzig damit ausgezeichnet beſtehen
vorangehen ſoll.

Seien Sie nun ſo gut, dies gehörigen Ortes,
itzutheilen! —

Mir geht's erträglich, und hoffe ich mich end-
h vollkommen von den Folgen der Bayreuther
matiſchen Einflüſſe wieder zu erholen.

Alles grüßt Sie mit treuer Anhänglichkeit

Ihr alter guter

R. Wagner.

5. März 80 Villa d'Angri Neapel.

268.

n Joſeph Rubinſtein.

Lieber Freund!

Es thut mir leid aus Ihrem heute von mir
haltenen Briefe zu erſehen, daß ein Brief von
r an Sie — nach Ihrem letzten Schreiben aus
rlin — nicht mehr Ihnen zugekommen iſt. Es
ndelte ſich bei mir um Ihre dortige Adreſſe,
lche ich nicht zu wiſſen glaubte, bis mir endlich
s gute Thiergarten-Hôtel wieder eingefallen war.

Nun, — deſto ſchöner von Ihnen, daß Sie
h von einem neuen Briefſchreiben ſich nicht
halten ließen! — Seien Sie alſo für Alles
zlich belobt! Auch Ihre heute empfangenen
ittheilungen waren mir gewiß intereſſant, denn
ſehe, daß Sie ſich immer noch unter dem
lpenden Zauber der Hoffnung befinden. —

Das gehört zu Ihrem Glauben, und, da
e jung ſind, können Sie ja noch manches erleben.

In mir will nichts mehr wurzeln, als etwa die Annahme, daß ich noch Einiges hervorbringen könnte, was mich das Misère der Welt vergessen ließe. Somit sorge ich hauptsächlich für Erlangung und möglichste Erhaltung guter Laune, wozu namentlich Verbesserung meiner Gesundheit verhelfen soll. Hier bin ich immer noch im Acclimatisiren begriffen: die Seebäder, vor Junius nicht zu gebrauchen, sollen die Sache fertig machen. Vorläufig habe ich demnach beschlossen bis Ende Herbst hier zu bleiben, um mich dann für ein ganzes richtiges Jahr in Wahnfried einzurichten. Dann soll auch — so zu sagen auf einen Sitz — die Partitur des Parsifal fertig werden. Wenn Alles gut geht, führen wir ihn dann im Sommer 1882 auf (mit oder ohne „Schule"!). —

Wollen Sie nun die ganze Zeit in Bayreuth überdauern? Oder machen Sie Ausflüge — nach Charkow — oder Neapel? — Hier würden Sie allerdings Wunder zu sehen bekommen, aber — wenn Sie allerdings alle Berliner Gewinne in den Bayreuther Fonds stecken!? — Nun, sehen Sie sich um, ob Sie mir bald einmal wieder etwas Gutes zu berichten haben. Mit Ihrem letzten Artikel haben Sie doch eigentlich bereits Furore gemacht: Levi war ganz stupéfait und — wie es schien — wahrhaft beglückt dadurch. Also: noch ist's nicht aller Tage Abend! Qui vivra verra!

Herzlichsten Gruß und bestes Wohlergehen!

6. April (1880) Ihr ergebener

Villa d'Angri. Richard Wagner.
Posilipo. Neapel.

269.

An Anton Seidl.

Ja, ſagen Sie, lieber Seidel, haben Sie denn meinen Brief (mit Einlage eines Briefes des Herrn A. Neumann), vor nun mindeſtens 5 Wochen an Sie von hier aus abgeſchickt, empfangen oder nicht? Daß Sie mir überhaupt nicht antworteten, machte mich nicht eigentlich bedenklich, — denn (!): aber daß ich in den Journalen immerfort noch von meiner Ankunft dieſen Sommer in Leipzig und Allem damit in Zuſammenhang Gebrachten, leſe, das macht mich doch endlich ſtutzig. Ich ſchrieb Ihnen, daß ich der Seebäder wegen, den Sommer hier bleibe, erſt Anfangs Winter nach Bayreuth zurückkomme, und — dann — wenn außerordentlicher Triſtan da iſt nach L. kommen würde.

Nun, bitte um eine Nachricht! Sie — böſer Menſch!

Ihr R. Wagner.

6. April 80. Neapel, Villa d'Angri, Poſilipo.

270.

An Anton Seidl.

Lieber Freund!

Das iſt eine böſe Sache mit dem „verloren gegangenen" Briefe; ſie iſt mir von hier aus nur einmal noch begegnet, nämlich mit Director Jauner in Wien, der ebenfalls einen zu entſcheidender Antwort auffordernden Brief „nicht erhalten"

hatte. Sonſt ſind alle Briefe immer richtig angekommen.

Kurz und gut: ich habe im Sommer die hieſigen Seebäder zu gebrauchen, und komme erſt Anfang Dezember nach Bayreuth zurück. Dies zeigte ich in dem „verloren gegangenen" Briefe vor ca. 2 Monaten an. Eine Aufführung des „Triſtan" in Leipzig ohne meine Mitwirkung laſſe ich nicht zu, da ich hierzu meine guten — leider „verloren gegangenen" — Gründe habe. Ich muß dieſes Werk erſt zu einer möglichen Aufführung einrichten, und kann dieſe Einrichtung Niemand überlaſſen, — ſelbſt gewiß auch Ihnen nicht, lieber Seidel, der Sie durch Ihr Vorangehen in dieſer Sache mir beweiſen, daß Sie gar nicht wiſſen um was es ſich handelt. Hierüber habe ich keine weitere Worte zu machen.

Entweder nimmt nun Herr N. hierauf ſchuldige Rückſicht, und verlegt die Aufführung des „Triſtan" bis zu der Zeit der mir möglichen Mitwirkung, — oder ich erkläre öffentlich, und — womöglich — unter gerichtlicher Mitwirkung, meine Verwahrung und Warnung.

Ich habe dem nichts hinzuzufügen, als die Aufforderung, binnen acht Tagen, ſpäteſtens bis 30. April, mir den Entſchluß der Leipziger Direction zu vermelden.

Leben Sie wohl und ſeien Sie beſtens gegrüßt von

Ihrem

Richard Wagner.

Villa d'Angri, Neapel, 16. April 1880.

271.

An die Intendanz des Großherzogl. Hoftheaters in Darmstadt.

Hochgeehrter Herr!

Ich erfahre soeben, daß der Posten eines großherzoglichen Hofkapellmeisters in Darmstadt vakant geworden ist, und da mir Herr Felix Mottl aus Wien seinen Wunsch um eine Empfehlung an Euer Hochwohlgeboren, behufs Besetzung dieses Postens ausdrückt, so gereicht es mir zum Vergnügen, mit besondrem Nachdruck zu bezeugen, daß ich Herrn Felix Mottl als einen feinen, kenntnißvollen und sichren Musiker während der Festspiele in Bayreuth im Jahre 1876, bei welchen er mitgewirkt, erprobt habe. Es sollte mich sehr freuen, wenn diese meine Empfehlung, welche von Wien aus Ihnen sicherlich bestätigt werden wird, dem Großherzoglichen Hoftheater zu einem tüchtigen, umsichtigen Kapellmeister und Herrn Mottl zu einem ihm entsprechenden Posten verhülfe. Und in dieser Hoffnung zeichne ich als Euer Hochwohlgeboren

ergebener

Richard Wagner.

8. Juli 1880. Villa d'Angri.

272.

An Josef Sucher.

Mein verehrtester Freund!

Erlauben Sie, daß ich für heute über den größten Theil Ihrer letzten Mittheilungen, da

mir wirklich eine von Ihnen vermuthete Veranlaſſung nicht bekannt iſt, hinweggehe, dagegen Ihnen nur kurz anzeige, daß ich ſoeben mit der Leipziger Oper für Nibelungen-Aufführungen auf dem Viktoriatheater in Berlin (im Mai nächſten Jahres) abgeſchloſſen habe; es realiſirt ſich ſomit ein bereits vor 2 Jahren verhandeltes Projekt, welches zwiſchen mir und Herrn Neumann verhandelt und bisher verhindert wurde. Somit wäre Herr Pollini diesmal um etwas zu ſpät auf den gleichen Gedanken gekommen. Indeſſen — was verhinderte die Hamburger Direktion, die Neumann'ſche Unternehmung, welche ſich doch immer nur auf einige Aufführungen beſchränken kann, etwa im Sommer fortzuſetzen? Ich für mein Theil glaube, daß ein Direktor mit einer ſehr großen Beſetzung und Ausſtattung meiner Werke in Berlin ſtationär, oder wenigſtens in längeren Saiſons, ſehr gute Geſchäfte machen würde.

Die Möglichkeit des „Triſtan" für weitere Verbreitung auf dem Theater will ich — verſprochener Maaßen — erſt in Leipzig verſuchen, glückt der Verſuch, ſo ſteht auch dieſes mein Werk Hamburg gern zur Verfügung.

Mit beſten Empfehlungen an Ihre liebe Frau

Ihr ergebener

Richard Wagner

München, 4 November 1880.
Briennerſtr. 81 II St.

273.

An Heinrich Porges.

(München 8. November 1880.)

Lieber Freund!

Genauer überlegt, erkenne ich in der Wiener Triſtan-Affaire die längſt gewünſchte Möglichkeit eines feſten Engagements für Hrn. Jäger, und finde, daß ich der Realiſirung dieſer Möglichkeit nicht füglich entgegentreten darf. — Ich ändere alſo meinen heute Abend Ihnen — ziemlich aufgeregter Laune — kundgegebenen Vorſatz „Triſtan" nirgendmehr aufführen zu laſſen, für jetzt wenigſtens in Betreff Wien's, und erſuche Sie, demzufolge von Ihrer morgenden Reiſe nach Bayreuth ſich nicht abhalten zu laſſen.

Auf Wiederſehen — dort!

Ihr

RWagner.

274.

An Anton Seidl.

Telegramm.

Schießen Sie los. Ich will nichts mehr gegen den Triſtan haben.

Wagner.

275.

Telegramm.

Durchaus unmöglich — die Symphonie gehört nur für Wahnfried.

Wagner.

276.

**An Hermann Levi.**

Telegramm.

Bayreuth, 18. Jan. 81.

Wir nehmen Rückſichten nicht an, erwarten Sie in Wahnfried morgen.

Richard Wagner

277.

**An Anton Seidl.**

Lieber Freund!

Sie haben mich irr geleitet: — ich glaubte, es hätten zwei Vorſtellungen von Walküre im Dezember ſtattgefunden — eine mangelhafte (oder noch im November?) und eine beſſere? — Iſt die Angabe des Kaſſirers richtig? —

Dem Konzert in Dresden gebe ich — da es mir auch etwas eintragen kann — gern meine Zuſtimmung.

Wollen Sie dies, mit meinen beſten Grüßen an ihn, Herrn Neumann mitteilen!

Sonſt — geht alles erträglich, und grüßt Sie

20. Jan. 1881.

(Unterſchrift im Original abgeriſſen.)

278.

**An Lilli Lehmann.**

Mein liebſtes Kind Lilli!

Seid Ihr mir dort denn noch ein bischen gut? — Das wollen wir ſehen! —

Hier folgt in einer Art von Klavierauszug — die Scene der Blumen-Zaubermädchen aus dem zweiten Akt des „Parsifal". Sehen Sie sich dieſe Geſchichte genau an: ſie iſt kein Spaß, und aus dieſer einzigen Scene könnt Ihr ermeſſen, daß ich mit meiner neueſten Arbeit nicht an die Theater da und dort denken mochte. Ich verlange nicht weniger als ſechs Sängerinen erſten Ranges von gleicher Stimme und Stimmlage, und dazu hübſche ſchlank gewachſene Frauenzimmer. Dann aber noch (mindeſtens!) 12 oder 16 junge, hübſche Chorſängerinnen von erſter Qualität.

Sehen Sie es ſich an! — Wollen Sie mir dieſe Bande rekrutiren? Ich kann mich an Niemand, als an meine Rheintöchter-Kapellmeiſterin halten; an wen ſonſt mich wenden? Es gehört zu der Sache Ihr ganzer Geiſt, Ihr Enthuſiasmus und — etwas auch Ihre Bekanntſchaft mit unſren Perſonalien. —

Geben Sie mir eine gute Antwort! — Juli 1882 ſind die Proben, Auguſt die Aufführungen. Ohne Lilli aber wird's gar nichts? —

Wie geht's der Mutter? Wie der Schweſter? — Tauſend herzliche Grüße und —

von Ihrem mit der wärmſten Rührung

ſtets Ihrer gedenkenden

Richard Wagner

Bayreuth. 22. Jan. 1881.

Kind! Nicht wahr, Sie gehen mir mit dem Manuſkript vorſichtig um, daß ich nicht etwa ein Unglück (per Indiscretion!) erlebe.

R.W.

279.

An Lilli Lehmann.

Liebſtes Kind!

Schnell ein Paar Worte, um Sie zu ärgern! Die Sache mit Hülſen iſt anders!

Bereits hier (in Bayreuth) hatte er die Unver-(frorenheit) die Oper „Walküre" von mir zu verlangen; worauf ich ihm diente. Seit 4½ Jahren agitirt er für die Anſicht, daß nur die „Walküre" „zugkräftig" ſei, und alle Theater mit den anderen Nibelungenſtücken ſich ruinirten. Bronſart in Hannover verbot er den Nibelungenring, und erließ für alle preußiſchen Hoftheater ein Geſetz, daß dort nichts gegeben werden dürfte, was nicht für Berlin angenommen wäre; — was mir in ſo fern leid that, als ich den Nibelungenring z. B. gern Hannover, nie aber Berlin unter Hülſen u. ſeinen Kapellmeiſtern u. Regiſſeuren überlaſſen haben würde. —

Die Sache mit Neumann iſt aber ſo: — ich erklärte dieſem ſehr rührigen und fleißigen Direktor, daß ich ihm die Aufführung im Viktoriatheater, nicht aber im Hoftheater geſtatte; ſeine Conferenz mit Hülſen am 5. Dezember war ein Spiel: bei der Eröffnung derſelben theilte ihm Hülſen mit, er habe mir ſo eben — mit bezahlter Antwort — telegraphirt, ob, wenn er mit Neumann zuſammen den ganzen Cyclus aufführe, er dann das Recht hätte, die Walküre allein zu geben. Neumann bot ihm die Wette an, daß ich gar nicht antworten würde. So geſchah es in der That: Hülſen hatte mir jene Anfrage tele-

graphirt und blieb bis heute ohne Antwort von mir. —

Was Ihr gethan habt, zeigt viel esprit de corps! Doch allen Respekt davor, glaube ich — daß — hätte ich Hülsen günstig geantwortet — er Euch schon zu beruhigen gewußt haben würde. — So ist's, mein Kind! Und zur Steuer der ewigen Wahrheit theile ich es Ihnen mit, während es sonst mich unterhält, das Gefasel und Gelüge in den Zeitungen unbeachtet zu lassen!

Gebe Gott, daß Sie von Hülsen nicht für Parsifal genirt werden! —

Und — tausend Dank und herzliche Freude über Ihren so eben gelesenen Brief.*)

Ihr

RWagner.

Bayreuth 22. Jan. 81.

280.

**An Anton Seidl.**

Schön Dank, lieber Seidel!

Wünsche Glück zu allem Guten, wobei Sie mithelfen!

Jetzt seien Sie aber so gut, von Herrn Rosenheim sich meine Quittung über die „November"-Aufführungs-Tantième der Walküre zeigen zu las-

*) Nach Absendung des vorigen Briefes (Nr. 278) ist offenbar ein Schreiben von Lilli Lehmann eingetroffen, worauf sogleich — an demselben 22. Januar! — die Antwort (279) erging. Daher sind diese beiden Briefe vom 22. Januar datiert.

ſen: ich entſinne mich durchaus nicht, im Dezember (nämlich für November) eine Geldſendung erhalten zu haben. Es mag hierauf nicht viel ankommen, — doch geht es mir durch den Sinn, und ich werde es nicht los, daß man mich für — vergeßlich halten könnte!

Alſo — Glück auf!

Herzliche Grüße von Ihrem

R. Wagner.

Bayreuth, 24. Jan. 1881.

281.

An Eduard Dannreuther.

Liebſter Freund!

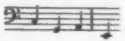
Gerade dieſer Tage wollte ich Dir auch ſchreiben, und zwar über ein Geſchäft. Das ſoll nun abgemacht werden, aber erſt will ich — wie man ſagt: — gratuliren zu dem neu — geborenen Wagnerianer — Hubert Edward ſoll leben, und Richard Wagner ſei — bedeutungsvoll — in das Kirchenbuch als ſein Taufpathe eingeſchrieben! Bravo!

Die Londoner Nebel laß ich Nebel ſein, ohne je zu verſuchen mich wieder darein zu drapiren: was geſchieht, ſei — Gottes Werk!

Danke herzlich für die rührende Nachricht von Carlyle! — Nun aber das Geſchäft. Ich treffe jetzt — ſchande halber — Vorbereitungen zu der Aufführung des Parſifal. Sind wir mit dem engliſchen Lindwurm ſchlecht gefahren, ſo

wollen wir ſehen, ob es nun mit den Grals-glocken beſſer gelingt.*)

Nach einer Beſprechung mit Sachverſtändigen über die Darſtellung des nöthigen Glockengeläutes kam man darin überein, daß dieß immer noch am beſten durch chineſiſche Tamtams zu imitiren ſei. Alſo auf welchem Markte ſind dieſe Tamtams in größter Anzahl und zu beſter Auswahl anzutreffen? Man denkt: in London. Gut! — Wer übernimmt die Auswahl? Natürlich: Dannreuther. Alſo: verſuche, liebſter Freund, ob du 4 Tamtams auftreibſt, welche — wenigſtens annähernd — folgendes Geläute liefern.



Zu bemerken iſt, daß — um tiefen Glockenton herauszubringen, dieſe Inſtrumente nur ſanft am Rande angeſchlagen werden müſſen, während ſie ſonſt, ſtark in der Mitte beklopft, einen hellen und ganz unbrauchbaren Ton angeben. Alſo — ſieh zu! —

Dein Artikel, der — wie ich nun erſt erfuhr — erſt ſehr ſpät in den B. Bl. abgedruckt worden iſt, hat mir ganz ungemein gefallen: er iſt ein wahres Cabinetsſtück, und es freut mich auch, daß die Ueberſetzung ſo gut ausgefallen war, daß auch du wohl damit zufrieden ſein konnteſt. Schönen Dank hierfür!

Und tauſend gute Grüße an Chariclea, ebenſo

*) Anſpielung auf den aus England bezogenen Drachen im „Siegfried“ (1876), der damals verſpätet und in unvollſtändigem Zuſtande eintraf.

Wünſche für Wolfram, und Verſicherungen treuer Freundſchaft.

Dein ergebener

Rich. Wagner.

Bayreuth 1. April 1881.

282.

An Hermann Levi.*)

Mein lieber Freund!

Ich habe einen Augenblick Muße zu freundlicher Beſinnung: Dieſen wünſchte ich den braven Vogl's zu widmen. Deßhalb frage ich an: Habt ihr in München dieſe Beiden bei ihrer Zurückkunft tüchtig geehrt? Sie haben den Ruhm München's über alle Sterne der deutſchen Theaterwelt erhoben. Sie waren die Stützen der verwegenen Berliner Unternehmung, ohne welche dieſe nicht beſtanden haben würde. — Vogl hat geleiſtet, was bei der ſeltſamſten Begabung doch nur ein Menſch von größter innerlicher Herzensenergie leiſten konnte: er iſt mir ſehr werth geworden: Ich wollte Euch bitten, auf ihn und ſeine prächtige Frau recht ſtolz zu ſein und in meinem Namen ihnen alles Gute zu erweiſen.

Herzliche Grüße von Ihrem

Rich. Wagner.

Wahnfried. 3. Juni 1881.

*) Dieſer Brief iſt, wie aus einer Mittellung der Frau Kammerſängerin Thereſe Vogl hervorgeht, völlig identiſch mit einem am 9. Juni 1881 an den Generalarzt Emil Friedrich in München gerichteten.

283.

An Anton Seidl.

Telegramm.

Kapellmeiſter Seidel. Stadttheater Leipzig.

Ihr Beſuch herzlich erwünſcht, nur nach Bequemlichkeit, nichts iſt drängend.

Wagner.

284.

An Anton Seidl.

Lieber Freund!

Wollen Sie mich Frau Sachſe-Hofmeiſter beſtens empfehlen und für ihr freundliches Vorhaben ihr meinen Dank ſagen.

Ich bin jetzt immer zu Haus, und erſuche Sie Beide zu kommen ganz wie es Ihnen beliebt! Aber combiniren Sie doch Ihren Beſuch jedenfalls mit einem Beſuche Winkelmann's.

Noch danke ich Ihnen für Ihre Mittheilungen. Meine Maßregeln habe ich dagegen getroffen.

Auf baldiges Wiederſehn!

Ihr

R. Wagner.

Bayreuth, 17. Juni 1881.

## 285.

### An Hermann Levi.

Telegramm.*)

Kapellmeiſter Levi, Bamberger Hof, Bamberg.

30. Juni 1881.

Freund, Sie ſind auf das ernſtlichſte erſucht, ſchnell zu uns zurückzukehren; es iſt die Hauptſache ſchön in ſichere Ordnung zu bringen.

Wagner.

## 286.

### An Hermann Levi.

Lieber beſter Freund!

Alle Ihre Empfindungen in Ehren, ſo machen Sie doch ſich und uns nichts leicht! Gerade daß

*) Hermann Levi war als Leiter der Münchner Hofkapelle für die Direktion des Parſifal erſehen. Wagner hatte einen anonymen Brief erhalten des Inhalts, er ſolle ſein Werk (Parſifal) „rein erhalten und es nicht von einem Juden dirigiren laſſen.“ Dieſer Brief war dem Kapellmeiſter Levi vom Meiſter gezeigt worden, wobei ihm, wie es der Denkungsart Wagners entſprach, verſichert worden war, „daß auch nicht die leiſeſte Erinnerung an den Inhalt des Briefes in ihm bleiben werde.“ Damit war die Sache für den Meiſter abgetan. Levi glaubte aber dennoch, wohl um allen Mißverſtändniſſen und Weiterungen aus dem Wege zu gehen, aus Bayreuth bezw. Wahnfried, wo er zu Gaſt war, abreiſen zu müſſen. Von Bamberg aus bat er, „ihn der Direktion des Parſifal zu entheben.“ Dort erhielt er das Telegramm Wagners, und als er nochmals um Enthebung bat, den nachfolgenden Brief vom 1. Juli, der ihn zur Rückkehr nach Bayreuth veranlaßte. (Vgl. Bayr. Bl. 24. Jahrgang 1901. I.—III.)

Sie ſo düſter in ſich blicken, iſt es, was uns im Verkehr mit Ihnen etwa beklemmen könnte! Wir ſind ganz einſtimmig, aller Welt dieſe Sch . . . zu erzählen, und dazu gehört, daß Sie nicht von uns fortlaufen, und ſolgends Unſinn vermuthen laſſen. Um Gottes willen, kehren Sie ſogleich um und lernen Sie uns endlich ordentlich kennen! Verlieren Sie nichts von Ihrem Glauben, aber gewinnen Sie auch einen ſtarken Muth dazu!

Vielleicht — giebt's eine große Wendung für Ihr Leben — für alle Fälle aber — ſind Sie mein Parſifal-Dirigent!

Nun, herauf! herauf!

Ihr

RW.

1. Juli 1881.

287.

An die Gebrüder Brückner, Hoftheatermaler in Coburg.

Telegramm.

Bayreuth 26. Juli 1881.

Soeben geſehen. Bravo, Braviſſimo.*)

R. Wagner.

*) Bezieht ſich auf die erſte Zuſammenſtellung der Parſifal-Decorationen.

288.

An Hermann Levi.

Lieber Freund!

In Erwartung u. ſ. w. bitte ich Sie Herrn Fuchs zu benachrichtigen, daß ich ihn für Juli und Auguſt 1882 eingeladen wiſſen will, und er gebeten iſt, ſeine Bedingungen an den Verwaltungsrath pp. kundzugeben. Ich weiß nicht, wie ich das Engagement ſtellen ſoll, da ich ihn — allerdings nicht alternirend — aber aushelfend, und mit Anrecht die Parthie wenigſtens 4 mal zu ſingen, neben Hill für Klingsor beſtimme, (vielleicht ſelbſt für Amfortas?) — jedenfalls aber für den Ritter, welcher Akt I einen erſten Sänger erfordert. — Wollen Sie ihm das auseinanderſetzen, und ihm ſagen, daß ich ihn jedenfalls beim Parſifal mit haben will.

Im übrigen u. ſ. w.

Ihr guter alter

R. Wagner.

Bayreuth. 17. Sept. 1881.

289.

An Heinrich Porges.

Bayreuth 6. Okt. 1881.

Aus Anlaß des Abdruckes eines Abſchnittes der „Walküre“ („Bühnenproben des „Ring des Nibelungen“) in den „Bayreuther Blättern.“ —

Bravo, Porges!

Es hat mir Freude gemacht, ſo ſchwer ich daran gehe, ſo etwas über mich zu leſen! Aber

ich wußte wohl, daß Sie es gut machen würden. Unnöthig iſt das gewiß nicht.

Ihr

R.W.

290.

An Hermann Levi.

Lieber Freund!

Alſo — Sie ſind für alle muſikaliſchen Vorbereitungen der nächſtjährigen Parſifal-Aufführungen mein Plenipotenciaire, mein „alter Ego". Anmeldungen von Muſikern ſind Ihnen übermacht worden: Sie disponiren hierüber ganz nach Ihrem perſönlichen Ermeſſen. Engagements immer durch A. Groß. Über Sänger einverſtanden: Titurel — Klingsor — Kindermann: gut! Amfortas — Reichmann — Fuchs — gut! — Auf die beiden Ritter (Aufmerkſamkeit:) die 4 Edelknaben: wenn möglich die Lehmann mit herüberziehen — oder: beſſer auch nicht! Sie fällt zu ſehr auf! — Eifrigſtes Einverſtändniß mit Lilli — wenn eine der Blumen-Sopraniſtinnen das nicht leicht und zart nehmen kann, — fort! —

Salzunger Knabenchor? Vortrefflich! — Haben Sie das Anerbieten der Hannöveriſchen Choriſten bekommen? Überſichtsprobe in Oſterfeiertagen? Vortrefflich — aber doch wohl nur mit dem Münchener Perſonal? — (Das rothe Buch kommt; nur wenn Humberding*) einmal von

*) Siehe Anmerkung zum Brief 286.

außen zum Studiren zitirt werden ſollte, müßte er noch darüber verfügen können.) — — (Vogl könnte auch beſſer für den Empfang an ihn geſandter Partien ſorgen: jetzt iſt's wohl in Ordnung? — —) Klavierauszug 1 Akt im Stich: II Akt noch nicht bis zum Schluß fertig, — doch gewiſſermaaßen unterweges. Den IIIten Akt muß ich erſt in Palermo inſtrumentiren (90 Seiten!) Dort duplirt und arrangirt Rubinſtein ſogleich. Späteſtens bis Ende Januar fertig: dann noch Zeit genug zum Ausſchreiben. Ich — kann nicht anders: hier kann ich nicht mehr an die Luft gehen, und gehen ſoll und muß ich, ſonſt — geht es mit mir fort!

Nun eine Hauptſache: Sie ſind auch nicht feſt; man hat Sie wieder fiebernd angetroffen. Seien Sie vernünftig und laſſen Sie ſich in Allem, Allem von Fiſcher tüchtig helfen; Sie können nach Bedürfniß Ihre Vollmacht auf ihn (für dies oder jenes) als von mir kommend übertragen. —

Halten Sie ſich gut, und — ſchonen Sie ſich! — Ich thu's mit mir auch! —

Nun Adieu und Contentement!*) Mittwoch früh treffen Sie uns in unſerem Salon (Eiſenbahn): hoffentlich mit gutem Kaſée.

Herzlichen Gruß von Ihrem

alten guten

Richard Wagner.

Bayreuth, den ſoundſovielſten Oct. 1881.

---

*) „Contentement". Dies Wort ſtammt aus Dr. Carl Töpfers Luſtſpiel „Des Königs Befehl", in welchem eine alte

291.

An Richard Fricke.

Lieber Freund!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie für den „Parſifal" von mir engagiert ſind. Seien Sie ſchon 1. Juli hier — womöglich noch etwas früher —: was Sie für ſich nöthig haben, beſorgen Sie freundlichſt mit A. Groß (Feuſtel). —

Bevor Sie die Decorationen und die Muſik genau kennen, kann nicht viel zwiſchen uns abzumachen ſein. Alles werden Sie ſchnell begreifen, worin und womit Sie mir für die ſceniſchen Evolutionen zu helfen haben. —

Genug; Sie ſind dabei! Nicht wahr?

Von Herzen grüßt Ihr ergebner

Richard Wagner

Bayreuth, 28. October 1881.

292.

An Lilli Lehmann.

Liebſtes Kind und Collegin!

Ich will nicht nach dem Süden fort gehen, ohne Ihnen noch meinen freundſchaftlichſten Dank für Ihre neuen Bemühungen an meiner Seite auszudrücken. Es ſcheint ja, als ob ich — zu meiner großen und ſehr nöthigen Beruhigung — mich um nichts mehr zu bekümmern hätte. Levi — als Kapellmeiſter meines erlauchten Chor- und

---

Dienerin den Grad der Bildung der Menſchen danach bemißt, ob dieſe, wenn ſie niest, „Contentement" ſagen oder nicht.

Orchester-Spenders*) — ist von mir zum General-Bevollmächtigten für musikalische Angelegenheiten ernannt: machen Sie — bitte! — einverständlich Alles rein, und wo es von uns zu übernehmenden Verpflichtungen gilt, so besorgt dieß A. Groß (dahier.) Ich verhalte mich dießmal noch denkbar schweigend gegenüber den einigen Verzichtungen auf Entschädigung, da wir eben erst doch noch experimentiren; kommt es aber zu Wiederholungen in den folgenden Jahren, so gedenke ich jedoch keine realen Opfer mehr anzunehmen. (Wie stolz!??)

Jetzt gutes Kind, nun noch eine Sorge: die Solistinen müssen Alle das leicht und anmuthig nehmen können: ein einziges schrilles Organ verdürbe mir Alles. Gelingt es, so glaube ich aber auch, daß man etwas Ähnliches wie das As-dur — u. s. w. noch nicht gehört haben wird: es ist hier auf einen ungemeinen Stimmzauber durch Fülle des zartesten Wohlklanges gerechnet! Nun genug! —

Wünsche herzlich, daß Sie gutes Kind für die Zukunft aller Nöthigung zu neuen Heldenthaten enthoben sein mögen, grüße Mama aus altem verliebten Herzen und bin

Ihr

ganz guter

Rich. Wagner.

Bayreuth 30. Okt. 1881.

*) König Ludwig von Bayern.

Ich gehe direkt mit Weib, Kind und Kegel nach Palermo. Hotel des Palmes. (soll ich Robert le diable von Ihnen grüßen?)

293.

An Thereſe Malten.

Palermo, 26. November 1881.

Geehrtes Fräulein!

Der ſchöne Eindruck, den ich vor Kurzem durch Ihre Leiſtung als Senta im „Fliegenden Holländer" erhielt, wirkt in mir fort, ſo daß ich Ihnen den Wunſch ausſprechen muß, auch Sie bei einigen der nächſtjährigen Aufführungen meines „Parſifal" mitwirken zu ſehen. Schon jetzt hat mich die Vortrefflichkeit des Tenoriſten Gudehus beſtimmt, Ihnen beiden „Triſtan und Iſolde" zur Darſtellung in Dresden anzuempfehlen, da ich die Beſetzung der übrigen Partieen ebenfalls gut ausgeführt wiſſen kann. Mir wäre es dann beſonders recht, wenn Sie auch in London, wohin Sie ſich ja engagirt haben, die „Iſolde" darſtellten. Es verſteht ſich, daß dieſer mein Ihnen ausgedrückter Wunſch mit meinem ſonſtigen Verhältniſſe zu der Generaldirektion des Dresdener Hoftheaters ſich gar nicht berührt. An die Überlaſſung von „Triſtan und Iſolde" knüpfe ich keine anderen Bedingungen, als welche das Billigkeitsgefühl der Generaldirektion zu gewähren

eingehen wird. Mit den beſten Wünſchen verbleibe ich

Ihr ergebener

Richard Wagner

Palermo, Hôtel des Palmes.

294.

An Albert Niemann.

Lieber Freund!

Nun fange ich an, es doch nicht für möglich zu halten, mein Schreiben an Sie noch länger zu verzögern! Das kam nämlich ſo: ich hatte mir ein ſozuſagendes Gelübde gethan, vor der Niederſchrift der letzten Partiturteile meines „Parſifal“ keine andere Zeile zu ſchreiben . . . .

Es jammerte mich, als ich Ihre Nachricht bekam; endlich empörte es mich, als ich von Ihren Erfolgen hörte. Am Ende ſollte ich Ihnen aber doch ſelbſt, ſozuſagen eigenhändig, ſchreiben? Da — gingen die gehörigen Unterleibs-Teufeleien los, die mich auf einige Tage arbeitsunfähig machten: — Adieu, Gelübde! Die Partitur muß bis Neujahr warten, und — nun kommt Niemann daran. — So war's! — Ihr Triſtan iſt und bleibt eine fabelhafte That. Wer an Sie nicht glauben will, kann es nicht weit bringen. Genügend, und nur durchaus wohlwollend, war ich über Ihre immer wieder aufgenommenen Bemühungen für jenes ausſchweifendſte meiner Werke unterrichtet worden; faſt konnte ich noch theilnehmend darüber lächeln, daß hier einmal durch-

DIE UNIVERSITÄT LEIPZIG

aus gegen den Strom geſchwommen werden ſollte! Nun lache ich hellelaut über ſolches Gelingen: es iſt wider Sternenlauf. — Aber — Ihnen ſteht das Alles ganz recht und gut: — So muß es ſein! —

Den Triſtan müßte ich für Theaterabende u. ſ. w. jedenfalls noch einmal menſchlich machen; ich brauche nur einmal gelaſſene Zeit dazu: So — iſt die Zumutung zu übermäßig und in jeder Hinſicht auf das Gelingen des Unmöglichen abgeſehen.

Jetzt aber an meine Partitur: die letzte, an der ich mich je wieder vergreife! — Der Klavierauszug muß bald fertig ſein, ich ſchicke ihn Ihnen dann; ſehen Sie ſich den Mosjeh an und ſagen Sie, wie Sie ſich zu ihm verhalten wollen.

Allerherzlichſte Grüße an Ihre liebe Frau, die mir etwas ſtark in der Triſtan-Affaire mit inbegriffen ſcheint! Bleiben Sie mir gut und glauben Sie an meine Bewunderung!

Ihr

Richard Wagner.

Palermo,
Hôtel des Palmes. 16. Dez. 1881.

## 295.

An Rubinſtein (Vater von Joſeph Rubinſtein).

Palermo 22 Dec. 81. Hotel des Palmes.

Geehrteſter Herr!

Es möge mir geſtattet ſein, mich noch einmal über Ihren Herrn Sohn Joſeph, zum Zweck einer

Verſtändigung im Betreff eines mir vorteilhaft erſcheinenden Verhaltens Ihrer Seits zu dem jungen Manne, in Kürze mitzutheilen.

Wie ſehr begreiflich mir auch Ihre väterliche Beunruhigung über den leicht mißverſtändlichen Lebensweg, den Ihr Sohn eingeſchlagen, erſcheinen muß, ſo dürfte, meines Bedünkens, doch nur ein kräftiger Entſchluß dazu gehören, um ſowohl dieſer Beunruhigung als der daraus für Ihren Sohn entſpringenden Beängſtigung, gründlich zu wehren.

Joſephs redliche Bemühungen Ihren Wünſchen im Betreff der Anwendung ſeines Talentes auf den Erwerb einer praktiſchen Lebensſtellung nachzukommen, ſind ſo redlich gemeint geweſen, als ſie durch ſein Temperament von Erfolgloſigkeit geweſen ſind. Ohne Zweifel liegt hiervon ein Grund in gewiſſen krankhaften Dispoſitionen, welche jedoch, wie ich mich davon überzeugt zu haben glaube, zu dem bedauerlichſten Exceß führen dürften, wenn er in jenen Bemühungen obſtinat auszudauern genöthigt würde. In ihm iſt die Erkenntniß des Weſens und des Werthes wahrer Kunſt zu einem wahrhaft religiöſen Glauben erwachſen, welcher bis zu leidenſchaftlicher Empfindlichkeit in ſeiner Seele wurzelt. Gewähren Sie ihm widerſpruchslos und ſicher die beſcheidenen Mittel zu einer außerordentlich nüchternen und mäßigen Lebensführung, ſo erhalten Sie ihn wohlgemuth im Dienſte einer edlen Sache, welchem leider nur ſehr wenige ſich frei und ungebunden widmen können. Hiergegen wage ich nun wiederum zu fragen, welch edlere Verwendung reichliche,

wenn auch nur durch großen Fleiß erworbene Vermögensverhältniſſe überhaupt darbieten können, als zur Zeit, da, wo beſondere Begabungen ſich ungeſtört zu entwickeln und zu bewähren haben, einen Menſchen, einen Sohn in den Stand wahrer Freiheit zu verſetzen. Hätte z. B. nicht mir zur Zeit der König von Bayern dieſe Freiheit begründet, längſt wäre ich ſchweigend verſchollen, denn mir war meine Kunſt, ſollte ich ſie zum Gelderwerb verwenden, vollkommen zum Ekel geworden. Meinen eignen Sohn erziehe ich der Art, daß er mit den beſcheidenen Mitteln, die ich ihm zu hinterlaſſen gedenke — falls er für irgend eine künſtleriſche Thätigkeit ſich entſcheidet — als freier unabhängiger Menſch der Welt nützen könne.

Halten vielleicht beſondere Temperamentsanlagen Ihren Sohn von der Erreichung höchſter Ziele zurück, ſo wird er dieſen doch als freier Mann den förderlichſten Vorſchub leiſten. Nicht Alle können Alles!

Dieß Eine aber iſt gewiß, daß Zwang und Zutreibung zu ihm fremden Beſtimmungen, ihn durchaus unglücklich machen muß.

Verzeihen Sie, geehrteſter Herr, dieſe Auslaſſungen, zu denen ich mich durch keine andere Veranlaſſung als die Wahrnehmung der ſtillen Kämpfe Ihres mir werth gewordenen Sohnes gedrängt gefühlt habe; und genehmigen Sie zugleich die Verſicherung größter Hochachtung.

Ihr ergebener

22. Dez. 81. RW.

296.

An Hermann Levi.

Lieber Freund!

Es wird wohl an der Zeit ſein, daß ich einmal ſelbſt bei Ihnen nachfrage, wie es ſteht? Sonderbarer Weiſe macht mich das Schweigen um mich her — welches ja eigentlich Ruhe für mich bedeuten ſoll, dann und wann bange. So z. B., daß ich von keinem der Sänger irgend etwas höre, — außer von Vogel, der uns einen Oberſtabsarzt empfohlen hat! — Wie ſteht es? Sind Sie Aller ſicher? Haben Alle die gedruckten Klavierbegleitungs-Parthien? — Die Vertheilung der verſchiedenen Aufführungs-Abende an die Sänger macht mir Sorge: Jeder will natürlich zuerſt auftreten? Welchen Modus der Aufeinanderfolge ſchlage ich Ihnen nun vor? Die liebſte Beſetzung iſt mir — offen geſagt: Brandt, Winkelmann (die bei mir bereits ſtudirt haben) und Scaria. Was werden die Andern dazu ſagen, wenn ſie erſt am zweiten Abend ſingen ſollen? Z. B. Vogel's? Hiebei muß ich Ihnen noch bemerken, daß ich die beſte Beſetzung der Kundry und des Parſifal eigentlich von der Malten und Gudehus in Dresden vorausſetze. Dieſen Beiden wünſchte ich auch ſo bald als möglich — volle gedruckte Parthien zugeſchickt: könnten Sie dafür ſorgen und mich davon benachrichtigen? — Soll ich nun die Leute loſen laßen, wer zuerſt ſingen ſoll? Das kann ſich ſehr dumm treffen! — Was Amfortas und Klingsor betrifft, ſo nehmen wir wohl an, da es kürzere Parthien ſind, daß ſie

durchaus Reichmann und Hill angehören, daß Fuchs für Beide nur im Nothfall eintritt, hierfür aber die Zusicherung erhält, daß er — auch ohne Nothfall — in jeder der Parthien ein paar Mal singt? —

Gott! Wie vieles müssen Sie wissen, was ich nicht weiß! — Mit den Bestellungen auf Plätze soll es ja über alle Erwartung stark hergehen? Feustel behauptet, daß alle Aufführungen zuvor ausverkauft sein werden: nun, dann wollen wir einmal etwas recht Gutes essen!

Mögen Sie sich wohlbefinden — ich höre von Ihnen gar nichts mehr. Nun, so schreiben Sie einmal! — —

Jetzt, bitte ich, Contentement! Herzlich grüßt Sie Alles, besonders auch

Ihr allerbester

Villa Gangi. Richard Wagner.
Piazza Porazzi (Sie haben nämlich doch
Palermo 3 März 1882. keinen besseren!)

297.

## An Richard Fricke.

Lieber Freund!

Wenn Sie noch am Leben sind — was ich der damit zusammenhängenden günstigen Umstände wegen gern voraussetze —, so bitte ich Sie jetzt, meine bereits an Sie ergangene Aufforderung, mir für die Inscenesetzung des Par-

ſifal beizuſtehen, nach ihrem vollen Ernſte zu ermeſſen, und darnach Ihre Entſcheidung zu treffen. Ich glaube, wenn Sie etwa Mitte Juni — oder ſelbſt letzte Woche —, bei mir in Bayreuth eintreffen, haben wir volle Zeit, uns über das Erforderliche zu verſtändigen. Ich wüßte nicht recht, was Sie ſich vorher auf dem Papiere ausdüfteln könnten. Dennoch ſchicke ich Ihnen hierbei einen Correctur-Abzug — uncorrigirt — (macht nichts aus!) — von der Mädchenſcene im 2. Acte. Halten Sie es für nöthig, ſo laſſen Sie ſich auch — in meinem Namen — von den Gebrüder Brückner's in Coburg einen Scenenplan dieſes Gartens beſorgen. Allerdings muß von dem „Komm, holder Knabe!" an Alles den Charakter eines graziöſen Tanzes, d. h. rythmiſchen Umganges uſw. annehmen, dafür dann etwas Hübſches — gänzlich unballetiſtiſches — zu erfinden wäre. Ich kann's Ihnen vormachen. — Ihr Material wird ſein: 6 Soloſängerinnen beſter Qualität (die Lehmänner ſind an der Spitze) und zweimal 12 Chorſängerinnen (alſo 24). Alſo — überlegen Sie ſich's voraus ein bischen. Was ſonſt iſt, Aufzüge uſw., bringen wir bald in Ordnung. Ich kann nicht viel ſchreiben, — denken Sie ſich aber Alles Beſte von

Ihrem altergebenen

Richard Wagner.

Piazza Porazzi. Villa Gangi.

Palermo, 4. März 1882.

298.

An Hermann Levi.

Oh, Hermann! — Hermann! —

Was macht mir Hermann das Herz so schwer?*) Doch! Es möge sein! Gutes Spiel bei böser Miene gelte auch! —

Also! —

Eine Publication in den Bayr. Blättern wird meinerseits dafür sorgen, daß die Rang-Jalousie der Sänger mir gegenüber zu einiger Contenance gelangt.

Die sechs Solo-Zaubermädchen sollen von Humperting**) einzeln an ihren Orten besucht einstudirt werden. Hierüber möge mit diesen Damen eine successive Abmachung getroffen werden, wann und wo? — Humperting reist u. s. w. natürlich auf unsere Kosten. Bitte, leiten Sie das ein: zur Noth kann Hump. dieß Alles besorgen. Geben Sie ihm nur in meinem Namen den Auftrag, und verschaffen Sie ihm die Adressen. Auch Scaria und Materna könnte er in loco zum Studiren aufsuchen.

Brandt (jun.) ist besorgt, auch Fricke. 3 tiefe C-Bässe: Versteht sich, ja nicht mehr! Ich kenne ihre schlechten Eigenschaften.

Haben Sie eine Partitur? — Fordern Sie von Hump. anderen Falls!

---

*) Es handelte sich um die Regelung der Reihenfolge, in der die alternierenden Sänger auftreten sollten.

**) Wagner schreibt, ähnlich wie bei Seidl, den Namen oft in scherzender Absicht falsch; richtig: Humperdinck.

Gott der Allgütige und Grundweise u. ſ. w. Contentement! —

Ihr kleiner guter

RW.

Porazzi (!!!) 15. März 82.

299.

An Amalie Materna.

(Einladung des Verwaltungsrathes der Bühnenfeſtſpiele in Bayreuth aus dem Frühjahre 1882, in welcher die Künſtlerin gebeten wird, bei den beabſichtigten Aufführungen des Parſifal die Rolle der Kundry zu übernehmen.

Dieſer Einladung hat Wagner die folgenden Zeilen beigefügt:)

Liebes Kind!

Laſſen Sie ſich nicht irre machen: ich muß — der Sicherheit wegen — die großen Partien duppliren:

Fräulein Brandt wird mit Ihnen alternirend die 14 bis 16 Vorſtellungen übernehmen müſſen, auf deren pünktliche Ausführung ich rechnen können muß, wenn ich auf ganz beſtimmte Tage darauf Beſtellungen von fernher annehme.

Richter ſollte ſeit 2 Monaten mit Ihnen die Partie vornehmen — und hat er ſie für Sie mitgenommen.

Sie ſehen, wie ordentlich das Alles hergeht: Gewiß lag mir auch daran zu wiſſen, ob Ihnen die Partie genehm iſt. —

Aber — ſo geht es, und Geduld muß man haben! —

Vom Herzen grüßt Sie Ihr alter guter

Richard Wagner.

(März 1882) (Acireale, Sicilien, Grand Hotel des Bains.)

300.

An Amalie Materna.

Liebe, theure Freundin!

Wir hören ſo gar nichts von einander, daß es mir ganz bange darum wird. Hoffentlich ſind Sie mir immer gut geblieben? Daß Sie jetzt nach Amerika gehen, hat mich ganz erſchreckt; wie gern hätte ich Sie dagegen in London gewußt!

Warum hat ſich das zerſchlagen?

Allerdings bekümmere ich mich um dieſe Londoner Unternehmungen nicht beſonders, ich laſſe ſie eben nur gehen: aber daß Sie dort die Brünnhilde nicht ſingen, macht mich doch traurig, ebenſo wie es mich betrübte, bei der vierten Cyclus-Aufführung vorm Jahre in Berlin Sie vermiſſen zu müſſen.

— Wie ſteht es nun mit der Kundry? Hätten Sie doch einmal zu mir kommen können, um ſie mit mir durchzunehmen! Da Sie ſeit einiger Zeit die volle Clavierbegleitung beſitzen müſſen, nehme ich jedoch an, daß, was das ſchwierige Muſikaliſche der Aufgabe betrifft, Ihnen dieſes geläufig worden iſt. (Vor den tiefen Stel-

len fürchten Sie sich doch ja nicht: diese erfordern nirgends Stärke — sie müssen fast tonlos klingen: Im 3ten Act der Walküre „war es so" u. s. w. haben Sie uns gezeigt, wie schön auch diese Tiefe Ihnen zu Gebote steht — mit dem Gemüthe macht man eben Alles.)

Um unsere 14 Vorstellungen in der kurzen Zeit ungestört herauszubekommen, nehme ich nun an, daß Sie mit der Brandt einfach alterniren, trifft Sie Beide ein Malheur, so muß Fr. Vogl eintreten und — um dies zu können — wohl auch einmal für sich in der Rolle auftreten. Scaria alternirt mit Siehr, Vogl mit Winkelmann.

Dies ist der eigentliche Plan.

Gerne hätte ich von Ihnen vor Ihrer Meerfahrt noch ein freundliches Wort! Ich bleibe bis 10. April noch hier am Fuße des Aetna — von dann ab treffen mich Briefe in Venedig (Hotel d'Europe): Anfang Mai gedenke ich wieder in das Schlechtwetter-Land zurückzukehren: dort möge es dann der Himmel gnädig machen!

Herzliche Wünsche und Grüße sowie meine besten Empfehlungen an Freund Friedrich von

Ihrem stets ergebenen

Richard Wagner.

31. März 1882.

P. S. Grüßen Sie doch auch Scaria sehr von mir: es ist mir ungemein lieb, daß er diesmal mit bei uns ist! Wenn Siehr auch schon gut ausreicht, so ist es mir doch erst wohl, daß ich Scaria habe — dessen Wotan mir Etwas gesagt hat!!!

301.

An Hermann Levi.

Bayreuth 20. Mai 1882.

Lieber Freund!

Ich erfahre, daß Sie von Herrn Vogl in Betreff der beabsichtigten Aufführungen des Parsifal in Bayreuth auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht worden sind, welche es mir bereiten würde, wenn ich nicht ihn und seine Gemahlin den übrigen Mitwirkenden unbedingt voranstellte. Es bestimmt mich dies, Sie zu ersuchen, die nächstfolgenden Mittheilungen in meinem Namen an den vorzüglichen Künstler zukommen zu lassen. Herr Vogl selbst weiß, daß ich nur zögernd, aber dann bestimmt zur Anerkennung seiner bedeutenden Verdienste angeleitet worden bin; wenn hier zwischen talentvollen Sängern ein Primat zuerkannt werden soll, sei dies von mir ihm herzlich gern zugewiesen. Im Betreff der Frau Vogl, so sehr sie mich in verschiedenen Parthien der von ihr mir vorgeführten Rollen zu rühren verstand, glaubte ich zunächst nicht vorsichtiger verfahren zu können, als die Partie der Kundry ihr gar nicht anzubieten, da ich für die Durchführung derselben eine Energie der Stimme fordern muß, welche ich von dieser Sängerin nicht in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte. Ich habe diese Parthie demnach zum Alterniren an Frau Materna und Frl. Brandt ursprünglich zuerteilt, und nur, da ich zu ersehen glaubte, daß H. Vogl sich hierdurch be-

troffen fühlen durfte, ſtellte ich es ſeinem eigenen Urtheil anheim, nach gewonnener Einſicht in dieſelbe, dieſe Parthie auch ſeiner Frau zur Mitwirkung zu übertragen. Da auch Herrn Vogl durch ein Manifeſt von mir bekannt ſein wird, daß ich überhaupt talentvolle Sänger zur Übung für die zahlreichen Aufführungen des Parſifal herbeizuziehen gedenke, wird er, ſobald er auf meine Idee eingeht, ſich nicht verletzt fühlen, wenn er, neben dem mit ihm zum Alterniren zugeſellten Hn. Winkelmann in einigen Aufführungen Hn. Gudehus, ſowie auch Hn. Jaeger an der Darſtellung des Parſifal ſich betheiligen ſehen wird. In gleicher Weiſe wird Frl. Malten einige Male die Kundry ſingen, und es würde mich ſehr befriedigend dünken, wenn auch Frau Vogl an mehreren der ſo zahlreichen Aufführungen ſich betheiligte. Hiergegen glaubte ſich Frau Materna durch meine zuerſt an ſie ergangene Einladung im eigentlichen Beſitz der Parthie, und beſteht jetzt als Bedingung ihrer Mitwirkung auf dem Rechte der erſten Vorſtellung, während Frl. Brandt, welche die Kundry bereits vor ſieben Monaten zu meiner höchſten Befriedigung mit mir ſtudirt hat, von einem Vorrecht der erſten Darſtellung, wie ich ſicher annehme, beſcheiden abſteht.

Dieſen einigen Schwierigkeiten entgegenſehend, glaubte ich mit der Ausgleichung derſelben bis zu unſer Aller perſönlichen Zuſammenkunft warten zu können. Die an Sie ergangene Erklärung des Hn. Vogl läßt mich jedoch erkennen, daß ich bei Zeiten zu einem Entſchluß hierfür kommen muß, und dieſen theile ich Ihnen nun

n Folgendem mit: Ich bin bereit, die Anzahl
er von mir angekündigten Vorstellungen des Par-
fal so stark zu reduziren, daß ich mit einem
inzigen, mir durchaus gewogenen und auf meine
deen willig eingehenden Personale dafür aus-
omme, wonach demnach ich das Ausscheiden der-
enigen Künstler, welche diese Übereinstimmung
nit mir nicht aufrecht zu erhalten wußten, willig
u ertragen haben würde.

In Folge hiervon ersuche ich Sie, lieber
Freund, das Ihnen hier Gesagte in meinem Na-
nen Hn. Vogl zur Kenntniß zu bringen und
war mit dem Ersuchen, Ihnen baldmöglichst zu
issen zu geben, ob ich die angedeutete Abände-
ung der Ankündigung unserer Festspiele in das
Werk zu setzen habe oder nicht.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

302.

An Eduard Dannreuther.

Bayreuth 27. Mai 82.

Lieber Freund!

Suche doch ein Tamtam für (also
den 2.ten) aufzufinden, der von besserer Qualität
ist: die 3 übrigen verrichten ihre
Sache recht gut: aber dieser paßt nicht ins En-
semble!

Tausend Dank an Dich u. Charicles!
Wir sehen uns bald u. holen dann 100,000 Dinge mündlich nach.

Dein alter guter

R. Wagner

303.

An die Gebr. Brückner, Hoftheatermaler in Coburg.

Telegramm.

Bayreuth 2. 6. 1882.

Ihre Arbeiten sind wundervoll! Nehmen Sie meinen herzlichen Dank. Bald sei alles zu Ihrem Ruhme vollendet.

Richard Wagner.

304.

An die Gebr. Brückner, Hoftheatermaler in Coburg.

Wertheste Freunde!

An dem Walde (Ier Act) werden Sie noch zu thun bekommen; — mehr Grün und Laub; er ist zu trocken. Der See muß heller hervorgehoben werden. Darüber werden wir uns schnell verständigen! Aber auch die Kuppel des Gralstempels muß eine Aenderung erhalten.

Kommen Sie nur bald und bleiben Sie schön! Das ist alles was ich wünsche. Und —

Sie thun das wohl — hoffentlich auch mit guter Laune, — denn Alles ist ja sonst so schön!*)

Ihr

Bayreuth 13. Juni 1882. ergebener

R. Wagner.

305.

An Hermann Levi.

(Mai bzw. Juni 1882.)

Liebster!

Ich sende Ihnen die Erklärung Vogl's.**) Wollen Sie vor allen Dingen die ganze Angelegenheit, sowie diese Wendung in meinem Namen

*) Herr Hofrat Max Brückner hatte die Liebenswürdigkeit, dem Herausgeber zur Ergänzung des obigen Schreibens noch folgendes mitzuteilen: „Die sehr eingehenden Berechnungen und Klarstellungen der Absichten des Meisters erforderten mancherlei Änderungen der Ausführung nach den Josef Hoffmannschen Entwürfen; es war nicht mehr Zeit genug, um den Wünschen des Meisters in Allen nachkommen zu können, und so lag die Absicht schon damals vor, für später den Ring noch einmal gänzlich neu in Szene gehen zu lassen. Nach Aufführung des „Parsifal" rief uns der Meister vor seiner Abreise nach Italien nochmals zu sich nach Bayreuth. Ich war gerührt von den warmen Dankesworten und von der Liebe und Güte, die er uns spendete; die letzten Worte des Abschiedes waren: „Ihr seid meine Freunde, wir werden noch Vieles zusammenarbeiten!"

**) Herr Vogl hatte, weil er „durch eine vierfache Besetzung der Hauptpartien die notwendige Veranlassung zu nicht absehbaren Verwicklungen und Verdrussen ersehe, und weil er seinen Namen nicht von dem seiner Frau trennen wolle und könne," seine Zusage, bei den Festspielen mitzuwirken, zurückgezogen.

unserem verehrten Freunde, Herrn von Bürkel mittheilen, um durch eine Berathung mit ihm zu erfahren, was ich etwa beschließen solle, um — jedenfalls — das Königl. Hoftheater nicht zu beleidigen!

Herzlichst

RW.

306.

An Hermann Levi.

3. Juli 1882

Lieber Freund!

Durch meinen neuesten Probeplan ist eine Verrückung in Betreff der Parthie des Parsifal vorgefallen, die mir sehr widerliche Schwierigkeiten mit Winkelmann, der zur Zweite gekommen ist, erwachsen. Wollen Sie nun so gut sein, Gudehus zu benachrichtigen, daß der Plan dahin — zur Berichtigung eines Versehens — umgeändert sei, daß er z. B. in der ersten Szenenprobe nur assistire, u. s. w. Er würde demnach, wie auch ursprünglich nicht anders intentioniert war, erst in der zweiten Aufführung auftreten, demnach sein Name mit dem des Winkelmann im Probenplane umzutauschen sei.

Ich hoffe, er ist vernünftig, denn eigentlich war es so bestimmt, daß Winkelmann zuerst singe.

Hol's der † † †

Ihr ganz guter

Montag Abend — 11 Uhr RW.

307.

An Hermann Levi.

4. Juli 1882.

Lieber Freund!

Wohlerwogen darf ich die alternirenden Sänger nicht ohne Proben laſſen und habe ich mir dafür einen geeigneten Plan entworfen. Für heute bitte ich Sie — in meinem Namen — Scaria, Materna und Gudehus zu erſuchen, Vormittag um 11 Uhr an der Klavierprobe, welche Fiſcher im Foyer (1e Gallerie) hält, zur Befeſtigung der Memorie theilzunehmen; dafür mögen Brandt, Siehr und Winkelmann Nachm. 5 Uhr zur Geſammtprobe kommen.

Nicht wahr?

Ihr

Dienstag früh 3 Uhr. RW.

308.

An Eduard Dannreuther.

Telegramm.

Bayreuth 12. Juli 1882.

„A Kingdom for a Tamtam! mit richtigem C. Diapaſon normal.“*) —

*) „Normalſtimmungshöhe“ (Kommerton).

309.

An Emil Scaria.

19. Juli 1882.

Lieber Freund!

Ich muß mich auch noch von der Nachmittagprobe heute dispenſiren, und erſuche ich Sie daher — in meinem Namen — Alles was wir geſtern gemeinſchaftlich angeordnet haben, den heute fungirenden Darſtellern mitzutheilen.

Von der Verwandlung an kennen Fricke und Porges meine Dispoſitionen, und namentlich erſterer möge Alles überwachen. Im Voraus herzlich dankend,

Ihr ergebenſter

Richard Wagner

310.

An Hermann Levi.

(Juli 1882)

Lieber Freund!

Um meine Nerven etwas zu erholen, komme ich heute Vormittag nicht zur Probe: entſchuldigen Sie mich! — Die Verwandlungsmuſik wird glatt durchgemacht, alle Wiederholungen fallen fort, es wird nicht gewandelt! — Haben Sie einen Unmuth, wie mir geſtern ſchien, wandeln Sie ihn.

Ihr

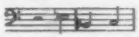
RW.

311.

## Hermann Levi.

(Juli od. Auguſt 1882.)

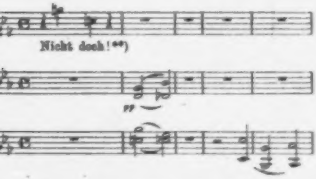
Sie haben Recht!*)




ꝛ einen Takt früher eintreten. Alſo die Takt-
ſe fort.

RW.

*) Über dieſe Mitteilung ſchreibt Levi (Bayr. Bl. 1901. II. S. 41.): „In der Scene des III. Aktes zwiſchen ſal, Kundry und Gurnemanz war nach den Worten enmanz': „Nicht doch" ein ganzer Takt Pauſe:




Ich empfand bei dieſer Stelle eine gewiſſe Länge und
bte mir den Vorſchlag, der Meiſter möchte den Takt
e ſtreichen. Er gab mir zunächſt keine Antwort; erſt am
nden Tage — (des Datums erinnere ich mich nicht) —
lt ich die ſchriftliche Zuſtimmung.

**) Der richtige Wortlaut des Textes iſt: „Nicht ſo!"
es in Dichtung und Partitur ſteht, und in Bayreuth
gen wird; die obige Lesart iſt die auf einem Korrektur-
beruhende des Klavier-Auszuges.

312.

An Thereſe Malten.

Beſtes Fräulein und liebſtes Kind!

Alſo Sonntag! Suchen Sie aber (mit Gudehus) auch den Dienstag Abend hier zu bleiben; ich habe etwas Hübſches vor, wobei Sie ſich auch betheiligen müſſen.

Tauſend Dank für Ihren ſchönen Antheil an meinem Werke!

Ihr herzlichſt ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth, 23. Auguſt 1882.

Hier auch vorläufig und in Ausſicht einer beſſeren — meine letzte Portrait-Aufnahme.

313.

An Thereſe Malten.

Bayreuth, 23. (oder 24.?) Auguſt 1882.

So iſt es recht, ſo nach des Grales Gnade,
So wandeln wir des Heiles ſich're Pfade!

So rufe ich Ihnen zu, liebſtes Kind, und erwarte Sie mit Stolz am nächſten Dienstag in unſerer Loge, um für diesmal der letzten Aufführung des „Parſifal" beizuwohnen, in welcher auch ich nicht ſingen werde.

Ihr

Richard Wagner

314.

An Hermann Lèvi.

Donnerstag. 24. August 1882.

Lieber Freund!

Ich wünsche, daß morgen — Freitag — sogleich beim Schluß des 3en Aktes das gesammte Darstellungs-Personal, soweit es nicht bereits in der Schluß-Scene betheiligt ist, sich auf der Bühne versammle, wovon, außer den Sängerinnen der Blumen, besonders auch die Sänger der ersten Serie — Fr. Materna, Herr Scaria und Winkelmann — zu benachrichtigen sein werden. Wollen Sie das in meinem Namen freundschaftlichst besorgen?

Für Sie und das Orchester werde ich schon noch etwas ausfindig machen.

Ihr

Richard Wagner.

315.

An Gustav Siehr.

Lieber Herr Siehr!

Sie haben mir das Herz schwer gemacht: Ihnen fehlt es an dem, was jetzt auch mir abzugehen anfängt.

Jetzt: sammeln Sie feurige Kohlen.

Wohnen Sie in unserer Loge mit mir und

Fräulein Malten, welche auch besonders hierzu von Dresden kommt, der letzten Aufführung bei

Ihr Richard Wagner.

Sonntag früh. (August 1882.)

## 316.

### Danksagung.

(Bayreuther Tageblatt vom 5. September 1882.)

Denjenigen meiner freundlichen Mitbürger, sowie den jungen Männern und artigen Töchtern, welche durch ebenso willige als würdevoll geschickte Mitwirkung zu dem Gelingen einer edlen Ausführung der scenischen Actionen in den Vorstellungen des „Parsifal" so höchst erfreulich beitrugen, sage ich, wie dieß bereits persönlich immer gern geschah, hiermit auch vor aller Oeffentlichkeit meinen herzlichen Dank. Wir sind durch solche geglückte Mitwirkung auf die Pfade einer schönen Antheilnehmung der Bayreuther Bürgerschaft auch an dem der Welt vorzuführenden Kunstwerke selbst gerathen, deren förderliche Bedeutung in Erwägung ziehen zu dürfen, mir als ein nicht werthloser Erfolg der erlebten Festspiele erscheint.

3. September 1882. Richard Wagner.

## 317.

An Karl Hill.

Lieber Freund!

Mit einigem Erstaunen darüber, daß dieses noch als nöthig erscheinen kann, aber mit großer

Freude ſpreche ich es Ihnen aus, wie hoch ich Ihre Leiſtungen ſchätze, und daß ſeitdem ich im Jahre 73 Ihre Darſtellung des Holländers geſehen, ich nicht zweifelhaft blieb, daß ich Sie für meine künſtleriſchen Unternehmungen zu gewinnen hätte. Und ſo haben Sie Alberich und Klingsor zu unſerer aller Freude daran wiedergegeben, und zweifle ich nicht daran, daß Wotan und Hans Sachs Ihnen ebenſo geglückt ſind, als dieſe ſchwierigen, den Meiſten wohl unter dem Begriff „undankbar“ zu faſſenden Aufgaben. Haben Sie Dank für die mir erwieſene Treue und Hingebung und ſeien Sie meiner freundſchaftlichſten Hochachtung verſichert

Ihr herzlich ergebener

Richard Wagner.

Bayreuth 12. Sept. 1882.

318.

An Amalie Materna.

Liebes, gutes, theures Kind!

Wie geht es? Haben Sie mich noch lieb, und denken Sie gern daran, wie es mit der Kundry immer ſchöner ward?

Nach neun Monaten ſehen wir uns wieder! Jetzt will ich mich recht pflegen, um dann beſſer auszuhalten als diesmal.

Wie ſteht es mit dem Triſtan? Ich bitte ja um ſofortige ſchnellſte Benachrichtigung, ſobald dort etwas Unrechtes darüber beſchloſſen werden ſollte! —

Wir ſind hier gut untergebracht: alle die Meinigen gedenken mit Wonne Ihrer!
Und ich??

Ihr guter

R. Wagner.

Venedig, 28. Sept. 82.
Palazzo Vendramin,
Canal Grande.

319.

An Thereſe Malten.

Liebe verehrte Freundin!

Ich ſchickte meinen Sohn zu Ihnen, um meine Grüße zu übermitteln, da ich ſelbſt befürchten mußte, ſobald noch nicht zu ſelbſt ſo geringfügigen wenigen Zeilen ſchriftlich gelangen zu können, wie endlich dieſe heutigen es ſind.

Sie ſind mir zu einem ſchönen Gewinnſt geworden und Vieles Vieles verhoffe ich mir noch von Ihrer Mitwirkung bei allen meinen ferneren Unternehmungen. Herzlich bitte ich Sie, für Juli und Auguſt nächſten Jahres ſich für uns frei zu erhalten; ich gedenke zwanzig Aufführungen des Parſifal zu geben, für welche ich Sie regelmäßig mit Frau Materna allein alternirend wünſche, da ich Frln. Brandt nicht wieder einzuladen beabſichtige. —

Den erſten halben Monat werden wohl wieder die Proben hinwegnehmen, da u. A. auch in den Dekorationen einiges neu hergerichtet werden ſoll. —

In dieſer Zeit gewinnen wir wohl auch Ge-

legenheit, Triſtan und Iſolde — gern auch mit Herrn Gudehus — ernſtlich vorzunehmen. Ob Sie nun dann in Dresden, oder anderswo — Berlin, München, Wien u. ſ. w. zuerſt in Iſolde auftreten, das wird ſich dann finden. Jedenfalls wünſchte ich Sie vollkommen mit dieſer Aufgabe vertraut zu wiſſen — wohl auch Dereinſt für Bayreuth. —

Seien Sie immer und immer wieder aus freudigſtem Herzen für Sich, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre Leiſtung und Ihren ſchönen letzten Beſuch im Feſtſpielhauſe bedankt!

Angelegentlich empfehlen ſich Ihnen meine Frau und alle Meinigen!

Der Ihrige

Richard Wagner.

Venedig, 4. Oktober 1882.
Palazzo Vendramin
Canal Grande.

320.

An Hermann Winkelmann.

Lieber Herr Winkelmann!

Auch wir ſind eigentlich ohne Abſchied zu nehmen auseinandergegangen, was wohl daher kam, daß ich nach dem von mir an meine künſtleriſchen Freunde alle gerichteten Abſchiedsworte mich zu ſehr angegriffen fühlte, um mich nicht ſelbſt eine längere Zeit erholen zu müſſen, nach welcher ich auch Sie bereits nicht mehr im Theater anweſend fand. Überhaupt hat namentlich auch

das ſchlechte Wetter mit meinem Übelbefinden uns dieſes Mal manchen böſen Streich geſpielt, was nun im nächſten Jahre hoffentlich nicht wieder der Fall ſein ſoll. Gewiß darf ich dann auch wieder auf Sie rechnen? Ihre liebe Frau, der ich mich ſehr angelegentlichſt zu empfehlen bitte, wird dieſes gewiß nicht anders zulaſſen. Wie ich Ihnen ſchon ſagte, gedenke ich dann 20 Parſifal-Aufführungen herauszubringen, und der nöthigen Nachproben wegen wird es wohl nöthig ſein, Anfang Juli wieder zuſammenzukommen.

Worum ich Sie dann nur recht bitte, iſt um heitre Laune: Mit Ihrem Parſifal geht es doch immer herrlicher. Was freute es mich, der edlen Erfolge unſeres andauernden Befaſſens mit ſolch einer Aufgabe ſo deutlich gewahr werden zu können. Vielleicht dürfen Sie ſich nur noch ein wenig Mühe geben, etwa mit Hinzuziehung eines verſtändigen Geſanglehrers, eine gewiſſe Befangenheit Ihrer ſo mächtigen Stimme, welche dem Gaumentone zuneigt, zu überwinden. Es iſt das ein Fingerzeig, deſſen Weiſung Sie auch des eigentlichen „Mezza voce“ mächtig machen dürfte.

Nun, das wollen wir Alles ſehen und erleben. Vor Allem danke ich Ihnen nur noch für alles Tüchtige und Ergreifende, das Sie dem Parſifal zukommen ließen, ſowie für Ihre große Freundlichkeit und Hingebung!

Der Ihrige

Richard Wagner.

Venedig, Palazzo Vendramin, Canal Grande.
5. Oktober 1882.

321.

**An Emil Scaria.**

Venedig, 6. Oktober 1882.

Wertheſter Freund und vortrefflichſter Kunſtgenoſſe!

Wie machen wir es nun?? Ich will — aus guten Gründen — es nächſten Sommer auf 20 „Parſifal"-Aufführungen bringen — einen Tag um den anderen! Kann ich die phyſiologiſche Garantie dafür bekommen, daß Sie allein dieſe aushalten, ſo iſt Niemand befriedigter als ich, das wiſſen Sie wohl, was Sie mir und meinem Werke ſind! Aber — aber — wer kann dieſe Garantie übernehmen, und wer wendet mir den ſchädlichen Eindruck davon ab, wenn einmal eine weithin angekündigte Aufführung — nicht ſtattfinden kann?

Gut! Vorſicht iſt alſo unerläßlich. Soll ich nun gerade für den Gurnemanz nur eine Nothilfe in Bereitſchaft halten?

An Siehr, der nach Ihnen wohl einer der Tüchtigſten iſt, haben wir es erfahren, daß ein ſolcher ſich zur bloßen Nothhilfe nicht hergeben will. Ich habe mit ihm noch nicht wieder verkehrt, bezweifle aber, daß ich dieſen ſtörriſchen Menſchen zu Conceſſionen an Ihre Suprematie werde bewegen können. Wiſſen Sie mir nun Jemand vorzuſchlagen, der — doch einigermaßen ebenbürtig — etwa gegen die Zuſicherung, die Partie mindeſtens viermal ſingen zu dürfen, als Zweiter eintreten würde?

Teilen Sie mir Ihre Meinung mit, damit

wir von vornherein klar sind und uns nicht wieder ärgern, denn an guter Laune muß uns Allen gelegen sein.

Herzlichen Glückwunsch! Immer von Ihren Leistungen erfreut, grüße ich Sie bestens, wo sie auch jetzt sein mögen, als

Ihr ergebener

Venedig, Richard Wagner.

Palazzo Vendramin Kalergis.

322.

An Luise Belce, Großherzogl. Hofopernsängerin.

Venedig 8. Okt. 1882.

Liebes Fräulein!

Zu allen Bezeugungen meines Dankes und meiner Freude, die ich Ihnen so oft und willig mündlich aussprach, nehmen Sie noch diese schriftliche Versicherung meines anerkennungsvollsten Gedenkens Ihres so erfolgreichen Antheiles an den Aufführungen des „Parsifal" dahin. Immer stellen sich mir von Neuem die schönen Eindrücke dar, auf deren lebendige Wiederkehr ich mich herzlich freue, sobald Sie meinem „Auf — Wiedersehen" ebenso gern entsprechen, als es Ihnen mit innigem Gruße zuruft

Ihr ergebenster

Richard Wagner.

(Palazzo Vendramin, Canal Grande)

323.

An Anton Seidl.

Venedig.
Palazzo Bendramin-Kalergis.
Canal Grande,
2. Dez. 1882.

Bravo, lieber Seidel!

Halten Sie ja auf den Urlaub! Kommen Sie dann so schnell als möglich zu mir, wo Sie absteigen und wohnen können. Sie müssen mir wieder helfen: am 25. Dez. will ich meiner Frau diesmal meine dann eben 50 Jahr alte Symphonie vorspielen lassen; man hat mir versprochen, von den hiesigen Schülern des Conservatoriums ein erträgliches Orchester zusammen zu bringen; das müssen Sie einstudiren. Auch einige Arrangements werden nöthig sein. — Also — los! —

Ihr Telegramm hat ganz Venedig entzückt! Meine besten Grüße an Neumann und seine Nibelungenhelden! Gute Mittheilungen sind mir sehr erwünscht u. s. w.!

Adieu!

Ihr sehr alter

R. W.

324.

An Hermann Levi.

Venedig, 2. Januar 1883.

Liebster Freund!

Also!

Zum Voraus alle Contentements der Welt! — Gut! — „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!" Somit —

Also! —

Ich denke, wir lassen ziemlich Alles beim Alten! — Nur: — Mit Siehr wird es schwer werden: ich glaube, wir werden auf ihn verzichten müssen. Es thut mir leid: aber er ist gewiß nie zu dem Einsehen zu bringen, daß er neben Scaria nur eine zweite Stellung annehmen kann. — Wir müssen suchen, einen tüchtigen Bassisten zu gewinnen, der, — gegen die Garantie, den Gurnemanz mindestens 4mal zu singen, zum Einspringen im Nothfall sich bereit erklärt. Hier sich u. A. Reuß; was ist Ihre Meinung über diesen? —

Im Uebrigen, denke ich, ganz das alte Personal; nur suchen Sie es mir wieder zusammenzubringen. Nur 2 Kundry's: Materna und Malten. Zwei Parsif.: Winkelmann und Gudehus. — Chor u. s. w. möglichst unverändert. — Orchester: Ein anderer Baßtubist u. Contrafagottist:

bitte: tenuto ! ! ! !*)

Nun schreiben Sie mir einmal — ganz ohne Redensarten! Theilen Sie mir mit, was los ist, frank u. frei! —

*) Hierzu bemerkt Levi (Bayr. Bl. 1901 I—III. S. 41.): „Während einer Orchesterprobe erschien plötzlich der Meister im Orchesterraume bei den Posaunen, ersuchte mich einen Augenblick inne zu halten und ließ sich von dem Contrabaß-Tubisten (Strobl aus München) einige tiefe Töne vorblasen. Später sagte er mir, Strobl habe in der Tiefe nicht Kraft genug, ich möge ihn durch einen andern Bläser ersetzen. Das tiefe D bezieht sich auf die Stelle der Einleitung

Mir geht's immer so so — ich biene mir meistens selbst als ballon d'essai*) —. Aber, — es geht immer! — Sonst ist Alles gut und — so weiter.

Herzlichst

Ihr alter guter

R. Wagner.

Was habe ich Alles vergessen! Ich weiß es nicht! Nur nicht viel schreiben, das ist mein Tod!

Ergebenst!

325.

## An Therese Malten.

Große, herzliche Freude haben Sie, liebstes bestes Kind, mir durch Ihr schönes Neujahrsbriefchen gemacht! Ihre Wünsche sollten, da sie aus so freundlichem Herzen mir gewidmet werden, gerechterweise wohl in Erfüllung gehen: wol-

Der Meister wünschte diesen Ton ff ausgehalten und ermahnte mich überhaupt, darauf zu achten, daß die Bläser im f bei einem lange auszuhaltenden Tone in der Kraft nicht nachlassen, nicht hp spielen, wie dies ihre schlechte Angewohnheit sei.

*) „Ballon d'essai" — Diese Redensart hatte Levi einmal in einem Briefe aus Paris angewendet, was dem Meister Stoff zu Neckereien bot.

len wir es hoffen: wie nicht minder, daß das Gute was ich, was wir Ihnen wünschen, Ihnen zum Gedeihen gerathen möge. —

Die Einladung meines Verwaltungsrathes werden Sie erhalten haben: diesem rein geschäftlichen Anlasse füge ich jetzt noch die Mitteilung hinzu, daß ich auf Ihre Mitwirkung stark rechne. Da ich Ihren letzten Berichten nach Sie für die Zeit des Juli u. August frei wissen darf, fällt aller Grund für eine abermalige Herbeiziehung des Fräulein Brandt fort, da ich wohl annehmen darf, daß Sie, mit Frau Materna allein abwechselnd, sich nicht übermüden werden, wenn ich Ihnen die Hälfte der 20 Vorstellungen des „Parsifal", die ich für dieses Jahr beabsichtige, übertrage. Ihr vortreffliches Benehmen im vergangenen Sommer, hat mir bewiesen, daß Sie über jede Kleinlichkeit erhaben sind. Lassen Sie dagegen mich dafür sorgen, daß Ihnen keine Unwürdigkeit zugemuthet werde.

Somit, auf schönes, treues Wiedersehen!

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

Palazzo Vendramin-Karlergs 6. Jan. 1883.

326.

An Emil Scaria.

Venedig, 6. Januar 1883.

Gut! Gut! mein lieber Scaria, meinen besten Dank! Ich bin freilich nicht im geringsten zufrieden damit, daß ich Sie nur 10 Mal hören soll,

aber es wird ja ſchon Alles recht werden. Ihr Vorſchlag hat eine genügende Grundlage für meine Verhandlungen mit Siehr gegeben.

Gräfin Dönhoff erzählte mir geſtern von den Aufführungen, denen ſie in Wien beigewohnt; nun kenne ich ja Ihren „Wotan", die enthuſiasmirte Dame konnte mir alſo kaum Neues darüber erzählen. Ich kenne ja auch Frau Materna und weiß, wer die beſten Sänger meiner Oper ſind. Auch Winkelmann habe ich ſehr rühmen hören. Wie Alles das mich erfreut! Die meiſte Freude aber macht es mir zu hören, daß Sie ſich in den „Sachs" ſo hineingearbeitet haben. Nun ich hoffe, auch das noch in Bayreuth zu erleben.

Grüßen Sie mir die liebe Materna recht herzlich. Ich ſchreibe ihr ſehr bald. Ihr beiden öſterreichiſchen Slaven ſeid ja grade meine beſten deutſchen Sänger, die ich als Vorbilder hinſtellen kann in Bezug auf das, was mir am wichtigſten iſt: dramatiſcher Geſang! Alſo gut.

Beſten Dank für Ihre freundlichen Grüße an die Meinen.

Ihr

Richard Wagner

327.

An Guſtav Siehr.

Venedig, Palazzo Vendramin.
6. Jan. 1883.

Geehrteſter Freund!

Endlich komme ich wieder auch zu Ihnen, und hoffe nun, wenn Sie freundlich ſind, den guten

Gurnemanz auch für dieses Jahr gut versorgt zu haben. Ich beabsichtige 20 Aufführungen, von denen Sie und Scaria jeder 10 übernimmt; Scaria kann nur bis 14. Aug. bleiben, jedenfalls hätten Sie dann die Schlußvorstellung — (vermuthlich auch die Supplementvorstellung vor Seiner Majestät dem König!) —

Schlagen Sie also freundschaftlich ein, und seien Sie versichert, daß Sie mich damit hocherfreuen.

Alles Uebrige wird geschäftlich durch meinen Verwaltungsrath (Hr. Groß) schnell besorgt

Von Herzen grüßt Sie

Ihr ergebener

Richard Wagner.

328.

An Hermann Levi.

Sonntag Abend. [8. Januar 1883.]

Lieber Freund!

Dieß wäre nun Alles schön und gut, und dabei bleib' es!

Amen! —*)

So sehr es mich mäht, muß ich doch wieder an die Parsifal-Geschichte denken. — — — —

Dazwischen kam die ungeheure Abschweifung

*) Der Anfang dieses Briefes, sowie die spätere Stelle von der „ungeheueren Abschweifung" bezieht sich auf Levis Glückwunsch-Schreiben zum neuen Jahre.

om Geſchäft Ihrerſeits, die auch mich ſo confus
achte, daß ich nun glaubte, wieder von Neuem
nfangen zu müſſen.

Alſo gut: Contentement! —

Was — nach ſeinen letzten Studien —
Winkelmann endlich leiſtete, wollen Sie überſehen.
inen „fertigen" kann ich gar nicht gebrauchen.
Winkelmann ſoll kürzlich in Wien im „Siegfried"
inreißend geweſen ſein; die Scene mit den Rhein-
chtern im letzten Act der Götterdm. ſoll über
lle Maaßen gerathen ſein; mir war ſie noch
ie geglückt, namentlich auch nicht mit Vogl: —
lſo — voyons! —

Mit Sieht kommt, ſo hoffe ich beſtimmt, nach
einem Briefe an ihn — die Sache in Ord-
ung. —

Schelper iſt gut; übernehmen Sie ihn bitte.
uch Degele in Dresden ginge recht gut zum
lingsor.

Kindermann iſt ein großer Luxus, den ich
ir nicht wieder erlauben möchte: ihm wäre zu
gen, daß man ihn um der Kleinigkeit willen nicht
eder beſchweren wolle. —

Nun dauert mich der arme Franck.*) —
chreiben Sie doch in meinem Namen an Heckel
Mhm., daß er Franck bei ſich auf meinen
unſch mit anſtellen ſolle. —

Mit den Rittern und Knappen laſſen wir's
hl, wie's war. So ſchlecht war Hübbenet am
ide nicht, daß man ihn offenbar kränken dürfte.

*) Ernſt Franck, 1868 muſikaliſcher Aſſiſtent in Bayreuth,
ter Kapellmeiſter in Mannheim.

Mit allen Benedictionen des Himmels und der Welt entlaſſe ich Sie

als Ihr ganz guter

Rich. Wagner.

In der nächſten Nummer des Muſ. Wochenblattes leſen Sie etwas Hübſches von mir, als eine Polemik gegen H. M. Strauß in München.*)

329.

An Guſtav Siehr.

Beſten Dank, lieber Herr Siehr!

Ich ſchicke Ihnen Scaria's Brief, weil ich glaube, er wird Ihnen den Mann in einem guten, recht verſöhnlichen Licht zeigen. Mit Ihnen wollte ich nicht eher wieder verhandeln, als bis ich Scaria durch die Zumuthung, mir einen Nothhelfer vorzuſchlagen — da ich doch Ihnen dieſen abzugeben nicht aufbürden könnte — zur richtigen Einſicht gebracht hätte. Uebrigens erſehen Sie, daß wir ſchon in der erſten Zeit 4 mal auf Sie rechnen.

Herzlichen Gruß von

Ihrem ergebenen

Richard Wagner

Venedig. 10. Januar 1883.

*) Vergl. den Aufſatz „Bericht über die Wiederaufführung eines Jugendwerkes" (Band X der Geſ. Schriften uſw.)

330.

**An Hermann Winkelmann.**

Wertester Freund, Gönner und Genosse!

Zuerst meine Freude über Ihre schönen Leistungen als Siegfried in Wien, von denen mir die enthusiastischsten Berichte zugekommen sind! Nicht minder bezweifle ich die Echtheit Ihrer Erfolge als Tristan im edelsten Sinne.

Jetzt also gilt es, nochmals und dann noch einige Male glorreich den Gral zu schwingen. Der an Sie ergangenen geschäftlichen Einladung füge ich berichtigend bei, daß wir für dieses Jahr auf den einzigen Monat Juli angewiesen sind. In diesem werden wir dann nach den Repetitionsproben 12 Aufführungen stattfinden lassen; als einzigen Alternanten gebe ich Ihnen nur Gudehus. Bitte also recht schön pünktlich am 1. Juli in Bayreuth zu sein. Wir finden dann noch Zeit, wegen andrer Partien uns nach Muße zu verständigen.

Ergebenste Grüße an Ihre vortreffliche Frau Gemahlin sowie von uns beiden (meine Frau mitgerechnet) an Sie beide. Mögen Sie gesund und guter tüchtiger Laune sein!

Ihr ergebenster

Richard Wagner.

Venedig, Pal. Vendramin. Canale Grande.
14. Januar 1883.

331.

An Amalie Materna.

Allerbestes Kind und liebste Freundin!

Also! Es wird wieder Ernst! Ich bin ganz Einladung und bitte Sie, mich dieses Jahr wieder zu bekundryen. Ich bekomme heuer nur den Juli zu meiner Verfügung und gedenke, mit Einschluß der nöthigen Proben, bis 30. Juli zwölf Aufführungen stattfinden zu lassen, d. h. alle zwei Tage eine. Als Alternantin gebe ich Ihnen einzig Frl. Malten. — Im Uebrigen werden wir wohl so ziemlich die Alten sein.

Hat Ihnen Scaria berichtet, was ich ihm letzthin wegen der neulichen Wiener Nibelungen-Aufführungen geschrieben? Gräfin Dönhoff hatte mir so viel Enthusiastisches auch über Ihre Brünnhilde wieder berichtet, daß mir das Herz davon recht voll wurde. Haben Sie Dank für Ihre so genereuse und grandiose Natur, die wie ein erfülltes Bedürfniß in mein Leben getreten ist. — Gott, wenn ich der letzten Kundry-Abende gedenke! — Adieu! Liebe, Gute, Beste!

Herzlich grüßt Sie meine Frau und die bewundernden Kinder und meisterlich grüßt Sie

Ihr

Richard Wagner.

Venedig, Palazzo Vendramin, Canal Grande,
14. Jan. 1883.

## Nachtrag.

### 332.

### An Theodor Reichmann.*)

Geehrter Herr!

Ich entsinne mich nicht genau, ob ich Ihr vor einiger Zeit an mich gerichtetes freundliches Schreiben bereits beantwortet habe. Sollte ich dies noch unterlassen haben, so ersuche ich Sie, auf Grund der sehr empfehlenden Nachrichten, welche mir über Sie zukommen, sich unter diejenigen von mir darum angegangenen Künstler zeichnen zu wollen, welche ich gebeten habe, im Laufe des nächsten Sommers mich auf einige Zeit in Bayreuth besuchen zu wollen, wo nach gewonnener näherer Bekanntschaft sofort Studien beginnen würden, an denen es mich erfreuen sollte, auch Sie nach Befinden Anteil nehmen zu sehen.

Bayreuth. 6. Januar 1873.

Hochachtungsvoll ergebenst
Richard Wagner.

### 333.

### An Eduard Dannreuther.

Bayreuth, 11. April 77.

Lieber Herr Dannreuther!

Ich werde mich, da ich dieß so deutsch kann, nun immer an Sie für Mittheilungen an Hodge & Essex (wenden).

*) Dieser Brief konnte wegen verspäteten Eintreffens nicht mehr eingereiht werden; er gehört auf Seite 38 vor Nr. 28. Infolge von zufälligen Behinderungen kam es erst 1880 in München zu einem persönlichen Bekanntwerden mit Richard Wagner, worauf dann 1882 die Mitwirkung Reichmanns beim „Parsifal" erfolgte

Vorläufig das Beiliegende! —

Ich habe noch viele Noth! Helfen Sie mir nur recht tüchtig, dann wird sich Alles überstehen! —

Wollen Sie doch Wilhelmy bedeuten, daß ich, nach allen Verzögerungen, auf die prompte Zahlung der Garantiesumme der Herrn H. & E. diesmal unnachsichtlich rechne. Gut wäre es, wenn die empfangene Zahlung am 15. d. M. telegraphisch mir quittirt würde. Seien Sie mir nicht böse!

Herzliche Grüße von

Ihrem dankbaren

Richard Wagner

Verzeihen Sie das wilde Schreiben, eine Art von Noth-Tagebuch! —

Also:

Wegen des Chors.

Ich brauche nur zum 1. Act des fli. Holländer Männerchor. Dieser aber hat so wenig zu singen und wäre es ganz widersinnig wenn ich um dieser Paar Stellen willen einen „imposanten" Männerchor aufstellen wollte wie zum „Elias" oder „Messias". Ich werde demnach meine 4 Solisten es andeuten lassen: haben wir dazu die besten Sänger der deutschen Sängervereine in London, etwa 40 . 50 — so genügt dies vollkommen. Wir stellen sie dann mit auf die Sänger-Tribüne. Die Chorplätze in der Orchestra kann danach Hodge & Essex mit verkaufen.

Dieser Brief an Ed. Dannreuther konnte infolge ursprünglich falscher Datierung nicht an richtiger Stelle eingereiht werden; er ist vom 11. April 1877 und also an demselben Tage geschrieben wie der Brief Nr. 212, zu dem er die Ergänzung bildet.

## Briefe an Hans von Wolzogen.*)

Rom, 23. November 1876.

Bester Herr von Wolzogen!

Sie machen mir viel Noth. Erstlich ist Ihre
andschrift ungemein schwer zu lesen (ich habe
ne volle halbe Stunde zur Lektüre gebraucht!);
ann aber die Anregungen!! Was mir bei diesem
itel Alles einfällt, von unserm seligen Brendel
. dgl.! Und Pohl! Ach, Gott, der gute alte
reund, der nun seit lange Zeitungsredakteur ge-
orden ist, was immerhin einiges sagen will!
ber! — und dazu „Sch.", der noch garnicht
nmal etwas daran wagen will, wie ich aus
hrer Mitteilung ersehe! — Und damit soll der
Idealität" eine „Presse" gemacht werden? Ver-
ihen Sie mir, der ich die Idealität so recht
ngepackt habe, wie dies Bayreuth bezeugt, wenn
h zu allen diesen und ähnlichen Versuchen, durch
ie „Presse" zu wirken nichts sagen kann als:
Versucht es! ich will mich freuen wenn Ihr etwas
u Stand bringt, — glaube aber an Nichts!" —

Herr Gott! Wissen Sie noch nicht was die
resse ist? Und mit Sch. wollen Sie diesem
eviathan beikommen? — Jedoch nochmals ver-
uchen Sie's! — Nur als praktischer Mensch gebe
h Ihnen den Rath, sich lieber mit dem Heraus-
eber der Nietzsche'schen Broschüren (in Chemnitz)

*) In diesen Briefen sind nur einige ganz persönliche
ußerungen ausgelassen und durch . . . angedeutet.

in Rapport zu setzen. Dieser scheint ein sonderbarer Mensch zu sein, und Kopf und Kragen an die Sache zu setzen. Melden Sie sich ihm als von mir auf ihn hingewiesen. Es war einmal bereits von „Bayreuther Blättern" die Rede, er war bereit, — aber ich nicht! — So steht es! —

Fragen Sie mich nicht nach dem Eindruck Ihrer Schriften auf mich. Hierbei interessiren Sie mich allein, während das Object (als ich) mich stört, zumal wenn es schließlich mit Bruder Jordan*) auf eine Stufe gestellt wird. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich mit diesem litterarpoetischen Charlatan zusammmenbringen? — Aber, das ist eben Ihre Sache, und immer interessirt es mich nur, wie das was ich schaffe, in einem so tüchtigen Kopfe wie dem Ihrigen aussieht. —

Wissen Sie etwas! Lassen Sie sich in Bayreuth nieder, und sehen wir uns oft, auch die Frauen! Kommen dann „Bayreuther Blätter" hinzu, und Gott weiß was noch? — kann am Ende für Einige etwas daraus werden. Aus dem Ganzen wird doch — Nichts!

Dies meine tiefste Überzeugung — nebenbei gesagt! Herzlichen Gruß von Haus zu Haus!

Ihr ergebener
Richard Wagner.

Rom. Hotel Amerika! Via Babuina (Noch 8 Tage, dann Florenz, poste restante) Hoffentlich haben Sie mit meiner Handschrift auch einige Noth!

*) Gemeint ist Wilhelm Jordan, dessen damals sehr überschätztes Epos „Die Nibelunge" heute bereits mit Recht fast vergessen ist. (Vergl. darüber das treffende Urteil Ed. Engels in seiner „Gesch. der deutsch. Lit. des 19. Jahrh." (1906, S. 236/8).

Lieber Freund!

Vortrefflich über alle Maaßen!*) Soeben geleſen!

Wenn ich ſolche geiſtige Kraft neben mir ſehe, geht es mir wie dem fliegenden Holländer:

„Ohne Hoffnung wie ich bin
Geb' ich mich doch der Hoffnung hin!"

Haben Sie Dank für dieſe Auffriſchung meines Glaubens!

Ihr

Richard Wagner.

Bayreuth 27. Jan. 1877.

Lieber Herr von Wolzogen!

Ich las ſoeben wieder etwas von Ihnen, und folge meiner Neigung, Ihnen mit Beſtimmtheit auszuſprechen, wie gerne ich Sie für den Reſt meines Lebens in meiner Nähe wüßte. Ich hoffte zuletzt, das kürzlich beſprochene buchhändleriſche Unternehmen ſollte uns dazu führen, jenen Wunſch in Erfüllung zu bringen. Die Mittheilungen R. Pohl's über den Schloß-Chemnitzer Verleger haben mich nun nicht ſehr erbaut. Die breite Baſis einer zugeſicherten ſtarken Anzahl von Abonnenten durch die Realiſierung eines Patronat-Vereins, war meine Idee, und es muthete mich nun ſonderbar an, daß ich erſah, Herr Sch.

*) Dieſer Brief bezieht ſich auf einen Artikel von H. v. Wolzogen im „Muſikaliſchen Wochenblatt" (E. W. Fritzſch), betitelt „Merker am Ort" (Beantwortung eines Aufſatzes: „Der 76er Sänger.")

habe eine garantirte Abonnentenzahl von 1000 sogleich zur Bedingung seiner Übernahme der Blätter gemacht, außerdem sich aber auch noch Annoncenrecht etc. vorbehalten. Ich ersah daß ich den Mann sogleich üppig gemacht hatte und — das verdroß mich; weil ich immer glaube, daß eine Monatsschrift, wie wir sie im Sinne hatten, sobald ich meine Mitwirkung offen zusage, bereits als eine „acceptable Entreprise" erscheinen dürfte, ganz abgesehen von allen Abonnenten-Garantien. Nun ist es mir denn auch alsbald klar geworden (was vorauszusehen eben nicht schwierig war!) daß — sobald wenigstens — jener „Patronatverein" nicht zu Stande kommen würde. Ich konnte mich um einen formellen Anhalt zu haben, eben nur an die bisher bestandenen sogen. Wagnervereine wenden, und diese haben nun — natürlich ganz und gar nicht begreifen können um was es sich handelte, wogegen sie in der kleinlichen Manier ihre ganze bisherige Wirksamkeit festgefahren haben. Die Sache ist nun diese: um die hiesigen Rechnungen an Tischler, Tapezierer u. s. w., welche meinen armen Verwaltungsräthen zur Last liegen, mußte ich mich entschließen, mich noch einmal nun selbst aufzumachen, um das nöthige Geld zusammen zu conzertiren. Hierfür bot sich nun diesmal London (und England) als ergiebigster Boden. Vor Mai (und wohl auch Juni) werde ich dort Bayreuther Defizit-Konzerte geben, und somit mich genügend außer Athem bringen, um an Bühnenfestspiele für dieses Jahr nicht mehr zu denken. Die gewünschten 1000 Abonnenten kann ich somit für dieses Jahr Herrn

nicht garantiren. Gewinnt jedoch die Sache
er Kraft, ſo gedenke ich 10 Prozent der Ein-
ſpreiſe alljährlich auf die Bayreuther Blätter
erwenden, ſomit jedem Vereins-Mitglied ein
mplar gratis zuzuweiſen. Dann wird aller-
s der „ſpekulative" Unternehmer ganz über-
ig: was wohl auch das Beſte wäre. Alles
ſteht ziemlich deutlich vor mir: nur beſorgt
das Eine: nämlich: wie fange ich es an Sie
Ihrer Frau zur Niederlaſſung in Bayreuth
ewegen? Dieſe aber wünſche ich. Nun ſeien
gut, und ſchreiben Sie mir wieder etwas als
wort: Gott weiß was? Ihnen wollte ich
mal nur ſagen, wie es ſteht, und daß ich eben
den Kopf darüber zerbreche, wie ich Sie hier-
bringe, um mir zur Seite zu bleiben. —
Beſte Grüße von

Ihrem ergebenen
Richard Wagner.

ayreuth. 25 Febr. 77.

Bad Ems. 2 Juli 77.

Wertheſter Freund!

Ich ſuchte ſoeben Ihren Brief nochmals her-
nicht eigentlich um ihn zu beantworten, ſon-
um Ihnen etwas darauf zu ſagen. Ich bin
Schluſſe einer ſogenannten Kur, von welcher
als ſolcher — ich mir nicht gerade viel er-
te; dennoch habe ich inſoweit auf ſie Rückſicht
nehmen, daß ich mich in keiner Weiſe ernſt-
anſtrenge.

Demnach übergehe ich was ich Alles in mir durchgemacht habe, seitdem ich erfahren mußte, daß kein Aufruf oder Anruf meinesteils es dahin brachte, auch nur die mindeste Regung, das vorjährige Festspiel-Defizit von mir abzuwälzen, irgendwo hervorzurufen. Ich ringe jetzt unter dieser Last, habe meinen letzten Nothpfennig daran gegeben und — bin dagegen mit einer unermeßlichen Gleichgiltigkeit gegen alles sogenanntes Patronat oder Vereinswesen erfüllt worden.

Ich gedenke noch in diesem Monate den letzten Versuch zu machen die ganze Angelegenheit dem Münchner Hoftheater aufzubinden, um dann — vorläufig — an „Bühnenfestspiele" (in meinem Sinne) gar nicht mehr denken zu dürfen.

Gelingt mir nichts, so gehe ich nach Amerika, sorge für meine Familie, und — denke an nichts weniger als an eine Rückkehr nach Deutschland. —

Kommt es nicht zum Äußersten, so gedenke ich jedoch meine letzte Lebenszeit — da es nun einmal mir nicht anders möglich ist — für die Durchführung meiner Idee nützlich zu machen. Ich werde dann auf der allerbescheidensten Grundlage, meinen Aufenthalt in Bayreuth zur Heranbildung von Musikdirigenten und dramatischen Sängern zu verwenden suchen. Mein vorläufiger Plan ist so praktisch, daß er nur sehr einfach sein kann. Ich habe dazu vier Gehilfen nöthig, welche nothdürftig bezahlt werden müssen. Hierfür zu sorgen, ist meine nächste Angelegenheit. Sie sind der Eine der Vier. Meine Schule könnte schon mit diesem Spätherbst eröffnet werden. Denken

aran, daß Sie — vielleicht nicht allzuspät
n mir zur Übersiedelung nach Bayreuth ver-
t werden dürften . . . . . .
. . . . . .
Im 6ten d. M. reise ich hier fort, bin bis
eelisberg (Canton Uri) in der Schweiz, dann
hen, Marienbad-Hôtel. —
beste Grüße von

Ihrem herzlich ergeben(en)

Richard Wagner.

Lieber Freund!

Sie stehen mir, sowohl durch die von mir
ngenen Mittheilungen als durch Ihr cor-
Verständnis meiner Idee jetzt am Nächsten.
Ihnen trage ich es daher auf, sobald als
ch eine Zusammenkunft nicht blos von Dele-
— sondern jedes ernstlich gesinnten Freun-
der Patrones u. s. w. zu veranlassen. Ein
stück mag ich nicht mehr erlassen, — über-
mich — möglichst gar nicht mehr in der
se" zeigen. Bitte gehen Sie sofort nach Leip-
ufen Sie den dortigen Vorort zusammen, und
lassen Sie ihn, die von mir gewünschte Auf-
rung an Alle die hieran Interesse nehmen,
twa — Mitte September d. J. in Bay-
auf einige Tage einzufinden. Dort will
n ausführliche Mittheilung über das Ver-
ne, Gegenwärtige und Zukünftige machen:
soll discutiren und mich befragen, endlich
ießen und in Wahrheit den von mir ge-

wollten, lange fortlebenden Verein gründen. Nur aber mündlich will ich hierüber verkehren (für einen Stenographen muß gesorgt werden). Alles Schreiben und Hin und Her-Schicken führt zu nichts. Der Aufruf darf Niemand ausschließen, auch wenn er kein Vereinsmitglied ist. Ich habe jetzt Alles in meinem Kopfe ausgearbeitet und bin bis zum Letzten fertig. Entspricht man mir nicht gebührend, so wünsche ich von allem Vereinswesen nichts mehr zu wissen.

Alles muß aber bald, sehr bald geschehen. Ich habe Entscheidungen wegen München zu treffen, im gewünschten Falle aber auch bereits am 1. Oktober Ankündigungen zu erlassen.

Viel Schreiben widersteht mir. Sie haben mich gewiß verstanden. Ich bitte, gehen Sie sofort nach Leipzig.

Mit den besten Grüßen

Ihr Richard Wagner.

Bayreuth. 27. Aug 77.

Lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen nur ein an sich unnöthiges Wort der Anerkennung für Sie und Ihren Eifer in der letzten Angelegenheit.*) Herzlich wünschte ich, es möge zu Etwas führen, und wenn es nur darum wäre, daß wir Sie und Ihre geehrte Frau Gemahlin zu uns nach Bayreuth bekämen.

*) Dies bezieht sich auf die Berufung der Delegirten der Wagner-Vereine. (Vgl. den vorstehenden Brief).

Kommen Sie, ſobald Sie können; wir werden ns dann ſehen und nach Kräften unterhalten.
Mit den beſten Grüßen

Ihr ergebener

Bayreuth 9. Sept. 77. Richard Wagner.

Lieber Freund!

Ich muß recht ſehr wünſchen, daß Sie ſchon lsbald, d. h. eigentlich bald, will ſagen Anfang Oktober zu mir kommen.

Pohls Aſſiſtenz habe ich aufgeben müſſen, da s ſich herausgeſtellt hat, daß er eine politiſche — täglich erſcheinende — Zeitſchrift nicht zu eſorgen im Stande iſt. Ihre Aſſiſtenz wird mir aher, und zwar lieber heute als morgen, ſehr nöthig ... Sollten Sie zunächſt — eben der Ausührung Ihrer Überſiedelung wegen — allein ohne Ihre liebe Frau Gemahlin) kommen müſſen, o können Sie, bis zu Ihrer Vereinigung ſehr gut bei mir unterkommen.

Aber — bald müſſen Sie kommen, ich brauche — gerade Sie! Alles ſcheint ſich zu „machen"!

Herzlichſte Grüße von Ihrem

ergebenen

Bayreuth 26. Sept. 77. Richard Wagner.

Geehrteſter Freund!

Für die Mittheilung des Schreibens . Schaeffers bin ich Ihnen ſehr verbunden. Ob die von ihm in Ausſicht geſtellte größere Arbeit

über Gesangsunterricht für unsre wenig corpulenten Blätter sich eignen würde, muß ich bezweifeln. Ich glaube wir haben nur die Kritik des Bestehenden, und Andeutungen, sowie Forderungen für unseren Styl im Großen zu geben. Im Betreff aller Gesangsunterweisung bin ich überhaupt entschiedener Skeptiker geworden. Bei den alten Italienern hatte der Gesangslehrer nichts Anderes zu thun, als seinen Schülern Musik und Vortrag beizubringen. Wir neuern — und Deutschen — glauben talentlosen und mit Stimmfehlern behafteten Menschen mit Hilfe halsgymnastischer Exerzitien das Rechte dennoch beizubringen. Ich habe nie erlebt, daß ein mit Gaumenton und feiger Aussprache behafteter Mensch wirklich singen gelernt habe. Dagegen habe ich (auch vor Kurzem) Sänger mit natürlich gesundem Stimm-Ansatz und guter Aussprache gefunden, denen ich fast nur eine richtige Phrasierung durch vernünftige Athemvertheilung — bei richtigem Tempo!! — zu lehren hatte, um das Beste mit ihnen herauszubringen, was sie überhaupt zu leisten von der Natur bestimmt sein konnten.

Ich glaube hier ist Alles Praxis und lebendiges Beispiel!

Zum mindesten verstehe ich von aller Theorie so blutwenig, daß ich auch gänzlich unfähig bin über theoretische Auffassung u. s. w. ein Urtheil zu geben. —

Aber Kritik unsrer Sänger in ihren Leistungen — willkommen! Wo ist aber die genügende Autorität? Nun die kann man sich am Ende geben! —

Sehen Sie, was Sie da thun, und Gott nehme Sie in seinen grundgütigsten Segen!

Ihr

R. Wagner.

Bayreuth 18. Mai 1879.

(Zettel aus dem Jahre 1879)*)

Aber, liebster Freund Hans, wir nehmen uns heute wieder ganz vortrefflich aus!

Ich sage „heute" — weil ich soeben erst wieder im Druck aus Ihrem Sprach-Artikel las. Welche Freude macht mir das, Sie bei mir zu haben! —

Überhaupt — die ganze Nummer hat mich wieder sehr erwärmt und beinahe zu allerhand dummen Gelöbnissen bestimmt! Na! Wir werden ja sehen! —

Werden — und bleiben Sie gesund! Dieses wünscht

Mittag bei herrlichstem Wetter. Anno 79.

Ihr Dichliebender

R. Wagner.

(Zettel. Undatiert.)

Bitte! Lesen Sie die zweite Hälfte dieses Buches, welches mich vor langen Jahren zuerst für Etymologie pp. enthusiastisch stimmte!**)

*) Bezieht sich auf den letzten Abschnitt eines Sprach-Artikels von H. v. W. B.-Bl. 1879.

**) Ludwig Wienbarg: Das Geheimnis des Wortes (Hamburg 1852).

— Ich habe das Buchzeichenband dahin gelegt, wo Sie anfangen möchten! — Sonderbare Dinge! Urväterhausrath.

Ihr

R. W.

Lieber Freund!

Es sollte mir leid thun, wenn wir Dr. Förster*), aus dem Grunde einer Mißstimmung seinerseits, verlören. Allerdings muß ich Ihnen darin sehr recht geben, daß Sie gewisse Auslassungen aus dessen so verdankenswerthen Aufsatze für die Bayreuther Blätter entfernt wünschten. Fast fürchte ich, es möge uns schwer werden mit unsren Freunden und Gönnern zu einem Einverständniß darüber zu gelangen, was uns für alle Zukunft der wahrhaft erkannte, von aller alexandrinisch-judaisch-römisch despotischen Verunstaltung gereinigte und erlöste, unvergleichlich erhaben einfache Erlöser in der historisch erfaßbaren Gestalt des Jesus von Nazareth bedeutet und ist. Dennoch, indem wir Kirche, Christentum, ja die ganze Erscheinung des Christentum's in der Geschichte schonungslos daran geben, sollen unsere Freunde immer wissen, daß dieß jenes Christus' willen geschieht, den wir in seiner vollen Reinheit, seiner absoluten Unvergleichlichkeit und Kenntlichkeit wegen, uns erhalten wollen, um —

*) Dr. Bernhard Förster, der damals vielgenannte Gymnasiallehrer und spätere Sozialpolitiker (Schwager Nietzsches), der nach Paraguay auswanderte und dort starb.

wie vielleicht die sonstigen erhabensten Produkte des menschlichen Kunst- und Wissens-Geistes — ihn mit hinüberzutragen in jene furchtbaren Zeiten, welche dem nothwendigen Untergange alles jetzt Bestehenden folgen dürften. —

Was wir daher gern der vollsten Schonungslosigkeit preisgeben, ist, was uns diesen Heiland schädigt und entstellt: deßhalb bitten wir um feinfeinfühlige Besonnenheit im Ausdruck*), um nicht mit den Juden und für die Juden zu arbeiten. —

Dennoch — veranlassen Sie Entscheidung!

Von Herzen der

Ihrige

Richard Wagner.

Neapel 17 Jan. 1880.

(Auf einen Brief des Direktors Angelo Neumann. 11. Febr. 80.)

Lieber Freund!

Was ist hier wieder zu thun? Neumann spricht von „wahnsinnigen" Bedingungen Jäger's! Ich fühle mich fast immer behindert, wenn ich für Jäger zu sorgen gedenke. Von Wien auch noch keinen Bescheid! Was soll ich Neumann antworten — etwa „hol Euch der Teufel?" Schlecht genug geht mir's. Jetzt liegt Daniela

*) Bezieht sich auf einen Vortrag Dr. Förster's, der Ausfälle gegen die christliche Geistlichkeit enthielt.

am Typhus darnieder! — „Was ist Styl“*) aber war ganz und gar gut!

Viele Grüße in Hast und Sorge

Ihr

RW.

Oh, Freund! Wie viele Worte um mich zu „überreden“? Dessen bedarf es nicht, da ich mich gern meinen Freunden verpflichtet fühle. — Wären Conzerte gegen „Entree“ auch nicht so bedenklich, und andrerseits immer noch viel weniger wirkungsvoll als Sie sich vorstellen (habe ich nicht in den größten Städten Conzerte gegeben, waren die Aufführungen von 1876 nicht belehrend und erweckend genug?) — so legte für dieses Jahr die Natur jedoch ihr Veto ein. Soll ich zu irgend etwas taugen, so muß in der Wiederherstellung einer entsprechenden körperlichen Konstitution bei mir erst wieder der Grund dazu gelegt werden. Der ungeheure Aufwand unserer Neapolitanischen Niederlassung würde vollkommen vergeudet sein, wenn ich ihn nicht nach Möglichkeit zu jenem Zwecke verwendete: hierzu ist der Gebrauch der hiesigen Seebäder unerläßlich; diese können ihren Anfang erst im Monat Juni nehmen.

Da ich für meine Kur von einem vortrefflichen Arzte hier geleitet werde, bin ich entschlossen, meinen Aufenthalt in Neapel, wo grade auf dem von mir bewohnten Theile des Posilipo die herrlichste Luft auch den Sommer über erfrischen soll, bis zur Erreichung meines Zweckes

*) Aufsatz von Hans von Wolzogen.

verwenden. Ich glaube nicht vor Ende des
ahres nach Bayreuth zurückzukehren. Somit
er hoffe ich auch, desto sicherer wieder es in der
eimath aushalten zu können, und bin ich zu
llem bereit — wenn — ja wenn? —

Theurer Freund, — ich will bei dem „wenn"
r heute abbrechen; denn es kommt mir zu trau-
g an, Ihnen meine absolute Hoffnungslosig-
it für die europäischen und namentlich die deut-
nen Zustände, so kurz hier auszudrücken zu sollen.
iese feste Überzeugung von dem stäts nur wach-
nden Verfall ist aber so stark, daß ich auf
ettung des in mir enthaltenen Samens bedacht,
reits sehr ernstlich an eine totale Uebersiede-
ng nach Amerika denke, um ihn dort dem ge-
tteten deutschen Boden-Elemente als fruchttrei-
nd einzusenken. —

Was soll ich Ihnen unter solchen Umständen
eiter sagen? Komme es wie es will und muß:
e Verzweifelung würde hier die Aufhebung des
weifels und der Eintritt der That sein. Gewiß
irden wir dann erst recht vereinigt bleiben, denn
er gäbe es zu pflanzen, nicht zu reuthen! —
benfalls behalte ich mir vor, zur rechten Zeit
ie für einen gehörigen Besuch nach Neapel ein-
laden. Einstweilen habe ich noch einigen Trödel
t . . . Angelo Neumann. Es ist hübsch! —

Nun segne Sie der unvorsichtige Allmäch-
ge: seien Sie in Haus und Familie gesund
d glauben Sie an die stärkste Freundschaft in
e ich Ihnen ergeben bin!

Ihr

5. März 80. Neapel. R. Wagner.

Liebſter Freund!

Da komme denn auch ich einmal! Im Betreff der „Situation“ wird Sie wohl meine Frau immer (wie der Lateiner ſagt) „au courant“ erhalten haben. Ich ſelbſt hätte Ihnen viel darüber zu ſagen, nicht aber zu ſchreiben. In meinem deutſchen Herzen ſieht es düſter aus, und denke ich immer mehr daran, mich und meine Kinder — durch Option für Amerika — dem deutſchen Reiche zu entziehen. Den „Parſifal“ ſoll es aber erſt noch haben: ich bin entſchloſſen, es nur noch von inneren, nicht aber mehr von äußeren Umſtänden abhängen zu laſſen, daß ich ihn ſchon im Sommer 1882 — jedenfalls — in Bayreuth zum Beſten gebe . . . . . .

. . . . . .

Mir geht es hoffnungsvoll in dieſer unglaublich herrlichen Luft; aber faul bin ich über alle Maaßen. Meine Affinitäten*) ſchwellen im Kopfe zu einer Bibel an: aber das Papier — das Papier!

Nun helfen Sie ſich nur immer ſo gut, wie Sie dies bisher gethan, dann vermißt man gewiß mich in den Blättern nicht! — Ich freue mich auf die Mai-Nummer: hoffentlich kommt darin etwas Anerkennendes für mich vor? —

Ihr ſeid alle ſo vortrefflich und ich ſcheinbar ſo undankbar; das wird ſich aber ſchon ausweiſen: es kommt der Tag u. ſ. w.

Allerherzlichſte Grüße an das allerbeſte Frauchen und die theure Familie! Sie ſollen Alle

*) Affinitäten zwiſchen Religion und Kunſt.

in den „Affinitäten“ mit vorkommen, — gewiß wenigſtens wir Beide, Sie, lieber Freund, und

Ihr allergetreueſter fauler Mitarbeiter

Richard Wagner.

Neapel
7. Mai 1880.
(Himmelfahrt Juchhe!)

Lieber, theurer Freund!

Sie haben mich wieder ſehr erfreut, — ja faſt möchte Ihnen darob zürnen, daß Sie — und zwar ſo — vorhanden ſind und noch in mein Leben eintraten, von Neuem mir wieder zum Anreiz für Annahmen von Möglichkeiten, denen ich am liebſten den Rücken wenden möchte, weil ich mich zu lange ſchon damit abgegeben habe und der Überſchuß an Imaginationskräften nicht mehr da iſt, mit denen ich bisher noch wirtſchaften konnte. —

Nun aber, man ſieht Ihnen gerne zu, und muß es für unmöglich halten, Sie — und vielleicht noch einige ganz klein-wenige — im Stiche zu laſſen. Das alſo ſetzen Sie durch. Somit habe ich mir nun wieder etwas Überſchuß anzuſchaffen. — Das will ich denn diesmal bei der Geſundheit anfaſſen, da es mir nun einmal ſo lächerlich ergeht, daß mir eigentlich nichts fehlt und ich mich doch immer über Übelbefinden zu beklagen habe. Ich denke nun dieſer ſtäte Aufenthalt in warmer und dabei ungemein energiſcher Luft ſoll meinen albernen Luftröhrenkatarrh Moses

lehren, sowie die täglichen Seebäder meine ewig zu Transpiration aufgelegte Haut erkräftigen mögen.

Auch finden wir erst jetzt, daß, wer nur für den Winter nach Italien geht, zwar besser thut als wenn er in Potsdam bleibt; die Wohlthat Italiens vollständig zu ermessen erfordert aber den Sommer noch mit dazu: solch ein volles Jahr in Italien ist erst das Lohnende für alle Jahreszeiten-Leiden unserer verrückten Heimat. So hoffe ich denn auch, daß es dann nach diesem Jahr — für länger wieder ganz erträglich mit mir gehen wird. Den Parsifal für 1882 halte ich durchaus fest. Alles übrige gilt mir durchaus zweifelhaft. Schule? Ja, wenn ich jedes Jahr eines meiner Werke, vom fl. Holländer an, nach meinem Sinne mustergiltig in Bayreuth zur Aufführung bringe, — was wollt Ihr denn dann noch für eine Schule? Dies müssen wir aber erreichen, und koste es tausend Thaler! —

Noch habe ich etwas Briefe zu schreiben: dann geht es aber an die Ausarbeitung meiner allerneusten litterarischen Explosion. Drei Theile. Den ersten können Sie gewiß für das Juli-Heft bekommen. Es wird eine Illustration zu Ihrem letzten Artikel werden! —

Jetzt haben Sie und die lieben Ihrigen noch tausend herzlichen Dank. Sie glauben wohl, daß ohne Rührung an Sie zu denken nicht möglich ist

Ihrem alter Ego

29 Mai. 80 R. Wagner.

Mein lieber Freund!

— — — — — — — — — —

Auf die Bekanntmachung meiner größeren Arbeit durch das Augustheft der B. Bl. muß ich unter diesen Umständen verzichten, da ich mich nicht entschließen kann, die drei (ziemlich starken) Artikel auf drei Monate auseinanderzuhalten. Ich wollte daher, daß (nicht eine Doppelnummer, sondern) zwei Monatsnummern zugleich ausgegeben würden, von denen die eine I u. II, und die folgende III enthielte, so daß von eifrigen Lesern meine Arbeit sofort vollständig übersehen werden könnte, da ich der — wie es scheint — so allgemein gewünschten Hoffnungsfreudigkeit mit den zwei ersten Artikeln nicht in dem verlangten Grade genügen können würde, auch mit dieser, etwa von mir zu bietenden „Hoffnung" wird es .... nicht so ganz behäbig aussehen, denn sie ist ideal, und kann selbst für 100,000 Mark nicht gekauft werden. Überhaupt, lieber Freund, werden wir uns einmal wieder finden müssen, — wozu es ja wohl nun bald kommen wird. — Einstweilen thue ich das Meinige, um meinen Herren Patronen etwas Gutes aufzutischen, und hierfür halte ich das einzig von mir Erprobte, den König, fest.

Darum also: Bitte! Besorgen Sie einen schönen, wohl auch etwas gesperrten, Abdruck des beiliegenden Aufsatzes für 25. August zu der dann erscheinenden Nummer der B. Bl. Mir kam der Göthe'sche Brief zu Gesicht, die Widmung des Briefwechsels 1e Auflage 1829, welche dann später

ausgelaſſen worden iſt — um des Weimariſchen Fürſtenhauſes wegen. Die Deutung und Benutzung dieſer Widmung ging uns hier ſchnell auf ....

Kein Platz mehr! Alſo — wie Gott will! 10,000 Patronatgrüße von Haus zu Haus! —

26 Juli 80. Ihr alter ego

R. W.

Perugia, 17 Aug. 1880.

Liebſter Freund!

— — — — — — — —

Ich bin und bleibe von einem, zwar ſehr ungefährlichen, aber höchſt läſtigen Hautausſchlag — in ungewohnter Weiſe geplagt, und bereue eigentlich ſehr von Neapel fortgegangen zu ſein, welches an dieſem Übel, an dem ich ſchon ſo oft gelitten, durchaus unſchuldig iſt. Doch bildete ich mir ein, Luftwechſel ſei gut: nun, den habe ich nun 8 Tage lang täglich ausgeübt, ſo daß ich froh bin hier in Perugia 8 Tage ſtill ſitzen zu können. Der Hauptgrund meiner ſchnellen Ausgabe Neapels war aber der, daß ich einſah, einer wirklichen Kur zu bedürfen, wofür ich den Reſt der guten Monate für dieſes Jahr nicht verſäumen wollte. Die niederträchtigen chroniſchen Katarrhal-Leiden, die uns unſer ſchönes germaniſches Klima einpflanzt, mildert wohl die italieniſche Luft, ſo daß man ſie weniger empfindet; ganz davon heilen könnte aber nur eine vollſtändige Überſiedelung, in das Element der klima-

ſchen Anſtändigkeit! — Alſo Gräfenberg! Heute
er 8 Tage 2 Tage in Venedig — dann wieder:
ermania, hurrah! —

Tauſend herzliche Grüße

vom alten Altero

Ihr getreueſter

RW.

Siena, Villa della Torre

fiorentina.

Liebſter Freund und Genoſſe!

— — — — — — — — —

Hier ſende ich denn nun endlich auch meinen
eitrag für die B. Bl. Zwar hat ſich die Ab-
ndung (aus 74 Urſachen) ſehr verſpätet, doch
eiß ich, daß, unſrer Abmachung gemäß, alles
ch fertig werden kann. Sie werden aus der
rbeit erkennen, daß ich gerade dieſe, weil ſie
nen einzigen Gedanken feſthält und durchführt,
m Leſer, auf den es mir einzig ankommen kann,
cht zerſtückelt vorlegen wollte. Demnach im Sep-
mberheft I u II (mit noch irgend etwas anderem,
daß es immer wie eine Nummer der Bl. aus-
eht); III in dem gleichzeitig ausgegebenen
ktoberheft. Was ich ſpäter noch liefern werde,
llen einzig Ausführungen zu R. u. L.*). ſein.
ieſe Arbeit eben der Schlußpunkt, auf dem ich
gekommen bin: Alles, was ich ſonſt noch etwa
- aufrichtig geſagt: ſehr wenigen Freunden zu

*) Religion und Kunſt. (B. Bl. DR. 1888.)

Liebe! — an das Tageslicht bringen werde, wird verloren und unnütz ſein.

Den ſcheußlichen Gedanken, in dieſen Monaten ſchon den „ewig blauen“ Himmel Italiens mit den Nadelholz-Gebünſt von Gräfenberg zu vertauſchen, habe ich glücklich von mir geſtoßen. Wir ſind nun bis Mitte Oktober hier, dann vielleicht zwei Wochen in Venedig, wollen dann ſehen, was wir auf dem Heimwege in München ausrichten, und ſtürzen Bayreuth in die Arme. Behalten Sie mich bis dahin lieb; dann werde ich mir ſchon wieder Mühe geben Ihnen zu gefallen! Herzlichſten Gruß von

Ihrem

RWagner.

27. Aug. 1880.

Siena. 31 Aug. 1880.

Liebſter Freund!

Nur zwei Zeilen!

Obgleich wir die Auguſt-Nummer noch nicht erhalten haben, entnehme ich doch unſrem ſonſtigen Verkehre, daß wir — poſtaliſch betrachtet — Bayreuth jetzt um einen ganzen Tag näher ſind. Dieß beſtimmt mich, Sie recht zu bitten, eine letzte Durchſicht meines Artikels bevor dem Drucke mir hierher zuzuſchicken. Hoffentlich hat Burger's Geſchäft diesmal etwas mehr Zeit für uns, um unſere Druckſachen auch einmal etwas frühzeitig zu beſorgen und nicht immer erſt am Ende der Tage damit an's Werk zu gehen.

Auf die August-Nummer bin ich sehr begierig.

Uns geht's ganz gut, und Siena verhilft auch mir zu der „gründlichen Kenntniß" Italiens, für welche Sie einzig und einmal dies Land zu besuchen entschlossen sind; es gehört viel Zeit dazu, denn es ist schrecklich viel zu kennen. Mir genügt für die Hauptsache das gute Wetter und der schöne Himmel!

Gott der Grundgütige u. s. w.

Herzlichen Gruß von

Ihrem

R. W.

Villa della Torre Fiorentina.

(Postkarte.)

Bester Freund!

Gut und schön! Da es aber mit meinem Artikel wieder einmal so lange dauert (oh Burger!!) so ersuche ich diesmal um ein zweifaches Exemplar des Korrekturabzuges. Seien Sie so gut!

Herzliche Grüße von Ihrem sich wohlbefindenden Mitarbeiter.

Siena, 13 Sept. 1880.

Siena: 21, 9. 80.

Gestern schickte ich schnell die durchgesehene Korrektur zurück, mit der eingezeichneten Bemerkung, daß ich die Gesammtlieferung in einer

Nummer billige, nur noch einmal einen letzten Korrektur-Abzug bekommen muß. Bitte ja hierfür zu ſorgen, und das vorangehende Korrektur-Exemplar mit beilegen zu laſſen.

Siena: Sonntag.

Mein lieber, werther Freund!

Laſſen Sie mich noch einmal verſuchen, was mir ſchon einmal mißglückt iſt. Wir ſind vom 3ten Oktober an in Venedig (vorläufig Hotel de l'Europe) und gedenken zum mindeſten bis Ende deſſelben Monats hellen Himmel und Sonne zu genießen. Darf ich Sie nicht einladen, mich dort zu beſuchen? Wollen Sie dießmal nicht einen Beſuch bei mir, zu dem ich Sie einlade, mit einer ſogen. „italieniſchen Reiſe", verwechſeln, welche Sie nur unter gewiſſen Umſtänden und Vorausſetzungen für gründliche Kenntnißnahme des Landes unternehmen zu wollen, damals ſich mir erklärten. Ich meinte — und meine heute — es anders. Wir haben über Vieles, wohl nicht Unwichtiges, mit einander uns auszuſprechen: mir iſt als ob dieß beſſer von Statten gehen würde, wenn es unter dem italieniſchen Himmel, als unter den oberfränkiſchen Kartoffelſäcken vor ſich gebracht würde. Daß Sie für die Reiſe und Aufenthalt ganz vollſtändig ſich als mein Gaſt verhalten müßten, dürfte allerdings von Ihnen wohlgeneigt acceptirt werden. —

Darf ich hoffen? —

Die Angelegenheit der B. Bl. wird nun, nach meinem geſtrigen Telegramme, geordnet ſein?

nnoch erlaube ich mir noch die Frage, ob
e . . . . damals auch die 25. August-Nummer
Blätter an den König abzuschicken nicht ver-
gen? Von dorther ist, was mir auffällt, gar
ne Notiz genommen worden. — Nun, das wird
ja finden! Was muß sich Alles nicht finden?
Meine künftigen Beiträge zu den B. Bl. werden
zig nur noch in Ausführungen zu N. u. N.
ehen.

Einzig von diesem Thema bin ich voll. Wenn
überhaupt nun noch etwas schreibe, oder sonst
etwas mich bekümmere, so sind Sie und
hemann einzig noch schuld daran — worüber
Ihnen beiden eigentlich gram bin. Wäret
r nicht, so erlaubte ich mir Ruhe zu haben . . .

. . . . . .

. . . . . Gott, was ist dieses
ben!! — Ich kann darin nichts anderes thun,
zu sein

Ihr

herzlich ergebener

Richard Wagner.

Siena, 29. Sept 1880.

Briennerstr. 8c. II Etg.

Hier, liebster Freund, mein Beitrag für das
zemberheft. —

Ihnen muß es überlassen bleiben, ob Sie ihn
gleich als Überleitung zur Loslösung der B. Bl.
s ihrem bisherigen Verhältnisse zu P.*) Verein

*) Patronat-Verein.

— gleichsam als Ankündigung des neuen Verhältnisses — gebrauchen und demnach — an ihn anknüpfend — dieses neue Verhältnis zur offiziellen Anzeige bringen, oder sobald Sie das neue Verhältniß (d. h. die selbständige Herausgabe d. B. Bl.) — noch nicht für eintrittlich (gut!) halten — nicht. Immerhin wollte ich Ihnen den Artikel bei Zeiten schicken, damit Sie — auch meinerseits — wissen woran Sie sind. — Also nun nichts weiter! Meine Seele ist mit Georg bereits nach Bayreuth gereist! —

Auf sehr baldiges Wiedersehen!

5. Nov. 80. Ihr
München. RW.

Lieber Freund!

Bei dem Durchlesen des „Cherubini" kamen mir folgende oberflächliche Gedanken an, welche ich zur Ausarbeitung anzuempfehlen nicht eigentlich geneigt bin. Also:

1. Tragik Rossinis, der neue Melodien, aber keine schulgerechte Durcharbeitung machen konnte.

2. Tragik Schumanns, der gar keine Melodien zu Stand brachte.

3. Tragik Brahms', der — trotz großer Fülle — immer langweilig bleibt.

Die Tragik Mendelsohns, der keinen recht deutschen Operntext finden konnte, hat schon E. Devrient bearbeitet. —

Es gibt noch verschiedene Tragiken. —

Ich finde es tragisch, daß unser Freund mit seiner beredten Seele zur Sonder-Bündelei und

Abstrusität sich hingeleitet fühlt, woran wohl Mangel an bestimmenden Eindrücken Schuld sein mag. In seinem neuesten Aufsatze kommen recht sonderbare Sachen vor, so z. B. die ersten 16 Zeilen der pag: 28 u. s. w. u. s. w. Man könnte und kann, ihm viele Sonderbarkeiten aufmutzen. So z. B. Cherubini's Zurückziehen in die belgische Natur, wohin er — als großer Geizhals — gerieth, weil ihm sein Pariser Leben zu teuer kam, und (er) aus seinem belgischen Schlößchen nicht aus dem Fenster zu sehen genöthigt war. Wenn Cherubini's Kirchenmusik in Göttingen nicht leicht zu Gehör kommt, so leben dagegen große katholische Kirchen wie zu Köln und München (erfahrungsmäßig) zum großen Teile davon. — Nun das ist am Ende alles beiläufig! — Nur finde ich der Aufsatz hätte wirklich wo anders hingehört.

Lesen Sie einmal Ihren eignen einleitenden Aufsatz mit dem tief befriedigten Interesse durch wie ich ihn z. B. gelesen habe, und fragen Sie sich dann, wie dieser sehr sonderbare, verzeihliche — aber nicht recht begreifliche — Cherubini sich unmittelbar darauf ausnimmt! — Ich will Ihnen lange einmal ordentlich schreiben, nur bangt mir davor! Für heute nur diese kleine Herzerleichterung! Seien Sie wohl!

Ihr

R W.

(Palermo. 23. Februar 1882.)

P. S. Daß Jäger heiteres Reisewetter nach Hannover hatte, freut mich!

Acireale. Sicilien. 30. März 1882.

Lieber Freund!

Es thut mir doch recht leid, daß Sie die Veröffentlichung meines Briefes ſo ſehr lang hinausſchieben mußten: das Märzheft — hieß es ſei geordnet —: iſt es heute wirklich fertig geworden? Wann wird nun das Aprilheft fertig? Grade an der Veröffentlichung dieſes Briefes lag mir ſehr, weil ich in ihm den Sängern meine Anſicht und Abſicht über den Modus ihres Auftretens im Parſifal bekannt mache, worauf hin ich erſt die leidigen Rangfragen im Betreff des zuerſt und zu zweit mit ihnen in anſtändiger Weiſe erledigen kann. — Meine Frau glaubt auch, daß Sie gegen uns etwas verſtimmt ſein müßten, — wahrſcheinlich auch wegen meiner Weigerung den Beſuch unſerer Proben den Patronen zu erlauben. Wenn von einer ſolchen Vergünſtigung bei früheren Beſprechungen einmal die Rede war, weil damit Entſchädigungen an Mehr-zahlende abgetragen werden ſollten — ſo ſchwieg ich dazu, ohne die Sache in nähere Überlegung zu ziehen. Nachdem ich meinen Proben-Plan ausgearbeitet, und hierbei die 2 Patronataufführungen noch in den Juli gebracht hatte, ſah ich ſofort ein, daß von Probe-„Vorſtellungen" — außer jenen, nicht die Rede ſein könnte, ſondern die letzte Stunde noch zu ernſtlichen Studien benutzt werden müßte: die Studien vor einen Publikum zu beſtehen, kann ich keinen der Aufführenden zumuthen. Außerdem dienen dieſe ſogenannten „General-Proben" nur zu dem übelſten Unfug, wie ich dies jederzeit er-

lebt habe. Jeder Sänger u. ſ. w. verlangt dann für Freund und Protégés Eintritt; ich habe es erlebt, daß auf dieſe Weiſe die elendeſten Recenſenten den Proben anwohnten. Alſo:

1. Kein Proben-Beſuch, außer für ganz einzelne Fälle für naheſtehende Sachverſtändige, für welche einzeln ich diejenigen Proben zur Zeit bezeichnen werde, welchen ſie — möglichſt unbemerkt — beiwohnen können.

2. Die Patrone, denen eine General-Probe verſprochen war, erhalten dafür eine der letzten Aufführungen zum Beſuche frei.

— — — — — — — — —

Doch — genug! —

Suchen Sie meinen „Brief" bald zu produzieren; es iſt mir nöthig!

Unter allen Umſtänden bleiben Sie aber meiner wahrſten und herzlichſten Freundſchaft ververſichert.

Ihr

RW.

Lieber Freund!

Das verſteht ſich von ſelbſt: die Vergünſtigung von 20 Mark für Abonnement und Theaterplatz iſt nur den bisherigen Patronatsvereins-Mitgliedern geboten; neue Abonnenten nehmen Sie für den einfachen Abonnementspreis an. Schön*) ſei gedankt, daß er auf den ſchmählichen Miß-

*) Friedrich Schön in Worms, der verdienſtvolle Förderer des Bayreuther Werks.

brauch aufmerksam gemacht hat, durch welchen jeder wenig Zahlenwollende zu unserem Genossen geworden wäre. Wir gewähren jene Vergünstigung ausschließlich nur den alten Vereinsmitgliedern. —

Überlegen Sie sich nochmals „Genossenschaft". Ich finde es sinnlos: alle Zeitungsabonnenten z B. die der Nationalzeitung können sich eine „Genossenschaft" nennen. Zu was ein Name, eine Vereinsmarke? Mir ist nie eingefallen einen Verein zu gründen; ganz hinter meinem Rücken gründete Heckel einen ersten Wagner-Verein, d. h. eine Vereinigung solcher, die so wohlfeil wie möglich zu Karten für die Festspiele kommen wollten. — Hätte ich diesen Vereinen von vornherein keinen Werth beigemessen, so hätte ich bereits von 1877 an den Ring des Nibelungen alljährlich für ein zahlendes Publikum aufgeführt, und nie hätte ich wieder nöthig gehabt, solchen Ärger zu erleben, wie ich jetzt ihn von Seiten solchen Vereins! . . . . . erfahren muß.

Die gänzliche Impotenz solcher Vereinswirtschaft haben wir nun wieder erfahren, als ich nur durch die Hilfe des Königs dazu gelangte, den Parsifal überhaupt aufzuführen, eine Fortdauer der Aufführungen mir aber durch das zahlende Publikum sichern mußte, also durch Aufgebung der ganzen stolzen Idee, für welche ich einst ein Patronat anrief.

Gänzlich unpraktisch in geschäftlichem Sinne müßte mir nun aber ein Verein — oder eine Genossenschaft — im theoretisch-moralischen Sinne durchaus verwerflich dünken; etwa solch ein Aus-

ſchuß, der nach meinem Tode, die Feſtſpiele ſtatt meiner anordnen und leiten ſollte! Ich bin nun 70 Jahre alt geworden und kann nicht einen einzigen Menſchen bezeichnen, der in meinem Sinne irgend einem der bei ſolch einer Aufführung Betheiligten, ſei es den Sängern, dem Orcheſterdirigenten, dem Regiſſeur, dem Maſchiniſten, dem Decorateur oder dem Coſtumier das Richtige ſagen könnte. Ja, ich weiß faſt keinen, der nur auch im Urtheil über Gelungenes oder Nichtgelungenes mit mir zuſammentreffe, ſo daß ich mich auf das ſeinige verlaſſen konnte . . . . . .

. . . . . .

Alſo — ein nach meinem Tode eintretendes, vielleicht ſchon bei meinen letzten Lebzeiten mich leitendes Comité — will ich nicht! Und ſomit auch weder Verein noch —*)

Liebſter Freund! ich glaube mit meinem Vorſchlage für die Blätter das Richtige getroffen zu haben. Hätte ich ſie für mich allein herausgegeben und redigirt, jetzt würde ich ſie aufgeben, da ich in ihnen etwa Alles geſagt habe, was ich zur Ergänzung meiner früheren Arbeiten noch zu ſagen hatte: was ich ſonſt noch zu ſagen haben könnte, führt mich über den erſten Vorſatz hinaus. Herzlich ſoll es mich freuen, von Ihnen und Ihren Freunden das neue Feld weiter gepflegt zu ſehen, wobei ich eben nur noch hinzutreten kann. Hat „Bayreuth" den Weg gewieſen, ſo bleibe es bei dieſem Namen; eine „Genoſſenſchaft" hierfür zu

*) Hier bricht dieſer Brief ab, und es iſt dann der hier folgende neu begonnen; beide Briefe wurden dem Verfaſſer in demſelben Umſchlag zugeſchickt.

finden, ist kühn anzunehmen, wenn wir beachten, wie wenige unter uns selbst sich nur als Genossen fühlen. Nun aber will ich sowohl den B. Bl.'n nützen, als auch den bisherigen Vereinsgenossen mich rücksichtsvoll erweisen.

Beides wird durch die Ausführung meines Vorschlages erreicht. —

— — — — — — — — —

Am meisten Gutes verspreche ich mir von der Stipendienstiftung: sie wird die eigentliche Wohlthäterin sein, und mit allen Kräften werde ich sie unterstützen, sobald diese möglich wird selbst mit unsere Einnahmen.

Nun segne Sie Gott! Ich suche zu einiger Ruhe zu kommen, was, so sehr Noth es mir thut, doch nur sehr unvollkommen noch gelingt. Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen verbleibe ich

Ihr stets ergebener

Rich. Wagner

Venedig. 28. Sept. 82.

Palazzo Vendramin.

Gran Canalò

Liebster Freund!

(Venedig. 15. 11. 82.)

Gar sehr bitte ich — und bestehe darauf, daß November und Dezember als ein ganzes (nicht getrenntes!) Doppelheft mit 4 Druckbogen, stattlich, als Vorgeschmack der Vierteljahrsschrift, gegeben werden. So könnten meine Artikel sehr füglich

zugleich gebracht werden, und — mit mehreren andern Artikeln zusammen gebracht — wird sich diese disparate Fälle recht gut u. schicklich ausnehmen.

Ach Freund! Es kann etwas aus den B. Bl. werden. Die Wege einer großen Mannigfaltigkeit sind jetzt gewiesen, nicht minder das Ziel. Ich nehme nicht anders an, als daß Sie froh und glücklich seien, mit diesen Vereinsnörgeleien jetzt nichts mehr zu thun zu haben? Gebrauchen Sie nun diese Freiheit, — weit, groß und immer Zielbewußt!. Ein unabhängiges Blatt wie dieses hat dann noch nie existiert: es kann von unermeßlicher Wichtigkeit werden.

Für das erste Vierteljahrsheft liefere ich zum Mindesten Eines — zu Stein's Scenen (Sie wissen!) habe ich ihm ein Vorwort versprochen: das soll nicht unbedeutend werden, und mag zuerst — zugleich als Empfehlung von Stein's Buche — in die Blätter kommen.

Anderes kommt auch:

„Kirchen und Militär-Musik." u. s. w.

Herzlichen Gruß, liebster Bester!

Immer beklagt Sie ob des scheußlichen Klima's, darin ich Sie habe stecken lassen

Ihr

getreuer

Richard Wagner.

Natürlich — daß Sie uns einmal in Venedig — d. h. ordentlich — besuchen, das wäre das Unnatürlichste von der Welt! —

Selbstverständlichst!

# Namenregiſter

Die beigefügte Ziffer bedeutet nicht die Brief-Nummer, ſondern die Seitenzahl. Fetter Druck der Ziffer bezeichnet bei Perſonennamen den Adreſſaten; bei Ortsnamen den Ausſtellungsort des Briefes. Eingeklammerte Seitenzahl bedeutet, daß der Name der Perſon an der Briefſtelle nicht genannt iſt.


Abel, Konzertmeiſter 124.
Acireale 462.
Ahna, Heinrich de 8.
„Alberich" 51.
Alberthall 233. 248.
Ammann, Sängerin 149. 160. 170.

Bach 257.
Baß 28. 87. 288.
„Bayreuther Blätter" 323. 328. 341. 376. 379. 391. 406.
Beck, Sänger 168.
Beethoven 3. 19. 21. 162.
Beice, Luiſe 382.
Berlin 10. 34. 41. 42. 173.
Beß, Franz 6. 13. 14. 17. 33. 41. 54. 66. 69. 76. 78. 78. 121. 181. 188. 195. 199. 150. 165. 167. 170. 204. 206. 207. 209. 212. 213. 214. 220.
Brahms, Johannes 400.
Brandt, Carl 54. 63. 64. 181. 300. 338. 351.
Brandt (jun.) 341.
Brandt, Marianne 90. 187. 342. 344. 345. 346. 358. 366.
Braſſin, Louis 161.
Brendel, Franz 375.
Bronſart, Hans von 320.
Brückner, Gebr. 166. 327. 340. 348. 345.
Budapeſt 9.
Buchner, Kapellmeiſter 297.
Bülow, Daniela von 367.
Bülow, Hans von 32. 42. 49. 278.
Bürkel, von 350.
Burger, Drucker 396. 397.

Carl Roſa, Impreſario 264.
Carlyle, Thomas 322.
Chandon, Sänger 252. 254. 255. 258.
Cherubini 401.
Cornelius, Peter 297.
Covent Garden 257.
Csanyi, Frl. von 57. 96.

Dannreuther, Eduard 35. 38. 245. 250. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 261. 262. 266. 268. 270. 275. 277. 304. 322. 347. 351. 378.
Davidſohn, George 110. 112.
Degele, Sänger 369.
Deutſche Bank 250.
Diebicke, Kapellmeiſter 118.
Diener, Franz 36.
Dönhoff, Gräfin 367. 372.
Doppler, Flötiſt 153.
Dubez, Peter 119. 150.
Düfflipp, L., Hofrat 106. 162. 245. 270. 275.

Eckert, Karl 116. 130. 152. 159. 165. 166. 176. 182. 191. 244. 253. 256. 258. 282.

Eichel 40.
Elliot & Fry, Photographen 277.
Elmblad, Johannes 184. 191.
Ems 220. 262. 265. 266. 279.
Engelhardt, Sänger 200.
Ernſt, Direktor 362.
Exter, Sängerin 254. 258.

Fantaiſie (bei Bayreuth) 20. 29.
Feld- und Wieſenmuſik 302.
Feuſtel, Friedrich 92. 110. 171. 331. 339.
Fibi (Siegfried Wagner) 202. 253.
Fiſcher, Franz 15. 139. 149. 152. 159. 172. 173. 243. 246. 247. 252. 254. 255. 257. 259. 265. 279. 308. 330. 351.
Fiſcher, Frl. von, Sängerin 170.
Fleiſchhauer, Friedhold 175. 295. 296.
„Fliegende Blätter" 281.
„Fliegender Holländer" 51. 56. 73.
Forman, Alfred 252. 257.
Förſter, Dr. Auguſt 219. 308.
Förſter, Dr. Bernhard 336.
Frank, Ernſt 369.
Fricke, Richard 62. 114. 117. 129. 150. 165. 166. 168. 180. 196. 208. 244. 281. 329. 341. 352.
Friedrich, Generalarzt Emil 324.
Friedrich, Gatte von Amalie Materna 110. 206. 221. (223.) 229. (238.) 344.
Fuchs, Anton 328. 329. 330.
Fürſtner, Adolph 160.

Gabrielsky, Flötiſt 153.
Garrick 187.
Gedon, Bildhauer 309.
Glatz, Franz 88. 98.
Gluck 93.
„Götterdämmerung" 23. 44. 46. 68. 70. 74. 75.
Gounod, Charles 18.
Gralsglocken 323.
Grimm, Jakob 72.
Groß, A. von 149. 329. 331. 332. 368.
Großmann, H., Tonkünſtler 72.
Groſſi, Sängerin 113. 125.
Grundſteinlegung des Feſtſpielhauſes 21.
Gudehus, Heinrich 338. 338. 346. 350. 361. 354. 359. 364. 371.
Gungl, Sängerin 103.
Gura, Eugen 82. 94. 109. 130. 196.

Hannover 35.
Haupt, Marie 217. (226.) (227.)
Haydn 162.
Hedel, Emil 270. 300. 404.
Hentſchel, Muſiker 116. 153.
Herrlich, Sänger 188. 190.
Hey, Julius 126. 132. 133. 138. 146. 149. 156. 157 158. (171.) 181. 209. 217

318. 224. 226. 227. 256. 270. 278.
Hill, Karl 16. 50. 56. 57. 90. 91. 102. 103. 129. 207. 222. 227. 228. 231. 233. 234. 236. 237. 238. 242. 248. 254. 296. 328. 339. 356.
Hodge & Eſſex 233. 234. 236. 237. 238. 239. 242. 243. 246. 250. 251. 252. 253. 255. 256. 257. 258. 260. 273. 274.
Hoffmann, Baron von 66.
Hofmann, Frau Eveline von 16.
Hofmann, Joſeph 349.
Hofmeiſter, Anna, Sängerin 193. 207. 325.
Hübbenet, Sänger 369.
Hülſen, Intendant Botho von 69. 73. 122. 150. 170. 186. 188. 192. 245. 280. (281.) 284. 290.
Humperdinck, Engelbert 329. 341.

Jachmann, Alfred 233, 234.
Jachmann, Johanna 14. 176. 188. 196.
Jäger, Ferdinand 8. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 309. 310. 317. 346. 387. 401.
Jahn, Kapellmeiſter 230.
Jalde, Louiſe 58. 194. 195.
Jauner, Franz 141. 150. 162. 166. 173. 237. 296. 313.
Judien 305.
Jllée, Sängerin 307.
Jürgenſon, P., Verleger 45. 54.

Kaiſer, Muſiker 12.
Kaſtner, Emerich 40.
Kean 187.
Kellermann, Pianiſt 294.
Kindermann, Auguſt 43. 329. 369.
Klindworth, Karl 1. 44. 45. 46. 47. 48. 54. 58. 59. 61. 66. 74. 197. 270. 272. 276.
Knapp, Sänger 62.
Kögel, Sänger 170.
König, Sängerin 162.
Kroloppp, Franz 66. 244. 248.

Labatt, Leonhard 143.
Lammert, Marie 97. 114. 121. 126. 150. 161.
Lauterbach, Johann 4.
Lederer, Tenoriſt 290.
Lehmann, Lilli 97. 113. 121. 125. 127. 135. 149. 159. 169. 180. 183. 186. 190. 202. 204. 217. 229. 232. 240. 243. 245. 250. 252. 254. 295. 305. 313. 329. 329. 331. 349.
Lehmann, Marie 97. 126. 127. (136.) 161. 170. 202. 285. (306.) (319.) 340.
Lehmann-Löw, Marie 13. (97.) (114). (125). (136). (170). (184). 285. (306). (319). (332).
Levi, Hermann 12. 17. 29. 42. 65. 100. 106. 107. 108. 112. 122. 127. 140. (146.) 184. 189. 198. 224. 241. 301. 303. 309. 312. 318. 324. 326. 326. 328. 329.

331. 338. 341. 345. 349. 350. 351. 352. 353. 355. 362. 363.
„Liebesverbot" 297.
Liszt 45. 294.
„Loge" 96.
„Lohengrin" 34. 171.
London 222ff. 343.
Ludwig II. (106). (142). 182. 191. 204. 271. 332. 337. 368. 399. 399. 404.
Luzern 2. 4. 8. 9. 11. 12. 13. 16. 17.

Mallinger, Mathilde 32. 221.
Malten, Therese 333. 338. 346. 354. 354. 356. 358. 364. 365. 372.
Mannheim 279. 369.
Mannstaedt, Franz 130.
Materna, Amalie 60. 67. 71. 74. 80. 91. 92. 96. 110. 111. 154. 164. 171. 172. 204. 221. 222. 226. 227. 228. 229. 233. 234. 236. 237. 238. 242. 250. 253. 254. 294. 340. 341. 342. 343. 345. 346. 351. 355. 357. 358. 364. 366. 367. 372.
„Meistersinger" 33. (56). 220.
Meyerbeer 72.
Mitterwurzer, Anton 7.
Moskau 46. 272.
Mottl, Felix 271. 282. 308. 315.
Mozart 162.
Müller, Sänger 143.
Müller, Frl. von 161.
München 17. 42. 65. 209. 224. 264. 279. 316. 400.

Neapel 290. 311. 312. 313 314. (315). 337. 339. 391.
Neumann, Angelo 288. (289). 290. 291. 307. (310). 313. 314. 316. 318. 320. 363. 387. 389.
Nibelungen-Kanzlei 40.
Nibelungen-Schmiede 154. 171.
Niemann, Albert 7. 13. 14. 32. 55. 56. 66. 69. 78. 110. 113. 133. 134. 139. 159. 165. 166. 167. 168. 187. 192. 204. 207. 209. 212. 262. 334.
Niering, Bassist 191.
Normann, Baron von 63. 118.

Oppenheim, Frl., Sängerin 92.

Palermo 330. 333. 335. 339. 340.
„Parsifal" 304. 312. 319.
Perfall, von, Intendant 128. (271).
Perugia 294.
Planck, Fritz 308.
Platen, Graf von, Intendant 6. 11.
Pohl, Richard 375. 377. 383.
Pollini, Direktor 316.
Porges, Heinrich 24. 31. 274. 285. 297. 317. 323. 362.
Preiß, Sängerin 176. 196.
Pretfeld, Frau von 122.

Queiſſer, Muſiker 11.
Reichenberg, Baſſiſt 135. 236.
Reichmann, Theodor 85. 329. 330. 378.
Reuß, Baſſiſt 364.
„Rheingold" 28. 42. 64. 214.
Richter, Hans 9. 62. 98. 104. 142. 150. 151. 192. 239. 246. 247. 252. 254. 255. 256. 257. 260. 283. 294. 307. 342.
Riebel, Prof. Dr. Carl 14. 19. 293.
„Ring des Nibelungen" 22. (51). 76. 80ff. 89. 281. 320.
Ritter, Hermann 174.
Rom, 209. 211. 213. 375.
Roſenheim, Theaterſekretär 321.
Roſſini 400.
Rubinſtein, Joſeph 75. 88. 92. 98. 152. 306. 311. 330. 335f.
Rubinſtein (Vater) 335.
Rühlmann, R. J., Muſiker 19.
Sabler-Grün, Friederike 88. 95. 98. 132. 230. 231. 240. 249. 252. 254.
Scaria, Emil 60. 68. 71. 101. 130. 154. 160. 163f. 169. 197. 336. 341. 344. 351. 352. 355. 361. 364. 366. 368. 370. 372.
Schaeffer, C. 363.
Schäfer, Reinhard 29.
Scheffzky, Sängerin 189. 191. 193. 196.
Schelper, Otto 267. 269.
Schemann, Ludwig 399.
Scherbarth, Direktor 136. 144. 157.
Schleinitz, Frau Miniſter von 34.
Schleſinger 250. 251. 256. 257. 260.
Schloſſer, Anton 124. 127. 128. 157. 193. 238. 254.
Schmidt, Baritoniſt 168.
Schmitt, Aloiſ 58. 61. 129.
Schnorr, Ludwig, von Carolsfeld 156.
Schön, Friedrich 403.
Schott, Tenoriſt 207.
Schotts, B., Söhne, Verleger 28. 151. (206).
Schröder-Devrient, Wilhelmine 73.
Schrötter, Tenoriſt 130.
Schubert, Muſiker 5. 10.
Schumann, Robert 400.
Schwert, De (Jules de Swert) 79.
Seidl, Anton (Seibel) 40. 76. 116. 119. 134. 146. 152. 158. 171. 239. 241. 243. 246. 247. 248. 252. 254. 255. 257. 259. 260. 269. 282. 288. 289. 290. 293. 300. 308. 310. 313. 317. 318. 321. 325. 325. 343.
Siegſtädt, Sängerin 149. 150. 161.
Siehr, Guſtav 202. 206. 208. 244. 248. 344. 351. 355. 361. 364. 367. 367. 369. 370.
Siena 295. 296. 297. 299.
Sonntag, Kapellmeiſter 20.

Sorrento 209.
Stern, Julius 2. 16. 24.
Stockhausen, Klara 188.
Stockholm 306.
Strauß, Hofmuſiker 370.
Strecker, Dr., Verleger 206.
Strobl, Muſiker 364.
Sucher, Joſef 218. 290. 291. 315.
Sumter, Rechtsanwalt 242. 251.

Tauſig, Karl 297.
Thoms, Muſiker 175. 260.
„Times", London 232. 233.
Tombo, Harfeniſt 100. 259. 260.
Treuſel, Sängerin 150.
„Triſtan und Iſolde" 32. 34. 49. 140. 165. 314.

Ullmann, Impreſario 164.
Unger, Georg 95. 136f. 144. 149. 152. 156. 170. 173. 181. 181. 190. 199. 199. 207. 209. 216. 218. 219. 222. 224. 225. 233. 238. 243. 254. 286. 290. 291. 292. 294.

Venedig 297. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 366. 370. 371. 372. 404.
Voggenhuber, Wilma von 66. 159. 189.
Vogl, Heinrich 43. 113. 122. 128. 140f. 166. 185. 324. 330. 338. 344. 345. 346. 347. 349. 369.
Vogl, Thereſe 101. 107. 108. 113. 122. 128. 140f. 166. 189. 324. 344. (345). 346.
Volk, C. 28. 37. 152. 293.

Waibel, Sängerin 254. 258.
„Walküre" 28. 280f.
Weber, Carl Maria von 15. 162. 175.
Wechterlin, Sängerin 128. 188. 191.
Weißmann, R. H. 41.
Wien 10. 16. 68. 71. 75. 149. 150. 173.
Wieprecht, Militärmuſikdirektor 117. 152. 153. 159.
Wilhelmj, Auguſt 22. 25. 76. 134. 203. 232. 234. 238. 242. 250. 255. 256. 258. 259. 267. 268. 279. 374.
Will, Konzertmeiſter 12. 18.
Wilt, Maria 136. 143.
Winger, M., Kapellmeiſter 244.
Winkelmann, Hermann 325. 338. 344. 346. 350. 351. 355. 359. 364. 367. 369. 371.
Wolzogen, Hans von 374f.
Wolzogen, Intendant Frh. von 58. (231). 232. 248. (283). 286.
Wüllner, Franz 265.

Zumpe, Herman 39. 49. 151. 182. 278. 292. 304.

Über den ersten Band der

# Bayreuther Briefe

von

# Richard Wagner

schreibt M. G. Conrad in den Bayreuther Blättern:

„O ihr „Bayreuther Briefe" — nach Gestalt und Aussehen ein Buch wie ein anderes, — wie erschütternd sprecht ihr zur unbefangenen Seele: Wie Bayreuth ward! Welch ein Denkmal sind diese „Briefe" den Auserwählten, die als Werkgenossen des Meisters mit ihm in seiner Bauhütte Wahnfried heimisch werden durften, von ihm zum Range seiner Freunde erhoben! Wie aus einer verklärten Sphäre, wie im goldenen Glorienlicht unauslöschlicher Erinnerung spricht heute jedes Wort aus diesem Denkmal-Buch zu uns. Dieses wundervoll Menschliche des Genius, wie steigt's in diesen Meisterbriefen vor uns auf, sobald es der Leser reines Herzens in demütiger, inbrünstiger Andacht beschwört! . . . Durch welche verzweifelte Lagen hat er sich und seine Arbeitsgenossen mit der Gewalt seines rastlosen Denkens durchzuschlagen vermocht. Dieser unerschütterliche Kämpfer für das Ideal in der idealverarmten Welt. Und daß er Sieger blieb — die „Briefe" machen das Unglaubliche glaublich: Bayreuth war der Altar, auf dem der Meister sich selbst zum Opfer dargebracht."

Preis des Werkes:

**Geheftet 5 M., in Leinen 6 M., in Halbfranz 7 M.**

Über die Briefe von

# Richard Wagner

an

# Minna Wagner

schreibt Hans v. Wolzogen in den Bayreuther Blättern:

Auf das Leben Wagners fällt aus diesen Briefen ein wunderbares Licht, ein Licht, das die kurzsichtigen Menschenaugen mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens füllen wird. Einen unendlichen Gewinn trägt das Gemüt des Lesers davon, wenn es sich durch diese zwanzig Jahre hindurch hat einweihen lassen in das Wunder des Herzens, welches allein die Fortdauer dieses menschlich leidenvollen Verhältnisses möglich machte. Welch übermächtige Kraft ließ solch ein einziges Beispiel der Treue erstehen und bestehen?

Max Koch in der Schlesischen Zeitung:

Noch mehr als alle bisherigen Veröffentlichungen aus Wagners Nachlaß müssen diese Briefe dazu beitragen, die künstlich erzeugten Nebel zu scheuchen, welche solange Wagners wahres Bild verhüllten, das Bild eines großen und edlen, in allen Lebenslagen wahr und warm empfindenden Mannes, der sich aus Kampf und Sturm, Not und „Leiden, wie keiner sie litt", zur Reinheit des Mitleidens als Mensch und Künstler emporgerungen hat. Die Einheit des großen Künstlers mit dem großen und guten Menschen leuchtet gerade durch diese Briefe an seine erste Frau aufs herrlichste hervor.

Oskar Bie in der Neuen Rundschau:

Der ewige Wert dieser Briefe liegt in ihrer Tragik. Es ist von einer furchtbaren Schönheit, zu sehen, wie dieser Mann einer etwas eilfertig geheirateten Frau bis zum äußersten Punkt anhänglich bleibt, seine Pflicht hält und seine Güte beweist. Niemand soll auf Minna Steine werfen, sondern man soll die wunderbaren Gänge ihres Schicksals verstehen.

J. V. Widmann im Berner Bund:

Diese Veröffentlichung wird endlich dem Gerede ein Ende machen, als habe Wagner an seiner ersten Frau herzlos gehandelt. Wagner war bemüht, viele Jahre lang mit unendlicher Geduld ein Verhältnis aufrecht zu erhalten, das mancher, weniger rücksichtsvolle Künstler rasch würde gelöst haben. Man darf es geradezu bewundern, wie Wagner sich mit Minnas nie endenden Vorwürfen abfand und trotz diesem Zwiespalt seiner Frau die herzlichste Neigung bewahrte. Wir haben in diesen wunderbaren Briefen nicht den feierlichen Wagner, sondern den menschlich-schlichten, gemütlichen Wagner, den wir bisher zu wenig kannten: Wagner im Schlafrock und Pantoffeln — das ist vielfach der Eindruck, den man aus diesen Briefen empfängt; aber wir setzen hinzu, daß er auch im Schlafrock und Pantoffeln der große Künstler bleibt, ja, daß seine künstlerisch große und vor allem seine menschlich faszinierende Persönlichkeit in diesen intimen Briefen stärker hervortritt, als in seinen an andere Personen gerichteten Briefen. Es bleibt das wichtigste Lebenszeugnis für seine echte Natur. Von einer Seite, von welcher die Welt ihn bisher nicht kannte, zeigt er sich hier. Sehr viel, was bisher über Wagner geschrieben wurde, muß nun ergänzt und neu geschrieben werden.

Ernſt von Wolzogen
in ſeinem Buche „Anſichten und Ausſichten“:

Dieſe Briefe bilden ſo recht eigentlich den Schlüſſel zum menſchlichen Weſen Wagners und damit auch zum Verſtändnis ſeines Liebeslebens; denn durch ihre Kenntnis erweiſt ſich alles, was man gegen Wagner, den Menſchen, jemals vorgebracht hat, als törichtes Geſchwätz. Er hat eben wohl nie an die Veröffentlichung dieſer Briefe gedacht, und darum ſind ſie ſo erquicklich friſch und unbefangen geraten und legen für die Echtheit ſeiner Empfindung ein ſicheres Zeugnis ab, als ſelbſt die leidenſchaftlichen Ergüſſe an Frau von Weſendonk.

Richard Batka im Kunſtwart:

Dieſe Briefe zeigen uns Wagner, den Menſchen, in einem ſehr ſympathiſchen Lichte. In dem Beſtreben, die leidende Frau zu erheitern, öffnet er alle Schleuſen ſeines Humors; das macht dieſe Korreſpondenz zu der erquicklichſten, die wir von ihm beſitzen. Aus einer naiven Unbefangenheit, die oft an Mozarts Briefe an ſeine Frau erinnert, ſehen wir ihn zu einer Seelengröße ſich entwickeln, deren Eindruck ſich niemand entziehen kann. Jeder, der Wagner als Menſchen kennen will, muß dieſe Briefe leſen.

Zeitſchrift der internationalen Muſikgeſellſchaft:

Das Verhältnis des Meiſters zu ſeiner erſten, etwas bürgerlich-kleinmütigen Frau ſpiegelt ſich hier zum erſten Male frei von allem entſtellenden Klatſch wieder. Die ſchöne Herzenswärme, die alle Briefe an die ſcheinbar oft maßlos erregte Gattin durchſtrömt, läßt die Sympathien des teilnehmenden Leſers durchweg auf ſeiten des oft ſo ſchwer geprüften Künſtlers weilen.

Alfred von Menſi
in der Münchener Allgemeinen Zeitung:

Die Briefe an Minna Wagner ſind ein prachtvolles Gegenſtück zu den Tagebuchblättern und Briefen an Mathilde Weſendonk.

Preis des Werkes:
**Geheftet 8 M., in Leinen 10 M., in Halbfranz 12 M.**

Über die Briefe von

# Richard Wagner

an

# Eliza Wille

schreibt die Breslauer Zeitung:

Diese Briefe, voll des intimsten, persönlichsten Charakters aus Wagners schmerzvollster Zeit und seinen ersten strahlenden Ruhmestagen, erschließen uns tief sein inneres Leben. Eine kluge Frau von feinster Bildung begleitet diese Briefe mit einsichtsvollem Verstehen und erinnerungsreichem Nachfühlen. Dämmerhafte Bilder vergangener Tage tauchen auf.

Hamburger Fremdenblatt:

Über eine der wichtigsten Lebensperioden des Meisters verbreitet dieses hochinteressante Buch Licht, über die Periode, deren widerwärtige Verwicklungen die Schaffenskraft des Genius zu hemmen drohten. Die Briefe sind der Spiegel jener Zeit. Die Aufzeichnungen der Empfängerin dieser hochinteressanten Briefe sind das Resultat einer wunderbaren Beobachtungsgabe und Urteilskraft, einer tiefen philosophischen Ruhe und eines nicht geringen Wissens.

Universum:

Wir haben das köstliche Buch mit außerordentlichem Genuß und wärmster Anteilnahme gelesen. Der vollendete Stil der Erinnerungen und der vornehme Ton der Darstellung sind von unsäglichem Reiz.

Preis des Werkes:

**Geheftet 2 M., in Leinen 3 M., in Halbfranz 4 M.**

Über die Briefe von

# Richard Wagner

an

# Ferdinand Praeger

schreibt Hans von Wolzogen in den Bayreuther Blättern:

Nicht nur ein dauerndes Schutzmittel gegen falsche Behauptungen und Begründungen, sondern auch durch die meisterliche Art der Kritik von einer künstlerischem Genusse vergleichbaren Wirkung.

Kurt Mey in der Musik:

Chamberlains Buch ist nicht nur für Wagnerfreunde und Musikgeschichtler interessant und wertvoll, sondern eigentlich für alle Menschen: denn es enthält die Geschichte und Aufdeckung einer literarischen Fälschung sondergleichen.

Rud. Fiege in der Norddeutschen Allg. Zeitung:

Des Verfassers Ausführungen sind fesselnd und besonders wertvoll die mitgeteilten 21 Briefe Wagners, die er im Original auffand und abschrieb. Es sind einige darunter, die den Charakter und das Gemüt des großen Mannes wahrhaft ideal erscheinen lassen.

Prof. Wilh. Altmann
im Jahresbericht vom Nord und Süd:

Es bleibt ein Verdienst Chamberlains, den Unwert der Praegerschen Arbeit überzeugend nachgewiesen und 21 jener Briefe getreu nach dem Original veröffentlicht zu haben. Die neue, durch ihr schönes äußeres Gewand sich sehr vorteilhaft von der ersten unterscheidende Auflage enthält wichtige Zusätze, besonders Beispiele dafür, wie Praeger Wagners Briefe umgearbeitet hat, sowie einen genauen Abdruck des angeblich wichtigen Briefes, den Wagner am 2. Mai 1849 vor Ausbruch der Dresdener Unruhen an August Röckel nach Prag gerichtet hat. Das Buch bietet einen überaus wichtigen Beitrag zur Wagnerforschung.

Preis des Werkes:
**Geheftet 2 M., in Leinen 3 M., in Halbfranz 4 M.**

# MEIN LEBEN

## I

# MEIN LEBEN
VON
# RICHARD WAGNER

ERSTER BAND

BIBL. VNIVERS. LIPS.

1911
F. BRUCKMANN, A-G. MÜNCHEN

Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1911 by F. Bruckmann A.G., München

Titel und Einband ges. von Heinrich Wieynk.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

*Die in diesen Bänden enthaltenen Aufzeichnungen sind im Laufe verschiedener Jahre von meiner Freundin und Gattin, welche mein Leben von mir sich erzählt wünschte, nach meinen Diktaten unmittelbar niedergeschrieben worden. Uns beiden entstand der Wunsch, diese Mittheilungen über mein Leben unsrer Familie, sowie bewährten treuen Freunden zu erhalten, und wir beschlossen deshalb, um die einzige Handschrift vor dem Untergange zu bewahren, sie auf unsre Kosten in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren durch Buchdruck vervielfältigen zu lassen. Da der Werth der hiermit gesammelten Autobiographie in der schmucklosen Wahrhaftigkeit beruht, welche unter den bezeichneten Umständen meinen Mittheilungen einzig einen Sinn geben konnte, deshalb auch meine Angaben genau mit Namen und Zahlen begleitet sein mußten, so könnte von einer Veröffentlichung derselben, falls bei unseren Nachkommen hierfür noch Theilnahme bestehen dürfte, erst einige Zeit nach meinem Tode die Rede sein; und hierüber gedenke ich testamentarische Bestimmungen für meine Erben zu hinterlassen. Wenn wir dagegen für jetzt schon einzelnen zuverlässigen Freunden den Einblick in diese Aufzeichnungen nicht vorenthalten, so geschieht diess in der Voraussetzung einer reinen Theilnahme für den Gegenstand derselben, welche namentlich auch ihnen es frevelhaft erscheinen lassen würde, irgend welche weitere Mittheilungen aus ihnen an Solche gelangen zu lassen, bei welchen jene Voraussetzung nicht gestattet sein dürfte.*

**Richard Wagner.**

# Erster Theil

1813–1842

Am 22. Mai 1813 in Leipzig auf dem Brühl im «roth und weißen Löwen», zwei Treppen hoch, geboren, wurde ich zwei Tage darauf in der Thomaskirche mit dem Namen *Wilhelm Richard* getauft. Mein Vater *Friedrich Wagner*, zur Zeit meiner Geburt Polizeiactuarius in Leipzig, mit der Anwartschaft auf die Stelle des Polizeidirectors daselbst, starb im October des Jahres meiner Geburt in Folge grosser Anstrengungen, welche ihm die überhäuften polizeilichen Geschäfte während der kriegerischen Unruhen und der Schlacht bei Leipzig zugezogen, durch Ansteckung des damals epidemisch gewordenen Nervenfiebers. Ueber die Lebensverhältnisse seines Vaters vernahm ich späterhin, dass dieser in dürftiger bürgerlicher Sphäre als Thoreinnehmer am Ranstädter Thore, sich dadurch vor seinen Standesgenossen auszeichnete, dass er seinen beiden Söhnen eine gelehrte Erziehung gab, indem er den einen — meinen Vater *Friedrich* — Jurisprudenz, den andern, jüngern — *Adolph* — Theologie studiren liess. Mein Oheim gewann später einen nicht unbedeutenden Einfluss auf meine Entwickelung; wir werden ihm in einer entscheidenden Phase meiner Jugendgeschichte wieder begegnen. Ueber meinen für mich so früh verstorbenen Vater erfuhr ich später, dass er im Allgemeinen sehr für Poesie und Litteratur eingenommen, namentlich dem damals von den gebildeten Ständen sehr gepflegten Theater eine fast leidenschaftliche Theilnahme zuwendete. Meine Mutter erzählte mir unter Anderm, dass er mit ihr zur ersten Aufführung der «Braut von Messina» nach Lauchstädt reiste; dort zeigte er ihr auf der Promenade *Schiller* und *Goethe*, sie enthusiastisch ob ihrer Unkenntniss dieser grossen Männer zurechtweisend. Er soll selbst nicht frei von galanter Leidenschaftlichkeit für Künstlerinnen des Theaters gewesen sein. Meine Mutter beklagte sich scherzend, dass sie öfters sehr lange mit dem Mittagessen auf ihn habe warten müssen, während er bei einer damals berühmten Schauspielerin[1]) begeisterte Besuche abstattete; von ihr gescholten, behauptete er durch Actengeschäfte zurückgehalten worden zu sein, und wies zur Bestätigung auf seine angeblich mit Tinte befleckten Finger, welche bei erzwungener näherer Besichtigung sich als vollkommen reinlich auswiesen. Von seiner grossen Neigung für das Theater zeugte ausserdem die Wahl

[1]) Minna Hartwig.

eines innig vertrauten Hausfreundes, des Schauspielers *Ludwig Geyer*. Hatte ihn bei der Wahl dieses Freundes gewiss hauptsächlich seine Theaterliebe geleitet, so führte er in ihm seiner Familie zugleich den edelsten Wohlthäter zu, indem dieser bescheidene Künstler durch innigen Antheil an dem Loose der zahlreichen Nachkommenschaft seines unerwartet schnell verscheidenden Freundes *Wagner* bewogen, den Rest seines Lebens auf das Angestrengteste der Erhaltung und Erziehung dieser Familie widmete. Schon während der Polizeiactuar seine Abende im Theater verbrachte, vertrat der treffliche Schauspieler meist seine Stelle im Schooose seiner Familie, und es scheint, dass er oft die mit Recht oder Unrecht über Flatterhaftigkeit ihres Gatten klagende Hausmutter zu beschwichtigen hatte. Wie tief das Bedürfniss des heimathlosen, vom Leben hart geprüften und umhergeworfenen Künstlers war, in einem sympathischen Familienverhältnisse sich heimisch zu wissen, bezeugte er dadurch, dass er ein Jahr nach dem Tode seines Freundes dessen Wittwe ehelichte, und fortan der sorgsamste Vater der hinterlassenen sieben Kinder ward. Bei diesem schwierigen Unternehmen begünstigte ihn ein unerwartetes Gedeihen seiner äusseren Lage. Als Schauspieler des sogenannten Charakterfaches erhielt er bei dem neu errichteten *Dresdener* Hoftheater eine vortheilhafte, ehrende und dauernde Anstellung. Das Malertalent, welches ihm einst schon sein Leben zu fristen verholfen hatte, als er durch äusserste Armuth genöthigt, seine Universitätsstudien unterbrechen musste, wurde in seiner Dresdener Stellung von Neuem beachtet. Zwar beklagte er, mehr noch als seine Kritiker, von einer regelmässigen und schulgerechten Ausbildung desselben abgehalten worden zu sein; dennoch erwarb ihm seine ausserordentliche Begabung namentlich für Portraitähnlichkeit so bedeutende Aufträge, dass er unter der doppelten Anstrengung als Maler und Schauspieler leider frühzeitig seine Kräfte erschöpfte. Als er einst in *München* zu einem Gastspiel am Hoftheater eingeladen war, erhielt er, durch vortheilhafte Empfehlung des sächsischen Hofes eingeführt, vom bayerischen Hofe so bedeutende Aufträge für Portraits der Allerhöchsten Familie, dass er darum sein Gastspiel zu unterbrechen und gänzlich aufzugeben für gut hielt. Aber auch dichterisches Talent war ihm zu eigen; nach manchen in oft sehr zierlichen Versen verfassten Gelegenheitsstücken schrieb er auch mehrere Lustspiele, von denen einen, *der Bethlehemitische Kindermord*, in gereimten Alexandrinern, häufig gegeben ward, gedruckt erschien und von *Goethe* freundlichst gelobt wurde. Dieser ausgezeichnete Mann, unter dessen Führung in meinem zweiten

Lebensjahre meine Familie nach Dresden übersiedelte, und von dem meine Mutter noch eine Tochter [*Cäcilie*] gewann, übernahm nun mit grösester Sorgfalt und Liebe auch meine Erziehung. Er wünschte mich gänzlich als eigenen Sohn zu adoptieren, und legte mir daher, als ich in die erste Schule aufgenommen ward, seinen Namen bei, so dass ich meinen Dresdener Jugendgenossen bis in mein vierzehntes Jahr als *Richard Geyer* bekannt geblieben bin. Erst als meine Familie, längere Jahre nach dem Tode des Stiefvaters, sich wieder nach Leipzig wandte, nahm ich dort am Sitz meiner ursprünglichen Verwandtschaft den Namen *Wagner* wieder an.

Meine frühesten Jugenderinnerungen haften an diesem Stiefvater, und gleiten von ihm auf das Theater über. Wohl entsinne ich mich, dass mein Vater gern Malertalent sich in mir entwickeln gesehen haben würde; sein Arbeitszimmer mit der Staffelei und den Gemälden darauf ist zwar nicht ohne Eindruck auf mich gewesen; ich entsinne mich, dass ich namentlich ein Portrait des Königs Friedrich August von Sachsen mit kindischem Nachahmungseifer zu copiren versuchte; sobald es aber von dieser naiven Klexerei zu ernsten Zeichnungsstudien übergehen sollte, hielt ich, vielleicht schon durch die pedantische Manier meines Lehrers (eines langweiligen Vetters) abgeschreckt, nicht aus. Nachdem ich in zartester Kindheit durch eine Entwickelungskrankheit so elend geworden war, dass meine Mutter mir später erzählte, sie habe, da ich unrettbar schien, fast meinen Tod gewünscht; scheine ich zum Ueberraschen meiner Aeltern dann gediehen zu sein. Auch bei dieser Gelegenheit ist mir der grossmüthige Antheil des vortrefflichen Stiefvaters berichtet worden, welcher, nie verzweifelnd trotz der Sorgen und Beschwerden des starken Familienbestandes, geduldig blieb, und nie die Hoffnung, mich durchgebracht zu sehen, aufgab. — Grosse Gewalt übte nun auf meine Phantasie die Bekanntschaft mit dem Theater, in welches ich nicht nur als kindischer Zuschauer in der heimlichen Theaterloge mit ihrem Zugange über die Bühne, nicht nur durch den Besuch der Garderobe mit ihren phantastischen Costümen und characteristischen Verstellungsapparaten, sondern auch durch eigenes Mitspielen eingeführt wurde. Nachdem mich *die Waise und der Mörder*, *die beiden Galeerensklaven*, und ähnliche Schauerstücke, in welchen ich meinen Vater die Rollen der Bösewichter spielen sah, mit Entsetzen erfüllt hatten, musste ich selbst einige Male mit Comödie spielen. Bei einem Gelegenheitsstücke zur Bewillkommnung des aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Königs von Sachsen — *oder Weinberg an der Elbe*, mit Musik vom Kapellmeister C. M. von Weber,

entsinne ich mich, bei einem lebenden Bilde als Engel ganz in Tricots eingenäht, mit Flügeln auf dem Rücken, in schwierig eingelernter graziöser Stellung figurirt zu haben. Auch erinnere ich mich bei dieser Gelegenheit einer grossen Zuckerbrätzel, von der mir versichert wurde, dass sie mir der König persönlich bestimmt habe. Endlich entsinne ich mich, in Kotzebue's »*Menschenhass und Reue*« selbst eine mit wenigen Worten versehene Kinderrolle dargestellt zu haben, welche mir in der Schule, da ich dort meine Aufgabe nicht gelernt hatte, zum Vorwand übermässiger Beschäftigung dienen musste, indem ich angab, eine grosse Rolle in »*den Menschen ausser der Reihe*« zu memoriren gehabt zu haben.

Wie ernst es dagegen mein Vater mit meiner Erziehung nahm, bewies er, als er nach meinem vollbrachten sechsten Jahre mich zu einem Pfarrer auf das Land, nach *Possendorf* bei Dresden, brachte, wo ich in Gesellschaft anderer Knaben aus guten Familien eine vortreffliche, nüchterne und gesunde Erziehung erhalten sollte. In die kurze Zeit dieses Aufenthaltes fallen manche erste Erinnerungen von den Eindrücken der Welt: des Abends wurde uns *Robinson* vom Pfarrer[1]) erzählt und mit vortrefflichen dialogischen Belehrungen begleitet. Grossen Eindruck machte auf mich die Vorlesung einer Biographie *Mozart's*, wogegen die Zeitungs- und Kalenderberichte über die Vorfälle des griechischen Befreiungskampfes drastisch aufregend auf mich wirkten. Meine Liebe für Griechenland, die sich späterhin mit Enthusiasmus auf die Mythologie und Geschichte des alten Hellas warf, ging somit von der begeisterten und schmerzlichen Theilnahme an Vorgängen der unmittelbaren Gegenwart aus. Ich entsinne mich, später in dem Kampf der Hellenen gegen die Perser immer die Eindrücke dieses neuesten griechischen Aufstandes gegen die Türken wiedergefunden zu haben.

Eines Tages, nach kaum einjähriger Dauer dieses ländlichen Aufenthaltes, kam ein Bote aus der Stadt an, welcher den Pfarrer benachrichtigte, er möge mich in das elterliche Haus nach Dresden geleiten, weil dort mein Vater im Sterben liege. Wir legten den dreistündigen Weg zu Fuss zurück; sehr ermüdet ankommend, begriff ich die thränenreiche Haltung meiner Mutter kaum. Des andern Tages ward ich an das Bett meines Vaters geführt; die äusserste Schwäche, mit der er zu mir sprach, alle Vorkehrungen einer letzten verzweifelten Behandlung seiner akuten Brustwassersucht erfüllten mich durchaus nur wie Traumgebilde; ich glaube, die bange Verwunderung war in mir so mächtig, dass ich nicht weinen konnte. In einem anstossenden Nebenzimmer lud mich die

[1]) Wetzel.

Mutter ein, zu zeigen, was ich auf dem Klavier gelernt habe, in der guten Absicht, es dem Vater zur Zerstreuung zu Gehör zu bringen: ich spielte *«Ob' immer Treu' und Redlichkeit»*; der Vater hat da die Mutter gefragt: «sollte er etwa Talent zur Musik haben?» — Am andern Morgen trat beim ersten Tagesgrauen die Mutter in die grosse Kinderschlafstube, kam zu Jedem von uns an das Bett und meldete schluchzend des Vaters Tod, jedem von uns wie zum Segen etwas von ihm sagend; zu mir sagte sie: «aus dir hat er etwas machen wollen». Am Nachmittag kam Pastor *Wetzel* und holte mich wieder auf das Land ab. Wir gingen wieder zu Fuss und erreichten erst in nächtlicher Dämmerung *Pesendorf*; unterwegs frug ich ihn viel nach den Sternen, über die er mir die erste verständige Auskunft gab. Acht Tage darauf erschien der Bruder des Verstorbenen, welcher von *Eisleben* herbeigekommen war, um dem Begräbnis beizuwohnen; er hatte der nun wiederum hülflos gewordenen Familie nach Kräften seine Unterstützung zugesagt, und es übernommen, für meine Erziehung fortan zu sorgen. Ich nahm Abschied von meinen Jugendgenossen und von dem liebenswürdigen Pastor, zu dessen eigenem Begräbnis ich nach wenigen Jahren zum erstenmal wieder nach *Pesendorf* zurückkehrte, welches ich dann nur viel später wieder einmal auf einer Excursion besuchte, wie ich sie oft als Dresdener Kapellmeister weit in das Land hinein zu Fuss unternahm: es ergriff mich sehr, das alte Pfarrerhaus nicht mehr zu finden, dafür einen reichlichern modernen Aufbau, der mich so gegen den Ort verstimmte, dass ich späterhin meine Ausflüge nie wieder in diese Gegend richtete.

Mein Oheim brachte mich diesmal im Wagen nach *Dresden* zurück; ich traf die Mutter und die Schwestern in tiefer Trauerkleidung, und entsinne mich, zum erstenmale mit einer in der Gewohnheit meiner Familie nicht heimischen Zärtlichkeit empfangen und wieder entlassen worden zu sein, als ich nach wenigen Tagen von dem Oheim mit nach *Eisleben* genommen wurde. Dort war dieser jüngere Bruder meines Stiefvaters als Goldschmied niedergelassen; einer meiner älteren Brüder (*Julius*), war bereits von ihm in die Lehre aufgenommen; zugleich lebte bei ihm, dem Unverehelichten, noch die alte Grossmutter. Man hat dieser, deren baldiges Ende man voraussah, den Tod ihres älteren Sohnes verschwiegen; auch ich wurde dazu angehalten, nichts davon zu verrathen. Das Dienstmädchen nahm sorgsam den Trauerflor von meinem Kleide, und erklärte, ihn für die Grossmutter aufbewahren zu wollen, wenn sie, wie für bald zu erwarten, gestorben sein würde. Ich musste nun der Grossmutter über vom Vater erzählen; die Verheimlichung

seines Todes glückte mir ohne Anstrengung, da ich selbst kein deutliches Bewusstsein davon hatte. Sie lebte in einer finsteren Hinterstube, auf einen engen Hof hinaus, und hatte gern frei umherflatternde Rothkehlchen bei sich, für welche stets frisch erhaltene grüne Zweige am Ofen ausgesteckt waren. Es glückte mir selbst, ihr im Sprengel welche einzufangen, als die alten von der Katze getödtet worden waren: hierüber freute sie sich sehr und hielt mich sauber und reinlich. Auch ihr vorausgesehener Tod trat bald ein: der aufgesparte Trauerflor wurde nun offen in Eisleben getragen; das Hinterstübchen mit den Rothkehlchen und grünen Büschen hörte hier für mich auf. — Bei einer Seifensiederfamilie, welcher das Haus gehörte, wurde ich bald heimisch und durch meine Erzählungen, welche ich ihr zum Besten gab, beliebt. Ich wurde in eine Privatschule geschickt, welche ein Magister *Weiss* hielt, der auf mich einen ernsten und würdigen Eindruck hinterlassen hat. Mit Rührung las ich am Ende der fünfziger Jahre in einer musikalischen Zeitung den Bericht über eine in *Eisleben* stattgefundene Musikaufführung mit Stücken aus dem *Tannhäuser*, welcher der ehemalige Lehrer des Kindes mit voller Erinnerung an dasselbe beigewohnt hatte.

Die kleine alterthümliche Stadt mit dem Wohnhause *Luther's* und den mannichfachen Erinnerungen an dessen Aufenthalt, ist mir noch in spätesten Zeiten oft im Traume wiedergekehrt; es blieb mir immer der Wunsch, sie wieder zu besuchen, um die Deutlichkeit meiner Erinnerungen bewährt zu finden: sonderbarer Weise bin ich nie dazu gekommen. Wir wohnten am Markte, der mir oft eigenthümliche Schauspiele gewährte, wie namentlich die Vorstellungen einer Akrobaten-Gesellschaft, bei welchen auf einem von Thurm zu Thurm über den Platz gespannten Seile gegangen wurde, was in mir lange Zeit die Leidenschaft für ähnliche Kunststücke erweckte. Ich brachte es wirklich dazu, auf zusammen gedrehten Stricken, welche ich im Hofe ausspannte, mit der Balancirstange mich ziemlich geschickt zu bewegen; noch bis jetzt ist mir eine Neigung, meinen akrobatischen Gelüsten Genüge zu thun, verblieben. — Am wichtigsten wurde mir die Blechmusik eines in Eisleben garnisonirenden Husarenregimentes. Ein von ihr häufig gespieltes Stück erweckte damals als Neuigkeit unerhörten Aufsehen: es war der «Jägerchor» aus dem *Freischütz*, welche Oper soeben in Berlin zur Aufführung gekommen war. Onkel und Bruder fragen mich lebhaft nach dem Componisten, den ich in Dresden als Kapellmeister *Weber* doch gewiss im Hause der Aeltern gesehen haben müsste. Zu gleicher Zeit ward in einer befreundeten Familie von den Töchtern der «Jungfernkranz» eifrig ge-

spielt und gesungen. Diese beiden Stücke verdrängten nun bei mir meine Vorliebe für den *Ypsilanti-Walzer*, der mir bis dahin als das wunderbarste Tonstück galt. — Ich entsinne mich, viele Raufereien mit der autochthonen Knabenbevölkerung, welche ich namentlich durch meine viereckige Mütze zu beständiger Verhöhnung reizte, zu bestehen gehabt zu haben. Ausserdem tritt noch der Hang zu abenteuerlichen Streifereien durch die felsigen Uferklippen der *Unstrut* in meine Erinnerung.

Durch die endliche Verheirathung meines Oheims, welcher nun einen neuen Hausstand sich einrichtete, trat, wie es scheint, auch eine starke Veränderung in seinen Beziehungen zu meiner Familie ein. Nach Verlauf eines Jahres ward ich von ihm nach Leipzig geleitet, wo ich für einige Tage den Verwandten meines Vaters (*Wagner*) übergeben wurde. Diese waren mein Onkel *Adolph* und dessen Schwester, meine Tante *Friederike Wagner*. Der sehr interessante Mann, welcher später immer anregender auf mich einwirkte, tritt mit seiner sonderbaren Umgebung von hier an zuerst deutlich in mein Bewusstsein. Er stand mit meiner Tante zugleich in sehr nahe befreundetem Verhältnisse zu einer wunderlichen alten Jungfer, *Jeannette Thomé*, der Mitbesitzerin eines grossen Hauses am Markte, in welchem, wenn ich nicht irre, seit den Zeiten *August's des Starken* die sächsische Fürstenfamilie die zwei Hauptstockwerke für ihren jeweiligen Aufenthalt in Leipzig gemiethet und eingerichtet hatte. *Jeannette Thomé* fiel, so viel ich weiss, der eigentliche Besitz des zweiten Stockwerkes zu, in welchem sie für sich nur eine unscheinbare Wohnung nach dem Hof hinaus bewohnte. Da jedoch der König höchstens auf wenige Tage im Jahre von den gemietheten Räumen Gebrauch machte, so hielt sich *Jeannette* mit den Ihrigen für gewöhnlich in den vermietheten Prachtzimmern auf, und in einem dieser Prunkgemächer war es denn auch, wo mir meine Schlafstelle angewiesen wurde. Die Einrichtung dieser Räume war noch aus den Zeiten August's des Starken; prächtig aus schweren Seidenstoffen mit reichen Rococo-Möbeln, alles bereits vom Alter stark abgenutzt. Wohl gefiel ich mir sehr in diesen grossen phantastischen Räumen, von wo aus man auf den so belebten Leipziger Markt blickte, unter dessen Bevölkerung mich namentlich die gassenbreit aufziehenden Studenten, in ihrer altdeutschen burschenschaftlichen Tracht, ausserordentlich fesselten. Nur an einem Schmuck dieser Räume hatte ich sehr zu leiden: das waren die verschiedenen Portraits, namentlich der vornehmen Damen im Reifrock mit jugendlichen Gesichtern und weissen (gepuderten) Haaren. Diese kamen mir durchaus als gespenstige Wesen vor, die mir, wenn ich allein im Zimmer war,

lebendig zu werden schienen und mich mit höchster Furcht erfüllten. Das einsame Schlafen in einem solchen abgelegenen Gemach, in dem alterthümlichen Prachtbett, in der Nähe eines solchen unheimlichen Bildes, war mir entsetzlich; zwar suchte ich vor der Tante, wenn sie mich des Abends mit einem Licht zu Bett brachte, meine Furcht zu verbergen; doch verging nie eine Nacht, ohne dass ich in Angstschweiss gebadet den schrecklichsten Gespenster-Visionen ausgesetzt war.

Den gespenstischen Eindruck dieses Aufenthaltes in das märchenhaft Sonderbare überzutragen, war die Persönlichkeit der drei Hauptbewohner dieses Stockwerkes vorzüglich geeignet: *Jeanette Thomé* war sehr klein und dick, trug eine blonde Titusperrücke und schien sich in dem Bewusstsein früherer Zierlichkeit zu behagen. Ihre treue Freundin und Pflegerin, meine Tante, welche ebenfalls zur alten Jungfer geworden war, zeichnete sich durch Länge und grosse Magerkeit aus; das Phantastische ihres sonst sehr freundlichen Gesichtes war durch ihr ausserordentlich spitzes Kinn vermehrt. Mein Oheim *Adolph* hatte sein Studirzimmer ein für allemal in einem finstern Gemach des Hofes aufgeschlagen. Dort traf ich ihn zuerst unter einem grossen Wuste von Büchern, in einer unscheinbaren Hauskleidung, deren Charakteristisches in einer hohen spitzen Filzmütze bestand, wie ich sie in Eisleben bei dem Bajazzo der Seiltänzergesellschaft gesehen hatte. Ein grosser Hang zur Selbständigkeit hatte ihn in dieses sonderbare Asyl getrieben. Ursprünglich zur Theologie bestimmt, gab er diese bald gänzlich auf, um sich einzig philologischen Studien zu widmen. Bei grösster Abneigung gegen eine Wirksamkeit als Professor und Lehrer mit Anstellung, suchte er sich frühzeitig durch litterarische Arbeiten dürftig zu erhalten. Mit geselligen Talenten und namentlich einer schönen Tenorstimme begabt, auch seinerseits mit Interesse für das Theater erfüllt, scheint er in seiner Jugend als nicht ungern gesehener Belletrist in *Leipzig* einem grösseren Bekanntenkreis lieb geworden zu sein. Bei einem Ausflage nach *Jena*, auf welchem er mit einem Altersgenossen sich selbst zu musikalisch-declamatorischen «Akademien» herbeigelassen zu haben scheint, besuchte er auch *Schiller;* er hatte sich hierzu mit einem Auftrage der Leipziger Theaterdirection, welche den kürzlich vollendeten «Wallenstein» acquiriren wollte, versehen. Mir schilderte er späterhin den hinreissenden Eindruck, den *Schiller* auf ihn hervorbrachte, dessen schlanke hohe Gestalt, und unwiderstehlich einnehmendes blaues Auge. Nur beklagte er sich, in Folge eines gutgemeinten Streichen, den ihm sein Freund gespielt, in grosse und beschämende Verlegenheit gebracht worden zu sein. Dieser hatte

nämlich ein Heft Gedichte *Adolph Wagner's* zuvor an Schiller zu bringen gewusst; der betroffene junge Poet musste nun von *Schiller* freundliche Lobsprüche hinnehmen, von denen er innigst überzeugt war, dass er sie nur der humanen Grossmuth *Schiller's* zu verdanken hatte. — Später wandte er sich immer mehr nur noch philologischen Studien zu. Als eine der bekanntesten Arbeiten auf diesem Feld ist seine Herausgabe des *Parnasso Italiano* zu erwähnen, welche er *Goethe* mit einem italienischen Gedichte widmete, von welchem mir zwar durch Sachkenner versichert worden ist, dass es in einem ungebräuchlichen und schwülstigen Italienisch verfasst sei, das ihm aber dennoch von *Goethe* einen anerkennungsvollen schönen Brief und einen silbernen Becher aus des Dichters gebrauchtem Hausgeräthe erwarb. — Der Eindruck, den seine Erscheinung in der bezeichneten Umgebung in meinem achten Jahre auf mich machte, war durchaus räthselhafter, befremdender Art. —

Zunächst wurde ich nach wenigen Tagen wieder diesen Einflüssen entzogen, um zu meiner Familie nach *Dresden* gebracht zu werden. Dort hatte sich während dem, unter der Leitung der nun alleinstehenden Mutter, meine Familie nach Kräften einzurichten gesucht. Mein ältester Bruder (*Albert*), ursprünglich zum Studium der Medizin bestimmt, hatte auf den Rath *Weber's*, der seine Tenorstimme rühmte, die theatralische Laufbahn in *Breslau* ergriffen. Ihm folgte bald meine zweitälteste Schwester (*Luise*), ebenfalls als Schauspielerin dem Theater sich widmend. Meine älteste Schwester *Rosalie* war zu einer ehrenvollen Anstellung am Dresdener Hoftheater selbst gelangt, und sie bildete nun fortan den Mittelpunkt des zurückgebliebenen jüngeren Theiles der Familie, wie sie die nächste Stütze der von Sorgen beschwerten Mutter blieb. Ich traf sie noch in derselben grossen und angenehmen Wohnung, welche der Vater zuletzt eingerichtet hatte; nur waren stets einige überflüssige Zimmer zeitweilig an Fremde vermiethet, unter denen einst auch *Spohr* sich einfand. Der grossen Rührigkeit meiner Mutter verdankte, mit Hülfe verschiedener erleichternder Umstände, (unter denen die fortdauernde Geneigtheit des Hofes gegen das Andenken meines Stiefvaters zu erwähnen ist) die Familie ein erträgliches Gedeihen, so dass auch in Betreff meiner Erziehung keine Art Vernachlässigung eintrat.

Nachdem auch eine dritte Schwester (*Clara*) ihrer ausserordentlich schönen Stimme zu lieb für das Theater bestimmt war, hielt meine Mutter angelegentlich darauf, in mir nicht etwa auch Neigung für das Theater aufkommen zu lassen. Es war ihr stets ein Selbstvorwurf geblieben, dass sie in die theatralische Laufbahn meines ältesten Bruders gewilligt

hatte; da mein zweiter Bruder keine weiteren Anlagen verrieth, als die, welche ihn zum Goldschmied bestimmt hatten, so war ihr nun daran gelegen, an mir die Hoffnungen und Wünsche des Stiefvaters der *«aus mir etwas machen wollte»*, in Erfüllung gehen zu sehen. Mit meinem vollbrachten achten Jahre wurde ich auf das Gymnasium der Kreuzschule in *Dresden* geschickt; ich sollte studieren. Dort trat ich als unterster Schüler der untersten Classe ein, und begann nun unter den bescheidensten Anfängen meine gelehrte Bildung. Die Mutter verfolgte mit grosser Theilnahme alle bei mir sich einstellenden Anzeigen von geistiger Lebendigkeit und Begabung.

Diese, für Alle die sie kennen lernten, merkwürdig gebliebene Frau, stellte ein eigenthümliches Gemisch von bürgerlich-häuslicher Rührigkeit und grosser geistiger Empfänglichkeit, bei durchaus mangelnder gründlicher Erziehung dar. Ueber ihre Herkunft hat sie sich gegen keines ihrer Kinder umständlich vernehmen lassen. Sie stammte aus *Weissenfels*, und gab zu, dass ihre Aeltern dort Bäcker[1]) gewesen seien. Schon in Betreff ihres Namens äusserte sie sich aber mit einer sonderbaren Befangenheit, indem sie diesen als «Perthes» angab, während, wie wir wohl herausbekamen, er in Wahrheit «Bertz» hiess. Auffallend war, dass sie in einer gewählten Erziehungsanstalt zu Leipzig untergebracht war, und dort die Sorge eines von ihr sogenannten «hohen väterlichen Freundes» genoss, als welchen sie uns später einen weimarischen Prinzen nannte, der sich um ihre Familie in *Weissenfels* Verdienste erworben hatte. Ihre Erziehung scheint in jener Anstalt durch den plötzlichen Tod dieses väterlichen Freundes unterbrochen worden zu sein. Sehr jung lernte sie meinen Vater kennen, und heirathete ihn, den ebenfalls sehr früh gereiften und zur Anstellung gelangten, im jugendlichsten Mädchenalter. Ihr Haupt-Charakterzug scheint ein drolliger Humor und gute Laune gewesen zu sein, und es ist wohl nicht zu glauben, dass nur das Pflichtgefühl gegen die Familie eines hinterlassenen Freundes, sondern eine wirklich herzliche Neigung auch zu dessen Wittwe den trefflichen *Ludwig Geyer* bewog, mit der nicht mehr ganz jugendlichen Frau in die Ehe zu treten. Ein Portrait von ihr, welches *Geyer* noch während ihrer ersten Ehe gemalt, stellt ihr Aeusseres sehr vortheilhaft dar. Von da an wo sie deutlich in meine Erinnerung tritt, war sie bereits durch ein Kopfleiden genöthigt stets eine Haube zu tragen, so dass ich den Eindruck einer jugendlichen und anmuthigen Mutter nicht mehr von ihr erhalten habe. Der sorgenvoll aufregende Umgang mit einer zahlreichen

[1]) Nach neueren Erkundigungen: Müllerbursche.

Familie (deren siebentes lebendes Glied ich war), die Schwierigkeiten das Nöthige zu beschaffen, und bei sehr beschränkten Mitteln eine gewisse Neigung für äussern Anschein zu befriedigen, liessen nicht jenen behaglichen Ton mütterlicher Familienzärtlichkeit bei ihr aufkommen; ich entsinne mich kaum je von ihr geliebkost worden zu sein, wie überhaupt zärtliche Ergiessungen in unserer Familie nicht stattfanden; wogegen sich ein gewisses hastiges, fast heftiges, lautes Wesen sehr natürlich geltend machte. Unter solchen Umständen ist es mir als Epoche machend in der Erinnerung geblieben dass, als ich eines Abends schläfrig zu Bett gebracht wurde, und die Augen weinerlich nach ihr aufschlug, die Mutter mit Wohlgefallen auf mich blickte, und gegen einen anwesenden Besuch sich mit einer gewissen Zärtlichkeit über mich äusserte. Was mich hauptsächlich ihrerseits beeinflusste, war der seltsame Eifer, in welchem sie vom Grossen und Schönen in der Kunst mit fast pathetischem Tone sprach. Mir gegenüber wollte sie aber hierunter niemals die theatralische Kunst gemeint haben, sondern nur Dichtkunst, Musik und Malerei, wogegen sie mir häufig fast mit ihrem Fluche drohte, wenn auch ich jemals zum Theater gehen wollte. Dabei war sie von sehr religiösem Sinn; sie hielt uns oft mit einem gefühlvollen Pathos längere, Predigtähnliche Reden von Gott und dem Göttlichen im Menschen, in denen sie sich gelegentlich wohl auch, mit plötzlich herabgestimmtem Tone, in humoristischer Art, durch einen Verweis unterbrach. Namentlich seit dem Tode des Stiefvaters versammelte sie jeden Morgen die übrig gebliebene Familie um ihr Bett, in welchem sie den Caffee trank, jedoch nicht eher, als bis von einem unter uns ein Lied aus dem Gesangbuch vorgelesen worden, wobei in der Wahl es nicht peinlich genau genommen wurde, bis denn einst aus Versehen meine Schwester *Clara* ein «Gebet in Kriegsnöthen» zu so ergreifendem Vortrag brachte, dass die Mutter sie mit den Worten unterbrach: «Na, nun höre auf! Gott verzeih' mir meine Sünde, in Kriegsnöthen sind wir doch gerade nicht!»

Trotz aller Beschwerlichkeit des Auskommens ging es dann und wann bei Abendgesellschaften heiter und, wie es mich Knaben dünkte, glänzend her. Aus den Zeiten meines Stiefvaters, welcher in den letzten Jahren seines Lebens durch sein Glück als Portraitmaler seine Einkünfte auf eine — für die damalige Zeit — ziemlich ansehnliche Höhe gesteigert hatte, waren uns angenehme und den besten Ständen angehörende Bekanntschaften verblieben, die sich auch jetzt zuweilen bei uns vereinigten. Namentlich bildeten damals die Mitglieder des Hoftheaters selbst anmuthige und geistig belebte Kreise, von denen ich

später in Dresden keine lebendige Erinnerungen mehr vorfand. Besonders beliebt waren gemeinschaftliche Landparthieen in die schöne Umgegend *Dresden's*, bei welchen collegialische künstlerische Heiterkeit vorherrschte. Ich entsinne mich eines solchen Ausfluges nach *Loschwitz*, wo eine Art Zigeunerwirthschaft aufgeschlagen wurde, welcher *Carl Maria v. Weber* in der Funktion eines Koches seinen Beitrag widmete. Auch ward bei uns musizirt; meine Schwester *Rosalie* spielte Klavier; *Clara* begann zu singen. Von den verschiedenen Theater-Aufführungen, welche früher an Geburtstägen der Aeltern zu gegenseitiger Ueberraschung oft mit grossen Vorbereitungen veranlasst wurden, blieben mir schon zu jener Zeit nur noch die Erinnerungen, namentlich an Aufführungen von einer Parodie der Grillparzer'schen *Sappho*, in welcher ich selbst im Chor der Gassenbuben vor dem Triumphwagen *Phaon's* mitwirkte. Diese Erinnerungen suchte ich mir durch ein schönes Puppentheater aufzufrischen, welches ich in der Hinterlassenschaft des Vaters auffand, und zu welchem er selbst schöne Decorationen gemalt hatte. Ich beabsichtigte, die Meinigen durch eine glänzende Aufführung auf diesem Theater zu überraschen. Nachdem ich mir mit grösstem Ungeschick verschiedene Puppen geschnitzt, für ihre Kleidung durch Verfertigung von Costümen, aus heimlich entwendeten Kleiderlappen meiner Schwestern, nothdürftig gesorgt hatte, ging ich auch an die Abfassung eines Ritterstückes, dessen Rollen ich meinen Puppen einstudiren wollte. Als ich die erste Scene entworfen hatte, entdeckten meine Schwestern das Manuscript und gaben es unmässigem Gelächter preis: die eine Phrase der geängstigten Liebhaberin, *«ich höre schon den Ritter traben,»* ist mir lange zu meinem grössten Aerger mit Pathos vorrezitirt worden.

Dem Theater, welchem auch jetzt meine Familie immer wieder nahe blieb, wandte auch ich von Neuem mich mit Eifer zu. Namentlich wirkte der *Freischütz*, — jedoch vorzüglich seines spukhaften Sujets wegen — äusserst charakteristisch auf meine Phantasie. Die Erregungen des Grausens und der Gespensterfurcht bilden einen ganz besondern Faktor der Entwicklung meines Gemüthslebens. Von zartester Kindheit an übten gewisse unerklärliche und unheimliche Vorgänge auf mich einen übermässigen Eindruck aus; ich entsinne mich, vor leblosen Gegenständen, als Meublen, wenn ich länger im Zimmer allein war, und meine Aufmerksamkeit darauf heftete, plötzlich aus Furcht laut aufgeschrieen zu haben, weil sie mir belebt schienen. Keine Nacht verging, bis in meine spätesten Knabenjahre, ohne dass ich aus irgend einem Gespenstertraum mit fürchterlichem Geschrei erwachte, welches nie eher endete, als bis

mir eine Menschenstimme Ruhe gebot. Das heftigste Schelten, ja selbst körperliche Züchtigung, erschienen mir dann als erlösende Wohlthaten. Keines meiner Geschwister wollte mehr in meiner Nähe schlafen; man suchte mich so fern wie möglich von den übrigen zu betten, und bedachte nicht, dass meine Gespensterhülferufe nur desto lauter und anhaltender wurden, bis man sich endlich an diese nächtliche Calamität gewöhnte.

Was mich im Zusammenhang hiermit beim Besuch des Theaters, worunter ich auch die Bühne, die Räume hinter den Coulissen und die Garderobe verstehe, lebhaft anzog, war weniger die Sucht nach Unterhaltung und Zerstreuung, wie beim heutigen Theaterpublikum, sondern das aufreizende Behagen am Umgang mit einem Elemente, welches den Eindrücken des gewöhnlichen Lebens gegenüber eine durchaus andere, rein phantastische, oft bis zum Grauenhaften anziehende Welt darstellte. So war mir eine Theaterdecoration, ja nur eine — etwa ein Gebüsch darstellende — Coulisse, oder ein Theaterkostüm, und selbst nur ein charakteristisches Stück desselben, als aus einer andern Welt stammend, in einem gewissen Sinne gespenstisch interessant, und die Berührung damit mochte mir als der Hebel gelten, auf dem ich mich aus der gleichgültigen Realität der täglichen Gewohnheit in jenes reizende Dämonium hinüberschwang. So blieb mir alles, was zu theatralischen Aufführungen diente, geheimnisvoll, bis zur Berauschung anziehend, und während ich mit Altersgenossen Aufführungen des *Freischütz* nachzuahmen suchte, und mit grossem Eifer hierbei mich der Herstellung der Kostüme und Gesichtsmasken durch groteske Malerei hingab, übten die zarteren Garderobengegenstände meiner Schwestern, mit deren Herrichtung ich die Familie häufig beschäftigt sah, einen fein erregenden Reiz auf meine Phantasie aus; das Berühren derselben konnte mich bis zu bangem, heftigem Herzschlag aufregen. Trotzdem dass, wie ich erwähnte, in unserem Familienverkehr keine, namentlich in Liebkosungen sich ergehende Zärtlichkeit herrschte, musste doch die stets nur weibliche Umgebung in der Entwicklung meines Empfindungswesens mich stark beeinflussen. Vielleicht gerade, weil dieser Umgang meist unruhiger, ja heftiger Art war, übten die sonstigen Attribute der Weiblichkeit, namentlich soweit sie mit der phantastischen Theaterwelt zusammenhingen, einen fast sehnsüchtig stimmenden Reiz auf mich aus.

Diesen von dem Grauenhaften bis in das Weichliche sich verlierenden phantastischen Stimmungen wirkte glücklicherweise ergänzend und kräftigend der ernstere Einfluss entgegen, welchen ich in der Schule mit Lehrern und Jugendgenossen empfing. Auch hier war es zwar haupt-

sächlich das Phantastische, was mich zu reger Theilnahme bestimmte. Ob ich für die Studien, wie man sagt, einen hellen Kopf hatte, kann ich nicht beurtheilen; ich glaube im Ganzen, das, was mich lebhaft anzog, fast ohne eigentliches Lernen schnell begriffen zu haben, während ich auf das, was meiner Vorstellung fern lag, kaum versuchte, eigentlichen Fleiss zu verwenden. Am deutlichsten zeigte sich dies im Rechnen, und später bei der Mathematik; in beiden Wissenschaften gelang es mir nicht einmal, es nur bis zum eigentlichen Beachten der mir gestellten Aufgaben zu bringen. Auch auf die alten Sprachen vermochte ich nur soweit Fleiss zu verwenden, als es durchaus unerlässlich war, um durch ihre Kenntniss mich der Gegenstände zu bemächtigen, deren charakteristischeste Darstellung mir vorzuführen es mich reizte. Hierin zog mich namentlich das Griechische an, weil die Gegenstände der griechischen Mythologie meine Phantasie so stark fesselten, dass ich die Helden derselben durchaus in ihrer Ursprache sprechend mir vorführen wollte, um meine Sehnsucht nach vollständigster Vertrautheit mit ihnen zu stillen. Dass unter diesen Umständen die eigentliche Grammatik nur als ein beschwerliches Hinderniss, nicht aber als ein selbst anreizender Wissenszweig betrachtet wurde, lässt sich leicht denken. Dass ich in meinen Sprachstudien nicht sehr gründlich verfuhr, erhellt mir am besten wohl daraus, dass ich in späterer Zeit das Befassen mit ihnen so schnell aufgeben konnte. Erst weit später gewann mir das Sprachstudium im Allgemeinen ein wahrhaftes Interesse ab, seit ich die physiologisch-philosophische Seite der Behandlung desselben kennen lernte, wie sie unseren neueren Germanisten durch *Jakob Grimm's* Vorgang zu eigen geworden ist. Da es nun für mich eben zu spät war, mich gründlicher diesem, endlich liebgewordenen Studium hinzugeben, bleibt mir das Bedauern, diese neuere Auffassung des Sprachstudiums nicht schon zu meiner Jugendzeit in unseren Gelehrtenschulen in Geltung angetroffen zu haben. Nichts destoweniger erwarben mir meine Erfolge auf dem philologischen Felde die bevorzugende Beachtung eines jungen Lehrers der Kreuzschule, des damaligen Magisters *Sillig*. Dieser erlaubte mir ihn öfter zu besuchen, und ihm meine Arbeiten, die in metrischen Uebersetzungen, sowie in eigenen Gedichten bestanden, mitzutheilen. Namentlich schien er bei den Declamationsübungen mich lieb gewonnen zu haben, und was er mir zutraute, mag daraus erhellen, dass er den damals etwa zwölfjährigen Knaben veranlasste, nicht nur *Hektor's Abschied* aus der *Ilias*, sondern selbst den berühmten Monolog des *Hamlet* vom Katheder herab zu rezitiren. — Als einst, da ich noch in

Quarta sass, ein Mitschüler, Namens *Starke*, plötzlich starb, erregte dieser traurige Vorfall so grosse Theilnahme, dass nicht nur die ganze Klasse zum Begräbniss des Kameraden beschieden, sondern vom Rektor auch die Aufgabe gestellt wurde, durch ein Gedicht, welches gedruckt werden sollte, die Leichenfeier zu erhöhen. Von den verschiedenen Gedichten, unter denen auch ein von mir in Eile verfasstes sich befand, erschien dem Rektor jedoch keines der beabsichtigten Auszeichnung würdig, so dass er bereits seinen Entschluss ankündigte, durch eine von ihm selbst zu verfassende Rede für das verfehlte einzutreten. Bestürzt suchte ich eilig Magister *Sillig* auf, um ihn noch zu einer Intervention zu Gunsten meines Gedichtes zu bewegen: wir gingen dieses nun durch; die achtzeiligen wohl gebauten und gereimten Stanzen bestimmten ihn den Inhalt des Gedichtes sorglich zu revidiren. Es fand sich sonderlicher Schwulst in Bildern, die weit über die Vorstellungsweise eines Knaben meines Alters hinausgingen, in dem Gedicht. Ich entsinne mich einer Stelle, auf welche der Monolog aus *Addison's Cato*, vor dessen Selbstmord, wie ich ihn in einer englischen Grammatik vorgefunden, grossen Einfluss geübt hatte. Die Worte *«und wenn die Sonne schwarz vor Alter würde, die Sterne müd' zur Erde fielen»*, welche jedenfalls unmittelbare Reminiscenzen aus jenem Monolog enthielten, erweckten *Sillig's* mich fast beleidigendes Lächeln. Dennoch verdankte ich der Sorgfalt und der Schnelligkeit, mit welcher er mein Gedicht von derlei Ausschweifungen säuberte, dass dieses schliesslich vom Rektor noch zugelassen, wirklich gedruckt und in zahlreichen Exemplaren vertheilt wurde.

Der Erfolg dieser Auszeichnung war ausserordentlich, sowohl bei meinen Mitschülern, als namentlich auch bei meiner Familie; meine Mutter faltete die Hände andächtig, und in mir ward ich nun einig über meinen Beruf. Ganz unzweifelhaft stand es vor mir, dass ich zum Dichter bestimmt sei. Magister *Sillig* wollte von mir ein grosses episches Gedicht abgefasst haben, und wies mir als Stoff *die Schlacht am Parnassos*, nach *Pausanias'* Darstellung, zu. Was ihn hierzu vermochte, war die von *Pausanias* berichtete Sage, dass den verbündeten Griechen gegen den räuberischen Einfall der Gallier im zweiten Jahrhundert vor Chr. die Musen selbst vom *Parnassos* herab durch Erregung eines panischen Schreckens beigestanden hätten. Wirklich begann ich mein Heldengedicht in Hexametern, kam aber nicht über den ersten Gesang hinaus. — In meinen Studien noch nicht so weit vorgeschritten, um die griechischen Tragiker in der Ursprache selbst bewältigen zu können, beeinflusste mich das Bekanntwerden mit den geistvollen Nachahmungen ihrer

Formen, welche mir zufällig in *August Apel's* hieher schlagenden dichterischen Arbeiten, nämlich dessen *Polyidos* und *Aitolier*, bekannt wurden, bei dem Versuche, ebenfalls eine Tragödie nach griechischem Muster zu construiren. Ich wählte hierzu als Stoff den Tod des *Odysseus* nach einer Fabel des *Hyginus*, nach welcher der alte Held von seinem mit *Kalypso* erzeugten Sohne erschlagen wird. Auch mit dieser Arbeit blieb ich in den ersten Anfängen stehen.

Aus der somit eingeschlagenen Geistesrichtung geht es hervor, dass die trockneren Schulstudien meinem Eifer ferne blieben. Griechische Mythologie, Sage und endlich Geschichte waren es, was mich einzig anzog. Dem Leben zugewandt, war ich im Verkehr mit meinen Altersgenossen lebhaft und zu abenteuerlichen Streichen aufgelegt. Zu jeder Zeit stand ich in fast leidenschaftlichem Freundschaftsbund zu irgend einem Erwählten. In diesen häufig wechselnden Beziehungen bestimmte mich meistens das Eingehen des Genossen auf meine phantastischen Liebhabereien. Einmal war es Dichterei und Versemachen, ein anderes Mal waren es theatralische Unternehmungen, mitunter wohl auch die Neigung zum Herumschweifen und zu lustigen Streichen, was mich in der Wahl meiner Freunde bestimmte. Ausserdem trug sich nun, wo ich mein dreizehntes Jahr erreicht hatte, eine starke Veränderung in unserer Familie zu: meine Schwester *Rosalie*, welche zum ernährenden Haupte derselben geworden war, erhielt ein vorteilhaftes Engagement am Theater in *Prag*, und Mutter und Geschwister siedelten 1826 mit vollkommenem Aufgeben des Dresdener Aufenthaltes nach *Prag* über. Ich allein ward in Dresden zurückgelassen, um die Kreuzschule bis zu meinem Abgange auf die Universität ohne Unterbrechung besuchen zu können. Ich ward zu diesem Zweck zu einer Familie *Böhme*, deren Söhne mir von der Schule her befreundet waren, und in welcher ich mich bereits heimisch gemacht hatte, in Wohnung und Kost gegeben. Mit dem Aufenthalt in dieser etwas unruhigen, in dürftigen Verhältnissen nicht sonderlich wählsam geleiteten Familie, beginnt mein Eintritt in die Flegeljahre meines Lebens. Stille zur Arbeitsruhe, sowie der sanftere phantastische Einfluss des Umganges mit meinen Schwestern, ging mir immer merklicher verloren. Dafür stellte sich ein turbulentes Wesen, Balgerei und Raufsucht ein. Nach der zarteren Seite hin trat wiederum der Einfluss des weiblichen Elementes in bisher nicht gekannter Weise hervor; erwachsene Töchter und deren Freundinnen erfüllten oft die dürftigen engen Räume. Meine ersten Erinnerungen an knabenhafte Verliebtheit fallen in diese Zeit. Ich entsinne mich, dass ein sehr schönes, wohl gezogenes junges Mädchen,

wenn ich nicht irre *Amalie Hoffmann* mit Namen, als sie, wie es ihr nur selten möglich war, des Sonntags in sauberem Putze zum Besuch in das Zimmer trat, mich bis zu lange dauernder Sprachlosigkeit in Erstaunen versetzte. Andere Male entsinne ich mich besinnungslose Schläfrigkeit geheuchelt zu haben, um von den Mädchen unter Bemühungen, welche dieser Zustand nöthig zu machen schien, zur Ruhe gebracht zu werden, weil ich einst zu meiner aufregenden Ueberraschung bemerkt hatte, dass ein ähnlicher Zustand mich in eine mir schmeichelnde unmittelbare Berührung mit dem weiblichen Wesen brachte.

Am mächtigsten wirkte aber in diesem Jahre der Entfernung von meiner Familie ein kurzer Besuch, den ich derselben in Prag abstattete. Es war im vollen Winter, als meine Mutter in Dresden ankam und mich auf acht Tage mit sich nahm. Das Reisen mit der Mutter war von ganz besonderer Art; sie zog bis an ihr Lebensende dem schnelleren Reisen mit der Post die abenteuerlichere Fahrt mit dem Lohnkutscher vor. Von Dresden nach Prag waren wir in grosser Kälte volle drei Tage unterwegs. Die Fahrt über das böhmische Gebirge schien oft mit völligen Gefahren verbunden, und nach glücklicher Ueberstehung der aufregendsten Abenteuer kamen wir endlich in *Prag* an, wo ich mich plötzlich in ein ganz neues Element versetzt fühlte. Lange Zeit hindurch hat der Besuch Böhmens, und namentlich Prags, von Sachsen aus, auf mich einen völlig poëtischen Zauber ausgeübt. Die fremdartige Nationalität, das gebrochene Deutsch der Bevölkerung, gewisse Kopftrachten der Frauen, der heimische Wein, die Harfenmädchen und Musikanten, endlich die überall wahrnehmbaren Merkmale des Katholizismus, die vielen Kapellen und Heiligenbilder, machten mir stets einen seltsam berauschenden Eindruck, der vielleicht an die Bedeutung sich anknüpfte, welche bei mir, der bürgerlichen Lebensgewohnheit gegenüber, das Theatralische gewonnen hatte. Vor allem übte die alterthümliche Pracht und Schönheit der unvergleichlichen Stadt Prag auf meine Phantasie einen unerlöschlichen Eindruck. Aber auch in dem Umgange meiner Familie fand ich Elemente, welche mir bis dahin fremd geblieben waren. Namentlich meine nur zwei Jahre ältere Schwester *Ottilie* hatte die leidenschaftliche Freundschaft einer adeligen Familie, der des Grafen *Pachta*, gewonnen. Zwei Töchter desselben, *Jenny* und *Auguste*, welche noch längere Zeit als vorzüglichste Schönheiten Prag's gerühmt wurden, hatten sich mit exaltirter Zärtlichkeit dieser meiner Schwester zugewandt. Mir waren solche Wesen und ein solches Verhältniss etwas ganz Neues und Bezauberndes. Ausserdem hatten sich einige Schöngeister Prag's, unter diesen

*W. Marsano*, ein ausgezeichnet schöner und liebenswürdiger Mann, in unserem Hause eingefunden. Leidenschaftlich unterhielt man sich oft über die *Hoffmann*'schen Erzählungen, welche damals noch ziemlich neu und von grossem Eindruck waren. Ich erhielt von hier an durch mein erstes, zunächst nur oberflächliches Bekanntwerden mit diesem Phantastiker eine Anregung, welche sich längere Jahre hindurch bis zur excentrischen Aufgeregtheit steigerte, und mich durch die sonderbarste Anschauungsweise der Welt beherrschte.

Im folgenden Frühjahr 1827 wiederholte ich von Dresden aus einen Besuch in Prag, diesmal aber zu Fuss und in Begleitung meines Genossen *Rudolf Böhme*. Die Reise war voller Abenteuer; noch eine Stunde Weges vor Teplitz, bis wohin wir am ersten Abend gelangten, mussten wir andern Tages, da wir uns die Füsse wund gegangen hatten, auf einem Fuhrwerke uns weiter befördern lassen, jedoch nur bis *Lowositz*, weil von nun an das Geld uns vollständig ausging. In glühender Sonnenhitze, halb verschmachtend und mit hungerndem Magen wandernd, durchstreiften wir auf Seitenwegen das wildfremde Land, bis wir am Abend wieder die Hauptstrasse erreichten, auf welcher soeben ein eleganter Reisewagen uns begegnete. Ich gewann es über mich, mir das Ansehen eines reisenden Handwerksburschen zu geben, und die vornehmen Reisenden um ein Almosen anzusprechen, während mein Freund sich furchtsam in dem Chausséegraben versteckte. Für die Nachtherberge beschlossen wir auf gut Glück in eine freundliche Schenke am Wege einzutreten, und berathschlagten nun was vorzuziehen sei, ob für das soeben erhaltene Almosen ein Nachtbrod oder ein Nachtlager zu gewinnen: wir entschlossen uns zu dem Abendbrod, mit der Absicht die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Während wir uns erquickten, trat ein seltsamer Wanderer herein: er trug ein schwarzes Sammetbarrett mit einer metallenen Lyra als Kokarde daran, auf dem Rücken eine Harfe. Mit bestem Humor entlud er sich seines Instrumentes, machte es sich bequem, und verlangte gute Kost, in der Absicht hier zu übernachten, um des andern Tages nach Prag, wo er zu Haus war und wohin er von Hannover zurückkehrte, weiter zu wandern. Das joviale Wesen des lustigen Menschen, welcher bei jeder Gelegenheit sein Lieblings-Motto: *«non plus ultra»*, anbrachte, erweckte mir Gefallen und Vertrauen: sehr schnell war Bekanntschaft geschlossen, und mein Vertrauen ward von Seiten des wandernden Musikers durch Bezeigung einer fast zärtlichen Liebe erwiedert. Es wurde bestimmt, des andern Tages gemeinschaftlich die Fussreise fortzusetzen: er lieh mir zwei Zwanziger, und liess

sich von mir die Prager Wohnung meiner Familie in seine Brieftasche notiren. Dieser persönliche Erfolg hatte für mich etwas Entzückendes. Mein Harfenspieler gerieth in leidenschaftliche Lustigkeit: es wurde viel Czernoseker-Wein getrunken; er sang und spielte auf seiner Harfe wie rasend, schwor in einem fort sein *«non plus ultra»*, und sank endlich berauscht auf das für uns Alle im Wirthzimmer aufgeworfene Strohlager. Als die Sonne hereinschien, war er nicht zu erwecken, und wir mussten uns entschliessen, in der Morgenfrische ohne ihn uns auf den Weg zu machen, in der Voraussetzung, der rüstige Mann würde uns den Tag über wohl einholen. Jedoch erwarteten wir ihn vergebens auf der Landstrasse, sowie auch während unseres folgenden Aufenthalts in Prag: erst nach mehreren Wochen fand der wunderliche Mensch sich bei meiner Mutter ein, weniger um sein Darlehen zurückzufordern, als um von seinen jungen Freunden Nachricht zu empfangen. — Der Rest unserer Wanderung kostete den jungen Gliedern noch grosse Ermüdung. Unbeschreiblich war meine Freude bei dem endlichen Anblick Prag's von einer Anhöhe in einer Stunde Entfernung. Als wir uns den Vorstädten näherten begegnete uns wiederum eine glänzende Equipage: aus ihr riefen mir die beiden schönen Freundinnen meiner Schwester *Ottilie* überrascht entgegen; sie hatten mich, trotz der fürchterlichsten Entstellung durch den Sonnenbrand und die blaue Leinwandblouse mit hochrother Kattunmütze, sofort erkannt. Voll Scham und mit hochklopfendem Herzen, vermochte ich wenig Auskunft zu geben, und zog schnell weiter, um in der mütterlichen Wohnung angelangt, vor allen Dingen für die Wiederherstellung meiner verbrannten Gesichtsfarbe zu sorgen. Hierzu opferte ich zwei volle Tage, während welcher ich mein Gesicht in Umschläge von Petersilie hüllte. Nun erst gab ich mich dem Genusse der Welt wieder hin. Als ich bei der Rückreise von der gleichen Anhöhe wieder auf Prag zurückblickte, zerfloss ich in Thränen, warf mich zur Erde, und war von meinem staunenden Freunde lange nicht zum Weiterwandern zu bewegen. Ich blieb ernst, und bis zur Heimkehr nach Dresden begegneten uns diesmal keine Abenteuer.

Die Neigung zu grösseren Fussreisen befriedigte ich noch im gleichen Jahre durch meinen Anschluss an eine zahlreiche Gesellschaft von Gymnasiasten verschiedener Klassen und gemischten Alters, welche sich in den Sommerferien zu einer gesellschaftlichen Wanderung nach Leipzig entschlossen hatten. Auch diese Reise tritt aus meinen Jugenderinnerungen durch lebhafte Eindrücke hervor. Der charakteristische Hauptzug der Gesellschaft bestand in einer anticipirenden Tendenz des Studenten-

wesens; wir gebärdeten und kleideten uns in phantastischer Weise schon ganz nach Studentenart. Nachdem wir bis Meissen auf dem Marktschiff gefahren waren, ging die Wanderung nun von der Hauptstrasse ab über mir unbekannt gebliebene Dörfer. In der Schenke eines derselben, wo wir unter den ausgelassensten Abenteuern in einer grossen Scheune übernachteten, trafen wir ein grosses Puppentheater, mit Marionnetten von fast menschlicher Grösse an. Natürlich pflanzte sich die ganze Wandergesellschaft im Zuschauerraume auf, und setzte dadurch die Dirigenten der Aufführung, welche nur auf ein Bauernpublikum gerechnet hatten, in grosse Verlegenheit. Es wurde «*Genovefa*» gespielt; das unaufhörliche Witzeln, das stete spasshafte Hineinreden und höhnische Unterbrechen, was sich die naseweise Zukunfts-Studentenschaft erlaubte, erregte endlich aber selbst das Missfallen der bäuerlichen Zuschauerschaft, welche durchaus zur Rührung aufgelegt blieb. Ich glaube unter uns der Einzige gewesen zu sein, der diesen Uebermuth peinlich empfand, und trotz unwillkürlichen Lachens über spasshafte Einfälle meiner Genossen, dennoch für das Stück, wie für sein ursprüngliches naives Publikum Partei nahm. Eine populäre Redensart, welche in dem Stücke vorkam ist mir dennoch unvergesslich geblieben; *Golo* trug nämlich dem unvermeidlichen *Kaspar* auf, den Pfalzgrafen nach seiner Heimkehr «*hinten zu kitzeln, dass er es vorne fühle*»; Kaspar verrieth dem Pfalzgrafen wörtlich den Auftrag *Golo's*, und der Pfalzgraf warf dem entlarvten Bösewicht seine Schuld wiederum mit den im höchsten Pathos ausgesprochenen Worte vor: «O Golo, Golo! Du hast Kasper'n gesagt, er solle mich hinten kitzeln, dass ich's vorne fühle!» — Von *Grimma* aus fuhr die jugendliche Gesellschaft endlich in offenem Wagen in *Leipzig* ein, jedoch nicht ohne zuvor die Abzeichen des Studententhumes sorgsam entfernt zu haben, aus Furcht vor den wahrhaften Studenten, denen wir nun begegnen würden, für diese Anmassung übel behandelt zu werden.

*Leipzig* hatte ich seit meinem ersten Besuche im achten Jahre, ganz in der ähnlichen Umgebung wie das erste Mal, vorübergehend wiederbesucht; der phantastische Eindruck des Thomé'schen Hauses hatte sich wiederholt, nur war diesmal durch meine vorgerücktere Schulbildung bereits die Möglichkeit eines bewussteren Umganges mit meinem Onkel *Adolf* gegeben. Veranlassung hierzu gab mein freudiges Erstaunen, als ich erfuhr, dass der in einem grossen Vorsaal stehende Bücherschrank mit einer ziemlich zahlreichen Bibliothek aus der Erbschaft meines Vaters, mir angehöre. Ich ging die Bücher mit meinem

Oheim durch, wählte sofort eine Anzahl lateinischer Schriftsteller in der schönen *Zweibrücker* Ausgabe, sowie andere mich anziehende dichterische und schöngeistige Werke aus, und sorgte für die Zusendung nach Dresden. Bei meinem neuesten Besuche reizte mich namentlich das Studium des Studentenwesens. Zu den Eindrücken des Theaters und Prag's kam nun ein neues phantastisches Element, das sogenannte Renommiren des Studententhums. Eine Umwälzung war hiermit vorgegangen. Da ich zuerst als achtjähriger Knabe Studenten zu sehen bekam, hatte sich mir aus ihrem Aeussern die altdeutsche Tracht, mit dem schwarzen Sammtbarrette, dem am nackten Hals umgeschlagenen Hemdkragen und dem langen Haar, lebhaft eingeprägt. Seitdem war das Burschenthum, welchem jene Tracht angehörte, vor den politischen Verfolgungen verschwunden, und dagegen machte sich das nicht minder den Deutschen eigenthümliche Landsmannschaftswesen jetzt vorzüglich breit. Die Tracht der Landsmannschafter schloss sich im Ganzen der Mode, sogar mit Uebertreibung an; dennoch zeichnete sie sich durch Buntheit, und namentlich durch das Zurschautragen der landsmannschaftlichen Verbindungsfarben, vor der der übrigen Stände aus. Der «*Comment*», dieses Compendium pedantischer Verhaltungsmassregeln zur Conservirung eines trotzig abgeschlossenen Kastengeistes gegenüber den bürgerlichen Ständen, hatte seine phantastische Seite, wie im Grunde genommen die philisterhaftesten Eigenthümlichkeiten der Deutschen sie haben. Für mich wurde derselbe zum Begriff der Emanzipation von Schul- und Familienzwang. Die Sehnsucht Student zu werden fiel auf bedenkliche Weise mit meiner wachsenden Abneigung gegen die trockneren Studien und meiner sich steigernden Leidenschaft für das Befassen mit phantastischer Poëterei zusammen. Die Folge hiervon zeigte sich bald durch trotzige Unternehmungen zur Veränderung meiner Lage.

Bereits traf mich der Akt meiner Confirmation zu Ostern 1827 in ziemlicher Verwilderung nach dieser Seite hin, und namentlich mit merklicher Herabstimmung meiner Hochachtung für kirchliche Gebräuche. Der Knabe, der noch vor wenigen Jahren mit schmerzlicher Sehnsucht nach dem Altarblatte der Kreuzkirche geblickt, und in extatischer Begeisterung sich an die Stelle des Erlösers am Kreuze gewünscht, hatte die Hochachtung vor dem Geistlichen, zu welchem er in die der Confirmation vorangehenden Vorbereitungsstunden ging, bereits so sehr verloren, dass er zu seiner Verspottung nicht ungern sich gesellte, und sogar einen Theil des für ihn bestimmten Beichtgeldes in Uebereinstimmung mit einer hierzu verbundenen Genossenschaft vernaschte. Wie

es trotzdem mit meinem Gemüthe stand, erfuhr ich jedoch fast zu meinem Schrecken, als der Akt der Austheilung des heiligen Abendmahles begann, vom Chor Orgel und Gesang ertönte, und ich im Zuge der Confirmanden um den Altar wandelte: die Schauer der Empfindung bei Darreichung und Empfang des Brodes und des Weines sind mir in so unvergesslicher Erinnerung geblieben, dass ich, um der Möglichkeit einer geringeren Stimmung beim gleichen Akte auszuweichen, nie wieder die Veranlassung ergriff zur Communion zu gehen, was mir dadurch ausführbar ward, dass bekanntlich bei den Protestanten kein Zwang hierzu besteht.

Bald aber benutzte ich eine herbeigezogene Veranlassung zu einem Bruch mit der Kreuzschule, um meinen Fortgang nach Leipzig, von meiner Familie zu erzwingen. Um mich gegen eine mir ungerecht dünkende Strafe, welche der sonst von mir sehr verehrte Conrektor *Baumgarten-Crusius* über mich verhängte, zu schützen, gab ich beim Rektor eine plötzlich erhaltene Aufforderung meiner Familie, mit ihr in Leipzig mich zu vereinigen, vor, um sofort meine Entlassung aus der Schule zu erhalten. Bereits seit einem Vierteljahre hatte ich das Böhme'sche Haus verlassen, und bewohnte für mich allein ein kleines Dachzimmer, in welchem ich von einer Hofsilberwäschers-Wittwe bedient wurde, die mich den ganzen Tag über mit dem bekannten dünnen sächsischen Kaffee, als fast einzigem Nahrungsmittel versorgte. In dieser Dachkammer habe ich nichts wie Verse gemacht, auch fasste ich dort die ersten Entwürfe zu dem riesigen Trauerspiele, mit welchem ich später meine Familie in Bestürzung versetzte. Die Unordnung, in welche ich durch diese vorzeitige häusliche Unabhängigkeit gerieth, veranlasste namentlich meine besorgte Mutter, ohne Schwierigkeiten in meine Uebersiedelung nach *Leipzig* zu willigen, um so mehr als wirklich ein Theil meiner zerstreuten Familie sich dorthin gewendet hatte.

Mein Verlangen nach *Leipzig*, wie es ursprünglich durch die dort empfangenen phantastischen Eindrücke, zuletzt durch meine Schwärmerei für das Studentenwesen erweckt worden war, hatte in neuester Zeit noch eine andere Anregung erhalten. Meine Schwester *Luise*, damals ein Mädchen von etwa 22 Jahren, war, da sie kurz nach dem Tode unseres Stiefvaters nach Breslau zum Theater gegangen, mir so gut wie unbekannt geworden. Vor Kurzem kam sie auf ihrer Reise von dort nach Leipzig, an dessen Theater sie ein Engagement angenommen hatte, auf wenige Tage durch Dresden. Diese Begegnung mit der verwandten Unbekannten, das herzlich zärtliche Bezeugen ihrer Freude mich wiederzusehen, sowie ihr aufgewecktes launiges Wesen, machten auf mich den

angenehmsten Eindruck. Bei ihr, zu der sich nun auch die Mutter mit *Ottilien* für einige Zeit wandte, zu wohnen, erschien mir reizend. Zum erstenmal war eine Schwester zärtlich gegen mich gewesen. Als ich zu Weihnachten desselben Jahres (1827) in Leipzig ankam, und bereits meine Mutter mit *Ottilie* und *Cäcilie* (meiner Stiefschwester) vorfand, wähnte ich mich im Himmel. Eine grosse Veränderung hatte sich jedoch bereits zugetragen: *Luise* war Braut des angesehenen und vermögenden Buchhändlers *Friedrich Brockhaus* geworden. Die Anhäufung der Familie der gänzlich vermögenslosen Braut scheint nie dem ausserordentlich gutherzigen Bräutigam und baldigen Gemahle lästig gefallen zu sein; dennoch mag wohl die Schwester diesem Umstande eine besorgliche Vorstellung entnommen haben, welche sie mir alsbald in einem entfremdenden Lichte erscheinen liess. Die Veranlassung in den höheren bürgerlichen Kreisen sich zu wünschenswerther Geltung zu bringen, führte ausserdem von selbst eine merkliche Veränderung in dem Benehmen der sonst so heiteren, zu lustigen Einfällen aufgelegten Schwester herbei, welches im Laufe der Zeit von mir mit solcher Bitterkeit wahrgenommen wurde, dass ich gelegentlich mich später mit ihr einmal vollständig überwarf. Zu dem mich kränkenden Tadel meiner Aufführung gab ich jedoch leider bald wirklichen Anlass. Der Verfall meiner Studien und mein völliges Abweichen von den Pfaden einer regelmässigen Schulausbildung schreibt sich von meinem Eintritt in Leipzig her, und vielleicht war der Hochmuth des Schulpedantismus daran schuld.

In Leipzig bestehen zwei Gelehrtenschulen; die ältere, Thomas- und die jüngere, Nicolaischule genannt: die Nicolaischule stand damals in vorzüglicherem Rufe als ihre Schwester; dort musste ich demnach aufgenommen werden. Nun fand das Lehrercollegium, dem ich mich zu Neujahr 1828 zur Prüfung vorstellte, es dem Rang ihrer Schule angemessen, mir, der ich zuvor in der Dresdener Kreuzschule bereits in Secunda gesessen hatte, für einige Zeit Obertertia anzuweisen. Der Missmuth, der mich erfasste, als ich den Homer, von welchem ich bereits zwölf Gesänge schriftlich übersetzt hatte, wieder bei Seite legen musste, um zu den leichtern griechischen Prosaisten zurückzukehren, war unbeschreiblich, und schnitt sich tief in meine ganze Stimmung ein. Ich betrug mich demzufolge so, dass ich mir nie einen der Lehrer dieser Schule befreundete. Der hieraus entstehende unfreundliche Schulzwang stimmte mich um so trotziger, als ich nun an verschiedenen neuen Faktoren meiner Lebensbildung Anhalt zu diesem Trotz gewann. Während zunächst das nun täglich vor meinen Augen sich ausbreitende Studenten-

leben mich immer mehr mit seinem auflehnungssüchtigen Geiste erfüllte, fand ich von einer anderen, ernsteren Seite her unerwartet eine neue Anregung zur Verachtung des Schulpedantismus. Ich bezeichne hier den ihm längere Zeit unbewusst gebliebenen Einfluss meines Onkels *Adolph Wagner*, dessen Umgang nun für die eigentümliche Bildung des heranreifenden Jünglings von wichtiger Bedeutung ward.

Dass meinen phantastischen Neigungen nicht eigentlich ein Hang zu oberflächlicher Zerstreuung zu Grunde lag, zeigte sich in dem angelegentlichen Eifer, mit welchem ich mich diesem gelehrten Verwandten anschloss. Allerdings war er im Umgang und Gespräch sehr anziehend; die Vielseitigkeit seines Wissens, welches sich vom philologischen Fach über das philosophische und litterar-poëtische mit gleicher Wärme ausdehnte, vermochte nach dem Bekenntnisse Vieler, wenn er sich in gesprächlicher Unterhaltung mittheilte, höchst einnehmend zu wirken. Dass ihm hiergegen die Gabe versagt war, ebenso hinreissend, ja selbst nur klar zu schreiben, war eine der sonderbaren Unvollkommenheiten dieses Mannes, die seine Wirksamkeit auf die litterarische Welt bedeutend abschwächte, ja ihn sogar oft der Lächerlichkeit aussetzte, indem man ihm bei vorkommender Polemik die unverständlichsten und schwülstigsten Sätze nachweisen konnte. Mich sollte diese Schwäche nicht abschrecken, da ich einerseits in der unklaren Periode meiner eigenen Entwicklung befangen war, in welcher litterarischer Schwulst mir um so tiefsinniger erschien, als ich ihn nicht fassen konnte, andrerseits aber ich weniger von meinem Onkel las, als mit ihm mich unterhielt. Auch ihm schien der Umgang mit dem feurig aufhorchenden Jünglinge angenehm. Leider vergass er im vielleicht nicht ganz unselbstgefälligen Eifer seiner Mittheilung, dass er hierbei, wie in der Wahl seiner Ausdrucksweise, weit über meine jugendliche Fassungskraft hinausging. Täglich holte ich ihn zu den seiner Gesundheit nöthigen Nachmittagspromenaden um die Thore der Stadt ab. Ich vermuthe oft das Lächeln vorübergehender Bekannter erregt zu haben, welche den tiefsinnigen und oft aufreizenden Discussionen zwischen mir und meinem Onkel lauschten. Den Gegenstand derselben bildete im Grunde alles Ernste und Erhabene auf dem Gebiete des Wissens. Seine reichhaltige Bibliothek hatte mich fieberhaft nach allen Seiten hin aufgeregt, so dass ich feurig von einem Gebiete der Litteratur in das andere übersprang, ohne dazu gelangen zu können nach irgend einer Seite hin mich gründlich zu unterrichten. Mein Oheim freute sich in mir einen höchst willigen Zuhörer von Vorlesungen klassischer Tragödien, von denen er zum Beispiel selbst

ine Uebersetzung des »König Oedipus« geliefert hatte, zu finden; denn nit Recht schmeichelte er sich nach *Tieck*, der ihm wahrhaft befreundet ar, einer der besten Vorleser zu sein. Ich entsinne mich, dass, als er insam mit dem Lesepulte vor mir sass und eine griechische Tragödie orlas, es ihn nicht verdross, als ich vollkommen einschlief, was er nachräglich gar nicht bemerkt zu haben vorgab. Meine Abende bei ihm zu erbringen, bestimmte mich ausserdem die freundlich behagliche Bewirthung, welche mir von seiner Frau zu Theil ward. Seit meiner frühesten Bekanntschaft mit meinem Oheim im Thomé'schen Hause war nämlich ine grosse Veränderung in dessen Leben vorgegangen. Das Asyl, welches r mit seiner Schwester *Friederike* bei seiner Freundin gefunden, schien nit der Zeit für ihn doch unerträgliche Verpflichtungen herbeizuführen. Da seine litterarischen Arbeiten ihm ein mässiges Einkommen sicherten, and er es endlich seiner Würde entsprechender einen eigenen Hausstand u gründen. Eine seinem Alter angemessene Freundin, die Schwester les nicht unrühmlich bekannt gewordenen Aesthetikers *Wendt* in Leipzig, vurde von ihm bestimmt, seine eigene Häuslichkeit ihm herzurichten. Ohne *Jeannette* ein Wort zu sagen war er, statt des gewöhnlichen Nachnittagsspazierganges, mit seiner Erwählten zur schnellen Abmachung ler üblichen Trauungs-Ceremonien in die Kirche gegangen, und meldete un bei der Heimkehr, dass er ausziehe, und noch heute seine Sachen bholen lassen werde. Der grossen Bestürzung, vielleicht auch den Vorvürfen seiner älteren Freundin, wusste er mit milder Fassung zu begnen, und bis an sein Lebensende setzte er seine regelmässigen tägchen Besuche bei der zu Zeiten zärtlich schmollenden »*Mamselle Thomé*« ort. Nur die arme *Friederike* schien die unerwartete Untreue des Bruders nitunter büssen zu müssen.

Was mich an meinem Oheim besonders feurig anzog, war seine schroffe, ber doch humoristisch sich äussernde Verachtung des modernen Pelantismus in Staat, Kirche und Schule. Bei grosser Mässigung seiner onstigen Ansichten über das Leben, machte er auf mich doch die Wirung des eigentlichen Freigeistes. Völlig begeisternd wirkte auf mich eine Verachtung der Schulpedanterei. Als ich eines Tages mit dem Lehrer-Collegium der Nicolai-Schule in bedenkliche Konflikte gerathen var, und der Rektor derselben sich mit einer ernstlichen Beschwerde ber mein Betragen an meinen Oheim, als den einzigen männlichen Vertreter meiner Verwandtschaft richtete, frug mich dieser beim Spaziergang um die Stadt gelegentlich ruhig und lächelnd, wie einen Altersgenossen, was ich denn mit den Leuten an der Schule gehabt hätte; ich

erklärte ihm den Vorfall und berichtete ihm von der mir ungerecht dünkenden Strafe, zu welcher ich verurtheilt war. Er beruhigte mich und ermahnte mich zur Geduld, indem ich mit dem spanischen Sprichwort mich trösten sollte: «*un rey no puede morir*», welches er dahin erklärte, dass auch ein Schulmonarch nothwendig immer Recht haben müsste.

Es konnte ihm natürlich nicht erspart bleiben, die Folgen dieser, die Urtheilskräfte meines Alters weit überschätzenden Art des Verkehres mit mir endlich zu seinem Schrecken inne zu werden. Hatte es mich zwar auch verdrossen, eines Tages, als ich den Goethe'schen Faust vorzunehmen wünschte, von ihm die ruhige Meinung, dass ich diesen noch nicht verstehen würde, zu vernehmen, so hatten mich doch seine sonstigen Gespräche über unsere grossen Dichter, selbst über *Shakespeare* und *Dante*, nach meinem Dünken so vertraut mit diesen erhabensten Vorbildern gemacht, dass ich seit längerer Zeit heimlich damit beschäftigt war, mein grosses, schon in Dresden concipirtes Trauerspiel auszuführen. Auf diese Ausführung verwandte ich seit meinem Zerfall mit der Schule alle Arbeitskräfte, welche dieser eigentlich gewidmet sein sollten. Ich gewann mir bei dieser heimlichen Arbeit eine einzige Mitwisserin, meine Schwester *Ottilie*, welche mit mir jetzt allein bei der Mutter wohnte. Ich entsinne mich des Zagens und Schreckens, welchen die erste vertraute Mittheilung meiner grossen dichterischen Unternehmung meiner guten Schwester verursachte; dennoch gab sie sich liebevoll den Peinigungen hin, welche ich ihr zu Zeiten durch geheimnissvolle, aber deshalb nicht affektlose Vorlesung der einzelnen Theile meiner fortschreitenden Arbeit verursachte. Als ich ihr einstmals eine der erschrecklichsten Scenen vorlas, brach ein heftiges Gewitter aus; als ganz in unserer Nähe der Blitz einschlug und der Donner krachte, glaubte meine Schwester in mich dringen zu müssen, mit der Lektüre einzuhalten: sie überzeugte sich bald, dass es unmöglich war mich dazu zu bewegen, und hielt mit rührender Ergebung aus.

Ein bedenklicheres Gewitter zog sich jedoch endlich um den Horizont meines Lebens zusammen. Meine Vernachlässigung der Schule erreichte den Grad, dass es nothwendig zu einem Bruche mit ihr führen musste. Während meine gute Mutter hiervon keine Ahnung hatte, sah ich weniger mit Bangen, als mit Verlangen der Katastrophe entgegen. Um dieser in würdiger Weise zu begegnen, beschloss ich endlich meine Familie mit der Entdeckung meines nun vollendeten Trauerspieles zu überraschen. Die Bekanntschaft mit diesem grossen Ereigniss sollte ihr durch meinen

Onkel verschafft werden; seiner herzlichen Anerkennung meines grossen Dichterberufes glaubte ich in Folge unserer sonstigen grossen Uebereinstimmung über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst, unbedenklich sicher sein zu dürfen. Somit übersandte ich ihm das voluminöse Manuscript mit einem ausführlichen Brief, in welchem ich ihm meine Lebenstendenz im Betreff der Nicolaischule, sowie meinen festen Entschluss, fortan durch keinen Schulpedantismus mehr in meiner freien Entwicklung mich hemmen zu lassen, wie ich vermuthete, zu seiner grossen Freude, mittheilte. Es kam anders. Der Schreck war gross. Mein Onkel, sich völlig einer Schuld bewusst fühlend, erschien bei meiner Mutter und meinem Schwager, um mit Entschuldigungen seines, vielleicht übel zu deutenden Einflusses auf mich, Bericht von dem Unglück zu geben, welches die Familie betroffen habe. Mir selbst schrieb er einen ernst abweisenden Brief, von dem ich noch heute nicht begreifen kann, warum er von so wenigem Humor in der Auffassung meiner Verirrung zeigte: denn, auffallender Weise, gab er nur dem Gefühl des Selbstvorwurfes, durch unzweckmässigen Umgang mich zur Verschrobenheit getrieben zu haben, Ausdruck, belehrte mich aber durchaus nicht in gemüthlicher Weise über den Charakter meiner Verirrung.

Der Gegenstand des Verbrechens des fünfzehnjährigen Jünglings, bestand, wie gesagt, in einem grossen Trauerspiel, mit dem Titel: «*Leubald und Adelaïde*».

Das Manuscript dieses Drama's ist mir leider abhanden gekommen, doch sehe ich es im Geiste noch deutlich vor mir: die Handschrift war im höchsten Grad affektirt; die schräg zurückgebogenen hohen Buchstaben, durch welche ich ihr einen originellen Anstrich zu geben suchte, hatten schon einem meiner Lehrer die persische Keilschrift zurückgerufen. In dieser Schrift hatte ich nun ein Drama aufgezeichnet, zu welchem *Shakespeare* hauptsächlich durch «Hamlet», «Macbeth» und «Lear», *Gœthe* durch «Götz von Berlichingen» beigetragen hatten. Die Handlung begründete sich eigentlich auf eine Variation des «Hamlet»: die Veränderung bestand darin, dass mein Held, durch die Erscheinung des Geistes seines, unter ähnlichen Umständen gemordeten Vaters, und dessen Aufforderung zur Rache, zu so ungestümer Aktion hingerissen wird, dass er durch eine Reihe von Mordthaten zum Wahnsinn gelangt. In seiner Anlage ein Gemisch von «Hamlet» und «Percy Heisssporn», hatte Leubald dem Geiste des Vaters gelobt, das ganze Geschlecht des *Roderich*, (so hiess der ruchlose Mörder des besten Vaters) von der Erde zu ver-

tilgen. Nachdem er nun diesen Roderich selbst, sodann seine Söhne, auch dessen sonstige helfende Verwandten in ungestümer Fehde erlegt hatte, verwehrte ihm nur noch Eines die Erfüllung seines heissesten Wunsches, sich selbst durch den Tod dem Schatten seines Vaters zu gesellen: noch lebte ein Sprosse Roderichs. Des Frevlers Tochter war bei dem Sturm auf dessen Burg durch einen getreuen, von ihr aber gehassten Freier, entführt und gerettet worden. Dieses Mädchen fühlte ich mich begeistert «*Adelaïde*» zu nennen. Schon damals sehr für Deutschthümlichkeit eingenommen, kann ich mir diese auffallend undeutsche Benennung meiner Heldin nur aus meinem Enthusiasmus für *Beethovens* «Adelaïde» erklären, deren schwärmerischer Refrain mir als Symbol aller Liebesanrufung erschien. Der Gang meines Drama's bezeichnete sich nun durch die seltsamen Verzögerungen dieses letzten nothwendigen Sühnemords, dessen Hauptverhinderung ein schnell sich einstellendes, glühendes Liebesverhältnis zwischen Leubald und Adelaïde abgab. Es gelang mir die Entstehung und das Bekenntniss dieser Liebe unter ausserordentlich abenteuerlichen Umständen zur Darstellung zu bringen. Adelaïde war dem sie bergenden Bräutigam wiederum durch einen Raubritter entführt worden. Nachdem Leubald diesen Bräutigam mit dessen Familie ebenfalls aufgeopfert, stürmt er nun auch vor das Raubschloss, bereits weniger von Blutdurst als von Todessehnsucht angetrieben. Er bedauert desshalb das Raubschloss nicht sofort stürmen zu können, weil es gut verwahrt ist, und die eingebrochene Nacht ihn daran verhindert; er muss ein Zelt aufschlagen; nach anhaltendem Rasen verfällt er zum erstenmal in Ermattung: und nach Hamlet's Vorbild treibt ihn der Geist seines Vaters da nochmals zur Vollendung des Rachegelübdes an, als er durch einen nächtlichen Ueberfall plötzlich selbst in die Gewalt des Feindes geräth. Dort in unterirdischen Burgverliessen begegnet er zum ersten Mal der Feindestochter, welche, gleich ihm gefangen, sich listig zur Flucht wendet, und ihm unter Umständen erscheint, in welchen sie auf ihn den Eindruck einer himmlischen Vision hervorbringt. Sie lieben sich, flüchten gemeinschaftlich in die Wildniss, und erkennen sich als Todfeinde. Der in Leubald bereits merklich keimende Wahnsinn bricht nach dieser Entdeckung immer stärker hervor; was zu dessen Steigerung beigetragen werden kann, geschieht durch den Geist des Vaters, welcher sich unaufhörlich zwischen die Annäherungen der Liebenden drängt. Nicht aber dieser Geist allein stört das versöhnende Liebesverhältnis Leubalds und Adelaïde's, auch der Geist Roderich's findet sich ein, und nach der von Shakespeare in Richard III befolgten Me-

thode schliessen sich ihm die Geister der übrigen durch Leubald hingerichteten Glieder der Familie seiner Geliebten an. Gegen die unaufhörlichen Zudringlichkeiten dieser Geister sucht Leubald, durch die Mitwirkung eines wüsten Bösewichtes, Namens Flamming, der sich zu ihm gesellt, vermöge der Zauberei sich zu schützen. Eine der Hexen Macbeth's soll die Geister bannen: da sie dies nicht ordentlich zu Stande bringt, stösst der rasende Leubald auch diese über den Haufen, welche ihm sterbend die ganze Schaar der ihr dienenden Geister zu den ihm bereits persönlich anhaftenden Gespenstern auf den Hals hetzt. In dieser Weise auf das unleidlichste geplagt, wendet sich Leubald im äussersten Wahnsinn endlich gegen die Geliebte, welche ihm alle diese Noth zu bereiten scheint. Er ersticht sie in der Raserei, findet sich dann plötzlich beruhigt, senkt sein Haupt auf ihren Schooss, und lässt sich ihre letzte Liebkosung gefallen, während ihr eigenes Blut über den Sterbenden dahinströmt.

Ich kann bezeugen dass nichts von mir unterlassen war, um diesem Stoff die mannigfaltigste Ausführung zu geben, weder was aus Rittergeschichten mir bekannt war, noch was aus Lear und Macbeth mir vertraut geworden, hatte ich unbenutzt gelassen, um mein Drama mit den reichsten Situationen auszustatten. Ein Hauptingredienz meiner poëtischen Gestaltung entnahm ich jedoch der pathetischen und humoristischen Kraftsprache Shakespeare's. Die Kühnheit des schwülstigen und bombastigen Ausdruckes setzte namentlich meinen Oheim Adolph in Schreck und Staunen. Er konnte nicht begreifen, wie ich aus dem Lear und dem Götz von Berlichingen gerade nur diese exorbitanten Redensarten, und zwar noch mit der unglaublichsten Uebertreibung herausgelesen und verwendet hatte. — Mir blieb, als man mich mit Wehklagen über meine verlorene Zeit und verschrobene Richtung wahrhaft betäubte, ein wunderlicher innerer Trost gegen die widerfahrende Calamität: ich wusste, was noch Niemand wissen konnte, nämlich, dass mein Werk erst richtig beurtheilt werden könnte, wenn es mit der *Musik* versehen sein würde, welche ich dazu zu schreiben beschlossen hatte, und welche ich nächstens auszuführen demnach beabsichtigte.

Ich habe nun nämlich nachzuholen, was im Betreff der *Musik* mit mir vorgegangen war, und muss hierzu von den ersten Anfängen beginnen.

In meiner Familie wurde von zwei meiner Schwestern Musik getrieben: *Rosalie*, die älteste, spielte Klavier, ohne es doch je weit darin zu bringen; begabter war dagegen *Clara*, welche, bei grossem musi-

kalischem Gefühl und schönem warmem Ton auf dem Klavier, eine ausserordentlich seelenvolle Stimme besass, deren Entwicklung so frühzeitig und bedeutend sich anliess, dass meine Schwester, von dem zur Zeit noch rühmlich genannten Gesanglehrer *Mieksch* geschult, schon in ihrem sechszehnten Jahre zur Primadonna reif schien, als welche sie in der italienischen Oper zu Dresden als «*Cenerentola*» in Rossini's Oper ihr Debüt bestand. Beiläufig erwähnt zeigte sich, dass eben diese zu frühe Entwicklung das Organ Clara's beschädigt hatte, was der Armen für ihr ganzes Leben von traurigem Einfluss ward. Durch diese beiden Schwestern wurde, wie gesagt, die Musik in unserem Haus vertreten. Namentlich das Schicksal Clara's führte aber auch den Kapellmeister *K. M. von Weber* zu wiederholten Malen in unser Haus. Mit dem seinigen wechselte zu Zeiten der Besuch des kolossalen Sopransängers *Sassaroli* ab; zwischen diesen beiden Repräsentanten der deutschen und italienischen Musik fand sich der Gesanglehrer *Mieksch* ein. Ich hörte als Kind bei solchen Gelegenheiten zum erstenmal über *deutsche* und *italienische* Musik discutiren und erfuhr, dass wem es an der Hofgunst gelegen wäre, sich auf die italienische Richtung werfen müsse, und zwar erhielt diess in unserem Familienrath eine ganz praktische Bedeutung. Das Talent Clara's, so lange die Stimme noch ungebrochen, war der Gegenstand des Wetteifers der italienischen und der deutschen Oper. Ich entsinne mich nun sehr deutlich, dass ich von je mich für die deutsche Oper erklärte; vielleicht wirkte hierzu der drastische Eindruck der beiden Gestalten Sassaroli's und Weber's. Der italienische Sopransänger, ein ungeheurer, rundbäuchiger Koloss, entsetzte mich durch seine hohe Weiberstimme, seine erstaunliche Volubilität im Sprechen und sein kreischendes stets bereites Lachen. Trotz seiner grossen Gutmüthigkeit und Beliebtheit namentlich auch in meiner Familie, war dieser Mensch mir gespenstisch widerwärtig; italienisch sprechen und singen hören, erschien mir als das Teufelswerk dieser Spukmaschine, und als ich in Folge des Missgeschicks meiner armen Schwester noch häufig von italienischen Intriguen und Kabalen sprechen hörte, begründete sich in mir ein so starker Widerwille gegen dieses Element, dass ich noch in spätesten Zeiten mich entsinne bis zu leidenschaftlicher Abneigung dadurch verführt worden zu sein. Die seltenen Besuche *Weber's* scheinen dagegen in mir diejenigen ersten Eindrücke hervorgerufen zu haben, welche mich mein ganzes Leben lang mit unerlöschlicher Sympathie erfüllten. Der scandalösen Gestalt Sassaroli's gegenüber erfasste mich Weber's überaus zarte, leidende und geistverklärte Erscheinung mit

extatischer Theilnahme. Das schmale feine Gesicht mit den lebhaften und doch häufig umschleierten Augen, bannte mich in Schauern fest; sein stark hinkender Gang, den ich oft vom Fenster aus wahrnahm, wenn der Meister um die Mittagszeit aus den ermüdenden Proben seinen Heimweg an unserem Hause vorbei nahm, kennzeichnete meiner Imagination den grossen Musiker als ein ungewöhnliches, übermenschliches Wesen. Als ihm einst meine Mutter den etwa neunjährigen Knaben vorstellte, und er frug was ich werden sollte, ob vielleicht Musiker, sagte meine Mutter dass ich wohl auf den *Freischütz* ganz versessen sei, sie aber trotzdem noch nichts an mir wahrgenommen hätte, was auf mein musikalisches Talent deuten möchte. Dies war von meiner Mutter sehr richtig beobachtet: nichts ergriff mich so stark als die Musik des Freischützen, und auf jede Weise suchte ich die von dort her empfangenen Eindrücke wieder vorzuführen, sonderbarer Weise aber am wenigsten durch Studium der Musik selbst. Ich begnügte mich dafür mit dem Anhören des Vortrages von Musikstücken aus dem Freischützen namentlich durch meine Schwestern. Jedoch wuchs die Leidenschaft hiefür allmählich so stark, dass ich mich entsinne eine ausserordentliche Neigung zu einem jüngeren Manne, Namens *Spiess*, gewonnen zu haben, lediglich aus dem Grunde, weil dieser die Ouverture zum Freischütz spielen konnte, zu deren Vortrag ich ihn, wo ich ihn nur antraf, aufforderte. Namentlich die Einleitung dieser Ouverture war es, welche mich endlich auch zu dem Versuche antrieb, ohne irgend welchen Unterricht auf dem Klavier empfangen zu haben, mir dieses Stück auf meine besondere Weise selbst vorzuführen. Denn, sonderbar genug, war ich der Einzige unter meinen Geschwistern, welcher keinen Klavierunterricht empfangen hatte, was ich wahrscheinlich der ängstlichen Sorge meiner Mutter verdankte, mir derlei künstlerische Uebungen, welche mir etwa Neigung zum Theater beibringen könnten, fern zu halten. Etwa in meinem zwölften Jahre nahm jedoch meine Mutter einen Hauslehrer, mit Namen *Humann*, für mich an, bei welchem ich wirklichen, wenn auch dürftigen Klavierunterricht erhielt. Aeusserst stümperhaft mit Kenntniss des Fingersatzes ausgerüstet, drängte ich sofort zur Einübung vierhändiger Ouverturen, von denen wiederum die Weber'schen der Zielpunkt meines Strebens waren. Als ich es endlich so weit gebracht hatte, die Freischütz-Ouverture, wenn auch in fehlerhaftester Weise, für mich allein zu spielen, hielt ich den Zweck dieser Studien für erreicht, und in keiner Weise fühlte ich mich gedrängt der Ausbildung meines Klavierspiels weitere Sorgfalt zu widmen. Dennoch hatte ich jetzt so viel erreicht, dass ich für die

fand sich keine Seite, auf welcher nicht eine Stelle entweder mit verklärender Deutung auf *Mozart* oder mit schmähender Beziehung auf *Weber* angestrichen gewesen wäre. Diesem Mann vertraute mein Schwager meine mitgebrachten Compositionen an, um durch ihn ein Urtheil über meine Befähigung zu erhalten. Als wir des Abends gemüthlich in einem Gasthofe sassen, trat der alte *Kühnlein* herein, und kam mit ernster Freundlichkeit auf uns zu: ich glaubte Gutes in seinen Mienen zu lesen; mein Schwager frug ihn, was er an meinen Arbeiten finde? «Kein gutes Haar», entgegnete er mit sanfter Ruhe. Mein Schwager, an *Kühnlein*'s Excentricität gewöhnt, lachte laut auf, was mich einigermassen erquickte. Deutliche Gründe für sein Urtheil und Belehrung konnte ich von *Kühnlein* nicht gewinnen, dagegen immer nur erneuertes Schmähen *Weber*'s und einziges Hinweisen auf *Mozart*, welches auf mich immerhin von Eindruck blieb, da *Kühnlein* stets mit grosser und emphatischer Wärme sich ergoss. — Andrerseits erwarb ich mir zu gleicher Zeit, bei Gelegenheit dieses Besuches, einen wunderbaren Besitz, der mich von der Befolgung von *Kühnlein*'s Lehren wieder weit abführen sollte; es war dies die Partitur des grossen *Es-dur*-Quartettes von *Beethoven*, welches damals noch ziemlich neu war, und von welchem mein Schwager mir eine Abschrift besorgen liess. Mit meiner Erfahrung und meinem Schatze bereichert, kehrte ich nach Leipzig in die Brütstätte meiner phantastisch-musikalischen Studien zurück, konnte nun aber nicht länger mehr verhindern, dass meiner dort wieder vereinigten Familie, zu welcher meine Schwester *Rosalie* wiederum gehörte, mein gänzlich gestörtes Schulverhältniss offenbar wurde.

Es fand sich nämlich die Anzeige ein, dass ich seit einem halben Jahre die Schule gar nicht mehr besucht hatte; nachdem die früher vom Rectorat derselben an meinen Onkel gerichtete Klage über mich keine gebührende Beachtung gefunden, schien man es dort aufzugeben mich mit Erfolg zu beaufsichtigen, wozu ich endlich alle Möglichkeit, wie gesagt, durch mein gänzliches Ausbleiben von der Schule abschnitt. Von neuem wurde in der Familie berathen, was mit mir anzufangen sei. Da ich meine Neigung zur Musik auf das Kräftigste betheuerte, waren meine Verwandten der Meinung, dass ich wenigstens ein Instrument tüchtig zu erlernen hätte: mein Schwager *Brockhaus* schlug vor, mich zu *Hummel* nach Weimar zu schicken, um mich bei ihm zum Klavierspieler ausbilden zu lassen. Da ich aber leidenschaftlich erklärte, dass «Musik» bei mir «Componiren», und nicht ein «Instrument spielen» hiesse, ward mir nachgegeben, und beschlossen, dass ich nun bei demselben Musiker *Müller*,

bei dem ich vor einiger Zeit heimlichen und noch unbezahlten Unterricht genossen hatte, regelmässige Stunden in der Harmonielehre nehmen sollte. Hiergegen gelobte ich standhafte Wiederaufnahme auch meiner Studien auf der Nicolaischule. Beides ward mir bald zur Plage, da ich hier wie dort mich im Zwange fühlte; und dies galt leider auch vom Musikunterricht, bei welchem mich die trockenen Harmonie-Studien immer mehr anwiderten, während ich für mich fortfuhr Fantasien, Sonaten und Ouverturen zu konzipiren und auszuführen. Auf der anderen Seite spornte mich der Ehrgeiz, in der Schule zu zeigen, was ich könnte, wenn ich nur wollte: bei Gelegenheit der uns Secundanern gestellten Aufgabe, ein Gedicht zu liefern, verfasste ich einen Chorgesang in griechischer Sprache auf den neuesten griechischen Freiheitskampf. Ich vermuthe wohl, dass dieses griechische Poëm zur griechischen Sprache und Poëtik sich mag verhalten haben, wie meine damaligen Sonaten und Ouverturen zur wirklich gründlich erlernten Musik sich verhielten. Mein Versuch wurde, als eine Unverschämtheit höhnisch zurückgewiesen. Von da ab entsinne ich mich keiner weiteren Eindrücke von der Schule mehr: ihr fortgesetzter Besuch war meinerseits ein reines Opfer aus Rücksicht für meine Familie; von dem, was in den Stunden gelehrt wurde, nahm ich nicht die geringste Notiz, sondern beschäftigte mich einzig während derselben heimlich mit der Lecture, welche mich gerade anzog.

Da, wie erwähnt, auch der Musikunterricht nichts bei mir fruchtete, fuhr ich in meiner willkürlichen Selbsterziehung dadurch fort, dass ich mir die Partituren meiner geliebten Meister abschrieb, wobei ich mir eine später oft bewunderte zierliche Handschrift erwarb. Soviel ich weiss, werden noch jetzt meine Abschriften der *C-moll*-Symphonie und der neunten Symphonie *Beethoven*'s als Andenken bewahrt. Diese neunte Symphonie Beethoven's ward zum mystischen Anziehungspunkt all meines phantastisch-musikalischen Sinnen's und Trachtens. Was mich zuerst zu ihr hinzog, war die damals gewiss nicht nur unter den Leipziger Musikern gültige Meinung, dass dieses Werk von Beethoven bereits im halben Wahnsinn geschrieben worden sei: sie galt als das *Non-plus-ultra* alles Phantastischen und Unverständlichen, und diess war Grund genug mich zur Erforschung dieses Dämoniums leidenschaftlich anzuregen. Was mich beim Anblick der mühsam verschafften Partitur sogleich wie mit Schicksal'sgewalt anzog, waren die lang andauernden reinen Quintenklänge, mit welchen der erste Satz beginnt: diese Klänge, die, wie ich erzählte, in meinen Jugendeindrücken von der Musik eine so geisterhafte Rolle spielten, traten hier wie der gespenstige Grundton meines eigenen

Lebens an mich heran. Diese Symphonie musste das Geheimniss aller Geheimnisse enthalten, und so machte ich mich zunächst darüber, durch mühsame Abschrift mir die Partitur davon anzueignen. Ich entsinne mich, dass mich nach einer auf diese Arbeit verwendeten Nacht das Morgengrauen überraschte, und bei meiner grossen Aufgeregtheit so unheimlich auf mich wirkte, dass ich laut aufschreiend wie vor einer Gespenstererscheinung mich in das Bett barg. Ein zweihändiger Klavierauszug existirte von der Symphonie noch nicht; sie hatte so wenig Anklang beim Publikum gefunden, dass der Verleger sich zur Herausgabe eines solchen nicht veranlasst sah. Ich machte mich darüber, und verfasste wirklich einen vollständigen Klavierauszug für zwei Hände, welchen ich mir selbst vorzuspielen versuchte. Meine Arbeit schickte ich an den Verleger der Partitur, *Schott* in Mainz, ein; ich erhielt zur Antwort, dass die Verlagshandlung sich zwar noch nicht zur Herausgabe eines Klavierauszuges der neunten Symphonie entschlossen habe, dass sie aber meine fleissige Arbeit gern aufbewahren wolle, und mir die Partitur der grossen *Missa solennis* als Gegengeschenk anböte, was ich denn mit grosser Freude annahm.

Neben dieser Arbeit trieb ich eine Zeit lang auch *Violine*, da mein Harmonielehrer sehr richtig befunden hatte, dass einige Erlernung des Mechanismus' dieses Instrumentes dem zukünftigen Orchestercomponisten unerlässlich sei. Wirklich bezahlte meine Mutter dem noch jetzt (1865) im Leipziger Orchester fungirenden Violinspieler *Sipp* acht Thaler für eine Geige, deren Schicksal mir unbekannt geblieben ist, auf welcher ich jedoch ein Vierteljahr lang von meinem wunderbar kleinen Kämmerchen aus meine Mutter und Schwester unerhört peinigte. Ich brachte es bis zu gewissen Mayseder'schen Variationen in F-dur, jedoch nur bis zur zweiten oder dritten: von da ab schwindet mir jede Erinnerung an diese Uebungen, zu denen ich glücklicher Weise, wie es scheint aus egoistischen Gründen, von meiner Familie nicht ernstlich angehalten wurde.

Es kam nun aber die Zeit, wo das Interesse für das Theater mich wieder leidenschaftlich in Anspruch nahm. Eine neue Gesellschaft war unter sehr glücklichen Auspizien durch die Sorgfalt der Dresdener Hoftheater-Intendanz, welche für drei Jahre auch die Führung des Leipziger Theaters übernahm, in meiner Vaterstadt zusammengetreten. Meine Schwester *Rosalie* war Mitglied dieser Theatergesellschaft geworden, durch sie hatte ich jeder Zeit leichten Eintritt zu den Aufführungen, und was in meinen Kinderjahren nur das Interesse einer phantastischen Neugierde gewesen war, ward nun zu einer gründlicheren, bewusst-

vollern Leidenschaft. *Julius Cæsar*, *Macbeth*, *Hamlet*, die *Schiller*'schen Stücke, endlich der *Goethe*'sche «*Faust*», erregten und begeisterten mich tief. Die Oper brachte die ersten Aufführungen von *Marschner's Vampyr* und *Templer und Jüdin*. Die italienische Operngesellschaft langte von Dresden an, und entzückte das Leipziger Publikum durch Vorführung ihrer ausserordentlichen Virtuosenleistungen. Fast war auch ich im Begriff, von dem Rausche, welchen sie über Leipzig ergossen, bis zum Vergessen der Knabeneindrücke hingerissen zu werden, welche einst Signor *Sassaroli* mir eingeprägt hatte, als ein andres Wunder, welches uns ebenfalls von Dresden zukam, meinem künstlerischen Gefühle plötzlich eine neue und für das ganze Leben entscheidende Richtung gab. —

Dies war ein kurzes Gastspiel der *Wilhelmine Schröder-Devrient*, welche damals auf der vollsten Höhe ihrer Künstler-Laufbahn stand, jugendlich, schön und warm, wie nie seitdem auf der Bühne mir ein Weib erscheinen sollte. — Sie trat in «*Fidelio*» auf.

Wenn ich auf mein ganzes Leben zurückblicke, finde ich kaum ein Ereigniss, welches ich diesem einen in Betreff seiner Einwirkung auf mich an die Seite stellen könnte. Wer sich der wunderbaren Frau aus dieser Periode ihres Lebens erinnert, muss in irgend einer Weise die fast dämonische Wärme bezeugen können, welche die so menschlich-extatische Leistung dieser unvergleichlichen Künstlerin nothwendig über ihn ausströmte. Nach der Vorstellung stürzte ich zu einem meiner Bekannten, um dort einen kurzen Brief aufzuschreiben, in welchem ich der grossen Künstlerin bündig erklärte, dass von heute ab mein Leben seine Bedeutung erhalten habe, und wenn sie je dereinst in der Kunstwelt meinen Namen rühmlich genannt hören sollte, sie sich erinnern möge, dass sie an diesem Abend mich zu dem gemacht habe, was ich hiermit schwöre werden zu wollen. Diesen Brief gab ich im Hôtel der *Schröder-Devrient* ab, und lief wie toll in die Nacht hinaus. Als ich im Jahre 1842 nach Dresden kam, um mit dem *Rienzi* zu debütiren, und nun mich oft im Hause der freundlich gewogenen Künstlerin aufhielt, überraschte sie mich eines Males durch treue Rezitation jenes Briefes, welcher auch auf sie Eindruck gemacht zu haben schien, da sie sich ihn wirklich aufbewahrt hatte.

Ich glaube jetzt erkennen zu müssen, dass eine grosse Verwirrung, welche nun auf längere Zeit in mein Leben, namentlich in meine Arbeiten eintrat, durch die übermässige Erfülltheit von dem Eindrucke dieser Kunsterscheinung veranlasst wurde. Ich wusste nicht, wie mir helfen, wie es beginnen, um selbst irgend etwas hervorzubringen, was in un-

mittelbarem Verhältniss zu dem empfangenen Eindrucke stehen möchte; und Alles, was nicht hierauf in Beziehung zu bringen war, erschien mir doch so schal und nichtig, dass ich mich unmöglich damit befassen mochte. Ich hätte mögen ein Werk schreiben, welches der *Schröder-Devrient* würdig gewesen wäre: da mir diess nun in keiner Weise möglich war, liess ich in enthusiastischer Verzweiflung alles Kunststreben fahren, und da mich die Schul-Wissenschaft wahrlich auch nicht zu fesseln vermochte, überliess ich mich wie steuerlos dem unmittelbaren Leben, im Verkehre mit sonderbar gewählten Genossen, aller Art von Jugend-Ausschweifungen. Es begann bei mir die eigentliche lüderliche Periode der Jünglingsflegeljahre, über deren äusserliche Unschönheit und innerliche Leere ich jetzt noch wahrhaft erstaune. Mein Umgang mit Altersgenossen war stets das leichtfertigste Werk des Zufalls gewesen; ich kann mich nicht entsinnen, dass eine besondre Neigung oder Angezogenheit mich in der Wahl meiner Jugendfreunde bestimmt hat. Während ich mit Sicherheit annehmen darf, dass ich nie in den Fall kam, etwa aus Neid von einem besonders Begabten mich zurückzuhalten, kann ich mir meine Gleichgiltigkeit in der Wahl meiner Umgangsgenossen nur dadurch erklären, dass es mir, ohne Erfahrung von einem für mich bedeutenden Umgange, nur darauf ankam Jemand zu haben, der mich bei meinen Ausflügen begleitete, und welchem ich nach Herzenslust mein Inneres ausschütten konnte, ohne darauf zu achten, was davon auf ihn überging. Die Folge hiervon war, dass ich nach anhaltender, nur durch meine Aufregung bezahlter Mittheilung schliesslich an den Punkt gelangte, wo ich mir dann doch nun den Freund ansah: zu meinem Erstaunen fand ich dann gewöhnlich, dass von Erwiederung gar keine Rede war, und so bald ich nun es mir angelegen sein liess, etwas mir Entsprechendes aus dem Freunde herauszuschlagen, somit ihn selbst gewissermaassen zur Mittheilung von etwas, was ihm gar nicht eigen war, zu stimuliren, brach dann gewöhnlich das Verhältniss vollständig und ohne alle Spur für mein Leben ab. In gewissem Sinne blieb mein sonderbares Verhältniss zu *Flachs* der Typus der allergrössten Mehrzahl meiner späteren Lebensbeziehungen. Da sich auf diese Weise nie ein dauerndes persönliches Freundesverhältniss in mein Leben einführte, erklärt es sich, wie mir ein Gefallen am wüsten Studentenleben längere Zeit zur Leidenschaft werden konnte, weil hier das Individuelle des Umganges gänzlich vor dem Generellen der Genossenschaft zurücktritt. Mitten im Saus und Braus der lärmendsten Thorheit blieb ich ganz allein; und es ist möglich, dass diese Unsinnigkeiten die schützende Kruste um meinen

inneren Kern bildeten, welcher längere Zeit der natürlichen Erkräftigung bedurfte, um nicht durch frühreifes Produziren vorzeitig geschwächt zu werden. Dem Anscheine nach zersplitterte ich mich nach allen Seiten: die Nicolaischule musste mit Ostern 1830 aufgegeben werden, da ich beim Lehrercollegium zu übel angeschrieben stand, um je auf Förderung von dort aus zur Universität mir Hoffnung machen zu können. Es ward nun beschlossen, dass ich ein halbes Jahr privatisiren sollte, um sodann mich an der Thomasschule zu melden, bei welcher ich in neue Verhältnisse trat, und es in meiner Macht hatte, in kurzer Zeit mich bis zum Abgang auf die Universität durchzuschlagen. Mein Oheim Adolph, mit dem ich immer wieder in freundliche Beziehungen trat, und welcher auch in Betreff der Musik anregend und fördernd auf mich wirkte, erweckte trotz des tiefen Verfalls meiner damaligen Lebensrichtung immer wieder Neigung zu wissenschaftlichen Studien in mir. Ich nahm bei einem Gelehrten Privatunterricht im Griechischen, und las mit diesem den *Sophokles*. Eine Zeit lang hoffte ich, dass dieser edle Gegenstand mir wieder Lust zum ernsteren Erfassen der griechischen Sprache erwecken würde; allein es war vergeblich: der richtige Lehrer war nicht gefunden; und zudem ging sein Wohnzimmer, in welchem wir unsre Studien betrieben, auf eine Lohgerberei hinaus, deren widerwärtiger Geruch meine Nerven dermassen affizirte, dass er mir den Sophokles und das Griechische gründlich verleidete.

Mein Schwager *Brockhaus* wollte mir ein Taschengeld zu verdienen geben, und übertrug mir die Durchsicht der Correktur-Bogen einer bei ihm in Druck erscheinenden neuen Auflage der durch *Löbell* bearbeiteten *Becker*'schen Weltgeschichte. Es war dies eine Veranlassung den oberflächlichen Unterricht, der im Allgemeinen von jedem Gegenstand in der Schule nur ertheilt wird, durch Privat-Studien zu verbessern, und dadurch die wissenswerthen Gegenstände mir so anzueignen, wie im späteren Lauf meines Lebens es von mir mit den meisten der in der Schule uninteressant vorgetragenen Lehrobjekte geschehen sollte. Ich darf zwar nicht ganz unerwähnt lassen, dass dieses erste nähere Geschichtsstudium mir auch durch den Umstand anziehend wurde, dass er mir per Bogen acht Groschen eintrug, und ich dadurch in eine der seltenen Lagen meines Lebens gerieth, mir wirklich Geld zu verdienen; doch würde ich gegen mich selbst ungerecht sein, wenn ich nicht der lebhaften Eindrücke gedenken wollte, die ich jetzt zum ersten Mal durch ernste Beachtung von Geschichtsperioden empfing, von denen ich bisher nur eine sehr oberflächliche Kenntniss hatte. Von der Schule her entsinne ich mich einzig,

durch die classische Geschichtsperiode der Griechen angezogen worden zu sein: Marathon, Salamis, und die Thermopylen bildeten den Canon alles aus der Historie mich Anregenden. Nun lernte ich zum ersten Mal das Mittelalter und die französische Revolution genauer kennen, da in die Zeit meiner Correcturarbeiten gerade der Druck derjenigen beiden Bände fiel, welche diese verschiedenen Geschichtsperioden enthielten. Ich entsinne mich, dass mich namentlich die Schilderung der französischen Revolution mit aufrichtigem Abscheu gegen die Helden derselben erfüllte; ohne Kenntniss der vorangehenden Geschichte Frankreich's fand sich einzig mein zart menschliches Mitgefühl durch die Gräuel der Revolutionsmänner empört, und es blieb in mir diese rein menschliche Regung so stark vorherrschend, dass ich mich noch in spätester Zeit des wirklichen Zwanges entsinne, welchen es mich kostete der rein politischen Bedeutung jener gewaltigen Vorgänge meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Wie gross war daher meine Ueberraschung, als ich eines Tages durch die politischen Vorgänge der Gegenwart, gleichsam unmittelbar, zum Miterleben des soeben wie aus weiter Ferne aus meinen Correkturbogen an mich herangetretenen Staaten-Schicksal's gebracht werden sollte. Die Extra-Blätter der Leipziger Zeitung brachten die Nachricht der *Pariser Juli-Revolution*. Der König von Frankreich war vom Throne gestossen; *Lafayette*, der soeben wie ein geschichtliches Märchen durch meine Imagination gezogen war, ritt unter dem Jubel des Volkes wieder durch die Strassen von Paris; die Schweizergarden waren in den Tuilerien nochmals niedergemacht worden; ein neuer König wusste sich nicht anders dem Volke zu empfehlen, als dass er sich selbst für die Republik ausgeben liess. Mit Bewusstsein plötzlich in einer Zeit zu leben, in welcher solche Dinge vorfielen, musste natürlich auf den siebzehnjährigen Jüngling von ausserordentlichem Eindruck sein. Die geschichtliche Welt begann für mich von diesem Tage an; und natürlich nahm ich volle Partei für die Revolution, die sich mir nun unter der Form eines muthigen und siegreichen Volkskampfes, frei von allen den Flecken der schrecklichen Auswüchse der ersten französischen Revolution, darstellte. Da revolutionäre Erschütterungen bald ganz Europa in mehr oder minder starken Schauern heimsuchten, und auch hier und da deutsche Länder von ihnen berührt wurden, blieb ich längere Zeit in fieberhafter Spannung, und wurde zum ersten Male auf die Gründe jener Bewegungen aufmerksam, die mir als Kämpfe zwischen dem Alten, Ueberlebten, und dem Neuen, Hoffnungsvollen der Menschheit, erschienen. Auch Sachsen blieb nicht unberührt; in Dresden kam es ja zu einem wirklichen Strassenkampfe,

der zu einer unmittelbaren politischen Veränderung durch die Einsetzung der Mitregentschaft des nachherigen König's Friedrich, und zur Gewährung einer constitutionellen Verfassung führte. Mich begeisterte dieses Ereigniss so sehr, dass ich eine politische Ouverture entwarf, deren Einleitung einen düstren Druck schilderte, in welchem dann ein Thema sich bemerklich machte, unter das ich zu deutlicherem Verständniss die Worte »Friedrich und Freiheit« schrieb: dieses Thema war bestimmt, sich immer grösser und herrlicher bis zum vollsten Triumphe zu entwickeln, dessen Erfolg ich nächstens in einem der Leipziger Gartenconcerte zu erleben verhoffte.

Ehe ich jedoch zur weiteren Ausführung meiner politisch-musikalischen Entwürfe gelangte, brachen in Leipzig selbst Unruhen aus, welche mich, vom Gebiete der Kunst ab, zu unmittelbarer Betheiligung am Staatsleben beriefen. Dieses Staatsleben hatte nun in Leipzig keine andre Bedeutung, als die eines Antagonismus der Studenten mit der Polizei; die Polizei war das Urverhasste, an welchem sich der Freiheitssinn der Jugend übte. Bei irgend einem Strassenexcesse war es zu Verhaftungen einiger Studenten gekommen: diese sollten befreit werden. Die akademische Jugend, unter welcher es bereits seit einigen Tagen unruhig herging, versammelte sich eines Abends auf dem Markte; die Landsmannschaften traten zusammen, und schlossen einen Kreis um ihre Senioren, wobei eine gewisse commentmässige Feierlichkeit herrschte, die mir ausserordentlich imponirte: man sang das »*Gaudeamus igitur*«, bildete sich in Colonnen, und zog nun, verstärkt durch alles Junge, was es mit den Studenten hielt, ernst und entschlossen vom Markte aus nach dem Universitätsgebäude, um dort die Karzer zu sprengen, und die verhafteten Studenten zu befreien. Mir klopfte das Herz in unglaublicher Erregtheit, als ich zu dieser Bastilleerstürmung mit marschirte. Doch nahm es eine andere als die erwartete Wendung: im Hofe des *Paulinum*'s ward der feierliche Schwarm vom Rector *Krug*, welcher mit entblösstem Greisenhaupte herabgekommen war, aufgehalten; seine Versicherung, dass die Verhafteten bereits auf seine Veranlassung entlassen seien, brachte ihm ein donnerndes Vivat ein, und die Sache schien nun beendigt.

Allein die Spannung auf eine Revolution war zu gross gewesen, als dass nicht irgend etwas ihr zum Opfer hätte fallen müssen. Plötzlich verbreitete sich der Ruf nach einer berüchtigten Gasse, in welcher gegen eine verhasste Magistratsperson, welche dort der Volksmeinung nach ein übel berufenes Etablissement in willkürlichen Schutz genommen hatte, populäre Justiz geübt werden sollte. Als ich im Gefolge des Schwarmes

an jenem Ort anlangte, fand ich ein erbrochenes Haus, in welchem allerhand Gewaltthaten verübt wurden. Ich entsinne mich mit Grauen der berauschenden Einwirkung eines solchen unbegreiflichen, wüthenden Vorganges, und kann nicht leugnen, dass ich, ohne die mindeste persönliche Veranlassung hierzu, an der Wuth der jungen Leute, welche wie wahnsinnig Möbel und Geräthe zerschlugen, ganz wie ein Besessener mit theilnahm. Ich glaube nicht, dass die vorgebliche Veranlassung zu diesem Excess, welche allerdings in einem das Sittlichkeitsgefühl stark verletzenden Vorfalle lag, hierbei auf mich Einfluss übte; vielmehr war es das rein Dämonische solcher Volkswuthanfälle, das mich wie einen Tollen in seinen Strudel mit hineinzog. Auch dass solche Wuthanfälle nicht so schnell sich verlaufen, sondern nach gewissen natürlichen Gesetzen erst durch ihre Ausartung zur Raserei zu dem ihnen eigenthümlichen Abschluss gelangen, sollte ich an mir selbst erfahren. Kaum erscholl der Ruf nach einem andern derartigen Orte, als ich auch schon in der Strömung mich befand, welche nach einem entgegengesetzten Ende der Stadt sich bewegte: dort wurden die gleichen Heldenthaten verübt, und die lächerlichsten Verwüstungen angerichtet. Ich entsinne mich nicht, dass der Genuss geistiger Getränke zu meiner und meiner unmittelbaren Genossen Berauschung beigetragen hätte; nur weiss ich, dass ich schliesslich in den Zustand gelangte, der für gewöhnlich einem Rausche folgt. Ich erwachte des anderen Morgens wie aus einem wüsten Traume, und musste mich erst an einer Trophäe, dem Fetzen eines rothen Vorhanges, welchen ich als Zeichen meiner Heldenthaten mit mir geführt hatte, daran erinnern, dass die Vorgänge dieser Nacht wirklich von mir erlebt worden seien. Sehr beruhigte es mich, dass allgemein, und namentlich auch in meiner Familie, eine günstige Meinung für die jugendlichen Excedenten sich geltend machte: die Tollheit der jungen Menschen ward ihnen als sittliche Entrüstung über wirklich empörende Zustände angerechnet, und auch ich durfte mich ohne Scheu zu dem Ruhme bekennen, an den Excessen theilgenommen zu haben.

Das gefährliche Beispiel, welches von der Jugend gegeben worden war, verführte jedoch an den folgenden Abenden auch die niederen Volksklassen, namentlich das Arbeiterproletariat, zu ähnlichen Excessen gegen misliebige Fabrikherren und dergleichen: nun wurde die Sache ernster; das Eigenthum war bedroht, der Kampf zwischen Arm und Reich stand grinsend vor den Häusern. Jetzt waren es die Studenten, welche, da Leipzig ohne alle bewaffnete Macht, und die Polizei gänzlich desorganisirt war, zum Schutz gegen das niedere Volk herbeigerufen wurden. Und nun

begann eine Zeit der Glorie für das Studententhum, wie ich sie nur je in meinen Gymnasiasten-Träumen mir hatte erschnen können. Der Student ward der Schutzgott Leipzig's; von den Behörden aufgerufen, sich zum Schutz des Eigenthums zu waffnen und zu schaaren, sammelten sich dieselben jungen Leute, welche zwei Tage vorher sich selbst in die Wuth des Zerstörens versetzt hatten, im Universitätshof. Die verpönten Namen der Landsmannschaften und der Burschenschaft riefen laut aus dem Munde der Stadträthe und Polizeidirektoren die wunderlich ausgerüsteten Jünglinge auf, welche nun in mittelalterlich naïver Kriegsgliederung sich über die Stadt vertheilten, die Wachtstuben der Thore bezogen, Schutzmannschaften in die Grundstücke einzelner reicher Kaufleute legten, und nach Gutdünken bedroht erscheinende Localitäten, worunter namentlich Gasthäuser sehr beliebt wurden, unter ihre andauernde Protection nahmen. Leider noch nicht selbst Student, anticipirte ich die Wonnen des akademischen Bürgerwesens, durch theils keckes, theils einschmeichelndes Herandrängen an die von mir verehrtesten Führer der Studentenschaft. Ich hatte das Glück mich diesen sogenannten «Haupthähnen» besonders zu empfehlen durch meine Verwandtschaft mit *Brockhaus*, auf dessen Grundstücke sich für eine Zeitlang das Haupt-Heerlager dieser Matadoren aufschlug. Auch mein Schwager war gefährlich bedroht gewesen; nur durch wirklich grosse Geistesgegenwart und Zuversicht war es ihm gelungen, seine Buchdruckerei und namentlich seine Schnellpressen, auf deren Vernichtung es vorzüglich abgesehen war, vor Zerstörung zu retten. Um sein Eigenthum gegen fernere Angriffe zu schützen wurden Studenten-Abtheilungen auch auf sein Grundstück commandirt; die vortreffliche Bewirthung, welche der liberale Hausherr der lustigen Wachtmannschaft in seinem freundlichen Gartenpavillon bot, zog die eigentliche Crême der Studentenschaft herbei; mein Schwager ward mehrere Wochen lang Tag und Nacht gegen erdenkliche Pöbelangriffe bewacht, und ich feierte dort in dem Kreis der allerberühmtesten Renommisten der Universität, als Vermittler einer üppigen Gastfreundschaft, von ihnen geliebt und geehrt, die wahren Saturnalien meines studentischen Ehrgeizes. — Noch längere Zeit blieb die Bewachung der Stadtthore den Studirenden anvertraut; die unerhörte Blüthe, in welche das Studentenwesen dadurch gerieth, lockte von nah und fern Commilitonen herbei; täglich entluden am Hallischen Thor grosse Gesellschaftswägen ganze Schaaren der verwegensten Studenten aus Halle, Jena, Göttingen, ja aus den entferntesten Gegenden her. Sie stiegen unmittelbar an den Thorwachen ab, und sind während

mehrerer Wochen nie in einen Gasthof, noch in eine sonstige Wohnung gekommen: dort lebten sie auf Rath's Unkosten, stellten für gelieferte Ess- und Trinkwaaren Bons auf die Polizei aus, und kannten nur eine Sorge, nämlich die der möglichen allgemeinen Beruhigung der Gemüther welche ihre angelegentliche Wachsamkeit überflüssig machen könnte. Ich versäumte keinen Wachttag und leider auch keine Nacht, indem ich meiner Familie die dringende Nothwendigkeit auch meiner Ausdauer plausibel zu machen suchte. Natürlich zogen sich die ruhigeren, wirklich studirenden Studenten bald von diesen Wachtfunctionen zurück, und nur der eigentliche Ausbund des absoluten Studententhums blieb so treu, dass es den Behörden schwierig wurde, die jungen Leute ihrer Verpflichtungen zu entbinden. Ich hielt bis in die allerletzte Zeit aus, und machte allerdings für mein Alter staunenswürdige Bekanntschaften. Viele der Verwegensten blieben von hier an selbst ohne Wachtdienst dauernd in Leipzig, und bevölkerten dieses für längere Zeit mit einer ganz besonderen Gattung verzweifelt lüderlicher Recken, die zu wiederholten Malen von verschiedenen Universitäten, um Raufereien und Schulden halber, relegirt waren, und nun unter den ausserordentlichen Zeit-Umständen in Leipzig, wo sie Anfangs von dem allgemeinen Studenten-Enthusiasmus mit offenen Armen empfangen worden waren, ein schützendes Asyl gefunden hatten.

Ich befand mich all diesen Erscheinungen gegenüber wie vor den Wirkungen eines Erdbebens, welches die gewohnte Ordnung der Dinge und Gegenstände aufhebt. Mein Schwager *Friedrich Brockhaus*, welcher mit Recht den bisherigen Behörden Leipzig's ihre Unfähigkeit, Ruhe und Ordnung zu erhalten, vorwerfen konnte, gerieth in den Strom einer ansehnlichen oppositionellen Bewegung. Ein kühnes Wort welches er auf dem Rathhaus an die Herren vom Magistrat gerichtet hatte, machte ihn populär; er ward zum Vice-Commandanten der nun in's Leben gerufenen Leipziger Communalgarde ernannt. Dieses Institut verdrängte meine angebeteten Studenten schliesslich aus den Wachtstuben der Stadtthore; es war uns nun nicht mehr erlaubt Wanderbursche anzuhalten, um Pässe zu revidiren; dagegen schmeichelte ich mir, in dieser neuen Bürgerwehr die französische Nationalgarde, und in meinem Schwager Brockhaus einen sächsischen Lafayette erblicken zu dürfen, was immerhin meiner hochgehenden Erregtheit eine förderliche Nahrung gab. Ich fing nun an, leidenschaftlich Zeitungen zu lesen und Politik zu treiben; für den persönlichen Umgang zog mich jedoch die bürgerliche Welt nicht genügend an, um dem geliebten Studentenverkehr

untreu zu werden; ich folgte ihm aus den Wachtstuben getreulich in die eigentliche Kneipe, wohin die Studenten-Glorie sich nun wieder zurückzog.

An nichts lag mir mehr, als so schnell wie möglich nun selbst endlich Student zu werden: diess konnte nur durch Vermittlung einer nochmaligen Einbürgerung auf einem Gymnasium geschehen. An der Thomasschule, welche unter dem Rectorat eines schwachen Greises stand, war für meine Wünsche schnellere Erfüllung zu erreichen; ich bezog diese Schule im Herbste des Jahres 1830, rein in der Absicht, durch den blossen Anschein ihres Besuches mich bis zur Berechtigung zum Abiturienten-Examen durchzuarbeiten. Die Hauptsache war, dass ich mit meinen gleichgesinnten Freunden bereits unter den sogenannten «Pennälern» eine imitirte Studentenverbindung zu Stande brachte. Sie ward mit allem möglichen Pedantismus organisirt, der Comment eingeführt, Fechtübungen, Paukereien gehalten, und ein Stiftungscommers, zu welchem einige Hauptstudenten eingeladen waren, und welchem ich als Subsenior in weissen Lederhosen und grossen Kanonenstiefeln präsidirte, gab mir einen Vorgeschmack der bevorstehenden Wonnen als wirklicher Student. Die Lehrer der Thomasschule waren jedoch nicht geneigt, meinen Wünschen des Studentwerdens so gutwillig zu entsprechen; sie fanden am Schlusse des Halbjahres, dass ich mich so gut wie gar nicht um ihre Lehranstalt bekümmert hatte, und waren nicht davon zu überzeugen, dass ich ein Anrecht auf das akademische Bürgerthum durch Zunahme an Gelehrsamkeit mir gewonnen hätte. Der Sache musste aber ein Ende gemacht werden: ich stellte meiner Familie vor, dass ich ja doch entschieden sei, ein Brodstudium auf der Universität nicht zu ergreifen, sondern Musiker zu werden entschlossen sei. Meiner Inscription als «Studiosus Musicæ» stand nichts entgegen: ohne um die Pedantereien auch der Thomasschul-Monarchen mich zu kümmern, verliess ich daher trotzig diese von mir durchaus unausgebeutet gelassene Lehranstalt, um sofort mich beim Rector der Universität, dessen Bekanntschaft ich bereits an jenem Aufstandsabende gemacht hatte, zur Inskription als Student der Musik zu melden, was denn auch gegen die üblichen Sporteln ohne weiteren Anstand geschah.

Ich hatte hiermit höchste Eile: in acht Tagen begannen die Osterferien, die Studenten verliessen Leipzig, und es war unmöglich mich dann vor der Beendigung der Ferien noch in die Landsmannschaft aufnehmen zu lassen. Diese langen Wochen aber in Leipzig, wo ich zu Hause war, zu verbleiben, ohne das Recht zu haben die von mir ersehnten

landsmannschaftlichen Farben zu tragen, erschien mir als eine unaussteliliche Qual. Unmittelbar vom Rector rannte ich wie angeschossen auf den Fechtboden, um mich bei der Landsmannschaft der *Sachsen*, unter Vorzeigung meiner Inscriptionskarte, zur Aufnahme zu melden. Mein Ziel war erreicht; ich durfte die Farben der *Saxonia*, welche damals ihrer vielen gefälligen Mitglieder wegen besonders beliebt war und in Ansehen stand, tragen.

Die sonderbarsten Schicksale sollten mich nun in dieser Osterferienzeit treffen, in welcher ich wirklich das einzige in Leipzig zurückbleibende Glied der sächsischen Landsmannschaft war. Diese Verbindung bestand ursprünglich meist aus Adeligen, und diesen schloss sich der elegantere Theil der Studentenwelt an; alle gehörten ansehnlicheren und wohlhabenderen Familien Sachsen's und namentlich der Hauptstadt Dresden an, und brachten ihre Ferienzeit in ihren verschiedenen Heimatsorten zu. In Leipzig blieben dagegen, während der Ferien, nur die heimathlos gewordenen wilden Studenten zurück, für welche es im Grunde nie oder immer Ferien gab. Unter diesen hatte sich eine ganz besondere Congregation verwegener und verzweifelter junger Wüstlinge gebildet, welche in der erwähnten gloriösen Zeit, wie ich sagte, in Leipzig ein letztes Asyl gefunden hatten. Ich hatte diese, meiner Phantasie ungemein imponirenden Raufdegen, namentlich bei der Bewachung des Brockhausischen Gartengrundstückes, bereits persönlich kennen gelernt. Während die eigentliche Dauer der Universitätsstudien sich auf drei Jahre beschränkte, waren die meisten dieser Leute seit sechs bis sieben Jahren von den Universitäten in keine Heimath zurückgekehrt. Wahrhaft bezaubert war ich von einem gewissen *Gebhardt*, einem Menschen von ganz unvergleichlicher Schönheit und Körperkraft; seine heroische schlanke Gestalt ragte hoch über alle Genossen hervor. Als er mit zwei der kräftigsten Collegen Arm in Arm durch die Strasse schritt, fiel es ihm plötzlich ein durch leichte Armbewegung seine Freunde hoch in die Luft zu heben, und so wie mit einem Menschenflügelpaar dahin zu flattern. Einem Fiaker, der in scharfem Trabe durch die Strassen fuhr, erfasste er mit einer Hand die Speiche eines Rades, und zwang ihn so still zu stehen. Dass er dumm war, liess ihn keiner merken, aus Furcht vor seiner Kraft, und somit ward seine Beschränktheit an sich auch wenig bemerkbar. Seine furchtbare Stärke, bei einem übrigens gemässigten Temperamente, verlieh ihm eine erhabene Würde, welche ihn ausser allen Vergleich mit andren Sterblichen setzte. Er war zugleich mit einem gewissen *Deyelow* aus dem Mecklenburgischen nach Leipzig gekommen;

ebenfalls kräftig und gewandt, jedoch keineswegs von so riesigen Proportionen wie Gebhardt, war dieser durch grosse Lebhaftigkeit und eine ungemein belebte Physiognomie über alles interessant. Er hatte bereits ein wüstes leidenschaftliches Leben hinter sich, in welchem Spiel, Trunk, wilde Liebeshändel, und stete Duellirbereitheit den wechsellosen Canon bildeten. Ein Gemisch von commentmässig ausgebildeter, ironisch-pedantischer Kälte, als Zeugniss tapferen Selbstvertrauens, und wildester Reizbarkeit, begründete den Hauptcharakter dieser Persönlichkeit und der ihm verwandten Naturen. In *Degelow* erhielt das Wilde, Leidenschaftliche einen besondern dämonischen Reiz durch eine hämische Frivolität, mit der er sich oft gegen sich selbst wandte, während er wieder Züge von einer gewissen ritterlichen Zartheit gegen Andre zu erkennen gab. Zu diesen auffallendsten jungen Leuten gesellten sich Andere, welche als reiner Ausbund eines wüsten Lebens, verbunden mit wirklicher trotziger Tapferkeit, gelten konnten. Ein gewisser *Stelzer*, ein wahrer Haudegen aus den *Nibelungen*, mit dem Spitznamen «*Lope*», studirte bereits im zwanzigsten Semester. Während diese entschieden und mit Bewusstsein einer dem Untergange verfallenen Welt angehörten, und all ihr Thun und Treiben nur aus dem Einen zu begreifen war, dass sie alle an ihren bevorstehenden, unaufhaltsamen Ruin glaubten lernte ich in ihrer Gesellschaft noch einen gewissen *Schröter* kennen, welcher mich durch sein freundliches Wesen, seine angenehme hannöverische Sprache, und seine witzige Bildung, besonders anzog. Er gehörte nicht zu den eigentlichen Verzweifelten, sondern verhielt sich in einem gewissen ruhig beschaulichen Verhältniss zu ihnen, von denen Allen er gerne gesehen und geliebt war. Mit *Schröter* ging ich auch wirklich um, trotzdem er bedeutend älter war als ich: durch ihn wurde ich mit den H. Heineschen Büchern und Gedichten bekannt; von ihm eignete ich mir eine gewisse frivole Eleganz des Ausdruckes an, und ich war geneigt Schröter's liebenswürdigem Einflusse mich nicht ohne Hoffnung auf Gewinn für meine äussere Haltung hinzugeben. Namentlich war es dieser, welchen ich jetzt täglich aufsuchte; ich traf ihn meistens des Nachmittags im «Rosenthal», in «Kintschy's Schweizerhäuschen», nie aber anders als in Gesellschaft jener wunderbaren Hünen, die mir Grauen und Wohlgefallen zugleich erweckten. Sie gehörten sämmtlich landsmannschaftlichen Verbindungen an, welche mit derjenigen, zu der ich mich bekannte, auf feindschaftlichem Fusse standen. Was das zwischen Landsmannschaften heisst, weiss, wer den damaligen Ton derselben kennt: der blosse Anblick der feindlichen Farben genügte, die

gutmüthigsten Menschen, sobald sie etwas im Kopfe hatten, in Wuth gegen einander zu versetzen. Jedenfalls erregte es den «alten Hähnen», so lange sie nüchtern waren, ein gemüthliches Behagen, mich junges schmächtiges Bürschchen, mit den feindlichen Farben geschmückt, so zutraulich unter sich zu sehen. Diese Farben trug ich aber auf ganz besondere Art: die kurze Zeit des noch achttägigen Aufenthaltes meiner Landsmannschaft in Leipzig hatte ich benutzt, um in den Besitz einer wunderschönen, reich mit Silber gestickten Sachsenmütze zu gelangen, welche ich an einem gewissen *Müller*, später bedeutendem Polizeimann in Dresden, wahrgenommen, und nach welcher mich so heftige Sehnsucht erfasst hatte, dass ich sie dem zur Heimreise Geldbedürftigen abzuhandeln verstand. Trotz dieser auffallenden Mütze war ich, wie gesagt, in der Tigerhöhle jenes Reckenbundes gern gesehen; mein Freund *Schröter* vermittelte dies. Nur wenn der Grog, dieses Hauptgetränk der Wüstlinge, zu wirken begann, bemerkte ich oft unheimliche Blicke, und belauschte bedenkliche Reden, gegen deren richtiges Verständniss mich eine Zeit lang meine eigene, durch das böse Getränk bewirkte Sinnesverwirrung schützte.

Da ich auf diesem Wege unvermeidlich in Händel verfallen musste, gereichte es mir lange Zeit zur angenehmen Genugthuung, dass die erste Veranlassung hierzu jedoch aus einem für mich ehrenvolleren Falle hervorging, als jene halb unbemerkt gebliebenen Sticheleien es waren. Zu *Schröter* und mir trat eines Tages *Degelow* in einem öfters von uns besuchten Weinkeller; auf nicht unehrerbietige Weise bekannte er im traulichen Gespräch uns seine Neigung zu einer jungen sehr hübschen Schauspielerin, deren Talent von *Schröter* in Zweifel gezogen wurde; *Degelow* entgegnete: dem möge sein wie ihm wolle, er halte diese junge Dame für das anständigste Frauenzimmer am Theater. Sogleich frug ich ihn, ob er meine Schwester für minder anständig halte. Nach studentischen Ehrbegriffen konnte *Degelow*, der jedenfalls nicht im entferntesten an eine Beleidigung gedacht hatte, in seiner beruhigenden Erklärung nicht weiter gehen, als, dass er gewiss meine Schwester nicht für minder anständig halte, jedoch auf seiner Aeusserung im Betreff der von ihm erwähnten jungen Dame zu bestehen gedenke. Hierauf erfolgte ohne Zögern die bekannte Kriegserklärung, mit den Worten: «Du bist ein dummer Junge», — die mir, dem gereiften Wüstlinge gegenüber, fast selbst, da ich mich hörte, lächerlich vorkam. Ich entsinne mich, dass es auch *Degelow* unwillkürlich durchzuckte, und ihm wie ein Blitz aus den Augen fuhr; doch fasste er sich in Gegenwart unseres Freundes,

und schritt zu den üblichen Förmlichkeiten der Herausforderung, welche auf «krumme Säbel» lautete. Der Fall machte unter den Genossen grosses Aufsehen: weniger als je fühlte ich Grund, mich von dem gewohnten Umgange fern zu halten; nur wurde ich aufmerksamer auf die Haltung der Haudegen, und es verging nun während einer Reihe von Tagen kein Abend, an welchem es nicht zwischen mir und einem furchtbaren Raufbolde zu einer Herausforderung kam, bis sich das einzige von meiner Landsmannschaft bereits nach Leipzig wieder zurück gekehrte Glied derselben, ein Graf *Solms*, vertraulich bei mir einstellte, sich über die Vorfälle erkundigte, mein Benehmen lobte, mir jedoch anrieth, bis zur Rückkehr unserer Verbindungsgenossen aus den Ferien die Farben ungetragen zu lassen, und mich von dem schlimmen Umgange, in welchen ich mich gewagt hatte, zurückzuhalten. — Dies dauerte nun glücklicher Weise nicht mehr lange; die Universität belebte sich, der Fechtboden füllte sich wieder. Meine ungeheure Situation, in welcher ich mit einem halben Dutzend der furchtbarsten Schläger, nach Studentenausdruck, «*hing*», brachte mir unter den «*Füchsen*» und «*jungen Häusern*», ja selbst unter den älteren «*Corpsburschen*» der Saxonia, ruhmreiche Beachtung ein. Meine «*Suiten*» wurden gehörig geordnet, die Fristen für die verschiedenen contrahirten Duelle festgesetzt, und mir durch die Vorsorge meiner Senioren die nöthige Zeit zur Aneignung einiger Fertigkeit im Fechten versichert. Der leichte Muth, mit welchem ich dem Schicksal entgegensah, welches mindestens in einem der bevorstehenden Duelle mein Leben bedrohte, blieb mir selbst zu jener Zeit unbegreiflich: in welcher Weise dieses Schicksal mich dagegen vor den Folgen meiner Unüberlegtheiten bewahrte, gilt mir noch heute als wahrhaft wunderlich, und der Hergang hiervon möge daher noch näher mitgetheilt werden.

Zu den Vorbereitungen für das Duell gehörte auch das Bekanntmachen mit dem Charakter desselben durch persönliche Anwesenheit bei Zweikämpfen. Hierzu gelangten wir Füchse durch den sogenannten «Schleppdienst», d. h. uns wurden die Schläger des Corps (werthvolle Ehrenwaffen, der Verbindung angehörig) anvertraut, um sie zunächst zum Schleifer zu schaffen, und von dort sie nach dem Lokal des Zweikampfes überzuführen, welches mit einiger Gefahr verbunden war, da es heimlich geschehen musste, indem das Duelliren gesetzlich verpönt war: hierfür erhielten wir das Recht den bevorstehenden Duellen als Zuschauer anwohnen zu dürfen. Als ich zu dieser Ehre gelangte, war das Lokal für das Duell im Billardzimmer eines Wirthshauses der

Burgstrasse bestimmt; dort war das Billard bei Seite gerückt, und auf ihm pflanzten die berechtigten Zuschauer sich auf: unter ihnen stand ich hoch oben mit klopfendem Herzen, den bangen und muthigen Vorgängen entgegensehend. Man erzählte mir bei dieser Gelegenheit von einem meiner Bekannten (einem Juden, *Levy*, genannt *Lippert*), welcher in demselben Lokale vor dem Gegner so stark zurückgewichen, dass man ihm die Thüre geöffnet habe, durch welche er über die Treppe bis auf die Strasse, immer noch im Duell sich begriffen glaubend, entflohen sei. Nachdem mehrere Paukereien abgemacht waren, trat mit dem Senior der «Markomanen», *Tempel*, ein gewisser *Wohlfart*, ein bereits im vierzehnten Semester «studirendes» «bemoostes Haupt», mit welchem ich gleichfalls zu einem auf spätere Zeit anberaumten Zweikampf engagirt war, auf die «Mensur». Da in solchem Falle das Zusehen nicht gestattet war, weil es dem künftigen Duellanten die Schwächen des Gegners verrathen konnte, wurde *Wohlfart* von meinen Senioren befragt, ob er meine Entfernung verlange, worauf dieser mit ruhiger Geringschätzung antwortete, man solle das «Füchschen» doch in Gottes Namen da lassen. So ward ich Augenzeuge der Kampfunfähigmachung eines Schlägers, der sich im Uebrigen bei dieser Gelegenheit so erfahren und tüchtig bewies, dass ich wohl in Besorgniss vor dem Ausgang meines künftig beabsichtigten Kampfes mit ihm zu verfallen berechtigt gewesen wäre. Von seinem riesenhaften Gegner ward ihm die Arterie des rechten Armes zerschlagen: das Duell war sofort beendigt; der Arzt erklärte *Wohlfart* auf Jahre für unfähig die Waffe wieder führen zu können, unter welchen Umständen sofort mein beabsichtigtes Duell mit ihm als unstatthaft angekündigt wurde. Ich leugne nicht, dass dieser Vorgang mich mit einiger Wärme erfüllte.

Kurz darauf, fand der erste allgemeine landsmannschaftliche Commers in der «grünen Schenke» statt. Diese Commerse sind die eigentlichen Brutstätten für Duellskandäle; ich zog mir hier zwar ein neues Duell mit einem gewissen *Tischer* zu, erfuhr aber auch sogleich, dass ich von zwei der monströsesten älteren Engagements dieser Art, durch das Verschwinden meiner Gegner, befreit worden sei, indem Beide wegen Schulden spurlos entwichen waren. Nur von dem Einen, dem furchtbaren *Stelzer*, genannt *Lope*, erfuhr ich Genaueres: er hatte den Durchzug flüchtiger Polen, welche damals bereits über die Grenze gedrängt, durch Deutschland nach Frankreich sich wandten, benutzt, um als verunglückter Freiheitskämpfer verkappt, sich später bis zur Fremdenlegion in Algier durchzuschlagen. Auf dem Heimweg von dem Commers liess

mir *Degelow*, mit welchem ich in einigen Wochen «losgehen» sollte, «*Comment-Suspendu*» antragen, vermöge welcher Maassregel, wenn sie, wie es hier der Fall war, andrerseits angenommen wurde, den engagirten Gegnern erlaubt war, mit einander zu sprechen und sich zu unterhalten, was ausserdem auf das Strengste unterlassen werden musste. Arm in Arm verschlungen wanderten wir nach der Stadt zurück: mit ritterlicher Zärtlichkeit erklärte mir mein furchtbarer und so sehr interessanter Gegner, dass er sich drauf freue, in einigen Wochen mit mir auf die Mensur zu treten, woraus er sich eine Ehre und ein Vergnügen mache, da er mich lieb habe, und meines tüchtigen Benehmens halber mich hochschätze. Selten hat mir ein persönlicher Erfolg mehr geschmeichelt; wir umarmten uns, und schieden unter Ergiessungen, welche durch einen gewissen feierlichen Anstand einen für mich unvergesslichen Ausdruck erhielten. *Degelow* hatte mir angekündigt, dass er zuvor nach *Jena* zu verreisen habe, wo ihm die Erledigung einer Herausforderung auf Stosswaffen bevorstehe. Acht Tage hierauf gelangte die Kunde vom Tode *Degelow's*, welcher in diesem angekündigten Duell in Jena erstochen war, nach Leipzig.

Ich war wie im Traum, aus welchem ich durch die Ansage des Duelles mit *Tischer* erweckt wurde. Dieser, ein tüchtiger und energischer Fechter, war von meinen Senioren mir zum ersten Waffengang auserlesen worden, da er von ziemlich kleiner Statur war. Ohne mich sonderlich auf meine in der Eile gewonnene und durchaus nicht bedeutend ausgebildete Fertigkeit in der Fechtkunst verlassen zu können, sah ich diesem ersten Duell mit leichtem Muthe entgegen. Eine Hauterhitzung, welche ich mir damals zugezogen hatte, und von welcher man mir sagte, dass sie Verwundungen besonders gefährlich machte, daher ihre Angabe vom Duell suspendire, fiel mir, obschon es comnentwidrig war, nicht ein bekannt zu machen, trotzdem ich bescheiden genug war auf Verwundungen mich gefasst zu machen. Vormittags um 10 Uhr war ich bestellt, und verliess die Wohnung meiner Familie, lächelnd, mit dem Gedanken, was meine Mutter und meine Schwestern sagen würden, wenn ich, in dem vorausgesehenen erschreckenden Zustande, in einigen Stunden nach Haus gebracht werden würde. Als ich am Haus meines Seniors auf dem Brühl anlangte, grüsste mich derselbe, ein angenehmer ruhiger Mann, Herr *v. Schönfeld*, mit herabhängender Pfeife aus dem Fenster, mit den Worten: «*Du kannst heimgehen, Kleiner; es ist nichts, Tischer liegt im Spital.*» Als ich hinauf kam, fand ich mehrere Corpsburschen versammelt, von denen ich erfuhr, dass Tischer in der ver-

gangenen Nacht sich durch Excesse der Betrunkenheit die entehrendsten Misshandlungen der Bevölkerung eines lüderlichen Hauses zugezogen hatte, und auf das Scheusslichste verwundet durch die Polizei zunächst in das Krankenhaus geschafft worden sei, was ihm nothwendig Relegation, und vor Allem Ausstossung aus der Studentenschaft zuzuziehen habe.

Ich entsinne mich nicht deutlich, welches Schicksal die ein oder zwei Raufdegen aus Leipzig entfernt hatte, mit welchen ich noch aus der verderblichen Ferienzeit her engagirt war, nur weiss ich dass diese Seite meines Studentenruhmes überhaupt nun gegen eine andere Richtung zurückgetreten war. Wir begingen den *Fuchs-Commers*, zu welchem, wer es nur irgend ermöglichen konnte, vierspännig im langen Zuge durch die Stadt hinausfuhr. Nachdem mich noch der «*Landesvater*» durch seine plötzlich eintretende und andauernde Feierlichkeit ganz ausserordentlich ergriffen hatte, verfiel ich nun in den Ehrgeiz, unter den Allerletzten mich zu befinden, welche vom Commers wieder heimkehren würden. Auf diese Weise verblieb ich drei Tage und drei Nächte, welche allermeistens im Spiele zugebracht wurden: denn dieses warf, von der ersten Commersnacht an, seine dämonischen Schlingen über mich. Ein Ausbund der flottesten Verbindungsglieder, etwa ein halbes Dutzend, fand sich beim ersten Morgengrauen beim «Landsknecht» zusammen, und bildete von da ab den Stamm einer Spielgesellschaft, welche sich den Tag über durch neu aus der Stadt Zurückkehrende verstärkte. Viele kamen um zu sehen, ob man immer noch sein Wesen treibe; viele gingen auch wieder; nur ich, mit dem Stamme der Sechse, hielt Tage und Nächte ohne Wanken aus. Anfänglich bestimmte mich zur Theilnahme am Spiel der Wunsch, mein Commersgeld (zwei Thaler) durch Gewinn mir zu verschaffen: dies gelang, und nun begeisterte mich die Hoffnung, alle meine in jener Zeit gemachten Schulden auf diese Weise durch Spielgewinnst abtragen zu können. Aehnlich wie ich das Componiren, durch *Logier's* Methode, auf das Schleunigste zu erlernen verhofft, durch unerwartete Schwierigkeiten hierin jedoch mich lange Zeit aufgehalten gesehen hatte, erging es mir nun mit diesem Plane der eiligen Bereicherung meiner finanziellen Situation: mit dem Gewinnst ging es nicht so schnell, und gegen drei Monate blieb ich der Spielwuth dermassen verfallen, dass dagegen alle andre Leidenschaften als gänzlich machtlos über mein Gemüth zurücktraten. Nicht der Fechtboden, nicht die Kneipe, nicht der Duellplatz bekamen mich mehr zu sehen; den Tag über zerwühlte ich meine klägliche Lage, um mir auf jede erdenk-

liche Weise das nöthige Geld zu verschaffen, um den Abend und die Nacht hindurch es zu verspielen. Vergeblich wandte meine Mutter, die dennoch keine Ahnung von meinen unwürdigen Ausschweifungen hatte, alle ihr zu Gebote stehenden schwachen Mittel an, um mich von meinem nächtlichen Ausbleiben zurückzuhalten: nie gelangte ich, nachdem ich am Mittag das Haus verlassen, anders als beim Grauen des darauffolgenden Morgens, über das Hofthor, zu dem mir der Schlüssel verweigert war, steigend, in mein abseits gelegenes Zimmer zurück. Die Leidenschaft war durch die Verzweiflung des Spielunglückes bis zum Wahnsinn gesteigert: unempfindlich gegen Alles was mir sonst am Studentenleben verlockend erschienen war, von sinnlosester Gleichgültigkeit gegen die Meinung meiner bisherigen Genossen, verschwand ich den Blicken Aller, und traf in den kleinen Spielhäusern Leipzig's nur mit den ausgemachtesten Lüderlichen der Studentenschaft zusammen. Ich ertrug mit völligem Stumpfsinn selbst die Verachtung meiner Schwester *Rosalie*, welche mit meiner Mutter den unbegreiflichen jungen Wüstling, der bleich und verstört sich selten vor ihnen zeigte, kaum eines Blickes zu würdigen vermochte. In meiner wachsenden Verzweiflung griff ich endlich zu dem Mittel, durch kühne Behandlung des feindseligen Glückes mir gründlich zu helfen. Ich war der Meinung, dass nur mit reichlicheren Einsatzsummen Gewinn zu erlangen sei, und bestimmte daher eine mir anvertraute, verhältnissmässig nicht unbedeutende Geldsumme, den Betrag der durch mich erhobenen Pension meiner Mutter, zu diesem Versuche. In jener Nacht verlor ich alles Mitgebrachte bis auf den letzten Thaler: die Aufregung mit welcher ich auch *diesen* endlich ebenfalls auf eine Karte setzte, war meinem jungen Leben, nach allen sonstigen Erfahrungen, doch vollständig neu: ohne das Mindeste genossen zu haben, musste ich mich wiederholt vom Spieltisch entfernen, um mich zu erbrechen. Mit diesem letzten Thaler spielte ich mein Leben aus: denn an eine Heimkehr zu meiner Familie war nicht zu denken; ich sah mich bereits beim Morgengrauen über die Felder und durch die Wälder, als verlornen Sohn, in das Ziellose dahinfliehen. Die hierin sich bekundende verzweiflungsvolle Stimmung hielt so energisch an, dass, als meine Karte zugeschlagen hatte, ich den Gewinn mit dem Einsatz sofort von Neuem darangab, und dieses Verfahren mehreremal wiederholte, bis wirklich der Gewinn sich einigermassen beträchtlich herausstellte. Fortwährend gewann ich nun. Ich ward so zuverlässig, dass ich das kühnste Spiel wagte: denn plötzlich leuchtete es in mir hell auf, dass ich heute zum letztenmal spielte. Mein

Glück ward so auffällig, dass die Bankhalter zu schliessen für gut befanden. Wirklich hatte ich nicht nur alles in dieser Nacht zuvor verlorene Geld wiedergewonnen, sondern dazu auch noch den Betrag aller meiner Schulden. Die Wärme die während dieses Vorganges mich wachsend erfüllte, war durchaus heiliger Art. Mit dem Zuschlag meines Glückes fühlte ich deutlich Gott oder seinen Engel wie neben mir stehend, seine Warnung und Tröstung mir zuflüsternd. Noch einmal galt es bei Tagesgrauen über die Thorpforte nach meiner Wohnung zu gelangen; dort verfiel ich in einen tiefen und energischen Schlaf, aus welchem ich spät, gestärkt und wie neugeboren, erwachte. Kein Schamgefühl hielt mich davon ab, meiner Mutter, welcher ich ihr Geld zustellte, den Vorgang dieser entscheidungsvollen Nacht, und mit ihm mein Vergehen gegen ihr Eigenthum unaufgefordert zu berichten. Sie faltete die Hände und dankte Gott für die mir erwiesene Gnade, drückte auch ihre Zuversicht aus, dass sie mich für gerettet halte, und es mir unmöglich sein werde, ferner in ähnliche Laster zurück zu verfallen. Wirklich hatte auch hiermit jede Versuchung für immer ihre Macht über mich verloren. Die Welt, in welcher ich bisher zu wachsendem Taumel mich bewegt hatte, erschien mir mit einem Mal das Allerunbegreiflichste und Anziehungsloseste: die Spielwuth hatte mich gegen alle sonstigen Studenteneitelkeiten bereits vollkommen gleichgültig gemacht; mit der Befreiung von dieser Leidenschaft war ich mit einem Male einer ganz neuen Welt gegenübergestellt, und dieser gehörte ich von nun ab, durch einen zuvor mir unbekannten Eifer für meine musikalische Ausbildung, für welche ich jetzt in eine neue Phase trat, an. Diese war die des wahrhaften Ernstes des Studiums.

Auch in dieser wildesten Periode meines Lebens war meine musikalische Entwicklung nicht gänzlich still gestanden; vielmehr war die Musik jetzt immer bestimmter die einzige Richtung geworden, in welcher mein geistiges Leben sich bemerklich machte. Nur war alles musikalische Studium mir gänzlich fremd geworden. Noch heute ist es mir aber unbegreiflich, wie ich damals die Zeit fand eine ziemliche Anzahl von Compositionen zu beenden. Während ich von einer Ouverture aus Cdur (⁶/₈), und einer vierhändigen Sonate in Bdur, welche letztere ich mit meiner Schwester Ottilie einübte, und, da sie uns beiden gefiel, für das Orchester instrumentirte, keine deutliche Erinnerung behalten habe, knüpft sich an ein andres Werk aus dieser Zeit, eine Ouverture in Bdur, eine Epoche machende Erinnerung. Diese Composition war nämlich aus meinem Studium der neunten Symphonie Beethovens ziem-

lich in derselben Weise erwachsen, wie «*Leubald und Adelaide*» aus dem Studium Shakespeare's. Besonders hatte sich hierbei die mystische Bedeutung, welche ich dem Orchester gab, ausgebildet: dieses gliederte ich in drei unterschiedliche, sich bekämpfende Elemente. Ich ging damit um, das Charakteristische dieser Elemente dem Leser der Partitur sofort durch ein energisches Farbenspiel vor die Augen zu bringen, und nur der Umstand dass ich mir keine grüne Tinte zu verschaffen wusste, verhinderte mich an der Ausführung meines malerischen Copirgelüstes. Nur den Blechinstrumenten wollte ich nämlich die schwarze Farbe der Tinte belassen; die Streichinstrumente sollten dagegen roth, und die Blasinstrumente grün geschrieben werden. Diese sonderbare Partitur legte ich dem damaligen Musikdirektor des Leipziger Theaters, *Heinrich Dorn*, vor, welcher, noch ein sehr junger Mann, als besonders gewandter Musiker und witziger Lebemann mir, wie dem Leipziger Publikum, angenehm imponirte. Noch heute vermag ich jedoch mir nicht zu erklären, was ihn bewog, meinem Wunsch einer öffentlichen Aufführung dieser Ouverture zu entsprechen. Ich war später, mit Anderen, welche Dorn's Gefallen an spöttischer Unterhaltung kannten, der Annahme nicht abgeneigt, dass er bei dieser Gelegenheit sich habe einen Spass machen wollen, während er stets dabei verblieb, das Werk sei ihm interessant erschienen, und es würde nur der Ankündigung eines unbekannt gebliebenen Werkes Beethovens bedurft haben, um es vom Publikum, wenn auch ohne Verständniss, dennoch aber mit Respekt aufgenommen zu sehen. Es war zu Weihnachten des verhängnisvollen Jahres 1830, wo am heiligen Abend, wie üblich, das Schauspiel ausfiel, und dafür ein stets wenig besuchtes Armenconcert im Leipziger Theater veranstaltet war. Als erste Nummer des Programmes figurirte die aufreizende Benennung: «*neue Ouverture*»; nichts weiter. Ich hatte unter grossen Besorgnissen in einem Versteck der Probe beigewohnt, und von der Kaltblütigkeit *Dorn*'s eine vortheilhafte Meinung gewonnen, welcher der bedenklichen Bewegung der Orchestermusiker gegenüber, als sie mit dem Vortrag der räthselhaften Composition sich befassten, eine ausserordentlich sichere Fassung bewährte. Das Hauptthema des Allegro's war viertaktiger Natur; nach jedem vierten Takte war jedoch ein gänzlich zur Melodie ungehöriger fünfter Takt eingeschaltet, welcher sich durch einen besondern Paukenschlag auf das zweite Taktviertel auszeichnete. Da dieser Schlag ziemlich vereinzelt stand, wurde der Paukenschläger, welcher sich stets zu irren glaubte, befangen und gab dem Accente nicht die in der Partitur vorgeschriebene Schärfe, womit ich,

über meine Intention selbst erschrocken, in meiner Unsichtbarkeit nicht unzufrieden war. Zu meinem wahren Misbehagen zog jedoch *Dorn* den verschämten Paukenschlag an das helle Licht und bestand darauf, dass der Musiker ihn stets mit der vorgeschriebenen Stärke zur Ausführung brächte. Als ich dem Musikdirektor nach der Probe über diesen bedenklichen Punkt meine Besorgniss mittheilte, gelang es mir nicht ihn zu einer mildern Auffassung des fatalen Paukenschlags zu bewegen; er blieb dabei, dass die Sache sich so recht gut machen würde. Trotz dieser Beruhigung blieb meine Befangenheit gross, und ich getraute mich nicht, meinen Bekannten mich als den Componisten dieser Ouverture im Voraus zu bekennen. Nur meine Schwester *Ottilie*, welche bereits die heimlichen Vorlesungen von «Leubald und Adelaide» zu überstehen gehabt hatte, bewog ich, mit mir zur Anhörung meines Werkes sich aufzumachen. Es war der Abend der Weihnachtsbescheerung im Hause meines Schwagers Friedrich Brockhaus; ich, wie meine Schwester hatten ein Interesse dieser Bescheerung beizuwohnen. Sie, als zum Hause meines Schwagers gehörig, war besonders dabei beschäftigt, und konnte nur mit Mühe auf kurze Zeit sich entfernen, weshalb der freundliche Verwandte sogar den Wagen anspannen lassen musste, um die Wiederkunft der Schwester zu beschleunigen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mit einer gewissen Feierlichkeit meiner ersten Einführung in die musikalische Welt beizuwohnen: der Wagen brauste vor dem Theater an; Ottilie begab sich in die Loge meines Schwagers, wogegen ich mein Unterkommen im Parterre zu suchen genöthigt war. Ich hatte vergessen mir ein Billet zu besorgen, und ward vom Thürsteher zurückgewiesen: da hörte ich das Orchester immer intensiver einstimmen, ich glaubte den Beginn meines Werkes versäumen zu müssen, und ging in der Angst desshalb so weit, mich dem Thürsteher als den Autor der «*neuen Ouverture*» zu entdecken, um ihn, wie es mir denn auch gelang, zu bewegen mich ausnahmsweise ohne Billet zuzulassen. Ich drang bis zu einer der vorderen Bänke des Parterre's vor, und liess mich dort in sinnloser Unruhe nieder. Die Ouverture begann: nachdem sich das Thema der «schwarzen» Blechinstrumente bedeutungsvoll kund gethan, trat das «rothe» Allegro-Thema ein, welches, wie gesagt, mit jedem fünften Takte durch den Paukenschlag aus der «schwarzen» Welt unterbrochen wurde. Welche Wirkung das später hinzutretende «grüne» Motiv der Blasinstrumente, und endlich das Zusammenwirken des «schwarzen, rothen und grünen» Themas auf die Zuhörer machte, ist mir undeutlich geblieben, da jener fatale Paukenschlag, mit hämischer

Brutalität produziert, eine so aufregende Wirkung hervorbrachte, dass ich hierüber alle weitere Besinnung verlor. Besonders die, längere Zeit andauernde, regelmässige Wiederkehr dieses Effektes erregte bald die Aufmerksamkeit, und endlich die Heiterkeit des Publikums. Meine Nachbarn hörte ich diese Wiederkehr im Voraus berechnen und ankündigen: was ich, der ich die Richtigkeit ihrer Berechnung kannte, hierunter litt, ist nicht zu schildern. Mir vergingen die Sinne. Ich erwachte schliesslich, als die Ouverture, zu welcher ich alle banale Schlussformen verschmäht hatte, ganz unversehens abbrach, wie aus einem unbegreiflichen Traum: alle Wirkungen eines *Hoffmann*'schen Phantasiestückes auf mich erblichen gegen den sonderbaren Zustand, in welchem ich zu mir kam, als ich das Erstaunen des Publikum's am Schlusse meines Werkes gewahrte. Ich hörte keine Misfallsbezeugung, kein Zischen, kein Tadeln, selbst nicht eigentliches Lachen, sondern nahm nur die grösste Verwunderung Aller über einen so seltsamen Vorfall wahr, der Jedem, gleich wie mir, wie ein unerhörter Traum vorzukommen schien. Das Schmerzliche war, dass ich nun eiligst wieder das Parterre zu verlassen hatte, da ich meine Schwester sofort nach Haus zu begleiten gehalten war. Mich erheben, durch die Bänke des Parterre's mich dem Ausgange zu bewegen zu müssen, war furchtbar. Nichts glich aber der Pein, mit welcher ich jetzt dem Thürsteher wieder unter die Augen trat: der sonderbare Blick, den dieser auf mich warf, hinterliess einen unauslöschlichen Eindruck auf mich und für lange Zeit blieb ich dem Parterre des Leipziger Theaters fern. Jetzt war noch die Schwester abzuholen, mit ihr, die den Vorgang mitleidend erlebt hatte, einsam nach Haus zu fahren, und dort dem Glanze eines Familienfestes entgegen zu gehen, welches wie eine grelle Ironie in die Nacht meiner Betäubung hineinleuchtete.

Noch suchte ich mich zwar gegen diesen Eindruck zu behaupten, und glaubte mich mit einer ebenfalls vorräthigen Ouverture zur «*Braut von Messina*» trösten zu können, welche ich für gelungener als das aufgeführte Werk hielt. An eine Reparation war jedoch nicht zu denken, da ich für längere Zeit der Leipziger Theaterdirektion, trotz *Dorn*'s Freundschaft, für sehr bedenklich galt. Zwar wurden von mir jetzt noch Compositionen zum Goetheschen *Faust* entworfen, von denen einige sich bis heute bei mir erhalten haben; doch schwemmte bald das nun eintretende wüste Studentenleben auch den letzten Ernst für musikalische Arbeit in mir hinweg.

Ich bildete mir dagegen ein, da ich nun einmal Student geworden sei, auch Collegien hören zu müssen. Bei *Traugott Krug*, dem mir wohl-

bekannten freundlichen Bezwinger jenes Studentenaufstandes, versuchte ich Fundamental-Philosophie zu hören: eine einzige Stunde genügte, um mich für immer von diesem Versuch abzubringen. Zwei bis dreimal jedoch, besuchte ich die Vorlesungen eines jüngeren Professors *Weiss* über Aesthetik: diese grosse Ausdauer verdankte ich dem Interesse welches *Weiss* durch mein persönliches Bekanntwerden mit ihm bei meinem Onkel Adolph, mir eingeflösst hatte. *Weiss* hatte damals die Metaphysik des Aristoteles übersetzt und sie, wenn ich nicht irre, in einem polemischen Sinne, *Hegel* gewidmet. Bei dieser Gelegenheit hatte ich im Gespräch beider Männer Dinge über Philosophie und Philosophen vernommen, welche einen grossen spannenden Eindruck auf mich machten. Ich entsinne mich, dass *Weiss*, dessen zerstreutes Wesen, hastige und stossweise Sprechmanier, vor allem dessen interessanter tiefsinniger physiognomischer Ausdruck, mich sehr fesselten, sich in Betreff der ihm vorgeworfenen Unklarheit seines schriftstellerischen Styles damit rechtfertigte, dass die tiefsten Probleme des menschlichen Geistes doch unmöglich für den Pöbel gelöst werden könnten. Diese mir sehr plausibel dünkende Maxime war mir sofort zur Richtschnur für Alles, was ich aufschrieb, geworden. Ich entsinne mich dass mein ältester Bruder *Albert*, welchem ich einmal im Auftrage meiner Mutter zu schreiben hatte, in wahrhaftem Entsetzen über meinen Brief und dessen Styl, seine Befürchtung zu erkennen gab, ich sei im Begriffe toll zu werden. Trotzdem ich sonach von *Weiss* mir vorzüglich Sympathisches erwarten zu dürfen vermeinte, gelang es mir nicht in seinen Vorlesungen auszudauern, da meine damalige leidenschaftliche Lebenstendenz mich auf ganz andre Dinge als ästhetische Studien verwies. Dennoch vermochte um die gleiche Zeit die Sorge der Mutter es über mich, einen Versuch zu ernstlicher Wiederaufnahme des Musikstudiums zu machen; dass mein bisheriger Lehrer *Müller* nicht im Stande gewesen war, mir dauernde Lust an diesem beizubringen, hatte sich ersichtlich herausgestellt: es galt daher zu erfahren, ob ein neuer Lehrer sich geeigneter erweisen würde, mir den nöthigen Ernst hierfür zu erwecken.

*Theodor Weinlich*, Cantor und Musikdirektor an der Thomaskirche, bekleidete damals diese in Leipzig alt herkömmlich wichtigste Stelle, welche zuletzt *Schicht* und dereinst *Sebastian Bach* selbst inne gehabt hatten. Er gehörte seiner musikalischen Bildung nach der alt italienischen Schule an, und hatte in Bologna in der Schule des Pater Martini studirt. In dieser Richtung hatte er sich namentlich durch Vocalcompositionen, in welchen man seine schöne Behandlung der Stimmen

rühmte, vortheilhaft bekannt gemacht: er selbst erzählte mir, dass eines Tag's ein Leipziger Verleger ihm nicht unbedeutende Vortheile anbot, wenn er ihm einige Hefte neuer Gesangsübungen, gleich denjenigen, welche einem andren Verleger gute Geschäfte eingebracht hatten, überlassen wollte; da ihm *Weinlich* bedeutete, er habe zur Zeit gerade keine solchen Compositionen vorräthig, wenn er von ihm jedoch etwas verlegen wolle, biete er ihm eine neue Messe an, lehnte der Verleger mit dem Bemerken ab: *«wer das Fleisch bekommen habe, möge auch an den Knochen nagen»*. Die Bescheidenheit, mit welcher *Weinlich* mir diesen Zug erzählte, kennzeichnete den trefflichen Mann nach jeder Seite. Aeusserst schwächlich und kränklich, verweigerte er zunächst, als meine Mutter mich bei ihm einführte, mich in die Lehre zu nehmen. Nachdem er allem herzlichen Zureden lange widerstanden hatte, schien ihn endlich der Zustand meiner mangelhaften musikalischen Ausbildung, wie er diesen aus einer von mir mitgebrachten Fuge erkannte, zu einem mir günstigen, freundlichen Mitleiden zu stimmen; er sagte mir unter der Bedingung, dass ich ein halbes Jahr lang allem Componiren entsage, und geduldig nur seine Vorschriften ausführen wollte, seinen Unterricht zu. Dem ersten Theil meines Versprechens blieb ich getreu, — Dank der ungeheuren Zerstreuung, zu welcher mich das Studentenleben hinriss; als ich dagegen längere Zeit einzig mit vierstimmigen Harmonieübungen im gebundenen strengen Styl mich beschäftigen sollte, fand sich nicht nur der leichtsinnige Student, sondern auch der Componist so mancher Ouverture und Sonate höchlich angewidert. Auch *Weinlich* hatte über mich zu klagen, und war endlich daran mich gänzlich aufzugeben. In diese Zeit fiel der Wendepunkt meiner Lebensrichtung, welche die Katastrophe jenes erschütternden Abends im Spielhause herbei führte. Nicht minder fast als dieses Erlebniss, erschütterte mich *Weinlich*'s Erklärung, nichts mehr mit mir zu thun haben zu wollen. Beschämt und gerührt bat ich den milden, von mir wirklich geliebten Greis um Verzeihung, und gelobte ihm von nun an kräftige Ausdauer. Nun bestellte mich *Weinlich* eines Morgens um 7 Uhr zu sich, um unter seinen Augen bis Mittag das Gerippe einer Fuge auszuarbeiten; er widmete mir wirklich den vollen Vormittag, indem er jedem Takt, den ich aufzeichnete, seine rathende und belehrende Aufmerksamkeit widmete. Um 12 Uhr entliess er mich mit dem Auftrag, den Entwurf durch Ausfüllung der Nebenstimmen zu Haus vollends auszuarbeiten. Als ich ihm dann die fertige Fuge brachte, überreichte er mir dagegen eine von ihm verfasste Ausarbeitung desselben Thema's, zum Vergleich. Diese gemeinsame Fugen-

arbeit begründete zwischen mir und dem liebenswürdigen Lehrer das ergiebigste Liebesverhältniss, indem von nun an sowohl ihm, wie mir, die ferneren Studien zur angenehmsten Unterhaltung wurden. Ich war erstaunt die hierauf gewandte Zeit so schnell verflogen zu sehen. Nachdem ich im Lauf zweier Monate, ausser einer Anzahl der künstlichsten Fugen, jede Art der schwierigsten contrapunctischen Evolutionen schnell durchgearbeitet hatte, und ich dem Lehrer eines Tages eine besonders reich ausgestattete Doppelfuge brachte, war ich wirklich erschrocken da er mir sagte, ich könnte mir dieses Stück hinter den Spiegel stecken, er hätte mich jetzt nichts mehr zu lehren. Da ich mir irgend welcher Mühe hierbei gar nicht bewusst geworden war, ward ich in der Folge wirklich oft bedenklich darüber, ob ich in Wahrheit ein ordentlich gelernter Musiker sei. *Weinlich* selbst schien auf das durch ihn Erlernte an sich keinen grossen Werth zu legen; er sagte: «wahrscheinlich werden Sie nie Fugen und Canons schreiben; was Sie jedoch sich angeeignet haben, ist *Selbständigkeit*. Sie stehen jetzt auf Ihren eigenen Füssen, und haben das Bewusstsein das Künstlichste zu können, wenn Sie es nöthig haben».

Ein Haupterfolg seines Einflusses auf mich war jedenfalls das beruhigende Gefallen am Klaren und Fliessenden, welches er mir gleichsam durch sein Beispiel beigebracht hatte. Schon jene Studirfuge hatte ich für wirkliche Gesangstimmen mit untergelegten Worten ausführen müssen; die Neigung zum Sangbaren war mir dadurch erweckt worden. Um mich aber vollständig in seine freundlich beruhigende Gewalt zu bekommen, hatte er zu gleicher Zeit eine Sonate verlangt, welche ich, als Beweis meiner Freundschaft für ihn, auf die nüchternsten, harmonischen und thematischen Verhältnisse aufbauen sollte, zu deren Modell er mir eine der kindlichsten *Pleyel*'schen Sonaten empfahl. Wer meine noch vor kurzem verfassten Ouverturen kannte, musste gewiss erstaunt sein, dass ich es über mich vermochte, diese verlangte Sonate, wie sie gegenwärtig noch durch eine Indiscretion der Breitkopf- und Härtelschen Musikhandlung zum erneuten Abdruck befördert worden ist, zu schreiben: um mich für meine Enthaltsamkeit zu belohnen, machte sich *Weinlich* nämlich die Freude, mein dürftiges Werk durch jene Verlagshandlung zum Druck zu befördern. Von nun an erlaubte er mir Alles. Als erste Belohnung durfte ich ganz nach meinem Belieben eine Phantasie für's Clavier in Fismoll ausführen, in welcher ich mich formell gänzlich frei, recitativ-melodisch bewegte, und mir ein wohlthätiges Genüge that, indem ich mir zugleich *Weinlich*'s Lob erwarb. Bald entstanden auch

drei Ouverturen, welche sämmtlich seine freundliche Zustimmung erhielten. Im darauf folgenden Winter (1831—1832) erlangte ich die Aufführung der ersten derselben (aus Dmoll) in einem der Gewandhausconcerte.

In diesem Institute herrschte damals noch grosse Gemüthlichkeit: die Instrumentalwerke wurden von keinem Dirigenten geleitet, sondern einfach vom Concertmeister (*Mathäi*) am Pulte mit der Violine vorgespielt; nur sobald der Gesang hinzutrat erschien der Typus aller gemüthlichen dicken Musikdirektoren, der in Leipzig ausserordentlich beliebte *Polenz*, mit einem sehr ansehnlichen blauen Stabe am Taktirpulte. Zu einem der sonderbarsten Vorgänge wurde auf diese Weise die alljährliche Aufführung der neunten Symphonie von Beethoven: nachdem die drei ersten Sätze glatt weg wie eine Haydn'sche Symphonie, so gut es ging, vom Orchester für sich hergespielt worden waren, erschien nun *Polenz*, um, statt eine italienische Arie, ein Vocalquartett oder eine Cantate zu dirigiren, diesmal das schwierigste aller Vorhaben für einen Dirigenten, die Leitung dieses so höchst complicirten und namentlich in seinem einleitenden Instrumentaltheile so räthselhaft zersetzten Tonstückes, zu unternehmen. Unvergesslich blieb mir aus einer ersten Probe, welcher ich hiervon beiwohnte, der Eindruck des sorgfältig ängstlichen Dreivierteltaktes, durch welchen die wild aufschreiende Fanfare, womit dieser letzte Teil beginnt, unter *Polenz*'s schwerem Taktschwunge zu einem wunderbar hinkenden Galimathias wurde. Dieses Tempo war gewählt worden, um mit dem Vortrage des Recitatives der Bassinstrumente nur irgend wie auszukommen; dennoch gelang dies nie. *Polenz* schwitzte Schweiss und Blut, das Recitativ kam immer nicht zu Stande, und ich gerieth wirklich in bange Zweifel, ob *Beethoven* in Wahrheit nicht doch Unsinn geschrieben hätte: der Contrabassist *Temmler*, ein gedienter Veteran des Orchester's, hochherzig und grob, brachte es zwar endlich durch seine energische Mahnung an *Polenz*, er möge den Taktstock lieber fortlegen, dahin, dass das Recitativ wirklich vor sich ging; dennoch begann seit der Anhörung dieses letzten Theiles unter Umständen, die ich mir für jetzt nicht erklären konnte, in mir ein demüthigender Zweifel daran zu keimen, ob ich dieses ganze seltsame Tonstück wirklich verstanden hätte oder nicht. Lange Zeit entschlug ich mich gänzlich alles Grübelns hierüber, und wandte mich ohne alle Affectation dem beruhigenden klareren Elemente der Musik zu. Namentlich hatten meine contrapunktischen Studien mich dahin gebracht, *Mozart*'s leichte und fliessende Behandlung der schwierigsten technischen Probleme der Musik

mit wohlthuendem Behagen anzuerkennen, und hierin galt mir namentlich der letzte Satz seiner grossen C-dur Symphonie als nachahmungswürdiges Muster. Nachdem meine D-moll-Ouverture, welche noch stark auf der *Beethoven*'schen *Coriolan*-Ouverture fusste, glücklich von statten gegangen, vom Publikum freundlich aufgenommen war, und mir das erste Hoffnungslächeln meiner Mutter eingebracht hatte, trat ich mit einer zweiten Ouverture in C-dur hervor, welche wirklich mit einem »Fugato« schloss, wie ich es meinem neuen Vorbilde zu Ehren um jene Zeit nicht glaubte besser zu Stand bringen zu können.

Auch diese Ouverture ward bald darauf in einem Gastconcert der beliebten Sängerin *Palazzesi* (von der Dresdener italienischen Oper), aufgeführt. Vorher schon hatte ich sie in einem Concert der Privatmusikgesellschaft *Euterpe* zu Gehör gebracht und selbst dirigirt. Ich entsinne mich des sonderbaren Eindruckes, den ich bei dieser Gelegenheit durch eine Bemerkung meiner Mutter erhielt; diese Arbeit, im contrapunktischen Style gehalten, ohne eigentliche leidenschaftliche Bewegtheit, hatte auf sie einen befremdenden Eindruck gemacht; sie gab mir ihre Verwunderung hierüber durch besonders lebhafte Anerkennung der in dem gleichen Concerte zuvor aufgeführten *Egmont-Ouverture* kund, von der sie behauptete, »dass diese Art Musik doch mehr ergriffe als so eine dumme Fuge«. Nun schrieb ich auch noch (wie gesagt: als drittes Opus), eine Ouverture zu *Raupach*'s Drama *König Enzio*, in welcher sich das Beethovensche Element wieder stärker geltend machte. Durch die Bemühung meiner Schwester *Rosalie* erlangte ich die Zulassung derselben zur Aufführung vor dem Stücke im Theater: aus Vorsicht ward sie bei der ersten Aufführung jedoch nicht angekündigt, wohl aber vom Musikdirektor *Dorn* dirigirt. Da die Aufführung ohne Widerspruch ablief und das Publikum durchaus nicht gestört hatte, ward bei den spätern Vorstellungen des eine Zeit lang beliebten Trauerspiels meine Ouverture mit voller Namens-Nennung des Componisten öfter zu Gehör gebracht. — Nun machte ich mich an eine grosse Symphonie (*in C-dur*); in ihr zeigte ich was ich gelernt hatte, und verschmolz die Einwirkungen meines Studiums *Beethoven*'s und *Mozart*'s zur Abfassung eines wirklich ausführbaren und anhörbaren Tonwerkes, dem auch diesmal die Schlussfuge im letzten Theil nicht fehlte, und in welchem die Themen aller Sätze meist so beschaffen waren, dass sie in Engführungen contrapunktisch über einander gestellt werden konnten. Dennoch war auch das leidenschaftlichere, trotzig kühne Element, namentlich des ersten Satzes der *Sinfonia eroica* nicht ohne deutliche Einwirkung auf meine Con-

ception geblieben. Im Andante liessen sich sogar die Anklänge an meinen früheren musikalischen Mysticismus vernehmen: ein wiederkehrender Frageruf von der Moll-Terz in die Quinte, verband in meinem Bewusstsein dieses, mit vorherrschendem Klarheitstriebe ausgearbeitete Werk, mit meinen frühesten Knabenschwärmereien. Als ich im folgenden Jahre mich um die Aufführung meiner Symphonie im Gewandhause bewarb, und desshalb *Friedrich Rochlitz*, den damaligen Nestor der Leipziger Musikästhetiker und Vorstand der Concertgesellschaft besuchte, war dieser Herr, welchem meine Partitur zuvor zur Durchsicht vorgelegen hatte, erstaunt in mir einen so jungen Mann zu sehen, da der Charakter jener Arbeit ihn auf einen älteren erfahreneren Musiker vorbereitet hatte.

Ehe es zu dieser Aufführung kam, verging jedoch eine längere Zeit, während welcher ich Lebenseindrücken übergeben war, welche ich jetzt näher bezeichnen muss.

Mein kurzes, aber leidenschaftliches, Studentenleben hatte in mir nicht nur den Sinn für meine künstlerische Ausbildung, sondern auch meine Theilnahme an allen sonstigen weltlichen und geistlichen Dingen gleichsam überschwemmt. Während ich jedoch, wie ich zeigte, nie gänzlich der Musik mich entfremdete, regte sich auch mit dem Wiederaufkeimen meines Interesses an politischen Vorgängen der erste Ekel an dem sinnlosen Studententreiben, welches bald wie ein wüster Traum ganz von mir vergessen werden sollte. Der *polnische Freiheitskampf* gegen die russische Uebermacht war es, welcher mich bald mit wachsender Begeisterung erfüllte. Die Erfolge, welche die Polen eine kurze Zeit lang im Monat Mai 1831 erstritten, setzten mich in Erstaunen und Extase: mir schien die Welt wie durch ein Wunder neu erschaffen. Dagegen war der Eindruck der Nachricht von der Schlacht bei Ostrolenka derart, als ob nun die Welt von neuem untergegangen sei. Ich war erstaunt unter meinen studentischen Commilitonen in der Kneipe, sobald ich eine dieser Nachrichten berührte, roh oder boshaft verspottet zu werden: die schreckliche Schattenseite des deutschen Landsmannschaftswesens ging hier meiner Empfindung auf. Jede Art von Enthusiasmus ward hier prinzipiell ertödtet und in das Geleis einer pedantischen Bravour geleitet, welche sich einzig durch Trockenheit und affectirte Empfindungslosigkeit auszeichnete. Mit grösster Kaltblütigkeit, ohne den mindesten Humor, sich betrinken und Schulden machen, stand im Werthe fast der Tapferkeit im Duelliren gleich. Mir ist erst späterhin die edlere Bedeutung der deutschen Burschenschaft gegenüber diesem verderblichen Studentengeiste aufgegangen; damals empfand ich das

Empörende desselben ganz persönlich an den verletzenden Zurechtweisungen, welche ich mir, wie gesagt, zuzog, als ich voll schmerzlichster Trauer meine Klage über jene unglückliche Schlacht bei Ostrolenka erhob. Ich muss zu meiner Ehre gestehen, dass diese und ähnliche Eindrücke das Ihrige mit dazu beitrugen, mich so schnell jenen wüsten Studentenkreisen zu entziehen. Während meiner Studien bei *Weinlich* bestand die einzige Ausschweifung, die ich mir gestattete, im allabendlichen Besuche der Kintschy'schen Conditorei in der Klostergasse, wo ich mit leidenschaftlichem Eifer die frisch angekommenen Zeitungen verschlang. Mancher mir Gleichgesinnte fand sich hier ein; namentlich hörte ich gern auch einigen ältern Männern zu, welche eifrig politisirten. Auch die belletristischen Journale fingen an mich zu interessiren: ich las wieder viel, jedoch ohne edlere Auswahl; nur fingen bereits Witz und Geist bei meiner Lektüre mich zu bestimmen an, während sonst nur das Colossale und Phantastische mich gereizt hatte. Immerhin blieb meine Theilnahme für den Ausgang des polnischen Kampfes die Hauptsache: die Belagerung und Einnahme Warschaus erlebte ich wie ein persönliches Unglück.

Unbeschreiblich war nun meine Aufregung, als die ersten Durchzüge der nach Frankreich auswandernden Ueberreste der polnischen Armee durch Leipzig kamen, und unvergesslich der Eindruck beim Anblick eines ersten Truppes dieser Unglücklichen, welche im *grünen Schild* auf der Fleischergasse einquartirt wurden. War ich hier mit grosser Niedergeschlagenheit erfüllt worden, so gerieth ich dagegen bald in enthusiastische Bezauberung, als ich im Foyer des Leipziger Gewandthauses, in welchem man diesen Abend die C-moll Symphonie von Beethoven spielte, eine Gruppe heroischer Gestalten theilnehmend beobachten konnte, welche aus mehrern der vornehmsten Führer der polnischen Erhebung bestand. Vorzüglich zog mich die ungemein kräftige Gestalt und überaus männliche Physiognomie eines Grafen *Vincenz Tyszkiewitz* an, der mit ruhiger vornehmer Haltung eine, mir bis dahin ganz unbekannte, Sicherheit und Gelassenheit verband. Einen Mann von so königlichem Benehmen im Schnürrock und mit der rothen Sammtmütze zu sehen, vernichtete in mir sofort alle Verehrung, die ich bisher der geschraubten Kampfhahn-Tournure der Heroen unserer Studentenwelt gezollt hatte. Es entzückte mich, grade diesen Mann bald im Hause meines Schwagers *Friedrich Brockhaus* wiederzufinden, und dort für längere Zeit als fast heimisch anzutreffen. Mein Schwager zeichnete sich nämlich durch die theilnahmvollste Hingebung für die unglücklichen polnischen Kämpfer

aus; er stand an der Spitze eines Comité's, welches sich dauernd die Sorge für jene angelegen sein liess, und brachte persönlich seiner Theilnahme lange Zeit hindurch die namhaftesten Opfer. Nun war das Brockhaus'sche Haus für mich von höchster Anziehung. Um Graf *Vincenz Tyszkiewitcz*, welcher für uns alle der Leuchtstern dieser kleinen Polenwelt blieb, verweilten längere Zeit einige andere vermögendere Emigranten, von denen mir hauptsächlich ein Rittmeister *Bansemer* in Erinnerung geblieben ist, welcher sich durch grenzenlose Gutmüthigkeit, nicht minder grossen Leichtsinn, und ein wunderschönes Gespann von vier Pferden auszeichnete, deren Schnelligkeit beim Durchfahren der Stadt die Leipziger Bürgerschaft in anhaltende Wuth versetzte. Auch entsinne ich mich eines Tags mit General *Bem*, dessen Artillerie bei Ostrolenka sich so heldenmüthig benommen hatte, bei Tisch gesessen zu haben. Manche andre, bald durch geschmeidige Feinheit, bald durch melancholisch kriegerische Haltung auf mich eindrucksvolle Glieder der Auswanderung, zogen durch das gastliche Haus: von dauerndem Eindruck blieb jedoch einzig der als Ideal eines wahrhaft männlichen Mannes von mir geliebte und verehrte *Vincenz Tyszkiewitcz*.

Auch mir wurde der vorzügliche Mann wahrhaft geneigt: fast täglich fand ich mich bei ihm ein, und wohnte oft den halb kriegerischen Gelagen bei, von denen er sich zu Zeiten gern mit mir zurückzog, um an irgend einem ruhigen Orte seiner trüb besorgten Stimmung in meiner Gesellschaft sich hinzugeben. Noch hatte er nämlich keine Kunde von dem Schicksal seiner Frau und seines kleinen Sohnes, von welchen er sich in Volhynien getrennt hatte. Ausserdem lag ein Schatten auf ihm, der ihn dem theilnehmenden Herzen besonders anziehend machte: meiner Schwester *Louise* hatte er ein furchtbares Schicksal, das ihn dereinst betroffen, mitgetheilt. Er war schon einmal verheirathet gewesen, und besuchte mit seiner ersten Frau eines seiner entlegenen Schlösser: des Nachts hatte sich am Fenster seines Schlafgemachs eine gespenstische Erscheinung gezeigt; wiederholt von ihm angerufen, ergriff er, um sich vor einer Gefahr zu schützen, ein Gewehr und erschoss seine eigene Frau, welche den excentrischen Einfall gehabt hatte, in der Gestalt eines Nachtspuks ihren Gemahl zu necken. Bald theilte ich nun seine Freude, als die Nachricht von der Rettung seiner Familie zu ihm gelangte: seine Frau erschien endlich selbst mit dem wunderschönen dreijährigen Knaben (*Janusz*) in Leipzig. Es betrübte mich der Dame nicht dieselbe Sympathie, wie ihrem Gemahl zuwenden zu können, woran mich der so sehr störende Eindruck verhinderte, den

ich durch den Anblick der unziemlich stark aufgetragenen Schminke erhielt, durch welche sonderbarer Weise die von den höchsten Anstrengungen ganz erschöpfte Frau ihre abgespannten und leidenden Gesichtszüge zu verbergen suchte. Sie verreiste bald wieder nach Galizien, um von ihren dortigen Besitzungen zu retten was zu retten war, zugleich auch um ihrem Manne von der Oesterreichischen Regierung einen Pass auszuwirken, mit Hülfe dessen er ihr nach Galizien nachkommen sollte. — Nun kam der dritte Mai heran. Achtzehn noch in Leipzig anwesende Polen vereinigten sich zu einem Festmahle in einem Gasthause der Umgegend von Leipzig: dort sollte dieser der polnischen Erinnerung so theure Jahrestag ihrer Verfassungsgründung gefeiert werden. Nur die Vorsteher des Leipziger Polencomités, und, aus besonderer Rücksicht und Liebe, auch ich, waren hierzu eingeladen. Es war ein unvergesslich eindrucksvoller Tag. Das Mahl der Männer ward zum Gelage: eine aus der Stadt bestellte Blechmusik spielte unausgesetzt die polnischen Volkslieder, an welchen sich, unter dem Vorgesang eines Litthauers (*Zan*), die Gesellschaft jubelnd und klagend betheiligte. Namentlich erweckte das schöne «dritte Mai»-Lied einen erschütternden Enthusiasmus. Weinen und Jauchzen steigerten sich zu einem unerhörten Tumulte, bis sich die Gruppen auf die Rasenplätze des Gartens lagerten, und dort zerstreute Liebespaare bildeten, in deren schwelgerischem Liebesgespräche das unerschöpfliche Wort «*Oiczisna*» (Vaterland), die Losung war, bis endlich der Schleier eines grossherzigen Rausches Alles in Nacht hüllte. — Der Traum dieser Nacht bildete sich später in mir zu einer Orchestercomposition in Ouverturenform, mit dem Titel «*Polonia*», aus: das Schicksal dieser Arbeit werde ich gelegentlich berichten.

Die Pässe meines Freundes *Tyszkiewitcz* kamen an; er war im Begriff über Brünn nach Galizien zu reisen, was immerhin seinen Freunden als gewagt galt. In mir war die Sehnsucht entstanden, etwas weiteres von der Welt zu sehen zu bekommen. *Tyszkiewitcz* bot mir an, mit ihm zu reisen, was meine Mutter bestimmte, zu einem von mir gewünschten Ausfluge nach Wien ihre Einwilligung zu geben. Mit der Partitur meiner drei aufgeführten Ouverturen und der noch unaufgeführten grossen Symphonie, reiste ich ab, um den befreundeten polnischen Gönner in seinem bequemen Reisewagen mit Extrapost bis in die Hauptstadt Mährens zu begleiten. Nachdem in Dresden ein kleiner Aufenthalt genommen, gaben die dort anwesenden vornehmen und geringeren Glieder der Emigration dem von ihnen allen geliebten Grafen in *Pirna*

ein freundschaftliches Abschiedsmahl, bei welchem, unter Strömen Champagner's, dem zukünftigen »Dictator Polen's« ein Hoch gebracht wurde. Endlich trennten wir uns in *Brünn*, von wo aus ich am folgenden Tage mit dem Postwagen nach *Wien* weiter zu befördern war. Den Nachmittag und die Nacht, welche ich allein in Brünn zu verweilen hatte, brachte ich unter den seltsamsten Einwirkungen der plötzlich mir erweckten Cholerafurcht zu. Zum erstenmal befand ich mich an einem Orte, von welchem ich unversehens erfuhr, dass dort die Cholera heimisch sei: soeben von meinem zuversichtlichen Freunde verlassen, gänzlich allein in einer mir wildfremden Gegend, ohne alle Beziehung zu dem Ort an dem ich mich zufällig befand, war es mir bei dieser Nachricht als ob ein tückischer Dämon mich in diese Falle gelockt hätte, um mich spurlos zu vernichten. Zwar liess ich mir im Gasthofe nichts merken; als man mich aber in einen sehr abgelegenen Flügel des Hauses zum Schlafen führte, und nun plötzlich mich in dieser Oede allein liess, vergrub ich mich angekleidet in das Bette, und erlebte nochmals alles was ich je in meiner Knabenzeit von Gespensterfurcht erlitten hatte. Die Cholera stand leibhaftig vor mir: ich sah sie, und konnte sie mit Händen greifen; sie kam zu mir in's Bett, umarmte mich; meine Glieder erstarrten zu Eis, ich fühlte mich todt bis an das Herz hinan. Ob ich geschlafen oder gewacht, ist mir gänzlich unbewusst geblieben; nur wunderte ich mich im höchsten Grade, als ich beim Tagesgrauen lebendig aufstand und mich vollkommen gesund fühlte. So gelang es mir denn auch glücklich bis *Wien* zu entkommen wo ich mich alsbald gegen die auch dort herrschende Seuche vollständig unempfindlich verhalten konnte.

Es war dies im hohen Sommer 1832. In der lebhaften grossen Stadt, in welcher ich mich im Ganzen sechs Wochen aufhielt, fühlte ich mich, auch in Folge von Empfehlungen an einige meiner Familie befreundete Personen, bald heimisch. Da mein Besuch keinen praktischen Zweck haben konnte, war der Gedanke meiner Mutter, mir die, wenn auch sparsamen Mittel zu einem solchen eben nur allgemein hin anregenden Ausflüge zu bestimmen, als ein fast übermüthiger Zug anzuerkennen. Ich besuchte die Theater, hörte *Strauss*, machte Ausflüge, und liess es mir wohl gehen, wobei einige Schulden herauskamen, an welchen ich noch als späterer Dresdener Kapellmeister zu zahlen hatte. Sehr anregend blieben aber gewiss die hier empfangenen musikalischen und theatralischen Eindrücke, und Wien ist meiner Vorstellung lange Zeit als Vertreterin originaler volksblütiger Productivität verblieben. In diesem

Sinne befriedigten mich am meisten die Leistungen des *Theaters an der Wien*, wo eine groteske Zauberposse «die Abenteuer Fortunat's zu Wasser und zu Land», in welcher «*ein Fiaker an das schwarze Meer*» bestellt wurde, einen sehr lebendigen Eindruck auf mich machte. In musikalischer Beziehung war ich zwischen zwei Haupteindrücke geklemmt. Mit Stolz führte ein junger Freund mich in die Aufführung von *Gluck's* «Iphigenia in Tauris», welche durch die vorzüglichen Leistungen des berühmten *Wild*, *Staudigl's* und *Binder's*, besonders empfehlenswerth war: nur muss ich aufrichtig gestehen, dass ich im Ganzen durch das Werk mich gelangweilt fühlte, was mir um so peinlicher war, da ich es nicht auszusprechen wagte. Auch *Gluck* war mir namentlich durch das bekannte Hoffmann'sche Phantasiestück unwillkührlich zu einer dämonischen Riesengrösse geworden: ich vermuthete in ihm, dessen Werke ich noch nicht studirt hatte, ein hinreissendes dramatisches Feuer, und legte an Alles, was ich mir von einer ersten Vorführung seines berühmtesten Werkes erwarten sollte, den Maasstab an, welchen ich jenem unvergesslichem Abend der Darstellung des «Fidelio» durch die *Schröder-Devrient* entnommen hatte. Mit Mühe gelang es mir, in der grossen Scene des Orestes mit den Furien mich in eine halbweg ähnliche Extase zu versetzen. Der Eindruck alles Uebrigen blieb feierlich spannend auf eine Wirkung, zu welcher es nie kam. — Auf den eigentlichen Lebensnerv des Wiener Theatergeschmackes traf ich jedoch bei der Oper *Zampa*, welche damals das fast tägliche Repertoire an beiden Operntheatern, am Kärthner Thor und in der Josephstadt, erfüllte. Beide Theater wetteiferten im Feuer für diese ausserordentlich beliebte Leistung: hatte das Publikum sich den Anschein gegeben in «Iphigenie» zu schwelgen, so *raste* es mit voller Wahrhaftigkeit in «Zampa»; und trat man aus dem Theater der Josephstadt, in welchem so eben «Zampa» Alles in Extase versetzt hatte, in die unmittelbar daran gelegene Tabagie von *Sträusslein*, so brannte mir unter *Strauss'* fieberhaftem Vorspiel ein Potpourri aus «Zampa» entgegen, welches die gesammte Zuhörerschaft fast ersichtlich in Flammen setzte. Unvergesslich blieb mir hierbei die für jede von ihm vorgegeigte Pièce sich gleich willig erzeugende, an Raserei gränzende Begeisterung des wunderlichen *Johann Strauss*. Dieser Dämon des Wiener musikalischen Volksgeistes erzitterte beim Beginn eines neuen Walzers wie eine Pythia auf dem Dreifuss, und ein wahres Wonnegewieher des, wirklich mehr von seiner Musik als von den genossenen Getränken berauschten Auditoriums, trieb die Begeisterung des zauberischen Vorgeigers auf eine für mich fast be-

ängstigende Höhe. So ward mir die heisse Sommerluft Wien's endlich fast nur noch von *Zampa* und *Strauss* geschwängert. — Eine äusserst dürftige Uebungsprobe der Zöglinge des Conservatoriums, in welcher Theile einer Messe Cherubini's gespielt wurden, liess mir dagegen die Pflege der klassischen Musik wie ein nothdürftig bezahltes Almosen erscheinen. In derselben Probe versuchte ein mir unbekannt gebliebener Professor, an welchen ich empfohlen war, meine bereits in Leipzig aufgeführte *D-moll*-Ouverture zum Durchspielen zu bringen: ich weiss nicht, welches die Meinung des Mannes und der Zöglinge in Betreff des angestellten Versuches war, und entsinne mich nur dass er alsbald aufgegeben ward.

So im Ganzen in meiner Geschmacksrichtung auf bedenkliche Abwege geleitet, zog ich mich von diesem ersten Bildungsbesuche einer grossen europäischen Kunststadt zurück, um eine wohlfeile, aber sehr langwierige Reise im Stellwagen nach Böhmen zurück anzutreten. Dort sollte ich die aus meinen Jugenderinnerungen mir schmeichlhaft bekannte Familie des Grafen *Pachta* auf dessen Herrschaft *Pravonin*, acht Meilen seitwärts von Prag, besuchen. Von dem alten Herrn und seinen schönen Töchtern auf das freundlichste aufgenommen, genoss ich dort bis in den Spätherbst eine mannichfaltig anregende Gastfreundschaft. Als neunzehnjähriger junger Mensch mit bereits kräftig entwickeltem Bartwuchs, auf welchen die jungen Damen durch den Empfehlungsbrief meiner Schwester bereits aufmerksam gemacht worden waren, konnte der stete nahe Umgang mit so schönen und guten Mädchen unmöglich ohne Eindruck auf meine Phantasie bleiben. *Jenny*, die ältere, war schlank, mit schwarzem Haar, dunkelblauen Augen und wunderbar edlem Schnitt des Gesichts; die jüngere, *Auguste*, war etwas kleiner und üppiger, von blendendem Teint, blondem Haar und braunen Augen. Die grosse Unbefangenheit und schwesterliche Gutmüthigkeit, welche in ihrem Umgang mit mir fortgesetzt sich aussprach, irrten mich nicht in der Annahme, dass ich mich in eine derselben zu verlieben hätte. Die Mädchen unterhielt es in bester Laune zu bemerken, in welche Verlegenheit ich durch die Wahl gerieth, und unaufhörliches Necken war der Erfolg, welchen mir meine eifrigen Bemühungen einbrachten. Leider verfuhr ich nicht zweckmässig in meinem Benehmen gegen die jungen Freundinnen: wirklich häuslich und bescheiden erzogen, waren sie doch durch ihre eigenthümlichen Geburtsverhältnisse in ein sonderbares Schwanken zwischen der Hoffnung auf eine bedeutende Standesheirath, oder der Nöthigung zur Wahl eines eben nur reichlichen bürger-

lichen Unterkommens versetzt. Die auffallend geringe, fast mittelalterliche Bildung des östreichischen eigentlichen *Kavaliers*, welche mir dieselben geringschätzig darstellte, war auch in der Erziehung meiner jungen Freundinnen leider maasgebend gewesen. Eine sehr oberflächliche Kenntniss auf dem Gebiete der Aesthetik, dagegen eine sehr ausgeprägte Fertigkeit in Allem was Aeusserlichkeit betrifft, wurde bald von mir mit Widerwillen bemerkt. Keine meiner enthusiastischen Mittheilungen aus den mir so einzig sympathisch gewordenen höheren Lebenselementen fand bei ihnen irgend welchen Anklang. Ich eiferte gegen die schlechten Leihbibliothek-Romane, welche ihre einzige Lecture bildeten, gegen die italienischen Opernarien, welche *Auguste* sang, und endlich gegen die pferdepflegenden geistlosen Kavaliere, welche zu Zeiten sich einstellten, um Beiden, Jenny wie Auguste, auf eine mich verletzende unzarte Art den Hof zu machen. Namentlich mein Eifer gegen den letzteren Punkt brachte bald grosse Aergernisse zu Wege; ich ward hart und beleidigend, verlor mich in Erläuterungen des Geistes der französischen Revolution, bis zur Ertheilung väterlich klingender Rathschläge, sich um Gotteswillen doch lieber an gut gebildete Bürgerliche zu halten, und die übermüthigen rohen Herren aufzugeben, deren Umgang nur ihren Ruf untergraben könnte. Die Entrüstung, die ich durch solche Ermahnungen erweckte, musste ich manchmal durch harte Zurechtweisungen zu ertragen suchen: um Verzeihung bat ich jedoch nie, sondern suchte durch vorgebliche oder wirkliche Eifersucht, welche mich beherrschte, das Verdriessliche meiner Wuthausbrüche in ein schliesslich noch erträglich schmeichelndes Geleis zu bringen. So unentschieden, ob verliebt oder ärgerlich, immerhin aber in freundlichem Einvernehmen, schied ich von den schönen Kindern an einem kalten Novembertag, um die ganze Familie bald darauf in *Prag* wieder zu treffen, wo ich mich nun noch längere Zeit aufhielt, ohne jedoch im gräflichen Hause meine Wohnung zu nehmen.

Der *Prager* Aufenthalt sollte nun wieder einen musikalischen Bildungszweck erhalten. Ich ward mit dem Direktor des Conservatoriums, *Dionys Weber*, bekannt, und durch ihn sollte meine Symphonie mir zur ersten Anhörung gebracht werden. Ausserdem, brachte ich meine Zeit meistens bei einem Schauspieler *Moritz* zu, an welchen ich, als einen älteren Bekannten meiner Familie, empfohlen war, und in dessen Umgange ich mit einem ebenfalls jungen Musiker, *Kittl*, bald zu näherer Befreundung bekannt wurde. *Moritz*, der mich täglich in dringenden musikalischen Geschäften zu dem gefürchteten Chef des Conservatoriums

wandern sah, entliess mich einst mit einer improvisirten Parodie der Schillerschen «Bürgschaft»:

«Zu Dionys dem Direktor schlich
«Wagner, die Partitur im Gewande;
«Ihn schlugen die Schüler in Bande:
«Was wolltest Du mit den Noten sprich?»
«Entgegnet ihm finster der Wütherich:
«Die Stadt vom schlechten Geschmacke befreien!»
«Das sollst du in den Rezensionen bereuen.»

In der That hatte ich es mit einer Art von «Tyrannen Dionysius» zu thun. Dem Manne, der Beethoven nur bis zu seiner zweiten Symphonie gelten liess, die «Eroica» bereits als vollkommne Geschmacksverderbniss des Meisters bezeichnete, einzig Mozart erhob, und neben ihm unter den Neueren nur *Lindpaintner* gestattete, — diesem Manne war nicht leicht beizukommen, und ich musste mich mit der Art vertraut machen, auf welche man Tyrannen zu seinen Zwecken nützt: ich verstellte mich, zeigte mich erstaunt über das Neue seiner Behauptungen, widersprach keineswegs, und verwies ihn zur Bekräftigung der Uebereinstimmung unsrer Ansichten auf die Schlussfuge sowohl meiner Ouverture als meiner Symphonie, beide in C-dur, und nachweislich durch Mozartische Einwirkung zu Stande gebracht. Mein Lohn blieb nicht aus: Dionys schritt mit jugendlichem Feuer zum Einstudiren meiner Orchesterstücke. Die Schüler des Conservatoriums mussten unter seiner trockenen, aber fürchterlich lärmenden Taktirerei selbst meine neue Symphonie mit grosser Präcision einstudiren, und vor meinen mitgebrachten Freunden, unter welchen auch mein alter Graf *Pachta* als Vorsteher des ständischen Conservatoriums sich befand, brachten wir die erste Aufführung dieses grössten meiner bisherigen Werke wirklich zu Stande.

Während ich diese musikalischen Erfolge feierte, setzte ich meine sonderbaren Liebeswerbungen in dem anziehenden Hause der Pachtaschen Familie unter den wunderlichsten Wechselfällen fort. Als Schicksalsgenossen hatte ich einen Zuckerbäcker, *Hascha*, gewonnen. Dies war ein langer hagerer, ungemein trockner junger Mensch, der, wie die meisten Böhmen, neben seiner ansehnlichen Conditorei, auch Musik trieb, *Auguste* beim Gesang accompagnirte, und hierüber in die seinem Naturell entsprechende Verliebtheit gerathen war. Ihm, gleich mir, waren die nun in der Hauptstadt sich häufiger einstellenden Kavalierbesuche im höchsten Grade verhasst: während aber mein Unmuth sich meistens humoristisch äusserte, blieb der seinige finster und melancholisch; ja er verleitete ihn zur offenbaren Tölpelhaftigkeit, vermöge welcher er eines Abends,

als zur Erwartung eines Hauptkavaliers der Lüstre angezündet werden sollte, mit seinem auf langem Körper hervorragenden Kopfe den Kronleuchter anstiess, diesen zerbrach und dadurch die festliche Erleuchtung unmöglich machte, welches ihm die höchste Entrüstung der Mutter unsrer Freundinen zuzog, so dass er von da an seine Besuche im gräflichen Hause aufzugeben für gut fand. Ich entsinne mich nun die ersten Spuren der Empfindungen wirklicher Liebespein an den sonderbar nagenden Erregungen der Eifersucht, welche sich doch in Wahrheit auf keine eigentliche Liebe bezog, wahrgenommen zu haben: es geschah dies als ich eines Abends meinen Besuch machen wollte, und von der Mutter in einem Vorzimmer festgehalten wurde, während in dem eigentlichen Besuchzimmer, wie ich aus Anzeichen wahrnahm, die in besondrer Toilette geschmückten jungen Damen sich mit den mir verhassten vornehmen jungen Herrn unterhielten. Alles was namentlich in einigen Hoffmann'schen Erzählungen von gewissen satanischen Buhlschaften mir bis dahin einen unverständlichen Eindruck gemacht hatte, ward hier schrecklich lebendig in mir, und ich verliess Prag mit einer offenbar übertriebenen und ungerechten Meinung von den Dingen und Personen, die mich zum ersten Mal in einen Kreis von, bis dahin noch unbekannten, leidenschaftlichen Empfindungen hineingezogen hatten.

Eine andre Ausbeute brachte ich jedoch von diesem ersten grösseren Ausfluge in die Welt zurück: in Pravonin hatte ich gedichtet und komponirt. Meine musikalische Arbeit bestand in der Komposition eines Gedichtes meines Jugendfreundes *Theodor Apel*, betitelt: *Glockentöne*. Nachdem ich zwar schon im vergangenen Winter in Leipzig noch eine grössere Arie für Sopran und Orchester fertig und zur Aufführung in einem Theaterconcert gebracht, war diese neue Arbeit doch die erste Gesangscomposition, welche von wirklicher Empfindung eingegeben war. Ihrem allgemeinen Charakter nach, war sie wohl aus den Eindrücken der Beethovenschen Gesangcompositionen, namentlich seines «Liederkreises» hervorgegangen; dennoch erinnere ich mich ihrer als einer mir eigen angehörenden Arbeit von zarter schwärmerischer Empfindung, welche besonders durch die träumerische Begleitung zu sprechendem Ausdruck kam. — Meine *dichterische* Arbeit bezog sich auf den Entwurf eines tragischen Opernsujets, welches ich in Prag unter dem Titel: «*die Hochzeit*» vollständig ausführte, und zwar ohne dass irgend Jemand etwas davon merkte, welches letztere seine Schwierigkeit hatte, da ich der eingetretenen Kälte wegen nicht in meinem unheizbaren kleinen Gasthofzimmer daran schreiben konnte, sondern dies in Moritz's

Wohnung, wo ich mich während des Vormittags aufhielt, abmachen musste; ich entsinne mich wiederholt das Manuscript schnell hinter dem Kanapee verborgen zu haben, sobald mein Gastfreund zufällig in das Zimmer eintrat.

Mit dem Stoff zu dieser dramatischen Arbeit hatte es eine besondre Bewandniss. Schon vor mehreren Jahren hatte ich in *Büsching's* Buch über das Ritterwesen einen tragischen Vorgang beiläufig angeführt gelesen, welchen ich seit dem nirgend sonst wieder angetroffen habe. Eine Edelfrau war zur Nachtzeit von einem Manne, der sie mit heimlicher Leidenschaft liebte, gewaltsam überfallen worden, und hatte ihn, mit der Kraft des Ehrgefühl's kämpfend, in den Burghof hinabgeschleudert. Sein räthselhafter Tod blieb so lange ein Geheimniss, bis bei seiner feierlichen Beisetzung, welcher auch die Edelfrau im Gebet beiwohnte, diese plötzlich ebenfalls entseelt niedersank. Die geheimnissvolle Stärke der leidenschaftlichen, in sich verschlossenen Empfindung prägte sich meiner Phantasie aus diesem Vorgange mit unerlöschlicher Lebhaftigkeit ein. Zunächst noch ganz von der besonderen Art der Behandlung solcher Phänomene in den Hoffmann'schen Erzählungen erfüllt, entwarf ich eine Novelle, in welche zugleich der mir damals so theure musikalische Mysticismus hineinspielte. Der Vorgang sollte auf dem Gute eines reichen Kunstfreundes spielen: ein Brautpaar sah der Hochzeit entgegen, zu welcher auch der Freund des Bräutigams, ein interessanter verschlossener, melancholischer junger Mann geladen war. Zu dieser Gesellschaft fand sich, im innigsten Verkehr, ein sonderbarer alter Organist. Welche mystischen Beziehungen zwischen diesem alten Musiker, dem melancholischen jungen Manne und der Braut stattfanden, sollte aus dem Ausgange gewisser Verwickelungen klar werden, welche zu einem gleichen Ereignisse, wie dem vorher erwähnten aus dem Mittelalter, führten. Zu dem im Sarg ausgestellten, unbegreiflich getödteten jungen Manne, und der an seiner Seite ebenso räthselhaft verscheidenden Braut des Freundes, gesellte sich der alte Musiker, welcher bei der ergreifenden Todtenfeier die Orgel spielte, und während eines in das Unendliche fort tönenden Dreiklanges, ebenfalls todt auf seiner Bank gefunden wurde. Zur Ausführung dieser Novelle war es nicht gekommen: nun aber, da ich mir einen Operntext schreiben wollte, fasste ich den Gegenstand in seiner ursprünglichen Darstellung wieder auf, und bildete aus ihm, den Grundzügen nach, folgende dramatische Handlung.

Zwei grosse Geschlechter hatten lange in Familien-Feindschaft gelebt, und waren nun dazu vermocht worden sich Urfehde zu schwören.

Zu den Festen der Vermählung seiner Tochter mit einem treuen Parteigänger lud das greise Haupt der einen Familie den Sohn des bisherigen Feindes ein. Die Hochzeit wird mit einem Versöhnungsfeste verbunden. Während die Gäste mit Mistrauen und Furcht vor Verrath erfüllt sind, hat in dem Herzen ihres Führers eine düstre Leidenschaft für die Braut seines neuen Bundesfreundes Raum gewonnen. Sein düstrer Blick schneidet auch ihr in das Herz, und als sie, im festlichen Zuge nach der Brautkammer geleitet, der Ankunft des Geliebten harrend, plötzlich am Fenster ihres hohen Thurmgemaches diesen selben Blick mit furchtbarer Leidenschaft auf sich blitzen sieht, erkennt sie sofort dass es sich um Leben und Tod handelt. Den Eingedrungenen, der sie mit wahnsinniger Gluth umfasst, drängt sie zum Balkon zurück, und stürzt ihn über die Brüstung in die Tiefe hinab, wo der Zerschmetterte von seinen Genossen aufgefunden wird. Diese schaaren sich sofort gegen den vermeintlichen Verrath, und schreien nach Rache: ungeheurer Tumult erfüllt den Schlosshof; das furchtbar gestörte Hochzeitsfest droht zur Mordnacht zu werden. Den Beschwörungen des ehrwürdigen Familienhauptes gelingt es jedoch das Unheil abzuwenden; Boten werden an die Familie des räthselhaft Verunglückten ausgesandt; die Leiche selbst soll zur Sühne des unbegreiflichen Vorganges mit höchster Feierlichkeit, unter dem Beileid des ganzen Geschlechtes der verdächtigen Familie, begangen, und hierbei durch Gottes Urtheil ergründet werden, ob irgend ein Glied derselben die Schuld des Verrathes treffe. Während der Vorbereitungen zu dieser Leichenfeier zeigen sich an der Braut Spuren eines schnell sich steigernden Wahnsinns; sie flieht ihren Bräutigam, verschmäht die Verbindung mit ihm, und verschliesst sich unnahbar in ihr Thurmgemach. Nur zur Todtenfeier, als diese mit höchster Pracht zur Nachtzeit begangen wird, stellt sie sich ein, bleich und schweigend an der Spitze ihrer Jungfrauen, dem Seelenamte beizuwohnen, dessen düstrer Ernst durch die Kunde vom Heranzug feindlicher Schaaren und endlich vom Waffensturm der herandrängenden Verwandten des Erschlagenen unterbrochen wird. Als die Rächer des vermeintlichen Verraths endlich in die Kapelle dringen und den Mörder des Freundes aufrufen, deutet der entsetzte Burgherr auf die entseelte Tochter, welche, dem Bräutigam abgewandt, am Sarge des Erschlagenen hingesunken ist.

Dieses vollkommene Nachtstück von schwärzester Farbe, in welches aus weiter Jugendferne «Leubald und Adelaïde» veredelt hineinklangen, führte ich mit Verschmähung jedes Lichtscheines, und namentlich jeder ungehörigen opernhaften Ausschmückung, schwarz auf schwarz

aus. Zarte Saiten wurden jedoch bereits berührt; und die Introduction des ersten Aktes brachte mir (durch ein Adagio für Vocal-Septett, in welchem die Versöhnung der streitenden Familien, die Empfindungen des Brautpaares, mit der düstren Gluth des heimlich Liebenden zugleich sich ausdrückten), von *Weinlich*, dem ich hiermit den Beginn der Composition meines Werkes schon bei meiner Heimkehr nach Leipzig zeigen konnte, ob der darin sich kundgebenden Klarheit und Sangbarkeit, sehr ermuthigende Lobsprüche ein. Hauptsächlich lag mir jedoch daran den Beifall meiner Schwester *Rosalie* für mein Unternehmen zu gewinnen. Diese konnte sich jedoch mit meinem Gedicht nicht befreunden: sie vermisste alles das, was ich eben fast mit Absichtlichkeit ausgelassen hatte, und wünschte Ausschmückung und Ausbildung der einfachen Verhältnisse zu mannichfaltigeren und möglichst freundlicheren Situationen. Schnell war ich entschieden, ergriff ohne alle Leidenschaftlichkeit mein Manuscript, und vernichtete es spurlos.

Hiervon war nicht eigentlich gereizte Eitelkeit der Grund, sondern wirklich lag es mir daran, meiner Schwester zu beweisen, theils wie wenig ich für meine Arbeit eingenommen sei, theils wie viel ich auf sie gebe. Genoss *Rosalie* in unsrer Familie die besondre Achtung und Liebe der Mutter und Geschwister, so hatte dies seinen Grund zum grossen Theil wohl darin, dass sie seit längeren Jahren zum vorzüglich ernährenden Haupt derselben geworden war; der nicht unansehnliche Gehalt, den sie als Schauspielerin bezog, bildete den Hauptfonds aus welchem das Hauswesen bestritten ward. Auch ihrer Beschäftigung gemäss hatte sie mancherlei Bevorzugung zu beanspruchen. Ihre Wohnungsabtheilung war stets mit besondrer Annehmlichkeit und Berechnung der für ihre Studien nöthigen Stille hergerichtet; an Markttagen, wo wir Andren mit geringerer Kost vorlieb nehmen mussten, durfte ihr allein an der gewohnten feineren Nahrung nichts abgehen. Mehr als Alles dies, stellte sie über das Niveau der jüngern Familie der freundliche Ernst, die gewählte Art sich zu äussern, und die zarte sinnige Haltung, aus der sie fast nie in den sonst bei uns herrschenden etwas lebhaften Ton verfiel. Ich war nun jedenfalls dasjenige Familienglied, welches, wie der Mutter, so auch der mütterlichen Schwester die grösste Sorge verursacht hatte. Während der bösen Studentenzeit war mir namentlich ihre Entfremdung gegen mich von lebhaftem Eindrucke gewesen. Dass sie endlich wieder Hoffnung auf mein Gedeihen setzte, und meinen Studien mit neuer Theilnahme folgte, hatte mich mit angenehmer Wärme erfüllt. Es dahin zu bringen, dass diese Schwester,

die schon daran gewesen war mich für verloren anzusehen, endlich wirklich mit Achtung und bedeutender Erwartung meinen Arbeiten folge, war mir zu einem besondren Sporn des Ehrgeizes geworden. Unter solchen Umständen bildete sich endlich eine zarte, ja fast schwärmerische Neigung zu *Rosalie* in mir aus, welcher an Reinheit und läuternder Wärme wohl nur die edelsten Beziehungen zwischen Mann und Weib zur Seite gestellt werden können. Gewiss war hierbei auch *Rosalien*'s besondres Naturell nicht ohne Einfluss. Sie hatte nicht eigentliches Talent, namentlich nicht für das Theater; ihr Spiel ward meistens studirt und unnatürlich gefunden. Dennoch zog sie durch die grosse Anmuth ihres Aeussern, sowie die Reinheit und Würde ihrer edlen Weiblichkeit, die warme Beachtung aller auf sich, und manches Zeugniss der verehrungsvollsten Ergebenheit, mit der ihr gehuldigt wurde, ist auch mir in Erinnerung geblieben. Nie hatte es sich jedoch gefügt, dass mit solchen Annäherungen Aussicht auf dauernde Vereinigung sich gefunden hätte, und ein mir noch unerklärliches Schicksal näherte meine Schwester endlich dem reiferen Mädchenalter, indem es sie zugleich immer mehr von der Hoffnung, in eine ihr geeignet dünkende Ehe treten zu können, entfernte. Ich glaubte in meiner Weise zu Zeiten Wahrnehmungen von *Rosalien*'s schmerzlicher Bewegung über diesen Charakter ihres Schicksal's gewonnen zu haben. Besonders unvergesslich blieb es mir, sie eines Abends im dunkeln Zimmer, wo sie sich allein glaubte, in banges Seufzen und Klagen sich ergiessen zu hören, was einen solchen Eindruck auf mich machte, dass ich, nachdem ich unvermerkt mich hinausgeschlichen hatte, von da an mit gesteigerter, zärtlicher Hochachtung in Allem ihr zu Willen zu sein, und namentlich durch mein Gedeihen ihr Freude zu machen suchte. Denn nicht ohne Bezug hatte schon unser Stiefvater *Geyer* das zarte Mädchen mit dem freundlichen Spitznamen «*Geistchen*» belegt: war ihr Schauspieltalent, wie ich sagte, nicht bedeutend, so war dagegen ihre Phantasie, ihr Sinn für Kunst und alles Höhere desto reger. Von ihr hatte ich die ersten bewunderungsvollen Ergiessungen über alles Das, was mich späterhin selbst so stark erregte, vernommen; auch bildete sich um sie überall, und zu jeder Zeit, ein kleiner Kreis tüchtiger und für das Höhere theilnehmender Menschen, ohne dass in solchen Umgang je Affectation irgend welcher Art sich gemischt hätte.

Bei meiner Rückkehr von meinem längern Ausfluge traf ich als neuen Ankömmling *Heinrich Laube*, bei den Meinigen und in *Rosalien*'s Umgang freundlich aufgenommen, an.

Es war diess die Zeit, in welcher die Nachwehen der Julirevolution sich in der Bewegung jüngerer deutscher Geister bemerklich machten; unter diesen ward bald *Laube* beachtet. Er kam als junger Mann aus Schlesien nach Leipzig, um eigentlich nur durch diesen Sitz des Buchhandels nach Anknüpfung der ihm nöthigen Verbindungen schnell nach Paris zu eilen, von wo aus *Börne* durch seine Briefe grosses Aufsehn auch bei uns machte. Bei dieser Gelegenheit wohnte *Laube* der Aufführung eines Stückes von Ludwig Robert, «die Macht der Verhältnisse» im Theater bei, und fand sich veranlasst über dasselbe in das Leipziger Tageblatt eine Rezension zu schreiben, welche durch ihre scharfe und lebendige Fassung ein so grosses Aufsehen erregte, dass ihm sofort die Redaction der «*Zeitung für die elegante Welt*», angeboten, und weitere buchhändlerische Anträge gemacht wurden. In unserm Hause wurde er als glänzendes Talent begrüsst: seine scharfe, kurze, oft beissende Manier, welcher das poëtische Element zu behaupten offenbar beschwerlich schien, liess ihn für originell und kühn gelten; seine Rechtlichkeit, Gradheit, und kecke Derbheit nahm Alles für seinen durch eine mühselige Jugend gestählten Charakter ein. Auf mich machte *Laube* einen ermuthigenden Eindruck, und namentlich war ich fast verwundert darüber ihn so entschieden für mich eingenommen zu sehen, wie es sich in seinen Verkündigungen meines musikalischen Talentes aussprach, welche er infolge einer ersten Anhörung meiner Symphonie in seinem Journal veröffentlichte.

Diese Aufführung ging im Beginn des Jahres 1833 in der Leipziger «*Schneider-Herberge*» vor sich: in dieses ehrwürdige Local hatte sich nämlich die «*Euterpe*» zurückgezogen. Es war ein schmutziger, enger, schmählich erleuchteter Raum, in welchem, unter gemeinster Wirkung des Orchesters, mein Werk dem Leipziger Publikum zum ersten Male vorgeführt wurde. Mir ist dieser Abend durchaus nur wie ein garstiger Gespenster-Traum in Erinnerung geblieben: desto mehr überraschte mich die bedeutungsvolle Aufnahme, welche *Laube* dieser Aufführung gab. Mit guter Hoffnung sah ich daher der bald darauf vor sich gehenden Aufführung im Gewandhaus-Concert entgegen, wo denn auch Alles hell glänzend und ganz nach Wunsch ablief. Die Aufnah[illegible] fällig: ich wurde in allen Zeitungen rezensirt; entschiedene[illegible] sich nirgends kund; mancher Bericht war dagegen erm[illegible] *Laube*, der schnell berühmt geworden, erklärte einen [illegible] er für *Meyerbeer* bestimmt habe, für mich abtreten [illegible] erschreckte mich. Nicht im mindesten war ich zwar

mich auch als Dichter bewähren zu wollen, und hatte im Gegentheil nichts andres im Sinne als mir selbst eben nur einen wirklichen «Operntext» zu schreiben: aber eben darüber, wie ein solcher Operntext zu schreiben sei, hatte ich bereits mein eigenes sicheres, instinktives Gefühl, welches sich in seiner Richtigkeit sofort bewährte, als *Laube* mich mit seinem Sujet verheissungsvoll bekannt machte. Er theilte mir mit, dass er nichts geringeres im Sinne habe, als mir *Kocziusko* für eine Hauptoper zurecht zu machen. Hierüber erschrack ich wiederum: denn ich ahnte sogleich, dass es sich um eine Täuschung *Laube*'s über den Charakter eines dramatischen Vorganges handle. Als ich nach der eigentlichen Handlung fragte, war *Laube* ganz erstaunt, noch etwas anderes fordern zu wollen als die ausserordentlich thatenreiche Lebensgeschichte des polnischen Freiheitshelden, aus welcher er gerade genug Aktion erwählte, um das Unglück einer ganzen Nation darin auszudrücken. Ausserdem fehlte es aber an einer beliebigen Polin nicht, welche mit einem Russen in einem Liebesverhältniss stand, wodurch auch tragische Liebessituationen sich ganz von selbst einfanden. Ich erklärte sofort meiner Schwester *Rosalie*, dieses Sujet nicht componiren zu wollen; sie stand mir bei, und bat mich nur die Erklärung zu verzögern, wozu meine Abreise nach Würzburg, welche bald erfolgte, mir derart verhalf, dass ich nach einiger Zeit meinen Abschlag *Laube* schriftlich berichten konnte. Er ertrug die kleine Demüthigung mit guter Laune, hat mir es aber doch in keiner Zeit meines Lebens verziehen, dass ich mir selbst meine Gedichte machte.

Namentlich gab er mir seine Geringschätzung kund, als er erfuhr, welches Sujet ich seinem glänzenden politischen Gedichte vorgezogen hätte. Dieses hatte ich einem dramatischen Märchen von *Gozzi: la Donna Serpente*, entnommen, und unter dem Titel «*die Feen*» ausgeführt. Die Namen meiner Helden wählte ich mir nach allerhand ossianischen und ähnlichen Gedichten: mein Prinz hiess *Arindal;* er war von einer Fee *Ada* geliebt, welche ihn, seinem Reiche entrückt, in ihrem Zauberlande festhielt, bis er von seinen Getreuen aufgesucht und endlich gefunden ward, um durch die Kunde von dem Verfall seines Landes, welches bis auf die Hauptstadt in Feindeshände gerathen war, zur Rückkehr vermocht zu werden. Die liebende Fee sendet ihn selbst in die Heimath zurück, da sie durch einen Schicksalspruch genötigt ist, dem Geliebten die härtesten Proben aufzuerlegen, durch deren siegreiche Bestehung allein er ihr die Möglichkeit zu bereiten hat, aus der unsterblichen Feennatur auszuscheiden, um als liebendes Weib das Loos des sterblichen

theilen zu können. Dem bereits durch die Wiederkehr in sein zerrüttetes Land entmuthigten Königssohne erscheint in der Stunde der grössten Bedrängniss die Gattin, um durch Handlungen der unbegreiflichsten Grausamkeit seinen Glauben an sie absichtlich zu erschüttern. Unter dem Zusammenwirken aller Schrecken, geräth *Arindal* in den Wahn, bisher von einer bösen Zauberin verführt worden zu sein, und sucht der verderblichen Macht dieses Zaubers durch Ausstossung seines Fluches über *Ada* sich zu entziehen. Wüthend vor Schmerz stürzt die unglückliche Fee zusammen, und enthüllt nun dem ewig Verlornen ihr gemeinsames Schicksal, und dass sie zur Strafe für den dem Feenspruche gebotenen Trotz verurtheilt sei, ewig in einen Stein verwandelt zu werden: (so nämlich hatte ich die Gozzische Verwandlung in eine Schlange umgeändert). Sofort bewährt sich, dass alle durch die Fee heraufbeschwornen Schrecknisse nur Täuschung waren: Sieg über die Feinde, Blühen und Gedeihen des Reiches stellt sich in zauberischer Schnelligkeit ein; nur *Ada* wird von den Vollzieherinnen des Schicksalspruches davon geführt und *Arindal* bleibt im vollen Wahnsinn zurück. Diese Leiden des Wahnsinns genügten jedoch den grausamen Vollstreckerinnen des Feenspruches nicht: um seine gänzliche Vernichtung zu erlangen, erscheinen sie dem büssenden Frevler und fordern ihn auf zum Weg in die Unterwelt, mit dem heuchlerischen Vorgeben, ihm die Mittel zu *Ada*'s Entzauberung zeigen zu wollen. Wirklich erreicht diese feindlich gemeinte Kunde, dass *Arindal*'s Wahnsinn sich zu erhabenster Begeisterung wendet; ein dem Königshause treuer Zauberer hat ihn ausserdem mit Wunderwaffen und Werkzeugen ausgerüstet, mit denen er nun den verrätherischen Feen folgt. Diese gerathen in Staunen und Entsetzen, als sie *Arindal* einen Kampf nach dem andern mit den Ungeheuern der Unterwelt siegreich bestehen sehen; nur als sie ihn zu der Gruft geleitet haben, in welcher sie auf einen menschlich gestalteten Stein deuten, fassen sie Muth, den kühnen Eindringling erliegen zu sehen: denn diesen Stein, welcher *Ada* selbst berge, habe er zu entzaubern, wenn er nicht selbst gleich ihr auf ewig in gleicher Weise verwandelt sein solle. *Arindal*, der bisher Schwert und Schild, die Geschenke des befreundeten Zauberer's gebraucht, bedient sich nun des zuvor ihm unverständlichen Werkzeuges, der ebenfalls ihm mitgegebenen Leyer, zu deren Klang er seine Klagen um die verzauberte Geliebte, seine Reue und übermächtige Sehnsucht ausströmen lässt. Diesem Zauber erweicht sich der Stein; die Geliebte ist erlöst, die Pracht der Feenwelt thut sich auf, und dem gewaltigen Sterblichen wird eröffnet, dass *Ada* durch seinen früheren Wankelmuth

zwar das Recht, der Unsterblichkeit zu entsagen, verloren habe, dagegen dem, aller höchsten Zauber mächtigen Geliebten das Reich der Feen selbst zu seinem ewigen Wohnsitze an *Ada*'s Seite offen stehe.

Hatte ich bei der Ausführung der «*Hochzeit*» allem Opernschmucke entsagt, und dem Stoff schwärzester Ungebrochenheit gegeben, so stattete ich nun dieses Sujet mit aller nur irgend verträglichen Mannichfaltigkeit aus: neben dem idealen Liebespaare figurirte ein zweites reales, und neben diesem sogar ein drittes derb komisches, welches natürlich in das Knappen- und Zofenfach fiel. In Betreff der poëtischen Diction und der Verse verfuhr ich mit fast absichtlicher Nachlässigkeit. Es kam mir keineswegs darauf an, meiner ehemaligen Tendenz auf Dichterruhm zu schmeicheln; ich war wirklich «Musiker» und «Componist» geworden, und wollte mir einen gehörigen «Operntext» machen, von welchem ich nun einsah, dass mir ihn niemand Anderes machen könnte, eben weil ein Operntext, als solcher ganz für sich, etwas besondres sei, was ein Dichter und Litterat gar nicht zu Stande bringen kann.

Mit dem Vorhaben, diesen Text zu componiren, verliess ich nun im Januar 1833 Leipzig, um für einige Zeit meinen damals in *Würzburg* beim Theater angestellten ältesten Bruder *Albert* zu besuchen. Es schien nämlich jetzt an der Zeit zu sein, dass ich mich für die praktische Verwerthung meiner musikalischen Fähigkeiten nach der nöthigen Gelegenheit zur Uebung derselben umsähe; dazu sollte mein Bruder bei dem kleineren Würzburger Theater mir die Hand bieten. Ich reiste mit der Post über Hof nach Bamberg, verweilte dort einige Tage in der Gesellschaft eines jungen Mannes, Namens *Schunke*, welcher aus einem Hornisten Schauspieler geworden war, lernte die Geschichte von *Caspar Hauser*, der damals noch grosses Aufsehen machte und welchen, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, man mir persönlich zeigte, mit grossem Interesse kennen; freute mich der originellen Tracht der Marktfrauen; erinnerte mich beziehungsvoll des Aufenthaltes *Hoffmann*'s und der Entstehung seiner Phantasiestücke an diesem Orte, und fuhr frierend mit einem *Hauderer* nach Würzburg weiter. Mein Bruder *Albert*, der jetzt als eine ziemlich neue Erscheinung in mein Leben trat, suchte mich seinem nicht eben weit angelegten Hausstand erträglich einzufügen, freute sich mich nicht so verschroben zu finden, als er mich nach jenem Briefe, mit dem ich ihn vor einiger Zeit erschreckte, vermuthet hatte, und verschaffte mir vor allen Dingen eine ausnahmsweise Beschäftigung als Chordirektor beim Theater, für welche ich monatlich 10 Gulden er-

hielt. Der Rest des Winters wurde so für mich zu meinen ersten praktischen Uebungen im musikalischen Directionsfach angewendet: es galt in der noch kurzen Frist zwei grosse neue Opern, in welchen der Chor stark zu wirken hatte, nämlich Marschner's *Vampyr* und Meyerbeer's *Robert der Teufel*, einzustudieren. Ich fühlte mich zuerst als vollkommener Neuling im Beruf eines Chordirektors, und hatte mit einer mir gänzlich unbekannten Partitur, der *Camilla* von *Paër*, zu beginnen. Mir ist hiervon die Erinnerung verblieben, als ob ich mich mit etwas beschäftigt hätte, was mir gar nicht zukäme; ich fühlte mich recht eigentlich als Dillettant dabei. Bald interessirte mich jedoch die Marschner'sche Partitur genügend, um meine saure Arbeit mir lohnend erscheinen zu lassen. Ueber die Partitur des *Robert* war ich sehr enttäuscht: nach den Zeitungsberichten hatte ich mir ganz wunderbare Originalitäten und excentrische Neuheiten erwartet; nichts davon vermochte ich in dem durchsichtigen Werke aufzufinden, und eine Oper, in welcher ein Finale wie das des zweiten Aktes vorkam, konnte unmöglich von mir zu jenen Werken gerechnet werden, die irgend wie meinen geliebten Vorbildern anzureihen gewesen wären; nur die unterirdische Klapptrompete, als Geisterstimme der Mutter im letzten Akte, imponirte mir. Merkwürdig ist nun die Erfahrung von ästhetischer Demoralisation, in welche ich durch fortgesetzten nahen Umgang mit diesem Werke verfiel. Die ursprüngliche Abneigung gegen das flache, so höchst uninteressante und namentlich dem deutschen Musiker so unmittelbar anwidernde Werk, verlor sich wirklich allmählich hinter dem Interesse, welches ich am Gelingen der Darstellung zu nehmen mich genöthigt sah, bis ich endlich von den schalen, affectirten, allen modernen Manieren nachgeahmten Melodien nichts andres vernahm, als ihre Fähigkeit Beifall zu erzielen. Da es sich ausserdem um meine zukünftige Carrière als Musikdirektor handelte, schien in den Augen meines um mich besorgten Bruders dieser Mangel an klassischer Halsstarrigkeit mir vortheilhaft angerechnet zu werden; und es bereitete sich so der allmähliche, und einige Zeit andauernde Verfall meines klassischen Geschmackes vor. Doch ging es hiermit nicht so schnell, dass ich nicht zuvor noch Proben von meiner grossen Unerfahrenheit im leichtfertigen Styl abgelegt hätte. Mein Bruder wünschte in *Bellini*'s «*Straniera*» eine Cavatine aus dessen *Piraten* einzulegen, wovon die Partitur nicht zu haben war; er übertrug es mir, ihm dieselbe zu instrumentiren. Aus dem Klavierauszug erkannte ich unmöglich die lärmend dicke Instrumentation der musikalisch so ausserordentlich dünnen Ritornelle und Zwischenspiele, und der Componist

einer grossen Cdur-Symphonie mit Schlussfuge konnte sich hier nicht anders als mit einigen in Terzen spielenden Flöten und Clarinetten helfen. Die Cavatine klang in der Orchesterprobe so äusserst leer und affektlos, dass mein Bruder, welcher auf diese Einlage verzichtete, mir bittre Vorwürfe wegen der verschwendeten Kopiekosten machte. Doch wusste ich Revanche zu nehmen: der Tenor-Arie des «*Aubry*» in Marschner's «Vampyr» fügte ich einen neuen Allegrosatz bei, zu welchem ich auch den Text machte. Meine Arbeit fiel dämonisch und effektvoll aus, trug Beifall des Publikums und ermunternde Anerkennung meines Bruders ein.

Im gleichen deutschen Style führte ich denn auch im Laufe dieses Jahres (1833) die Musik zu meinen «*Feen*» aus. Mein Bruder und dessen Frau verliessen nach Ostern Würzburg, um auswärtigen Einladungen nachzugehen, ich blieb mit den Kindern — drei jungen Mädchen in dem zartesten Alter — allein zurück, was mich in die wunderliche Lage eines verantwortlichen Erziehers setzte, in welcher ich mir um jene Zeit mich nicht sonderlich auszunehmen vermochte. Theils mit meiner Arbeit beschäftigt, theils von lustigem Umgang in Beschlag genommen, konnte es nicht ausbleiben dass ich die Pflege meiner Ziehkinder vernachlässigte. Unter meinen dortigen Freunden gewann *Alexander Müller*, als tüchtiger Musiker und Klavierspieler und glücklicher junger Lebemann, besondern Einfluss auf mich: namentlich imponirte mir seine wirklich grosse Fertigkeit im Improvisiren; er vermochte es, über gegebene Themen phantasirend, mich stundenlang zu fesseln. Mit ihm und andren Freunden, unter welchen *Valentin Hamm* durch seine groteske Figur, sein tüchtiges Geigenspiel und namentlich seine enorme Spanne auf dem Klavier (er griff mit einer Hand eine Duodecime) mir sehr unterhaltend war, machte ich oft Ausflüge in die Umgebung, wobei es in bayerischem Bier und fränkischem Wein lustig herging. Der «letzte Hieb», ein auf anmuthiger Höhe gelegener öffentlicher Biergarten, ward fast allabendlich Zeuge meiner wilden, oft enthusiastischen Lustigkeit und Ausgelassenheit: nie kehrte ich in den warmen Sommernächten von dort zu meinen drei Pflegekindern zurück, ohne über Welt und Kunst in sonderbare Extase gerathen zu sein. — Eines bösen Streiches entsinne ich mich auch, der mir allezeit als ein schwarzer Flecken in der Empfindung geblieben ist. Unter meinen Genossen befand sich ein blonder, ungemein enthusiastischer Schwabe, Namens *Fröhlich*, mit welchem ich die Partitur der Cmoll-Symphonie, von jedes eigener Hand geschrieben, ausgetauscht hatte. Dieser ausnehmend weiche, aber reizbare Gemüthsmensch, hatte einen gewissen *André*, dessen etwas maliciöse Physiognomie auch mir nicht sonderlich

gefiel, in so heftige Abneigung gefasst, dass er behauptete, der Mensch verderbe ihm den Abend, wenn er ihn irgend wo antraf. Der unglückliche Gehasste legte es nichts desto weniger darauf an, häufig in unsre Nähe zu kommen: es entstanden Reibungen; immer wieder stellte sich jedoch *André* mit anscheinender Herausforderung ein. Eines Abends riss *Fröhlich* die Geduld. Nach einer beleidigenden Antwort suchte er ihn durch Stockschläge von unserm Tische zu vertreiben: es entstand eine Prügelei, an welcher *Fröhlich*'s Freunde, allerdings von eigner Abneigung getrieben, sich betheiligen zu müssen glaubten. Die Prügelwuth ergriff auch mich: ich schlug mit den Andern auf das unglückliche Opfer unseres Hasses ein, und hörte einen Schlag, den ich selbst geführt, auf André's Schädel schallen, wobei ich auch den Blick des Erstaunten auf mich gerichtet wahrnahm. Ich trage die Erzählung dieses Vorfalls zur Büssung einer Schuld ab, welche unvergesslich als Vorwurf einer wahrhaft schmählichen That auf mir gelastet hat. Ich kann dieser traurigen Erinnerung nur diejenige aus meiner allerfrühesten Knabenzeit zur Seite stellen, welche sich an den schrecklichen Eindruck heftet, den das mühselige Ertränken junger Hunde, in einem flachen Teiche am Hause meines Onkels in *Eisleben*, auf mich hinterlassen hat. Da mich im Gegentheil stets ein fast überzärtliches Mitgefühl mit dem Schmerz Andrer, und namentlich auch der Thiere, von je oft in grosse Verlegenheit trieb, und mich im jüngsten Alter wiederholt mit einer sonderbaren Anwandlung von plötzlichem Lebensekel erfüllte, sind mir die bezeichneten Erinnerungen an jene übermüthigen oder gedankenlosen Handlungen desto lebhafter verblieben.

Um so unschuldiger ist meine Erinnerung an eine erste Liebschaft. Es war ganz natürlich, dass eine der jungen Choristinnen, welchen ich täglich ihre Stimmen einzustudiren hatte, meine Augen auf sich zu ziehen verstand. *Therese Ringelmann*, eines Todtengräbers Tochter, verführte mich durch ihre schöne Sopranstimme zu der Annahme, sie zur grossen Sängerin bilden zu müssen. Seitdem ich ihr hierüber Eröffnungen gemacht, kleidete sie sich in den Chorproben mit besondrer Aufmerksamkeit, und verstand es namentlich durch eine weisse Perlenschnur, welche sie sich durch das Haar wand, meine Phantasie in angenehme Aufregung zu versetzen. Als ich im Sommer allein zurück geblieben war, ertheilte ich Theresen regelmässigen Gesangsunterricht, nach einer mir bis jetzt noch unklar gebliebenen Methode. Auch besuchte ich sie öfter in ihrer Wohnung, wo ich den unheimlichen Vater zwar nie, wohl aber stets ihre Mutter und Schwester antraf. Wir begegneten uns ausserdem in öffent-

lichen Gärten; doch hielt mich stets eine nicht sehr liebevolle Scham davon zurück, mein Liebesverhältniss vor meinen Freunden einzugestehen. Ob hieran die bescheidene Familienstellung, die wirklich geringe Bildung Theresen's, oder mein eigener Zweifel an dem Ernst meiner Liebe Schuld war, kann ich nicht genau bestimmen; nur weiss ich, dass, als ernstlicher auf eine Erklärung meinerseits gedrungen wurde, und noch dazu eifersüchtiger Argwohn bei mir sich einstellte, das Verhältniss bald sich spurlos löste.

Ein innigeres Liebesverhältniss erzeugte sich zu *Friederike Galvani*, der Tochter eines Mechaniker's, von sehr scharf ausgesprochener italienischer Abkunft. Sehr musikalisch und mit lieblicher, leicht bildsamer Stimme begabt, hatte sie mein Bruder unter seinen Schutz genommen und ihr zu einem Debut am Theater verholfen, in welchem sie sich glücklich bewährte. Sehr klein von Figur, aber mit grossen schwarzen Augen und zärtlichem Naturell, hatte sie bereits einen braven Musiker, den tüchtigen ersten Hoboëbläser des Orchesters, mit dauernder Liebe an sich gefesselt. Er galt als ihr Bräutigam: nur durfte er, aus Rücksichten für eine gewisse Vergangenheit aus seinem Leben, vor der beabsichtigten und immer noch weit sich hinausschiebenden Verheirathung, das Haus ihrer Eltern nicht betreten. Als der Herbst dieses Würzburger Jahres sich herannahte, wurde ich von mehreren Freunden, unter denen auch unser Hoboëbläser mit seiner Braut sich befand, zu einer ländlichen Hochzeit, einige Stunden von Würzburg, eingeladen. Dort ging es bäuerisch lustig her: es wurde getrunken und getanzt, wobei ich selbst versuchte mich meiner auf der Geige erlangten Fertigkeit zu erinnern, ohne jedoch die zweite Violine auch nur zu einiger Zufriedenheit meiner Mitmusiker zu Stande zu bringen. Desto grösser waren die Erfolge meiner Person bei der guten *Friederike*, mit welcher ich einige Male toll durch die Reihen der Bauern tanzte, bis die Gelegenheit es fügte, dass die allgemeine Erhitzung alle persönlichen Rücksichten auch für uns löste, und wir, während der offizielle Liebhaber zum Tanz aufspielte, uns unwillkürlich herzten und küssten. Dass der Bräutigam beim Gewahrwerden der zärtlichen Unbefangenheiten, welche Friederike mir zuwendete, sich traurig, aber nicht eigentlich verhindernd in sein Loos fügte, erweckte mir zum ersten Mal in meinem Leben ein schmeichelhaftes Selbstgefühl. Nie hatte ich nämlich Veranlassung gefunden, mich der eitlen Annahme hinzugeben, dass ich auf ein Mädchen einen vortheilhaften Eindruck zu machen vermöge. In Betreff meiner äussern Begabung, oder dass ich etwa gar hübsch sei, konnte ich nie zu der mindesten Illusion gelangen, und wirklich be-

merkte ich auch nie, dass ich je die Blicke eines hübschen Mädchens auf mich gezogen hätte. Dagegen war mir allmählich ein gewisses Selbstvertrauen im Umgang mit männlichen Altersgenossen erwachsen: meine ungemeine Lebhaftigkeit und stets bereite Erregbarkeit gaben mir gegenüber von Allen, mit denen ich umging, ein endlich in mein Bewusstsein tretendes Gefühl von einer gewissen Kraft, meine trägeren Genossen hinzureissen oder zu betäuben. An meines armen Hoboisten still leidender Zurückhaltung beim Gewahrwerden der feurigen Annäherung seiner Versprochenen gegen mich, gewann ich, wie gesagt, nun auch die erste Empfindung davon, dass ich nicht nur unter Männern, sondern auch unter Frauen für etwas gelten mochte. Der fränkische Wein that das Seinige, eine immer steigende Verwirrung hervorzubringen, unter deren Schutze ich endlich mit Friederiken mich als offenbares Liebespaar aufführte. In spätester Nacht, bereits bei anbrechendem Tage, ging auf einem Leiterwagen die gemeinschaftliche Heimfahrt nach Würzburg vor sich: diese war der gemüthliche Triumph meines anmuthigen Abenteuers; während alle übrigen, auch endlich der sorgenvolle Hoboist, in den dämmernden Morgen hinein ihren Rausch ausschliefen, wachte ich, an Friederiken's Wange gelehnt, unter dem Gesange der Lerchen der aufgehenden Sonne entgegen.

An den darauf folgenden Tagen hatten wir kaum die Besinnung des Vorgefallenen. Eine nicht unanmuthige Beschämung hielt uns von einander zurück; jedoch gewann ich leicht den Zutritt zu ihrer Familie, und war von da an täglich gern gesehen, wenn ich auf einige Stunden in unverhohlenem zärtlichem Verkehr in demselben häuslichen Kreise verweilte, von welchem der unglückliche Bräutigam ausgeschlossen blieb. Nie wurde dieses letzte Verhältniss mit irgend einem Worte berührt, nie entstand bei Friederike auch nur annähernd der Gedanke, darin eine Aenderung herbeizuführen; keinem fiel es ein, dass ich etwa an des Bräutigam's Stelle treten solle. Die Zutraulichkeit, mit der ich von Allen, und am meisten von Friederike aufgenommen wurde, hatte ganz den Charakter eines Vorganges in der Natur, ungefähr wie wenn es Frühling wird, und nun der Winter aufhört; die Berechnung bürgerlicher Consequenzen fiel keinem Menschen ein, und hierin besteht das Freundliche und Schmeichelhafte dieses ersten jugendlichen Liebesverkehrs, welcher in keiner Weise in Bedenken und Sorge erweckende Annäherung ausartete. Diese Beziehungen endeten erst mit meinem Fortgang aus Würzburg, bei welchem es noch zu dem zärtlichsten, thränenreichsten Abschied kam. Längere Zeit hielt ich die Erinnerung hieran fest, ohne jedoch eine

Correspondenz zu unterhalten. — Zwei Jahre später besuchte ich auf einer kurzen Durchreise wiederum Friederike: das arme Kind näherte sich mir in äusserster Beschämung. Ihr Hoboist war ihr treu geblieben; ohne jedoch noch die Heirath mit ihm ermöglichen zu können, war sie Mutter geworden. Dann habe ich nie wieder etwas von ihr erfahren. —

Unter all diesen Lebenserregungen arbeitete ich fleissig an meiner Oper. Die gute Laune hierzu war mir durch die liebevolle Theilnahme meiner Schwester *Rosalie* ermöglicht worden. Als mit dem Eintritte des Sommer-Halbjahres meine Einkünfte als Chordirektor aufhörten, übernahm es von Neuem die Schwester mich mit einem ausreichenden Taschengelde treulichst auszustatten, so dass ich, um nichts bekümmert und Niemand zur Last fallend, einzig der Vollendung meiner Arbeit mich hingeben konnte. Noch sehr spät habe ich einen längeren Brief von mir an *Rosalie* aus jener Zeit vorgefunden, welcher von einer zarten, fast schwärmerischen Liebe für dieses edle Wesen erfüllt war. — Als der Winter herannahte, mein Bruder zurückkehrte, und das Theater wieder begann, trat ich zwar nicht wieder in Beziehung zu diesem, that mich aber desto mehr in den Concerten der Musikgesellschaft heraus, in welchen ich meine grosse *Cdur*-Ouverture und Symphonie, sowie endlich auch Stücke aus der neuen Oper selbst zur Aufführung brachte. Eine Dilettantin mit vorzüglicher Stimme, Fräulein *Friedel*, sang die grosse Arie der *Ada;* und zudem kam ein Terzett zu Gehör, welches auf meinen Bruder, der darin mitsang, bei einer Stelle, wie er mir selbst gestand, zu seiner Ueberraschung eine so ergreifende Wirkung machte, dass er darüber seinen Einsatz verfehlte.

Zu Weihnachten war mein Werk vollendet, meine Partitur mit rühmlichster Sauberkeit fertig geschrieben, und nun sollte ich mit Neujahr nach Leipzig zurückreisen, um dort meine Oper zur Annahme von Seiten des Theaters zu bringen. Ich besuchte auf der Rückreise *Nürnberg*, wo ich mich bei meiner Schwester *Clara* und deren Manne, welche beim dortigen Theater engagirt waren, acht Tage aufhielt. Ich entsinne mich des angenehmen Behagens dieses heiteren Besuches bei denselben Verwandten, welche vor wenigen Jahren, da ich mich in Magdeburg bei ihnen aufhielt, noch in Sorge über meinen Entschluss, mich der Musik zuzuwenden, gerathen waren. Jetzt war ich wirklich Musiker geworden, hatte eine grosse Oper geschrieben, manches bereits, ohne durchzufallen, aufgeführt: die Empfindung hiervon that mir wohl, und schmeichelte nicht minder meinen guten Verwandten, welche nun doch sahen, dass das vermeintliche Unglück mit mir am Ende zu etwas geführt hatte. Ich war

lustig und ausgelassen, wie es nicht nur das gesellige Haus meines Schwagers, sondern auch das gemüthliche Wirthshausleben Nürnberg's sehr erleichterten. In ungemein zuversichtlicher und heitrer Stimmung kehrte ich nach *Leipzig* zurück, wo ich nun meiner hochbefriedigten Mutter und meiner innig erfreuten Schwester die drei kräftigen Bände meiner Partitur vorlegen konnte.

Meine Familie hatte sich durch die Rückkehr meines Bruders *Julius* von langer Wanderschaft bereichert. Er hatte längere Zeit in Paris als Goldschmied gearbeitet, und sollte sich nun in Leipzig als solcher etabliren; auch er war, mit den Uebrigen, gespannt etwas von meiner Oper zu hören, was allerdings seine Schwierigkeit hatte, da mir die Gabe so etwas leicht verständlich vorzuspielen abging, und ich nur durch volle Extase mich in den Zustand zu bringen wusste, wo es mir möglich war mit einigem Eindruck etwas zum Besten zu geben. *Rosalie* wusste, dass ich es auf eine Art von Liebeserklärung ihrerseits abgesehen hatte: ich bin mir nicht klar darüber geworden, ob die Umarmung und der schwesterliche Kuss, die meine grosse Arie *Ada*'s, nachdem ich sie vorgesungen, lohnten, aus wirklicher Ergriffenheit oder mehr aus liebevoller Rücksicht mir gespendet wurden. Unverkennbar war dagegen der Eifer, mit welchem sie sich bei dem Direktor des Theaters, *Ringelhardt*, dem Kapellmeister und Regisseur für meine Oper in der Weise verwandte, dass sie Zusage der Aufführung derselben, und zwar in Bälde, erhielt. Mich interessirte es namentlich zu erfahren, dass die Direktion sich über das Costüm meines Drama's sofort eifrig in's Klare zu setzen suchte: ich war erstaunt zu hören, dass dieses «orientalisch» ausfallen sollte, während ich durch die Wahl meiner Namen genau den nordischen Charakter desselben bezeichnet zu haben glaubte: aber eben diese Namen fand man unzweckmässig, da es Feensujets nicht im Norden, sondern nur im Orient gäbe, wie denn auch unverkennbar das Gozzi'sche Original den orientalischen Charakter trage. Mit höchster Entrüstung kämpfte ich gegen das unausstehliche Turban- und Kaftan-Costüm, und reclamirte energisch die Rittertracht des allerentferntesten Mittelalters. — Jetzt galt es mit dem Kapellmeister *Stegmayer* mich über die Partitur genau zu verständigen. Dieser wunderlich kleine und dicke Mensch, mit blondem Krauskopf und ausserordentlich lebenslustigem Naturell, war schwer zum Stichhalten zu bringen. Im Weinkeller glückte uns das Verständniss überraschend schnell; sobald wir uns jedoch an's Klavier setzten, hatte ich die sonderbarsten Einwendungen anzuhören, über deren Tendenz ich mir lange unklar blieb. Da sich durch dieses Hin- und Herziehen die

Sache sehr verzog, setzte ich mit dem Regisseur der Oper, dem in Leipzig damals sehr beliebten Sänger und Kunstfreund *Hauser*, mich in nähere Verbindung. Mit diesem machte ich nun die wunderlichsten Erfahrungen: der Mann, der das Leipziger Publikum namentlich als »Barbier« und »Engländer« in Fra Diavolo, für sich gewonnen hatte, zeigte sich mir in seinem Hause plötzlich als fanatischer Anhänger der allerältesten Musik. Mit Staunen hörte ich die kaum verhohlene Geringschätzung, mit welcher selbst *Mozart* von ihm behandelt wurde, dagegen ihm einzig bedauerlich erschien dass wir von *Sebastian Bach* keine Opern hätten. Nachdem er mir auseinandergesetzt, dass dramatische Musik noch gar nicht geschrieben worden sei, und eigentlich nur *Gluck* Beruf dazu gezeigt habe, ging es an eine gewissenhaft erscheinende Vornahme meiner eigenen Oper, über die ich eigentlich nur sein Zeugniss für die Aufführbarkeit derselben haben wollte, statt dessen es ihm daran gelegen war, mir an jeder Nummer das Verfehlte meiner »Richtung« nachzuweisen: ich schwitzte Blut unter der unerhörten Qual, mit diesem Mann meine Arbeit durchzugehen. Meine grosse Niedergeschlagenheit theilte ich der Mutter und Schwester mit. Alle Verzögerungen hatten bereits dazu gedient, die Aufführung meiner Oper in der ursprünglich festgesetzten Zeit unmöglich zu machen; jetzt wurde sie auf den August des laufenden Jahres (1834), hinausgeschoben.

Eine unvergessliche Erfahrung machte mir neuen Muth. Der alte *Bierey*, ein erfahrener tüchtiger Musiker, und seiner Zeit selbst erfolgreicher Componist, der namentlich durch seine lange Leitung des Breslauer Theaters einen vorzüglich praktischen Blick gewonnen hatte, lebte damals, in guter Bekanntschaft auch mit meiner Familie, in Leipzig. Mutter und Schwester baten ihn, doch auch sein Urtheil über die Ausführbarkeit meiner Oper abzugeben, und stellten ihm deshalb die Partitur derselben zu. Wie sehr ergriff und erschütterte es mich nun, diesen alten Herrn eines Tages unter die Meinigen treten zu sehen, und ihn mit wirklicher Aufgeregtheit versichern zu hören, wie er es rein unbegreiflich finde, dass ein so junger Mann, wie ich, eine solche Partitur, wie diese, geschrieben habe. Seine Aussagen über die von ihm erkannte Grösse meines Talents waren wirklich hinreissend, und setzten mich in wahrhaftes Erstaunen. Da er zugleich auf die Frage, ob er das Werk für praktisch ausführbar und wirkungsvoll hielte, sein einziges Bedauern versicherte, nicht mehr selbst an der Spitze eines Theaters zu stehen, weil er dann sofort es für sein grösstes Glück halten würde, einen Menschen wie mich für seine Unternehmung dauernd zu gewinnen, kehrte eine wirklich

segenvolle Stimmung bei den Meinigen ein, welche einen um so gewichtigeren Grund hatte, als Alle den alten *Bierey* keineswegs als einen gemüthlichen Fasler, sondern als einen durch viele Lebenserfahrungen ziemlich trocken geriebenen Praktikus kannten. —

Die Verzögerung wurde nun mit guter Laune ertragen, und ich durfte mich eine Zeit lang hoffnungsvoll den Erwartungen der Zukunft hingeben. Unter diesen genoss ich auch den neu aufgenommenen Umgang mit *Laube*, welcher jetzt trotzdem ich seinen «Kocziusko» nicht componirt hatte, im Zenith seines Ruhmes stand. Der erste Teil seines Romanes in Briefen *«das junge Europa»* war erschienen, und wirkte auf mich, im Verein mit allem jugendlich Hoffnungsvollen, was damals in mir lebte, äusserst anregend. In seiner Tendenz innerlichst eigentlich wohl nur eine Reproduction des *Ardinghello* von *Heinse*, war doch das damals in jungen Geistern sprudelnde Element zum fliessenden Ausdruck gebracht. Die Hauptstimmung dieser Richtung verfolgte sich eigentlich in der litterarischen Kritik, welche sich hauptsächlich gegen die vermeintliche oder wirkliche Impotenz der halb klassischen Inhaber unsrer verschiedenen litterarischen Throne wendete. Ohne die mindeste Schonung wurden die «Zöpfe», unter welche man unter andren auch *Tieck* rechnete, als reine Belästigungen und Hindernisse für das Aufkommen einer neuen Litteratur behandelt. Was mich zu einer auffallenden Wendung auch in meinem Urtheil gegen sonst mit Hochachtung und Verehrung angesehene deutsche Componisten stimmte, war zum Theil der Einfluss dieser so einladend keck sich ausnehmenden kritischen Plänkeleien, hauptsächlich aber der Eindruck eines neuen Gastspiels der *Schröder-Devrient* in Leipzig, welche durch ihre Darstellung des «*Romeo*» in *Bellini*'s «Romeo und Julie», Alles mit sich fortriss. Die Wirkung hiervon war aber auch mit gar nichts zuvor Erlebtem zu vergleichen. Das kühne seelenvolle Bild des jugendlichen Liebes-Helden auf dem Grunde einer so offenbar seichten und leeren Musik dargestellt zu sehen, forderte jedenfalls zu einem bedenklichen Nachsinnen über die Ursachen der grossen Wirkungslosigkeit der gediegenen deutschen Musik, wie sie bisher auf das dramatische Genre angewandt war, heraus. Ohne mich für jetzt in dieses Nachsinnen zu tief zu verlieren, folgte ich steuerlos dem Strome meiner heiss erregten Jugendempfindungen, und neigte mich unwillkürlich zum Abwenden von allem grübelnden Ernste, der mich in meinem früheren Alter zu einem so pathetischen Mysticismus gestimmt hatte. Was *Polenz* durch seine Direktion der 9. Symphonie, was das Wiener Conservatorium, *Dionys Weber*, und mancherlei andre stümperhafte

Eindrücke, durch welche mir die klassische Musik in Wahrheit eindruckslos vorgeführt worden war, noch nicht vollständig erreicht hatten, gelang dieser unbegreiflichen Wirkung der unklassischsten, italienischsten Musik durch die wunderbar zündende und entzückende Darstellung des «Romeo» durch die *Schröder-Devrient*. Welchen Einfluss solche mächtige und ihren Ursachen nach mir unbegreifliche Wirkungen auf mein Urtheil übten, zeigte sich in der frivolen Weise, mit welcher es mir möglich ward über *Weber*'s «Euryanthe» eine kurze Rezension für die «elegante Zeitung» abzugeben. Diese Oper war kurz vor dem neuen Auftreten der *Schröder-Devrient* vom Leipziger Personal gegeben worden; kalte und matte Sänger, von denen mir namentlich die Darstellerin der Euryanthe, mit den damals modernen Reifärmeln in der Wildniss erscheinend, unerquicklich im Gedächtniss ist, hatten mühsam und ohne Liebe, blos zur Befriedigung klassischer Anforderungen zu Werke gehend, ihr möglichstes gethan, auch meine schwärmerischen Jugendeindrücke selbst von Weber'scher Musik zu verdrängen. Ich wusste nicht, was ich einem Gesinnungsgenossen *Laube's*, als er mich auf das Gequälte dieser Opernvorstellung hinwies, erwidern sollte, sobald es ihm möglich war im Gegensatz hierzu endlich den hinreissenden Eindruck jenes Romeo-Abends anzuführen. Ich befand mich hier vor einem Problem, dessen Lösung ich eben damals gesonnen war mir so leicht wie möglich zu machen, und bewies meinen Muth, mit jedem Vorurtheil zu brechen, kühnlich durch jene so eben erwähnte kurze Rezension in welcher ich die «*Euryanthe*» geradewegs verhöhnte. — War ich mit meiner Studentenzeit in meine menschlichen Flegeljahre getreten, so beschritt ich nun kühn dieselbe Bahn auch in meiner künstlerischen Geschmacksentwickelung.

Es war Mai, schönes Frühlingswetter, und eine Vergnügungsreise die ich jetzt mit einem Freunde in das gelobte Land meiner Jugendromantik, Böhmen, vornahm, sollte die ausgelassene jungeuropäische Stimmung zur rechten Blüthe bringen. — Dieser Freund war *Theodor Apel*. Seit lange kannte ich ihn, und fühlte mich von je besonders geschmeichelt durch den Gewinn seiner herzlichen Zuneigung, da ich ihm als dem Sohne des geistvollen Metrikers und Nachdichters griechischer Dichtungsarten, *August Apel*, diejenige achtungsvolle Vorliebe entgegentrug, die mir hier zum ersten Mal der Abkömmling eines berühmten Mannes abgewann. Vermögend und in angesehenen Familienverhältnissen, bot mir sein Umgang ausserdem die in meinem Leben nicht häufig vorkommenden Punkte der Berührung mit dem höheren bürgerlichen Comfort: während meine Mutter, zum Beispiel, diesen Umgang

der hochgeachteten Familie sehr gern sah, fühlte ich mich wiederum geschmeichelt durch das Innewerden der herzlichen Wärme, mit welcher ich in solchen Kreisen aufgenommen ward. *Apel* wünschte nun sehnlich Dichter zu werden, und ich nahm nicht anders an als dass er alles hierzu habe, wozu ich namentlich die volle Freiheit rechnete, welche ihm sein bedeutender Vermögensstand gestattete, da er ihn von jeder Nöthigung zum Broderwerb, somit zum Betrieb von Brodwissenschaften, befreit hielt. Sonderbarer Weise war seine Mutter, die an einen Leipziger Juristen wiederverheirathete Wittwe des bedeutenden Vaters meines Freundes, grade in diesem Punkte sehr ängstlich, und wünschte ihrem Sohne eine tüchtige Carrière als Jurist, da sie von seiner dichterischen Begabung durchaus keine vortheilhafte Meinung zu hegen sich angelegen sein liess. Es zog mir die besondre freundschaftliche Annäherung der Dame zu, dass sie hierüber mich zu ihrer Ansicht zu bekehren suchte, um meinen intimen Einfluss auf den Freund zur Abwendung des Familienunglücks, nochmals auch in dem Sohne einen Dichter zu haben, verwendet zu wissen. Diese Zumuthung reizte mich mehr, als meine eigne vortheilhafte Meinung von seinem Talente es gethan haben würde, den Freund in der Wahl des Dichterberufs zu bekräftigen, und somit ihn in aufrührerischer Stimmung gegen seine Familie zu unterhalten. Er liess sich das gefallen. Da er auch Musik studirte, und ganz hübsch componirte, gelang es mir mich mit ihm in grosse Uebereinstimmung zu setzen. Der Umstand, dass er gerade das Jahr, in welchem ich in den Abgrund der Studententhorheit versank, in Heidelberg, und nicht in Leipzig seine Studien machte, erhielt ihn von der Theilnahme an diesen meinen sonderbaren Ausschweifungen unberührt, und als wir uns jetzt im Frühlinge des Jahres 1834 in Leipzig wiedertrafen, hatte sich für unsren Umgang nur die eigentliche ästhetische Lebenstendenz aufgespart, welcher wir jetzt auch nach der Seite des Lebensgenusses hin versuchsweise eine Bedeutung zu geben strebten. Gerne hätten wir uns auf geniale Abenteuer gestürzt, wenn sie nur der Umkreis unsrer Lebensverhältnisse und der ganzen bürgerlichen Welt, welche vor uns lag, einigermaassen ermöglicht hätten. Bei aller Gespanntheit unsres Lebenstriebes brachten wir es doch nicht weiter als bis zu dem Entwurf jenes Reiseplanes nach Böhmen. Immerhin galt es schon etwas, dass wir diese Reise nicht mit Post, sondern im eignen Wagen machten, und fortgesetzt bestand unser eigentlicher Genuss darin, dass wir, zum Beispiel in *Teplitz*, wo wir uns mehrere Wochen aufhielten, täglich in einem schönen Wagen, grössere Spazierfahrten machten. Wenn wir so auf der «Wilhelmsburg» Forellen zum Abend gegessen, und guten Czer-

noseker Wein mit Biliner Wasser getrunken, dazu uns über Hoffmann, Beethoven, Shakespeare, *Ardinghello* von Heinse und manches Andre, gehörig erhitzt hatten, und nun in der dämmernden Sommernacht, in unsrem eleganten Wagen behaglich ausgestreckt, in den «König von Preussen» zurückfuhren, wo wir im ersten Stock das grosse Balkon-Zimmer bewohnten, glaubten wir den Tag als junge Götter verlebt zu haben, und wussten vor Uebermuth nichts besseres zu thun, als uns fürchterlich zu zanken, was, namentlich wenn es bei offnen Fenstern geschah, oft ängstliche Zuhörer auf dem Platz vor dem Gasthof versammelte.

An einigen schönen Morgen stahl ich mich von meinem Freunde fort, um mein Frühstück einsam auf der «Schlackenburg» zu nehmen, und bei dieser Gelegenheit den Entwurf zu einem neuen Operngedicht in mein Taschenbuch aufzuzeichnen. Ich hatte mich hierzu des Sujets von Shakespeare's «*Maass für Maass*» bemächtigt, welches ich, meiner jetzigen Stimmung angemessen, in sehr freier Weise mir zu einem Opernbuch, dem ich den Titel: das «*Liebesverbot*» gab, umgestaltete. Das *junge Europa* und *Ardinghello*, geschärft durch meine sonderbare Stimmung in welche ich gegen die klassische Opernmusik gerathen war, gaben mir den Grundton für meine Auffassung, welche besonders gegen die puritanische Heuchelei gerichtet war, und somit zur kühnen Verherrlichung der «freien Sinnlichkeit» führte. Das ernste Shakespear'sche Sujet gab ich mir Mühe durchaus nur in diesem Sinne zu verstehen; ich sah nur den finstern, sittenstrengen Statthalter, selbst von furchtbar leidenschaftlicher Liebe zu der schönen Novize entbrennend, welche, indem sie ihn um Begnadigung ihres wegen eines Liebesvergehens zum Tode verurtheilten Bruders anfleht, durch Mittheilung der schönen Wärme ihres menschlichen Gefühls in dem starren Puritaner die verderblichste Gluth entzündet. Dass diese mächtigen Motive im Shakespeareschen Stücke nur so reich entwickelt sind, um desto gewichtiger endlich auf der Wagschale der Gerechtigkeit gewogen zu werden, taugte mir durchaus nicht zu beachten; es lag mir nur daran, das Sündhafte der Heuchelei und das Unnatürliche der grausamen Sittenrichterei aufzudecken. Somit liess ich das «Maass für Maass» gänzlich fallen, und den Heuchler durch die sich rächende Liebe allein zur Strafe ziehen. Aus dem fabelhaften *Wien* verlegte ich das Sujet nach der Hauptstadt des glühenden Siziliens, in welcher ein deutscher Statthalter, über die ihm unbegreiflich freien Sitten der Bevölkerung empört, zu dem Versuch der Durchführung einer puritanischen Reform schreitet, in welchem er kläglich erliegt. Ver-

muthlich half die *Stumme von Portici* einigermaassen hierbei; auch Erinnerungen an die «Sizilianische Vesper» mögen mitgewirkt haben: wenn ich bedenke, dass endlich auch selbst der sanfte Sizilianer *Bellini* unter den Faktoren dieser Composition mitzählt, so muss ich allerdings über das sonderbare Qui-proquo lächeln, zu welchem sich hier die eigenthümlichsten Missverständnisse gestalteten.

Diess blieb für jetzt Entwurf. Lebendige Studien zu meinem Werke sollten zuerst noch auf diesem glücklichen Ausflug nach Böhmen angestellt werden. Ich führte meinen Freund im Triumph nach *Prag*, um ihm die gleichen Eindrücke zu verschaffen, die mich selbst so lebhaft dort berührt hatten. Wir trafen meine schönen Freundinnen in Prag selbst an, da durch den Tod des alten Grafen *Pachta* sich wesentliche Veränderungen in der Familie zugetragen hatten, und *Pravonin* nicht mehr von den hinterlassenen Töchtern besucht ward. Mein Benehmen war Uebermuth und Ausgelassenheit, in welchen sich die bittren Empfindungen, mit denen ich damals aus diesem Kreise schied, als launige Rachsucht aussprachen. Mein Freund fand gute Aufnahme. Die veränderten Familienverhältnisse drängten die liebenswürdigen Mädchen immer bestimmter zu einer Entscheidung in Betreff ihrer zukünftigen Stellung, und ein reicher Bürgerlicher, wenn er nur nicht gerade Kaufmann war, sondern von angestammtem Vermögen, schien der sorglichen Mutter immerhin ein gutes Auskunftsmittel. Ohne irgend welche Bosheit dabei weder zu zeigen, noch zu empfinden, äusserte ich mein Behagen an den seltsamen Verwirrungen, welche Theodor's Einführung in diese Familie verursachte, in den lustigsten und tollsten Streichen, aus denen einzig mein Umgang mit den jungen Damen bestand. Sie konnten nicht begreifen mich so auffallend verändert zu finden: da war keine Streitsucht, keine Belehrungswuth, kein Bekehrungseifer, nichts von alledem was früher ihnen so lästig fiel, an mir mehr wahr zu nehmen; aber auch kein vernünftiges Wort war mehr aus mir herauszubringen, und sie, die gegenwärtig geneigt waren manches ernstlich mit mir zu besprechen, erhielten nichts als die tollsten Possen von mir zur Antwort. Da ich bei dieser Gelegenheit als ausgelassener Vogel mir auch ungescheut manche Kühnheit erlaubte, gegen welche man sich ohnmächtig fühlte, reizte es meine übermütige Laune nun noch mehr, als mein Freund, durch mein Benehmen hingerissen, mich nachzuahmen versuchte, was ihm aber übel vermerkt wurde. Nur einmal kam es zu einer ernsteren Annäherung; ich sass am Klavier, und hörte zu, wie mein Freund den Damen erzählte, dass ich bei einem Gasthofgespräch Veranlassung gefunden hätte, mich

gegen Jemand, der sich über diese Auskunft verwundert zeigte, in Betreff der häuslichen und tüchtigen Eigenschaften meiner Freundinnen auf das wärmste auszusprechen. Es ergriff mich nun ungemein, an dem Erfolg dieser Mittheilung wahrzunehmen, welch' üble Erfahrungen die Aermsten bereits zu machen genöthigt waren, da dieser mir so sehr natürlich dünkende Zug meines Benehmens sie wie ein ganz unerwartetes Glück rührte. *Jenny* kam nämlich auf mich zu, umarmte und küsste mich mit grosser Wärme. Das Recht, mich fortan ausgesucht ungezogen zu benehmen, war mir nun unbestritten zuerkannt, und selbst auf *Jenny*'s warmen Erguss antwortete ich nur durch Spässe und Thorheiten. — In unsrem Gasthofe, dem damals so berühmten «*schwarzen Ross*», hatte sich das Feld gefunden, auf welchem ich die im Pachta'schen Hause noch nicht ermüdete übermüthige Laune vollends bis zur Ausgelassenheit trieb. Aus den zufälligsten Elementen der Tisch- und Reisegäste wussten wir uns einen Anhang zu gewinnen, der bis tief in die Nacht hinein sich von uns zu den unglaublichsten Thorheiten hinreissen liess, wozu mich namentlich die Person eines sehr ängstlichen, gern aber verwegen erscheinen wollenden, ungemein kleinen Kaufmanns aus Frankfurt *an der Oder* anreizte, wohl schon des merkwürdigen Falles wegen, mit einem Menschen zusammen zu treffen, der eben in Frankfurt «an der Oder» zu Haus war. Wer da weiss, wie es damals in Oestreich beschaffen war, wird sich einen Begriff von meiner Ausgelassenheit machen können, wenn ich berichte, dass ich es eines Mals dahin brachte, unser Convivium im Gastsaale laut die «*Marseillaise*» in die Nacht hinein brüllen zu lassen. Dass ich, nach dieser Heldenthat, beim Auskleiden dann auf den äusseren Mauernsimsen von einem Fenster zum andern des zweiten Stockes kletterte, erschien natürlich denjenigen entsetzlich, die meine in frühester Knabenzeit ausgebildete Neigung zu akrobatischen Uebungen nicht kannten. Hatte ich unerschrocken solchen Gefahren mich ausgesetzt, so ernüchterte mich doch aber andern Morgens eine Citation auf die Polizei, da mir die *Marseillaise* sehr bedenklich in das Gedächtniss zurückkehrte. Auf dem Bureau durch ein sonderbares Missverständniss lange Zeit aufgehalten, schien endlich aber für den zum Vernehmen mit mir beauftragten Commissair die Zeit zu einem ernstlichen Verhör zu kurz geworden zu sein, und ich wurde, zu meiner grossen Beruhigung, nach einigen unbedeutenden Fragen nach der gewünschten Dauer meines Aufenthaltes, entlassen. Doch hielten wir es nun für räthlich, uns nicht häufig mehr den Verführungen zu ausgelassenen Streichen unter den Flügeln des Doppeladlers hinzugeben. Auf einigen Umwegen, zu denen

uns die unersättliche Begierde nach Abenteuern trieb, welche in Wahrheit immer nur in unsrer Phantasie zu Stande kamen, und äusserlich sich als sehr bescheidene Reiseunterhaltungen ausnahmen, gelangten wir endlich nach Leipzig zurück. — Und mit dieser Heimkehr schliesst sich sehr bestimmt die eigentliche heitere Jugendperiode meines Lebens ab. War ich auch bis dahin nicht von ernstlichen Verirrungen und leidenschaftlichen Erregungen je frei geblieben, so trat doch erst nun die *Sorge* in mein Leben.

Meine Familie hatte angelegentlich auf meine Zurückkunft gewartet, um mir zu melden, dass mir die Musikdirektorstelle bei der *Magdeburger* Theatergesellschaft angetragen sei. Diese Gesellschaft befand sich im gegenwärtigen Sommermonat zu Gastvorstellungen in dem Bade *Lauchstädt;* der Direktor derselben konnte mit einem unfähigen Musikdirektor, den man ihm zugewiesen, nicht auskommen, und hatte sich in seiner Noth nach Leipzig gewandt, um dort einen schleunigen Ersatz zu erlangen. Kapellmeister *Stegmayer*, der nicht Lust hatte in der heissen Sommerzeit die Partitur meiner »Feen«, wie mir versprochen war, einzustudiren, empfahl mich eifrigst zu der Musikdirektorstelle, und wusste auf diese Weise wirklich den sehr störenden Quälgeist sich vom Halse zu schaffen. Denn wünschte ich einerseits wohl gern, frei und ungebunden mich dem Strome der Kunstabenteuer überlassen zu können, so war doch auch der Trieb zur Selbständigkeit, wie sie nur durch eignen Lebenserwerb möglich war, durch den Stand meiner Verhältnisse stark in mir gekräftigt worden. Eine Ahnung sagte mir aber, dass eine solide Grundlage zur Befriedigung dieses Triebes grade in Lauchstädt nicht zu gewinnen sein möchte; auch fiel es mir schwer, so gutmüthig der der Aufführung meiner »Feen« gestellten Falle behülflich sein zu sollen. Ich entschloss mich daher nur zu einem vorläufigen Besuch in *Lauchstädt*, um mir die Sache anzusehen.

Dieser kleine Badeort hatte zur Zeit Göthes und Schiller's eine höchst rühmliche Bedeutung gewonnen; das aus Holz errichtete Theater war nach Göthe's Plan ausgeführt; dort hatte die erste Aufführung der »Braut von Messina« stattgefunden. Obwohl ich mir dies alles sagte, machte der Ort doch einen sehr bedenklichen Eindruck auf mich. Ich erkundigte mich nach dem Hause des Theaterdirektors; dieser war ausgegangen: ein kleiner schmutziger Junge, sein Sohn, sollte mich nach dem Theater führen um »Papa« aufzusuchen. Doch schon unterwegs begegnete er uns, ein ältlicher Mann im Schlafrock und eine Mütze auf dem Kopf. Seine Freude, mich zu begrüssen, unterbrach er durch Klagen über grosse

Ueblichkeit, gegen welche ihn sein Sohn mit einem Schnaps aus der nahe gelegenen Bude versorgen sollte, wozu er ihm mit einiger auf mich berechneten Ostentation einen wirklichen Silbergroschen in die Hand drückte. Dieser Direktor war *Heinrich Bethmann*, der Wittwer der berühmten Schauspielerin Bethmann, welche, noch der schönen Periode des deutschen Schauspiels angehörend, namentlich die Gunst des König's von Preussen so dauernd gewonnen hatte, dass diese sich noch lange Zeit über ihren Tod hinaus selbst auf ihren Gatten fortgesetzt erstreckte. Bethmann bezog stets eine gute Pension von Seiten des preussischen Hofes, und genoss andauernd die Protektion desselben, ohne diese Gunst durch sein abenteuerliches und unsolides Wesen je gänzlich verscherzen zu können. Gegenwärtig war er durch anhaltendes Theaterdirektionsführen bereits auf das tiefste heruntergekommen; seine Sprache und Manieren zeigten die süssliche Vornehmheit einer vergangenen Zeit, während alles was er that und was ihn umgab den unwürdigsten Verfall bezeugte. Er führte mich in sein Haus zurück, wo er mich der »Frau Direktorin« vorstellte, welche, an einem Fusse gelähmt, auf einem sonderbaren Canapé lag, während ein älterer Bassist, über dessen zu grosse Anhänglichkeit Bethmann sich ohne alle Umstände gegen mich beklagte, an ihrer Seite seine Pfeife rauchte. Von da führte mich der Direktor zu seinem Regisseur, welcher in dem gleichen Hause wohnte. Diesem, welcher so eben in Berathungen mit dem Theaterdiener, einem zahnlosen alten Gerippe, über das Repertoir begriffen war, überliess er mich zur Abmachung alles Nöthigen, worüber Herr *Schmale*, der Regisseur, achselzuckend lächelte, indem er mir betheuerte, das wäre so die Art des Direktors, ihm alles auf den Hals zu schicken und sich um nichts zu bekümmern: da sitze er nun und berathe sich mit *Krüge* schon seit einer Stunde, was nächsten Sonntag herauszubringen sein könnte; er hätte gut *Don Juan* anzusetzen, wie aber eine Probe zu Stande bringen, da die Merseburger Stadtmusiker, welche das Orchester bildeten, Sonnabend nicht zur Probe herüber kommen wollten? Dabei langte Schmale beständig durch das offene Fenster nach dem Zweige eines Kirschbaumes, von welchem er sich pflückte, in einem fort ass und die Kerne mit ungemeinem Geräusch ausspuckte. Besonders dieses letzte wirkte auf mich entscheidend, da ich sonderbarer Weise eine angeborne Abneigung gegen Obst habe. Ich erklärte dem Regisseur dass er wegen des *Don Juan* am Sonntag sich gar nicht zu bemühen habe, da ich meinerseits, falls man auf mein Debut bei dieser Vorstellung gerechnet hätte, dem Direktor jedenfalls auch einen Strich durch die Rechnung machen müsste, indem ich

nothgedrungen sofort noch einmal nach Leipzig zurück kehren müsste, um dort meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Diese höfliche Wendung meines gänzlichen Abschlages der Anstellung, welchen ich sofort bei mir beschlossen hatte, nöthigte mich noch zu einiger Verstellung, durch welche ich in die Lage gerieth mich in Lauchstädt noch um einiges zu bekümmern, was bei meinem Entschlusse, nicht wieder zurückzukehren, an sich ganz unnöthig war. Man erbot sich mir beim Aufsuchen einer Wohnung behülflich zu sein, und ein junger Schauspieler, den ich zufällig von Würzburg her kannte, übernahm es, hierzu mein Führer zu sein. Er sagte mir, indem er mich nach der ihm bekannten besten Wohnung führe, werde er mir zugleich die Annehmlichkeit verschaffen, mich zum Hausgenossen des hübschesten und liebenswürdigsten Mädchens, welches gegenwärtig in Lauchstädt anzutreffen, zu machen: dies sei die erste Liebhaberin der Gesellschaft, Fräulein *Minna Planer*, von welcher ich gewiss schon gehört haben würde.

Der Zufall fügte es dass schon unter der Thüre des bewussten Hauses uns die Verheissene entgegentrat. Ihre Erscheinung und Haltung stand in dem auffallendsten Gegensatze zu all den unangenehmen Eindrücken des Theaters, welche ich so eben an diesem verhängnissvollen Morgen empfangen: von sehr anmuthigem und frischem Aeussern, zeichnete die junge Schauspielerin sich durch eine grosse Gemessenheit und ernste Sicherheit der Bewegung und des Benehmens aus, welche der Freundlichkeit des Gesichtsausdruckes eine angenehm fesselnde Würde gaben; die sorgsam saubre und decente Kleidung vollendete den überraschenden Eindruck der sehr unerwarteten Begegnung. Nachdem ich ihr im Hausflur als der neue Musikdirektor vorgestellt war, und sie überrascht den für diesen Titel so jugendlichen Ankömmling gemessen hatte, empfahl sie mich der Hauswirthin freundlich zur guten Unterkunft, und ging mit stolz ruhigem Schritte über die Strasse dahin in die Theaterprobe. Auf der Stelle miethete ich die Wohnung, sagte für Sonntag *Don Juan* zu, bereute sehr mein Gepäck von Leipzig nicht mitgebracht zu haben, und beeilte mich schleunigst dahin zurückzukehren, um noch schleuniger wieder nach Lauchstädt zu kommen.

Das Loos war geworfen. Der Ernst des Lebens trat sogleich in bedeutungsvollen Erfahrungen mir entgegen. In Leipzig hatte ich von *Laube* einen bedenklichen Abschied zu nehmen; er war auf die Reclamation Preussens von Sachsen ausgewiesen worden, und ahnte welche Bedeutung diesem Vorgehen beizulegen sei. Die Zeit der unverhüllten Reaction gegen die liberalen Bewegungen der ersten dreissiger Jahre war

eingetreten: dass Laube bei keinerlei politischer Aktion betheiligt war, sondern lediglich einer immer mehr nur auf ästhetische Zwecke gerichteten litterarischen Thätigkeit sich hingegeben hatte, liess uns zunächst die polizeiliche Maassregel ganz unbegreiflich erscheinen. Die widerwärtige Zweideutigkeit, mit welcher ihm von den Leipziger Behörden auf alle Anfragen wegen des Grundes seiner Ausweisung geantwortet wurde, erfüllte ihn bald mit starkem Argwohn gegen das was man mit ihm vorhatte. Da Leipzig für das Feld seiner litterarischen Thätigkeit ihm ein unersetzlich kostbarer Boden war, kam es ihm viel darauf an, sich in dessen Nähe zu erhalten. Mein Freund *Apel* besass ein schönes Rittergut wenige Stunden von Leipzig auf preussischem Boden; wir fassten den Wunsch, Laube dort gastfreundlich geborgen zu sehen; mein Freund, in dessen Macht es lag, ohne der gesetzlichen Bestimmung irgend wie zu nahe zu treten, dem Verfolgten ein wichtiges Asyl zu geben, ging sofort willig auf unsren Wunsch ein, eröffnete uns aber des andren Tages, nachdem er mit seiner Familie über den Fall verkehrt hatte, dass er doch sich Unannehmlichkeiten auszusetzen glaube, wenn Laube von ihm aufgenommen würde. Dieser lächelte hierzu mit einem mir unvergesslichem Ausdrucke, von welchem ich im Laufe meines Lebens häufig bemerkte, dass er auch über meine eignen Züge glitt. Er nahm Abschied; und nach kurzer Zeit erfuhren wir, dass er auf Grund wieder aufgenommener Untersuchungen gegen ehemalige Theilnehmer der *Burschenschaft* gefänglich eingezogen, und in der Berliner Stadtvoigtei verwahrt worden war. Ich hatte hier zwei Erfahrungen gemacht, welche bleischwer sich in mich versenkten, packte meinen dürftigen Mantelsack, nahm Abschied von Mutter und Schwester, und trat, mit beiden Füssen, entschlossen in meine Musikdirektorlaufbahn ein. —

Um das Stübchen unter der Wohnung *Minna's* als meine neue Heimath ansehen zu dürfen, musste ich denn auch gute Miene gegen die theatralische Unternehmung des Direktor *Bethmann* machen. Wirklich kam es sofort zu einer Aufführung des *Don Juan*, denn diese Oper bot mir der auf Kunstgalanterie sich steifende Direktor, als sinnig gewähltes Debut für den aus guter Familie kommenden strebsamen jungen Künstler, an. Obwohl ich, ausser einiger meiner Instrumentalcompositionen, noch nicht, namentlich keine Oper, dirigirt hatte, ging Probe und Aufführung ziemlich gut von statten; nur einige Male mangelte es an Präcision im Recitativ der Donna Anna; doch zog mir das keinerlei Feindseligkeit zu, und als ich bei «*Lumpaci Vagabundus*», welchen ich vollständig einzustudiren hatte, mich rührig und unverdrossen anstellte, schien man

bald allgemein volles Vertrauen in die neue Acquisition zu gewinnen. Dass ich bei dieser unwürdigen Verwendung meiner musikalischen Fähigkeiten mich ohne Bitterkeit und sogar gut gelaunt anliess, verdankte sich weniger der um diese Zeit, wie ich es nannte, sich in den Flegeljahren befindenden Richtung meines Geschmackes, sondern hauptsächlich dem Umgange mit *Minna Planer*, welche in jener Zauberposse als »Fee Amorosa« verwendet war. Immer erschien sie mitten unter dieser Staubwolke von Frivolität und Gemeinheit wirklich wie eine Fee, von der man nicht wusste wie sie in diesen Wirbel, der sie in Wahrheit nie mit hinriss, ja kaum berührte, hineingerathen war. Während ich namentlich in den Sängerinnen der Oper nichts als jene wohlbekannten komödiantischen Caricaturen und Grimacen zu ersehen hatte, schied die schöne Schauspielerin durch ungezierte Solidität und elegante Sauberkeit, sowie durch Abwesenheit aller theatralischer Affectation und komödiantischer Gespreiztheit, sich vollständig von ihrer Umgebung aus. Ein einziger junger Mensch konnte von mir wegen ähnlicher Eigenschaften, als ich sie an Minna wahrnahm, dieser an die Seite gestellt werden; dies war *Friedrich Schmitt*, der so eben erst die theatralische Carrière ergriffen hatte, um in der Oper, zu welcher er durch eine vorzüglich schöne Tenorstimme sich berufen fühlte, sein Glück zu machen. Auch er unterschied sich von dem übrigen Personale namentlich durch den Ernst, den er auf seine Studien und seine Leistungen verwendete; der seelenvolle männliche Ton seiner Brusttstimme, seine edle reine Aussprache und verständige Phrasirung sind mir stets als mustergültig in der Erinnerung geblieben. Dass er vollständig ohne theatralisches Talent war, sich ungeschickt und befangen auf der Bühne benahm, legte seiner Entwicklung bald Fesseln an; mir aber blieb er, als ein geschеidter, origineller Mensch und zuverlässiger ehrenwerther Charakter, als einziger Umgang werth.

Zur leidenschaftlichen Gewohnheit ward mir aber schnell der Umgang mit meiner liebenswürdigen Hausgenossin, welche dem naiv ungestümen Entgegenkommen des einundzwanzigjährigen Musikdirektors mit einer gewissen wohlwollenden Verwunderung erwiederte, die, fern von aller Coquetterie und Absichtlichkeit, mir bald einen traulich freundlichen Verkehr mit ihr ermöglichte. Als ich eines Abends spät in mein Parterre-Zimmer, weil ich den Hausschlüssel nicht mit mir führte, durch das Fenster zurückkehrte, zog das Geräusch dieses Einbruches *Minna* an ihr über dem meinigen gelegenes Fenster; ich bat sie, immer auf meinem Fenstersims stehend, mir zu erlauben ihr noch gute Nacht zu sagen; sie hatte nicht das mindeste dagegen, nur müsse dies vom Fenster aus ge-

schehen, da sie ihr Zimmer stets von ihren Wirthsleuten schliessen liess, und dort Niemand herein könnte: freundlich erleichterte sie mir den Händedruck durch weites Herabbeugen ihres Oberkörpers, so dass ich die Hand, auf meinem Fenster stehend, erfassen konnte. Als ich darauf von der Gesichtsrose, an welcher ich häufig litt, ergriffen wurde, und mit geschwollenem, widerlich entstelltem Gesicht mich in meiner traurigen Kammer vor aller Welt barg, besuchte mich *Minna* wiederholt, pflegte mich, und meinte, dass das entstellte Gesicht gar nichts ausmache. Wieder genesen besuchte ich nun sie, und beklagte mich über einen an meinem Munde zurückgebliebenen Ausschlag, den ich für so unangenehm hielt, dass ich sie um Entschuldigung bäte mich ihr damit zu zeigen; sie wollte auch dies noch erträglich finden: da meinte ich, sie würde mir doch keinen Kuss geben; wogegen sie mir sofort durch die That bewies, dass sie auch davor sich nicht scheue. Dies alles geschah ihrerseits mit einer freundlichen Ruhe und Gelassenheit, die fast etwas mütterliches an sich hatte, und keineswegs auf Leichtfertigkeit oder Gefühllosigkeit deutete.

Nach wenigen Wochen hatte die Gesellschaft Lauchstädt zu verlassen, um sich für den Rest des Sommers zu Gastvorstellungen nach *Rudolstadt* zu wenden. Es lag mir sehr daran diese damals noch umständliche Reise in der Gesellschaft Minna's zu machen; wäre es mir gelungen vom Direktor Bethmann meinen wohlverdienten Musikdirektorengehalt richtig ausgezahlt zu erhalten, so hätte der Erfüllung meines Wunsches nichts entgegengestanden: ich traf aber hierin auf ausserordentliche Schwierigkeiten, die sich im Laufe verhängnissvoller Jahre in chronischer Weise zu den sonderbarsten Leiden steigerten. Schon in Lauchstädt erfuhr ich, dass es nur einen Menschen gäbe, welcher richtig seinen Gehalt bezöge: dies war der Bassist *Kneisel*, welchen ich mit der Pfeife am Canapé der hüftenlahmen Direktrice zuerst kennen gelernt hatte. Mir wurde versichert, dass wenn ich viel darauf hielte dann und wann etwas von meiner Gage zu bekommen, ich dies nur durch Courmachen bei Madame Bethmann erreichen könnte. Für diesmal zog ich es vor, noch einmal meine Familie zu Hülfe zu rufen, und reiste deshalb über Leipzig, wo ich mich, zum betrübten Erstaunen meiner Mutter, mit den nöthigen Subsidien zu versehen hatte, allein nach Rudolstadt. Nach Leipzig selbst aber war ich über das Gut *Apels*, mit diesem, welcher in Lauchstädt dazu mich abgeholt hatte, gereist. Diese Abholung von Lauchstädt ist mir durch ein wüstes Gelage in Erinnerung geblieben, welches mein vermögender Freund mir zu Ehren im Gasthofe veranstaltet hatte. Bei dieser Gelegenheit nämlich war es mir und einem der Ge-

nossen gelungen, einen ungeheuren Kachelofen von massivster Bauart, wie er sich in unsrem Gasthofzimmer befand, vollständig zu demoliren. Wie das zu Stande gekommen, waren wir am andren Morgen sämmtlich unfähig zu begreifen.

Auf dieser Reise nach *Rudolstadt* kam ich auch zum ersten Male durch *Weimar*, wo ich an einem regnerischen Tage mich nach dem Haus Göthe's mit Neugier, aber ohne Ergriffenheit umsah; ich hatte mir etwas andres darunter vorgestellt, und erwartete mir von dem regen Theatertreiben in Rudolstadt, dem es mich hastig zudrängte, lebendigere Eindrücke. Trotzdem ich dort nun nicht selbst zu dirigiren hatte, da diese Funktion dem Dirigenten der fürstlichen Hofkapelle, welche zu unsren Leistungen hinzugezogen ward, übertragen sein musste, war meine Beschäftigung mit dem Einstudiren der vielen Opern und Singspiele, mit welchen das Vogelschiessfest-Publikum des Fürstenthums um diese Zeit traktirt werden musste, doch so stark, dass ich nie zu Ausflügen in die anmuthige Gegend dieses Ländchens gelangte. Auch fesselten mich, ausser diesen strengen und übel gelohnten Mühen, während der in Rudolstadt verbrachten sechs Wochen, zwei Leidenschaften, zu welchen einerseits die Lust an der Ausführung des Gedichtes des «*Liebesverbotes*», andrerseits meine Neigung zu *Minna* anschwollen. Zwar entwarf ich auch um diese Zeit eine musikalische Composition, nämlich einer Symphonie in *E dur*, deren erster Satz (²/₄ Takt) als Composition auch vollendet wurde; für Styl und Anlage war diese Arbeit durch die siebente und achte Symphonie Beethovens veranlasst, und, soviel ich mich erinnere, glaube ich mich der Tüchtigkeit dieser Arbeit nicht geschämt haben zu dürfen, wenn ich sie vollendet, oder selbst nur das Fertige mir erhalten hätte. Schon um diese Zeit bildete sich aber bei mir die Ansicht von der Unmöglichkeit aus, auf dem Gebiete der Symphonie nach dem Vorgange Beethoven's noch Neues und Beachtenswerthes zu leisten; wogegen die Oper, für die ich mich tief innerlichst immer mehr ohne eigentliches Vorbild fühlte, mir in verschiedenartigster Gestalt als anreizende Kunstform sich zeigte. Unter mannichfacher leidenschaftlicher Erregung brachte ich in den wenigen mir übrig bleibenden Mussestunden den grössten Theil meines neuen Operngedichtes zu Stande, und verfuhr in Bezug auf Sprache und Vers bereits mit weit grösserer Sorgsamkeit, als bei der Anfertigung des Textes zu den «Feen», wie ich denn auch bei der Gestaltung und theilweisen Erfindung der Situationen mit unvergleichlich grösserem Bewusstsein verfuhr, als es bei jener früheren Arbeit der Fall gewesen war.

Anderseits erfuhr ich nun auch bereits die ersten Sorgen und Be-

eingetreten: dass Laube bei keinerlei politischer Aktion betheiligt war, sondern lediglich einer immer mehr nur auf ästhetische Zwecke gerichteten litterarischen Thätigkeit sich hingegeben hatte, liess uns zunächst die polizeiliche Maassregel ganz unbegreiflich erscheinen. Die widerwärtige Zweideutigkeit, mit welcher ihm von den Leipziger Behörden auf alle Anfragen wegen des Grundes seiner Ausweisung geantwortet wurde, erfüllte ihn bald mit starkem Argwohn gegen das was man mit ihm vorhatte. Da Leipzig für das Feld seiner litterarischen Thätigkeit ihm ein unersetzlich kostbarer Boden war, kam es ihm viel darauf an, sich in dessen Nähe zu erhalten. Mein Freund *Apel* besass ein schönes Rittergut wenige Stunden von Leipzig auf preussischem Boden; wir fassten den Wunsch, Laube dort gastfreundlich geborgen zu sehen; mein Freund, in dessen Macht es lag, ohne der gesetzlichen Bestimmung irgend wie zu nahe zu treten, dem Verfolgten ein wichtiges Asyl zu geben, ging sofort willig auf unsren Wunsch ein, eröffnete uns aber des andren Tages, nachdem er mit seiner Familie über den Fall verkehrt hatte, dass er doch sich Unannehmlichkeiten auszusetzen glaube, wenn Laube von ihm aufgenommen würde. Dieser lächelte hierzu mit einem mir unvergesslichem Ausdrucke, von welchem ich im Laufe meines Lebens häufig bemerkte, dass er auch über meine eignen Züge glitt. Er nahm Abschied; und nach kurzer Zeit erfuhren wir, dass er auf Grund wieder aufgenommener Untersuchungen gegen ehemalige Theilnehmer der *Burschenschaft* gefänglich eingezogen, und in der Berliner Stadtvoigtei verwahrt worden war. Ich hatte hier zwei Erfahrungen gemacht, welche bleischwer sich in mich versenkten, packte meinen dürftigen Mantelsack, nahm Abschied von Mutter und Schwester, und trat, mit beiden Füssen, entschlossen in meine Musikdirektorlaufbahn ein. —

Um das Stübchen unter der Wohnung *Minna*'s als meine neue Heimath ansehen zu dürfen, musste ich denn auch gute Miene gegen die theatralische Unternehmung des Direktor *Bethmann* machen. Wirklich kam es sofort zu einer Aufführung des *Don Juan*, denn diese Oper bot mir der auf Kunstgalanterie sich steifende Direktor, als sinnig gewähltes Debut für den aus guter Familie kommenden strebsamen jungen Künstler, an. Obwohl ich, ausser einiger meiner Instrumentalcompositionen, noch nicht, namentlich keine Oper, dirigirt hatte, ging Probe und Aufführung ziemlich gut von statten; nur einige Male mangelte es an Präcision im Recitativ der Donna Anna; doch zog mir das keinerlei Feindseligkeit zu, und als ich bei «*Lumpaci Vagabundus*», welchen ich vollständig einzustudiren hatte, mich rührig und unverdrossen anstellte, schien man

bald allgemein volles Vertrauen in die neue Acquisition zu gewinnen. Dass ich bei dieser unwürdigen Verwendung meiner musikalischen Fähigkeiten mich ohne Bitterkeit und sogar gut gelaunt anliess, verdankte sich weniger der um diese Zeit, wie ich es nannte, sich in den Flegeljahren befindenden Richtung meines Geschmackes, sondern hauptsächlich dem Umgange mit *Minna Planer*, welche in jener Zauberposse als «Fee Amorosa» verwendet war. Immer erschien sie mitten unter dieser Staubwolke von Frivolität und Gemeinheit wirklich wie eine Fee, von der man nicht wusste wie sie in diesen Wirbel, der sie in Wahrheit nie mit hinriss, ja kaum berührte, hineingerathen war. Während ich namentlich in den Sängerinnen der Oper nichts als jene wohlbekannten komödiantischen Caricaturen und Grimacen zu ersehen hatte, schied die schöne Schauspielerin durch ungezierte Solidität und elegante Sauberkeit, sowie durch Abwesenheit aller theatralischer Affectation und komödiantischer Gespreiztheit, sich vollständig von ihrer Umgebung aus. Ein einziger junger Mensch konnte von mir wegen ähnlicher Eigenschaften, als ich sie an Minna wahrnahm, dieser an die Seite gestellt werden; dies war *Friedrich Schmitt*, der so eben erst die theatralische Carrière ergriffen hatte, um in der Oper, zu welcher er durch eine vorzüglich schöne Tenorstimme sich berufen fühlte, sein Glück zu machen. Auch er unterschied sich von dem übrigen Personale namentlich durch den Ernst, den er auf seine Studien und seine Leistungen verwendete; der seelenvolle männliche Ton seiner Bruststimme, seine edle reine Aussprache und verständige Phrasirung sind mir stets als mustergültig in der Erinnerung geblieben. Dass er vollständig ohne theatralisches Talent war, sich ungeschickt und befangen auf der Bühne benahm, legte seiner Entwicklung bald Fesseln an; mir aber blieb er, als ein gescheidter, origineller Mensch und zuverlässiger ehrenwerther Charakter, als einziger Umgang werth.

Zur leidenschaftlichen Gewohnheit ward mir aber schnell der Umgang mit meiner liebenswürdigen Hausgenossin, welche dem naiv ungestümen Entgegenkommen des einundzwanzigjährigen Musikdirektors mit einer gewissen wohlwollenden Verwunderung erwiederte, die, fern von aller Coquetterie und Absichtlichkeit, mir bald einen traulich freundlichen Verkehr mit ihr ermöglichte. Als ich eines Abends spät in mein Parterre-Zimmer, weil ich den Hausschlüssel nicht mit mir führte, durch das Fenster zurückkehrte, zog das Geräusch dieses Einbruches *Minna* an ihr über dem meinigen gelegenes Fenster; ich bat sie, immer auf meinem Fenstersims stehend, mir zu erlauben ihr noch gute Nacht zu sagen; sie hatte nicht das mindeste dagegen, nur müsse dies vom Fenster aus ge-

kümmernisse der verliebten Eifersucht. In *Minna*'s bisher so unbefangenem, wohlwollendem Benehmen gegen mich ging eine mir unerklärliche Veränderung vor; es schien, dass meine naïven Bewerbungen um ihre Gunst, mit denen es in keiner Weise auf ein Verhältniss abgesehen war, sondern in welchen der erfahrene Beobachter nur den Uebermuth des leicht befriedigten Jünglingsbehagens erkannt haben würde, der sehr beachteten Schauspielerin Bemerkungen und Beurtheilungen zugezogen hatten. Ich war erstaunt, aus ihrem Verhalten und endlich ihren Erklärungen entnehmen zu müssen, dass sie sich veranlasst fühlte, dem Ernste meiner Bewerbungen nachzufragen, so wie die Folgen derselben in Anschlag zu bringen. *Minna* stand, wie ich schon zuvor erfahren, in einem wirklich vertrauten Verhältnisse zu einem jungen Adeligen, den ich schon in Lauchstädt, wo er Minna besuchte, kennen gelernt, und an welchem ich eine unverhohlen aufrichtige, herzliche Neigung zu Minna wahrgenommen hatte. Im Kreise ihrer Freundinnen galt sie als mit Herrn von O. versprochen, wie wohl es allseitig bald klar sich herausstellen musste, dass an eine Verbindung der Beiden nicht zu denken war, da der Liebende gänzlich ohne Vermögen, dennoch von so bedeutender Familie war, dass er sowohl seiner gesellschaftlichen Stellung, wie seiner zu erwählenden Laufbahn, das Opfer einer Vernunftheirath zu bringen sich genöthigt sah. Hierüber schienen eben während dieser Rudolstädter Zeit bestimmte Erklärungen an Minna gelangt zu sein, welche sie ernst, ja traurig, und gegen meine ungestümen Annäherungsversuche zu kühler Zurückhaltung geneigt stimmten. Jedenfalls erkannte ich bei näherer Besinnung, dass *Jung-Europa*, *Ardinghello*, und *Liebesverbot* sich hier nicht spielen liessen; sondern dass zwischen *Fee Amorosa* in heitrer Theaterlaune, und *ehrlicher Bürger Kind*, welches ein anständiges Unterkommen sucht, ein sehr bestimmter Unterschied bestand: sehr verdriesslich und entmuthigt, verschärfte ich die ausgelassenen Situationen meines «*Liebesverbotes*», und schwärmte des Abends mit einigen flachen Genossen im Bratwurstduft der Rudolstädter Vogelwiese umher, wo mich der Aerger sogar wieder in einige Berührung mit dem Laster des Spieles setzte, welches diesmal allerdings nur in der sehr unschuldigen Gestalt der auf offenem Markt ausgestellten Würfel- und Roulette-Tische mich in flüchtige Fesseln schlug.

Die Zeit, wo es von Rudolstadt fort, endlich nach dem Hauptorte *Magdeburg*, zur Abhaltung der halbjährigen Wintersaison, gehen sollte, war mir sehr willkommen, vorzüglich weil ich dort auch wieder an die Spitze des Orchesters selbst treten konnte, und überhaupt ein würdigeres

Gedeihen meiner musikalischen Thätigkeit mir versprechen durfte. Vor meinem Einzug in Magdeburg hatte ich jedoch noch eine mühselige Zwischenzeit in *Bernburg* zu überstehen, für welches Direktor Bethmann, neben seinen übrigen Unternehmungen, ebenfalls Theatervorstellungen zugesagt hatte. Mit einem Bruchtheile der Gesellschaft musste ich dort im Vorbeigehen für das Herausbringen mehrerer Opern, welche wiederum der dortige fürstliche Kapellmeister dirigirte, sorgen, und dazu ein kümmerliches, schlecht versorgtes, ärgerlich komödiantisches Leben führen, was mir fast — wenn nicht für immer, doch für diesmal — das fatale Theatermusikdirektorenmetier gründlich verleidet hätte. Doch ging es vorüber, und *Magdeburg* sollte mich nun zur eigentlichen Glorie meines erwählten Berufs führen.

Es war nicht ohne Reiz für mich, an demselben Dirigentenpult, an welchem vor noch nicht langen Jahren Meister *Kühnlein* dem confusen jugendlichen Enthusiasten durch gewiegte Musikdirektoren-Weisheit imponirte, mich nun selbst bald als Meister zu fühlen: denn es glückte mir in der That sehr bald, mir eine vollkommene Sicherheit in der Orchesterdirektion anzueignen. Von den tüchtigen Musikern des Orchesters war ich in kurzem gern gesehen, und ihr gutes Zusammenspiel trug uns gemeinschaftlich bei feurigen Ouverturen, welche ich namentlich gegen das Ende gewöhnlich in unerhört schnellem Tempo spielen liess, oft den berauschenden Applaus des Publikums ein. Die Leistungen meines feurigen, oft übermüthigen Eifers wurden, wie sie mir auch die Zuneigung des Sängerpersonals gewannen, vom Publikum mit freudiger Anerkennung beachtet; da in Magdeburg, wenigstens zu jener Zeit, von dem Theaterrezensentenwesen noch wenig sich ausgebildet hatte, sprach sich diese allgemeine Zufriedenheit mit mir auf angenehm ermuthigende Weise aus, und am Ende des ersten Vierteljahres meiner Magdeburger Musikdirektion fühlte ich mich von dem schmeichelhaft behaglichen Bewusstsein, der eigentliche Matador der Oper zu sein, getragen. In der Voraussetzung eines besondern Erfolges unter solchen Umständen, verfasste der seitdem mir herzlich geneigt gewordene Regisseur *Schmale* ein Festspiel für den Neujahrstag, zu welchem ich die nöthige Musik anfertigen sollte. Dies geschah in grösster Geschwindigkeit; eine rauschende Ouverture, mehrere Melodramen und Chöre gelangen in grösster Eile *ganz nach* Wunsch, und trugen uns, was bei solchen Gelegenheitsstücken ohne eigentliche festliche Veranlassung ausser aller Gewohnheit war, so reichlichen Beifall ein, dass wir diesen Neujahrgruss mit gutem Glück wiederholen durften.

um von ihr Auskunft über *Laube*'s Schicksal zu erhalten, häufig und endlich sogar gewohnheitsmässig bei ihr ein. Da sie mit *Minna* sich befreundete, brachten wir Drei oft trauliche Abende in gemeinsamem Verkehr zu; einigermassen getrübt wurde diese Traulichkeit jedoch, als sich bei der älteren Freundin einige Eifersucht auf die jüngere einzustellen schien, und namentlich verdross es mich, von jener das Talent und die geistige Begabung *Minna*'s kritisirt zu sehen. Eines Abends hatte ich versprochen bei *Minna* in Gesellschaft der älteren Freundin den Thee zu nehmen. Unvorsichtiger Weise hatte ich mich zuvor bei einer Partie Whist engagirt, welche, trotzdem sie mich sehr langweilte, von mir dennoch in der Absicht verlängert wurde, erst spät *Minna* zu besuchen, um die mir unbequem gewordene Genossin bis dahin entfernt zu wissen. Dies gelang mir nur durch Hülfe geistiger Getränke, und so erlebte ich das Sonderbare, von einer nüchternen Whistpartie in vollkommen berauschtem Zustand aufzustehen, in welchen ich so ganz unmerklich gerathen war, dass ich durchaus nicht an ihn glauben wollte. Diese Ungläubigkeit verführte mich, meinen späten Theebesuch noch abzustatten: zu meinem ungeheuren Aerger traf ich die ältere Freundin noch an, was sofort meinen Rausch zum heftigsten Ausbruch brachte; denn als die Dame ihre Verwunderung über mein sonderbar heftiges und abstossendes Benehmen gegen sie in scherzhaft gemeinten Ausrüfen kund that, verspottete ich sie auf so grobe Weise, dass sie entrüstet sofort das Haus verliess. Ich behielt hierauf nur noch soviel Besinnung, das herzlich verwunderte Lachen *Minna*'s über mein unerhörtes Benehmen wahr zu nehmen. In gut gelaunter Ruhe vermochte sie sich dann selbst schnell zu einem immerhin schwierigen Entschlusse zu fassen, da mein Zustand bald so bedenklich ward, dass, ohne grosses Aufsehen zu erregen, an mein Fortgehen oder nach Hausschaffen nicht zu denken war. Ihr Bedauern mit mir kam dazu; sie verschaffte mir die nöthigen Erleichterungen, und da ich bald in tiefen Schlaf versank, räumte sie mir ohne Zagen ihr Bett ein, wo ich denn dem wunderlichen Tagesgrauen entgegenschlief, welches, da ich erkannte, wo es mich weckte, mir ein an diesen Morgen sich knüpfendes langes, unendlich verhängnissvolles Lebensverhältniss mit unabweisbar wachsender Klarheit beleuchtete. — Die geahnte Sorge war in mein Leben getreten. — Ohne leichtfertigen Scherz, ohne Uebermuth und irgend welche lustige Laune zu zeigen, frühstückten wir ehrbar und sittsam miteinander, um zu der Zeit des Vormittags, wo dies unter so bedenklichen Umständen ohne Aufsehen möglich wurde, mit *Minna* einen langen Spaziergang vor die Thore der Stadt zu machen. Dann

trennten wir uns, um fortan als offenes Liebespaar frei und ohne Scheu unseren zärtlichen Interessen nachzugehen. —

Die sonderbare Richtung, in welche allmählich mein musikalisches Treiben gerathen war, erhielt neue Bekräftigung durch die Erfolge, wie durch die Misserfolge, welche um diese Zeit meinen Bestrebungen zu Theil wurden. In einem Conzert der Logengesellschaft führte ich in sehr empfehlender Weise die *Ouverture* zu meinen «*Feen*» auf, und erhielt dafür grossen Beifall: zu gleicher Zeit erhielt ich aber die Bestätigung des üblen Verfahrens der Leipziger Theaterdirektion in Betreff der versprochenen Aufführung dieser Oper selbst. Bereits setzte mich der Beginn der Composition des *Liebesverbotes* in eine Stimmung, in welcher ich bald alle Theilnahme für jene ältere Arbeit verlor, so dass ich mit stolzem Gleichmuth von jeder Bemühung, dieselbe in Leipzig noch zur Aufführung zu bringen, abstand, und mit dem so eben erhaltenen Erfolge der Ouverture allein mich genügend für meine erste Oper belohnt hielt. Dagegen fand ich bei aller Zerstreuung in der kurzen Zeit dieses ersten Magdeburger Theater-Halbjahres *Zeit*, um, neben andren Arbeiten, bereits vieles von der neuen Oper fertig zu machen. In einem Concert, welches wir im Theater gaben, brachte ich bereits zwei Duette daraus zur Aufführung, deren Ausfall mich genügend antrieb, mit bester Laune an meinem Werke fortzuarbeiten. — In der zweiten Hälfte der Saison besuchte mich auch Freund *Apel*, um im Glanze meiner neuen Musikdirektorenwonne sich zu sonnen. Er hatte ein Drama, *Columbus*, geschrieben, welches ich der Direktion zur Aufführung empfahl. Nichts war leichter als diese Gunst zu erreichen, da *Apel* sich erbot eine neue Decoration, die *Alhambra* vorstellend, auf seine Kosten malen zu lassen, und ausserdem dem in seinem Stück beschäftigten Personal, welches sämmtlich unter der andauernden Bevorzugung des Bassisten *Kneisel* seitens der Directrice in seinen Gagenbezügen empfindlich beeinträchtigt blieb, manche gelegentliche Erleichterung und Verannehmlichung seiner gedrückten Lage in Aussicht stellte. Das Stück selbst schien mir sehr viel Gutes zu enthalten; es stellte das Ringen und die Kämpfe des grossen Seefahrers, bis zu seiner Abfahrt auf seine erste Entdeckungsreise, dar. Mit dem verheissungsvollen, und, dem Erfolge nach, aller Welt bekannten, Ausbuchten seiner Schiffe aus dem Hafen von Palos schloss das Drama, welches sich, selbst auch nach dem Urtheil meines Onkels *Adolph*, dem es *Apel* auf meinen Wunsch vorgelegt hatte, durch die lebhaften und charakteristischen Volksscenen besonders auszeichnete, während ein eingeschobener Liebesroman sich unbehülflich und matt ausnahm. Ausser

einem kleinen Chor der aus Granada verwiesenen Mauren auf ihrem Auszuge aus der gewohnten Heimath, und einem kurzen Orchesterstück am Schluss, componirte ich in übermüthigster Schnelligkeit auch eine *Ouverture* zu dem Stücke meines Freundes. Den vollständigen Entwurf dazu schrieb ich eines Abends bei *Minna* nieder, während ich *Apel* gestattete, mit meiner Geliebten nach Herzenslust sich laut zu unterhalten. Die Wirkung dieses leider ungemein flüchtig ausgeführten Tonstückes war auf einen einfachen, aber in seiner Wendung überraschenden Grundgedanken berechnet: das Orchester schilderte, in nicht gerade mühsam gewählten Figurationen, das Meer, und je nach Belieben auch das Schiff darauf: ein gewaltsames, sehnsüchtig verlangendes und strebendes Motiv war das einzige Erfassbare in dem Gewoge der Umgebung. Dieses Ensemble ward nun wiederholt und jäh abspringend durch ein fremdartiges, im grössten *pianissimo* unter dem dämmernden Schwirren der hohen Violinen, gleichsam als Fata Morgana sich darstellendes, Motiv unterbrochen. Ich hatte drei Paar Trompeten in verschiedenen Stimmungen dazu bestellt, dieses prächtig und verlockend dämmernde Motiv in zartester Färbung und in den verschiedenartigsten Modulationen vorzutragen: dies war das geahnte Land, nach welchem des Helden Blick ausspäht, das er wiederholt schon wirklich zu erkennen wähnt, das immer wieder im Ocean verschwindet, endlich aber, nach äusserster Anstrengung des Suchenden und Strebenden, in Wahrheit und dem Auge alles Seevolkes deutlich erkenntlich, als ungeheures Land der Zukunft am Morgenhimmel aufsteigt. Meine sechs Trompeten vereinigten sich jetzt in der Haupttonart, um das ihnen bestimmte Motiv nun in prachtvollstem Jubel ertönen zu lassen. Mit der Vorzüglichkeit der preussischen Regimentstrompeter vertraut, hatte ich sehr richtig auf einen hinreissenden Effekt, namentlich meines Schlusssatzes gerechnet: die Ouverture setzte Alles in Erstaunen, und trug stürmischen Beifall davon. Das Stück selbst wurde ohne Würde gespielt, und namentlich verdarb ein eitler Comödiant, *Ludwig Meyer*, welcher zugleich die Regie führte, und dadurch sich verhindert erklärte seine Rolle gehörig auswendig lernen zu können, auf *Apel*'s Kosten seine Garderobe jedoch durch eine Unzahl prachtvoller Costüme bereichert hatte, welche er als Columbus nach und nach sich überzog, die Hauptrolle gänzlich. Immerhin hatte *Apel* eine wirkliche Aufführung eines Stückes von sich erlebt, das zwar keine Wiederholung erfuhr, mir jedoch Gelegenheit verschaffte, durch die verlangte Wiederaufführung meiner Ouverture in Concerten meine Popularität beim Magdeburger Publikum zu vermehren.

Das Hauptereigniss dieser Theatersaison trug sich jedoch gegen deren Ende zu. Ich hatte Frau *Schröder-Devrient*, welche sich in Leipzig aufhielt, vermocht zu einigen Gastrollen auch zu uns herüberzukommen. Ich selbst hatte nun die grosse Genugthuung, und genoss die begeisternde Erregung, zweimal die Opern, in welchen sie sang, zu dirigiren, und so mit ihr im unmittelbaren künstlerischen Zusammenwirken mich zu befinden. Sie trat als «Desdemona» und «Romeo» auf: namentlich im letztern exaltirte sie auch hier wiederum Alles, und erfüllte mich von Neuem mit Feuer und Gluth. Diesmal trat ich denn auch in näheren persönlichen Verkehr mit ihr, wobei sie sich so freundlich und theilnehmend für mich erwies, dass sie mir aus freien Stücken ihre Mitwirkung bei einem Concerte, welches ich zu meinem Vortheil zu geben beabsichtigte, und zu welchem sie eigens nach einer kurzen Verreisung wiederzukehren hatte, anbot. Der Ausfall dieses Concerts, von welchem ich mir unter solchen Umständen das Günstigste erwarten durfte, hatte für meine Verhältnisse eine ganz besonders wichtige Bedeutung angenommen. Die an und für sich geringe Gage, welche ich von der Magdeburger Direktion zu erhalten gehabt hätte, war dadurch, dass das, was ich von ihr erhielt, mir in höchst unregelmässigen kleinen Raten zukam, völlig illusorisch geworden, so dass ich meine Lebensbedürfnisse, und namentlich meine Ausgaben für häufiges Traktiren meiner wunderlichen Sänger- und Musiker-Clientele, nur auf eine Weise hatte bestreiten können, die schliesslich sich mir als eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schulden verdeutlichte. Zwar wusste ich nicht klar wie hoch sich diese beliefen, glaubte mir aber einen vortheilhaft unbestimmten Begriff von der Höhe meiner Concerteinnahme ebenfalls machen zu dürfen, wodurch beide Undeutlichkeiten sich aufheben sollten, und vertröstete daher meine sämmtlichen Gläubiger auf diese fabelhafte Einnahme, von welcher sie am Tage nach dem Concert bezahlt werden sollten, indem ich sie sämmtlich für den Morgen dieses glücklichen Tages in den Gasthof, welchen ich jetzt am Schluss der Saison bezogen hatte, bestellte. Gewiss lag nichts Unnatürliches darin, dass ich bei der Mitwirkung der so enthusiastisch gefeierten grossen Künstlerin, welche eigens zu diesem Zwecke nochmals nach Magdeburg zurückkehrte, auf die erdenklich höchste Einnahme rechnete, und deshalb in Bezug auf musikalischen Luxus, durch das Engagement eines vorzüglich grossen Orchesters und Bestellung zahlreicher Proben, mich rücksichtslos gegen die hierdurch verursachten Kosten benahm. Unglücklicherweise wollte aber Niemand daran glauben, dass die berühmte Frau, welche ihre Zeit als ein kostbares Capital ansehen

durfte, dem kleinen Magdeburger Musikdirektor zu lieb von weit her wirklich noch einmal zurückkehren würde. Fast allgemein hielt man daher die pomphafte Ankündigung ihrer Wiederkunft für ein betrügerisches Manœuvre, und war in dieser Annahme namentlich über die hohen Preise des Concertentrées entrüstet. Als Folge hiervon zeigte sich, dass der Saal nur dürftig besetzt war, was mir zunächst meiner freundlichen Gönnerin wegen, welche, wie ich nicht gezweifelt hatte, pünktlich zu meiner Unterstützung erschien, und die nun das ihr höchst Ungewohnte erleben sollte, vor einem sehr spärlichen Publikum zu erscheinen, grosse Pein verursachte. Glücklicherweise blieb sie wenigstens guter Laune, (was, wie ich später erfuhr, jedoch noch andre, mich durchaus nicht persönlich betreffende Gründe hatte), und sang unter andrem Beethovens *Adelaide*, welche ich ihr zu meinem eignen Erstaunen auf dem Klavier begleitete, hinreissend schön. Ein andres unerwartetes Missgeschick traf mein Concert durch die Wahl der Orchesterstücke, welche in dem kleinen, übermässig resonnirenden Saal des Gasthofs *zur Stadt London*, von unerträglich lärmender Wirkung waren. Meine Columbus-Ouverture mit ihren sechs Trompeten hatte bereits alle Zuhörer mit Entsetzen erfüllt; nun kam aber zum Schlusse die *Schlacht bei Vittoria* von Beethoven, welche ich, in enthusiastischer Erwartung der reichlichen Entschädigung durch unerhörte Einnahmen, mit allem nur erdenklichen Orchesterluxus ausgestattet hatte. Geschütz- und Gewehrfeuer waren durch besonders construirte kostbare Maschinen, sowohl auf der französischen wie auf der englischen Seite, mit grösster Vollständigkeit organisirt, Trommeln und Signalhörner verdoppelt und verdreifacht; und nun begann eine Schlacht, wie sie grausamer wohl selten in einem Concert geschlagen wurde, da das Orchester mit so entschiedener Uebermacht auf das geringe Auditorium sich stürzte, dass dieses jeden Widerstand endlich vollständig aufgab und buchstäblich die Flucht ergriff. Frau Schröder-Devrient, welche freundlich verblieben war, um in einer der ersten Reihen der Aufführung vollends mit bei zu wohnen, vermochte, so viel sie auch schon Schrecken dieser Art ertragen haben mochte, selbst aus Freundschaft für mich nicht Widerstand zu halten; und als auch sie endlich, bei einem neuen verzweifelten Angriff der Engländer auf die französischen Positionen fast händeringend die Flucht ergriff, ward dies zum Zeichen eines wahrhaft panischen Schreckens. Alles stürzte davon, und die Feier des Sieges Wellington's ward schliesslich zu einem traulichen Erguss zwischen mir und dem Orchester allein. — So endete dieses denkwürdige Musikfest. Die *Schröder-Devrient* reiste alsbald weiter, und überliess

mich, den Misserfolg ihres guten Willens bedauernd, freundlich meinem Schicksal. Nachdem ich bei der bekümmerten Geliebten Trost gesucht, und für die Schlacht des folgenden Tages, die vermuthlich ohne Siegessymphonie enden sollte, mich zu rüsten versucht hatte, kehrte ich nun andern Morgens nach meinem Gasthofzimmer zurück, zu welchem ich jedoch nur durch eine lange Doppel-Reihe von Herren und Damen gelangen konnte, welche ihrer besondren Anliegen wegen zuvor für diese Morgenstunde dahin beschieden worden waren. Ich behielt mir das Recht vor, die einzelnen meiner Besucher mir auszuwählen, mit welchen ich der Reihe nach verkehren wollte; und so führte ich zunächst den zweiten Trompeter des Orchesters, welcher Kasse und Musik besorgt hatte, in mein Gemach. Aus seinen Berechnungen ging hervor, dass bei den hohen Honoraren, welche ich in grossmüthigem Enthusiasmus dem Orchester zugesichert hatte, noch einige Thaler und Silbergroschen aus meiner Tasche auf die Kosten bezahlt werden sollten. Diess ward abgemacht, und der Stand der Dinge war klar. Nun lud ich M^me^ *Gottschalk*, eine vertrauungsvolle Jüdin, vor allem ein, sich mit mir über die vorliegenden dringenden Angelegenheiten in's Vernehmen zu setzen. Sie sah ein, dass hier auf eine ausserordentliche Hülfe gerechnet werden müsste, an der es mir ja wohl bei meinen vermögenden Bekanntschaften in Leipzig nicht fehlen könnte, und übernahm es somit verständigerweise, den übrigen Gläubigern, gegen welche sie ihres unschicklichen Erscheinens wegen sich sehr aufgebracht zeigte, beruhigende Versicherungen zu machen, durch welche es, wenn auch nicht ohne bedauerliche Beschwerden, endlich gelang, den Corridor vor meinem Zimmer wieder praktikabel zu machen.

Die Theatersaison war zu Ende, die Gesellschaft ihrer Auflösung nahe, und ich meiner Anstellung ledig; der Theaterdirektor war vom chronischen zum akuten Bankrott übergegangen; er bezahlte mit Papiergeld, nämlich mit ganzen Bogen von Logenbilleten zu Vorstellungen, von denen er versicherte dass sie statt finden würden. *Minna*, die aus diesen sonderbaren Schatzscheinen durch grosse Klugheit noch einigen Vortheil zu ziehen wusste, immer sparsam und vorsorglich lebte, ausserdem, da nur die Oper vollständig aufgelöst war, während das Schauspiel vorläufig auf Rechnung der Mitglieder sich aktiv erhielt, dem Theater noch angehörig blieb, entliess mich bei meiner nöthigen Heimkehr nach *Leipzig* mit dem herzlichen Wunsche, uns bald wieder zu vereinigen, und versprach mir einen bald anzutretenden Urlaub zu einem Besuch ihrer Aeltern in Dresden zu benutzen, bei welcher Gelegenheit sie in Leipzig mich zu besuchen gedachte.

So flüchtete ich denn Anfangs Mai mich wieder in die Heimath zu den Meinigen, um nach diesem ersten Versuche zur Erlangung meiner bürgerlichen Selbstständigkeit zunächst mich mit dem Auftreiben des Geldes zu beschäftigen, welches ich für diesen Versuch in Magdeburg schuldig geblieben war. Ein sehr intelligenter brauner Pudel begleitete mich von Magdeburg aus getreulich, und ward meiner Familie als einziger erworbener Besitz zu Unterkunft und Pflege empfohlen. Immerhin schöpften die Mutter und Rosalie aus dem Umstande, dass ich doch jedenfalls die Musikdirektion zu führen im Stande sei, gute Hoffnung für meine zukünftige Laufbahn. Mir liess jedoch der Gedanke, wieder in mein früheres Familienverhältniss zurückzukehren, keine Ruhe; namentlich spornte mein Verhältniss zu *Minna* mich an, sobald wie möglich in meine unterbrochene Laufbahn wieder einzutreten. Am deutlichsten drängte sich mir die grosse Veränderung, welche in diesem Bezug mit mir vorgegangen, auf, als *Minna* auf ihrer Durchreise sich einige Tage mir zu Liebe in Leipzig aufhielt, und durch ihre trauliche, liebenswürdige Erscheinung mich daran gemahnte, dass die Zeiten der patriarchalischen Familienabhängigkeit für mich erloschen wären. Ich berieth mich mit ihr über mein Wiederengagement bei dem Magdeburger Theater, versprach ihr meinen baldigen Besuch in Dresden, und veranstaltete ihr Bekanntwerden mit meiner Mutter und Schwester durch die von Diesen erbetene Erlaubniss, sie eines Abends zum Thé in das Haus bitten zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit ward es *Rosalie* ersichtlich, wie es mit mir stand; doch nahm sie davon keinen weiteren Anlass, als mich wegen meiner Verliebtheit zu necken. Die Sache schien somit nicht gefährlich; in mir sah es jedoch anders aus, da diese verliebte Neigung mit meinem Hang zur Unabhängigkeit, und mit meinem Wunsche, in der Kunstwelt mir eine Stellung zu machen, ganz von selbst zusammen fiel. —

Meine Abneigung gegen Leipzig selbst ward ausserdem durch die Wendung, welche in dem dortigen Musikwesen um diese Zeit eintrat, vermehrt. Während ich in Magdeburg mit leichtsinnigem Versinken in den frivolen Theatergeschmack meine Musikdirektorenlaufbahn begründete, hatte *Mendelssohn-Bartholdy* gleichzeitig durch sein persönliches Auftreten als Dirigent der Gewandthaus-Concerte eine für sich, und namentlich für den Leipziger Musikgeschmack, bedeutungsvolle Epoche eröffnet. Mit der Naivetät des Leipziger Publikums, mit welcher es bis dahin die Productionen seiner gemüthlichen Abonnement-Concerte beurtheilt hatte, war es nun zu Ende; und als ich in einem Benefiz-Conzert der beliebten jugendlichen Sängerin *Livia Gerhart*, durch meines damals

noch nicht gänzlich beseitigten guten alten *Pohlenz* Vermittlung, meine in Magdeburg so stark bejubelte Columbus-Ouverture zur Aufführung brachte, fand ich zu meinem Erstaunen, dass die Musikfreunde Leipzig's plötzlich eine Geschmacksrichtung gewonnen hatten, welcher ich selbst mit der so gewandten Combination meiner sechs Trompeten nicht beizukommen vermochte. Diese Erfahrung bestärkte mich in meinem Widerwillen gegen Alles was irgend wie klassischen Duft affektirte, und ich gerieth hierbei in eine wunderliche Uebereinstimmung mit dem braven *Pohlenz*, welcher in gutmüthigen Seufzern den Untergang der guten alten Zeit beklagte. — Die Abhaltung eines Musikfestes in *Dessau*, unter *Friedrich Schneider's* Leitung, bot mir einen willkommenen Anlass mich von Leipzig zu entfernen. Zu dieser Reise, welche man zu Fuss in sieben Stunden zurücklegte, hatte ich mir einen auf acht Tage lautenden Pass zu verschaffen: dieses Aktenstück war berufen, lange Jahre in meinem Leben eine wichtige Rolle zu spielen; denn es war und blieb das einzige Document, welches später wiederholt, und in den verschiedensten Ländern Europa's mich in polizeilichem Sinne zu beschützen berufen war, da ich, wegen Umgehung meiner Militärpflichtigkeit in Sachsen, von da an bis zu meiner Anstellung als Dresdener Kapellmeister, nie wieder in den Besitz eines regelmässigen Passes gelangen konnte. Der Kunstgenuss, zu welchem er mir diesmal das Geleite gab, war von so wenig wohlthätiger Bedeutung, dass er mich im Gegentheil in meinem Klassizitätshass bestärkte. Von einem Manne, dessen Physionomie, ähnlich der eines besoffenen Satyr's, mich mit unüberwindlichem Abscheu erfüllte, hörte ich die Beethoven'sche C-moll-Symphonie, trotz einer unabsehbaren Reihe von Contrabässen, mit welchen gewöhnlich auf Musikfesten cokettirt wird, so ausdruckslos und nichtssagend aufführen, dass ich den wiederholt wahrgenommenen unbegreiflichen Abstand zwischen dem in mir lebenden Phantasiebild von diesen Werken, und der stets einzig nur von mir gehörten lebendigen Aufführung derselben, als ein beängstigendes und abschreckendes Problem empfand, von dessen Lösung ich mich verdrossen abwand. Diese gequälte Stimmung durch Anhörung des Oratoriums *Absalon* des «Altmeisters» *Schneider* in das Burleske gezogen zu sehen, erheiterte und beruhigte mich für jetzt.

In Dessau, wo *Minna* ihr erstes Debut beim Theater begangen hatte, hörte ich über diese von leichtfertigen jungen Menschen in dem Tone reden, in welchem gemeinhin junge schöne Schauspielerinnen in solchen Kreisen besprochen werden. An meinem Eifer, derartiges Geschwätz zu widerlegen und die Verleumder zu beschämen, ward ich der leidenschaft-

lichen Theilnahme, welche mich der Geliebten nachzog, immer mehr inne. Ich kehrte, ohne meinen Verwandten mich zu zeigen, nach Leipzig zurück, wo ich mir die Mittel zu einer sofortigen Reise nach Dresden zu verschaffen wusste. Auf der Hälfte des Weges dorthin, welchen man damals noch im Eilwagen zurücklegte, begegnete ich bereits *Minna*, in der Begleitung einer ihrer Schwestern soeben auf der Rückreise nach Magdeburg begriffen. Ich verschaffte mir alsbald eine Postcarte zur Rückfahrt nach Leipzig, und trat diese auch wirklich mit der Geliebten an; es gelang mir jedoch bis zur Ankunft auf der nächsten Station, *Minna* zur Umkehr nach Dresden zu bewegen, welche nun, da der Postwagen längst voraus war, mit Extrapost angetreten werden musste. Dieser grosse Train schien die beiden Mädchen, wie in Verwunderung, so in gute Laune zu versetzen. Offenbar hatte ich durch mein verschwenderisches Auftreten sie zur Erwartung erfreulicher Abenteuer hingerissen, für deren Erfüllung ich nun zu sorgen hatte. Ich verschaffte mir bei einem Dresdener Bekannten die nöthigen Gelder, um im grössten Zuge meine Freundinnen in die *sächsische Schweiz* zu geleiten, wo wir einige wirklich heitre, vom unschuldigsten jugendlichen Uebermuth erfüllte Tage verbrachten, welche nur einmal durch das Hervorbrechen einer eifersüchtigen Stimmung meinerseits getrübt wurden, zu der in diesen Tagen selbst durchaus keine Veranlassung gegeben war, welche aber in meinem tiefsten Innern durch Eindrücke der Vergangenheit, so wie durch eine bange Ahnung der Zukunft, an den Erfahrungen, die ich bisher bei meinen Bekanntschaften mit der Frauenwelt gemacht hatte, sich nährte. Dennoch blieb dieser Ausflug, und namentlich eine beim schönsten Sommerwetter fast gänzlich durchwachte anmuthige Nacht im Bad zu *Schandau*, die liebste, fast einzige Erinnerung an heiter beglücktes Dasein aus meinem ganzen Jugendleben. Mein ganzes späteres, so langes, von schmerzlichsten und bittersten Erfahrungen sorgenvoll durchwobenes Verhältniss zu *Minna*, ist mir oft als die beharrlich andauernde Sühne für den harmlosen kurzen Genuss dieser Tage erschienen.

Nachdem ich *Minna* bis Leipzig, von wo sie nach Magdeburg weiter reiste, begleitet hatte, meldete ich mich wieder bei meiner Familie, welcher ich den Dresdner Ausflug verschwieg und folgte von nun an, wie einer seltsamen, tiefen Schuld bewusst, dem Drange, meine Lage so zu gestalten, dass sie mich bald möglichst wieder in die Nähe der Geliebten brächte. Dazu musste ein neues Engagement mit dem Direktor *Bethmann* für das nächste Winterhalbjahr eingeleitet werden. Während der hierzu nöthigen Unterhandlungen litt es mich bereits nicht in Leipzig,

sondern ich benutzte *Laube's* Anwesenheit im Bade *Kösen* bei *Naumburg* zu einem Besuche desselben. Kurz zuvor war *Laube* nämlich, nach beinahe einjähriger, höchst quälender Untersuchungshaft, aus der Berliner Stadtvoigtei entlassen worden; auf das Gelöbniss, bis zur Fällung des Urtheils sich nicht ausser Landes zu entfernen, war ihm der Besuch *Kösen's* gestattet, von wo aus er heimlich uns für einen Abend in Leipzig besucht hatte. Der Eindruck, den sein leidendes Aussehen, seine zwar männlich gefasste, aber hoffnungslos resignirte Stimmung in Betreff aller früheren Erwartungen für das Gedeihen neuer, besserer Weltzustände, bei der besondren Erregung, in welcher mich meine eigne kritische Lage erhielt, auf mich machte, ist mir als einer der traurigsten und unglückweissagendsten in Erinnerung geblieben. In *Kösen* theilte ich ihm mehreres von den Versen meines «*Liebesverbotes*» mit, für welche er, trotz aller Kälte gegen meine Anmaassung, mir auch meine Operntexte selbst schreiben zu wollen, doch nicht ohne ermunternde Anerkennung blieb. Unruhig erwartete ich jedoch nur Briefe aus Magdeburg; nicht weil ich daran gezweifelt hätte, dass dieses Wiederengagement zu Stande käme, da ich im Gegentheil Grund hatte mich für eine gute Acquisition des Direktor's *Bethmann* anzusehen, sondern weil Alles, was mich wieder in die Nähe *Minna's* bringen sollte, mir nicht schnell genug ging. Kaum waren die nöthigen Nachrichten eingetroffen, als ich schleunigst mich aufmachte, um an Ort und Stelle die zur Sicherung eines besonders glänzenden Zustandes der bevorstehenden Magdeburger Opernsaison erforderlichen Vorschläge zu machen. Dem stets bankrotten Theaterdirektor war um diese Zeit durch die unermüdete Gunst des Königs von Preussen eine neue letzte Hülfe zugeführt worden; einem aus angesehenen Magdeburger Bürgern bestelltem Comité hatte der König eine nicht unbedeutende Summe zur Verwendung für das Theater unter Bethmann's Leitung angewiesen. Was das hiess, und welches Ansehen dadurch plötzlich die Magdeburger Kunstverhältnisse für mich gewannen, ist zu begreifen, wenn man bedenkt, wie verlassen und kümmerlich derartige Theater in unsren Städten ihr verachtetes Leben hinschleppen. Ich erbot mich sofort eine grössere Reise zur Aufsuchung guter Opernsänger zu unternehmen; die Mittel hierzu wollte ich auf eigne Gefahr mir verschaffen, die Direktion sollte mir den möglichen Ersatz nur durch Zusicherung der Einnahme einer Benefiz-Vorstellung in Aussicht stellen. Diess wurde denn gern angenommen, und ich in hochtrabendem Tone mit den nöthigen Vollmachten des Direktors versehen, und ausserdem noch besonders von ihm gesegnet. Mit *Minna*, die jetzt ihre Mutter bei

sich hatte, lebte ich während dieses kurzen Aufenthaltes wiederum im traulichsten Verkehr, und nahm nun zur Ausführung meines kühnen Unternehmens von Neuem Abschied.

Schwierig war es zunächst, in *Leipzig* die in Magdeburg so liberal angekündigten Geldmittel zur Bestreitung meiner projektirten Engagementsreise zu verschaffen. Der Glanz der königlich preussischen Protektion unsrer Theater-Unternehmung, welchen ich meinem guten Schwager *Brockhaus* in den lebhaftesten Farben spielen liess, wollte diesen durchaus nicht verblenden, und es kostete grosse, demüthigende Bemühungen, mein Entdeckungsschiff zur Ausfahrt flott zu machen. — Natürlich trieb es mich zu allernächst in mein altes Wunderland *Böhmen*, wo ich *Prag* diesmal, ohne meine schönen Freundinnen anzutreffen, nur flüchtig berührte, um zunächst in *Karlsbad* das während der Badesaison dort vorräthige Opernpersonal zu beobachten. Ungemein begierig, so schnell wie möglich, so viel wie möglich Talente aufzufinden, um meine Reisemittel nicht erfolglos zu erschöpfen, wohnte ich mit dem herzlichen Wunsche Alles vortrefflich zu finden, einer Aufführung der »weissen Dame« bei. Von der üblen Beschaffenheit sämmtlicher Sänger vermochte ich mir erst dann einen vollen Begriff zu verschaffen, als ich den einzig von mir ausgewählten Bassisten, *Gräf*, welcher den »Gaveston« sang, späterhin in Magdeburg zum Debut gelangen liess, wobei er, und, wie ich nicht leugnen konnte, mit grossem Recht, so entschieden missfiel, dass ich dem Spott, den diese Acquisition mir zuzog, nichts ernstliches zu erwiedern vermochte. — War ich bisher nicht glücklich gewesen im Betreff des eigentlichen Zwecks meiner Reise, so regte mich diese selbst doch desto angenehmer an. Die Fahrt durch *Eger*, über das Fichtelgebirg, mit der Ankunft in das vom Abendsonnenschein lieblich beleuchtete *Bayreuth*, wirkte noch bis in späteste Zeiten angenehm auf meine Erinnerung.

Mein Ziel war für jetzt *Nürnberg*, wo meine Schwester *Clara* und ihr Mann noch beim Theater waren, und ich durch diese gute Auskunft über das von mir Gesuchte erwarten zu dürfen glaubte. Vor Allem war's mir lieb, im Hause meiner Verwandten gastlich aufgenommen zu werden, um zunächst für die Wiederauffrischung meiner sehr erschöpften Reisemittel sorgen zu können. Ich rechnete hierfür besonders auf den Ertrag des Verkaufs einer Tabaksdose, welche ich von einem Freunde zum Geschenk erhalten hatte, und von der ich aus geheimen Gründen fest annahm, sie sei aus Platina; hierzu kam ein goldener Siegelring, den mir Freund *Apel* für die Composition der Ouverture zu seinem Columbus

verehrt hatte. Der Verzatz dieser einzig mir gehörenden Kleinodien, von denen leider der mir vorschwebende Werth der Tabatière sich als ein imaginärer herausstellte, musste die spärlichen Mittel zur Weiterreise bis *Frankfurt* beschaffen. Dorthin nämlich, und in die Nähe des Rheines, wiesen mich die mir ertheilten Auskünfte; denn nachdem es mir gelungen war, meinen Schwager und meine Schwester zu einem Engagement für Magdeburg zu bereden, fehlte es nun hauptsächlich noch an einem ersten Tenor und einer ersten Sängerin, welche bisher durchaus nicht aufzufinden waren.

Dieser gelegentliche Aufenthalt in *Nürenberg* verzögerte sich ausserdem noch auf angenehme Weise durch ein neues Zusammentreffen mit der *Schröder-Devrient*, welche dort zu einem kurzen Gastspiel grade um diese Zeit eintraf. Bei ihrem Wiedersehen ging mir der ganze Himmel auf, der sich seit unsrer Trennung in Betreff meines Kunsttreibens etwas getrübt hatte. Das Nürenberger Opernpersonal bot der Künstlerin keine grosse Auswahl der zu gebenden Vorstellungen; ausser *Fidelio* war nichts andres als die *Schweizerfamilie* heraus zu bringen, worüber die Künstlerin sich beklagte, da diess eine ihrer frühesten Jugendrollen sei, für welche sie sich kaum mehr eignete, und die sie auch zum Ueberdruss häufig gegeben habe. Auch ich sah der *Schweizerfamilie* mit Misbehagen, ja fast Bangigkeit entgegen, da ich nicht anders glaubte, als dass die matte Oper und die altmodisch sentimentale Rolle der «*Emmeline*» den bisher stets von den Leistungen der Künstlerin erhaltenen grossen Eindruck beim Publikum, wie bei mir selbst, schwächen würde. Wie gross war meine Ergriffenheit und wahrhaftes Erstaunen, als ich an diesem Abend die unbegreifliche Frau erst in ihrer wahrhaft hinreissenden Grösse kennen lernen sollte. Dass so etwas, wie die Darstellung dieses Schweizermädchens, nicht als Monument allen Zeiten erkenntlich festgehalten und überliefert werden kann, muss ich jetzt noch als eine der erhabensten Opferbedingungen erkennen, unter welchen die wunderbare dramatische Kunst einzig sich offenbart, weshalb diese, sobald solche Phänomene sich kundgeben, gar nicht hoch und heilig genug gehalten werden kann.

Ausser diesem für mein ganzes Leben und meine Kunstentwickelung so tief bedeutungsvoll neuem Seelenerlebnisse, hat mein diesmaliger Nürenberger Aufenthalt nach einer andren Seite hin besondre Eindrücke auf mich hinterlassen, welche, so unscheinbar, ja trivial ihre Veranlassung war, doch mit so grosser Stärke in mir hafteten, dass sie späterhin, in eigenthümlich erneuter Gestalt, in mir wieder auflebten. Mein Schwager *Wolfram* war besonders auch als gemüthlich witziger Cumpan den Nürn-

berger Theaterfreunden zu grösster Beliebtheit nahe getreten: von dem Geiste der ausgelassenen Unterhaltung, zu der es an den Wirthshausabenden kam, an welchen auch ich theil nahm, erhielt ich bei dieser Gelegenheit eigenthümlich ergetzliche Belege. Ein Tischlermeister *Lauermann*, ein nicht mehr junger, kleiner und untersetzter Mann, von drolligem Aeussern und nur mit dem niedersten Volksdialekte vertraut, wurde mir in einem von unsren Bekannten besuchten Wirthshaus als einer der Sonderlinge bezeichnet, welche gegen ihren Willen am meisten zur Unterhaltung der Spassvögel beitrugen. *Lauermann* bildete sich nämlich ein, ein vortrefflicher Sänger zu sein, und hegte, von diesem Vorurtheil ausgehend, besondres Interesse wiederum nur für solche, an denen er seiner Meinung nach Gesangstalent wahrnahm. Trotzdem er nun fortgesetzt wegen dieser seltsamen Eigenheit zur beständigen Zielscheibe des Spottes und der verhöhnenden Scherze gemacht war, stellte er sich doch regelmässig alle Abende unter seinen lachlustigen Verfolgern ein; nur hielt es endlich äusserst schwer, den so häufig Ausgelachten und durch Verhöhnung Gekränkten dazu zu bringen, dass er seine Kunstfertigkeit zum Besten gäbe, was endlich nur durch künstlichst angelegte Fallen, die man seiner Eitelkeit stellte, gelang. Meine Ankunft, als eines Unbekannten, wurde zu einem solchen Spiel benutzt; und wie gering man von der Urtheilskraft des armen Meistersängers dachte, zeigte sich mir zu meinem Erstaunen dadurch, dass mein Schwager mich ihm als den grossen italienischen Sänger *Lablache* vorstellte. Zu seiner Ehre muss ich gestehen, dass *Lauermann* mich lange Zeit mit ungläubigem Misstrauen mass, sich über mein jugendliches Aussehn, noch mehr aber über den offenbaren Tenorklang meiner Stimme, mit vorsichtigem Bedenken äusserte. Allein dies Unglaubliche den armen Enthusiasten glauben zu machen, darin bestand eben die belustigende, lange Zeit in Anspruch nehmende, Kunst der Wirthshausgenossen. Mein Schwager wusste es dem Tischler glaublich zu machen, dass ich, der ich für meine Leistungen unerhört bezahlt würde, diese beim Besuchen öffentlicher Wirtschaften durch besondre Verstellung dem Publikum zu entziehen suchte; wenn es sich übrigens um eine Begegnung zwischen «*Lauermann*» und «*Lablache*» handle, könnte natürlich nur das Interesse in Rechnung kommen, Lauermann, nicht aber Lablache zu hören, da dieser von jenem, nicht aber umgekehrt jener von diesem zu lernen habe. Ein seltsamer Kampf von Ungläubigkeit und gestachelter Eitelkeit machte nun den armen Tischler für mich wirklich anziehend: ich begann die mir zugetheilte Rolle selbst mit möglichstem Geschick zu spielen, und nach Ver-

lauf zweier, durch die sonderbarsten Einfälle gewürzter Stunden, gelang es wirklich, den wunderlichen Menschen, der lange in grosser Aufregung seine blitzenden Augen auf mich gerichtet hatte, dazu zu bringen, dass er seine Muskeln in die eigenthümlich gespenstische Bewegung setzte, die wir an einem musicirenden Automaten wahr zu nehmen glauben, wenn das Räderwerk in ihm aufgezogen ist: die Lippen bebten, die Zähne knirschten, das Auge verdrehte sich convulsivisch, und endlich erscholl von heiserer, fetter Stimme ein ungemein trivialer Gassenhauer. Beim Vortrage desselben, den er mit einer stabilen Bewegung des ausgestreckten Daumens hinter die Ohren begleitete, und bei welchem sein dickes Gesicht zur glühendsten Röthe sich erhitzte, brach leider alsbald ein unmässiges Gelächter sämmtlicher Zuhörer aus, was den unglücklichen Meister sofort in die höchste Wuth brachte. Mit vollendeter Grausamkeit wurde dieser Wuth wiederum von denjenigen, welche ihm bis dahin auf das abgefeimteste geschmeichelt hatten, durch ausgelassenste Verhöhnung erwiedert, was den armen Menschen bis zu wahrhaftem Schäumen brachte. Als der Unglückliche, unter den furchtbarsten Verwünschungen der elenden Freunde, seinen Rückzug aus dem Wirthshaus anzutreten im Begriff war, trieb mich ein wahrhaftes Mitleiden an, ihm nachzugehen, ihn um Verzeihung zu bitten, und auf jede Weise ihn zu begütigen, was um so schwerer hielt, da er grade auf mich, als den neuesten seiner Feinde, der ihn noch dazu um die Wonne, *Lablache* kennen zu lernen, so empfindlich betrogen hatte, am bittersten aufgebracht war. Doch gelang es, ihn an der Schwelle festzuhalten; und nun verständigte sich die ausgelassene Gesellschaft stillschweigend sogar zu der unerhörten Verschwörung, am selben Abende Lauermann nochmals zum Singen zu bringen. Wie dies gelang, blieb mir um so schwerer in meiner Erinnerung festzuhalten, als namentlich auch die Wirkung der geistigen Getränke, welche schliesslich doch wohl auch über Lauermann nur diesen äussersten Erfolg zu erringen vermochte, meine eigne Wahrnehmung in Betreff der wunderbaren Vorgänge dieses unerhört langen Wirthshausabends in Verwirrung setzte. Nachdem Lauermann noch einmal dieselbe Verhöhnung erlebt, fühlte die ganze Gesellschaft die Verpflichtung den Unglücklichen nach Haus zu geleiten; es geschah dies in einem Schiebkarren, den wir vor dem Hause fanden, und in welchem wir ihn gleichsam im Triumph vor seiner Thür, in einem jener wunderbaren engen Gässchen der alten Stadt, vorfuhren. *Frau Lauermann*, welche aus dem Schlafe geweckt wurde um ihren Gatten in Empfang zu nehmen, liess uns durch die Ausbrüche ihrer Verwünschungen errathen, wie es mit diesem ehelichen und häuslichen

Verhältnisse stand. Die Verhöhnung des Gesangstalentes ihres Mannes war auch ihr geläufig; nur gesellten sich dazu die schrecklichsten Vorwürfe gegen die nichtswürdigen Buben, welche ihren armen Mann durch Unterhaltung seines Wahnes vom nützlichen Betrieb seines Gewerbes abhielten, und gar endlich zu solchen Auftritten, wie dem gegenwärtigen, Anlass gäben. Hier aber richtete sich wieder der Stolz des leidenden Meistersängers auf: denn seiner Frau, während sie ihn mühsam die Treppe hinaufgeleitete, sprach er jedes Recht über seine Gesangskunst zu urtheilen in den härtesten Ausdrücken ab, und verwies sie auf das Kräftigste zur Ruhe. — Nun war aber dies wunderliche Nachtabenteuer keineswegs zu Ende. Der ganze Schwarm bewegte sich noch einmal nach dem Wirthshaus zurück; vor diesem fanden wir aber bereits andre Gesellen, worunter Handwerksburschen, welchen bereits der eingetretenen Polizeistunde wegen die Thüre verschlossen war: den eigentlichen Stammgästen, welche sich unter uns befanden, und welche mit dem Wirth in alt befreundeten Beziehungen standen, dünkte es erlaubt und möglich, dennoch Einlass zu begehren. Der Wirth war in Pein, seinen Freunden, deren Stimme er erkannte, die Thüre verschlossen erhalten zu sollen; doch musste vermieden werden, dass die neu hinzugekommenen sich etwa nachdrängten. Aus dieser Situation entstand nun eine Verwirrung, welche durch Schreien und Toben, so wie durch unbegreifliches Anwachsen der Masse der Streitenden, bald einen wahrhaft dämonischen Charakter annahm. Mir schien es, als ob im nächsten Augenblick die ganze Stadt in Aufruhr losbrechen würde, und ich glaubte wirklich abermals zum Zeugen einer Revolution werden zu müssen, von der aber kein Mensch irgend einen wahrhaftigen Anlass zu begreifen im Stande war. Da plötzlich hörte ich einen Fall, und wie durch Zauber stob die ganze Masse nach allen Seiten auseinander. Einer der Stammgäste, mit einer alten Nürenberger Kampfart wohlvertraut, hatte nämlich, um der unabsehbaren Verwirrung ein Ende zu machen, und um sich den Heimweg zu öffnen, einen der heftigsten Schreier durch einen gewissen Stoss mit der Faust zwischen die Augen besinnungslos, wenn auch unschädlich verwundet, zu Boden gestreckt; und die Wirkung hiervon war es, welche so plötzlich Alles auseinander jagte. Kaum in einer Minute nach dem heftigsten Toben von mehreren hunderten von Menschen, konnte ich mit meinem Schwager Arm in Arm, ruhig scherzend und lachend, durch die monderleuchteten Strassen nach Hause wandern, und erfuhr von ihm unterwegs staunend zu meiner Beruhigung, dass er diess eigentlich an allen Abenden so gewohnt sei. —

Endlich war es Zeit, mich der Erreichung des Zweckes meiner Reise ernstlich wieder zuzuwenden. Nur im Durchzug berührte ich *Würzburg* auf einen Tag: von dem Wiedersehen meiner Verwandten und Bekannten ist mir nichts in Erinnerung geblieben, als jener bereits früher erwähnte wehmüthige Besuch bei *Friederike Galvani*. In *Frankfurt* angekommen, musste ich mich sogleich in den Schutz eines soliden Hôtels begeben, um daselbst den Erfolg meiner Bemühungen um Subsidien bei der Magdeburger Theater-Direktion abzuwarten. Meine Hoffnungen für den Gewinn der eigentlichen Matadoren unsrer Opernunternehmung waren auf *Wiesbaden* gerichtet, wo man mir eine gute, im Auseinandergehen begriffene Operngesellschaft nachwies. Es fiel mir äusserst schwer, die kleine Reise bis dorthin zu bewerkstelligen; doch gelang es mir daselbst einer Probe von «Robert der Teufel» beizuwohnen, in welcher der Tenorist *Freimüller* glänzte. Diesen, den ich sofort aufsuchte, fand ich auch geneigt auf meine Vorschläge für Magdeburg einzugehen; ich traf mit ihm die nöthigen Verabredungen, und reiste, nothgedrungen, auf das schleunigste in mein Asyl, den Gasthof zum «Weidenbusch» in Frankfurt zurück. Dort hatte ich noch eine peinliche Woche zu verleben, da ich vergeblich die aus Magdeburg requirirten ferneren Reisemittel erwartete. Um die Zeit zu tödten, griff ich unter andrem zu einer grossen rothen Brieftasche, welche ich in meinem Reisemantelsack mit mir herumführte, und schrieb darin, mit genauer Angabe der Daten, Notizen zu meiner dereinstigen Biographie auf, — dieselben, welche ich gegenwärtig vor mir habe, um meine Erinnerung anzufrischen, und welche ich seitdem in verschiedenen Lebensperioden mit ununterbrochener Folge fortsetzte. Meine, durch die Vernachlässigung der Magdeburger Direktion sich bedenklich gestaltende Lage gerieth endlich in die sonderbarste Verwirrung, als ich in Betreff einer in Frankfurt selbst gemachten Acquisition glücklicher war, als ich es zu ertragen vermochte. Ich hatte einer Aufführung der «Zauberflöte», unter des damals als «genialer Dirigent» wunderbar berühmten Kapellmeisters *Guhr* Leitung, beigewohnt, und war von dem wirklich vorzüglichen Opernpersonale sehr angenehm überrascht worden. Natürlich war nicht daran zu denken, eines der ersteren Mitglieder desselben in meine Netze zu verlocken; dagegen blickte ich scharf genug, in der jugendlichen Fräulein *Limbach*, welche den ersten «Knaben» sang, ein begehrenswerthes Talent zu erkennen. Meine Engagements-Anträge wurden von ihr angenommen, und zwar schien es ihr so sehr daran gelegen zu sein, von ihrem Frankfurter Engagement frei zu werden, dass sie beschloss durch heimliches Entweichen sich aus demselben zu ent-

fernen. Diess erklärte sie mir, und forderte mich zur Mithülfe bei diesem Vorhaben auf, welches keinen Aufschub leiden könnte, weil es sonst der Direktion bekannt werden würde. Die junge Dame vermuthete mich jedenfalls im Besitz reicher Creditive, mit denen das von mir ihr so sehr gerühmte Magdeburger Theatercomité mich für meine offizielle Geschäftsreise ausgestattet haben würde. Bereits hatte ich jedoch, um nur mein eigenes Fortkommen zu ermöglichen, zum Versatze meines dürftigen Reisegepäckes schreiten müssen: so weit hatte ich den Wirth gebracht; nun aber noch die Kosten der Entführung einer jungen Sängerin mir vorzuschiessen, fand ich ihn durchaus abgeneigt. Ich musste der jungen Dame, zur Bemäntelung des schlechten Benehmens meiner Direktion, irgend ein Missgeschick vorlügen, und die verwunderungsvoll Zürnende zurücklassen. Sehr beschämt über dieses Abenteuer, reiste ich durch Regen und Wetter über Leipzig, wo ich meinen braunen Pudel abholte, nach *Magdeburg* zurück, wo ich nun vom ersten September an wieder meine Musikdirektion antrat.

Der Ausfall meiner Geschäftsbesorgung machte mir keine grosse Freude; der Direktor wies mir zwar triumphirend nach, dass er fünf ganze Louis-d'or an meine Adresse nach Frankfurt schliesslich geschickt habe: meinem Tenor und meiner jugendlichen Sängerin hatte man jedoch wohlausgefertigte Contrakte, nicht aber die verlangten Reisegelder und Vorschüsse zugesendet. Alle blieben aus; nur der Bassist *Gräf* langte aus Karlsbad mit pedantischer Pünktlichkeit an, und erregte sogleich die lustigen Bemerkungen der Spottvögel des Theaters. Er sang auf einer Probe zur «Schweizerfamilie» so schulmeisterlich schnarrend, dass ich darüber wirklich in grosse Verlegenheit gerieth. Dass mein tüchtiger Schwager *Wolfram* mit meiner Schwester *Clara* ebenfalls anlangten, gereichte mehr dem Singspiel als der grossen Oper zum Vortheil, und bereitete mir ausserdem grosse und sorgenvolle Pein, da die braven, an solide Verhältnisse gewöhnten Leute, sehr bald das, trotz aller königlichen Protektion, misliche der Theaterverhältnisse unter einer so gewissenlosen Direktion, wie der Bethmann'schen, durchblickten, und dadurch sich in einer bedenklichen Verschlimmerung ihrer Familienlage zu befinden erkannten. Schon sank mir aller Muth, als der Zufall uns in einer jungen Frau, M^me^ *Pollert*, geb. *Zeibig*, welche mit ihrem Mann, einem Schauspieler, durch Magdeburg kam, eine mit schöner Stimme begabte und talentvolle Sängerin für das erste Fach vorläufig als Gast zuführte. Die Noth hatte endlich die Direktion zu den geeigneten Schritten getrieben, welche in letzter Stunde auch den Tenoristen *Freimüller* uns

zuführten; und besonders gross war meine freudige Genugthuung, als die Liebe, welche diesen schnell zu der jungen *Limbach* in Frankfurt ergriffen hatte, dem unternehmenden Tenor auch die Entführung dieser Sängerin, zu welcher ich mich so schmachvoll unfähig erwiesen, glücklich ermöglicht hatte. Beide kamen freudestrahlend an; zu ihnen ward M^me^ *Pollert* welche sehr gefiel, trotz ihrer Prätensionen ebenfalls engagirt; ein gut geschulter, musikalisch gebildeter Barytonist, Herr *Krug*, später Chordirektor in Carlsruhe, hatte sich auch gefunden, und so stand ich plötzlich an der Spitze eines wirklich recht guten Opernpersonales, bei welchem nur der Bassist *Gräf* mühsam durch Vertuschung unterzubringen war. Uns glückte bald eine Reihe in ihrer Art nicht ganz gewöhnlicher Opernvorstellungen, wobei unser Repertoire sich geradenwegs über Alles erstreckte, was nur irgend in diesem Genre für das Theater geschrieben war: ganz vorzüglich erfreute ich mich aber der wirklich nicht weihelosen Aufführung der Spohr'schen «*Jessonda*», welche uns auch bei den gebildeteren Musikfreunden in grosse Achtung setzte. Ich war unermüdlich in Auffindung von Möglichkeiten, unsre Vorstellungen weit über das Niveau der, solchen dürftig organisirten Stadttheatern sonst möglichen, Leistungen zu erheben. Den Direktor Bethmann verfeindete ich mir unaufhörlich durch Verstärkung des Orchesters, welche er zu bezahlen hatte; dafür gewann ich wieder seine volle Zuneigung durch Verstärkungen des Chors und der Theatermusik, welche ihm nichts kosteten, unsren Vorstellungen aber einen solchen Glanz verliehen, dass das Abonnement und der sonstige Besuch des Theaters einen unerhörten Aufschwung nahmen. Ich hatte nämlich die Regimentsmusiker und die, in der preussischen Armee trefflich organisirten Militairsänger, zu ihrer Mitwirkung bei unsren Aufführungen gegen blosse Entschädigung durch freie Entree auf die Galerie für ihre Angehörigen vermocht. So erreichte ich es, dass wir in Bellini's *Norma* die nach der Partitur verlangte, besonders starke Musikbande auf dem Theater in grösster Vollständigkeit besetzen konnten, und für das mir damals sehr imponirende *Unisono* des Männerchors der Introduction eine selbst den grössten Bühnen fast unerschwingbare Anzahl von Männerstimmen zur Verfügung hatten. Ich konnte in späterer Zeit Herrn *Auber* im Tortoni'schen Caffee-Haus zu Paris, wo ich öfter mit ihm zum Genuss des Eises zusammentraf, versichern, dass ich das meuterische Militär, welches in seinem «*Lestocq*» zur Verschwörung sich hinreissen lässt, wirklich durch eine ganze vollzählige Compagnie zum Singen gebracht hätte; was er mir damals noch mit staunender Freude verdankte.

Unter solch' ermuthigenden Umständen schritt auch die Composition meines *Liebesverbotes* ihrer Vollendung schnell entgegen. Ich bestimmte die Aufführung dieses Werkes zu der für meine Auslagen mir versprochenen Benefizvorstellung, und arbeitete nun zu gleicher Zeit an der Gründung meines Ruhms und einer nicht minder lebhaft erwarteten günstigen Gestaltung meiner finanziellen Verhältnisse, als ich mit unerhörtem Eifer selbst die wenigen Stunden, die ich neben meinen Geschäften mir an *Minna*'s Seite gönnte, zur Ausarbeitung meiner Partitur verwendete. Dieser Fleiss rührte selbst die bedenklich auf unser Liebesverhältniss blickende Mutter Minna's, welche seit dem Sommer bei der Tochter zum Besuch verblieben war, und ihr die Wirthschaft führte; durch ihre Dazwischenkunft war in unser Verhältniss eine neue, auf ernstliche Lösung drängende Spannung getreten. Es war natürlich, dass die Frage, zu was dieses führen sollte, nun näher herantrat. Ich muss gestehen, dass der Gedanke an eine Heirath mich, zunächst wohl schon meiner grossen Jugend wegen, mit banger Beängstigung erfüllte; ohne irgend mich der Ueberlegung und vernünftigen Erwägung hinzugeben, hielt mich ein naives, instinktmässiges Gefühl von der Erfassung der ernstlichen Möglichkeit eines für das ganze Leben so wichtigen Entschlusses zurück. Dazu waren unsre bürgerlichen Verhältnisse in so sehr beängstigender und unsichrer Schwebe, dass auch bei *Minna* eher wohl der Wunsch der Verbesserung dieser Lage, als des Abschlusses eines Ehebündnisses in derselben, zur Aeusserung kommen konnte. Hierauf zunächst ihrerseits zu denken, fühlte sie sich bald durch Verdrieslichkeiten veranlasst, in welche sie in Betreff ihrer Stellung am Magdeburger Theater gerieth. Sie hatte nämlich für ihr Fach im Schauspiel eine Nebenbuhlerin erhalten, welche ihr namentlich dadurch, dass ihr Mann als Oberregisseur zur höchsten Macht gelangte, sehr gefährlich wurde. Da *Minna* nun im Beginn des Winters von der Direktion des damals in *Berlin* sehr glänzende Geschäfte machenden *Königstädter* Theater's vortheilhafte Anträge erhielt, erfasste sie diese Veranlassung zur Herbeiführung eines völligen Bruches mit dem Magdeburger Theater, wodurch ich, auf den sie hierbei gar keine Rücksicht zu nehmen schien, in wahrhafte Beängstigung gerieth. Ich konnte nicht verhindern, dass *Minna* ihre Entfernung zum Antritt eines Gastspiels in *Berlin* in völlig contraktbrüchiger Weise durchsetzte. Sie reiste ab, und liess mich in grosser Pein und wahrhaftem Zweifel über ihr Benehmen zurück. In leidenschaftlicher Unruhe drang ich brieflich in sie, zurückzukehren, und trat, um sie zu bewegen, ihr Schicksal nicht von dem meinigen zu trennen, mit förmlichen, auf eine

bald zu ermöglichende Heirath abzielenden, Erklärungen hervor. Zu gleicher Zeit hatte sich mein Schwager *Wolfram*, der sich mit dem Direktor Bethmann überworfen und seinen mit diesem bestehenden Contrakt gelöst hatte, ebenfalls zu einem Gastspiel an das Königstädter Theater gewandt. Meine gute Schwester *Clara*, die in unerfreulichen Verhältnissen zunächst in Magdeburg zurückgeblieben war, gewahrte die peinlich sorgenvolle Stimmung, in welcher der sonst so heitre Bruder sich schnell abzehrte. Eines Tages hielt sie es an der Zeit, mir einen Brief ihres Mannes zu zeigen, in welchem dieser aus Berlin, und namentlich auch über *Minna* berichtete, indem er herzlich meine Leidenschaft für dieses Mädchen beklagte, die sich meiner unwürdig aufführe, und, wie er in dem Gasthofe, in welchem er mit ihr zugleich wohnte, Gelegenheit zu beobachten hatte, sich des ärgerlichsten Umganges und Benehmens schuldig mache. Der ausserordentliche Eindruck, den diese schreckliche Mittheilung auf mich machte, bestimmte mich, aus der bisher noch gegen meine Verwandten gezeigten Zurückhaltung in Betreff meines Liebesverhältnisses herauszutreten: ich schrieb meinem Schwager nach Berlin, wie es mit mir stände, wie ernstlich ich an *Minna Planer* hinge, und von welcher entscheidenden Wichtigkeit es mir wäre, von ihm die untrüglichste Wahrheit über das Verhalten der von ihm so übel Bezüchtigten zu erfahren. Von meinem sonst so trockenen und leicht zum Spott geneigten Schwager erhielt ich nun eine Antwort, welche mein Herz mit grosser Wärme erfüllte. Er bekannte, *Minna* leichtsinnig angeklagt zu haben, bereute auf müssiges Geschwätz, welches sich nach genauester Erkundigung als völlig grundlos erwiesen, eine Verleumdung begründet zu haben, und erklärte nach näherer Bekanntschaft und Unterredung mit *Minna* sich von der Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit ihres Charakters auf das Befriedigendste überzeugt zu haben, so dass er zu meiner möglichen Vereinigung mit dem braven Mädchen mir aus ganzem Herzen Glück wünsche. Nun läutete es in mir Sturm. Ich beschwor *Minna* sofort zurückzukehren, und war erfreut, ihrerseits zu vernehmen, dass auch sie an eine fernere Anstellung bei dem Berliner Theater, seitdem sie gewisse frivole Tendenzen desselben genauer kennen gelernt habe, nicht mehr denke. Einzig blieb mir nun übrig, den Wiedereintritt in ihr Magdeburger Engagement zu ermöglichen. Ich trat zu diesem Zweck in einer Sitzung des Theatercomités dem Direktor und seinem von mir gehassten Oberregisseur mit solcher Energie entgegen, und vertheidigte *Minna* gegen das von Beiden ihr zugefügte Unrecht mit so leidenschaftlicher Wärme, dass die Beisitzenden, über das freimüthige

Bekenntniss meiner Neigung erstaunt, widerstandslos meinen Wünschen sich fügten. Nun reiste ich bei schrecklichem Winterwetter in tiefer Nacht mit Extrapost der wiederkehrenden Geliebten entgegen, um sie unter herzlichen Thränen freudig zu begrüssen, und im Triumphe in ihre behagliche, mir so lieb gewordene Magdeburger Wohnung zurück zu geleiten.

Während unser kurz unterbrochenes Zusammenleben nun sich immer enger schloss, vollendete ich gegen Neujahr 1836 die Partitur des «*Liebesverbotes*». Auf den Erfolg dieser Arbeit gab ich bei der Gestaltung meiner Pläne für die Zukunft nicht wenig; auch Minna schien nicht ungeneigt, auf meine Hoffnung in diesem Bezug einzugehen. Wir hatten Grund, nicht unbesorgt darüber zu sein, wie sich mit dem Eintritt des Frühjahres, welcher solchen prekären Theaterunternehmungen stets verderblich ist, die Verhältnisse für uns gestalten sollten. Trotz der königlichen Unterstützung und der Einmischung des Theatercomités in die Verwaltung, blieb unser würdiger Direktor in perenirendem Bankrott begriffen, und an ein Fortbestehen seiner Theaterunternehmung, unter irgend welcher Form, war nicht zu denken. Somit sollte die Aufführung meiner Oper durch das mir zu Gebote stehende, recht gute Sängerpersonal zum Ausgangspunkte einer gründlichen Wendung meiner misalichen Lage werden. Ich hatte zur Entschädigung meiner Reisekosten vom vorigen Sommer her eine Benefizvorstellung zu meinen Gunsten zu fordern: natürlich bestimmte ich eine Aufführung meines Werks dazu, und bemühte mich hierbei, der Direktion diese mir zu erweisende Gunst so wenig wie möglich kostspielig zu machen. Da dem ungeachtet die Direktion einige Auslagen für die neue Oper zu machen hatte, verabredete ich, dass die Einnahme der ersten Aufführung ihr überlassen bleiben sollte, wogegen ich nur die der zweiten für mich in Anspruch nahm. Dass auch die Zeit des Einstudirens gänzlich an das Ende der Saison hinausgerückt wurde, schien mir nicht eigentlich ungünstig, da ich annehmen durfte, dass die letzten Vorstellungen des oft mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen Personals mit besondrer Theilnahme vom Publikum beachtet werden würden. Leider aber erreichten wir das gemeinte gute Ende dieser Saison, welches auf Ende April festgesetzt war, gar nicht, da schon im März, wegen Unpünktlichkeit der Gagenzahlung, die beliebtesten Opernmitglieder, welche sich anderswo besser versorgen konnten, der Direktion, welche in ihrer Zahlungsunfähigkeit hiergegen keine Mittel zur Verfügung hatte, ihren Abgang anzeigten. Nun ward mir allerdings bang: das Zustandekommen einer Aufführung meines «*Liebesverbotes*» schien mehr als fraglich. Der grossen Beliebtheit,

welche ich bei allen Opernmitgliedern genoss, verdankte ich es allein, dass sich die Sänger nicht nur zum Aushalten bis an das Ende des Monates März, sondern auch zur Uebernahme des für die kurze Zeit so sehr anstrengenden Einstudierens meiner Oper, bewegen liessen. Diese Zeit, sollten noch zwei Aufführungen zu Stande kommen, war so knapp zugemessen, dass wir zu allen Proben nur zehn Tage für uns hatten. Da es sich keineswegs um ein leichtes Singspiel, sondern, trotz des leichtfertigen Charakters der Musik, um eine grosse Oper mit zahlreichen und starken Ensemblesätzen handelte, war das Unternehmen wohl tollkühn zu nennen. Ich baute jedoch auf den Erfolg der besondren Anstrengung, welcher mir zu Liebe die Sänger, indem sie früh und Abends unausgesetzt studirten, sich gern unterzogen; und da trotzdem es rein unmöglich war, zu einiger bewusster Sicherheit, namentlich auch des Gedächtnisses, bei den Geplagten zu gelangen, so rechnete ich schliesslich auf ein Wunder, welches meiner bereits erlangten Geschicklichkeit im Dirigiren gelingen sollte. Welche eigenthümliche Fähigkeit ich besass, den Sängern zu helfen, und sie, trotz höchster Unsicherheit, in einem gewissen täuschenden Fluss zu erhalten, zeigte sich wirklich in den wenigen Orchesterproben, wo ich durch beständiges Souffliren, lautes Mitsingen und drastische Anrufe betreffs der nöthigen Aktion, das Ganze so im Geleis erhielt, dass man glauben konnte, es müsse sich ganz erträglich ausnehmen. Leider beachteten wir nicht, dass bei der Aufführung, in Anwesenheit des Publikums, all diese drastischen Mittel zur Bewegung der dramatisch musikalischen Maschinerie sich einzig auf die Zeichen meines Taktstockes und die Arbeit meines Mienenspiels beschränken mussten. Wirklich waren die Sänger, namentlich des männlichen Personals, so ausserordentlich unsicher, dass hiedurch eine vom Anfang bis zum Ende alle Wirksamkeit ihrer Rollen lähmende Befangenheit entstand. Der Tenorist *Freimüller*, mit dem schwächsten Gedächtniss begabt, suchte dem lebhaften und aufregenden Charakter seiner Rolle, des Wildfanges *Luzio*, durch seine in *Fra Diavolo* und *Zampa* erlangte Routine, namentlich aber auch durch einen unmässig dicken und flatternden bunten Federbusch, mit bestem Willen aufzuhelfen. Trotz dem war es dem Publikum nicht zu verdenken, dass es, namentlich da die Direktion den Druck von Textbüchern nicht zu Stande gebracht hatte, über die Vorgänge der nur gesungenen Handlung gänzlich im Unklaren blieb. Mit Ausnahme einiger Partien der Sängerinnen, welche auch beifällig aufgenommen wurden, blieb das Ganze, welches von mir auf kecke, energische Aktion und Sprache abgesehen war, ein musikalisches Schattenspiel auf der Scene, zu welchem

das Orchester mit oft übertriebenem Geräusch seine unerklärlichen Ergüsse zum Besten gab. Als charakteristisch für die Behandlung meiner Tonfarben erwähne ich, dass der Direktor eines preussischen Militär-Musikcorps, welchem übrigens die Sache sehr gefallen hatte, mir für zukünftige Arbeiten doch eine wohlgemeinte Anleitung zur Behandlung der türkischen Trommel zu geben für nöthig hielt. Ehe ich das weitere Schicksal dieser wunderlichen Jugendarbeit mittheile, verweile ich noch, um über den Charakter derselben, namentlich in Betreff der Dichtung, kurz zu berichten.

Das in seinem Grunde sehr ernst gehaltene Stück Shakespeares war in meinem Sujet zu folgender Fassung gelangt.

«Ein ungenannter König von Sizilien verlässt, wie ich vermuthe, zu einer Reise nach Neapel, sein Land, und übergiebt dem von ihm eingesetzten Statthalter, — um ihn als Deutschen zu charakterisiren, einfach «*Friedrich*» genannt, — die Vollmacht, alle Mittel der königlichen Gewalt zum Versuch einer gründlichen Reform des Sittenzustandes der Hauptstadt, an welchem der strenge Rath Aergerniss genommen, anzuwenden. Beim Beginn des Stückes sieht man die Diener der öffentlichen Gewalt in voller Arbeit, Volksbelustigungshäuser in einer Vorstadt Palermo's theils zu schliessen, theils ganz niederzureissen, und die Bevölkerung derselben, die Wirthe und Bedienung, gefangen fortzuführen. Das Volk thut diesem Beginnen Einhalt; grosse Schlägerei: der Chef der Sbirren, *Brighella* (Bassbuffo) im stärksten Gedränge, verliest, nach beruhigendem Tambourwirbel, die Verordnung des Statthalters, in Gemässheit welcher, zur Sicherung eines besseren Sittenzustandes, in geschehener Weise gehandelt worden sei. Allgemeine Verhöhnung und Spottchor fällt ein; *Luzio*, junger Edelmann und jovialer Wüstling (Tenor), scheint sich zum Volksführer aufwerfen zu wollen, und findet sofort Veranlassung, der Sache der Verfolgten sich eingehender anzunehmen, als er seinen Freund *Claudio* (ebenfalls Tenor), auf dem Weg nach dem Gefängniss dahergeführt sieht, und von diesem erfährt, dass er, einem von *Friedrich* hervorgesuchtem uraltem Gesetze gemäss, wegen eines Liebesvergehens mit dem Tod bestraft werden soll. Seine Geliebte, mit der eine Vereinigung bisher ihm durch die feindseligen Aeltern derselben verwehrt ist, ward von ihm Mutter; zu dem Hass der Verwandten gesellt sich *Friedrich's* puritanischer Eifer: er fürchtet das Schlimmste, und hofft einzig auf dem Weg der Gnade Rettung, sobald der Fürbitte seiner Schwester *Isabella* es gelingen dürfte, das Herz des Harten umzustimmen. *Luzio* gelobt dem Freunde, *Isabella* sofort im Kloster der «Elisabethinerinnen», in welchem sie vor Kurzem als Novize eingetreten, aufzusuchen. — Dort, in den stillen Mauern des Klosters, lernen wir nun diese Schwester im traulichen Gespräch mit ihrer Freundin, der ebenfalls als Novize eingetretenen *Marianne*, näher kennen. *Marianne* entdeckt der Freundin, von der sie längere Zeit getrennt war, das traurige Schicksal das sie hieher geführt habe. Sie ward von einem hoch stehendem Manne, unter der Versicherung ewiger Treue, zu geheimer Liebesverbindung vermocht; endlich aber fand sie sich, in höchster Noth, von ihm verlassen und sogar verfolgt, denn der Verräther erwies sich ihr zugleich als der mächtigste Mann im Staate, kein geringerer als der jetzige Statthalter des Königs selbst. *Isa-*

Isella's Empörung macht sich in feuriger Weise Luft, und ihre Beruhigung folgt nur aus dem Entschluss, eine Welt zu verlassen, in welcher so ungeheure Frevel ungestraft verübt werden dürfen. — Als ihr nun *Lucio* die Kunde vom Schicksal ihres eigenen Bruders bringt, geht ihr Abscheu vor dem Fehltritt des Bruders sofort in helle Entrüstung über die Schändlichkeit des heuchlerischen Statthalters über, welcher den unendlich geringern Fehler des Bruders, den mindestens kein Verrath befleckte, so grausam zu bestrafen sich anmasst. Ihre heftige Aufwallung zeigt sie unvorsichtiger Weise *Lucio* im verführerischsten Lichte; schnell von heftiger Liebe entzündet, dringt dieser in sie, für immer das Kloster zu verlassen, und seine Hand anzunehmen. Den Kecken weist sie sogleich würdevoll in Schranken zu halten; beschliesst aber ohne Zögern, sein Geleit nach dem Gerichtshaus zum Statthalter anzunehmen. — Hier bereitet sich nun die Gerichtsscene vor, welche ich durch ein burleskes Verhör verschiedener Verbrecher gegen die Sittlichkeit durch den Sbirrenchef *Brighella* einleitete. Der Ernst der Situation wird dann desto auffälliger, als die finstre Gestalt *Friedrichs* durch das tobend eingebrochene Volk, Ruhe gebietend, eintritt, und das Verhör *Claudio's* durch ihn selbst in strenger Form vorgenommen wird. Schon will der Unerbittliche das Urtheil aussprechen, als *Isabella* hinzukommt, und vor allem eine einsame Unterredung mit dem Statthalter verlangt. In dieser beherrscht sie sich, dem gefürchteten und von ihr dennoch verachteten Manne gegenüber, mit edler Mässigung, indem sie zunächst sich nur an seine Milde und Gnade wendet. Seine Einwürfe steigern ihren Affekt: sie stellt das Vergehen des Bruders in rührendem Lichte dar, und bittet um Verzeihung für den so menschlichen und keineswegs unverzeihlichen Fehltritt. Da sie den Eindruck ihrer warmen Schilderung gewahrt, fährt sie immer feuriger fort, sich an die eigenen Gefühle des jetzt so hart sich verschliessenden Herzens des Richters zu wenden, welches doch unmöglich nie den gleichen Empfindungen, welche den Bruder hinrissen, gänzlich verschlossen gewesen sein könnte, und dessen eigene Erfahrung sie jetzt zur Mithülfe für ihr angstvolles Gnadengesuch anrufe. Nun ist das Eis dieses Herzens gebrochen: *Friedrich*, von der Schönheit *Isabella's* bis in das Tiefste erregt, fühlt sich seiner nicht mehr mächtig; er verspricht *Isabella*, was sie nur verlange, um den Preis ihrer eignen Liebe. Kaum ist sie dieser unerwarteten Wirkung inne geworden, als sie, in höchster Empörung über solche unbegreifliche Schändlichkeit, zu Thüre und Fenster hinaus das Volk herbeiruft, um vor aller Welt den Heuchler zu entlarven. Schon stürzt alles in Aufruhr in die Gerichtshalle herein, als es *Friedrichs* verzweifelter Energie gelingt, mit wenigen bedeutungsvollen Weisungen *Isabella* das unmögliche Gelingen ihres Vorhabens darzuthun: er würde kühn ihre Anschuldigung leugnen, seinen Antrag als Mittel der Versuchung angeben, und zweifellos Glauben finden, sobald es sich darum handle, den Vorwurf eines leichtfertigen Liebesantrages zurückzuweisen. *Isabella*, selbst beschämt und verwirrt, erkennt das Rasende ihres Beginnens, und überlässt sich dem Knirschen stummer Verzweiflung. Als nun *Friedrich* dem Volke von Neuem seine höchste Strenge, und dem Verklagten sein Urtheil angekündigt, geräth *Isabella*, durch die schmerzliche Erinnerung an *Marianne's* Schicksal geleitet, blitzschnell auf den rettenden Ausweg, durch List zu erreichen, was durch offene Gewalt unmöglich erscheint. Hierüber geht ihre Stimmung aus der tiefsten Trauer mit jähem Sprung in ausgelassene Laune über; dem jammernden Bruder, dem bestürzten Freunde, dem rathlosen Volke, wendet sie sich mit der Verheissung des lustigsten Abenteuers zu, das sie allen bereiten werde, da selbst die Carneval's-Lust-

barkeiten, welche der Statthalter so eben streng verboten, diesmal mit besondrer Ausgelassenheit begangen werden sollten: denn jener gefürchtete Verbieter stelle sich nur zum Schein so grausam, um alle Welt durch seine lustige Theilnahme an Allem, was er verboten, desto angenehmer zu überraschen. Alles hält sie für wahnsinnig geworden, und namentlich *Friedrich* verweist ihr mit leidenschaftlicher Härte ihre unbegreifliche Thorheit: wenige Worte ihrerseits genügen jedoch, den Statthalter selbst zum Taumel dahin zu reissen; denn sie verspricht ihm, mit heimlich zutraulichem Flüstern, die Erfüllung aller seiner Wünsche, und die Zusendung einer Glück verheissenden Botschaft für die folgende Nacht. — So endet in höchster Aufregung der erste Akt. Welches der so schnell gefasste Plan der Heldin ist, erfahren wir im Beginn des zweiten, wo sie im Gefängnis des Bruders sich einstellt, um diesen zunächst noch zu prüfen, ob er der Rettung werth sei. Sie entdeckt ihm die schmachvollen Anträge *Friedrich*'s, und frägt ihn, ob er um diesen Preis der Unehre seiner Schwester sein verwirktes Leben zu retten begehre? Der höchsten Entrüstung und Opferbereitwilligkeit *Claudio*'s folgt, da er nun Abschied für dieses Leben von der Schwester nimmt, und er dieser die ergreifendsten Grüsse an die hinterlassene trauernde Geliebte aufträgt, endlich die weiche Stimmung, welche den Unglücklichen durch die Wehmuth bis zur Schwäche führt. *Isabella*, die ihm bereits seine Rettung ankündigen wollte, hält bestürzt inne, da sie den Bruder von der Höhe der edelsten Begeisterung bis zum leisen Bekenntniss der ungebrochenen Lebenslust, zur schüchternen Frage, ob der Preis seiner Rettung ihr unerschwinglich schiene, ankommen sieht. Entsetzt fährt sie auf, stösst den Unwürdigen von sich, und kündigt ihm an, dass er nun zu der Schmach seines Todes auch noch ihre volle Verachtung hinnehmen solle. Nachdem sie ihn dem Schliesser von neuem übergeben, zeigt sich ihre Haltung im schnellen Wechsel sofort wieder in heitrer übermüthiger Fassung: sie beschliesst zwar den Wankelmüthigen durch längere Ungewissheit, in welcher er über sein Schicksal bleiben soll, zu bestrafen, bleibt aber nichts desto weniger bei ihrem Vorsatz, die Welt von dem scheusslichsten Heuchler, der ihr je Gesetze vorschreiben wollte, zu befreien. Sie hat *Marianne* davon benachrichtigt, dass diese bei [illegible]er, *Friedrich* für die Nacht zugesagten Zusammenkunft, die Stelle der treulos [illegible]egehrten *Isabella* einnehmen solle, und sendet nun *Friedrich* die Einladung zu dieser Zusammenkunft zu, welche, um den Feind noch mehr in das Verderben zu verwickeln, in Maskenvermummung, und an einem der von ihm selbst untersagten Belustigungsorte, stattfinden soll. Dem Wildfang *Luzio*, welchen sie für den kecken Liebesantrag an die Novize ebenfalls zu strafen sich vorgenommen hat, theilt sie *Friedrich*'s Begehren, und ihren vorgeblichen nothgedrungenen Entschluss, diesem Begehren zu willfahren, in so unbegreiflich leichtgefasster Weise mit, dass der sonst so Leichtfertige hierüber in das ernstlichste Erstaunen und verzweiflungsvolles Rasen geräth: er schwört, diese unerhörte Schmach, wenn die edle Jungfrau sie ertragen wolle, dennoch seinerseits mit aller Gewalt von ihr abzuwenden, und lieber ganz *Palermo* in Brand und Aufruhr zu bringen. — Wirklich veranstaltet er, dass Alles, was ihm bekannt und befreundet ist, am Abend, wie zur Eröffnung der verbotenen grossen Carnevals-Procession, sich am Ausgang des Corso einfinden soll. Als es mit Einbruch der Nacht dort bereits wild und lustig hergeht, findet sich *Luzio* ein, um durch ein ausgelassenes Carnevalslied, mit dem Schlussrefrain: »wer sich nicht freut bei unsrer Lust, dem stosst das Messer in die Brust«, bis zur offenen blutigen Empörung auf zu reizen. Da unter *Brighella*'s Führung eine Bande von Sbirren sich nähert, um die bunte

Masse zu zerstreuen, soll das meuterische Vorhaben bereits zur Ausführung kommen; doch verlangt *Luzio* für jetzt noch nachzugeben und sich in der Nähe zu zerstreuen, da hier zuvor noch der eigentliche Anführer ihrer Unternehmung von ihm gewonnen werden solle: eben hier befindet sich nämlich der Ort, welchen *Isabella* in ihrem Uebermuth ihm als denjenigen ihrer vorgeblichen Zusammenkunft mit dem Statthalter verrathen hat. Diesem letzteren lauert nun *Luzio* auf: wirklich erkennt er ihn in einer sorgfältig vermummten Maske, hält ihn im Wege auf, und da jener gewaltsam sich loswindet, will er ihm mit lautem Ruf und gezogener Waffe nachfolgen, als er, auf der im Gebüsch versteckten *Isabella* Veranstaltung, selbst aufgehalten und irregeleitet wird. *Isabella* tritt hervor, freut sich des Gedankens, in diesem Augenblick der verrathenen *Marianna* den treulosen Gatten zurückgeführt zu wissen, und da sie soeben das versprochene Begnadigungspatent des Bruders in der Hand zu halten glaubt, ist sie im Begriff, gutmüthig jeder weiteren Rache zu entsagen, als sie, beim Schein einer Fackel die Schrift erbrechend, zu ihrem Entsetzen den verschärften Hinrichtungsbefehl erkennt, welchen der Zufall dadurch, dass sie die Kunde der Begnadigung ihrem Bruder vorenthalten wollte, durch Bestechung des Schliessers jetzt in ihre Hand geliefert hat. Nach harten Kämpfen gegen die ihn zerwühlende Leidenschaft der Liebe, hatte *Friedrich*, seine Ohnmacht gegen diesen Feind seiner Ruhe erkennend, beschlossen, wenn auch als Verbrecher, doch als Ehrenmann zu Grunde zu gehen. Eine Stunde an *Isabella*'s Busen, dann der eigne Tod — nach demselben Gesetz, dessen Strenge unwiderruflich *Claudio*'s Leben verfallen bleiben soll. *Isabella*, welche in dieser Handlung nur eine neue Häufung der Schändlichkeiten des Heuchlers erkennt, bricht noch einmal in das Rasen schmerzlichster Verzweiflung aus. Auf ihren Ruf zur sofortigen Empörung gegen den schändlichsten Tyrannen, strömt alles Volk in bunter leidenschaftlicher Verwirrung herbei: *Luzio*, welcher ebenfalls dazu kommt, räth jedoch mit heftiger Bitterkeit dem Volk ab, dem Wüthen des Weibes Gehör zu geben, das, wie ihn, gewiss auch sie Alle täusche; denn er ist im Wahne ihrer schmachvollsten Untreue. Neue Verwirrung, gesteigerte Verzweiflung *Isabella*'s: plötzlich vom Hintergrunde her burleske Hülferufe *Brighella*'s, welcher, selbst in eine Situation der Eifersucht verwickelt, den verlarvten Statthalter aus Missverständniss ergriffen hat, und so nun dessen Entdeckung veranlasst. *Friedrich* wird erkannt, die zitternd an seine Seite geschmiegte *Marianne* entlarvt; Staunen, Entrüstung, Jubel greift um sich; die nöthigen Erklärungen stellen sich rasch ein; *Friedrich* begehrt finster vor das Gericht des zurückerwarteten Königs zum Empfang des Todesurtheils gestellt zu werden. Der vom jauchzenden Volke aus dem Gefängniss befreite *Claudio* belehrt ihn, dass das Todesurtheil nicht jeder Zeit für Liebesvergehen bestimmt sei: neue Boten melden die unerwartete Ankunft des Königs im Hafen; man beschliesst in voller Maskenprozession dem geliebten Fürsten, welcher zu seiner Herzensfreude wohl einsehen werde, wie übel es mit dem finstren Puritanismus des Deutschen im heissen Sizilien ergehen müsse, freudig huldigend entgegen zu ziehen. Von ihm heisst es: »Ihn freuen bunte Feste mehr, als eure traurigen Gesetze«. *Friedrich*, mit seiner neu ihm vermählten Gemahlin *Marianna*, muss nun den Zug eröffnen, die dem Kloster für immer verlorene Novize folgt mit *Luzio* als zweites Paar.« —

Diese lebhaften und in vieler Beziehung wohl kühn entworfen zu nennenden Scenen, hatte ich in einer angemessenen Sprache und sorg-

fältigen Versen, welche schon von Laube beachtet worden waren, ausgearbeitet. Die Polizei stiess sich zunächst an dem Titel des Werks, welcher, wenn ich ihn nicht geändert hätte, Schuld an dem gänzlichen Scheitern meiner Aufführungspläne gewesen wäre. Wir befanden uns in der Woche vor Ostern, und dem Theater waren Aufführungen lustiger oder gar frivoler Stücke in dieser Zeit untersagt. Glücklicher Weise hatte die betreffende Magistratsperson, mit welcher ich hierüber unterhandeln musste, mit dem Gedichte selbst sich nicht näher eingelassen, und da ich versicherte, dass es nach einem sehr ernsten Shakespear'schen Stücke gearbeitet sei, begnügte man sich mit der Abänderung des unter allen Umständen doch aufregenden Titels, wogegen die Benennung *«die Novize von Palermo»* nichts Bedenkliches zu haben schien, und im Betreff der Inkorrektheit desselben keine weitren Scrupel aufkamen. — Anders ging es mir kurz darauf in Leipzig, wo ich statt der geopferten *«Feen»* mein neues Werk zur Aufführung einzuschieben versuchte. Der Direktor *Ringelhardt*, den ich dadurch, dass ich seiner eignen, bei der Oper debütirenden, Tochter die Partie der «Mariannes» zuweisen wollte, schmeichelnd für mein Unternehmen zu gewinnen hoffte, nahm aus der von ihm begriffenen Tendenz des Sujets den nicht übel klingenden Vorwand, meine Arbeit zurückzuweisen. Er behauptete, dass, wenn der Magistrat Leipzigs die Aufführung derselben gestatten würde, woran er aus Hochachtung vor dieser Behörde sehr zweifelte, er als gewissenhafter Vater seiner Tochter doch jedenfalls nicht erlauben würde darin aufzutreten. —

Von dieser bedenklichen Eigenschaft meines Operntextes hatte ich bei der Magdeburger Aufführung merkwürdiger Weise gar nicht zu leiden, da das Sujet, wie gesagt, der gänzlich unklaren Darstellung wegen, dem Publikum rein unbekannt blieb. Dieser Umstand, und dass somit gar keine Opposition gegen die *Tendenz* sich gezeigt hatte, ermöglichte daher auch eine zweite Aufführung, gegen welche von keiner Seite her Einspruch erhoben wurde, da sich kein Mensch darum bekümmerte. Wohl fühlend, dass meine Oper keinen Eindruck hervorgebracht, und das Publikum in eine gänzlich unentschiedene Stimmung darüber, was diess Alles eigentlich zu sagen gehabt, gelassen hatte, rechnete ich wegen des Umstandes, dass diess die letzte Vorstellung unsres Opernpersonals war, dennoch auf eine gute, ja grosse Einnahme, weshalb ich mich denn auch nicht hindern liess, die sogenannten «vollen» Preise für den Eintritt zu verlangen. Ob bis zum Beginn der Ouverture sich einige Menschen im Saale eingefunden haben würden, kann ich nicht genau ermessen: ungefähr eine Viertelstunde vor dem beabsichtigten Beginn, sah' ich

nur *Frau Gottschalk* mit ihrem Gemahl, und sehr auffallender Weise einen polnischen Juden im vollen Costüm, in den Sperrsitzen des Parterre's. Dem ohngeachtet hoffte ich noch auf Zuwachs, als plötzlich die unerhörtesten Scenen hinter den Coulissen sich ereigneten. Dort stiess nämlich der Gemahl meiner ersten Sängerin (der Darstellerin der «Isabella»), Herr *Pollert*, auf den zweiten Tenoristen, *Schreiber*, einen sehr jungen hübschen Menschen, den Sänger meines «Claudio», gegen welchen der gekränkte Gatte seit längerer Zeit einen im verborgenen genährten eifersüchtigen Groll hegte. Es schien dass der Mann der Sängerin, der mit mir am Bühnenvorhange sich von der Beschaffenheit des Publikums überzeugt hatte, die längst ersehnte Stunde für gekommen hielt, wo er, ohne Schaden für die Theaterunternehmung herbei zu führen, an dem Liebhaber seiner Frau Rache zu üben habe. *Claudio* ward stark von ihm geschlagen und gestossen, so dass der Unglückliche mit blutendem Gesichte in die Garderobe entweichen musste. *Isabella* erhielt hiervon Kunde, stürzte verzweiflungsvoll ihrem tobenden Gemahl entgegen, und erhielt von diesem so starke Püffe, dass sie darüber in Krämpfe verfiel. Die Verwirrung im Personal kannte bald keine Grenze mehr: für und wider ward Partei genommen, und wenig fehlte, dass es zu einer allgemeinen Schlägerei gekommen wäre, da es schien, dass dieser unglückselige Abend Allen geeignet dünkte, schliesslich Abrechnung für vermeintliche gegenseitige Beleidigungen zu nehmen. Soviel stellte sich heraus, dass das unter dem Liebesverbot Herrn *Pollert's* leidende Paar unfähig geworden war, heute aufzutreten. Der Regisseur ward vor den Bühnenvorhang gesandt, um der sonderbar gewählten kleinen Gesellschaft, welche sich im Theatersaale befand, anzukündigen, dass «eingetretener Hindernisse» wegen die Aufführung der Oper nicht statt finden könnte. —

Dies war das Ende meiner vielverheissenden, und mit verhältnissmässig grossen Opfern begonnenen Dirigenten- und Componisten-Laufbahn in *Magdeburg*. — Die «Heiterkeit der Kunst» wich von nun an gänzlich dem «Ernste des Lebens». Meine Lage war zu überdenken, und gewährte dabei keinen erfreulichen Anblick. Alle Hoffnungen, die ich, selbst gemeinschaftlich mit *Minna*, auf den Erfolg meines Werkes begründet hatte, waren spurlos vernichtet. Meine auf diese in Aussicht gestellte Einnahme verwiesenen Gläubiger verzweifelten an meinem Talente, und hielten sich dagegen lediglich an meine bürgerliche Person, welcher sie durch schleunig eingereichte gerichtliche Klagen beizukommen suchten. Meine kleine Wohnung auf dem «breiten Weg» war mir, da ich bei jeder Heimkehr an der Thüre eine gerichtliche Vorladung

angenagelt fand, höchst widerwärtig geworden; ich vermied sie von nun an gänzlich, namentlich auch da mein brauner Pudel, der mir dieses Asyl bisher noch erheitert hatte, spurlos verschwunden war, welches ich für ein böses Anzeichen des gänzlichen Verfalls meiner Lage betrachtete. Jetzt gewährte *Minna* mit wahrhaft tröstlicher Sicherheit und Standhaftigkeit in jeder Art des Verhaltens mir einen letzten, höchst wohlthuenden Anhalt. Umsichtig hatte sie zuvörderst für ihr eignes Fortkommen gesorgt, und stand im Begriff mit der Theaterdirektion von *Königsberg in Preussen* einen nicht ungünstigen Contrakt abzuschliessen. Nun galt es, für mich eben daselbst ein Unterkommen als Musikdirektor zu finden: ein solcher ward nicht gesucht; da der Königsberger Direktor aus unsrer Correspondenz wohl aber ersah, dass *Minna*'s Annahme des Engagements von der Möglichkeit auch meiner Anstellung an dem gleichen Theater abhinge, eröffnete er die nahe Aussicht der Erledigung des Postens, und seine Bereitwilligkeit, diesen mit mir zu besetzen. Darauf hin kamen wir überein, dass Minna nach Königsberg vorangehen, und mir den Weg zur Nachfolge bahnen sollte. Ehe diess zur Ausführung kam, verlebten wir noch eine bange, in meiner Erinnerung als höchst beängstigend aufbewahrte Zeit in Magdeburg's Mauern. Zwar machte ich noch einen Versuch, in Leipzig persönlich einiges für die Besserung meiner Lage zu erwirken, worunter auch die oben erwähnten Verhandlungen mit dem Theaterdirektor im Betreff meiner neuen Oper zu rechnen sind. Doch sah ich bald ein, dass meines Bleibens in meiner Vaterstadt und in der mich beängstigenden Nähe meiner Familie, von der es mich unruhig hinwegtrieb, nicht mehr war. Meine tief erregte, schwermüthig verschlossene Stimmung ward von den Meinigen erkannt: die Mutter beschwor mich, was ich auch erwählen möge, nur um des Himmels Willen mich nicht bei so grosser Jugend zu einer Heirath hinreissen zu lassen. Ich schwieg. Da ich schied, gab mir *Rosalie* das Geleit bis auf die Treppe; ich gab vor, nach Besorgung nöthiger Geschäfte in Bälde wieder zurückzukehren, und wollte leicht hin ihr nur ein flüchtiges Adieu sagen: sie ergriff mich bei der Hand, sah mir lange in die Augen, und sagte *«Gott weiss, wann ich dich wieder sehe!»* — Diess schnitt mir durch's Herz, schien jedoch nur mein böses Gewissen zu treffen: dass sie zugleich aber die Ahnung ihres frühen Todes aussprach, konnte mir erst aufgehen, als ich nach kaum zwei Jahren, ohne sie wiedergesehen zu haben, die Kunde von ihrem plötzlichen Ende erhielt. —

Jetzt verbrachte ich noch einige Wochen in grösster Zurückgezogenheit bei *Minna* in Magdeburg: sie selbst half, so gut sie konnte, gegen die

äussersten Bedrängnisse meiner Lage. In Erwartung der Trennung und ihrer ungewissen Dauer, verliess ich sie kaum mehr, und unsre einzige Erholung bestand in Spaziergängen nach der entlegeneren Umgebung der Stadt. Bange Anzeichen drückten die Stimmung: die warme Maiensonne, die uns, wie zur Verhöhnung der verlassenen Lage, die traurigen Strassen Magdeburg's beschien, verfinsterte sich eines Tages so vollständig, wie ich es seitdem nie wieder erlebt, und erfüllte mich mit wahrhaftem Grausen. Von einem Spaziergange zurückkehrend, nahten wir uns der Elbbrücke, und gewahrten einen Mann, der so eben von dort sich in das Wasser hinabstürzte: wir traten an das Ufer, riefen nach Hilfe, und vermochten den Müller einer der auf dem Flusse liegenden Wassermühlen, dem, von der Strömung in dieser Richtung geführten, mit dem Tode ringenden Unglücklichen, als er grade der Mühle sich näherte, einen Rechen entgegen zu halten, an welchem jener sich retten sollte. Mit unbeschreiblicher Angst sahen wir dem entscheidenden Augenblick entgegen, — gewahrten wie der Ertrinkende wirklich nach dem Rechen griff, ihn aber verfehlte, und in demselben Augenblick unter der Mühle verschwand, um nie wieder gesehen zu werden. — Am gleichen Morgen, an welchem ich *Minna* an den Postwagen brachte, um dort von ihr einen mich so sehr bekümmernden Abschied zu nehmen, strömte die ganze Bevölkerung der Stadt zu einem der Thore hinaus, um auf einem weitem Anger einer »durch das Rad von unten« zu vollziehenden Hinrichtung zuzusehen. Der Verbrecher war ein Soldat, der seine Braut aus Eifersucht vorsätzlich ermordet hatte. Als ich hierauf zu meinem letzten Mittagsmal im Gasthof mich niederliess, hörte ich von allen Seiten nichts als die scheusslichen Einzelnheiten der befolgten national-preussischen Hinrichtungsmethode berichten. Ein junger Assessor, grosser Musikfreund, erzählte seine Unterredung, mit dem von *Halle* her requirirten Scharfrichter, mit welchem er sich über die humanen Mittel zur Beschleunigung der Tödtung des Schlachtopfers zu berathen gehabt hatte, wobei er der eleganten Kleidung und Haltung des entsetzlichen Menschen mit Schaudern gedachte. — Diess waren die letzten Eindrücke, mit welchen ich von dem ersten Orte meiner künstlerischen Wirksamkeit und bürgerlichen Selbstständigkeits-Versuche schied. Sie sind mir seitdem oft mit seltsamer Bezüglichkeit wiedergekehrt, wenn ich mit dem Gefühle, es sei für immer, von denjenigen Städten mich wandte, an welchen ich, wo es auch war, Gedeihen für meine Kunst oder bürgerliche Wohlfahrt gesucht hatte. Nicht sehr unähnlich waren meine Empfindungen beim Verlassen jedes Ortes, wo ich in jener Absicht geweilt. —

So traf ich am 18. Mai dieses Jahres 1836 zum ersten Mal in *Berlin* ein, und lernte auch die eigenthümliche Physiognomie dieser anspruchsvollen Königsstadt kennen. In dem Gasthof zum «Kronprinzen» auf der Königsstrasse, in welchem einige Monate zuvor *Minna* sich aufgehalten hatte, suchte ich denn, mit den bescheidensten Ansprüchen, in sehr unsicherer Erwartung für meine Lage, ein dürftiges Unterkommen. Einen vertrauten Anhalt gewährte es mir, *Laube* in *Berlin* wieder zu finden, wo er, dem Entscheide des gerichtlichen Urtheils über ihn entgegensehend, privatisirend und mit litterarischen Arbeiten beschäftigt sich aufhielt. Für das Schicksal meines «Liebesverbotes» hatte er eine Schwäche, und ging mir mit gutem Rath für die Benützung der vorliegenden persönlichen Verhältnisse, zum Zweck der zu erlangenden Aufführung dieser Oper am «Königstädter» Theater, an die Hand. Dieses Theater stand unter der Direktion eines der originellsten Produkte des Berliner Bevölkerungswesens: er nannte sich *Cerf*, und war durch den König von Preussen ermächtigt, den Titel eines «Commissionsrathes» zu führen. Für seine grosse Begünstigung von Seiten des Hofes führte man allerhand, nicht besonders geschmackvolle, Gründe an; es war ihm vermöge derselben gelungen, die Privilegien des Vorstadttheaters ausserordentlich zu erweitern. Der Verfall der grossen Oper am königlichen Theater führte dem leichteren Genre, welches die königstädtsche Bühne mit Glück pflegte, die bevorzugende Gunst des Publikums zu. Durch solche Erfolge übermüthig, stimmte der Direktor dem Urtheil Derjenigen, welche die geschickte Führung eines Theaters nur von gemeinen und ungebildeten Menschen erwarten zu dürfen erklärten, mit dem unverholenem Selbstgefühl, der richtige Mann in diesem Sinne zu sein, bei, und bewahrte nach allen Seiten hin auf das Ergetzlichste seine glückliche Ignoranz. Ganz nur auf seinen natürlichen Blick sich verlassend, hatte er sich eine völlig diktatorische Stellung zu den künstlerischen Beamten seines Theaters beigelegt: er durfte ganz nach Gunst und Ungunst verfahren. Diese Eigenschaft schien mir zum Vortheil auszuschlagen: *Cerf* erklärte bei meinem ersten Besuche, dass ich ihm gefiele, wünschte mich aber lieber als «Tenorist» verwenden zu können; meinem Anliegen, das *Liebesverbot* aufzuführen, setzte er nicht das mindeste Bedenken entgegen, sondern versprach es sogleich. Namentlich aber wollte er mich als Musikdirektor anstellen. Er war im Begriff sein Opernpersonal zu erneuern, und setzte hierbei voraus, dass sein Kapellmeister *Gläser*, der Componist von «Adlershorst», durch seine Parteinahme für die ältern Sänger seinen Absichten hinderlich sein würde, weshalb er *mich* seinem

Theater zugesellt wissen wollte, um jemanden zu haben, welcher »für die neuen Sänger eingenommen wäre«. Diess alles machte sich so leicht, dass es mir wohl kaum zu verdenken war, wenn ich mich an einer besonders günstigen Wendung meines Schicksals angelangt glaubte, und mein schwermüthiges Herz durch günstige Hoffnung erleichtert fühlte. Kaum erlaubte ich mir, meine Lage einigermassen diesen freundlichen Erwartungen gemäss einzurichten, als mir auch klar werden sollte, wie sehr ich hierbei auf Sand gebaut hatte. Mit wahrhaftem Grauen erfüllten mich die schnell sich mehrenden Wahrnehmungen des fast boshaft aussehenden Betrugs, welchen *Cerf*, wie es schien, rein zu seinem Vergnügen, sich gegen mich erlaubt hatte. Nach Art der Potentaten hatte er seine Gnadenbezeugungen mir direkt und autokratisch erwiesen; die Rücknahme und Ungültigkeitserklärung seiner Versprechungen liess er jedoch durch seine Beamten und Sekretaire ausführen, indem er auch sein ausnahmsweises Verhalten zu mir plötzlich in das gewöhnliche Geleis der scheinbaren Abhängigkeit des Potentaten von seiner Bureaukratie hinübergleiten liess. Mit denselben Menschen, vor denen er mich zuvor gewarnt hatte, und gegen welche er mich sich verbündet wissen wollte, hatte ich mich endlich, als *Cerf* möglichst ohne jede Entschädigung mich los zu werden wünschte, über alles das, was zwischen uns bestimmt abgemacht war, gewissermaassen gesuchsweise zu verständigen. Kapellmeister, Regisseur, Sekretair und ähnliche Herren hatten mir zu beweisen, dass meine Wünsche nicht zu erfüllen seien, und dass der Direktor für meine, nutzlos in der Erwartung der Erfüllung der mir gemachten Zusagen hingebrachte Zeit, keinerlei Entschädigung schulde. Ich entsinne mich, dass der mühselig sich abwickelnde Prozess dieser Erfahrungen mich mit ahnungsvollem Weh für mein ganzes Leben erfüllte. —

Meine Lage ward ausser dem dadurch gegen zuvor noch bedeutend verschlimmert. Mit *Königsberg*, von wo aus jetzt *Minna* mir über meine auf dort gerichteten Hoffnungen Mittheilungen machte, erfuhr ich nichts ermuthigendes: der dortige Theaterdirektor schien zu seinem bisherigen Musikdirektor in einem unklaren Verhältniss zu stehen, über welches ich mich erst später genügend aufklären konnte, das für jetzt aber meine Aussichten auf die gewünschte Stelle in unverständlicher Weise in die Ferne stellte. Doch schien es gewiss, dass ich im Herbst die Königsberger Stelle würde antreten können: da ich in Berlin gänzlich ohne Anhalt umherschwankte, und an eine Rückkehr nach Leipzig um keinen Preis denken wollte, baute ich mir auf diesen schwachen Hoffnungen müh-

selig das Schiff, welches mich aus dem Berliner Sandmeer in den schützenden Hafen der Ostsee führen sollte.

Diess war mir jedoch erst möglich geworden, nachdem ich noch schwere und ernste Kämpfe, welche auf mein Verhältniss zu *Minna* sich bezogen, in meinem Innern durchgefochten hatte. Ein unbegreiflicher Zug dieses sonst so einfach scheinenden weiblichen Charakters, hatte mein junges Herz in grosse Beunruhigung gestürzt. Ein gutmüthiger vermögender Kaufmann jüdischer Abkunft, Namens *Schwabe*, welcher bis dahin in Magdeburg etablirt gewesen war, näherte sich mir theilnehmend in Berlin, und, wie ich bald erfuhr, galt diese Theilnahme hauptsächlich dem leidenschaftlichen Interesse, welches er für *Minna* gefasst hatte. Mir ist später klar geworden, dass zwischen diesem Mann und Minna ein Verhältniss bestanden hatte, welches an sich nicht wohl als eine Untreue gegen mich angesehen werden konnte, da es in seinem Verlaufe sich als eine bestimmte Zurückweisung der Werbung des Nebenbuhlers zu meinen Gunsten herausstellte: nur dass diess so geheim geschehen war, dass ich bis dahin gar keine Ahnung davon hatte, auch dass mir die Vermuthung blieb, *Minna*'s wohl bestellte Verhältnisse hätten sich zum Theil der Freundschaft dieses Menschen verdankt, erfüllte mich mit düstren Bedenken. Da ich jedoch, wie gesagt, keiner eigentlichen Untreue auf den Grund kommen konnte, empfand ich mehr nur eine störende und ängstigende Unruhe, die mich zu dem halb verzweiflungsvollen Willen drängte, durch vollkommene Versicherung der Geliebten mich nach dieser Seite hin in das Gleichgewicht zu bringen. Es schien mir, als ob sowohl meine bürgerliche Stetigkeit, als mein künstlerisches Gedeihen, durch eine rückhaltslose Verbindung mit *Minna* mir versichert werden würden. Bereits hatten die zwei Jahre, welche ich beim Theater verbrachte, mich in einer Zerstreuung erhalten, welche meinem innersten Bewusstsein sich fast qualvoll fühlbar machte: dunkel ahnte es mir, dass ich mich auf übel leitenden Irrwegen befand; ich sehnte mich nach Sammlung und Ruhe, und hoffte diese am entsprechendsten durch den Abschluss des Verhältnisses zu finden, welches selbst der Quell so ernstlicher Beunruhigungen für mich geworden war. *Laube* mochte wohl dem übel bestellten, leidenschaftlich und verzehrt aussehenden jungen Manne anmerken, dass es mit ihm eine besondre Bewandniss habe: in seinem Umgange, der für mich immer etwas Tröstliches hatte, gewann ich die einzigen, einigermaassen lohnenden Eindrücke von Berlin. Der wichtigste künstlerische Eindruck, den ich ausserdem dort erhielt, kam mir aus einer Aufführung des «*Ferdinand Cortez*» unter *Spontini*'s eigner Leitung:

der Geist derselben überraschte mich auf fast ungekannte Weise. Liess mich auch die eigentliche Darstellung, namentlich in Betreff der Hauptpersonen, die sämmtlich nicht mehr der Blüthe der Berliner Oper angehörten, kalt, und kam es auch nie zu einer Wirkung, die sich nur annähernd derjenigen, welche die Schröder-Devrient auf mich gemacht hatte, vergleichen konnte, so war mir doch das ausserordentlich präcise, feurige, und reich organisirte Ensemble des Ganzen durchaus neu. Ich gewann eine neue Ansicht von der eigenthümlichen Würde grosser theatralischer Vorstellungen, welche in allen ihren Theilen durch scharfe Rhythmik zu einem eigenthümlichen, unvergleichlichen Kunstgenre sich steigern konnten. Dieser sehr deutliche Eindruck lebte drastisch in mir fort, und hat mich bei der Conception meines »*Rienzi*« namentlich geleitet, so dass in künstlerischer Beziehung Berlin seine Spuren in meinen Entwicklungsgang eingrub.

Für jetzt galt es jedoch, meiner äusserst hülflos gewordenen Lage aufzuhelfen. Ich war dazu entschlossen, mich nach Königsberg zu wenden, und hatte meinen Entschluss, wie die darauf begründeten heilsamen Annahmen, *Laube* mitgetheilt. Dieser treffliche Freund erkannte es, ohne weiter darum angegangen zu werden, als seine Aufgabe, mir durch seine energische Vermittelung zur Befreiung aus meiner Berliner Verlassenheit und zur Erreichung meines nächsten Zieles zu verhelfen, was durch Vereinigung mehrerer, *Laube* befreundeter Personen gelang. Beim Abschied ermahnte mich der Freund, der mir theilnehmend in das Herz blickte, auch bei erwünschtem Gedeihen meiner Musikdirektoren-Laufbahn mich nicht in die Flachheit des Theater-Lebens verstricken zu lassen, und nach ermüdenden Proben, statt zum Liebchen zu gehen, lieber ein tüchtiges Buch zur Hand zu nehmen, damit auch meine grössern Anlagen der kräftigenden Pflege nicht entbehren möchten. Ich verschwieg ihm, dass ich im Sinne hatte, durch frühzeitigen vollständigen Abschluss nach dieser zerstreuenden Seite hin, mich gänzlich gegen das Aufreibende des Theaterliebschaftswesens schützen zu wollen. So trat ich am 7. Juli die damals äusserst beschwerliche und ermüdende Reise nach dem fernen *Königsberg* an.

Mir war es als ging es aus der Welt, als ich Tage lang durch die Wüsten der Marken dahin rollte. Traurig und demüthigend wirkte auf mich dann zunächst der äusserliche Eindruck von *Königsberg*, wo ich in einer dem Theater nahe gelegenen Vorstadt (»Tragheim«) vom ärmlichsten Anschein, in einer dorfähnlichen Gasse das schlechte Haus aufsuchte, in welchem *Minna* Unterkunft genommen hatte. Der ihr eigene freund-

liche und wohlwollende Gleichmuth wirkte aber bald heimisch wohlthätig auf mich. Sie gefiel am Theater sehr, war der Direktion und den Theaterfreunden werth; ihrem Bräutigam, für den ich nun offen galt, schien diess zu Gute kommen zu müssen. War auch noch keine deutliche Aussicht für meine Anstellung eröffnet, so kamen wir doch überein, dass ich zunächst einige Zeit aushalten möchte; die Sache werde sich wohl machen. Dieses war namentlich auch die Meinung eines vorzüglichen Königsberger Theaterfreundes, des wunderlichen *Abraham Möller*, welcher Minna, und endlich auch mir, eine grosse freundschaftliche Theilnahme widmete. Dieser bereits ältliche Mann gehörte der in Deutschland jetzt wohl gänzlich ausgestorbenen Gattung leidenschaftlicher Theaterliebhaber an, von denen in der Geschichte der Schauspieler aus früheren Zeiten so manches berichtet wird. Man konnte mit dem Manne, der sonst den verwegensten spekulativen Geschäften nachging, nicht eine Stunde zusammen sein, ohne von der Glorie der früheren Theaterzeiten in einem nicht entmuthigenden Sinne Mittheilungen anhören zu müssen. Er hatte sich, als früher vermögender Mann, den Umgang, selbst die Freundschaft fast aller grossen Schauspieler und Schauspielerinnen zu verschaffen gewusst. Durch allzu grosse Liberalität hatten sich leider seine Vermögensumstände sehr verschlechtert, und er war nun genöthigt durch allerhand sonderbare Geschäfte, bei welchen, ohne Einsatz, zu gewinnen war, die Mittel zu erschwingen, seiner Theaterlust und Liebe zur Protektion von Theaterangehörigen eine dürftige, dem heruntergekommenen Zustande des Theaters aber ganz richtig entsprechende Unterlage zu geben. Dieser wunderliche Mann, welchen der Theaterdirektor *Anton Hübsch* einigermaassen zu fürchten Grund hatte, übernahm es, meine Anstellung in Ordnung zu bringen. Was ihr entgegenstand war folgendes Verhältniss: der sehr tüchtige Musiker *Louis Schubert*, schon in frühester Zeit mir als erster Violincellist des Magdeburger Orchesters bekannt geworden, war von *Riga*, wo das Theater für einige Zeit sich aufgelöst, und wo er seine Frau zurückgelassen hatte, nach Königsberg gekommen, um dort so lang die Stelle des Musikdirektors einzunehmen, bis das neue Theater in Riga wieder eröffnet, und er dorthin zurückkehren würde. Diese Wiedereröffnung des Riga'schen Theaters, welche schon zu Ostern dieses Jahres hatte Statt finden sollen, verzögerte sich, und es lag ihm nun daran, Königsberg nicht zu verlassen; da er in seinem Fach sehr tüchtig war, entstand für den Theaterdirektor die Verlegenheit, sich für *Schubert*, dessen Bleiben oder Gehen ganz von auswärtigen Verhältnissen abhing, eines Nachfolgers zu versichern, welcher dann einzutreten bereit wäre, wenn

*Schubert's* Verhältnisse seinen Abgang herbeiführten. Somit konnte ein neuer junger Musikdirektor, welcher sich um jeden Preis nach Königsberg gezogen fühlte, als Reserve und schnell nöthig werdender Ersatz, nur sehr willkommen sein. Auch erklärte der Direktor sich bereit, mir bis zur Zeit meines definitiven Antritts einen Sustentations-Gehalt zu zahlen. Von *Schubert* dagegen ward meine Ankunft mit höchstem Grimm gesehen, die Nöthigung, bald nach Riga zurückzugehen, war für ihn entschwunden, da die Wiedereröffnung des dortigen Theaters auf unbestimmte Zeit verschoben war. Für das Verbleiben in Königsberg hatte er aber ausserdem ein besondres Interesse gewonnen, und zwar durch die in ihm rege gewordene besondre Theilnahme für die erste Sängerin der Königsberger Oper, welche ihn auch gegen den Wunsch der Rückkehr zu seiner Frau erkalten liess. So klammerte er sich endlich mit grosser Leidenschaftlichkeit an seine Königsberger Stellung an, erblickte in mir einen Todfeind, und wandte alle Mittel der Selbsterhaltung dazu an, mir das Verbleiben in Königsberg und das, an und für sich sehr peinliche Warten auf seinen Fortgang, zur Hölle zu machen. Während ich zuvor in Magdeburg mit Musikern und Sängern in dem freundschaftlichsten Verhältniss gestanden hatte, und vom Publikum äusserst wohlwollend beachtet worden war, hatte ich hier bald nach jeder Seite hin mich gegen die kränkendsten Anfeindungen zu wehren. Diese sich bald mir eröffnende, widerwärtige Lage trug nicht wenig dazu bei, mich in Königsberg wie in der Verbannung angekommen zu fühlen. Dass ich gerade unter solchen Verhältnissen die Verbindung mit *Minna* ertrotzen sollte, erschien selbst meiner Leidenschaftlichkeit als höchst bedenkliches Wagniss. — Anfangs August ging die Gesellschaft für einige Zeit zur Abhaltung einer Sommersaison nach *Memel:* ich folgte *Minna* in einigen Tagen nach. Die Reise geschah zum grössten Theil zu Schiff auf dem *kurischen Haff*, bei üblem Wetter und schlechtem Wind ohne Dampf: eine der melancholischsten Fahrten, die ich je erlebt. Auf dem dünnen Sandstreifen, welcher dieses Haff von der Ostsee trennt, wurde mir im Vorbeifahren das Schloss von *Runsitten* gezeigt, wohin *Hoffmann* eine seiner schauerigsten Erzählungen («das Majorat») verlegt hat. Dass ich gerade hier, in dieser öden, trübseligen Umgebung, seit lange zum ersten Male wieder mit meinen phantastischen Jugendeindrücken mich berühren sollte, wirkte seltsam und schauerig auf meine Stimmung. — Der traurige Aufenthalt in *Memel*, die trübselige Rolle welche ich dort spielte, alles wirkte zusammen, mich in *Minna*, um deren Willen ich wiederum doch nur in eine so beängstigende Lage mich begeben hatte, meinen einzigen tröstlichen Anhalt

suchen zu lassen. Freund *Abraham* kam uns aus Königsberg nach, und schien zu meinen Gunsten allerhand sonderbares Spiel in Bewegung zu setzen, offenbar um den Direktor mit dem Musikdirektor zu überwerfen. Wirklich meldete sich eines Tages *Schubert*, in Folge eines nächtlichen Wirthshaus-Disputes mit *Hübsch*, für eine von «Euryanthe» abzuhaltende Orchesterprobe krank, um hiedurch den Direktor zu veranlassen, mich schnell an das Direktionspult zu berufen, — wobei der Rival boshaft voraussetzte, dass ich, auf diese selten gegebene schwierige Oper gänzlich unvorbereitet, bei dieser Gelegenheit mir für seine feindlichen Absichten willkommene Blössen geben sollte. Obgleich ich wirklich die Partitur der «Euryanthe» noch nie vor mir gehabt hatte, ging jedoch sein Wunsch so wenig in Erfüllung, dass er vorzog für die Aufführung wieder gesund zu werden, um selbst zu dirigiren, was er nicht gethan haben würde, wenn die Oper meiner Unfähigkeit wegen nicht hätte gegeben werden können. In kümmerlicher Lage, gekränkt, und unter dem rauhen Klima, welches selbst an Sommerabenden schauerig frostig sich auf mich senkte, verlebte ich, nur in der Abwehr der peinlichsten Lebensmühen begriffen, eine für meine künstlerische Entwickelung gänzlich verlorne Zeit; bis endlich mit der Rückkehr nach Königsberg, namentlich unter Freund *Möller*'s Vormundschaft, die Frage, was daraus werden sollte, ernstlicher erwogen wurde. Von *Danzig* aus war mir und Minna zugleich ein nicht unvortheilhaftes Engagement angeboten, und zwar durch Vermittelung meines Schwagers und meiner Schwester *Wolfram*, welche sich dorthin gewandt hatten. Unser Theaterfreund benutzte diesen Fall, um den Direktor *Hübsch*, welchem namentlich an der Erhaltung *Minna*'s gelegen war, zum Abschluss eines ehrenvollen Contraktes für uns beide zu bewegen, wonach ich von Ostern nächsten Jahres an unter allen Umständen als wirklicher Musikdirektor seines Theaters einzutreten hatte, und uns beiden eine Hochzeits-Benefiz-Vorstellung zugesichert wurde, für welche wir die «Stumme von Portici», unter meiner Orchesterdirektion, wählten. Denn so fand nun namentlich *Möller:* wir müssten uns heiraten und Hochzeit machen; anders ging' es nun nicht mehr. *Minna* hatte nichts dagegen, und ich schien durch alle meine bisherigen Bestrebungen und Entschlüsse mir selbst bewiesen zu haben, dass ich nichts eifriger erstrebte, als in diesen Hafen der Ruhe einzulaufen. Dem ohngeachtet sah es in meinem tiefsten Innern um jene Zeit wunderlich genug aus.

Mit *Minna*'s Leben und Charakter war ich genügend bekannt geworden, um die bedeutenden Divergenzen unsrer verschiedenen Naturen

mir so klar, als es bei so einem wichtigen Schritte nöthig war, machen zu können, wenn ich zu solchem Urtheil die entsprechende Reife um jene Zeit bereits erlangt gehabt hätte. — Diejenige, die mir nun bald vermählt werden sollte, stammte von mühsam sich nährenden Aeltern aus *Oederan* im sächsischen Erzgebirge. Ihr Vater, ein sonderbarer Mann von grosser Lebenskraft, der im spätern Alter bedenkliche Spuren von Geistesverwirrung zeigte, war in jungen Jahren sächsischer Stabstrompeter gewesen, hatte als solcher einen Feldzug in Frankreich, sowie die Schlacht bei *Wagram* mitgemacht; dann war er zu mechanischen Arbeiten übergegangen, und verfertigte Wollkrempeln, mit denen er eine Zeit lang, da er eine besondre Verbesserung in der Herstellung derselben einführte, erträgliche Geschäfte gemacht haben soll. Ein reicher Fabrikant in *Chemnitz* hatte für das Ende eines Jahres grosse Bestellungen bei ihm gemacht: die Kinder, deren zarte Finger hierzu besonders gute Dienste leisteten, mussten Tag und Nacht angestrengt arbeiten, wofür ihnen der Vater eine besonders gute «Weihnacht» verhiess, da er einer reichen Einnahme entgegensah. Als die ersehnte Zeit herankam, traf ihn dagegen die Nachricht vom Bankrott des Bestellers: das schon Abgelieferte war verloren, das noch vorräthige Material ohne Aussicht auf Absatz. Von der Verwirrung, in welche diess Unglück die Familie setzte, konnte sie sich nie wieder erholen: sie wendete sich nach *Dresden*, wo der Vater als geschickter Mechaniker, namentlich bei dem Bau von Klavieren, zu denen er einzelne Bestandtheile lieferte, sich lohnende Arbeit zu finden versprach. Ausserdem führte er bedeutende Vorräthe des für die Krempeln bestimmten feinen Drahtes mit sich, der hier so vorteilhaft wie möglich zum Verkauf gebracht werden sollte. Die zehnjährige *Minna* ward beauftragt, Partien davon den Putzmacherinnen für das Verfertigen von Blumen zum Abkauf anzubieten: mit dem schweren Korbe voll Draht machte sie sich auf, und verstand es so angelegentlich zum Ankauf desselben zuzureden, dass sie bald den ganzen Vorrath glücklich und vortheilhaft untergebracht hatte. Von hier an entstand in ihr der Wunsch und die Sehnsucht, durch eigene Thätigkeit der immer mehr verarmenden Familie von Nutzen sein zu können, und sich selbst bald möglichst zu der Selbständigkeit zu verhelfen, welche die Aeltern der Sorge für sie entheben sollte. Da sie erwuchs, und ihr freundliches Aeussere sich bald zu auffallender Anmuth entwickelte, zog sie frühzeitig die Augen der Männerwelt auf sich. Ein Herr *von Einsiedel* verliebte sich sterblich in sie, und wusste seine Leidenschaft dem unerfahrenen jungen Mädchen in einer unbewachten Stunde verderblich zu machen. Der

höchste Schrecken kam in die Familie: nur die Mutter und eine ältere Schwester durften erfahren, in welch' schrecklicher Lage sich *Minna* befand; dem Vater, von dessen Zorn das Härteste zu fürchten war, blieb es stets verborgen, dass die kaum siebzehnjährige Tochter Mutter ward, und unter Umständen, die ihr Leben auf das äusserste bedrohten, ein Mädchen gebar. Von nun an fühlte sich *Minna*, welche in keiner Weise von dem Verführer Recht erlangen konnte, doppelt veranlasst, ihrer Selbständigkeit und dem Austritt aus dem älterlichen Hause nachzutrachten. Durch Bekannte war sie mit einem Gesellschaftstheater in Berührung getreten: sie erregte bei einer Vorstellung desselben die Aufmerksamkeit von Mitgliedern des königlichen Hoftheaters, und vor allem die des anwesenden Direktors des *Dessauer* Hoftheaters, welcher ihr sofort ein Engagement an seiner Bühne antrug. Mit Freuden ergriff sie diesen Ausweg aus ihrer drückenden Lage, da er ihr durch eine mögliche glänzende Laufbahn beim Theater zugleich die Mittel, für ihre Familie, vielleicht dereinst sogar reichlich, sorgen zu können, zeigte. Ohne jede Leidenschaft für das Theater, ohne Flattersinn und Neigung zur Gefallsucht, ersah sie in der theatralischen Laufbahn eben nur das Mittel zu einer schnellen, möglicher Weise sogar reichlichen Versorgung. Ohne irgend welche Bildung zur Kunstempfänglichkeit vorbereitet, erblickte sie im Theater genau nur die Schauspielergesellschaft. Gefallen und Nichtgefallen war ihr von Werth für die Behauptung einer guten bürgerlichen Selbständigkeit: alle Mittel, sich dieser auf dem vorliegenden Wege zu versichern, schienen ihr so zur Sache gehörig, wie dem Kaufmann es unerlässlich gilt, seine Waare am Schaufenster anziehend auszustellen. Den Direktor, den Regisseur, die beliebtesten Mitglieder sich zu Freunden zu machen, schien ihr nothwendigste Klugheit: diejenigen Theaterfreunde, welche durch ihr Urtheil oder ihren Geschmack auf das Publikum, und namentlich wieder auf die Direktion einwirkten, erkannte sie als Wesen, von denen die Erreichung ihrer innigsten Wünsche abhieng; sie nie sich zum Feind zu machen, schien ihr so natürlich nothwendig, dass der Erhaltung ihrer Gewogenheit keinerlei Rücksichten auf das persönliche Selbstgefühl entgegenzusetzen seien. Ihr Benehmen hatte sich hierbei eine besondre Klugheit angeeignet, die einerseits auf die Vermeidung des üblen Anscheins gerichtet war, andrerseits aber Entschuldigung selbst für das Auffällige fand, sobald sie sich im letzten Grunde der Vorgänge nichts übles bewusst war, woraus ein Gemisch von Widersprüchen entstand, deren bedenklichen Sinn zu fassen sie unfähig blieb. Ersichtlich war, dass ihr der eigentliche Zartsinn abging: sie zeigte dafür

nur Schicklichkeitsgefühl, mit welchem sie das sogenannte »Anständige« in das Auge fasste, ohne die Nichtigkeit desselben begreifen zu können, sobald der Zartsinn dabei verletzt wurde. Das Gefühl für Kunst, da es ihr somit an aller Idealität fehlte, ging ihr vollständig ab; Talent für das Theater besass sie ebenfalls nicht: ihr Gefallen rührte von ihrer lieblichen Erscheinung her; ob es mit der Zeit erlangter Routine gelungen sein würde, sie zu einer »guten« Schauspielerin zu machen, kann ich nicht beurtheilen. Die eigenthümliche Macht, welche sie über mich ausübte, rührte somit keineswegs von der ursprünglich mächtig auf mich wirkenden idealen Seite der Dinge her, sondern im vollen Gegentheile wirkte sie durch die Nüchternheit und Solidität des Wesens, welches bei meiner grossen Zerfahrenheit auf den Irrwegen nach einem idealen Ziele mit nöthigen Anhalt und Ergänzung bot. Sehr bald hatte ich mich daran gewöhnt, mein ideales Bedürfniss nie vor *Minna* in das Spiel zu bringen: in höchster Unklarheit hierüber bei mir selbst, ging ich gutmüthig lächelnd und scherzend über diesen Punkt hinweg, zeigte mich natürlich nun aber desto empfindlicher gegen die Beängstigungen, welche mir von derjenigen Seite des weiblichen Wesens entstanden, auf welcher ich *Minna* unwillkürlich von vorn herein eine mir wohlthätige Superiorität zuerkennen zu müssen glaubte. Ihre sonderbare Toleranz gegen gewisse Vertraulichkeiten und Zudringlichkeiten der von ihr dafür angesehenen Protektoren des Theaters selbst gegen ihre Person, verletzten mich im höchsten Grade; und zur Verzweiflung brachte es mich, gegen meine Vorwürfe hierüber sie die ernstliche Miene der Beleidigten annehmen zu sehen. Von jenem mir unbekannt gebliebenen Verhältnisse zu dem Kaufmann *Schwabe*, über welches ich in Berlin die erste Auskunft erhalten hatte, verschaffte der Zufall, durch Auffindung der Briefe dieses Mannes, mir eine höchst überraschende nähere Kenntniss. Alle in mir vorbereitete Eifersucht, aller tief innerliche Zweifel an *Minna*'s Charakter, machte sich in dem schnellen Entschlusse Luft, das Mädchen sofort zu verlassen. Es kam zu einem grenzenlos leidenschaftlichen Auftritt, in welchem sich der Typus aller späteren ähnlichen Auftritte mit grosser Prägnanz feststellte. Ich war in meinen Ausbrüchen offenbar zu weit gegangen, indem ich ein Weib, welches durch keine Art von leidenschaftlicher Liebe an mich gefesselt war, sondern welches mehr nur meinem Andrängen wohlwollend sich gefügt hatte, und welches im tiefsten Grunde mir eigentlich gar nicht angehörte, in einer Weise behandelte, als ob ich wirkliche Rechte auf sie besässe. Um mich in die vollste Verwirrung zu bringen, brauchte *Minna* mich nur darauf hinzuweisen, dass

sie im bürgerlichen Sinn wirklich vortheilhafte Bewerbungen zurückgewiesen hatte, während sie dem Ungestüm des jungen besitzlosen, übel versorgten Menschen, dessen Talent noch keine der Welt gültige Probe bestanden, mit freundlicher Theilnahme und Hingebung gewichen war. Hauptsächlich aber schadete mir die tobende Heftigkeit meiner Worte und Sprache, durch welche die Geschmähte sich so stark verletzt fühlte, dass ich beim Innewerden dieser Übertreibung stets nur auf die Begütigung der Gekränkten, durch Bekennen meines Unrechtes und die Bitte um Verzeihung, angewiesen blieb. Somit endigte dieser, wie später alle ähnlichen Auftritte, stets zum äusserlichen Vortheil der weiblichen Partei. Doch war der Friede für alle Zeit untergraben, und namentlich erlitt *Minna*'s Charakter bei häufiger Wiederholung ähnlicher Vorfälle eine bedenkliche Aenderung. Wie sie in späteren Zeiten namentlich durch meine ihr immer unbegreiflicher werdende Auffassung der Kunst und ihrer Verhältnisse in zunehmende Perplexität gerieth, welche ihr eine leidenschaftliche Unsicherheit in der Beurtheilung alles hierauf Bezüglichen eintrug, brachte sie von jetzt an mein, von dem ihrigen so sehr verschiedenes Gefühl über den Punkt des höheren Zartsinns im sittlichen Verhalten, in eine wachsende Verwirrung, welche, da sie im Uebrigen so manches Freie in meinen Ansichten nicht begreifen und gutheissen konnte, sie mit einer, ihrem gelassenen Wesen ursprünglich fremden, Leidenschaftlichkeit erfüllte. Dass wiederum diese Leidenschaftlichkeit mit den Jahren zunehmend sich in der Weise äusserte, wie es die Erziehung und der Ton in Familien der unteren bürgerlichen Schicht mit sich bringt, war nicht zu verwundern, weil statt eigentlicher Bildung die Arme nur die dürftige Tünche des bürgerlichen Anstands sich zugeeignet hatte. Dass mir unter den Aeusserungen dieser Heftigkeit aber der letzte Anhalt schwinden musste, welchen *Minna*'s eigenthümliche Natur bis dahin mir geboten, diess machte das wahrhaft Quälende unseres späteren Zusammenlebens aus. — Zu jener Zeit erfüllte mich erst nur eine unbestimmte Ahnung des Verhängnissvollen, welches der Schritt meiner Verheirathung mit Minna mit sich führte. Noch wirkten ihre behaglichen und beruhigenden Eigenschaften so vorherrschend wohlthätig auf mich, dass ich die innere Stimme, die mir dunkel Unheil weissagte, durch den grossen Leichtsinn, welcher mir zu eigen war, so wie durch den Eigensinn, welchen ich allen Abmahnungen entgegensetzte, zum Schweigen brachte.

Mit meiner Familie, d. h. mit der Mutter und Rosalie, hatte ich mich seit meiner Reise nach Königsberg ausser allem Verkehr gehalten; von meinem beschlossenen Schritte machte ich Niemandem nur die mindeste

Mittheilung. Unter meines alten Freundes *Möller* verwogener Anleitung beseitigte ich alle legalen Schwierigkeiten, welche der Vollziehung des Trauaktes entgegenstanden. Nach preussischem Gesetz bedarf der mündig gewordene Mann der Einwilligung der Aeltern zum Abschluss einer Ehe nicht: da ich nach demselben preussischen Gesetz aber noch nicht meine Volljährigkeit erreicht hatte, berief ich mich hierfür auf das sächsische Gesetz, welchem ich durch Geburt angehörte, und nach welchem ich bereits mit dem 21. Jahre meine Mündigkeit erreicht hatte. Unser öffentliches Aufgebot war nun an dem Orte nöthig, an welchem wir uns das letzte Jahr aufgehalten hatten; und in Magdeburg ging dieser kirchliche Akt ohne alle Einwendung ruhig vorüber. Da es auch an der Einwilligung der Aeltern Minna's nicht fehlte, blieb uns nur noch ein gemeinschaftlicher Besuch bei dem Pfarrer des *Tragheimer* Kirchspiels übrig, um alles in Ordnung gebracht zu haben. Bei diesem Besuch ging es noch wunderlich genug her. Es war am Vormittag des Abends unsrer Benefiz-Vorstellung, in welcher Minna die pantomimische Rolle der »Fenella« übernommen hatte; noch war ihr Costüm nicht in Ordnung; Bestellungen und Besorgungen blieben übrig; regnerisches kaltes Novemberwetter stimmte uns zum Unmuth, als wir im offenen Hausflur der Pfarrei ungebührlich lang auf Vorlassung warten mussten. Hierüber kam es zwischen uns Beiden zu einem Wortwechsel, der mit jäher Schnelligkeit bis zu den gehässigsten Aeusserungen führte, so dass wir eben daran waren, jedes zu verschiedenen Seiten davon zu laufen, als der Pfarrer die Thür öffnete und, betreten über den von ihm wahrgenommenen Zank, uns zum Eintritt aufforderte. So waren wir genöthigt wieder gute Miene anzunehmen; die sonderbare Situation kam uns erheiternd zum Bewusstsein; der Pfarrer ward beschwichtigt, und die Trauung auf den folgenden Tag um eilf Uhr bestellt.

Andre Verdriesslichkeiten, welche oft zum Ausbruch von heftigen Zänkereien führten, verursachte die häusliche Einrichtung, in deren möglichst gefälligem und behaglichem Charakter ich eine wesentliche Garantie des nun erwarteten ruhigen Glückes erblicken wollte. Gegen die besonnenen Vorstellungen meiner Braut gebärdete ich mich ungeduldig: der Anfang einer langen Reihe von Jahren wachsenden Gedeihens, welches ich vor mir sah, sollte durchaus mit entsprechender Symbolik häuslichen Comfort's eingeleitet werden. Möbel, Geräth, und alles Nöthige ward auf Credit gegen allmähliche Abzahlungs-Verpflichtung entnommen. Von Aussteuer, Ausstattung und allen solchen dem gemeinsten bürgerlichen Leben so geläufigen Annahmen, welche eine Heirath zum Aus-

gangspunkt eines sich begründenden Wohlstandes machen, war nicht im Entferntesten die Rede. Unsre Trauzeugen und Hochzeitgäste entnahmen wir dem zufällig am Königsberger Theater zusammengetroffenen Schauspielerpersonal: doch sorgte Freund *Möller* für eine silberne Zuckerdose, zu welcher ein andrer Theaterfreund, ein eigenthümlicher und meiner Erinnerung nicht uninteressant vorschwebender junger Mann, mit Namen *Ernst Castell*, ein silbernes Kuchenkörbchen fügte. Die am Vorabend stattfindende Benefiz-Vorstellung der «*Stummen von Portici*», welche ich mit allem Feuer dirigirte, ging gut von Statten, und lieferte die erwartete gute Einnahme. Nachdem wir den Polterabend, vom Theater heimkehrend, still und ermüdet verbracht, nahm ich zum ersten Mal Besitz von der neuen Wohnung, ohne mich jedoch in das zur Hochzeit aufgeputzte Brautbett zu legen, wogegen ich auf einem harten Kanapé, übel zugedeckt, weidlich dem Glücke des kommenden Tages entgegen fror. Nun setzte es mich des andren Morgens in angenehme Aufregung, als *Minna*'s Habseligkeiten in Koffern und Körben bei mir ankamen; auch hatte sich das regnerische Wetter vollständig verzogen, die Sonne strahlte hell am Himmel; nur in unsrem Gastzimmer wollte es nicht warm werden, und ich zog mir für lange Zeit die Vorwürfe Minna's wegen vermeintlich unterlassener Pflege der Heizung zu. Endlich kleidete ich mich in den neuen Anzug, für welchen ich einen dunkelblauen Frack mit goldenen Knöpfen gewählt hatte. Der Wagen fuhr vor und ich machte mich auf, um die Braut abzuholen. Der helle Himmel hatte uns alle freundlich gestimmt: in bester Laune traf ich *Minna* in ihrem prächtigen, von mir ausgewählten Anzuge; mit wirklicher Innigkeit und Freude im Auge begrüsste sie mich; das schöne Wetter für ein gutes Anzeichen erklärend, machten wir uns zu der plötzlich uns lustig dünkenden Trauung auf. Wir genossen die Genugthuung, die Kirche wie zu einer glänzenden Theater-Vorstellung überfüllt zu sehen; es kostete Mühe bis zum Altar vorzudringen, wo uns die nicht minder weihelose Versammlung unsrer Trauungszeugen im theatralischen Putze empfing. Es war nicht eine wahrhaft befreundete Seele unter allen Anwesenden, denn selbst unser sonderbarer alte Freund *Möller* fehlte, weil sich für ihn keine schickliche Paarung gefunden hatte. Das tief Ungemüthliche, erkältend Frivole der Umgebung, sowie des ganzen durch sie unwillkürlich beeinflussten Vorganges, blieb nicht einen Augenblick meiner Empfindung fremd. Der Traurede des Pfarrers, von dem man mir später berichtete, dass er bei der früheren *Muckerei*, die Königsberg so unsicher gemacht hatte, nicht ganz unbetheiligt gewesen, hörte ich wie im Traume zu. Mir wurde

nach einigen Tagen gemeldet, man trage sich in der Stadt mit dem Gerücht, dass ich den Pfarrer wegen in seiner Rede enthaltener gröblicher Beleidigungen verklagt hätte: ich begriff nicht was man meinte, und vermuthete dass ein Passus, welchen ich allerdings mit einiger Verwirrung vernommen hatte, zu jener Uebertreibung Veranlassung gab. Der Prediger nämlich verwies uns für die leidenvollen Zeiten, denen auch wir entgegen gehen würden, auf einen Freund, den wir beide nicht kennten; einigermaassen gespannt, hier etwa von einem heimlichen einflussreichen Protektor, der auf diese sonderbare Weise sich mir ankündigte, näheres zu erfahren, blickte ich neugierig auf den Pfarrer: mit besondrem Accent verkündigte dieser, wie strafend, dass dieser uns unbekannte Freund, — *Jesus* sei, — worin ich keineswegs, wie man in der Stadt vermeinte, eine Beleidigung, sondern nur eine Enttäuschung fand, während ich andrerseits annahm, dass derlei Ermahnungen dem Ritus bei Trauungsreden entsprächen. Doch war im Ganzen meine Zerstreutheit bei dem im tiefsten Grunde mir unbegreiflichen Akte so gross, dass, als der Pfarrer uns das geschlossene Gebetbuch hinhielt, um darauf unsre Trauringe zu sammeln, *Minna* mich ernstlich anstossen musste, um mich zur Nachfolge ihres sofort gegebenen Beispiels zu ermuntern. Mir wurde es in diesem Augenblicke wie durch eine Vision klar, dass sich mein ganzes Wesen wie in zwei über einander fliessenden Strömungen befand, welche in ganz verschiedener Richtung mich dahin zögen: die obere, der Sonne zugewendete, riss mich wie einen Träumenden fort, während die untere in tiefem unverständlichem Bangen meine Natur gefesselt hielt. Der unerhörte Leichtsinn, mit welchem ich die oft jäh sich aufdringenden Vorstellungen des Doppelfrevels, den ich beging, eben so schnell wieder zu verjagen wusste, fand einen freundlichen, für Alles entschuldigenden Anhalt an der wirklich herzlichen Wärme, mit welcher ich auf das, in ihrer Art, und namentlich in ihrer Umgebung, wahrhaft seltene und eigenthümliche Mädchen blickte, das sich so rückhaltslos mit dem im Leben so ohne allen Rückhalt dastehenden jungen Mann verband. Es war Mittag eilf Uhr am 24. November 1836: ich war 23 Jahre und sechs Monate alt. — Bei und nach der Heimkehr aus der Kirche gewann meine gute Laune die volle Oberhand über alle Bedenken. *Minna* trat sogleich in wirthschaftliche Sorge für den Empfang und die Bewirthung der Gäste ein, die Tafel war gedeckt, und ein reiches Gastmahl, an welchem auch der energische Stifter unsrer Ehe, *Abraham Möller*, trotz einiges Verdrusses über seine Ausschliessung beim kirchlichen Akte, Theil nahm, musste für die, zum grossen Leidwesen der jungen Haus.

frau vorgefundene, und lange unbezwinglich bleibende Kälte des Zimmers entschädigen.

Alles nahm seinen gemeinen, eindruckslos vorübergehenden Verlauf: doch blieb mir die gute frische Laune noch bis zum andren Vormittag zu eigen, wo ich meinen ersten Ausgang nach dem Stadtgericht zu nehmen hatte, um mich gegen Verklagungen zu stellen, welche aus Magdeburg von meinen dortigen Gläubigern nach Königsberg mir nachgesandt worden waren. Freund *Möller*, den ich zur Abwehr der mich bedrohenden Angriffe zur Hülfe gezogen, hatte mir den rabulistischen Rath gegeben, mich gegen alle Schuld-Verklagungen durch Beziehung auf meine nach preussischem Gesetz bestehende Unmündigkeit für's erste so lange zu schützen, bis wirkliche Hülfe zur Erledigung der Forderungen herbeigeschafft werden könnte. Der Gerichtsassessor, dem ich diesen mir angerathenen Ablehnungsgrund der Klagen eröffnete, war hierüber erstaunt, da er wohl von meiner am vorangehenden Tage stattgefundenen Vermählung vernommen hatte, welche wiederum nur durch Documentirung meiner Volljährigkeit zu Stande zu bringen gewesen war. Natürlich war auch hiermit nur eine kurze Frist gewonnen, und die Plage, die mir von dieser Seite her noch lange Zeit beschieden war, nahm vom ersten Tage meiner Ehe an ihren Beginn.

Die Zeit, in welcher ich ohne Function für das Theater blieb, trug mancherlei Kränkendes für mich mit sich; immerhin glaubte ich die Ruhe des erreichten Hafens für meine Kunst ausbeuten zu müssen: ich führte einige Arbeiten aus, worunter eine grosse Ouverture über das «*Rule Britannia*». — Noch während meines Berliner Aufenthaltes hatte ich die, bereits bei Gelegenheit des Polenfestes erwähnte, «*Polonia*» betitelte Ouverture geschrieben: «Rule Britannia» war ein weiterer Schritt in der Richtung dieses auf grosse Massenwirkung berechneten Genres; am Schluss derselben sollte zu dem an und für sich schon überreich besetzten Orchester noch eine starke Militärbande hinzutreten, und das Ganze hatte ich zur Aufführung bei dem im nächsten Sommer bevorstehenden Musikfest in Königsberg bestimmt. Zu diesen beiden Ouverturen trug ich mich mit einem dritten Seitenstück, einer Ouverture mit dem Titel «*Napoléon*»: namentlich die Wahl der Effektmittel hierzu beschaftigte mich im Voraus, und ich erwog in mir das ästhetische Dilemma, ob ich den vernichtenden Schicksalsschlag, welcher den französischen Kaiser in Russland traf, durch einen Tamtam-Schlag versinnlichen dürfte oder nicht. Ich glaube, es war besonders mein Skrupel über die Zulässigkeit dieses Schlages, der mich von der Ausführung

meines Planes für jetzt abhielt. — Dagegen veranlasste mich das Nachdenken über den Misserfolg der Aufführung meines «Liebesverbotes», eine theatralische Arbeit zu entwerfen, bei welcher die Ansprüche an das Sänger- und Chorpersonal in ein richtigeres Verhältniss zu dem von mir erkannten Bestand der Kräfte der mir einzig zugänglichen kleineren Stadttheater gesetzt sein sollten. Eine originelle Erzählung der «*Tausend und eine Nacht*» gab mir das Sujet zu einer solchen leichtern Arbeit an die Hand: sie ist dort, wenn ich nicht irre, «*Männerlist, grösser als Frauenlist*» betitelt. Aus Bagdad verlegte ich die Handlung in unsre Zeit und modernes Costüm. Ein junger Goldschmidt reizte die Empfindlichkeit einer jungen Frau durch die auf seinem Ladenschild angebrachte oben erwähnte Devise: tief verschleiert stellt sie sich in seinem Verkaufsladen ein, und frägt ihn, der in seinen Arbeiten so viel feinen Geschmack zeige, um sein Urtheil über ihre körperliche Beschaffenheit, beim Fusse, der Hand beginnend, und endlich, da sie bereits die hervorgebrachte Verwirrung gewahrt, durch Aufdeckung des Schleiers beim Gesicht endigend. Dem von ihrer Schönheit hingerissenen Juwelier klagt sie nun, dass ihr Vater, welcher sie sorgfältig verwahrt halte, jedem Bewerber seine Tochter als ein hässliches Ungeheuer schildere, wie sie vermuthe, lediglich um die Aussteuer zu ersparen; der junge Mann gelobt, sich durch diesen thörigen Einspruch des Vaters, wenn er ihn auch gegen seine Bewerbungen vorbringen wollte, nicht abschrecken zu lassen. Gesagt, gethan. Der vertrauungsvolle Juwelier wird der Tochter des sonderbaren alten Herrn zugesprochen, und als sie, nachdem seinerseits der Contrakt unterzeichnet, dem Bräutigam zugeführt wird, erkennt dieser allerdings die abschreckende Beschaffenheit der wirklichen Tochter des keineswegs als Lügner befundenen Vaters: zu dem verzweiflungsvollen Bräutigam tritt die schöne junge Frau wieder, um sich an seiner Pein zu weiden, und verspricht ihm von der entsetzlichen Heirath zu helfen, wenn er das Motto von seinem Schild entfernen wollte. Von hier an erfand ich nun folgende Wendung des ursprünglichen Motifs: schon ist der wüthende Juwelier im Begriff den unglücklichen Ladenschild herabzureissen, als er durch eine sonderbare Erscheinung von seinem Vorhaben abgehalten wird: auf der Strasse ist ein Bärenführer erschienen, welcher sein plumpes Thier tanzen lässt, und in welchem auf den ersten Blick der unglückliche Liebhaber seinen, durch wunderbare Schicksale von ihm getrennten, Vater erkennt. Er unterdrückt die Rührung dieses Wiedererkennens, da ihm wie im Blitz ein auf diese Entdeckung gegründeter Plan zu seiner Befreiung von dem verhassten Ehebündniss mit der Tochter des adel-

stolzen alten Herrn ankommt. Er bestellt den Bärenführer für diesen Abend in den Garten, wo die feierliche Verlobung vor eingeladenen Gästen begangen werden soll. Der jungen Feindin erklärt er aber, den Ladenschild vorläufig noch hängen lassen zu wollen, da er hoffe die Devise noch bewähren zu können. Nachdem nun vor feierlicher Versammlung einer Gesellschaft, die ich mir etwa aus der Elite der adelstolzesten französischen Emigrés zur Zeit der Revolution bestehend dachte, ein Ehecontrakt verlesen worden ist, in welchem der junge Mann sich allerhand ersonnene Adelstitel beilegt, wird plötzlich die Pfeife des Bärenführers gehört, welcher mit dem tanzenden Mutz den Garten betritt. Bereits unwillig über diese triviale Belustigung, geräth die Gesellschaft in staunende Entrüstung, als der Bräutigam nun seinem Herzen den Zügel schiessen lasst, und dem Bärenführer mit Freudethränen um den Hals stürzt, ihn laut als seinen wiedergefundenen Vater begrüssend. Das Entsetzen der Umgebung steigert sich aber noch, als der Bär selbst den vermeinten Mann von altem Adel umarmt; denn dieser ist sein leiblicher Bruder, welcher, nachdem der Capital-Bär gestorben war, im Felle des Verlorenen die Fortsetzung des einzig den Verarmten übrig bleibenden Gewerbes ermöglichte. Die offenkundige Entdeckung seiner niedrigen Herkunft löst sogleich die Heirath, und die sich durch Männerlist besiegt erklärende junge Frau entschädigt dafür den Befreiten mit ihrer Hand. — Diesem anspruchslosen Sujet gab ich den Titel *«die glückliche Bärenfamilie»*, und statteto es mit einem Dialog aus, welcher später *Hollei*'s grossen Beifall fand: für jetzt war ich auch schon im Begriff, die Musik dazu im leichten neu französischen Style zu beginnen. Das Andrängen des immer peinlicher sich gestaltenden Ernstes meiner Lebenslage hielt mich jedoch von weiteren Fortschritten in meiner Arbeit ab.

In diesem Betreff blieb zunächst mein missliches Verhältniss zur Musikdirektion des Theaters ein Quell stets wiederkehrender Pein. Ohne alle Gelegenheit und Mittel, mich zu bewähren, musste ich von meinem das Feld behauptenden Gegner mich nach jeder Seite hin angeschwärzt und verdächtigt wissen, wobei die Absicht vorherrschte, den zu Ostern mir contraktlich zugesicherten vollständigen Antritt der Musikdirektorstelle mir zu verleiden. Verlor ich hierbei auch nicht mein Selbstvertrauen, so schmerzte mich doch das Beschämende und Niederdrückende dieser so lange anhaltenden Situation. Als endlich die Zeit erschien, in welcher, mit Anfang April, der bisherige Musikdirektor *Schubert* entlassen war, und ich vollständig an seine Stelle trat, hatte dieser ausserdem die

traurige Genugthuung, nicht nur den Bestand der Oper, namentlich durch den Abgang der ersten Sängerin, äusserst geschwächt, sondern auch den Fortgang der ganzen Theaterunternehmung in sehr begründeten Zweifel gezogen zu wissen. Der allen ähnlichen Theaterunternehmungen in Deutschland so verderbliche Lenz-Monat übte seinen entvölkernden Einfluss wiederum auch auf dieses Königsberger Theater aus. Der Direktor gab sich die erdenklichste Mühe, die Lücken des Opernpersonales durch Gäste und neue Acquisitionen auszufüllen, und hierbei war ich und meine grosse Thätigkeit ihm von wahrhaftem Nutzen; wie ich denn überhaupt meine grösste Energie bewies, durch rastlosen Rath und eifrige That das beschädigte Schiff des Theaters, dem ich jetzt erst nahe treten durfte, flott zu erhalten. Die roheste Behandlung von Seiten einer Studenten-Clique, unter welcher mein Amtsvorgänger mir rücksichtslos Feinde geworben hatte, musste ich längere Zeit kaltblütig zu ertragen suchen. Die anfängliche Widerspenstigkeit des gegen mich bearbeiteten Orchesters hatte ich durch unbeirrt sichere Führung desselben umzustimmen. Mit Mühe zu dieser Grundlage des persönlichen Ansehens gelangt, musste ich nun aber inne werden, dass die Geschäftsführung des Direktors *Hübsch* bisher schon zu grosse Opfer erheischt hatte, um der Ungunst der theaterfeindlichen Jahreszeit mit Erfolg widerstehen zu können. Er entdeckte mir im Mai, dass er auf den Punkt gelangt sei, das Theater schliessen zu müssen: mit Aufbietung aller Beredtsamkeit und durch Vorlegung von Plänen, welche seiner Unternehmung günstige Chancen herbeiführen sollten, gelang es mir ihn von Neuem zur Ausdauer zu bewegen; jedoch war ihm dies nur dadurch möglich, dass er die Mithülfe seiner Gesellschaft durch vorläufige Verzichtleistung auf einen Theil ihrer Gagen in Anspruch nahm. Diess rief allgemeine Erbitterung der Unverständigen hervor, und es stand mir eigenthümlich an, den durch jene Maassregel Betroffenen zu Gunsten des Direktors begütigende Vorstellungen zu machen, während ich und meine persönliche Lage dadurch selbst in einer Weise berührt wurden, dass mein eigenes Bestehen unter der Häufung der unerträglichsten, meiner Vergangenheit entstammten Schwierigkeiten, von Tag zu Tag immer unhaltbarer wurde. Verlor ich selbst dennoch nicht den Muth, so war es diesmal hingegen *Minna*, welche — als meine Frau — aller bisher in ähnlichen Lagen ihr zu Gut kommenden Mittel beraubt, sich einer unerträglichen Wendung ihres Schicksals ausgesetzt fühlte.

Die traurigsten Folgen eines unter so betrübenden Umständen längst keimenden Zerwürfnisses des jungen Ehepaares blieben nicht aus, und

diese Zerwürfnisse nahmen ihren Ausgang von demselben, mich so leidenschaftlich beängstigenden Punkte, welcher schon vor unsrer Heirath zu den heftigsten Auftritten zwischen uns geführt hatte. Je weniger es mir vergönnt war, im Verlaufe des Winters durch Thätigkeit und Geltendmachung meiner Fähigkeiten zur Aufrechthaltung des Wohlstandes unsrer bürgerlichen Lage beizutragen, desto mehr glaubte, zu meiner unerträglichen Beschämung, *Minna* durch Geltendmachung ihrer persönlichen Beliebtheit diese nöthige Sorge übernehmen zu müssen: häufige Wahrnehmungen ähnlicher Condescedenzen, wie ich sie früher bezeichnete, und welche nur bei Minna's eigentümlicher Auffassung ihrer ganzen theatralischen Stellung und der damit zusammenhängenden Nöthigung eine unbedenkliche Deutung gewinnen konnten, hatten wiederholt die widerwärtigsten Auftritte herbei geführt. Die junge Frau zu meiner Auffassung hiervon zu bringen, meine Gefühle im Betreff jener verletzenden Begegnungen ihr mitzutheilen, blieb durchaus unmöglich; und was jede erdenkliche Verständigung ein für allemal vereitelte, war die Heftigkeit und verletzende Bitterkeit, mit welcher ich mich in Sprache und Benehmen gehen liess. Wiederholt führten solche Scenen zu Krämpfen meiner Frau, welche für mich einen so unerhört beängstigenden Charakter annahmen, dass, wie man sich leicht denken kann, die Befriedigung, sie endlich wieder versöhnt zu haben, der einzige Erfolg solcher Auftritte für mich blieb. Gewiss war es, dass unser beiderseitiges Benehmen uns selbst immer unbegreiflicher und unverständlicher ward. Dem Grade von Liebe, welchen Minna für mich zu empfinden im Stande war, mochten diese immer häufiger und ärgerlicher sich wiederholenden Zerwürfnisse bereits eine bedenkliche Minderung beigebracht haben; doch hatte ich keine Ahnung davon, dass es für Minna nur einer geeignet dünkenden Veranlassung bedürfte, um sie zu den verzweifeltsten Entschlüssen zu bestimmen.

Um den unsrer Oper fehlenden Tenor zu ersetzen, hatte ich den aus meinem ersten Magdeburger Jahre mir befreundeten, bereits näher erwähnten *Friedrich Schmitt* nach Königsberg berufen: er war mir mit herzlichem Ernst ergeben, und half mir so gut wie möglich zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche sich gegen das Gedeihen des Theaters, sowie meiner eigenen bürgerlichen Lage erhoben hatten. Die Nöthigung, uns im Publikum Freunde zu erwerben, machte mich, eben in seiner Begleitung, weniger zurückhaltend und wählsam in Betreff der Anknüpfung geselliger Beziehungen. Ein vermögender Kaufmann, Namens *Dietrich*, hatte sich in der letzten Zeit zum Protektor namentlich der dem

Theater angehörenden Damenwelt aufgeworfen: er lud die Crême derselben, mit schuldiger Beachtung der ihr zugehörigen Männerwelt, zu Diners bei sich ein, und benahm sich hierbei nach den Regeln eines affektirten englischen Comfort's, — das höchste Ideal für deutsche Kaufleute, namentlich der nordischen Handelsstädte. Bereits gegen die Annahme seiner hierzu auch an uns gerichteten Einladung hatte ich mich verdrossen gezeigt, — zunächst einfach aus dem Grunde, weil seine Physiognomie mir widerwärtig war; wogegen *Minna* fand, dass ich unrecht hätte. Gegen eine Ausdehnung des Umgangs mit diesem Manne blieb ich entschieden gestimmt; und obwohl Minna nicht auf der Annahme seiner Besuche angelegentlich bestand, ward doch auch mein Benehmen gegen diesen Eindringling Grund zu ärgerlichen Auftritten zwischen uns. Freund *Schmitt* hielt es nun eines Tages für seine Pflicht, mir Anzeige davon zu machen, dass dieser Herr *Dietrich* an öffentlicher Gasttafel sich in einer Weise über mich vernehmen liess, welche bei aller Welt eine bedenkliche Vertrautheit seinerseits mit meiner Frau voraussetzen liess. Ich selbst musste den Verdacht fassen, dass *Minna*, auf mir verborgen bleibendem Wege, an jenen Mann Mittheilungen über mein Benehmen gegen sie, wie über den Verfall unsrer Lage zukommen liess. Ich stellte, in *Schmitt*'s Begleitung, den gefährlichen Menschen in seiner Wohnung hierüber zur Rede, was seinerseits für das Erste zu den gewöhnlichen Ableugnungen, dann aber zu heimlichen Mittheilungen über diesen Vorgang an Minna führte, welche nun neuen Grund zu haben glaubte, sich über mein rücksichtsloses Benehmen gegen sie zu beklagen. Eine bedenkliche Verschlimmerung unsres Verhaltens trat nun ein: über gewisse Punkte ward geschwiegen. Zugleich — es war gegen Ende Mai 1837 — war die Geschäftsführung des Theaters in den oben von mir bezeichneten Wendepunkt angelangt: die Direktion musste sich an die aufopferungsvolle Mithülfe des Personales wenden, um das Bestehen der Theaterunternehmung zu sichern. Wie bereits ebenfalls erwähnt, war meine persönliche Lage, am Ausgange eines meinem bürgerlichen Fortkommen so höchst nachtheiligen Jahres, hierdurch am aller übelsten betroffen; doch schien mir nichts übrig zu bleiben, als geduldig diesen Schwierigkeiten entgegen zu gehen, und ich nahm es in meine Hand, für mich allein, ohne Einmischung *Minna*'s, namentlich aber auch mit des guten *Friedrich Schmitt*'s Hülfe, die nöthigen Arrangements zur Sicherung meiner Königsberger Stellung zu treffen. Dieses, so wie meine rastlose Betheiligung an den Theatergeschäften hielt mich so stark in Athem und häufig aus dem Hause,

dass ich dem schweigenden und zurückhaltenden Benehmen *Minna*'s in diesen Tagen keine besondere Beachtung zu schenken vermochte. Am Vormittag des 31. Mai hatte ich mich zu Theaterproben und Geschäften, welche mich vermuthlich bis in den späten Nachmittag aufhalten mussten, von *Minna* zu verabschieden. Diese hatte seit längerer Zeit ihre Tochter *Nathalie*, welche gegen Jedermann für ihre jüngste Schwester ausgegeben ward, mit meiner herzlichsten Uebereinstimmung zu sich berufen. Als ich jetzt mein ruhiges Adieu sagen wollte, stürzten mir die Frauen zur Thüre nach, umarmten mich dort leidenschaftlich, *Minna* wie ihre Tochter unter hervorbrechenden Thränen, so dass ich erschrocken nach dem Grunde dieser Aufregung frug, ohne Erklärung zu erhalten, mich aber abwenden musste, um über das sonderbare Benehmen nachzudenken, dessen Grund ich weit entfernt war auch nur mit der leisesten Ahnung zu berühren. Abgehetzt durch Anstrengung und Aerger, todmüde, bleich und hungernd kam ich zur späten Mittagstunde nach Haus, war betroffen den Tisch ungedeckt, und *Minna*, von der mir die Magd sagte, dass sie von einem Ausgang mit *Nathalie* noch nicht zurückgekommen sei, nicht im Haus anzutreffen. Ich geduldete mich, und liess mich erschöpft am Nähtische nieder, welchen ich in der Zerstreuung öffnete, und zu meinem Erstaunen geleert fand. Von einer fürchterlichen Ahnung getroffen, sprang ich auf, nach dem Kleiderschrank, und erkannte schnell dass *Minna* nicht mehr in diesem Hause wohnte. Selbst vor der Dienstmagd war der mit grosser List ausgeführte Fortgang meiner Frau verborgen geblieben. Den Tod im Herzen stürzte ich aus dem Hause, um Nachforschungen über *Minna*'s Verschwinden anzustellen; der alte *Möller*, *Dietrich*'s persönlicher Feind, brachte durch seinen geübten Scharfsinn alsbald heraus, dass dieser am Vormittage mit Extrapost, in der Richtung von Berlin, Königsberg verlassen hatte. Das Grauenhafte stand unleugbar vor mir. Es musste der Versuch gemacht werden die Flüchtigen einzuholen: mit Anwendung grosser Geldmittel schien dies möglich zu sein; diese fehlten, und mussten mühselig zum Teil erst verschafft werden. Auf *Möller*'s Rath steckte ich die silbernen Hochzeitsgeschenke für möglichen weiteren Bedarf zu mir, und machte mich mit dem alten bekümmerten Freunde gemeinsam, ebenfalls mit Extrapost, nach Verlauf einiger schrecklichen Stunden auf den Weg. Es musste uns gelingen, den kurze Zeit vorher abgegangenen Post-Eilwagen zu erreichen, weil voraus zu setzen war, dass *Minna* diesen ebenfalls, in gehöriger Entfernung von Königsberg, zur Weiterreise benutzen wollte. Diess blieb unmöglich: am andren Morgen bei Tagesgrauen in

*Elbing* angelangt, fanden wir unsre Geldmittel durch den leidenschaftlichen Gebrauch der Extrapost erschöpft, und sahen uns zur Umkehr genöthigt, welche, um sie selbst mit dem einfachen Postwagen zu bewerkstelligen, es uns unerlässlich machte, Zuckerdose und Kuchenkörbchen zu versetzen. Diese Rückfahrt nach Königsberg bleibt mit Recht eine der traurigsten Erinnerungen aus meinem jungen Leben. An mein Verbleiben an diesem Orte dachte ich natürlich keinen Augenblick, sondern blos daran, wie es mir möglich sein sollte fortzukommen. Zwischen den gerichtlichen Klagen meiner Magdeburger Gläubiger, und den neuen Gewaltmaassregeln Derjenigen, welche am Orte selbst für meine erst allmählich abzuzahlende häusliche Einrichtung Forderungen zu erheben hatten, eingeschlossen, konnte mein Fortgang mir nur durch Heimlichkeit ermöglicht werden: eben hierzu wiederum bedurfte es aber, namentlich auch in Anbetracht der weiten Reise von *Königsberg* nach *Dresden*, wohin es mich zur Aufsuchung meiner Frau trieb, der Erlangung von Geldmitteln, die mich noch für zwei schreckliche Tage zurückhielt. Keinerlei Nachricht kam von *Minna* an mich: nur durch *Möller* erfuhr ich, dass Minna, von *Dietrich* unter vorgeblich freundschaftlich geleisteter Hülfe nur eine Strecke weit geleitet, sich nach Dresden gewandt habe. Durch die Annahme, dass sie wirklich nur eben einer, sie mit Verzweiflung erfüllenden Lage sich habe entziehen wollen, hierzu die Hülfe eines durch ihre Lage gerührten Mannes angenommen habe, und nun bei ihren Aeltern zunächst Ruhe und Unterkommen suchte, — milderte sich meine anfängliche Entrüstung über den Vorgang in so bedeutendem Grade, dass ich zu Mitleiden für die Verzweifelte und zu Selbstvorwürfen gegen mich, sowohl meines Benehmens wegen, als weil ich sie in das Unglück gezogen hätte, immer geneigter wurde. Diese Ansicht nahm, während der nun endlich am 3. Juni angetretenen langwierigen Reise über *Berlin* nach *Dresden*, so entschieden alle meine Vorstellungen und Empfindungen ein, dass ich, *Minna* in der ärmlichen Wohnung ihrer Aeltern antreffend, wirklich nur Reue und schmerzliches Mitgefühl auszudrücken vermochte. — Es bestätigte sich, dass *Minna* sich als übel von mir behandelt ansah, und zu dem verzweifelten Schritt nur durch die Rücksicht auf unsre unhaltbare Lage, gegen welche sie mich blind und taub erkannt hätte, gedrängt worden zu sein erklärte. Den Aeltern war ich unwillkommen: der aufgeregte leidende Zustand der Tochter schien den Klagen derselben über mich genügende Rechtfertigung zu geben. Ob mein eigner leidender Zustand, meine schleunige Nachkunft, und alle herzlichen Bezeigungen meiner Trauer auf sie einen mir vortheilhaften Eindruck machten, kann

ich kaum genau ermessen, so undeutlich, und zum Theil unbegreiflich blieb mir ihre gemischte Haltung gegen mich. Doch machte es Eindruck auf sie, als ich ihr meldete, dass mir vortheilhafte Aussichten auf die Musikdirektorstelle bei dem, unter vorzüglichen Umständen neu zu eröffnenden Theater in *Riga* sich darböten. Ich glaubte zu weiteren Entschlüssen für die Ordnung unsrer zukünftigen Lebensverhältnisse jetzt nicht drängen zu dürfen, und desto ernstlicher für eine verbesserte Grundlage derselben zu allernächst sorgen zu müssen, zu welchem Zwecke ich, nach achttägigem bangen Zusammensein unter den peinlichsten Umständen, mich angelegentlichst nach *Berlin* aufmachte, um dort mit dem neu bestellten Direktor des Rigaischen Theaters mein Engagement zum Abschluss zu bringen. Diess gelang, und zwar unter nicht ungünstigen Bedingungen, welche mir die Möglichkeit zeigten, auf den Grund meiner Einnahmen den Hausstand in der Weise zu versorgen, dass *Minna* gänzlich vom Theater zurücktreten, und dadurch in den Stand gesetzt werden könnte, Beschämungen und Beängstigungen in Zukunft von mir fern zu halten. —

Nach *Dresden* zurückgekehrt, fand ich für die Eröffnung der mir dargebotenen Aussichten nicht unwilliges Gehör, und vermochte Minna die enge älterliche Wohnung für's erste zu verlassen, um nahe bei Dresden auf dem Lande, in *Blasewitz* die Zeit des Antrittes meiner Riga'schen Stelle abzuwarten. Wir nahmen bescheidnes Quartier in dem an der Elbe gelegenen Gasthof, dessen Wirtschaftsgarten in meiner frühsten Jugendzeit bereits häufig von mir besucht worden war. *Minna*'s Stimmung schien sich wirklich zu bessern; auf ihr Anliegen, sie mit nichts zu bedrängen, ging ich mit möglichster Schonung ein, und im Verlaufe einiger Wochen glaubte ich mich zu der Annahme berechtigt, dass die Zeit der Bangigkeit bald überstanden sein würde. Sehr befremdlich war es mir, dass diese Stimmung ohne mir erklärliche Ursache bald sich wieder trübte: *Minna* sprach mir von vortheilhaften Anträgen, die ihr von verschiedenen Theatern zugekommen seien, und überraschte mich eines Tages mit der Ankündigung einer kleinen Vergnügungsreise, welche sie mit der Familie einer Jugendbekannten auszuführen beabsichtige. Da ich mich gedrungen fühlte in nichts einen Zwang auf sie auszuüben, wendete ich gegen die Ausführung dieses Planes, welcher sie für acht Tage von mir entfernen sollte, nichts ein, begleitete sie selbst zu ihren Aeltern zurück, und versprach ihre Rückkunft ruhig in *Blasewitz* abzuwarten. Einige Tage darauf besuchte mich ihre älteste Schwester, und erbat sich von mir die nöthige schriftliche Erlaubniss zur Ausstellung

eines Passes für meine Frau. Hierüber erschrocken, frug ich bei meinen Schwiegerältern in Dresden nach, was ihre Tochter vorhabe: dort wurde ich zu meiner Ueberraschung besonders übel empfangen, und erhielt gröbliche Vorwürfe über mein Benehmen gegen Minna, welche ich ja nicht einmal zu ernähren im Stande sei; da ich hiergegen einzig nur Auskunft über den Aufenthalt und das Vorhaben meiner Frau verlangte, wurde ich mit unwahrscheinlichen Berichten abgewiesen. Von den bittersten Vorstellungen gepeinigt, nichts von allem Vorgegangenen begreifend, kehrte ich in mein Dorf zurück. Dort traf mich ein Brief aus Königsberg von *Möller*, welcher mir mein Elend klar machte: jener Herr *Dietrich* war nach Dresden gereist; das Hôtel, in welchem er abgestiegen, wurde mir genannt. Das furchtbare Licht, welches durch diese Mittheilung auf *Minna*'s Benehmen fiel, erleuchtete mich mit Blitzesschnelle: ich eilte in die Stadt, um in dem mir genannten Hôtel die nöthige Nachfrage zu halten; wirklich war der bezeichnete Mann dort abgestiegen, jedoch wieder verreist; ebenso wie er, war *Minna* verschollen. So wusste ich denn genug, um mein Schicksal zu fragen, warum mir in so grosser Jugend schon eine so furchtbare, wie es mich dünkte, das ganze Leben vergiftende, Erfahrung zu machen bestimmt war.

In meinem grenzenlosen Leiden wandte ich mich nun dem tröstlichen Umgange mit meiner Schwester *Ottilie* und deren vortrefflichem Manne, *Hermann Brockhaus*, zu, mit welchem diese seit einigen Jahren verheirathet war, und zu dieser Zeit in dem schönen »*Grossen Garten*« bei Dresden einen freundlichen Sommerpavillon bewohnte. Sogleich nach meiner ersten Ankunft in Dresden hatte ich beide aufgesucht; selbst noch in grosser Unklarheit über meine Lage, hatte ich ihnen keine Mittheilungen hierüber gemacht, und nur wenig mich bei ihnen gezeigt: jetzt war ich getrieben, meinen Trotz zu überwinden und ziemlich unverhüllt mein Unglück zu eröffnen. Der grosse Vorzug verwandtschaftlicher Beziehungen und der unvermittelten, unbedingten Vertraulichkeit zwischen Blutsverwandten trat hier zum ersten Mal meinem Gefühl höchst wohlthätig nahe. Hier war wenig zu erklären; Bruder und Schwester waren dieselben, die in frühester Kindheit in vollster Gemeinschaft gelebt hatten: Alles verstand sich ohne Erklärung; ich war unglücklich, sie glücklich: Trost und Hülfe erstanden ganz von selbst.

Diese war dieselbe Schwester, welcher ich einst unter Blitz und Donner »*Leubald und Adelaide*« vorgelesen, welche an jenem Weihnachtsabend der verhängnissvollen Aufführung meiner ersten Ouverture voll Staunen und Mitleiden beigewohnt hatte, und welche ich nun an einen

der liebenswürdigsten Menschen, den jüngsten Bruder meines älteren Schwagers *Friedrich Brockhaus*, den orientalischen Sprachgelehrten und bald rühmlich bekannten *Hermann Brockhaus*, vermählt fand. Ihre Ehe war bereits mit zwei Kindern gesegnet; ein günstiger Vermögensstand erleichterte ein sorgenloses Leben, und wenn ich, wie es nun täglich geschah, meine Fusswanderung von *Blasewitz* nach dem berühmten «*Grossen Garten*» richtete, war es mir beim Eintritt in einen jener so gesuchten Pavillons, wo ich stets eine glückliche Familie freundlich zu meinem Empfange bereit wusste, als ob ich aus wüster Lebensöde in ein Paradies einträte. Durch den schwesterlichen Umgang ward nicht nur mein Gemüth auf das Wohlthuendste beruhigt, sondern durch den Verkehr mit dem geistvollen und gelehrten Schwager auch mein so lange schlummernder höherer Bildungstrieb von Neuem lebhaft angeregt. Während meine jugendliche Ehe als eine zwar verzeihliche, doch zu berichtigende Verirrung, in durchaus unverletzender Weise mir zum Bewusstsein gebracht wurde, gewann mein Geist auch wieder genügende Spannkraft zu künstlerischen Entwürfen, welche diesmal nicht auf leichtfertige Zweckmässigkeit für die mir bekannt gewordenen Theaterverhältnisse berechnet waren. Während der kümmerlichen Tage meines letzten Zusammenseins mit *Minna* in *Blasewitz* hatte ich den Bulwerschen Roman von *Cola Rienzi* gelesen; während ich nun, im tröstlichen Umgang mit meiner Familie, mich erholte, arbeitete ich den Plan zu einer grossen Oper aus, zu welchem mich jenes Sujet begeisternd angeregt hatte. War ich für das Erste auch genöthigt mich einem kleinern Theaterverhältnisse wieder zuzuwenden, so bestrebte ich mich doch, von jetzt an auf eine Erweiterung meines Wirkungskreises in der Zukunft hin zu arbeiten. Ich sandte meine Ouverture über «*Rule Britannia*» an die Philharmonische Gesellschaft nach London ein, und suchte mich mit *Scribe* in Paris wegen eines von mir entworfenen, einem Roman von *H. König* entnommenen Sujets, «*die hohe Braut*», in Verbindung zu setzen. So verbrachte ich, zu unvergesslich freundlicher Erinnerung, den Rest des Sommers dieses Jahres, um nun mit Ende August's meiner neuen Bestimmung gemäss die Reise nach *Riga* anzutreten. Trotzdem ich dort kürzlich auch meine Schwester *Rosalie*, ihrer Herzensneigung entsprechend, an den Professor *Oswald Marbach* verheirathet wusste, vermied ich, wohl um mir thöriger Weise eine Beschämung zu ersparen, Leipzig zu berühren, und traf in Berlin ein, wo ich einige nähere Instruktionen meines zukünftigen Direktors zu empfangen, auch einen Pass mir zu besorgen hatte. Dort begegnete ich einer jüngeren Schwester

*Minna's*, *Amalie Planer*, einer mit schöner Stimme begabten Sängerin, welche wir schon in Magdeburg für kurze Zeit zu unserer Oper gezogen hatten. Das äusserst gutmüthige Mädchen war sehr erschüttert durch meine Mittheilungen über *Minna*; in einer Aufführung des «Fidelio», welcher wir gemeinschaftlich beiwohnten, brach sie mit mir in Thränen und Schluchzen aus. Auch durch diesen tröstlichen Eindruck gestärkt, wendete ich mich nun über *Schwerin*, wo ich irrthümlich auf die Spuren *Minna's* zu treffen wähnte, nach *Lübeck*, um dort den Abgang eines nach *Riga* fahrenden Kaufmannschiffes abzuwarten. Bereits waren wir nach *Travemünde* ausgelaufen, als sich ein ungünstiger Wind einstellte, welcher die Abfahrt acht Tage lang unmöglich machte. In einer elenden Schiffskneipe musste ich diese widerwärtige Zeit zu überstehen suchen; ohne Mittel der Unterhaltung griff ich unter anderm zur Lecture des Volksbuches vom «*Till Eulenspiegel*», welches mich zuerst auf den Gedanken einer ächt deutschen komischen Oper brachte. Als ich dann um so vieles später endlich die Dichtung meines «*jungen Siegfried*» entwarf, entsinne ich mich, dass Erinnerungen aus diesem traurigen Aufenthalt in *Travemünde*, und an die Lecture des «*Eulenspiegel*» lebhaft hierbei wieder in mir wach wurden. Nach einer viertägigen Seefahrt langten wir endlich im Hafen von *Bolderaa* an, und ich empfand zunächst die eigenthümlichen Schauer des Verkehrs mit russischen Beamten, gegen welche ich seit meiner Jugendsympathie für die Polen mit instinktivem Entsetzen erfüllt war. Mir war es, als ob die Hafenwachen mir meine Schwärmerei für Polen ansehen und sofort mich nach Sibirien schicken würden: desto angenehmer überraschte mich endlich das durchaus zutrauliche deutsche Element, welches mich in *Riga*, namentlich bei Allem, was mit dem Theater in Verbindung stand, umfing.

Nach meinen schlimmen Erfahrungen im Betreff der Eigenschaften der kleineren deutschen Theater wirkte zunächst auf mich die Beschaffenheit der dort neu begründeten Theaterzustände angenehm beruhigend. Eine Anzahl vermögender Theaterfreunde und reicher Kaufleute hatte eine Gesellschaft gegründet, welche aus freien Stücken die nöthigen Geldmittel beschaffte um einer gewünschten guten Theaterdirektion eine solide Grundlage zu geben: die Direktion selbst hatte man einem Manne von gewissem theatralischem Ruf, dem nicht unbeliebten Theaterdichter *Karl von Holtei* übergeben. Dieser Mann, einer besondren, um jene Zeit bereits verschwindenden Tendenz des Theaterwesens angehörend, vereinigte mit ausserordentlichen geselligen Eigenschaften eine ungewöhnliche Bekanntheit mit allen dem Theater nahestehenden

Persönlichkeiten aus den vorangegangenen zwanzig Jahren. Er zählte sich zu dem Kreise der sogenannten «liebenswürdigen Libertins», welche sich gern auch für geistvoll angesehen sahen, und im Theater den von der Oeffentlichkeit willig geduldeten Tummelplatz für frivole Excentrizitäten erfassten, gegen welche das bürgerliche Leben sich ebenso abgeschlossen verhält, wie die höhere Intelligenz der Nation sich immer hoffnungsloser von ihrer frühern Theilnahme für das Theater überhaupt wieder zurückzog. Das *Königstädter* Theater in Berlin, an welchem *Holtei*'s erste Frau vor längerer Zeit bereits als liebenswürdige Schauspielerin geglänzt hatte, war in der Zeit seiner besondren Blüthe, zu welcher es namentlich durch den Besitz der berühmten *Henriette Sontag* gediehen war, die Schule des *Holtei*'schen Theater-Geschmackes gewesen. Dort hatte neben seinen Liederspielen, unter denen «*der alte Feldherr*» zu ziemlicher Beliebtheit gelangte, namentlich sein, nach der Bürger'schen Ballade bearbeitetes Melodram «*Lenore*» ihm eine weit reichende Beachtung als Theaterstückmacher gewonnen. Von der Begierde mit seiner ganzen Person sich in das Theater zu werfen ergriffen, war ihm die Einladung nach Riga besonders willkommen, weil er an dem entlegenen Orte ohne Scheu seiner Neigung sich hinzugeben hoffen durfte. Durch sein merkwürdig zutrauliches Benehmen, seine unerschöpflich amüsante Unterhaltung und ungemein leichte Art der Geschäftsbehandlung, wusste er die *Riga*'schen Kaufleute, welche nach eben nichts andrem als solcher Unterhaltung, wie er sie zu gewähren wusste, verlangten, ausserordentlich für sich einzunehmen. Sie statteten ihn mit allen erforderlichen Mitteln reichlich aus, und kamen ihm in jeder Hinsicht mit unbedingtem Vertrauen entgegen. Mein Engagement bei seiner Unternehmung war ausserordentlich leicht zu Stande gekommen: griesgrämige Pedanten wollte er sich vom Halse halten, und zog daher junge Leute schon ihrer Jugend wegen vor; in meinem Betreff hatte es ihm genügt, mich einer ihm bekannten und befreundeten Familie angehörend zu wissen, und da er ausserdem erfuhr, dass ich eifrig und feurig namentlich der modernen italienischen und französischen Oper mich zugewandt hatte, glaubte er in mir grade den rechten Mann gefunden zu haben. Von sämmtlichen Opern *Bellini*'s, *Donizetti*'s, *Adam*'s und *Auber*'s hatte er in Bausch und Bogen die Partituren verschrieben; die sollte ich nun alle fix und flott den guten Rigaern in grösster Schnelle zum Besten geben.

Bei meinem ersten Besuche in *Holtei*'s Wohnung traf ich als alten Bekannten von Leipzig her meinen ehemaligen Protektor *Heinrich Dorn* an, welcher in *Riga* eine feste Anstellung als städtischer Musikdirektor

an Kirche und Schule angenommen hatte. Dieser, der sich freute, den phantastischen Jüngling als praktischen Musikdirektor in selbständiger Stellung wiederzufinden, gewahrte mit Verwunderung die mit mir vorgegangene Veränderung, als er mich, den excentrischen *Beethovenianer*, so ganz in der Parteinahme für *Bellini* und *Adam* begriffen sah. Er führte mich nach seiner Sommerwohnung, welche nach Riga'schem Sprachgebrauch «*im Grünen*», das heisst buchstäblich: im Sand, sich befand. Während ich ihm von meinen Lebensschicksalen einiges berichten musste, befiel mich beim Gewahrwerden der seltsamen Oede, in welche ich gerathen war, zuerst ein banges Gefühl der Heimathlosigkeit, welches sich von anfänglichem Unbehagen allmählich zu leidenvoller Sehnsucht steigerte, mich aus diesem Theatergewirr, das mich in so unwirthliche Gegenden verlockt hatte, gänzlich zu befreien. Der Leichtsinn, mit welchem ich in *Magdeburg* mich gleichzeitig zum Verfall meines musikalischen Geschmacks, wie zum Behagen am nichtigsten Theaterumgang hatte hinreissen lassen, wich immer mehr dieser bang sehnsüchtigen Stimmung, woraus im Verlaufe meiner Riga'schen Wirksamkeit in mir eine Tendenz sich bildete, welche, wie sie dem Theater selbst mich immer mehr entfremdete, namentlich auch den Direktor *Hollei* mit dem Aerger der Enttäuschung über mich erfüllte.

Für den Anfang fiel es mir jedoch noch nicht schwer, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wir mussten das Theater eröffnen, ehe noch das Opernpersonal sich vollzählig eingefunden hatte; dies wurde uns durch Vorführung einer kleinen komischen Oper von *C. Blum*, «*Marie, Max und Michel*», möglich. Hiezu komponirte ich als Einlage eine von *Hollei* gedichtete Arie für den tüchtigen Bassisten *Günther;* sie bestand aus einer sentimentalen Einleitung und einem heitren militärischen Rondo, und gefiel sehr. Später komponirte ich noch für den Bassisten *Scheibler* eine gebetartige Einlage zur «*Schweizer-Familie*», welche nicht nur dem Publikum, sondern auch mir selbst wirklich gefiel und bereits von der grossen Umwandlung Zeugniss ablegte, welche sich immer mehr in meiner musikalischen Entwicklung kundgab. Für den Namenstag des Kaisers *Nikolaus* ward mir die Composition einer von *Brakel* gedichteten «Nationalhymne» übertragen, welcher ich eine möglichst despotisch-patriarchalische Färbung zu geben suchte, und damit nicht weniger Ruhm einlegte, da sie alljährlich am gleichen Tage eine Zeit lang wiederholt aufgeführt wurde. — *Hollei* suchte mich zu bestimmen, für unser Personal, wie es nun grade vorhanden war, eine leichte, gefällige Oper, lieber noch «Singspiel», zu schreiben; ich sah mir den Text meiner «*lustigen*

*Bärenfamilie* noch einmal an, fand, wie ich früher bereits erwähnte, auch *Hollei* sehr günstig für diese Arbeit gestimmt; da ich jedoch die wenige Musik, die ich bereits hierfür in Königsberg aufgeschrieben, wieder hervorsuchte, kam mir ein lebhafter Ekel vor dieser Schreibart an. Ich schenkte das Textbuch einem gutmüthigen, unbeholfenen Freunde, dem unter mir stehenden Musikdirektor *Löbmann*, und kümmerte mich in meinem Leben nie wieder darum. — Dagegen schritt ich zur Ausführung des in Blasewitz entworfenen Textes zu «*Rienzi*» und verfuhr in jeder Weise hierbei nach einem so ausschweifend grossen theatralischen Maasstabe, dass ich mit der Conception dieser Arbeit mir absichtlich jede Möglichkeit abschnitt, durch die Umstände mich verführen zu lassen, mein Werk anders als auf einer der grössten Bühnen Europa's aufzuführen.

Während sich hiermit immer mehr das Streben, aus den kleinen, entwürdigenden Theaterverhältnissen herauszugelangen, in mir ausbildete, traten neue Verwicklungen in mein Leben, welche mein Gemüth mit immer grössern Ernst erfüllten und dem soeben angedeuteten Streben neue Erschwerungen zuführten. Die von *Hollei* erwartete *Primadonna* war ausgeblieben; wir befanden uns gänzlich ohne Sängerin für die *serieuse* Oper. Unter diesen Umständen ging *Hollei* sehr erfreut auf meinen Vorschlag ein, *Amalie*, die Schwester *Minna*'s, welche gern ein Engagement in meiner Nähe anzunehmen bereit war, sofort nach Riga zu berufen. Von Dresden aus, wo sie sich damals aufhielt, berichtete sie mir in ihrer Antwort zugleich die Wiederkehr *Minna*'s zu ihren Eltern, sowie den leidenden, traurigen Zustand, in welchem diese, von harter Krankheit erfasst, sich befände. Diese Nachricht traf mich in sehr natürlicher Kälte: was ich, seitdem sie mich zuletzt verlassen, über *Minna* erfahren, hatte mich nothwendig bestimmt, meinem alten Königsberger Freunde den Auftrag zu ertheilen, die legalen Schritte zur Scheidung unsrer Ehe einzuleiten. Es war gewiss, dass *Minna* mit jenem unglücklichen Herrn *Dietrich* sich längere Zeit in einem Hamburger Hôtel aufgehalten, und ihre Trennung von mir mit so gänzlicher Rücksichtslosigkeit kundgegeben hatte, dass namentlich die Theaterwelt in für mich wirklich ehrenrühriger Weise davon sich unterhielt. Ich theilte dies *Amalien* einfach mit, und bat sie, mich mit weitern Berichten über ihre Schwester zu verschonen.

Hierauf wandte sich nun *Minna* selbst an mich mit einem wahrhaft erschütternden Brief, in welchem sie mir offen ihre Untreue eingestand. Wie sie zu dieser durch Verzweiflung getrieben worden, sei sie jedoch

ebenfalls durch Verzweiflung über das Unglück, in welches sie sich gestürzt, von diesem Wege wieder abgekommen. Andeutungen liessen schliessen, dass sie über den Charakter ihres Verführers getäuscht worden, und durch Erkenntniss ihrer abscheulichen Lage in einen moralisch wie körperlich höchst leidenvollen Zustand verfallen war, aus welchem sie sich nun krank und elend zu mir zurückwandte, um, ihre Schuld bekennend, meine Verzeihung zu erbitten und unter allen Umständen mir zu versichern, dass sie erst jetzt zur wahren Erkenntniss ihrer Liebe zu mir gelangt sei. Nie hatte ich eine ähnliche Sprache von *Minna* vernommen, und nie sollte ich wieder eine gleiche von ihr vernehmen, ausser in einer ergreifenden Stunde weit späterer Zeit, in welcher der gleiche Ausdruck ebenso erschütternd und umstimmend auf mein Gemüth wirkte, als es dieses erste Mal nach Empfang des bezeichneten Briefes der Fall war. Ich schrieb ihr zurück, dass von dem Vorgefallnen, an dem ich mir die erste Schuld selbst beimesse, nie mit einem Wort zwischen uns mehr die Rede sein sollte; und ich darf mich rühmen, diesen Vorsatz buchstäblich durchgeführt zu haben.

Da auch das Engagement ihrer Schwester nach Wunsch zu Stande kam, lud ich *Minna* ein, mit dieser sofort zu mir nach *Riga* zu kommen. Gern folgten beide meiner Aufforderung, und trafen bei bereits rauher Jahreszeit am 19. Oktober aus Dresden in meiner neuen Heimath ein. Dass *Minna*'s Gesundheit wirklich gelitten, ward ich mit Bedauern inne, und suchte dafür nach Kräften durch Herstellung häuslicher Bequemlichkeit und Ruhe ihr wohlthätig zu werden, was seine Schwierigkeiten hatte, da mir nur meine bescheidenen Einnahmen als Musikdirektor zu Gebote standen, und wir beide fest dabei verharrten, *Minna* nicht wieder zum Theater gehen zu lassen. Die Durchführung dieses Entschlusses, wie sie für unser Auskommen uns Unbequemlichkeiten auferlegte, zog andrerseits mir sonderbare Verwicklungen zu, über deren Charakter ich erst späterhin in einer Weise aufgeklärt wurde, die mir zugleich die abschreckendsten Erfahrungen über die moralische Beschaffenheit des Direktors *Hollei* einbrachte. Für jetzt hatte ich es mir eben gefallen zu lassen, als eifersüchtig auf meine Frau angesehen zu werden; dass diess von dem Urtheil, ich möge dazu wohl Grund haben, begleitet war, liess ich mir ruhig gefallen, und erfreute mich dagegen der Wiederherstellung befriedigender ehelicher Verhältnisse, namentlich auch einer nach Möglichkeit behaglichen Führung unseres bescheidenen Hausstandes, für welche nun *Minna*'s Talent sich wohlthätig entwickelte. — Da unsre Ehe stets kinderlos blieb, und für gewöhnlich die Pflege eines Hundes

für die Belebung des häuslichen Heerdes herbeigezogen werden musste, verfielen wir diesmal sogar auf den excentrischen Gedanken, es einmal mit einem jungen Wolfe zu versuchen, welcher uns als Säugling in das Haus gebracht worden war. Da wir jedoch fanden, dass dieser Versuch die Gemüthlichkeit unsres häuslichen Lebens nicht vermehrte, gaben wir ihn nach einigen Wochen auf. — Besser glückte es mit der Schwester *Amalie*, welche durch ihre Gutmüthigkeit und anspruchslose Zutraulichkeit eine Zeit lang recht angenehm zur Herstellung des fehlenden Familienwesens mitwirkte. Die beiden Schwestern, von denen keine eine eigentliche Bildung genossen hatte, verfielen oft auf belustigende Weise in den Ton ihrer Kinderjahre; wenn sie zweistimmige Kinderlieder sangen, bei welchen *Minna*, ohne irgendwie musikalisch belehrt zu sein, doch immer recht geschickt zu secundiren wusste, und hierzu russischer Salat, gesalzener Düna-Lachs oder gar frischer Caviar zur Abendmahlzeit genossen wurde, fühlten wir drei gemeinschaftlich uns im fernen Norden behaglich und wohlgemuth.

*Amalien*'s schöne Stimme und wirkliches Gesangstalent bereiteten ihr anfänglich auch eine sehr günstige Aufnahme beim Publikum, was uns dreien gemeinschaftlich recht wohl that. Von sehr kleiner Gestalt, und bei nicht weit reichendem Darstellungstalent, blieb jedoch ihr Wirkungskreis beschränkt, und während sie bald durch glücklichere Nebenbuhlerinnen empfindlich überholt wurde, durfte sie für ihr Lebensglück es als besonders günstig ansehn, dass ein äusserst rechtschaffener Offizier der russischen Armee, der damalige Rittmeister, jetzt General *Carl von Meck*, sich auf's herzlichste in das bescheidene Mädchen verliebte, und nach einem Jahr sie heirathete. Leider kam durch dieses Verhältniss, da es zunächst manche Schwierigkeiten bereitete, die erste Trübung unsres Zusammenlebens zum Vorschein. Die Schwestern überwarfen sich mit der Zeit gänzlich, und ich hatte die ärgerliche Verdrieslichkeit zu überstehen, endlich ein volles Jahr zwischen zwei Verwandten, welche sich nie mehr sprachen und sahen, in der gleichen Wohnung zu leben.

Den Winter, mit welchem wir in das Jahr 1838 traten, brachten wir noch in einer engen, unfreundlichen Wohnung in der alten Stadt zu; erst mit dem Frühjahr bezogen wir eine angenehmere Wohnung in der frei gelegenen Petersburger Vorstadt, in welcher sich, trotz des bezeichneten schwesterlichen Zerwürfnisses, ein ziemlich belebter geselliger Verkehr einfand, da wir oft Freunde und Bekannte gemüthlich zu bewirthen uns angelegen sein liessen. Ausser mit Mitgliedern des Theaters pflegte ich

abwechselnd auch einige städtische Bekanntschaften; wir empfingen und besuchten die Familie des Musikdirektors *Dorn*, mit welchem ich Brüderschaft schloss; am treuesten hielt jedoch der zweite Musikdirektor am Theater, der nicht sehr begabte, aber ehrenwerthe *Franz Löbmann*, zu mir. Dennoch pflegte ich den Verkehr in weiteren Kreisen nur dürftig und, der von jetzt an immer mehr sich herausstellenden Haupttendenz meines Lebens gemäss, gar bald immer weniger, so dass, als ich nach einem nicht ganz zweijährigen Aufenthalt später Riga verliess, ich auch von diesem Orte nicht minder fremd und gleichgültig schied, wie früher von Magdeburg und Königsberg. Was diesen Fortgang mir aber besonders verbitterte, sollte aus einer Reihe von Erfahrungen bestehen, welche besonders widerwärtiger Art waren und mich mit dem Drange beseelten, für immer von der Berührung mit ähnlichen Elementen, wie ich sie in meinen bisherigen Versuchen, bei Theatern mir eine Stellung zu verschaffen, angetroffen hatte, auszuscheiden.

Doch nur allmählich trat diess alles in mein Bewusstsein, während ich anfänglich, im Geleite des Wiederauflebens meines so früh gestörten jungen ehelichen Glückes, eine Zeit lang auch in meiner künstlerischen Wirksamkeit mich gegen früher wesentlich gebessert fühlte. Unter der wohlthätigen Einwirkung des gesicherten materiellen Bestandes der Theaterunternehmung stellte sich auch manches Erfreuliche für die künstlerischen Leistungen derselben heraus. Das Theater selbst war in einem besonders kleinen Raum eingepfercht; auf der winzigen *Bühne* war ebensowenig an die Entwicklung von theatralischem Luxus, wie in dem höchst beschränkten Orchesterraume an Unterbringung reichlicher musikalischer Kräfte zu denken. Nach beiden Seiten hin waren somit die engsten Schranken gesetzt; dennoch verstand ich es, in einem Orchesterraume, welcher eigentlich nur für zwei erste und zwei zweite Violinen, zwei Bratschen und einen Contrabass zur Besetzung des Streichquartettes berechnet war, allmählich ansehnliche Verstärkungen einzuführen, durch welche an sich erfolgreiche Bemühungen ich zuerst den Grimm *Hollei*'s reizte. Für die Oper stellte sich bald ein gutes Ensemble heraus. Vorzüglich anregend ward für mich das glückliche Studium der Mehul'schen Oper «*Joseph in Aegypten*», deren edler und einfacher Styl, bei der rührenden und ergreifenden Wirkung der Musik, zu der günstigen Wendung meiner bis daher durch die Theaterpraxis auffallend verdorbenen Geschmacksrichtung nicht wenig beitrug. Sehr erfreulich war es mir, dass ich durch recht gute Aufführungen des recitirenden Schauspiels meine alte ernste Neigung wieder angeregt fühlen durfte. Mir

bleibt besonders eine Aufführung des «*König Lear*» unvergesslich, welcher ich nicht nur in den Aufführungen, sondern auch in den Proben mit höchstem Interesse beiwohnte. — Diese fördernden Eindrücke trugen dennoch nur dazu bei, mich im Befassen mit dem Theater allmählich immer unglücklicher zu fühlen, da einerseits die Persönlichkeiten der Theatergesellschaft mich immer mehr abstiessen, und andrerseits die Tendenz der Direktion mich mit wachsendem Unmuth erfüllte. Im Betreff des Theaterpersonals machte ich nun, da ich meine frühere, in Magdeburg so leichtfertig bewährte Neigung zu ungewähltem Umgange verloren hatte, bald die widerwärtigsten Erfahrungen von der Hohlheit, Eitelkeit und der frechsten Selbstsucht dieser ungebildeten, gänzlich zuchtlosen Menschenklasse. Bald gab es nur wenige Mitglieder unsrer Oper, mit denen ich mich nicht im Kampfe gegen eine der genannten Eigenschaften überworfen hätte. Am traurigsten war es aber zu gewahren, dass ich in solchen Kämpfen, zu denen mich in Wahrheit nur mein Eifer für das Gelingen der künstlerischen Gesammtleistung hinreissen liess, von dem Direktor *Holtei* nicht nur ohne Unterstützung blieb, sondern sogar ihn selbst mir dadurch verfeindete. Dieser fand sich nämlich bald zu der offenen Erklärung veranlasst, dass unser Theater einen für seinen Geschmack viel zu soliden Charakter angenommen habe, und suchte mich darüber zu belehren, dass gute theatralische Leistungen eigentlich eine lüderliche Bande voraussetzten. Wie er den Begriff der Würde der theatralischen Kunst geradeswegs für einen pedantischen Unsinn erklärte, erkannte er für den Genre ihrer Leistungen eigentlich nur das halb rührend, halb frivol anregende *Vaudeville* als beachtungswerth an. Die ernste grosse Oper, besonders das reiche musikalische Ensemble, war ihm entschieden verhasst, und meine Anforderungen hierfür reizten ihn zu wirklichem Hohn und hämischer Zurückweisung. Den eigenthümlichen Zusammenhang dieser seiner künstlerischen Tendenz mit seinen anderweitigen, das Gebiet der Moralität berührenden Neigungen, sollte mir zu meinem Schrecken allmählich auch klar werden. Für das Erste fühlte ich mich durch die Aeusserungen seiner künstlerischen Antipathien genügend von ihm abgestossen, um meiner wachsenden Abneigung gegen das Befassen mit dem Theater mich immer mehr nachhängen zu lassen. Wohl erfreute ich mich noch einiger guten Aufführungen, welche ich unter günstigen Umständen auf dem grösseren Theater zu *Mitau*, wohin die Gesellschaft sich im Anfang des Sommers auf einige Zeit begab, zu Stande brachte. Dennoch fasste ich grade bei diesem Aufenthalte, während welches ich mich meist mit der Lecture *Bulwer*'scher Romane befasste,

den heimlichen Entschluss, ernstlich nach Befreiung aus dem Verkehr mit dem Theater, wie er mir bis jetzt einzig möglich geworden war, zu trachten.

Die Composition meines bereits im Anfang des Pilgner Aufenthaltes beendigten Textes der Oper «*Rienzi*» sollte mir die Brücke zu der von mir ersehnten grossartigern Welt bauen. Hatte ich die Aufführung der «*lustigen Bärenfamilie*» schon mit aus dem Grunde, weil der leichtere Charakter derselben mich wieder zum Befassen mit den von mir verachteten Theaterverhältnissen verführt haben würde, verworfen, so gab es mir nun eine erhebende Beruhigung, den «*Rienzi*» auch in Betreff der angewandten Kunstmittel so rücksichtslos reich zu entwerfen, dass schon das Verlangen nach seiner dereinstigen Aufführung mich zum Verlassen der bisher gewohnten kleinern Theaterverhältnisse, und zum Aufsuchen neuer Beziehungen zu einem grossen Theater nöthigen musste. Nach unserer Rückkehr aus *Mitau*, im Hochsommer 1838, begann ich nun diese Composition, und nährte dadurch in mir eine enthusiastische Stimmung, welche meiner thatsächlichen Lebenslage gegenüber den Charakter einer verzweifelten Aufgelegtheit annahm. Jedem, dem ich mein Vorhaben mittheilte, leuchtete es schon aus dem blossen Bekanntwerden mit meinem Sujet ein, dass ich auf einen Bruch mit meiner bisherigen Stellung, in welcher an die Aufführung meines Werkes gar nicht zu denken war, ausging, wodurch ich in den Augen meiner Bekannten als hoffärtig und leichtsinnig zugleich erschien.

Für unpraktisch und excentrisch galt ich auch jetzt, wo ich von meinem letzten leichtfertigen Behagen am trivialen Operngeschmack mich lebhaft wieder abgewandt hatte, namentlich auch dem ehemaligen Protektor meiner merkwürdigen Leipziger Ouverture. Er sprach diess mit grösster Unbefangenheit in einem Bericht über ein zuvor, am Schlusse des Winters von mir gegebenes Concert in der neuen Zeitschrift für Musik aus, wo er sich über zwei meiner Compositionen, jene Magdeburger *Columbus-Ouverture* und die bereits erwähnte Ouverture über «*Rule Britannia*», diesmal ohne Scheu lustig machte. Ich selbst hatte an der Aufführung dieser beiden Ouverturen keine Freude erlebt, und namentlich meine in diesen Compositionen noch stark bekundete Vorliebe namentlich für Trompeten spielte mir bereits diesmal unangenehme Streiche, da ich unsern Riga'schen Musikern hierbei offenbar zu viel zugemuthet hatte, und mannichfaltigen Unglück bei der Execution ertragen musste. Im vollen Gegensatz zu meiner ausschweifenden Anlage des «*Rienzi*» hatte dagegen derselbe *H. Dorn* zur Anfertigung einer Oper sich angelassen, für

welche er recht praktisch eben nur den Bestand unsres Riga'schen Theaters im Auge behalten hatte. «*Der Schöffe von Paris*», historisch-komische Oper aus der Zeit der Belagerung von Paris unter Jeanne d'Arc, wurde zur Zufriedenheit des Componisten von uns einstudirt und aufgeführt. Ich erhielt keinen Grund, durch den Erfolg dieses Werkes mich von meinem Vorhaben im Betreff der Ausführung meines «*Rienzi*» abbringen zu lassen, und freute mich innerlich der Neidlosigkeit, mit welcher ich auf diesen Erfolg blickte. Gänzlich unangeregt zur Nebenbuhlerschaft, zog ich mich immer mehr aus dem Verkehr mit der Riga'schen Künstlerschaft zurück, beschränkte mich lediglich auf die Ausführung meiner kontraktlichen Funktionen, und arbeitete die zwei ersten Akte meiner grossen Oper aus, ohne im mindesten mich darum zu bekümmern, ob ich je zu einer Aufführung des Werkes selbst gelangen würde.

Hatten mich zu der Umkehr meiner innern Neigungen nach der, in frühester Jugend mir eignen inbrünstig ernsten Seite meines Wesens hin, gewiss auch die so früh von mir gemachten bitter-ernsten Lebenserfahrungen bestimmt, so waren diese neuerdings durch besonders wehmüthige Eindrücke noch gefärbt worden. Nicht lange nach meiner Wiedervereinigung mit *Minna* kam mir aus der Heimath die Nachricht vom Tod meiner Schwester *Rosalie* zu. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich den Eindruck vom Dahinscheiden eines innig nahe stehenden Wesens zu erfahren gehabt. Gerade der Tod dieser Schwester erschütterte mich wie ein tief bedeutungsvoller Schicksalsschlag; sie war es gewesen, um deren Liebe und Achtung willen ich einst mich so energisch von meinen jugendlichen Ausschweifungen abgewandt hatte, um deren Theilnahme zu verdienen ich meinen ersten grössern Arbeiten einen besondren, sinnigen Fleiss zugewandt hatte. Als mich die leidenschaftliche Sorge des Lebens erfasste und aus dem älterlichen Haus ohne Aufenthalt forttrieb, war sie es, welche in meinem dunkel befangenen Herzen gelesen, und bei jenem letzten Abschied in Leipzig das ahnungsvolle Lebewohl mir zugerufen hatte. In der Zeit meines Verschollenseins, als die Nachricht von meiner eigenwilligen Heirath und dem damit verbundenen Missrathen meiner Lebenslage in die Familie gelangte, war sie es, welche, wie meine Mutter mir später mittheilte, nie den Glauben an mich aufgegeben hatte, sondern stets die Hoffnung nährte, ich würde noch zur reinen Entfaltung meiner Natur gelangen und es zu etwas Tüchtigem bringen. Nun, bei der Nachricht von ihrem Tode, stand mit der Erinnerung an unsren bedeutungsvollen Abschied, wie vom Blitz erleuchtet, der ganze Umfang des edlen Werthes meiner Beziehungen zu dieser

Schwester vor mir, und welchen Einfluss dieses auf mich hatte, ward mir später deutlich bewusst, als nach meinen ersten auffallenden Erfolgen meine Mutter unter Thränen beklagte, dass *Rosalie* sie nicht hatte miterleben können. Nun war es mir denn auch wohlthätig überhaupt, mit meiner Familie wieder in Verkehr zu treten. Mutter und Schwestern hatten in ihrer Weise von meinen Schicksalen vernommen; es rührte mich tief in den Briefen, die mir von ihnen nun wieder zukamen, nichts von Vorwürfen über mein eigenwilliges und anscheinend liebloses Benehmen, sondern nur Mitgefühl und herzliche Sorge ausgedrückt zu sehen. Auch über die guten Eigenschaften meiner Frau waren meiner Familie empfehlende Berichte zugekommen, was mir besonders wohlthätig war, da mir so die Vertheidigung ihres bedenklichen Benehmens gegen mich, welche mich sehr beschwert haben würde, im versöhnlichen Sinne erspart wurde. Somit trat eine wohlthätige moralische Ruhe in mein kurz zuvor so stark aufgeregtes Innere. Was mich mit solcher Leidenschaftlichkeit zu der unvorsichtigen, allzu jugendlichen Ehe getrieben, was in Folge hiervon mich so aufreibend bedrängt hatte, schien nun wie beschwichtigt und in Frieden beigelegt; und verblieben mir auch die gemeinen Lebenssorgen oft in widerwärtigster und bekümmerndster Gestalt lange Jahre hindurch, so waren doch die Beunruhigungen des sehnsüchtigen Jünglingsbedürfnisses in einer Weise gedämpft und beschwichtigt, dass ich fortan, bis zur Erreichung meiner künstlerischen Selbständigkeit, das Streben meiner Natur lediglich eben auf diesen idealeren Zweck richten konnte, welcher jetzt, von der Conception des »*Rienzi*« ab, für alle meine Lebensentschlüsse mich einzig leitete.

Mir ist später durch das mir berichtete Wort eines *Rigaer's*, welcher erstaunt war, von den Erfolgen eines Menschen zu hören, von dessen Bedeutung man während eines zweijährigen Aufenthalts in der doch nicht sonderlich grossen lievischen Hauptstadt nicht das mindeste wahrgenommen hatte, der Charakter meines Lebens in *Riga* selbst erst bemerklich geworden. Von nirgends her trat mir eine auch nur im Mindesten anregende Persönlichkeit entgegen. Gänzlich auf mich allein angewiesen, blieb ich Allen fremd. Wie schon erwähnt, zog ich mich auch mit immer zunehmendem Widerwillen von dem Personal des Theaters zurück, und so fand es sich denn, dass am Ende eines zweiten dort verbrachten Winters, als mir Ende März 1839 von Seiten der Direktion meine Entlassung angezeigt wurde, so sehr aus andern Gründen mich dieses Vorgehen überraschte, ich mich doch in voller Uebereinstimmung mit dieser Nöthigung, meinen Lebensplan zu verändern, fühlte. Die charakte-

ristischen Umstände dieser Entlassung waren nun allerdings aber der Art, dass ich sie wohl als eine der widerwärtigsten Erfahrungen meines Lebens anzusehen hatte. Bei Gelegenheit einer lebensgefährlichen Erkrankung hatte ich bereits auf die Gesinnung *Holtei*'s gegen mich zu schliessen sehr betrübende Veranlassung erhalten. Mitten im stärksten Winter hatte ich in einer Theaterprobe mir eine heftige Erkältung zugezogen, welche bei meinem durch beständigen Aerger und nagenden Gram über die Nichtswürdigkeit der mich erdrückenden Theaterwirthschaft sehr krankhaft aufgeregten Nervensystem, sofort einen sehr bedenklichen Charakter annahm. Nun sollte grade in diesen Tagen aber eine Gastvorstellung der Oper «*Norma*» von unsrer Gesellschaft in *Mitau* gegeben werden. *Holtei* verstand es, mich zu nöthigen, vom Krankenbette mich zu der winterlichen Reise aufzumachen, und in dem eiskalten Mitauer Theater mich der gefährlichsten Vermehrung meiner Krankheit auszusetzen. Die Folge hiervon war ein typhöses Fieber, welches mich so schnell abzehrte, dass *Holtei*, der meinen Zustand kennen lernte, im Theater sich davon unterhielt, dass ich nun wohl auch nie mehr dirigiren würde und vermuthlich zur «*Abfahrt bestimmt sei*». Einem trefflichen homöopathischen Arzte, Dr. *Prutzer*, verdankte ich meine Rettung und Wiedergenesung. Nicht lange hierauf verliess *Holtei* für immer unser Theater und Riga; ihm war das Befassen mit den dortigen, wie er sich ausdrückte, «*viel zu soliden Umständen*» unerträglich geworden; ausserdem aber schienen in seinem Privatleben, welches zuletzt noch durch den Tod seiner Frau hart betroffen worden war, Umstände eingetreten zu sein, welche ihn einen gänzlichen Abbruch seines Aufenthaltes in *Riga* räthlich dünken liessen. Dass auch ich unter den ihm entstandenen Verlegenheiten bisher unbewusst zu leiden gehabt hatte, sollte mir zu meinem Erstaunen jetzt bekannt werden. Als mir der Nachfolger *Holtei*'s in der Direktion — der Sänger *Joseph Hofmann* — anzeigte, dass ihm von seinem Vorgänger ein mit dem Musikdirektor *Dorn* abgeschlossenes Engagement für die von mir bisher innegehabte Stelle am Theater als Verpflichtung übertragen worden, und meine Wiederanstellung somit unmöglich gemacht sei, begegnete meinem Erstaunen hierüber meine Frau mit der Erklärung der ihr bereits länger wohlbekannten Gründe der besondern Abneigung *Holtei's* gegen uns beide. Mit dem Bekanntwerden der Vorgänge, welche *Minna* aus Schonung, und um mir kein böses Blut gegen meinen Direktor zu machen, bisher angelegentlichst verschwiegen hatte, ging mir nun ein erschreckendes Licht auf. Wohl entsann ich mich, dass bald nach der Ankunft *Minna*'s in *Riga* ich von *Holtei* dringlich angegangen worden

war, das Engagement meiner Frau am Theater nicht hindern zu wollen; ich bat ihn, sich ungestört mit dieser selbst zu vernehmen, um auf diesem Wege sich die Ueberzeugung zu verschaffen, dass die Fernhaltung *Minna*'s vom Theater auf einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft, nicht aber etwa auf *einseitiger* Eifersucht *meinerseits* beruhte. Ich hatte ausdrücklich die Zeit, wo ich mit Proben im Theater beschäftigt war, zu den hiefür nöthigen Conferenzen des Direktors mit meiner Frau angezeigt; am Schlusse solcher Zusammenkünfte traf ich bei meiner Heimkehr mehreremals *Minna* in sehr aufgeregtem Zustande, und erhielt endlich von ihr die feste Erklärung, unter keinen Umständen in das von *Holtei* vorgeschlagene Engagement zu willigen. Ausserdem bemerkte ich an dem Benehmen *Minna*'s gegen mich ein mir unerklärliches scheues Forschen nach den Gründen meiner Bereitwilligkeit, mit welcher ich *Holtei* erlaubt hatte, meine Frau zu überreden zu suchen. Wie ich nun nach dem Eintritt der Katastrophe erfuhr, hatte *Holtei* diese Zusammenkünfte allerdings zu unverhohlenen Liebesbewerbungen benutzt, deren Charakter und Tendenz mir nach weiterm Bekanntwerden mit den besondern Eigenheiten dieses Mannes schwierig erklärbar wurde, bis aus dem Bekanntwerden andrer Prozeduren dieser Art es sich herausstellte, dass *Holtei* es für vortheilhaft halten musste, sich mit hübschen Frauen in das Gerede bringen zu lassen, um hierdurch die Aufmerksamkeit des Publikums von ungleich befleckenderen Verirrungen abzulenken. Zunächst aber war *Minna* auf das Aeusserste bereits dadurch empört worden, dass *Holtei*, nachdem er mit seinen eignen Liebesbewerbungen abgewiesen war, nun als Werber für einen Andern hervortrat, in dessen Betreff er sich dahin äusserte, dass er der jungen Frau allerdings nicht verdenken wolle, wenn sie ihn, den bereits ergrauten und vermögenslosen Mann, abweise, wogegen er ihr nun einen hübschen, jungen und zugleich sehr reichen Mann, den Kaufmann *Brandenburg*, zuweise. Sein grimmiger Aerger über die doppelte Abweisung, die Demüthigung, sich gänzlich erfolglos so sehr blossgestellt zu haben, scheint nach den Wahrnehmungen *Minna*'s hiervon gross gewesen zu sein. Ich begriff nun, dass seine oft gehörten Ausbrüche einer leidenschaftlichen Verachtung gegen «*solide Verhältnisse beim Theater*» nicht geniale Uebertreibungen waren, sondern dass er oft schon Grund erhalten haben mochte, über die ärgerlichsten Beschämungen von dieser Seite her sich zu beklagen. Dass aber frevelhafte Versuche zu einem Spiel, wie er es mit meiner Frau vorhatte, dennoch nicht im Stande waren, die immer weiter greifende Aufmerksamkeit der Beobachter seines eigentlichen lasterhaften Treibens zu täuschen, scheint

ihm endlich nicht entgangen zu sein, und unverhohlen gestanden eingeweihte Näherstehende, welche hierüber sich mir mittheilten, ein, dass die Furcht vor sehr üblen Enthüllungen ihn so schnell bewogen habe, seine Stellung in Riga gänzlich zu verlassen. — Noch in den spätesten Jahren hörte ich von *Holtei*'s leidenschaftlicher Ungeneigtheit gegen mich, mit welcher er unter andrem gegen «*Zukunftsmusik*» und ihre, die Einfachheit der reinen Empfindung bedrohende Tendenz, eiferte. Wie erwähnt, hatte er auch so viel menschliche Leidenschaft bewiesen, bereits in der letzteren Zeit unseres Rigaer Zusammenseins mir seine Feindseligkeit zu bezeigen, welche ich bis dahin geneigt war, wirklich nur seiner von der meinen abweichenden Kunsttendenz zuzuschreiben.

Wurde ich nun auch zu meinem Schrecken darüber belehrt, welche durchaus nur persönlichen Veranlassungen hierbei zu Grunde lagen, und hatte ich eine gewisse Beschämung darüber zu empfinden, durch mein früheres rückhaltsloses Vertrauen gegen einen mich ganz unvergleichlich bieder dünkenden Charakter meine Menschenkenntniss noch auf sehr schwachen Füssen stehend erkennen zu müssen, so setzte mich dagegen die Offenbarung des Charakters meines Freundes *H. Dorn* in fast noch grössere Verwirrung. Dieser war während unsres fortgesetzten Umganges in *Riga* aus dem Benehmen eines wohlwollenden ältern Bruders in ein offenbar vertrautes Freundesverhältniss zu mir übergegangen; wir sahen und besuchten uns fast täglich, sehr häufig im Familienkreise; ich hatte kein Geheimniss vor ihm, und die Aufführung seines «*Schöffen von Paris*» ging unter meiner Leitung so gut wie unter seiner eignen von statten. Als ich nun hörte, dass meine Stelle an ihn vergeben sei, glaubte ich ihn nur darüber befragen zu müssen, um zu erfahren, dass seinerseits ein Irrthum über meine Absicht im Betreff meiner bisherigen Stellung am Theater obwalte. Aus einer brieflichen Antwort ersah ich jedoch, dass *Dorn* sich wirklich die feindselige Stimmung *Holtei*'s gegen mich zu Nutze gemacht hatte, um von diesem gerade bei dessen Abgange eine den Nachfolger bindende Abmachung zu seinen Gunsten zu erwirken. Dass er als mein Freund die Vortheile dieser Abmachung nur für den Fall ausbeuten zu dürfen geglaubt hätte, dass ich wirklich meine *Riga*'sche Anstellung aufzugeben gesonnen sei, war ihm so wenig eingefallen, dass er in unsrem bisher fortgesetzten vertrauten Umgange sogar sorgfältig vermied, die Möglichkeit meines Fortgehens oder Verbleibens zu berühren. Er führte dagegen an, *Holtei* habe ihm eröffnet, er werde mich keinesfalls von Neuem engagiren, da ich mit dem Sängerpersonale mich nicht zu vertragen wisse; ihm, welchen der Erfolg seines «*Schöffen von Paris*» mit

neuer Lust für das Theater belebt hatte, sei demnach nicht zu verdenken gewesen, dass er die ihm sich bietende Vacanz zu seinem Vortheil ergriffen habe. Aus meinen vertrauten Mittheilungen habe er ausserdem entnommen, dass ich in bedrängter Lage sei, und bei meinem geringen, durch *Holtei* von vorn herein verkürzten Gehalte, gegen die Zumuthungen meiner Königsberger und Magdeburger Gläubiger, welche einen *Dorn* nahe befreundeten Advokaten gegen mich gewonnen hatten, einen sorgenvollen Stand hätte, was ihn denn zu der Annahme gebracht habe, ich würde mich doch in *Riga* nicht halten können. Somit habe er auch als Freund bei dem Erfassen der *Holtei*'schen Proposition sein Gewissen unbelästigt gefühlt. Um ihm diese Selbstbelügung nicht ungestört zu belassen, führte ich ihm zu Gewissen, dass ihm nicht unbekannt sei, wie mir für mein drittes Contraktjahr, wenn ich es angetreten hätte, ein erhöhter Gehalt zugesichert war, ausserdem durch Gründung von Orchesterconcerten, welche bereits einen günstigen Anfang genommen hatten, mir nun, nach Ueberstehung der schwierigen Zeiten der Uebersiedelung und Niederlassung, eben gerade die Möglichkeit entstünde, meiner aus der Vergangenheit herrührenden Schulden mich zu entledigen, und frug ihn somit, wie er sich zu verhalten gedenke, wenn ich erkläre, meinen Vortheil in der Beibehaltung meiner bisherigen Stellung zu ersehen, und ihn somit ersuchen würde, von seiner Abmachung mit *Holtei*, der ausserdem ja nach seinem Fortgange von *Riga* den vorgeschützten Grund zu meiner Entlassung fahren gelassen habe, abzustehen. Hierauf erhielt ich von *Dorn* bis auf den heutigen Tag keine Antwort, hatte dagegen im Sommer 1865 die Ueberraschung, *Dorn* in Person unangemeldet in meiner Münchener Wohnung eintreten, und, nachdem ich ihn zu seiner Freude wieder erkannt, mit einer Bewegung mir entgegen treten zu sehen, welche deutlich die Absicht einer Umarmung zeigte; während ich dieser auszuweichen verstand, erkannte ich doch schnell die Schwierigkeit, sein brüderliches »Du« von mir abzuhalten, da die Bemühungen hiergegen möglicher Weise Erörterungen nöthig gemacht hätten, welche eine unnütze Vermehrung meiner damaligen Aufregungen (es war in der Zeit der Aufführung meines *Tristan*) veranlasst haben würden. Diess war *Heinrich Dorn*, den, obwohl er sich zu jener Zeit nach dem Missglücken dreier Opern missmuthig vom Theater ab der rein bürgerlichen Handhabung der Musik bereits zugewandt hatte, der Riga'sche Lokalerfolg seiner historisch-komischen Oper *»der Schöffe von Paris«* über die Brücke eines Freundschafts-Verrathes, und an der Hand der Tugend in der Person des Direktors *Holtei*, der Pflege der dramatischen Musik in Deutschland,

wohin er aus seiner Vergessenheit durch ein grossmüthiges Versehen *Franz Liszt*'s zurückgebracht wurde, zu andauernder Erhaltung zuführte. Zum Gewinn seiner bedeutenden schliesslichen Stellung an dem grössten lyrischen Theater Deutschland's, der königlichen Oper in *Berlin*, verhalf ihm die Neigung des Königs *Friedrich Wilhelm* IV. für kirchliche Vorgänge; denn zunächst weniger dem Rufe der dramatischen Muse, als dem Wunsche, in einer grössern deutschen Stadt überhaupt nur eine gute Anstellung zu finden, folgend, war er, wie angedeutet, durch *Liszt*'s Empfehlung als Musikdirektor am Dom nach *Köln* berufen worden. Bei Gelegenheit einer Dombaufestlichkeit hatte er als Musiker auf das religiöse Gemüth des preussischen Monarchen in der Art zu wirken gewusst, dass dieser ihn mit der Würde seines Hoftheaterkapellmeisters belehnte, als welcher er nun lange Zeit berufen blieb, mit *Wilhelm Taubert* gemeinschaftlich, die Ehre der deutschen dramatischen Musik zu pflegen.

*J. Hoffmann*, dem nunmehrigen Direktor des *Riga*'schen Theaters, muss ich es nachrühmen, dass ihm der an mir verübte Verrath zu Herzen ging; er erklärte mir zu der Anstellung *Dorn*'s nur für ein Jahr verpflichtet zu sein, und sofort für das übernächste Jahr von Neuem einen Contrakt mit mir abschliessen zu wollen. Hierzu kamen Anerbietungen *Riga*'scher Kunstfreunde, durch Nachweisung von Musikunterricht, Einrichtung von Concerten u. s. w., für das ausfallende Jahr meines Musikdirektor-Gehaltes mich zu entschädigen. So lieb mir diese Zeugnisse der Anerkennung für mich waren, so hatte doch, wie ich bereits anführte, die Sehnsucht, von dem bisher von mir gekannten Theaterwesen mich gänzlich zu entfernen, mich so stark eingenommen, dass ich diese unfreiwillige Veranlassung, schon jetzt meine bisherige Laufbahn zu verlassen und in eine vollständig neue mich zu werfen, mit Entschiedenheit ergriff. Nicht ohne Geschick benutzte ich die Erregung auch ihres über den an mir begangenen Verrath erbitterten Gemüthes, um meine Frau mit dem von mir gefassten excentrischen Vorhaben, nach Paris zu gehen, zu befreunden. Hatte ich schon mit der Conception des »*Rienzi*« nur noch die grossartigsten Theaterverhältnisse in das Auge gefasst, so wollte ich nun, mit Uebergehung aller Zwischenstationen, sofort dem Brennpunkte des europäischen grossen Opernwesens unmittelbar mich zuwenden. Bereits in Magdeburg hatte ich dem Roman »*die hohe Braut*« von H. *König* das Sujet zu einer grossen fünfaktigen Oper nach reichlichstem französischem Zuschnitt entnommen. Den vollständig ausgearbeiteten scenischen Entwurf liess ich mir in das Französische übersetzen, und schickte ihn von Königsberg aus an *Scribe* nach Paris. Diese Zusendung begleitete ich

mit einem Brief an den berühmten Operntextdichter, in welchem ich ihm die Aneignung meines Entwurfes, unter der Bedingung mir den Auftrag zur Composition der Oper für Paris zu erwirken, antrug. Um sich von meiner Befähigung, eine Pariser Opernmusik zu schreiben, überzeugen zu können, übersandte ich ihm zugleich die Partitur meines «*Liebesverbotes*». Ausserdem schrieb ich aber auch an *Meyerbeer*, um ihn von meinem Vorhaben in Kenntniss zu setzen, und um seine Unterstützung dafür anzugehen. Es beunruhigte mich nicht, hierauf keinerlei Antwort zu erhalten; wogegen es mir genügte, mir sagen zu können, dass ich bereits «mit *Paris* in Verbindung stehe». Wirklich hatte ich, als ich nun von *Riga* aus mein kühnes Unternehmen in Angriff nahm, einen gewissermassen soliden Anknüpfungspunkt, und schwebte im Betreff meiner Pariser Pläne nicht so eigentlich ganz und gar mehr in der Luft. Nun kam aber hinzu, dass meine jüngste Schwester *Cäcilie* Braut eines zum Brockhaus'schen Geschäft gehörigen Buchhändlers, *Eduard Avenarius*, geworden war, und dieser in Paris die Führung des dort etablirten Zweiges der deutschen Firma übernommen hatte. An ihn wandte ich mich jetzt, um von *Scribe* Auskunft und Antwort auf mein bereits einige Jahre altes Anerbieten zu erhalten. *Avenarius* suchte *Scribe* auf, und erhielt von diesem die Bestätigung des Empfanges meiner frühern Zusendung. Auch bezeugte ihm *Scribe* Erinnerung an das ihm mitgetheilte Sujet, in welchem, so viel er sich entsinne, eine «*joueuse de harpe*» vorkäme, welche von ihrem Bruder maltraitirt wurde: dass ihm gerade nur dieser mehr episodische Zug im Gedächtniss geblieben war, liess mich zwar annehmen, dass *Scribe* über die Kenntnissnahme des ersten Aktes, in welchen dieses Ereigniss fiel, nicht hinausgelangt sei; auch dass er in Betreff meiner Partitur nichts andres mitzutheilen hatte, als dass er sich von einem Schüler des Conservatoire's etwas daraus habe vorspielen lassen, konnte mich nicht zu der schmeichelhaften Annahme bewegen, dass er in einen deutlichen und bewussten Rapport mit mir getreten sei. Dennoch lag, als ich den einen von *Scribe* an *Avenarius* in meiner Angelegenheit gerichteten Brief von diesem als Einschluss in meine Hände gelangt sah, ein greifbares Zeugniss vor mir, dass *Scribe* sich mit mir beschäftigt habe, und ich mit ihm in Verbindung stehe. Selbst auf die keineswegs sanguinische Vorstellungsart meiner Frau wirkte dieser Scribe'sche Brief so bedeutend, dass sie den Schrecken, mit mir sich zu dem Pariser Abenteuer aufmachen zu sollen, immer mehr zu überwinden vermochte. Wir setzten endlich kurz und gut fest, dass wir nach Ablauf meines zweiten *Riga*'schen Contraktjahres, also im bevorstehenden Sommer (1839), direkt von *Riga*

nach *Paris* reisen würden, um dort einzig mein Glück als Operncomponist zu versuchen.

Nun erhielt die Ausführung meines »*Rienzi*« immer grössere Bedeutung; noch vor der Abreise war auch die Composition des 2. Aktes beendigt, und diesem ein heroisches Ballet von ausschweifendster Dimension eingeflochten. Da fand sich denn nun, dass ich schnell auch französisch zu lernen hätte, welches ich während meiner klassischen Gymnasialstudien mit höchster Verachtung bei Seite liegen gelassen hatte. Als mir zum Nachholen des Versäumten für jetzt nur noch vier Wochen übrig blieben, nahm ich einen tüchtigen französischen Sprachlehrer an; da ich jedoch bald einsah, dass ich es zu keinem besondern Erfolg in dieser kurzen Zeit bringen würde, benutzte ich die Unterrichtsstunden nur dazu, unter dem Vorwand der Uebung meinem Lehrer eine Pura-Uebersetzung des Textes zum »*Rienzi*« abzugewinnen; diese schrieb ich mit rother Tinte sofort in die Partitur der fertigen Theile meiner Musik ein, um auf diese Weise sogleich nach meiner Ankunft in Paris meine halbvollendete Oper französischen Kunstrichtern vorlegen zu können.

Somit schien mir alles recht verständig für meine Unternehmung geordnet, und es blieb nur übrig, mir die Geldmittel zur Ausführung derselben zu verschaffen. Hiermit stand es nun übel: der Verkauf unserer bescheidenen häuslichen Einrichtung, der Ertrag eines Benefiz-Concertes, und einige sonstige kleine Ersparnisse reichten gerade eben nur aus, die von Magdeburg und Königsberg gegen mich in Riga klaghaft gewordenen Gläubiger zu befriedigen. War ich genöthigt, hierfür mein Geld zu verwenden, so verblieb mir nicht ein Heller. Hier musste nun Rath geschafft werden, und unser alter Königsberger Freund, *Abraham Möller*, fand sich ein, um in der ihm geläufigen, nicht allseitig leicht zu beurtheilenden Weise, diesen Rath zu schaffen. In dieser kritischen Zeit stattete er uns einen zweiten Besuch in *Riga* ab; ich klagte ihm meine schwierige Lage und die Hindernisse, welche der Ausführung meines Entschlusses, nach Paris zu gehen, entgegenstünden. Er rieth mir nun kurz und bündig, alle meine Ersparnisse für unsre Reise zu verwenden, und mit meinen Gläubigern erst dann mich abzufinden, wenn meine Pariser Erfolge mir dazu die Mittel an die Hand gegeben haben würden. Um diess zu ermöglichen, bot er uns an, in seinem Reisewagen mit Extrapost uns über die russische Gränze bis in einen ostpreussischen Hafen zu bringen; die Ueberschreitung dieser Grenze musste von unsrer Seite ohne Pässe bewerkstelligt werden, da auf diese von Seiten der

auswärtigen Gläubiger Beschlag gelegt war. Er schilderte uns die Ausführung dieses höchst bedenklichen Vorhabens als sehr leicht, da er auf einem der Grenze benachbarten preussischen Gute einen Freund habe, der ihm hierzu die erfolgreichste Hülfe leisten werde. Die Begierde, um jeden Preis meiner bisherigen Lage mich zu entziehen und schnell möglichst auf das grosse Feld zu gelangen, auf welchem ich mir rasche Befriedigung meiner ehrgeizigen Wünsche erwartete, verblendete mich gegen alle Widerwärtigkeiten, welche die Ausführung des nun beschlossenen Vorhabens begleiten mussten. Direktor *Hoffmann*, der sich mir nach Kräften verpflichtet hielt, erleichterte meinen Fortgang dadurch, dass er mir ihn um einige Monate vor meiner contraktlich ablaufenden Dienstzeit ermöglichte. Nachdem ich noch im Juni die Opernaufführungen der Mitauer Theatersaison dirigirt hatte, traten wir, eben von Mitau aus, unter *Möller's* Schutze und in dessen Wägen, mit Extrapost heimlich die Reise an, deren Ziel Paris sein und unter den unerhörtesten Drangsalen von uns erreicht werden sollte.

Das Wohlgefühl, welches mir die Fahrt durch das fruchtbare Curland im üppigen Sommermonat Juli, namentlich durch die Vorstellung, dass ich nun mit einer ganzen mir verhassten Lebensrichtung gebrochen und dafür einem unermesslich neuen Schicksalspfade nachging, unwillkürlich erweckte, ward schon im Beginn der Reise durch die quälende Belästigung getrübt, welche mir durch die Begleitung eines grossen Neufundländer Hundes, mit Namen *Robber*, veranlasst wurde. Dieser wunderschöne Hund, ursprünglich einem Riga'schen Kaufmann gehörig, hatte sich, gegen die Natur dieser besondern Raçe, mit einer vorzüglichen Zuneigung an meine Person geheftet. Nachdem ich *Riga* verlassen, hatte während meines längern Aufenthaltes in *Mitau* Robber fortgesetzt meine leer gewordene Wohnung belagert, und durch seine auffallende Anhänglichkeit den Hauswirth und die Nachbarn so sehr gerührt, dass sie den Hund durch den Postconducteur mir nach *Mitau* nachschickten, wo ich ihn mit wahrhafter Ergriffenheit empfing, und mir gelobte, trotz aller Beschwerden den Hund fortan nicht mehr von mir zu weisen. Wie mir es auch ergehen möchte, der riesige Hund musste mit nach Paris; allein schon nur auf dem Wagen ihn unterzubringen schien rein unmöglich: alle Vorrichtungen, welche ich unterwegs traf, um ihm im oder am Wagen einen Platz zu verschaffen, erwiesen sich als nichtig, und zu meiner wachsenden Pein musste ich das so stark bepelzte nordische Thier in glühendster Sonnenhitze tagelang neben dem Wagen herlaufen sehen, bis ich, durch das Mitgefühl für seine Erschöpfung auf das Aeusserste

gebracht, endlich auf die ingeniösesten Einfälle gerieth, im vollbesetzten Wagen den grossen Hund doch noch so unterzubringen, dass er darin aushielt. Am Abend des zweiten Tages gelangten wir so an die russisch-preussische Grenze; die Besorgniss *Möller*'s wegen Ausführung unsrer heimlichen Ueberschreitung derselben liess auch uns inne werden, dass es sich hiebei eigentlich um ein gefährliches Wagniss handelte; der vertraute Freund von jenseits begegnete uns, der Abmachung gemäss, mit einem kleinen Wagen, in welchem er *Minna*, mich und Robber, von der Hauptstrasse ab, auf Umwegen nach einem Punkt brachte, von dem aus er uns zu Fuss in ein Haus von höchst verdächtigem Aussehen geleitete, um uns dort, nachdem er uns einem Führer übergeben, wieder zu verlassen. Dort hatten wir bis nach Sonnenuntergang zu warten und gewannen Musse, inne zu werden, dass wir uns in einer Pascherkneipe befanden, welche sich allmählich mit polnischen Juden vom allerschmutzigsten Aussehen bis zum Uebermaass anfüllte. Endlich wurden wir aufgefordert, unsrem Führer zu folgen. Einige hundert Schritte weit zog sich am Abhange eines Hügels der Graben hin, welcher längs der ganzen russischen Grenze gezogen ist und beständig durch Wachtposten von Kosaken, in sehr kleinen Zwischenräumen vertheilt, bewacht wird. Es galt, die wenigen Minuten zu benutzen, welche nach der Ablösung der Wachen die Wächter anderweitig beschäftigten. Sehr eilig hatten wir daher den Hügel hinabzulaufen, durch den Graben zu klettern und dann von Neuem eilig uns weiter zu wenden, bis wir aus der Schusslinie gelangt waren; denn die Kosaken, sobald sie uns gewahrten, waren gebunden, uns selbst über den Graben hinweg die Kugeln nachzusenden. Ich hatte, trotz der leidenschaftlichen Sorge für *Minna*, dennoch zu meiner seltsamen Freude das intelligente Verhalten *Robber*'s beobachtet, welcher, als ob er die Gefahr gewahrte, sich lautlos an uns geschmiegt hielt und meine Sorge, er werde uns bei dem gefahrvollen Uebergange Noth machen, gänzlich zerstreute. Endlich begegnete uns der vertraute Gehülfe wieder; er war so ergriffen, dass er uns heftig in seine Arme schloss, und nun von Neuem mit seinem Fuhrwerk uns in den Gasthof des preussischen Grenzortes geleitete, wo Freund *Möller*, vor Angst erkrankt, uns schluchzend und jubelnd aus dem Bett entgegensprang. Nun war es denn auch für mich Zeit, mich zu besinnen, in welche Gefahr ich nicht nur mich, sondern die arme *Minna* an meiner Seite gebracht hatte, und zu welchem Frevel ich durch die Unkunde, in welcher *Möller* mich so leichtsinniger Weise über die ungeheuerlichen Umstände des von ihm angerathenen heimlichen Grenzüberganges gelassen, verleitet worden war. Ich fand keinen

Ausdruck, um meine Reue hierüber meiner zum Tod erschöpften Frau zu erkennen zu geben.

Und doch war, was wir soeben überstanden, nur das Vorspiel zu den neuen Widerwärtigkeiten, welche diese für mein Leben so entscheidungsvolle abenteuerliche Reise begleiteten. Während wir des andern Tages durch die reiche Tilsiter Niederung mit bereits wieder gehobenem Muthe auf *Arnau* bei Königsberg zufuhren, wurde der fernere Reiseplan dahin festgesetzt, dass wir von dem preussischen Hafen *Pillau* aus auf einem Segelschiffe zunächst nach *London* weitergehen sollten. Der Grund hiervon war hauptsächlich die Rücksicht auf die Begleitung unsres Hundes, welcher so am leichtesten mitzuführen war; während an seine Unterbringung bei einer Reise im Postwagen von Königsberg bis Paris, da man von Eisenbahnen damals noch nichts wusste, natürlich nicht zu denken war. Ausserdem aber bestimmte uns auch die Rücksicht auf unsre Kasse; aller Gewinn saurer Mühen bestand für mich in nicht ganz 100 Ducaten, welche nicht nur zur Reise, sondern auch für den *Pariser* Aufenthalt bis dahin, wo ich dort etwas verdient haben würde, zu berechnen waren. So fuhren wir denn, nach einigen Tagen der Erholung in dem Arnauer Gasthofe, abermals von *Möller* geleitet, auf einem dort landesüblichen Fuhrwerke, welches einem Leiterwagen nicht sehr unähnlich war, über kleinere Orte und auf schlechten Strassen, um Königsberg nicht zu berühren, nach dem Hafenstädtchen *Pillau*. Auch diese kürzere Reise sollte nicht ohne Unglücksfall von Statten gehen. Der ungeschickte Wagen fiel in einem Bauernhofe um, und *Minna* ward bei dem Falle durch eine innere Erschütterung so stark beschädigt, dass wir in einem Bauernhaus, wohin ich die gänzlich Gelähmte mit grösster Mühe zu schleppen hatte, bei mürrischen und schmutzigen Leuten eine für die Verletzte höchst schmerzliche Nacht zu verbringen hatten. Die um mehrere Tage sich verspätende Abfahrt des *Pillauer* Schiffes musste uns unter diesen Umständen, wegen der hierdurch gewährten Frist für *Minna*'s Erholung, sehr willkommen sein. Da der Capitän uns ohne Pass aufzunehmen hatte, war endlich auch die Besteigung seines Schiffes für uns wiederum von besondrer Schwierigkeit. Wir mussten noch vor dem Tagesgrauen uns auf einem Boote heimlich durch die Hafenwache an Bord unsres Schiffes zu schleichen suchen; dort angelangt und nachdem wir Robber ebenfalls mit grosser Mühe, ohne Aufsehen zu erregen, die steile Schiffswand hinaufgezogen hatten, mussten wir uns sofort in einem unteren Raum verbergen, um von den vor der Abfahrt das Schiff noch besuchenden Visitatoren nicht bemerkt zu werden. Endlich war der

Anker gelichtet, und während wir allmählich das Land aus dem Auge verloren, glaubten wir nun aufathmen und uns beruhigt fühlen zu dürfen.

Wir waren am Bord eines Kaufmannschiffes von kleinster Gattung; es hiess *Thetis*, hatte das Brustbild der Nymphe an der Puppe aufgesteckt, und war, den Kapitän eingerechnet, von sieben Männern bedient. Man war der Meinung, bei gutem Wetter, wie es im Sommer zu erwarten stand, die Fahrt nach London in acht Tagen zu bestehen. Schon auf der Ostsee waren wir durch anhaltende Windstille jedoch lange zurückgehalten; ich benutzte die Musse, um meine Kenntniss des Französischen durch das Studium eines Romans von *G. Sand*, «*la dernière Aldini*», näher zu begründen. Ausserdem gewährte uns der Umgang mit den Schiffsleuten manche Unterhaltung. Ein sonderlich schweigsamer älterer Matrose, mit Namen *Koske*, ward von uns viel beobachtet, namentlich der unversöhnlichen Abneigung wegen, welche der sonst so gutmüthige *Robber* gegen ihn gefasst hatte, und welche uns in der Stunde der Gefahr noch eine lächerliche Noth machen sollte. — Nach siebentägiger Fahrt gelangten wir erst vor *Kopenhagen* an, wo wir, ohne das Schiff zu verlassen, die Gelegenheit wahrnahmen, unsre sehr spärliche Schiffskost durch Einnahme verschiedener Nahrungsmittel und Getränke erträglicher zu machen. Guten Muthes fuhren wir so an dem schönen Schlosse von *Helsingör* vorbei, dessen Anblick mich in unmittelbare Berührung mit meinen Jugendeindrücken von *Hamlet* setzte, und segelten nun hoffnungsvoll durch das *Kattegat* dem *Skagerrack* zu, als der anfänglich nur ungünstige Wind, welcher uns zu mühseligem Laviren genöthigt hatte, am zweiten Tag dieser neuen Fahrt in einen heftigen Sturm umschlug. Volle 24 Stunden hatten wir unter für uns ganz neuen Leiden gegen ihn zu kämpfen. In die jämmerlich enge Kajüte des Kapitäns eingepfercht, ohne eigentliches Lager für eines von uns Beiden, waren wir der Seekrankheit und allen Aengsten preisgegeben. Zum Unglück war das Branntweinfass, aus welchem die Mannschaft sich während der harten Arbeit zu stärken hatte, in einer Vertiefung unter der Bank, auf welche ich mich ausgestreckt hielt, angebracht; hier war es nun *Koske*, welcher sich am häufigsten zu der mich so belästigenden Stärkung einfand, trotzdem er jedesmal einen Kampf auf Leben und Tod mit *Robber* zu bestehen hatte, welcher ihn einzig mit stets erneueter Wuth anfiel, sobald er die enge Treppe herabgeklettert kam, was mir, dem von der Seekrankheit gänzlich Erschöpften, jedesmal eine mein Uebelbefinden zu den bedenklichsten Katastrophen steigernde Anstrengung abnöthigte. Endlich, am 27. Juli, sah der Kapitän bei heftig stürmendem Westwind sich ge-

zwungen, einen Hafen der norwegischen Küste aufzusuchen. Mit tröstlichem Gefühle gewahrte ich das weithin sich dehnende felsige Ufer, dem wir mit grosser Schnelligkeit zugetrieben wurden, und nachdem nun ein norwegischer Lootse, der auf einem kleinen Boot uns entgegengekommen war, mit kundiger Hand das Steuer der *Thetis* übernommen hatte, erlebte ich bald einen der wunderbarsten und schönsten Eindrücke meines Lebens. Was ich für eine zusammenhängende Uferfelsenkette gehalten hatte, zeigte sich bei unsrer Annäherung zunächst als eine Reihe einzelner, aus der See hervorragender Felsenkegel; an ihnen vorbeigesegelt, erkannten wir, dass wir nicht nur vor uns, wie zur Seite, sondern auch im Rücken von diesen Riffen umgeben waren, welche sich hinter uns wieder so dicht zusammendrängten, dass sie eine einzige Felsenkette zu bilden schienen. Zugleich brach an diesen rückwärts gelegenen Felsen der Sturmwind sich der Art, dass, je weiter wir mit der Fahrt durch dieses stets wechselnde Labyrinth von Felsenkegeln vordrangen, die See immer ruhiger und endlich, bei der Einfahrt in einer jener langen Wasserstrassen durch ein riesiges Felsthal, als welches sich ein norwegisches *Fiord* mir darstellte, völlig glatt und ruhig das Schiff dahinfuhr.

Ein unsägliches Wohlgefühl erfasste mich, als das Echo der ungeheuren Granitwände den Schiffsruf der Mannschaft zurückgab, unter welchem diese den Anker warf und die Segel aufhisste. Der kurze Rythmus dieses Rufes haftete in mir wie eine kräftig tröstende Vorbedeutung, und gestaltete sich bald zu dem Thema des Matrosen-Liedes in meinem «*fliegenden Holländer*», dessen Idee ich damals schon mit mir herumtrug und nun unter den soeben gewonnenen Eindrücken eine bestimmte poetisch-musikalische Farbe gewann. Hier gingen wir denn auch an's Land. Ich erfuhr, dass der kleine Fischerort, der uns aufnahm, *Sandwike* hiess und einige Meilen von dem grösseren Orte *Arendal* abgelegen sei. Das Haus eines verreisten Schiffskapitäns nahm uns zu unsrer Erholung auf, und der in offener See fortwährende stürmische Wind hielt uns hier zwei Tage lang zurück, deren wir zu unsrer Erholung sehr wohl bedurften. Am 31. Juli bestand der Kapitän, trotzdem der Lootse davon abrieth, auf der Wiederausfahrt. Wiederum am Bord der *Thetis*, verzehrten wir soeben zum ersten Mal in unsrem Leben einen Hummer, als sich wenige Stunden nach der Abfahrt ein heftiges Fluchen des Kapitäns und der Mannschaft gegen den Lootsen erhob, welchen ich mit starrer Angst am Steuer sich bemühen sah, einem nur schwach aus der See hervorstehenden Felsenriff auszuweichen, auf das das Schiff zutrieb. Unser Schreck war gross, als wir den leidenschaftlichen Tumult gewahrten und nicht anders

glauben konnten, als dass wir in äusserster Gefahr seien. Wahrlich erhielt das Schiff einen starken Stoss, welcher in meiner Einbildung blitzesschnell als ein gänzliches Bersten des Schiffes erschien; glücklicherweise fand sich aber, dass unser Schiff das Riff nur von der Seite gestreift hatte, und eine augenblickliche Gefahr keineswegs vorhanden war. Dennoch sah sich der Kapitän veranlasst, nach einem Hafen zurückzusteuern, um das Schiff der nöthigen Untersuchung zu unterwerfen. An einem andern Küstenpunkte zurückgekehrt, ward abermals Anker geworfen und der Kapitän lud uns ein, in einem kleinen Boot mit ihm und zwei Matrosen nach dem einige Stunden entfernten grösseren Ort *Tromsond* zu fahren, wo er die Hafenbehörden zur Untersuchung seines Schiffes zu requiriren hatte. Diese Spazierfahrt war wiederum im höchsten Grad anziehend und eindrucksvoll; namentlich der Einblick in einen weit in das Land sich hineinziehenden *Fiord* erfüllte meine Phantasie mit dem Eindruck einer noch ungekannten, grauenvoll erhabenen Oede. Ein grösserer Spaziergang von *Tromsond* auf die Hochebne vervollständigte diesen Eindruck, durch die furchtbare Melancholie dieser schwarzen Moorhaiden, welche ohne Baum, ja ohne Strauch, höchstens von dürftigem Moos bedeckt, sich am Horizont in dem düstren Himmel mit ununterscheidbarer Färbung verloren. Von diesem Ausflug, zur grössten Beängstigung meiner Frau, in später Nacht auf dem kleinen Boote zurückgekehrt, konnten wir endlich, am andern Morgen über die Ungefährlichkeit der Beschädigung des Schiffes beruhigt, am 1. August bei gutem Winde unbehindert von Neuem in See gehen.

Nach vier Tagen ruhiger Fahrt stellte sich ein stürmischer Nordwind ein, welcher uns in günstiger Richtung mit ungemeiner Schnelle vorwärts trieb. Schon glaubten wir die Reise bald überstanden zu haben, als am 6. August Abends die günstige Wind-Richtung umschlug, und zugleich der Sturm mit unerhörter Heftigkeit zunahm. Es war eines Mittwochs am 7., Mittags halb 3 Uhr, wo wir jeden Augenblick unsren Tod voraussehen zu müssen glaubten. Nicht die furchtbare Gewalt, mit welcher das Schiff auf und ab geschleudert wurde, und gänzlich richtungslos dem bald als tiefsten Abgrund, bald als steile Berghöhe sich darstellenden Meerungethüm preisgegeben war, erweckte in mir das Todesgrauen, sondern was mich mit dem Gefühl der verhängnissvollen Entscheidung erfüllte, war die Muthlosigkeit der Mannschaft, unter welcher ich verzweiflungsvoll boshafte Blicke wahrnahm, mit denen wir von ihnen abergläubischer Weise als die Ursache des drohenden Seeunglücks bezeichnet zu werden schienen. Nicht unterrichtet von der so gering-

fügigen Veranlassung zur Verheimlichung unsrer Reise, mochte den Leuten der Gedanke beikommen, dass es mit unsrer Nöthigung zur Flucht eine bedenkliche, gar wohl verbrecherische Bewandtniss haben möge. Selbst der Kapitän schien es in der äussersten Drangsal bereuen zu wollen, uns an Bord genommen zu haben, da wir ihm, der so oft diese Fahrt — namentlich im Sommer — in kurzer Zeit und ohne alle Beschwerde zurückgelegt hatte, für diesmal offenbar Unglück gebracht hätten. Da auch eben um die genannte Tageszeit zugleich mit dem Sturm ein heftiges Gewitter am Himmel tobte, sprach *Minna* den eifrigen Wunsch aus, lieber vom Blitz zerschmettert mit mir umzukommen, als in die fürchterliche Wasserfluth lebend zu versinken. Auch bat sie mich, sie mit einigen Tüchern an mich anzubinden, damit wir beim Versinken nicht getrennt werden möchten. Noch eine ganze Nacht verbrachten wir unter diesen andauernden, nur durch die schrecklichste Ermüdung sich abschwächenden Aengsten. Andern Tages hatte sich nun der Sturm gelegt, der Wind blieb ungünstig, war aber schwach; der Kapitän bemühte sich, mit seinen astronomischen Instrumenten sich darüber genau zu orientiren, wo wir uns befänden; er klagte über den nun bereits so viele Tage stets getrübten Himmel, betheuerte, um einen einzigen Sonnen- oder Sternenblick viel geben zu mögen, und verbarg seine Unruhe nicht, die er darüber empfand, dass er die Meeresstelle, wo wir uns befanden, nicht mit Sicherheit angeben könne. Doch folgte er zu seinem Troste einem in der Entfernung einiger Seemeilen in der gleichen Richtung vor uns segelnden Schiff, dessen Bewegungen er anhaltend mit grosser Aufmerksamkeit durch das Fernrohr beobachtete. Plötzlich sprang er im heftigen Schrecken auf, und commandirte mit leidenschaftlichem Eifer eine Veränderung der Schiffsrichtung. Er hatte wahrgenommen, dass das vor uns segelnde Schiff auf eine Sandbank getrieben war, von welcher, wie er behauptete, es nicht wieder loszukommen vermögen würde, da er nun genau inne geworden, dass wir uns in der Nähe des gefahrvollsten Theiles der die holländische Küste weithin einfassenden Sandbänke befanden. Mit geschicktester Benutzung der Segel gelang es nun andauernd die entgegengesetzte Richtung auf die englische Küste einzuhalten, welche wir wirklich am 9. August Abends in der Nähe von *Southwould* zu Gesicht bekamen. Als wir von dort her schon in weiter Ferne die Jagd der Lootsen auf unser Schiff bemerkten, welche an der englischen Küste freie Concurrenz unter sich halten und deshalb selbst unter den grössten Wagnissen so weit wie möglich den nahenden Schiffen entgegensegeln, erfüllte sich mein Blut mit angenehmer neuer Lebenswärme. Es gelang

einem grauköpfigen kräftigen Manne, jedoch erst nach wiederholten vergeblichen Anstrengungen gegen die tobenden Wellen, welche sein leichtes Boot immer wieder von unserem Schiffe zurückwarfen, endlich mit blutriefenden Händen, wie sie ihm das herabgeworfene Tau, welches wiederholt seiner Faust entglitt, zerfetzt hatte, an Bord der «*Thetis*» zu gelangen. So hiess nämlich immer noch unser armseliges, vielgeprüftes Schiff, trotzdem bereits der erste Sturm im *Kattegat* das tröstliche Holz-Brustbild der schützenden Nymphe in die Wellen geschleudert hatte, was damals bereits von der Mannschaft als ein übles Vorzeichen gedeutet worden war. Das Steuerruder jetzt in der sichern Hand des ruhigen, durch seine ganze Persönlichkeit höchst wohlthätig auf uns wirkenden englischen Seemannes zu wissen, und in ihm die unfehlbare Bürgschaft baldiger Erlösung aus den schrecklichen Drangsalen zu erkennen, erfüllte uns mit religiösem Wohlgefühl. Noch waren wir aber keineswegs so weit; denn nun begann erst die von zahllosen Gefahren begleitete Fahrt durch die Sandbänke der englischen Küste entlang, auf welchen jährlich, wie man mir versicherte, durchschnittlich gegen 400 Schiffe zu Grunde gehen. Wir hatten volle 24 Stunden, vom Abend des 10. bis zum Abend des 11. August, innerhalb dieser Sandbänke einen heftigen Weststurm zu bestehen, welcher uns so sehr am Vorwärtskommen hinderte, dass wir erst in der Nacht zum 12. August in die Mündung der Themse einliefen. Bis dahin hatten die unzähligen verschiedenartigen Warnungszeichen, meistens aus kleinen hellroth gefärbten und mit fast ununterbrochen, des Nebels wegen, läutenden Glocken versehenen Wachtschiffen bestehend, namentlich auf die geängstete Einbildungskraft meiner Frau so aufregend gewirkt, dass sie bei Tag und Nacht, nach ihnen ausspähend und die Mannschaft darauf hindeutend, nicht ein Auge schloss, während auf mich im Gegentheil diese Zeichen der rettenden menschlichen Nähe so beruhigend wirkten, dass ich, trotz der lebhaften Vorwürfe *Minna*'s hierüber, mich einem langen erquickenden Schlafe hingab. Als wir nun, an der Themse-Mündung geankert, ruhig den Anbruch des Tages erwarteten, gab ich, während *Minna* mit der ganzen ermüdeten Mannschaft zugleich im tiefen Schlafe sich ausruhte, mich einem übermüthigen Behagen hin, besorgte meine Kleidung, versah mich mit frischer Wäsche, und rasirte mich auf offenem Deck am Schiffsmast, mit wachsender Spannung der zunehmenden Regsamkeit auf der berühmten Flussstrasse zusehend. Die Sehnsucht nach völliger Erlösung aus dem so widerwärtig gewordenen Schiffsgefängnisse veranlasste uns, nachdem die Fahrt stromaufwärts langsam wieder be-

gonnen, von einem vorbeifahrenden Dampfschiff bei *Gravesend*, zur Beschleunigung der Ankunft in *London*, uns aufnehmen zu lassen. Die Annäherung an *London* auf dem immer dichter mit Schiffen aller Art bedeckten Strome, durch die von Häusern und Strassen, den berühmten *Docks* und andren maritimen Construktionen immer reicher besetzten Ufer, brachte uns in zunehmendes Erstaunen, und als wir endlich an der Londoner Brücke, mitten in dem unabsehbar angehäuften Leben dieses unvergleichlichen Weltplatzes angekommen, hier nach mehr als dreiwöchentlicher schrecklicher Seefahrt zum ersten Mal wieder den Fuss auf das feste Land setzten, erfasste uns, wie an und für sich der an die schwankende Schiffsbewegung gewöhnte Schritt uns wie im Taumel dahinführte, in dem unerhörten Tumult der lärmendsten Umgebung ein freudig behaglicher Schwindel, von dem namentlich auch Robber ergriffen schien, welcher wie besessen an den Strassenecken dahinsprang und uns jeden Augenblick verloren zu gehen schien. Doch retteten wir uns alle drei in einen Fiacre, welcher uns der Weisung unsres Kapitäns gemäss für's erste nach einer Schiffskneipe in der Nähe des Towers, die «*Horseshoe-Tavern*», geleitete, von wo aus wir nun den Plan zur Ueberwältigung des Ungeheuers von Stadt zu überlegen hatten.

Die Umgebung, in welche wir hier geriethen, war der Art, dass wir schleunigste Entfernung beschlossen. Von einem kleinen buckeligen Hamburger Juden, welcher sich wohlwollend unsrer annahm, erhielten wir den Nachweis eines besseren Unterkommens im *Westend*. Die eine volle Stunde dauernde Fahrt dahin ist mir sehr anregend in der Erinnerung geblieben; sie ward in einem der damals noch gebräuchlichen, nur für zwei sich gegenüber sitzende Personen berechneten, winzig schmalen Cabs, in welchem wir den grossen Hund querüber durch die Wagenfenster legen mussten, zurückgelegt. Was wir von diesem wunderlichen Versteck aus in dieser Stunde zu beobachten hatten, ging über alle unsre bisherigen Vorstellungen von der Lebendigkeit und Ungeheuerlichkeit einer grossen Stadt. In sehr belebter Laune kamen wir vor dem uns bezeichneten *boarding-house* in *old Compionstreet* an. Hatte ich als zwölfjähriger Knabe es im Englischen in kurzer Zeit bis zu einer, mir so dünkenden, Uebersetzung eines Monolog's aus Shakespeares «Romeo und Julie» gebracht, so wollte die Erinnerung an diese Studie jetzt mir durchaus nichts helfen, als ich darauf bedacht war, mit der Wirthin des Hauses, welches sich «*Kingsarms*» nannte, zu verständigen. Doch glaubte die Dame, als Wittwe eines Schiffskapitäns, es auf französisch mit mir zu etwas bringen zu können, durch welche Versuche sie mich in Nachdenken

darüber versetzte, welches von uns Beiden nichts von dieser Sprache wüsste. Das aufregendste Ereigniss trat jedoch sogleich ein, als wir bemerkten, dass *Robber* uns gar nicht in das Haus gefolgt, sondern sofort bei der Thür entwichen war. Die Sorge und Klage um den trefflichen Hund, den wir nun mit so grosser Mühe bis hieher mitgeschleppt hatten, um sofort ihn uns verloren gehen zu sehen, nahmen uns die zwei ersten Stunden des gastlichen Unterkommens in einem wirklich feststehenden Hause ganz ausschliesslich ein, bis wir, stets am Fenster spähend, zu unsrer ausgelassenen Freude Robber plötzlich um die Ecke einer Seitenstrasse unbefangen auf unser Haus zukommen sahen. Wir erfuhren später, dass unser Hund sich bis nach der *Oxford-Street* auf Neuigkeiten herumgetrieben hatte, und es blieb mir seine unbegreifliche Rückkehr nach dem Hause, welches er zuvor noch nie mit uns betreten hatte, als ein kräftiges Zeugniss für die erstaunliche Sicherheit des thierischen Instinktes in der Erinnerung. — Nun hatten wir erst Zeit, uns dem Innewerden der grossen Belästigung hinzugeben, welche uns die Nachwirkungen der Seefahrt bereiteten. Dass uns der feste Boden fortgesetzt schwankte, und wir bei jedem Schritt in die lächerlichste Verlegenheit, umzustürzen, geriethen, erschien uns fast ergötzlich; als aber das ungeheure zweischläfrige englische Bett, da wir uns zur schwer erkauften Ruhe darin niederliessen, unaufhörlich auf und nieder getragen wurde, und sobald wir nur das Auge zum Schlafe schlossen, in eine schreckliche Tiefe hinab versank, so dass wir jedesmal Hilfe rufend daraus emporschnellten, wurde es endlich doch unerträglich, denn uns dünkte, dass die entsetzliche Seefahrt nun unser ganzes Leben lang fortdauern würde. Zu diesen Leiden kam das quälendste Uebelbefinden, welches uns die, nach der gräulichen Schiffskost von uns nun begierig aufgesuchte, piquante Nahrung zuzog.

Sehr geschwächt von allen diesen Nöthen, vergassen wir dennoch über die Hauptnoth, nämlich, was wir denn eigentlich für theures Geld uns zu erwarten hätten, nachzusinnen, sondern ganz erfüllt von den Wundern der Weltstadt machten wir uns folgenden Tages, als ob wir eben nur auf einer Vergnügungsreise wären, sofort auf eine mannigfaltige Entdeckungsreise in einem Fiacre, nach Anleitung eines auf der Karte von London von mir verzeichneten Planes, auf. Das Staunen und die Freude über alles Wahrgenommene machte uns alles Ueberstandene gänzlich vergessen. Den für unsere Kasse so schädlichen achttägigen Aufenthalt in London rechtfertigte ich einerseits aus der Nöthigung zur Erholung für *Minna*, andrerseits aus der von mir wahrzunehmenden Veranlassung

zur Anknüpfung künstlerischer Beziehungen. Meine bereits in Königsberg componirte Ouverture «*Rule Britannia*» hatte ich schon während meines letzten Dresdener Aufenthaltes an *Sir John Smart*, Vorsteher der dortigen philharmonischen Gesellschaft, nach London geschickt; allerdings hatte mir dieser auf meine Sendung nie geantwortet; für desto gebotener hielt ich es nun, ihn dafür zur Rede zu setzen. Während ich mir überlegte, durch welche Verwendung meiner Sprachkenntnisse ich mich mit ihm zu verständigen haben würde, verbrachte ich einige Tage mit Erkundigungen nach seiner Wohnung, deren schliesslicher Erfolg die Erfahrung war, dass *Smart* gar nicht in London sei. Nun bildete ich mir wiederum einige Tage über ein, es wäre gut, wenn ich *Bulwer* aufsuchte, um mit ihm mich über die musikalische Ausführung seines von mir dramatisirten Romanes «*Rienzi*» zu verständigen. Da ich seiner Zeit auf dem Continent erfahren hatte, dass *Bulwer* Parlaments-Mitglied sei, erkundigte ich mich nach ihm unmittelbar im Parlamentshause. Hier verhalf mir meine gänzliche Unkenntniss der englischen Sprache zu einer unerwartet rücksichtsvollen Aufnahme. Da in dem ungeheuren Gebäude keiner der zunächst von mir angetroffenen niederen Beamten verstand, was ich wollte und suchte, ward ich von diesen in aufsteigender Leiter zu immer höheren Würdenträgern gewiesen. Einem vornehm aussehenden Herrn, der so eben aus einem grossen Saale heraustrat, ward ich, während *Minna* immer zu meiner Seite war und nur Robber in «*Kingsarms*» zurückgeblieben, wie es schien, als völlig unverständlicher Mensch vorgestellt. Auf französisch freundlich von ihm befragt, was ich wünschte, schien meine Erkundigung nach dem berühmten *Bulwer* keinen ungünstigen Eindruck zu machen. Es musste mir zwar gemeldet werden, dass der Gesuchte nicht in London sei; da ich aber weiter frug, ob es nicht möglich sei, dass ich einer Parlamentssitzung beiwohnen könne, bedeutete mir der Herr, dass in dem höchst beschränkten, in Folge des kürzlichen Brandes der alten Parlamentshäuser provisorisch zu den Sitzungen verwendeten Lokale, nur wenigen Begünstigten gegen Eintrittskarten der Besuch gestattet sei; auf mein besonders zutrauliches Andringen entschloss sich jedoch mein Gönner, den ich, da wir uns vor dem Oberhause befanden, wohl nicht mit Unrecht für einen Lord in eigner Person zu halten hatte, in Kürze uns eine Thür zu öffnen, und uns so unmittelbar in den engen reservirten Zuhörerraum des Sitzungssaals der Peers von England einzuführen. Diess war mir denn über alle Maassen interessant. Ich hörte und sah den damaligen Premier, Lord *Melbourne*, *Brougham* (welcher mir eine ausserordentlich bewegliche Rolle zu spielen

schien und, wie es mich dünkte, Melbourne mehrere Male einhalf); ausserdem den Herzog von *Wellington*, welcher mit seinem grauen Castor-Hute auf dem Kopfe, die beiden Hände in den Hosentaschen, namentlich durch das Schütteln seines Leibes bei gewissen stärkern Accenten seiner ganz conversationell klingenden Rede, auf mich einen, alle übertriebene Ehrfurcht zerstreuenden, behaglichen Eindruck machte. Ausserdem interessirte mich Lord *Lindhurst*, der spezielle Antagonist Brougham's, zu welchem, während er sprach, mehrere Male dieser sein Gegner, zu meinem höchsten Erstaunen, ganz gemüthlich sich an die Seite setzte, um auch ihm, wie es mir schien, einzuhelfen. Es handelte sich, wie ich späterhin aus der Zeitung ersah, um Massregeln gegen die Portugiesische Regierung zur kräftigen Durchführung der Bill gegen Sklavenhandel. Der *Bischof von London*, den ich hierbei auch zu hören Gelegenheit hatte, war unter den Herren der Einzige, welcher durch Ton und Haltung auf mich einen ungemüthlichen Eindruck machte, woran vielleicht mein Vorurtheil gegen den geistlichen Stand überhaupt schuld war.

Nach diesem glücklichen Abenteuer schien mir London für diesmal erschöpft zu sein, denn obgleich ich keiner Sitzung des Unterhauses beiwohnen konnte, führte mich doch mein unermüdlich freundlicher Gönner, auf welchen ich wiederum beim Hinausgehen zufällig stiess, noch in das Sitzungslokal der Gemeinen, erklärte mir dort alles Nöthige, liess mich auch den Wollsack des Sprechers, sowie die unter dem davorstehenden Tisch verborgene Keule dieses Würdenträgers in Augenschein nehmen, und belehrte mich über verschiedenes so genau, dass ich jetzt alles Wissenswerthe der Hauptstadt des brittischen Reiches vollkommen innezuhaben glaubte. An das Aufsuchen der italienischen Oper dachte ich nicht im mindesten, vielleicht schon weil ich mir die verderblichsten Vorstellungen über die enormen Eintrittspreise daselbst machen zu müssen glaubte. Nachdem wir im übrigen noch fleissig die Hauptstrassen der Stadt, oft bis zur grössten Ermüdung, durchwandert, auch den gespensterartigen Eindruck eines Londoner Sonntags mit völligem Grausen in uns aufgenommen, und schliesslich mit dem Capitain der »Thetis« zum ersten Mal in unsrem Leben eine Dampfwagenfahrt, und zwar nach dem Park von *Gravesend*, ausgeführt hatten, reisten wir nun am 20. August mit dem Dampfschiff nach Frankreich ab, wo wir des Abends in *Boulogne sur mer*, mit brünstigen Wünschen, es nie wieder befahren zu müssen, vom Meere Abschied nahmen. — —

Eine gewisse Bangigkeit vor der mit unsrer Einkehr in Paris ahnungsvoll vorausgefühlten Enttäuschung, die wir uns jedoch gegenseitig ver-

bargen, wirkte nebst andren Gründen mit dazu, dass wir zuförderst uns einige Wochen in oder bei *Boulogne* zu verweilen bestimmten. Jedenfalls befanden wir uns noch in zu früher Jahreszeit, um die verschiedenen wichtigen Personen, die ich für mein Vorhaben in Paris aufzusuchen hatte, jetzt schon dort anzutreffen; dagegen es mir überaus glücklich erschien, von *Meyerbeer*'s Aufenthalt eben in Boulogne selbst zu erfahren. Ausserdem hatte ich noch einen Theil des 2. Aktes des «*Rienzi*» zu instrumentiren; es lag mir daran, bei meinem Eintritt in dem kostspieligen Paris sofort wenigstens die vollendete Hälfte meines Werkes vorlegen zu können, und in der Nähe von Boulogne schien uns für diese Zeit ein wohlfeilerer Aufenthalt aufzufinden zu sein. Einen solchen aufzusuchen, durchstreiften wir zu allernächst die Umgegend, und fanden auf der grossen Strasse nach Paris, in halbstündiger Entfernung von Boulogne, im frei gelegenen Haus eines ländlichen *Marchand de vin*, zwei fast unmeublirte Kammern, die wir auf kurze Zeit miethten und zu unsrem Zweck mit vieler Erfindung, worin namentlich *Minna* sich auszeichnete, dürftig, aber genügend einrichteten. Ausser einem Bett und zwei Stühlen ward ein Tisch aufgetrieben, auf welchem wir, sobald ich meine Arbeit am «*Rienzi*» hinweggeräumt hatte, unsre in einem Kamine selbst zubereiteten Mahlzeiten zu uns nahmen.

Von hier aus machte ich mich denn zu einem ersten Besuch bei *Meyerbeer* auf. In Journalen hatte ich öfter von dessen sprichwörtlich gewordener Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit gelesen; dass er mir auf meinen früheren Brief nicht geantwortet, verzieh ich ihm gerne, und fand mich in meiner besten Meinung nun wirklich auch nicht enttäuscht, als ich bald von ihm vorgelassen und freundlich empfangen wurde. Er machte in jeder Hinsicht auf mich einen vortheilhaften Eindruck, wozu sein damals vom Alter noch nicht in der bedenklichen Weise, wie es bei jüdischen Physiognomien gewöhnlich eintritt, erschlaffter, namentlich durch eine schön geformte Umgebung der Augen sehr hoffnungweckender, Gesichtsausdruck entscheidend beitrug. Mein Vorhaben, in Paris als dramatischer Componist mein Aufkommen zu suchen, wollte er nicht für verzweiflungsvoll ansehen. Er gestattete mir, ihm den Text meines «*Rienzi*» vorzulesen, und hörte auch wirklich bis zum Schluss des dritten Aktes zu, nahm die fertigen zwei Akte der Composition zur Durchsicht an, und bezeugte mir bei einem späteren Besuche seine rückhaltslose Theilnahme für meine Arbeit, wobei es mich jedoch einigermassen störte, dass er wiederholt auf das bewundernde Lob meiner zierlichen Handschrift zurückkam, an welcher er den «Sachsen» vortheilhaft wieder-

zuerkennen glaubte. Er versprach mir empfehlende Briefe an den Direktor der grossen Oper, *Duponchel*, und an den *chef d'orchestre* derselben, *Habeneck*. Ich glaubte somit vollen Grund zu haben, mein Geschick zu preisen, welches mich durch die abenteuerlichsten Drangsale gerade an diese Stelle Frankreichs hingetrieben hatte. Welcher glücklichere Erfolg wäre in so kurzer Zeit zu gewinnen gewesen, als er mir jetzt durch die schnell erworbene Theilnahme des berühmtesten Componisten der französischen Oper geworden war? *Meyerbeer* führte mich auch bei dem zum Besuch gleichfalls in Boulogne weilenden *Moscheles*, auch bei *Frl. Blahedka*, der mir schon früh als Berühmtheit bekannten Virtuosin, ein. Bei beiden wohnte ich vertraulichen musikalischen Soiréen bei, und fand mich somit zum ersten Mal in einem Elemente des Umgangs mit musikalischen Berühmtheiten, welches mir bisher noch gänzlich fremd geblieben war.

Nachdem ich meinem zukünftigen Schwager *Avenarius* um Besorgung eines geeigneten Unterkommens für uns nach *Paris* geschrieben hatte, machten wir uns nun am 16. September in der Diligence zur Reise dahin auf, wobei Robber, welchen ich auf der hohen Impériale unterzubringen hatte, mir wiederum die altgewohnte Noth bereitete. — Mit der höchsten Spannung meiner Ankunft in dem ersehnten *Paris* zugewandt, bedauerte ich zunächst von dieser Stadt nicht den grossartigen Eindruck wieder zu gewinnen, den mir zuvor London verschafft hatte. Alles schien mir enger, eingedrückter, und namentlich von den berühmten *Boulevards* hatte ich mir colossalere Vorstellungen gemacht. Unerhört war mein Aerger, in einer grässlich engen Gasse, der *rue de la Jussienne*, von unsrer riesigen Diligence herab zum ersten Mal den Pariser Boden betreten zu müssen. Auch die *rue Richelieu*, in welcher ich die Buchhandlung meines Schwagers aufzusuchen hatte, imponirte mir, im Vergleich zu den Strassen des Londoner *Westends*, gar nicht. Als ich nun von hier aus, zum Einzug in die für mich gemiethete *Chambre garnie*, in eine der engen Seitengassen, welche die *rue St. Honoré* mit dem *marché des Innocents* verbindet, der *rue de la Tonnellerie*, gewiesen wurde, kam ich mir wirklich wie degradirt vor. Es bedurfte der tröstlichen Inschrift des Hauses meines *hôtel garni*'s, welche unter einer Büste *Molière*'s die Worte enthielt: *maison où naquit Molière*, um mich durch gute Vorbedeutung für die empfangenen geringen Eindrücke einigermassen zu trösten. Klein, aber freundlich und wohlanständig ausgestattet, empfing uns das um billigen Preis für uns bereit gehaltene Zimmer des vierten Stockes, aus dessen Fenstern wir bald mit wachsender Bangigkeit auf das ungeheure Marktgewühle in den

Strassen herabblickten, von dem ich nicht zu begreifen vermochte, was ich in seiner Nähe zu suchen haben könnte.

*Avenarius*, welcher bald nach Leipzig zu verreisen hatte, um dort seine Braut, meine jüngste Schwester *Cäcilie*, zu heirathen und nach Paris zu führen, wies mir die einzige ihm zugängliche *musikalische* Bekanntschaft mit einem, an der *Bibliothèque royale* für die Abtheilung der Musik angestellten Deutschen, *E. G. Anders*, zu. Dieser suchte uns bald in Molière's Geburtshaus auf, und in ihm lernte ich schnell einen jener seltenen Menschen kennen, dessen Andenken, so wenig er mir auch nützen konnte, zu ergreifender Erinnerung in meinem Leben geborgen blieb. Er war unverheirathet, stand in den fünfziger Jahren, und vertraute mir bald, dass er üble Erfahrungen hinter sich habe, welche ihn aus früheren günstigen Lebensverhältnissen zu der traurigen Nöthigung gebracht hätten, gänzlich hülflos in Paris ein Unterkommen zu suchen, wozu ihm, was er früher nur aus Liebhaberei betrieben, seine ungemeinen bibliographischen Kenntnisse, namentlich im musikalischen Fach, verhelfen mussten. Seinen wirklichen Namen nannte er mir nie; diesen, wie seine Schicksale, wollte er mir nach seinem Tode erst zur Eröffnung bereit halten; für jetzt enthüllte er mir nicht mehr, als dass er eben «anders» hiess, aus adliger Familie, früher am Rhein angesessen gewesen sei, durch schwärzesten Verrath an seiner Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit Alles verloren, und nur seine sehr ansehnliche Büchersammlung gerettet habe, von deren bedeutendem Umfange ich mich allerdings in seiner bescheidenen Wohnung, wo sie alle Wände füllte, überzeugen konnte. Auch hier in Paris, wo er, wie es scheint, mit einer bedeutenden Empfehlung ankam, glaubte er sich bald über grausame Feinde beklagen zu müssen; denn noch habe er es seit langer Anstellung in der Bibliothek, trotz seiner grossen Kenntnisse, nicht über den niedrigsten Posten eines sogenannten *Employé* bringen können, wogegen er erleben müsse, dass wirkliche Ignoranten in die ihm verheissenen höheren Stellen emporrückten. Später erfuhr ich wohl, dass hieran die grosse Unbehülflichkeit und Weichlichkeit des durch seine früheren Verhältnisse verwöhnten Mannes die wahre Schuld trugen, da er energische Thätigkeit zu entwickeln nicht mehr im Stand war. So führte er mit dem kläglichen Gehalte von 1500 Franken ein mühseliges, stets von Schwierigkeiten bedrohtes Leben. Einsam alternd und, wie er nicht anders vermeinte, seinem Hinsterben in einem Spital entgegensehend, schien ihm unsre Bekanntschaft, die wir zwar selbst im höchsten Grade bedürftig, doch aber mit so wagendem Muthe hoffnungsvoll in die Zukunft blickten, von neu belebendem Ein-

drucke zu sein. Meine Lebendigkeit und unerschütterliche Energie erfüllten ihn mit Hoffnung auf meine Erfolge, an deren Förderung er von nun an einen ungemein innigen und hingebenden Antheil nahm. Als Mitarbeiter an der von *Moritz Schlesinger* herausgegebenen »*Gazette musicale*«, hatte er doch nie auch nur den mindesten Einfluss sich zu verschaffen gewusst, da ihm jede publicistische Gewandtheit abging und er von der Redaktion dieses Blattes fast nur zur Anfertigung bibliographischer Notizen verwendet wurde. Mit ihm, dem gänzlich Unbehülflichen und Weltunkundigen, hatte ich, sonderbarer Weise, den Plan zur Eroberung des aus allen erdenklichen Nichtswürdigkeiten combinirten musikalischen Terrains von Paris zu berathen, wobei es eigentlich immer nur darauf hinaus kam, sich gegenseitig für die Hoffnung zu erhitzen, dass irgend ein unvorhergesehener Glücksfall mir förderlich sein sollte.

Zur Mithülfe an diesen Berathungen zog er seinen Freund und Hausgenossen, den Philologen *Lehrs*, herbei, und verschaffte mir dadurch eine Bekanntschaft, welche bald zu einem der schönsten Freundschaftsverhältnisse meines Lebens führte. *Lehrs*, der jüngere Bruder eines namhaften Gelehrten in Königsberg, war vor einigen Jahren von dort her nach Paris gekommen, um zu versuchen, sich durch philologische Arbeiten daselbst eine unabhängige Stellung zu gewinnen, welche er, selbst wenn unter schwierigen Umständen, einer Anstellung als Lehrer, wie sie deren einzig in Deutschland Gelehrten zum Unterkommen dienen, vorzog. Sehr bald hatte er Beschäftigung bei dem Buchhändler *Didot* als Mitarbeiter an einer grossen Ausgabe der griechischen Classiker erhalten, wobei der Verleger, welcher die bedürftige Lage des jungen Gelehrten sich zum Nutzen machte, mehr für das Gelingen seiner Unternehmung, als das Gedeihen des armen Mitarbeiters besorgt war. So hatte *Lehrs* stets mit grosser Noth zu kämpfen, behielt dabei aber immer eine würdige Laune, und bewährte sich in jeder Hinsicht als ein seltenes Beispiel von Uneigennützigkeit und Aufopferung für Andre. Gänzlich ohne Kenntniss der Musik, auch ohne eigentliches Interesse dafür, sah er zunächst in mir nur den rathbedürftigen Menschen, bald auch den Leidensgenossen im Pariser Elend. Wir wurden bald so vertraut, dass ich ihn fast alle Abende regelmässig mit *Anders* bei mir eintreten sah. Für diesen war die Begleitung des Freundes schon deshalb von grossem Werthe, weil er, etwas unsicher auf den Füssen, stets mit einem Stock und einem Parapluie zugleich bewaffnet, namentlich bei den Ueberschreitungen belebter Strassen, des Abends sehr ängstlich war. Auch schickte er

*Lehrs* gern zuerst über meine Schwelle, um *Robber* von sich abzuwenden, vor welchem er eine so auffällige Furcht bezeigte, dass das sonst so gutmüthige Thier hierdurch wirklich zum Argwohn gegen *Anders* gereizt wurde, und gegen ihn bald eine ähnliche aggressive Abneigung fasste, als wie am Bord der *Thetis* gegen den Matrosen *Koske*. Beide lebten in einem *hôtel garni* der *rue de Seine*, und klagten viel über ihre Wirthin, welche ihre Einkünfte dermassen in Beschlag nahm, dass sie völlig unter ihrer Vormundschaft standen. Um sich von ihr zu emancipiren, ging Anders bereits seit Jahren damit um, von ihr fortzuziehen, ohne je das Vorhaben ausführen zu können. Bald bestand im Betreff unsrer gegenwärtigen Lage nicht das mindeste Geheimniss mehr zwischen uns, so dass wir mit den Freunden gemeinschaftlich eine, wenn auch aus einander liegende, doch aber durch gleiche Leiden innig verschmolzene Wirtschaft führten.

Für's erste bildeten nun den Gegenstand unsrer Besprechungen die verschiedenen Wege, welche ich zur Erreichung meines Zieles, mich in Paris bekannt zu machen, einschlagen sollte. Das Eintreffen der versprochenen Empfehlungsbriefe *Meyerbeer's* belebte zunächst unsre Hoffnungen. Der Direktor der Oper, Herr *Duponchel*, empfing mich wirklich in seinem Bureau; er las den Brief *Meyerbeer's* durch ein Glas, welches er sich in das rechte Auge klemmte, und verrieth bei dieser Lectüre nicht die mindeste Ergriffenheit. Jedenfalls hatte er dergleichen Empfehlungs-Schreiben *Meyerbeer's* schon sehr häufig erbrochen. Nachdem er mich verabschiedet, erfuhr ich nie wieder das Mindeste von ihm. Der alte Orchesterchef *Habeneck* nahm mich dagegen mit einiger, nicht nur scheinbaren, Theilnahme auf, und erklärte auf meinen Wunsch sich bereit, bei vorkommender Muse in einer der Uebungsproben des Orchesters der Conservatoire-Concerte etwas von mir durchspielen zu lassen. Leider hatte ich von selbstständigen Instrumentalcompositionen nichts mir geeignet Dünkendes vorräthig, als meine sonderbare Ouvertüre zu «Columbus», welche ich, da sie dereinst unter der Mithülfe der tapferen preussischen Militairtrompeter im Magdeburger Theater mir so grossen Applaus eingebracht hatte, immer noch für das bewährteste, meiner Feder entflossene Effektstück hielt. Ich übergab die Partitur und Orchesterstimmen davon *Habeneck*, und hatte somit unsrem abendlichen Comité eine erste in Gang gebrachte Unternehmung zu berichten. — Von Versuchen, meine mit *Scribe* angeknüpften Beziehungen jetzt persönlich aufzunehmen, ward ich durch die Vorstellungen der Freunde abgehalten, da sie mir aus der Kenntniss der Dinge leicht nachweisen konnten, dass an ein ernstliches Befassen dieses so ausserordentlich beschäftigten

Auteurs mit einem gänzlich namenlosen jungen Musiker gar nicht zu denken sei. Dagegen brachte mich *Anders* mit einem Herrn *Dumersan*, mit dem er freundschaftlich bekannt war, zusammen. Dieser bereits stark ergraute Herr war Verfasser einiger 100 Piècen für die kleinen Vaudeville-Theater, und hätte sehr gerne vor seinem Ende noch erlebt, eines seiner Stücke auf einem grösseren lyrischen Theater gespielt zu sehen. Gänzlich ohne Autoren-Eitelkeit, wäre ihm auch die Uebertragung des Arrangements einer bereits fertigen Oper für französische Verse ganz recht gewesen; ihm ward von uns somit die Bearbeitung meines «Liebesverbotes» für ein damals bestehendes drittes lyrisches Theater, welches sich das *Théatre de la Renaissance* nannte und in der seit ihrem Brande neu hergerichteten *Salle Ventadour* spielte, vorgeschlagen. Drei Nummern dieser Oper, welche ich für eine verhoffte Audition bestimmte, führte er auf Grund einer wörtlichen Uebersetzung sofort in artigen französischen Versen aus. Ausserdem aber lud er mich ein, zu einem Vaudeville, welches in der Carnevals-Zeit im Theater der *Variétés* gegeben werden sollte, und «*la Descente de la Courtille*» betitelt war, einen Chor zu schreiben. — Diess war eine zweite Aussicht. Die Freunde riethen aber, vor allen Dingen einige kleinere Gesangscompositionen zu schreiben, welche ich beliebten Sängern zum Vortrag in den häufigen Concerten anbieten könnte. *Lehrs* und *Anders* schafften Texte herbei; Anders brachte von einem befreundeten jungen Poeten ein sehr unschuldiges «*Dors mon enfant*», das Erste, was ich in französischer Sprache componirte; es gerieth so gut, dass, als ich spät Abends es mehrmals leise mir auf dem Klavier probirte, meine Frau aus dem Bett mir zurief, das wäre ja ganz himmlisch zum Einschlafen. Ausserdem componirte ich «*l'Attente*» aus *Hugo*'s «*Orientales*», und eine Romanze von *Ronsard*: «*Mignonne*». Diese kleinen Arbeiten, deren ich mich nicht zu schämen habe, veröffentlichte ich später als musikalische Beilage zu der damals von *Lewald* herausgegebenen «Europa», wo sie in dem Jahrgange von 1841 erschienen. — Nun verfiel ich aber noch auf den Gedanken, für *Lablache* eine von ihm als «Orovist» in *Bellini*'s «Norma» einzulegende grosse Bass-Arie mit Chor schreiben zu wollen; *Lehrs* musste einen italienischen politischen Flüchtling auftreiben, um von ihm den Text zu einer solchen Arie zu erlangen; diess geschah, und ich führte eine effektvolle Composition im Style *Bellini*'s aus, die sich noch unter meinen Manuscripten befindet, und mit welcher ich mich damals unmittelbar zu *Lablache* verfügte, um sie ihm anzubieten. Der freundliche Mohr, welcher mich in des berühmten Sängers Vorzimmer empfing, wollte mich durchaus sofort

unangemeldet zu seinem Herrn einlassen; da ich das Vorkommen bei einem solchen Herrn für sehr schwierig gehalten, hatte ich mich auf das Abweisen gefasst gemacht, und mein Anliegen schriftlich in einem Briefe niedergelegt, wodurch ich mich besser verständigt zu haben glaubte, als es durch mündlichen Vortrag mir möglich gewesen sein würde. Die Zutraulichkeit des schwarzen Dieners setzte mich somit in Verlegenheit; ich drang ihm meine Partitur und den Brief auf, um sie seinem Herrn zu übergeben, achtete nicht seiner mit freundlichem Erstaunen wiederholten Aufforderung, doch nur selbst einzutreten und mit seinem Herrn mich zu unterhalten, und verliess eilig das Haus, um in einigen Tagen mir Antwort zu holen. Als ich wiederkehrte, empfing mich *Lablache* höchst freundlich, versicherte mich, die Arie sei sehr gut gemacht, nur sei es ganz unmöglich, sie in der bereits so häufig gegebenen *Bellini*'schen Oper nachträglich noch einzulegen. Dieser Rückfall auf das *Bellini*'sche Operngebiet, den ich mir durch die Anfertigung dieser Arie zu Schulden kommen liess, war somit ohne Nutzen geblieben, und die Unfruchtbarkeit eines meiner Versuche war demnach schnell entschieden. Ich sah ein, dass ich persönlicher Empfehlungen bei den Sängern und Sängerinnen bedürfen würde, wenn ich meine andren Compositionen zum Vortrag gebracht zu sehen wünschte.

Höchst willkommen war mir daher die endliche Ankunft *Meyerbeer*'s selbst in Paris. Der geringe Erfolg seiner Empfehlungsbriefe, von dem ich ihm berichtete, überraschte ihn so wenig, dass er es im Gegentheil für gut hielt, mich nun darauf aufmerksam zu machen, dass in Paris alles sehr schwierig sei, und ich am Besten thäte, zunächst mich nach bescheidener Lohnarbeit umzusehen. Er führte mich in diesem Sinne bei seinem Verleger *Maurice Schlesinger* ein, überliess mich dem Schicksale dieser monströsen Bekanntschaft, und reiste nach Deutschland ab. — Da für's erste *Schlesinger* nicht wusste, was er mit mir anfangen sollte, und die in seinem Bureau unter seinem Protektorat von mir gemachten Bekanntschaften, worunter die des Violinspielers *Panofka*, auch zu nichts führten, kehrte ich zu meinem häuslichen Berathungs-Conseil zurück, der mir doch schon einiges an die Hand gegeben hatte, wie neuerdings eine Uebersetzung der «beiden Grenadiere» von *Heine* durch einen Pariser Professor, welche ich für eine Bariton-Stimme zu meiner Zufriedenheit alsbald componirte. — Auf *Anders*' Vorschlag suchte ich nun Sänger und Sängerinnen für meine neuen angefertigten Compositionen aufzufinden. M^me^ *Pauline Viardot*, an die ich mich in erster Linie wandte, ging meine Stücke sehr freundlich mit mir durch, verweigerte mir auch nicht das

Zugeständniss ihres Gefallens daran, versicherte mich jedoch, keine Veranlassung zu ihrem Vortrag zu ersehen. Aehnlich ging es mir mit einer M^me^ *Widmann*, welche mein «*Dors mon enfant*» mit schöner Alt-Stimme gefühlvoll mir vorsang, dennoch aber nicht wusste, was sie weiter damit thun sollte. Ein Herr *Dupont*, dritter Tenor der grossen Oper, versuchte meine Composition des *Ronsard*'schen Gedichtes, erklärte aber, dass die Sprache, in welcher es verfasst sei, vom jetzigen Pariser Publikum nicht goutirt werden könnte. Herr *Géraldy*, ein sehr beliebter Concertsänger und Gesanglehrer, welcher mir verschiedene Besuche bei sich gestattete, erklärte die «deux grénadiers», welche ich ihm anbot, aus dem Grunde für unmöglich, weil die *Marseillaise*, an welche ich die Begleitung des Schlusses anklingen liess, gegenwärtig in Paris nur in Begleitung von Kanonen- und Gewehrfeuer auf den Strassen gehört zu werden pflegte.

Einzig führte *Habeneck* sein Versprechen aus, meine Columbus-Ouverture bei Gelegenheit einer Probe vom Orchester mir und *Anders* vorzuspielen, was ich, da es dabei keineswegs selbst nur auf den Versuch der Zulassung dieser Composition bei einem der berühmten *Conservatoire-Concerte* abgesehen war, wirklich als eine aufmunternde Artigkeit des alten Herrn anzusehen hatte, welche für jetzt allerdings jede weitere günstige Folge für mich ausschloss, da ich selbst wohl auch inne ward, dass meine ungemein flüchtige Jugendarbeit dem Orchester nur eine confuse Meinung über mich hatte beibringen können. — Doch gewann ich bei diesen Proben unerwartet einen so bedeutenden Eindruck, dass ich ihm eine wichtige Entscheidung für eine jetzt neu sich begründende Wendung meiner künstlerischen Entwickelung beimessen muss. Diess geschah durch meine Anhörung der 9. *Symphonie Beethoven*'s, welche ich nun von diesem berühmten Orchester mit dem Erfolge eines beispiellos andauernden Studiums in so vollendeter und ergreifender Weise vorgetragen hörte, dass, wie mit einem Schlage, das in meiner Jugendschwärmerei von mir geahnte Bild von diesem wunderbaren Werke, nachdem es mir durch die Hinrichtung desselben durch das Leipziger Orchester unter des biedren *Polenz*' Leitung gänzlich verwischt worden war, nun sonnenhell, wie mit den Händen greifbar, vor mir stand. Wie ich früher nichts als mystische Constellationen und klanglose Zaubergestalten vor mir gesehen hatte, strömte jetzt, wie aus zahllosen Quellen, der Strom einer nie versiegenden, das Herz mit namenloser Gewalt dahinreissenden Melodie entgegen.

Die ganze Periode der Verwilderung meines Geschmackes, welche,

genau genommen, mit dem Irrewerden an dem Ausdrucke der *Beethoven*'schen Compositionen aus dessen letzter Zeit begonnen, und durch meinen verflachenden Verkehr mit dem schrecklichen Theater sich so bedenklich gesteigert hatte, versank jetzt vor mir wie in einem tiefen Abgrund der Scham und Reue.

War diese innere Wendung in den letzten Jahren, namentlich auch durch die Wirkung leidenvoller Lebenserfahrungen auf mich, wohl sehr günstig vorbereitet, so gewann doch nun, durch den unsäglichen Eindruck der 9. Symphonie in einer Ausführung, von welcher in jeder Hinsicht ich zuvor gar keine Ahnung hatte, der neu gewonnene alte Geist erst wirkliche Lebenskraft, und ich vergleiche daher diesen für mich so wichtigen Vorgang mit dem ähnlichen, entscheidenden Eindrucke, welchen ich als 16 jähriger Jüngling vom Fidelio der *Schröder-Devrient* gewann.

Die nächste Folge hiervon war meine innige Sehnsucht, gerade jetzt, wo das Elend meiner Lage in Paris mir immer klarer bewusst wurde, und ich tief innerlich an jedem Erfolg auf dem betretenen Wege verzweifelte, etwas zu schaffen, was mir ebenso innerlich Genugthuung geben sollte. So entwarf ich eine *Ouverture zu Faust*, welche dem ersten Plane nach nur den ersten Satz einer ganzen Faust-Symphonie bilden sollte, da ich für den zweiten Satz bereits die Ausführung des «Gretchens» ebenfalls im Kopfe trug. Es ist diess dieselbe Composition, welche ich, nachdem ich sie bereits ausser Acht verloren, in Folge sinniger Andeutungen und Wünsche *Liszt*'s fünfzehn Jahre später in einigen Theilen umarbeitete, und welche jetzt unter dem Titel *«eine Faust-Ouverture»* von mir wiederholt öffentlich aufgeführt und auch sonst weiter beachtet worden ist. Damals hegte ich den Ehrgeiz, eine so beschaffene Composition von dem Orchester des Conservatoires für eines seiner Concerte angenommen zu sehen, erfuhr jedoch, dass man dort der Meinung war, mir bereits genug Aufmerksamkeit erwiesen zu haben, und für einige Zeit mich los zu sein wünschte.

Gänzlich ohne allen Erfolg, wandte ich mich begreiflich an *Meyerbeer* um nochmalige Empfehlungen, namentlich an Sänger, deren ich bedurfte. Sehr überrascht war ich, als in Folge hiervon *Meyerbeer* mich aus Berlin an einen wunderlichen Mann, Herrn *Gouin*, einen Postbeamten und seinen Generalagenten in Paris, mit der Bedeutung empfahl, dass dieser alle näheren Instruktionen von ihm habe, um meinen Wünschen nach Möglichkeit nachzukommen. Vor Allem liess mich *Meyerbeer* auf diese Weise an Herrn *Anténor Joly*, Direktor des bereits genannten

lyrischen Theaters *de la Renaissance*, weisen. Herr *Gouin* vermittelte bei diesem die fast mit bedenklicher Leichtigkeit mir gemachte Zusage, eine Oper, mein «*Liebesverbot*», welches eben nur noch zu übersetzen war, aufzuführen. Es handelte sich nur darum, dass ich dem Comité des Theaters einige Nummern meiner Composition in einer *Audition* zur Prüfung vorführen könnte. Da ich mir die eignen Sänger des Theaters zum Einüben der drei von *Dumersan* bereits übersetzten Stücke erbat, ward ich allerdings mit dem Bedauern, dass diese Sänger gegenwärtig sämmtlich zu stark beschäftigt seien, abgewiesen. Allein hiergegen wusste *Gouin* wieder Rath: vermöge seiner vom «Meister» erhaltenen Generalvollmacht warb dieser mehrere, *Meyerbeer* besonders verpflichtete Sänger für meinen Zweck; M^me^ *Dorus-Gras*, eine wirkliche Prima-Donna der grossen Oper, M^me^ *Widmann* und Herr *Dupont*, beide Letztere mir bereits durch meine vergeblichen Bemühungen für meine kleineren Compositionen bekannt, mussten ihre Zusage geben, zu der beabsichtigten Audition mir behülflich zu sein.

So weit hatte ich es nach einem halben Jahre, gegen Ostern 1840, gebracht, und auf die Grundlage der durch die *Gouin*'schen Abmachungen gewonnenen, mich höchst solid dünkenden Hoffnungen hin, veränderte ich nun, namentlich auch durch *Lehr's* waghalsige Anempfehlungen bestimmt, meinen bis jetzt befolgten Pariser Lebenszug, indem ich mich entschloss, aus dem obscuren Quartier der *Innocents* mich nach dem der Künstlerwelt näher liegenden Theile von Paris überzusiedeln. Was diess heissen wollte, und unter welchen Umständen dieses kühne Vorhaben ausgeführt wurde, wird erhellen, wenn ich jetzt näher bezeichne, unter welchen Umständen wir bis dahin durch unsre Pariser Lage uns geschleppt hatten.

Trotzdem wir sogleich nach unsrer Ankunft in Paris uns auf das wohlfeilste eingerichtet hatten, z. B. unser Diner bei einem kleinen Restaurant zu einem Franken eingenommen, war es doch unmöglich gewesen, zu verhüten, dass der Rest unsrer Ducaten bald gänzlich aufging. Freund *Möller* hatte uns bedeutet, sobald wir in Noth kämen, uns an ihn zu wenden, da er den Ertrag des ersten ihm vorkommenden guten Geschäftes für uns zurücklegen würde. Es ging nicht anders, als dass ich mich schon jetzt an ihn wendete; einstweilen versetzten wir, was wir irgend an werthvollen Kleinigkeiten besassen. Da ich Scheu trug, mich nach einem Leihhause zu erkundigen, suchte ich im Dictionnaire nach der französischen Bezeichnung einer solchen Anstalt, um diese dann auf einem der Strassenschilder gelegentlich aufzusuchen:

in meinem kleinen Handdictionnaire war für die gesuchte Anstalt kein andres Wort als «*Lombard*» verzeichnet; auf dem Plan von Paris fand sich in einer unentwirrbaren Gegend eine kleine Gasse mit dem Namen «*rue des Lombards*» genannt. Dort irrte ich nun auf Abenteuer lange umher, ohne irgend eine mir günstige Auskunft erhalten zu können. Dagegen hatte mich an transparenten Laternen häufig die Aufschrift «*Mont de piété*» neugierig nach der Bedeutung hievon gemacht, und ich ward, als ich mein häusliches Rathscollegium darum befragte, was dieser «Berg der Frömmigkeit» zu bedeuten habe, zu meiner freudigen Ueberraschung darüber belehrt, dass ich eben dort mein Heil zu suchen habe. Nun wanderte zunächst, was wir von Silberzeug besassen, namentlich unsre Hochzeitsgeschenke, zum Commissaire des *Mont de Piété*. Dann folgten die kleinen Schmucksachen meiner Frau, Reste ihrer ehemaligen Theatergarderobe, worunter ein schöner mit Silber gestickter blauer Schlepprock, welcher einst der Herzogin von Dessau gehört hatte. Freund *Möller* liess immer noch nichts von sich hören; es galt Tag um Tag zu fristen, um die ersehnte Sendung aus Königsberg erwarten zu können, und so mussten eines Tages selbst unsre beiden Trauringe auf den *Mont de Piété* wandern. Als immer keine Hilfe kam, erfuhr ich, dass ich an den Versatzscheinen selbst noch letzte Hilfsquellen besass, indem diese zugleich mit dem Besitz des verpfändeten Gegenstandes zu verkaufen waren. Auch hierzu musste endlich gegriffen werden, und namentlich der Dessauer Schlepprock ging bei dieser Gelegenheit gänzlich verloren. — *Möller* liess in der Tat nie wieder etwas von sich hören. Als er später mich als Dresdner Kapellmeister wieder besuchte, gestand er, nach unsrer Trennung auf das bitterste durch den Bericht demüthigender und geringschätziger Aeusserungen, welche wir über ihn gemacht haben sollten, sich von uns gekränkt gefühlt zu haben, weshalb er geglaubt habe, seine freundschaftlichen Beziehungen zu uns fahren lassen zu müssen. Wir waren uns untrüglich bewusst, hierdurch gänzlich verleumdet und somit einer sicher verhofften Hilfe in der Noth beraubt worden zu sein.

In der Zeit der hieraus eintretenden Noth betraf uns ein Ereigniss, welches wir als ein Unglück weissagendes Anzeichen empfanden: wir verloren unseren mit so unsäglicher Mühe nach Paris mitgeführten schönen Hund, der, da er jedenfalls ein werthvoller Gegenstand war und überall, wo er sich zeigte, Aufsehen erregte, aller Wahrscheinlichkeit nach absichtlich uns entlockt worden ist. Auch in dem so übermässigen Strassengedränge von Paris hatte er seine schon in London

bewährte Sicherheit, sich überall zurecht zu finden, auf das Glänzendste bewährt. Schon in den ersten Tagen war er heimlich in den Garten des *Palais royal*, wo er viele Hundegesellschaft zu treffen wusste, und ausserdem die *Gamins* durch sein Apportieren aus dem Wasser des dortigen Bassins unterhielt, spaziert und ruhig wieder zurückgekommen. Am Quai des *Pont-neuf* bat er uns gewöhnlich um die Erlaubniss, sich baden zu dürfen, und zog dort bald eine so stark anwachsende Versammlung von Zuschauern herbei, welche sich an seinem Untertauchen und Hervorholen von allerhand dort versenkten Kleidungsstücken und Geräthschaften mit lautem Jubel ergötzte, dass die Polizei uns ersuchte, dieser Veranlassung zur Emeute ein Ende zu machen. Als ich ihn eines Morgens wie gewöhnlich zu einer kurzen Erholung auf die Strasse entliess, kehrte er nun nicht wieder zurück, und trotz der sinnreichsten Einfälle, auf die ich gerieth, um wieder in seinen Besitz zu kommen, blieb er spurlos verschwunden. Dieser Verlust erschien manchem der um uns Besorgten als ein Glück, da man sich billiger Weise darüber verwundern zu müssen glaubte, dass wir, ohne alle Subsistenzmittel, ausser uns auch noch einen so übermässig grossen Hund zu ernähren übernommen hätten.

Um jene Zeit, es war diess etwa im zweiten Monate unsres Pariser Aufenthaltes, vereinigte sich nämlich meine aus Leipzig ankommende Schwester *Luise* mit ihrem bereits seit länger hier sie erwartenden Manne, *Friedrich Brockhaus*. Sie beabsichtigten, eine gemeinschaftliche Vergnügungsreise nach Italien anzutreten, und *Luise* benützte den Pariser Aufenthalt zu verschiedenen reichen Einkäufen. Es dünkte mich natürlich, dass sie sich für die Folgen unsrer so sinnlos erscheinenden Uebersiedelung nach Paris in keiner Weise mitleidend oder verantwortlich fühlen konnten, und, ohne uns den falschen Anschein einer angenehmen Lage zu geben, zog ich aus meinen verwandtschaftlichen Beziehungen dennoch auch nicht den geringsten Vortheil. *Minna* war sogar so gutmüthig, meiner Schwester bei ihren luxuriösen Einkäufen behilflich zu sein, während wir einzig besorgt waren, den wohlhabenden Verwandten den Argwohn zu benehmen, dass wir etwa ihre Theilnahme zu erwecken gesonnen seien.

Dagegen führte mir meine Schwester eine wunderliche Bekanntschaft zu, welche bald zu grosser Theilnahme an allem, was mich betraf, sich bestimmen sollte. Es war diess der junge Maler *Ernst Kietz* aus Dresden, ein ungemein treuherziger, gutmüthiger Naturmensch, dessen leichtes Talent für Portraitiren in einer ihm eignen bunten Kreidemanier in seiner Heimath den blutjungen Menschen so beliebt gemacht hatte,

dass er durch seine gewinnreichen Erfolge sich hatte bestimmen lassen, zur höheren Ausbildung seiner Anlagen sich nach Paris zu wenden, wo er nun seit ziemlich einem Jahre sich aufhielt und im Atelier *Delaroche's* seine Studien machte. Dass er bei seinem seltsam, fast kindisch zerfahrenen Wesen, beim Mangel aller ernsteren Bildung, und bei der ungemeinen Schwäche seines Charakters hiermit den Weg gewählt hatte, auf welchem er, trotz seines wahrhaften Talentes, bald rettungslos leicht verfallen musste, diess sollte ich zu meinem Bedauern, in Folge meiner anhaltenden freundschaftlichen Beziehungen zu ihm, leider immer mehr inne werden. Für jetzt war mir, und namentlich auch meiner armen, oft sehr vereinsamten Frau, der kindlich zutrauliche Mensch sehr angenehm, und seine grosse Gutmüthigkeit und herzliche Hingebung machten seine Freundschaft in Zeiten der äussersten Noth mir sogar zu einem Quell der Hilfe. Er wurde nun dem abendlichen Familienkreis eingereiht, so sonderbar er auch in jeder Hinsicht im Umgange mit dem alten ängstlichen *Anders* und dem ernst gediegenen *Lehrs* sich ausnahm. Seine ungemeine Gemüthlichkeit und seine oft höchst komischen Einfälle machten ihn uns bald unentbehrlich; namentlich ergötzte uns häufig der zuverlässige Eifer, in welchem er sich, ohne in die mindeste Verlegenheit zu gerathen, auf französische Unterhaltung einliess, trotzdem er es später selbst nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt noch nicht dazu brachte, nur zweier auf einander folgender Worte sich richtig zu bedienen. Seine Studien bei *Delaroche* gingen auf die Aneignung der Oelfarbe aus; offenbar zeigte er auch hierzu vieles Talent, dennoch war diess die Klippe, an welcher er scheiterte. Es fand sich nämlich, dass das Umsetzen der Farben auf der Palette, und besonders das Auswaschen der Pinsel, seine Zeit so vollständig in Beschlag nahmen, dass er sehr selten zum eigentlichen Malen kam. Da es nun im tiefen Winter stets so früh Nacht wurde, und er, wenn er mit Palette und Pinsel in Ordnung war, nun nichts mehr sehen konnte, so gelang es ihm, nach meiner Erfahrung, nie, auch nur ein einziges Portrait zu vollenden. Fremde, welchen er empfohlen war und deren Portrait ihm bestellt wurde, mussten stets Paris verlassen, ehe er nur zur Hälfte fertig geworden war; endlich hatte er sich sogar über das ganz besondere Unglück zu beklagen, dass seine Kunden ihm unter dem Portraitiren wegstürben. Nur sein Hauswirth, dem er stets die Miethe schuldig blieb, wusste es so anzufangen, dass *Kietz* das Portrait gerade dieses schrecklichen Menschen fertig machte; so viel ich weiss, ist diess das einzige von *Kietz* vollendete Portrait. Dagegen glückten ihm kleine Croquis, wie er sie

uns des Abends, angeregt durch Gegenstände unsrer Unterhaltung, sofort zum Besten gab, durch naive Einfälle und leichte Ausführung. Schon in diesem ersten Winter entwarf er auch ein fleissig ausgeführtes Bleistiftportrait von mir, welches er, nachdem er mich noch besser hatte kennen lernen, nach zwei Jahren von Neuem überarbeitete, und in der Fassung beendete, wie es noch jetzt aufbewahrt wird. Es freute ihn, mich in der Stimmung aufzufassen, in welcher er mich beim abendlichen Gespräch, bei behaglicher Belebung meiner Lebensgeister, beobachtet hatte. In der That verging kein Abend, ohne dass die, durch die trostlosen Bemühungen und Erfahrungen des Tages oft verzweiflungsvoll niedergedrückte Stimmung bei mir endlich sich doch bis zum Eintritt der vollen, mir eignen Heiterkeit aufklärte; und den gemüthlichen *Kietz* reizte es, gerade aus jener kummervollen Periode mich der Welt in der Haltung eines seiner Erfolge vollständig sichren, lächelnd über das Leben hinwegsehenden Menschen darzustellen.

Noch vor Ende des Jahres 1839 war auch meine jüngste Schwester *Cäcilie* als Gattin des *Eduard Avenarius* in Paris angekommen. Die Befangenheit, mit uns in leicht erräthlicher bedürfnissvoller Lage hier in Paris, wohin keinerlei solide Aussicht uns geführt hatte, zusammen zu treffen, war uns bei der jungen Frau, welche selbst ihrem Mann in keineswegs bedeutende Verhältnisse gefolgt war, wohl erklärlich. Wir zogen daher vor, statt unsere Verwandten häufig aufzusuchen, lieber abzuwarten, bis sie uns aufsuchen würden, worüber genügende Zeit verstrich.

Sehr erwärmend regte uns dagegen ein längeres Wiedersehen *Heinrich Laube's* an, welcher im Anfang des neuen Jahres 1840 mit seiner Frau, geb. *Iduna Budäus*, der jungen Wittwe eines vermögenden Leipziger Arztes, die er seit unsrer letzten Trennung in Berlin unter besonderen Umständen geheirathet hatte, zu seinem Vergnügen auf einige Monate in Paris verweilte. Schon während seiner früher erwähnten langen Untersuchungshaft hatte die junge Frau, von seinem Schicksale gerührt, ohne ihm zuvor durch nähere Bekanntschaft vertraut worden zu sein, grosse Theilnahme und Fürsorge gezeigt. Als ich damals Berlin verliess, erschien auch bald *Laube's* Verurtheilung, welche unerwartet mild auf ein Jahr städtisches Gefängniss lautete. Es wurde ihm gestattet, nach seiner Wahl seine Strafzeit im Stadtgefängnisse von *Muskau* in Schlesien zu verbüssen, wo er den Vortheil der Nähe des ihm befreundeten Fürsten *Pückler* genoss, mit welchem er, unter besonderer Begünstigung der dem Fürsten untergebenen Gefängnisdirektion, in tröstlichen Verkehr und selbst persönlichen Umgang treten konnte. Seine Freundin hatte sich

entschlossen, gerade zur Zeit des Antritts seiner Gefängnisstrafe sich ihm zu vermählen, um ihm in Muskau liebevoll behilflich zur Seite sein zu können. War es für mich nun schon an und für sich erfreulich, den älteren Freund in jetzt so vortheilhaft gestalteter Lage wiederzusehen, so empfand ich dagegen auch die wohlthätige Befriedigung, von ihm die früher gewohnte Theilnahme unverändert mir zugewandt zu sehen. Wir waren häufig zusammen; auch unsre Frauen befreundeten sich, und *Laube* war der erste, welcher meinen tollkühnen Pariser Zug mit gewogenem Humor aufzufassen verstand. — Bei ihm lernte ich auch *Heinrich Heine* kennen, und beide unterhielten sich oft in gutmüthigen Scherzen, die mich selbst gern zum Lachen brachten, über meine wunderliche Lage. Es war *Laube* unmöglich, mir über mein Vorhaben, es in Paris zu etwas bringen zu wollen, in ernst bedenklicher Weise Vorstellungen zu machen, da er sah, dass ich selbst mit einer Laune, die wiederum ihn hinriss, meine auf so nichtige Hoffnungen begründete Lage behandelte. Dagegen war er darauf bedacht, wie er, ohne Einspruch gegen die Wahl meines Lebensweges zu erheben, mir helfen könne, und wünschte deshalb von mir nur einen irgendwie plausiblen Plan für meine nächsten Unternehmungen dargelegt zu bekommen, um darauf hin in der Heimath, wohin er bald zurückkehrte, mir Unterstützung erwirken zu können. Nun fand es sich denn, dass um diese Zeit ich in ein so hoffnungsvolles Einvernehmen mit der Direktion des Theaters *de la Renaissance* trat; hiermit schien ein Boden gewonnen zu sein, und ich glaubte erklären zu dürfen, dass, wenn mir die Deckung meiner Bedürfnisse für ein halbes Jahr versichert würde, ich in dieser Zeit es zu etwas bringen müsste. *Laube* versprach hierfür zu sorgen, und hielt Wort. Er bestimmte in Leipzig einen seiner vermögenden Freunde und, in Folge dieses Beispiels, auch den vermögenden Theil meiner Familie, mir für ein halbes Jahr eine, durch *Avenarius* in monatlichen Raten mir auszuzahlende, Sustentation zu erwirken.

Dem zu Folge bestimmten wir uns, wie erwähnt, das *hôtel garni* zu verlassen und eine selbständige Wohnung in der *rue du Heider* zu beziehen. Meine Frau, deren vorsichtiges und solides Wesen durch die Nöthigung zur Theilnahme an meiner sorglosen Behandlung der bürgerlichen Lebensfragen bereits in Schwanken und Unsicherheit gebracht worden war, liess sich hierbei namentlich durch die Annahme bestimmen, dass sie es verstehen werde, einen eigenen Haushalt weniger kostspielig einzurichten, als das hôtel garni- und Restaurant-Leben für uns war. Der Erfolg erwies diese Annahme auch als sehr richtig; das Bedenkliche

lag nur darin, dass diese eigne Haushaltung eben ohne jeden Besitz erst zu gründen war, somit alles, was eine häusliche Wirthschaft ermöglicht, ohne Mittel dazu, erst angeschafft werden musste. Hierfür wusste nun eben *Lehrs*, welcher bereits genügend in den eigenthümlichen Zug der Pariser Lebensverhältnisse eingeweiht war, Rath. Nach seiner Auffassung war mein ganzes bis hierher gediehenes Pariser Unternehmen nur durch einen meinem Wagniss entsprechenden Erfolg zu rechtfertigen; da ich ausserdem gar keine Mittel besass, mich in Paris geduldig längere Jahre über der Erwartung hinzugeben, so musste ich auf eine ausserordentliche Begünstigung der Umstände rechnen, oder sofort gänzlich abstehen. Der erwartete Erfolg musste im Laufe eines Jahres eintreten oder ich war unter allen Umständen gescheitert; so hiess es denn wagen, da ich nun einmal «Wagner» hiesse, und er nicht geneigt sei in Betreff meiner, diesen Namen von «Fuhrwerk» abzuleiten. Meine für 1200 Fr. gemiethete Wohnung hatte ich erst in vierteljährlichen Raten zu bezahlen; für das Ameublement und die Ausstattung der Wohnung wies er mir durch Vermittelung der Wirthin seines Hôtels einen «Menuisier» zu, welcher mir alles Nöthige gegen spätere bequem dünkende Abzahlungen lieferte. *Lehrs* blieb dabei: wenn ich nicht auch nach Aussen hin Selbstvertrauen zeigte, würde ich in Paris zu nichts kommen. Meine Audition stand bevor; das Theater *de la Renaissance* war mir gewiss; *Dumersan* begehrte eifrig mein «Liebesverbot» vollends ganz in französische Verse zu bringen. So ward es denn gewagt. Am 15. April zogen wir, zur Verwunderung des Concierge des Hauses der *rue du Helder*, mit ausserordentlich wenigem Gepäck, in die ziemlich behagliche neue Wohnung ein. —

Mit dem ersten Besuche, den ich in dieser, auf kühne Hoffnungen hin bezogenen Wohnung erhielt, meldete mir *Anders*, dass das Theater *de la Renaissance* so eben seinen Bankerott erklärt habe und geschlossen sei. — Diese Kunde, die mich wie ein Donnerschlag traf, schien mehr als ein gewöhnlicher Unglücksfall mir sagen zu wollen: sie enthüllte mir mit Blitzesschnelle zugleich auch die ganze Nichtigkeit der mir eröffneten Aussichten. Meine Freunde sprachen sich offen dahin aus, dass *Meyerbeer* von den Verhältnissen des Theaters, an welches er mich, von der grossen Oper ab, gewiesen, vermuthlich sehr genau unterrichtet gewesen sei. Den hieran sich knüpfenden Betrachtungen hing ich noch nicht weiter nach, da ich genügenden Grund zur Bitterkeit empfand, wenn ich mir überlegte, was ich nun mit meiner hübsch eingerichteten Wohnung anfangen wollte.

Da meine Sänger bereits die zur Audition bestimmten Stücke des «Liebesverbots» genügend eingeübt hatten, wollte ich hieraus wenigstens den Vortheil ziehen, sie einigen einflussreichen Personen zu Gehör zu bringen. Da es sich eben nur um die Anwohnung dieser kleinen Audition, keineswegs aber um daran sich knüpfende Consequenzen handelte, verweigerte mir Herr *Edouard Monnaie*, welcher nach *Duponchel*'s Abgang zum provisorischen Direktor der grossen Oper ernannt war, meiner Einladung Folge zu geben um so weniger, als die vortragenden Sänger dem ihm untergebenen Institut angehörten. Ausserdem machte ich mich nun aber auf, *Scribe* zu besuchen und ihn ebenfalls zu meiner Audition einzuladen; mit freundlichster Bereitwilligkeit sagte er zu. Vor den beiden genannten Herren liess ich eines Tages im Gesang-Foyer der grossen Oper meine drei Stücke, welche ich selbst am Klavier accompagnirte, vortragen; sie fanden die Musik «charmant». *Scribe* erklärte seine Bereitwilligkeit, sofort einen Text für mich zu arrangiren, sobald die Administration der Oper mir die Composition desselben auftragen würde, wogegen Herr *Monnaie* nichts einzuwenden hatte, als dass ein solcher Auftrag sobald nicht möglich sein würde. Dass es sich hier nur um freundliche Phrasen handelte, entging mir nicht, und ich fand es überhaupt, namentlich von *Scribe*, recht artig, dass er eben nur gekommen war, und mich einer freundlichen Phrase werth gehalten hatte. —

Im Innersten fühlte ich mich wahrhaft nur dadurch beschämt, dass ich mit dem leichtsinnigen Jugendwerke, welchem ich die drei vorgeführten Stücke entnahm, mich ernstlich noch einmal befasst hatte, was natürlich nur in der Meinung geschah, ich würde durch Aneignung des leichtfertigen Geschmacks am schnellsten es in Paris zu etwas bringen. Die Abwendung von dieser Geschmacksrichtung, wie sie längst in mir vorbereitet war, fiel für mich daher mit dem Aufgeben aller Hoffnungen auf Paris zusammen. Dass meine Lage sich so gefügt hatte, dass ich diese bedeutende innere Wendung gegen Niemand, namentlich gegen meine arme Frau, nicht aussprechen durfte, versetzte mich in einen schwermüthigen Zustand. Fuhr ich aber fort, noch gute Miene zum bösen Spiel zu machen, so dachte ich innerlich doch bereits in keiner Weise mehr an die Möglichkeit eines Erfolges in Paris. Einem unabsehbaren Elend entgegensehend, empfand ich ein wahrhaftes Grauen vor der lachenden Gestalt, welche nun in der üppigen Maisonne Paris vor unseren Augen annahm. Die ungünstige Zeit für jeder Art Kunstunternehmungen war somit an sich für Paris eingetreten; von jeder Thüre, an welche ich mit verstellter Hoffnung klopfte, wurde ich mit dem

schrecklich monotonen «*Monsieur est à la campagne*» abgewiesen. Auf weiten Spaziergängen, auf welchen wir uns so grenzenlos fremd unter dem bunten Menschengewimmel fühlten, phantasirte ich meiner armen Frau oft von den südamerikanischen Freistaaten vor, in welchen man von all diesem unheimlichen Spuck gänzlich entfernt wäre, von Oper und Musik nichts mehr wisse, und sich durch tüchtige Arbeit leicht eine vernünftige Existenz gründen könnte. *Minna*, die nicht verstand, was das sagen sollte, verwies ich auf eine kürzlich von mir gelesene Erzählung von *Zschokke: die Gründung von Maryland*, in welcher das Gefühl des Aufathmens gequälter und verfolgter europäischer Einwandrer in sehr verführerischer Weise mir mitgetheilt worden war. Praktischer gesinnt, verwies sie auf die Nöthigung, uns das Aushalten in Paris zu ermöglichen, wesshalb sie auf Ersparnisse aller Art bedacht war. — Ich dagegen entwarf den Plan zum Gedicht meines «*fliegenden Holländers*», bei welchem ich die Möglichkeit eines Auftretens in Paris immer noch im Auge behielt. Ich fasste den Stoff nämlich für einen einzigen Akt zusammen, wozu mich zunächst der Gegenstand selbst bestimmte, da ich auf diese Weise ihn, ohne alles jetzt mich anwidernde Opernbeiwerk, auf den einfachen dramatischen Vorgang zwischen den Hauptpersonen zusammengedrängt geben konnte. Nach der praktischen Seite hin glaubte ich aber annehmen zu dürfen, dass ich für eine einaktige Oper, wie man sie als sogenanntes *Lever de rideau* vor einem Ballet in der grossen Oper häufig gab, am ehesten Aussicht zur Annahme meiner projektirten Arbeit hätte. Hierüber schrieb ich *Meyerbeer* nach Berlin, und bat um seine Verwendung. Ausserdem nahm ich jetzt die Composition des «*Rienzi*» wieder auf, an welchem ich nun ununterbrochen bis zur Vollendung weiter arbeitete.

Unterdess trübte sich unsere Lage immer mehr; die durch *Laube* erwirkten Subsidien war ich genöthigt bald vorschussweise aufzuzehren, wodurch ich mich der Theilnahme meines Schwagers *Avenarius*, der unsre Pariser Niederlassung immer unbegreiflicher fand, stets mehr entfremdete. — Eines Morgens, als wir in grosser Sorge die Möglichkeit der Erschwingung des ersten Miethzins-Termines berathen hatten, meldete sich ein Facteur der Messagerien mit einem aus London mir zugeschickten Pakete; ich hielt es für eine Sendung des Himmels, und erbrach das Siegel, während nun ein Buch zur Einzeichnung der Empfangsbescheinigung mir vorgeschoben wurde, in welchem ich zugleich ersah, dass ich sieben Franken für das Porto zu bezahlen hätte. Zu meinem Schreck erkannte ich ausserdem in dem Paket die Partitur

meiner Ouverture «*Rule Britannia*», welche von der philharmonischen Gesellschaft in London mir zurückgesandt wurde. Wüthend erklärte ich dem Ueberbringer, dass ich das Paket nicht annähme, wogegen er auf das Lebhafteste remonstrirte, da ich es jetzt bereits eröffnet hatte. Nichts half ihm: ich hatte keine sieben Franken; ich erklärte, er habe mir zu spät die Berechnung des Porto's mitgetheilt, und zwang ihn so, das einzige Exemplar meiner Ouverture der Compagnie der Herren *Laffitte* und *Gaillard* als Eigenthum, über welches sie nach Gutdünken verfügen könnten, zurückzustellen. Was aus diesem Manuscript geworden, interessirte mich nie zu erfahren. —

Gegen solche Calamität wusste nun *Kietz* plötzlich guten Rath zu schaffen. Von einem alten Fräulein *Leplay*, einer sehr reichen und wunderlich geizigen alten Jungfer in Leipzig, hatte er den Auftrag erhalten, in Paris ein billiges Absteigequartier für sich und *Kietz*'ens eigene Stiefmutter, in deren Gesellschaft sie zu reisen gedachte, zu besorgen. Da unsre, wenn auch nicht grosse, dennoch über unsren Nothbedarf geräumige Wohnung uns bereits schnell zur peinlichsten Last geworden war, standen wir keinen Augenblick an, sofort den besseren Theil derselben für die Dauer ihres Pariser Aufenthaltes, welcher gegen zwei Monate währte, ihr zu vermiethen. Ausserdem besorgte meine Frau den Gästen, ganz wie in einem *hôtel garni*, das Frühstück, wobei sie sich freute, die wenigen Sous, welche hierbei herauskamen, als ihr Verdienst anzusehen. So lästig uns das wunderliche Original von alter Jungferschaft fiel, half doch das mit ihr eingegangene Geschäft einigermassen die schwere Zeit zu überstehen, und ich vermochte es, trotz der häuslichen Unruhe, ungestört an meinem «Rienzi» fortzuarbeiten. — Schwieriger wurde diess, als wir nach dem Abzug des Fräuleins *Leplay* ein Zimmer unsrer Wohnung von Neuen an einen deutschen Geschäftsreisenden vermietheten, welcher in seinen Musestunden eifrig Flöte blies. Dieser nannte sich *Brix*, war ein bescheidener, gutartiger Mensch, welcher uns durch einen seither neu gewonnenen Freund, den Maler *Pecht*, zugewiesen worden war. *Pecht* war mir durch *Kietz* bekannt geworden, welcher mit diesem gemeinschaftlich in *Delaroche*'s Atelier studirte. Er war der volle Gegensatz von *Kietz;* mit offenbar geringerem Talente begabt, erfasste er dagegen seine Aufgabe, unter schwierigen Umständen in möglichst kurzer Zeit die Oelmalerei zu erlernen, mit einem ungewöhnlichen Fleiss und Ernste; dazu war er gebildet, sowie weiterer Ausbildung mit Eifer zugänglich, und erwies sich überhaupt rechtschaffen, streng und zuverlässig. Wenn auch nicht in dem Grade

von Vertraulichkeit unsrem Verkehre eingeweiht, wie die drei älteren Freunde, gehörte er doch von nun an zu diesen wenigen, welche im Trübsal fortgesetzt treu zu uns hielten, und fast regelmässig des Abends bei uns sich einfanden.

Von *Laube*'s fortgesetzter Freundessorge für mich erhielt ich eines Tages einen überraschend neuen Beweis. Der Intendant eines Grafen *Kuscelew* fand sich bei mir ein, und eröffnete mir nach einigen Erkundigungen über meine Situation, von welcher der Graf durch *Laube* in Karlsbad unterrichtet worden war, kurz und bündig, dass sein Patron mir nützlich zu sein und mich deshalb kennen zu lernen wünsche. Dieser beabsichtigte nämlich, in Paris das Personal einer kleinen komischen Oper zu engagiren, welches ihm auf eines seiner Güter nach Russland folgen sollte; für diese suche er einen Musikdirektor, welcher gewandt genug sei, ihm bereits bei der Aufbringung der Truppe in Paris behülflich zu werden. So liess ich mich denn willig in das Hôtel des Grafen selbst bescheiden, fand da einen geschmeidig zutraulich sich gebärdenden, bereits etwas ältlichen Herrn, welcher gutmüthig von mir sich meine kleinen französischen Gesangscompositionen vortragen liess. Mit einem Blick hatte jedenfalls der menschenkundige Herr gewahrt, dass ich nicht sein Mann sei, und liess sich, unter allerhand freundlichen Bezeugungen, in weitere Verhandlungen über die mir mitgeteilte Opernunternehmung nicht erst weiter ein. Dagegen übersandte er mir noch am selbigen Tage mit einigen freundlichen Zeilen 10 Napoleond'or, von denen ich nicht wusste, was damit bezahlt sein sollte. Ich schrieb ihm daher, bat mir nähere Angabe dessen, was er von mir wünsche, und ersuchte ihn um die Bestellung einer Composition, da ich annähme, er habe mir das Honorar dafür im Voraus bezahlt. Da ich keine Antwort erhielt, suchte ich mehrmals, aber vergebens, bei ihm wieder vorzukommen. Auf andrem Wege erfuhr ich später, dass Graf *Kuscelew* nur den Genre der Oper *Adams*' anerkenne, und in Betreff des zu engagirenden Opernpersonales seinen Neigungen gemäss es ausserdem mehr auf einen kleinen Sérail, als auf ein Kunstinstitut abgesehen hatte. — —

Mit dem Musikhändler *Schlesinger* hatte ich es bisher zu nichts bringen können. Es war mir unmöglich, ihn zur Herausgabe meiner kleinen französischen Gesangscompositionen zu bewegen. Um auf diesem Wege aber doch auch etwas für mein Bekanntwerden zu thun, entschloss ich mich, auf meine Kosten die «deux grénadiers» bei ihm stechen zu lassen. *Kietz* musste ein grossartiges Titelblatt dazu auf Stein zeichnen. Schliesslich berechnete mir *Schlesinger* fünfzig Franken

für die Kosten. Das Schicksal dieser Publikation ist immerhin merkwürdig: das Werk trug *Schlesinger*'s Verlags-Firma, und der Ertrag des Verkaufes sollte, da alle Kosten mir zur Last fielen, natürlicher Weise zu meinem Vortheil berechnet werden. Dass gar kein Exemplar davon abgesetzt wurde, musste ich den späteren Versicherungen des Verlegers glauben. Nachdem ich später in Dresden durch meinen «Rienzi» schnell einen Namen gewonnen, fand der Mainzer Musikhändler *Schott*, dessen Verlag fast ausschliesslich aus französischer übersetzter Waare bestand, es gerathen, diese «deux grénadiers» für Deutschland abzudrucken. Unter den Text der französischen Uebersetzung liess er den deutschen Originaltext von *Heine* setzen, welcher jedoch, da das französische Gedicht eine sehr freie Bearbeitung, namentlich auch im Versmass gänzlich verschieden vom Original war, in so grotesker Weise zu meiner Composition passte, dass ich über die mir angethane Schmach empört, gegen die *Schott*'sche Publikation, als einen ohne mein Wissen angefertigten Nachdruck, zu protestiren mich genöthigt hielt. Hiergegen drohte *Schott* mir mit einem Injurienprozess, weil seine Ausgabe nach der bestehenden Uebereinkunft nicht ein *Nach*druck, sondern ein *Ab*druck sei, was mich, um von weiteren Verdriesslichkeiten verschont zu bleiben, zu einer auf die von mir ungekannte Unterscheidung sich beziehende Ehrenerklärung zu geben bewog. Als ich nun im Jahre 1848 in Paris beim Nachfolger *Schlesinger*'s, Herrn *Brandus*, mich nach dem Schicksale meines Werkchens, von dem ich erfuhr, dass man eine neue Ausgabe gemacht hatte, erkundigte, wollte man von irgend einem Rechte meinerseits nicht das Mindeste wissen. Da ich keine Lust hatte, für mein Geld mir ein Exemplar zu kaufen, habe ich mich daher bis auf den heutigen Tag ohne Besitz meines Eigenthums behelfen müssen. In welchem Maasstabe sich später ähnliche gewinnreiche Beziehungen zu der Herausgabe meiner Werke steigerten, wird sich in der Folge zeigen.

Für jetzt handelte es sich darum, *Schlesinger* für die berechneten fünfzig Franken zu entschädigen; er schlug mir dazu Arbeiten für die von ihm herausgegebene *«Gazette musicale»* vor; da ich in keiner Weise der französischen Sprache für schriftstellerische Arbeiten mächtig genug war, mussten meine Artikel übersetzt und die Hälfte des Honorars für den Uebersetzer bezahlt werden. Immerhin tröstete er mich, dass ich für den Druckbogen gelieferter Arbeit doch noch sechzig Franken bekommen würde; was ein solcher Druckbogen hiess, sollte ich bald erfahren, als ich um meiner Bezahlung willen bei dem hierzu stets höchst verdrossenen Verleger mich zu melden hatte, dieser ein widerwärtiges

eisernes Instrument, auf welchem die Zeilen der Spalten mit Zahlen abgemessen waren, an den zu taxirenden Artikel anlegte, und nach sorgfältiger Abrechnung des Raumes für Titel und Unterschrift die Addition der Zeilen ausführte, wobei es sich herausstellte, dass, was ich für einen Bogen gehalten hatte, eigentlich nur ein halber Bogen war. — Genug, ich begann nun für das wunderliche *Schlesinger*'sche Blatt Artikel zu schreiben. Der erste war ein grösserer Aufsatz: *de la musique allemande*, in welchem ich mich über den innigen und ernsten Charakter des deutschen Musiktreibens mit damals mir nöthiger schwärmerischer Uebertreibung ausliess, so dass schon Freund *Anders* bemerkte, es wäre schön, wenn es in Deutschland wirklich so wäre. Ich genoss die für mich überraschende Genugthuung, diesen Artikel in der Folge in einer Mailändischen Musikzeitung italienisch reproducirt zu sehen, wobei es mir Lächeln erweckte, aus einem, gegenwärtig wohl nicht mehr möglichen, Versehen als: «*dottissimo musico tedesco*» angeführt zu werden. Schon jetzt schien mein Aufsatz nicht ungünstig bemerkt worden zu sein; *Schlesinger* ersuchte mich, über die Bearbeitung des Pergolesischen *Stabat mater* von dem russischen General *Lwoff* einen — jedenfalls empfehlenden — Artikel zu liefern, was ich mit zweckdienlicher Breite zu ermöglichen suchte. Aus eigenem Antrieb schrieb ich den bereits gemüthlicher gehaltenen Aufsatz: «*Du métier du Virtuose et de l'indépendance du Compositeur*».

Unterdessen überraschte mich mitten im Sommer eine Ankunft *Meyerbeer*'s, welcher sich auf 14 Tage in Paris einfand. Er bezeigte sich sehr theilnehmend und verbindlich. Da ich ihm meine Idee, eine einaktige Eröffnungsoper für das Ballet zu schreiben, und meine Bitte, hierzu mit dem neuesten Direktor der grossen Oper, Herrn *Léon Pillet*, mich bekannt zu machen, mittheilte, trug er endlich auch kein Bedenken, diesen Herrn mit mir zu besuchen und mich ihm zu empfehlen. Leider hatte ich die unangenehme Ueberraschung, bei den ernstlichen Berathungen der beiden Herren darüber, was mit mir anzufangen sei, *Meyerbeer* auf den Vorschlag gerathen zu sehen, ich möchte mich doch entschliessen, mit einem andern Componisten zusammen einen Akt zu einem Ballet zu componiren. Hiervon wollte ich natürlich nichts wissen, und übergab dagegen Herrn *Pillet* den sehr kurz gefassten Entwurf des Sujets des «*fliegenden Holländer*'s». — So weit war es wieder gediehen, als *Meyerbeer*, diesmal für lange Zeit, wieder Paris verliess.

Während ich längere Zeit von Herrn *Pillet* gar nichts erfahren konnte, arbeitete ich nun fleissig an der Composition des «Rienzi» weiter; musste

mich aber, zu meinem nagenden Kummer, oft darin unterbrechen, um Arbeiten für *Schlesinger*, welche mir das Leben zu fristen helfen sollten, zu fördern. Da bei meiner Mitarbeiterschaft an der «Gazette musicale» so gar wenig herauskam, trug mir *Schlesinger* eines Tages die Verfertigung einer Methode für *Cornet à pistons* auf. Meinem Staunen darüber, wie ich diess beginnen sollte, entgegnete er mit der Zusendung von fünf, bereits erschienenen, verschiedenen Schulen für das Cornet à pistons, welches damals das beliebteste Privatinstrument der jüngeren männlichen Bevölkerung von Paris war. Aus diesen fünf Methoden sollte ich sehr einfach eine sechste neue combiniren, da es *Schlesinger* eben nur darauf ankam, eine solche in seinem Verlag zu haben. Wirklich begann ich mir ganz ernstlich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie ich diess anfangen sollte, als *Schlesinger* mich von dieser Zumuthung wieder befreite, da ihm so eben eine bereits fertige Methode eingesandt worden sei. Dagegen sollte ich nun nicht weniger wie vierzehn «*Suiten*» für Cornet à pistons schreiben; hierunter wurden Auszüge von Opernmelodien für dieses Instrument verstanden, und um für diese Arbeit mich mit Stoff zu versehen, schickte mir *Schlesinger* nicht mehr wie 60 vollständige Opernklavierauszüge in's Haus. Diese durchsuchte ich nun nach geeigneten Melodien für meine Suiten, merkte in jedem Bande die aufgefundenen Stellen mit Papierstreifen an, und führte mit den 60 Klavierauszügen ein sonderbar construirtes Bauwerk um meinen Arbeitstisch auf, um von meinem Sitze aus nach möglichster Varietät den melodischen Stoff zur Hand zu haben. Zu meiner grossen Befriedigung, jedoch zur Bestürzung meiner armen Frau, eröffnete mir mitten in dieser Arbeit *Schlesinger*, dass Herr *Schiltz*, der Haupt-Cornetbläser von Paris, welchem er meine Etuden vor dem Stiche zur Durchsicht mittheilen musste, erklärt habe, ich verstünde ja gar nichts von dem Instrumente, und hätte gemeiniglich zu hohe Tonarten gewählt, welche die Pariser nicht herausbringen würden. Das bereits von mir Gearbeitete wurde unter diesen Umständen, da *Schiltz* zur Verbesserung sich bereit erklärte, allerdings gegen Abzug der Hälfte des Honorars, welche an diesen bezahlt werden musste, beibehalten; des weiteren aber wurde ich von dieser Bestellung befreit, und die 60 Klavierauszüge wanderten wieder in das merkwürdige Magazin der *rue Richelieu* zurück.

So stand es denn um meine Einkünfte wiederum schlecht genug; die Noth im Hause wuchs, während ich allerdings wieder Freiheit hatte, um die letzte Hand an «*Rienzi*» zu legen. Am 19. November vollendete ich endlich diese umfangreichste aller Opern gänzlich. Ich hatte mich

bereits dafür entschieden, dieses Werk dem Dresdner Hoftheater zur ersten Aufführung anzubieten, um im glücklichen Fall hierdurch mir wieder die Brücke nach Deutschland zu bauen. Für *Dresden* hatte ich mich bestimmt, weil ich dort in *Tichatscheck* den besten Tenoristen für die Hauptrolle anzutreffen wusste; dazu rechnete ich auf meine Bekanntschaft mit der von früher her mir freundlich gesinnten *Schröder-Devrient*, welche sich, aus Rücksichten für meine Familie, schon seiner Zeit für die Empfehlung meiner «Feen» am Dresdner Hoftheater, wenn auch vergeblich, bemüht hatte; ausserdem kannte ich in dem Theatersekretär, Hofrath *Winkler* (genannt *Theodor Hell*), einen alten Freund meiner Familie, auch der Kapellmeister *Reissiger* war mir, bei Gelegenheit jenes Jugendausfluges mit *Apel* nach Böhmen, durch einen in Dresden lustig verlebten Abend bekannt geworden. An all diese Genannten setzte ich nun beziehungsvolle, beredtsame Briefe auf, fügte ein offizielles Schreiben an den Intendanten, Herrn von *Lüttichau*, ja sogar ein formelles Bittgesuch an den König von Sachsen bei, und machte nun alles zur Versendung fertig.

Zuvor hatte ich nicht versäumt, die genaue Angabe der Tempi meiner Oper mit Hilfe des Metronomen anzugeben; da ich kein solches Instrument besass, hatte ich mir dieses ausleihen müssen, und machte mich nun eines Morgens auf, um den Metronomen, unter meinem dünnen Mäntelchen verborgen, dem Eigenthümer zurück zu stellen. — Der Tag, an welchem dies geschah, war einer der merkwürdigsten meines Lebens, weil an ihm sich das ganze Missgeschick meiner damaligen Lage in wirklich grauenvoller Weise zusammendrängte. Ausserdem dass ich von Tag zu Tag nicht wusste, woher die wenigen Franken zu nehmen seien, um von *Minna* unsre dürftige Wirthschaft bestreiten zu lassen, waren nun einige Wechsel fällig geworden, welche ich nach Pariser Gewohnheit für die Einrichtung meiner Wohnung seiner Zeit ausgestellt hatte. Irgend eine Rettung erwartend, musste ich zunächst versuchen, die Inhaber der Wechselbillets zur Gestundung zu überreden; da solche Wechsel als Commerce-Papiere durch vielerlei Hände gehen, hatte ich in den verschiedensten Quartiers die Betreffenden aufzusuchen; an dem genannten Tage galt es, einen Käsehändler in einem fünften Stock der *Cité* zu beschwichtigen. Zugleich hatte ich vor, den Bruder meiner beiden Schwäger *Brockhaus*, *Heinrich*, welcher um diese Zeit nach Paris gekommen war, um seine Hilfe anzugehen; bei *Schlesinger* wollte ich mir so viel Geld verschaffen, um meine heute abzusendende Partitur auf der Messagerie frankiren zu können. Während ich nun

zu gleicher Zeit auch den ausgeliehenen Metronomen fortzutragen hatte, verliess ich nach bangem Abschied am frühen Morgen *Minna*, welche aus Erfahrung wusste, dass sie, wenn ich, um Geld aufzutreiben, ausging, mich vor spätem Abend nicht wiederzusehen bekäme. Die Strassen bedeckte ein dicker Nebel, und als ich zum Hause heraustrat, war der erste Gegenstand, den ich erkannte, mein vor einem Jahre mir entführter Hund *Robber*. Ich glaubte zuerst ein Gespenst zu sehen, rief ihn aber hastig mit schriller Stimme an; das Thier erkannte mich augenscheinlich, und kam ziemlich nahe an mich heran; da ich aber hastig mit ausgestrecktem Arm auf ihn zuschritt, schien bei dem ebenfalls überraschten Thiere sofort die Furcht vor einer Züchtigung, wie ich sie ihm in der letzten Zeit unseres Zusammenlebens thörichter Weise einige Male zugefügt hatte, jede andere Erinnerung zu bemeistern; er wich scheu von mir zurück, und da ich ihm hastig nachlief, jagte er immer eiliger vor mir davon. Dass er mich erkannt, ward mir immer deutlicher, als ich ihn an den Strassenecken sich ängstlich nach mir umwenden sah, und, da er mich wie einen Rasenden ihm nachjagend bemerkte, er von Neuem zu verstärkter Flucht sich anliess. So verfolgte ich ihn durch ein im dicken Nebel kaum erkennbares Strassengewirr, bis ich schweisstriefend und athemlos, mit meinem Metronomen belastet, ihn bei der Kirche St. Roch endlich auf Nimmerwiedersehen aus den Augen verlor. — Eine Zeit lang stand ich wie erstarrt da, und stierte in den Nebel hinein. Ich frug mich, was diese gespenstische Wiedererscheinung des Gefährten meiner Reise-Abenteuer an diesem schrecklichen Tage zu bedeuten habe. Dass er mit der Scheue eines wilden Thieres vor seinem alten Herrn davonfloh, dünkte mich, wie es mein Herz mit einer seltsamen Bitterkeit erfüllte, als ein grauenvolles Anzeigen. Tief erschüttert machte ich, mit wankenden Knien, mich zu meinen traurigen Geschäften weiter auf. — *Heinrich Brockhaus*, nachdem er mir versichert hatte, dass er mir unmöglich helfen könnte, verliess ich mit Beschämung und unter der Bemühung, ihm das Schmerzliche dieser Beschämung zu verbergen. Meine übrigen Verrichtungen fielen hoffnungslos so aus, dass ich, nachdem ich schliesslich in *Schlesinger's* Bureau stundenlang das absichtlich verzögerte fadeste Geschwätz der Besucher meines Brodherrn hatte ertragen müssen, ohne die mindeste Hilfe bei eingebrochener Nacht mich wieder unter den Fenstern meines Hauses zeigte, an welchen ich *Minna*, mit hochgestiegener Beklemmung nach mir ausspähend, gewahrte. Sie hatte unterdessen, mein Missgeschick ahnend, unsren Miethgenossen und Kostgänger, den

um seiner Gutmüthigkeit willen mühsam, doch geduldig ertragenen Flötenbläser *Brix*, in guter Manier um einen kleinen Vorschuss angegangen, und konnte mir wenigstens eine stärkende Mahlzeit bieten. Weitere Hilfe sollte von nun an für einige Zeit, wenn auch unter schweren Opfern für mich, aus dem Erfolg einer *Donizetti*'schen Oper erwachsen.

Ein höchst schwächliches Werk des italienischen Maëstro, «*La Favorite*», welches aber von dem bereits tief gesunkenen Pariser Publikum, zweier Cabaletten wegen, mit grossem Beifall aufgenommen worden, hatte *Schlesinger*, welcher an den letzten *Halévy*'schen Opern sehr zu Schaden gekommen war, angekauft, und, meine ihm bekannte hilflose Lage benutzend, stürmte er eines Morgens mit groteskem Freudestrahlen in meine Wohnung, verlangte Feder und Papier, um eine Berechnung der enormen Einnahmen, welche er mir zuzuwenden sich entschlossen habe, mir vor die Augen zu stellen. Er schrieb nieder: «*La Favorite*, vollständiger Klavierauszug, Klavierauszug ohne Worte zu zwei Händen, dito zu 4 Händen, vollständiges Arrangement für Quatuor, ebenso für zwei Violinen, dito für Cornet à pistons. Für diese Arbeiten 1100 Franken. Sofort Vorschuss von 500 Franken.» Mit einem Blick übersah ich, welches Elend ich mit dieser Bestellung übernahm, schwankte jedoch keinen Augenblick, sie anzunehmen. — Als ich die 500 Franken in harten Fünffrankenthalern nach Haus gebracht und zu unserem Ergötzen auf den Tisch gehäuft hatte, besuchte uns zufällig meine Schwester *Cäcilie Avenarius*. Der Anblick unsres Reichthums wirkte ermuthigend auf ihre bisherige Bangigkeit in Betreff ihres Umgangs mit uns; von hieran sahen wir uns öfter, und wurden häufig von ihnen des Sonntags zum Diner eingeladen. — Mir war jedoch um keine Art Zerstreuung mehr zu thun; die Erschütterungen der letzten Vergangenheit hatten so ernst auf mich gewirkt, dass ich jetzt, wie zur Busse all' meiner je begangenen Sünden, mir die Pönitenz einer athemlosen Hingebung an die so demüthigende und doch einzig hülfreiche Arbeit bestimmte. Wir beschränkten uns zur Ersparniss an Heizung auf unser Schlafzimmer, welches wir zum Salon, Speise- und Arbeitszimmer zugleich machten; mit zwei Schritten war ich aus dem Bett am Arbeitstisch, von welchem ich den Stuhl nur zum Speisetisch herumdrehte, und nur vollständig von ihm aufstand, um mich spät wieder zu Bett zu begeben. Regelmässig jeden vierten Tag gönnte ich mir einen kleinen Ausgang zur Erholung. Da diese Kasteiung ziemlich den ganzen Winter andauerte, legte ich hiermit den Grund zu den mein übriges Leben hindurch mehr oder minder stets mich belästigenden Unterleibsleiden.

Mein Erwerb vermehrte sich durch die äusserst zeitraubende und peinliche Correktur der Partitur der *Donizetti*'schen Oper, für welche ich von *Schlesinger*, da er zu dieser Arbeit niemand anders hatte, 300 Franken erpresste. Dabei musste ich noch Zeit finden, die Orchesterstimmen meiner «Faustouverture», von der ich immer noch hoffte, sie im Conservatoire aufgeführt zu hören, selbst auszuschreiben; und um einigermassen mich gegen den Eindruck der schändlichen musikalischen Arbeit aufrecht zu erhalten, schrieb ich zunächst eine kleine Novelle: «*Eine Pilgerfahrt zu Beethoven*», welche unter dem Titel «*une visite à Beethoven*» in der «Gazette musicale» erschien. — Unverhohlen gestand mir *Schlesinger*, dass diese Novelle Aufsehen erregt und ungewöhnlichen Beifall gefunden habe, wie sie in Wahrheit ganz oder bruchstückweise auch in vielen Unterhaltungsblättern reproducirt worden war. Er forderte mich auf, mit ähnlichem fortzufahren. Mit einer Fortsetzung der Novelle unter dem Titel: «*Das Ende eines Musikers in Paris*», französisch: «*Un musicien étranger à Paris*», nahm ich Rache für alle mir widerfahrene Schmach. Sie gefiel *Schlesinger* bei weitem weniger, trug mir aber namentlich von seinem armen Commis rührende Beifallsbezeugungen, und von *H. Heine* den Lobspruch: «so etwas hätte *Hoffmann* nicht schreiben können», ein. Selbst *Berlioz* rührte sich, und gedachte in einem seiner Feuilletons des *Journal des Débats* mit Anerkennung meiner Novelle. Ein weiterer musik-ästhetischer Aufsatz: «*über die Ouverture*» wendete mir seine, jedoch nur im Gespräch mitgetheilte, Sympathie namentlich dafür zu, dass ich, mein Prinzip für diese Gattung von Composition damit erhellend, *Gluck*'s Ouverture zur «Iphigenie in Aulis» als Muster hinstellte.

Diese Annäherung ermuthigte mich zu dem Versuch, mich mit *Berlioz* enger zu befreunden. Wohl war ich ihm bereits seit länger in dem *Schlesinger*'schen Geschäftsbureau, wo ich ihn seitdem auch öfters antraf, vorgestellt. Ein Exemplar meiner «*deux grénadiers*» hatte ich ihm überbracht, konnte von ihm darüber jedoch nichts andres herausbringen, als dass er nur ein wenig Guitarre spiele, und es sich nicht auf dem Klavier vorspielen könne. Dagegen hatten seine grossen Instrumentalcompositionen, welche ich schon im vorangehenden Winter verschiedentlich unter seiner Leitung gehört, einen ungemein anregenden Eindruck auf mich hinterlassen. In jenem Winter (1839—1840) führte er in drei verschiedenen Aufführungen, von denen ich einer beiwohnen konnte, zum ersten Male seine «Romeo und Julie»-Symphonie auf. Diese war mir allerdings eine neue Welt, in welcher ich mich, ganz den emp-

fangenen Eindrücken gemäss, mit voller Unbefangenheit zurecht zu finden suchte. Zunächst hatte die Gewalt der nie zuvor von mir geahnten Virtuosität des Orchester-Vortrages auf mich geradezu betäubend gewirkt. Die phantastische Kühnheit und scharfe Präcision, mit welcher hier die gewagtesten Combinationen, wie mit den Händen greifbar, auf mich eindrangen, trieben mein eignes musikalisch-poetisches Empfinden mit schonungslosem Ungestüm scheu in mein Inneres zurück. Ich war ganz nur Ohr für Dinge, von denen ich bisher gar keinen Begriff hatte, und welche ich mir zu erklären suchen musste. In «*Romeo und Julie*» hatte ich allerdings häufig und andauernd Leeren und Nichtigkeiten empfunden, was mich um so mehr peinigte, als ich andrerseits von den mannichfaltigen hinreissenden Momenten in diesem, durch seine Ausdehnung und Zusammenstellung in Wahrheit dennoch verunglückten Kunstwerke, mich bis zur Vernichtung jeder Möglichkeit eines Widerspruchs überwältigt fand. Dieser neuen Symphonie liess *Berlioz* im gleichen Winter noch Wiederaufführungen seiner «Sinfonie fantastique» und seines «Harald» folgen. Hatte ich in der «Sinfonie fantastique» namentlich den eingewobenen musikalischen Genre-Bildern, der «Harald»-Symphonie jedoch fast gänzlich in jeder Hinsicht mit staunender Ergriffenheit folgen können, so hatte die neueste Arbeit des wundersamen Meisters, seine «Trauersymphonie für die Opfer der Julirevolution», welche er im vergangenen Sommer 1840 zur Feier der Beisetzung der Juligefallenen unter der Säule des Bastilleplatzes, für eine ungeheure, auf das geistvollste von ihm combinirte Militärmusik aufführte, mich vollends mit der Grösse und Energie dieser in seiner Art einzigen und ganz unvergleichlichen Künstlernatur bekannt gemacht, ohne dass ich jedoch eine seltsame, tiefe und ernstliche Beklommenheit dem Totaleindruck dieser Erscheinung gegenüber hätte überwinden können. Es blieb mir eine Scheu wie vor etwas Fremdem, mit welchem ich nie vollständig vertraut werden würde, zurück, und diese Scheu nahm den Charakter eines bedenkenvollen Nachsinnens darüber an, dass ich von einem grösseren *Berlioz*'schen Werke mich ebenso hingerissen, als zu Zeiten auch unleugbar abgestossen, mitunter geradewegs gelangweilt fühlte. Das Problem, welches mich Jahre lang *Berlioz* gegenüber in peinlicher Spannung erhielt, gelang mir erst in viel späterer Zeit mir klar zum Bewusstsein zu bringen und zu lösen.

Gewiss war es, dass ich um jene Zeit mich schülerhaft klein neben *Berlioz* empfand; und so versetzte es mich denn in wahrhafte Verlegenheit, als *Schlesinger* jetzt den Erfolg meiner Novelle in einem mir gün-

stigen Sinne auszubeuten beschloss, und mich aufforderte, in einem grossen, von der Redaktion der «Gazette musicale» zu gebenden Concerte, etwas für Orchester von mir aufführen zu lassen. Ich begriff nämlich, dass keine meiner vorräthigen Compositionen, weder nach der einen, noch der andren Seite hin, hier vortheilhaft, für mich am Platze sein würde. Meiner neuen «Faust-Ouverture» traute ich noch nicht, namentlich ihres zartausgehenden Schlusses wegen, der, wie mich dünkte, nur vor einem mir bereits befreundeten Publikum im Sinne des äusseren Erfolges Beachtung finden konnte. Da mir ausserdem bedeutet wurde, dass nur ein Orchester zweiten Ranges — das damalige *Valentino*'sche des Casino der rue St. Honoré — und ausserdem nur eine Probe mir zu Gebote stünden, glaubte ich nur die Wahl zu ersehen, entweder ganz abzustehen, oder es noch einmal mit meiner flüchtigen Jugendarbeit, jener Magdeburger «Columbus-Ouverture», zu versuchen. Ich entschloss mich zu der letzteren. — Als ich mir die Orchesterstimmen dieser Ouverture von *Habeneck*, der sie noch im Archiv des Conservatoires verwahrte, zurückholte, warnte mich dieser trocken, aber wohlmeinend, vor der Gefahr, mit dieser Composition vor das Pariser Publikum zu treten, da sie, wie er sich ausdrückte, zu «*vague*» sei. — Eine grosse Schwierigkeit war in Betreff der Besetzung meiner sechs Trompeten zu überwinden, da dieses Instrument, welches den Deutschen so virtuosenhaft geläufig ist, in den Pariser Orchestern nur selten gut besetzt werden kann. Der Correktor meiner Suiten für Cornet à pistons, Herr *Schiltz*, schlug sich gutmüthig in das Mittel; ich musste die Anzahl der Trompeten auf vier reduziren, von denen er mir jedoch versicherte, dass er für die gute Execution sogar nur von zwei derselben stehen könnte. In der Probe machte mir denn auch diese Hauptresource meines Effektes sehr entmuthigend zu schaffen; nicht *einmal* wurden die zarten hohen Stellen ohne Umschlagen des Tones geblasen. Ausserdem, da ich nicht selbst dirigiren durfte, hatte ich mit einem chef d'orchestre zu thun, welchem ich es ansah, dass er mit inniger Ueberzeugung mein Werk für einen Unsinn hielt, — eine Ansicht, die mir vom ganzen Orchester getheilt zu werden schien. *Berlioz*, welcher bei dieser Probe zugegen war, verhielt sich durchaus schweigsam; er ermuthigte nicht, widerrieth mir aber auch nicht, sondern bestätigte nur mit seufzendem Lächeln, dass es in Paris gar eine schwere Sache sei. Am Abend der Aufführung (4. Februar 1841)) schien das Publikum, zum grössten Theil aus Abonnenten der «Gazette musicale», somit, aus Kennern meiner Novelle bestehend, nicht ungünstig für mich gestimmt zu sein. Man versicherte mir auch,

dass meine Ouverture, selbst wenn sie alle Welt gelangweilt hätte, dennoch gewiss applaudirt worden wäre, wenn nicht die unglücklichen Trompeter durch regelmässiges Umschlagen des Tones auf der effektvollen zarten Note das Publikum, welches in Paris gemeiniglich nur dem virtuosen Theile der Leistung, z. B. dem Glücken gewisser gefährlicher Töne, mit Aufmerksamkeit folgt, zu nur mühsam unterdrücktem Unwillen gereizt hätten. Ich verbarg mir nicht, dass ich durchgefallen sei, dass nach dieser Calamität Paris für mich nicht mehr existire, und ich für jetzt nichts weiter zu thun habe, als in mein miserables Schlafzimmer mich von Neuem zum Arrangement *Donizetti*'scher Opern einzuschliessen.

Meine arbeitsvolle Weltentsagung war so gross, dass ich, wie ein Büsser, mir nicht mehr den Bart schor und ihn, zum Kummer meiner Frau, für das erste und einzige Mal in meinem Leben lang wachsen liess. Während ich alles geduldig ertrug, brachte mich nur ein Klavierspieler, welcher unmittelbar neben meinem Zimmer wohnte, und fast den ganzen Tag *Liszt*'s Fantasie über «*Lucia di Lammermoor*» übte, zur wahren Verzweiflung. Um ihm auf meine Weise einen Begriff von den Qualen zu geben, die ich litt, räumte ich eines Tages mein furchtbar verstimmtes Piano aus dem Salon in das Schlafzimmer, stellte es unmittelbar an die nachbarliche Wand, forderte *Brix* auf, seine Piccolo-Flöte herbei zu holen, und mir auf derselben die Ouverture zur «*Favorite*», welche ich soeben für Klavier und Violine (oder Flöte) arrangirt hatte, zu begleiten. Die Wirkung hiervon scheint meinen Nachbar, einen jüngeren Klavierlehrer, wahrhaft erschreckt zu haben; mir sagte die Concierge andren Tages, dass er so eben in eine andre Wohnung ziehe, — was mich wiederum einigermassen beschämte. — Dieselbe Frau unsres Concierge war zu uns in ein diskret beziehungsvolles Verhältniss getreten; wir hatten sie anfangs für die unerlässlichsten häuslichen Verrichtungen, namentlich in der Küche, für das Reinigen der Kleider und des Schuhwerkes in beiläufigen Dienst genommen; endlich belästigte uns auch der geringe Lohn, den wir ihr hierfür zahlten, und *Minna* musste die Demüthigung über sich nehmen, sie von ihren Hülfsleistungen zu entlassen, um fortan selbst die niedrigsten häuslichen Geschäfte, ohne jede Beihülfe, für sich zu übernehmen. Da wir unserem Untermiether hiervon nichts zu wissen thun wollten, sah sich meine Frau, welche nicht nur selbst kochte, sondern auch das Geschirr aufwusch, sogar genöthigt, die Stiefel unsres Gastes zu putzen. Hauptsächlich aber war uns nur die Beschämung, die wir vor unserem Concierge empfanden, schwierig zu ertragen; doch hatten wir hierin Unrecht:

diese Leute bezeigten uns mit gesteigerter Höflichkeit ihre Achtung, wogegen allerdings auch einige Vertraulichkeit mit unterfloss. So unterhielt mich der Mann öfter über Politik; als um jene Zeit die Quadruple-Allianee gegen Frankreich sich aufthat, und unter dem zeitweiligen Ministerium *Thiers* die Situation für sehr gespannt galt, beruhigte mich eines Tages mein Concierge mit den Worten: «*Monsieur, il y a quatre hommes en Europe qui s'appellent: le roi Louis Philippe, l'empereur d'Autriche, l'empereur de Russie, le roi de Prusse; eh bien, ces quatre sont des c.....; et nous n'aurons pas la guerre*».

Des Abends blieb ich gewöhnlich nicht ohne Unterhaltung; nur mussten meine wenigen treuen Freunde sich daran gewöhnen, mit mir über die bis in die Nacht vor mir liegende Notenschreiberei hin sich zu vernehmen. Als der Sylvesterabend des Jahres 1840 eingebrochen war, ward ich in wahrhaft ergreifender Weise durch ein Rendez-vous, welches sie unter sich verabredet hatten, überrascht. *Lehrs* klingelte und kam mit einer grossen Kalbskeule an; *Kietz* mit Rum, Zucker und Citrone; *Pecht* mit einer Gans; *Anders* aber mit zwei Flaschen Champagner, dem Vorrath entnommen, welchen er dereinst von einem Instrumentenmacher für einen empfehlenden Artikel seiner Klaviere zum Geschenk erhalten hatte, und der nur für feierliche Gelegenheiten von ihm verwahrt wurde. Jetzt warf ich denn die schmähliche «*Favorite*» bei Seite, und stürzte mich mit wahrhafter Begeisterung in das zu feiernde Freundschaftsfest. Alle mussten für die Zubereitung desselben helfen, — zunächst den Salon zu heizen, der Frau in der Küche beizustehen, und etwa Fehlendes vom Epicier zu holen. Das Souper verwandelte sich zum dithyrambischen Gelage; als nach dem Champagner noch der Punsch zu wirken begann, hielt ich eine emphatische Rede, die, weil sie die Freunde in unaufhörlichem Lachen unterhielt, nicht enden wollte und mich so hinriss, dass ich, der ich im gesteigerten Pathos mich bereits auf einen Stuhl gestellt hatte, endlich selbst den Tisch bestieg, und von da herab das Evangelium der unsinnigsten Lehren der Weltverachtung, mit Anpreisung der südamerikanischen Freistaaten, meinen entzückten Zuhörern verkündete, welche endlich in lachendes Schluchzen sich verloren, und schliesslich von uns sämmtlich beherbergt werden mussten, da ihr Nachhausegehen unmöglich geworden war. — Der Neujahrstag 1841 traf mich wieder in voller Busse übung bei meiner «*Favorite*». Eines zweiten, wenn auch ungleich feierlicheren Festabends entsinne ich mich, durch den Besuch des berühmten Violinvirtuosen *Vieuxtemps*, zufällig eines Jugendbekannten *Kietz's*,

veranlasst. Ich hatte die Freude, den damals in Paris sehr gefeierten jungen Künstler mit seiner Geige mich und meine Freunde einen ganzen Abend durch sein schönes Spiel unterhalten zu sehen, was meinem Salon ein ungewohnt bedeutsames Ansehen verlieh; für seine Freundlichkeit belohnte ihn *Kietz*, indem er ihn von meiner Wohnung bis in sein, in der gleichen Strasse gelegenes Hôtel, auf seinen Schultern reitend davon trug.

Ein harter Schlag traf mich im Beginn dieses Jahres in Folge einer, aus Unkenntniss der Pariser Regeln begangenen Versäumniss. Es war natürlich, dass wir nur den schicklichen Termin abgewartet hatten, um unsre Wohnung zu kündigen. Ich verfügte mich desshalb selbst in die Wohnung der Hauseigenthümerin, einer jungen, sehr reichen Wittwe, einem ihrer Hôtels im «*Marais*». Die Dame empfing mich verlegen, sagte mir, sie würde mit ihrem Intendanten über meine Kündigung sprechen und wies mich an diesen. Schriftlich ward mir angezeigt, dass meine Kündigung nur annehmbar gewesen sein würde, wenn sie bis Abend zuvor erfolgt wäre, und in Folge dieser Versäumniss ich mich genöthigt sehen würde, laut unsren contraktlichen Stipulationen, die Miethe der Wohnung auch für ein zweites Jahr zu entrichten. Im höchsten Schrecken machte ich mich zu dem Intendanten meiner Hauseigenthümerin selbst auf; hier ward ich nur mühsam vorgelassen, traf einen, wie es schien, durch schreckliche Krankheiten gelähmten, regungslos ausgestreckten älteren Herrn, und erhielt von ihm, nachdem ich unverhohlen meine ganze Lage auseinandergesetzt und ihn auf das herzlichste um Verwendung für die Entbindung von meinem Contrakt angegangen hatte, keine andre Antwort, als dass es meine Schuld sei und nicht die seinige, dass ich einen Tag zu spät gekündigt habe, und ich dagegen sehen möchte, wie ich in Zukunft meine Miethe auftriebe. — Mein Concierge, dem ich sehr erschüttert Bericht von diesem Auftritte gab, sagte mir beschwichtigend in Betreff des Intendanten: «J'aurais pu vous dire cela, car voyez, monsieur, cet homme ne vaut pas l'eau qu'il boit».

Dieses gänzlich unvorausgesehene Missgeschick zerstörte alle Aussicht, die wir auf die Erlösung aus unsrer unhaltbaren Lage zu gewinnen uns bemüht hatten. Eine Zeitlang tröstete uns die Hoffnung, einen neuen Miether zu finden. Sie erfüllte sich nicht; wir sahen mit Ostern das neue Miethjahr eintreten, ohne Rath zu finden. Endlich empfahl uns der Concierge eine fremde Familie, welche gesonnen sei, die ganze Wohnung mit Meubeln auf einige Monate uns abzumiethen. Mit Freuden

griffen wir zu diesem Mittel, um uns auf diesem Wege wenigstens die Erschwingung der nächsten Miethtermine zu versichern, und hofften, wären wir nur einmal aus dieser Unglückswohnung fort, so würde sich auch der Weg zur gänzlichen Entledigung von derselben finden. So machten wir uns auf, in der Umgebung von Paris eine möglichst wohlfeile Sommerwohnung für uns aufzusuchen. Wir waren hierfür nach *Meudon* gewiesen, und entschieden uns dort für ein Logis in der Avenue, welche Meudon mit dem nahe gelegenen *Bellevue* verbindet. Rue du Helder wurde dem Concierge, welchen ich für Alles bevollmächtigte, zur Aftermiethung übergeben, und wir richteten uns nun, so gut es gehen wollte, in unsrem zeitweiligen Asyle ein, in welchem wir für das Nächste auch unsren alten Untermiether, den gutmüthigen Flötenbläser *Brix*, mitaufnehmen mussten, weil der Arme selbst in eine kritische Periode getreten war, und beim Ausbleiben seiner Geldmittel in gröste Verlegenheit gerathen sein würde, wenn er gerade jetzt von der Theilnahme an unsrem Hausstand ausgeschlossen worden wäre. Am 29. April fand sonach diese nothdürftige Uebersiedelung statt, welche in Wahrheit nur eine Flucht aus dem Unmöglichen in das Unbegreifliche war; denn wovon wir diesen Sommer leben sollten, davon hatten wir keine Ahnung, da *Schlesinger* versiegt war, und nach keiner Seite irgend ein neuer Quell sich eröffnete.

Mir schien nichts als journalistische Arbeit übrig zu bleiben, die, so wenig gewinnreich sie war, mir doch einzig zugleich einigen Erfolg verschafft hatte. Für die «Gazette musicale» hatte ich noch im vergangenen Winter einen grösseren Aufsatz über *Weber's «Freischütz»* geliefert, welcher auf die damals bevorstehende Aufführung desselben in der grossen Oper, mit der Zuthat der *Berlioz*'schen Recitative, vorbereiten sollte. Es scheint, dass ich mit diesem Aufsatze zunächst *Berlioz'* Abneigung mir zuzog. Ich hatte nicht umhin gekonnt, auf das so Missliche des Vorhabens aufmerksam zu machen, gerade dieses, der Form nach auf dem älteren Singspiel begründete Werk, durch Zuthaten, welche seine ursprünglichen Dimensionen gänzlich entstellen müssten, dem luxuriösen Repertoir jenes Theaters einzureihen. Entsprach auch der Erfolg vollständig meiner Voraussicht, so waren die bei dieser Unternehmung Betheiligten mir deshalb nicht minder übel gesinnt. Eine fast schmeichelhafte Genugthuung erhielt ich aber dadurch, dass mein Artikel die Beachtung der berühmten *G. Sand* auf sich gezogen hatte. Eine sagenhafte Erzählung aus dem französischen Provinzial-Leben leitete sie mit dem Versuch ein, gewisse Zweifel über die Fähigkeit

der Franzosen, das sagenhafte, mystische Volkselement, welches ich dem «*Freischütz*» vorzüglich vindicirte, in seiner Eigenthümlichkeit zu erfassen, abzuwehren; wobei sie eben auf meinen Aufsatz Bezug nahm. — Eine neue Veranlassung zu journalistischer Thätigkeit erwuchs mir aus meinen Bemühungen für die Annahme des «*Rienzi*» in Dresden. Der dortige Theatersecretär, der bereits genannte *Winkler*, berichtete mir eingehend über den Stand dieser Angelegenheit; in seiner Eigenschaft als Herausgeber der damals bereits sehr gesunkenen «Abendzeitung» ergriff er aber auch die Gelegenheit, in mir einen Gratis-Correspondenten für sein Blatt zu bekommen, indem er mich zu häufigen Mittheilungen für dasselbe aufforderte; wollte ich nun von ihm etwas über die Annahme meiner Oper erfahren, so musste ich ihn durch Einsendung einer Correspondenz dazu willig zu machen suchen. Da sich diese hoftheatralische Negociation in eine ungemessene Länge zog, entstanden bei dieser Gelegenheit zahlreiche Correspondenzen von mir aus Paris, wobei ich in eine wunderliche Verlegenheit gerieth, da ich seit länger mich auf mein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, und gänzlich ohne Wahrnehmung von Paris blieb.

Mit dieser Entfernung von allem Pariser künstlerischem wie socialem Scheinwesen hatte es eine ernstere Bewandniss. Theils meine nothvollen Erlebnisse, theils aber auch der in meinem ganzen Bildungsgange innerlichst vorbereitete Ekel vor demjenigen künstlerischen und geselligen Treiben, welches früher mir so überwältigend anziehend vorgekommen war, hatten mich mit wahrhaft erschreckender Schnelligkeit von jeder Berührung mit ihm zurückgetrieben. Noch die Aufführung der «Hugenotten», welche ich hier zum ersten Male erlebte, hatte mich zwar sehr geblendet; das schöne Orchester, die ausserordentlich sorgsame und wirkungsreiche Scenirung gaben mir einen überraschenden Vorgeschmack der bedeutenden Möglichkeiten, zu denen so sicher ausgebildete Kunstmittel verwendet werden könnten. Sonderbarer Weise zog es mich aber nicht an, öfteren Wiederholungen solcher Aufführungen beizuwohnen; in der Manier der Sänger fand ich bald die Carricatur heraus, und vermochte es, meine Freunde durch Nachahmung der neuesten Pariser Gesangsmoden und ihrer geschmacklosen Uebertreibungen in ergötzlicher Weise zu unterhalten. Dass auch die Componisten selbst, welche mit der Ausbeutung dieser Modelächerlichkeiten sich wiederum ihren Erfolg sicherten, endlich meiner spottenden Kritik verfallen mussten, war nicht zu verhindern. Dass endlich ein so seichtes, an sich wirklich sogar unfranzösisches Machwerk, wie die *Donizetti*'sche

«Favorite», dieses sonst so stolze Theater längere Zeit vollständig in Beschlag nahm, erschöpfte in mir die letzte Geduld, mit welcher ich mir noch Achtung vor den Leistungen dieses «ersten lyrischen Theaters der Welt» zu erhalten bemüht gewesen war. Ich glaube, während der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthalts nicht über vier Mal in der grossen Oper gewesen zu sein. Die «Opéra Comique» hatte mich sofort, sowohl der eigenthümlichen Kälte der dort herrschenden Darstellungsweise, als der so grossen Verschlechterung der in ihr gepflegten Musik wegen, zurückgestossen. Dieselbe Kälte trieb mich von den Leistungen der Sänger der italienischen Oper zurück. Die meist sehr berühmten Namen dieser Künstler, welche seit langen Jahren beständig gewisse vier Opern sangen, konnten mich für den wahrgenommenen Mangel jeder selbst gemeinen theatralischen Wärme, welche ich doch so ungemein bei den Leistungen der *Schröder-Devrient* genossen hatte, nicht entschädigen. Ich sah wohl ein, dass hier eben Alles im Verfall begriffen sei, empfand zugleich aber weder Hoffnung noch Verlangen, das Verfallende neu belebt wieder erstehen zu sehen. — Mehr gefielen mir die kleineren Theater, welche mir das französische Talent in seinem rechten Lichte zeigten; nur war ich durch mein eignes Streben zu sehr auf das Aufsuchen von Anknüpfungspunkten für meine innere Theilnahme angewiesen, als dass ich zu der blossen müssigen Beobachtung mir gänzlich unsympathischer Vorzüge befähigt gewesen wäre. Ausserdem waren, vom Beginn an, meine Sorgen und Nöthen so überwältigend, und das Bewusstsein von der Fruchtlosigkeit meiner Pariser Unternehmung wurde in mir so deutlich, dass ich bald sogar jede Aufforderung, dies oder jenes mir anzusehen, mit Unwillen oder Gleichgiltigkeit von mir wies. Mehrere Mal schickte ich Billets zum «Theatre français» für die Aufführungen der *Rachel*, zum grossen Leidwesen *Minna*'s, zurück, und sah überhaupt dieses berühmte Theater nur später einmal im geschäftlichen Interesse meines correspondenzbedürftigen Dresdener Protektors.

Um diesem die Spalten seiner «Abendzeitung» zu füllen, verfuhr ich in wahrhaft unverschämter Weise, indem ich, was mir *Anders* und *Lehrs*, welche selbst nie etwas erlebten, des Abends theils aus Zeitungen, theils aus Table-d'hôte-Gesprächen erzählten, in der Weise zusammenstellte und durch die, in neuer Zeit durch die *Heine*'sche Manier im Journalstyl herrschend gewordene Mode piquant herzurichten suchte, so dass ich wirklich nicht anders glaubte, als mein guter Hofrath *Winkler* würde eines Tages hinter das Geheimniss meiner Pariser Weltkenntniss

gerathen müssen. — Auch einen grösseren Aufsatz über die stattgehabte Aufführung des «Freischütz», welche ihn als Vormund der *Weber*'schen Kinder insbesondere interessirte, hatte ich ihm freiwillig für sein verfallenes, von niemand mehr gelesenes Blatt geliefert. Da er mir versicherte, er werde nicht eher ruhen, als bis er mir die bestimmtesten Versicherungen für die Annahme des «Rienzi» verschafft habe, sandte ich ihm, im überschwänglichen Dank, auch noch das deutsche Original meiner *Beethoven*-Novelle zu. Der Jahrgang 1841 dieser bei *Arnold* in Dresden erschienenen, jetzt gänzlich untergegangenen Zeitschrift enthält den einzigen Abdruck dieser Manuscripte.

Ein weiteres Feld einer vorübergehenden litterarischen Thätigkeit betrat ich, durch die Aufforderung *Lewald*'s, des Herausgebers der belletristischen Monatsschrift «*Europa*», veranlasst. Dieser war der Erste, der überhaupt meinen Namen gelegentlich dem Publikum genannt hatte; da seiner eleganten, und eine Zeit lang ziemlich verbreiteten Zeitschrift, wie ich damals schon bemerkt hatte, auch musikalische Beilagen gegeben wurden, hatte ich bereits von Königsberg ihm zwei Compositionen, um sie auf diesem Wege zu veröffentlichen, zugesandt. Diese waren ein von mir in Musik gesetztes melancholisches Gedicht von *Scheuerlin:* «der Knabe und der Tannenbaum» (eine Arbeit, die ich noch jetzt gern mein nenne) und mein famoses Carnevals-Lied aus dem «Liebesverbot». Als ich jetzt auf den Gedanken kam, in gleicher Weise meine kleinen französischen Gesangscompositionen vor das Publikum zu bringen, und *Lewald* deshalb das: «Dors mon enfant», die *Hugo*'sche «Attente» und «Mignonne» von *Ronsard* übersandte, gewährte er mir, mit der Aufnahme derselben, nicht nur ein kleines Honorar — das erste, das ich für eine Composition von mir erhielt, sondern er forderte mich auch auf, ihm in grösseren, möglichst unterhaltenden Aufsätzen meine Eindrücke von Paris mitzutheilen. So schrieb ich für sein Blatt «Pariser Amusements» und «Pariser Fatalitäten», in welchen beiden Aufsätzen ich, mit Benutzung der *Heine*'schen Manier, unter allerhand Wendungen meine Enttäuschungen über Paris, meine Verachtung vor seinem Treiben, in launige Darstellung brachte. Zu dem zweiten Aufsatze benutzte ich ausserdem die Schicksale eines gewissen *Hermann Pfau*, eines sonderbaren Taugenichtses, der mir aus meiner schlimmsten Leipziger Jugendzeit, genauer als wünschenswerth, bekannt geworden war, und sich nun seit dem Beginn des vergangenen Winters längere Zeit als Vagabund in Paris herumtrieb, wobei ich mich seines schrecklich verwahrlosten Zustandes wiederholt auf Kosten der Erträge meiner

Favoriten-Arbeiten zu erbarmen hatte. Es war daher eine Art von ökonomischer Gerechtigkeit, die ich übte, als ich seine Pariser Abenteuer zu einer Darstellung für das *Lewald*'sche Blatt benutzte, und auf diese Art mir einige Franken zurückgewann.

Eine andre Wendung nahm dagegen die litterarische Thätigkeit, zu welcher ich durch meine Verhandlungen mit dem Direktor der grossen Oper, *Léon Pillet*, veranlasst wurde. Nach langer Bemühung hatte ich endlich erfahren, dass dieser an meinem Entwurfe zum «fliegenden Holländer» Gefallen gefunden habe; er eröffnete mir diess zugleich mit dem Antrage, ihm diesen Entwurf abzutreten, da er genöthigt sei, verschiedenen Componisten, in Folge bestehender Verpflichtungen, dergleichen Sujets für kleinere Opern zuzuweisen. Nun suchte ich mündlich und brieflich *Pillet* zu überzeugen, dass er die Ausführung und Composition mit Aussicht auf Erfolg doch einzig nur von mir zu erwarten habe, da ich ja hier erst auf meinem wahren Felde sei, auf welches ich ihn durch Mittheilung eines dichterischen Entwurfes, der ihm gefallen habe, erst nur geleitet hätte. Hier halfen nun aber keine Gründe; der Direktor sah sich genöthigt, mit grösster Aufrichtigkeit mir zu erklären, welche Bewandniss es mit den Aussichten habe, welche durch *Meyerbeer*'s Empfehlung an ihn ich mir eröffnet zu haben glaubte; an einen Auftrag der Composition, selbst einer kleinen Oper, sei unter keinen Umständen vor *sieben Jahren* zu denken, da bis dahin die bereits eingegangenen Verpflichtungen der Direktion reichten; ich möchte daher vernünftig sein, gegen eine billige Entschädigung meinen Entwurf an einen von ihm zu wählenden «Auteur» abtreten, und, wollte ich durchaus schon bald mein Glück als Componist bei der grossen Oper versuchen, so rieth er mir, den Balletmeister zu sprechen, um mich mit diesem über ein etwa einzulegendes *Pas* zu verständigen. Da ich diess letztere mit unverhohlenem Ekel zurückwies, überliess er mich geduldig meinem Trotze, bis ich, nach unendlich langen vergeblichen Bemühungen, den zugleich als Redakteur der «Gazette musicale» mir befreundet gewordenen Commissär der k. Theater, *Edouard Monnaye*, um seine Vermittlung anging. Dieser, der meinen Entwurf bei dieser Gelegenheit kennen lernte, versicherte mir unverhohlen, dass er nicht begriffe, wie *Pillet* daran Gefallen habe finden können; da er nun aber einmal — wie er vermuthe — zu seinem grossen Schaden, dafür eingenommen sei, so rieth er mir, doch ja nur jeden Vortheil, den man mir für die Abtretung meines Entwurfes bieten würde, eiligst anzunehmen, weil ihm bekannt geworden sei, dass derselbe bereits Herrn *Paul Foucher*,

einem Schwager *Victor Hugo's*, zur Ausführung als «Libretto» übergeben worden sei, und dieser ausserdem behaupte, der Entwurf enthalte für ihn gar nichts neues, da das Sujet des *Vaisseau fantôme* ja auch in Frankreich bekannt sei. Nun merkte ich, woran ich war, erklärte meine Bereitwilligkeit, dem Wunsche des Herrn *Pillet* zu willfahren, und wohnte einer Conferenz mit Herrn *Faucher* bei, in welcher unter besondrer Verwendung des Herrn *Pillet* mein Entwurf auf 500 Franken geschätzt wurde, welche als Vorschuss auf die *droits d'auteur* des zukünftigen Dichters von der Theaterkasse mir ausgezahlt wurden.

Nun erhielt mein Sommer-Asyl in der *Avenue de Meudon* einen bestimmten physiognomischen Ausdruck; mit diesen 500 Franken musste dort der «*fliegende Holländer*» sofort von mir in Dichtung und Musik für Deutschland ausgeführt werden, während ich das «*Vaisseau fantôme*» seinem französischen Schicksale überliess.

Mit dem Abschlusse meines Geschäftes hatte ich zugleich meiner bis dahin immer hülfloser bedrängten Lage etwas aufgeholfen. Die Monate Mai und Juni hatten wir unter beständig sich steigernden Nöthen zugebracht. Die schöne Jahreszeit, die erheiternde Landluft, das Gefühl der Befreiung von der schmachvollen musikalischen Lohnarbeit, unter welcher ich den Winter zugebracht, hatten zunächst zwar hoffnungsvoll anregend auf mich gewirkt, und die kleine Kunstnovelle: «*ein glücklicher Abend*», welche in französischer Uebersetzung in der «Gazette musicale» erschien, mir eingegeben. Bald aber stellten sich die Folgen dieser Entblössung von allen Hülfsmitteln in wahrhaft muthraubender Härte bei uns ein. Mit eigenthümlicher Bitterkeit wurde diese von uns empfunden, als, durch unsre Uebersiedelung angeregt, meine Schwester *Cäcilie* ihren Mann zur Nachfolge dahin vermocht, und dicht neben uns eine Sommerwohnung bezogen hatte. Wenn auch nicht in glänzenden, so doch in sicheren Verhältnissen, wohnten diese Verwandten nachbarlich uns zur Seite, gingen von Haus zu Haus täglich mit uns um, ohne dass wir es für gut hielten, sie je mit unsren grenzenlosen Verlegenheiten bekannt zu machen. Diese steigerten sich eines Tages in allerbitterster Weise. Da wir gänzlich ohne Geld waren, machte ich mich mit Tagesanbruch zu Fuss — denn ein Platz auf der Eisenbahn war nicht zu bezahlen — nach Paris auf, um dort den ganzen Tag über, von Strasse zu Strasse mich schleppend, der Möglichkeit, fünf Franken aufzutreiben, nachzujagen, bis ich am späten Nachmittage, ohne auch nur den mindesten Erfolg erzielt zu haben, wiederum auf die qualvolle Fussreisse nach Meudon zurück mich zu begeben genöthigt war. Als

ich *Minna*, welche mir entgegenkam, dieses schlimme Resultat eröffnete, meldete sie mir zu ihrer Verzweiflung, dass auch noch der vorher erwähnte *Hermann Pfau* im jammervollsten Zustand, um nur einen Imbiss zu gewinnen, sich zu uns geflüchtet hätte; sie habe ihm bereits das letzte am Morgen vom Bäcker uns gelieferte Brod überlassen müssen. Immer blieb uns nun noch die Hoffnung, dass mein Untermiether *Briz*, welcher durch sonderbare Schicksale jetzt zu unsrem Unglücksgenossen geworden, von seinem gleichfalls am Morgen unternommenen Streifzug nach Paris mit jedenfalls einigem Erfolg doch zurückkehren müsste. Endlich kam auch dieser schweisstriefend und erschöpft zurück, von dem Bedürfnisse einer Mahlzeit getrieben, welche er sich in der Stadt nicht hatte verschaffen können, da er nicht einen der von ihm aufgesuchten Bekannten angetroffen hatte; flehentlich bat er um ein Stück Brod. Die so gesteigerte Situation begeisterte endlich meine Frau; sie hielt sich berufen, wenigstens gegen den Hunger der Männer rettend anzukämpfen. Zum ersten Mal auf französischem Boden ward der Bäcker, der Fleischer und Weinhändler unter plausiblen Vorwänden ohne sofortige bare Bezahlung für das Nöthige in Beschlag genommen, und *Minna*'s Auge strahlte, als sie nach einer Stunde ein von ihr zubereitetes treffliches Mahl uns vorsetzen konnte, bei dem wir zufällig von der Familie *Avenarius* angetroffen wurden, welche ersichtlich sich beruhigt fühlte, uns in so wohl versorgter Lage zu finden.

Dieser äussersten Bedrängniss machte nun, mit Anfang Juli, für einige Zeit der Verkauf meines «fliegenden Holländers», somit mein letzter Verzicht auf Pariser Erfolge, ein Ende. — So lange die 500 Franken reichten, war mir Luft zur Ausführung meines Werkes gegönnt. Die erste Ausgabe davon war für die Miethe eines Piano's, da ich ein solches seit längeren Monaten gänzlich entbehrt hatte. Es sollte dazu dienen, in mir zunächst nun wieder den Glauben zu beleben, dass ich noch Musiker sei, nachdem ich seit dem Herbst des vergangenen Jahrs nur als Journalist und Opernarrangeur meinen Geist geübt hatte. Das Gedicht des «fliegenden Holländers», welches ich noch in den zuletzt überstandenen Nöthen schnell ausgeführt hatte, erregte namentlich *Lehrs*' grosse Theilnahme; er erklärte geradeswegs, ich würde nie etwas besseres machen, der «fliegende Holländer» würde mein «Don Juan» werden. Nun galt es, Musik zu finden. Als ich am Ausgange des verlebten Winters noch hoffte, dieses Sujet für die französische Oper bearbeiten zu dürfen, hatte ich bereits einige lyrische Bestandtheile desselben poetisch und musikalisch ausgeführt, sie von *Emile Deschamps* übersetzen lassen,

und zu einer verhofften Audition bestimmt, bis zu welcher es jedoch nie kam. Diess war: die Ballade der *Senta*, das Lied der norwegischen Matrosen, und der Spuk-Gesang der Mannschaft des «fliegenden Holländers». Seitdem war ich so gewaltsam der Musik entfremdet worden, dass ich nun, als das Klavier in meiner Sommerwohnung ankam, einen Tag lang mich gar nicht es zu berühren getraute. Ich hatte wirklich die Furcht, dahinter kommen zu müssen, dass mir nichts mehr einfallen könnte, — als mir plötzlich war, ich hätte noch das Lied des Steuermanns im ersten Akte vergessen aufzuzeichnen, obwohl ich mich wiederum nicht entsann, es bereits entworfen zu haben, da ich soeben ja auch erst die Verse davon gemacht hatte. Diess gelang nun und gefiel mir. Aehnlich erging es mit dem «Spinnerlied»; und da ich denn nun diese beiden Stücke aufgeschrieben hatte, und mir bei genauer Ueberlegung sagen musste, dass sie mir wirklich soeben erst eingefallen wären, ward ich über diese Entdeckung ganz unsinnig vor Freude. — In sieben Wochen ward die ganze Musik des *«fliegenden Holländers»* bis auf die Instrumentation ausgeführt.

Da lebte denn Alles auf; meine übermüthig gute Laune setzte Alles in Erstaunen, und namentlich meine Verwandten *Avenarius* hielten sich nun für überzeugt, dass es mir wirklich sehr gut gehen müsse, da mit mir ein so heitrer Umgang zu pflegen wäre. Ich machte meine weiten Spaziergänge in den Wald von *Meudon*, wo ich mich sogar dazu verstand, *oft Minna* Pilze suchen zu helfen, was für sie leider den Hauptreiz unserer Waldeinsamkeit bildete, und unsren Hauswirth, wenn er uns mit der Beute heimkehren sah, mit Entsetzen erfüllte, weil er behauptete, wir würden uns durch den Genuss der Pilze vergiften. Mein Schicksal, welches mich fast immer in das Abenteuerliche führte, hatte mich auch hier das wunderlichste Original auffinden lassen, was jedenfalls nicht nur in der Umgegend von Meudon, sondern auch von Paris anzutreffen war. Diess war Herr *Jadin*, zwar so alt, dass er sich noch die Marquise von *Pompadour* in *Versailles* erinnern wollte gesehen zu haben, dabei aber von der unglaublichsten Rüstigkeit. Er selbst schien es darauf abzusehen, die Welt in Bezug auf sein wirkliches Alter in einer steten Aufregung zu halten; wie er sich Alles selbst verfertigte, hatte er sich auch eine grosse Anzahl von Perrücken hergerichtet, welche sich in den verschiedensten Nuancen, vom jugendlichen Blond bis auf das würdigste Weiss erstreckten, dazwischen grau, angenehm melirt, und diese trug er abwechselnd nach Laune. Da er Alles trieb, war ich erfreut, ihn besonders auf Malerei versessen zu finden. Dass er alle

Wände seiner Zimmer mit den kindischsten Carricaturen aus der Thierwelt behängt, ja selbst, dass er nach aussen seine Stores auf das Lächerlichste mit Gemälden versehen hatte, störte mich nicht im Mindesten, da ich im Gegentheil hierdurch in der Annahme bestärkt wurde, dass er keine Musik triebe; bis ich zu meinem Schreck dahinter kam, dass wunderbar verstimmte Harfenklänge, welche aus einer unerklärlichen Region zu mir drangen, aus seiner Souterrain-Wohnung herkamen, wo er zwei Harfen-Klaviere seiner Erfindung stehen hatte, welche zu spielen, wie er mir sagte, er leider lange vernachlässigt habe, wogegen er nun fleissig sich wieder darauf einüben wolle, um mir Freude zu machen. Es gelang mir jedoch, ihn davon abzubringen, als ich ihn versicherte, der Arzt habe mir die Harfe als nervenschädlich verboten. — Als eine Erscheinung, wie aus der *Hoffmann*'schen Mährchenwelt, ist er mir, wie ich ihn zum letzten Mal sah, in Erinnerung geblieben. Als wir im Spätherbst wieder nach Paris zogen, bat er uns, auf unsrem Gepäckwagen ein kolossal ungeheures Ofenrohr mitzunehmen, welches er bald bei uns abholen würde. An einem sehr kalten Tage erschien nun wirklich *Jadin* in unsrer neuen Pariser Wohnung, und zwar in einem höchst frivolen, eigenhändig verfertigten Costüme, bestehend aus ganz dünnen hellgelben Beinkleidern, aus einem sehr kurzen hellgrünen Frack mit ausserordentlich langen Schössen, mit heraushängendem Spitzenjabot und Manchetten, hellblonder Perrücke, und einem so kleinen Hut, dass er ihm beständig vom Kopfe fiel; dazu eine Unmasse unächter Bijouterie, und diess Alles in der unverhohlenen Annahme, dass er sich in dem eleganten Paris nicht so einfach, wie auf der *Campagne* behelfen könne. So erbat er sich das Ofenrohr; wir frugen ihn, wo er die Leute habe, es ihm zu tragen; lächelnd äusserte er sein Erstaunen über unsre Unbehülflichkeit, fasste das kolossale Ofenrohr unter dem Arm, und verweigerte durchaus unsre Hülfe anzunehmen, als wir ihm beistehen wollten, es durch die Treppe hinunterzubringen, welches Manöver eine volle halbe Stunde lang seine trotzige Geschicklichkeit in Anspruch nahm; das ganze Haus lief darüber zusammen; er liess sich jedoch nicht irre machen, brachte sein Rohr richtig zur Hausthür hinaus, und schwebte mit elegantem Gang das Trottoir entlang, bis er uns auf immer entschwand.

Ich kann aus der kurzen und doch so inhaltsvollen Periode, in welcher ich nun, ganz in meinem Innersten mir angehörend, der Tröstung reinen künstlerischen Schaffens mich hingab, nichts andres berichten, als dass ich, ihrem Ende mich nähernd, so weit gediehen war, der vorausgesehenen

ungleich längeren Periode der Störung und der Noth jetzt mit heitrer Fassung entgegen zu sehen. Diese trat denn auch mit grosser Genauigkeit ein; denn gerade nur bis zum Schluss der letzten Scene gelangte ich, als meine 500 Franken zu Ende gingen; nicht mehr aber reichten sie auch zur Sicherung der nöthigen Ruhe für die Composition der Ouverture aus; diese musste ich bis zum Eintritt einer neuen günstigen Wendung meiner Lage verschieben, und für jetzt, unter Zeit und Ruhe raubenden Bemühungen aller Art, von Neuem zum Kampf um das nackte Dasein mich aufmachen. — Der Concierge der *rue du Helder* meldete sich bei uns mit der Nachricht, dass die heimliche Familie, welche bisher unsre Wohnung uns abgemiethet hatte, wieder ausgezogen sei, und dass wir jetzt wieder für den Miethzins aufzukommen hätten. Ich musste nun erklären, in keinem Falle mich um die Wohnung mehr bekümmern zu wollen, und dagegen es dem Hausbesitzer überlassen, durch den Verkauf unseres zurückgebliebenen Mobiliars sich zu entschädigen. Dies wurde denn unter den empfindlichsten Verlusten aller Art vermittelt, und das Mobiliar, für welches ich noch den grössten Theil der Bezahlung schuldete, ward für die Miethe einer von uns nicht mehr benutzten Wohnung dahingegeben.

Unter den unsäglichsten Entbehrungen suchte ich es immer noch möglich zu machen, so viel freie Zeit zu behalten, dass ich die Instrumentation meiner Composition des *Holländers* ausarbeiten könnte. Die rauhe Herbstwitterung trat ausnahmsweise frühzeitig ein, aus allen Sommerwohnungen zog man nach Paris zurück, so auch die Familie *Avenarius*. Nur wir konnten nicht daran denken, weil wir die Mittel zu dieser Uebersiedelung nicht aufzutreiben vermochten. Ich gab dem hierüber betroffenen Herrn *Jadin* vor, mit meiner Arbeit gedrängt zu sein, und jede Unterbrechung, selbst trotz der empfindlichen Kälte der leicht gebauten Wohnung, vermeiden zu müssen. So wartete ich auf Erlösung durch einen früheren Bekannten in Königsberg, *Ernst Castel*, einen jungen vermögenden Kaufmann, welcher uns vor kurzem in Meudon aufgesucht, nach Paris zu einem schweizerischen Gastmahl entführt, und uns versprochen hatte, uns baldigst durch einen, wie wir wussten, ihm leicht fallenden Vorschuss aus unsrer üblen Lage zu befreien. Um in unsrer ungemüthlichen Verlassenheit uns zerstreuende Gesellschaft zu leisten, kam eines Tags *Kietz*, mit seiner grossen Zeichnenmappe und einem Bettkopfkissen unter dem Arm, zu uns heraus; er wollte an einer mich und meine Pariser Leiden darstellenden grossen Carrikatur zu unsrer Belustigung arbeiten, und für die Erholung davon

sollte das Kopfkissen auf unsrem harten Canapé, auf welchem er keine Erhöhung für den Kopf bemerkt hatte, ausreichen. Da er wusste, dass uns die Beschaffung von Feuerungsmaterial schwierig war, brachte er einige Flaschen Rum mit, um für die kalten Abende uns durch Punsch einzuheizen; ich las ihm und meiner Frau bei solchen Gelegenheiten *Hoffmann*'sche Geschichten vor. Endlich traf die Nachricht aus Königsberg ein, welche mich darüber belehrte, dass der junge Wüstling sein Versprechen nicht im Ernst gemeint hatte. Nun starrten wir gänzlich hülflos in den kalten Nebel des herannahenden Winters hinein. Da aber erklärte *Kietz*, jetzt sei es seine Sache, Hülfe zu schaffen; er packte seine Mappe ein, steckte das Kopfkissen dazu unter den Arm, und zog so nach Paris ab, um andern Tags mit 200 Francs zurückzukehren, welche er sich in aufopfernder Weise zu verschaffen gewusst hatte. Sogleich machten wir uns auf, um in Paris uns eine kleine Wohnung zu miethen, welche wir in der Nähe unsrer Freunde, in einem Hintergebäude des Hauses Nr. 14 der *rue Jacob* fanden. Später erfuhr ich, dass kurze Zeit nach uns *Proudhon* dieselbe Wohnung inne gehabt habe.

So gelangten wir am 30. Oktober wieder in die Stadt zurück. Unsre sehr kleine und kalte Wohnung, welche besonders der letzten Eigenschaft wegen unsrer Gesundheit leider nachtheilig wurde, richteten wir mit dem Wenigen, was wir aus unsrem Schiffbruch der *rue du Helder* gerettet, nothdürftig ein, um hier den Erfolg meiner Bemühungen für die Annahme und Aufführung meiner Arbeiten in Deutschland abzuwarten. Zunächst galt es, um jeden Preis mir auf die kurze Zeit, welche ich auf die Ouverture des *fliegenden Holländers* zu verwenden hatte, Ruhe zu verschaffen; ich erklärte *Kietz*, dass er bis zur Vollendung dieses Tonstücks und der Absendung der fertigen Partitur der Oper das nöthige Geld für meinen Haushalt herbeischaffen müsste. Mit Hülfe eines peinlichen Onkels, welcher ebenfalls als Maler seit lange in Paris ansässig war, gelang es ihm, mir 10 und 5 Frankenweise die nöthigen Subsidien zuzustellen. Ich zeigte um diese Zeit häufig mit heitrem Stolze meine Stiefel, welche endlich buchstäblich nur noch eine Scheinbekleidung für meine Füsse abgaben, da die Sohlen zuletzt vollständig verschwanden.

So lange ich noch mit dem »Holländer« beschäftigt war und *Kietz* für mich sorgte, hatte das nichts zu sagen, denn ich ging einfach nicht aus; mit der Absendung meiner vollendeten Partitur an die Berliner Hoftheater-Intendanz, Anfangs Dezember, war nun aber die Bitterkeit der Lage nicht länger zu versüssen; ich musste mich selbst aufmachen,

um Hülfe herbeizuschaffen. Was diess in Paris hiess, lernte ich um eben diese Zeit an dem jammervollen Schicksal des vortrefflichen *Lehrs* kennen. Von einer ähnlichen Noth, wie ich sie vor einem Jahr um dieselbe Zeit zu überstehen hatte, gedrängt, war er im verflossenen Sommer an einem glühend heissen Tage gezwungen gewesen, die verschiedensten Quartiers der Stadt athemlos zu durchlaufen, um für die auf ihn lautenden verfallenen Wechsel Gestundung zu erhalten. Ein verzweifelter kalter Trunk, mit dem er sich während der Qual zu erfrischen suchte, nahm ihm sofort die Sprache, und er verfiel von diesem Tage an einer Heiserkeit, welche die wohl in ihm verborgenen Keime der Schwindsucht mit erschreckender Schnelle durch Entwickelung der unheilbaren Krankheit förderte. Seit Monaten in zunehmender Schwäche begriffen, erfüllte er uns endlich mit der düstersten Sorge; nur er glaubte, der vermeintliche Katarrh würde endlich schon weichen, wenn er nur gerade jetzt sein Zimmer besser heizen könnte. Eines Tages suchte ich ihn in seiner Wohnung auf, fand ihn in sich zusammen gesunken in der eiskalten Stube vor seinem Arbeitstisch, und er beklagte sich, dass ihm die Arbeit für *Didot* so schwer fiele, was ihm um so peinlicher sei, da er von diesem der erhaltenen Vorschüsse wegen gedrängt werde. Er sagte, wenn er nicht die Annehmlichkeit hätte, in so traurigen Stunden an dem Gedanken sich zu erfreuen, dass ich doch wenigstens meinen »Holländer« fertig bekommen hätte, und somit für den kleinen Freundeskreis doch eine Hoffnung auf Gelingen sich eröffne, so würde ihm das Elend wohl schwer zu ertragen sein. In meinem grossen Leid beschwor ich ihn, sich doch wenigstens unsres Kaminfeuers mit zu bedienen, und bei mir zu arbeiten; er lächelte nur über meine Verwegenheit, noch auf Hülfe für Andre bedacht zu sein, und diess noch dazu in einem Zimmer, wo ich mit meiner Frau kaum den nöthigen Platz fand. Nun kam er aber eines Abends zu uns, und theilte sprachlos mir einen Brief des damaligen Cultus-Ministers *Villemain* an ihn mit, worin dieser in den wärmsten Ausdrücken sein grosses Bedauern bezeugte, soeben vernommen zu haben, dass ein so ausgezeichneter Gelehrter, dessen geistvolle und umfassende Mitarbeit an der *Didot*'schen Herausgabe der griechischen Klassiker ihn jedenfalls zum Theilhaber an einem der Nation zum Ruhm gereichenden Werke mache, bei stark angegriffener Gesundheit in bedrängter Lage sich befinde. Leider gestattete die Höhe der zu Unterstützungen für gelehrte Zwecke ihm zugewiesenen Fonds in diesem Augenblicke nur, ihm die Summe von 500 Franks anzubieten, welche er mit der Bitte, sie als Anerkennung seiner Verdienste

seitens der französischen Regierung nicht verschmähen zu wollen, diesem Schreiben beifüge, indem er sich jedenfalls vorbehalte, auf eine gründlichere Besserung seiner Lage ernstlichen Bedacht zu nehmen. — Dies kam uns Allen, wie es uns des armen *Lehrs* willen mit dankbarster Rührung erfüllte, ausserdem wie ein bestaunenswerthes Wunder vor; hatten wir auch anzunehmen, dass Herr *Villemain* durch *Didot*, welchen sein schlechtes Gewissen wegen der schmählichen Ausbeutung unsres Freundes zugleich mit der Rücksicht, auf diese Weise selbst einer Hülfsleistung für *Lehrs* entbunden zu werden, angetrieben hatte, hierzu veranlasst worden war, so mussten wir doch, aus bisher uns bekannt gewordenen Analogien, die sich durch meine späteren Erfahrungen vollkommen bestätigten, uns die Ansicht bilden, dass solche liebenswürdig bezeugte und prompt wirkende Theilnahme eines Ministers in deutschen Landen undenklich sei. *Lehrs* konnte sich wieder einheizen und arbeiten, leider aber uns über den Verfall seiner Gesundheit nicht beruhigen. Als wir im folgenden Frühjahr von Paris schieden, machte namentlich die Gewissheit, den treuen Freund nicht wiederzusehen, unsren Abschied sehr schmerzlich.

In eigner grosser Noth, hatte ich den Aerger, wiederum stark Gratis-Correspondenzen für die «Abendzeitung» schreiben zu müssen, da mein Gönner, Hofrath *Winkler*, mir immer noch keine vollständig genügende Auskunft über das Schicksal meines «*Rienzi*» in Dresden geben zu können glaubte. Unter solchen Umständen musste ich es für ein Glück halten, dass endlich wieder eine *Halévy*'sche Oper Glück machte. *Schlesinger* stellte sich freudestrahlend über den Erfolg der «*Reine de Chypre*» ein, und verhiess mir das Paradies für die Anfertigung des Klavierauszuges und verschiedener Arrangements des neu aufgegangenen Operngestirns. Da sass ich wieder, und büsste die Schuld, meinen «fliegenden Holländer» komponirt zu haben, durch Einrichtung der *Halévy*'schen Oper ab. Doch kam mir diese Arbeit nun leichter an. Ausser dass ich bereits berechtigte Hoffnung auf gänzliche Erlösung aus meiner Pariser Verbannung fassen durfte, und somit diesen letzten Kampf mit der Noth als einen entscheidenden ansehen zu dürfen glaubte, war denn doch auch das Befassen mit einer *Halévy*'schen Partitur eine unvergleichlich interessantere Lohnarbeit, als die schmachvolle Bemühung um die *Donizetti*'sche «Favorite». Nach langer Zeit besuchte ich, um diese «*Reine de Chypre*» zu hören, auch einmal wieder das Theater der grossen Oper; hatte ich auch bereits vieles zu belächeln und entging mir die grosse Schwäche des ganzen Genre's, und namentlich seiner oft sehr karrikirten Vortragsweise nicht mehr,

so freute ich mich doch aufrichtig. *Halévy*, den ich von seiner «Jüdin» her sehr lieb gewonnen, und von dessen kräftigem Talent ich eine sehr günstige Meinung mir gebildet hatte, diessmal nach seiner bessern Seite hin wiedererkennen zu dürfen. Von *Schlesinger* dazu aufgefordert, liess ich mich auch gern in einem breiteren Artikel für sein Blatt über die neueste Arbeit *Halévy's* aus. Ich gab hierin besonders meinem Wunsche Nachdruck, dass die französische Schule ihre durch das Studium der Deutschen gewonnenen Vorzüge nicht wieder dem Rückfall in die seichte italienische Manier hingeben möchte. Bei dieser Gelegenheit unterstand ich mich, eben um die französische Schule zu ermuthigen, auf die eigenthümliche Bedeutung *Auber's* und namentlich seiner «*Stummen von Portici*» hinzuweisen, um dagegen auf die überladene Melodie *Rossini's*, welche einem Solfeggio oft nicht unähnlich sähe, aufmerksam zu machen. Bei der Durchlesung der Correktur meines Aufsatzes gewahrte ich, dass dieser Passus über *Rossini* ausgelassen war; Herr *Eduard Monnaye* bekannte mir, dass er in der Eigenschaft als Redakteur einer musikalischen Zeitung zu dieser Unterdrückung sich genöthigt gesehen habe, da er finden müsse, dass, wenn ich irgend einen Zweifel an *Rossini* auszudrücken hätte, ich diess nach Belieben in jeder Art von Journal veröffentlichen könnte, nur nicht in einem dem Interesse der Musik gewidmeten, weil man dort einfach so etwas nicht sagen könnte, ohne absurd zu erscheinen. Dass ich *Auber's* mit Auszeichnung gedacht, war ihm zwar auch ärgerlich, doch liess er es stehen. Ich hatte mir hieraus manches zu entnehmen, was mich für alle Zeiten über den Verfall der Opernmusik, und hiermit in Verbindung im Allgemeinen über den Verfall des Kunstgeschmackes bei den heutigen Franzosen orientirte. — Ueber dieselbe Oper schrieb ich auch einen grösseren Artikel für meinen kostbaren Freund *Winkler* in Dresden, welcher immer nicht mit der definitiven Annahme meines «*Rienzi*» herausrücken wollte. Hierbei machte ich mich namentlich über ein dem Kapellmeister *Lachner* begegnetes Unglück lustig. Der damalige Münchner Theaterintendant, *Küstner*, hatte nämlich für seinen Freund, um es denn doch einmal mit ihm zu etwas Rechtem zu bringen, bei *St. Georges* in Paris einen Operntext bestellt, somit das höchste Glück, welches einem deutschen Komponisten zu träumen war, in väterlicher Sorge seinem Schützlinge zugewandt. Nun fand es sich, als die von *Halévy* komponirte «*Reine de Chypre*» erschien, dass diese dasselbe Sujet, wie das bereits von *Lachner* nun ebenfalls komponirte, vermeintliche Originalwerk enthielt. Dass es sich hierbei etwa nur um einen wirklich guten Operntext gehandelt hätte,

fiel nicht in's Gewicht, sondern der Werth des Kaufes bestand darin, dass es eine nur von der *Lachner*'schen Musik allein verklärte Dichtung sein sollte. Nun fand sich denn gar aber auch, dass *St. Georges* das nach München gesandte Buch allerdings einigermassen abgeändert hatte, jedoch nur dadurch, dass mehrere interessante Züge darin ausgelassen blieben. Die Wuth des Münchener Intendanten hierüber war gross; wogegen *St. Georges* darüber erstaunt war, dass Jener sich hatte einbilden können, er würde für den erbärmlichen Preis, um welchen die deutsche Bestellung bei ihm gemacht worden war, einen einzig nur für das deutsche Theater bestimmten Text liefern. Da ich nun bereits auch über dieses französische Operntextwesen zu meiner besondren Ansicht gelangt war, und mich schon damals nichts in der Welt vermocht haben würde, das allereffektvollste Stück von *Scribe* oder *St. Georges* in Musik zu setzen, so ergötzte mich dieser Vorfall ganz besonders, und in bester Laune liess ich mich für die Leser der «Abendzeitung», zu denen hoffentlich mein späterer «Freund» *Lachner* nicht gehörte, darüber aus.

Nebenbei führte mich die Beschäftigung mit seiner Oper nun auch näher mit *Halévy* selbst zusammen, und verschaffte mir mit dem eigenthümlich gutartigen, leider zu früh erschlafften, wirklich anspruchslosen Manne manche erheiternde Unterhaltung. *Schlesinger* war nämlich über dessen gränzenlose Trägheit ausser sich. *Halévy*, der meinen Klavierauszug durchgesehen, beabsichtigte mehrere Veränderungen zum Zweck der Erleichterung; er kam aber damit nicht vorwärts; *Schlesinger* konnte der Correkturbogen nicht wieder habhaft werden, fand sich in der Herausgabe gehemmt, und fürchtete, die Oper möchte ihren Erfolg wieder verlieren, noch ehe sie zur Versendung fertig sei. So drang er denn in mich, *Halévy* am frühesten Morgen bereits in seiner Wohnung festzuhalten, und ihn so zu nöthigen, die Aenderungen gemeinschaftlich mit mir vorzunehmen. Das erste Mal kam ich des Vormittags um 10 Uhr bei *Halévy* an, traf diesen eben dem Bett entstiegen, und wurde von ihm bedeutet, dass er nun doch erst frühstücken müsse. Seiner Einladung folgend, setzte ich mich mit ihm zu einem ziemlich üppigen Déjeuner nieder; meine Unterhaltung schien ihn anzusprechen; Freunde kamen hinzu, endlich auch *Schlesinger*, welcher in Wuth ausbruch, jenen nicht mit den ihm so nöthig dünkenden Correkturen beschäftigt zu sehen, was *Halévy* keineswegs aus der Fassung brachte. In gutmüthigster Laune beklagte er einzig, einmal wieder einen Erfolg gehabt zu haben, wogegen er sich nie grösserer Ruhe erfreut hätte, als wenn, wie zuletzt fast ohne Unterbrechung, seine Opern durchgefallen wären, worauf er jedesmal das

andren Tages dann nicht mehr das Mindeste damit zu thun gehabt hätte. Auch schien er nicht zu begreifen, warum gerade diese *Reine de Chypre* gefallen habe; er meinte, diesen Erfolg habe *Schlesinger* arrangirt, um ihn quälen zu können. Als *Halévy* mit mir einiges deutsch sprach, verwunderte sich einer der anwesenden Besucher hierüber, worauf *Schlesinger* erklärte: die Juden könnten alle deutsch sprechen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch *Schlesinger* befragt, ob er Jude sei, worauf dieser erklärte, er sei es gewesen, wäre aber Christ geworden um seiner Frau willen. Mich setzte diese unbefangene Unterhaltung über einen Punkt, welchem wir in ähnlichen Fällen unter Deutschen, als für den Betreffenden beleidigend, ängstlich auswichen, in ein angenehmes Erstaunen. Da es bei alledem aber nicht zur Beschäftigung mit den Correkturen kam, so verpflichtete mich nun *Schlesinger*, unausgesetzt *Halévy* so lange auf dem Nacken zu bleiben, bis wir damit zu Ende seien. Das Geheimniss von *Halévy*'s Gleichmuth gegen seine Erfolge wurde mir im Verlauf unserer ferneren Unterhaltung offenbar, als ich erfuhr, dass er im Begriff stehe, eine reiche Heirath zu machen. War ich zuerst geneigt, hierin nur das schmähliche Bekenntniss zu ersehen, dass bloss der Eifer, sich Vermögen zu machen, in der Jugend Talente, wie das seinige, kräftig anzufeuern vermöchte, und schien mir hierin eine Erklärung dessen zu liegen, dass so häufig nur einmal ein wirklich über das Unbedeutende sich erhebendes Kunstwerk von ihnen hervorgebracht wird, so lag ausserdem in *Halévy*'s Behandlung der Sache einerseits ein eigenthümliches Gemisch von Bescheidenheit in Betreff seiner Leistungen, indem er annahm, er sei einmal Keiner von den Grossen, als andrerseits auch ein Ausdruck des Unglaubens an die Aechtheit desjenigen, was bei andauerndem Ehrgeiz von glücklicheren Autoren um jene Zeit für das französische Theater geschaffen wurde. In ihm traf ich somit zum ersten Mal das naiv ausgesprochene Bekenntniss des Unglaubens an den wahren Werth aller unsrer modernen Kunstleistungen auf diesem bedenklichen Kunstgebiete an, welcher, nur leider nicht mit solcher Bescheidenheit ausgedrückt, seitdem mir als Vorwand zur Berechtigung zu ihrer Mitwirkung an unsrem Kunstwesen bei allen Juden aufgegangen ist. Nur einmal sprach *Halévy* in herzlichem Ernste zu mir, nämlich als er mir bei meiner endlichen Abreise nach Deutschland den Erfolg für meine Werke wünschte, den ich ihm zu verdienen schien. — Im Jahre 1860 sah ich ihn noch einmal. Ich hatte erfahren, dass er, während die Pariser Feuilletonisten über meine damals gegebenen Concerte sich auf das Erbittertste auslassen, sich wohlwollend über mich geäussert habe, was mich bestimmte,

ihn im *Palais de l'Institut*, dessen *secrétaire perpétuel* er seit längerer Zeit geworden war, zu besuchen. Er schien besonders neugierig zu sein, von mir Auskunft darüber zu erhalten, worin die neue Theorie, welche ich über die Musik aufgestellt habe und worüber er so tolles Zeug hörte, bestehen möge; denn, so versicherte er, er habe in meiner Musik eben nur Musik erkannt, bloss mit dem Unterschied von anderer, dass sie ihm zumeist sehr gut vorgekommen wäre. Es gab diess zu heiteren Erörterungen meinerseits Veranlassung, auf welche er mit gutem Humor einging, von Neuem nun auch zu Pariser Erfolgen mir Glück wünschend; nur geschah diess mit wenigerem Ernste, als da er mich damals nach Deutschland entliess, was ich mir aus seinem Zweifel an der Möglichkeit von Pariser Erfolgen für mich erklärte. Ich nahm von diesem letzten Besuche im Ganzen den betrübenden Eindruck von der moralischen wie ästhetischen Erschlaffung eines der letzten bedeutenden französischen Musiker mit, und erkannte dem gegenüber nur noch die herrschende Gleisnerei oder offenbar freche Ausbeutung der allgemeinen Versunkenheit bei allen Denen, die man als *Halévy*'s Nachfolger bezeichnen konnte.—

Während dieser abermaligen Lohnarbeiten war bereits mein ganzes Sinnen auf die Rückkehr nach Deutschland, welches mir jetzt in einem durchaus neuen, idealen Lichte erschien, gerichtet. Dem, was mich hierbei anzog und mein Gemüth mit Sehnsucht erfüllte, suchte ich in verschiedener Weise beizukommen. Im Allgemeinen hatte schon der Umgang mit *Lehrs* mich meiner früheren Richtung auf ernsteres Erfassen der Gegenstände, von welcher eine Zeit lang ich durch meine nahe Berührung mit dem Theater abgelenkt war, mit warmer Neigung wieder zugewendet. Hieraus bildeten sich selbst Grundlagen zu einem näheren Befassen mit philosophischen Gegenständen. Es überraschte mich, von dem so strengen und reinen *Lehrs* gelegentlich unverhohlen, und als ob diess sich ganz von selbst verstünde, die persönliche Fortdauer nach dem Tode in bedenklichsten Zweifel gezogen zu sehen. Er behauptete, dass diese, wenn auch nur stillschweigende, Annahme die eigentliche Triebfeder zu grossen Thaten bei bedeutenden Menschen gewesen sei. Was sich an diese Annahme als weitere Folge knüpfte, dämmerte mir bald auf, ohne mich jedoch mit bangen Schauern zu erfüllen; vielmehr empfand ich eine höchst anregende Verlockung darin, ein unermessliches Gebiet des Nachsinnens und der Erkenntniss vor mir erschlossen zu sehen, an welchem ich bisher nur mit leichtsinniger Gedankenlosigkeit hinangestreift war. — Vor der Bemühung, mich den griechischen Klassikern in der Ursprache wieder zuzuwenden, brachte mich *Lehrs* mit dem wohl-

wollenden Troste ab, dass ich, wie ich nun einmal sei, und namentlich mit meiner Musik in mir, hier auch ohne Grammatik und Lexikon mir zu der mir nöthigen Erkenntniss verhelfen würde; wogegen das Griechische, um es mit wahrem Genuss zu treiben, kein Spass sei, und sich nicht nebenher abmachen liesse.

Dagegen zog es mich lebhaft an, mit der deutschen Geschichte mich näher, als diess auf der Schule der Fall gewesen war, bekannt zu machen. Zunächst war mir *Raumer's* Geschichte der Hohenstaufen zur Hand; alle grossen Gestalten, denen ich da begegnete, lebten leibhaftig vor mir auf, und namentlich fesselte mich der geistvolle Kaiser *Friedrich der Zweite*, dessen Schicksale meine höchste Theilnahme erweckten, und welche darzustellen ich vergeblich die geeignete künstlerische Form suchte; wogegen mir in dem Schicksale seines Sohnes *Manfred* ein eher zu bewältigendes Widerspiel von, dem Wesen nach, ziemlich gleicher Bedeutung aufging. Ich entwarf demnach den Plan zu einer grösseren fünfaktigen dramatischen Dichtung, welche vollkommen sich zugleich für musikalische Komposition eignen sollte. Die Anregung zu der Erfindung einer weiblichen Hauptfigur von höchst romantischer Bedeutung entnahm ich der geschichtlichen Thatsache, dass der von jeder Seite verrathene, von der Kirche geächtete und von allem Anhange verlassene, jugendliche *Manfred* auf seiner Flucht durch Apulien und die Abruzzen von den Sarazenen in *Lucéria* enthusiastisch aufgenommen, unterstützt und von Sieg zu Sieg bis zu seinem Triumphe geleitet wurde. Schon damals erfreute es mich, im deutschen Geiste die Anlage zu erblicken, welche über die engeren Schranken der Nationalität zu einem Erfassen des rein Menschlichen in jedem fremden Gewande hinleitet, und ihn mir so dem griechischen Geiste verwandt erscheinen liess. In *Friedrich II.* zeigte sich mir die Blüthe dieser Anlage; der blonde Deutsche aus altschwäbischem Stamm, als Erbe des normannischen Reiches von Sicilien und Neapel, der italienischen Sprache ihre erste Ausbildung gebend, den Grund zur Entwickelung der Wissenschaften und Künste dort legend, wo bisher nur kirchlicher Fanatismus und feudale Rohheit mit einander im Kampfe waren, an seinem Hofe die Dichter und Weisen der orientalischen Reiche, die Anmuth arabischer und persischer Elemente des Lebens wie des Geistes um sich vereinigend, — er, der zum Aerger des römischen Klerus seinen Kreuzzug, auf welchem er von diesem an den ungläubigen Feind verrathen wurde, durch einen Friedens- und Freundschaftsabschluss mit dem Sultan beendigte, welcher in Palästina den Christen alle Vortheile gewährte, wie sie kaum der blutigste Sieg hätte

gewinnen können, — dieser wundervolle Kaiser erschien mir nun, im Bann derselben Kirche, und endlich im trostlos vergeblichen Kampfe gegen die wüthende Beschränktheit seines Jahrhunderts, als der höchste Ausdruck des deutschen Ideals. Meine Dichtung befasste sich mit dem Schicksale seines Lieblingssohnes *Manfred*, welcher, da nach dem Tode seines älteren Bruders des Vaters Reich vollkommen zerfallen war, unter päbstlicher Oberhoheit im scheinbaren Besitz der Gewalt über Apulien gelassen wurde. Wir treffen ihn in *Capua*, in einer Umgebung und im Genuss einer Hofhaltung, in welcher der Geist seines grossen Vaters in fast verweichlichender abgeschwächter Form fortlebte. Er ist verzweifelt an der Möglichkeit der Wiederherstellung der hohenstaufischen Kaisermacht, und sucht als Dichter und Sänger seinen Unmuth hierüber zu vergessen. In diesen Kreis tritt nun eine soeben aus dem Morgenlande angekommene jugendliche *Sarazenin*, welche mit der Berufung auf den Bund, den das Morgen- und Abendland durch *Manfred's* grossen Vater geschlossen, den in Unmuth versinkenden Sohn auffordert, das Erbe des Kaisers zu bewahren. Sie gebärdet sich stets als begeisterte Prophetin, und weiss den bald in Liebe entbrannten Königssohn in sehnsüchtig ehrerbietiger Ferne von sich zu halten. Den Nachstellungen verschworener apulischer Grosser, sowie den Wirkungen eines jetzt über ihn verhängten Bannspruches des Pabstes, welcher ihn seiner Lehen entsetzt, weiss sie, immer in der Ferne ihm voranschreitend, ihn durch eine kühn geleitete Flucht zu entziehen; von wenigen Getreuen gefolgt, führt sie ihn durch die wildesten Gebirge, in welchen eines Nachts dem Ermüdeten der Geist *Friedrich's II.*, mit seinem Heerbann über die Abruzzen dahinziehend, erscheint, um ihn nach eben jenem *Luceria* zu führen. Dorthin, im Kirchenstaate, hatte *Friedrich* die, bis dahin in den Gebirgen Siziliens furchtbar hausenden Reste der früheren sarazenischen Herrschaft durch friedliche Uebereinkunft verpflanzt, indem er diese Stadt, zum höchsten Aerger des Pabstes, ihnen mit vollkommenem Besitzrechte einräumte, und so in ihnen, mitten im stets verrätherischen Feindeslande, sich treuer Bundesgenossen versicherte. — Dort hat *Fatima* (so hiess meine Heldin) durch getreue Freunde die Aufnahme *Manfred's* vorbereitet, welcher nun, nachdem der päbstliche Befehlshaber der Stadt durch einen Aufruhr beseitigt ist, unter dem Thor sich in die Stadt schleicht, von der ganzen Bevölkerung als des geliebten Kaisers Sohn erkannt, und mit wildem Enthusiasmus an ihre Spitze gestellt wird, um sie gegen die Feinde ihres geschiedenen Wohlthäters zu führen. Während nun *Manfred*, von Sieg zu Sieg fortschreitend, das ganze apulische Reich sich

gewinnt, blieb das von mir erfundene Verhältniss des von immer ungestümerer Liebessehnsucht erfüllten Siegers zu der wunderbaren Heidin der tragische Mittelpunkt der Handlung. Sie ist dem Liebesbunde des grossen Kaisers mit einer edlen Sarazenin entsprossen; die Mutter hatte sie sterbend zu *Manfred* entsandt und ihr geweissagt, sie werde zu dessen Erhöhung Wunder wirken, wenn sie nie in Liebe sich ihm ergebe: ob *Fatima* wissen solle, dass sie *Manfred*'s Schwester sei, liess ich bei dem Entwurfe des Planes noch unentschieden. Ihrem Gelübde getreu, beschloss sie, wie sie stets *Manfred* sich nur in entscheidenden Augenblicken und in unnahbarer Weise gezeigt hatte, jetzt, da sie mit seiner Krönung in Neapel ihr Werk als vollendet ansah, heimlich für immer dem Gesalbten zu entweichen, um einzig aus der fernen Heimath auf ihr gelungenes Werk zurückzublicken. Ein sarazenischer Jugendgefährte, *Nurreddin*, durch dessen Hilfe sie hauptsächlich *Manfred*'s Rettung vollführte, soll sie einzig zurückbegleiten. Dieser, dem sie in frühester Jugend versprochen war, der sie mit verzehrendem Feuer liebt, und dem sie nun mit wehmüthiger Resignation anzugehören sich gelobt hat, entbrennt über scheinbare Anzeigen der Untreue seiner Braut, da sie vor ihrer heimlichen Abreise noch einmal dem schlummernden König genaht war, in wüthender Eifersucht. Der Blick, welchen *Fatima* dem von der Krönung zurückkehrenden jungen Könige aus der Ferne zum letzten Abschied zuwirft, entflammt den Eifersüchtigen zur augenblicklichen Rache seiner vermeintlich geopferten Ehre; er stösst die Prophetin nieder, welche ihm ob dieser Erlösung von einem ihr unmöglichen Dasein mit Lächeln dankt; *Manfred* erkennt bei dem Anblick ihrer Leiche, dass nun das Glück für immer von ihm geschieden.

Ich hatte diesen Stoff mit vielen reichen Scenen und verwickelten Situationen ausgestattet, so dass ich ihn in seiner Ausführung, sobald ich ihn mit andren mir bekannten Sujets ähnlicher Art zusammenhielt, für ziemlich stichhaltig, interessant und effektvoll halten durfte. Dennoch konnte ich mich nie genügend dafür erwärmen, um namentlich an eine Ausführung zu denken; wogegen nun ein andrer Stoff mich auf das allerinbrünstigste einnahm. Diesen hatte mir ein zufällig mir in die Hand gerathenes Volksbuch vom «*Venusberg*» eingegeben.

Hatte ich im unwillkürlichem Drange dem, was ich als «*deutsch*» mit immer innigerer Wärme sehnsüchtig zu erfassen suchte, mich immer mehr zugewandt, so ging mir dies hier plötzlich in der einfachen, auf das bekannte alte Lied vom «*Tannhäuser*» begründeten Darstellung dieser Sage auf. Zwar kannte ich alle zu ihr gehörigen Elemente bereits durch

*Tieck*'s Erzählung in seinem Phantasus; doch hatte mich diese Fassung des Gegenstandes mehr auf das phantastische, früher durch *Hoffmann* in mir begründete Gebiet zurückgeführt, und keineswegs hätte ich dieser vollständig ausgebildeten Erzählung den Stoff zu einer dramatischen Arbeit zu entnehmen mich verleitet fühlen können. Was allerdings dem Volksbuch sogleich nach dieser Seite hin ein grosses Uebergewicht bei mir gab, war, dass *Tannhäuser* hier, wenn auch nur durch sehr flüchtige Bezeichnung, mit dem «*Sängerkrieg auf Wartburg*» in Verbindung gesetzt war. Auch diesen kannte ich bereits durch eine *Hoffmann*'sche Erzählung in denen «Serapionsbrüdern»; nur fühlte ich, dass der alte Stoff hier sehr entstellt dem Dichter aufgegangen war, und suchte nun mir näheren Aufschluss über die ächte Gestalt dieser anziehenden Sage zu verschaffen. Da brachte mir *Lehrs* ein Jahresheft der Königsberger deutschen Gesellschaft, in welchem *Lukas* den «Wartburgkrieg» kritisch näher behandelte, namentlich auch den Text davon in der Ursprache gab. Trotzdem ich von dieser ächten Fassung für meine Absicht materiell so gut wie gar nichts benutzen konnte, zeigte er mir doch das deutsche Mittelalter in einer prägnanten Farbe, von welcher ich bis dahin keine Ahnung erhalten hatte.

In demselben Hefte fand ich nun aber auch, und zwar als Fortsetzung des Wartburggedichtes, ein kritisches Referat über das Gedicht von «*Lohengrin*», und zwar mit ausführlicher Mittheilung des Hauptinhalts dieses breitachweifigen Epos.

Eine ganz neue Welt war mir hiermit aufgegangen, und fand ich zunächst noch nicht die Gestalt, in welcher ich auch den «Lohengrin» hätte bewältigen können, so lebte doch nun auch dieses Bild unverlöschlich in mir fort, so dass ich bei späterem Bekanntwerden mit den Zweigen der Lohengrinsage dieses Bild schnell mit gleicher Deutlichkeit in mir beleben konnte, wie jetzt zunächst mit dem «*Tannhäuser*» es der Fall war.

Es steigerte sich unter diesen Eindrücken auf das Lebhafteste meine Sehnsucht, nun bald nach Deutschland zurückkehren und dort mich der neu zu gewinnenden Heimath in schöpferischer Ruhe erfreuen zu können. — Noch aber durfte ich an das Befassen mit so lieben Arbeiten nicht denken; noch war die gemeine Noth, die mich in Paris zurückhielt, zu bekämpfen. Indem ich diess that, fand ich doch auch hierbei Gelegenheit, mich bereits in dem mir entsprechenderen Sinne zu üben. Herr *Dessauer*, ein Vielen bekannt gewordener, besonders aber durch seine Hypochondrie seinen Bekannten unvergesslich gewordener, nicht geistloser jüdischer Musiker und Componist, welchen ich schon in meiner frühesten Jugend-

zeit in Prag kennen gelernt hatte, und welcher nun als vermögender Mann von *Schlesinger* in der Weise protegirt wurde, dass dieser ernstlich vorhatte, ihm zu einem Auftrage für die grosse Oper zu verhelfen, — dieser *Dessauer* hatte das Gedicht meines «fliegenden Holländers» kennen gelernt, und bestand jetzt darauf, dass ich ihm ein ähnliches Sujet entwerfen sollte, da das «Vaisseau fantôme» von Herrn *Léon Pillet* bereits dessen Chordirektor, Herrn *Dietsch*, zum Komponiren übergeben war. *Dessauer* hatte von demselben Direktor die Zusage eines ähnlichen Auftrages erhalten, und versprach mir jetzt 200 Franken für die Ueberlassung eines ähnlichen Entwurfes, welcher seinem hypochondrischen Temperamente entspräche. Diessmal plünderte ich meine *Hoffmann*'schen Erinnerungen, und verfiel mit leichter Mühe auf die Bearbeitung der «*Bergwerke von Falun*». Wirklich gelang mir die Bildung dieses anziehenden, wunderlichen Stoffes vollkommen nach Wunsch, und auch *Dessauer* war überzeugt, dass dieses Sujet sich der Mühe verlohne, von ihm komponirt zu werden; desto grösser war sein Leidwesen, als *Pillet* unsern Entwurf aus dem Grunde zurückwies, weil die schwierige Inszenesetzung namentlich des zweiten Aktes, unübersteigliche Verlegenheiten für das jedesmal darauf zu gebende Ballet herbeigeführt haben würde. Nun wünschte *Dessauer*, ich möchte ihm dafür ein Oratorium «Maria Magdalena» dichten. Da er an dem Tage, wo er mir diesen Wunsch eröffnete, gerade von besondrer Hypochondrie erfüllt war, indem er behauptete, er habe am Morgen seinen eigenen Kopf vor seinem Bette liegen gesehen, so schlug ich ihm seine Bitte nicht ab; bat mir aber Zeit aus, welche ich mir leider bis auf den heutigen Tag nehmen zu müssen gestimmt fühle. — —

Unter solchen Diversionen verging endlich dieser Winter, während langsam und geduldprüfend meine Aussichten für Deutschland sich allmählich einer Hoffnung erweckenden Gestaltung näherten. Unausgesetzt hatte ich mit Dresden wegen des «*Rienzi*» correspondirt, und schliesslich namentlich in dem wackren Chordirektor *Fischer* daselbst einen redlichen und wohlgesinnten Mann gefunden, welcher mir zuverlässliche und vertrauenerweckende Mittheilungen über den Stand meiner Angelegenheit machte. Nachdem im Anfang Januar 1842 mir von abermaligen Verzögerungen gemeldet worden war, erhielt ich endlich die Nachricht, dass «*Rienzi*» bis Ende Februar zur Aufführung fertig sein sollte, was mich in wahre Unruhe versetzte, da ich um diese Zeit die Reise dorthin nicht zu ermöglichen glaubte. Auch diese Nachricht ward bald aber widerrufen, und der ehrliche *Fischer* berichtete mir, dass meine

Oper bis auf den Herbst des Jahres habe verschoben werden müssen. Ich erkannte wohl, dass sie nie gegeben werden würde, wenn ich nicht selbst in Dresden zugegen sein könnte. Da nun endlich, im März, auch vom Grafen *Redern*, dem Intendanten der k. Theater in Berlin, die Annahme meines «fliegenden Holländers» für die dortige Oper mir gemeldet wurde, so glaubte ich mich nun genügend veranlasst, um jeden Preis meine Rückkehr nach Deutschland baldigst auszuführen.

Mit dem «fliegenden Holländer» hatte ich bereits verschiedene Erfahrungen im Betreff der Gesinnung der deutschen Theaterdirektionen gemacht. Auf das Sujet, welches dem Direktor der Pariser Oper so sehr gefallen hatte, mich verlassend, hatte ich das Gedicht zunächst an den Direktor des Leipziger Theaters, den mir bereits von früher her bekannten *Ringelhardt*, eingesandt. Dieser nährte aber seit meinem «Liebesverbot» eine unverhohlene Abneigung gegen mich. Da er nun diesmal gegen die «Frivolität» meines Stoffes unmöglich etwas einzuwenden haben konnte, stiess er sich vielmehr an dessen zu düsterm Ernst, und verweigerte die Annahme. Da ich Herrn Hofrath *Küstner*, den damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters, bei Gelegenheit seiner Bestellung der «Königin von Cypern» in Paris kennen gelernt hatte, schickte ich nun das Buch des «fliegenden Holländers» an diesen mit der gleichen Bitte ein. Mit der Versicherung, dass es sich für deutsche Theaterverhältnisse und den Geschmack des deutschen Publikums nicht eigne, sandte auch er es mir zurück. Da er ein französisches Libretto für München bestellt hatte, begriff ich, was diese Belehrung zu bedeuten habe. — Als endlich die Partitur fertig geworden, schickte ich sie, mit einem Brief für den Grafen *Redern*, an *Meyerbeer* nach Berlin, und bat diesen, da er mit dem besten Willen mir in Paris zu nichts hatte verhelfen können, nun seinen Einfluss in Berlin für mein Werk unmittelbar geltend machen zu wollen. Ueber die wirklich prompte und mit sehr wohlwollenden Versicherungen begleitete Annahme meines Werkes von Seiten des Grafen, wie sie nach zwei Monaten bereits erfolgte, war ich wirklich überrascht und herzlich erfreut, und ersah ich darin ein Zeichen der wahrhaftigen und energischen Theilnahme *Meyerbeer's* für mich. Sonderbarer Weise musste ich, bald darauf nach Deutschland zurückgekehrt, erfahren, dass Graf *Redern* bereits seit längerer Zeit seinen Rücktritt von der Intendanz der Berliner Operntheater in Aussicht genommen hatte, und Herr *Küstner* aus München seine Stellung einzunehmen schon berufen war; woraus sich denn ergab, dass die Zusage des Grafen *Redern* an mich wohl sehr höflich, aber keineswegs ernstlich gemeint gewesen, da die Ausführung derselben nicht

ihm, sondern seinem Nachfolger zugeschoben war. Was daraus erfolgte, wird sich zeigen.

Was schliesslich die so ersehnte, und nun durch gute Aussichten gerechtfertigte Rückkehr nach Deutschland mir ermöglichte, war die endlich wach gewordene Theilnahme der vermögenden Glieder meiner Familie für meine Lage. Hatte *Didot* seine Gründe gehabt, den Minister *Villemain* zur Unterstützung für *Lehrs* anzugehen, so fand auch mein Pariser Schwager *Asenarius* vom Innewerden des Charakters meines Kampfes gegen die Noth sich bestimmt, durch Intervention bei meiner Schwester *Luise* mich eines Tages mit einer sehr unerwarteten Hülfe zu überraschen. Am 26. Dezember des ablaufenden Jahres 1841 war ich es, der diesmal mit einer Gans zu *Minna* nach Haus kam, und diese Gans trug ein 500-Franks-Billet im Schnabel, welches durch Vermittelung meiner Schwester *Luise*, seitens eines ihr befreundeten sehr reichen Kaufmanns *Schletter*, mir eben von *Asenarius* zugestellt war. Die angenehme Belebung unseres ungemein dürftigen Hausstandes würde jetzt vielleicht nicht allein im Stand gewesen sein, mich herzlich froh zu stimmen, wenn ich nicht zugleich die Aussicht, gänzlich meiner Pariser Lage mich zu entwinden, auf diese Weise mir immer deutlicher eröffnet gesehen hätte. Da ich nun wirklich Zusagen für die Aufführung zweier meiner Werke von bedeutenden deutschen Theatern erhalten hatte, glaubte ich jetzt im Ernst auch meinen Schwager *Friedrich Brockhaus*, welcher im vergangenen Jahre, als ich in höchster Noth mich an ihn gewandt, mich wegen »Unübereinstimmung mit meiner Lebensrichtung« zurückgewiesen hatte, mit besserem Erfolg für die Vermittelung meiner Rückkehr angehen zu können. Ich täuschte mich nicht; und als die Zeit herannahte, ward ich von dieser Seite auch mit dem nöthigen Reisegeld versehen.

Unter solchen Aussichten und bei solcher Besserung meiner Lage, verbrachte ich bereits den zweiten Theil des Winters von Neujahr 1842 an in gut gelaunter Stimmung, welche oft dem kleinen Kreise, der durch meine Verwandtschaft mit *Asenarius* sich um mich bildete, zu gute kam. Ich fand mich mit *Minna* öfter bei dieser, sowie bei einigen andren Familien, unter welchen ich die des Leiters einer Privat-Erziehungsanstalt, Herrn *Kühne* nebst Frau, mit guter Erinnerung erwähne, zu Abendbesuchen ein, und trug sowohl durch meine Unterhaltung, als durch den guten Humor, mit welchem ich am Klavier Tänze, nach denen getanzt wurde, improvisirte, so viel zum günstigen Ausfall solch' kleiner Soirées bei, dass ich im Begriff stand, mich hier bald einer fast lästigen Beliebtheit erfreuen zu sollen. — Endlich schlug die Stunde der Erlösung; der

Tag erschien, an welchem ich, wie ich von ganzem Herzen gern annahm, für immer Paris den Rücken kehren durfte. Es war am 7. April; Paris prangte bereits im ersten üppigen Keimen des Frühlings. Vor unsren Fenstern, welche auf einen im Winter zuvor so öde erscheinenden Garten hinausgingen, grünten die Bäume und sangen die Vögel. Gross, ja überwältigend war die Rührung beim Abschied von unsren armen treuen Freunden *Anders*, *Lehrs* und *Kietz*. Auch *Anders* schien uns dem nahen Tode verfallen, da seine Gesundheit, bei bereits eingetretenem Alter, in bedenklicher Weise angegriffen war. Ueber *Lehrs*, wie ich bereits erwähnte, konnte gar keine Täuschung nunmehr stattfinden, und es war mir grauenvoll, an einer so kurzen Erfahrung von nur zwei und einem halben Jahre, wie sie Paris mich gekostet hatte, die Verwüstungen zu ersehen, welche die Noth unter guten, edlen und zum Theil selbst bedeutenden Menschen anrichtete. *Kietz*, für dessen Zukunft ich weniger aus Gesundheitsrücksichten, sondern lediglich aus moralischem Bedenken in Sorge gerathen war, rührte uns wiederum durch seine grenzenlose, fast kindische Gutmüthigkeit. Er bildete sich nämlich ein, ich könnte doch etwa nicht genug Reisegeld haben, und drang mir, trotz aller Widerrede, durchaus noch ein Fünf-Franken-Stück auf, ungefähr den Rest seines eigenen Vermögens des Augenblicks; er steckte mir auch ein Paket guten französischen Schnupftabaks noch in die Wagentasche der Diligence, in welcher wir endlich über die Boulevards nach den Barrièren hin entführt wurden, von denen wir diesmal vor reichlich fliessenden Thränen nichts mehr gewahrten. —

# Zweiter Theil

1842–1850.

Die Reise von Paris nach *Dresden* dauerte damals noch fünf Tage mit den dazwischen liegenden Nächten. An der deutschen Grenze bei Forbach geriethen wir in Schnee und rauhes Wetter, was uns nach dem bereits genossenen Pariser Frühlinge sehr unfreundlich anwehte. Wirklich wollte uns beim Weiterfahren durch die wiedergewonnene deutsche Heimath vieles gar nicht recht anmuthen, und mir fiel ein, dass die französischen Reisenden, welche, wenn sie aus Deutschland zurückkehrten, beim Betreten des französischen Bodens leichter athmend sich die Röcke aufknöpften, als ob sie nun aus dem Winter in den Sommer kämen, doch nicht so ganz unrecht gehabt hätten, da wir im Gegentheil jetzt genöthigt waren, uns mit künstlichster Benützung unsrer Kleidungsmittel gegen einen empfindlich auffallenden Temperaturwechsel zu schützen. Zur vollständigen Marter ward diese Ungunst der Witterung, als wir auf der Reise von Frankfurt nach Leipzig in den Strom der Messreisenden geriethen, welche die Post um jene Zeit der Leipziger Ostermesse so stark in Anspruch nahmen, dass wir zwei Tage und eine Nacht über, bei ungesetztem Sturm, Schnee und Regen, unaufhörlich die schlimmsten Beiwagen wechseln mussten, was diese Reise uns zu einem Abenteuer von fast ähnlicher Gattung, wie unsre frühere Seereise, gestaltete. Einen wirklichen Lichtblick gewährte mir die Begegnung der *Wartburg*, an welcher wir in der einzigen sonnenhellen Stunde dieser Reise vorbeifuhren. Der Anblick des Bergschlossen, welches sich, wenn man von Fulda herkommt, längere Zeit bereits sehr vortheilhaft darstellt, regte mich ungemein warm an. Einen seitab von ihr gelegenen ferneren Bergrücken stempelte ich sogleich zum »Hörselberg«, und construirte mir so, in dem Thal dahin fahrend, die Scene zum dritten Akte meines »*Tannhäusers*«, wie ich sie seitdem als Bild in mir festhielt, und später dem Pariser Decorationsmaler *Déplechin*, mit genauer Angabe meines Planes, zur Ausführung anwies. Hatte es mich bereits sehr bedeutungsvoll gemahnt, dass ich jetzt erst, auf der Heimreise von Paris, den sagenhaften deutschen Rhein überschritt, so dünkte es mich eine weissagungsvolle Beziehung, dass ich die so geschicht- und mythenreiche Wartburg eben jetzt zum ersten Mal leibhaftig vor mir sah, und war von diesem Eindrucke gegen Wind und Wetter, Juden und Leipziger Messe so innig erwärmt, dass ich endlich, mit meiner armen zerschlagenen und er-

frorenen Frau, glücklich und wohlbehalten wieder in demselben Dresden ankam (12. April 1842), von welchem ich zuletzt in so trauriger Trennung von *Minna* in mein nordisches Exil ausgezogen war.

Wir stiegen im Gasthof zur «Stadt Gotha» ab. — Die Stadt, in welcher ich so bedeutungsvolle Kinder- und Knabenjahre verlebt, machte unter dem Eindrucke trüber, rauher Witterung einen kalten, todten Eindruck auf mich; wirklich schien mir Alles, was an meine Jugend mich erinnern konnte, dort erstorben; kein gastliches Haus empfing uns; die Eltern meiner Frau trafen wir in ärmlicher, enger Wohnung und kümmerlichen Verhältnissen, und wir mussten uns sofort nach einer kleinen Wohnung für uns selbst umsehen, welche wir in der *Töpfergasse*, für sieben Thaler monatlich, fanden. — Nachdem ich wegen des «*Rienzi*» die nöthigen Höflichkeitsbesuche gemacht, und *Minna* für meine kurze Abwesenheit versorgt hatte, reiste ich am 15. April sofort nach *Leipzig*, wo ich seit sechs Jahren zum ersten Mal meine Mutter und Geschwister wiedersah. In dieser für mich so verhängnissvollen Zeit hatte die Mutter durch *Rosalien*'s Tod eine grosse Veränderung ihrer häuslichen Lage erfahren; sie lebte in einer freundlichen und geräumigen Wohnung, nahe der Familie *Brockhaus*, in behaglicher Sorglosigkeit, ohne eigentlichen Hausstand, welchem sie früher bei starker Familie so rüstige Sorge jahrelang gewidmet hatte. Die Rührigkeit, ja Heftigkeit ihres Wesens war gänzlich der ihr eigenen Heiterkeit, mit welcher sie sich der Theilnahme an dem Gedeihen der Familien ihrer verheiratheten Töchter hingab, gewichen. Das Glück eines so ruhigen und freundlichen Alters verdankte sie grösstentheils der herzlich gewogenen Fürsorge ihres Schwiegersohnes *Friedrich Brockhaus*, welchem auch ich hierdurch zu gerührtem Dank mich verpflichtet erkannte. Sie hatte einen grossen freudigen Schreck, als sie mich unvermuthet in's Zimmer treten sah; jede Bitterkeit war vollkommen zwischen uns gewichen, und sie beklagte sich nur, dass sie mich nicht bei sich haben könnte, statt des verunglückten Goldschmieds, meines Bruders *Julius*, von dem sie gar nichts rechtes für den Umgang habe. Sie hatte guten Glauben an den Erfolg meiner Unternehmung, und fühlte sich in ihren Hoffnungen durch die letzten Voraussagungen der guten *Rosalie* gestärkt, mit welchen diese, leider so kurz vor ihrem Tode, sich für mich ausgesprochen hatte.

Für jetzt weilte ich jedoch nur wenige Tage in Leipzig, um zunächst nach *Berlin* zu reisen, wo ich mit dem Grafen *von Redern* wegen der Aufführung des «*fliegenden Holländers*» mich in ein bestimmtes Vernehmen zu setzen hatte. Wie schon angedeutet, hatte ich hier sogleich zu er-

fahren, dass der Graf von der Intendanz abzutreten im Begriffe stehe, und wurde ich daher von diesem für alle weiteren Bestimmungen an den neuen Intendanten, Herrn *von Küstner*, welcher aber noch nicht in Berlin eingetroffen war, gewiesen. Ich verstand nun plötzlich, was dieser seltsame Umstand zu bedeuten habe, und fand, dass ich der Berliner Angelegenheit wegen getrost hätte in Paris bleiben können. Dieser Eindruck bestätigte sich im Wesentlichen auch durch meinen Besuch bei *Meyerbeer;* ich fand, dass ich diesem mit meiner Reise nach Berlin mich offenbar zu feurig erwiesen hatte. Immerhin zeigte er sich mir freundlich und geneigt, nur bedauerte er, so eben «auf der Abreise» begriffen zu sein — ein Zustand, in welchem ich ihn später stets antraf, so oft ich ihn in Berlin wieder besuchte. — Auch *Mendelssohn* hielt sich um diese Zeit in Berlin, wohin er durch den König von Preussen als einer der Generalmusikdirektoren berufen war, auf. Ich suchte ihn, dem ich mich bereits früher in Leipzig vorgestellt hatte, ebenfalls auf; von ihm erfuhr ich, dass er an ein Gedeihen seiner Wirksamkeit in Berlin nicht glaube, und sich lieber wieder nach Leipzig zurückwenden möchte. Nach dem Schicksal der Partitur meiner grossen, in früher Zeit schon in Leipzig aufgeführten Symphonie, welche ich ihm vor so viel Jahren einigermassen aufdringlich, zugestellt hatte, frug ich ihn nicht; wogegen auch er in keiner Weise mir verrieth, dass er sich dieses sonderbaren Geschenkes erinnere. In seiner reichlichen häuslichen Umgebung machte er einen kalten Eindruck auf mich, jedoch stiess er mich weniger ab, als ich vielmehr von ihm abglitt. — Nun besuchte ich auch *Rellstab*, an welchen ich einen Brief von seinem treuen Verleger, meinem Schwager *Brockhaus*, mit mir führte. Hier traf ich weniger auf Glätte, fühlte mich aber abgestossen, worauf es ihm gewiss auch ankam, da er keinerlei Miene machte, als könne es ihm beikommen, sich für mich zu interessiren. — Mir wurde in Berlin sehr wehe zu Muthe; fast hätte ich mir den Commissionsrath *Cerf* wieder herbeigewünscht. Eine so widerwärtige Zeit ich auch vor Jahren hier verlebt hatte, so war ich damals doch auf einen Menschen gestossen, der, bei aller Schroffheit seines Aeusseren, mit wahrer freundschaftlicher Sorge sich mir zugewandt hatte; ich suchte vergebens mir das Berlin zurückzurufen, durch welches ich damals mit *Laube*, jugendlich erregt, spazieren ging. Nachdem ich London und namentlich Paris kennen gelernt, machte die Stadt mit ihrer dürftigen Länge, die sie für Grösse ausgiebt, einen wahrhaft herabstimmenden Eindruck, und ich sagte mir, wenn ich es in meinem Leben durchaus zu nichts bringen sollte, so möchte ich dies doch lieber in Paris, als in Berlin erfahren.

Von diesem gänzlich vergeblichen Ausfluge zurückkehrend, wendete ich mich zunächst noch auf einige Tage nach Leipzig, wo ich diesmal bei meinem Schwager *Hermann Brockhaus*, welcher jetzt als Professor der orientalischen Sprachen der Leipziger Universität angehörte, einkehrte. Seine Familie hatte sich noch um zwei Mädchen vermehrt, und der Inbegriff des ungetrübten Behagens, verklärt durch geistige Regsamkeit und gemächlich belebte Theilnahme an Allem, was auch den höheren Lebensrichtungen angehört, wirkte auf mich Heimathlosen, unruhig Umhergejagten, ergreifend. Als meine Schwester eines Abends die artigen Kinder versorgt und mit freundlicher Ermahnung zur Ruhe gebracht hatte, und nun in dem geräumigen, reichlich versehenen Bibliothekzimmer das Nachtmahl uns zu langem traulichen Gespräch vereinigen sollte, brach ich in heftiges Weinen aus, und schien von meiner guten Schwester, welche vor fünf Jahren in Dresden mich in der höchsten Bedrängniss meiner jugendlichen Ehe kennen gelernt hatte, verstanden zu werden. Andrerseits kam, namentlich auf Anregung meines Schwagers *Hermann*, meine Familie mir mit dem Anerbieten eines Darlehens entgegen, welches mir die Zeit des Abwartens der Aufführung meines »*Rienzi*« in Dresden zu überstehen helfen sollte. Es geschah diess mit dem Betheuern, dass man diess einfach für Pflicht halte, und ich gegen die Annahme keinerlei Bedenken zu hegen hätte. Es waren 200 Thaler, welche mir in monatlichen Raten während eines halben Jahres ausgezahlt werden sollten. Da ich auf irgend welche andre Einnahme in keiner Weise zu rechnen hatte, lag es zwar nah, dass für unser Auskommen an das Wirthschaftlichkeits-Talent *Minna*'s stark berufen werden musste; dennoch war es möglich zu machen, und ich durfte mit dem Gefühle grosser Genugthuung nach Dresden zurückkehren. — Bei meinen Verwandten hatte ich auch zum ersten Mal den »*fliegenden Holländer*« zusammenhängend vorgespielt und gesungen; mir schien, als ob ich damit ziemliches Interesse erregt hätte, und als meine Schwester *Luise* späterhin der Aufführung dieser Oper in Dresden beiwohnte, beklagte sie sich, dabei von vielem die Wirkung nicht wieder gewonnen zu haben, wie sie ihr zuvor durch meinen Vortrag beigekommen war. — Auch meinen alten Freund *Apel* suchte ich wieder auf; der Arme war gänzlich erblindet, überraschte mich aber durch seine Heiterkeit und Zufriedenheit mit seinem Zustande, wodurch er mir alle Veranlassung, ihn zu beklagen, für allemal abschnitt; da er behauptete, er kenne den blauen Rock recht gut, den ich anhabe, trotzdem ich einen braunen trug, fand ich sogar für gut, auch hierüber mich mit ihm in keinen Streit einzulassen, und schied aus Leipzig mit

der Verwunderung darüber, hier Alles so glücklich und zufrieden anzutreffen.

Veranlassung zu thätigerem Eingreifen in mein Schicksal erhielt ich nun aber in *Dresden*, wohin ich am 26. April wieder zurückkehrte. Hier belebte mich nun der angelegentlichere Verkehr mit den Personen, welche ich für die Aufführung des »*Rienzi*« in Anspruch zu nehmen hatte, in hoffnungerweckender Weise. Kalt und ungläubig liessen mich zwar noch die Ergebnisse meines Vernehmens mit dem Generaldirektor *von Lüttichau*, dem Kapellmeister *Reissiger*, welche beide über meine Ankunft in Dresden aufrichtig verwundert waren, und selbst mit meinem so häufig be-correspondirten Gönner, Hofrath *Winkler*, welcher mich ebenfalls lieber noch in Paris gewusst hätte. Wie ich aber bis dahin und seitdem stets erfuhr, kam die warm fördernde Theilnahme mir immer aus den unteren Schichten, nie aus den höheren Regionen zu; und so erwärmte mich auch hier zuerst der überwältigend herzliche Empfang des alten Chordirektors *Wilhelm Fischer*, den ich nie zuvor gekannt hatte, der aber der einzige gewesen, welcher genau mit meiner Partitur sich bekannt gemacht, für den Erfolg meiner Oper ernstliche Hoffnung geschöpft, und für die Aufnahme des Studiums derselben sich energisch verwandt hatte. Als ich zuerst zu ihm in das Zimmer trat und meinen Namen nannte, stürzte er mir mit einem lauten Rufe zur Umarmung entgegen, und mit einem Schlage war ich nun mitten in eine hoffnungsvolle Atmosphäre versetzt. Ausser ihm traf ich in dem Schauspieler *Ferdinand Heine* und dessen Familie den nächsten Anhalt herzlich gewogener, ja innigst bewegter Freundschaft. Dieser war mir allerdings aus meinen Kinderjahren her bereits bekannt; er hatte damals zu den einigen jungen Leuten gehört, welche mein Stiefvater *Geyer* gern zu sich heranzog. Neben einem wohl unbedeutenden Zeichentalent, war es hauptsächlich seine angenehme gesellschaftliche Begabung, welche ihm den Zutritt zu unserem engeren Familienkreise verschafft hatte. Sehr klein und schmächtig hatte er sich von meinem Vater den Spitznamen *Davidchen* erworben, und gehörte als solcher zu den weiteren Vereinigungen, an welchen, wie ich seiner Zeit erwähnte, selbst *Karl Maria von Weber*, namentlich bei geselligen Ausflügen in der Umgegend, gemüthlich heiter Theil nahm. Der älteren »guten« Schule angehörend, war er zwar ein nützliches, nicht aber hervorragendes Mitglied des Dresdner Schauspiels geworden; er besass alle Kenntnisse und Fähigkeiten zu einem tüchtigen Regisseur, wusste jedoch nie die Gunst der Direktion für seine Beiziehung mit dieser Charge zu gewinnen. Nur als Costüm-

zeichner hatten seine Fähigkeiten noch ausserdem Verwendung gefunden; als solcher war er auch zu den Berathungen wegen der Ausführung des «*Rienzi*» mit hinzugezogen, und hatte somit Veranlassung erhalten, mit diesem Werke eines nun herangewachsenen Gliedes der Familie, in welcher er in jungen Jahren angenehme Tage verlebt hatte, sich zu befassen. Von ihm wurde ich sofort als Kind vom Hause aufgenommen, und wir Heimathlosen fanden in der uns gänzlich entfremdeten Heimath dort wieder den ersten heimischen Boden. Mit Papa *Fischer* bei *Heine*'s verbrachten wir meist unsre Abende, und erfreuten unter hoffnungsvollen Gesprächen uns der Kartoffeln und des Härings, aus welchem meistens die Mahlzeit bestand. — Die *Schröder-Devrient* war auf Urlaub abwesend; *Tichatschek*, welcher ebenfalls im Begriff war, auf Urlaub zu gehen, konnte ich eben nur begrüssen, um mit ihm flüchtig einiges aus seiner Partie des «*Rienzi*» durchzugehen. Sein frisches, lebhaftes Wesen, seine herrliche Stimme, seine grosse musikalische Befähigung, gaben seiner Versicherung, dass er sich auf die Rolle des «*Rienzi*» freue, einen für mich besonders erfreulichen Nachdruck. *Heine* versicherte mir ausserdem, dass schon die Aussicht zu vielen neuen Costümen, und namentlich einer neuen silbernen Rüstung, *Tichatschek* auf das lebhafteste für meine Rolle einnehme, und ich seiner unter allen Umständen sicher sein könnte. So durfte ich mich denn nun bereits näher mit den Vorbereitungen des Studiums, dessen Beginn für den Spätsommer, nach der Rückkehr der Hauptsänger aus ihrem Urlaube, angesetzt war, beschäftigen. — Namentlich musste ich Freund *Fischer* durch meine Bereitwilligkeit zu Kürzungen der übermässig starken Partitur zu beruhigen suchen. Er meinte es hierin so ehrlich, dass ich gern mit ihm über die beschwerliche Arbeit gemeinsam mich hermachte. Auf einem alten Flügel im Probezimmer des Hoftheaters spielte und sang ich nun dem erstaunten Manne meine Partitur mit so tobender Energie vor, dass er, der das Klavier gern verloren gab, nur noch um meine Brust besorgt blieb, und unter herzlichem Lachen jeden Streit über zu kürzende Stellen bald gänzlich aufgab, da gerade dort, wo er eine Auslassung für möglich hielt, ich ihm mit hinreissender Beredtsamkeit bewiess, dass es sich eben dabei um die Hauptsache handle. Kopfüber tauchte er mit mir unter in den ungeheuren tönenden Wust, gegen dessen Berechtigung er nichts andres aufbringen konnte, als das Zeugniss seiner Taschenuhr, dessen Richtigkeit ich ihm endlich auch bestritt. Leichten Herzens warf ich ihm als Beute die grosse Pantomime und das meiste Ballet des zweiten Aktes hin, wobei ich anzunehmen glaubte, dass wir eine ganze halbe Stunde ersparten. So wurde

denn in Gottes Namen das ganze Ungeheuer den Copisten zum Ausschreiben übergeben; das Uebrige sollte sich alles finden. —

Wir sahen uns nun darnach um, was wir mit diesem Sommer anfangen sollten; und ich beschloss einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Töplitz, dem Orte meiner berauschenden ersten Jugendausflüge, dessen gute Luft und Bäder zugleich der angegriffenen Gesundheit *Minna's*, meiner Meinung nach, von Vortheil sein sollten. Ehe wir unsren Vorsatz ausführten, kostete mich die Sicherstellung des Schicksals meines «*fliegenden Holländers*» noch einen mehrmaligen Besuch Leipzigs. Am 5. Mai wandte ich mich dorthin, um Herrn *von Küstner*, den neuen Berliner Intendanten, dessen kürzlich erfolgte Ankunft in Leipzig man mir gemeldet hatte, zu sprechen. Dieser befand sich in der eigenthümlichen Lage, dieselbe Oper, welche er zuvor von München aus abgewiesen hatte, nun in Berlin aufführen zu sollen, weil sie dort von seinem abtretenden Vorgänger angenommen war. Er versprach mir, zu überlegen, wozu er sich in diesem merkwürdigen Falle zu entscheiden habe. Um das Resultat dieser Ueberlegung kennen zu lernen, beschloss ich, am 2. Juni *Küstner* diessmal in Berlin selbst aufzusuchen, fand jedoch bereits in Leipzig einen Brief von demselben vor, worin ich gebeten wurde, im Betreff einer genaueren Entschliessung mich noch einige Zeit zu gedulden. Ich benutzte nun die Nähe zu einem Ausflug nach *Halle*, um dort meinen ältesten Bruder *Albert* zu besuchen. Es war für mich bedauerlich und sehr herabdrückend, den Aermsten, dem ich das Zeugniss höheren Strebens und selbst bedeutender Begabung für den dramatischen Gesang geben musste, in so höchst unwürdigen, kleinlichen Verhältnissen, wie das Halle'sche Theater sie boten, mit seiner Familie anzutreffen. Die Kenntnissnahme solcher Zustände, denen ich einst selbst so nahe gewesen war, wirkte jetzt unbeschreiblich abschreckend auf mich. Noch bekümmernder war es mir aber, von diesen Zuständen meinen Bruder in einer Weise sprechen zu hören, die mir leider nur zu sehr verrieth, mit welch' trostloser Ergebung er sich bereits darein gefügt hatte. Nur Eines berührte mich ermuthigend, nämlich die Erscheinung, das kindliche Wesen, und die bereits überraschend schöne Stimme der damals fünfzehnjährigen Stieftochter meines Bruders, *Johanna*, welche mir das Lied *Spohr's*: «Rose, wie bist du so schön» in rührender Weise vorsang.

Von hier kehrte ich nun nach Dresden zurück, um endlich mit *Minna* und einer ihrer Schwestern, bei wundervollem Wetter, die angenehme Reise nach *Töplitz* auszuführen, wo wir am 9. Juni eintrafen, und in dem Hause «zur Eiche» in *Schönau* nothdürftiges Quartier nahmen. Hier

trafen wir bald mit meiner Mutter zusammen, welche ihren altgewohnten jährlichen Besuch der Töplitzer warmen Bäder diesmal um so lieber ausführte, als sie mich dort anzutreffen wusste. Hatte sie von früher her gegen *Minna*, meiner gar zu jugendlichen Verheirathung mit ihr wegen, ein widerwilliges Vorurtheil gehabt, so erhielt sie nun, durch Bekanntwerden mit ihren häuslichen Eigenschaften, vollen Grund, die Genossin meiner trübseligen Pariser Leiden zu achten und lieb zu gewinnen. Mich erfreute im Umgang mit der Mutter, welche andrerseits bei ihrer Launenhaftigkeit manche Rücksichten in Anspruch nahm, besonders die grosse Regsamkeit der fast kindlichen Phantasie, welche ihr jetzt in so starkem Grade verblieben war, dass sie sich eines Morgens beklagte, ich hätte sie durch Erzählung der Tannhäuser-Sage am vergangenen Abend die ganze Nacht über in zwar angenehme, aber doch sehr aufregende Schlaflosigkeit versetzt.

Kaum hatte ich nun durch briefliche Vermittelung bei dem reichen Kunstmäcen *Schletter* in Leipzig für den im Mistère in Paris zurückgebliebenen *Kietz* Einiges ausgewirkt, für ärztliche Behandlung *Minna*'s, und für die Ordnung meiner eigenen kümmerlichen finanziellen Lage zur Noth gesorgt, als ich mich in früh gewohnter Weise zu einer mehrtägigen Fusswanderung in das böhmische Gebirg aufmachte, um meinen Plan zum «Venusberg» unter den angenehmen Eindrücken eines solchen Ausfluges in mir auszuarbeiten. Hierzu reizte es mich, auf dem so romantisch gelegenen *Schreckenstein* bei *Aussig* für mehrere Tage in dem kleinen Gastzimmer, in welchem des Nachts mir eine Streu aufgemacht wurde, mein Quartier zu nehmen. Tägliche Besteigung der «*Wostrai*», der höchsten Bergspitze der Umgegend, erfrischten mich, und die phantastische Einsamkeit regte meinen Jugendmuth in der Art wieder auf, dass ich eine volle Mondnacht, in das blosse Bett-Tuch gewickelt, auf den Ruinen des Schreckensteins herumkletterte, um mir so selbst zur fehlenden Gespenstererscheinung zu werden, wobei mich der Gedanke ergötzte, von irgend Jemand mit Grausen wahrgenommen zu werden. Hier setzte ich denn nun in mein Taschenbuch den ausführlichen Plan zu einer dreiaktigen Oper der «*Venusberg*» auf, welchem vollkommen getreu ich später die Dichtung ausführte. Bei einer Ersteigung der «Wostrai» überraschte mich, beim Umbiegen um eine Thalecke, die lustige Tanzweise, welche ein Hirte, auf eine Anhöhe gelagert, pfiff. Ich befand mich sogleich im Chor der Pilger, welche an dem Hirten vorbei durch das Thal ziehen, vermochte es aber in keiner Art, später die Weise des Hirten mir zurückzurufen, weshalb ich mir dafür auf die bekannte

Art selbst zu helfen hatte. — Mit dieser Ausbeute bereichert, kehrte ich, in wundervoller Stimmung und schöner Gesundheit, nach Töplitz zurück, von wo mich nun bald interessante Nachrichten über die bevorstehende Zurückkunft *Tichatschek's* und der *Schröder-Devrient* nach Dresden zurückzugehen bestimmten, weniger, um beim beginnenden Studium des «*Rienzi*» nichts zu versäumen, als vielmehr zu verhüten, dass die Direktion nicht etwa statt dessen etwas andres beginnen lassen möchte. *Minna* liess ich für einige Zeit noch in der Gesellschaft der Mutter zurück, und traf am 18. Juli in Dresden ein.

Nachdem ich mir in einem sonderbaren, jetzt niedergerissenen Hause eins auf die Maximiliansallee blickende kleine Wohnung gemiethet, setzte ich mich nun eifriger mit den zurückgekehrten Hauptsängern der Oper in Beziehung. — Mein alter Enthusiasmus für die *Schröder-Devrient* lebte neu auf, als ich sie häufiger wieder in der Oper auftreten sah. Es machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, sie zuerst in *Grétry's* «*Blaubart*» wiederzuhören, da ich mich entsinnen musste, dass diese Oper das erste Stück war, welches ich — eben in Dresden — als fünfjähriger Knabe sah, und wovon ich noch die wunderlichen ersten Eindrücke bewahrte. Meine frühesten Kindererinnerungen lebten dadurch auf, und ich gedachte dessen, dass es die Arie des Ritters Blaubart: «*Ha, die Falsche! Die Thüre offen!*» gewesen war, welche ich, einen selbst verfertigten Papierhelm auf dem Kopfe, zur Belustigung des ganzen Hauses oft mit grosser Emphase vorgetragen hatte. Freund *Heine* wusste noch davon. — Im Uebrigen wollten die Opern-Vorstellungen keinen besonders günstigen Eindruck auf mich machen; namentlich vermisste ich den sonoren Klang des vollbesetzten Pariser Streichinstrument-Orchesters sehr. Ich bemerkte, dass man bei der Eröffnung des schönen neuen Theatergebäudes gänzlich ausser Acht gelassen hatte, die Vermehrung der Saiteninstrumente im Verhältniss zu dem grösseren Raume vorzunehmen. Hieran, wie in der in vielen wesentlichen Punkten stets dürftigen Ausstattung der Scene, prägte sich mir der Eindruck einer gewissen Armseligkeit des deutschen Theaterwesens ein, welcher da am auffallendsten war, wo das Repertoire der Pariser Oper, noch dazu in elenden Uebersetzungen des Textes, reproduziert wurde. Hatte ich nun in Paris bereits eine tiefe Unbefriedigung von diesem Opernwesen empfunden, so kehrte mir jetzt das Gefühl, welches mich einst von den deutschen Theatern nach Paris getrieben hatte, neu und verstärkt zurück, so dass ich mir von Neuem wie degradirt vorkam, und im tiefsten Innern eine Verachtung nährte, welche für jetzt bereits so stark war, dass ich

an ein dauerndes Befassen, selbst mit einem der besten deutschen Operntheater, gar nicht mehr denken mochte, sondern mich sehnsüchtig frug, was ich denn nur eigentlich ergreifen sollte, um mich zwischen Ekel und Wunsch in dieser sonderbaren Welt zu behaupten.

Da waren es denn die begabten ausserordentlichen Naturen einzelner Persönlichkeiten, welche mir so viel Theilnahme einflössten, dass ich durch sie über meine Skrupel hinweggeleitet werden konnte. Vor allem gilt diess eben von meiner grossen Meisterin *Schröder-Devrient*, mit welcher gemeinsam wirken zu können ja einst mein brennendster Ehrgeiz gewesen war. Allerdings war seit meinen ersten Jugendeindrücken von ihr eine ziemliche Reihe von Jahren vergangen. Im Betreff ihrer äusseren Erscheinung durfte sich im folgenden Winter *Berlioz*, welcher damals nach Dresden kam, in einem Pariser Berichte bereits ungünstig dahin äussern, dass ihr etwas «maternellers Embonpoint ihr für jugendliche Rollen, namentlich aber im Männercostüm, wie es im «*Rienzi*» der Fall war, störend auf die Imagination wirkte. Ihre Stimme, welche an und für sich nie von der materiellen Bedeutung ausserordentlicher Gesangsorgane gewesen war, fühlte sich oft gehindert, und namentlich war die Sängerin genöthigt, das Tempo durchweg etwas zu *traîniren*. Mehr als von diesen materiellen Nachtheilen wurden ihre Leistungen jetzt jedoch durch den Umstand beeinträchtigt, dass ihr Repertoir aus einer beschränkten Anzahl von Glanzrollen bestand, welche sie nun bereits so ausserordentlich oft durchgeführt hatte, dass eine gewisse Stabilität in der bewussten Berechnung der Effekte oft im Sinne einer Manier erschien, welche, durch Neigung zur Uebertreibung, zu Zeiten bis an das Peinliche zu streifen vermochte. Konnte mir diess nicht entgehen, so war doch aber auch ich gerade ganz besonders befähigt, über diese entstehenden Schwächen hinweg das Grosse und Unvergleichliche ihrer Leistungen immer noch mit entzückendster Deutlichkeit zu erfassen; wirklich bedurfte es auch nur besonders erregter Zustände der Künstlerin, wie ihr sonderbar bewegtes Leben solche ihr immer noch zuführte, um ihr die vollste schöpferische Kraft ihrer Blüthezeit wiedererstehen zu lassen; und hiervon sollte ich noch die erhebendsten Erfahrungen machen. Eigentlich bedenklich und erkältend wirkte nur meine Wahrnehmung des zersetzenden Einflusses des Theaterwesens auf den ursprünglich gewiss gross und edel angelegten Charakter der Künstlerin. Ich musste aus demselben Munde, aus welchem ich die begeistertste Tonsprache der grossen Dramatikerin vernahm, andrerseits ziemlich die gleiche Sprache vernehmen, welche mit wenigem Unterschied von allen Theaterheldinnen

gesprochen wird. Dass die blosse Naturgabe einer schönen Stimme, ja wohl selbst nur rein körperliche Vorzüge im Stande waren, Rivalinnen neben ihr in die Gunst des Publikums zu setzen, vermochte sie nicht zu ertragen; und hierüber gelangte sie so wenig zu der einer grossen Künstlerin würdigen Resignation, dass ihr Eifer vielmehr mit den Jahren in peinlicher Weise zunahm. Für jetzt bemerkte ich diess mehr, als dass ich darunter zu leiden hatte. Grössere Beschwerde verursachte es mir, dass sie nicht eigentlich leicht Musik erfasste, und das Studium einer neuen Partie für sie von Schwierigkeiten begleitet war, welche namentlich dem Componisten, der ihr sein Werk einzustudiren hatte, ziemlich peinvolle Stunden bereiteten. Dass sie sich nur langsam mit neuen Aufgaben bekannt machte, führte namentlich in Betreff der Partie des *Adriano* im «*Rienzi*» späterhin zu Enttäuschungen ihrerseits, welche mir grosse Noth bereiteten.

War hier eine schwierige grosse Natur sorgfältig zu behandeln, so hatte ich dagegen mit dem kindlich beschränkten und oberflächlichen, aber ausserordentlich glänzend begabten *Tichatschek* es ungemein leicht. Er lernte seine Partien nicht gut auswendig, weil er so musikalisch war, dass er die schwierigsten Noten vom Blatte sang, und somit jedes Studium von vorne herein für erledigt hielt, während bei den meisten andren Sängern eben das Treffen der Noten das Studium ausmachte. Hatte er nun die Partie in genügenden Proben oft genug durchgesungen, um sie seinem Gedächtniss nach Bedürfniss einzuprägen, so musste es sich des weiteren von selbst finden, in welcher Weise er den Anforderungen der Gesangskunst und des dramatischen Vortrages zu entsprechen habe. Schreibe-Fehler des Textes in seiner Stimme lernte er unverbesserlich auf diese Weise mit auswendig, und sprach das falsche Wort mit derselben deutlichen Energie wie das richtige aus. Bemerkungen hierüber, überhaupt Vorschläge in Betreff der Auffassung, wies er mit liebenswürdigem Eifer von sich, indem er behauptete, «das würde sich schon finden». Und in der That ergab auch ich mich sehr bald einer vollkommenen Enthaltung von jedem Versuch, die Geisteskräfte des Sängers für die Erfassung der Aufgabe meiner Heldenrolle in Anspruch zu nehmen, wofür ich durch den liebenswürdigsten Enthusiasmus, mit dem er sich auf seine dankbare Partie warf, und die hinreissende Wirkung seines glänzenden Stimmorgans sehr erwünscht entschädigt wurde.

Ausser diesen beiden Darstellern der Hauptrollen hatte ich nur über sehr mittelmässige Kräfte zu verfügen. Guter Wille war aber überall vorhanden, und um selbst den Kapellmeister *Reissiger* zum fleissigen

Abhalten der Klavierproben zu veranlassen, griff ich zu einem ingeniösen Mittel. Er klagte mir seine Noth, einen guten Operntext zu bekommen, und hielt es für sehr vernünftig von mir, dass ich mich daran zu gewöhnen scheine, mir meine Texte selbst zu schreiben. Ein gleiches für sich zu thun, habe er leider in der Jugend vernachlässigt, und doch fehle ihm nichts weiter zu glücklichen Erfolgen als dramatischer Componist, da ich doch gewiss selbst gestehen müsste, dass er «sehr viel Melodie» habe; aber es scheine, dass diess nicht genügend sei, die Sänger in den rechten Enthusiasmus zu bringen, weshalb er denn zu erleben hätte, dass, zum Beispiel, die *Schröder-Devrient* dieselbe Final-Stelle, mit welcher sie in *Bellini*'s «Romeo und Julie» das Publikum stets in Extase versetze, in seiner «*Adèle de Foix*» ganz gleichgültig hersänge. Es liege demnach doch wohl an den Sujets. Und nun versprach ich ihm sofort, ihm einen Operntext zu liefern, in welchem er diese und ähnliche Melodien mit höchstem Effekt solle anbringen können. Hierauf ging er mit grösster Freude ein; und ich bestimmte nun meinen älteren Entwurf der «*hohen Braut*», nach dem *König*'schen Romane, welchen ich einst *Seribe* übersandt hatte, zur Versification als gültigen Operntext für *Reissiger*. In jede Klavierprobe, versprach ich ihm, eine Seite Verse mitzubringen; und diess führte ich redlich aus, bis das ganze Buch fertig war. Sehr erstaunt war ich, nach einiger Zeit zu erfahren, dass *Reissiger* sich von einem Schauspieler *Kriethe* wiederum einen neuen Operntext anfertigen liess, welcher «der Schiffbruch der Medusa» getauft wurde. Ich erfuhr nun, dass die argwöhnische Frau Kapellmeisterin meine Bereitwilligkeit, ihrem Gatten einen Operntext abzutreten, mit höchstem Bedenken erfüllt hatte. Beide fanden zwar, dass das Buch gut und wirkungsreich sei; nur vermutheten sie irgend eine bedenkliche Falle dahinter, welcher zu entgehen jedenfalls die nöthigste Vorsicht erheische. So kam es, dass ich wieder die Verfügung über meinen Operntext erhielt, und hiermit späterhin meinem alten Freund *Kittl* in Prag aushelfen konnte, welcher ihn unter dem Titel: «die Franzosen vor Nizza» in seiner Weise komponirte und, wie mir versichert wurde (da ich sein Werk nie hörte), in Prag häufig mit Beifall zur Aufführung brachte; bei welcher Gelegenheit ich sogar von einem Prager Kritiker belehrt wurde, dass dieser Text Zeugniss für meine eigentliche Befähigung zum Librettisten ablege, und es nur eine Verirrung sei, wenn ich auch mit dem Komponiren mich abgäbe; wogegen *Laube* nach meinem «*Tannhäuser*» behauptete, es sei mein Unglück, dass ich mir nicht von einem geschickten Theaterstückschreiber einen ordentlichen Operntext für meine Musik machen liesse.

Für jetzt brachte mir diese Arbeit den erwünschten Erfolg ein; *Reissiger* hielt beim Studium des «*Rienzi*» gebührend aus. Mehr als meine Opernverse ihn im Zuge erhielten, wirkte hierauf jedoch die wachsende Theilnahme der Sänger, vor allem *Tichatschek*'s wahre Begeisterung dafür. Für ihn, der so gern um einer Jagdpartie willen den Unterhaltungen am Klavier des Theaterfoyers entsagte, waren die Proben des «*Rienzi*» bald wahre Feste, zu welchen er immer mit strahlenden Augen und ausgelassener guter Laune erschien. Ich befand mich hierbei bald wie in einem fortgesetzten Rausche; besondre Lieblingsstellen wurden von den Sängern bei jeder Probe mit Akklamation begrüsst, und ein Ensemblestück des dritten Finales, welches später leider gänzlich aus allen Aufführungen (der Länge wegen) ausgelassen werden musste, wurde bei dieser Gelegenheit sogar für mich zu einer Erwerbsquelle. *Tichatschek* behauptete nämlich, dieses H moll sei so schön, dass man nur jedesmal etwas dafür zahlen müsse, und legte einen blanken Silbergroschen auf, die übrigen Sänger zur Nachahmung auffordernd; in bester Laune ward von allen redlich beigesteuert; wenn wir so weit kamen, hiess es in jeder Probe: «jetzt kommt die Neugroschenstelle», und Frau *Schröder-Devrient*, als sie auch ihre Börse ziehen musste, erklärte, dieses Studium würde sie noch völlig arm machen. Ich erhielt jedesmal gewissenhaft diese sonderbare Tantième überliefert, und Keiner ahnte, dass dieses scherzhafte Honorar mir und meiner Frau oft höchst erwünscht zur Bestreitung der Tagesmahlzeit kam.

Anfang August war nämlich auch *Minna*, für einige Zeit von meiner Mutter begleitet, aus Töplitz nach Dresden zurückgekommen. Wir lebten in einer kalten Wohnung kümmerlich, aber hoffnungsvoll, der leider sich sehr verzögernden Erlösung entgegen. Unter häufigen Störungen durch das schwankende und so bedürfnissvolle Repertoir eines deutschen Operntheaters vergingen über den Vorbereitungen meines Werkes die Monate August und September, und erst im Oktober nahmen die combinirten Proben den Charakter an, welcher die Sicherheit einer baldigen Aufführung ankündigt. Mit dem Beginn der Ensemble- und Orchesterproben trat der unfehlbare Glaube an einen grossen Erfolg bei jedem Betheiligten ein. Die grossen Theaterproben wirkten endlich vollends berauschend. Als wir die erste Scene des zweiten Aktes, mit dem Auftritt der Friedensboten, zuerst in scenirter Vollständigkeit uns verführten, brach eine allgemeine Rührung aus, und selbst die *Schröder-Devrient*, welche bereits gegen ihre Rolle, da sie darin nicht zur Heldin des Dramas sich machen konnte, ärgerlich befangen war, konnte nur mit

von Thränen erstickter Stimme auf meine an sie gerichteten Fragen antworten. Ich glaube, dass das gesammte Theaterpersonal, bis auf die untergeordnetsten Angestellten, mich wie ein wahres Wunder liebten, und irre wohl nicht, wenn hierzu die Theilnahme und das gerührte Mitgefühl für einen jungen Mann, von dessen ungemeinen Lebensnöthen wohl alle eine Vorstellung haben mochten, und der nun aus völliger Unbekanntheit plötzlich in Glanz heraustrat, viel beitrug. Als in der Erholungspause der Generalprobe die Mitglieder sich nach verschiedenen Seiten zerstreuten, um durch ein Frühstück die ermüdeten Nerven zu erfrischen, blieb ich still auf einem Brettergerüst der Bühne sitzen, um Niemand die Verlegenheit merken zu lassen, in welcher ich mich befand, gleich ihnen mich bedienen zu lassen. Ein invalider italienischer Sänger, welcher eine kleine Rolle im «*Rienzi*» sang, schien dies zu bemerken, und brachte mir gutmüthig ein Glas Wein und ein Stück Brod herbei. Es that mir leid, im Verlauf der Jahre ihm diese kleine Rolle wieder abnehmen zu müssen, was ihm die üble Behandlung seiner Frau in dem Grade zuzog, dass er von da ab, ehelich gezwungener Weise, sich zu meinen Feinden zählen musste. Als ich nach meiner Flucht von Dresden, im Jahre 1849, erfuhr, dass ich von demselben Sänger wegen vermeintlicher Theilnahme am Dresdener Aufstand polizeilich denunzirt worden war, fiel mir das Frühstück in der Generalprobe des «*Rienzi*» ein, und ich glaubte eine Strafe für meinen Undank hiergegen erkennen zu müssen, da ich mich schuldig fühlte, ihn später in eheliche Noth gebracht zu haben.

Die Stimmung, in welcher ich so der ersten Aufführung meines Werkes entgegensah, kann ich mit nichts vergleichen, was je vorher und nachher von mir in dieser Weise erfahren worden ist. Sie wurde von meiner guten Schwester *Klara* getheilt, welche um diese Zeit aus Chemnitz, wo sie ein kümmerliches bürgerliches Leben führte, zu mir nach Dresden kam, um an meinem Schicksal Theil zu nehmen. Die Arme, deren unläugbar grosse künstlerische Anlagen so früh verkümmert waren, und die dagegen nun in trivialen bürgerlichen Verhältnissen mühsam als Gattin und Mutter sich dahin schleppte, athmete unter dem Einflusse meines wachsenden Erfolges mit inniger Rührung auf. Mit ihr und dem trefflichen Chordirektor *Fischer* brachten wir unsre Abende in der *Heine*'schen Familie, immer bei Kartoffeln und Häring, in oft wunderbar schöner Stimmung zu. Am Abende vor der ersten Aufführung half denn endlich selbst noch ein Punsch, unser Glück vollständig zu machen. Unter Weinen und Lachen taumelten wir wie glückliche Kinder aus einander, um dem Tage entgegenzuschlafen, der eine sicher vorausgesehene grosse Entscheidung

bringen sollte. — Am Morgen des 20. Oktober 1842, an welchem ich mir vorgenommen hatte, keinen meiner Sänger mehr durch einen Besuch zu stören, begegnete ich dennoch dem etwas langweiligen, aber ehrenwerthen Sänger einer der kleineren Basspartien meiner Oper, dem steifen und philisterhaften Herrn *Risse*. Es war ein etwas kühler, wunderheller Sonntag, welcher nach vorausgegangener trüber Witterung auf uns herabblickte, als der sonderbare Mensch wie festgebannt zur Begrüssung vor mir stehen blieb, kein Wort hervorbrachte, und mir nur staunend und verklärt in das Gesicht sah, um, wie er mir endlich in sonderbarer Ergriffenheit hervorbrachte, sich zu vergewissern, wie ein Mensch aussähe, der eben mit diesem Tage einem so ungewöhnlichen Schicksale entgegenginge. Ich lächelte und dachte, nun müsse es doch wohl seine Bewandtniss mit mir haben, und versprach *Risse*, nächster Tage in der «*Stadt Hamburg*» mit ihm ein Glas von dem vorzüglichen Wein zu trinken, den er mir stammelnd angepriesen hatte.

Mit ähnlichen Empfindungen, als ich der ersten Aufführung des «*Rienzi*» an diesem Tag beiwohnte, habe ich seitdem nie auch nur vergleichsweise wieder ein ähnliches Ereigniss erleben dürfen. Die nur zu begründete Sorge für das Gelingen hat bei allen späteren ersten Aufführungen meiner Arbeiten von mir mich stets so vorherrschend erfüllt, dass ich zu irgend einem Genuss, oder auch nur zu einer eigentlichen Beachtung der Aufnahme von Seiten des Publikums, nie wieder gelangen konnte. Was ich in späteren Jahren bei der Generalprobe von «*Tristan und Isolde*» unter ausserordentlichen Umständen empfand, stand dagegen von dem Eindrucke der ersten Rienzi-Aufführung auf mich so grundverschieden ab, dass es, in einem andren Sinne, durchaus ausser allem Vergleich damit steht. — Im Betreff ihres ersten Erfolges stand fest, dass dieser im Voraus unzweifelhaft gesichert war. Dass sich das Publikum mit so grosser Bestimmtheit, als es der Fall war, für mich erklärte, war insofern ausserordentlich, als sich das Publikum ähnlicher Städte, wie Dresden, nie in der Lage befindet, über ein Werk von irgend welcher Bedeutung nach seiner ersten Aufführung gültig zu entscheiden, und daher auch gegen die Arbeiten unbekannter Autoren sich in einer erkältenden Befangenheit befindet. In diesem Falle war es nun aber zu einer Ausnahme gedrängt worden, da sich durch das zahlreiche Theater- und Musikerpersonal lange vorher so überaus günstige Berichte über meine Oper in der Stadt verbreitet hatten, dass die ganze Bevölkerung mit fieberhafter Spannung dem verkündeten Wunder entgegensah. Ich befand mich mit *Minna*, meiner Schwester *Klara* und der Familie *Heine*

in einer Parterreloge, und wenn ich mir meinen Zustand während dieses Abends zurückrufen will, kann ich mir ihn nicht anders als mit allen Eigenschaften eines Traumes behaftet vergegenwärtigen. Eigentliche Freude oder Ergriffenheit empfand ich gar nicht; meinem Werke fühlte ich mich ganz fremd gegenüber; wogegen die dicht gefüllten Zuschauer-Räume mich wahrhaft ängstigten, so dass ich nicht einen Blick auf die Masse des Publikums zu werfen vermochte, und die Nähe desselben nur wie ein elementarisches Ereigniss — ungefähr wie einen anhaltenden Gewitterregen — empfand, gegen welches ich mich im verborgensten Winkel meiner Loge, wie unter einem Wetterdach, schützte. Den Applaus bemerkte ich nie; und als nach den Aktschlüssen auch ich stürmisch hervorgerufen wurde, musste ich jedesmal von Freund *Heine* erst gewaltsam darauf aufmerksam gemacht und auf die Bühne gedrängt werden. Dagegen beschäftigte mich eine Hauptsorge mit wachsender Angst; ich bemerkte nämlich, dass bereits nach dem zweiten Akte es so spät geworden war, wie wenn z. B. der ganze «*Freischütz*» aufgeführt wird; da nun der dritte Akt wegen der vorkommenden kriegerischen Tumulte sich besonders betäubend anliess, und am Schlusse dieses Aktes es unleugbar 10 Uhr geworden war, somit die Aufführung bereits vier volle Stunden gedauert hatte, verfiel ich in eine vollständige Verzweiflung; dass ich auch nach diesem Akte nochmals lebhaft hervorgerufen worden war, hielt ich für eine letzte Artigkeit des Publikums, welches hiermit ganz sicher für diesen Abend genug zu haben erklären und nun massenweise das Theater verlassen würde. Da wir nun noch zwei Akte vor uns hatten, nahm ich für bestimmt an, wir würden nicht zu Ende spielen können, und erklärte meine Zerknirschung darüber, in Betreff gewünschter Kürzungen zur rechten Zeit nicht mehr Einsicht gezeigt zu haben, wofür ich mich nun dem unerhörten Fall ausgesetzt sähe, eine Oper, die an und für sich ausserordentlich gefalle, nicht zu Ende bringen zu können, bloss aus dem Grund, weil sie von lächerlicher Länge wäre. Dass die Sänger gutes Muthes blieben, und namentlich *Tichatschek*, je länger es dauerte, desto rüstiger und wohlgemuther sich fühlte, erklärte ich für gutmüthiges Gaukelspiel, mit welchem man mich über den unabwendbaren Skandal täuschen wollte. Mein Staunen, selbst im letzten Akte — gegen Mitternacht — immer noch das Publikum vollzählig anzutreffen, führte zu meiner vollständigen Perplexität; ich glaubte meinen Ohren und Augen nicht mehr, und hielt den ganzen Vorgang dieses Abends für einen Spuk. Mitternacht war vorüber, als ich endlich zum letzten Mal dem donnernden Rufe des Publikums an der Seite meiner getreuen Sänger zu folgen hatte.

Was meine verzweiflungsvolle Stimmung im Betreff der Wirkung der unerhörten Länge meiner Oper bestärkte, war die Stimmung meiner eigenen Verwandten, mit denen ich noch für kurze Zeit nach der Vorstellung zusammentraf. Die Familie des *Friedrich Brockhaus* war mit einigen Bekannten von Leipzig herübergekommen, und hatte uns zu sich in den Gasthof eingeladen, in der Meinung, einen angenehmen Erfolg beim gemüthlichen Nachtmahle feiern, und etwa auf mein Wohl anstossen zu können. Dort trafen wir aber bereits Küche und Keller geschlossen, und Alles befand sich so in höchstem Grade abgespannt, dass ich nur Ausrüfe über das Unerhörte des Erlebnisses einer Opernvorstellung, welche von 6 Uhr bis nach Mitternacht dauerte, vernahm. Etwas andres äusserte sich nicht, und in völliger Betäubung schlichen wir aus einander. — Früh um acht Uhr des andren Tages fand ich mich bereits auf der Notisten-Expedition ein, um, falls es noch zu einer zweiten Aufführung kommen sollte, die nun mir nöthig dünkenden Kürzungen in den Stimmen anzuordnen. Hatte ich im Sommer zuvor dem treuen Chordirektor *Fischer* jeden Takt bestritten und seine Unerlässlichkeit zu beweisen gewusst, so verzehrte mich nun eine blinde Streich-Wuth. Nichts schien mir in meiner Partitur mehr nöthig zu sein; was das Publikum am vorangehenden Abend zu verschlingen gehabt hatte, erschien mir nur als ein Wust von lauter Unmöglichkeiten, von denen alles und jedes ausgelassen werden konnte, ohne im Mindesten etwas zu stören oder etwa unverständlich zu machen, da es mir auf nichts mehr anzukommen däuchte, als mein Convolut von Monstruositäten eben nur in irgend einem anständigen Rahmen unterzubringen. Durch die gröaste Rücksichtslosigkeit in den von mir den Kopisten aufgegebenen Kürzungen hoffte ich zugleich auch einer Katastrophe entgegen zu treten, da ich nicht anders vermuthete, als dass der Generaldirektor, in Uebereinkunft mit Stadt und Theater, mich noch an diesem Tage bedeuten würde, dass man so etwas, wie die Aufführung meines «letzten Tribunen», der Sonderbarkeit wegen wohl ein Mal, aber nicht mehrere Male geschehen lassen könnte. Ich wich deshalb auch den Tag über sorgfältig jeder Berührung mit dem Theater aus, um erst der wohlthätigen Wirkung meiner heroischen Kürzungen, davon die Nachrichten während dem sich verbreiten sollten, Zeit zu lassen. Nur sah ich am Nachmittag bei den Kopisten wieder nach, um mich zu überzeugen, ob alles gehörig nach meinen Anordnungen ausgeführt würde; hier erfuhr ich denn, dass *Tichatschek* ebenfalls dagewesen sei, die von mir angeordneten Kürzungen sich habe zeigen lassen, und dagegen verboten habe, sie auszuführen. Auch Chordirektor *Fischer*

wollte mich wegen der Kürzungen sprechen; die Arbeiten waren suspendirt; mir schien eine grosse Confusion im Anzuge; ich begriff nicht, was das alles zu sagen haben sollte, und befürchtete Unheil, wenn die mühsamen Arbeiten verzögert würden. Endlich suchte ich am Abend *Tichatschek* im Theater auf; ich liess ihn nicht zu Worte kommen, sondern befrug ihn nur ärgerlich, warum er die Arbeiten der Kopisten unterbrochen habe. Mit halb erstickter Stimme entgegnete er kurz und trotzig: «ich lasse mir nichts streichen, — es ist zu himmlisch.» Nun starrte ich ihn an, und befand mich plötzlich wie verzaubert; ein so unerhörtes Zeugniss für meinen Erfolg musste mich aus meiner sonderbaren Besorgniss reissen. Andere kamen hinzu; *Fischer* strahlte vor Freude und lachte mich aus; Alles sprach mir nur von der enthusiastischen Bewegung, in welcher sich die ganze Stadt befinde; vom Intendanten kam mir ein Brief des Dankes für mein schönes Werk zu. Mir blieb nichts übrig, als *Tichatschek* und *Fischer* zu umarmen, und meiner Wege zu gehen, um *Minna* und *Klara* zu berichten, wie es stünde.

Nach einigen Ruhetagen für die Sänger fand am 26. Oktober die zweite Aufführung, mit verschiedenen Kürzungen, die ich mit Mühe bei *Tichatschek* durchgesetzt, statt. Ich hörte keine besondren Klagen über die immer noch sehr bedeutende Länge, und endlich ward ich der Ansicht *Tichatschek*'s, dass, wenn er es aushalte, das Publikum es wohl auch aushalten könne. Somit liess ich nun für sechs Vorstellungen, welche sich stets auf der vollsten Höhe des Beifalls erhielten, der Sache freien Lauf. — Meine Oper hatte aber auch die Theilnahme der älteren Prinzessinnen des königlichen Hofes erhalten, welche sich über die angreifende Länge des Werkes, von dem sie auf der andren Seite doch auch nichts verlieren wollten, nicht so leicht hinwegsetzen konnten. Herr *von Lüttichau* sah sich daher bestimmt, mir den Vorschlag zu machen, die Oper ganz vollständig, aber in zwei Hälften an zwei Abenden zu geben. Mir war diess recht, und nach einer mehrwöchentlichen Pause kündigten wir für den ersten Aufführungstag «*Rienzi*'s *Grösse*», für den zweiten «*Rienzi*'s *Fall*» an. Der erste Abend gab die zwei ersten, der zweite die drei letzten Akte, zu welchen ich ein besonders einleitendes Vorspiel komponirt hatte. Diess entsprach nun vollkommen den Wünschen der allerhöchsten Herrschaften, und namentlich der zwei ältesten Damen der königlichen Familie, den Prinzessinnen *Amalie* und *Auguste*. Das Publikum rechnete aber einfach heraus, dass es für dieselbe Oper, um sie ganz zu hören, jetzt zweimal Entrée zahlen sollte, und erklärte die neue Einrichtung ganz bestimmt für eine Prellerei; der Missmuth hierüber drohte wirklich dem

Besuch des «*Rienzi*» verderblich zu werden, und nach drei Aufführungen des getheilten Werkes fand sich die Direktion veranlasst, wieder zur früheren Einheit zurückzukehren, was ich durch die Wiederaufnahme der Kürzungen willig ermöglichte.

Von nun an füllte «*Rienzi*», so oft man ihn nur geben konnte, zum Erdrücken das Haus, und die Nachhaltigkeit seines Erfolges wurde mir bald vollständig einleuchtend, als ich bereits den Neid gewahren musste, den er mir von mancher Seite her zuzog. — Eine erste recht peinliche Erfahrung in diesem Betreff hatte ich schon am Tage nach der ersten Aufführung an dem Dichter *Julius Mosen* gemacht. Ich hatte diesen bereits nach meiner ersten Ankunft in Dresden, im Sommer, aufgesucht; da ich sein Talent wirklich hochschätzte, gelangte ich bald mit ihm zu einem näheren Umgang, welcher manches Angenehme und Belehrende für mich hatte. Er theilte mir einen Band seiner Dramen mit, welche mich durchgängig ausserordentlich ansprachen; unter ihnen befand sich auch eine Tragödie «*Cola Rienzi*», welche den Stoff in theils mir neuer und, wie es mich dünkte, ergreifender Weise behandelte. Diesem Gedichte gegenüber bat ich ihn, von meinem Opernbuche gar keine Notiz zu nehmen, da es als Dichtung ganz ausser aller Möglichkeit eines Vergleiches mit der seinigen stehe; es kostete ihn wenige Ueberwindung, diese Bitte mir zu gewähren. Nun liess er aber kurz vor meinem «*Rienzi*» eines seiner unglücklichsten Stücke, «*Bernhard von Weimar*», in Dresden aufführen, und erlebte an dem Erfolge wenig Freude, da die dramatisch leblose, nur auf politische Harangue gerichtete Tendenz desselben das nothwendige Schicksal solcher Verirrungen theilte. Mit einiger Verdriesslichkeit sah er nun der Aufführung meines «*Rienzi*» entgegen, und bekannte mir das bittre Gefühl, sein Trauerspiel gleichen Namens in Dresden nicht zur Annahme bringen zu können — vermuthlich um der etwas starken politischen Tendenz wegen, welche allerdings bei gleichem Stoffe im recitirten Schauspiel bemerklicher würde, als in der Oper, wo man eben von vorn herein nichts auf die Worte gäbe. Ich hatte ihn gutmüthig in dieser Geringschätzung des Operngenres bestärkt; desto befremdlicher betraf es mich nun, als ich ihn am Tage nach der ersten Aufführung meines Werkes bei meiner Schwester *Luise* antraf, und von ihm geradeswegs mit einem Ausbruch von Aerger und höhnischer Verachtung meines Erfolges überschüttet wurde. Er traf jedoch dabei in mir auf ein seltsames Gefühl von der wirklichen Nichtigkeit des von mir im «*Rienzi*» im Uebrigen mit so gutem Erfolge vertretenen Operngenres, so dass ich seinen unverhohlenen giftigen Auslassungen, mit geheimer

Beschämung, nichts ernstliches entgegenstellte. Das, was ich ihm ungefähr zu meinen Gunsten hätte erwidern können, war in mir noch nicht zu so klarer Fassung gelangt, stützte sich auch noch nicht auf ein so deutlich nachweisbares Produkt meiner besondren Richtung, dass ich es auszusprechen vermocht hätte, und ich empfand zunächst hierbei eigentlich nur ein Bedauern mit dem unglücklichen Dichter, welches zu bezeigen ich mich um so eher gedrängt fühlte, als gerade sein Wuthausbruch mir die innere Genugthuung gewährte, von ihm mir einen grossen Erfolg, über welchen ich selbst noch nicht genau aufgeklärt war, zuerkannt zu wissen.

Des Weiteren legte ich auch bereits beim Anlass der ersten Aufführung des «*Rienzi*» den Grund zu einem, später immer sich erweiternden, Zerwürfnisse mit den Zeitungsrecensenten. Herr *Karl Bank*, seither angesessener Hauptrecensent für Musik in Dresden, war mir bereits von Magdeburg her bekannt, wo er mich einmal besucht, und grössere Stücke aus meinem «*Liebesverbot*» zu seinem wirklichen Gefallen von mir sich hatte vorspielen lassen. Dieser Mann konnte mir, da wir in Dresden wieder zusammengetroffen waren, nicht vergeben, dass es mir unmöglich gewesen war, ihm Eintrittskarten zur ersten Aufführung des «*Rienzi*» zu besorgen. Aehnlich erging es mir mit einem Herrn *Julius Schladebach*, welcher sich um jene Zeit ebenfalls in Dresden als Recensent niederliess. So zuvorkommend ich gern mich gegen Jedermann benahm, empfand ich doch zu jeder Zeit eine unüberwindliche Abneigung dagegen, irgend einem Menschen aus dem Grunde besondre Rücksicht schenken zu sollen, weil er Recensent sei, und ich ging hierin mit der Zeit bis zur fast grundsätzlich sich gestaltenden Schroffheit, welche mir mein ganzes Leben über die unerhörtesten Verfolgungen der Journalistik zum grossen Theil mit zuzog. Noch trat diese Widerwärtigkeit für jetzt jedoch nicht besonders stark hervor, da sich in Dresden damals die Journalistik durchaus noch nicht breit machte, und von Dresden aus in fremde Blätter so wenig geschrieben wurde, dass andrerseits die dortigen Kunstvorgänge überhaupt nur sehr wenig Beachtung fanden, was allerdings nicht ohne Nachtheil für mich blieb. Somit berührten mich die unangenehmen Seiten meines Erfolges für jetzt so viel wie gar nicht, und eine kurze Zeit lang fühlte ich mich, zum ersten und einzigsten Mal in meinem Leben, vom allgemeinen Wohlwollen so angenehm getragen, dass ich alle ausgestandenen Lebensnöthen mir reich vergolten wähnte.

Denn auch die weiteren, und bisher gänzlich unberechneten Ergebnisse meines Erfolges stellten sich nun überraschend schnell heraus;

allerdings weniger im Betreff des materiellen Gewinnes, denn dieser führte sich für diesmal auf dreihundert Thaler zurück, welche mir die Generaldirektion statt der sonst nur üblichen zwanzig Louisd'or ausnahmsweise als Honorar zahlte. Auch meine Oper an einen Verleger gut verkaufen zu können, durfte ich, ehe sie nicht noch an einigen andren bedeutenden Orten gegeben war, nicht verhoffen. Doch fügte es das Schicksal, dass durch den gänzlich unerwarteten Tod des königlichen Musikdirektors *Rastrelli*, kurz nach der ersten Aufführung des «*Rienzi*», plötzlich eine Anstellung erledigt wurde, für welche sich sogleich Aller Augen auf mich richteten.

Während die Unterhandlungen hierüber sich einige Zeit hinzogen, gab die Generaldirektion andrerseits mir Zeugniss von einer fast leidenschaftlichen Theilnahme für mein Talent. Die erste Aufführung des «*fliegenden Holländer's*» sollte durchaus dem Berliner Theater nicht gegönnt werden, sondern diese Ehre Dresden zugesichert sein. Da ich von Seiten der Berliner Intendanz keineswegs hierin gehindert wurde, übergab ich sehr gern meine letzte Arbeit ebenfalls dem Dresdener Theater, und hatte ich, da sich keine Heldentenorpartie darin befand, auch auf *Tichatschek's* Mithülfe dabei zu verzichten, so konnte ich doch desto mehr auf die fördernde Mitwirkung der *Schröder-Devrient* rechnen, weil dieser mit der weiblichen Hauptrolle eine entsprechendere Aufgabe, als mit ihrer Rolle im «*Rienzi*», zugewiesen war. Es war mir lieb, hierbei mich so ganz nur auf sie, welche in der That wegen des ihr ungenügenden Antheils am Erfolg des «*Rienzi*» in eine eigenthümliche Verstimmung gegen mich gerathen war, verlassen zu können, und wie sehr ich dies that, bewies ich ihr mit einer meinem Werk andrerseits sehr nachtheiligen Uebertreibung, indem ich die männliche Hauptrolle dem ehemals tüchtigen, nun aber bereits etwas invaliden, und für meine Aufgabe in jeder Hinsicht ungeeigneten Barytonisten *Wächter*, gegen seine eignen aufrichtigen Bedenken dagegen, geradeswegs aufzwang. In der That sprach die von mir so hoch verehrte Künstlerin, zu meiner grossen Befriedigung, schon die Dichtung, als ich sie ihr mittheilte, ganz besonders an; und die Zeit des Studiums der Rolle der «*Senta*», für welchen ich nun sehr häufig mit ihr verkehrte, wurde durch die ernstliche persönliche Theilnahme, in welche ich für den Charakter und das Schicksal dieser ungewöhnlichen Frau, unter ganz besondren Umständen, gerieth, zu einer der aufregendsten, und, in wichtiger Beziehung, belehrendsten meines Lebens.

Trotzdem die grosse Künstlerin, namentlich durch ihre damals zum

Besuch bei ihr weilende berühmte Mutter, *Sophie Schröder*, darin bestärkt und aufgeregt, sich mir völlig ungehalten zeigte, dass ich für Dresden ein so glänzendes Werk wie den «*Rienzi*» geschrieben hätte, ohne gerade darin die eigentliche Hauptrolle für sie zu bestimmen, so siegte doch ihre grossherzige Natur über diese partikularistische Tendenz; sie erkannte mich laut als «Genie» an, und erwies mir das besondre Vertrauen, welches, wie sie meinte, nur einem Genie zu schenken sei. Sollte diess Vertrauen gar bald seine bedenklichen Seiten für mich äussern, da sie mich zum Mitwisser und Berather bei wirklich fatalen Vorgängen in ihrem Herzen machte, so fanden sich doch zunächst auch die Gelegenheiten, bei welchen sie sich offen vor aller Welt mit schmeichelhaftester Auszeichnung als meine Freundin zu erkennen gab.

Zunächst hatte ich sie auf einem Ausflug nach Leipzig zu begleiten, wo sie für ihre Mutter ein grosses Concert gab, welches sie auch dadurch besonders anziehend zu machen glaubte, dass sie zwei Stücke aus dem «*Rienzi*», die Arie des «*Adriano*» und das Gebet des «*Rienzi*» (letzteres von *Tichatschek* vorgetragen), unter meiner persönlichen Leitung ausgeführt, dem Programm einreihte. Auch *Mendelssohn*, der ihr sehr befreundet war, war von ihr zu diesem Concert herbeigezogen worden; er führte seine damals neue Ouverture zu «*Ruy-Blas*» darin auf. Mit Diesem kam ich während der zwei umgangsvollen Tage, welche ich bei diesem Anlass in Leipzig verbrachte, zum ersten Mal in nähere Berührung, da zuvor mein Verkehr mit ihm sich nur auf einige seltene und gänzlich unergiebige Besuche beschränkt hatte. Im Hause meines Schwagers *Fritz Brockhaus* wurde von *Mendelssohn* und der *Schröder-Devrient*, welcher dieser eine reiche Auswahl *Schubert*'scher Lieder accompagnirte, lebhaft musicirt. Ich beobachtete hierbei eine eigenthümliche Unruhe und Aufgeregtheit, mit welcher dieser damals auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes und Wirkens stehende, noch immer junge Meister mich betrachtete oder vielmehr ausspähte. Mir war ersichtlich, dass er auf einen Opernerfolg überhaupt, und somit gewiss auch in Dresden, nicht sonderlich viel gab, und zweifellos zählte ich bei ihm hierdurch unter einer Gattung von Musikern, von denen er nichts hielt, und mit denen er nichts zu thun zu haben glaubte. Dennoch hatte gerade dieser Erfolg charakteristische Merkmale, welche ihm etwas Erschreckendes gaben. *Mendelssohn* selbst verlangte seit lange nach nichts sehnlicher, als nach einer glücklichen Oper; es konnte ihn vielleicht verdriessen, dass, ehe er so weit kam, in plumper Weise, durch eine Art von Musik, welche nicht gut zu finden er sich vollkommen berechtigt halten durfte, gerade ein solcher Erfolg ganz un-

erwartet ihm in den Weg kam. Nicht minder mochte es ihn verstimmen, dass die von ihm für genial erkannte, und so lebhaft ihm zugethane *Schröder-Devrient* so offen und laut nun auch für mich eintrat. Alles dieses dämmerte in meinem Bewusstsein auf, als *Mendelssohn* durch eine sehr merkwürdige Aeusserung mich geradeswegs gewaltsam auf eine solche Deutung hinwies. Als ich ihn nämlich nach der gemeinschaftlichen Concertprobe nach Hause begleitete, und mit grosser Wärme soeben über Musik gesprochen hatte, unterbrach der durchaus nicht Redselige in eigenthümlich erregter Hast mich mit der Aeusserung, die Musik habe nur das Schlimme, dass sie nicht nur die guten, sondern auch die üblen Eigenschaften, wie gerade auch die Eifersucht, stärker als alle andren Künste anrege. Mich überflog es nur mit Schamröthe, diese Aeusserung auf seine Empfindung gegen mich beziehen zu sollen, da ich mir in tiefster Unschuld bewusst war, dass ich nie auch nur im Entferntesten an einen Vergleich meiner Fähigkeiten und Leistungen als Musiker mit denen *Mendelssohn's* zu denken mir beikommen lassen könnte. Seltsamer Weise producirte er sich aber gerade bei diesem Concerte nicht in dem Lichte, in welchem er sich ausser allem nur denklichen Vergleich mit mir gezeigt haben würde; eine Aufführung seiner «Hebriden-Ouverture» würde ihn zu meinen beiden Opern-Arien so gestellt haben, dass jede Beschämung, an seiner Seite zu stehen, mir erspart gewesen wäre, da der Abstand unsrer Leistungen zu unvergleichlich fern war; es schien aber, dass ihn zur Wahl der «*Ruy-Blas*»-Ouverture die Absicht bestimmt hatte, dem Genre der Opernmusik bei dieser Gelegenheit sich so nahe zu stellen, dass er das Effektvolle desselben auch auf sein Werk mit hinüberspielen liesse. Die Ouverture schien offenbar für das Pariser Publikum berechnet zu sein: und wie überraschend darin *Mendelssohn* erschien, bezeugte mit seiner Unbeholfenheit *Robert Schumann*, welcher nach dem Stück auf das Orchester zu *Mendelssohn* kam, und ihm gutmüthig lächelnd seine Verwunderung über das «flotte Orchesterstück» ausdrückte. Zur Ehre der Wahrheit sei aber hiermit erwähnt, dass weder er noch ich an diesem Abend den eigentlichen Erfolg erstritten; wir verschwanden gänzlich vor dem ungeheuren Eindruck, welchen die greise *Sophie Schröder* mit der Recitation der *Bürger*'schen «*Lenore*» hervorbrachte. Hatte man zuvor in den Journalen ihrer Tochter vorgeworfen, dass sie durch allerhand Musik-Ausstellungen ihrer Mutter, welche nie etwas mit Musik zu thun gehabt habe, auf ungeeignete Weise dem musikalischen Publikum Leipzig's ein Benefiz habe entlocken wollen, so standen wir musikalische Helfershelfer um dieses, von der

fast zahnlosen hochbetagten Frau mit wahrhaft erschreckender Schönheit und Erhabenheit gesprochene *Bürger*'sche Gedicht, wie wahre müssige Gaukler da. Und mir gab diess, wie so Manches, was ich in diesen wenigen Tagen erlebt, viel zu denken und zu sinnen. —

Ein zweiter mit der *Schröder-Devrient* gemeinschaftlich unternommener Ausflug führte mich noch im Dezember desselben Jahres nach Berlin, wohin die Künstlerin zur Mitwirkung bei einem grossen Hofconcert eingeladen war, und wo ich für mein Theil mit dem Intendanten *Küstner* wegen des »fliegenden Holländer's« Rücksprache halten wollte. Während ich für meine persönliche Angelegenheit zu keinem bestimmten Ergebniss gelangte, erhielt der diessmalige kurze Besuch in Berlin für mich ein besondres Interesse durch mein für die Folge so unvergleichlich bedeutungsvolles Zusammentreffen mit *Franz Liszt*. Es geschah diess unter besondren Umständen, welche ihn, wie mich, in eine eigenthümliche Verlegenheit setzten, und welche in übermüthigster Weise durch die herausfordernde Laune der *Schröder-Devrient* in das Spiel gebracht wurden.

Ich hatte meiner Gönnerin bereits vorher gelegentlich von einem früheren Zusammentreffen von mir mit *Liszt* erzählt. In jenem verhängnissvollen zweiten Winter meines Pariser Aufenthaltes, in welchem ich schliesslich durch die Schlesinger'sche Lohnarbeit mein Leben fristen zu können mich glücklich zu schätzen hatte, wurde ich eines Tages durch eine Mittheilung des stets für mich besorgten *Laube* davon benachrichtigt, dass *F. Liszt*, welchem er in Deutschland von mir gesprochen und mich empfohlen habe, nach Paris kommen werde, ich möge daher nicht versäumen, ihn aufzusuchen; denn *Liszt* sei »generös«, und würde mir gewiss zu helfen wissen. Da ich nun von dieser Ankunft wirklich erfuhr, meldete ich mich bei ihm in seinem Hôtel zum Empfang. Es war am frühen Vormittag; ich wurde angenommen, und traf zunächst einige fremde Herren im Salon, zu welchen nach einiger Zeit auch *Liszt*, freundlich und gesprächig, im Hauskleid herzutrat. Unfähig, an der französischen Conversation, welche sich um die Erlebnisse *Liszt*'s während seiner letzten Kunstreise in Ungarn bewegte, Theil zu nehmen, hörte ich eine Zeitlang aufrichtig gelangweilt zu, bis ich endlich von *Liszt* freundlich gefragt wurde: »womit er mir dienen könne?« Auf die Empfehlung *Laube*'s schien er sich nicht besinnen zu können; alles, was ich auf seine Frage ihm antworten konnte, war, dass ich den Wunsch hege, seine Bekanntschaft zu machen, wogegen er nichts zu haben schien, und mir anzeigte, dass er nicht vergessen werde, zunächst mir ein Billet für seine bevorstehende grosse Matinée zustellen zu lassen. Mein ganzer Versuch, ein

künstlerisches Gespräch einzuleiten, bestand in der Frage, ob *Liszt* neben dem *Schubert*schen Erlkönig nicht auch den von *Löwe* kenne: mit der Verneinung dieser Frage war dieser ziemlich befangene Versuch beseitigt, und mein Besuch endigte mit der Abgabe meiner Adresse, an welche alsbald auch von seinem Sekretair *Belloni*, von artigen Zeilen begleitet, eine Eintrittskarte zu einem in der *Salle Erard* vom Meister persönlich allein gegebenen Concert gelangte. Ich fand mich in dem überfüllten Salon ein, sah die Tribune, auf welcher der Flügel stand, von der Crême der Pariser Damenwelt im engsten Cirkel belagert, wohnte den enthusiastischen Ovationen bei, welche dem von aller Welt angestaunten Virtuosen gespendet wurden, hörte mehrere seiner glänzendsten Stücke, wie die »Fantaisie sur Robert le Diable« an, und trug eigentlich keinen andren Eindruck als den der Betäubung davon. Es war die Zeit meiner völligen Umkehr von einem Wege, der mich gegen meine innere Natur irre geleitet hatte, und von welchem ich mich nun in schweigsamer Bitterkeit still emphatisch abwandte. Zu nichts war ich somit weniger aufgelegt, als zu einer gerechten Würdigung derjenigen Erscheinung, welche gerade in dieser Zeit im vollsten Sonnenscheine des Tages glänzte, von dem ab ich mich der Nacht zugekehrt hatte. Ich suchte *Liszt* nicht wieder auf. —

Wie gesagt, hatte ich gelegentlich der *Schröder-Devrient* hiervon einfach erzählt; diese hatte aber mit besondrer Lebhaftigkeit Kenntniss davon genommen, denn ich traf bei ihr auf den schwachen Punkt der Künstler-Eifersucht. Da nun *Liszt* gleichfalls vom König von Preussen zu dem grossen Hofconzert nach Berlin geladen war, hatte es sich ereignet, dass bei einem ersten Zusammentreffen mit ihm sie von *Liszt* mit grosser Theilnahme nach dem Erfolg des »Rienzi« befragt worden war. Da sie hierbei bemerkt hatte, dass der Componist dieses »Rienzi« *Liszt* eine gänzlich unbekannte Person sei, hatte sie ihm sogleich mit sonderbarer Schadenfreude seinen vermeintlichen Mangel an Scharfblick vorgeworfen, da dieser Componist, welchem er jetzt mit so lebhaftem Interesse nachfrage, derselbe arme Musiker sei, welchen er kürzlich in Paris so »hochmüthig abgewiesen habe«. Sie erzählte mir diess jubelnd, zu meiner grössten Beklemmung, da ich sofort ihren von meiner früheren Erzählung gewonnenen Eindruck gebührend berichtigen musste. Als wir in ihrem Zimmer eben diesen Punkt verhandelten, wurden wir plötzlich im Nebengemach durch die berühmte Passage des Basses in der Rache-Arie der »Donna Anna«, in Oktaven rapid auf dem Klavier ausgeführt, unterbrochen. — »Da ist er ja selbst«, rief sie. *Liszt* trat herein, um die Sängerin

zur Conzertprobe abzuholen. Zu meiner grossen Pein stellte sie mich ihm mit boshafter Freude als den Componisten des «Rienzi» vor, den er ja nun kennen zu lernen wünsche, nachdem er ihm zuvor in seinem herrlichen Paris die Thür gewiesen habe. Meine ernstlichsten Betheuerungen, dass meine Gönnerin — jedenfalls nur zum Scherz — eine ihr von mir gemachte Mittheilung über meinen früheren Besuch bei *Liszt* absichtlich entstelle, beruhigten *Liszt* augenscheinlich über mich, da er andrerseits über die leidenschaftliche Künstlerin wohl bereits mit sich im Reinen war. Er bekannte allerdings, dass er sich meines Besuches in Paris nicht erinnere, dass es ihn demungeachtet schmerzlich berührt und erschreckt habe, zu erfahren, dass irgend Jemand über eine so üble Behandlung seinerseits in Wahrheit sich zu beklagen haben sollte. Der überaus herzliche Ton der einfachen Sprache, in welcher *Liszt* über dieses Missverständniss sich gegen mich äusserte, machten den sonderbar aufgeregten Neckereien der ausgelassenen Frau gegenüber einen ungemein wohlthuenden und gewinnenden Eindruck auf mich. Seine ganze Haltung, durch welche er ihre schonungslosesten spöttischen Angriffe zu entwaffnen suchte, war mir neu, und gab mir einen innigen Begriff von der Eigenthümlichkeit des seiner Liebenswürdigkeit und unvergleichlichen Humanität sicheren Menschen. Sie zog ihn endlich mit seinem kürzlich von der Königsberger Universität erhaltenen Doctortitel auf, indem sie ihn mit einem «Apotheker» zu verwechseln vorgab: *Liszt* streckte sich endlich platt auf dem Boden aus, gleichsam um, vollständig hülflos gegen das Unwetter ihrer Spöttereien sich erklärend, um Gnade zu flehen. Nachdem er sich an mich noch mit der herzlichen Versicherung gewandt, dass er es sich angelegen sein lassen werde, den «Rienzi» zu hören, und jedenfalls mir eine bessere Meinung über sich zu verschaffen, als sein Unstern bis jetzt ihm es ermöglicht habe, schieden wir für diesmal. — Der Eindruck, namentlich der grossen, fast naiven Einfachheit und Schlichtheit jeder Aeusserung und jedes Wortes, besonders auch des Ausdruckes, welchen er ihr gab, hinterliessen auf mich mit grosser Bestimmtheit den Eindruck, welchen gewiss Jeder von den hier bezeichneten Eigenschaften *Liszt*'s gewonnen, und durch welchen ich mir zum ersten Mal den Zustand von Bezauberung erklären konnte, in welchen *Liszt* Alle, die ihm näher gekommen, versetzt hatte, und über deren Ursachen ich bisher eine falsche Meinung gehegt zu haben mir nun wohl innigst klar wurde. —

Diese beiden Ausflüge nach Leipzig und nach Berlin waren nur kurze Unterbrechungen der Studienzeit, welche wir daheim auf den «*fliegenden Holländer*» verwandten. In diesem Betreff lag mir Alles daran, die

*Schröder-Devrient* bei warmem Interesse für ihre Aufgabe zu erhalten, da ich wohl fühlte, dass ich, bei der Schwäche der übrigen Besetzung der Partien, nur von ihrer Seite eine dem Geiste meines Werkes entsprechende Wiedergabe erwarten konnte. — Ausserdem dass sie die Rolle der «Senta» wirklich ansprach, wirkten zu derselben Zeit besondre Umstände auf eine ungemeine Erregung der leidenschaftlichen Frau. Sie stand nämlich, wie ich als betroffener Vertrauter erfuhr, im Begriff, ein bis dahin gepflegtes mehrjähriges Liebesverhältniss zu einem ernsten, ihr herzlich geneigten, sehr jugendlichen Manne, dem Sohn des ehemaligen Kultusministers *Müller*, damals Lieutenant in der königlichen Garde, zu brechen, um dafür ein andres, bei weitem weniger sich empfehlendes, mit leidenschaftlicher Hast anzuknüpfen. Der neu Erwählte war ein, wie es schien, zuletzt in Berlin ihr bekannt gewordener Herr *v. Münchhausen*, ebenfalls jung, gross und schlank, wie sich diess, nach dem im Verlauf mir klar wordenden Charakter der Neigungen meiner Freundin, von selbst verstand. Das leidenschaftliche Vertrauen, welches sie bei dieser Gelegenheit mir schenkte, schien mir aus der Angst ihres sehr gequälten Gewissens herzurühren: sie wusste, dass *Müller*, der seiner guten Eigenschaften wegen auch mir befreundet worden war, sie mit dem Ernste der ersten Neigung geliebt hatte, und dass sie jetzt ihn unter nichtigen Vorwänden auf das Treuloseste verrieth. Sie schien sich auch auf das bestimmteste sagen zu müssen, dass der neu Erwählte ihrer völlig unwerth war, und nur durch frivole und eigennützige Absichten sich zu ihr gezogen fühlte. Somit wusste sie auch, dass Niemand, und namentlich nicht ihre älteren, durch häufige Erfahrung um sie besorgten, Freunde ihr Benehmen billigen würden, und erklärte mir nun aufrichtig, dass sie mit ihrem Vertrauen zu mir sich gedrängt fühle, weil sie mich für ein Genie halte, und ich die Nöthigung ihrer Natur begreifen würde. Gewiss war mir hierbei sehr sonderbar zu Muthe. Von ihrer Neigung, wie von dem Gegenstande derselben, fühlte ich mich heftig abgestossen; durfte aber doch zu meinem Erstaunen nicht verkennen, dass diese mich höchst anwidernde Leidenschaft die seltsame Frau mit einer solch heftigen Gewalt erfasste, dass ich ihr ein gewisses Mitleiden, und selbst eine ernste Theilnahme nicht versagen konnte. Sie war bleich und verstört, lebte fast ohne jede Nahrung, und befand sich in einer so übermässigen Spannung aller Lebenskräfte, dass ich nicht anders glaubte, als sie einer schweren, ja tödtlichen Krankheit entgegengehen zu sehen. Seit lange floh sie jeder Schlaf, und — so oft ich mit meinem unglücklichen «fliegenden Holländer» zu ihr kam, erschrak ich über sie dermassen, dass ich an alles weniger als an die Ver-

nahme des beabsichtigten Studiums dachte. Gerade aber hielt sie mich da fest, nöthigte mich zum Klavier, und stürzte sich nun wie zu Tod und Verderben auf ihre Rolle. Da ihr an und für sich die Erlernung der Musik schwer fiel, konnte sie nur durch sehr häufiges und anhaltendes Probiren sich ihre musikalische Aufgabe aneignen. Nun sang sie stundenlang mit solcher Leidenschaftlichkeit, dass ich oft bang aufsprang und sie um Selbstschonung bat; da wies sie denn lächelnd wieder auf ihre Brust und dehnte die Muskeln ihres wohl immer noch schönen Körpers, um mir zu versichern, dass sie nichts umbringen könne. Wirklich erhielt auch ihre Stimme um diese Zeit eine jugendliche Frische und ausdauernde Kraft, die mich oft in Erstaunen setzten, und sonderbarer Weise musste ich mir bekennen, dass diese absurde Leidenschaft zu einem faden, nichtswürdigen Menschen meiner «Senta» merkwürdig zu gute kam. Die ausdauernde Kraft der übermässig angespannten Frau war so gross, dass sie, weil andrerseits die Zeit hierzu drängte, und eine mir nachtheilige Verzögerung dadurch vermieden wurde, sogar ohne sich zu schaden darein willigte, die Generalprobe am gleichen Tage der ersten Aufführung abzuhalten.

Diese Aufführung fand nun am 2. Januar des neuen Jahres (1843) statt. Der Erfolg derselben war für mich äusserst lehrreich, und leitete die entscheidende Wendung meiner späteren Schicksale ein. Zunächst hatte ich an der im ganzen missglückten Aufführung mir die Lehre zu entnehmen, welcher besonnenen Sorgfalt es bedürfe, um sich des entsprechenden Ausfalles der dramatischen Darstellung meiner neueren Arbeiten zu versichern. Ich erkannte, dass ich mehr oder weniger der Meinung gewesen war, meine Partitur müsse sich ganz von selbst verständlich machen, und meine Sänger müssten ganz von selbst dazu kommen, es mir recht zu machen. Mein braver alter Freund *Wächter*, zur Zeit der ersten Blüthe der *Henriette Sonntag* ein beliebter «Barbier von Sevilla», war, wie ich bereits erwähnte, allerdings von vorneherein bescheidener Weise einer andern Ansicht gewesen. Seine gänzliche Unfähigkeit zu der schwierigen Rolle meines energisch leidenden grauenhaften Seefahrers ging leider selbst der *Schröder-Devrient* zu spät erst in den Theaterproben auf. Das bedenkliche Embonpoint *Wächter's*, namentlich sein rundes breites Gesicht und die sonderbaren Bewegungen seiner Arme und Beine, welche unter seiner Handhabung nur körperliche Stumpfe zu sein schienen, brachten meine leidenschaftliche «Senta» zur Verzweiflung. In einer Probe brach sie an der Stelle der grossen Scene im 2. Akt, wo sie zu dem erhabenen Trost der Heilsverkündigung in der Stellung eines Schutz-

engels zu ihm trat, plötzlich ab, und raunte mir leidenschaftlich in das Ohr: «Wie kann ich's herausbringen, wenn ich in diese kleinen Rosinenaugen blicke? Gott, Wagner, was haben Sie da wieder gemacht?» Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und verliess mich heimlich auf den Herrn *von Münchhausen*, der mir denn auch wirklich versprach, des Abends sich im Parket so aufzustellen, dass die *Devrient* ihn erblicken müsse. Wirklich gelang es auch der durchaus genialen Leistung meiner grossen Künstlerin, trotz der grauenhaften Oede, in der sie sich auf der Bühne befand, mit dem zweiten Akte Alles zu enthusiastischer Wärme hinzureissen. Der erste Akt, welcher dem Publikum nichts als eine langweilige Unterhaltung des Herrn *Wächter* mit jenem Herrn *Risse*, der mich am Tage der ersten Aufführung des Rienzi zu einem guten Glas Wein eingeladen hatte, bot, und dann der dritte Akt, in welchem das höchste Toben des Orchesters das Meer nicht aus seinem zahmsten Behagen, und das Gespensterschiff nicht aus seiner vorsichtigsten Aufstellung bringen konnte, versetzten das Publikum in Staunen darüber, wie ich nach dem «Rienzi», wo doch in jedem Akte so sehr viel vorging, und *Tichatschek* in immer neuen Anzügen glänzte, nun dieses so gänzlich schmucklose, dürftige und düstre Werk hätte bieten können.

Da die *Schröder-Devrient* bald für längere Zeit gänzlich von Dresden fortging, erlebte der «fliegende Holländer» nur vier Vorstellungen, bei denen der sich vermindernde Andrang des Publikums genügend zu erkennen gab, dass ich es hiermit den Dresdnern nicht recht gemacht hatte. Die Direktion sah sich genöthigt, um meinen Glanz aufrecht zu erhalten, alsbald wieder zum Rienzi zurückzugreifen; und über den Erfolg dieser Oper, wie den Misserfolg des «Holländers» hatte ich nun nachzudenken. Mit einem seltsamen Grauen musste ich mir sagen, dass, waren auch die grossen Mängel in der Darstellung des «fliegenden Holländers» mir offenbar geworden, ich den Erfolg des «Rienzi» in Wirklichkeit doch nicht der durchweg richtigen und entsprechenden Darstellung derselben zu verdanken hatte. War *Wächter* keinesfalls meiner Aufgabe für den «fliegenden Holländer» nachgekommen, so konnte ich mir doch auch nicht verbergen, dass in fast nicht mindrem Grade *Tichatschek* hinter der charakteristischen Aufgabe seiner Rolle als «Rienzi» zurückgeblieben war. Die unerhörtesten Fehler und Mängel in der Darstellung dieser Rolle waren mir nie entgangen; von dem finstren, dämonischen Grunde in der Natur des Rienzi, welchen ich an den entscheidenden Punkten des Sujets unverkennbar stark hervorgehoben, hatte sich *Tichatschek* nicht einen Augenblick für die Behauptung des jubelnd strahlenden Heldentenor-

Charakters seiner Leistung irre machen lassen, um desto wehmüthiger im vierten Akte nach dem Bannspruche auf die Kniee zusammen zu knicken, und in lyrischer Bedauernswürdigkeit sein Schicksal über sich ergehen zu lassen; darwider er meiner Vorstellung, dass Rienzi zwar geistig in sich versenkt, aber fest wie eine Statue zu erblicken sein müsse, den grossen Erfolg grade dieses Aktschlusses «nach seiner Auffassung» entgegen hielt, mit der Ermahnung, doch ja hieran nichts ändern zu wollen. Ueberlegte ich mir somit, was eigentlich den Erfolg meines «Rienzi» herbeigeführt habe, so beruhte diess einerseits auf dem glänzenden, ungemein erquicklichen Organe des stets freudig aufschmetternden Sängers, in der erfrischenden Wirkung des Chorensembles und der bunten Bewegtheit der scenischen Vorgänge. Einen ganz besondren Fingerzeig erhielt ich aber noch, als wir die Oper in zwei Theilen gaben, und der dramatisch wie musikalisch offenbar bedeutendere zweite Theil stets auffallend weniger besucht war als der erste, und zwar aus dem allerseits mir offen bekannten Grunde, weil das Ballet in den ersten Theil falle. Einen noch naiveren Nachweis für das eigentlich hinreissende Moment dieser Oper gewann ich durch meinen guten Bruder *Julius*, welcher zu einer der Vorstellungen des «Rienzi» aus Leipzig gekommen war. Da ich mit ihm mich in einer offenen Loge, dem ganzen Publikum ersichtlich befand, verbat ich mir von ihm jede Beifallsbezeugung, selbst wenn sie auch nur den Sängern gelte: er vermochte sich während des ganzen Abends vom Applaudiren zu enthalten; nur bei einer gewissen Evolution des Ballets übermannte ihn der Enthusiasmus dermassen, dass er zu dem Jubel des Publikums wüthend in die Hände schlug, und mir bedeutete, jetzt könne er sich nicht mehr halten. Merkwürdiger Weise verdankte später in Berlin mein, im Uebrigen dort gleichgültig aufgenommener «Rienzi» ebenfalls diesem Ballete die anhaltende Vorliebe des jetzigen Königs von Preussen, welcher noch nach langen Jahren die Wiederaufführung dieser Oper wünschte, trotzdem sie in keiner Weise durch ihren dramatischen Gehalt das Publikum zu erwärmen vermocht hatte. Als ich in späterer Zeit in Darmstadt einer Aufführung derselben Oper wieder beiwohnen musste, fand ich, dass, während die besten Theile derselben auf das unerhörteste zusammengestrichen waren, im Ballet sogar Wiederholungen und Ausdehnungen hatten vorgenommen werden müssen. Nun war aber gerade diese Balletmusik, welche ich einst in Riga, ohne alle Anregung für dergleichen, mit absichtlicher Flüchtigkeit verächtlich in wenigen Tagen zusammen geschrieben hatte, von so auffallender Schwäche, dass ich mich, zumal da ich den besten Theil der-

selben, die tragische Pantomime, von vorneherein zu unterdrücken genöthigt gewesen war, bereits zu jener Zeit in Dresden ihrer aufrichtig schämte. Da nun ausserdem in Dresden gar keine choregraphischen Mittel vorhanden waren, um selbst für das übrig Gebliebene meinen Anordnungen antiker Kampfspiele und bedeutungsvoller ernster Reigentänze, wie sie später in Berlin sehr gut ausgeführt wurden, nachzukommen, hatte ich mich schmählicher Weise damit zu begnügen, dass zwei kleine Tänzerinnen eine Zeit lang alberne «Pas» ausführten, endlich aber eine Compagnie Soldaten aufmarschirte, die Schilde über ihren Köpfen zu einem Dache zusammenfügte, um an die altrömische «Testudo» zu erinnern, und der Balletmeister mit seinem Gehülfen, in blossen fleischfarbenen Tricots, auf dieses Schilddach sprangen, um sich hier einige Male gegenseitig auf den Kopf zu stellen, was ihrer Meinung nach das altrömische Gladiatorenspiel versinnlichen musste. Dieses war der Moment, welcher das Haus stets zu erdröhnendem Beifall hinriss, und ich hatte mir zu sagen, dass, wenn dieser Augenblick eintrat, ich die Krone meines Erfolgs erreicht hatte. —

Während ich auf diese Weise mir die eigenthümliche Divergenz zwischen meinem inneren Streben und meinem äusseren Erfolge immer ahnungsvoller bewusst wurde, sah ich auf der andren Seite durch die sonderbare Begünstigung der Umstände mich gedrängt, meinem Schicksale in fast ähnlich beängstigender Weise, als es bei meiner Verheirathung geschehen war, durch Annahme der Dresdener Kapellmeisterstelle, eine verhängnissvolle Richtung zu geben. Den hierauf bezüglichen Unterhandlungen hatte ich von Anfang herein eine zögernde Lauheit entgegengesetzt, welche in keiner Weise affektirt war. Meine Verachtung des Theaterwesens war bereits vollkommen; sie konnte durch die nun mir gewordene genauere Bekanntschaft mit dem scheinbar so vornehmen Hoftheater-Intendanz-Wesen, welches mit dünkelhafter Ignoranz das Schmachvolle der modernen Theatertendenz prunkend zu verdecken berufen scheint, nicht eben vermindert werden. Wie nun unter solcher Pflege alle höhere Regung bei jedem am Theater Betheiligten in der Weise ertödtet wurde, dass schliesslich nur ein Complex der eitelsten und frivolsten Interessen durch einen lächerlich steifen bureaukratischen Apparat zusammengehalten wurde, so erkannte ich jetzt mit grösster Sicherheit in einer Nöthigung zum Befassen mit dem Theater das Widerwärtigste, was ich mir vorstellen konnte; und als mir durch den erwähnten Todesfall *Rastrelli*'s gerade jetzt, und hier in Dresden, die Versuchung meiner inneren Stimme untreu zu werden herantrat, erklärte ich sofort

meinen vertrauten älteren Freunden, dass ich nicht daran dächte die frei gewordene Stelle annehmen zu wollen.

Gegen diesen Entschluss vereinigte sich nun aber Alles, was irgend menschliche Entschliessungen erschüttern kann. Die Aussicht auf Sicherung meiner Lebenslage durch eine dauernde Versorgung bei festem Gehalte machte sich zunächst mit tyrannischer Anziehungskraft geltend. Ich bekämpfte die Versuchung durch Hinweis auf meine Erfolge als Opernkomponist, die mir, so hoffte ich, wenigstens genug einbringen würden, um in zwei Stuben, bei geringen Lebensansprüchen, ungestört neue Arbeiten fördern zu können. Gerade im Betreff meiner Arbeitsmusse, wendete man mir aber ein, würde ich bei einer festen Anstellung mit nicht übermässiger Beschäftigung mich besser gefördert sehen, als bisher, wo ich seit der Vollendung des «fliegenden Holländers» über ein volles Jahr ohne Ruhe zur Arbeit mich befunden hatte. Ich blieb dabei, dass ich die dem Kapellmeister untergeordnete Musikdirektorstelle des verstorbenen *Rastrelli* in jeder Hinsicht für meiner unwürdig hielte, erklärte mit Bestimmtheit auf dieselbe nicht zu reflektiren, und veranlasste dadurch auch die Generaldirektion, sich anderweitig wegen Besetzung derselben umzusehen. Während somit von dieser Stelle nun nicht mehr die Rede war, wurde mir aber eröffnet, dass durch den vor einiger Zeit bereits erfolgten Tod des Kapellmeisters *Morlachi* eigentlich ja noch eine königliche Kapellmeisterstelle unbesetzt geblieben sei, und es stünde zu erwarten, dass der König sich geneigt fühlen dürfte, diese Stelle von Neuem durch mich zu besetzen. Die grosse Wichtigkeit, welche in Deutschland, namentlich in königlichen Residenzen, solchen Angelegenheiten beigelegt wird, und die glänzende «Solidität», welche solch eine lebenslängliche königliche Anstellung namentlich deutschen Musikern als das höchste erreichbare irdische Glück vorschweben lässt, fing nun an meine gute Frau in grosse Aufregung zu versetzen. Von manchen Seiten eröffneten sich mir freundlich behagliche Anknüpfungen für einen bürgerlichen Verkehr, wie wir ihn bisher noch nicht gekannt hatten; das Gefühl des Wohlgelitten- ja Angesehenseins breitete sich mit wohlthätiger Wärme über die Heimathlosen aus, denen mit einer dauernden Niederlassung unter ehrenvollstem königlichen Schutze das in trostlosen Zeiten oft schmerzlich ersehnte Behagen einer wohlanständigen Sicherheit sich gewonnen zeigte. Einen wichtigen Einfluss auf die Erweichung meiner Stimmung übte endlich die Wittwe *Karl Maria von Weber's*, die lebhafte und liebenswürdige *Caroline*, in deren Haus ich mich jetzt öfter befand, und deren Umgang durch unmittelbar auflebende

Erinnerungen an den von mir noch immer so innig geliebten Meister für mich besonders anziehend war. Diese beschwor mich nun mit wahrhaft rührender Innigkeit, doch ja dem bedeutungsvollen Zuge des Schicksales nicht widerstreben zu wollen. Sie habe ein Recht mich zur Einkehr in Dresden aufzufordern, um dort die Stelle einzunehmen, die seit dem Tode ihres Mannes so traurig leer geblieben sei: «denken Sie sich», sagte sie mir, «wie ich einst *Weber* wiedersehen soll, wenn ich ihm davon zu berichten habe, wie bisher das von ihm so aufopferungsvoll gepflegte Werk, da wo er es wirkte, verwahrlost worden; denken Sie sich, wie mir zu Muthe ist, wenn ich dort, wo einst der seelenvolle *Weber* stand, jetzt nur noch den faulen *Reissiger* sehen soll, — wie mir zu Muthe ist, wenn ich seine Opern mit jedem Jahre geistloser herunter gespielt höre: lieben Sie *Weber*, so sind Sie es seinem Andenken schuldig, in seine Stelle zu treten, um sein Werk fortzusetzen.» Aber auch die praktische Seite der Angelegenheit wies die lebenserfahrene Frau mit energischer Fürsorge nach, indem sie mir es an's Herz legte, namentlich auch an die Sicherheit meiner Frau zu denken, welcher, wenn ich plötzlich stürbe, durch Annahme der mir gebotenen Stelle genügende Versorgung geboten sei. —

Mehr als alles diess Herzliche, Bedeutende und Vernünftige wirkte in mir selbst der zu keiner Zeit meines Lebens gänzlich vertilgte enthusiastische Glaube an die Möglichkeit, da, wohin mich das Schicksal geführt, also auch jetzt hier in Dresden, doch wohl den Punkt gefunden zu haben, von welchem aus einmal eine Umkehr des Gewohnten in Bewegung zu setzen, und das Unerhörte in das Leben zu rufen wäre: am Ende bedurfte es ja doch nur einmal des Aufkommens eines feurig strebenden Menschen, um, wenn das Glück ihn wirklich begünstigte, das Verwahrloste zu regeneriren, wahrhaft veredelnden Einfluss zu gewinnen, und die Erlösung der in schmachvollen Banden liegenden Kunst herbei zu führen. Die wunderbar schnelle Wendung, welche mein Schicksal genommen, musste einen solchen Glauben nur nähren, und wirklich verführerisch wirkte auf mich mein Innewerden der merkwürdigen Veränderung, welche in der ganzen Haltung des Generaldirektors Herrn *von Lüttichau* gegen mich eingetreten war. Der sonderbare Mensch zeigte mir eine Wärme, deren ihn Niemand zuvor für fähig gehalten hatte, und von seinem persönlichen wahrhaften Wohlwollen habe ich mich, selbst während meiner späteren unaufhörlichen Zerwürfnisse mit ihm, unverkennbar überzeugt halten müssen. — Nichts desto weniger wurde die Entscheidung doch aber nur durch eine Art von Ueberrumpelung herbeigeführt: ich wurde am 2. Februar 1843 auf das Freundlichste in

das Bureau des Intendanten eingeladen und traf dort den Generalstab der königlichen Kapelle an, in dessen Mitte Herr *von Lüttichau* durch den Theatersekretair, meinen unvergesslichen Freund *Winkler*, mir feierlichst ein königliches Reskript vorlesen liess, durch welches ich sofort zum Kapellmeister Seiner Majestät mit 1500 Thalern lebenslänglichem Gehalt ernannt wurde. Herr *von Lüttichau* liess dieser Lektüre eine ziemlich feierliche Rede folgen, in welcher er seine Annahme ausdrückte, dass ich mit Dank die Gnade des Monarchen erkennen würde. Es entging mir bei dieser freundlichen Solemnität nicht, dass hiermit zugleich allen weiteren Verhandlungen über die Höhe des Gehaltes die Möglichkeit abgeschnitten war, wogegen allerdings der Hinwegfall der selbst *Weber* seiner Zeit auferlegten Bedingung, zuerst unter dem blossen Titel eines königlichen Musikdirektors ein Probejahr zu bestehen, als sehr beschwichtigende Ausnahme mich zum Schweigen zu bringen berechnet war. Meine neuen Kollegen beglückwünschten mich sofort, und Herr *von Lüttichau* begleitete mich unter den angenehmsten Gesprächen bis an die Thür meines Hauses, wo ich denn wiederum meiner vor Freude taumelnden armen Frau in die Arme fiel, so dass ich nun wohl merkte, dass ich gute Miene zu machen hatte und, ohne unerhörtes Aergerniss zu geben, mich jetzt wohl selbst als königlichen Kapellmeister zu bekomplimentiren hatte.

Als ich in feierlicher Sitzung als königlicher Diener beeidigt und der versammelten musikalischen Kapelle mit einigen feurigen Worten des königlichen Generaldirektors vorgestellt war, wurde ich nach einigen Tagen auch von Seiner Majestät zur Audienz empfangen. Als ich in die Züge des gutherzigen, freundlichen und schlichten Monarchen blickte, fiel mir unwillkürlich mein jugendlicher Entwurf zu jener politischen Ouverture, mit dem Thema «Friedrich und Freiheit», ein. Das etwas verlegene Gespräch belebte sich, als der König mir seine Zufriedenheit mit meinen beiden nun in Dresden gegebenen Opern bezeigte. Wenn ihm etwas zu wünschen übrig blieb, so wäre dieses, wie er sich mit freundlichem Zögern ausdrückte, ein etwas deutlicheres Heraustreten der einzelnen Personen meiner musikalischen Dramen; es komme ihm vor, als ob das Elementare darin das Interesse an diesen beeinträchtige: so im «Rienzi» das Volk, im «fliegenden Holländer» das Meer. Mir schien als ob ich ihn sehr gut verstünde, und ich freute mich aufrichtig über diesen Beweis sowohl seiner ernsten Theilnahme, als seines originellen Urtheils. Ausserdem entschuldigte er sich im Voraus bei mir, wenn er auch meine Opern nicht sehr häufig besuchen sollte, was lediglich damit zusammenhinge,

dass er überhaupt einen eignen Widerwillen gegen den Theaterbesuch habe, der ihm leider durch eine Maxime seiner Erziehung beigebracht sei, nach welcher er mit seinem Bruder *Johann*, dem es nun ebenso ergehe, lange Zeit mit Zwang angehalten worden sei, regelmässig den Vorstellungen des Theaters beizuwohnen, wogegen er, aufrichtig gesagt, oft vorgezogen haben würde, fern der Etiquette einer freiwilligen Beschäftigung überlassen sein zu können. — Als ein charakteristisches Merkmal des Höflingsgeistes erfuhr ich bald nachher, dass Herr *von Lüttichau*, welcher während dieser Audienz mich im Vorzimmer erwarten musste, sich sehr ungehalten über die lange Dauer derselben ausgelassen hatte. — In nähere Berührung und zu einer Unterredung mit dem guten König gelangte ich im Laufe der Jahre nur noch zwei Mal: das eine Mal, als ich ihm das Dedicationsexemplar des Klavierauszuges meines «Rienzi» überreichte; das zweite Mal, als ich in Folge der von mir mit vielem Glück bewerkstelligten Bearbeitung und Aufführung der «Iphigenia in Aulis» von *Gluck*, dessen Opern er vorzüglich liebte, auf öffentlicher Promenade höchst freundlich und zutraulich von ihm angehalten und wegen meiner Arbeit beglückwünscht wurde.

Mit jener ersten Audienz beim König war jedenfalls der Höhepunkt meiner so schnell betretenen Dresdner Glückslaufbahn erreicht: von nun an meldete sich in mannichfaltiger Gestalt wieder die Sorge. — Sehr bald eröffnete sich mir der Blick in die Schwierigkeit meiner materiellen Lage, da sich herausstellte, dass die bisher von mir gewonnenen und durch meine Anstellung sich darbietenden Vortheile in keinem Verhältniss zu den bisher, seit angetretener bürgerlicher Selbstständigkeit, mein Leben belastenden Opfern und Verpflichtungen stehe. Der seit seinem Fortgang von Riga gänzlich verschollene junge Musikdirektor tauchte plötzlich in der staunenerregenden Wiedergeburt als königlich sächsischer Kapellmeister von Neuem auf. Die nächsten Folgen dieser allgemeinen Beachtung meines Glückes waren dringende Mahnungen und drohende Verfolgungen, zunächst von Seiten derjenigen Königsberger Gläubiger, denen ich in Riga mich durch jene unverhältnissmässig beschwerliche und leidenvolle Flucht entzogen hatte. Ausserdem meldete sich, was nur irgend wo und aus den undenklichsten Zeiten her zu irgend welcher Forderung an mich sich berechtigt wähnte, selbst auch aus meiner Studenten- ja Gymnasiasten-Zeit, so dass ich gelegentlich verwunderungsvoll ausrief, ich vermuthete nun noch eine Rechnung von meiner Amme für meine Säugung zu erhalten. Alles diess belief sich allerdings auf keine grosse Summe, und ich erwähne ausdrücklich den boshaften Ge-

rüchten gegenüber, welche, wie ich erst in späten Jahren erfahren habe, über meine damalige Verschuldung gelegentlich ausgestreut worden sind, dass ich mit 1000 Thalern, welche ich von Frau *Schröder-Devrient* gegen Zinsen entlieh, nicht nur alle diese Schulden bezahlte, sondern auch die von *Kietz* während meiner Pariser Nöthen, ohne alle Annahme der Zurückerstattung, mir gebrachten Opfer auf das Genaueste vergütete, und ausserdem diesem Freunde selbst mich behülflich erweisen konnte. Allein, woher selbst dieses Geld nehmen, da ich bis dahin in so äusserst kümmerlicher Lage mich befand, dass ich die *Schröder-Devrient* zur Beschleunigung der Aufführung des «fliegenden Holländers» durch den Hinweis auf die grenzenlose Wichtigkeit, von welcher für mich das dafür zu erhaltende Honorar sei, hatte antreiben müssen? Von irgend einer Vergütung für meine Ansiedlung, die doch jedenfalls dem Range eines königlichen Kapellmeisters entsprechen musste, ja selbst für die Anschaffung einer albernen und kostbaren Hofuniform, war in keiner Weise an eine Entschädigung gedacht, so dass ohne Aufnahme von Geld gegen Zinsen, da ich nun einmal gänzlich ohne Vermögen war, an keinen Anfang gedacht werden konnte. Wer nun aber den unerhörten Erfolg des «Rienzi» in Dresden wahrgenommen hatte, konnte nicht umhin an eine baldige und lohnende Verbreitung meiner Opern über die deutschen Theater zu glauben; und meine eigenen Verwandten, namentlich auch die besonnene *Ottilie*, waren hierfür mit solcher Zuversicht erfüllt, dass sie mir mindestens die Verdoppelung meines Gehaltes durch die Einnahmen von meinen Opern in sichere Aussicht stellen zu dürfen meinten. In der That schien es im allerersten Anfang hiermit ein gutes Bewenden nehmen zu wollen; sehr bald bestellte das *Kasseler* Hoftheater, sowie auch das mir altbekannte Theater zu *Riga*, die Partitur meines «fliegenden Holländers», weil man dort schnell etwas von mir geben wollte, und dem Gerüchte nach diese Oper weniger umfangreich und für die Ausstattung weniger anspruchsvoll als der «Rienzi» war. Von beiden Orten erhielt ich im Mai 1843 auch günstige Nachrichten über den Erfolg der stattgehabten Aufführungen. Hiermit hatte es denn aber für jetzt sein Ende, und das ganze Jahr verging, ohne dass auch nur die mindeste Nachfrage nach einer meiner Partituren an mich gelangt wäre. Ein Versuch, durch die Herausgabe des Klavierauszuges des «fliegenden Holländers» (da ich den «Rienzi» jedenfalls für günstigere Chancen, nach erreichten weiteren Erfolgen, als nützliches Kapital mir vorbehalten wollte), mir zu einer Einnahme zu verhelfen, scheiterte an dem Widerwillen der Herren *Härtel* in Leipzig, welche sich zwar sehr bereitwillig erklärten meine Oper

herauszugeben, jedoch nur in der Voraussetzung, dass ich von jeder Honorarforderung dafür abstünde.

So hatte ich mich denn vorläufig an der phantastischen Eigenschaft meiner Erfolge zu sättigen; meine unverkennbare Beliebtheit beim Dresdener Publikum, manche Ehre und mir erwiesene Aufmerksamkeit gehörten hierzu. Doch auch in diesem Bezug sollte mein arkadischer Traum bald gestört werden. Ich glaube, dass erst mit meinem Auftreten in Dresden dort eine neue Aera für das Journalisten- und Recensententhum begann, welches gleichsam aus seinem Aerger über meine Erfolge Stoff zu einer bis dahin nur noch schwächlich geübten Lebenskraft erhielt. Die beiden von mir bereits genannten Herren, *C. Bank* und *J. Schladebach*, haben nachweislich erst um jene Zeit ihr festes Domicil in Dresden genommen; ich weiss, dass, als in Betreff seiner dauernden Ansiedelung gegen *Bank* Schwierigkeiten erhoben wurden, diese erst durch die Verwendung und Gutsage meines nunmehrigen Collegen *Reissiger* beseitigt werden konnten. War diesen Herren, die nun dauernde Engagements für die musikalische Kritik in Dresdener Blättern annahmen, der Erfolg meines «Rienzi» bereits sehr unangenehm gewesen, namentlich da ich auch gar keine Miene machte mir ihre Gunst zu gewinnen, so war es ihnen doch noch schwer gefallen, den so allgemein beliebten jungen Musiker, welcher die Theilnahme des hierin gutmüthigen Publikums auch durch seine dürftigen und vom Glück bisher so wenig begünstigten Lebensumstände gewonnen hatte, mit der eigentlichen beizenden Lauge ihres Hasses zu übergiessen. Durch meine «unerhörte» Ernennung zum königlichen Kapellmeister war aber plötzlich jede Nöthigung zu irgend welcher humaner Rücksicht geschwunden: jetzt «ging mir's gut», ja «unmässig gut»; der Neid fand seine höchst rechtmässige Nahrung; es war etwas ganz Bestimmtes, allgemein Fassliches, was von ihm anzunagen war; und bald verbreitete sich durch alle Blätter Deutschlands in Berichten aus Dresden eine Stimmung über mich, welche als Grundton bis auf den heutigen Tag sich nie geändert hat, mit einziger Ausnahme einer gewissen Modification, welche vorübergehend, und natürlich nur in Blättern von hierfür geeigneter Farbe, während meiner ersten Niederlassung als politischer Flüchtling in der Schweiz eintrat, jedoch von da ab, wo durch *Liszt's* Bemühungen meine Opern, trotz meiner Verbannung, über Deutschland verbreitet wurden, sich alsbald in den Blättern jeder Farbe wieder gänzlich verlor. Dass sogleich anfänglich nach den Dresdener Aufführungen zwei Theater eine meiner Partituren bestellt hatten, verdankte ich jedenfalls nur dem Umstande, dass bis dahin die schädliche

Thätigkeit meiner journalistischen Beobachter sich noch gehemmt gefühlt hatte; wogegen ich mir das nun eintretende Schweigen jeder Nachfrage, gewiss nicht mit Unrecht, sehr wesentlich aus dem Grunde der Wirkung der falschen und verläumderischen Berichte in den Zeitungen erkläre. Mein alter Freund *Laube* war zwar sofort bemüht gewesen, auch als Journalist der Welt mich vortheilhaft vorzuführen: er übernahm mit Neujahr 1843 von Neuem die Redaktion der »Zeitung für die elegante Welt«, und forderte mich auf, für eine seiner ersten Nummern ihm eine biographische Notiz über mich aufzusetzen. Es machte ihm ersichtlich grosse Freude, mich auf diese Weise triumphirend auch der litterarischen Welt vorzustellen, und um diess recht ersichtlich zu thun, gab er der betreffenden Nummer seines Journales noch eine Lithographie meines von *Kietz* gezeichneten Portraits bei. Doch selbst er wurde nach einiger Zeit besorgt und befangen in seinem Urtheil über meine Leistungen, da er wahrnahm, mit welcher Ausdauer und mit welch' zunehmender Sicherheit diese immer mehr verkleinert, herabgesetzt und geschmäht wurden. Er gestand mir später, dass ihm allerdings eine so verwahrloste Stellung, wie diejenige, in welche ich gegen die gesammte Journalistik gerathen war, noch nicht als erdenklich vorgekommen sei, und da er meine Gesinnung in diesem Punkt kennen lernte, segnete er mich lächelnd als einen rein verlornen Mann. —

Aber auch in meinen nächsten Beziehungen zu meinem unmittelbaren neuen Wirkungskreise traf ich bald auf sehr veränderte Stimmungen, welche ihrerseits wiederum jenen journalistischen Tendenzen eine höchst willkommene Nahrung gaben. — Ich hatte mich durch keine Art von Ehrgeiz verleitet gefühlt, darum anzuhalten, mein Werk selbst im Orchester dirigiren zu dürfen. Da ich jedoch gefunden hatte, dass Kapellmeister *Reissiger* bei jeder Aufführung des Rienzi nachlässiger in der Leitung wurde, und das musikalische Ensemble in den wohlbekannten, ausdruckslosen Schlendrian verfiel, hatte ich, da bereits meine Anstellung andrer Seits in das Auge gefasst wurde, mir die persönliche Leitung der sechsten Aufführung meines Werkes ausgebeten. Ich dirigirte, ohne zuvor eine Probe gehalten, noch je mich an der Spitze der Dresdener Kapelle befunden zu haben; es ging vortrefflich, Sänger und Orchester waren neu belebt und rissen Alles zu dem Zeugniss hin, dass diess die gelungenste Aufführung des Rienzi gewesen sei. Das Studium und die Direktion des »fliegenden Holländers« waren mir schon aus dem Grunde gern überwiesen worden, weil *Reissiger* in Folge des Todes des Musikdirektors *Rastrelli* sich mit dienstlicher Arbeit überhäuft fand. Ausserdem wurde ich ersucht, um

für meine Fähigkeit, auch eine fremde Partitur dirigiren zu können, ein unmittelbares Zeugniss abzulegen, die Aufführung von *Weber*'s »Euryanthe« zu leiten. Es schien, dass ich alle Welt befriedigte, und eben auf den Geist dieser Aufführung begründete die Wittwe *Weber*'s ihr so eifriges Anliegen an mich, die Dresdener Kapellmeisterstelle anzunehmen, da sie erklärte, zum ersten Male seit dem Tod ihres Gemahls sein Werk wieder im richtigen Geiste und namentlich auch im richtigen Zeitmaasse gehört zu haben. Durch meine hierauf erfolgte Anstellung hatte sich nun zunächst *Reissiger*, welcher lieber nur einen ihm untergeordneten Musikdirektor gewünscht hätte, statt dessen aber einen gleichberechtigten Collegen erhielt, gekränkt gefühlt. Wenn auch sein natürlicher Hang zur Trägheit ihn meist zu Ruhe und gutem Einvernehmen mit mir geneigt machte, so sorgte doch seine ehrgeizige Frau dafür, ihn in Angst vor mir zu erhalten. Nie führte dies jedoch zu einem offen feindseligen Benehmen seinerseits; nur bemerkte ich von nun an, dass sich, namentlich in der Presse, gewisse Indiskretionen einstellten, welche mir zeigten, dass die Freundlichkeit meines Collegen, welcher nie mit mir sprach ohne mich zuvor geküsst zu haben, nicht vom allerbiedersten Schlage war. — Ganz unerwartet zeigte sich mir aber plötzlich, dass ich die Eifersucht eines Mannes, von dem ich mir diess in keiner Weise vermuthete, im leidenschaftlichsten Grade zugezogen hatte. Diess war der als erster königlicher Concertmeister seit einer Reihe von Jahren der Dresdener Kapelle angehörige, seiner Zeit berühmte Violinvirtuos *Karl Lipinsky*, ein Mensch von vielem Feuer und origineller Begabung, aber von der unglaublichsten Eitelkeit, welche durch den beweglichen, misstrauischen polnischen Charakter zur bedenklichsten Ausartung verleitet wurde. Ich hatte stets viel Pein mit ihm zu überstehen, da er, so sehr belebend und belehrend er namentlich auf die technischen Leistungen der Violinisten wirkte, dennoch als Concertmeister eines wohlgegliederten Orchesters offenbar übel am Platze war. Der sonderbare Mann bestrebte sich das Lob des Generaldirektors *von Lüttichau*, dass man *Lipinsky*'s Ton stets aus dem Orchester hervorhöre, in Wahrheit zu begründen; er fiel nämlich immer etwas früher ein als die andren Violinisten, und führte somit das Amt eines Vorspielers im rhythmischen Sinne aus, indem er stets etwas vorweg spielte, auch in den Nüancen insofern willkürlich verfuhr, als er leichte Inflexionen im Piano-Vortrag meist mit fanatischer Schärfe ausführte. Hierüber war es nun ganz unmöglich dem Manne etwas zu sagen, da man nur durch stärkste Schmeichelei etwas über ihn vermochte; diess hatte ich nun zu ertragen, und dagegen darauf bedacht zu sein, den

Schaden, welchen er den Leistungen des Orchesters zufügte, auf den gewundensten Umwegen enthusiastischer Freundlichkeit einigermassen zu mildern. Nichtsdestoweniger konnte er es nicht ertragen, dass die Leistungen des Orchesters, so oft ich dirigirte, vorzüglicher beachtet wurden, weil er annahm, ein Orchester, in welchem er vorspiele, leiste immer gleich Vorzügliches, es möge am Dirigentenpulte stehen wer da wolle. Nun fand sich aber, wie es immer der Fall ist, wenn neue Häupter mit frischem Einfluss angestellt werden, dass die Mitglieder der Kapelle mit den mannigfaltigsten, bisher unerledigten Anliegen sich an mich wandten; einen besondren Fall dieser Art benutzte *Lipinsky*, der auch hierüber ergrimmt war, sofort zu einer eigenthümlichen Verrätherei. Einer der ältesten Contrabassisten war gestorben. *Lipinsky* hatte in mich gedrungen, doch ja mit dafür zu sorgen, dass diese Stelle nicht durch das gewöhnliche Hinaufrücken der unteren Musiker, sondern durch einen von ihm mir genannten bedeutenden Virtuosen auf dem Contrabass, den Kammermusiker *Müller* in Darmstadt, besetzt werde. Als der durch eine solche Massregel zunächst bedrohte Musiker sich bei mir einfand, um mich für die Wahrung seiner Anciennetätsrechte zu gewinnen, blieb ich meinem *Lipinsky* gegebenen Versprechen treu, äusserte meine Bedenken über die Schädlichkeit dieses Anciennetätswesens, und bestätigte, dass ich, in Gemässheit meines dem Könige geleisteten Eides, mich vor allen Dingen für verpflichtet hielte, vorzüglich auf die Wahrung der künstlerischen Interessen des Institutes zu achten. Nun hatte ich zu meinem grossen, allerdings aber sehr thörigtem, Erstaunen bald zu erfahren, dass die ganze Kapelle sich wie ein Mann gegen mich kehrte, und als es zwischen *Lipinsky* und mir zu einer Auseinandersetzung über mehrere von ihm gegen mich erhobene Beschwerden kam, bezichtigte wirklich auch er mich, durch meine in der Contrabassisten-Angelegenheit gethanen Aeusserungen die wohlbegründeten Rechte der Orchestermitglieder, für deren Wohl wir doch väterlich zu sorgen hätten, bedroht zu haben. Herr *von Lüttichau*, welcher soeben auf einige Zeit von Dresden sich entfernen wollte, fand sich, da auch *Reissiger* beurlaubt war, im höchsten Grade beunruhigt, die musikalischen Angelegenheiten in so bedrohlichem Zerwürfniss zu hinterlassen. Die unerhörte Erfahrung von Falschheit und Schamlosigkeit, welche ich soeben gemacht hatte, erleuchtete mich plötzlich wie ein neues Licht, und gab mir sofort die nöthige Ruhe, um den bedrängten Generaldirektor durch meine bündigsten Versicherungen, dass ich nun wüsste mit wem ich zu thun hätte und danach handeln würde, ausser Sorge zu setzen. Ich habe treulich mein Wort gehalten;

nie gerieth ich mehr, weder mit *Lipinsky*, noch sonst einem Kapellmitgliede in irgend einen Conflikt; im Gegentheil wurden bald und für die Dauer sämmtliche Musiker mir so sehr geneigt, dass ich mich jeder Zeit ihrer Ergebenheit rühmen durfte.

Das Eine jedoch ward mir seit diesem Tage ebenfalls klar: dass ich nicht als Dresdener Kapellmeister sterben würde. Von nun an ward mir mein Amt und meine ganze Dresdener Wirksamkeit zur Last, die mir durch die einzelnen, zu Zeiten erlangten, wirklich schönen Erfolge meiner Thätigkeit nur immer deutlicher fühlbar wurde.

Einen einzigen Freund, dessen inniges Verhältniss zu mir auch die gemeinsame musikalische Wirksamkeit in Dresden weit überdauerte, führte mir jedoch das Schicksal durch eben diese Anstellung zu. Zu den beiden Kapellmeistern musste noch ein Musikdirektor angestellt werden; es bedurfte hierzu weniger eines Musikers von bedeutendem Rufe, als eines tüchtigen Arbeiters, gefügigen Menschen, und vor Allem *Katholiken*, da beide Kapellmeister zum Aergerniss der geistlichen Behörden der katholischen Hofkirche, in welcher die königliche Kapelle zahllose Dienste zu versehen hatte, Protestanten waren. Der Nachweis der hierfür erforderlichen Eigenschaften verschaffte *August Röckel*, einem Neffen *Hummel's*, welcher von Weimar aus um unsre Stelle sich bewarb, den ledigen Posten. Er gehörte einer althayerischen Familie an; sein Vater war Sänger, hatte zur Zeit der ersten Aufführung des »Fidelio« von *Beethoven* selbst häufig den »*Florestan*« gesungen, und war mit dem Meister selbst in andauerndem freundschaftlichen Verkehr gewesen, so dass durch ihn mancher sonst unbekannte Zug aus dessen Leben sich erhalten hat. Seine spätere Stellung als Gesangslehrer hatte ihn auch in das Theaterdirektionswesen hineingeleitet; er war es, welcher den Parisern zuerst eine deutsche Oper zuführte, und zwar in so ausserordentlich glücklicher Gestalt, dass die grossen Wirkungen des »*Fidelio*« und des »*Freischütz*« auf das, mit diesen Werken noch gänzlich unbekannte französische Publikum, seiner trefflichen Unternehmung, durch welche auch die *Schröder-Devrient* den Parisern bekannt wurde, zu verdanken war. Bereits diesmal und bei ähnlichen Unternehmungen hatte der damals noch sehr junge *August* behülflich mitgewirkt, und so frühzeitig zum praktischen Musiker sich ausgebildet. Da die Unternehmungen des Vaters sich auch längere Zeit auf England erstreckten, hatte *August* durch mannigfaltigste Berührung mit Menschen und Verhältnissen sich viele praktische Kenntnisse, zu denen auch die der französischen und englischen Sprache gehörten, verschafft: doch blieb seine Neigung zur Musik bestimmend

für die von ihm gewählte Lebensrichtung, und eine grosse und leichte musikalische Befähigung berechtigte ihn auch zu den besten Hoffnungen auf Erfolg hierbei. Er spielte vortrefflich Klavier, überblickte mit grosser Schnelligkeit eine Partitur, hatte ein äusserst feines Gehör, und war somit zum praktischen Musiker vollständig befähigt. Im Betreff der Compositionen leitete ihn weniger ein starker Trieb zur Produktion, als die Nöthigung, eben zu zeigen was er auch könne, und zu versuchen ob er durch glückliche Arbeiten es zu einem Erfolg brächte, bei welchem er es weniger auf Anerkennung als bedeutender Musiker, als vielmehr eben nur als geschickter Operncomponist absah. Mit dieser bescheidenen Tendenz hatte er eine Oper, *Farinelli*, verfertigt, zu welcher er sich auch den Text mit nicht höheren Ansprüchen als denen, seinem Schwager *Lortzing* es gleich zu thun, selbst geschrieben hatte. Mit dieser Partitur kam er denn auch zu mir, erbat sich jedoch — es war diess bei seinem ersten Besuche, als er noch keine meiner Opern in Dresden gehört hatte — ihm etwas aus meinem Rienzi und fliegenden Holländer vorzuspielen. Sein offenes freundliches Wesen bestimmte mich, so gut ich diess eben vermochte, seinem Wunsche zu willfahren, und ich überzeugte mich, dass ich schnell auf ihn einen so bedeutenden und unerwartet überwältigenden Eindruck gemacht hatte, dass er von da ab beschloss, mit der Partitur seiner Oper mich nicht weiter zu belästigen. Erst nachdem wir befreundeter geworden waren und unsere persönlichen Interessen sich auch gegenseitig berührten, erlaubte er sich, von der Nöthigung, seine Arbeit zu verwerthen, getrieben, mich eben nur in dem Sinne eines praktischen Freundschaftsdienstes um eine Beschäftigung mit seiner Partitur anzugehen. Ich gab ihm mancherlei Ratschläge für die Umarbeitung derselben; bald aber ekelte ihn sein eigenes Werk so hoffnungslos an, dass er nicht nur dieses gänzlich bei Seite legte, sondern überhaupt nicht mehr zu bewegen war, sich ernstlich mit einer ähnlichen Aufgabe zu befassen. Nachdem er meine eigenen fertigen Opern und Entwürfe zu neuen Arbeiten genauer kennen gelernt hatte, erklärte er mir gerade heraus, dass er sich berufen fühle, mir zuzusehen, treulich zu helfen, das Verständniss meiner neuen Conceptionen zu vermitteln, alles Widerwärtige in meinem amtlichen Beruf und sonstigen Verkehr mit der Welt nach Kräften mir abzunehmen oder gänzlich von mir abzuhalten, sich selbst aber die Lächerlichkeit zu ersparen, als mein Freund und an meiner Seite selbst auch Opern komponiren zu wollen. Ich suchte ihn zwar zu nöthigen, dem unerachtet auch seine eignen Fähigkeiten produktiv zu verwerthen, und brachte ihn hierfür selbst auf mehrere Sujets,

die ich von ihm ausgeführt wissen wollte, — so den Stoff eines kleineren französischen Drama's: *die Tochter Cromwell's*, später das Sujet einer gefühlvollen Dorfgeschichte, welche ich in einem Taschenbuche gefunden hatte, und für deren Bearbeitung ich ihm den ausführlichen Plan angab. Alle meine Bemühungen blieben schliesslich fruchtlos, und es stellte sich wohl heraus, dass der produktive Trieb in ihm schwach war, wozu dann anderseits eine bald äusserst kümmerlich und sorgenvoll sich gestaltende Familienlage kam, so dass der arme Mensch, der für die Erhaltung einer Frau und stets zahlreich sich mehrenden Familie mühsam sich abquälte, bald in ganz andrer Weise meine Theilnahme und mein Mitgefühl in Anspruch zu nehmen hatte, als es durch mein Interesse an seiner künstlerischen Entwickelung der Fall sein konnte. Mit einem ungemein offenen Kopfe und einer sehr glücklichen Anlage zu auto-didaktischer Selbstentwickelung nach jeder Seite des Wissens und der Erfahrung hin, war er bei unerschütterlicher Treue und Güte des Herzens mir bald ein unentbehrlicher Freund und Genosse. Er war und blieb auch der Einzige, der das Eigenthümliche meiner Stellung zu der mich umgebenden Welt innig erkannte, mit dem ich somit einzig auch über alle hieraus für mich sich ergebenden Sorgen und Leiden mich ganz und aufrichtig mittheilen und verständigen konnte. Welchen schrecklichen Prüfungen und Erfahrungen, welchen peinvollen Sorgen nun unser gegenseitiges Schicksal uns auf diese Weise entgegen führen sollte, wird sich bald zeigen. —

Noch einen ergebenen und für alle Lebenszeit getreuen, wenn auch seiner Natur nach weniger entscheidend auf meine fernere Lebensentwickelung einwirkenden Freund, führte mir die erste Zeit meiner Dresdener Niederlassung zu. Ein junger Arzt, *Anton Pusinelli*, wohnte mir zur Seite; er wusste sich durch die Berührung, in welche sich die Dresdener *Liedertafel* mit mir setzte, bei Gelegenheit eines von dieser zu meinem 30. Geburtstage mir gebrachten Ständchens, mir persönlich bekannt zu machen, und seine ernste, ungewöhnlich innige Ergebenheit zu erkennen zu geben. Er trat mit mir bald in einen ruhig wohlthätigen Freundes-Verkehr, wurde mein sorgsamer Hausarzt, und hatte im Verlauf meiner von zunehmenden Schwierigkeiten bedrängten Dresdener Lebenszeit genügende Veranlassung, durch grosse Opferwilligkeit, welche ihm bei seinem glücklichen Vermögensstande mir besonders nützlich zu machen erlaubt war, mir auf das kräftigste behülflich zu sein und mich zur Anerkennung seiner werthvollsten Freundesdienste zu verpflichten. —

Einen weiteren Ansatz zur Ausdehnung meiner persönlichen Beziehungen zu Dresdener Gesellschaftskreisen eröffnete mir das Ent-

gegenkommen der Familie des Kammerherren *von Könneritz*, dessen Frau, *Maria von Könneritz*, geborne *Fink*, eine Freundin der Gräfin *Ida Hahn-Hahn*, mit besonders lebhafter Anerkennung, ja mit fast schwärmerischer Ergebenheit sich für meine Erfolge als Componist erklärte. Durch diese Familie, welche mich oft in ihr Haus zog, schien ich auch in weitere Berührung mit den höheren Kreisen der Dresdener Aristokratie treten zu sollen; doch blieb es hier nur bei einem ganz äusserlichen Betasten; wirkliche gegenseitige Anziehungspunkte stellten sich in keiner Weise ein. Zwar lernte ich hier auch die Gräfin *Rossi*, die berühmte *Sonntag*, kennen, von welcher ich zu meiner wahrhaften Verwunderung mit sehr einnehmender Wärme begrüsst wurde, und hierdurch Gelegenheit erhielt, späterhin dieser Dame in Berlin mit einiger Auszeichnung mich nähern zu können. Die sonderbare Enttäuschung, welche ich über sie bei dieser späteren Gelegenheit erhielt, werde ich seiner Zeit noch näher bezeichnen, und es sei hier eben nur noch erwähnt, dass, wie in diesen Kreisen ich bereits durch meine früheren Lebenserfahrungen der Täuschung ziemlich unzugänglich geworden war, sehr bald auch meine Neigung, ihnen mich zu nähern, einer vollständigen Hoffnungslosigkeit und gänzlichen Verzichtleistung auf Erquickung aus diesen Sphären wich. Blieb mir auch das *Könneritz*'sche Ehepaar noch für den längeren Verlauf meiner in Dresden verlebten Jahre immer freundschaftlich zugethan, so gewann doch dieses Verhältniss nicht den mindesten Einfluss weder auf meine Entwickelung, noch auf meine Stellung. Nur Herr *von Lüttichau* behauptete, zur Zeit einer zwischen uns Beiden eintretenden Krisis, Frau *von Könneritz* habe mir durch ihre übertriebenen Lobeserhebungen den Kopf verdreht, und mich namentlich zur Ueberhebung in meiner Stellung zu ihm verleitet. Er übersah hierbei, dass, wenn Jemand aus der höheren Dresdener Frauenwelt einen wirklichen, meinen inneren Stolz kräftigenden Einfluss geübt hatte, dies seine eigene Frau, *Ida von Lüttichau* (geb. *von Knobelsdorf*) war. — Der Eindruck dieser feingebildeten, zarten, edlen Frau, der erste dieser Art, der mich in meinem Leben berührte, hätte für mich eine grosse Bedeutung gewinnen können, wenn ein häufigerer und innigerer Umgang mit ihr möglich gewesen wäre. Es war weniger die Stellung der Gemahlin des Herrn Generaldirektors zu mir, als vor allem die stete Kränklichkeit der Dame und mein sonderbarer Widerwille, mir gerade in solchen Verhältnissen den Anschein von Aufdringlichkeit zuzuziehen, was mich nur in selten wiederkehrenden Perioden zu eingehender Berührung mit ihr gelangen liess. In meiner Erinnerung fliesst das Andenken an sie einigermassen

mit dem an meine Schwester *Rosalie* zusammen; denn ich entsinne mich des Anspornes eines zarten Ehrgeizes, dieser feinfühlenden, unter der rohesten Umgebung leidenvoll dahin siechenden Frau eine erfreuende Theilnahme für mich zu erwecken. Meine erste Hoffnung für die Befriedigung dieses Ehrgeizes gewann ich an der Aufmerksamkeit, welche sie meinem «fliegenden Holländer», trotzdem er das Dresdener Publikum nach dem «Rienzi» so sehr befremdet hatte, zuwandte. Sie war somit die Erste, welche, gegen den Strom schwimmend, auf meinem neuen Wege mir begegnete. Mich erfreute dieser Gewinn so tief, dass ich diese Oper, als ich sie später veröffentlichte, ihr widmete. Welche warme Theilnahmerin an meiner neuen Entwickelung und meinen innigsten künstlerischen Anliegen ich mir durch sie gewann, werde ich bei einigen besondren Vorgängen der späteren Jahre meiner Dresdener Periode besonders zu berichten haben. Ein eigentlicher Umgang mit ihr gestaltete sich jedoch, wie ich bereits erwähnte, nicht, und die Form meines Dresdener Lebens ward somit auch durch diese, an sich so bedeutungsvolle, Bekanntschaft nicht berührt.

Hiergegen drängten sich die Theaterbekanntschaften mit unwiderstehlicher Zudringlichkeit in den breiten Vordergrund meines Lebens, und genau genommen blieb ich auch seit meinen grossen Erfolgen auf dieselbe gemüthlich familiäre Sphäre angewiesen, in welcher ich auf diese Erfolge mich vorbereitet hatte. Zu meinen alten Freunden *Heine* und Papa *Fischer* war eigentlich nur noch *Tichatschek* mit seinem sonderbaren hausfreundlichen Anhange hinzugetreten. Wer in jener Zeit in Dresden lebte und zufällig den Hoflithographen *Fürstenau* kennen gelernt hat, wird staunen wenn er erfährt, dass ich mit diesem intimen Freunde *Tichatschek*'s, ohne dessen mich recht zu versehen, in einen dauernden Familienverkehr trat, und welche Bedeutung dieser sonderbare Umgang hatte, kann man daraus entnehmen, dass mein späteres gänzliches Zurückziehen von ihm genau mit dem Verfall meiner bürgerlichen Lage in Dresden zusammentraf. — Eine Erweiterung oberflächlicher persönlicher Bekanntschaften führte meine gutmüthige Annahme der Wahl zum musikalischen Vorstand der Dresdener *Liedertafel* herbei. Diese bestand aus einer mässigen Anzahl junger Kaufleute und Beamter, welche zu jeder Art geselliger Unterhaltung mehr Lust hatten als zur Musik, jedoch von einem wunderlichen ehrgeizigen Manne, dem Professor *Löwe*, zu besonderen Zwecken angelegentlich zusammen gehalten wurden, zu deren Erreichung diesem eine Autorität, wie die meinige es damals in Dresden war, nöthig schien. Unter diesen Zwecken beschäftigte

ihn am hauptsächlichsten die Uebersiedelung der Asche *Karl Maria von Weber's* von London nach Dresden; da auch mich diess Vorhaben innig anregte, bot ich dem hierin wohl nur der Stimme des Ehrgeizes folgenden Professor gern meine Hand. Zunächst galt es aber, an der Spitze der musikalisch gänzlich nichtigen Liedertafel, sämmtliche sächsische Männergesangvereine zu grossen Festaufführungen nach Dresden zu berufen. Zur Durchführung dieses Planes ward ein Comité niedergesetzt, welches *Löwe*, da es bald scharf herging, zu einem vollständigen Revolutionstribunal ausbildete, darin er, als die grosse Zeit der Erfüllung herannahte, Tag und Nacht in Permanenz präsidirte, und durch seinen rasenden Eifer meinerseits sich die Benennung «*Robespierre*» erwarb. Ich konnte mich glücklicherweise, trotzdem auch ich an die Spitze dieser Unternehmung gestellt war, seinem Terrorismus entziehen, da ich genügend durch Anfertigung einer grossen Composition, welche ich für die Festaufführung zugesagt hatte, in Anspruch genommen war. Mir war nämlich die Aufgabe zugetheilt worden, ein grösseres Stück für reinen Männergesang, welches möglichst die Zeit einer halben Stunde ausfüllen sollte, zu schreiben. Ich erwog, dass die ermüdende Monotonie des Männergesangs, welche selbst das Orchester nur wenig erfrischen sollte, einzig durch Anwendung dramatischer Motive erträglich zu machen war, und entwarf daher eine grössere Chorscene, zu welcher ich das Pfingstmahl der Apostel, mit der Ausgiessung des heiligen Geistes, in der Weise ausführte, dass das Ganze, mit völliger Umgehung wirklicher Solopartien, einzig nur von verschieden gegliederten Chormassen, wie der Zweck es erforderte, auszuführen war. Es entstand hieraus mein in neuerer Zeit hie und da zur Verbreitung gelangtes «*Liebesmahl der Apostel*», welches ich, da ich es in einer gegebenen Zeit unter allen Umständen zu liefern hatte, gern unter die Rubrik der Gelegenheitscompositionen zu reihen erlaube. Nicht unerfreut blieb ich jedoch durch den Erfolg dieser Arbeit namentlich in den Proben, welche die Dresdener Sängerchöre allein unter meiner Leitung davon hielten. Als sich dann in der Frauenkirche, wo die Aufführung stattfand, aus ganz Sachsen 1200 nominelle Sänger zum Zweck des Vortrages meiner Composition um mich schaarten, überraschte mich dagegen die unverhältnissmässig geringe Wirkung, welche aus diesem unermesslichen menschlichen Körpergewirr an mein Ohr schlug, und die hierbei gemachten Wahrnehmungen von dem Thörigen solcher massenhaften Gesangsunternehmungen erweckten in mir für alle Zukunft einen entschiedenen Widerwillen gegen ein Befassen mit Aehnlichem. —

Die Dresdener Liedertafel gelang es mir nur mit grosser Mühe mir wieder vom Hals zu schaffen, was mir erst glückte, als ich dem Professor *Löwe* einen neuen Ehrgeizigen in der Person des Herrn *Ferdinand Hiller* zuführen konnte. Die glorreichste That, die ich im Verein mit dieser Gesellschaft vollbrachte, die endlich bewerkstelligte Uebersiedelung der Asche *Weber's*, welche allerdings noch zuvor erfolgte, werde ich später berühren. Jetzt sei nur noch einer andren Gelegenheitscomposition gedacht, zu welcher ich offiziell als königlicher Kapellmeister veranlasst wurde. Am 7. Juni dieses Jahres (1843) wurde nämlich, mit entsprechender Festlichkeit, das von *Rietschl* ausgeführte Monument für den König *Friedrich August* im Dresdener Zwinger enthüllt, und mir war, neben *Mendelssohn*, die Auszeichnung des Auftrags der Composition eines Festgesanges, sowie die Leitung der musikalischen Festaufführung zu Theil geworden. Ich hatte einen einfachen Männergesang mit bescheidener Tendenz zu Stande gebracht, während *Mendelssohn* die complicirtere Aufgabe zugefallen war, in dem von ihm zu komponirenden Männerchor noch das *God save the King*, auf sächsisch: «*Heil Dir im Rautenkranz*», einzuweben. Er hatte dies durch ein contrapunktisches Kunststück in der Weise bewerkstelligt, dass von den ersten acht Takten seiner Original-Melodie ab eine Blech-Musik gleichzeitig das angelsächsische Volkslied blies. Mein einfacher Gesang scheint sich aus der Ferne ganz artig ausgenommen zu haben, wogegen ich erfuhr, dass der Effekt der gewagten *Mendelssohn'schen* Combination gänzlich verfehlt war, da Niemand verstanden, warum die Sänger nicht dasselbe gesungen hätten, was die Blech-Musik blies. *Mendelssohn*, der selbst zugegen gewesen war, hinterliess mir jedoch schriftlich die Bezeigung seines Dankes für die sorgfältig von mir angeordnete Ausführung seiner Composition; auch erhielt ich Seitens des hohen Comités der Festlichkeit eine, dem Werthe meines Männergesangsstückes vermuthlich entsprechende, goldene Tabatière, auf welcher sich zu meiner Ueberraschung ein Jagdstück so unvorsichtig gravirt fand, dass an mehreren Stellen das Metall davon durchbrochen war.

Unter allen diesen Zerstreuungen einer neuen und stark veränderten Lebenslage beschäftigte es mich, gegen diese Eindrücke, meiner innersten Erfahrung vom Wesen meiner Erfolge gemäss, mich zu sammeln und festzustellen. Schon im Mai, an meinem 30. Geburtstage, hatte ich die Dichtung des «*Venusberges*», wie ich damals den «Tannhäuser» noch betitelte, vollendet. Zu wirklichen Studien über mittelalterliche Poesie war ich um jene Zeit allerdings noch nicht gelangt: die klassische Seite

ihn am hauptsächlichsten die Ueberziedelung der Asche *Karl Maria von Weber's* von London nach Dresden; da auch mich diess Vorhaben innig anregte, bot ich dem hierin wohl nur der Stimme des Ehrgeizes folgenden Professor gern meine Hand. Zunächst galt es aber, an der Spitze der musikalisch gänzlich nichtigen Liedertafel, sämmtliche sächsische Männergesangvereine zu grossen Festaufführungen nach Dresden zu berufen. Zur Durchführung dieses Planes ward ein Comité niedergesetzt, welches *Löwe*, da es bald scharf herging, zu einem vollständigen Revolutionstribunal ausbildete, darin er, als die grosse Zeit der Erfüllung herannahte, Tag und Nacht in Permanenz präsidirte, und durch seinen rasenden Eifer meinerseits sich die Benennung «*Robespierre*» erwarb. Ich konnte mich glücklicherweise, trotzdem auch ich an die Spitze dieser Unternehmung gestellt war, seinem Terrorismus entziehen, da ich genügend durch Anfertigung einer grossen Composition, welche ich für die Festaufführung zugesagt hatte, in Anspruch genommen war. Mir war nämlich die Aufgabe zugetheilt worden, ein grösseres Stück für reinen Männergesang, welches möglichst die Zeit einer halben Stunde ausfüllen sollte, zu schreiben. Ich erwog, dass die ermüdende Monotonie des Männergesangs, welche selbst das Orchester nur wenig erfrischen sollte, einzig durch Anwendung dramatischer Motive erträglich zu machen war, und entwarf daher eine grössere Chorscene, zu welcher ich das Pfingstmahl der Apostel, mit der Ausgiessung des heiligen Geistes, in der Weise ausführte, dass das Ganze, mit völliger Umgehung wirklicher Solopartien, einzig nur von verschieden gegliederten Chormassen, wie der Zweck es erforderte, auszuführen war. Es entstand hieraus mein in neuerer Zeit hie und da zur Verbreitung gelangtes «*Liebesmahl der Apostel*», welches ich, da ich es in einer gegebenen Zeit unter allen Umständen zu liefern hatte, gern unter die Rubrik der Gelegenheitscompositionen zu reihen erlaube. Nicht unerfreut blieb ich jedoch durch den Erfolg dieser Arbeit namentlich in den Proben, welche die Dresdener Sängerchöre allein unter meiner Leitung davon hielten. Als sich dann in der Frauenkirche, wo die Aufführung stattfand, aus ganz Sachsen 1200 nominelle Sänger zum Zweck des Vortrages meiner Composition um mich schaarten, überraschte mich dagegen die unverhältnissmässig geringe Wirkung, welche aus diesem unermesslichen menschlichen Körpergewirr an mein Ohr schlug, und die hierbei gemachten Wahrnehmungen von dem Thörigen solcher massenhaften Gesangsunternehmungen erweckten in mir für alle Zukunft einen entschiedenen Widerwillen gegen ein Befassen mit Aehnlichem. —

Die Dresdener Liedertafel gelang es mir nur mit grosser Mühe mir wieder vom Hals zu schaffen, was mir erst glückte, als ich dem Professor *Löwe* einen neuen Ehrgeizigen in der Person des Herrn *Ferdinand Hiller* zuführen konnte. Die glorreichste That, die ich im Verein mit dieser Gesellschaft vollbrachte, die endlich bewerkstelligte Uebersiedelung der Asche *Weber's*, welche allerdings noch zuvor erfolgte, werde ich später berühren. Jetzt sei nur noch einer andren Gelegenheitscomposition gedacht, zu welcher ich offiziell als königlicher Kapellmeister veranlasst wurde. Am 7. Juni dieses Jahres (1843) wurde nämlich, mit entsprechender Festlichkeit, das von *Rietschl* ausgeführte Monument für den König *Friedrich August* im Dresdener Zwinger enthüllt, und mir war, neben *Mendelssohn*, die Auszeichnung des Auftrags der Composition eines Festgesanges, sowie die Leitung der musikalischen Festaufführung zu Theil geworden. Ich hatte einen einfachen Männergesang mit bescheidener Tendenz zu Stande gebracht, während *Mendelssohn* die complicirtere Aufgabe zugefallen war, in dem von ihm zu komponirenden Männerchor noch das *God save the King*, auf sächsisch: «*Heil Dir im Rautenkranz*», einzuweben. Er hatte dies durch ein contrapunktisches Kunststück in der Weise bewerkstelligt, dass von den ersten acht Takten seiner Original-Melodie ab eine Blech-Musik gleichzeitig das angelsächsische Volkslied blies. Mein einfacher Gesang scheint sich aus der Ferne ganz artig ausgenommen zu haben, wogegen ich erfuhr, dass der Effekt der gewagten *Mendelssohn'*schen Combination gänzlich verfehlt war, da Niemand verstanden, warum die Sänger nicht dasselbe gesungen hätten, was die Blech-Musik blies. *Mendelssohn*, der selbst zugegen gewesen war, hinterliess mir jedoch schriftlich die Bezeigung seines Dankes für die sorgfältig von mir angeordnete Ausführung seiner Composition; auch erhielt ich Seitens des hohen Comités der Festlichkeit eine, dem Werthe meines Männergesangsstückes vermuthlich entsprechende, goldene Tabatière, auf welcher sich zu meiner Ueberraschung ein Jagdstück so unvorsichtig gravirt fand, dass an mehreren Stellen das Metall davon durchbrochen war.

Unter allen diesen Zerstreuungen einer neuen und stark veränderten Lebenslage beschäftigte es mich, gegen diese Eindrücke, meiner innersten Erfahrung vom Wesen meiner Erfolge gemäss, mich zu sammeln und festzustellen. Schon im Mai, an meinem 30. Geburtstage, hatte ich die Dichtung des «*Venusberges*», wie ich damals den «Tannhäuser» noch betitelte, vollendet. Zu wirklichen Studien über mittelalterliche Poesie war ich um jene Zeit allerdings noch nicht gelangt: die klassische Seite

der mittelalterlichen Dichtungsart war mir nur noch aus meinen Jugenderinnerungen, sowie aus der flüchtig anregenden Bekanntschaft damit, welche ich zuletzt durch *Lehrs'* Mittheilungen in Paris gewonnen hatte, unklar aufgegangen. Die Gründung eines dauernden häuslichen Herdes, welche unter dem Schutze der lebenslänglichen königlichen Anstellung nun vor sich gehen sollte, gewann für mich namentlich grosse Bedeutung durch die Hoffnung, dass es mir nun möglich werden würde, die bisher durch das Theaterleben und das Elend meiner Pariser Jahre fast gänzlich unterbrochenen ernsteren Studien, nach einem sicheren und fruchtbringenden Plane aufnehmen zu können. In dieser Annahme wurde ich auch durch den Charakter meiner offiziellen Beschäftigungen bestärkt, da wirkliche Ueberhäufung von dieser Seite her nie eintrat, und ich von der Generaldirektion in diesem Betreff ausnahmsweise rücksichtsvoll behandelt wurde. Nur seit wenigen Monaten erst angestellt, ward mir bereits in diesem ersten Sommer ein Erholungsurlaub zugestanden, welchen ich zu einem abermaligen Aufenthalte in dem liebgewonnenen *Töplitz*, wohin ich meine Frau bereits vorausgeschickt hatte, verwendete.

Mit vollem Behagen empfand ich die seit dem vergangenen Jahre stattgefundene günstige Veränderung meiner Lage, indem ich in demselben Hause, in welchem ich damals bereits mich eng beholfen hatte, in der «*Eiche*» zu Schönau, diesmal vier geräumige Zimmer mit möglichster Bequemlichkeit bezog. Meine Schwester *Klara* stellte sich, von uns eingeladen, dort zum Besuche ein; auch meine gute Mutter, die ihrer gichtischen Affektionen wegen alljährlich die Bäder von Töplitz anwendete, fand sich wiederum mit uns zusammen. Ich selbst benutzte diese Zeit zum Genuss eines Mineralwassers, durch welches ich auf meine, seit dem Pariser Leben oft mich störenden Unterleibsbeschwerden, günstig zu wirken hoffte. Leider verspürte ich von dieser Kur das Gegentheil; und als ich über die entstandene, peinigende Aufgeregtheit mich beklagte, erfuhr ich allerdings, dass ich nicht zum Gebrauch einer Brunnenkur gemacht war: man hatte mich nämlich auf meinen Morgenpromenaden, während ich mein Wasser trank, im ungestümsten Gang durch die Laubwege des nahe gelegenen Thurnischen Gartens dahinjagend beobachtet, und gab mir zu verstehen, dass solch eine Kur nur bei gemächlichster Ruhe und behaglichstem Schlendern gedeihlich wirken könnte. Ausserdem bemerkte man, dass ich immer ein ziemlich starkes Buch mit mir herumtrug, mit welchem ich an einsamen Orten neben der Mineralwasserflasche ausruhte. Diess war *J. Grimm's* «deutsche

Mythologie». Wer dieses Werk kennt, kann begreifen wie sein ungemein reicher, von jeder Seite her angehäufter, und fast nur für den Forscher berechneter Inhalt auf mich, der ich überall nach bestimmten, deutlich sich ausdrückenden Gestalten verlangte, zunächst aufregend wirkte. Aus den dürftigsten Bruchstücken einer untergegangenen Welt, von welcher fast gar keine plastisch erkennbaren Denkmale übrig blieben, fand ich hier einen wirren Bau ausgeführt, der auf den ersten Anblick durchaus nur einem rauhen, von ärmlichem Gestrüpp durchflochtenen Geklüfte glich. Nach keiner Seite hin etwas fertiges, nur irgendwie einer architektonischen Linie gleichendes antreffend, fühlte ich mich oft versucht, die trostlose Mühe, hieraus mir etwas aufzubauen, aufzugeben. Und doch war ich durch wunderbaren Zauber festgebannt: die dürftigste Ueberlieferung sprach urheimathlich zu mir, und bald war mein ganzes Empfindungswesen von Vorstellungen eingenommen, welche sich immer deutlicher in mir zur Ahnung des Wiedergewinnes eines längst verlorenen, und stets wieder gesuchten Bewusstseins, gestalteten. Vor meiner Seele baute sich bald eine Welt von Gestalten auf, welche sich wiederum so unerwartet plastisch und urverwandt kenntlich zeigten, dass ich, als ich sie deutlich vor mir sah und ihre Sprache in mir hörte, endlich nicht begreifen konnte, woher gerade diese fast greifbare Vertrautheit und Sicherheit ihres Gebahrens kam. Ich kann den Erfolg hiervon auf meine innere Seelenstimmung nicht anders als mit einer vollständigen Neugeburt bezeichnen, und wie wir an den Kindern die berauschende Freude am jugendlich ersten, neuen, blitzschnellen Erkennen mit Rührung bewundern, so strahlte mein eigener Blick vom Entzücken über ein ähnliches, wie durch Wunder mir ankommendes Erkennen einer Welt, in welcher ich bisher nur ahnungsvoll blind, wie das Kind im Mutterschooße mich gefühlt hatte.

Die Wirkung hiervon kam zunächst meiner Absicht, schon etwas von der Musik des «Tannhäuser's» zu entwerfen, nicht sonderlich zu statten; ich hatte mir ein Klavier in die «Eiche» stellen lassen, zerschlug alle Saiten darauf, dennoch wollte nichts rechtes heraus kommen. Mit Mühe und Noth entwarf ich die erste Musik des *Venusberges*, da ich glücklicherweise schon früher die Hauptmotive davon im Kopfe herumgetragen. Dagegen beklagte ich mich viel über Aufgeregtheit und Blutandrang nach dem Gehirn, bildete mir mitunter ein ich sei krank, und blieb Tage lang im Bett, las die deutschen Sagen von *Grimm*, nahm immer wieder die unbequeme Mythologie vor, und war froh als ich endlich auf den Gedanken kam, durch einen Ausflug nach Prag von allen

Plagen meines Zustandes mich frei zu machen. Im offenen Wagen legte ich mit meiner Frau, mit welcher ich schon einmal den Milischauer Berg bestiegen hatte, diese angenehme Reise zurück, war wieder im beliebten »schwarzen Rosse«, traf meinen Freund *Kittl* gehörig dick geworden an, machte Ausflüge, freute mich der alten phantastischen Stadt, erfuhr auch zu meiner Freude, dass meine schönen Jugendgenossinnen, *Jenny* und *Auguste Pachta*, wirklich glückliche Heirathen in die allerhöchste Aristokratie gemacht hatten, fand dass alles vortrefflich war, und wandte mich nun zum Wiederantritt meiner königlich sächsischen Kapellmeisterfunktionen nach Dresden zurück.

Hier ging es nun an die Niederlassung, an die Herrichtung und Einrichtung einer geräumigen, hübsch gelegenen Wohnung an der *Ostra-Allee* mit der Aussicht auf den *Zwinger*. Alles wurde gründlich und gut angeschafft, wie es sich gehörte, wenn ein dreissigjähriger Mensch sich für sein ganzes Leben endlich dauernd ansiedelt. Da ich von keiner Seite her irgend welche Entschädigung hierfür erhielt, hatte ich natürlich die nöthigen Fonds nur gegen Zinsen aufzunehmen; noch stand ja eigentlich die wahre Ausbeute meines Dresdener Opernerfolges in Aussicht: was war natürlicher, als dass ich alles bald reichlich einbringen würde? Drei Hauptstücke machten mir meine schmucke Kapellmeisterwohnung vor allem werth: ein *Breitkopf*- und *Härtel*'scher Concertflügel, den ich mit Stolz mir als Eigenthum zu gewinnen verstand; dann über einem stattlichen Schreibpult, welcher jetzt im Besitz des Kammermusiker *Otto Kummer* ist, das *Cornelius*'sche Titelblatt zu den Nibelungen, in einem schönen gothischen Rahmen, — das einzige Stück, welches sich bis auf den heutigen Tag treu mir erhalten hat; vor allem aber ward mein Haus mir innig heimisch durch eine Bibliothek, welche ich sofort, nach dem Plane der mir vorgesetzten Studien durchaus systematisch verfahrend, auf einmal mir anschaffte. Diese Bibliothek ging bei dem Zusammensturz meiner Dresdener Existenz auf sonderbare Weise in den Besitz des Herrn *Heinrich Brockhaus*, welchem ich um jene Zeit 500 Thaler schuldete, und der sie für diese Forderung, von welcher meine Frau keine Ahnung hatte, ohne ihr Wissen pfändete, über, und nie wurde es mir möglich diese charakteristische Sammlung von ihm zurückzugewinnen. Am Vorzüglichsten war hierin die altdeutsche Litteratur vertreten, und das ihr zunächst verwandte Mittelalterliche überhaupt, wobei es zur Anschaffung manch kostbaren Werkes, z. B. der seltenen alten *Romans des douze pairs*, kam. Hieran reihten sich die guten Geschichtswerke des Mittelalters, sowie des deutschen

Volkes überhaupt; zugleich aber sorgte ich für die poetische und klassische Litteratur aller Zeiten und Sprachen, worunter ich italienische Dichter, wie auch den Shakespeare, neben den Franzosen, deren Sprache ich zur Noth mächtig war, im Original mir zulegte, in der Hoffnung, ich würde Zeit genug finden, die vernachlässigten Sprachen auch noch gründlich zu erlernen. Das griechische und römische Alterthum musste ich mir durch unsere klassisch gewordenen Uebersetzungen leicht zu machen suchen, da ich schon am Homer, den ich mir im Griechischen beilegte, gewahr wurde, dass ich neben meiner Kapellmeisterei doch auf etwas zu viel Musse rechnen würde, wenn ich auch für den Wiedergewinn meiner früheren Kenntniss der griechischen Sprache Zeit haben wollte; denn ausserdem sorgte ich auf das Gründlichste für allgemeines Geschichtsstudium überhaupt, und unterliess hierfür nicht mit den bändereichsten Werken mich vorzusehen. So ausgerüstet glaubte ich nun den Widerwärtigkeiten, welchen ich für meinen Beruf und meine Stellung unverhohlen entgegensah, genügend Trotz bieten zu können, und zog in der Hoffnung auf einen langen und ruhigen Genuss eines endlich gewonnenen Heimwesens, mit bester Laune im Oktober dieses Jahres (1843) in meine, wenn auch durchaus nicht prunkende, aber doch stattliche und solide Kapellmeisterwohnung ein.

Die erste Musse, welche ich neben meinen Berufsgeschäften und meinen von nun an mit grosser Liebe betriebenen Studien, im Genusse meines neuen Hauswesens gewann, verwendete ich jetzt auf die Composition des «*Tannhäuser*», von welchem der erste Akt im Januar des neuen Jahres 1844 beendigt wurde. Dieser Winter, von dem mir in Betreff meiner Dresdener Wirksamkeit wenig prägnante Erinnerung geblieben ist, zeichnete sich hauptsächlich durch zwei auswärtige Unternehmungen aus, von welchen die erste sogleich im Beginn des neuen Jahres mich zu der Aufführung meines «fliegenden Holländer's» nach *Berlin*, die zweite später, im März, zu der des «Rienzi» nach *Hamburg* führte.

Am kenntlichsten sind mir die Eindrücke der ersten Unternehmung geblieben. Ich war ganz unversehens durch die Nachricht des Berliner Theaterintendanten, Herrn *von Küstner*, von einer bevorstehenden ersten Aufführung des «fliegenden Holländer» überrascht worden: da das vor ungefähr einem Jahre abgebrannte Opernhaus noch nicht wieder zu Vorstellungen benutzt werden konnte, hatte ich, die Zeit der Wiedereröffnung desselben ruhig abwartend, keinerlei Mahnung wegen meiner Oper nach Berlin abgehen lassen. In Folge der üblen scenischen Dar-

stellung meines Werkes in Dresden, und da ich wohl erkannte, von welcher Wichtigkeit meinem dramatischen Seegemälde eine sorgsame und schöne Ausführung der schwierigen scenischen Darstellung sei, hatte ich gerade auf die vorzüglichen Uebungen und Bereitschaften der Mise en Scène des Berliner Operntheaters gerechnet, und war somit höchst ärgerlich über diese von der Berliner Intendanz beliebte Verwendung meiner Oper als Lückenbüsser für die Vorstellungen in dem auch interimistisch für die Oper benutzten Schauspielhause. Eine Remonstration hiergegen half aber nichts, da man mir nicht etwa anzeigte, dass die Oper einstudiert werden sollte, sondern dass sie einstudiert sei, und nächster Tage in Scene gehen werde. In dieser Verfügung lag allerdings die Verurtheilung meiner Oper zu einer bloss vorübergehenden Erscheinung im Berliner Repertoire ausgedrückt, da nicht vorauszusetzen war, dass man sie für das später zu eröffnende Opernhaus neu in Scene setzen würde. Dagegen machte man mir die Sache dadurch plausibel, dass diese Aufführung des «fliegenden Holländer's» mit einem grösseren Gastspiele der *Schröder-Devrient*, welches um diese Zeit in Berlin begann, in Zusammenhang gebracht wurde, indem man annahm, es müsse mir lieb sein, die grosse Künstlerin darin auftreten zu sehen. Ich konnte mir somit auch sagen, meine Oper sei als vorübergehende Hilfserscheinung für das Gastspiel der *Schröder-Devrient* hervorgesucht worden, weil man im Betreff ihres Repertoires in Verlegenheit war, welches meist nur aus sogenannten grossen, für das Opernhaus reservirten Opern — namentlich auch den *Meyerbeer*'schen — sich zusammenstellte, und man diese eben für eine besonders glänzende Zukunft im neuen Hause sich aufbewahrte. Somit erkannte ich von vornherein, dass mein «fliegender Holländer» von der Intendanz des Berliner Hoftheaters in die Rubrik der Kapellmeister-Opern, mit der Vorausbestimmung des gewohnten Schicksals derselben, gestellt worden war. Alle mir und meinem Werke zu Theil werdende Behandlung entsprach dieser entmuthigenden Annahme. Im Hinblick auf die zu verhoffende Mitwirkung der *Schröder-Devrient* bekämpfte ich aber dieses widrige Vorgefühl, und reiste nach Berlin, um nach Kräften für das Gelingen der Aufführung zu wirken. Ich erkannte sofort, dass meine Gegenwart sehr nöthig war; am Dirigentenpulte traf ich einen Mann, der sich Kapellmeister *Henning* (oder *Henniger*) nannte, einen durch redliche Beobachtung des Anciennetätsgesetzes aus den Reihen der gewöhnlichen Musiker aufgerückten Funktionär, welcher an und für sich vom Orchesterdirigieren wenig, von meiner Oper aber auch nicht die mindeste Vorstellung hatte. Ich stellte

mich selbst an den Pult, dirigirte die Generalprobe und zwei Aufführungen, in welchen jedoch die *Schröder-Devrient* noch nicht mitwirkte, hatte mich zwar über die schwach besetzten Saiten-Instrumente und den daraus erfolgenden gemeinen Klang des Orchesters viel zu kränken, konnte aber nicht umhin mit den Darstellern, sowohl was ihre Befähigung als was ihren Eifer betraf, wohl zufrieden, von der vortrefflichen *Mise en Scène*, unter der Leitung des wirklich geistvollen Regisseurs *Blum* und der Mitwirkung sehr geübter und erfindungsreicher Maschinisten, auf das Freudigste überrascht zu sein.

Ich war nun sehr begierig zu erfahren, wie diese mich so angenehm ermuthigenden Dispositionen durch die endliche Aufführung auf das Berliner Publikum wirken würden. Was ich in diesem Betreff erlebte, war sehr sonderbar. Offenbar galt ich dem zahlreich versammelten Auditorium nur als ein Problem für die Art und Weise, in welcher man mich schlecht finden würde: im Verlaufe des ersten Aktes schien sich die Ansicht dahin zu bestimmen, dass ich unter die Rubrik der Langweiligen gehörte; es rührte sich keine Hand, und später versicherte man mir, das sei ein grosses Glück gewesen, weil der mindeste Versuch von Beifall zugleich als bezahlte Parteinahme aufgefasst und auf das energischste bekämpft worden sein würde. Nur Herr *von Küstner* versicherte mir späterhin, dass er, trotz dieses immerhin glücklichen Ausbleibens alles Beifalls, die Haltung bewundert hätte, mit welcher ich nach diesem ersten Akte das Orchester verliess und auf der Bühne mich zeigte. Allerdings nicht geneigt, durch mangelnden Beifall, sobald ich mit der Aufführung selbst zufrieden war, mich entmuthigen zu lassen, wusste ich aber auch dass die entscheidende Wirkung meiner Oper erst im zweiten Akte lag, und für dessen guten Ausfall eifrig zu sorgen, lag mir mehr am Herzen, als über die Gründe der Haltung des Berliner Publikums nachzudenken. Hier brach denn nun wirklich das Eis; auch das Publikum schien sein Erwägen der mir gebührenden Rubrik aufzugeben, und liess sich zu steigendem Beifall, ja zu lautestem Enthusiasmus am Schlusse des zweiten Aktes hinreissen. Ich führte unter stürmischem Hervorruf auf dem Proscenium den üblichen Dankesreigen mit meinen Sängern aus, und da der dritte Akt zu kurz war, um Langeweile aufkommen zu lassen, auch die scenische Wirkung neu und ergreifend sich herausstellte, konnten wir bei dem wiederholten Beifallsausbruche auch am Schlusse des Werkes nicht anders glauben, als dass wir einen wahrhaften Sieg erfochten hätten. *Mendelssohn*, welcher um jene Zeit in Berlin mit *Meyerbeer* zugleich General-

musikdirektions halber sich aufhielt, hatte der Vorstellung in einer Prosceniumsloge beigewohnt, mit bleichem Gesicht den Vorgang verfolgt, und nahte sich mir jetzt, um mit accentloser Bonhomie mir zuzulispeln: «*Nun, Sie können ja zufrieden sein!*». Ich sah ihn während der Zeit meines kurzen Aufenthaltes in Berlin mehrere Male, brachte auch einen Abend im Genusse verschiedener Kammermusiken bei ihm zu; nie kam ein weiteres Wort über den «fliegenden Holländer» über seine Lippen, ausser Erkundigungen nach der zweiten Vorstellung, ob die *Devrient* singen würde oder sonst wer; wogegen ich allerdings auch erfuhr, dass er meine mit aufrichtiger Wärme ihm gemachten Erwähnungen seiner Musik zum Sommernachtstraum, welche damals gleichzeitig häufig gegeben und von mir zum ersten Mal gehört wurde, ebenso beachtungslos erwiederte, und nur über den Schauspieler *Gern*, welcher den «Zettel» gab und nach seiner Meinung zu stark auftrug, sich etwas eingehend äusserte. —

Nach wenigen Tagen kam mit derselben Besetzung eine zweite, noch von mir dirigirte Aufführung zu Stande. Was ich an diesem Abende erlebte, war nun aber ungleich sonderbarer als das Frühere. Offenbar hatte ich durch die erste Aufführung einige Freunde gewonnen, welche wiederum zugegen waren, denn nach der Ouvertüre begann man zu applaudiren; dagegen aber wurde stark gezischt, und den ganzen Abend wagte sich kein Applaus mehr hervor. Mein alter Freund *Heine* war aus Dresden angekommen, um im Auftrage der Direktion die scenische Einrichtung des Sommernachtstraumes für unser Theater zu studiren, und hatte dieser zweiten Aufführung beigewohnt. Er hatte mich geworben, die Einladung eines seiner Berliner Verwandten zum gemeinschaftlichen Abendessen nach dieser Aufführung in einer Weinstube unter den Linden anzunehmen. Sehr erschöpft folgte ich dorthin in ein garstiges, schlecht erleuchtetes Lokal, trank den eingeschenkten Wein, um mich zu erwärmen, mit hastigem Unmuth hinunter, hörte die verlegenen Gespräche meines gutmüthigen Freundes und seines Begleiters an, und stierte vor mir hin auf die Tageszeitungen, in welchen ich die Recensionen der ersten Aufführung meines fliegenden Holländer's, wie sie an eben diesem Tage erschienen waren, zu lesen volle Musse hatte. Ein häusliches Wehe durchschnitt mein Herz, als ich diesen nichtswürdigen Ton und diese beispiellose Unverschämtheit der wüthendsten Ignoranz zum ersten Mal mit meinem Namen und meinem Werke sich befassend, kennen lernte. Unser Berliner Gastfreund, ein breiter Philister, sagte: das habe er gewusst, wie es heute im Theater stehen würde,

nachdem er am Morgen diese Recensionen bereits gelesen; erst warte der Berliner ab, was *Rellstab* und Genossen sagten, und dann wüsste er, wie er sich zu benehmen hätte. Der sonderbare Mann wollte mich nun durchaus aufheitern, und schaffte eine Weinsorte nach der andern herbei; Freund *Heine* suchte Erinnerungen an die Freuden unsrer Dresdener Rienzizeit hervor; schwankend, mit wüstem Kopfe, ward ich endlich von Beiden nach meinem Gasthofe heimbegleitet. Es war Mitternacht geworden. Als mir vom Kellner in dunklen Gängen nach meinem Zimmer hin geleuchtet wurde, stellte sich mir ein Herr in schwarzer Kleidung, mit blassem feinem Gesichte entgegen, welcher erklärte mich zu sprechen zu wünschen. Er versicherte bereits seit dem Ende der heutigen Vorstellung auf mich gewartet, und in dem Entschlusse, jedenfalls mich noch zu sprechen, bis jetzt ausgeharrt zu haben. Ich entschuldigte mich, zu jeder Art von Geschäft untauglich zu sein, da, wie er bemerken könnte, ich, ohne gerade der Heiterkeit mich hinzugeben, unvorsichtiger Weise etwas zu viel Wein getrunken hätte. Ich brachte diess mit stammelnder Stimme hervor; um so weniger liess mein sonderbarer Besuch sich von mir zurückweisen; er begleitete mich auf mein Zimmer, und erklärte gerade jetzt nöthiger als je mit mir zu sprechen zu haben. Wir setzten uns in der kalten Stube beim dürftigen Scheine einer Kerze nieder, und er eröffnete mir nun in sehr fliessender, eindringlicher Rede, dass auch er der heutigen Aufführung des »fliegenden Holländer's« beigewohnt habe, und wohl begreifen könne, in welche Stimmung das heute Erlebte mich versetzt haben müsse; eben deshalb habe er sich durch nichts abhalten lassen, mich heute noch zu sprechen, um mir zu sagen, dass ich mit dem »fliegenden Holländer« ein unerhörtes Meisterwerk geschrieben hätte, und dass es übel wäre, wenn ich von diesem Abende an, wo er durch die Bekanntschaft mit diesem Werke eine neue und ungeahnte Hoffnung für die Zukunft der deutschen Kunst gefasst habe, dem mindesten Gefühle der Entmuthigung durch die nichtswürdige Aufnahme, welche ich vor dem Berliner Publikum gefunden, nachgeben würde. Mir standen die Haare zu Berge: ein *Hoffmann*'sches Phantasiestück war leibhaftig in mein Leben getreten; ich konnte nichts hervorbringen, als noch nach dem Namen meines Besuchs zu fragen, worüber er verwundert schien, da ich mich Tags zuvor doch schon bei *Mendelssohn* mit ihm unterhalten habe: eben dort sei ihm meine Unterhaltung und mein Benehmen sehr aufgefallen; er habe plötzlich bereut, seinem Widerwillen gegen Opern durch Nichtbesuch der ersten Aufführung des fliegenden Holländer's nachgegeben zu haben,

und habe sich gelobt die zweite nicht zu versäumen; er sei Professor *Werder*. Das galt mir für nichts; er musste mir seinen Namen aufschreiben. Er suchte Papier und Tinte, erfüllte meinen Wunsch, und schied von mir, der ich nun besinnungslos zu einem tiefen kräftigen Schlaf mich in's Bett warf. Am andren Morgen war ich frisch und gesund, empfahl mich noch der *Schröder-Devrient*, welche mit Nächstem dem fliegenden Holländer noch beizukommen versprach, erhielt meine 100 Dukaten Honorar, und reiste über Leipzig, wo ich mit meinen Dukaten die während meiner erwartungsvollen ersten Dresdener Periode zum nothdürftigsten Unterhalt von meinen Verwandten mir gemachten Vorschüsse zurückerstattete, nach Dresden zurück, um mich bei meinen Büchern wieder wohl zu fühlen, und dem grossen Eindrucke des *Werder*'schen Nachtbesuches nachzusinnen.

Eine wirkliche Einladung erhielt ich noch vor Ende des gleichen Winters nach *Hamburg*, zur Aufführung des *Rienzi*, durch den unternehmenden Direktor *Cornet*, welcher, wie er mir gestand, gegen eine missliche Wendung seiner Theaterführung anzukämpfen hatte, und eines grossen Erfolges bedurfte, den er sich vom «Rienzi», nachdem er ihn in Dresden gehört, erwarten zu dürfen glaubte. So begab ich mich im März dahin auf die Reise, welche um diese Zeit noch ziemlich beschwerlich war, da sie von Hannover aus noch mit Post und vermöge eines nicht gefahrlosen Ueberganges über die eistreibende Elbe zurückgelegt werden musste. Die Stadt Hamburg war in Folge des grossen Brandes in ihrem Wiederaufbau begriffen, und zeigte noch grosse mit Trümmern bedeckte Flächen in ihrer Mitte. Kälte und ein stets bedeckter Himmel machten mir die spätere Erinnerung an meinen etwas längeren Aufenthalt daselbst zu einer fast nur widerwärtigen. Ich quälte mich in den Proben mit schlecht bestellten, nur auf den gemeinsten Theaterflitter berechneten Mitteln in der Weise ab, dass ich, erschöpft und steten Erkältungen ausgesetzt, meine Ruhezeit fast nur im einsamen Gasthofzimmer zubrachte. Meine frühesten Erfahrungen von übel begründetem, seichtem Theaterwesen traten von Neuem an mich heran. Besonders niederdrückend war es mir, gewahr zu werden, dass ich in das Interesse der niedrigsten Tendenzen des Direktors *Cornet* als unbewusster Mitschuldiger gezogen war. Er hatte es durchaus nur auf ein gemeines Verblüffen abgesehen, und mir sollte der Erfolg davon seiner Meinung nach gut bekommen, indem er mich, neben einem geringeren Honorar, auf zukünftige Tantièmen verwies. Die Würde der scenischen Ausstattung, wie er sie seinerseits auch gar nicht begriff, wurde vollständig dem

lächerlichsten Flitterschein aufgeopfert, und durch vielerlei Aufzüge, zu welchen er die Costüme von allen vorräthigen Feenballets verwendete, glaubte er, wenn sie nur recht bunt aussähen, und recht viel Menschen dabei über die Scene zögen, das Hauptsächlichste zu meinem Erfolge zu liefern. Das Traurigste war der Sänger der Titelrolle, ein älterer, schwammiger, stimmloser Tenorist, Herr *Wurda*, welcher den Rienzi mit dem Ausdruck seiner Lieblingsparthie, des «Elvino» in der «Somnambula», sang. Er war so unausstehlich, dass ich auf den Einfall gerieth, bereits im zweiten Akte das Capitol zusammenbrechen zu lassen, um ihn in dessen Trümmern zu begraben, womit allerdings auch verschiedene, dem Direktor an das Herz gewachsene, Aufzüge verloren gegangen wären. Eine einzige Sängerin machte mir Hoffnung, und erfreute mich durch vieles Feuer in der Rolle des «Adriano»; es war dies eine M^me^ *Fehringer*, welche später, als sie bereits untergegangen war, von *Liszt* noch als «Ortrud» für den «Lohengrin» in Weimar verwendet wurde. Nichts Jammervolleres als dieses mein Befassen gerade mit dieser meiner Oper, und unter diesen Umständen. Ein äusserer Misserfolg ward jedoch eigentlich nicht bemerklich; der Direktor hoffte jedenfalls den Rienzi so lange auf dem Repertoir zu halten, bis *Tichatschek* kommen und den Hamburgern den richtigen Begriff davon beibringen würde, was auch wirklich im folgenden Sommer vor sich ging.

Herr *Cornet* bemerkte meine Niedergeschlagenheit und üble Laune, und da er herausbrachte, dass ich meiner Frau einen Papagei zu schenken wünschte, wusste er es zu veranstalten, dass ein sehr liebenswürdiges Exemplar dieser Vogelgattung für mich als Benefice abfiel. Ich führte ihn in seinem engen Käfig auf der traurigen Rückreise mit mir, und war sehr gerührt als ich bemerkte, dass er meine Sorgfalt für ihn mit schnell erklärter grosser Anhänglichkeit an mich erwiederte. *Minna* empfing mich in Folge dessen mit grosser Freude, denn an diesem schönen grauen Papagei ward es doch ersichtlich, dass ich es in der Welt zu etwas bringen sollte. Zu einem sehr hübschen Hündchen, welches am Tage der ersten Probe des Rienzi in Dresden bei unsrer Hauswirthin zur Welt gekommen war, und welches wegen seiner leidenschaftlichen Anhänglichkeit an mich, und um sonstiger auffallender Eigenschaften willen von Allen, welche in jenen Jahren mich und mein Haus kannten, vorzüglich beachtet worden ist, kam nun noch dieser gemüthliche Vogel, welcher keinerlei Unarten besass und sehr gelehrig war, um unsre Wohnung, statt der fehlenden Kinder, zu beleben. Meine Frau lehrte ihn bald ein

Hauptstückchen aus Rienzi, mit welchem der freundliche Vogel mich stets schon aus der Ferne begrüsste, wenn er mich auf der Treppe kommen hörte.

So schien denn mein häuslicher Herd ganz nach Möglichkeit zum gemüthlichen Auskommen hergerichtet.

Weitere Ausflüge zu Aufführungen meiner Opern fanden nun aber nicht mehr statt, vor allem aus dem Grunde, weil es von jetzt an nicht mehr zu einer solchen Aufführung kam. Da ich wohl merkte, dass es mit der Verbreitung meiner Werke über die Theater ganz besonders langsam vorwärts gehe, glaubte ich die Schuld hiervon auch dem beimessen zu müssen, dass noch keine Klavierauszüge von meinen Opern zu ihrer Verbreitung beigetragen hatten. Ich vermeinte daher gut zu thun, wenn ich um jeden Preis die Veröffentlichung derselben jetzt energisch betriebe. Um mir zu gleicher Zeit den nothwendig noch verhofften Gewinn hieraus zu versichern, kam ich auf den Gedanken, sie auf meine eignen Kosten herauszugeben. Ich nahm deshalb mit dem Dresdener Hofmusikalienhändler *F. Meser*, welcher es bis dahin noch nie über die Herausgabe eines Tanzes gebracht hatte, die nöthige Verabredung, und bedang mit ihm contraktlich, dass er mit seiner Firma als Scheinverleger meiner Opern eintreten sollte, wogegen er in Wahrheit nur die Verlagscommission davon, gegen einen Gewinn von zehn Procent, zu übernehmen, und ich die Capitalien zur Bestreitung der Kosten zu beschaffen hätte. Da es sich um die Herausgabe zweier Opern, unter denen ein so ausnahmsweise umfangreiches Werk als der Rienzi sich befand, handelte, und der Vertrieb nur dann rentabel zu werden versprechen konnte, wenn ausser der gewöhnlichen Klavierauszüge auch andre Arrangements, wie solche ohne Worte, zu zwei und vier Händen, veröffentlicht würden, so stellte sich heraus, dass es hierzu ziemlich bedeutender Capitalien bedürfe. Um also zu den Einnahmen zu gelangen, welcher ich für die Wiedererstattung der bereits erwähnten, zur Erledigung älterer Verpflichtungen und zur Bestreitung meiner Niederlassung aufgenommenen Summen bedurfte, musste ich nun erst nach viel gröseren Geldmitteln mich noch umsehen. Der *Schröder-Devrient*, welche um jene Zeit (zu Ostern 1844) zum Antritt eines neuen Engagements wieder nach Dresden zurückkehrte, theilte ich mein Vorhaben und dessen Motive mit. Sie glaubte an die Zukunft meiner Werke, erkannte das Besondre meiner Lage, sowie die Richtigkeit meiner Berechnungen, und erklärte, ohne darin irgend ein Opfer ersehen zu wollen, ihre Bereitwilligkeit, zur Heraus-

gabe meiner Opern die nöthigen Capitalien von ihrem eignen, in polnischen Staatspapieren angelegten Vermögen, gegen die entsprechende Verzinsung zur Verfügung zu stellen. Diess ging so einfach vor sich, und schien sich so ganz von selbst zu verstehen, dass ich nun sofort mit einem Leipziger Graveur die nöthigen Uebereinkünfte treffen, und die Herausgabe meiner Opern in Angriff nehmen liess.

Als die in unsrem Auftrage gelieferten Arbeiten bereits zu bedeutenden Ansprüchen auf Zahlungen geführt hatten, meldete ich mich nun bei meiner Freundin um einen ersten Capital-Vorschuss. Hier traf ich aber jetzt auf eine neue Lebensphase der berühmten Frau, welche zu einer durchaus unerwarteten, und für mich höchst verderblichen Situation führte. Nachdem sie mit jenem unglücklichen Herrn *von Münchhausen* bereits seit länger gänzlich gebrochen hatte, und, wie es schien, mit reumüthiger Wärme in ihr früheres Verhältniss zu meinem Freunde *Hermann Müller* zurückgekehrt war, ergab es sich nun, dass sie für ihr Bedürfniss durch diese neue Anknüpfung keine eigentliche Befriedigung fand. Dagegen ging ihr in einem neuen Gardelieutenant der eigentlich ersehnte Stern ihres Lebens auf; denn mit einem Ungestüm, in welchem ihr das verrätherischeste Benehmen gegen ihren älteren Freund grauenhaft leicht fiel, erwählte sie sich diesen schlanken jungen Mann, dessen moralische und intellektuelle Missbeschaffenheit aller Welt offen lag, zum beabsichtigten Liebesschlusstein ihres Lebens. Dieser betrachtete das ihm gewordene Glück auch mit solchem Ernst, dass er keinerlei Scherz dabei verstand und vor allen Dingen sich des Vermögens seiner zukünftigen Gattin bemächtigte, da er fand, dass es sehr unvortheilhaft und unsicher angelegt sei und er bei weitem ergiebigere Wege hierfür kenne. Meine Freundin eröffnete mir unter grossen Peinen und verlegenen Erklärungen, dass sie über ihre Kapitalien sich der Verfügung begeben habe und ausser Stande sei, ihr mir gegebenes Versprechen zu erfüllen. — Mit dieser Wendung trat ich in einen Kreis von Verwirrungen und Nöthen, welche von da ab unablässig mein Leben beherrschten und mich in Sorgen stürzten, die allen meinen Unternehmungen ein trauriges Merkmal aufdrückten. Es war zunächst ersichtlich, dass ich das Unternehmen nicht mehr rückgängig machen konnte; eine befriedigende Lösung der bereits entstandenen Verwirrung war immer nur noch in der Durchführung des Unternehmens und der Versicherung seines Erfolges zu verhoffen. So musste ich denn darauf bedacht sein zunächst von Bekannten, endlich in drängenden Fällen aber auf jede Weise selbst für kurze Termine und gegen Wucher-

zinsen, die nöthigen Gelder zur Fortsetzung der Herausgabe meiner Opern, zu welchen consequenter Weise bald auch noch der «Tannhäuser» kam, aufzutreiben. Diese Andeutungen für jetzt, um auf die Katastrophen vorzubereiten, denen ich so unaufhaltsam entgegen ging.

Anfänglich verdeckte sich immerhin noch das Hoffnungslose meiner Lage, da an der endlichen Verbreitung meiner Opern über die deutschen Theater, mit der es ja, allen Erfahrungen von dem Zustande des deutschen Theaterwesens nach, nur langsam vor sich gehen konnte, doch keineswegs zu verzweifeln war. Neben den widrigen Erfahrungen an Berlin und Hamburg kam auch manches ermuthigende Anzeichen auf. Vor Allem erhielt sich in Dresden der «Rienzi» stets in vollster Gunst des Publikums, welches namentlich in den Sommermonaten durch die zahlreichen, von aller Welt her Dresden durchreisenden Besucher eine unläugbar grössere Bedeutung annahm. Meine Oper, die sonst noch nirgends zu hören war, wurde von den Fremden aller deutschen und ausserdeutschen Länder angelegentlich verlangt und stets mit merklich überraschender Befriedigung von ihnen aufgenommen, so dass eine Aufführung des «Rienzi», namentlich auch eben im Sommer, stets einer berauschenden Festlichkeit glich, deren Wirkung nur ermuthigend auf mich sein konnte.

Unter solchen Durchreisenden hatte sich dereinst auch *Liszt* befunden. Da der «Rienzi» zur Zeit seiner Ankunft nicht auf dem Repertoir stand, hatte er durch seine eindringliche Bitte die Generaldirektion zur Anordnung einer besonderen Aufführung derselben vermocht. Ich traf ihn während der Vorstellung in der Garderobe *Tichatschek's* und ward durch seine in bestimmtester Fassung kundgegebene, fast verwunderungsvolle Anerkennung auf das herzlichste erwärmt und gerührt. Brachte es auch der eigenthümliche Lebenszug, in welchem sich *Liszt* damals befand und der ihn in steter Umgebung zerstreuender und aufregender Elemente erhielt, mit sich, dass es bei dieser Gelegenheit noch zu keiner ergiebigeren Annäherung zwischen uns kam, so erhielt ich doch von nun an stets sich mehrende Zeugnisse für den nachhaltigen Ernst des Eindruckes, welchen ich auf ihn gemacht hatte, sowie der energischen Theilnahme, mit welcher er diesen festhielt, da bald aus dieser, bald aus jener Weltgegend, wohin seine fortdauernden Triumphzüge ihn führten, meist den höheren Kreisen angehörige Menschen mir zukamen, welche den «Rienzi» in Dresden zu hören verlangten, da sie durch die Mittheilungen *Liszt's* hierüber, auch wohl durch sein Vorspiel einzelner Stücke daraus, in dem Sinne auf mein Werk hingewiesen

worden waren, dass sie etwas unerhört Bedeutendes sich davon erwarteten. — Zu diesen Kundgebungen der enthusiastischen Freundestheilnahme *Liszt*'s kamen andere innig berührende Annäherungen. Der überraschenden Eröffnung durch den nächtlichen Besuch *Werder*'s nach jener zweiten Berliner Aufführung des «fliegenden Holländers» folgte, in einem schönen Zusammenhange hiermit, nach kurzer Zeit der briefliche Erguss einer ebenfalls vollständig Unbekannten, der seitdem mir zur treuen Freundin gewonnenen *Alwine Frommann*. Sie hatte nach meinem Fortgang von Berlin noch die *Schröder-Devrient* zweimal im «fliegenden Holländer» gehört, und der Brief, in welchem sie sich über den Eindruck meines Werkes auf sie aussprach, theilte mir zum ersten Mal die energischen und innigen Empfindungen einer gläubigen und grossen Anerkennung mit, wie sie auch dem grössten Meister stets nur selten, und dann nicht ohne bedeutenden Einfluss auf sein Gemüth und seine den Glaubens an sich selbst bedürftige Seele, vorkommen werden.

Von meinen Leistungen in dem mir allmälich gewohnter werdenden Wirkungskreise während dieses verflossenen ersten Jahres meiner Kapellmeisteranstellung ist mir keine besonders anregende Erinnerung verblieben. Zur Feier des Antrittes meiner Funktionen war *mir*, gewissermassen als Auszeichnung, die *Gluck*'sche *Armida* übergeben worden, welche noch im März 1843, vor dem zeitweiligen Fortgang der *Schröder-Devrient*, mit ihr zur Darstellung kam. Auf diese Aufführung wurde ein besonderes Gewicht aus dem Grunde gelegt, dass ganz gleichzeitig *Meyerbeer* seine Funktionen als Generalmusikdirektor in Berlin mit der Aufführung derselben Werkes antrat. Namentlich von Berlin her stammte der ganz besondere Respekt vor einer solchen auf *Gluck* bezüglichen Unternehmung; man erzählte mir, dass *Meyerbeer* mit der Partitur der «Armide» zu *Rellstab* gegangen sei, um von diesem sich die Anleitung zur rechten Auffassung derselben ertheilen zu lassen. Da ich bald darauf auch eine sonderbare Geschichte von zwei silbernen Armleuchtern erfuhr, mit welchen der berühmte Componist seinerseits die Partitur zum «Feldlager in Schlesien» dem nicht minder berühmten Recensenten beleuchtet haben sollte, gerieth ich dahin, auf die für die «Armide» von ihm erhaltene Belehrung keinen auch für mich gültigen Werth zu legen, und half mir ganz für mich selbst durch sorgsames Befühlen der steifen Partitur, welcher ich durch möglichst bewegliche Vortragsnüancirungen einige Weichheit beizubringen suchte. Meiner Auffassung gewann ich später die Genugthuung der auffallend warmen Anerkennung von Seiten eines vorzüglichen Gluckkenners, des Herrn *Eduard Devrient*,

welcher, als er die Oper bei uns hörte und sie mit der Aufführung in Berlin verglich, auf das Lebhafteste die zarte Beweglichkeit unseres Vortrags von Stücken rühmte, welche dort in rohester Plumpheit zu Tage gefördert worden waren. Namentlich fiel ihm ein kleiner Chor der männlichen und weiblichen Nymphen des dritten Aktes (in C-dur) auf, welchem ich durch ein gemässigtes Tempo und ein vorzüglich zartes Piano die antike Grobheit benommen hatte, in welcher *Devrient* (vermuthlich in historischer Treue) ihn in Berlin gehört hatte. Mein unschuldigstes Mittel, welches ich häufig anwandte, um die peinigende Steifheit der Orchesterbewegung des Originals zu brechen, war eine sorgsame Modifikation des in unaufhörlicher Viertelbewegung sich ergehenden »Bassocontinuo«, wo dann theils legato-, theils pizzicato-Spiel am meisten aushelfen musste. Die Direktion hatte viel auf das Aeussere, namentlich die Dekorationen verwandt, und das Werk machte als Spektakeloper ziemlich gute Häuser, was mir, da die ungleich edlere »Iphigenia in Tauris«, trotz der bewundernswürdigen Leistung der *Schröder-Devrient* in dieser Rolle, nur leere Häuser erzielt hatte, den Ruf eines besonders für *Gluck* organisirten und gar ihm nahe stehenden Dirigenten einbrachte.

Von diesem Ruhme hatte ich längere Zeit zu zehren, da nun sehr häufig gemeine Repertoir-Aufführungen auch *Mozart*'scher Opern unter meiner nothgedrungenen Direktion zum Vorschein kamen, deren gewöhnlichere Tendenz denjenigen besonders unangenehm auffiel, welche, eben nach meiner Leistung in der »Armide«, auch zu diesen Aufführungen unter meiner Leitung sich jetzt mit besonderer Hoffnung wandten, und daher übel davon betroffen wurden. Selbst mir befreundete Zuhörer brachte dies auf die Vermuthung, ich mache mir nichts aus *Mozart* und verstünde ihn nicht, da sie nicht beachteten, wie es mir ganz unmöglich war auf solche gelegentlich eingestreute Aufführungen, zu welchen ich als Dirigent eben nur aushülfsweise, oft ohne Probe eintrat, einen Einfluss zu üben. Allerdings fand auch ich hierbei mich oft in einer schiefen Stellung, welche, da ich ihrer Berichtigung eben in keiner Weise beikommen konnte, nicht wenig dazu beitrug, mein neues Amt und meine Abhängigkeit von den gemeinsten Rücksichten einer trivialen Theaterroutine bei überhäufter Geschäftsführung, mir unerträglicher zu machen, als ich es, trotz der bereits im Voraus mir eignen klaren Einsicht in das Missliche meines Wirkungskreises, erwartet hatte. Mein College *Reissiger*, dem ich mitunter meine Klagen darüber mittheilte, dass von Seiten der Generaldirektion so wenig Be-

rücksichtigung unserer Forderungen für die Aufrechterhaltung korrekter Leistungen im Gebiete der Oper zu erhalten sei, tröstete mich damit, dass ich mit der Zeit, gleich ihm, diese Grillen fahren lassen und in das unvermeidliche Kapellmeisterschicksal mich ergeben würde. Dabei schlug er stolz auf seinen Bauch und wünschte mir, an Fülle es ihm bald gleich thun zu können. —

Veranlassung gegen den hiermit bezeichneten Schlendrian immer empfindlicher zu werden, erhielt ich auch an sonstigen Wahrnehmungen von dem Geiste, mit welchem selbst namhafteste Dirigenten in der Reproduktion unsrer Meisterwerke verfuhren. Noch im ersten Jahre führte eine Einladung hierzu *Mendelssohn*, zur Direktion seines *Paulus* in einem der damals berühmten Palmsonntags-Concerte der Dresdener Kapelle, zu uns. Die Bekanntschaft mit diesem Werke, welche ich bei dieser Gelegenheit in recht empfehlender Weise machte, wirkte so angenehm auf mich, dass ich bei dieser Gelegenheit von Neuem *Mendelssohn* mich warm und hingebend zu nähern suchte. Eine eigenthümliche Unterhaltung, welche ich noch am gleichen Abend dieser Aufführung mit ihm hatte, drängte diesen Zug in sonderbarer Weise schnell in mir wieder zurück. Nach dem Oratorium führte *Reissiger* nämlich noch die achte Symphonie von *Beethoven* auf. In der vorangehenden Probe hatte ich bemerkt, dass *Reissiger* in den Fehler aller gewöhnlichen Dirigenten dieses Werkes verfiel und das «Tempo di minuetto» des dritten Satzes in einem gedankenlosen Walzer-Zeitmass spielen liess, wodurch nicht nur das ganze Stück seinen imposanten Charakter durchaus verliert, sondern auch das Trio, durch die Unmöglichkeit, die Violoncellfigur in solcher Schnelligkeit zu bewältigen, einen vollständig lächerlichen Charakter erhält. Ich hatte mich *Reissiger* hierüber mitgetheilt; er billigte meine Ansicht und versprach mir, in der Aufführung das von mir ihm bezeichnete, wirkliche Menuett-Tempo zu nehmen. Diesen Vorgang erzählte ich *Mendelssohn*, welcher, von der Direktion seines «Paulus» ausruhend, in der Loge neben mir Platz genommen hatte, um die Symphonie mit anzuhören; er gab mir recht und fand, dass es so sein müsste, wie ich sagte. Nun begann der dritte Satz und *Reissiger*, der allerdings nicht die Fähigkeit besass, eine so einflussreiche Tempoveränderung dem Orchester sofort erfolgreich zu imprimiren, folgte seiner Gewohnheit und nahm das «Tempo di minuetto» vollkommen wieder in der gewohnten Walzer-Bewegung. Eben wollte ich meinen Unmuth hierüber bezeigen, als *Mendelssohn* mir freundlich zunickte in der Meinung, so sei es mir recht und das habe ich verstanden. Ich

war über diese vollkommene Gefühllosigkeit von Seiten des berühmten Musikers so tief erstaunt, dass ich sprachlos blieb und von nun an meine besondere Meinung über ihn mir ausbildete, eine Meinung, die auch *R. Schumann* später bestätigte, indem er mir seine wahre Befriedigung über mein Tempo des ersten Satzes der neunten Symphonie bezeugte, welches er zuvor unter *Mendelssohn* in Leipzig alljährlich, mit entstellender Uebereilung vorgetragen, habe anhören müssen.

Während ich so nach den so selten nur sich darbietenden Gelegenheiten, Einfluss auf den Geist der Aufführungen unsrer edlen Meisterwerke zu gewinnen, mich sehnte, hatte ich, wie gesagt, meistens in der tiefen Unbefriedigung mich dahinzuschleppen, welche das Befassen mit dem gewöhnlichen Theaterrepertoire mir verursachte. Erst am Palmsonntag der Ostern 1844, soeben von meiner widerwärtigen Hamburger Expedition zurückgekehrt, gelangte ich dazu, meinem Verlangen durch die Aufführung der Pastoral-Symphonie, welche bei diesem Concert mir zugetheilt war, zu entsprechen. Noch blieben zwar grosse Uebelstände unerledigt, deren Beseitigung ich mir nun auf schwierigen Umwegen vornehmen musste. Namentlich war die Aufstellung des Orchesters bei diesen berühmten Concert-Aufführungen, wo das Orchester in langer dünner Reihe halbkreisförmig den Sängerchor umschloss, so unbegreiflich fehlerhaft, dass es allerdings der von *Reissiger* hiefür mir angegebenen Gründe bedurfte, um einen solchen Unsinn mir zu erklären. Dieser sagte mir nämlich, dass alle diese Einrichtungen von dem verstorbenen Kapellmeister *Morlacchi* herrührten, welcher als italienischer Opernkomponist, wie von der Bedeutung, so auch von den Bedürfnissen des Orchesters eben nichts verstanden hätte. Wenn ich nun frug, warum man Diesem demnach Verfügungen zu treffen gestattet hätte in Dingen, von denen er nichts verstand, so erfuhr ich, dass von jeher, und namentlich auch *Karl Maria v. Weber* gegenüber, die Bevorzugung dieses Italieners von Seiten des Hofes und der Generaldirektion unbedingt, und gegen sie kein Widerspruch gestattet gewesen sei, und dass wir noch jetzt grosse Schwierigkeiten haben würden gegen die hieraus vererbten Fehler uns zu erheben, da höhern Orts fortwährend die Annahme herrsche, Jener müsste es am Besten verstanden haben. Mir spukte meine Kindererinnerung an den Castraten *Sassaroli* wieder durch die Seele, und ich gedachte der Ermahnung der Wittwe *Weber's* in Betreff der Bedeutung meiner Nachfolge *Weber's* im Dresdener Kapellmeisteramt. Trotzdem gelang die Aufführung der Pastoralsymphonie bereits über alles Erwarten, und der unvergleichliche, wunderbar nährende

Genuss, der aus solcher Beschäftigung gerade mit *Beethoven*'schen Werken im Verlaufe mir zu Theil werden sollte, liess mich hier zuerst seine neugebärende Kraft empfinden. Mit mir machte *Röckel* tief sympathisch dieses Genusses sich theilhaftig; er unterstützte mich bei allen Proben mit Aug' und Ohr, immer mir zur Seite, mit mir hörend, mit mir wollend. —

War hier es bereits zu einem erquicklichen Gelingen gekommen, so sollte noch in diesem Sommer mich ein anderes Unternehmen vorzüglich befriedigen, welches zwar keine sehr grosse musikalische, wohl aber soziale Bedeutung hatte. Der König von Sachsen, für welchen ich schon als «Prinz Friedrich», wie ich seiner Zeit berichtete, eine besondere Zuneigung empfand, wurde von einer grössern Reise, die er nach England unternommen, zurückerwartet. Die Berichte über seinen dortigen Aufenthalt hatten mein patriotisches Gefühl besonderlich erfreut. Dem, allem Prunk und jeder prahlenden Demonstration gänzlich abholden, schlichten Fürsten war es begegnet, dass während der Zeit seines englischen Besuches ganz unerwartet auch der Kaiser *Nicolaus* in England eintraf, dem zu Ehren grosse Festlichkeiten und militärische Revuen abgehalten wurden, an welchen unser König sich, gegen seine Neigung, genöthigt fand Theil zu nehmen, und nun es dahinnehmen musste, mit ersichtlich demonstrativer Tendenz vom Volke durch besonders enthusiastische Akklamationen vor dem den Engländern unsympathischen russischen Czaren ausgezeichnet zu werden. Auch die öffentlichen Blätter hielten diese Tendenz fest, und so wehte dem kleinen Sachsen aus England eine schmeichelnd erwärmende Luft herüber, welche uns mit besonders innig stolzer Freude an unserm König erfüllte. In dieser Stimmung, die auch mich ganz und gar einnahm, erfuhr ich, dass man dem zurückkehrenden Fürsten in Leipzig einen besondern, durch *Mendelssohn's* musikalische Mitwirkung zu verherrlichenden Empfang bereite. Ich frug nach, was man in Dresden zu thun gedenke und erfuhr, dass der König bei seiner Heimkehr Dresden gar nicht berühren und sogleich auf seinen Sommersitz nach *Pillnitz* sich wenden werde. Nach schneller Ueberlegung musste mir dieser Umstand für meinen Wunsch, dem König eine herzliche Empfangsfreude zu bereiten, günstig erscheinen, da ich, als königlicher Diener, einer in Dresden vorgebrachten Huldigung den Anschein einer offiziellen Parade zugezogen hätte, welche wohl unstatthaft dünken musste. Ich fasste den Gedanken, Alles, was blasen und singen konnte, schnell zusammen zu werben, um mit Allem am Morgen nach der Ankunft ein eiligst von mir

zu verfertigendes Empfangslied vorzutragen. Nun traf ich auf die besondern Schwierigkeiten, dass mein Generaldirektor *Lüttichau* auf einem seiner Landgüter abwesend war; mit meinem Collegen *Reissiger* mich zu verständigen, hätte ausserdem Verzögerung herbeigeführt und das Unternehmen in das eben zu vermeidende Geleis einer offiziellen Ovation geführt. Da keine Zeit zu verlieren war, wenn irgend etwas zu Stande kommen sollte — denn die Ankunft stand an einem der nächsten Tage bevor — so nahm ich meine Qualität als Dirigent der Liedertafel zu Hülfe, forderte an ihrer Spitze Sänger und Musiker auf, und lud auch die Mitglieder des Theaters sowie der Kapelle vertraulich ein, sich anzuschliessen. Schnell fuhr ich nach Pillnitz, um mit dem fungirenden Hofmarschall, der mein Unternehmen sehr freundlich begünstigte, die nöthige Verabredung zu treffen. Während dieser kurzen Hin- und Herfahrt fand ich allein die Zeit, meine Verse zu dichten und in Musik zu setzen, denn nach Haus gekommen musste ich sogleich schon Alles dem Copisten und Lithographen übergeben können. Die angenehme Hast in der sommerlichen Luft, in der lieblichen Gegend, mit der herzlichen Liebe zu einem deutschen Fürsten, die mir dieses dringende Vorhaben eingab, brachte mich in die erregte Stimmung, in welcher ich die melismischen Formen des Tannhäuser-Marsches fand, welche in diesem Königsgrusse sich kenntlich machten, um dann bald die breitere Ausbildung zu gewinnen, durch welche sie mir in jenem Marsche zu meinem bisher populärsten Stücke verhalfen. Bereits andern Tags musste Alles mit 120 Musikern und 300 Sängern probirt werden: ich hatte mir erlaubt, diese ganze Masse auf die Bühne des Hoftheaters zu bestellen; dort ging Alles sogleich vortrefflich; Alle hatten ihre Freude daran, und ich nicht minder, als ein Bote des Generaldirektors erschien, der plötzlich in die Stadt gekommen war und mich zu einer Besprechung verlangte. Herr *v. Lüttichau* war über mein eigenmächtiges Verfahren in dieser Angelegenheit, von welcher er noch rechtzeitig durch Freund *Reissiger* benachrichtigt worden war, über alle Massen aufgebracht; hätte er seine Freiherrnkrone auf dem Haupte getragen, sie würde ihm bei dieser Gelegenheit heruntergefallen sein. Namentlich dass ich direkt mit einer Hofbehörde unterhandelt hatte, und ihm auch berichten musste, dass meine Unterhandlungen ausserordentlich schnell zu einem günstigen Ziel geführt hätten, versetzte ihn in grössten Zorn, da seine Wichtigkeit ja darin bestand, alles auf solchen Wegen zu Erreichende als grenzenlos schwierig und umständlich darzustellen. Ich war erbötig, sofort Alles abzubestellen: das erschreckte ihn nun wieder;

ich fragte, was denn sein Wille sei, wenn es denn doch vor sich gehen sollte: darüber schien er sich nicht klar zu sein, nur fand er es sehr unkollegialisch von mir, dass ich nicht nur ihn, sondern auch *Reissiger* bei diesem Vorhaben übergangen habe. Ich erklärte mich sogleich bereit, meine Komposition, wie die Direktion des Stückes, an *Reissiger* abzutreten: das war ihm nun auch wieder zu viel, denn im Ganzen, das wusste ich wohl, machte er sich aus *Reissiger* nichts. Das Unangenehmste war ihm, dass ich die Angelegenheit gerade durch den Hofmarschall *von Reitzenstein* zu Stande gebracht hatte, welcher sein persönlicher Feind war: ich wisse gar nicht, was er von diesem oft für Chikanen auszustehen habe. Diese gemüthlichen Ergüsse erleichterten es mir, dem bedrängten Hofmann eine fast ungeheuchelte Rührung zu bezeigen, welche denn seinerseits mit einem achselzuckenden Gehenlassen der unangenehmen Geschichte erwiedert wurde.

Schlimmer als durch dieses Hofintendanten-Ungewitter sah ich für meine Unternehmung mich aber durch die eingetretene üble Witterung des Himmels selbst bedroht; es regnete den ganzen Tag in Strömen; dauerte dies so fort, zu welcher Befürchtung Grund vorhanden war, so war es fast unmöglich, des andern Morgens um fünf Uhr, wie beabsichtigt war, auf dem besonders von mir gemietheten Dampfschiffe mit meinen Hunderten von Gehülfen zu einer Morgenmusik in dem zwei Stunden entlegenen Pillnitz mich aufzumachen. Mit wahrer Verzweiflung sah ich diesem Unstern entgegen; nur *Röckel* tröstete mich: »ich könne mich darauf verlassen, wir würden morgen den schönsten Tag haben, denn — ich hätte Glück.« Diese Versicherung ist mir noch in fernen Zeiten in Erinnerung geblieben, als ich bei dem grossen Missgeschick, welches sich häufig allen meinen Unternehmungen entgegensetzte, jener Behauptung als eines üblen Frevels gedenken musste. Für diesmal hatte der Freund aber Recht; der 12. August 1844 war vom Sonnenaufgang an bis in die späte Nacht der schönste Sommertag, dessen ich mich in meinem Leben erinnern kann. Das Gefühl von wonnigem Behagen, mit welchem ich durch die glückverheissenden Morgennebel meine wohlgemuthe Legion lustig gestimmter Musiker und Sänger auf dem Dampfschiff sich versammelnd fand, schwellte mir die Brust zu einem innigen Glauben an meinen guten Stern. Meinem freundlichen Ungestüme war es gelungen, *Reissiger*'s Schmollen zu überwältigen und ihn zu bestimmen, die Ehre des Unternehmens dadurch mit mir zu theilen, dass er die Aufführung meiner Komposition dirigire. An Ort und Stelle gelang nun alles vortrefflich; der König und

die königliche Familie waren sichtlich sehr gerührt, und in schlimmen späteren Zeiten hat die Königin von Sachsen, wie mir berichtet wurde, dieses Tages und dieses Morgens noch mit besonderer Rührung als der schönsten Zeit ihres Lebens gedacht. Nachdem *Reissiger* mit grosser Würde Takt geschlagen, und ich als Tenorist im Chor mitfungirt hatte, wurden wir beide Kapellmeister in die Nähe der k. Familie beschieden, wo der König uns seinen herzlichsten Dank ausdrückte, während die Königin uns die besondere Anerkennung zollte, dass ich sehr gut komponirt, und *Reissiger* sehr gut dirigirt hätte. Der König bat um die Wiederholung der letzten drei Verse, da er andrerseits durch eine schmerzhafte Zahngeschwulst genöthigt sei, sich nicht lange mehr im Freien aufzuhalten. Schnell wurde von mir eine kombinirte Evolution entworfen, deren ungemein glückliche Ausführung ich mir noch zum besondern Ruhme anrechne. Ich liess nämlich das ganze Lied wiederholen, dem Wunsche des Königs gemäss liess ich aber nur einen Vers in der beibehaltenen halbkreisförmigen Aufstellung ausführen; mit dem zweiten Verse liess ich meine 400 Mann undisciplinirter Musiker und Sänger abschwenken, so dass sie die zwei letzten Verse, im Marsch durch den Garten immer weiter sich entfernend, in der Weise ausführten, dass die letzten Töne nur noch wie ein verhallender Klangestraum an das königliche Ohr treffen konnten. Dieser Abzug ging, Dank meiner unerhörten, thätigen, überall gegenwärtigen Hilfsleistung, mit solcher Sicherheit vor sich, dass nicht das mindeste Schwanken im Takt und Vortrag aufkam, und das Ganze für ein kunstvoll eingeübtes Theatermanöver gelten konnte. Im Schlosshofe angelangt fanden wir nun durch die freundliche Sorgfalt der Königin auf dem grünen Rasen für alle Gäste zu einem reichlichen Frühstück die Tafeln gedeckt. Die herzlich erregte königliche Hausfrau sahen wir selbst öfter geschäftig zur Ueberwachung der Bewirthung, an den Fenstern und auf den Gängen des umgebenden Schlosses sich bemühend. Aller Augen strahlten mir wie einem glücklich Beglückenden zu, wenig hätte gefehlt und in der Wonne des Tages wäre das Paradies proklamirt worden. Nachdem die liebliche Umgegend, namentlich der aus meiner frühesten Jugendzeit her mir lieb und traut gewordene *Keppgrund*, massenweis durchschwärmt worden war, kehrten wir in später Nacht in herrlichster Stimmung nach Dresden zurück. Des andern Tags ward ich abermals auf die Generaldirektion beschieden. Da war denn nun aber etwas mit Herrn *v. Lüttichau* vorgegangen. Als ich mich nochmals bei ihm herzlich wegen der ihm bereiteten Beunruhigung entschuldigen wollte, nahm der lange Mann

mit dem trocknen, harten Gesicht mich bei der Hand, und sagte mir mit einer Verklärung seiner Mienen, wie sie wohl nie je ein Anderer an ihm gewahrt haben mag: von dieser Beunruhigung könne jetzt nicht mehr die Rede sein; ich sei ein grosser Mensch; von ihm werde lange keine Seele mehr etwas wissen, während ich noch bewundert und geliebt sein würde. In höchstem Grade erschüttert, wollte ich nur meine Beschämung über diesen so unerwarteten Erguss kundgeben, als er mich nun freundlich unterbrach, und in wohlwollender Zutraulichkeit eine Ableitung der eigenen Aufregung zu finden suchte. Er erging sich namentlich lächelnd über meine Selbstverläugnung, mit der ich bei einer so ausserordentlichen Gelegenheit den mir gebührenden Ehrenplatz an den hiebei so ganz verdienstlosen *Reissiger* abgetreten habe; als ich ihm versicherte, dass mir erst dieses wahre Genugthuung gegeben hätte, dass ich meinen Kollegen zur Uebernahme der Direktion vermocht, bekannte er, dass er mich nun allerdings wohl begriffe, desto weniger aber von *Reissiger* verstehe, wie sich dieser von mir habe dorthin stellen lassen können, wohin er so wenig gehört habe. — Längere Zeit blieb die hiermit begründete Stimmung *Lüttichau's* gegen mich in der Weise vorherrschend, dass wir in Geschäftsangelegenheiten einen fast zutraulichen Ton unter uns gewannen: so schlimm sich mit der Zeit hierin auch Manches ändern musste, so dass unsre Beziehungen wohl bis zu offenbarer Feindseligkeit ausarteten, so blieb bei dem seltsamen Manne eine eigenthümliche Zärtlichkeit für mich doch immer unverkennbar zurück, und manche seiner spätern harten Ergüsse klangen eigentlich wie die etwas sonderbar ausartenden Klagen verschmähter Liebe. —

Den Genuss meines diesjährigen Erholungsurlaubes trat ich Anfangs September mit dem Bezug einer etwas verspäteten Sommerwohnung auf dem *Fischer*'schen Weinberg, unweit *Loschwitz*, in der Nähe des berühmten *Findlater*'schen Weinbergs, an. Hier, freundlich angeregt und gestärkt durch einen sechswöchentlichen Aufenthalt im Freien, verfasste ich bis zum 15. Oktober die Musik des zweiten Aktes von «Tannhäuser». In die gleiche Zeit fiel eine Aufführung des «Rienzi», zu deren Leitung ich in die Stadt kam, vor einem Publikum von nicht gemeiner Bedeutung. Es traf sich nämlich, dass auf der Tribüne des Amphitheaters *Spontini* und *Meyerbeer*, zu ihnen auch der Verfasser der russischen Nationalhymne, der General *Lwoff*, sich zusammenfanden. Ich suchte keine Gelegenheit auf, von der Wirkung meiner Oper auf diese zu einem Urtheil so berechtigten musikalischen Grössen Kenntniss zu erlangen; mir

genügte das eigenthümliche Behagen, ihnen eine bereits sehr häufig wiederholte Aufführung meines Werkes vor überfülltem Hause und mit überreichem Beifall vorgeführt zu haben, ich freute mich am Schlusse, mein Hündchen *Peps*, welches den weiten Weg vom Lande mir nachgelaufen war, im Theater theilnahmvoll mir zugeführt zu erhalten, und fuhr mit ihm sofort, ohne die europäischen Celebritäten begrüsst zu haben, nach meinem stillen Weinberg hinaus, wo *Minna* mich, besonders über die Wiederkehr des verloren geglaubten *Peps* hocherfreut, empfing. Hier erhielt ich auch einen Besuch meines auf so ergreifende Weise in Berlin zuerst mir gewonnenen Freundes *Werder*, diesmal ganz menschlich am hellen Tage, unter freundlichem Himmel, wo ich mit ihm angenehm über den Werth des «fliegenden Holländers» disputiren konnte, gegen den ich, mit dem «Tannhäuser» im Kopfe, mich etwas eingenommen bezeigte. Es nahm sich artig aus, von meinem Freunde mich in diesem Punkte bekämpfen und über die Bedeutung meines Werkes belehren zu lassen.

Als wieder die Winterquartiere bezogen waren, suchte ich zwischen der Komposition des zweiten und dritten Aktes keine so lange Unterbrechung, als ich sie zwischen den beiden ersten zu überstehen gehabt hatte, aufkommen zu lassen, und es gelang mir, trotz aufregender Beschäftigung, namentlich unter Begünstigung des guten Einflusses sorgsam gepflegter einsamer Spaziergänge, die Musik auch des dritten Aktes am 29. Dezember, noch vor Jahresschluss zu beendigen.

Was mich in der Zwischenzeit namentlich lebhaft nach aussen in Anspruch genommen hatte, war ein längerer Aufenthalt *Spontini's* bei uns, welcher sich an eine neu in's Werk gesetzte Aufführung seiner «Vestalin» knüpfte. Die Erinnerungen an die sonderbaren Vorgänge und charakteristischen Züge des hierbei entsponnenen Verkehrs mit dem berühmten greisen Meister sind mir so lebhaft verblieben, dass sie mich jetzt noch der Aufzeichnung werth dünken.

Da wir unter der Mitwirkung der *Schröder-Devrient* einer zum grossen Theil vorzüglichen Aufführung dieser Oper uns versichert halten durften, hatte ich Herrn *v. Lüttichau* auf den Gedanken gebracht, *Spontini*, welcher soeben in Berlin grosse Demüthigungen erlitten hatte und sich für immer von dort fortwandte, die unter solchen Umständen wohlgesinnt demonstrative Aufmerksamkeit zu erweisen, ihn zur persönlichen Direktion seines mit Recht so berühmten Werkes einzuladen. Dies geschah, und ich, der ich mit der Leitung der Oper betraut war, erhielt den besondern Auftrag, mich hierüber mit dem Meister in das

Vernehmen zu setzen. Es schien, dass mein Brief, trotzdem er von mir selbst im Französischen geschrieben war, ihn mit einer vorzüglich guten Meinung über meinen Eifer für das Unternehmen erfüllt hatte, denn in einem sehr majestätischen Antwortschreiben drückte er mir seine besondern Wünsche für die Veranstaltungen zur Feier seiner Mitwirkung aus. Im Betreff der Sänger, da er eine *Schröder-Devrient* unter ihnen zählte, erklärte er sich unumwunden beruhigt; von Chören und Balleten setzte er voraus, dass man nichts an einer würdigen Ausstattung fehlen lassen würde; auch nahm er an, dass das Orchester ihn vollkommen befriedigen würde, in welchem er die nöthige Anzahl vorzüglicher Instrumente voraussetzte, um, wie er sich ausdrückte, das Ganze von «12 guten Contrabässen garnirt» zu sehen («le tout garni de douze bonnes contre-basses»). Diese Phrase brach mir das Herz, denn dieses eine in Zahlen ausgeführte Verhältniss gab mir folgerichtig einen Begriff von der Gediegenheit seiner übrigen Annahmen, und ich eilte nun zum Intendanten, um ihn darauf vorzubereiten, dass die eingeleitete Sache nicht so leicht abgehen würde. Sein Schreck war gross und aufrichtig; sofort musste ein Mittel ausfindig gemacht werden, die Einladung rückgängig zu machen. Frau *Schröder-Devrient* erfuhr von unsrer Noth: sie, die *Spontini* gut kannte, lachte wie ein Kobold über unsre naive Unvorsichtigkeit, die wir mit dieser Einladung begangen, und fand in einem leichtern Unwohlsein, von dem sie befallen war, das Hülfsmittel, welches sie uns als Vorwand einer scheinbar bedeutenden Verzögerung zur Verfügung stellte. *Spontini* hatte nämlich auf energische Beschleunigung der Ausführung unsres Vorhabens gedrungen, da ihm, auf das Ungeduldigste in Paris erwartet, nur wenig Zeit für die Befriedigung unsrer Wünsche frei stände. Hieran anknüpfend musste ich nun das unschuldige Truggewebe spinnen, mit welchem ich den Meister von der definitiven Annahme der an ihn gerichteten Einladung abbringen sollte. Wir athmeten auf, hielten unsre Proben und befanden uns am Vorabende der gemüthlich beabsichtigten Generalprobe, als gegen Mittag ein Wagen vor meinem Hause hielt, und in einem langen blauen Flausrocke der stolze, sonst nur mit spanischer Grandenwürde sich bewegende Meister, leidenschaftlich bewegt, ohne alle Begleitung zu mir in das Zimmer trat, mir meine Briefe vorzeigte, und aus unsrer Correspondenz mir nachwies, dass er keineswegs unsre Einladung abgelehnt habe, sondern, richtig verstanden, sehr deutlich auf alle unsre Wünsche eingegangen sei. Ich vergass alle möglichen vorauszusehenden Verlegenheiten über der wirklich herzlichen Freude, den

wunderbaren Herrn bei mir zu sehen, unter seiner Leitung sein Werk zu hören, und nahm mir sofort vor, alles nur Erdenkliche zu Stand zu bringen, um ihn zu befriedigen. Diess erklärte ich ihm mit dem aufrichtigsten Eifer: er lächelte fast kindlich freundlich, als er diesen wahrnahm; nur als ich, um ihn kurz über alle Bedenken gegen meine Aufrichtigkeit hinwegzuführen, einfach bat, die morgen stattfindende Probe sogleich selbst zu dirigiren, ward er plötzlich sehr bedenklich, und schien mancherlei, dem entgegenstehende Schwierigkeiten zu erwägen. In grosser Aufregung drückte er sich aber über nichts klar aus, so dass es mir schwer hielt, ihm zu entfragen, durch welche Disposition es mir möglich sein würde, ihn zur Uebernahme der Direktion dieser Probe zu bewegen. Nach einigem Nachsinnen frug er mich, mit was für einer Art von Taktstock wir dirigirten: ich bezeichnete ihm mit der Hand ungefähr die Grösse und Stärke eines mässigen Stäbchens von gewöhnlichem Holz, welches, mit weissem Papier überzogen, uns immer frisch vom Kapelldiener servirt wurde. Er seufzte, und frug mich, ob ich es wohl für möglich hielte, ihm bis morgen einen Taktstock von schwarzem Ebenholz, von höchst ansehnlicher Länge und Stärke, die er mir an seinem Arm und mit der hohlen Hand bezeichnete, und an dessen beiden Enden ein ziemlich bedeutender weisser Knopf von Elfenbein angebracht werden sollte, verfertigen zu lassen. Ich versprach ihm jedenfalls ein ganz ähnlich aussehendes Instrument schon für die nächste Probe, ein vollständig auch dem verlangten Material entsprechendes aber für die Aufführung zu besorgen. Auffallend beruhigt strich er sich jetzt über die Stirn, erlaubte mir seine Uebernahme der Direktion für morgen anzukündigen, und fuhr nun in sein Hôtel, nachdem er mir noch einmal genau seine Anforderungen in Betreff des Taktstockes eingeschärft hatte.

Ich glaubte halb zu träumen, und verbreitete im Sturm die Kunde des Vorgefallenen und Bevorstehenden; wir waren ertappt. Die *Schröder-Devrient* erbot sich zum Sündenbock, und ich setzte mich mit dem Theatertischler wegen des Taktstockes in das genaueste Einvernehmen. Dieser gerieth so weit gut, dass er die gehörige Länge und Stärke hatte, schwarz aussah und grosse weisse Knöpfe trug. So kam es denn wirklich zur Probe. *Spontini* befand sich an seinem Platz im Orchester augenfällig genirt, und wünschte vor allen Dingen die Oboen in seinem Rücken placirt; da diese vereinzelte Umstellung für jetzt in der Gliederung des Orchesters grosse Verwirrung hervorgerufen haben würde, versprach ich ihm diess nach der Probe zu veranstalten. Er schwieg, und

ergriff nun den Taktstock. Augenblicklich verstand ich, warum er auf die Form desselben eine so grosse Bedeutung legte: er fasste diesen nämlich nicht, wie wir andern Dirigenten, bei dem Ende an, sondern ergriff ihn ziemlich in der Mitte mit der vollen Faust, und bewegte ihn der Art, dass man deutlich sah, er fasse den Taktstock als Marschallsstab auf, und gebrauche ihn nicht zum Taktiren, sondern zum Kommandiren. Nun entspann sich bald im Verlaufe der ersten Scenen eine Verwirrung, die um so unheilvoller sich gestaltete, als für des Meisters Mittheilungen an das Orchester, wie an die Sänger, sein konfuser Gebrauch der deutschen Sprache von gröaster Behinderung für die Verständigung war. So viel merkten wir aber bald, dass es ihm vor Allem daran gelegen war, uns von dem Gedanken abzubringen, dass diess die Generalprobe sein sollte, wogegen er ein ganz neu zu beginnendes Studium der Oper in's Auge gefasst hatte. Die Verzweiflung namentlich meines guten alten Chordirektors und Regisseurs *Fischer*, welcher mit grossem Enthusiasmus zuvor die Berufung *Spontini's* mit betrieben hatte, war gross, als er dieser nun unvermeidlichen Störung des Repertoirs inne ward; sie ging endlich in offene Wuth über, in deren Blindheit er in Allem, was *Spontini* vorbrachte, nur neue Chikanen zu verstehen glaubte, und dagegen im gröbsten Deutsch unverhohlen replizirte. Einmal winkte mich *Spontini* nahe zu sich, um in Betreff eines so eben beendeten Chors mir zuzuflüstern: «mais savez-vous, vos chœurs ne chantent pas mal.» Misstrauisch hatte *Fischer* dem zugesehen, und frug mich wüthend: «was hat der alte Schweinehund wieder?» Es gelang mir kaum, den so schnell umgeschlagenen Enthusiasten nur einigermassen zu beruhigen. — Den grössten Aufenthalt verursachte im ersten Akt die Evolution des Triumphmarsches; vor Allem äusserte der Meister mit lautestem Eifer seine höchste Unzufriedenheit über das gleichgiltige Benehmen des Volkes beim Aufzuge der Vestalinnen; er hatte nämlich nicht bemerkt, dass auch nach den Anordnungen unsrer Regie sich beim Erscheinen der Priesterinnen Alles auf das Knie senkte, denn nichts dem Auge nur Erkennbares war für den äusserst kurzsichtigen Meister vorhanden; was er verlangte, war, dass der heilige Respekt der römischen Armee durch ein mit einem Schlage vor sich gehendes Niederstürzen, namentlich aber krachendes Aufschlagen der Speere auf den Boden, mit äusserster Drastik sich kund geben solle. Das musste nun unzählige Male probirt werden; immer aber klapperten einige Spiesse zu früh oder zu spät; er selbst machte das Manöver einige Male mit dem Taktstock auf dem Pult; es half nichts, der Krach war nicht

decidirt und energisch genug. Nun entsann ich mich allerdings der merkwürdigen Präcision und fast erschreckenden Wirkung, mit welcher ähnliche Evolutionen in der Aufführung des »Ferdinand Cortez«, welche in früheren Jahren in Berlin so vielen Eindruck auf mich gemacht hatte, ausgeführt wurden, und begriff, dass die bei uns übliche Weichheit in solchen Manövern einer sehr angelegentlichen und zeitraubenden Schärfung bedürfen würde, um den für seine Forderungen hiefür sehr verwöhnten Meister zufrieden zu stellen. Nach dem ersten Akte beschritt nun wirklich *Spontini* die Bühne, um den von ihm in seiner Nähe vermutheten Künstlern des Dresdener Hoftheaters in einer ausführlichen Darlegung die Gründe dafür klar zu machen, dass er auf eine bedeutende Aufschiebung der Oper bestehen müsse, um Zeit zu gewinnen, durch die verschiedenartigsten Proben die Aufführung seinem Sinne entsprechend vorbereiten zu können. Alles war aber bereits in vollster Auflösung begriffen; die Sänger, der Regisseur, waren wie im Sturm nach allen Seiten hin zerstreut, um über das Elend der Situation sich in ihrer Weise Luft zu machen: nur die Theaterarbeiter, Lampenputzer und einige Choristen, hielten in einem Halbkreise um *Spontini* Stand, um dem merkwürdigen Manne zuzusehen, wie er mit wunderlichem Affekt von den Erfordernissen der wahren theatralischen Kunst perorirte. Ich wandte mich der grauenhaften Scene zu, bedeutete *Spontini* freundlich und unterwürfig das Unnöthige seiner Ereiferung, versicherte, dass Alles geschehen würde was er wünsche, namentlich auch, dass man Herrn *Eduard Devrient*, welcher die Vorstellung der Vestalin in seinem Geiste von Berlin her genau inne habe, zur Abrichtung des Chores und der Statisten zu der gebührenden Empfangsfeierlichkeit der Vestalinnen herbeiziehen würde, und entführte ihn so der unwürdigen Situation, in welcher ich ihn zu meinem Entsetzen betroffen fand. Diess beruhigte ihn; wir entwarfen einen Plan für die Ausführung der Proben nach seinem Wunsche, und in Wahrheit war ich der Einzige, der diese Wendung der Dinge, trotz allem, nicht unwillkommen hiess, da die meist fast burlesken Züge im Gebahren *Spontini's* mich doch die ungemeine Energie durchblicken liessen, mit welcher hier, wenn auch in seltsamer, mir aber allmählich erklärlicher Entstellung, ein unsrer Zeit fast unkenntlich gewordenes Ziel der theatralischen Kunst verfolgt und festgehalten wurde.

Wir begannen nun zunächst noch mit einer Klavierprobe, in welcher der Meister seine Wünsche besonders an die Sänger mittheilen sollte. Wir erfuhren durch ihn hierbei im Grunde wenig Neues; er gab uns

weniger Bemerkungen über Einzelnheiten des Vortrages, als Auslassungen über das Allgemeine der Auffassung, wobei ich bemerkte, dass er sich bereits zu einer entschiedenen Rücksichtsnahme gegen die renommirten Sänger, wie die *Schröder-Devrient* und *Tichatschek* es waren, gewöhnt hatte. Letzterem verbot er nur das Wort «Braut», mit welchem *Licinius* in der deutschen Uebersetzung «Julia» anzureden hatte; dies klang seinem Ohr entsetzlich, und er begriff nicht, wie man etwas so Gemeines, wie die Laute dieses Wortes, für die Musik verwenden könnte. Dem weniger begabten und ziemlich rohen Sänger des Oberpriesters gab er jedoch eine umständlichere Lektion über die Auffassung seines Charakters, welchen er aus dem recitativischen Dialoge mit dem Haruspex zu entnehmen habe; hier sehe er nämlich, dass das Ganze nur auf Priesterbetrug beruhe und auf Benutzung des Aberglaubens berechnet sei. Der Pontifex gebe zu verstehen, dass er seinen Gegner selbst an der Spitze der römischen Kriegsmacht nicht fürchte, weil er für den schlimmsten Fall seine Maschinen bereit halte, welche, sobald es nicht anders ginge, durch ein Wunder das verloschene Feuer der Vesta wieder entzünden sollten, wodurch, selbst wenn Julia somit dem Opfertode entgehen sollte, die Macht des Priesterthums dennoch unangetastet erhalten bleiben würde. — Gelegentlich einer Besprechung des Orchesters hatte ich *Spontini* um Belehrung darüber gebeten, warum er, der sonst durchgehends die Posaunen sehr energisch angewandt, gerade bei dem prachtvollen Triumphmarsche des ersten Aktes sie schweigen liess; ganz verwundert frug er dagegen: «est-ce que je n'y ai pas de trombonnes?» Ich zeigte ihm die gestochene Partitur, und nun bat er mich, zu diesem Marsche Posaunen zu setzen, damit sie möglichst in der nächsten Probe schon ausgeführt werden könnten. Auch sagte er mir: «j'ai entendu dans votre Rienzi un instrument, que vous appelez Bass-tuba; je ne veux pas *bannir* cet instrument de l'orchestre: faites m'en une partie pour la Vestale.» Es machte mir Freude, mit Auswahl und Diskretion seinem Wunsche nachzukommen. Als er in der Probe zum ersten Male die Wirkung hiervon gewahr wurde, warf er mir einen wirklich zärtlichen Blick des Dankes zu, und der Eindruck dieser unschwierigen Bereicherung seiner Partitur war auf ihn so andauernd, dass er später aus Paris in einem sehr freundschaftlichen Briefe mich um die Zusendung eines Particelles dieser von mir hinzugefügten Instrumente bat, nur erlaubte es sein Stolz nicht, in dem Ausdruck, mit dem er das Gewünschte bezeichnete, zuzugestehen, dass er etwas von mir Verfasstes verlangte, sondern er schrieb: «envoyez-moi une partition des trombonnes pour

la marche triomphale et de la Basse-tuba, telle qu'elle a été exécutée sous ma direction à Dresde.» — Meine besondere Ergebenheit bezeugte ich ihm ausserdem durch den Eifer, mit welchem ich eine vollkommene Umstellung der Instrumente des Orchesters nach seinem Wunsche herrichtete. Dieser Wunsch bezog sich weniger auf ein System, als auf seine Gewöhnung, und von welcher Wichtigkeit es für ihn war, in dem Gewohnten nicht die mindeste Aenderung eingetreten zu wissen, erhellte mir, als er mir den Charakter seiner Direktionsweise erläuterte; er dirigire — so sagte er — nämlich das Orchester nur durch den Blick seines Auges: «mein linkes Auge ist erste Violin, mein rechtes zweite Violin; um mit dem Blick zu wirken muss man daher keine Brille tragen, wie schlechte Dirigenten es thun, selbst wenn man kurzsichtig ist. Ich» — so gestand er zutraulich — «sehe nicht einen Schritt weit, und doch bewirke ich durch meine Augen, dass alles nach meinem Willen geht.» Einzelnheiten in der von ihm zufällig gewöhnten Orchesteraufstellung waren allerdings sehr irrational; jedenfalls von einem frühesten Pariser Orchester her, wo sich diess durch irgend eine Noth gerade so ergeben hatte, rührte die Gewohnheit, die beiden Oboe-Bläser unmittelbar hinter sich zu haben: diese mussten daher die Mündung ihrer Instrumente dem Ohre des Publikums abwenden, und unser vorzüglicher Oboist war so empört über diese Zumuthung, dass es mir nur durch besonders scherzhafte Behandlung dieser Angelegenheit gelang, ihn für diesmal zu beschwichtigen. Ausserdem beruhte die Gewöhnung *Spontini's* in diesem Betreff allerdings auf einem sehr richtigen, und leider bei den meisten deutschen Orchestern noch gänzlich verkannten Systeme, wonach das Quartett der Saiteninstrumente gleichmässig über das ganze Orchester sich ausbreitet, die durch Culmination auf einem Punkt erdrückenden Blech- und Schlaginstrumente getrennt, auf beide Flanken vertheilt, und die zarteren Blasinstrumente in geeigneter Annäherung als Kette zwischen den Violinen sich dahinziehen; wogegen die selbst jetzt noch bei den grössten und berühmtesten Orchestern übliche Zertheilung des Instrumentalkomplexes in zwei Hälften, die der Saiten- und die der Blasinstrumente, eine wirkliche Rohheit und Gefühllosigkeit für die Schönheit eines sich innig verschmelzenden, überall gleichhin wirkenden Orchesterklanges bekundet. Ich war sehr froh, bei dieser Veranlassung die glückliche Neuerung in Dresden durchsetzen zu können, da es, durch die Forderung *Spontini's* angeregt, nun leicht war, den Befehl zur Beibehaltung der Aenderung beim König zu erlangen. Es blieb mir nach *Spontini's* Fortgang nur übrig, einige Zufälligkeiten und

Sonderbarkeiten in seinen Anordnungen auszugleichen und zu korrigiren, um von nun an zu einer befriedigenden und sehr wirksamen Aufstellung des Orchesters zu gelangen.

Bei allen Sonderbarkeiten, welche *Spontini's* Direktion der Proben begleiteten, fascinirte der seltene Mann doch Musiker und Sänger in der Art, dass der Aufführung eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Charakteristisch war durchgehends die Energie, mit welcher er auf eine oft ausschweifend scharfe Hervorhebung der rhythmischen Accente drang; er hatte hierfür im Verkehr mit dem Berliner Orchester es sich angewöhnt, die hervorzuhebende Note mit dem, Anfangs mir unverständlichen, Ausdruck «*diese*» zu bezeichnen, was zumal *Tichatschek*, ein wirkliches rythmisches Gesangsgenie, besonders erfreute, da er ebenfalls die Gewohnheit hatte, bei wichtigen Eintritten die Choristen dadurch zu besondrer Präcision anzufeuern, dass er behauptete, es gelte nur die erste Note ordentlich hervorzuheben, das Uebrige fände sich ganz von selbst. Im Ganzen stellte sich somit allmählich ein guter und dem Meister gewogener Geist ein; nur die Bratschisten trugen ihm einen Schreck, den er ihnen gemacht, noch lange nach; in der Begleitung der lugubren Cantilene der Julia im Finale des zweiten Aktes entsprach die Ausführung der schaurig weichen Begleitungsfigur in den Bratschen seinem Wunsche nicht; er wendete sich daher plötzlich zu diesen, und rief ihnen mit einer hohlen Grabesstimme zu: «ist der Tod in den Bratschen!» Die zwei bleichen, an unheilbarer Hypochondrie leidenden Greise, welche am ersten Pulte dieses Instrumentes zu meinem Leidwesen, trotz ihrer Anwartschaft auf Pensionirung, sich immer noch fest geklammert hielten, starrten mit wahrem Entsetzen zu *Spontini* hinauf, und glaubten eine Drohung zu hören: ich musste ihnen nun den Wunsch *Spontini's* ohne theatralische Drastik zu erläutern suchen, um sie allmälich wieder in's Leben zu rufen. — Auf der Scene wirkte Herr *Eduard Devrient* sehr förderlich zur Herstellung eines scharf sich ausdrückenden Ensembles, auch wusste er Rath zu schaffen, um einer Forderung *Spontini's* gerecht zu werden, die uns Alle in grosse Verlegenheit setzte. Nach der auf allen deutschen Theatern angenommenen Kürzung beschlossen auch wir nämlich die Oper mit dem feurigen, vom Chor accompagnirten Duettsatze des Licinius und der Julia nach deren Rettung; allein der Meister bestand darauf, die der französischen *Opera seria* ureigenthümliche Schluss-Scene mit heiterem Chor und Ballet noch angefügt zu wissen. Es widerstand ihm durchaus, auf dem traurigen Begräbnissplatze sein glänzendes Werk

elend ausgehen zu sehen; die Decoration musste verwandelt werden, im heitersten Lichte der Rosenhain der Venus sich zeigen, und an deren Altar unter heiteren Tänzen und Gesängen das geprüfte Liebespaar von mit Rosen geschmückten Priestern und Priesterinnen der Venus anmuthig getraut werden. So geschah es denn auch, — leider aber nicht zu Gunsten des von Allen so sehr gewünschten Erfolges.

In der Aufführung, welche mit grosser Präcision und schönem Feuer vor sich ging, stellte sich in Betreff der Besetzung der Hauptpartie ein Uebelstand heraus, der von keinem von uns zuvor beachtet worden war. Offenbar war unsere grosse *Schröder-Devrient* nicht mehr in dem Alter, und namentlich war ihr etwas mütterlich gewordenes Aeussere nicht glücklich geeignet, um als jüngste der Vestalinnen, wie sie angesprochen wird, namentlich neben einer Oberpriesterin günstig zu wirken, welche, wie es hier der Fall war, durch ganz ausnehmend mädchenhafte Jugendlichkeit, die durch nichts zu verbergen war, sich hervorhob. Diess war meine damals siebenzehnjährige Nichte, *Johanna Wagner*, welche ausserdem mit ihrer, gerade um jene Zeit hinreissend schönen Stimme und glücklichen Begabung für theatralischen Accent, ganz unwillkürlich in jedem Zuhörer den Wunsch anregte, die Rollen zwischen ihr und der grossen Meisterin vertauscht zu sehen. Der scharfblickenden *Devrient* entging dieser für sie ungünstige Umstand nicht, und sie schien sich hierdurch veranlasst zu fühlen, durch besondere Aufbietung jedes ihr zu Gebote stehenden Effektmittels in ihrer schwierigen Stellung sich siegreich zu behaupten zu suchen, was sie nicht selten zu einiger Uebertreibung, in einem Hauptmomente aber zu einem wahrhaft unschönen Excess hinriss. Als ihr, nach dem grossen Terzett des zweiten Actes, von dem durch die Flucht geretteten Geliebten nach dem Vordergrund zurückschreitend, in furchtbarer Erschöpfung das «er ist frei» aus dem gepressten Herzen hervorbricht, liess sie sich verleiten, diese Worte völlig zu *sprechen*, statt zu singen. Welche Wirkung ein im übermässigen Affekt mit Annäherung an den reinen Sprach-Accent ausgestossenes entscheidendes Wort hervorzubringen vermag, hatte sie bereits im «Fidelio» zur höchsten Hingerissenheit des Publikums oft bewährt, wenn sie bei der Stelle: «Noch einen Schritt und du bist todt!» das *todt* fast mehr sprach als sang. Diese ungeheuere Wirkung, die gerade auch ich empfunden, beruhte auf dem wunderbaren Schreck, der sich meiner bemächtigte, aus der idealen Sphäre, in welche die Musik selbst die grauenhaftesten Situationen erhebt, plötzlich auf den nackten Boden der schrecklichsten Realität, wie durch einen Beil-

schlag des Henkers, mich geschleudert zu sehen. Hierin gab sich die unmittelbare Erkenntniss der äussersten Spitze des Erhabenen kund, welche ich, mit der Erinnerung an diesen Eindruck, als den blitzartigen Moment bezeichne, welcher zwei ganz verschiedene Welten, da wo sie sich berühren und doch vollständig trennen, in der Weise erleuchtet, dass wir eben für diesen Moment den Blick wirklich in beide Welten zugleich werfen. Welch' ungeheuere Bewandtniss es aber mit diesem Momente hat, und dass mit ihm, dem furchtbaren, kein eigennütziges Spiel zu treiben ist, erfuhr ich heute an dem vollständigen Verunglücken der Absicht der grossen Künstlerin. Das tonlose, mit heiserem Klange herausgepresste Wort übergoss mich und das ganze Publikum wie mit kaltem Wasser, so dass wir alle in ihm nichts ersahen, als einen manquirten Theatereffekt. — Waren nun die Erwartungen des Publikums, welches ausserdem mit doppelten Preisen das Curiosum, *Spontini* dirigiren zu sehen, zu bezahlen hatte, zu hoch gespannt gewesen; mochte der ganze Styl des Werkes mit seinem französisirten antiken Sujet, trotz der Pracht und Schönheit der Musik, unwillkürlich etwas veraltet vorkommen, oder mochte endlich auch der unglücklich matte Schluss, fast ähnlich wie der verfehlte dramatische Effekt der *Devrient*, ernüchternd wirken, kurz, es wollte zu keinem rechten Enthusiasmus kommen, und der Erfolg des Abends erklärte sich als eine etwas matte Ehrenbezeigung für den weltberühmten Meister, welcher mit seiner ungeheuren Rüstung von Orden eine mich peinlich berührende Erscheinung abgab, als er dem kurzathmigen Hervorrufe des Publikums durch dankenden Hervortritt auf der Bühne entsprach.

Niemandem war dieser nicht sonderlich erquickliche Erfolg weniger entgangen, als *Spontini* selbst. Er beschloss einen bessern Anschein zu ertrotzen, und bestand hierzu auf der Ergreifung des Mittels, welches er in Berlin fortgesetzt anzuwenden gewohnt war, um seine Opern stets vor vollem Hause und belebtem Publikum zu geben. Er wählte nämlich immer die Sonntage hiefür, weil ihm die Erfahrung gezeigt hatte, dass Sonntags stets das Haus voll und das Publikum belebt war. Da nun der nächste Dresdener Sonntag, an welchem er seine Vestalin nochmals zu dirigiren sich erbot, noch etwas fern lag, verschaffte uns diese neue Verlängerung seines Aufenthaltes den wiederholten Genuss des besonderen Interesses, mit *Spontini* öfter in geselligem Verkehr zusammen zu sein. An die theils bei Frau *Devrient*, theils auch bei mir, in der Unterhaltung mit *Spontini* verlebten Stunden habe ich eine so genaue Erinnerung bewahrt, dass ich davon gern Einiges mittheile.

Unvergesslich bleibt mir ein Gastmahl bei der *Schröder-Devrient*, in Folge dessen wir mit *Spontini* und seiner Frau (einer Schwester des berühmten Pianofortefabrikanten *Erard*) lange unter sehr anregenden Gesprächen zusammen waren. Seine gewöhnliche Theilnahme an der Unterhaltung war ein vornehm ruhiges Anhören der Gespräche Anderer, welches die Erwartung, um seine Meinung ersucht zu werden, auszudrücken schien. Sobald er dann sprach, geschah es mit rhetorischer Feierlichkeit, in scharf präcisirten Sätzen von kategorischer Tendenz und mit dem Accent, der jeden Widerspruch als eine Beleidigung erklärte. Herr *Ferdinand Hiller* befand sich unter den miteingeladenen Gästen; er brachte das Gespräch auf *Liszt;* nachdem dieses länger hin und her geführt war, gab *Spontini* in der bezeichnenden Weise sein Urtheil ab, welches mir bewies, dass er von seinem Berliner Throne aus die Erscheinungen der Welt gerade nicht mit Unbefangenheit und Milde beurtheilt habe. Wenn er dann in solchen Orakelsprüchen begriffen war, litt er keine Störung durch irgend welches Geräusch; als beim Dessert der Ton erregter geworden war, traf es sich, dass Frau *Devrient*, während einer ziemlich anhaltenden Rede *Spontini's*, zur Seite über etwas ein wenig lachte. *Spontini* schoss einen wüthenden Blick auf seine Frau; Madame *Devrient* entschuldigte diese sofort, sie selbst sei es gewesen, welche über die Verse einer Bonbondevise unwillkürlich gelacht habe, worauf *Spontini* erwiderte: «*pourtant je suis sûr que c'est ma femme qui a suscité ce rire; je ne veux pas qu'on rie devant moi, je ne rie jamais moi, j'aime le sérieux.*» Dennoch gelangte auch er bis zu einer gewissen Gemüthlichkeit. So freute es ihn zum Beispiel, uns durch die Vortrefflichkeit seiner Zähne, mit welchen er laut grosse Stücke Zucker knackte, in Staunen zu versetzen. In steigende Aufregung gerieth er jedoch, als wir nach dem Diner näher zusammenrückten. So weit ihm diess möglich war, schien er mir wirklich seine besondere Zuneigung geschenkt zu haben; er erklärte offen, dass er mich lieb habe und diess mir nun dadurch bezeugen wolle, dass er mich vor dem Unglück bewahre, in meiner Carrière als dramatischer Componist fortzufahren. Er glaube wohl, dass es ihm schwer fallen würde, mich von dem Werthe eines solchen Freundschaftsdienstes zu überzeugen; da er es aber für wichtig halte, auf diese Weise für mein Glück zu sorgen, werde es ihn nicht verdriessen, zu diesem Zweck ein halbes Jahr in Dresden zu verweilen, welche Gelegenheit wir ja zugleich dazu benützen könnten, seine übrigen Opern, namentlich auch «Agnes von Hohenstaufen», unter seiner Leitung zur Aufführung zu bringen.

Um seine Ansicht des Verderblichen der Carrière eines dramatischen Componisten *als Nachfolger Spontini's* zu bezeichnen, begann er mit einem seltsamen Lobe für mich; er sagte: «*quand j'ai entendu votre Rienzi, j'ai dit, c'est un homme de génie, mais déjà il a plus fait qu'il ne peut faire*». Um nun zu zeigen, was er unter diesem Paradoxon verstehe, holte er folgendermassen aus: «*après Gluck c'est moi qui ai fait la grande révolution avec la Vestale; j'ai introduit le «Vorhalt de la sexte» dans l'harmonie et la grosse caisse dans l'orchestre; avec Cortez j'ai fait un pas plus avant; puis j'ai fait trois pas avec Olympie. Nurmahal, Alcidor et tout ce que j'ai fait dans les premiers temps de Berlin, je vous les livre, c'était des œuvres occasionnelles; mais puis j'ai fait cent pas en avant avec Agnès de Hohenstaufen, où j'ai imaginé un emploi de l'orchestre remplaçant parfaitement l'orgue.*» Seit dieser Zeit habe er sich abermals mit einem Sujet «*des Athénienes*» zu beschäftigen gesucht; er sei sogar dringend vom Kronprinzen, dem jetzigen König von Preussen, zur Vollendung dieser Arbeit aufgefordert worden, — und zugleich zog er aus seinem Portefeuille zum Zeugniss der Wahrheit einige Briefe dieses Monarchen hervor, welche er uns zu lesen gab. Erst nachdem dieses sorgfältig unsererseits geschehen war, fuhr er fort, dass er trotz dieser schmeichelhaften Aufforderung die musikalische Bearbeitung des übrigens sehr guten Sujets aufgegeben habe, weil es ihm zu Sinnen gekommen sei, dass er unmöglicher Weise seine «Agnes von Hohenstaufen» übertreffen, und etwas Neues erfinden können würde. Die Conclusion lautete nun: «*Or, comment voulez-vous que quiconque puisse inventer quelque chose de nouveau, moi Spontini déclarant ne pouvoir en aucune façon surpasser mes œuvres précédentes, d'autre part étant avisé que depuis la Vestale il n'a point été écrit une note qui ne fut volée de mes partitions.*» Dass diese Behauptung nicht etwa nur eine Phrase sei, sondern auf der genauesten wissenschaftlichen Untersuchung beruhe, dafür führte er das Zeugniss seiner Frau an, welche mit ihm eine voluminöse Abhandlung eines berühmten Mitgliedes der französischen Academie, dessen Schrift aber aus gewissen Gründen durch den Druck nicht veröffentlicht worden sei, gelesen habe. In dieser sehr eingänglichen Abhandlung von dem grössten wissenschaftlichen Werthe sei nachgewiesen, dass ohne den von Spontini in der Vestalin erfundenen Vorhalt der Sexte die ganze moderne Melodie nicht existiren würde, und dass jede melodische Form, deren man sich seitdem bedient hätte, lediglich seinen Stücken entnommen sei. Ich war starr, hoffte aber doch den unerbittlichen Meister mindestens über die ihm selbst vorbehaltenen Möglichkeiten zu einer

besseren Meinung zu bringen. Ich gab zu, dass dem allen gewiss ganz so sei, wie jener Academiker es bewiesen; dennoch frug ich ihn, ob er nicht glaube, dass, wenn ihm ein dramatisches Gedicht von neuer, ihm noch unbekannt gebliebener poetischer Tendenz vorgelegt würde, er aus dieser auch Anregung zu neuer musikalischer Erfindung gewinnen würde. Mitleidig lächelnd erklärte er, dass meine Frage eben einen Irrthum enthalte: worin sollte dieses Neue bestehen? *«Dans la Vestale j'ai composé un sujet romain, dans Fernand Cortez un sujet espagnol-mexicain, dans Olympie un sujet grec-macédonien, enfin dans Agnès de Hohenstaufen un sujet allemand: tout le reste ne vaut rien.»* Er hoffe doch nicht, dass ich etwa den sogenannten romantischen Genre à la Freischütz im Sinne habe? Mit solchen Kindereien gebe sich kein ernster Mann ab; denn die Kunst sei etwas Ernstes und allen Ernst habe *er* erschöpft. Aus welcher Nation endlich sollte auch der Componist kommen, der ihn überbieten könnte? Doch nicht etwa von den Italienern, welche er einfach als *cochons* traktirte, von den Franzosen, welche es nur diesen nachgemacht hätten, oder von den Deutschen, welche nie aus ihren Kindereien herauskommen würden, und bei denen, wenn jemals gute Anlagen unter ihnen gewesen seien, jetzt durch die Juden bereits Alles verdorben sei? *«Oh croyez-moi, il y avait de l'espoir pour l'Allemagne lorsque j'étais empereur de la musique à Berlin; mais depuis que le roi de Prusse a livré sa musique au désordre occasionné par les deux juifs errants qu'il a attirés, tout espoir est perdu.»*

Unsere liebenswürdige Wirthin glaubte nun zu bemerken, dass es gut sei, den sehr aufgeregten Meister etwas zu zerstreuen. Das Theater lag nur wenige Schritte von ihrer Wohnung entfernt; sie lud ihn ein, sich von unserm Freund *Heine*, der sich unter den Gästen befand, hinüber geleiten zu lassen, um von einer Aufführung der «Antigone», welche soeben dort vor sich ging, und die ihn gewiss wegen der antiken Einrichtung der Bühne, nach *Semper's* vorzüglichem Arrangement, interessiren würde, sich etwas anzusehen. Er wollte diess abschlagen, da er behauptete, diess Alles schon besser von seiner «Olympia» her zu kennen. Dennoch gelang es, ihn dazu zu bewegen; nur kehrte er nach kürzester Zeit wieder zurück, und erklärte verächtlich lächelnd, genug gesehen und gehört zu haben, um in seiner Meinung bestärkt zu sein. *Heine* erzählte uns, dass kurz nachdem er mit *Spontini* auf die fast ganz leere Tribüne des Amphitheaters getreten, dieser beim Beginn des Bachus-Chores sich zu ihm umgewendet habe: *«C'est de la Berliner Sing-Academie, allons nous en.»* Durch die geöffnete Thüre sei ein Streiflicht auf eine

zuvor unbemerkte einsame Gestalt hinter einer Säule gefallen; *Heine* habe *Mendelssohn* erkannt, und sofort geschlossen, dass dieser *Spontini's* Aeusserung vernommen habe.

Aus den sehr erregten Aeusserungen des Meisters ging uns in der Folge noch deutlich hervor, dass er es darauf abgesehen habe, von uns veranlasst zu werden, längere Zeit in Dresden zu verweilen, und seine sämmtlichen Opern zur Aufführung zu bringen. Bereits glaubte aber Frau *Schröder-Devrient* weise daran zu thun, in *Spontini's* eigenem Interesse, da sie ihm einen ärgerlichen Misserfolg seiner leidenschaftlich genährten Erwartungen betreffs der Aufnahme einer zweiten Aufführung der Vestalin ersparen wollte, eben diese Aufführung während seiner Anwesenheit zu verhindern. Sie schützte wiederum ein Unwohlsein vor, und ich erhielt von der Direction den Auftrag, *Spontini* von der voraussichtlich längeren Verzögerung in Kenntniss zu setzen. Dieser Besuch war mir so peinlich, dass es mir lieb war, mich von *Röckel*, welchen *Spontini* ebenfalls liebgewonnen hatte, und welchem das Französische weit geläufiger war als mir, begleiten zu lassen. Mit wahrer Bangigkeit traten wir ein und vermutheten, einen bösen Auftritt erleben zu müssen: wie erstaunt waren wir dagegen, als wir den Meister, welcher durch ein Billet der *Devrient* bereits freundlich unterrichtet war, in heiter verklärter Miene antrafen. Er eröffnete uns, dass er auf das Schnellste nach Paris reisen müsse, um von dort so bald wie möglich nach Rom zu gelangen, wohin er vom heiligen Vater berufen sei, von dem ihm soeben die Ernennung zum «Grafen von San Andrea» zugekommen sei. Zugleich zeigte er uns noch ein zweites Document, durch welches ihm der König von Dänemark «den dänischen Adel verliehen habe»; es war diess nämlich die Ernennung zum Ritter vom Elephanten-Orden, welcher allerdings Adelswürde verleiht; er erwähnte aber nur dieses Adels, nicht des Ordens, weil ihm diess schon zu gemein war. Seine stolze Genugthuung hierüber äusserte sich mit fast kindischer Freude; aus dem engen Kreise der Dresdener Vestalinoperation war er wie durch Zauber befreit und in ein Reich der Glorie versetzt, aus welchem er auf die Opernnöthen dieser Welt mit engelhaftem Behagen herabblickte. Von mir und *Röckel* wurden der heilige Vater und der König von Dänemark innig gepriesen. Wir schieden mit Rührung von dem seltsamen Meister, und, um ihn ganz glücklich zu machen, gab ich ihm das Versprechen, seinen Freundesrath in Betreff des Operncomponirens recht angelegentlich zu überdenken.

Ich erfuhr später, dass *Spontini* sich noch einmal über mich ge-

äussert habe, nämlich als er erfuhr, dass ich Dresden als politischer Flüchtling verlassen und in der Schweiz Asyl gesucht hatte; er war der Meinung, dass diess in Folge meiner Betheiligung an einem hochverrätherischen Unternehmen gegen den König von Sachsen, welchen er, da er mich als Kapellmeister bei sich anstellte, als meinen Wohlthäter betrachtete, geschehen sei, und rief schmerzlich verwundert aus: «Quelle ingratitude!» — Ueber seinen endlich erfolgten Tod theilte mir *Berlioz*, der sein Sterbelager nie verliess, mit, dass der Meister sich auf das Aeusserste gegen sein Sterben gesträubt habe; wiederholt rief er: «je ne veux pas mourir, je ne veux pas mourir!» Als ihn *Berlioz* tröstete: «comment pouvez-vous penser mourir, vous, mon maître, qui êtes immortel!» verwies ihm diess *Spontini* ärgerlich: «ne faites pas de mauvaises plaisanteries!» — Die Nachricht von seinem Tode, welche ich in Zürich erhielt, berührte mich, trotz aller wunderlichen Erfahrungen und Erinnerungen, doch sehr bedeutsam: ich gab meiner Stimmung und meinem Urtheil über ihn einen gedrängten Ausdruck in der «Eidgenössischen Zeitung», wobei ich besonders das an ihm hervorhob, dass er, im Gegensatz zu dem jetzt herrschenden *Meyerbeer* und selbst zu dem noch lebenden greisen *Rossini*, sich durch einen wahrhaften Glauben an sich und seine Kunst ausgezeichnet habe. Dass dieser Glaube, wie ich es fast zu meinem Entsetzen erleben musste, in einen gespenstigen Aberglauben ausgeartet war, verschwieg ich.

Ich entsinne mich nicht, in meiner damaligen Stimmung in Dresden Veranlassung gefunden zu haben über die höchst sonderbaren Eindrücke, welche ich von der merkwürdigen Begegnung mit *Spontini* erhielt, gründlicher nachzudenken, um sie mit meiner, eben hierbei nichtsdestoweniger gesteigerten, Hochachtung für den grossen Meister in Uebereinstimmung zu bringen. Offenbar hatte ich nur seine Carricatur kennen gelernt; die Anlagen zu einer so auffallenden Uebertreibung des Selbstbewusstseins mögen allerdings schon aus dem in seinen rüstigen Jahren von ihm bewährten Charakter nachweislich sein. Nicht minder nachweisbar dünkte mich jedoch auch der Einfluss des ganz wesenhaften Verfalls der musikalisch dramatischen Kunsttendenz der Periode, welche *Spontini* in einem so unklaren und nichtigen Verhältnisse, wie seine Berliner Stellung es enthielt, altern sah. Dass er sein Hauptverdienst ganz überraschender Weise in Nebendinge setzte, zeigte an, dass sein Urtheil kindisch geworden war; diess konnte jedoch in meinen Augen den ungemeinen Werth seiner Werke, mochte er selbst ihn auch in monstruöser Uebertreibung begreifen, deshalb nicht herabsetzen. Was ihn dagegen zu so maassloser

Selbstschätzung getrieben hatte, sein Vergleich mit denjenigen Kunstgrössen, welche jetzt ihn verdrängten, konnte, wenn ich ihn meinerseits ebenfalls anstellte, nicht minder zu seiner Rechtfertigung dienen; denn in seiner Verachtung dieser Grössen fühlte ich in meinem tiefsten Innern mich ihm verwandter, als ich damals noch laut gestehen mochte. So kam es, dass sonderbarer Weise diese Begegnung in Dresden, so durchweg lächerliche Züge sie fast einzig auch darbot, mich im Grunde mit einer fast grauenvollen Sympathie für diesen Mann erfüllte, dessen Gleichen ich nie wieder begegnen sollte. —

Dagegen brachte die nächste Zeit andere Erfahrungen von bedeutenden künstlerischen Persönlichkeiten unserer Epoche in mein Leben. Diese nahmen sich auffallend anders aus, und von einer der vorzüglichsten derselben, *Heinrich Marschner*, habe ich jetzt zu berichten.

*Marschner* war sehr jung als Musikdirektor der Dresdener Kapelle von *Weber* berufen worden. Nach *Weber*'s Tode scheint er sich geschmeichelt zu haben, in dessen leer gewordene Stelle nachzurücken; weniger seinem bis dahin minder bekundeten Verdienste, als seinem persönlichen, etwas abstossenden Benehmen scheint er es zuzuschreiben gehabt zu haben, dass er in seinen Erwartungen getäuscht wurde. Dagegen überraschte ihn eines Tages seine Frau durch eine unvermuthete Erbschaft, welche es ihm ermöglichte, ohne Anstellung seine Laufbahn als Operncomponist mit Energie anzutreten. In meiner wilden Jugendzeit, als sich die Musik meiner bemächtigt hatte, lebte *Marschner* in Leipzig, und wurden dort seine namhaften Opern, *der Vampyr* und *Templer und Jüdin*, zuerst aufgeführt. Meine Schwester *Rosalie* hatte mich einmal zu ihm gebracht, um von ihm ein Urtheil über mich zu erhalten. Er benahm sich nicht unfreundlich; das Ergebniss blieb aber ohne bestimmten Einfluss. Noch erlebte ich eine erste Aufführung seiner Oper: *des Falkner's Braut*, deren Erfolg jedoch nicht günstig ausfiel. Dann kam er nach Hannover; seine Oper *Hans Heiling*, welche er in Berlin zuerst aufführte, lernte ich seiner Zeit in Würzburg zuerst kennen; sie zeigte mir Schwanken in der Tendenz und Abnahme der Gestaltungskraft. Seitdem erschienen mehrere Opern wie: *das Schloss am Aetna* und *der Bäbu*, welche sich nie verbreiteten. Von der Dresdener Direktion war er immer wie aus alter Rancune vernachlässigt worden; nur sein »*Templer*« wurde öfter gegeben. Die Direktion dieser Oper blieb meinem Collegen *Reissiger* zugetheilt; in dessen Abwesenheit hatte doch auch ich einmal sie zu dirigiren; es war die Zeit, in welcher ich am *Tannhäuser* arbeitete. Ich entsinne mich, dass, obwohl ich die gleiche Oper früher schon in Magdeburg häufig aufgeführt

hatte, diessmal die wüste, unmeisterliche Instrumentation mich so peinlich affizirte, dass ich wirklich darunter litt, und *Reissiger* nach dessen Rückkehr auf das ernstlichste bat, die Direktion dieser Oper unter allen Umständen zu behalten. Dagegen hatte ich sogleich nach dem Antritt meiner Stelle die Aufführung des *Hans Heiling* betrieben, lediglich von dem hierbei betroffenen künstlerischen Ehrenpunkte ausgehend. Die ungenügende Besetzung der Parthien, wie sie zur Zeit nicht anders möglich war, liess zuerst einen durchgreifenden Erfolg nicht aufkommen; unter allen Umständen schien aber die Tendenz des Werkes merklich veraltet. Nun erfuhr ich aber, dass *Marschner* eine neue Oper, *Adolph von Nassau*, fertig habe; in einer mir zukommenden Reclame, deren Wahrhaftigkeit ich nicht zu beurtheilen vermochte, war die «patriotische, edle deutsche Tendenz» dieser neuesten Schöpfung *Marschner's* mit besondrem Nachdruck hervorgehoben; es lag mir daran, das Dresdener Theater an die Initiative zu gewöhnen, und ich bestimmte *H^n. v. Lüttichau*, die Oper, noch ehe sie sonst wo aufgeführt sei, sofort für Dresden zu verlangen. *Marschner*, welcher von den hannöverschen Theaterbehörden nicht mit besonderer Vorliebe behandelt zu werden schien, nahm die Einladung mit grosser Wärme auf, sandte seine Partitur, und erklärte sich bereit, zur Aufführung selbst nach Dresden zu kommen. Herrn *v. Lüttichau* war es nicht recht, ihn selbst an der Spitze der Kapelle wiederzusehen; auch ich fand, dass eine zu häufige Berufung fremder Dirigenten zur persönlichen Leitung ihrer Werke unter Umständen zu Verwirrungen führen könnte, die nicht immer so unterhaltend und lehrreich wie beim *Spontini*'schen Besuch ausfallen könnten. Es blieb dabei, dass die Oper meiner persönlichen Leitung übergeben war. — Wie bereuete ich das! Die Partitur kam an: ein elendes Buch von *Karl Golmick* war vom Componisten des *Templer* in so seichter Weise componirt worden, dass schliesslich der Haupteffekt in ein vierstimmiges Trinklied verlegt war, worin der *deutsche Rhein* und *deutsche Wein* in der bekannten Männerquartett-Weise gefeiert wurde. Mir entsank sofort der Muth; doch war die Sache nicht mehr rückgängig zu machen, und ich musste nun suchen, durch eine ernste Miene die Sänger an der Ausdauer zu erhalten: diess war schwer. *Tichatschek* und *Mitterwurzer* hatten die männlichen Hauptrollen; Beide, eminent musikalisch, sangen sofort Alles vom Blatte, und blickten nach jeder Nummer auf mich, was ich dazu meinte? Ich behauptete, es wäre *gute deutsche* Musik: sie sollten sich nur nicht irre machen lassen; sie sahen sich verwundert an, und wussten nicht, was sie von mir halten sollten. Endlich wurde es ihnen zu arg, und als ich

noch bei meiner ernsten Miene verblieb, brachen sie in lautes Lachen aus, in welches ich denn nun unwillkürlich mit einstimmen musste. Ich hatte sie zu Mitwissern meiner Noth zu machen, und sie zu beschwören, da es nun nicht mehr zu ändern sei, meine nothgedrungene ernste Miene gleichfalls anzunehmen. Eine Wiener Coloratur-Sängerin vom neuesten Styl, Frau *Spatzer-Gentiluomo*, welche uns von Hannover zugekommen war, und auf deren Mitwirkung *Marschner* grossen Werth legte, blieb nicht ungünstig für ihre Parthie gestimmt, da sie fand, dass darin mancherlei Rücksicht auf die Erfordernisse der »Brillanz« genommen sei. Wirklich fand sich ein Finale vor, in welchem mein »deutscher Meister« *Donizetti* den Rang abzulaufen versucht hatte: die Prinzessin war durch eine goldene Rose — das Geschenk des bösen Bischofs von Mainz — vergiftet worden, und gerieth darüber in Delirium; *Adolph von Nassau*, mit den Rittern des deutschen Reiches, schwört Rache, und ergiesst sich in eine vom Chor accompagnirte Stretta von unglaublicher Gemeinheit und Unbeholfenheit, so dass *Donizetti* sie jedenfalls seinem geringsten Schüler vor die Füsse geworfen haben würde. — Zu den Hauptproben kam nun *Marschner* an, ward durchaus befriedigt, und bot mir genügende Veranlassung, mich in der Kunst, ohne zu lügen, doch meine Meinung zurückzuhalten, solcher Weise zu üben, dass unser Gast sich rücksichtsvoll und eifrig von mir behandelt annehmen durfte. Bei der Aufführung aber ging es dem Publikum nicht viel anders, als es meinen Sängern in der Probe ergangen war: wir brachten ein todtgebornes Kind zur Welt; doch tröstete es *Marschner* vollständig, dass sein Trinkquartett, welches noch etwas in das *Becker*'sche Lied: »*Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein*« hinüberspielte, *da capo* gerufen wurde. Nach der Aufführung bewirthete ich den Componisten mit einigen Freunden bei mir mit einem Nachtessen, von welchem leider meine Sänger, welche genug hatten, ausblieben. Herr *Ferdinand Hiller* hatte die Geistesgegenwart, bei einem auf *Marschner* ausgebrachten Toast sich dahin auszusprechen, dass, man möge ungefähr sagen was man wolle, hier der Accent auf den *deutschen* Meister und das *deutsche* Werk zu legen sei. Er wurde drolliger Weise hierin von *Marschner* desavouirt, welcher uns im Gegentheil belehrte, dass es mit der deutschen Opern-componirerei einen Haken habe, und man denn doch auch auf die Bedürfnisse der Sänger und ihre Fähigkeiten zum brillanten Gesang mehr Rücksicht nehmen müsse, als diess leider von ihm selber bisher geschehen sei.

Der ungeheure Verfall des wahrhaft hochbegabten deutschen Musikers beruhte demnach zum grossen Theil auf einer wirklichen Tendenz, welche

in dem alternden Meister eine wichtige und, wie er glaubte, sehr erfolgreiche Aenderung hervorgerufen hatte. In späteren Jahren traf ich auf ihn nochmals in Paris, in der Zeit meiner dortigen abenteuerlichen *Tannhäuser*-Aufführung. Ich fand keine Neigung, mich ihm diessmal zu nähern, da ich es mir, aufrichtig gemeint, ersparen wollte, Zeuge der letzten Consequenz seiner damals in Dresden uns dokumentirten Sinnes-Aenderung zu werden. Ich erfuhr, dass er, in ziemlich unbehülflichem kindischem Zustand angelangt, von einer ehrgeizigen jüngeren Frau gegängelt werde, welche die Absicht hatte, für ihn eine letzte Pariser Glorie zu erwerben. Bei dieser Gelegenheit las ich mitunter in Reklamen für den *Marschner*'schen Ruhm, das Pariser Publikum solle doch nicht etwa glauben, dass *ich* den deutschen Geist in der Musik gegenwärtig repräsentire; denn dieser Geist sei, wie man sich überzeugen werde, wenn man nur *Marschner* zu Worte kommen lassen wolle, bei weitem gefügiger und für die Franzosen geniessbarer, als man es an meinen Werken erfahren würde. *Marschner* starb ehe seine Frau mit dem Beweis hierfür zu Ende kam. —

Sehr hübsch und zutraulich nahm sich dagegen, namentlich um jene Zeit, in Dresden *Ferdinand Hiller* aus. Zwar hatte sich auch *Meyerbeer* zuweilen in Dresden eingefunden, man wusste nicht recht, weshalb: einmal hatte er am «Pirnaischen Schlage» eine kleine Sommerwohnung gemiethet, unter einem hübschen Baum im Garten ein kleines Klavier aufstellen lassen, und arbeitete dort in idyllischer Zurückgezogenheit an einem «Feldlager in Schlesien». Doch hielt er sich auffallend wenig bemerklich, und ich machte so gut wie keine Erfahrung von ihm. Ungleich breiter und gediegener nahm jedoch *Ferdinand Hiller* das musikalische Terrain Dresden's, soweit es nicht officiell durch die k. Kapelle und ihre Meister besetzt war, in Beschlag, um es eine Reihe von Jahren hindurch nach Kräften thätig zu bearbeiten. Mit einigem Vermögen ausgestattet, richtete er sich eine behagliche Niederlassung bei uns ein, und machte, wie man bald allgemein rühmte, ein «angenehmes Haus», welches namentlich von der zahlreichen polnischen Colonie durch Vermittelung der Frau *Hiller*, einer ausserordentlich polnischen Jüdin, die sich mit ihrem Mann zugleich, und noch dazu in Italien, protestantisch hatte taufen lassen, zu einem beliebten Vereinigungspunkte erwählt wurde. Sein Auftreten begann in Dresden ebenfalls mit einer von uns gegebenen Oper seiner Composition: «der Traum in der Christnacht». Seit dem unerhörten Vorgange, dass mit meinem «Rienzi» zum ersten Male das Dresdener Publikum sich durch Creirung eines, wenigstens dort

andauernden, Erfolges emancipirte, lenkte sich der Blick manches Opernkomponisten für einige Zeit nach unserem gemüthlichen «Elb-Florenz», von welchem *Laube* einmal behauptete, es geschähe einem, als ob man ihm, sobald man es beträte, immer etwas abzubitten habe, da man so manches Gute dort fände, welches man vollständig vergässe, wenn man wieder fort sei. Auch «der Traum in der Christnacht» wurde von dessen Schöpfer für ein besonders «deutsches Werk» gehalten: ein grauenhaftes *Raupach*'sches Stück, «der Müller und sein Kind», in welchem Vater und Tochter kurze Zeit aufeinander an der Schwindsucht sterben, war für *Hiller* in, wie er meinte, recht populärer Weise zu einem Opernsujet mit Dialog und Musik hergerichtet worden. Er hatte damit dasselbe Schicksal, von dem mir *Liszt* einmal mittheilte, dass es merkwürdigerweise *Hiller* immer verfolgte. Bei seinen anerkannten, und namentlich auch von *Rossini* gewürdigten musikalischen Verdiensten, habe er doch immer erleben müssen, dass, so wie er eine Oper von sich aufführte, sei es französisch in Paris, oder italienisch in Italien, sie immer durchfiel. Auf deutschem Boden hatte er es nun auf «*Mendelssohn*isch» versucht, und wirklich ein Oratorium, «die Zerstörung Jerusalems», zu Stande gebracht, welches sich des Vortheils, von dem launenhaften Theaterpublikum nicht beachtet zu werden, erfreuen, und seinem Schöpfer den unverwüstlichen Ruf eines gediegenen deutschen Componisten eintragen durfte. Auch war er für *Mendelssohn*, als dieser zur Generaldirektion nach Berlin berufen war, zu der Leitung der Leipziger «Gewandhausconcerte» eingetreten. Dort war ihm aber sein altes Unglück wieder gekommen: er konnte sich nicht halten, wie es hiess, seiner Frau wegen, welche man nicht als Concert-Primadonna gelten lassen wollte. *Mendelssohn* kehrte zurück und verjagte ihn; *Hiller* rühmte sich, mit ihm sich überworfen zu haben. Dresden und der Erfolg meines «Rienzi» lagen ihm nun so nahe, dass der Versuch einer Wiederaufnahme der Chancen als Opernkomponist sich ganz von selbst darbot. Er wusste es durch seine imponirende Geschäftigkeit und den eigenthümlichen Reiz, welchen der Sohn einer reichen Banquier-Familie selbst in den Augen eines Hoftheaterintendanten ausübt, dahin zu bringen, dass mein armer Freund *Röckel*, dem jetzt eigentlich die Aufführung seines «Farinelli» zugesagt war, seines «Christnachts-Traumes» wegen bei Seite geschoben wurde. Er fand überhaupt, dass neben *Reissiger* und mir doch ein Mensch von gröserem musikalischen Rufe, als gerade *Röckel* es sei, placirt sein sollte. Herr *v. Lüttichau* fand jedoch, dass er an unsren beiden Berühmtheiten gerade genug hatte, da wir uns namentlich so friedlich vertrügen, und

behielt für *Hiller's* Verlockungen ein taubes Ohr. Mir persönlich machte der «Traum in der Christnacht» einige Noth; ich hatte davon eine Wiederholung zu dirigiren, welche vor sehr leerem Hause vor sich ging. *Hiller* fand nun, dass er Unrecht gethan, meinem früher ertheilten Rathe, die Oper um einen Akt zu kürzen und den Schluss zu ändern, nicht nachgekommen zu sein, und glaubte mich jetzt mit der Nachricht erfreuen zu müssen, dass er meinen Wünschen vollständig nachkommen werde, sobald er sich einer abermaligen Wiederholung seiner Oper dadurch versichert halten dürfte. Ich brachte es wirklich dahin, dass diese zu Stande kam. Das Werk konnte sich aber nicht wieder erholen, und *Hiller*, der mein Gedicht zum «Tannhäuser» kennen lernte, fand, dass ich allerdings einen grossen Vortheil hätte, indem ich mir meine Operntexte selbst machte und diese so gut ausfielen. Ich musste ihm versprechen, bei der Wahl und Ausarbeitung eines nächstens von ihm zu componirenden neuen Sujets als Freund an die Hand zu gehen. Nicht lange hierauf wohnte *Hiller* einer Aufführung meines «Rienzi» bei, welche wiederum vor überfülltem Hause und sehr erregtem Publikum stattfand. Den Augenblick, in welchem ich nach dem zweiten Akte, um dem ungestümen Herausrufe des Publikums nachzukommen, mit der entsprechenden aufgeregten Eile mich aus dem Orchester entfernte, benutzte der auf dem Corridor harrende *Hiller*, um seinem flüchtigen Glückwunsche zu meinem Erfolge die hastig dringende Bitte beizufügen: «geben Sie doch auch meinen «Traum» noch einmal», was ich ihm, so weit an mir es läge, lachend versprach. Ob es jedoch dazu kam, ist mir nicht erinnerlich. In der Erwartung der glücklichen Geburt des rechten neuen Opernsujets, ergab sich *Hiller* zunächst der eifrigen Pflege der Kammermusik, wofür ihm ein schön eingerichteter Salon von besonderem Vortheil war.

Ein schönes und ernstes Ereignis wirkte auf die Stimmung, in welcher ich schon am Ende des abgelaufenen Jahres die Composition des «Tannhäuser» beendigte, in der Art ein, dass es die aus dem soeben geschilderten äusseren Verkehr mir erwachsenden Zerstreuungen vortheilhaft neutralisirte. Es war die im December 1844 glücklich ausgeführte Uebersiedelung der sterblichen Ueberreste *Karl Maria v. Webers* aus London nach Dresden. Wie ich bereits erwähnte, hatte sich seit Jahren ein Comité gebildet, welches für diese Uebersiedelung agitirte. Durch einen Reisenden war es bekannt geworden, dass der unscheinbare Sarg, welcher Weber's Asche verwahrte, in einem entlegenen Raum der Londoner Paul's-Kirche so rücksichtslos untergebracht sei, dass zu fürchten stünde, in nicht langer Zeit werde er gar nicht mehr zu finden sein. Mein genannter

energischer Freund, Professor *Löwe*, hatte diese Kunde benutzt, um die Liedertafel, sein Steckenpferd, zum Angriff der Unternehmung der Uebersiedelung der Weber'schen Ueberreste zu treiben. Das Männergesangsconcert, zum Zweck der Aufbringung der Kosten veranstaltet, hatte einen verhältnissmässig bedeutenden Erfolg gehabt; man wollte nun die Theaterintendanz auffordern, in gleichem Sinne sich zu bewähren, als man hiergegen an Ort und Stelle auf einen ersten zähen Wiederstand stiess. Von Seiten der Dresdener Generaldirektion war dem Comité bedeutet worden, der König fände religiöse Bedenken gegen die beabsichtigte Störung der Ruhe eines Todten. Man mochte diesem angegebenen Motive nicht recht trauen, konnte aber doch nichts ausrichten, und nun ward meine neue hoffnungsreiche Stellung benutzt, um mich für das Vorhaben eintreten zu lassen. Mit grosser Wärme ging ich hierauf ein; ich liess mich zum Vorstand wählen; man zog eine künstlerische Autorität, den Direktor des Antiken-Cabinets, Herrn Hofrath *Schulz*, ausserdem noch einen christlichen Banquier hinzu; die Agitation ward von Neuem lebhaft betrieben; Aufforderungen ergingen nach allen Seiten; ausführliche Pläne wurden entworfen, und vor Allem fanden zahllose Sitzungen statt. Hier trat ich denn abermals in einen Antagonismus mit meinem Chef, Herrn *v. Lüttichau:* er hätte mir, mit Bezug auf den vorgegebenen königlichen Willen, gewiss gern Alles einfach verboten, wenn es gegangen wäre, und wenn er nicht, nach der Erfahrung von der im Sommer vorausgegangenen Empfangs-Musik für den König, wie man (auch nach der Gewohnheit des Herrn *v. Lüttichau*) sich populär ausdrückte, ein Haar darin gefunden hätte, mit mir in solchen Dingen anzubinden. Da es mit dem königlichen Widerwillen gegen die Unternehmung jedenfalls nicht so bestimmt gemeint war, er auch schliesslich einsehen musste, dass dieser königliche Wille die Ausführung des Unternehmens auf dem Privatwege nicht hätte verhindern können, dagegen es dem Hofe Gehässigkeit zuziehen musste, wenn das k. Hoftheater, dem einst *Weber* angehört hatte, sich feindselig davon ausschloss, so suchte mich Herr *v. Lüttichau* mehr durch gemüthliche Vorstellungen von meiner Theilnahme, ohne welche, wie er meinte, die Sache doch nicht zu Stande kommen würde, abzubringen. Er stellte mir nämlich vor, wie er doch unmöglich zugeben könnte, dass gerade dem Andenken *Weber's* eine solche übertriebene Ehre erwiesen würde, während doch der verstorbene *Morlacchi* viel längere Zeit um die k. Kapelle sich verdient gemacht habe, und Niemand daran denke, dessen Asche aus Italien herzuholen. Zu welchen Consequenzen sollte das führen? Er setze den Fall, *Reissiger*

stürbe nächstens auf einer Badereise; seine Frau könne mit Recht dann eben so gut, wie jetzt Frau *v. Weber* (welche ihm ausserdem Aerger genug gemacht habe) verlangen, dass man die Leiche ihres Mannes mit Sang und Klang kommen liesse. Ich suchte ihn hierüber zu beruhigen; gelang es mir nicht, ihm die Unterschiede klar zu machen, über welche er in Verwirrung gerieth, so vermochte ich ihn doch davon zu überzeugen, dass jetzt die Sache ihren Lauf nehmen müsse, namentlich da schon das Berliner Hoftheater zur Unterstützung unseres Zweckes eine Benefiz-Vorstellung angekündigt habe. Diese, durch *Meyerbeer*, an welchen mein Comité sich gewandt hatte, veranlasst, fand mit einer Vorstellung der »Euryanthe« wirklich statt, und lieferte das schöne Ergebniss eines Beitrags von vollen 2000 Thalern. Einige geringere Theater folgten; so konnte nun auch das Dresdener Hoftheater nicht länger zurückstehen, und es fand sich, dass wir unserem Banquier für jetzt ein genügendes Capital aufweisen konnten, um dadurch die Uebersiedelungskosten, sowie die Bestellung einer geeigneten Gruft mit entsprechendem Grabmal, zu bestreiten, und auch noch einen Grundstock übrig behielten für die dereinst zu erschwingende Statue *Weber's*. Der ältere der beiden hinterlassenen Söhne des verewigten Meisters reiste selbst nach London, um die Asche seines Vaters zurückzuführen. Diess geschah zu Schiff auf der Elbe, wo sie schliesslich am Dresdener Landungsplatz anlangte, um hier zuerst auf deutsche Erde übergeführt zu werden. Diese Ueberführung sollte am Abend bei Fackelschein in feierlichem Zuge vor sich gehen; ich hatte es übernommen, für die dabei auszuführende Trauermusik zu sorgen. Ich stellte diese aus zwei Motiven der »Euryanthe« zusammen; durch die Musik, welche die Geistervision in der Ouverture bezeichnet, leitete ich die ebenfalls ganz unveränderte, nur nach B-dur transponirte Cavatine der »Euryanthe« *»hier dicht am Quell«* ein, um hieran die verklärte Wiederaufnahme des ersten Motives, wie sie sich am Ende der Oper wieder vorfindet, als Schluss anzureihen. Dieses somit sehr gut sich fügende symphonische Stück hatte ich für 80 ausgewählte Blasinstrumente besonders orchestrirt, und bei aller Fülle hierbei namentlich auf die Benützung der weichsten Lagen derselben studirt; das schaurige Tremolo der Bratschen in dem der Ouverture entlehnten Theile liess ich durch zwanzig gedämpfte Trommeln im leisesten Piano ersetzen, und erreichte durch das Ganze, schon als wir es im Theater probirten, eine so überaus ergreifende, und namentlich gerade unser Andenken an *Weber* innig berührende Wirkung, dass, wie die hierbei gegenwärtige Frau *Schr.-Devrient*, welche allerdings noch

*Weber* persönlich befreundet gewesen war, zu der erhabensten Rührung hingerissen wurde, auch ich mir sagen konnte, noch nie etwas seinem Zwecke so vollkommen entsprechendes ausgeführt zu haben. Nicht minder glückte die Ausführung der Musik auf offener Strasse beim feierlichen Zuge selbst: da das sehr langsame Tempo, welches sich durch keinerlei rhythmische Merkmale deutlich zeichnete, hierfür besondere Schwierigkeiten machen musste, hatte ich bei der Probe die Bühne gänzlich entleeren lassen, um so den geeigneten Raum zu gewinnen, auf welchem ich die Musiker, nachdem sie das Stück gehörig eingeübt hatten, nun auch während des Vortrags im Kreise um mich her gehen liess. Mir wurde von Zeugen, welche an den Fenstern den Zug kommen und vorübergehen sahen, versichert, dass der Eindruck der Feierlichkeit unbeschreiblich erhaben gewesen sei.

Nachdem wir den Sarg in der kleinen Todtenkapelle des katholischen Friedhofs in Friedrichstadt, in welcher er still und bescheiden von Frau *Devrient* mit einem Kranz bewillkommt worden war, beigesetzt hatten, ward nun am andern Vormittag die feierliche Versenkung desselben in die von uns bereit gehaltene Gruft ausgeführt. Mir, nebst dem andern Vorsitzenden des Comité's, Herrn Hofrath *Schulz*, war die Ehre zugetheilt worden, eine Grabrede zu halten. Was mir zu ihrer Abfassung einen besondern rührenden Stoff ganz frisch zugeführt hatte, war der kurz vor dieser Uebersiedelung erfolgte Tod des zweiten Sohnes des seligen Meisters, *Alexander von Weber*. Seine Mutter war durch diesen unerwarteten Todesfall des blühenden Jünglings so furchtbar erschüttert, dass wir, wäre unser Unternehmen nicht bereits zu weit gediehen gewesen, uns beinahe veranlasst gesehen hätten, es aufzugeben, da die Wittwe in diesem so schrecklichen neuen Verluste ein Urtheil des Himmels zu erkennen geneigt schien, welches hiermit den Wunsch der Uebersiedelung der Asche des längst dahin Geschiedenen als einen Frevel der Eitelkeit bezeichne. Da das Publikum, in seiner besondern Gemüthlichkeit, ähnliche Vorstellungen ebenfalls unter sich aufkommen liess, hielt ich mir die Aufgabe zuertheilt, auch hiergegen unser Unternehmen in das rechte Licht zu stellen; und es gelang mir so, dass von allen Seiten mir bezeugt wurde, dass gegen meine gelungene Rechtfertigung nicht das Mindeste mehr aufkäme. Eine besondere Erfahrung machte ich hierbei an mir selbst, da ich zum ersten Mal in meinem Leben in feierlicher Rede mich öffentlich vorzustellen hatte. Ich habe seitdem bei vorkommender Veranlassung, Reden zu halten, stets nur *ex tempore* gesprochen; dieses erste Mal hatte ich mir jedoch meine Rede, schon um ihr die nöthige Gedrängt-

heit zu geben, zuvor schriftlich ausgearbeitet und sie genau memorirt. Da der Gegenstand und meine Fassung desselben mich vollständig erfüllten, war ich meines Gedächtnisses so gewiss, dass ich an keinerlei Vorkehrung zur Nachhülfe dachte; hierdurch setzte ich meinen Bruder *Albert*, welcher bei der Feierlichkeit in meiner Nähe stand, für einen Moment in grosse Verlegenheit, so dass er gestand, bei aller Ergriffenheit, mich verwünscht zu haben, dass ich ihm das Manuscript nicht zum souffliren zugestellt hätte. Es begegnete mir nämlich, dass, als ich meine Rede deutlich und volltönend begonnen, ich von der fast erschreckenden Wirkung, welche meine eigene Sprache, ihr Klang und ihr Accent auf mich selbst machten, für einen Augenblick so stark affizirt wurde, dass ich in völliger Entrücktheit, wie ich mich *hörte*, so auch der athemlos lauschenden Menge gegenüber mich zu *sehen* glaubte, und, indem ich mich mir so objektivirte, völlig in eine gespannte Erwartung des fesselnden Vorganges gerieth, welcher sich vor mir zutragen sollte, als ob ich gar nicht derselbe wäre, der anderseits hier stehe und zu sprechen habe. Nicht die mindeste Bangigkeit oder auch nur Zerstreutheit kam mir hierbei an; nur entstand nach einem geeigneten Absatz eine so unverhältnissmässig lange Pause, dass, wer mich mit sinnend entrücktem Blicke dastehen sah, nicht wusste, was er von mir denken sollte. Erst mein eigenes längeres Schweigen und die lautlose Stille um mich herum erinnerten mich daran, dass ich hier nicht zu hören, sondern zu sprechen hätte; sofort trat ich wieder ein, und sprach meine Rede mit so fliessendem Ausdruck bis an das Ende, dass mir hierauf der berühmte Schauspieler *Emil Devrient* versicherte, wie er nicht nur als Theilnehmer der ergreifendsten Leichenfeier, sondern namentlich auch als dramatischer Redner von dem Vorgange auf das Erstaunlichste imprimirt worden sei. Die Feier fand ihren Abschluss durch den Vortrag eines von mir verfassten und komponirten Gedichtes, welches, sehr schwierig für Männergesang, unter der Anführung unserer besten Theater-Sänger sehr gut aufgeführt wurde. Herr *von Lüttichau*, welcher dieser Feier beigewohnt hatte, erklärte sich mir gleichfalls nun für überzeugt, und für die Gerechtigkeit des Unternehmens eingenommen.

Es war ein schöner, meinem tiefsten Innern wohlthuender Erfolg, dessen ich mich zu erfreuen hatte; und hätte ihm noch etwas gefehlt, so trug nun *Weber's* Wittwe, welcher ich vom Kirchhof aus meinen Besuch machte, durch die innigsten Ergiessungen dazu bei, mir jede Wolke zu verscheuchen. Für mich hatte es eine tiefe Bedeutung, dass ich, durch *Weber's* lebenvolle Erscheinung in meinen frühesten Knabenjahren so

schwärmerisch für die Musik gewonnen, dereinst so schmerzlich von der Kunde seines Todes betroffen, nun im Mannesalter durch dieses letzte zweite Begräbniss noch einmal mit ihm wie in persönlich unmittelbare Berührung getreten war. Nach meinen voranstehenden Berichten über meinen Verkehr mit lebenden Meistern der Tonkunst, und den Erfahrungen, die ich von ihnen machte, kann man ermessen, aus welchem Quell meine Sehnsucht nach innigem Meisterumgang sich zu stärken hatte. Es war nicht tröstlich, vom Grabe *Weber*'s nach seinen lebenden Nachfolgern auszusehen; doch sollte mir das Hoffnungslose dieses Ausblickes mit der Zeit erst noch zum recht klaren Bewusstsein kommen. —

Unter diesen theils nach aussen lenkenden Zerstreuungen, theils nach innen wirkenden Erlebnissen verbrachte ich den Winter 1844—45; es gelang mir, durch äussersten Fleiss, und durch Benutzung der frühesten Morgenstunden selbst im Winter, die bereits am Ende des vergangenen Jahres beendigte Composition des «Tannhäuser» bis im April auch schon in der Partitur auszuführen. Für die Niederschrift der Instrumentation hatte ich mir eine besondere Schwierigkeit dadurch bereitet, dass ich diese zum Zweck der Autographirung sogleich auf das hierzu nöthige besonders präparirte Papier, mit all der hierzu erforderlichen Umständlichkeit ausführte. Ich liess jede Seite sofort auf Stein abdrucken und in 100 Exemplaren abziehen, in der Hoffnung, von diesen Exemplaren einen zweckmässigen Gebrauch für die schnelle Verbreitung meines Werkes machen zu können. Mochte diese Hoffnung nun in Erfüllung gehen oder nicht, jedenfalls war ich jetzt um 500 Thaler, welche die Herstellung dieser Exemplare kostete, ärmer. Welches das Schicksal dieser mühseligen, mit solchen Opfern hergestellten Arbeit war, wird in meiner Biographie wohl auch noch vorkommen; genug, ich begrüsste den Mai mit 100 wohlgefalzten, sauberen Exemplaren meines endlich seit dem «fliegenden Holländer» nun wieder fertig gewordenen ersten neuen Werkes, von welchem selbst *Hiller*, als ich ihm einiges daraus zeigte, eine ganz erträgliche Meinung zu fassen sich freundlich bereit erwies.

Diese Vorkehrungen für eine schnelle Verbreitung des «Tannhäuser» zielten auf einen Erfolg, der durch die Nöthigungen meiner Lage mir immer erstrebenswerther erscheinen musste. Im Verlaufe eines Jahres, seit dem Beginn des Unternehmens der Selbstherausgabe meiner Opern, war hierfür bereits viel geschehen; den vollständigen Klavierauszug des «Rienzi» hatte ich schon im September des verflossenen Jahres 1844 in einem kostbar ausgestatteten Widmungs-Exemplar dem Könige von Sachsen überreicht; auch der «fliegende Holländer» war fertig geworden;

zweihändige und vierhändige Klavierauszüge aus «Rienzi», sowie die einzelnen Gesangsnummern aus beiden Opern waren ebenfalls erschienen oder in der Veröffentlichung begriffen; hierzu hatte ich nun noch die Partituren dieser beiden Opern durch sogenannten autographischen Umdruck (jedoch nach der Handschrift eines Copisten) in je 25 Exemplaren vervielfältigen lassen. Vermehrte diese neue starke Ausgabe meine Kosten auch in sehr bedeutendem Maasse, so schien mir doch der Versuch, durch Zusendung meiner Partituren die Theater zur Aufführung meiner Opern anzuregen, jetzt unerlässlich, da die kostbare Herausgabe der Klavierauszüge sich nur rentiren konnte, wenn endlich die gewünschte Verbreitung auf den Theatern durchgesetzt würde. Ich versandte nun an die bedeutendsten Theater zunächst die Partitur des «Rienzi»: von einem jeden erhielt ich sie zurückgeschickt, von dem Münchener Hoftheater sogar unausgepackt. Ich wusste genug, und ersparte mir nun die Kosten des Versuchs mit einer Versendung des «Holländers». Geschäftlich spekulativ betrachtet, stand die Sache demnach so, dass der verhoffte Erfolg des «Tannhäuser» auch jene früheren Opern mit nach sich ziehen sollte; auch der würdige Hofmusikalienhändler *Meser*, mein wunderlicher, bereits ziemlich bedenklich gewordener Commissionnair, musste nothgedrungen auf diese Ansicht verfallen. Die Herausgabe des Klavierauszuges des «Tannhäuser», den ich diesmal selbst verfertigte, während mir *Röckel* den des «fliegenden Holländer», ein gewisser *Klink* den des «Rienzi» verfasst hatte, ward demnach sofort in Angriff genommen. Nur gegen den Titel, welcher damals noch «*der Venusberg*» lautete, war *Meser* so vollständig eingenommen, dass er mir ihn auch wirklich ausredete: er behauptete, ich käme nicht unter das Publikum, und hörte nicht, wie man über diesen Titel die abscheulichsten Witze machte, welche namentlich von den Lehrern und Schülern der medizinischen Klinik in Dresden, wie er meinte, ausgehen müssten, da sie sich auf eine nur in diesem Bereich geläufigere Obscönität bezögen. Es genügte, eine so widrige Trivialität mir bezeichnet zu hören, um mich zu der gewünschten Aenderung zu bewegen: ich fügte dem Namen meines Helden «Tannhäuser» die Benennung desjenigen Sagenstoffes hinzu, welchen ich, ursprünglich der Tannhäuser-Mythe fremd, mit dieser in Verbindung gebracht hatte, woran leider später der so sehr von mir geschätzte Sagen-Forscher und Erneuerer *Simrock* Aerger nahm.

«*Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg*» sollte aber dem Publikum bereits in einer seiner mittelalterlichen Tendenz entsprechenden Gestalt auch durch die Ausstattung des Klavierauszuges vorgeführt

werden, und ich liess deshalb durch unsre Leipziger Officin besondre Typen für gothische Alphabete zur Wiedergabe des Textes anfertigen, eine nicht geringe Vermehrung der Kosten, mit welcher ich *Meser* meine grosse Zuversicht auf den Erfolg dieses Werkes recht eindringlich bekundete. Wir stacken bereits so tief darin, und die Herbeischaffung der nöthigen Kapitalien für mein Unternehmen war bereits mit so grossen Opfern verbunden, dass uns auch gar nichts übrig blieb, als auf eine höchst bedeutende, günstige Wendung meiner Angelegenheiten zu rechnen. Andrerseits war meine Hoffnung auf den «Tannhäuser» von der Generaldirektion des Theaters vollständig getheilt. Mehrere vorzügliche Dekorationen, welche die besten Maler der grossen Oper in Paris für Dresden geliefert hatten, und welche, zu dem damals noch üblichen Styl der deutschen Dekorationsmalerei gehalten, den Eindruck wirklicher Kunstwerke edelster Gattung machten, hatten mich veranlasst, Herrn *V. Lüttichau* zu bestimmen, den «Tannhäuser» von denselben Künstlern ausstatten zu lassen. Die Bestellungen hierfür, sowie die Besprechungen mit dem Pariser Maler *Despléchin* hatten schon im vergangenen Herbst stattgefunden. Alle meine Wünsche wurden genehmigt, namentlich auch die Anfertigung schöner und charakteristischer mittelalterlicher Kostüme, nach den Zeichnungen meines Freundes *Heine* in Auftrag gegeben; nur die Bestellung der Sängerhalle auf der Wartburg verzögerte Herr v. *Lüttichau* immer von Neuem, weil er behauptete, der vor Kurzem von den französischen Malern für «Oberon» gelieferte Saal Kaiser Karl's des Grossen könne mir recht gut auch für meinen Zweck genügen. Es kostete mich übermenschliche Anstrengung, meinem Chef zu beweisen, dass es hier nicht um einen glänzenden Kaisersaal zu thun sei, sondern um ein scenisches Bild von genau von mir in's Auge gefasster Eigenthümlichkeit, welches nur nach meinen Angaben in's Leben zu rufen sei. Da ich endlich sehr gereizt und unmuthig mich erwies, beruhigte er mich und sagte, er habe gewiss nichts gegen die Anfertigung auch dieser Halle und wolle sie sofort bestellen, nur hätte er geglaubt, meine Freude auch hierüber zu vergrössern, wenn er es mir etwas schwerer mache, weil, was man sogleich gewährt erhielt, für nichts geachtet würde. Diese Sängerhalle sollte mir noch grosse Nöthen machen. Immerhin war nun Alles vortrefflich im Gange; alle Gunst der vorhandenen Umstände vereinigte sich in einem Brennpunkte, welcher auf die für die Eröffnung der Herbstsaison vorbereitete Aufführung meines neuen Werkes ein hoffnungerweckendes Licht warf. Auch war die Spannung darauf nicht gering; zum ersten Mal las ich in einer Correspondenz der «Allgemeinen Zeitung» mit

bedeutungsvoller Geneigtheit mich erwähnt, als von der Erwartung gesprochen wurde, mit welcher man meinem neuen Werke entgegensah, dessen Dichtung «mit unverkennbarem poetischem Verstand» verfasst sei. So den besten Hoffnungen mich hingebend, trat ich im Juli meinen diesjährigen Sommerurlaub mit einer Reise nach *Marienbad* in Böhmen an, um dort wegen einer mir und meiner Frau gleichmässig angerathenen Brunnenkur unseren Erholungsaufenthalt zu nehmen.

Wieder war ich auf dem vulkanischen Boden dieses merkwürdigen und für mich immer anregenden Böhmens; ein wundervoller, fast nur zu heisser Sommer diente zur Nahrung meiner inneren Heiterkeit. Ich hatte mir vorgenommen, mich der gemächlichsten Lebensweise, wie sie andrerseits für die sehr aufregende Kur unerlässlich ist, hinzugeben. Sorgsam hatte ich mir die Lektüre hierzu mitgenommen, die Gedichte *Wolfram's von Eschenbach* in den Bearbeitungen von *Simrock* und *San Marte*, damit im Zusammenhange das anonyme Epos vom «*Lohengrin*» mit der grossen Einleitung von *Görres*. Mit dem Buche unter dem Arme, vergrub ich mich in die nahen Waldungen, um am Bache gelagert mit *Titurel* und *Parcival* in dem fremdartigen, und doch so innig traulichen Gedichte *Wolfram's*, mich zu unterhalten. Bald regte aber die Sehnsucht nach eigener Gestaltung des von mir Erschauten sich so stark, dass ich, vor jeder aufregenden Arbeit während des Genusses des Marienbader Brunnens gewarnt, Mühe hatte meinen Drang zu bekämpfen. Hieraus erwuchs mir eine bald beängstigend sich steigernde Aufregung: der «*Lohengrin*», dessen allererste Conception noch in meine letzte Pariser Zeit fällt, stand plötzlich vollkommen gerüstet, mit grösster Ausführlichkeit der dramatischen Gestaltung des ganzen Stoffes, vor mir. Namentlich gewann die an ihm so bedeutungsvoll haftende Schwanensage durch alle um jene Zeit, vermöge meiner Studien mir bekannt gewordenen Züge dieses Mythencomplexes, einen übermässigen Reiz für meine Phantasie. Eingedenk der ärztlichen Warnung, wehrte ich gewaltsam die Versuchung zum Niederschreiben des entstandenen Planes von mir, und ich wendete dagegen ein energisches Mittel der sonderbarsten Art an. Aus wenigen Notizen in *Gervinus'* Geschichte der deutschen Litteratur hatten die *Meistersinger von Nürnberg*, mit *Hans Sachs*, für mich ein besondres Leben gewonnen. Namentlich ergötzte mich schon der Name des «Merkers», sowie seine Funktion beim Meistersingen, ungemein. Ohne irgend Näheres von *Sachs* und den ihm zeitgenössischen Poeten noch zu kennen, kam mir auf einem Spaziergange die Erfindung einer drolligen Scene an, in welcher der Schuster, mit dem Hammer auf den Leisten,

dem zum Singen genöthigten *Merker*, zur Revanche für von diesem verübte pedantische Unthaten, als populär handwerkerlicher Dichter eine Lektion giebt. Alles concentrirte sich vor mir in die zwei Pointen des Vorzeigens der mit Kreidestrichen bedeckten Tafel von Seiten des *Merker's*, und des die mit Merkerzeichen gefertigten Schuhe in die Luft haltenden *Hans Sachs*, womit beide sich anzeigten, dass «versungen» worden sei. Hierzu construirte ich mir schnell eine enge, krumm abbiegende Nüremberger Gasse, mit Nachbarn, Allarm und Strassenprügelei als Schluss eines zweiten Aktes, — und plötzlich stand meine ganze Meistersingerkomödie mit so grosser Lebhaftigkeit vor mir, dass ich, weil dies ein besonders heitres Sujet war, es für erlaubt hielt, diesen weniger aufregenden Gegenstand, trotz des ärztlichen Verbotes, zu Papier zu bringen. Das geschah, und namentlich hoffte ich damit mich vom Befassen mit dem «Lohengrin» befreit zu haben. Doch hatte ich mich getäuscht: kaum war ich um die Mittagszeit in mein Bad gestiegen, als ich von solcher Sehnsucht, den «Lohengrin» aufzuschreiben ergriffen ward, dass ich, unfähig die für das Bad nöthige Stunde abzuwarten, nach wenigen Minuten bereits ungeduldig herausprang, kaum die Zeit zum ordentlichen Wiederankleiden mir gönnte, und wie ein Rasender in meine Wohnung lief, um das mich Bedrängende zu Papier zu bringen. Dies wiederholte sich mehrere Tage, bis der ausführliche scenische Plan des «*Lohengrin*» ebenfalls niedergeschrieben war.

Nun fand der Badearzt aber, dass es besser sei, ich gäbe Brunnen und Wanne auf, und liesse mir ein für allemal gesagt sein, dass ich zu solchen Kuren nicht tauge. Meine Aufregung hatte so zugenommen, dass der Versuch des nächtlichen Schlafes in der Regel zu einer Folge von Abenteuern führte. Wir machten einige zerstreuende Ausflüge, unter andrem nach Eger, welches mich durch seine Erinnerungen an Wallenstein, sowie durch die originelle Tracht seiner Bewohner höchlich ansprach. Mitte August reisten wir zurück nach Dresden; meine Freunde freuten sich meiner übermüthig heitern Laune: mir war als ob ich Flügel hätte.

So begann denn nun, als mit September unsere Sänger alle wieder eingetroffen waren, das Studium des «*Tannhäuser*», welches mich bald wieder ernst und immer ernster stimmte. Die Proben gediehen bald bis dahin, dass die Aufführung, so weit sie durch musikalische Studien vorzubereiten war, in nahe Aussicht gerückt wurde. Von den besonderen Schwierigkeiten, welche der Darstellung gerade dieses Werkes entgegenstanden, gewann zuerst Fr. *Schröder-Devrient* einen Begriff, und zwar

wurden sie ihrem Gefühle und ihrer Einsicht so deutlich, dass sie hierüber sich zu meinem Unbehagen und meiner Beschämung mir mitzutheilen wusste. Vor Allem schon das Gedicht gab ihr hierzu die Anleitung: sie las mir, bei einem Besuche, sehr schön und ergreifend die Hauptstellen des letzten Aktes vor, und frug mich, wo ich denn den Kopf hätte, zu glauben, dass ein so kindischer Mensch wie *Tichatschek* die Accente für diesen *Tannhäuser* finden könnte. Ich suchte sie und mich auf die Eigenschaft meiner Musik hinzulenken, welche so genau und bestimmt den nöthigen Accent zum Ausdruck bringe, dass ich vermeinen müsste, die Musik spräche für den Darsteller, selbst wenn dieser eben nur ein musikalischer Sänger sei. Sie schüttelte den Kopf und meinte, das möchte sich hören lassen, wenn ich von einem Oratorium spräche. Nun aber sang sie mir nach dem Klavierauszug das Gebet der *Elisabeth* vor, und frug mich, ob ich wohl glaubte, dass diese Noten durch eine junge hübsche Stimme, ohne eigentliche Seele und alle die Schärfe der unerlässlichen Herzenserfahrungen, sich so von selbst singen würden, dass es meiner Absicht entspräche. Ich seufzte, und meinte, es müsste eben durch die Kindlichkeit und Jugendlichkeit dieser Stimme und Darstellerin sich diessmal ersetzen. Doch bat ich sie sehr, mit meiner Nichte *Johanna*, welcher die Rolle der Elisabeth zugetheilt war, sich hierüber in ein belehrendes Einvernehmen zu setzen. Leider war aber in dieser, wie in keiner Weise für die Lösung der Aufgabe des Tannhäusers zu sorgen, da mein rüstiger Freund *Tichatschek* durch jeden Versuch einer Belehrung nur irre gemacht werden konnte. So musste ich mich denn ganz allein auf die Energie der Stimme und des diesem Sänger besonders eigenen, scharfen Sprachtones verlassen.

Die Sorge der grossen Künstlerin hatte, indem sie sich auf die Leistungen der eigentlichen Hauptrollen bezog, aber auch noch einen besonderen persönlichen Grund; sie wusste nämlich selbst nicht, was mit der Partie der *Venus* anzufangen, welche sie, trotz ihres sehr geringen Umfanges, dennoch gerade der Schwierigkeit und Bedeutung der idealen Aufgabe wegen, und um zum Gelingen des Ganzen beizutragen, übernommen hatte. Von dem nur allzu skizzenhaften Ausfall dieser Partie überzeugte ich mich später so bestimmt, dass ich, als durch die Pariser Aufführung die Bearbeitung meines Werkes mir nochmals nahe gerückt wurde, in sehr ausführlicher Weise das Versäumte, und von mir innig Vermisste, durch eine vollständige Neugestaltung der Partie nachholte. Für jetzt blieb es dabei, dass diese Skizze durch keine Kunst der Darstellerin zu einer der Idee entsprechenden Ausführung gelangen konnte. Höchstens

wäre durch eine Berufung an die rein sinnliche Theilnahme des Publikums, durch eine besonders jugendlich schöne Erscheinung, durch das persönliche Vertrauen der Darstellerin auf die Wirkung dieses physischen Hülfsmittels, zu irgend welchem Eindruck zu gelangen gewesen. Das Gefühl davon, dass dieses Wirkungsmittel ihr jetzt nicht mehr zu Gebot stand, lähmte die bereits in das Matronenhafte sich zeichnende grosse Künstlerin und erhielt sie in der Befangenheit, welche ihr die Anwendung der gewöhnlichen Mittel des Gefallens verwehrte. Mit einem verzweiflungsvollen Lächeln äusserte sie sich einmal über die Unmöglichkeit die Venus darzustellen, welche einfach nur aus der einen Unmöglichkeit entspringe, sie im richtigen Costüm zu geben: «um Gotteswillen, was soll ich denn als Venus anziehen? Mit einem blossen Gürtel geht es doch nicht Nun wird eine Redouten-Puppe daraus; Sie werden Ihre Freude haben!» —

Im Ganzen vertraute ich für Alles jedoch immer noch auf die Wirkung des reinen musikalischen Ensembles, welches sich auch in den Orchesterproben sehr ermuthigend herausstellte. Schon *Hiller* hatte beim Durchblick der Partitur mit völliger Verwunderung mir den Lobspruch ertheilt, dass mässiger zu instrumentiren gewiss nicht möglich sei. Die charakteristische und zarte Sonorität des Orchesters erfreute mich selbst sehr, und bestärkte mich in dem Vorsatz, von der äussersten Sparsamkeit in der Anwendung der Orchestermittel auszugehen, und so die Möglichkeit der Fülle von Combinationen zu gewinnen, deren ich zu meinen späteren Werken bedurfte. Nur meine Frau vermisste in den Orchesterproben bereits die Trompeten und Posaunen, die im «*Rienzi*» immer eine so glänzende Frische unterhalten hätten. Konnte ich hierzu lächeln, so musste ich doch ihrem ängstlichen Schreckgefühle, welches sie bei einer der Theaterproben durch die Wahrnehmung der matten Wirkung des «Sängerkrieges» erhalten hatte, eine ernstere Beachtung geben. Sie hatte, vom Standpunkte des Publikums ausgehend, welches in irgend welcher Weise immer unterhalten oder angeregt sein will, sehr richtig eine höchst bedenkliche Seite der sich vorbereitenden Darstellung berührt. Nur musste ich sogleich deutlich erkennen woran es lag, und dass mir weniger der Fehler einer irrigen Conception, als der einer leichtsinnigen Ueberwachung der Ausführung vorzuwerfen war. Ich befand mich bei der Conception dieser Scene unbewusst nämlich vor dem wesentlichen Dilemma, in welchem ich mich für alle Zukunft zu entscheiden hatte. Sollte dieser Sängerkrieg ein Arienconcert sein, oder ein poetisch dramatischer Wettstreit? Der Charakter des eigentlichen Operngenre's erforderte (und dieser Meinung ist noch heut zu Tage ein Jeder, der durch

eine vollkommen glückliche Ausführung meiner Scene nicht den richtigen Eindruck von der Sache gewonnen hat) dass hier eine Nebeneinander- und Gegenüberstellung von Gesangsevolutionen stattgefunden hätte, und zwar dass die verschiedenen Gesangsstücke, rein musikalisch, durch Anwendung merklich abwechselnder Rhythmen und Taktarten, in dem Sinne sich unterhaltend ausnähmen, wie z. B. in der Zusammenstellung eines Concertprogramm's darauf gesehen werden muss, dass durch mannigfaltigsten Wechsel, ganz von sich, eine gewissermassen schon durch stete Ueberraschung herbeigeführte Unterhaltung entsteht. Diess war nun ganz und gar nicht meine Absicht; und meine wirkliche Absicht war nur zu erreichen, wenn es mir möglich wurde diessmal, zum allerersten Male in der Oper, den Zuhörer zur Theilnahme an einem dichterischen Gedanken durch Verfolgung aller seiner nöthigen Entwickelungsphasen zu zwingen; denn nur aus dieser Theilnahme sollte die Ermöglichung des Verständnisses der Katastrophe herbeigeführt werden, welche diessmal durch keinerlei äusseren Anlass, sondern lediglich aus der Entwickelung von Seelenvorgängen herbeigeführt werden musste. Deshalb die musikalisch äusserst mässige, breite, dem Verständniss der poetischen Rede nicht nur nicht hinderliche, sondern, nach meinem Dafürhalten, besonders förderliche Anlage, und der erst mit der Erhitzung der Leidenschaft sich steigernde rhythmische Aufbau der Melodie in keiner Weise willkürlich unterbrochen durch unnöthige modulatorische und rhythmische Wendungen; deshalb die sparsamste Benutzung der Orchesterinstrumente für die Begleitung, und die absichtliche Versagung aller der rein musikalischen Wirkungsmittel, welche erst allmählich, da wo die Situation sich so steigert, dass nur noch das Gefühl, fast kaum mehr aber der Gedanke zum Erfassen des Vorganges nöthig ist, in das Spiel gesetzt wurden. Niemand konnte mir leugnen, dass ich die richtige Wirkung hiervon erzielte, sobald ich selbst am Klavier den ganzen Sängerkrieg vortrug. Hier aber lag nun gerade die für alle meine zukünftigen Erfolge so entscheidende Schwierigkeit, nämlich auch von unsern Opernsängern diess ganz in der von mir gewollten Weise ausgeführt zu haben. Die auf Mangel an Erfahrung hiervon beruhende Vernachlässigung, die ich mir schon beim «fliegenden Holländer» hatte zu Schulden kommen lassen, kam mir nun diessmal in ihrer ganzen Schädlichkeit zum Bewusstsein; und mit grösstem Eifer sann ich jetzt darauf, wie es anzufangen sei, die richtige Vortragsweise meinen Sängern beizubringen. Leider war es unmöglich, auf *Tichatschek* zu wirken, weil, wie ich schon sagte, vollends Alles zu fürchten war, wenn er durch Einreden von Dingen,

die ihm durchaus unfassbar waren, befangen und verwirrt gemacht wurde. Er war sich der grossen Vorzüge bewusst, mit metallischer Stimme musikalisch und rhythmisch gut und richtig zu singen, und zugleich mit vernehmbarster Deutlichkeit auszusprechen. Dass dies eben Alles jedoch nicht genügte, hatte ich nun aber zu meinem eigenen Erstaunen erst zu erfahren, und als ich gar in der ersten Aufführung mit Schrecken gewahrte, dass, was mir unbegreiflicher Weise in den Proben entgangen war, *Tannhäuser* am Schlusse des Sängerkrieges seinen, mit wahnsinniger Extase und Vergessen aller Gegenwart an die *Venus* gerichteten Lobgesang, zärtlich schwelgend unmittelbar an *Elisabeth*, vor welche er damit hintrat, richtete, gedachte ich allerdings der Mahnung der *Schröder-Devrient* ungefähr in der Weise wie *Crösus*, als er auf dem Scheiterhaufen: «o Solon! Solon!» rief.

Während mir nun von dem, an sich durch grössere Lebhaftigkeit und melodischen Reiz sich auszeichnenden, Elemente des Tannhäuser in diesem Sängerkrieg, trotz der musikalischen Vorzüglichkeit meines Sängers, Alles verunglückte, gelang es mir dagegen von der andern Seite her ein neues, ich glaube fast sagen zu können, bisher in der Oper noch nie so deutlich hervorgetretenes, Element in das Leben zu rufen. Ich hatte den noch jungen Barytonisten *Mitterwurzer* — einen sonderbar verschlossenen, unumgänglichen Menschen — in einigen seiner Rollen mit Aufmerksamkeit beobachtet, und bei seiner weichen, anmuthigen Stimme die schöne Fähigkeit, den innern Ton der Seele erbeben zu machen, wahr genommen. Ihm hatte ich den «Wolfram» anvertraut, und hatte allen Grund, bisher mit seinem Eifer und dem guten Erfolge seines Studiums zufrieden zu sein. An ihn musste ich mich daher halten, um meine bisher unausgesprochenen Anforderungen bis in ihre letzten Consequenzen zur Geltung zu bringen, wenn ich, namentlich für diesen so problematischen Sängerkrieg, die Richtigkeit meiner Absicht und meines Verfahrens zur Erkenntniss bringen wollte. Ich nahm mit ihm nun vor Allem den Eröffnungsgesang dieser Scene vor, und war, nachdem ich ihm diesen in meiner Weise auf das Eindringlichste vorgetragen hatte, zunächst allerdings erstaunt darüber, wie neu und schwierig dieser Vortrag ihm erschien. Er fühlte sich ganz ausser Stand, es mir nachzumachen, verfiel bei jedem Versuche sogleich wieder in das banale Herunterringen, welches mir deutlich zeigte, dass er bisher auch an diesem Stücke noch nichts weiter erkannt hatte, als die anscheinend recitativische Phrase mit gewissen beliebigen Inflexionen, welche je nach dem Bedarf der Stimmgebung, nach reinem Operngesangsbelieben,

so oder auch anders gegeben werden konnten. Auch er war über seine Unfähigkeit, es mir nachzumachen, erstaunt, zugleich aber von der Neuheit und Richtigkeit meines Verfahrens und der hierauf begründeten Anforderungen so ergriffen, dass er mich bat, für jetzt mit ihm keine weitern Versuche mehr anstellen zu wollen, dagegen es ihm zu überlassen, sich in der ihm erschlossenen neuen Welt auf seine Weise zurecht zu finden. In mehreren Proben deutete er jetzt seinen Gesang mit halber Stimme, wie um darüber hinweg zu kommen, nur an: dagegen erlebte ich nun in der letzten Hauptprobe an seiner, jetzt mit voller Hingebung gelösten Aufgabe, einen so bedeutsamen Erfolg, dass dieser mir bis auf den heutigen Tag als ein Anker der Hoffnung für die Möglichkeit des Gewinnes und der richtigen Ausbildung der mir nöthigen Darsteller, trotz aller Verderbtheit unseres Opernwesens, für alle Zukunft wirkungsvoll geblieben ist. Der Eindruck dieses Gesanges, für dessen richtige Wiedergabe der ganze Mensch in Haltung, Blick und Miene sich vollkommen umgewandelt und neu geschaffen hatte, wurde sehr merkwürdiger Weise auch zum Ausgangspunkt des endlich erzielten Verständnisses meines ganzen Werkes von Seiten des Publikums; wie überhaupt die ganze Rolle des Wolfram, welche *Mitterwurzer*, durch die Lösung dieser einen Aufgabe zum vollen Künstler umgeschaffen, durchweg gleichmässig schön und ergreifend durchführte, zum eigentlichen Rettungsanker für mein, durch den ungenügenden Erfolg der ersten Aufführung höchst bedrohtes Werk wurde.

Neben ihm trat die Gestalt der «*Elisabeth*» einzig als wirklich sympathisch hervor. Die jugendliche Erscheinung meiner Nichte, die schlanke hohe Gestalt, der entschieden deutsche Stempel ihrer Physiognomie, die damals noch unvergleichlich schöne Stimme, der oft kindlich rührende Ausdruck, halfen ihr, bei gut geleiteter Verwerthung ihres unverkennbaren theatralischen, wenn auch nicht dramatischen, Talentes, die Herzen des Publikums entscheidend zu gewinnen. Sie wurde durch diese Leistung schnell berühmt; und noch in späteren Jahren wurde mir, sobald von einer Aufführung des «Tannhäusers» mir gemeldet wurde, in welcher sie mitgewirkt, stets berichtet, dass der Erfolg desselben fast einzig nur ihr zu verdanken gewesen wäre. Wunderlicher Weise hörte ich bei solchen Gelegenheiten fast immer nur ihr mannichfaltiges und höchst einnehmendes Spiel beim Empfang der Gäste auf der Wartburg rühmen; ich erkannte darin den andauernden Erfolg unglaublicher Bemühungen, welche ich und mein hierin sehr erfahrener Bruder uns im Betreff dieses Spieles gegeben hatten. Leider ist aber für alle Zeiten es

unmöglich geblieben, ihr den richtigen Vortrag des Gebetes im 3. Akte beizubringen; ich kam hierfür ganz in den Fall wie mit *Tichatschek*, und hatte wieder: «O Solon, Solon!» zu rufen, als ich nach der ersten Aufführung diesem Tonstücke eine grosse Kürzung beibringen musste, wodurch es seiner Bedeutung, nach meinem Sinne, für immer verlustig ging. Wie ich höre, hat die, eine Zeit lang für eine wahrhaft grosse Künstlerin geltende, *Johanna* es wirklich auch nie so weit gebracht, sich dieses Gebetes vollständig zu bemächtigen, was andrerseits einer *französischen* Sängerin, Frl. *Marie Sax* in Paris, zu meiner grössten Befriedigung vollständig gelang.

Wir waren im Anfang des Oktobers bereits so weit in unserm Studium vorgerückt, dass einer baldigen Aufführung nichts mehr entgegenstand, als die Beschaffung des theatralisch dekorativen Theiles derselben. Sehr spät trafen erst einige der in Paris bestellten Dekorationen ein. Von vorzüglicher Wirkung und vollständig gelungen war das Wartburg-Thal. Das Innere des Venusberges machte mir dagegen viel zu schaffen: der Maler hatte mich nicht verstanden, Bosquets mit Statuen, wie sie selbst an Versailles erinnerten, in einer wilden Berghöhle angebracht, und jedenfalls nicht gewusst, wie er den Charakter des Grauenhaften mit dem Verlockenden in Einklang bringen sollte. Ich musste auf grosse Aenderungen dringen, namentlich auf das Uebermalen der Bosquets und Statuen, was Zeit kostete. Die Verhüllung dieser Grotte in den rosigen Nebel, aus welchem schliesslich das Wartburg-Thal hervorbricht, musste ganz neu nach einer besondren Erfindung, welche ich hierfür angegeben hatte, zur Ausführung gebracht werden. Die Hauptcalamität ergab sich aber aus der Verzögerung in der Ankunft der Dekoration der Sängerhalle; auf das Leichtfertigste von Paris aus hingehalten, verging Tag auf Tag, während im Uebrigen Alles bis zur Generalprobe in fast ermüdender Weise durchprobirt war. Täglich wanderte ich nach dem Eisenbahnhof, durchstöberte alle Ballen und Kisten: keine Sängerhalle kam. Endlich liess ich mich bestimmen, um die längst angekündigte erste Aufführung nicht weiter zu verzögern, den von *Lütticheu* anfänglich mir bestimmten Saal Karls des Grossen aus «Oberon» für die Sängerhalle zu substituiren, was mich, der ich in Allem auf bestimmte poetische Wirkung ausging, ein empfindliches Opfer kostete. Wirklich trug die Wiedererscheinung dieses bereits in vielen Aufführungen des «Oberon» zur Genüge p.oducirten Kaisersaales, beim Aufrollen des Vorhanges im zweiten Akt, nicht wenig zu den Enttäuschungen des Publikums, welches von dieser Oper in jedem Betreff die erstaunlichsten Ueberraschungen erwartete, bei.

Am 19. Oktober ging die erste Aufführung vor sich. Am Morgen dieses Tages liess sich eine vornehme, schöne junge Dame durch den Concertmeister *Lipinsky* bei mir einführen; es war diess Frau *Kalergis*, eine Nichte des russischen Staatskanzlers Grafen *v. Nesselrode*, welche durch *Liszt* in enthusiastisch anregender Weise für mich gewonnen worden, und jetzt in Dresden angekommen war, um dem Wunder der Creirung meines neuesten Werkes beizuwohnen. Diese schmeichelhafte Erscheinung durfte ich mit Recht für ein gutes Anzeichen halten. Wenn sie für diessmal mit dem Eindruck, den sie durch eine sehr unklare Aufführung und Aufnahme erhielt, gewiss mit einiger Betroffenheit, wie enttäuscht, sich wieder von mir wandte, so hatte ich doch im Verlaufe meines Lebens genügend mich dessen zu erfreuen, was dieser erste Eindruck in der energischen, bedeutenden Frau gepflanzt und genährt hatte. — Ein wunderliches Gegenstück zu diesem Besuch bildete die, mit einigen Opfern seinerseits erkaufte Ankunft eines sonderbaren Menschen, *C. Gaillard*, des Herausgebers einer vor Kurzem begonnenen Berliner musikalischen Zeitung, in welcher ich mit Erstaunen die erste und einzige durchaus günstige, und bedeutend eingehende Besprechung meines «fliegenden Holländers» gelesen hatte. Zu so grossem Gleichmuthe gegen das Verhalten der Recensentenwelt ich mich nothgedrungen bereits auch gewöhnt hatte, wirkte doch jener Aufsatz sehr eindrucksvoll auf mich, und ich forderte den mir persönlich ganz unbekannten Menschen auf, nach Dresden zu kommen, und der ersten Aufführung des «Tannhäuser» beizuwohnen. Wirklich kam er, und zu meiner Rührung lernte ich in ihm einen in dürftigen Verhältnissen mühsam sich abquälenden, von verzehrender Kränklichkeit bedrohten, jungen Mann kennen, welcher ohne Anspruch auf jede Entschädigung, ja nur gastliche Bewirthung zu machen, rein seiner Ehrenpflicht gefolgt zu haben glaubte, als er meinem Rufe nachkam. Seinen Kenntnissen und Fähigkeiten merkte ich wohl an, dass er zu keinem grossen Einfluss berufen sein würde, wogegen sein redliches Gemüth und sein empfänglicher Verstand mich mit wahrer Achtung für den armen Menschen erfüllten, der, ohne es eben weit gebracht zu haben, nach einigen Jahren zu meinem Bedauern seiner Kränklichkeit erlag, nachdem er von seiner Treue und Sorgsamkeit für mich auch unter den schwierigsten Umständen nie gewichen war. — Ausserdem hatte sich bereits aber seit etwas länger meine bis dahin mir ebenfalls unbekannt gebliebene, durch die Aufführung des «fliegenden Holländer» in Berlin mir gewonnene Freundin, *Aloine Frommann*, eingefunden. Ich machte ihre persönliche Bekanntschaft bei Fr. *Schröder-*

*Devrient*, mit der sie bereits befreundet war, und welche sie mir lächelnd als eine von mir gemachte feurige Eroberung ankündigte. Bereits in nicht mehr jugendlichem Alter, und ohne allen Anspruch auf physiognomische Bevorzugung, stand ihr nichts als ein vorzüglich scharf blickendes, beredtes Auge zur Verfügung, um ihre bedeutende Seelenbegabung schon durch ihr Aeusseres mitzutheilen. Sie war Schwester des Buchhändlers *Frommann* in Jena, und wusste viel Intimes von *Goethe* zu erzählen, welcher im Hause dieses Bruders wohnte, wenn er sich in Jena aufhielt. Unter dem Titel einer Vorleserin war sie aber besonders der damaligen Prinzessin *Augusta* von Preussen nahe getreten, und durfte von Denjenigen, die ihr Verhältnis zu der hohen Frau näher kennen lernten, fast wohl als ihre Freundin und Vertraute angesehen wurden. Nichtsdestoweniger lebte sie in äusserst dürftiger Lage, und schien stolz darauf, durch ihr bescheidenes Talent als Arabesken-Malerin sich eine Art von Unabhängigkeit zu sichern. Mit grosser Treue ist sie mir stets zugethan geblieben, wie sie jetzt bereits zu den wenigen gehörte, welche unbeirrt durch den misslichen Eindruck der ersten Aufführung des «Tannhäuser», sich schnell, bestimmt und mit grosser Innigkeit für diese meine neueste Arbeit erklärten.

Was diese Aufführung nun selbst betraf, so stelle ich die von mir dabei gemachten sehr lehrreichen Erfahrungen in folgenden Zusammenhang: der wirkliche Fehler meiner Arbeit, dessen ich bereits gelegentlich Erwähnung that, lag in der nur skizzenhaften und unbeholfenen Ausführung der Rolle der «Venus», somit der ganzen grossen Einleitungsscene des ersten Aktes. Auf die theatralische Darstellung hatte dieser Fehler den Einfluss, dass es in ihr zu keiner eigentlichen Wärme, zumal nicht zu der hocherregten Spannung der Leidenschaft kam, welche, der dichterischen Conception nach, von hier aus die Empfindung des Zuschauers so stark imprimiren muss, dass das Gedenken der Katastrophe, auf welche diese Scene ausgeht, mit tragischer Beklemmung auf den Erfolg der weiteren Entwickelung des Drama's vorbereiten soll. Diese grosse Scene misslang vollständig, trotzdem eine so wahrhaft grosse Künstlerin, wie Frau *Schröder-Devrient*, und ein so ungemein begabter Sänger, wie *Tichatschek*, einzig sie auszuführen hatten. Vielleicht hätte das Genie der *Devrient* ganz aus sich noch den richtigen Accent für die Leidenschaftlichkeit dieser Scene gewonnen, wenn sie nicht gerade mit einem Sänger zu thun gehabt hätte, welcher, an sich für jeden dramatischen Ernst unbefähigt, auch in seiner natürlichen Begabung nur für freudige oder deklamatorisch energische Accente organisirt, für den Ausdruck des

Schmerzes und des Leidens aber ganz und gar ohne Anlagen war. Das Publikum erwärmte sich erst einigermaassen bei dem rührenden Gesange des «Wolfram» und der Schlussscene dieses Aktes. Auch *Tichatschek* wirkte dann durch den Jubel seiner Stimme in dem Finalsatze so hinreissend, dass man mir nachher versicherte, nach diesem ersten Akte habe eine vortrefflich erregte Stimmung im Publikum geherrscht. Diese unterhielt und steigerte sich im Verlaufe des zweiten Aktes, in welchem «Elisabeth» und «Wolfram» höchst sympathisch wirkten; nur verschwand der Held des Drama's, «Tannhäuser», immer mehr, und verlor sich so gänzlich aus der Sphäre dieser Sympathie, dass er in der Schlussscene, gleich als ob dieser Verfall auf ihn selbst drücke, in wehmüthig gebeugter Haltung spurlos sich verlor. Das entscheidende Gebrechen seiner Darstellung lag darin, dass es ihm unmöglich war, den richtigen Ausdruck für die Stelle des grossen Adagio-Satzes des Finales, welche mit den Worten beginnt: «zum Heil den Sündigen zu führen, die Gottgesandte nahte mir», zu finden. Ueber die Wichtigkeit dieser Stelle habe ich mich in meiner später geschriebenen Anleitung zu einer Aufführung des «Tannhäuser» ausführlich mitgetheilt; ich musste sie, da sie bei der ausdruckslosen Wiedergabe durch *Tichatschek* nur als lähmende Länge wirkte, von der zweiten Aufführung an gänzlich auslassen. Weil ich den mir so ergebenen, und in seiner Art wirklich so verdienstvollen *Tichatschek* nicht kränken wollte, gab ich an, mich überzeugt zu haben, dass diese Stelle verfehlt sei; da nun ausserdem *Tichatschek* als der selbst von mir bevorzugte Repräsentant der Helden meiner Opern galt, ging von hier die Auslassung dieser mir so grenzenlos wichtigen Stelle, als von mir gutgeheissen und verlangt, in alle späteren Aufführungen des «Tannhäuser» über, und ich habe schon aus diesem Grunde mir über die Bedeutung des späteren allgemeinen Erfolges dieser Oper auf den deutschen Theatern keine Illusion gemacht. Mein Held, der in der Wonne wie im Weh stets mit äusserster Energie sich kund geben sollte, schlich am Schlusse des zweiten Aktes, in sanft ergebener Haltung, als armer Sünder sich davon, um im dritten Akte mit weicher Resignation, und in einer auf die Erregung eines freundlichen Bedauerns berechneten Haltung, wieder zu erscheinen. Nur der von ihm wiedergegebene Bannspruch des Papstes ward von dem Sänger mit seiner gewohnten rhetorischen Tonfülle so energisch zum Anhören gebracht, dass man sich freute die begleitenden Posaunen von ihm vollkommen beherrscht zu hören. War nun durch den hier angedeuteten Grundfehler in der Darstellung der Hauptfigur das Publikum durchaus in unklarer und unbefriedigter Spannung über

die Bedeutung des Ganzen erhalten worden, so trug mein eigener, aus Unerfahrenheit auf diesem neuen Felde der dramatischen Conception entsprungener Fehler in der Ausführung der Schlussscene vollends dazu bei, auch über die reale Bedeutung der scenischen Vorgänge in höchst schädliche Ungewissheit zu versetzen. In der hier noch ausgeführten ersten Bearbeitung hatte ich die neue Versuchung der Venus, den treulosen Geliebten wieder an sich zu ziehen, nur als einen visionären Vorgang des in Wahnsinn ausbrechenden «Tannhäuser» dargestellt; nur ein röthliches Dämmern des in der Ferne sichtbaren Hörselberges sollte äusserlich die grauenhafte Situation verdeutlichen. Auch die entscheidende Verkündigung des Todes der Elisabeth ging nur als ein Akt der divinatorischen Begeisterung des Wolfram vor sich; einzig durch das ebenfalls von sehr ferne her vernehmbare Läuten des Todtenglöckchens, und durch den kaum bemerkbaren Schein von Fackeln, welche den Blick auf die entlegene Wartburg ziehen sollten, ward die Veranlassung hierzu auch dem zuschauenden Publikum anzudeuten versucht. Der ganz schliesslich auftretende Chor der jüngeren Pilger, welchen ich damals den ergrünenden Stab selbst noch nicht zu tragen gab, und welche das Wunder somit nur durch Worte, nicht aber durch ein äusseres Zeichen verkündeten, wirkte, da ich ihnen auch rein-musikalisch durch eine zu lang andauernde, ungebrochene Monotonie in der Begleitung schadete, unentscheidend und unklar.

Als endlich der Vorhang fiel, hatte ich weniger aus der Haltung des immerhin sich freundlich und beifällig bezeigenden Publikums, als aus meiner eigenen inneren Erfahrung die Ueberzeugung des, durch Unreife und Ungeeignetheit der Darstellungsmittel herbeigeführten, Misglückens dieser Aufführung meines Werkes gewonnen. Mir lag es wie Blei in den Gliedern, und einigen Freunden, welche nach der Vorstellung sich einfanden, und zu denen wiederum meine gute Schwester *Klara* mit ihrem Manne gehörte, theilte sich die gleiche drückende Stimmung unabweislich mit. Ich fasste noch über Nacht die nöthigen Entschlüsse zur Abhülfe der irgendwie zu verbessernden Gebrechen unserer Aufführung für die am zweiten Tag angesetzte Wiederholung. Wo der Hauptfehler stack, fühlte ich, durfte es aber kaum aussprechen; bei dem mindesten Versuche, *Tichatschek* einen anregenden Aufschluss über das Charakteristische seiner Aufgabe zu verschaffen, musste ich sogleich vor der Erkenntniss der Unmöglichkeit hiervon zurückscheuen: leicht hätte ich ihn so befangen und verstimmt machen können, dass er unter irgend welchem Vorwande den «Tannhäuser» gar nicht wieder gesungen hätte. Ich gerieth daher

auf den einzig mir offen stehenden Ausweg zur Versicherung nöthiger Wiederholungen meiner Oper, die Schuld der Unwirksamkeit seiner Parthie auf mich zu nehmen, um so dazu zu gelangen, wenigstens entscheidende Kürzungen darin vornehmen zu können, durch welche ich zwar die Hauptrolle in ihrer dramatischen Bedeutung tief herabsetzte, dennoch es aber möglich machte, dass die unvollkommene Ausführung derselben nicht noch behindernd auf das Gefallen der andern, ansprechenderen Partien der Oper einwirkte. Ich hoffte somit, wenn auch tief innerlichst gedemüthigt, meinem Werke durch die zweite Aufführung von entscheidendem Nutzen zu sein, und an nichts lag mir mehr, als dass diese Aufführung so bald als möglich vor sich ginge. Allein *Tichatschek* war heiser geworden, und ich musste volle acht Tage mich gedulden.

Ich kann kaum beschreiben, was ich in diesen acht Tagen gelitten habe. Es schien fast, als sollte diese Verzögerung gänzlich verderblich für mein Werk werden. Jeder Tag, welcher zwischen der ersten und zweiten Aufführung verstrich, liess den Erfolg jener ersten immer problematischer erscheinen, bis er endlich geradeswegs als ein anerkannter Misserfolg dargestellt wurde. Während das grosse Publikum seiner ärgerlichen Verwunderung darüber Luft machte, dass ich dem deutlich mir kund gegebenen Gefallen desselben an der Richtung meines Rienzi, mit der Conception dieses neuen Werkes keine Beachtung geschenkt hatte, waren selbst gewogene und sinnige Freunde meiner Kunst in wahrer Perplexität über das Unwirksame meiner Arbeit, die ihnen, in den Haupttheilen unverständlich geblieben, an und für sich fehlerhaft entworfen und ausgeführt dünkte. Die Recensenten stürzten sich mit unverholener Freude, wie Raben auf ein bereits ihnen hingeworfenes Aas. Selbst die Leidenschaften und Befangenheiten des Tages wurden von ihnen hereingezogen, um nach Möglichkeit über mich zu verwirren und mir zu schaden. Es war die Zeit, wo die Czersky- und Ronge'sche deutsch-katholische Agitation, als höchst verdienstlich und liberal, Alles in Bewegung setzte. Man fand nun heraus, dass ich eine reaktionäre Tendenz mit dem «Tannhäuser» herausfordernd eingeschlagen habe, da es ersichtlich sei, dass, wie *Meyerbeer's* «Hugenotten» den Protestantismus, so mein «Tannhäuser» den Katholicismus verherrlichen solle. Das Gerücht, von der katholischen Partei für den «Tannhäuser» bestochen worden zu sein, blieb mir alles Ernstes längere Zeit anhaften: während man mich dadurch um meine Popularität zu bringen suchte, hatte ich die sonderbare Ehre, von einem Herrn *Rousseau*, bis dahin Redakteur der preussischen Staatszeitung, und mir bekannt durch eine

herunterreissende Kritik meines «fliegenden Holländers», brieflich und endlich persönlich um meine Freundschaft und Alliance angegangen zu werden. Er meldete mir nämlich, dass er von Berlin, wohin er von Oesterreich aus beordert gewesen um die katholischen Tendenzen zu befördern, nachdem er über die Fruchtlosigkeit dieser Bemühungen betrübende Erfahrungen gesammelt hatte, sich nun wieder nach Wien zurückwende, um ungestört in demjenigen Elemente fortan sich bewegen zu können, dem auch ich mit meinem «Tannhäuser» so innig angehörend mich bekundet hätte. — Der in seiner Art merkwürdige Dresdener Anzeiger, das Lokal-Abhülfsorgan für Verleumdungs- und Klatschbedürfniss, lieferte täglich Neues in dem bezeichneten auf meinen Schaden tendirenden Sinne. Endlich bemerkte ich, dass auch kurze witzige und sehr energische Abfertigungen solcher Angriffe, und Aufmunterungen für mich erschienen, worüber ich längere Zeit sehr verwundert war, da ich wohl wusste, dass nur Feinde, nie aber Freunde in solchen Fällen sich bemühen, bis ich unter Lachen von *Röckel* herausbekam, dass er und Freund *Heine* diesen ganzen Ermunterungs-Feldzug für mich allein durchgeführt hatten.

Das Ueble, was ich von dieser Seite her erfuhr, war mir nur lästig, weil ich eben in diesen Unglückstagen verhindert war, mich durch mein Werk selbst wiederum vernehmen zu lassen. *Tichatschek* blieb heiser: es hiess, er wolle gar nicht wieder in meiner Oper singen. Von Herrn *v. Lüttichau* hörte ich, dass er, über den geringen Erfolg des «Tannhäuser» erschrocken, sogleich zu dem Befehl bereit gewesen sei, die immer noch erwartete Dekoration der Sängerhalle abzubestellen, oder zurückzuweisen. Ueber die hiermit bekundete Muthlosigkeit erschrack ich so sehr, dass ich nun wirklich selbst den «Tannhäuser» fast schon für todt hielt. Welcher Einblick von dieser Stimmung aus in meine ganze Lage sich mir eröffnete, lässt sich nach meinen Mittheilungen, namentlich über meine Verlagsunternehmungen, leicht ermessen.

Diese furchtbaren acht Tage dehnten sich mir zu einer endlosen Ewigkeit aus. Ich scheute mich Jemanden zu sehen, und doch musste ich mich eines Tages in die *Meser*'sche Musikhandlung begeben; dort traf ich *Gottfried Semper* an, welcher sich eben ein Textbuch des «Tannhäuser» kaufte. Mit ihm hatte ich mich kurz zuvor bei der Besprechung dieses Stoffes auf das heftigste ereifert; er wollte nämlich von dem minnesängerlichen und pilgerfahrtbereiten Mittelalter für die Kunst durchaus nichts wissen, und gab mir zu verstehen, dass er mich um der Wahl eines solchen Stoffes willen geradeswegs verachte. Während mir nun

*Meser* bezeugte, dass nicht die mindeste Nachfrage nach den erschienenen Nummern meines Tannhäuser's stattgefunden habe, war sonderbarer Weise mein leidenschaftlicher Antagonist der einzige, der wirklich davon etwas kaufte und bezahlte. Mit einem eigenthümlich befangenen Ernste sagte er mir, man müsse doch die Sache ordentlich und genau kennen lernen, wenn man sich einen richtigen Begriff davon machen wolle, und ihm stehe dazu leider nichts anderes als das Textbuch offen. Diese Begegnung gerade mit *Semper*, so wenig sie dem Anschein nach sagen mochte, ist mir als ein erstes, ernstlich ermuthigendes Anzeichen in der Erinnerung geblieben.

Von grösstem Trost war mir aber *Röckel*, welcher in diesen für mich so aufregungsvollen Leidenstagen in eine für das ganze Leben entscheidende innige Beziehung zu mir kam. Er hatte, ohne dass ich etwas davon wusste, unermüdlich für mich disputirt, erklärt, gestritten und geworben, und hatte sich dadurch zu einer wahren Begeisterung für den «Tannhäuser» erhitzt. Am Vorabende der endlich bevorstehenden zweiten Aufführung trafen wir uns bei einem Glase Bier zusammen; seine wahrhaft verklärte Miene wirkte auch erheiternd auf mich; der Humor stellte sich ein: nachdem er lange meinen Kopf betrachtet, schwor er, ich sei nicht umzubringen, ich habe etwas an mir, was in meinem Blute liegen müsse, weil es sich selbst an meinem, im übrigen so sehr mir unähnlichen, Bruder Albert wiederzeige. Um sich verständlich zu machen, nannte er es die eigenthümliche *Hitze* meiner Natur; er glaubte, dass diese Hitze verzehrend für Andere sein könne, ich aber bei ihrem heissesten Erglühen mich jedenfalls erst recht wohl fühlen müsste, denn er habe mich mehrmals vollständig leuchten gesehen. Ich lachte, und wusste nicht, was der Unsinn sollte. Nun, meinte er, für diesmal würde ich es ja an dem «Tannhäuser» sehen; denn dass ich mir einbilde, dieser werde nicht bestehen, sei eine reine Absurdität; er wäre des Erfolges über Alles gewiss. Ich überlegte mir beim Nachhausegehen sehr wohl, dass, wenn der «Tannhäuser» sich wirklich noch feststellen und zu wahrhafter Popularität gelangen sollte, damit allerdings etwas unermesslich Folgenreiches erreicht sein müsste.

So kam es denn endlich zu dieser zweiten Aufführung, welche ich durch Fallenlassen der Bedeutung der Hauptrolle, und Herabstimmung meiner ursprünglichen idealeren Anforderungen an wichtige Theile der Darstellung, in der Weise vorbereitet zu haben glaubte, dass durch Hervortreten der unbedingt gefälligen Partien ein wirkliches Gefallen am Ganzen sich einstellen müsste. Sehr erfreute mich die endlich an-

gekommene und bereits für diese Aufführung verwandte Dekoration der Sängerhalle im zweiten Akte. Die schöne und edle Wirkung derselben belebte uns Alle, wie ein gutes Anzeichen. Leider hatte ich die Demüthigung zu ertragen, das Theater sehr schwach besetzt zu sehen: dieser Anblick genügte, um mehr als alles Andere mit überzeugender Bestimmtheit mir zu sagen, wie es mit dem Urtheil des Publikums über mein Werk stand. Hatten wir wenig Besucher, so bestand die grösste Anzahl derselben jedenfalls aber aus den ernsteren Freunden meiner Kunst. Die Aufnahme war sehr warm, namentlich riss *Mitterwurzer* Alles zu wahrem Enthusiasmus hin. In Betreff *Tichatschek*'s hatten meine besorgten Freunde, *Röckel* und *Heine*, es für nöthig erachtet, zu künstlichen Mitteln zu greifen, um ihn in guter Laune für seine Rolle zu erhalten. Um namentlich auch dem Verständnisse der, allerdings unklar ausgeführten und doch so äusserst wichtigen Entscheidung der letzten Scene eine drastische Beihülfe zu geben, hatten Jene mehreren jungen Leuten, namentlich Malern, einige Applaus-Explosionen an Stellen anempfohlen, welche gewöhnlich von einem Operpublikum als nicht applausprovocirend angesehen werden. Es fand sich nun merkwürdiger Weise, dass ein auf diese Weise eingegebener starker Beifallserguss nach den Worten Wolfram's: «ein Engel fleht für Dich an Gottes Thron; er wird erhört: Heinrich, Du bist erlöst» — mit einem Male dem gesammten Publikum die bedeutsame Situation klar zu machen schien. Für alle Aufführungen blieb dieser, in der ersten Vorstellung gänzlich unbeachtete Moment, eine Hauptstelle für die Kundgebung der Sympathie des Publikums. — Nach wenigen Tagen fand eine dritte Aufführung, und diesmal vor vollem Hause statt. Die *Schröder-Devrient*, niedergeschlagen über den geringen Antheil, den sie am Gelingen meines Werkes nehmen konnte, wohnte in der kleinen Theaterloge dem Verlaufe der Vorstellung bei; sie erzählte mir, dass *Lüttichau* mit strahlender Miene zu ihr getreten sei und geäussert habe, er glaube nun doch, dass wir den «Tannhäuser» glücklich durchgebracht hätten.

So bewährte es sich allerdings; wir wiederholten ihn im Laufe des Winters noch öfter: doch machten wir die Wahrnehmung, dass bei zwei schnell auf einander folgenden Aufführungen zu der zweiten jedesmal ein minderer Zudrang des Publikums stattfand, was wir uns daraus zu erklären hatten, dass ich noch nicht das eigentliche grosse Operpublikum, sondern nur den gebildeteren Theil des allgemeinen Publikums für mein Werk gewonnen hatte. Unter diesen wahrhaften Freunden meines «Tannhäuser» befanden sich, wie ich diess allmählich immer mehr erfuhr, Leute,

welche für gewöhnlich das Theater gar nicht, am allerwenigsten aber die Oper besuchten. Der Antheil des auf diese Weise ganz neu sich bildenden Publikums gewann fortwährend an Intensität, und äusserte sich in bisher ungekannter Weise vorzüglich in einer energischen Theilnahme für den Autor. Es war mir namentlich um *Tichatschek's* willen peinlich, dem bei jeder Aufführung fast nach allen Akten stets nur nach mir verlangenden Rufe des Publikums zu entsprechen; ich musste mich aber endlich fügen, da meine Weigerung meinem Sänger zu neuer Demüthigung Veranlassung gab, indem, wenn er mit seinen Kollegen allein auf der Bühne erschien, ihm stets der energische Ruf meines Namens fast verletzend entgegentönte. Mit welch' aufrichtigem Eifer wünschte ich, es möchte umgekehrt der Fall sein, und über der Vortrefflichkeit der Darstellung der Autor vergessen werden! Dass ich dies in Dresden mit dem «Tannhäuser» nie erreichen konnte, begründete in mir eine charakteristische Erfahrung, welche mich in Zukunft für alle meine Unternehmungen geleitet hat. Jedenfalls war ich mit der Dresdener Aufführung des «Tannhäuser» nur erst soweit gelangt, dem gebildeten Theil des Publikums, durch Reflexion und Abstraktion von der Realität der Darstellung, mit meinen über das Gewöhnliche hinausgehenden Tendenzen mich bekannt zu machen. Nicht aber war es mir gelungen, diese Tendenzen in so unwillkürlich ergreifender und überzeugender Weise in einer theatralischen Darstellung deutlich zu machen, dass auch das ungebildetere Gefühl des eigentlichen Publikums, durch direkte Erfahrung der Wirkung, damit vertraut geworden wäre.

Ueber das hiemit Berührte mich belehrend und anregend aufzuklären, gewann ich jetzt in diesem Winter durch erweiterte Beziehungen und interessante Bekanntschaften ermuthigende Veranlassung.

Sehr bildend und ernst anregend wurde um diese Zeit für mich die Bekanntschaft und der nähere Umgang mit Dr. *Hermann Franck* aus Breslau, welcher seit einiger Zeit privatisirend in Dresden sich niedergelassen hatte. Mit genügendem Vermögen ausgestattet, gehörte er zu Denjenigen, welche durch grosse Kenntnisse und feines Urtheil, so wie mit entsprechender schriftstellerischer Begabung, wohl in ausgewählten, weit verzweigten persönlichen Bekanntschaftskreisen zu grossem Rufe gelangten, ohne deshalb vor der Oeffentlichkeit einen bedeutenden Namen zu gewinnen. Er hatte es versucht, seine Kenntnisse und Fähigkeiten auch dem Publikum nutzbar zu machen, und von *Brockhaus* sich überreden lassen, die vor einigen Jahren von diesem begründete «deutsche Allgemeine Zeitung» bei ihrem Beginn zu redigiren. Nach einem Jahre

kündigte er dem Verleger mit grösster Entschiedenheit, und war seitdem nur in äusserst seltenen Fällen zu bewegen, mit einer Zeitung irgend wie sich zu berühren. Seine kurzen geistvollen Andeutungen über seine bei jenem Versuche mit der «deutschen allgemeinen Zeitung» gemachten Erfahrungen rechtfertigten mir seinen Ekel vor dem Befassen mit unsern öffentlichen Press-Angelegenheiten. Desto höher hatte ich es ihm anzurechnen, dass er ohne jede Aufforderung hiezu meinerseits, über den «Tannhäuser» einen eingehenden Bericht für die «Augsb. allgemeine Zeitung» verfasste, welcher im Oktober oder November 1845 in einer Beilage dieses Blattes erschien, und den ich, obwohl er das erste über ein seitdem so häufig besprochenes Werk verkündete Wort enthielt, für das, bei aller maassvollen Besonnenheit, weitreichendste und erschöpfendste halte, was je hierüber gesagt wurde. So wurde ich in jenes grosse europäisch-politische Blatt eingeführt, welches, in Folge einer sonderbaren Wendung der Redaktionsinteressen, seitdem zur Unterkunft für Jeden bereit gehalten wird, welcher über mich und mein Werk sich lustig machen will.

Vor allem fesselte mich an *Franck* das Feine und Taktvolle in seiner Art des Beurtheilens, und überhaupt des Besprechens der Dinge. Es lag etwas Vornehmes darin, welches weniger als aus den Eigenthümlichkeiten eines Standes gebildet, sondern als das Ergebniss einer wirklichen Weltbildung selbst sich kenntlich machte. Die hierbei sich zeigende feine Kälte und Zurückhaltung reizte mich mehr als sie mich abstiess, denn sie war ein neues Element, dem ich bisher noch fern geblieben war. Wo ich auf eine gewisse Bequemlichkeit im Urtheil über grosse Renommées, die mir jedoch nicht vollständig ächt galten, stiess, freute es mich im Verlauf des Umgangs mit *Franck* gewahr zu werden, dass auch ich in mancher Beziehung anregend und entscheidend auf ihn wirkte. So hatte ich bereits damals die Neigung, es nicht gelten zu lassen, wenn man mit dem vornehmen Lob der «Liebenswürdigkeit» dieses oder jenes berühmten Mannes die nähere Untersuchung von dessen Werken abgeschnitten zu haben glaubte. Ich trieb hiermit selbst meinen welterfahrenen Freund in die Enge, und sehr erheiterte es mich, nach einigen Jahren von ihm selbst einen sehr drastischen Aufschluss über die von ihm früher proklamirte «Liebenswürdigkeit» *Meyerbeer's* zu erhalten, wo er sich dann lächelnd der sonderbaren Fragen erinnerte, mit welchen ich früher seine Assertion durchkreuzt hatte. Sehr erschrak er aber schon damals, als ich ihm einen wohl belehrenden Aufschluss über *Mendelssohn's* so eben von ihm gerühmte Uneigennützigkeit und vornehme

Opferbereitwilligkeit im Dienste der Kunstinteressen gab. Er hatte nämlich in einem Gespräch über *Mendelssohn* schliesslich das Eine als erquicklich festgestellt, dass es doch wohlthue, jetzt in Diesem wenigstens noch einen Mann zu gewahren, welcher wahrhafte Opfer zu bringen vermöge, um sich aus einer falschen und der Kunst unförderlichen Stellung zu befreien; denn dass er seinen doch immerhin schönen Gehalt von 3000 Thalern als Generalmusikdirektor in Berlin aufgegeben, um als einfacher Gewandthaus-Musikdirektor sich nach Leipzig zurückzuziehen, sei doch schön und fordere respektvolle Anerkennung. Ich war nun gerade in den Stand gesetzt, genauesten Aufschluss darüber zu geben, wie es sich mit diesem scheinbaren Opfer *Mendelssohn*'s verhalte; denn als ich bei unserer Generaldirektion auf eine Verbesserung der Gehalte verschiedener armer Mitglieder der k. Kapelle ernstlich angetragen hatte, war vor Kurzem Herr *von Lüttichau* genöthigt gewesen mir mitzutheilen, dass der Kapell-Etat durch die neuesten Entschliessungen des Königs so stark in Beschlag genommen sei, dass für's Erste an die ärmeren Kammermusiker nicht gedacht werden könnte. Der Direktor der Leipziger Kreis-Regierung, Herr *von Falkenstein*, ein leidenschaftlicher Verehrer *Mendelssohn*'s, hatte es nämlich dahin gebracht, den König zu bewegen, *Mendelssohn* zum geheimen Kapellmeister mit dem geheimen Gehalt von 2000 Thalern zu bestellen, wodurch dieser mit dem von der Leipziger Gewandthausdirektion öffentlich ihm ausgesetzten Gehalte von 1000 Thalern, zu dem vollen Ersatz seines in Berlin aufgegebenen Gehaltes gelangte, und dadurch zur Uebersiedelung nach Leipzig bewogen worden war. Da nun innerhalb der Verwaltung des Kapellfonds diese starke Dotation, weil sie den Interessen des Institutes grossen Abbruch that, aus wirklicher Scham geheim gehalten werden musste, auch ausserdem durch offenkundige Ernennung eines Kapellmeisters ohne Funktion die wirklich fungirenden und geringer bezahlten Kapellmeister nicht beleidigt werden sollten, so schöpfte *Mendelssohn* aus diesem Verhältnisse den recht beruhigenden Grund, diese Dotation nicht nur ebenfalls gänzlich zu verschweigen, sondern er musste es sich auch nothgedrungen gefallen lassen, von seinen Freunden bei Gelegenheit seiner Uebersiedelung nach Leipzig noch als ein Muster von Aufopferung persönlicher Interessen gepriesen zu werden, was diesen, selbst in Anbetracht der sonstigen reichen Vermögensverhältnisse *Mendelssohn*'s, nicht schwer fiel. *Franck*, welchem ich diesen Aufschluss gab, war hiervon aber sehr betroffen, und er gestand, dass diese eine der seltsamsten Erfahrungen im Betreff falschen Ruhmes sei, die ihm noch vorgekommen.

Bald geriethen wir zu ähnlichen gegenseitigen Berichtigungen unserer Ansicht über manche andere wohl berufene künstlerische Persönlichkeiten, mit denen wir uns damals in Dresden berührten. Ueber *Ferdinand Hiller*, einen der Haupt-«Liebenswürdigen», fiel uns dies nicht schwer. Ueber die namhafteren Maler der sogenannten Düsseldorfer Schule, mit denen ich nun auch durch den «Tannhäuser» in häufigeren Verkehr trat, lag es fern mir selbst ein Urtheil zu bilden, während ich mich vorzüglich nur von dem Ruf ihrer bedeutenden Namen bestimmen liess. Hier erschreckte mich nun wiederum *Franck* mit gelegentlich sehr bestimmt veranlassten Enttäuschungen. Wenn von *Bendemann* und *Hübner* die Rede war, schien es, als ob man *Hübner* leicht *Bendemann* aufopfern könnte, und dieser Letztere, welcher so eben die Fresken eines Saales im königlichen Schlosse beendigt und dafür von seinen Freunden mit einem feierlichen Festessen belohnt worden war, dünkte mich mit Recht als grosser Meister verehrungswürdig. Wie sehr erschrack ich, als *Franck* mit grösster Ruhe den König von Sachsen beklagte, dass man ihm seinen Saal von *Bendemann* habe «beschmieren» lassen! — Immerhin konnte man nicht läugnen, dass diese Leute «liebenswürdig» seien; der Umgang mit ihnen, zu dem ich nun immer mehr hinzugezogen wurde, bot, im Gegensatz zu den sonst von mir gepflegten theatralischen, jedenfalls die Tendenz nach feinerer allgemeinerer, künstlerischer Unterhaltung. Nur konnte es ebenso wenig zu wirklicher Wärme und befruchtender Anregung kommen. Auf die Letztere namentlich schien es aber *Hiller* ganz besonders abgesehen zu haben, und in diesem Winter brachte er es zur Vereinigung zu einem sogenannten «Kränzchen», welches allwöchentlich abwechselnd in der Wohnung des einen oder andern Theilnehmers abgehalten wurde. Zu *Hübner* und *Bendemann* gesellte sich als Maler der zugleich auch dichtende *Reinecke*, welcher das Unglück hatte, für *Hiller* in jener Zeit einen neuen Operntext zu dichten, über dessen Schicksal ich noch später berichten werde.

Zu *Hiller* und mir trat als Musiker aber *Rob. Schumann*, welcher damals sich auch ganz nach Dresden gewandt hatte, und ebenfalls mit Opernentwürfen umging, welche schliesslich zu seiner «Genovefa» führten. *Schumann* kannte ich bereits von Leipzig her: wir hatten ungefähr gleichzeitig unsere musikalische Laufbahn begonnen; für die früher von ihm redigirte «Neue Zeitschrift für Musik» hatte ich zu verschiedenen Zeiten kleine Aufsätze, zuletzt einen grösseren über das «Stabat-mater» von *Rossini* aus Paris geliefert. Zu einer Concertaufführung im Theater war er mit seinem «Paradies und Peri» berufen worden: sein ganz eigen-

thümliches Ungeschick im Dirigiren hatte bei dieser Gelegenheit meine Theilnahme für den tiefsinnigen, energischen Musiker, dessen Werk mich sehr ansprach, in besonderer Weise thätig gemacht. Entschiedenes Wohlwollen, freundschaftliche Zutraulichkeit herrschten zwischen uns. Nach einer Aufführung des «Tannhäuser», welcher er beigewohnt, machte er mir seinen Morgenbesuch, und erklärte sich voll und bestimmt für mein Werk, an welchem er nur eine Ueberstürzung der *Stretta* des zweiten Finals auszusetzen hatte, was mir von seinem Feingefühl zeugte, da ich ihm aus der Partitur nachweisen konnte, wie ich durch eine mir selbst höchst peinvolle Kürzung zu dem von ihm bemerkten Uebelstand genöthigt worden war. Wir trafen uns zuweilen auf Spaziergängen, und so gut es mit dem sonderbar wortkargen Menschen möglich war, tauschten wir über mancherlei musikalische Interessen unsere Ansichten aus. Er freute sich, nächstens unter meiner Leitung die 9. Symphonie von *Beethoven* zu hören, nachdem er bisher bei den Leipziger Aufführungen derselben, namentlich durch das von *Mendelssohn* gänzlich vergriffene Tempo des ersten Satzes, sehr zu leiden gehabt hatte. Im Uebrigen bot mir sein Umgang keine eigentliche Anregung, und dass auch er zu verschlossen war, um ernsten Anregungen meinerseits Erfolg zu geben, zeigte sich bald, und namentlich bei seiner Conception des Gedichtes der «Genovefa». Hierbei stellte es sich heraus, dass mein Beispiel nur sehr äusserlich auf ihn gewirkt hatte, und diese Wirkung im Grunde sich nur darauf bezog, dass er es gut fand, sich nun auch selbst einen Operntext zu schreiben. Zwar lud er mich in der Folge einmal ein, um mir seinen nach *Hebbel* und *Tieck* combinirten Text vorzulesen; als ich jedoch mit wahrer Besorgtheit, und von dem innigen Wunsche des Gelingens seiner Arbeit beseelt, ihn auf die grossen Fehler derselben aufmerksam machte, und die nöthigen Aenderungen ihm vorschlug, erfuhr ich wie es mit dem sonderbaren Menschen stand. Er gönnte mir durchaus nur, mich von ihm hinreissen zu lassen; einen Eingriff in das Werk seiner Begeisterung wies er aber mit empfindlichem Trotze zurück. So liessen wir es denn dabei bewenden.

Im darauf folgenden Winter erweiterte sich der von *Hiller* mit grosser Emsigkeit in geselligem Verkehr erhaltene Kreis: jetzt wurde aus dem «Kränzchen» eine Art von geschlossener Gesellschaft, welche sich allwöchentlich in einem besonderen Gastzimmer des Restaurateurs Engel am Postplatz zwanglos vereinigen sollte. Jetzt war der berühmte *J. Schnorr* aus München als Galeriedirektor nach Dresden berufen und ebenfalls durch Festessen von uns gefeiert worden. Von diesem hatte ich zuvor

gewaltig sich ausnehmende Cartons gesehen, die mir sowohl durch ihre Dimensionen, als durch die damals mir sehr naheliegenden Gegenstände der altdeutschen Geschichte, welche sie darstellten, sehr imponirten; jetzt hörte ich von der «Münchner Schule», von *Schnorr* als deren Meister: mir ging das Herz ganz über, wenn ich daran dachte, zu was es alles in Dresden kommen sollte, wenn solche Riesen der deutschen Kunst sich dort die Hand reichten. Auffallend war mir nun *Schnorr*'s Erscheinen und Rede, deren weinerlichen Schulmeisterton ich mit den furchtbaren Cartons in gar keinen Einklang bringen konnte; dennoch hielt ich es für ein grosses Glück, dass auch er Sonnabends mit in die Engel'sche Restauration kam. Er war in altdeutschen Sagen gut bewandert, und mir war es schon lieb, wenn nur die Namen derselben öfters auf's Tapet gebracht werden konnten. — Hier fand sich nun auch der berühmte Bildhauer *Hänel* ein, vor dessen grossem Talent mir gewaltige Achtung beigebracht worden war, wiewohl ich in der Beurtheilung seiner Arbeiten mich mehr an die Autorität als an mein eigenes Gefühl noch halten konnte. Seine Haltung und sein Benehmen musste ich bald als affektirt erkennen; er sprach gern Kunstansichten und Urtheile aus, von denen ich mir nicht recht sagen konnte, ob eigentlich etwas dahinter sei. Mich dünkte es oft, einen philiströsen Bramarbas zu hören: nur als mein «langjähriger» Freund *Pecht*, der sich endlich auch für einige Zeit in Dresden niederliess, mir *Hänel*'s Bedeutung als Künstler mit grosser Schärfe und Bestimmtheit vordemonstrirte, überwand ich alle heimlichen Bedenken und suchte mir Freude an seinen Werken zu gewinnen. — Als sein Gegensatz erschien *Rietschel* unter uns: der krankhafte bleiche Mann, mit seiner oft weinerlich ängstlichen Ausdrucksweise, konnte von mir eigentlich nur schwer als Bildhauer begriffen werden; doch da nicht unähnliche Eigenschaften mich schon bei *Schnorr* nicht abgehalten hatten, diesen als gewaltigen Maler aufzufassen, so gelang mir die Befreundung mit *Rietschel* um so mehr, als ich an diesem keinerlei Affektation wahr nahm, und eine seelenvolle, zärtliche Wärme mich immer geneigter zu ihm hinzog. Von ihm entsinne ich mich auch zuerst sehr warme, ja begeisternde Anerkennung meines Wesens, namentlich auch als Dirigent gehört zu haben. Trotz aller Collegialität unseres reichen Künstlerkreises kam es sonst nämlich niemals zu dem, was ich hier meine, und es war im Grunde genommen eigentlich immer, als ob Keiner etwas von dem Andern hielte. So hatte zum Beispiel *F. Hiller* Orchesterconcerte arrangirt, und für diese von seinen Freunden das gebührende Festessen empfangen, bei welchem seinen Verdiensten mit vollstem rhetorischem Pathos

ganz ausserordentliche Anerkennung gezollt worden war. Nichtsdestoweniger gewahrte ich sonst im Privatverkehr mit *Hiller's* Freunden doch nie die mindeste Wärme für dessen Leistungen, und im Gegentheil stiess ich nur auf Aeusserungen des Bedenkens, der achselzuckenden Besorgtheit. Auch gingen die gefeierten Concerte bald ein. Ueber die verschiedenen Werke der versammelten Meister hörte ich an unsern geselligen Abenden auch nie die mindeste Besprechung, ja nur Erwähnung, und bald zeigte es sich überhaupt, dass sämmtliche Theilnehmer nicht wussten, was sie mit einander sprechen sollten.

Da war es denn nun *Semper*, welcher in seiner sonderbaren Weise oft solches Leben in unsere Unterhaltung brachte, dass *Rietschel*, innig theilnehmend, aber auch auf das peinlichste erschreckt, oft in wirklich herzliche Klagen über eine Unbändigkeit ausbrach, bei welchen es nicht selten zu leidenschaftlichen Erörterungen zwischen *Semper* und mir kam. Sonderbarer Weise schienen wir Beide immer noch von der Annahme auszugehen, dass wir Antagonisten wären: er hielt mich beständig für den Repräsentanten einer mittelalterlich katholicisirenden Richtung, die er oft mit wahrer Wuth bekämpfte. Sehr mühselig gelang es mir, ihn endlich dahin zu belehren, dass meine Studien und Neigungen eigentlich auf das deutsche Alterthum, und die Auffindung des Ideales des urgermanischen Mythus ausgingen. So wie wir nun in das Heidenthum geriethen, und ich ihm meinen Enthusiasmus für die eigentliche Heldensage kund gab, ward er ein ganz anderer Mensch, und ein offenbares grosses und ernstes Interesse begann uns jetzt in der Weise zu vereinigen, dass es uns zugleich von der übrigen Gesellschaft gänzlich isolirte. Unmöglich ging es jedoch je ohne lebhaften Streit ab, und hieran mochte nicht nur *Semper's* wunderliche und krampfhafte Neigung zum absoluten Widerspruch, sondern auch diess der Grund sein, dass er sich von der ganzen Gesellschaft gänzlich verschieden erkannte. Seine paradoxesten Behauptungen, die offenbar nur auf Streiterregung abgesehen waren, liessen mich jedoch bald mit Bestimmtheit erkennen, dass er mit mir unter allen Anwesenden der Einzige war, der es mit dem, was er sagte, bis zur Leidenschaftlichkeit ernst nahm, während allen Andern es gern recht war, zur gelegenen Zeit die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Zu dieser letzten Tendenz stimmte auch der öfter zu uns sich gesellende *Gutzkow*. Dieser war von der Generaldirektion unseres Hoftheaters in der Eigenschaft eines Dramaturgen nach Dresden berufen worden. Mehrere seiner Theaterstücke hatten in letzter Zeit grosses Glück gemacht; «Zopf und Schwert», «das Vorbild des Tartuffes», und

«Uriel Acosta» verbreiteten über das neuere Repertoire des Schauspiels einen unerwarteten Glanz, und durch die Berufung *Gutzkow's* schien dem Dresdener Theater, von welchem andrerseits meine Opern ausgingen, eine bedeutungsvolle Aera eröffnet werden zu sollen. Der gute Wille der Intendanz war hierbei gewiss nicht zu verkennen. Es that mir nur leid bei dieser Gelegenheit die Hoffnung, meinen alten Freund *Laube* für die gleiche Stellung nach Dresden gezogen zu sehen, getäuscht zu erkennen. Auch *Laube* hatte sich mit Energie auf die theatralische Litteratur geworfen; schon in Paris bemerkte ich, wie eifrig er namentlich *Scribe* studirte, um dessen theatralisches Geschick sich anzueignen, ohne welches, wie er fand, alle deutsche dramatische Dichtkunst vergeblich sei. Mit seinem Lustspiel «Rococo» behauptete er, sich vollkommen zum Herrn dieser Geschicklichkeit gemacht zu haben, und vermass sich nun jeden irgend erdenklichen Stoff zu einem effektvollen Theaterstück bearbeiten zu können. Dennoch war er sehr sorgfältig zugleich darauf bedacht, in der Wahl seiner Stoffe eine gleiche Geschicklichkeit zu zeigen, und zu einer von mir empfundenen Beschämung seiner vorgeblichen Theorie machten nur diejenigen seiner Stücke Glück, in welchen das Zeitinteresse für die Besonderheit des Stoffes durch die nöthigen Schlagwörter angeregt wurde. Dieses Interesse stand mehr oder weniger immer mit der Tagespolitik in Bezug: es musste dabei immer etwas wie die «deutsche Einheit» und der «deutsche Liberalismus», in irgend welcher handgreiflichen Weise, einmal haranguirt werden; da diese wichtigen Anregungen für das deutsche Publikum, zunächst aber auf die Abonnenten unserer Residenz-Theater ausgeübt wurden, so musste, wie gesagt, diess alles auch mit dem sorglichen Geschick ausgeführt werden, wie man diess nur von den neueren französischen Vaudevillisten erlernen zu können glaubte. Was auf diese Weise zu Stande kam, wie die Laubeschen Stücke, wurde von mir recht gern gesehen, namentlich weil *Laube*, der uns bei Gelegenheit der Aufführung derselben öfter in Dresden besuchte, mit fast bescheidener Aufrichtigkeit seine Tendenzen offen bekannte, und fern davon war, sich für einen wahren Dichter ausgeben zu wollen. Ausserdem zeigte er nicht nur für die Anfertigung seiner Stücke, sondern auch bei der Anleitung zu der Aufführung derselben grosses Geschick und einen fast feurigen Eifer, so dass seine Berufung nach Dresden, auf welche man ihm Hoffnung gemacht hatte, im praktischen Sinn für das Theater jedenfalls recht ersprieslich geworden wäre. Schliesslich entschied man sich jedoch für den mit ihm rivalisirenden *Gutzkow*, trotz seiner leicht zu erkennenden Unfähigkeit zu der praktischen Ausübung der Funktion

eines Dramaturgen. Hieran zeigte es sich, dass er auch zu seinen glücklichen Theaterstücken nur als geschickter Litterat gekommen war, denn unmittelbar neben jenen effektvollen Stücken kamen wiederum die grössten theatralischen Langweiligkeiten zum Vorschein, so dass wir verwunderungsvoll finden mussten, er habe selbst von seinem bewiesenen Geschick kein Bewusstsein. Gerade diese abstrakteren Eigenschaften des blossen Litteraten gaben ihm aber in Mancher Augen den Nimbus einer bedeutenderen schriftstellerischen Grösse, und indem Herr *von Lüttichau* bestimmt wurde, *Gutzkow* den Vorzug vor *Laube* zu geben, glaubte er, mehr für die Aeusserlichkeit des Rufes als für den praktischen Nutzen seines Theaters besorgt, den höheren Culturinteressen einen besondern Vorschub zu leisten. Mir war namentlich aus dem Grunde der bald gewonnenen Ueberzeugung von seiner Unfähigkeit zu der Führung der dramaturgischen Leitung des Theaters, *Gutzkow*'s Berufung aufrichtig unangenehm, und ich theilte mich hierüber Herrn *von Lüttichau* so unumwunden mit, dass daraus sehr wahrscheinlich der erste Anstoss zu unserem späteren Zerwürfniss entstand. Ich hatte mich hier nämlich über die Urtheilslosigkeit und den Leichtsinn Derjenigen, welche in absoluter Weise über die Leitung und Verwendung so kostbarer Kunstanstalten, wie die deutschen Hoftheater es sind, verfügen, bitter zu beklagen. Um der voraussichtlichen Verwirrung, die aus dieser verfehlten Anstellung erfolgen musste, vorzubeugen, verbat ich mir wenigstens sehr bestimmt *Gutzkow*'s Einmischung in die Führung der Oper, worin mir gern nachgegeben und *Gutzkow* selbst jedenfalls reiche Beschämung erspart wurde. Immerhin resultirte hieraus ein misstrauenvolles Verhältniss zwischen ihm und mir; dieses nach Möglichkeit zu beseitigen war ich wiederum gern bereit, als durch die persönliche Berührung mit *Gutzkow* an den Abenden der geschilderten Künstler-Zusammenkünfte hiezu sich Gelegenheit zu bieten schien. Gern hätte ich den sonderbaren Mann, dessen Kopf so ängstlich tief auf seinem Brustbein sass, in der Unterhaltung etwas locker und ergiebig zu machen gesucht; doch wollte diess bei seiner stets gleich scheuen Vorsichtigkeit nicht gelingen: er blieb immer in sich stecken. Eine Veranlassung zu einer Discussion mit ihm bot mir sein durchgesetztes Verlangen, in einer gewissen Scene seines »Uriel Acosta«, wo dieser sein Held die Abschwörungsformel seiner vorgeblichen Ketzereien auszusprechen hatte, das Orchester in melodramatischer Weise sich betheiligen zu lassen. Dieses musste nämlich eine Zeit lang auf gewissen geeignet dünkenden Akkorden das bewusste leise Tremolando ausführen, was mir bei der Anhörung der Aufführung absurd, und

für die Musik wie das Drama gleich entwürdigend erschien. Hierüber, so wie überhaupt über die Verwendung der Musik zur melodramatischen Beihülfe im Schauspiel, suchte ich mich an einem jener Abende mit *Gutzkow* in das Vernehmen zu setzen, und erörterte meine Ansicht in diesem Betreff nach den höheren mir begreiflichen Grundsätzen. Allen meinen principiellen Erörterungen setzte er nichts, als ein verlegenes, misstrauisches Schweigen entgegen, erklärte endlich aber, dass ich doch wohl in meinen Forderungen für die Bedeutsamkeit der Musik zu weit ginge, und er nicht begriffe, wie die Musik entwürdigt werden sollte, wenn sie in geringer Dosis beim Schauspiel verwendet würde, während die Poesie doch mit viel grösserer Vernachlässigung ihrer Interessen zur Beihülfe der Musik in der Oper herbeigezogen würde. Praktisch gefasst, sei es für den Theaterdichter doch von grossem Nutzen, hierin nicht zu wählerisch zu sein: man könne doch dem Schauspieler nicht immer brillante Abgänge geben; nichts sei andrerseits aber wiederum peinlicher, als wenn ein Haupt-Darsteller ohne Applaus sich von der Scene entferne: in solchen Fällen träte dann ein zerstreuendes Geräusch im Orchester als eine sehr glückliche Diversion ein. Diess hörte ich wirklich von *Gutzkow* aussprechen, und sah, dass er das ganz ernst meinte. Ich hatte nun nichts mehr mit ihm zu thun.

Bald hatte ich mit all den Malern, Musikern und sonstigen Kunstbeflissenen unseres Vereins ebensowenig mehr zu thun. Doch gerieth ich um die gleiche Zeit noch in etwas nähere Beziehung zu *Berthold Auerbach*. — Schon *Alwine Frommann* hatte mich mit vieler Erregung auf *Auerbach*'s Dorfgeschichten aufmerksam gemacht; es hatte mir ganz artig geklungen, als sie darüber äusserte, dass diese bescheidenen Arbeiten, für welche sie sie hielt, auf die ihr bekannten Berliner Kreise die erfrischende Wirkung hervorgebracht hätten, wie wenn in ein parfümirtes Boudoir, mit welchem die bis dahin gepflegte Litteratur verglichen wurde, durch das geöffnete Fenster frische Waldluft hereingelassen würde. Ich las nun diese so schnell berühmt gewordenen «Schwarzwälder Dorfgeschichten», und fühlte auch mich durch den bis dahin mir neuen Gehalt und Ton dieser drastischen Anekdoten aus dem Volksleben eines sehr kenntlich bezeichneten Lokals lebhaft angesprochen. Wie Dresden um diese Zeit immer mehr zum Sammelpunkt unserer litterarischen und künstlerischen Berühmtheiten gewählt zu werden schien, fand auch *Auerbach* sich ein, um längere Zeit bei seinem Freunde *Hiller*, der nun wieder eine ihm affiliirte Notabilität neben sich zu stellen hatte, Quartier zu nehmen. Der kurze stämmige jüdische Bauernbursch,

als den er sich selbst mit grosser Vorliebe zu erkennen gab, machte einen durchaus zutraulichen Eindruck; seine grüne Joppe, und besonders seine grüne Jagdmütze, welche ihm das ganz richtige Ansehen des Verfassers der schwäbischen Dorfgeschichten gaben, lernte ich späterhin in ihrer nichts weniger als naiven Bedeutung verstehen. Der schweizerische Dichter *Gottfried Keller* erzählte mir nämlich seiner Zeit in Zürich, dass *Auerbach*, als er sich seiner anzunehmen beschlossen, und ihn auf die Wege aufmerksam gemacht, auf welchen man seine litterarischen Elaborate am besten an's Publikum bringe und zu Geld mache, vor allem auch ihm angerathen habe, sich eine ähnliche Joppe und Kappe anzuschaffen, denn da er einmal, gleich ihm, nicht schön und hoch gewachsen sei, so sei es am besten, sich gleich ein derbes und drolliges Ansehen zu geben; er rückte ihm dabei auch die Kappe auf dem Kopfe zurecht, damit sie ihm etwas verwogen stehe. Für jetzt gewahrte ich nichts von eigentlicher Affektirtheit an *Auerbach*: er hatte vom Volkston und Volkswesen so viel und glücklich sich angeeignet, dass man sich allerdings nur frug, warum er mit diesen glücklichen Eigenschaften sich doch wiederum in ganz entgegengesetzten Sphären mit grossem Behagen bewegte. Jedenfalls befand er sich im Verkehr mit den, seinem stets geltend gemachten Naturell eigentlich widerwärtigen Kreisen, wie in seinem rechten Element: derb und gefühlvoll, naturwüchsig, stand er mit seiner Joppe in der ihm schmeichelnden vornehmen Gesellschaft, liebte es, Briefe des Grossherzogs von Weimar und seine Antworten an Denselben vorzuzeigen, und dabei alles immer doch aus dem Gesichtspunkt des schwäbischen Bauernnaturells zu betrachten, was ihm immerhin recht gut stand.

Was mich besonders anzog, war, dass ich in ihm den ersten Juden antraf, mit welchem ich eben über dieses Judenthum in herzlicher Unbefangenheit sprechen konnte. Es schien ihm sogar daran gelegen, gegen diese Eigenschaft alles Vorurtheil auf gemüthliche Weise zu brechen, und rührend war es, wenn er von seiner Knabenzeit erzählte, in welcher er sich als der vielleicht einzige Deutsche bewährte, der den *Klopstock*'schen »Messias» vollkommen gelesen. Ueber dieser Lektüre, welche er heimlich in seiner Dorfhütte betrieb, hatte er sich eines Tages für die Schule versäumt, und als er nun zu spät in dieselbe eintrat, ward er vom Lehrer mit den Worten angelassen: »du verdammter Judenbub, wo hast Du wieder herumgeschachert?» Solche Erfahrungen hatten ihn nur wehmüthig und nachdenklich gestimmt, nicht aber verbittert, und er hatte es vermocht, das rechte Mitleiden auch für die Rohheit seiner

Peiniger zu gewinnen. Diess waren nun Züge, die mich sehr herzlich für ihn einnahmen; nur wurde es mir mit der Zeit bedenklich, dass er aus dem Kreise ähnlicher Vorstellungen und Beziehungen auch gar nicht mehr herauskam, so dass es mir schien, die ganze Welt und ihre Geschichte enthalte für ihn blos das Problem der Verklärung des Judenthums. Hiergegen lehnte ich mich denn eines Tages mit gutherziger Zutraulichkeit auf, und rieth ihm, doch die ganze Judenfrage einfach fahren zu lassen; es wären denn doch noch andere Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Welt zu gewinnen. Sonderbarer Weise verlor er da alle Naivetät, und gerieth in einen, wie mich dünkte, nicht ganz wahrhaftigen, weinerlich extatischen Ton, indem er versicherte, das könne er nicht, in dem Judenthum läge noch zu Vieles, was seiner ganzen Theilnahme bedürfe. — Ich konnte später doch nicht umhin, mich dieser überraschenden Beklemmung, wie ich sie hierbei an *Auerbach* wahrnahm, zu entsinnen, als ich erfuhr, dass er im Laufe der Zeit wiederholt jüdische Heirathen geschlossen hatte, von deren glücklichem Ausfall ich nicht Besonderes weiter hörte, als dass er dabei zu Vermögen gekommen sei. Als ich ihn nach längeren Jahren in Zürich einmal wiedersah, traf ich leider auch sein physiognomisches Aussehen in bedenklicher Weise verändert an: er sah wirklich ausserordentlich gemein und schmutzig aus; die frühere frische Lebhaftigkeit war zur gewöhnlichen jüdischen Unruhe geworden, Alles was er sprach, kam so heraus, dass man sah, es verdriesse ihn, das Gesagte nicht lieber für die Zeitung verwendet zu haben.

In jener Dresdener Zeit that mir jedoch noch *Auerbach*'s warmes Eingehen auf meine künstlerischen Intentionen, wenn diess auch vom jüdisch-schwäbischen Standpunkte aus geschah, aufrichtig wohl, und hierbei mochte jedenfalls auch das eben um jene Zeit erst mir begegnende Neue der Erfahrung mitwirken, dass ich als Künstler eben bei Leuten von Ruf, zugestandener Bedeutung und auffallender Bildung, eingehendere Beachtung und Anerkennung fand. Wenn ich mit dem Erfolge des «Rienzi» immer nur im eigentlichen Kreise der Theaterwelt verblieben war, brachte der schwierigere Erfolg des «Tannhäuser» mich nun auch mit den eben bezeichneten Elementen in eine Berührung, welche meinen Gesichtskreis allerdings bedeutend erweiterte, zugleich aber auch über das Missliche und Nichtige gerade auch dieser, anscheinend höchsten geistigen Sphäre der litterarischen und künstlerischen Gegenwart, bedenkliche Eindrücke hervorrief. Jedenfalls fühlte ich mich von solchen Berührungen, wie sie mir zunächst dieser Winter der ersten Aufführung meines «Tannhäuser's» brachte, weder eigentlich belohnt, noch glück-

licherweise auch zerstreut, sondern mitten aus diesem etwas bunten Treiben, welches sich sonderbarer Weise auf Anregung des von mir bald als durchaus nichtig erkannten *Hiller*'s aufthat, trieb es mich mit Macht auf mich selbst zurück, um schnell etwas zu schaffen, worüber ich einzig die beunruhigenden und peinigenden Aufregungen, die mir der «Tannhäuser» verursachte, loswerden konnte.

Schon wenige Wochen nach den ersten Aufführungen desselben führte ich das vollständige Gedicht des *Lohengrin* aus. Bereits im November las ich dieses Gedicht meinen Hausfreunden, bald auch dem *Hiller*'schen Kränzchen vor. Es wurde gelobt und «effektvoll» gefunden, auch *Schumann* war ganz damit einverstanden; nur begriff er die musikalische Form nicht, in welcher ich es ausführen wollte, da er keinerlei Anhalt zu eigentlichen Musiknummern ersah. Ich machte mir den Spass, ihm verschiedenes aus meinem Gedicht in der Form von Arien und Cavatinen vorzulesen, worüber er sich lächelnd befriedigt erklärte.

Ernsteres Nachsinnen erweckten die tiefergehenden Bedenken gegen die Tragik des Stoffes selbst, welche auf sinnige und zarte Weise von *Franck* mir angeregt wurden. Er fand die Bestrafung «Elsa's» durch «Lohengrin's» Scheiden verletzend: er begriff zwar sehr wohl, dass eben das Charakteristische der Sage in diesem hochpoetischen Zuge ausgedrückt sei, blieb aber in dem Zweifel, ob dieser Zug den Anforderungen der tragischen Gefühles, mit Berücksichtigung der dramatischen Wirklichkeit, entsprechen könne. Er hätte lieber den Lohengrin durch Elsa's liebevollen Verrath vor unseren Augen umkommen sehen. Jedenfalls, da diess nicht statthaft erschien, wünschte er ihn durch irgend ein gewaltiges Motiv festgebannt und am Fortgehen verhindert zu sehen. Da ich natürlich von all' dem nichts wissen wollte, kam ich doch darauf, mir zu überlegen, ob die grausame Trennung nicht erspart, das unerlässliche Fortziehen in die Ferne aber doch erhalten werden könnte. Ich suchte ein Mittel auf, Elsa m i t Lohengrin fortziehen zu lassen, zu irgend welcher Busse, welche sie ebenfalls der Welt entrückte; das schien meinem geistvollen Freunde schon hoffnungsreich. — Während ich hierüber in Unsicherheit versetzt war, gab ich mein Gedicht auch Frau *v. Lüttichau*, zur Durchsicht und Prüfung des von *Franck* angeregten Dilemma's. In einem kleinen Briefchen, worin sie mir ihre Freude an meinem Gedichte ausdrückte, äusserte sie sich über den schwierigen Punkt mit grösster Bestimmtheit kurz dahin, dass *Franck* ja aller Poesie baar sein müsse, wenn er nicht begriffe, dass der Lohengrin gerade so und auf gar keine andere Weise ausgehen könne. Mir war ein Stein vom Herzen; ich zeigte

*Franck* triumphirend den Brief; dieser, mit äusserster Beschämung, setzte zu seiner Entschuldigung sich sofort mit Frau *v. Lüttichau* in einen gewiss nicht uninteressanten Briefwechsel, den ich selber nicht zur Einsicht bekam, dessen Ergebniss es jedoch war, dass es im Betreff des Lohengrin beim Alten verblieb. — Sonderbarer Weise vermochte später eine ähnliche Erfahrung im Betreff desselben Gegenstandes mich noch einmal in eine vorübergehende Unsicherheit zu bringen. Als nämlich *Adolph Stahr* mit grosser Prägnanz den gleichen Einwurf gegen die Lösung des «Lohengrin» erhob, war ich wirklich betroffen über diese Gleichmässigkeit des Urtheils, und da ich ausserdem, eben in jener spätern Zeit, von der Stimmung, in welcher ich den «Lohengrin» schrieb, ziemlich aufregend mich entfernt hatte, kam mir der Leichtsinn an, in einem schnell concipirten Brief an *Stahr* diesem fast unverholen Recht zu geben. Ich wusste nicht, dass ich hierdurch *Liszt*, welcher *Stahr* gegenüber die frühere Stellung der Frau *v. Lüttichau* gegen *Franck* eingenommen hatte, einen wahrhaften Kummer bereitete. Glücklicherweise durfte aber diese Verstimmung meines grossen Freundes gegen mich über meinen vermeintlichen Verrath an mir selbst nicht lange andauern; denn ohne noch Kenntniss von dieser ihm verursachten Beunruhigung erhalten zu haben, kam ich in wenigen Tagen durch die hierüber selbst empfundene Peinigung zur rechten Bestimmung, und sonnenklar ging mir meine Thorheit auf, so dass ich *Liszt* mit dem aus meinem Schweizer Asyl ihm zugesandten lakonischen Protest erfreuen konnte: «Stahr hat Unrecht, Lohengrin hat Recht.»

Für jetzt verblieb es bei dieser poetisch-kritischen Beschäftigung mit meinem Gedicht; an die Entwerfung der Musik zu demselben konnte ich zunächst noch nicht denken. Die Gunst der harmonischen Gemüthsruhe, wie ich sie zum Komponiren stets bedurfte, und stets unter grossen Drangsalen mir zu gewinnen suchen musste, hatte ich auch jetzt erst noch meinem Schicksale unter höchsten Beschwerden abzuringen. Hatten alle mit der Aufführung des «Tannhäuser's» zusammenhängenden Erfahrungen mich wahrhaftig mit grosser Trostlosigkeit für alle Zukunft meines Kunstwirkens erfüllt, so war durch die ersichtliche Gewissheit, dass ich mein Werk für lange Zeit eben höchstens nur auf dem Dresdener Repertoir würde behaupten können, an eine Verbreitung desselben auf anderen deutschen Bühnen, die mir selbst mit dem so unbedingt erfolgreichen «Rienzi» nicht geglückt war, gar nicht zu denken sein durfte, meine bereits genauer bezeichnete bürgerliche Lage in das höchst bedenkliche Stadium getreten, welches eine Katastrophe unvermeidlich

herbeiführen musste. Indem ich mich darauf vorbereitete, wie ich diese bestehen würde, suchte ich mich einerseits durch Versenken in die mir immer theurer gewordenen Studien der Geschichte, Sage und Litteratur, andererseits durch rastlose Bethätigung für künstlerische Unternehmungen zu betäuben. Was die ersteren betrifft, so war es jetzt vorzüglich das deutsche Mittelalter, in welchem ich mich nach jeder Seite hin heimisch machte. Ich verfuhr hierin, so wenig ich auch mit philologischer Genauigkeit zu Werke gehen konnte, doch so ernstlich, dass ich z. B. die von Grimm herausgegebenen deutschen Weisthümer mit höchstem Interesse studirte. Da ich die Ergebnisse solcher Studien allerdings nicht unmittelbar in Scene setzen konnte, begriff wohl mancher nicht, warum ich als «Opernkomponist» mich in solche Cruditäten verlor; mancher merkte wohl später dem «Lohengrin» an, dass es mit der Physiognomie desselben eine besondere Bewandtniss habe; doch wurde diess immer nur auf die «glückliche Wahl des Stoffes» bezogen, und man sprach mir besonderes Geschick für diese Wahl zu. Mittelalterliche deutsche Stoffe, auch späterhin wohl Sujets des skandinavischen Alterthums, wurden daher von Manchem gern hervorgesucht, und am Ende war man nur verwundert, dass es dabei doch wiederum zu nichts Rechtem kam. Vielleicht hilft es jetzt, wenn ich ihnen sage, sie sollen auch die Weisthümer und ähnliche Sachen mit zu Hülfe nehmen. *Ferdinand Hiller*, der nun auch mit Stolz zu einem Hohenstaufen'schen Stoffe griff, vergass ich damals auf meine Hülfsquellen aufmerksam zu machen; da es ihm mit seinem Werke nicht glückte, hält er mich vielleicht für tückisch, wenn er jetzt erfährt, dass ich ihm die Weisthümer verschwieg.

Nach der andern Seite hin bestand für diesen Winter mein Hauptunternehmen in einer äusserst sorgfältig vorbereiteten, im Frühjahr am Palm-Sonntag zu Stand gebrachten Aufführung der *9ten Symphonie von Beethoven*. Diese Aufführung brachte mir sonderbare Kämpfe, und für meine ganze weitere Entwicklung sehr einflussreiche Erfahrungen ein. Der äussere Hergang war dieser. Die königliche Kapelle hatte jedes Jahr nur eine Gelegenheit, ausser der Oper und Kirche sich selbständig in einer grossen Musikaufführung zu zeigen; zum Besten des Pensionsfonds für ihre Wittwen und Waisen war das alte sogenannte Opernhaus am Palmsonntag zu einer grossen, ursprünglich nur für Oratorien berechneten Aufführung eingeräumt. Um sie anziehender zu machen, wurde dem Oratorium schliesslich immer eine Symphonie beigegeben; wie schon erwähnt, hatte ich bei solcher Gelegenheit einmal die Pastoralsymphonie, später die «Schöpfung» von *Haydn*, und zwar auch diese

letztere mit grosser Freude an dem Werke, welches ich eben bei dieser Gelegenheit erst eigentlich kennen lernte, aufgeführt. Da wir beide Kapellmeister uns die Abwechselung vorbehalten hatten, fiel für den Palm-Sonntag des Jahres 1846 mir die «Symphonie» zu. Eine grosse Sehnsucht erfasste mich zur neunten Symphonie; für die Wahl derselben unterstützte mich der äusserliche Umstand, dass diess Werk in Dresden so gut wie unbekannt war. Als die Orchestervorsteher, welche die Conservirung und Mehrung des Pensionsfonds zu überwachen hatten, hiervon erfuhren, ergriff sie ein solcher Schreck, dass sie in einer Audienz an unseren Generaldirektor *v. Lüttichau* sich wandten, um diesen zu ersuchen, dass er mich kraft seiner höchsten Autorität von meinem Vorhaben abbringen möge. Als Gründe zu diesem Gesuch führten sie an, dass unter der Wahl dieser Symphonie der Pensionsfond Schaden leiden würde, da dieses Werk hierorts in Verruf stehe, und jedenfalls das Publikum vom Besuch des Concertes abhalten würde. Vor längeren Jahren war nämlich auch die 9te Symphonie in einem Armen-Concerte von *Reissiger* aufgeführt worden, und mit aufrichtiger Zustimmung des Dirigenten vollkommen durchgefallen. In der That bedurfte es nun meines ganzen Feuers und aller erdenklichen Beredsamkeit, um zunächst die Bedenken unseres Chefs zu überwinden. Mit den Orchestervorstehern konnte ich aber nicht anders als mich vorläufig vollständig zu überwerfen, da ich hörte, dass sie die Stadt mit ihren Wehklagen über meinen Leichtsinn erfüllten. Um sie auch zugleich in ihrer Sorge zu beschämen, nahm ich mir vor, das Publikum auf die von mir durchgesetzte Aufführung und das Werk selbst in einer Weise vorzubereiten, dass wenigstens das erregte Aufsehen einen besonders starken Besuch herbeiführen, und somit den bedroht geglaubten Kassenerfolg in günstiger Weise sichern sollte. Die 9te Symphonie ward somit in jeder erdenklichen Hinsicht zu einer Ehrensache, deren Gelingen alle meine Kräfte anspannte. Das Comité trug Bedenken gegen die Geldauslage für die Anschaffung der Orchesterstimmen: ich lieh sie somit von der Leipziger Concert-Gesellschaft aus. — Wie ward mir nun aber, als ich, seit meinen frühesten Jünglings-Jahren, wo ich meine Nächte über der Abschrift dieser Partitur durchwachte, jetzt zum ersten Mal die geheimnissvollen Seiten derselben, deren Anblick mich einst in so mystische Schwärmerei versetzt hatte, mir wieder zu Gesicht brachte, und nun sorgfältig durchstudirte! Wie in jener unklaren Pariser Zeit die Anhörung einer Probe der drei ersten Sätze, durch das unvergleichliche Orchester des Conservatoire's ausgeführt, mich plötzlich, über Jahre der

entfremdenden Verirrungen hinweg, mit jenen ersten Jugendzeiten in eine wunderbare Berührung gesetzt, und befruchtend für die neue Wendung meines inneren Strebens wie mit magischer Kraft auf mich gewirkt hatte, so ward nun diese letzte Klangerinnerung geheimnissvoll mächtig in mir wieder lebendig, als ich zum ersten Mal wieder mit den Augen vor mir sah, was in jener allerersten Zeit ebenfalls nur mystisches Augenwerk für mich geblieben war. Nun hatte ich manches erlebt, was in meinem tiefsten Innern unausgesprochen zu einer ernsten Sammlung, zu einer fast verzweiflungsvollen Frage an mein Schicksal und meine Bestimmung mich trieb. Was ich mir nicht auszusprechen wagte, war die Erkenntniss der vollständigen Bodenlosigkeit meiner künstlerischen und bürgerlichen Existenz in einer Lebens- und Berufs-Richtung, in welcher ich mich als Fremdling und durchaus aussichtslos ersehen musste. Diese Verzweiflung, über die ich meine Freunde zu täuschen suchte, schlug nun dieser 9ten Symphonie gegenüber in helle Begeisterung aus. Es ist nicht möglich, dass je das Werk eines Meisters mit solch verzückender Gewalt das Herz des Schülers einnahm, als das meinige vom ersten Satze dieser Symphonie erfasst wurde. Wer mich vor der aufgeschlagenen Partitur, als ich sie durchging, um die Mittel der Ausführung derselben zu überlegen, überrascht, mein tobendes Schluchzen und Weinen wahrgenommen hätte, würde allerdings verwunderungsvoll haben fragen können, ob diess das Benehmen eines k. sächsischen Kapellmeisters sei. Glücklicherweise blieb ich bei solcher Gelegenheit von Besuchern unserer Orchestervorsteher und ihres würdevollen Kapellmeisters *Reissiger*, sowie selbst des in klassischer Musik so bewanderten *Ferdinand Hiller*, verschont.

Zuerst entwarf ich nun in Form eines Programms, wozu mir das nach Gewohnheit zu bestellende Textbuch zum Gesang der Chöre einen schicklichen Anlass gab, eine Anleitung zum gemüthlichen Verständniss des Werkes, um damit — nicht auf die kritische Beurtheilung — sondern rein auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken. Dieses Programm, für welches mir Hauptstellen des Göthischen »Faust« eine über Alles wirksame Hülfe leisteten, fand nicht nur zu jener Zeit in Dresden, sondern auch späterhin an andern Orten erfreuliche Beachtung. Ausserdem benutzte ich in anonymer Weise den Dresdener Anzeiger, um durch allerhand kurzbündige und enthusiastische Ergüsse das Publikum auf das, wie man mir ja versichert hatte, bis dahin in Dresden »verrufene« Werk anregend hinzuweisen. Meine Bemühungen, schon nach dieser äusserlichen Seite hin, gelangen so vollständig, dass die Einnahme nicht nur in diesem

Jahre alle je zuvor gewonnenen übertraf, sondern auch die Orchestervorsteher die darauf folgenden Jahre meines Verbleibens in Dresden regelmässig dazu benutzten, durch Wieder-Vorführung dieser Symphonie sich der gleichen hohen Einkünfte zu versichern. Was nun den künstlerischen Theil der Aufführung betraf, so arbeitete ich einer ausdrucksvollen Wiedergabe von Seiten des Orchesters dadurch vor, dass ich alles, was zur drastischen Deutlichkeit der Vortragsnuancen mir nöthig dünkte, in die Orchesterstimmen selbst aufzeichnete. Namentlich veranlasste mich die hier übliche doppelte Besetzung der Blasinstrumente zu einem sorgfältig überlegten Gebrauch dieses Vortheils, dessen man sich bei grossen Musikaufführungen gewöhnlich nur in dem rohen Sinne bedient, dass die mit piano bezeichneten Stellen einfach, die Forte-Stellen dagegen doppelt besetzt vorgetragen werden. In welcher Weise ich auf diese Art für Deutlichkeit der Aufführung sorgte, sei z. B. durch eine Stelle des zweiten Satzes der Symphonie bezeichnet, in welcher, zum ersten Mal in C-Dur, die sämmtlichen Streichinstrumente in verdreifachter Oktave die rhythmische Hauptfigur, unausgesetzt im Unisono, gewissermaassen als Begleitung zu dem zweiten Thema, welches nur die schwachen Holzblasinstrumente vortragen, spielen: da im ganzen Orchester gleichmässig «Fortissimo» vorgezeichnet ist, so ergiebt sich hieraus bei jeder erdenklichen Aufführung, dass die Melodie der Holzblasinstrumente vollständig gegen die immerhin nur begleitenden Streichinstrumente verschwindet und so gut wie gar nicht gehört wird. Da mich nun keinerlei Buchstaben-Pietät vermögen konnte, die vom Meister in Wahrheit beabsichtigte Wirkung der gegebenen irrigen Bezeichnung aufzuopfern, so liess ich hier die Streichinstrumente bis dahin, wo sie wieder abwechselnd mit den Blasinstrumenten die Fortführung des neuen Thema's aufnehmen, statt im wirklichen Fortissimo, mit nur angedeuteter Stärke spielen: das von den verdoppelten Blasinstrumenten dagegen mit möglichster Kraft vorgetragene Motiv war nun, wie ich glaube — zum ersten Mal seit dem Vorhandensein dieser Symphonie, mit bestimmender Deutlichkeit zu hören. In ähnlicher Weise verfuhr ich durchgehends, um mich der grössten Bestimmtheit der dynamischen Wirkung des Orchesters zu versichern. Nichts anscheinend schwer Verständliche durfte so zum Vortrag kommen, dass es nicht in bestimmender Weise das Gefühl erfasste. Viel Kopfzerbrechen gab von je z. B. das Fugato in $^6/_8$ Takt nach dem Chorverse: «Froh wie seine Sonnen fliegen», in dem «alla Marcia» bezeichneten Satze des Finales: indem ich mich auf die vorangehenden ermuthigenden, wie auf Kampf und Sieg vorbereiten-

den Strophen bezog, fasste ich dieses Fugato wirklich als ein ernst-freudiges Kampfspiel auf, und liess es anhaltend in äusserst feurigem Tempo und mit angespanntester Kraft spielen. Ich hatte am Tag nach der ersten Aufführung die Genugthuung, den Musikdirektor *Anecker* aus Freiberg bei mir zu empfangen, welcher kam, um mir reuig zu melden, dass er bisher einer meiner Antagonisten gewesen sei, seit dieser Aufführung aber zu meinen unbedingten Freunden sich zähle: was ihn — wie er sagte — gänzlich überwältigt habe, sei eben diese Auffassung und Wiedergabe jenes Fugato gewesen. — Eine grosse Aufmerksamkeit widmete ich ferner der so ungewöhnlichen Recitativ-artigen Stelle der Violoncelle und Contrabässe im Beginn des letzten Satzes, welche einst in Leipzig meinem alten Freunde *Polenz* so grosse Demüthigungen eintrug. Bei der Vorzüglichkeit namentlich unserer Contrabassisten, konnte ich mich dazu bestimmt fühlen, auf die äusserste Vollendung hierbei auszugehen. Es gelang mir in zwölf Spezialproben, welche ich nur mit den betreffenden Instrumenten hielt, zu einem fast ganz wie frei sich ausnehmenden Vortrag desselben zu gelangen, und sowohl die gefühlvollste Zartheit, als die grösste Energie zum ergreifendsten Ausdruck zu bringen. — Vom Beginn meines Unternehmens an hatte ich sogleich erkannt, dass die Möglichkeit einer hinreissend populären Wirkung dieser Symphonie darauf beruhe, dass die Ueberwindung der ausserordentlichen Schwierigkeiten des Vortrages der *Chöre* in idealem Sinne gelingen müsse. Ich erkannte, dass hier Anforderungen gestellt waren, welche nur durch eine grosse und enthusiasmirte Masse von Sängern erfüllt werden konnten. Zunächst galt es daher, mich eines vorzüglich starken Chores zu versichern; ausser der gewöhnlichen Verstärkung unseres Theaterchors durch die etwas weichliche Dreissig'sche Singakademie, zog ich, mit Ueberwindung umständlicher Schwierigkeiten, den Sängerchor der Kreuzschule mit seinen tüchtigen Knabenstimmen, sowie den ebenfalls für kirchlichen Gesang gutgeübten Chor des Dresdener Seminariums herbei. Diese, zu zahlreichen Uebungen oft vereinigten dreihundert Sänger, suchte ich nun auf die mir besonders eigenthümliche Weise in wahre Extase zu versetzen; es gelang mir z. B. den Bassisten zu beweisen, dass die berühmte Stelle: «Seid umschlungen Millionen», und namentlich das: «Brüder, überm Sternenzelt muss ein guter Vater wohnen» auf gewöhnliche Weise gar nicht zu singen sei, sondern nur in höchster Entzückung gleichsam ausgerufen werden könne. Ich ging hierfür mit solcher Extase voran, dass ich wirklich alles in einen durchaus ungewohnten Zustand versetzt zu haben glaube, und liess nicht eher

ab, als bis ich selbst, den man zuvor durch alle Stimmen hindurch gehört hatte, mich nun nicht mehr vernahm, sondern wie in dem warmen Tonmeer mich ertränkt fühlte. — Grosse Freude machte es mir, das Recitativ des Barytonisten: »Freunde, nicht diese Töne«, welches seiner seltsamen Schwierigkeiten wegen wohl fast unmöglich vorzutragen zu nennen ist, durch *Mitterwurzer*, auf dem uns bereits innig bekannt gewordenen Wege der gegenseitigen Mittheilung, zu hinreissendem Ausdruck zu bringen. — Ich trug aber auch Sorge, durch einen gänzlichen Umbau des Lokales mir eine gute Klangwirkung des jetzt nach einem ganz neuen System von mir aufgestellten Orchesters zu versichern. Die Kosten hierzu waren, wie man sich denken kann, unter besondern Schwierigkeiten zu erwirken; doch liess ich nicht ab, und erreichte durch eine vollständig neue Construktion des Podiums, dass wir das Orchester ganz nach der Mitte zu concentriren konnten, und es dagegen amphitheatralisch auf stark erhöhten Sitzen von dem zahlreichen Sängerchor umschliessen liessen, was der mächtigen Wirkung der Chöre von ausserordentlichem Vortheil war, während es in den rein symphonischen Sätzen dem fein gegliederten Orchester grosse Präcision und Energie verlieh.

Schon zur Generalprobe war der Saal überfüllt. *Reissiger* beging hierbei die unglaubliche Thorheit, beim Publikum völlig gegen die Symphonie zu intriguiren, und auf das Bedauerliche der Verirrung *Beethoven*'s aufmerksam zu machen; wogegen *Gade*, welcher aus Leipzig, wo er damals die Gewandthausconcerte dirigirte, uns besuchte, mir nach der Generalprobe unter anderem versicherte, er hätte gern den doppelten Eintrittspreis bezahlt, um das Recitativ der Bässe noch einmal zu hören. *Hiller* fand, dass ich in den Modificationen des Tempo zu weit gegangen sei; wie er diess verstand, erfuhr ich später durch seine eigene Leitung geistvoller Orchesterwerke, über welche ich noch Gelegenheit haben werde zu berichten. Ganz unbestreitbar war aber der allgemeine Erfolg über jede Erwartung gross, und dieses namentlich auch bei Nichtmusikern: unter solchen entsinne ich mich des Philologen Dr. *Köchly*, welcher bei dieser Gelegenheit sich mir näherte, um mir zu bekennen, dass er jetzt zum ersten Mal einem symphonischen Werke vom Anfang bis zum Ende mit verständnissvoller Theilnahme habe folgen können. In mir bestärkte sich bei dieser Gelegenheit das wohlthuende Gefühl der Fähigkeit und Kraft, das, was ich ernstlich wollte, mit unwiderstehlich glücklichem Gelingen durchzuführen. Nur hatte ich darüber nachzudenken, welche Schwierigkeiten es seien, die mir bisher noch die gleich glückliche Ausführung meiner eigenen neuen Conceptionen verwehrten. Die so Vielen

noch problematische, jedenfalls noch nie zur populären Wirkung gebrachte 9. Symphonie *Beethoven's*, war mir vollständig gelungen: mein «Tannhäuser», so oft er über die Dresdener Bühne ging, belehrte mich, dass die Möglichkeit seines Gelingens erst noch zu entdecken sei. Wie dahin gelangen? Das war und blieb die geheime Frage, an welcher sich mein ferneres Leben entwickelte. —

Ueber die ideale Bedeutung dieser Frage durfte ich jetzt jedoch noch zu keinem ergiebigen Nachdenken gelangen; denn ganz nackt stand nun die reale Bedeutung meines innerlich gefühlten Misserfolges mit erschreckender Mahnung vor mir. Ich konnte es länger nicht aufhalten, die widerwärtigsten Schritte zur Bekämpfung der mich bedrohenden Katastrophe meiner bürgerlichen Lage zu thun.

Unter dem Einfluss eines lächerlichen Omen's war ich hierzu getrieben. Mein Commissionär, der Schein-Verleger meiner nun veröffentlichten drei Opern: «Rienzi», «fliegender Holländer» und «Tannhäuser», der sehr sonderbare Hofmusikalienhändler *C. F. Meser* lud mich eines Tages zur Besprechung unserer Comptoir-Angelegenheiten in die Weinstube von «Verderber»; mit grosser Bangigkeit besprachen wir die Möglichkeiten eines erträglichen oder auch ganz schlechten Ausfalls der bevorstehenden Ostermesse. Ich machte ihm Muth, und verlangte eine Flasche des besten Haut-Sauterne; ein ehrwürdiger Flacon erschien, ich schenkte die Gläser voll, wir stiessen auf den guten Ausfall der Messe an, tranken und — schrieen plötzlich wie wahnsinnig auf, indem wir den stärksten Estragon-Essig, den man uns aus Versehen servirt, mit Entsetzen von uns zu sprudeln suchten. «Herr Gott!» rief *Meser*, «das konnte nicht schlimmer kommen.» «Allerdings», sagte ich, «ich glaube, es wird uns Manches zu Essig werden.» Mein guter Humor zeigte mir nun mit Blitzesschnelle an, dass ich auf anderm Wege, als dem der Messgeschäfte mich zu retten versuchen müsste.

Nicht nur die mit stets sich anhäufenden Opfern herbeigeschafften Kapitalien für die kostbare Herausgabe meiner Opern mussten endlich wiedererstattet werden, sondern das Gerücht von meiner Verschuldung hatte sich, weil ich genöthigt war, endlich zur Hülfe von Wucherern zu greifen, so stark verbreitet, dass selbst Befreundete, die mir schon bei meiner Dresdener Niederlassung behülflich gewesen waren, von grosser Aengstlichkeit in meinem Bezug ergriffen wurden. — Eine wirklich traurige Erfahrung machte ich jetzt an Frau *Schröder-Devrient*, welche durch ihr unbegreiflich rücksichtsloses Benehmen die Katastrophe über mich herbeiführte. Wie ich erwähnt, hatte sie im ersten Beginn meiner Dres-

dener Ansiedelung zur Erledigung meiner früheren Schulden, namentlich auch zur Versorgung meines alten Freundes *Kietz* in Paris, mir 1000 Thaler geliehen. Die Eifersucht auf meine Nichte *Johanna*, der Argwohn, ich hätte diese nach Dresden gezogen, um der Generaldirektion die Entlassung der grossen Künstlerin zu erleichtern, hatte diese sonst so grossherzige Frau in die ganz gewöhnliche feindselige Stimmung gegen mich versetzt, welche man beim Theater so oft erfährt. Sie hatte jetzt ihr Engagement verlassen, erklärte offen, ich hätte sie daraus mit vertreiben helfen, und alle freundschaftlichen Rücksichten gegen mich, dem sie in jeder Hinsicht das vollständigste Unrecht that, bei Seite setzend, hinterliess sie den von mir ihr zugestellten Schuldschein einem energischen Advokaten, welcher ohne weiteres die Forderung gegen mich einklagte. Somit war ich nun genöthigt, mich Herrn *von Lüttichau* zu entdecken, und seine Vermittelung eines königlichen Vorschusses zur Bereinigung meiner kompromittirten Lage anzugehen.

Mein Chef erklärte sich bereit, eine von mir in dieser Angelegenheit an den König gerichtete Eingabe zu unterstützen. Ich hatte deshalb den Betrag meiner Verpflichtungen aufzuzeichnen; da mir sogleich eröffnet wurde, dass die mir nöthige Summe nur als ein Darlehen aus dem Theaterpensionsfond gegen Verzinsung mit fünf pro cent mir zugewiesen werden könne, und ich ausserdem den Pensionsfond für sein Kapital durch eine Lebensversicherungs-Police, welche ebenfalls jährlich drei pro cent des aufgenommenen Kapital's mich zu kosten hatte, sicher zu stellen haben würde, ward ich durch sehr natürliche Rücksichten verführt, diejenigen meiner Schulden, welche keinen feindseligen Charakter hatten, und für deren Tilgung ich demnach auf die endlich doch zu erwartenden Einnahmen von meinem Verlagsunternehmen rechnen zu dürfen glaubte, in meiner Eingabe unerwähnt zu lassen. Dennoch stiegen die Opfer, mit welchen ich die mir dargebotene Hülfeleistung zu bezahlen hatte, so hoch, dass dadurch mein an und für sich geringer Kapellmeistergehalt dauernd in sehr empfindlicher Weise geschmälert wurde. Die widerwärtigsten Bemühungen entstanden mir noch aus der Nöthigung zur Herbeischaffung der verlangten Lebensversicherungs-Police; ich musste mich deshalb wiederholt nach Leipzig wenden, und hatte, auf mich fast erschreckende Weise, gegen besondere Zweifel in Betreff meiner Gesundheit und Lebensdauer anzukämpfen, über welche sich bei denjenigen, die mich in meinem damals leidenvollen Zustande flüchtig beobachteten, wie ich verschiedentlich zu bemerken glaubte, sogar schadenfrohe Besorgnisse ausgesprochen hatten. Es gelang end-

lich meinem Freunde *Pusinelli*, als mit mir wohl vertrautem Arzte, soweit genügende Auskunft über meinen Gesundheitszustand zu geben, dass ich endlich gegen drei pro cent mein Leben versichert erhielt.

Der letzte dieser peinlichen Ausflüge nach Leipzig wurde jedoch in angenehmer Weise auch andrerseits durch eine freundliche Einladung des alten Meister's *Louis Spohr* veranlasst, welche mich namentlich mit aus dem Grunde erfreute, weil durch sie zugleich ein Akt der Versöhnung sich kund gab. *Spohr* hatte nämlich, wie er mir seiner Zeit geschrieben, durch den Erfolg meines «fliegenden Holländers» in Cassel, und sein eigenes Gefallen daran angeregt, sich noch einmal entschlossen, die zuletzt wiederholt gänzlich erfolglos von ihm beschrittene Laufbahn als dramatischer Componist zu betreten. Sein neuestes Werk war eine Oper «die Kreuzfahrer», welche er im Laufe des vergangenen Jahres dem Dresdener Theater zugesandt hatte, und zwar, wie er mir selbst bedeutete, in der Meinung, dass ich mit grossem Eifer deren Aufführung betreiben würde. Er machte mich bei dieser Anempfehlung darauf aufmerksam, dass er mit dieser Arbeit einen von seinen früheren Opern gänzlich abgehenden Weg eingeschlagen, und sich nur an die genaueste dramatische Deklamation gehalten habe, wobei ihm allerdings «das vortreffliche Sujet» ganz besonders zu Statten gekommen sei. Dagegen war nun mein nicht eigentlich verwunderungsvoller Schreck gross, als ich sowohl dieses Sujet als die Partitur mir bekannt machte; denn offenbar war der alte Meister bei seinen mir in ihrem Bezug gegebenen Versicherungen vollständig im Irrthum gewesen. Meiner grossen Verzagtheit, mit Energie für die Aufführung dieses Werkes mich zu erklären, half allerdings das bestehende Herkommen, dass die Entscheidung über aufzuführende Werke ordnungsmässig nicht einem der Kapellmeister allein zukam, und dass ausserdem an *Reissiger*, einem, wie er sich selbst früher gerühmt hatte, älteren Freunde *Spohr's*, die Reihe war, ein neues Werk zu begutachten und zur Aufführung zu bringen. Unglücklicherweise hatte ich nach einiger Zeit zu erfahren, dass die Generaldirektion mit verletzend kurzer Fassung an *Spohr* seine Oper zurückgeschickt habe, worüber dieser sich bitter bei mir beklagte. Dass es mir im aufrichtigen Schreck hierüber gelungen war, ihn zu beruhigen und zu versöhnen, bewies er mir nun eben durch die erwähnte Einladung; es war ihm, wie er mir hierbei schrieb, auf einer angetretenen Badereise peinlich Dresden zu berühren; da er aber ein herzliches Verlangen trüge, mich persönlich kennen zu lernen, ersuchte er mich in Leipzig, wo er sich einige Tage aufhalten würde, mit ihm zusammen zu treffen.

Diese Begegnung mit ihm blieb auf mich nicht eindruckslos. Ein grosser, stattlicher Mann mit vornehmem Ausdruck, von ernstem gemüthigtem Temperament, welcher den Kern seiner Bildung sowohl wie seiner Entfremdung gegen die neuere Tendenz der Musik mir in rührender, fast entschuldigender Weise darin zu erkennen gab, dass er seinen ersten, für sein ganzes Leben entscheidenden Eindruck im zartesten Jünglingsalter durch die damals eben neue «Zauberflöte» *Mozart*'s bekommen habe. Ueber mein Gedicht des «Lohengrin», welches ich ihm zur Durchlesung zurückliess, sowie überhaupt den Eindruck, welchen meine persönliche Bekanntschaft auf ihn gemacht habe, hat er sich gegen meinen Schwager *Hermann Brockhaus*, in dessen Hause wir bei lebhaftester Unterhaltung zu einem Mittagsmahl vereinigt gewesen, mit fast überraschender Wärme ausgesprochen. Wir waren ausserdem beim Musikdirektor *Hauptmann*, sowie bei *Mendelssohn*, zu wirklichen Musikabenden zusammen gekommen, bei welchen Gelegenheiten ich auch den Meister in einem seiner Quartette auf der Violine zu hören bekam. Seine ganze ruhige Erscheinung machte gerade in diesen Kreisen auf mich den Eindruck einer fast rührenden Ehrwürdigkeit. — Ich habe später durch allerdings nicht genau von mir zu beurtheilende Zeugen vernommen, dass ihn der «Tannhäuser», als er auch in Cassel zur Aufführung kam, in Verlegenheit und Pein versetzt haben solle, so dass er erklärt habe: weiter könne er mir denn doch nicht folgen, und fürchten müsse mich auf Abwegen zu sehen.

Zu meiner Erholung von allen überstandenen Mühseligkeiten und Bekümmerungen hatte ich mir nun als höchste Gunstbezeugung von meiner Direktion einen dreimonatlichen Urlaub ausgewirkt, um in ländlicher Zurückgezogenheit sowohl mich erholen, als reinen Athem zum Beginn einer neuen Arbeit schöpfen zu können. Ich hatte hierzu ein Bauernhaus in dem auf halbem Wege zwischen Pillnitz und dem Eintritt in die sächsische Schweiz gelegenen Dorfe *Gross-Graupen* ausgesucht. Häufige Ausflüge auf den *Porsberg*, nach dem nahen Liebethaler-Grunde, auch nach der entfernteren Bastei, trugen bald zur Stärkung meiner angegriffenen Nerven bei. Als ich an den ersten Entwurf der Musik zu «Lohengrin» gehen wollte, störte mich zu meiner höchsten Pein unaufhörlich das Nachklingen *Rossini*'scher Melodien aus «Wilhelm Tell», der letzten Oper, welche ich zu dirigiren gehabt hatte: in wahrer Verzweiflung verfiel ich endlich auf ein wirksames Gegenmittel gegen diese lästige Zudringlichkeit, indem ich mir auf einem einsamen Spaziergange mit energischster Betonung das erste Thema der neunten Symphonie aus der ebenfalls ziemlich neu angefrischten Erinnerung vorführte.

— Diess half. In dem Flussbade bei *Pirna*, wohin ich fast täglich gegen Abend zu meiner Erfrischung mich aufmachte, überraschte es mich eines Mals, von einem mir unsichtbaren Badenden die Melodie des Pilgerchor's aus «Tannhäuser» gepfiffen zu hören: diess erste Anzeichen einer möglichen Popularisirung des zunächst nur mit so grosser Mühe in Dresden durchgesetzten Werkes machte auf mich einen Eindruck, den keine ähnliche spätere Erfahrung je hat überbieten können. Zuweilen erhielt ich Freundesbesuche aus Dresden, unter denen sich eines Tages der damals sechszehnjährige *Hans von Bülow* in der Begleitung *Lipinsky's* zu meiner Freude, da ich schon früher auf seine grosse Theilnahme für mich aufmerksam geworden war, meldete. Im Ganzen verblieb ich aber meistens nur auf den Umgang mit meiner Frau, auf meinen weiten Spaziergängen sogar nur auf den mit meinem Hündchen *Peps* angewiesen. Während dieses Sommerurlaubes, von welchem eine bedeutende Zeit anfänglich noch der Besorgung meiner widerlichen Geschäfte und der Stärkung meiner Gesundheit allein gewidmet werden musste, gelang es mir doch die Musik sämmtlicher drei Akte des «Lohengrin», wenn auch nur in sehr flüchtigen Umrissen, zu skizziren.

Mit dieser Ausbeute kehrte ich im August nach Dresden, zu meinen bereits immer lästiger mir werdenden Kapellmeisterfunktionen, zurück. Ausserdem aber gerieth ich sogleich auch wieder in das Geleise der kaum einigermaassen beschwichtigten Sorgen. Der Betrieb des Verlages meiner Opern, in dessen endlichem Erfolge ich doch immer nur noch die einzige Möglichkeit einer gründlichen Befreiung von jenem Drucke zu ersehen hatte, erforderte, um eben hierzu tauglich zu werden, stets wieder neue Opfer. Da nun selbst die geringsten Anstrengungen hierfür bei meinem nun sehr geschmälerten Einkommen mich nothwendig neuen und immer peinlicheren Verwirrungen zuführen mussten, so sank mir bald von Neuem aller Lebensmuth.

Dagegen suchte ich mich einzig durch energische Aufnahme der Arbeit am «Lohengrin» zu erkräftigen. Hierbei gerieth ich auf ein sonst nie wieder von mir befolgtes Verfahren; ich führte nämlich den dritten Akt zuerst aus, wozu mich die zuvor besprochene Kritik des dramatischen Charakters dieses Aktes und seines Schlusses in der Weise bestimmte, dass ich ihn, selbst wohl auch der in der Erzählung vom Gral erscheinenden musikalischen Motive wegen, von vorne herein als den Kern des Ganzen mir vollkommen befriedigend fest zu setzen suchen wollte. Es gelang mir jedoch nicht ohne eine grosse und bedeutungsvolle Unterbrechung, diesen Akt zu beendigen.

Auf eine frühere Anregung von mir sollte in diesem Winter nämlich *Gluck*'s «Iphigenia in Aulis» zur Aufführung gelangen. Ich fühlte mich verpflichtet, diesem Werke, welches namentlich seines Sujets wegen mich sehr ansprach, eine grössere Aufmerksamkeit und Fürsorge zuzuwenden, als diess früher beim Einstudieren der «Armide» der Fall gewesen war. Zunächst erschrack ich über die Uebersetzung, in welcher uns die Oper mit der Berliner Partitur vorgelegt wurde. Um mich überhaupt durch einige Instrumentationsbereicherungen, wie ich sie in dieser Partitur sehr roh angebracht vorfand, nicht beirren zu lassen, liess ich die alte Pariser Original-Ausgabe verschreiben, und ward, nachdem ich mich an eine gründliche, nur eben auf die Richtigkeit der Deklamation bedachte Umarbeitung der Uebersetzung gemacht hatte, von wachsender Theilnahme angetrieben, endlich auch zu einer weiteren Bearbeitung der Partitur selbst bestimmt. Das Gedicht selbst suchte ich durch Fernhaltung alles dessen, was dem französischen Geschmacke gemäss das Verhältniss des Achilles zu Iphigenia zu einer sinnlichen Liebschaft stempelte, namentlich aber durch die vollständige Umänderung des Schlusses mit der unerlässlichen «Mariage» soweit als möglich, mit dem gleichnamigen Stück des *Euripides* in Uebereinstimmung zu setzen. Die meist ganz unvermittelt neben einander stehenden Arien und Chöre suchte ich, der dramatischen Lebendigkeit zu lieb, durch Uebergänge, Nach- und Vorspiele zu verbinden, wobei ich es mir hauptsächlich angelegen sein liess, durch Benutzung der *Gluck*'schen Motive selbst die Einmischung des fremden Musiker's so unmerklich wie möglich zu machen. Nur im dritten Akte musste ich der *Iphigenia*, sowie der von mir eingeführten *Artemis*, arioso Recitative von meiner eigenen Composition geben. Ausserdem aber bearbeitete ich die ganze Instrumentation, jedoch immer nur in der Absicht, das Vorhandene zur rechten Wirkung zu bringen, mehr oder weniger ausführlich von Neuem. Erst am Schlusse des Jahres konnte ich diese zeitraubende Arbeit beendigen, und musste dagegen die Aufführung des begonnenen dritten Aktes von «Lohengrin» auf das neue Jahr verschieben.

Zunächst nahm, im neuen Jahre (1847), mich noch ausser die Aufführung der *Iphigenia* in Anspruch, wobei ich mich nun namentlich auch als Regisseur zu bewähren hatte; ja sogar dem Decorateur und Maschinisten hatte ich auf das Angelegentlichste zu Hülfe zu kommen. Die Belebung der scenischen Darstellung zu einer wirklich lebensvoll dramatischen Handlung war bei dem meist spröde und unvermittelt neben einander gestellten Complex der Scenen oft ganz neu zu erfinden, da mir

das Meiste in dieser Beziehung nur durch eine zu *Gluck*'s Zeiten in der Pariser Oper noch herrschende bloss conventionelle Behandlung der Scene erklärlich schien. Von allen Darstellenden erfreute mich durch vollkommenes Erfassen und richtige Wiedergebung meiner Vorschriften und Andeutungen einzig *Mitterwurzer* als *Agamemnon*, welcher auch wirklich in jeder Hinsicht etwas Vorzügliches und Ergreifendes leistete. Die Wirkung des Ganzen war über alle Erwartung günstig, und selbst die Direktion war von diesem ausnahmsweise populären Erfolg einer *Gluck*'schen Oper so verwundert, dass sie sich von selbst veranlasst fand, von der zweiten Aufführung an auf dem Theaterzettel mich als Bearbeiter derselben zu nennen. Diess machte denn nun auch sofort die Kritik auf diese Arbeit aufmerksam, und wirklich liess sie mir diesmal fast durchaus Gerechtigkeit widerfahren: nur meine Behandlung der Ouverture, des einzigen Stückes, welches in der gewöhnlichen trivialen Aufführungsweise zuvor diesen Herren von diesem Werke *Gluck*'s bekannt geworden war, erregte grossen Anstoss. Ich habe das hierauf Bezügliche in einer besondern Abhandlung «über *Gluck*'s Ouverture zur Iphigenia in Aulis» genau mitgetheilt und erörtert, und füge jener Besprechung hier nur die Notiz hinzu, dass der Musiker, von welchem ich bei dieser Gelegenheit so sonderbare Dinge vernahm, *Ferdinand Hiller* war. —

Auch diesen Winter, wie früher, setzten sich die namentlich durch *Hiller* betriebenen Zusammenkünfte der disparaten künstlerischen Elemente Dresden's fort; nur nahmen sie jetzt mehr den Charakter von eigentlichen Salon-Abenden im *Hiller*'schen Hause selbst an: mir schien es sollte da durchaus zur Herrichtung eines Bodens für die Anerkennung der *Hiller*'schen Kunstgrösse kommen. Wirklich hatte er bereits aus vermögenderen Kunstfreunden, an deren Spitze der Banquier *Keskel* stand, eine Gesellschaft zur Pflege von Abonnements-Konzerten gegründet. Da ihm die königl. Kapelle hierzu unmöglich zur Verfügung gestellt werden konnte, hatte er sich mit sonstigen Stadt- und Militair-Musikern für das Orchester zu begnügen gehabt, und wirklich war unleugbar, dass er durch vielen Fleiss hier Anerkennenswerthes erreichte. Er wusste durch die Vorführung mancher in Dresden noch unbekannten Kompositionen, namentlich aus dem Gebiete der neueren Musik, mich selbst öfter zum Besuche seiner Konzerte zu veranlassen. Das eigentliche Publikum schien er jedoch mehr durch Herbeiziehung fremder Sängerinnen (von denen ihm aber leider *Jenny Lind* ausblieb), sowie Virtuosen (unter denen mir namentlich der damals noch sehr jugendliche *Joachim*

bekannt wurde), anlockend zu machen. Ueber seine wahre musikalische Bedeutung gab mir jedoch sein Befassen mit damals bereits meinem Urtheile sehr vertrauten Musikwerken Aufschluss. Ein Triple-Konzert von *Sebastian Bach* setzte mich durch das unter seiner Mitwirkung geleitete gleichgültige Herunterspielen desselben in wahrhaftes Erstaunen. Mit dem «Tempo di Minuetto» der achten Symphonie *Beethoven's* begegnete mir bei *Hiller* etwas noch sonderbareres, als früher bei *Reissiger* und *Mendelssohn*. Ich versprach ihm nämlich zur Aufführung dieser Symphonie mich einzufinden, wenn ich mich darauf verlassen könnte, dass er das gewöhnlich so schmachvoll entstellte Tempo des dritten Satzes richtig geben würde; er versicherte mich auf das genaueste, hierin mit mir übereinzustimmen: desto mehr erschrack ich nun, bei der Aufführung richtig wieder das bekannte Walzer-Zeitmaass angewandt zu finden. Als ich ihn hierüber zur Rede stellte, entschuldigte er sich lächelnd durch eine augenblickliche Zerstreutheit, die ihn gerade beim Beginn des betreffenden Satzes erfasst und seines Versprechens vergessen gemacht hätte. — Für die Errichtung dieser Konzerte, welche allerdings mit dem zweiten Jahre eingingen, erhielt *Hiller* ein Festessen, welchem auch ich mit vielem Vergnügen beiwohnte.

In diesen Kreisen war man um jene Zeit verwundert, mich oft zwar sehr lebhaft, aber nie über Musik, sondern namentlich über die griechische Litteratur und Geschichte sprechen zu hören. Bei den von mir immer eifriger gepflogenen, und von meiner Berufsthätigkeit mich in immer stillere Einsamkeit zurückleitenden Studien, war ich damals, um die empfindliche Kluft zwischen meinem ersten jugendlichen Erfassen der ewigen humanistischen Bildungselemente und der durch mein ableitendes Leben entstandenen Verwahrlosung auf diesem Gebiete auszufüllen, zu einem, meinem geistigen Bedürfnisse entsprechenden, systematischen Neubefassen mit dieser allerwichtigsten Bildungsquelle hingetrieben worden. Um mich mit dem rechten Sinne den mir zum Ziel gesetzten alt- und mittelhochdeutschen Studien zu nähern, begann ich von Neuem mit dem griechischen Alterthum, und war nun von diesem allerdings mit solch überwältigender Begeisterung erfüllt, dass ich, wenn ich überhaupt zum Reden gebracht wurde, mit Wärme nur sprechen konnte, sobald ich gewaltsam nach jener Sphäre hinlenkte. Zuweilen traf ich einen Menschen, der mich gern zu hören schien; im Ganzen aber verkehrte man mit mir doch am liebsten nur über das Theater, weil man, namentlich nach meiner Aufführung der *Gluck*'schen «Iphigenie», mich hierin wirklich für sach- und fachverständig halten zu dürfen glaubte. Besondere An-

erkennung fand ich hierfür von einem Manne, dem ich selbst, gewiss mit Recht, zum Mindesten gleiche Sachkenntniss zuzutrauen hatte. Dies war *Eduard Devrient*, welcher um jene Zeit durch eine von seinem eigenen Bruder *Emil* angezettelte Schauspieler-Intrigue aus seiner Stellung als Oberregisseur des recitirenden Drama's sich zurückzuziehen veranlasst sah. Er wurde mir sowohl durch die sich hieran knüpfenden gemeinschaftlichen Erörterungen über das Nichtige und in tiefstem Grunde Hoffnungslose unseres ganzen Theaterwesens, namentlich unter dem schliesslich doch nie zu bewältigenden verderblichen Einflusse der Leitung durch kenntnisslose Hofintendanten, als auch durch seine vollständige Anerkennung meiner Leistung in der Aufführung der «Iphigenie», welche er mit der von ihm gänzlich verworfenen Berliner zusammenhielt, näher vertraut. Er war lange Zeit der Einzige, mit welchem ich ernsthaft und eingehend über die wahren Bedürfnisse des Theaters, und über die Mittel, seiner Verwahrlosung abzuhelfen, mich besprechen konnte. Vieles gab es, worüber er nach längerer und speciellerer Erfahrung mir Aufschluss und Belehrung geben konnte; namentlich half er mir sehr erfolgreich die Ansicht zu bekämpfen, dass dem Theater durch Einmischung der blossen litterarischen Intelligenzen zu nützen sei, und befestigte mich dagegen in der Ueberzeugung davon, dass dem Theater nur durch seine eigensten Kräfte, durch die dramatischen Darsteller selbst der Weg zu wahrhaftem Gedeihen gewonnen werden könne. Ich blieb mit *Eduard Devrient*, dessen trockenes Naturell und offenbar sehr beschränktes Talent als Schauspieler selbst mich bis dahin wenig angezogen hatten, von nun an bis zu meinem Fortgange von Dresden in ununterbrochen zunehmendem freundschaftlichem Verkehr. Sein höchst verdienstliches Werk, «die Geschichte der deutschen Schauspielkunst», welches er damals ausarbeitete und nach und nach veröffentlichte, gab mir manchen neuen und lehrreichen Aufschluss über Dinge, die mich selbst lebhaft angingen, und in welche er mir nun eine gründliche Einsicht verschaffte. —

Endlich war ich doch dazu gelangt, die mitten in der Braut-Scene unterbrochene Ausführung der Komposition des dritten Aktes von «Lohengrin» wieder aufzunehmen, und mit dem Schlusse des Winters zu vollenden. Nachdem im Konzert am Palmsonntag mich die allgemein verlangte Wiederholung der 9ten Symphonie erquickt hatte, suchte ich für die weitere Ausführung meiner neuen Arbeit, diesmal ohne Urlaub zu nehmen, durch die Veränderung meiner Wohnung mir Erleichterung und Erfrischung zu verschaffen. In einem ziemlich entfernten und wenig

bewohnten Stadttheile Dresdens war das ehemalige *Marcolini'sche Palais*, mit sehr grossem, zum Theil in altfranzösischem Styl angelegtem Garten, durch Verkauf an eine städtische Behörde zur theilweisen Vermiethung frei geworden. Der Bildhauer *Hänel*, den ich bereits seit längerer Zeit zu meinen guten Bekannten zählte, und von dem ich sogar als Zeichen seiner anerkennungsvollen Theilnahme einen vollständigen Gypsabdruck eines zum Beethoven-Monument gehörigen Bas-Reliefs, die Symphonie darstellend, als Zimmerschmuck erhalten, hatte die unteren, weitgedehnten Räume eines Seiten-Flügels dieses Palais für Wohnung und Atelier in Beschlag genommen. Gegen sehr billigen Miethzins bezog ich nun zu Ostern die darüber gelegene geräumige Wohnung, und verbesserte somit, bei der mir freistehenden Benutzung des von herrlichen Bäumen bepflanzten grossen Gartens, und der angenehmen Stille des ganzen Aufenthaltes, nicht nur die hierauf bezüglichen geistig-diätetischen Lebensfördernisse des erholungsbedürftigen Künstlers, sondern half zu gleicher Zeit auch durch Verminderung meiner Ausgaben meiner finanziell so äusserst gedrückten Lage etwas auf. Bald hatten wir, da *Minna* sehr zweckmässig die neue Einrichtung besorgte, uns ohne empfindliche Kosten in der ziemlich ausgedehnten Reihe freundlicher Zimmer ganz behaglich angesiedelt, und nur eine Unbequemlichkeit hatte ich im Laufe der Zeit schmerzlich zu empfinden, nämlich die sehr weite Entfernung vom Theater, welche mir nach anstrengenden Proben und ermüdenden Aufführungen, da mich oft die Ausgabe für einen Fiaker genirte, sehr lästig fiel. Jede Unbequemlichkeit half aber die glückliche Stimmung, welche unter der Begünstigung eines ausnahmsweise schönen Sommers mich einnahm, bald zu überwinden.

Von aller näheren Betheiligung an der Direktion des Theaters zog ich mich um diese Zeit mit unumwunden erklärter Bestimmtheit zurück, und hierzu hatte ich die triftigsten Gründe anzuführen. — Jeder meiner Versuche, dem willkürlichen Chaos in der Verwendung so kostbarer künstlerischer Kräfte, wie sie diese königliche Anstalt vereinigte, eine förderliche Richtung zu geben, war, gerade weil ich sie principiell zu begründen mich bemühte, wiederholt vereitelt worden. In einer sorgsamen Arbeit, welche ich ebenfalls im Verlaufe des vergangenen Winters neben meinen übrigen Beschäftigungen verfasst, hatte ich zunächst einen Plan zur Reorganisation der musikalischen Kapelle ausgearbeitet und nachgewiesen, wie durch eine zweckmässigere Verwendung der zur Erhaltung derselben bestimmten königlichen Fonds, zugleich mit grösserer Gerechtigkeit in Betreff der Besoldungen, auch eine bedeutendere Produk-

tivität der künstlerischen Kräfte bezweckt werden könnte. Dieser Ueberschuss von Produktivität sollte wiederum in gleichem Maasse zur Hebung des künstlerischen Geistes, wie zur Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse der Kapellmitglieder dienen, indem ich sie zugleich zu einer freien Konzertgesellschaft konstituirt wissen wollte. Wie, als solche, es ihre Aufgabe sein sollte, das Dresdener Publikum in vorzüglichster Weise mit einer Musikgattung bekannt zu machen, welche bis jetzt dort so gut wie noch gar nicht gepflegt worden war, sollte es diesem Vereine unter Begünstigung vieler von mir nachgewiesenen äusseren Umstände zugleich ermöglicht werden, Dresden mit dem, wie ich erfahre, heute ihm noch fehlenden, angemessenen Konzertgebäude zu versehen. Ich hatte mich hierzu mit Architekten und Bauunternehmern in das ausführlichste Vernehmen gesetzt; die Pläne waren vollständig ausgearbeitet, nach welchen das skandalöse vis-à-vis des der Ostra-Allée zugekehrten Theiles des berühmten Zwingergebäudes, bestehend aus dem Theaterdekorationsmaler-Schuppen und dem k. Hofwaschhause, verschwinden, und dafür ein schönes Gebäude, welches ausser einem unseren Zwecken dienlichen grossen Concertsaale zugleich andere, für einträgliche Vermiethung geeignete Gesellschaftslokale enthalten hätte, errichtet werden sollte. Diese Entwürfe, deren praktische Ausführbarkeit von keiner Seite her bestritten wurde, da selbst die Verwalter des Kapellwittwenfonds hierin eine Gelegenheit zu sicherer und vortheilhafter Kapitalanlage ersahen, gelangten nach längerer Erwägung seitens der Generaldirektion, unter Verdankung und Anerkennung meiner sorgfältigen Arbeit, mit dem summarischen Bescheide an mich zurück, dass man es für besser fände, wenn Alles beim Alten verbliebe. — Aehnlich erging es mir mit jedem Vorschlage, der nutzlos ermüdenden Verwendung unserer künstlerischen Kräfte durch zweckmässigere Anordnung in jedem von mir nachgewiesenem Betreff entgegen zu treten. Da ich ausserdem durch jahrelange Erfahrung zu der Einsicht gekommen war, dass alles in den ermüdendsten Direktionskonferenzen, z. B. im Betreff des aufzustellenden Repertoires Besprochene und zum Beschluss Gebrachte, jeden Augenblick durch die Laune eines Sängers, oder den Einwurf eines untergeordneten Oekonomie-Inspektors umgestossen und nachtheilig verändert wurde, so begab ich mich endlich, nach zahllosen Erörterungen und Ereiferungen hierüber, der hierbei vergeudeten Mühe, und entzog mich mit bestimmt ausgesprochener Tendenz selbst meiner Pflicht der Betheiligung an jedem Zweige der Direktionsführung, indem ich mich lediglich auf die Abhaltung der Proben und Leitung der Aufführungen der mir zugewie-

neuen Opern beschränkte. Gerieth ich hierdurch nun auch in eine zunehmende Spannung mit Herrn *v. Lüttichau*, so musste er für jetzt sich doch meine Renitenz wohl oder übel gefallen lassen, da ich namentlich andrerseits durch den stets andauernden Erfolg der Aufführungen des «Tannhäuser's» und des «Rienzi», welche namentlich vor dem bedeutenden Fremdenpublikum im Laufe des Sommers als stets bevorzugte Festvorstellungen vor überfüllten Häusern gegeben wurden, in Rücksicht gebietender Stellung erhalten wurde.

Unter solchen Entsagungen und Förderungen gelangte ich dazu, diesen Sommer unter dem Genuss einer fast vollständigen Zurückgezogenheit und der grossen Annehmlichkeit, die mir meine neue Niederlassung gewährte, in einer der Vollendung meines «Lohengrin» höchst günstigen Stimmung mich zu erhalten. Was dieser Stimmung eine bisher von mir noch nie mit so grosser Intensivität genossene Heiterkeit gab, waren meine, neben der Arbeit an meinem Werke, eifrigst betriebenen, zuvor bereits angedeuteten Studien. Ich hatte nun zum ersten Male bei gereiftem Gefühle und Verstande mich des *Aeschylos* bemächtigt. Namentlich die beredten Didaskalien *Droysen's* halfen mir, das berauschende Bild der atheniischen Tragödienaufführungen so deutlich meiner Einbildungskraft vorzuführen, dass ich die «Oresteia» vorzüglich unter der Form einer solchen Aufführung mit einer bisher unerhört eindringlichen Gewalt auf mich wirken fühlen konnte. Nichts glich der erhabenen Erschütterung, welche der «Agamemnon» auf mich hervorbrachte: bis zum Schluss der «Eumeniden» verweilte ich in einem Zustande der Entrücktheit, aus welchem ich eigentlich nie wieder gänzlich zur Versöhnung mit der modernen Litteratur zurückgekehrt bin. Meine Ideen über die Bedeutung des Drama's und namentlich auch des Theater's haben sich entscheidend aus diesen Eindrücken gestaltet. Durch die übrigen Tragiker drang ich bis zu *Aristophanes* vor. Wenn ich des Vormittags eifrig an der Ausführung der Musik des «Lohengrin» gearbeitet hatte, verkroch ich mich gegen die immer üppiger hereindringende Sommerhitze tief in ein dichtes Gebüsch des mir zugewiesenen Garten-Antheiles: unbeschreiblich war der launige Uebermuth, mit welchem dort die Lektüre der Aristophanischen Stücke mich erfüllte, nachdem die «Vögel» des Dichters mich in die ganze Tiefe und Fülle dieses ausgelassenen Lieblings der Charitinnen, wie er sich selbst mit sicher bewusster Kühnheit nannte, versenkt hatten. An seiner Seite las ich die vorzüglichsten *Platonischen* Gespräche, und gewann namentlich aus dem Eindrucke des «Symposions» einen so innig vertrauten Einblick in die

wunderbare Schönheit des griechischen Lebens, dass ich wie mit fühlbarer Wirklichkeit in Athen mich heimischer empfand, als in irgend einem Lebensverhältnisse der modernen Welt.

Da ich meinem ganz bestimmten Bildungszwecke nachging, fiel es mir nicht ein, am Leitfaden irgend einer Litteraturgeschichte meinen weiteren Weg zu verfolgen, sondern ich lenkte durch die mir geeignet dünkenden historischen Studien, in welchen mich namentlich *Droysen*'s Geschichte Alexander's und des Hellenismus, sowie *Niebuhr* und *Gibbon* förderten, zu den deutschen Alterthümern über, in welchen mir nun *Jakob Grimm* als ein immer vertrauter gewordener Führer wiederkehrte. Indem ich mich nun namentlich der deutschen Heldensage gründlicher zu bemächtigen suchte, als diess früher nur durch die Lektüre der *Nibelungen* und des *Heldenbuches* möglich gewesen war, fesselten mich endlich ganz vorzüglich die ungemein reichen, obwohl ihrer Kühnheit wegen von strengeren Fachgelehrten mit Bedenken angesehenen «Untersuchungen» *Mone*'s über diese Heldensage. Unwiderstehlich hierdurch auf die nordischen Zeugnisse für dieselbe hingewiesen, suchte ich nun auch, soweit mir diess ohne fliessende Kenntnis der nordischen Sprachen möglich war, die «Edda» sowie die prosaischen Aufzeichnungen der grossen Bestandtheile der Heldensage mir vertraut zu machen. Von entscheidendem Einfluss auf die bald in mir sich gestaltende Behandlung dieses Stoffes war, an der Hand der *Mone*'schen «Untersuchungen», die Lektüre der *Wälsungasaga*. Das bereits seit längerer Zeit in mir sich bildende Bewusstsein von der urheimischen Innigkeit dieser alten Sagenwelt gewann so allmählich die Kraft zu der plastischen Gestaltung, welche meine späteren Arbeiten leitete.

Dies Alles drängte und reifte in mir, während ich mit wahrhaft verklärter Freude die Komposition der beiden ersten, nun zuletzt ausgeführten Akte des «Lohengrin's» vollendete. Indem ich so nach rückwärts abschloss und nach vorwärts eine neue Welt mir aufbaute, welche meinem hierüber immer klarer sich wendenden Bewusstsein mit wachsender Deutlichkeit als diejenige Zuflucht sich erschloss, in welche ich mich von allen Elendigkeiten des modernen Oper- und Theaterwesens zu retten hatte, befestigten sich meine Gesundheit und meine Laune zu einer fast untrübbar heitern Stimmung, in der ich für längere Zeit alle Nöthen meiner Lage vergessen konnte. Tägliche Ausflüge in die nächste Umgegend der vom Elbufer nach dem Plauen'schen Grund sich hinziehenden Höhen, welche ich meistens einsam, nur von Peps begleitet, antrat, führten stets zu angenehm produktiver Sammlung. Zugleich aber ge-

wann ich, wie fast nie sonst, die Befähigung zu gut gelauntem Umgang mit Freunden und Bekannten, welche zu Zeiten gern im Marcolinischen Garten sich einfanden, mein einfaches Abendmahl mit mir zu theilen. Oft fanden mich die Besuche dann auf den höchsten Zweigen eines Baumes oder auf dem Nacken des Neptun, welcher als Mittelpunkt einer kolossalen Statuengruppe in einem leider stets trocknen Bassin aus der alten Glorienzeit dieses Marcolinischen Grundstückes figurirte. Es machte mir dann Vergnügen, mit meinen Bekannten auf dem breiten Trottoir des nach dem eigentlichen Palais zuführenden Hauptganges auf- und abzuschreiten, welches im verhängnissvollen Jahre 1813 besonders für Napoleon, als er dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, gelegt worden war.

Mit dem letzten Sommermonat August, in welchem ich die vollständige Komposition des «Lohengrin» vollendete, musste ich aber auch empfinden, dass es damit eben Zeit war, da andrerseits die Bedürfnisse meiner Lebenslage mich jetzt gebieterisch nöthigten, auf ernstliche Schritte zu ihrer Verbesserung bedacht zu sein. Es war mir nahe gelegt, von Neuem an die Verbreitung meiner Opern auf deutschen Theatern zu denken.

Auch der nun immer bestimmter sich herausstellende Erfolg des «Tannhäuser» in Dresden setzte auswärts nicht das Mindeste in Bewegung. Als einziger Ort, von welchem aus entscheidender auf die deutschen Theater gewirkt werden könnte, hatte ich unerlässlich bereits *Berlin* in das Auge fassen müssen. Was ich von dem besonderen Geschmacke des Königs Friedrich Wilhelm's IV. vernommen hatte, schien mich durchaus zu der Annahme berechtigen zu dürfen, dass er, wenn es nur gelänge, ihm diese im rechten Lichte zu zeigen, er Neigung und Interesse für meine neueren Arbeiten und Tendenzen fassen müsste. In dieser Annahme hatte ich bereits daran gedacht, den «Tannhäuser» ihm zu dediciren; um die Erlaubniss hierfür einzuholen, hatte ich mich an den Intendanten der k. Hofmusik, Grafen *Redern*, zu wenden gehabt. Von diesem erhielt ich den Bescheid, dass der König nur die Dedikation solcher Werke annehmen könne, welche ihm zuvor durch eine Aufführung zur Kenntniss gebracht seien: da nun mein «Tannhäuser», weil er von dieser für «zu episch» gefunden worden, von der Intendanz des Hoftheaters zurückgewiesen war, so schiene dem Grafen, wenn ich auf meinem Wunsche beharre, nur der Ausweg übrig zu bleiben, meine Oper, so weit als möglich für Militärmusik arrangirt, dem König etwa bei einer Parade zu Gehör zu bringen. Diess genügte nun, mich zu einem andern Angriffsplan auf

Berlin zu bestimmen. Ich musste, namentlich nach der so eben erwähnten Erfahrung, für geeignet halten, es dort zunächst mit derjenigen meiner Opern, welche mir auch in Dresden den entscheidendsten Erfolg gewonnen, zu beginnen. Ich wandte mich deshalb in einer mir gewährten Audienz an die Königin von Sachsen, die Schwester der Königin von Preussen, um von dieser durch ihre Empfehlung einen königlichen Befehl an die Berliner Intendanz zur Aufführung meines auch vom sächsischen Hof bevorzugten «Rienzi» zu erwirken. Dies gelang; bald erhielt ich die Anzeige meines alten Freundes *Küstner*, dass meine Oper «Rienzi» zur baldigsten Aufführung auf dem Berliner Hoftheater bestimmt sei, und zugleich den Ausdruck des Wunsches, dass ich persönlich die Aufführung meines Werkes leiten möge. Da nun in Berlin von Herrn *Küstner* zu Gunsten seines alten Münchner Freundes *Lachner* und dessen Oper «Katharina von Cornaro» die sehr einträgliche Tantième eingeführt worden war, glaubte ich in dem Erfolg des «Rienzi» in Berlin, wenn er nur einigermassen dem in Dresden ähnlich zu ermöglichen war, allein schon eine ergiebige Hülfe für meine üble Lage ersehen zu dürfen. Vor Allem aber leitete mich der Wunsch, dem Könige von Preussen mich selbst bekannt machen zu können, um ihn namentlich durch eine Vorlesung der Dichtung meines «Lohengrin», wie ich mir nach mancherlei Anzeichen schmeicheln zu dürfen glaubte, für meine Richtung günstig zu stimmen, für welchen Fall ich im Sinne hatte, mir von ihm den Auftrag zu einer ersten Aufführung des «Lohengrin» an seinem Hoftheater zu erbitten. Es schien mir nach den seltsamen Erfahrungen, welche ich über die Geheimhaltung meiner in Dresden erkämpften Erfolge vor dem übrigen Deutschland gemacht hatte, unerlässlich, den zukünftigen Ausgangspunkt meiner künstlerischen Unternehmungen nach dem einzigen, einigermassen Einfluss übenden Centrum, für welches ich Berlin ansehen musste, zu verlegen. Durch meine bereits so erfolgreiche Empfehlung an die Königin von Preussen glaubte ich bis zu dieser, von mir so wichtig angesehenen Vorstellung an den König selbst ebenfalls durchdringen zu können, und in dieser Hoffnung machte ich mich im September, guten Muthes einer günstigen Wendung meines Schicksales vertrauend, für's erste zu den Proben meines «Rienzi», an welchen selbst mir bereits nicht mehr sonderlich gelegen war, nach Berlin auf.

In Berlin befiel mich zunächst ein ähnlicher Eindruck wie damals, als ich auf meiner Wiederkehr von Paris, es nach längerer Entfernung davon, abermals betrat. Professor *Werder*, mein Freund vom «fliegenden Holländer» her, hatte mir zuvor an dem berühmten Gensdarmenplatz eine

Wohnung besorgt, doch konnte ich selbst bei meinem täglichen Ausblick auf denselben mich nicht überreden, in einem Theil des Centrum's Deutschlands mich zu befinden. Bald nahmen mich jedoch die Sorgen meines nächsten Anliegens in Beschlag. An officiellen Vorkehrungen zur Befriedigung meiner Wünsche hatte es zwar nicht gefehlt, doch merkte ich bald, dass mein «Rienzi» eben nur auch als Kapellmeisteroper angesehen und bedacht wurde, d. h. dass die disponiblen Kräfte mir eben nur pflichtgemäss zu Gebot gestellt wurden, ohne dass man in irgend etwas über das Vermögen derselben hinaus zu gehen gesonnen war. Alle Anordnungen für die Proben wurden aber sofort umgeworfen, als *Jenny Lind* zu einem Gastspiel sich bereit meldete, und dafür auf längere Zeit die königliche Oper ausschliesslich in Anspruch behielt.

Während der hieraus entstehenden Verzögerung bemühte ich mich nun, der Erreichung meines Hauptzweckes, einem persönlichen Bekanntwerden mit dem Könige, näher zu kommen. Ich bediente mich hierzu meiner älteren Verbindungen mit dem Intendanten der Hofmusik, dem Grafen *Redern*. Dieser Herr nahm mich sogleich mit grösster Herablassung auf, lud mich zu Diner und Abendgesellschaft, und unterhielt sich mit mir auf das Herzlichste über die nöthigen Schritte zur Erreichung meines Vorhabens, in welchem er mich auf das Eifrigste zu unterstützen versprach. Ausserdem wandte ich mich selbst wiederholt nach Sanssouci, um mich zunächst der Königin, schon um ihr meinen Dank auszudrücken, vorzustellen. Ueber einen Verkehr mit Kammerfrauen kam ich jedoch nie hinaus. Man rieth mir, mich mit dem Chef des k. geheimen Kabinets, Herrn *Illaire*, in Verbindung zu setzen. Dieser Herr schien mein Anliegen sehr ernstlich aufzunehmen, und versprach mir, zu thun was er könne, um meinem Wunsche einer persönlichen Vorstellung an den König Vorschub zu leisten. Er erkundigte sich nach meinem eigentlichen Zwecke; ich sagte ihm, dieser sei, vom Könige die Erlaubniss zu erhalten, ihm das Gedicht meines «Lohengrin» vorzulesen. Bei einem der häufig von Berlin aus bei ihm wiederholten Besuche frug er mich endlich, ob ich es nicht für rathsam halte, von *Tieck* eine Empfehlung für meine Arbeit herbeizubringen. Ich konnte ihm melden, dass ich bereits mit dem alten Dichter, welcher als königlicher Pensionnair sich ebenfalls in der Nähe von Potsdam aufhielt, hierüber in erfreuliche Annäherung getreten sei.

Ich hatte mich nämlich sehr wohl entsonnen, dass Frau *v. Lüttichau* ihrem berühmten Freunde vor einigen Jahren, als das Lohengrin-Thema zwischen uns angeregt war, sowohl dieses Gedicht, wie das meines «Tann-

häuser's» zugeschickt hatte. Als ich darauf hin bei *Tieck* mich anmeldete, ward ich wirklich wie ein nicht eigentlich fern stehender älterer Bekannter von diesem aufgenommen. Meine längeren Unterhaltungen mit ihm blieben für mich sehr werthvoll. Mag *Tieck* sich auch immerhin durch eine gewisse Bequemlichkeit in der Ertheilung von Empfehlungen, um welche man bei ihm für dramatische Arbeiten nachsuchte, in einigermassen zweifelhaftes Ansehen gesetzt haben, so erfreute mich doch in meinem Falle die besondere Wärme, mit welcher er sich mir gegen unsere neueste, unter Nachahmung der modernen französischen Theatergeschicklichkeit sich bildende dramatische Litteratur äusserte: seine Klage über den Verlust jeder wahrhaften poetischen Tendenz derselben sprach sich in wirklich stark tönenden elegischen Accenten aus. Dem Gedicht meines «Lohengrin» erklärte er sich durchaus und vollständig geneigt; nur begriff er nicht, wie dieses alles ohne eine gänzliche Umwandlung der bisherigen Basis der Oper in Musik zu setzen sein sollte, und äusserte in diesem Bezuge namentlich seine Bedenken gegen Scenen wie die zwischen Ortrud und Friedrich zu Anfang des zweiten Aktes. Mich dünkte, dass ich ihn zu wirklicher Lebhaftigkeit erregte, als ich über die Lösung dieser scheinbaren Schwierigkeiten, sowie überhaupt im Betreff meiner Ideen über das Ideal des musikalischen Drama's, mich in meiner Weise ihm mittheilte. Je weiter ich mich hierbei verstieg, desto trauriger ward er jedoch, wenn ich ihm meine Hoffnung zu erkennen gab, für die gleichen Gedanken und die Verwirklichung meiner idealen Pläne die Theilnahme des Königs von Preussen zu gewinnen. Er bezweifelte zwar nicht, dass der König mich mit vieler Aufmerksamkeit anhören, und sogar mit Wärme meine Idee erfassen werde, nur müsste ich, wenn ich mich nicht den übelsten Enttäuschungen aussetzen wollte, nicht im mindesten auf einen praktischen Erfolg hiervon rechnen. «Was wollen Sie von einem Herrn sich erwarten, der heute für *Gluck*'s «Iphigenia in Tauris», und morgen ganz ebenso für *Donizetti*'s «Lucretia Borgia» sich erwärmt?» Zunächst unterhielt mich mit Diesem und Aehnlichem *Tieck* viel zu einnehmend, als dass ich dem Bitteren seiner Ansichten ernstlicher nachgedacht hätte. Seine eindringlichste Empfehlung meines Gedichtes an Kabinetsrath *Illaire* versprach er mir gern und freudig, und entliess mich mit grossem Wohlwollen unter herzlichen, doch bangen Segenswünschen.

Der Erfolg aller meiner Bemühungen war, dass die verhoffte Einladung zum König immer und immer ausblieb. Da nun die Proben zum «Rienzi», nach überstandener *Jenny Lind*, wieder ihren ernstlichen Ver-

lauf nahmen, fasste ich den Entschluss, mit jenen anderweitigen Bemühungen bis zur Aufführung meiner Oper einzuhalten, weil ich doch jedenfalls auf die Gegenwart des Monarchen bei der ersten Vorstellung, welche ja auf seinen Befehl angeordnet war, und somit auf eine der Erfüllung meines hauptsächlichsten Wunsches günstige Anregung rechnen zu dürfen glaubte. Je mehr wir uns dieser Aufführung näherten, desto tiefer sank allerdings auch meine Erwartung von der Beschaffenheit derselben. Für die Hauptrolle des «Rienzi» hatte ich mich mit einem tief unter aller Mittelmässigkeit stehenden Tenorsänger von unbedingter Talentlosigkeit begnügen müssen. Es war ein guter, williger Mensch, der mir ausserdem durch meinen besonders freundlichen Mittagsgastwirth, den nicht unberühmten *Meinhard*, auf das Angelegentlichste empfohlen war. Nachdem ich mich viel mit ihm geplagt, und in Folge dessen, wie es mir öfter ging, zu einiger Illusion über seine zu erwartende Leistung mich angeregt hatte, musste endlich, als in den Hauptproben die Entscheidung herauskam, die wahre Einsicht bei mir sich ergeben. Ich ersah, dass Scenerie, Chor, Ballet und Nebenpartien zum grössten Theil sogar vortrefflich ausfielen, dass aber die Hauptfigur, um die sich gerade in dieser Oper alles dieses eben nur gruppirt, zu einem wesenlosen Schatten sich verflüchtigte. Dem entsprach, als es Ende Oktober zur Aufführung kam, in ziemlich richtigem Verhältnisse auch der Erfolg beim Publikum. In Folge der ziemlich guten Wirkung mancher glänzenden Ensemblestücke, namentlich auch der sehr glänzenden Aufnahme der Leistung einer Frau *Köster* als «Adrianos», konnte zwar dieser Erfolg allen äusseren Anzeichen nach als ein nicht ungünstiger angesehen werden; dennoch fühlte ich selbst am Besten, dass er keinen wirklichen Kern haben könne, weil nur das Unwesentliche meiner Arbeit in die Augen und Ohren, nicht aber das Wesentliche in die Empfindung hatte fallen können. Auch eröffneten sofort die Berliner Rezensenten in der mir bereits bekannten Weise ihre auf Vernichtung jeden Erfolges meiner Oper ausgehenden Angriffe, so dass ich nach der zweiten Aufführung, welche ich ebenfalls noch persönlich dirigirte, mich nun nach dem Ergebniss meiner verzweiflungsvollen Bemühungen zu fragen hatte.

Diese Frage, wenn ich sie an meine wenigen vertrauten Freunde richtete, führte zu mancherlei Belehrung. Unter diesen Freunden erwähne ich zunächst den zu meiner wahrhaften Erquickung in Berlin, als dort neu Angesiedelten, wieder gefundenen *Hermann Franck*. Meine besten Stunden während der traurigen zwei Monate, hatte ich in seinem, im Ganzen doch nur spärlich zu geniessenden Umgange verlebt. Gewöhn-

lich berührte unsere Unterhaltung bereits seit früherer Zeit schon vom Theater weit abliegende Gegenstände, so dass ich mich fast zu schämen hatte, mit meinen Klagen aus diesem Gebiete her ihn zu behelligen, namentlich, da sie meine Bemühungen für ein Werk betrafen, für welches ich eben nur noch ein wirklich recht praktisches theatralisches Interesse hegen konnte. Er seinerseits gelangte bald so weit, mich wiederum darüber zu beklagen, dass ich eben diesen «Rienzi», mit welchem ich doch nur an das eigentliche und gewöhnliche Theaterpublikum mich wendete, und nicht vielmehr den «Tannhäuser» zu einem Versuch, in Berlin eine meinen höheren Zwecken förderliche Partei zu bilden, gewählt hätte. Er behauptete nämlich, dass ich durch den Charakter gerade dieser Arbeit Leute zu erneuertem Interesse für das Theater bestimmt haben würde, welche gleich ihm nicht mehr zum eigentlichen Theaterpublikum zu zählen seien, eben weil sie alle Hoffnung auf das Erfassen einer edleren Tendenz von Seiten desselben aufgegeben hätten.

Ganz entmuthigend lauteten andererseits die sonderbaren Mittheilungen über den Charakter des Berliner Kunstwesen's, welche *Werder* mir gelegentlich machte. In Betreff des Publikums sagte er mir einmal, ich solle nur nichts anderes erwarten, als dass vom ersten bis zum letzten Range bei der Aufführung eines unbekannten Werkes irgend ein Mensch in einer andern Stimmung seinen Platz einnehme, als indem er sich früge, in welcher Weise er das Erwartete nun eigentlich schlecht zu finden habe. Trotzdem *Werder* von keiner meiner Bestrebungen mich abzubringen wünschte, glaubte er doch unausgesetzt mich davor warnen zu müssen, irgend etwas, namentlich aus den höheren Sphären Berlin's, zu erwarten. Als ich ihn, der den bedeutenden Eigenschaften des König's durchaus Anerkennung gezollt wissen wollte, frug, wie er wohl meine, dass dieser es aufnehmen würde, wenn ich ihm meine Ideen über die Veredelung der Oper vorträge, antwortete er mir, nachdem er länger meiner feurigen Rede zugehört: «Darauf würde Ihnen der König sagen: sprechen Sie mit *Stawinsky!*» Dieser war nämlich der Opernregisseur, dick, bequem und in der gemeinsten Routine verfault.

In ähnlicher Weise war Alles, was ich sonst erfuhr, geeignet, mich zu entmuthigen. Ich hatte *Bernhard Marx*, welcher bereits vor Jahren in Folge des «fliegenden Holländer's» eine günstige Stellung zu mir genommen hatte, besucht, und war von ihm in auszeichnender Weise aufgenommen worden. Die auffallende Erschlaffung, in welcher ich diesen Mann, der durch seine früheren Schriften und musikalischen Kritiken mir als von energischem Feuereifer beseelt erschienen war, antraf, fiel mir, namentlich

als ich ihn jetzt an der Seite einer in wahrhaft hinreissender Schönheit strahlenden, sehr jungen Gattin kennen lernte, besondern auf. Aus seinen Unterhaltungen ging mir bald hervor, dass er auch die entfernteste Hoffnung auf jeden Erfolg irgend welcher ernstlichen Bemühung auf dem uns Beiden vertrauten Gebiete, durch langjährige Erfahrung von der unglaublichen Hohlheit aller der Machtsphäre verwandten Autoritäten, aufgegeben hatte. So erzählte er mir die allerdings sehr sonderbaren Schicksale einer Eingabe, welche er an den König zur Gründung einer Musikschule gemacht hatte. Auf diese war in einer besondern Audienz der König mit allergrössestem, bis auf das kleinste Detail beachtendem Interesse eingegangen, so dass *Marx* im vollsten Glauben des glücklichen Erfolgs sich bestärkt fühlte. Seitdem blieben jedoch alle seine Bemühungen und weiteren Verhandlungen über die Angelegenheit, in welcher er von Einem zum Andern gewiesen wurde, vollständig fruchtlos, bis er endlich zu einem General zur Audienz befohlen ward, welcher diesmal, ganz wie zuerst der König selbst, *Marxen's* Vorschläge bis in das geringste Detail sich erörtern liess, und dem Unternehmen mit grosser Wärme beistimmte. «Und nun,» so schloss *Marx* seine sehr reichhaltige Erzählung, «war es zu Ende; ich erfuhr nie wieder etwas.»

Eines Tages erfuhr ich, dass Gräfin *Rossi*, die berühmte *Henriette Sonntag*, welche damals bereits in die misslichen Verhältnisse gelangt war, die sie abermals in die Künstlerlaufbahn zurückwarfen, sich in Berlin sehr zurückgezogen aufhielt, meiner von Dresden her freundlich eingedenk war, und meinen Besuch wünschte. Auch sie hatte mir vorzüglich über das allgemeine Unvermögen, in den Berliner machtgebenden Kreisen für irgend welche künstlerischen Zwecke zur Einwirkung zu gelangen, Klage zu führen. Namentlich, so meinte sie, schiene der König eine Art Befriedigung darin zu finden, das Theater schlecht verwaltet zu wissen, denn nie bekämpfe er die in diesem Betreff an ihn gelangenden Ausstellungen, nie aber auch stimme er irgend einem Vorschlage zur Verbesserung bei. Sie begehrte etwas von meiner neuesten Arbeit kennen zu lernen; ich übergab ihr zunächst das Gedicht des «Lohengrin» zur Durchlesung. Bei meinem nächsten Morgenbesuche, an welchem sie die Einladung zu einer musikalischen Abendunterhaltung, die sie dem Grossherzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrem väterlichen Beschützer, zu Liebe bei sich veranstaltete, mir vorläufig kund gab, stellte sie mir auch mein Manuscript des Lohengrin-Gedichtes zurück, mit der Versicherung, es habe sie sehr angesprochen, und oft habe sie bei der Lektüre «die kleinen Feen und Elfen vor sich tanzen sehen». Da ich sonst an dem

warmen, freundlichen Ausdruck der recht natürlich gebildeten Frau mich herzlich erwärmt hatte, fühlte ich mich nun plötzlich wie mit kaltem Wasser übergossen, entfernte mich bald, und sah die Gräfin *Rossi* nie wieder, wozu ich auch ausserdem bei dem Ausbleiben der angekündigten Einladung keine besondere Veranlassung mehr erhielt.

Herr *E. Kossak* suchte meine Bekanntschaft; ohne in weitere, namentlich ergiebige Beziehungen zu ihm zu gerathen, erhielt ich doch von ihm einen hinreichend freundlichen Eindruck, um auch ihm das Gedicht meines «Lohengrin» zur Lektüre zu überlassen. Ich traf ihn eines Tages in seinem soeben mit heissem Wasser gescheuerten Zimmer bei einer unerträglichen Ausdünstung, welche ihm bereits Kopfschmerzen zugezogen hatte, und mir nicht minder lästig fiel, an. Mit einem fast weichlichen Blicke maas er mich, als er mir das Manuskript meines Gedichtes zurückgab, und mir mit einem recht wahrhaftigen Accent versicherte, er habe es «so gemüthlich» gefunden. — Etwas mehr Unterhaltung gewann ich aus einem gelegentlichen Umgang mit *H. Truhn*, welcher sich bei einem guten Glase Wein, das ich ihm bei *Lutter* und *Wegener*, wo ich mich der *Hoffmann*'schen Reminiscenzen wegen dann und wann einfand, mit scheinbar wachsendem Antheil meine Ideen über die mögliche Bestimmung und zu erstrebende Erweiterung des Operngenre's erörtern liess. Mancherlei Witziges und gut Beobachtetes vernahm ich von ihm; namentlich machte sein lebhaftes, bewegliches Wesen oft günstigen Eindruck auf mich. Als Rezensent trat er jedoch nach der Rienzi-Aufführung ebenfalls auf die allgemein betretene Seite der Bespötter und Herunterreisser. — Nur mein armer älterer Freund *Gaillard* stand mir bei mancher Widerwärtigkeit rüstig, aber durchaus machtlos zur Seite. Mit seinem kleinen Musikgeschäft wollte es nicht gehen, seine musikalische Zeitschrift war bereits eingegangen: so konnte er mir nur in sehr kleinen Angelegenheiten behülflich sein. Leider entdeckte ich, dass er nicht nur Verfasser vieler höchst bedenklicher dramatischer Arbeiten, für welche er mich zu gewinnen suchte, sondern auch durch ausgesprochene hektische Anlage einem vermuthlich sehr baldigen Tode verfallen war, so dass selbst der wenige Umgang, den ich mit ihm pflog, bei all seiner Treue und Ergebenheit nur einen wehmüthigen und meine Stimmung bedrückenden Einfluss auf mich ausübte.

Da ich nun doch aber andrerseits von dem einzigen Verlangen, es zu einem meiner Lage so höchst nöthigen Erfolg zu bringen, die ganze Berliner Unternehmung gegen jede innere Neigung angetreten hatte, so überwand ich mich, auch selbst bei *Rellstab* mich einzufinden. Da er

beim «fliegenden Holländer» sich besonders an «Nebelhaftigkeit» und «Gestaltungslosigkeit» gestossen hatte, glaubte ich ihn nun mit einigem Vortheil auf den helleren und deutlicheren Zuschnitt meines «Rienzi» hinweisen zu dürfen. Er schien es wohlgefällig hinzunehmen, dass ich etwas auf ihn zu geben den Anschein nahm; doch kündigte er mir im Voraus die ihm in seiner Art wiederum anhaftende Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit des neueren Kunstproduzirens seit *Gluck* an, und meinte, im glücklichsten Falle würde man beim besten Streben doch nur «Bombast» zu Tage bringen. — Ich sah, Alles gab sich in Berlin der Verzweiflung hin, eine Stimmung, welche, wie ich erfahren, nur *Meyerbeer* theilweise zu verklären verstanden hatte.

Auch diesen ehemaligen, und eigentlich immer fort noch sich als solchen ausgebenden Gönner, traf ich diesmal in Berlin an. Sogleich nach meiner Ankunft hatte ich ihn aufgesucht: ich traf im Vorzimmer seinen Diener mit Herrichtung der Reisekoffer beschäftigt und erfuhr, dass *Meyerbeer* in baldiger Abreise begriffen sei, was dieser mir selbst, mit dem Bedauern, in nichts mir dienlich sein zu können, bestätigte. Ich hatte somit sogleich beim Empfang Abschied von ihm zu nehmen. Längst glaubte ich ihn bereits weit entfernt, als ich nach einigen Wochen zu meiner Verwunderung erfuhr, Herr *Meyerbeer*, ohne sich weiter sehen zu lassen, verweile immer noch in Berlin; sogar in einer der Theaterproben des «Rienzi» wurde er endlich noch gesehen. Was dies zu bedeuten habe, ist mir erst später, und namentlich durch eine unter Eingeweihten ziemlich verbreitete Ansicht hierüber, welche mir seiner Zeit *Eduard von Bülow*, der Vater meines jungen Freundes, berichtete, klar geworden. Ohne dass ich eine Ahnung davon hatte, woher dies komme, erfuhr ich ungefähr gegen die Mitte meines Aufenthaltes in Berlin durch Kapellmeister *Taubert*, dass es ihm von vielen sehr unterrichteten Seiten zu Ohren gekommen sei, ich bewürbe mich um eine Dirigentenstelle am dortigen Hoftheater, und solle sogar grosse Aussichten haben, diese mit besonderen Befugnissen ausgestattet zu erhalten. Es bedurfte meinerseits, um namentlich mit *Taubert* in einem mir nöthigen guten Vernehmen mich zu erhalten, der allerbestimmtesten Versicherungen, dass ich in gar keiner Weise weder an eine solche Bewerbung, noch an die Annahme einer Anstellung, wenn sie mir selbst angeboten würde, denke. Andererseits wurden alle meine Bemühungen, an den König zu gelangen, unabänderlich vereitelt. Der Hauptvermittler hierfür, an den ich mich immer wieder wandte, blieb Graf *Redern*, auf dessen bedenkliche Solidarität mit *Meyerbeer* ich zwar aufmerksam gemacht wurde, dessen

unglaublich freimüthigen und gewogenen Benehmen mich aber immer wieder in der Annahme seiner Redlichkeit bestärkte. Ich hatte endlich alle meine Hoffnung nur noch darauf gesetzt, dass der König doch unmöglich der Aufführung des auf seinen Befehl gegebenen «Rienzi» fern bleiben könnte; an diese Annahme knüpfte ich meine weitere Hoffnung auf eine Annäherung an ihn. Nun meldete mir aber Graf *Redern* mit wahrem Ausdruck der Verzweifelung, dass der König gerade am Tage der ersten Aufführung auf einer Jagd begriffen sein werde. Von Neuem bat ich ihn, alles aufzubieten, um mich der Anwesenheit des Königs wenigstens bei der zweiten Aufführung zu versichern. Da meldete mir endlich mein unermüdlicher Gönner, es sei unbegreiflich, aber es scheine, dass S. M. eine völlige Abneigung dagegen, meinem Wunsche nachzukommen gefasst habe; er habe aus höchst eigenem Munde die harten Worte hören müssen: «Ach, kommen Sie mir wieder mit Ihrem Rienzi!»

In dieser zweiten Aufführung nun begegnete mir ein freundliches Abenteuer. Nach dem effektvollen zweiten Akte schien das Publikum auch mich mit einem Hervorrufe bedenken zu wollen; als ich, um nöthigen Falls dem zu entsprechen, aus dem Orchester in das Vestibüle trat, glitt mein Fuss auf dem glatten Parquet aus, und ich war im Begriff, einen vielleicht nicht unempfindlichen Fall zu thun, als ich mich mit kräftiger Hand am Arm festgehalten fühlte: ich erkannte den *Prinzen von Preussen*, welcher aus seiner Loge getreten war, und sofort die Gelegenheit meiner Habhaftwerdung ergriff, um mich einzuladen, ihm zu seiner Gemahlin zu folgen, welche meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Diese, soeben erst in Berlin angekommen, erklärte mir, meine Oper, über welche sie sich sehr freudig äusserte, zwar an diesem Abend zum ersten Male zu hören, jedoch von mir und meinem künstlerischen Charakter bereits seit längerer Zeit auf das Empfehlendste unterrichtet zu sein, und zwar durch die Mittheilungen einer gegenseitigen Freundin, *Alwine Frommann*. Der ganze Eindruck dieser Begegnung, bei welcher der Prinz theilnahmsvoll anwesend blieb, hatte einen ungewöhnlich freundlichen und wohlthätigen Charakter.

In der That war es auch meine alte Freundin *Alwine*, welche in Berlin gewiss nicht nur mit den theilnehmendsten Sorgen allen meinen dortigen Schicksalen folgte, sondern auch, was nur in ihren Kräften stand, aufwendete, um mir Trost und Muth zur Ausdauer zu geben. Fast regelmässig besuchte ich sie des Abends, um in edlerem Gespräche, als der Tagesverkehr es mir ermöglicht hatte, während einer Erholungs-

stunde zum Kampfe gegen die Widerwärtigkeiten des folgenden Tages mich zu stärken. Besonders erfreute mich die warme und verständnisvolle Theilnahme, welche von ihr und unserem beiderseitigen Freunde *Werder*, dem eigentlich mich beherrschenden Gegenstande aller jetzigen Bemühungen, meinem «Lohengrin», gewidmet wurde. Seit der bisher verzögerten Ankunft ihrer vertrauten Gönnerin, der *Prinzessin von Preussen*, glaubte sie auch etwas Näheres über den Stand meiner Angelegenheit beim König erfahren zu können, wiewohl sie mich zu bedeuten hatte, dass eben diese hohe Frau dort in höchster Ungunst stehe, und ihr Einfluss auf den Monarchen sich nur unter der Beobachtung einer einigen Convention kund geben könne. Auch blieb von dieser Seite her bis zu meiner endlich nicht mehr zu verschiebenden Abreise jede Mittheilung aus.

Da ich andrerseits veranlasst wurde, noch eine dritte Aufführung des «Rienzi» zu dirigiren, und während doch immer noch die Möglichkeit verblieb, eine plötzliche Bescheidung nach Sans-Souci zu empfangen, setzte ich nun einen bestimmten Tag fest, bis zu welchem ich dem Schicksal in Betreff meiner wichtigsten Pläne die Thüre offen lassen wollte. Auch dieser Termin verstrich, und es blieb nun dabei, dass ich meine Berliner Hoffnungen für durchaus gescheitert anzuerkennen hatte.

Es war eine üble Stimmung, in welcher ich zu diesem Schlusse mich entschied. Ich entsinne mich, selten von dem Einfluss kalter und nasser Witterung, und eines ewig grauen Himmels so armselig bedrückt gewesen zu sein, als in diesen letzten schlimmen Berliner Wochen, wo Allen, was ich ausserhalb meiner unmittelbaren Leidenssphäre erfuhr, mit bleierner Entmuthigung auf mich drückte. So meine Unterhaltungen mit *Hermann Franck* über die sozialen und politischen Zustände, welche damals durch den verunglückten Versuch des vom König von Preussen berufenen vereinigten Landtages eine besonders düstre Färbung erhalten hatten. Ich hatte zu Denjenigen gehört, welche anfänglich dieser Unternehmung eine hoffnungsvolle Bedeutung beizumessen gestimmt waren; von einem so kenntnissvollen Mann, wie *Franck*, alles hierauf bezügliche Persönliche und Thatsächliche näher beleuchtet zu erhalten, war mir nun wahrhaft erschreckend. Aus allen seinen ohne jede Leidenschaftlichkeit mitgetheilten Ansichten hierüber, sowie über den preussischen Staat selbst, die von ihm vermeintlich vertretene deutsche Intelligenz, sowie die ihm allgemein zugesprochene grosse Sicherheit und Geordnetheit der Verwaltung des öffentlichen Wesen's,

mussten so vollständig jede bisher in diesem Bezug gefasste günstige und hoffnungsvolle Meinung zerstören, dass ich mich wie im Chaos angelangt sah, wenn ich von hieraus auf eine gedeihliche Gestaltung Deutschland's noch zu blicken versuchte. Hatte ich von meiner Dresdener Misère aus auf die Möglichkeit, welche mir der Gewinn der Theilnahme des Königs von Preussen für meine Ideen zu bieten schien, mit Hoffnung ausgesehen, so konnte ich nun der furchtbaren Hohlheit, welche nach jeder Seite hin mir das Wesen der Dinge aufdeckte, in keiner Weise mehr meine Erkenntniss verschliessen.

In dieser tief verzweifelten Stimmung machte es auf mich einen fast nur sonderbaren Eindruck, als bei meinem Abschiedsbesuch Graf *Redern* mit höchst niedergeschlagener Miene die soeben erhaltene Nachricht von *Mendelssohn's* Tode mir meldete. Ich blieb entschieden ohne Verständniss dieses Schicksalszuges, von welchem mich zunächst nur die augenfällig kummervolle Wirkung auf *Redern* betroffen machte. Jedenfalls blieb ihm bei diesem immerhin peinlichen Abschiede von mir hierdurch die Unannehmlichkeit einer ausführlicheren und herzlichen Explication über meine eigene, seinem Mitgefühl so nahe gebrachte Lage erspart.

So blieb mir denn für Berlin nur noch die Nöthigung der Berichtigung des Verhältnisses meiner materiellen Erfolge zu meinen materiellen Opfern übrig. Für einen Aufenthalt von zwei Monaten, an welchem schliesslich meine Frau und selbst meine Schwester *Klara*, beide durch den verhofften ungemeinen Succès der Berliner Aufführung des «Rienzi» angezogen, Theil genommen hatten, fand es sich, dass mein alter Freund, der Intendant *Küstner*, durchaus zu keiner Entschädigung sich veranlasst fühlte. Aus seiner mit mir gepflogenen Korrespondenz konnte er mir mit unwiderleglicher juristischer Präcision nachweisen, dass seinerseits nur der «Wunsch» meiner Mitwirkung bei dem Einstudiren des Rienzi, keineswegs aber eine «Einladung» hierzu ausgesprochen worden war. Da mir nun durch des Grafen *Redern* heftige Trauer über *Mendelssohn's* Tod es abgeschnitten war, diesen um Vermittlung für so gemeine persönliche Interessen anzugehen, blieb mir nichts übrig, als die Wohlthat *Küstner's* dankbar anzunehmen, welcher mir die Tantième für die drei stattgehabten Aufführungen vorschussweise auszahlen liess. In Dresden war man verwundert, dass ich mir von dorther einigen Gehaltvorschuss zu meiner Auslösung aus dieser glänzenden Berliner Unternehmung erbitten musste. — Als ich mit meiner Frau in abscheulichster Witterung durch die öden Marken auf meinem Heimwege dahin-

fuhr, glaubte ich diejenige tief verzweiflungsvolle Lebensstimmung zu empfinden, in welche ich wohl nur einmal und nie wieder versinken können würde. Doch ergötzte es mich, schweigend in den grauen Nebel aus dem Waggon hinausblickend, meine Frau in einen Disput mit einem reisenden Handlungsbeflissenen gerathen zu hören, welcher zu gefälliger Unterhaltung sich sehr wegwerfend über die «neue Oper Rienzi» ausgelassen hatte. Mit grosser Wärme, ja Leidenschaftlichkeit, berichtigte meine Frau verschiedene Irrthümer des feindseligen Mannes, und brachte zu ihrer grossen Befriedigung von ihm das Bekenntniss heraus, dass er selbst die Oper gar nicht gehört habe, sondern nur nach dem Hörensagen und den Rezensionen zu seiner Ansicht gelangt sei, was ihm denn meine Frau auf das Ernstlichste verwies, «weil man nicht wissen könne, wen man mit so etwas in Zukunft verletze».

Mit diesem einzigen erheiternd tröstlichen Eindrucke gelangte ich nach *Dresden* zurück, wo nun die besonderen Folgen der ausgestandenen Berliner Widerwärtigkeiten sogleich in den bedauernden Bezeigungen meiner Bekannten mir entgegentraten. Die Zeitungen hatten von einem entschiedenen Durchfalle meiner Oper berichtet. Zu meiner besonderen Pein hatte ich diesen Widerwärtigkeiten durch heitere Miene und die Versicherungen, dass es keineswegs so schlimm stehe, im Gegentheil mir vieles Erfreuliche widerfahren sei, zu begegnen.

Diese mir ungewohnte Bemühung setzte mich in ein sonderbares Parallelverhältniss zu der bei meiner Rückkunft in Dresden vorgefundenen Situation, in welcher ich *Ferdinand Hiller* antraf. Dieser hatte ungefähr gleichzeitig hier seine neue Oper «Conradin von Hohenstaufen» zur Aufführung gebracht. Mit diesem während seiner Ausarbeitung vor mir verheimlichten Werke, in welchem Dichter und Komponist die Tendenzen und Effecte meines «Rienzi» mit denen meines «Tannhäusers» auf eine für Dresden besonders glückliche Weise combinirt zu haben vermeinten, glaubte *Hiller* nach den in meiner Abwesenheit stattgefundenen drei Aufführungen eines durchgreifenden Erfolges sich versichert zu haben. Da er sich auf der Abreise nach Düsseldorf, wohin er als Konzertdirektor berufen worden war, befand, empfahl er mir sein Werk mit ungemeiner Zuversicht zur weiteren Pflege, wobei er bedauerte, mir nicht die Direktion desselben zuweisen gekonnt zu haben. Er gab zu, dass er den grossen Erfolg zum Theil wohl der wunderbar glücklichen Darstellung, namentlich der Männerrolle des «Conradin» durch meine Nichte *Johanna*, zu verdanken habe; diese liess sich mir mit gleicher Zuversicht wiederum dahin vernehmen, dass *Hiller*'s Oper ohne sie

allerdings wohl nicht so ausserordentlich durchgeschlagen haben würde. Ich war nun wirklich gespannt, diess glückliche Werk und seine so erfolgreiche Darstellung selbst kennen zu lernen, was, nachdem *Hiller* nebst Familie Dresden gänzlich verlassen hatte, durch eine angekündigte vierte Vorstellung mir ermöglicht werden sollte. Als ich beim Beginn der Ouvertüre den Saal betrat, um meinen Sitz im Parquet einzunehmen, befiel mich ein seltsames Erstaunen, bis auf einige kaum bemerkbare Ausnahmen sämmtliche Zuschauerplätze vollkommen leer zu finden. Auf dem entgegengesetzten Ende der von mir eingenommenen Bank bemerkte ich den Dichter des Sujets, den sanften Maler *Reinike*. Wir rückten ungenirt gegen die Mitte des Raumes zusammen, und unterhielten uns über den wunderlichen Zustand, in welchem wir uns befanden. Ich vernahm von ihm wehmüthige Klagen über *Hiller*'s musikalische Ausführung seiner Dichtung; das Geheimniss des Irrthums, in welchen *Hiller* über den Erfolg seines Werkes gerathen, liess er, offenbar in grosser Bestürzung über den unwiderleglichen Fall der Oper, mir selbst unaufgeklärt. Ich erfuhr nun von anderwärts her, wie es *Hiller* möglich geworden war, sich in so grosse Selbsttäuschung zu versetzen. Frau *Hiller*, selbst aus Polen stammend, hatte es verstanden, ihre zahlreichen in Dresden sich aufhaltenden Landsleute, gemeiniglich eifrige Theaterbesucher, in ihren sehr häufigen Réunions für die Oper ihres Mannes zu werben. Diese Freunde hatten in der ersten Vorstellung mit gewohntem Feuer das Publikum zu Beifallkundgebungen angeführt, selbst aber so wenig Gefallen an dem Werke gefunden, dass sie in der zweiten, an und für sich schwach besetzten Aufführung ausgeblieben waren, wodurch der Erfolg der Oper so gut als ungünstig entschieden galt. Jetzt wurde alles aufgeboten, um an einem Sonntage, an welchem das Theater von selbst sich zu füllen pflegte, mit dem Aufruf an alle nur erdenklichen polnischen Hülfskräfte für den Beifall, eine dritte Aufführung zu Stande zu bringen. Diess geschah: die polnische Theateraristocratie erfüllte mit gewohnter Ritterlichkeit ihre Pflicht gegen das hülfsbedürftige Paar, in dessen Salon man so oft angenehmen Soireen beigewohnt hatte. Wiederum ward der Komponist gerufen, alles ging glücklich, und nun hielt sich *Hiller* an die Erfahrung von dem Charakter der dritten Aufführung eines neuen Werkes, nach welchem feststand, dass der Erfolg dieser der Ausschlag gebende sei, gerade wie es sich beim «Tannhäuser» ebenfalls erwiesen hatte. Das Künstliche dieses Vorganges stellte sich nun aber eben mit dieser vierten von mir erlebten Vorstellung, zu deren Besuch niemand mehr dem abgereisten

Komponisten verpflichtet war, heraus. Auch meine Nichte war beschämt, und fand, dass doch selbst die vortrefflichste Leistung einer Sängerin eine solche langweilige Oper nicht zu halten vermöchte. Während wir so dem Elend zusahen, gelang es mir, einige schon im Sujet begründete auffallende Schwächen und Fehler dem Dichter nachzuweisen; dieser berichtete darüber an *Hiller*, worauf ich aus Düsseldorf ein warmes Freundschaftsschreiben erhielt, mit der Anerkennung des begangenen Unrechtes, seiner Zeit meinen Rath für das Sujet von sich gewiesen zu haben. Nicht undeutlich ward mir zugleich zu verstehen gegeben, dass es wohl noch Zeit sei, nach meinen Angaben die Oper zu verändern, bei welcher Gelegenheit ich mir das grosse Verdienst erwerben könnte, ein doch offenbar gut intentionirtes und in seiner Art bedeutendes Werk dem Repertoire zu erhalten, — wozu es jedoch nicht kam.

Hiergegen erfuhr ich die kleine Genugthuung, dass mir noch von zwei Aufführungen meines «Rienzi» in Berlin berichtet wurde, um deren guten Erfolg, wie er selbst mir meldete, Kapellmeister *Taubert* durch äusserst effektvolle Zusammenstreichungen sich verdient gemacht zu haben glaubte. Immerhin musste meiner eigenen Ueberzeugung nach auf einen dauernden und gewinnbringenden Erfolg meiner Berliner Unternehmung durchaus verzichtet werden, und so konnte ich Herrn *v. Lüttichau* länger nicht verbergen, dass, wenn ich mit nöthigem gutem Muthe ferner aushalten sollte, ich auf einer Verbesserung meines Gehaltes bestehen müsste, da ich auf auswärtige, bedeutende und meinem unglücklichen Opernverlagsgeschäfte günstige Erfolge nicht rechnen, bei der Beschränkung meines an und für sich so dürftigen Gehaltes aber unmöglich bestehen könnte. Ich verlangte nichts weiter, als Gleichstellung mit meinem Kollegen *Reissiger*, was mir auch von Anfang an in nächste Aussicht gestellt worden war.

Bei dieser Lage der Dinge schien nun Herrn *v. Lüttichau* die Zeit gekommen, wo er mir meine Abhängigkeit von seinem, nur durch gehörige Fügsamkeit mir zuzusichernden, guten Willen fühlen zu lassen habe. Nachdem ich mich um die Gunst der gewünschten mässigen Gehaltserhöhung in persönlicher Audienz der Gnade des Königs empfohlen hatte, versprach mir zwar Herr *v. Lüttichau*, den seinerseits unerlässlichen Bericht über meine Angelegenheit im empfehlendsten Sinne auszufertigen. Wie gross war aber meine Bestürzung und Beschämung, als er mir eines Tages diesen seinen vom König wieder zurückgelangten Bericht zur Eröffnung des Bescheides mittheilte. In ihm war ausgeführt,

dass ich durch Ueberschätzung meines Talentes, leider auch durch thörichte Verwöhnung Seitens verschiedener exaltirter Freunde (unter welche er Frau *v. Könneritz* zählte), zu der Meinung veranlasst worden wäre, mindestens gleiche Berechtigung zu Erfolgen, wie sie *Meyerbeer* gewonnen, mir erworben zu haben; hierdurch wäre ich in eine so bedeutende Verschuldung gerathen, dass es allerdings in Betracht zu ziehen sein dürfte, ob meine Entlassung nicht räthlich erschiene, wenn nicht andrerseits mein Fleiss und meine anerkennenswerthen Leistungen, wie sie namentlich in meiner Bearbeitung der *Gluck*'schen »Iphigenie« zur Kenntniss der Direktion gelangt seien, den ferneren Versuch mit meiner Beibehaltung anempfehlen möchten, für welchen Fall dann allerdings an eine Begünstigung meiner materiellen Verhältnisse gedacht werden müsste. Hier konnte ich nicht weiter lesen, und gab starr vor Erstaunen meinem Gönner sein Papier zurück; dem von ihm wahrgenommenen üblen Eindruck auf mich suchte er augenblicklich dadurch vorzubeugen, dass er mir sagte, mein Wunsch sei ja erreicht, die sofort mir zufallenden 300 Thaler könnte ich zur Stunde an der Kasse erheben. Ich entfernte mich schweigend und überlegte mir, was ich der mir angethanen Schmach gegenüber zu thun habe. Es war mir unmöglich, die 300 Thaler zu erheben.

Während nun aber die allerwiderwärtigsten Verlegenheiten mich bedrängten, ward eines Tages im November der Besuch des Königs von Preussen in Dresden gemeldet, und zugleich auf dessen besondern Wunsch eine Aufführung des »Tannhäuser« angesetzt. Wirklich erschien er zu dieser Aufführung mit der sächsischen Königsfamilie im Theater, und wohnte ihr mit augenscheinlichem Interesse von Anfang bis zu Ende bei. Eine sonderbare Erklärung für sein Ausbleiben von den Berliner Aufführungen des »Rienzi«, welche der König von Preussen bei dieser Gelegenheit gab, ward mir berichtet: er habe es sich nämlich versagt, eine meiner Opern in Berlin zu hören, weil ihm an einem guten Eindruck davon gelegen sei, und er wisse, dass sie an seinem Theater nur schlecht gegeben werden könnten. — Immerhin gab mir dieses seltsame Ereigniss wenigstens so viel heiteres Selbstvertrauen zurück, als ich bedurfte, um die bewussten 300 Thaler, welche ich so peinlich nöthig hatte, in Empfang zu nehmen.

Auch Herr *v. Lüttichau* schien es sich angelegen sein zu lassen, einigermassen wieder mein Zutrauen zu gewinnen; ich glaubte mir aus seiner ungestörten Freundlichkeit entnehmen zu müssen, dass der gänzlich ungebildete Mensch gar kein Bewusstsein seiner mir angethanen Schmach

hätte. Er kam auf die in meinem zurückgewiesenen Orchestermemoire vorgeschlagenen Orchester-Konzerte zurück, um mich zu bestimmen, solche Musikaufführungen als von der Direction, nicht aber vom Orchester selbst ausgehend, im Theater einzurichten. Nachdem ich zunächst ausgewirkt, dass die Einnahmen davon dem Orchester zufallen sollten, ging ich gern an die Ausführung des Projektes. Nach meinem besondern Plane ward die Bühne des Theaters, vermöge eines das ganze Orchester einschliessenden, äusserst vortheilhaft sich bewährenden Schall-Gehäuses, zu einem seither als ausgezeichnet geltenden Konzertsaale hergerichtet. Von den Aufführungen sollten in Zukunft im Winterhalbjahre sechs stattfinden; da wir diesmal am Schlusse des Jahres nur die zweite Hälfte des Winters noch in Aussicht hatten, wurde für drei Konzerte ein Abonnement eröffnet, durch welches sofort die ganzen Räume des Theaters vom Publikum in Beschlag genommen wurden. Die Vorbereitungen hierfür beschäftigten mich einigermassen günstig zerstreuend, so dass ich mit einer etwas versöhnten, freundlicheren Stimmung mich dem verhängnissvollen Jahre 1848 zuwandte.

Im folgenden Januar ging das erste dieser Kapellkonzerte vor sich, welches schon durch sein sehr ungewöhnliches Programm mir grosse Anerkennung verschaffte. Ich hatte nämlich gefunden, dass, wenn solchen Aufführungen eine wirkliche Bedeutung, gegenüber dem von allem ernsten Kunstgenuss abwendenden bunten Nebeneinander der den verschiedenartigsten Genres angehörenden Musikproduktionen, verliehen werden sollte, nur zweien wohlthätig mit sich abwechselnden Gattungen der eigentlichen Musik hier Raum gegeben werden durfte. Zwischen zwei Symphonien stellte ich ein oder zwei grössere, sonst nicht zu hörende Vokalstücke auf, und liess hierin das ganze Konzert bestehen. Nach einer *Mozart*'schen Symphonie (in D-dur) liess ich sämmtliche Musiker von ihren Plätzen sich zurückziehen, um dafür ein imposantes Gesangpersonal aufzustellen, welches *Palestrina*'s «Stabat mater», nach einer von mir sorgsam bearbeiteten Angabe des Vortrag's, und *Bach*'s achtstimmige Motette: «Singet dem Herrn ein neues Lied» auszuführen hatte; hierauf liess ich das Orchester wieder seine Plätze einnehmen, um die «Sinfonia Eroica» *Beethoven*'s vorzutragen, und damit zu schliessen.

Der Erfolg war ein sehr erhebender, und namentlich eröffnete sich mir, bei meinem immer grösseren Ekel vor dem Befassen mit unserem Operarepertoir, auf welches ich, gegenüber den selbst von *Tichatscheck* unterstützten Gelüsten meiner Primadonna-süchtigen Nichte, immer mehr an Einfluss verlor, eine etwas tröstliche Aussicht auf eine fernere

Wirksamkeit als musikalischer Dirigent. Da ich zugleich nach meiner Wiederkehr von Berlin die Instrumentation des «Lohengrin» begonnen, und im Uebrigen nach jeder Seite hin einer immer grösseren Resignation in meiner Stimmung Raum gegeben hatte, glaubte ich ruhig den Bestimmungen meines Schicksals entgegensehen zu können, als mich plötzlich eine tief erschütternde Nachricht traf.

Anfang Februar ward mir der Tod meiner Mutter gemeldet. Ich eilte sofort zu ihrem Begräbniss nach Leipzig, und erfreute mich noch mit tiefer Rührung des wunderbar ruhigen und lieblichen Gesichtsausdruckes der Verstorbenen. Sie hatte die langen letzten Jahre ihres früher so thätigen und unruhevollen Lebens in heiterer Behaglichkeit, und endlich fast kindlich gelaunter friedlicher Zerstreutheit zugebracht. Beim Sterben hatte sie mit lächelnd verklärtem Gesicht, wie mit demüthiger Bescheidenheit ausgerufen: «Ach! wie schön, wie lieblich, wie göttlich! Wie verdiene ich denn solche Gnade?» Es war ein schneidend kalter Morgen, als wir den Sarg auf dem Kirchhof in die Gruft senkten; die festgefrornen Erdschollen, welche wir statt der Handvoll leichter Erde dem Gebrauch nach auf dessen Deckel hinabzustreuen hatten, erschreckten mich durch ihr wildes Gepolter. Auf dem Heimweg zum Hause meines Schwager's *Hermann Brockhaus*, wo die Familie auf eine Stunde sich vereinigte, begleitete mich allein *Heinrich Laube*, welcher meine Mutter sehr lieb gehabt hatte. Er äusserte seine Besorgniss über mein ganz ungewöhnlich angegriffenes Aussehen. Dann begleitete er mich noch zum Bahnhof, und hier fanden wir Worte für den ungemeinen Druck der uns auf jeder edlen Bestrebung gegenüber einer gänzlich in das Nichtswürdige versinkenden Zeittendenz zu liegen schien. Auf meiner kurzen Zurückreise nach Dresden kam zum ersten Male mit deutlichem Bewusstsein das Gefühl meiner vollkommenen Vereinsamung über mich, da ich nicht umhin konnte, mit dem Verluste der Mutter auch jedes natürliche Band des Zusammenhanges mit meinen, in eigenen und besonderen Familieninteressen befangenen Geschwistern als gelöst zu erkennen. So machte ich mich dumpf und kalt an das Einzige, was mich erleuchten und wärmen konnte, die Ausarbeitung meines «Lohengrin», und meine altdeutschen Studien.

So kamen die letzten Tage des Februar heran, welche Europa eine neue Revolution bringen sollten. Unter meinen Bekannten gehörte ich zu denjenigen, welche am Wenigsten an einen bevorstehenden, oder überhaupt nur möglichen Umsturz der politischen Welt geglaubt hatten. Meine erste Empfindung von diesen Dingen war mir im Jünglingsalter

aus der Julirevolution und der ihr folgenden lang andauernden systematischen Reaction gekommen. Seitdem hatte ich auch Paris kennen gelernt, und hatte aus allen dort mir offen liegenden Symptomen des öffentlichen Lebens Alles mehr als eine Anlage zu einer grossen revolutionären Bewegung entnommen. Ich hatte die Errichtung der von Louis Philipp durchgesetzten, Paris umgebenden Forts détachés erlebt, dazu mich über die strategische Anlegung zahlreich durch ganz Paris vertheilter, befestigter Wachtposten unterrichten lassen, und stimmte denjenigen bei, welche fortan Alles für vorbereitet hielten, um selbst nur den Versuch einer Erhebung der Pariser Bevölkerung unmöglich zu machen. Als daher am Schlusse des vorangehenden Jahres der schweizerische Sonderbundskrieg, sowie die im Anfange dieses Jahres geglückte sizilianische Revolution aller Augen voll Spannung auf die Wirkung dieser Anregung auf Paris richtete, blieb ich ohne Theilnahme an allen Erwartungen oder Befürchtungen, welche man hieran knüpfte. Zwar drangen die Nachrichten von wachsend unruhigen Auftritten in der französischen Hauptstadt zu uns; doch bestritt ich namentlich gegen *Röckel*, dass hierin etwas Bedeutendes vorliege. Ich sass in einer Probe von »Martha« am Dirigentenpult, als mir *Röckel* in einer Pause, mit der sonderbaren Freude des Rechthabens gegen mich, die neueste Nachricht von der Flucht Louis Philipp's und der Proklamation der Republik in Paris meldete: diess machte allerdings einen mehr als sonderbaren, ja erstaunlichen Eindruck auf mich, wenngleich der Zweifel an der Bedeutung von dem Allem mir noch ein leises Lächeln ermöglichte. Endlich aber wuchs die Aufregung, wie aussen auf allen Seiten, so auch in mir. Die deutschen Märztage kamen heran, von überall langten immer erstaunlichere Nachrichten an; auch im engeren Vaterlande regte es sich von Deputationen und Sturmpetitionen, welchen der König, in von ihm selbst bald anzuerkennender Weise über die Bedeutung dieser Bewegung und der im Lande herrschenden Stimmung getäuscht, längere Tage widerstand. Am Abend eines dieser wirklich bangen und wie von schwüler Gewitterluft erfüllten Tage gaben wir unser drittes grosses Kapellkonzert, welchem, wie den beiden früheren, auch der König mit dem Hofe beiwohnte. Ich hatte zum Beginn desselben diesmal eine Symphonie von *Mendelssohn* in A-moll, gleichsam zu dessen Todesfeier, gewählt; seltsam entsprach die, selbst in gewollten freudigen Ausprücken immer weichlich gedrückt bleibende Stimmung dieses Tonstückes, der namentlich im Anblick der königlichen Familie herrschenden bangen Beklemmung des gesammten Publikums. Ich verbarg dem

Konzertmeister *Lipinsky* nicht meine Reue über den Missgriff der Bestellung des heutigen Programms, da dieser Symphonie in Moll nun wieder die fünfte Symphonie *Beethoven's*, ebenfalls in Molltonart, folgen sollte; mit wunderlich frivolem Augenstrahlen tröstete mich aber der zuweilen geistvoll excentrische Pole durch den Zuruf: «O, lassen Sie uns nur die zwei ersten Takte der C-moll-Symphonie gespielt haben, dann weiss Niemand mehr etwas davon, ob wir *Mendelssohn* in Dur oder Moll gespielt haben.» Dem Eintritte dieser zwei Takte ging glücklicherweise ausserdem noch der, zu unserer Ueberraschung mit energischer Stimme erhobene, Aufruf eines Patrioten aus der Mitte des Publikums zu einem Lebehoch auf den König voraus, welchem mit ungemeiner Wärme von allen Seiten kräftigst entsprochen wurde. Nun behielt *Lipinsky* vollends Recht: die Symphonie, mit aller leidenschaftlich stürmischen Erregtheit des ersten Satzes, brauste wie ein Jubel-Orkan dahin, und hat wohl selten auf ein Auditorium so gewirkt, wie an diesem Abende. — Es war das letzte dieser von mir vor Kurzem erst eingerichteten Konzerte, welches ich in Dresden zu dirigiren hatte.

Kurz hierauf trat auch die unerlässliche politische Wendung ein. Der König entliess sein Ministerium und erwählte dafür ein neues, aus lauter zum Theil als liberal, zum Theil sogar als wirklich energische Volksfreunde berufenen Männern, welche sofort bei ihrem Antritt alle die bekannten, überall sich gleichen Massregeln zur Begründung einer durchaus volksthümlichen Staatsverfassung proklamirten. Ich war von diesem Ausgang, und namentlich von der herzlichen Freude, welche sich in der ganzen Bevölkerung darüber kund zu geben schien, wahrhaft gerührt: ich hätte viel darum gegeben, dem König auf irgend eine Weise mich nähern, und von seinem mir so wünschenswerth erscheinenden herzlichen Vertrauen in die aufrichtige Liebe des Volkes zu ihm, mich persönlich überzeugen zu können. Abends war die Stadt festlich erleuchtet; der König durchfuhr die Strassen im offenen Wagen: in grösster Aufregung folgte ich seinen Begegnungen mit grösseren Volksmassen, oft sogar im hastigsten Laufe, um zur rechten Zeit da einzutreffen, wo es mich nöthig dünkte, dass ein besonders lebhafter Zuruf das Herz des Fürsten erfreuen und versöhnen sollte. Meine Frau war ganz erschrocken, als sie mich furchtbar ermüdet, und mit völlig heisergeschrieener Stimme spät wiederkehren sah.

Die Wiener und Berliner Ereignisse, mit ihren anscheinend ungeheuren Resultaten, berührten mich eben nur wie interessante Zeitungs-

berichte; die Ausschreibung eines Frankfurter Parlamentes an der Stelle des aufgelösten Bundestages, klang mir befremdlich angenehm. Doch vermochten alle diese noch so bedeutenden Eindrücke mich keinen Tag in meiner genau eingehaltenen Arbeitszeit zu unterbrechen; mit grosser, ja fast stolzer Genugthuung beendigte ich, gerade in den letzten Tagen dieses so ungeheuerlich sich gebärdenden Monates März, die Partitur des «Lohengrin» durch die Instrumentation der Musik zu dem Verschwinden des Grals-Ritters in weite mystische Fernen.

Um diese Zeit meldete sich eines Tages eine junge, in Bordeaux verheirathete Engländerin, M^me^ *Jessie Laussot*, in Begleitung des kaum achtzehnjährigen *Karl Ritter*, zu einem Besuche bei mir an. Der junge Mann, von deutschen Eltern in Russland geboren, gehörte mit seiner Familie den nordischen Ansiedlerkreisen an, welche in Dresden, der dort so angenehm sich bietenden künstlerischen Genüsse wegen, sich dauernd niederliessen. Ich entsann mich, ihn schon nicht lange nach den ersten Aufführungen des «Tannhäuser» einmal empfangen zu haben, als er mich um meine Namensschrift in ein dem Musikhändler entnommenes Exemplar der Partitur jener Oper gebeten hatte. Von diesem Exemplar erfuhr ich jetzt, dass es eben dieser Frau *Laussot*, welche sich neuerdings bei mir einführen liess, und welche damals bei den Aufführungen zugegen gewesen war, angehört hatte. Mit grosser Schüchternheit drückte die junge Dame, in von mir bis dahin noch nicht erfahrener Weise, ihre Verehrung aus und zugleich ihr grosses Bedauern, durch Familienrücksichten von ihrem Lieblingsaufenthalte in Dresden im Schoosse der Familie *Ritter*, deren grosse, gleich warme Ergebenheit an mich sie mir zu erkennen gab, abgerufen zu sein. Es war ein seltsames und in seiner Art ganz neues Gefühl, mit welchem ich diese jungen Freunde entliess; nach *Alwine Frommann* und *Werder*, aus der Zeit des «fliegenden Holländer's», traf ich hier zum ersten Male wieder auf diesen wie aus längst vertrauter Ferne zu mir dringenden sympathischen Ton, welcher sonst nie aus der Nähe selbst sich mir vernehmen liess. Den jungen *Ritter* lud ich ein, mich nach Belieben zu besuchen, und zu Zeiten mich auf meinen Spaziergängen zu begleiten. Seine ausserordentliche Schüchternheit schien ihn jedoch soweit hiervon abzuhalten, dass ich nur höchst selten ihn bei mir gesehen zu haben mich erinnere. Mehrmals erschien er jedoch sodann mit *Hans von Bülow*, mit dem er genauer befreundet worden war, und welcher bereits die Leipziger Universität als Studiosus juris bezogen hatte. Bei diesem, weit gesprächiger und fliessender sich mittheilenden, jungen Manne gab

eine gleich warme und innige Ergebenheit an mich sich deutlicher und zur Erwiederung veranlassender zu erkennen. An dem letzteren gewahrte ich zuerst die lautsprechenden Abzeichen des nun eingetretenen politischen Enthusiasmus. An seinem, wie an seines Vaters Hute, prangte mir die schwarz-roth-goldene Cocarde entgegen.

Hatte ich überhaupt nach der letzten Vollendung des «Lohengrin» nun Muse, mich etwas nach der Strömung der Ereignisse umzusehen, so konnte ich die lebhafte Gährung, in welche die deutsche Idee und die an ihre Verwirklichung geknüpften Hoffnungen Alles versetzt hatte, nicht länger mehr meiner eigenen, theilnehmenden Empfindung fern halten. Wohl war ich, namentlich durch meinen älteren Freund *Franck* für politisches Urtheil bereits genügend geschult, um mit so Manchem eine ersprießliche Wirksamkeit des nun sich versammelnden deutschen Parlamentes zu bezweifeln; dennoch übte die, wenn auch unklare, doch zuversichtliche allgemeine Stimmung, der überall sich kundgebende Glaube an die Unmöglichkeit einer Rückkehr in die alten Zustände, auf mich ihren unvermeidlichen Einfluss aus. Nur wollte ich statt Reden Thaten, und zwar solche Thaten, durch welche unsere Fürsten unwiderruflich mit ihren alten, dem deutschen Gemeinwesen so hinderlichen Tendenzen brechen sollten. In diesem Sinne begeisterte ich mich sogar zu einem populär-poetischen Aufruf an die deutschen Fürsten und Völker zu einem grossen kriegerischen Unternehmen gegen Russland, da von dorther zuletzt der Druck auf die deutsche Politik ausgeübt schien, welcher namentlich die Fürsten ihren Völkern so verhängnissvoll entfremdet hatte. Eine Strophe lautete:

«Der alte Kampf ist's gegen Osten,
Der heute wiederkehrt:
Dem Volke soll das Schwert nicht rosten,
Das Freiheit sich begehrt.»

Da ich gar keine Verbindung mit politischen Zeitschriften hatte, und ich zufällig erfuhr, dass *Berthold Auerbach* in Mannheim, wo damals die Wogen ziemlich hoch gingen, auf einer derselben sich hatte blicken lassen, so schickte ich an diesen mein Gedicht, mit der Bitte, damit zu thun, was er für gut hielt. Ich habe nie etwas davon gehört, noch gesehen.

Während nun das Frankfurter Parlamentiren lodging, und man nicht wohl ersah, wozu dieses gewaltige Reden der allermachtlosesten Menschen führen sollte, machte es einen grossen Eindruck auf mich, von der Haltung der Wiener Bevölkerung, unter der Anführung der

dort so unerwartet mächtig sich gebahrenden akademischen Legion, zu vernehmen, als eben da, im Monat Mai dieses Jahres, ein erster Reaktionsversuch, wie er bereits in Neapel geglückt war, und in Paris unentschieden blieb, mit siegreicher Energie zurückgewiesen wurde. Da ich so weit war, in Volkssachen wenig auf Vernunft und Weisheit, dagegen einzig etwas auf die wirkliche Aktionskraft, wie sie nur die Begeisterung oder das unabweisbarste Bedürfniss gebähren kann, zu geben, so erfasste ich diese Wiener Auftritte, welche, da ich namentlich die gebildetere Jugend mit dem eigentlichen Arbeiterstande gleichmässig dabei betheiligt sah, mit besonderer Wärme, und verwehrte es mir nicht, dieser in einem ebenfalls populär-poetischen Anruf einen Ausdruck zu geben. Diesen sandte ich an die Redaktion der «Oesterreichischen Zeitung», welche auch wirklich, mit meiner vollen Namensunterschrift, es in deren Spalten abdrucken liess.

Nun hatten sich denn auch in Dresden, in Folge des grossen Umschwunges der Dinge, zwei politische Vereine gebildet: der erste nannte sich «deutscher Verein»; in seinem Programm vertrat er die «constitutionnelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage.» Von der Ungefährlichkeit seiner Tendenz zeugten alsbald die Namen seiner hauptsächlichsten Begründer, unter welchen sich, bei aller breiten demokratischen Grundlage, Freund *Eduard Devrient* und Professor *Rietschel* laut und man haft befanden. Dieser Verein, in welchen sich Alles unterzubringen v. suchte, was von der Furcht vor der wirklichen Revolution sich getrieb. a fühlte, rief als seinen Gegensatz einen zweiten, sich «Vaterlands-Verein» nennenden, hervor. In diesem schien nun die «demokratische Grundlage» die Hauptrolle, und die «constitutionnelle Monarchie» nur den nöthigen Deckmantel abgeben zu sollen.

*Röckel* warb leidenschaftlich für diesen letzteren, da er alles Vertrauen in die «Monarchie» verloren zu haben schien. Es ging dem armen Menschen schlecht genug. Schon längst hatte er jede Hoffnung aufgegeben, in seiner musikalischen Laufbahn sich zu einigem Wohlergehen aufzuschwingen; seine Musikdirektorei war für ihn zum reinen Frohndienst geworden, welcher leider sich so gering lohnte, dass er mit seiner alljährlich anwachsenden Familie unmöglich sich vom Ertrag seiner Stelle erhalten konnte: gegen das Unterrichtgeben, welches in Dresden bei den vielen vermögenden Fremden sich ziemlich lohnte, behielt er in alle Zeiten eine unüberwindliche Abneigung. So schleppte er sich elendiglich im Schuldenmachen dahin, und ersah seit längerer Zeit keine Hülfe für seine Lage als Familienvater, als durch eine Aus-

wanderung nach Amerika, wo er, als *Farmer* selbst vom Naturzustande beginnend, durch seiner Hände Arbeit und seines erfindungsreichen *Kopf*, wenn auch mühsam, doch sicher sich und den Seinigen eine bürgerliche Zukunft gründen zu können vermeinte. Auf unseren Spaziergängen unterhielt er mich seit den letzten Jahren bereits fast einzig mit der Ausbeute seiner Lektüre von volkswirthschaftlichen Büchern, deren Lehren er mit Eifer auf die Verbesserung seiner verschuldeten Lage anwendete. So traf ihn die Bewegung des Jahres 1848, in welcher er sich sogleich zu der äussersten, von Paris aus sich drohend bemerklich machenden sozialistischen Seite wendete. Jeder, der ihn kannte, war nun im höchsten Grade über die scheinbar grosse Veränderung verwundert, welche so plötzlich mit ihm vorgegangen, da er erklärte, er habe nun seinen eigentlichen Beruf erkennen gelernt, nämlich den des »Wühlers«. Seine Suada, mit der er sich allerdings nie auf die Rednerbühne getraute, entwickelte sich im Privatumgang zu einer betäubenden Energie. Ihm war mit keiner Einwendung beizukommen, und wen er nicht hinzureissen vermochte, den stiess er auf das Unwiederbringlichste ab. Unter der grossen Aufregung durch die Probleme, welche ihn Tag und Nacht beschäftigten, schärfte sich sein Verstand zu der schneidendsten Fähigkeit zur Widerlegung für jeden banalen Einwand, so dass er plötzlich wie der Prediger in der Wüste dastand. Auf jedem Gebiete war er sogleich zu Hause. Der Vaterlandsverein hatte einen Ausschuss zur Ausarbeitung eines Entwurfes einer Vorlage über Volksbewaffnung erwählt; zu diesem wurden ausser *Röckel* und einigen Vollblutdemokraten, auch militärische Sachverständige hinzugezogen, unter welchen sich mein älterer Freund, der ehemalige Bräutigam der *Schröder-Devrient* und Gardelieutenant *Hermann Müller*, befand. Er und ein zweiter Offizier, Namens *Zichlinsky*, waren die einzigen der sächsischen Armee Angehörigen, welche sich der politischen Bewegung anschlossen. An den Sitzungen dieses Ausschusses betheiligte ich mich selbst, wie bei allen diesen Dingen, als Kunstfreund. So viel ich mich entsinne, enthielt die Ausarbeitung dieses endlich zum Druck beförderten Entwurfes wirklich eine sehr gesunde, wenn auch unter den stets fortbestehenden politischen Verhältnissen gewiss unausführbare Grundlage einer wahrhaften Volkswehrverfassung.

Ich selbst fand immer mehr Anregung, über die alle Welt beschäftigenden politischen und endlich sozialen Fragen mich ebenfalls, und allmählich mit wachsendem Eifer vernehmen zu lassen, als ich der schrecklichen Seichtigkeit und aus den abgedroschensten Phrasen zusammen-

gesteigerten Beredsamkeit der Wortführer dieser Zeit bei Versammlungen, und überhaupt im persönlichen Umgange, inne ward. Durfte ich annehmen, dass sehr unterrichtete Kenner dieser Dinge, so lange eben dieses sinnlose Durcheinander an der Tagesordnung war, sich von jeder Kundgebung zurückhielten (wie ich diess zu meinem offen ihm ausgesprochenen Leidwesen an *Hermann Franck* wahrnahm), so fühlte ich mich, sobald eben die Gel[illegible]heit dazu lebhaft an mich herantrat, im Gegentheil nun getrieben, nach meinem Ermessen davon, den wesentlichen Inhalt jener Fragen und Probleme zu discutiren. Natürlich spielten hierbei die Tagesblätter eine schrecklich aufregende Hauptrolle. Der Vaterlandsverein, den ich nur gelegentlich, wie um ein Schauspiel zu beobachten, als er in einem öffentlichen Garten tagte, besuchte, hatte als Thema der Vorträge seiner Redner die Untersuchung der Frage: ob Republik oder Monarchie? auf die Tagesordnung gebracht. Mich erstaunte es nun, zu hören und zu lesen, mit welcher unglaublichen Trivialität es dabei herging, und bei Allen es nur darauf hinauslief, zu erklären, dass allerdings die Republik das Beste sei, man sich indessen aber die Monarchie, wenn sie sich gut aufführe, zur Noth noch gefallen lassen könne. Diess veranlasste mich, in Folge mancherlei hitziger Besprechungen hierüber, meine eigene Ansicht über diesen Punkt in einem Aufsatze niederzulegen, welchen ich im «Dresdener Anzeiger», jedoch ohne meine Namensunterschrift, veröffentlichte. Es lag mir hierbei daran, die Aufmerksamkeit der Wenigen, welche es hiemit ernst meinen konnten, von der äusserlichen Form der Staatseinrichtungen auf den Gehalt derselben hinzulenken. Nachdem ich alle, meinem Bedünken sich darstellenden Bedürfnisse und Nöthigungen zur Vervollkommnung der staatlichen und socialen Verhältnisse bis in die idealsten Consequenzen verfolgt und bezeichnet hatte, frug ich, ob diess nicht alles mit einem Könige an der Spitze des Staates auszuführen sei, und verlor mich nun so weit, diesen gedachten König selbst in dem Sinne vorzuführen, dass eben ihm am allermeisten, für die Erreichung seiner eigenen höchsten Zwecke, daran gelegen sein müsse, ein wirklich republikanisch geordnetes Staatswesen zu verwalten zu haben. Allerdings glaubte ich diesem Könige anempfehlen zu müssen, zu seinem Volke in eine vertraulichere Stellung zu treten, als diess ihm durch den Dunst seiner Hofathmosphäre, und die einzig ihm nahe adelige Umgebung möglich sei. Den König von Sachsen bezeichnete ich schliesslich als vom Schicksal auserkoren, in dem von mir gedachten Sinne den übrigen Fürsten Deutschlands mit dem richtigen Beispiele voranzugehen. —

*Röckel* hielt diesen Artikel für eine wahre Inspiration des Engels der Versöhnung, und da er befürchtete, er werde an seinem Orte viel zu wenig beachtet und beherzigt werden, drang er in mich, in der nächsten Versammlung des Vaterlands-Vereins, da er namentlich auf meinen mündlichen Vortrag grosse Stücke hielt, denselben öffentlich vorzulesen. Durchaus ungewiss, ob ich mich hierzu entscheiden können würde, besuchte ich doch jene Versammlung, und nun war es allerdings das unausstehliche Gesalbader der Reden eines Advokaten *Blöde* und eines Kürschnermeisters *Klette*, welche damals Dresden als einen Demosthenes und Kleon zugleich verehrte, was mir den leidenschaftlichen Entschluss eingab, mich auf der wunderlichen Tribüne mit meinem Blatte einzufinden, und es ungefähr 3000 Menschen mit energischer Betonung vorzulesen.

Der Erfolg hiervon war ganz erschrecklich. Von der Rede des k. Kapellmeisters schien in dem Gedächtniss der erstaunten Zuhörerschaft nichts zu haften, als meine gelegentliche Auslassung gegen die Schranzen des k. Hofes. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem unglaublichen Vorfall. Andern Tages hielt ich eine Probe von «Rienzi», welcher am folgenden Abend gegeben werden sollte; ich wurde von manchen Seiten beglückwünscht über meine aufopferungsvolle Kühnheit: der Orchesterdiener *Eisolt* meldete mir jedoch am Tage der projektirten Aufführung, dass diese abgeändert sei, und gab mir zu verstehen, es habe eine Bewandniss. Wirklich war das schreckliche Aufsehen, welches ich erregt, so gross geworden, dass von Seiten der Direktion bei einer Aufführung des «Rienzi» die unerhörtesten Demonstrationen befürchtet wurden. Jetzt brach denn auch in den Tageblättern ein wahrer Hagel von Verwünschung und Verspottung los, mit welchem man von allen Seiten über mich herfiel, so dass an eine Abwehr gar nicht zu denken war. Sogar die sächsische Communal-Garde hatte ich beleidigt, und ward von dem Commandanten derselben zu einer Ehren-Erklärung aufgefordert. Die unerbittlichsten Feinde, deren Verfolgungen ich bis heutigen Tages ausgesetzt geblieben bin, hatte ich mir aber an den Beamten des Hofes, und namentlich der niederen Regionen derselben, zugezogen. Ich erfuhr, dass sie unausgesetzt, soweit sie dahin gelangen konnten, den König und schliesslich den Intendanten bestürmten, mich sofort aus dem Dienste zu jagen. Ich hielt es deshalb für nöthig, an den Monarchen selbst mit einem Schreiben mich zu wenden, um ihm meine Handlungsweise zwar in dem Licht der begangenen Unbesonnenheit, nicht aber in dem einer sträflichen Handlung

zu zeigen. Diesen Brief übersandte ich an Herrn *v. Lüttichau*, mit der Bitte, ihn an den König gelangen zu lassen, zugleich auch mir einen kurzen Urlaub zu erwirken, um durch einige Entfernung von Dresden der ärgerlichen Aufregung Zeit zur Beruhigung zu lassen. Das auffallende, wahrhaft freundlich besorgte Wohlwollen, welches Herr *v. Lüttichau* mir bei dieser Gelegenheit zeigte, machte auf mich einen nicht unbedeutenden Eindruck, den ich vor ihm keineswegs zu verbergen mich bemühte. Da nun aber im späteren Verlaufe doch einmal die jetzt eben nur verhaltene Wuth über Manches, noch dazu in meinem Aufsatze gänzlich von ihm Missverstandene, aus ihm losbrach, erkannte ich hieran wohl, dass es nicht die Humanität dieses Mannes gewesen war, welche damals so versöhnlich zu mir sprach, sondern vielmehr der Wille des Königs selbst, über welchen ich genau dahin berichtet wurde, dass er, als jene Bestürmungen, und selbst von Herrn *v. Lüttichau* befürworteten Zumuthungen, mich zu bestrafen, an ihn gelangten, mit gröaster Bestimmtheit geboten hatte, kein Wort mehr in dieser Angelegenheit an ihn zu richten. Ich glaubte mir nach dieser sehr erhebenden Erfahrung damit schmeicheln zu dürfen, dass der König sowohl meinen Brief, als selbst auch jenen Aufsatz besser, als so sehr viele Andere, verstanden hatte.

Für jetzt (es war im Beginn des Monats Juli) beschloss ich, den mir gewährten kleinen Urlaub, um mich zu zerstreuen, zu einem Ausflug nach Wien zu benützen. Ich reiste dazu über *Breslau*, wo ich den Musikdirektor *Mosewius*, einen alten Freund meiner Familie, aufsuchte, um in seinem Hause einen Abend in lebhafter Unterhaltung, die leider von der politischen Aufregung des Tages nicht frei blieb, zu verbringen. Am Meisten interessirte mich seine ungemein reiche, wenn ich nicht irre, sogar vollständige Sammlung der *Sebastian Bach*'schen Cantaten in vorzüglichen Abschriften. Auch viele drollige und kräftige Musiker-Anekdoten, welche er mit einem ihm besonders eigenthümlichen Humor mittheilte, blieben mir lange Zeit erheiternd in der Erinnerung. Als *Mosewius* im Verlaufe des Sommers mir in Dresden einen Gegenbesuch machte, und ich ihm einen Theil des ersten Aktes von «Lohengrin» am Klavier vorführte, äusserte er ein mir wohlthätiges, wahrhaftes Erstaunen über diese Conception. In späteren Jahren vernahm ich wieder, er habe sich auch nachtheilig und spöttisch über mich ausgelassen, ohne dadurch zu weiterem Nachsinnen weder über die Wahrheit dieser Berichte, noch über den wahren Charakter dieses Mannes veranlasst zu werden, da ich überhaupt an manches Unbegreifliche

mich immer mehr zu gewöhnen hatte. — In *Wien* suchte ich zunächst den Professor *Fischhof* auf, von welchem ich wusste, dass er ebenfalls bedeutende Handschriften, namentlich auch von *Beethoven*, verwahre: von diesen letztern fesselte mich besonders das Original der Sonate in C-moll, opus 111. Von meinem etwas trocken gefundenen neuen Freunde gelangte ich noch zur Bekanntschaft mit Herrn *Vesque von Püttlingen*, welcher sich, als Componist einer von uns auch in Dresden aufgeführten Oper («Jeanne d'Arc») von grosser Trivialität, mit vornichtigem Geschmack von *Beethoven*'s Namen nur den «Hoven» zugelegt hatte. Wir waren eines Tags bei ihm zum Diner, und ich lernte in ihm einen ehemaligen vertrauten Beamten des Fürsten Metternich kennen, welcher jetzt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande, vollkommen überzeugt wie es schien, der Strömung der Zeit folgte. — Eine interessante Bekanntschaft knüpfte ich mit dem russischen Staatsrath und Attaché der russischen Gesandtschaft in Wien, Herrn *v. Fenton*, an. In *Fischhof*'s Gesellschaft traf ich wiederholt, auch zu Ausflügen in die Umgegend, mit diesem Manne zusammen: es war mir interessant, hier zum ersten Male auf einen hart geschulten Bekenner derjenigen pessimistischen Weltansicht zu stossen, welche schliesslich im consequenten Despotismus die Gewährleistung für eine einzig erträgliche Ordnung der Dinge findet. Nicht ohne Interesse, und gewiss auch nicht ohne Geist (er rühmte sich, in den aufgeklärtesten Schulen der Schweiz seine Bildung genossen zu haben) hörte er meinen enthusiastischen Darstellungen des mir vorschwebenden, zu grossem und entscheidendem Einfluss auf die menschliche Gesellschaft bestimmten Kunstideales an. Da er zugeben musste, dass die Verwirklichung desselben der Kraft des Despotismus nicht beschieden sein könnte, und er somit für meine Bestrebungen keinen Lohn vorauszusehen vermochte, thauete er doch schliesslich beim Champagner zu der humanen Gemüthlichkeit auf, mir die besten Erfolge zu wünschen. — Ich erfuhr späterhin, dass dieser Mann, von dessen Talent und energischem Charakter ich mir damals eine nicht unbedeutende Vorstellung machte, in ziemlich misslicher Lage verschollen ist.

Wie ich nun aber nie ganz ohne ein ernstlicheres Vorhaben irgend etwas unternahm, so hatte ich auch mit meinem Ausfluge nach Wien sogleich den Versuch in das Auge gefasst, meinen Ideen für Reform des Theaters wirksamen Eingang zu verschaffen. Wien, welches damals fünf Theater von genau unterschiedenem Charakter besass, die um jene Zeit sich elend dahinschleppten, schien mir einen besonders

günstigen Boden zu bieten. Ich hatte schnell einen Entwurf ausgearbeitet, nach welchem diese verschiedenen Theater eine Art von Föderativ-Verfassung erhalten, und unter eine sowohl von den aktiven Mitgliedern derselben, als den für sie thätigen litterarischen Kräften gebildete Verwaltung gestellt werden sollten. Ich erkundigte mich nun nach denjenigen, diesem Falle einigermassen nahestehenden, Capacitäten, welchen ich diesen Plan vorlegen könnte. Ausser Herrn *Friedrich Uhl*, mit welchem ich von Anfang herein durch *Fischhof* bekannt geworden war, und welcher mir recht thätig zur Seite ging, nannte man mir noch einen Herrn *Franck* (ich vermuthe, es war derselbe, welcher später ein grösseres episches Gedicht «Tannhäuser» veröffentlichte) und einen Herrn Dr. *Pacher*, einen mir mit der Zeit nicht eben sehr rühmlich bekannt gewordenen Rabulisten und Agenten *Meyerbeer's*. Der Anziehendste und jedenfalls Bedeutendste der von mir Auserwählten, welche ich eines Tages zu einer Conferenz in *Fischhof's* Wohnung versammelte, war jedenfalls Dr. *Becher*, ein leidenschaftlicher, vielseitig gebildeter Mann, welcher auf meinen vorgelesenen Entwurf einzig auch mit wahrem Ernste, wenn auch nicht mit glaubenvoller Zustimmung, einging. Ich nahm an ihm eine gewisse Zerrissenheit und Heftigkeit wahr, davon der Eindruck mir nach wenigen Monaten bedeutungsvoll zurückkehrte, als ich von seinem Tode durch Erschiessung als rebellischer Theilnehmer des Wiener Oktober-Aufstandes erfuhr. Jedenfalls hatte ich für jetzt eben nur die Genugthuung, meinen Theaterreform-Plan einigen aufmerksamen Zuhörern vorgelesen zu haben. Es schien Allen im Bewusstsein zu liegen, dass zur Erfassung so friedlicher Reform-Tendenzen jetzt nicht die Zeit sei. — Dagegen glaubte mir *Uhl* einen Begriff von dem, was gegenwärtig die Köpfe der Wiener errege, geben zu müssen, als er mich eines Abends in einen politischen Klubb von vorgerücktester Tendenz führte. Ich hörte da einen Herrn *Sigismund Engländer* sprechen, welcher einige Zeit darauf sich auch in politischen Monatsschriften auffallend vernehmen liess: die Ungenirtheit, mit welcher er und Andere über die gefürchtetsten Personen der öffentlichen Macht in Oesterreich sich an diesem Abend vernehmen liessen, setzte mich fast ebenso in Erstaunen, als die Seichtigkeit der dabei zu Tage tretenden politischen Meinungen. — Einen sehr sanften Eindruck machte mir dagegen Herr *Grillparzer*, dessen Name mir aus meinen frühesten Knabenjahren, von der «Ahnfrau» her, wie eine Fabel in der Erinnerung war, und welchen ich ebenfalls in Theaterreform-Angelegenheiten aufsuchte. Es schien ihn nicht unfreundlich zu berühren, von dem, was ich ihm vorbrachte, zu hören; nur suchte

er auch das Befremden nicht zu verbergen, welches ihm meine unmittelbaren Bestrebungen, und sogar an ihn gerichteten Zumuthungen, einflößten. Er war der erste Theaterdichter, welchen ich in einer Beamten-Uniform gesehen habe.

Nachdem ich auch Herrn *Bauernfeld* in ähnlicher Angelegenheit einen vergeblichen Besuch abgestattet, hielt ich für diesmal Wien für abgethan, und gab mich schliesslich nur noch dem seltsam anregenden Eindrucke des um diese Zeit so sehr in seiner Kundgebung umgestimmten öffentlichen Lebens der bunten Bevölkerung desselben hin. Hatte mich schon die stets die Strassen geschäftig erfüllende »akademische Legion« durch die ungemeine Prägnanz, in welcher an ihr die deutschen Farben zum Vorschein kamen, anregend unterhalten, so ward ich von der gleichen Wirkung endlich sogar belustigt, als ich in den Theatern selbst das Gefrorne von schwarz-roth-gold gekleideter Bedienung serviren sah. Im »Karltheater« der Leopoldstadt sah ich eine neue Posse *Nestroy's*, in welcher sogar der Fürst *Metternich* vorkam, und auf die an ihn gerichtete Frage, ob er den Herzog von *Reichstadt* vergiftet hätte, als entlarvter Sünder hinter die Coulissen floh. Im Ganzen erweckte die Physiognomie der sonst nur vergnügungssüchtigen Kaiserstadt den Eindruck einer jugendlich kräftigen Zuversicht auf sich, welcher Eindruck mir kurze Zeit darauf zurückkehrte, als ich in den verhängnissvollen Oktobertagen von der energischen Theilnahme der jugendlichen Bevölkerung an der Vertheidigung gegen die Truppen des Fürsten *Windischgrätz* vernahm.

Auf der Rückreise von dort berührte ich *Prag*, wo ich meinen alten Freund *Kittl*, bei ausserordentlich zugenommener Korpulenz, noch im krampfhaftesten Schrecken über die dort erlebten tumultuarischen Ereignisse antraf. Er schien der Meinung zu sein, dass die Auflehnung der *tschechischen* Partei gegen die österreichische Herrschaft ihm ganz persönlich gegolten habe, und namentlich glaubte er sich den Vorwurf machen zu müssen, dass er andrerseits durch seine Composition jenes Operntextes der »Franzosen vor Nizza« von mir, aus welcher eine Art von revolutionärer Arie sehr populär geworden sein sollte, die schreckliche Bewegung jener Zeit besonders angefeuert hätte. — Zu meinem Vergnügen traf ich auf der Rückreise mit dem Dampfschiff den Bildhauer *Hänel* als Gefährten an. Er hatte soeben mit dem Grafen *Albert Nostitz*, welcher ebenfalls mit uns fuhr, seine Geschäfte in Betreff der von ihm gelieferten Statue des Kaiser's Karl IV. beendigt, und war in der heitersten Laune, da ihm, wie er mir bekannte, der höchst missliche Stand des österreichischen Papiergeldes einen ungemein gewinn-

reichen Umsatz seines, dem Vertrag gemäss in Silber empfangenen Honorars gestattete. Es freute mich, ihn dadurch bis zu der Vorurtheilslosigkeit zuversichtlich gestimmt zu sehen, dass er nach unserer Ankunft in Dresden den ziemlich weiten Weg vom Landungsplatze des Dampfschiffes bis in unsere Wohnung im offenen Fiaker in meiner Gesellschaft zurücklegte, trotzdem er sehr gut wusste, welch schreckliches und bedenkliches Aufsehen ich wenige Wochen zuvor am Orte erregt hatte.

Hier schien in der Oeffentlichkeit der Sturm bereits gänzlich sich gelegt zu haben; ich trat in meine gewohnte Funktion und Lebensweise ohne weitere Störung wieder ein. Leider lebten aber auch meine alten Sorgen und Beklemmungen wieder auf: ich hatte Geld zu schaffen, und wusste nicht woher. So sah ich mir denn nun den im vergangenen Winter mir schriftlich mitgetheilten Bescheid auf meine Eingabe um Gehaltserhöhung, welchen ich, bereits durch die Modificationen desselben so heftig angewidert, ungelesen gelassen hatte, zu gründlicherer Kenntnissnahme genauer an. War ich nun bisher der Meinung gewesen, es sei mir von Herrn *von Lüttichau* die erbetene Gehaltszulage, in der immerhin demüthigenden Form einer alljährlich auszuzahlenden Gratification, erwirkt worden, so ersah ich jetzt zu wahrhaft entsetzlicher Beschämung, dass damals eben nur von dieser einmaligen Gratification, keineswegs aber von einer alljährlichen Wiederholung derselben die Rede gewesen war. Ich befand mich bei dieser Erkenntniss nun in dem unverbesserlichen Nachtheile, mit einer Remonstration, wenn ich sie jetzt vornahm, viel zu spät zu kommen, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als schweigend mich der so beispiellos schlecht bezahlten Schmach zu fügen. Wandelte sich jedoch hierdurch meine Stimmung gegen Herrn *von Lüttichau*, welche kurz zuvor in Betracht seines vermeintlich guten Benehmens während des letzten Sturmes sich etwas aufgehellt hatte, in bedenklicher Weise um, so erhielt ich bald noch neuen Grund, selbst in dieser letzten Angelegenheit meine günstigen Annahmen in einer Weise zu berichtigen, welche mich schliesslich unveränderlich gegen jenen erbitterte. Er hatte mir nämlich berichtet, die Mitglieder der k. Kapelle hätten sich durch eine Deputation an ihn um meine Entlassung gewendet, da sie es für ehrenrührig hielten, unter einem politisch so arg kompromittirten Kapellmeister ferner zu dienen, worauf er sie gehörig verweisen und zur Ruhe habe bringen müssen. Alles diess hatte mir *Lüttichau* in eben dem günstigen Lichte gezeigt, welches mich ihm neuerdings gewogen gemacht hatte. Nun erfuhr ich

aber gelegentlich durch die Kapellmitglieder, da es hierüber zu einer Auseinandersetzung kam, dass es hiermit eine fast vollkommen entgegengesetzte Bewandniss gehabt hatte. Von verschiedenen Seiten des Hofbeamtenstandes nämlich waren die Mitglieder der k. Kapelle auf das eifrigste zu einem ähnlichen Akte aufgefordert, und ihnen mit der Ungnade des Königs und dem Verdachte übler Gesinnung gedroht worden. Gegen diese Machinationen nun, und um vor möglichen schlimmen Folgen derselben sich zu sichern, wenn man eben den geforderten Schritt *nicht* thäte, hatten die Musiker durch eine Deputation sich an ihren Chef gewendet, um ihm zugleich die Erklärung abzugeben, dass sie als künstlerische Korporation sich keineswegs berufen fühlten, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen. So schwand mir denn der letzte Heiligenschein, mit dem meine alte Anhänglichkeit an ihn Herrn *von Lüttichau* umgeben hatte, und namentlich war es das Gefühl der Beschämung, seinem hinterhaltigen Benehmen gegenüber mich herzlich erregt zu haben, welches mich nun wirklich für immer feindselig gegen diesen Mann einnahm. Mehr als die erlittenen Beleidigungen, bestimmte mich hierbei aber die Erkenntniss meiner vollständigen Unfähigkeit, je noch auf diesen Mann in einer meinen Wünschen für das Emporkommen des Theaters dienlichen Weise einen Einfluss ausüben zu können. Die blosse Aufrechthaltung meiner Anstellung als Kapellmeister, noch dazu bei so ausserordentlich dürftiger und geschmälerter Besoldung, musste mir daher natürlicher Weise immer weniger als berücksichtigenswerth erscheinen. Von jetzt an folgte ich in meiner Beibehaltung dieser Kapellmeisterstelle nur noch den gemeinsten Nöthigungen einer zufälligen unglücklichen Lage. Ich that nichts, um dieselbe zu verschlimmern, aber auch nicht das mindeste, was ihr eine Dauer hätte versichern können.

Zu allernächst hatte ich meinen so übel getäuschten Hoffnungen auf eine Verbesserung meines Einkommens in jeder erdenklichen Weise nachzuhelfen. Ich gerieth auf den Gedanken, mit *Liszt* hierüber mich zu besprechen, und von ihm Vorschläge zur Abhülfe meiner bedrängten Lage mir zu erbitten. — Kurz nach den verhängnissvollen Märztagen, und wenige Zeit vor der Vollendung meiner Lohengrin-Partitur, war er zu meiner freudigsten Ueberraschung eines Tages in mein Zimmer getreten. Er kam damals von Wien, wo er den Barrikaden-Tagen beigewohnt hatte, und begab sich nach Weimar zur dauernden Niederlassung. Wir hatten damals gemeinschaftlich einen Abend bei *Schumann* zugebracht; dort war musizirt, und schliesslich disputirt worden, was

bei einer stark pronocirten Meinungverschiedenheit *Liszt's* und *Schumann's* über *Mendelssohn* und *Meyerbeer* zu einer völligen Erbosung *Schumann's* geführt hatte, bei welcher Gelegenheit wir gegenüber dem Wirthe, welcher sich für längere Zeit wüthend in seine Schlafkammer zurückzog, in eine sonderbare, in der Unterhaltung auf dem Heimwege uns aber sehr belustigende Verlegenheit gerathen waren. Ich habe selten *Liszt* so ausgelassen aufgeräumt gesehen, als in dieser Nacht, wo er mich und den Konzertmeister *Schubert*, bei empfindlicher Kälte nur im ordinären Frack gekleidet, abwechselnd von Einem zum Andern nach Hause begleitete. Ich benutzte jetzt einige freie Tage des August zu einem Ausfluge nach Weimar, wo ich *Liszt*, unter den bekannten ausserordentlichen Verhältnissen und Beziehungen zum Grossherzog, für dauernd angesiedelt fand. Vermochte er mir auch in meiner Angelegenheit nicht anders, als durch eine schliesslich als erfolglos sich erweisende Empfehlung zur Hülfe zu kommen, so blieb doch die ganze, ebenso herzliche als grossartig anregende Begegnung bei diesem flüchtigen Zusammensein nicht ohne wohlthätigen und ermuthigenden Eindruck auf mich. — Nach Dresden zurückgekehrt, streckte ich mich, so gut es ging, nach meiner Decke, und griff, da jedes andere Mittel mir zu helfen versagte, zu der Auskunft, meinen noch übrigen, in Wahrheit befreundeten Gläubigern in einem gemeinschaftlich an sie gerichteten Schreiben meine Lage aufrichtig mitzutheilen, und sie zu bedeuten, auf unbestimmte Zeit von ihren Forderungen abzustehen, bis einmal die Wendung einträte, ohne welche ich allerdings nie in den Stand gelangen könnte, sie zu befriedigen. Jedenfalls würden sie durch eine solche Erklärung den von mir nicht ohne Grund vermutheten, feindseligen Absichten meines Generaldirektors entgegentreten, welcher aus einem gegentheiligen Benehmen meiner Gläubiger begierig den Vorwand zu den übelsten Schritten gegen mich entnehmen würde. Ohne Zögern wurde diese Erklärung mir gegeben; mein Freund *Pusinelli*, und meine alte mütterliche Bekannte, Frau *Klepperbein*, bekannten sich sogar bereit, vollständig auf die Wiedererstattung ihrer Darlehen zu verzichten. So einigermassen beruhigt, und gegen Herrn *von Lüttichau* betreffs meiner Stellung in der Weise versichert, dass ich es meinem Belieben überlassen konnte, ob und wann ich sie gänzlich aufgeben würde, fuhr ich nun in der strikten Ausübung meiner Kapellmeisterbesorgungen gelassen fort, und nahm vor allem mit grossem Eifer meine nun immer weiter mich tragenden Studien auf.

Von diesem Standpunkte aus sah ich nun der wunderlichen Ent-

wickelung des Schicksales meines Freundes *Röckel* zu. Da jeder Tag ein neues Gerücht über bevorstehende reaktionäre Staatsstreiche und ähnliche Gewaltsamkeiten brachte, glaubte *Röckel* dem vorbeugen zu müssen, und arbeitete zu diesem Zweck einen ausführlich motivirten Aufruf an die Soldaten der sächsischen Armee aus, liess denselben drucken und in zahllosen Exemplaren verbreiten. Dieser Akt erschien der Staatsanwaltschaft zu flagrant; *Röckel* wurde eingezogen, und verbrachte drei Tage, bis durch den Advokaten *Minkwitz* die erforderliche Kaution von 1000 Thalern für ihn gestellt wurde, in der Frohnfeste, während der Prozess auf Hochverrath gegen ihn eingeleitet wurde. Seine Rückkehr in seine Wohnung zu seiner höchst beängstigten Frau und Familie wurde durch eine kleine Strassenfestlichkeit, welche der Vorstand des Vaterlands-Vereines veranlasst hatte, und bei welcher der Befreite in offener Rede als Kämpfer für die Sache des Volkes begrüsst wurde, gefeiert. Von Seiten der Generaldirektion des Hoftheaters erhielt er dagegen, nach einer bereits provisorischen Suspension, seine definitive Entlassung angezeigt. Nun liess sich *Röckel* sogleich von allen Seiten einen langen Bart wachsen, begann die Herausgabe eines nur von ihm redigirten Volksblattes, dessen Erfolg, wie er voraussetzen musste, ihn zugleich für den ausfallenden Musikdirektor-Gehalt entschädigen sollte, und bestellte sich zunächst sogleich ein Expeditions-Lokal für seine Unternehmung in der Brüdergasse. Dieses Blatt lenkte wirklich vielseitig die Blicke auf seinen Verfasser, und zeigte dessen Begabung in einem ganz neuen Lichte. Er verlor sich nie in Dunst und Wortmalerei, sondern beschränkte sich stets auf unmittelbar vorliegende, das gemeine Interesse berührende Fragen, von deren wirklich ruhiger und nüchterner Besprechung er erst zu weiteren Folgerungen auf die mit ihnen zusammenhängenden höheren Interessen hinleitete. Die einzelnen Artikel selbst waren kurz, und enthielten nie etwas Unnöthiges; dabei waren sie so klar gefasst, dass sie dem ungebildetsten Verstande sich belehrend und überzeugend mittheilten. Indem er hierbei immer auf das Wesentliche der Dinge, und nie auf die formelle Umschreibung derselben, durch welche in der Politik so grosse Verwirrung bei der ungebildeten Masse hervorgebracht wird, ausging, gewann er sich bald unter Gebildeten wie Ungebildeten eine nicht geringe Leser-Anzahl. Nur war der Preis des wöchentlich einmal erscheinenden Blättchens zu gering, um ihm einen entsprechenden Gewinn abzuwerfen. Andrerseits musste man ihm voraussagen, dass die Reaktion, käme sie je wieder auf, ihm unmöglich diese Volksblätter verzeihen werde. Sein jüngerer Bruder *Eduard*, welcher um diese Zeit zum

Besuch in Dresden war, erklärte sich bestimmt, eine ihm zwar widerwärtige, aber ziemlich einträgliche Klavierlehrerstelle in England anzunehmen, um so in den Stand gesetzt zu werden, *Röckel's* Familie erhalten zu können, wenn er, wie voraussichtlich, im Zuchthaus oder gar am Galgen seinen Lohn gefunden haben würde. Da ihn seine übrigen Verbindungen mit allerhand Vereinen ausserordentlich in Beschlag nahmen, beschränkte sich auch mein Umgang mit ihm immer mehr nur auf seltene Spaziergänge. Mit dem wunderlich aufgeregten Menschen, dessen Kopf doch eigentlich immer klar und besonnen blieb, verlor ich mich bei diesen Gelegenheiten oft in die weitesten spekulativen Disputationen. Namentlich hatte er die Umgestaltung aller bürgerlichen Verhältnisse, wie sie uns nach der gewohnten Wahrnehmung vor Augen stehen, durch seine Folgerungen aus einer vollständigen Veränderung ihrer sozialen Grundlage, bereits zu einer sehr zusammenhängenden Darstellung davon ausgebildet. Auf die *Proudhon'*schen und anderer Sozialisten Lehren von der Vernichtung der Macht des Kapitales durch die unmittelbar produktive Arbeit, baute er eine ganz neue moralische Weltordnung auf, für welche er mich allmählich durch einige sehr anziehende Behauptungen darüber selbst in so weit gewann, dass ich nun wieder meinerseits darauf die Realisirung meines Kunstideales aufzubauen begann. So waren es zwei Aeusserungen, die mich in dieser Hinsicht sehr stark betrafen: er wollte in der Zukunft von der Ehe, wie wir sie kannten, nichts mehr wissen. Ich frug dagegen, wie er sich nun vorstelle, dass wir uns, bei dem stets wechselnden Umgange mit jedenfalls sehr bedenklich sich ausnehmenden Frauenzimmern befinden würden? Mit wohlwollender Entrüstung liess er sich da vernehmen, dass wir uns ja gar keinen Begriff von der Reinheit der Sitten im Allgemeinen, wie namentlich auch der Beziehung der Geschlechter zu einander, eine Vorstellung machen könnten, sobald wir nicht die vollkommene Befreiung von dem Druck des Gewerbs-, Zunft- und sonstigen Zwangs-Wesens uns zu verdeutlichen vermöchten. Ich sollte nur bedenken, was ein Weib einzig in seiner Hingebung an einen Mann noch würde bestimmen können, wenn sowohl die Rücksichten auf Geld, Vermögen, Stand, und Familienvorurtheile, sowie die hieraus entstehenden Nöthigungen gänzlich verschwunden seien. — Als ich nun ein anderes Mal frug, woher er denn noch mit freiem Geiste, und gar künstlerisch thätige, Menschen hernehmen wollte, wenn Alles in den gleichen Arbeiterstand aufzugehen habe; so hielt er mir dagegen, dass ja eben dadurch, dass Alles an der nöthigen Arbeit nach seinen Kräften und Befähigungen Theil nehme, die Last und der Begriff der Arbeit

gänzlich aufgehoben würde, und nur noch eine Beschäftigung übrig bleiben könnte, die endlich durchaus einen künstlerischen Charakter annehmen müsste, wie es denn schon jetzt erwiesen sei, dass ein Feld, von einem einzigen Bauer mühsam bearbeitet, unendlich weniger ergiebig sei, als wenn es von Mehreren im Sinne des Gartenbaues gepflegt würde. Diese und ähnliche, mit wirklich schöner Emphase von *Röckel* mir eröffneten Andeutungen leiteten mich selbst zu weiterem Nachdenken und meinem Sinne genehmer Ausbildung von Vorstellungen einer möglichen, meinen höchsten Kunst-Idealen gänzlich, ja einzig entsprechenden Gestaltung der menschlichen Gesellschaft an.

Zunächst richtete ich meine Gedanken in diesem Bezug sogleich wieder auf das Naheliegende, indem ich das Theater in das Auge fasste. Die Veranlassung hierzu kam von Innen und Aussen. Nach dem neuesten, gänzlich demokratischen Wahlgesetz stand eine Erneuerung der sächsischen Volksvertretung bevor; die Wahl gänzlich radikaler Abgeordneter, wie sie fast überall vollzogen worden war, liess, wenn die Bewegung Dauer gewann, die ausserordentlichsten Veränderungen auch im Staatshaushalte voraussehen. Allgemein schien man entschlossen, auch die königl. Civilliste einer strengen Revision zu unterwerfen: alles überflüssig dünkende im Hofhaushalt sollte beseitigt werden; das Theater, als eine unnütze Unterhaltungsanstalt für einen verdorbenen Theil des Publikums, war mit der Entziehung der auf der Civilliste ihm ausgesetzten Subvention bedroht. Ich fühlte mich nun bestimmt, im Interesse der dem Theater von mir zuerkannten Bedeutung, den Herren Ministern die Belehrung der Abgeordneten darüber an die Hand zu geben, dass das Theater, wenn es wohl in seiner jetzigen Wirksamkeit keiner Opfer des Staats werth wäre, zu noch bedenklicherer, und der öffentlichen Gesittung gefährlicherer Tendenz herabsinken würde, wenn man es jeder auf das Ideale gerichteten Aufsicht desselben Staates entziehen wollte, welcher andrerseits den Kultus und die Schule in förderlichen Schutz zu nehmen sich berufen fühlte. Alles kam mir demnach darauf an, die Grundzüge einer Organisation des Theaters festzusetzen, nach welcher diesem die Erfüllung seiner edelsten Tendenzen ermöglicht und gesichert sein sollte. Somit arbeitete ich einen Plan aus, dem gemäss dieselbe Summe, welche auf der k. Civilliste für die Haltung eines Hoftheaters ausgesetzt war, für die Gründung und Unterhaltung eines Nationaltheaters für das Königreich Sachsen verwendet werden sollte. Die sehr kombinirten Einzelnheiten meines Entwurfes bezeichnete ich bei der Angabe ihrer praktischen Ausführbarkeit mit so grosser Präcision, dass ich meine Arbeit

für fähig halten konnte, den Ministern einen tauglichen Leitfaden für die Behandlung dieser Angelegenheit vor den Kammern an die Hand zu geben. Es kam nun darauf an, mit einem der Minister selbst hierfür mich in das Vernehmen zu setzen. Ich war der Meinung, mich dafür an den Kultusminister wenden zu müssen. Als solcher fungirte damals Herr *von der Pfordten*. War dieser auch bereits im Geruch einer bedenklichen politischen Geschmeidigkeit, und des Strebens nach Verwischung des Ursprunges seiner politischen Erhebung durch eine bewegungsvolle Zeit, so galt er doch als ehemaliger Professor für einen Mann, mit dem über einen Gegenstand, wie er mir am Herzen lag, wohl zu reden war. Ich erfuhr aber, dass die eigentlichen Kunstanstalten des Königreiches, wie die Akademie der bildenden Künste, denen ich mit besonderem Eifer das Theater zugezählt wissen wollte, unter das Ressort des Ministers des Innern gestellt waren. Diesem, dem biederen, aber wohl nicht sehr gebildeten und kunstempfänglichen *Oberländer*, stellte ich daher meinen Entwurf zu, nachdem ich jedoch auch bei Herrn *von der Pfordten* mich gemeldet hatte, um diesem, aus den angedeuteten Rücksichten, mein Anliegen zugleich zu empfehlen. Der, wie es schien, sehr beschäftigte Mann empfing mich höflich und allgemeinhin versicherungsvoll, benahm mir aber durch sein ganzes Wesen, ja durch den Eindruck seiner Physiognomie, jede Hoffnung, bei ihm auf das von mir ihm angemuthete Verständniss zu treffen. Bei dem Minister *Oberländer* beruhigte mich sofort der schlichte Ernst, mit dem er mir genaues Eingehen auf die Sache versprach. Leider hatte er mir aber sogleich mit einfachster Aufrichtigkeit zu Herzen zu führen, wie wenige Hoffnung er hegen könnte, vom König selbst die Autorisation zur ausserordentlichen Behandlung einer bisher der Routine überlassenen Frage zu erhalten: es sei nicht zu verkennen, dass der König zu seinen jetzigen Ministern, und namentlich zu ihm, in einem gezwungenen, vertrauenslosen Verhältnisse stehe; er gelange nie dazu, mit dem Monarchen in einen andern Verkehr zu treten, als den, welchen die strikte Erledigung der laufenden Geschäfte unerlässlich mache. Er glaube daher, es sei besser, wenn mein Plan von Seiten der Kammer in Anregung gebracht würde. — Da ich zunächst eben nur dem vorbeugen wollte, dass die Frage des Fortbestehens des Hoftheaters, falls sie bei der Diskussion der zu erneuernden k. Civilliste auftauche, in dem befürchteten kenntniss- und verständnisslosen radikalen Sinne behandelt würde, liess ich mich nun auch die Mühe nicht verdriessen, einigen der einflussreichsten neuen Kammer-Mitglieder mich bekannt zu machen. Hiermit gerieth ich denn in eine ganz neue, sonderbare Sphäre, und hatte

Stimmungen und Personen kennen zu lernen, die mir bisher gänzlich fremd geblieben waren. Beschwerlich war es mir, diese Herren immer nur im dichtesten Tabaksdampf und beim Bier antreffen, und über meine ihnen so fremdartige Angelegenheit unterhalten zu können. Nachdem ein Herr *von Trützschler*, ein sehr schöner, energischer, von finsterem Ernste beseelter Mann, der eine Zeit lang ruhig mich angehört, mir eröffnet hatte, dass er vom *Staate* nichts mehr wisse, sondern nur noch von der *Gesellschaft*, und dass diese auch ohne ihn und mich wissen werde, wie sie sich zur Kunst und zum Theater zu verhalten habe, gab ich, von sonderbar gemischter Beschämung erfüllt, für jetzt sowohl meine Bemühungen, als auch meine Hoffnungen auf. — Ich erfuhr von der ganzen Angelegenheit nichts anderes wieder, als dass sie, wie mir aus einer späteren Begegnung mit demselben es sich kundthat, zur Kenntniss des Herrn *v. Lüttichau* gelangt war, und diesen mit neuer Feindseligkeit gegen mich erfüllte.

Auf meinen nun gänzlich vereinsamten Spaziergängen arbeitete ich dagegen in meinem Kopfe, zu meiner grossen Gemüthserleichterung, immer mehr die Vorstellungen von einem Zustande der menschlichen Gesellschaft aus, zu welchem die kühnsten Wünsche und Bestrebungen der, damals im Aufbau ihrer Systeme so thätigen Sozialisten und Communisten, mir eben nur die gemeine Unterlage boten, während eben diese Bestrebungen erst von da ab Sinn und Bedeutung für mich gewannen, wo ich sie am Ende der erzielten politischen Umwälzungen und Konstruktionen angelangt sah, um dort nun mit meiner, der Kunst zugewandten Neubildung meinerseits zu beginnen.

Zu gleicher Zeit beschäftigte mich der Gedanke eines Drama's, dessen Held der Kaiser *Friedrich Barbarossa* sein sollte. Der Begriff des Herrscher's war hier in seiner kraftvollsten und ungeheuerlichsten Bedeutung aufgefasst; sein würdiges Weichen vor der Unmöglichkeit der Behauptung seiner idealen Ansprüche sollte, wie es die Theilnahme für den Helden erweckte, zugleich die richtige Erkenntniss der eigenthätigen Vielgestaltetheit der Dinge dieser Welt geben. Von diesem Drama, welches ich in populären gereimten Versen, im Style unsrer mittelhochdeutschen epischen Dichter, für welchen mir namentlich das Gedicht «Alexander» vom Pfaffen *Lambert* vorschwebte, ausführen wollte, habe ich nur mit wenigen Zeilen die alleräussersten Umrisse aufgezeichnet. Die Vertheilung der Handlung war folgendermaassen für fünf Akte bestimmt. Erster Akt: Reichstag in den ronkalischen Feldern, Darlegung der Bedeutung der kaiserlichen Gewalt, welche selbst auf die Belehnung mit Wasser

und Luft sich erstrecken sollte. Zweiter Akt: Belagerung und Einnahme Mailands. Dritter Akt: Abfall Heinrich's des Löwen und Niederlage bei Ligano. Vierter Akt: Reichstag zu Augsburg, Demüthigung und Bestrafung Heinrich's des Löwen. Fünfter Akt: Reichstag und grosse Hofhaltung zu Mainz, Frieden mit den Lombarden, Versöhnung mit dem Papste, Annahme des Kreuzes, und Aufbruch nach dem Morgenlande. Mein Interesse an der Ausführung dieses dramatischen Planes ward jedoch, sogleich beim Erfassen, durch die mächtigere Anziehungskraft, welche die mythische Behandlung des mir hierbei aufgehenden gleich gearteten Stoffes in der Nibelungen- und Siegfried-Sage auf mich ausübte, verdrängt. Zunächst führte mich noch diese von mir erkannte Gleichartigkeit der hier sich berührenden Geschichte und Sage, zu einer Aufzeichnung einer Abhandlung hierüber, wozu einige auf der k. Bibliothek vorgefundene Monographien von Verfassern, deren Namen mir entfallen sind, welche mir aber in anziehender Weise Belehrungen über das Ur-Königthum der Deutschen gaben, mich befähigten und anregten. — Diesen grösseren Aufsatz, mit welchem ich schliesslich von der Neigung zur Behandlung eines historischen Stoffes für das recitirende Drama mich gänzlich abwandte, veröffentlichte ich später unter dem Titel: «*Die Wibelungen*».

Im nächsten Zusammenhange hiermit schritt ich nun dazu, die sehr kombinirte, und doch auf ihre Hauptzüge zusammengedrängte Gestalt, zu welcher in mir der eigentliche uralte Nibelungen-Mythos, in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Götter-Mythos selbst, sich ausgebildet hatte, zu deutlicher Uebersicht aufzuzeichnen. Aus dieser Arbeit ging mir die Möglichkeit hervor, einen Hauptbestandtheil des Stoffes selbst zu einem Drama mit musikalischer Aufführung zu verwenden. Nur langsam jedoch und mit grossem Zögern wagte ich mit dieser Möglichkeit mich zu befreunden, da namentlich der praktische Sinn der Verwerthung einer solchen Arbeit für unser Theater wahrhaft erschreckend mir entgegentrat. Es bedurfte allerdings des Eintrittes der vollsten Verzweiflung an jeder Möglichkeit, mich ferner mit unserm Theater zu befassen, bis ich den Muth zum Angriff dieser neuesten Arbeit gewann. Bis dahin trieb ich mich noch mit fast gleichgültiger Haltung zwischen den anderseitigen Möglichkeiten eines Bestehens unter den herrschenden Zuständen umher. In Betreff des «Lohengrin» war ich soweit, nichts anderes als eine möglichst gute Aufführung auf dem Dresdener Theater zu erwarten, und für alle Fälle und alle Zeiten mich damit zu begnügen, wenn ich nur diese erreichte. Herrn *v. Lüttichau* hatte ich seiner Zeit die

Vollendung der Partitur angezeigt, in Betracht der Ungunst der damaligen Verhältnisse es ihm aber gänzlich freigestellt, über die Aufführung meines Werkes gelegentlich zu bestimmen.

Unterdessen kam die Zeit heran, wo der Archivar der k. musikalischen Kapelle sich erinnerte, dass jetzt vor 300 Jahren der Grund zu diesem fürstlichen Institute gelegt worden sei, und man folglich ein Jubiläum zu feiern habe. Hierfür war ein grosses Festkonzert im Theater bestimmt, in welchem Kompositionen der sächsischen Kapellmeister aller Zeiten, seit dem Bestehen dieser Anstalt, ausgeführt werden sollten. Die sämmtlichen Musiker, mit ihren beiden Kapellmeistern an der Spitze, hatten zuvor dem Könige in Pillnitz ihre dankende Huldigung darzubringen, bei welcher Gelegenheit zum ersten Male ein Musiker zum Ritter des sächsischen Civil-Verdienst-Ordens erhoben wurde: dieser Musiker war mein, bis dahin vom Hofe und vom Intendanten sehr geringschätzig behandelter Kollege *Reissiger*, welcher aber durch schreiende Loyalität in dieser bedenklichen Zeit, namentlich mir gegenüber, sich in äusserst günstiges Licht bei unseren Vorständen gesetzt hatte. Er ward von der nicht minder loyalen Versammlung, welche an dem Festkonzertabende die Theaterräume erfüllte, mit Jubel begrüsst, als er mit dem unerhörten Orden geschmückt vor dem Publikum erschien. Auch seine Ouvertüre zu »Yelva« rief einen nie ihm widerfahrenen enthusiastischen Beifallssturm hervor, wogegen das erste Finale aus »Lohengrin«, welches als Leistung des jüngsten Kapellmeisters vorgeführt wurde, eine, wiederum mir von Seiten des Dresdener Publikums ungewohnte, laue Aufnahme fand. Nach dem Konzert fand noch Festsouper statt, bei welchem, da nun doch mancherlei geredet wurde, auch ich sehr ungenirt der Kapelle meine Ansichten über das, was zu ihrer Vervollkommnung in der Zukunft noch wünschenswerth sei, mich laut und bestimmt aussprach. Hierbei äusserte *Marschner*, welcher in seiner Qualität als ehemaliger Dresdener Musikdirektor zur Mitfeier des Jubiläums eingeladen war, dass ich mir durch meine zu gute Meinung von den Musikern viel schaden würde. Ich sollte doch nur bedenken, mit welchen ungebildeten, nur für ihr Instrument abgerichteten Leuten ich hier zu thun hätte, und ob man da, wenn man ihnen von Kunstbestrebungen vorrede, etwas anderes als Verwirrung oder wohl gar böses Blut machen könne? — Von schönerer Erinnerung als diese Festlichkeiten ist die stille Gedenkfeier *Weber's* auf mich geblieben, welche uns am Morgen dieses Jubeltages auf dem Kirchhofe zur Bekränzung des Grabes desselben vereinigt hatte. Da hierbei Niemand ein Wort fand, und auch *Marschner* nur einen

höchst trockenen, ja fast burschikos klingenden Gruss an den dahingeschiedenen Meister herausbrachte, fühlte ich mich gedrungen, in einigen herzlichen Worten der beabsichtigten Erinnerungsfeier ihren Ausdruck zu geben.

Diese kurze Unterbrechung durch künstlerische Anregung verlor sich schnell wieder vor den neuen Eindrücken, welche aus der politischen Welt auf Alles daher drangen. Die Wiener Oktober-Ereignisse verbreiteten auch bei uns leidenschaftlichste Theilnahme; rothe und schwarze Plakate starrten, mit Aufrufen zu Zuzügen nach Wien, mit Verwünschung der «rothen Monarchie» im Gegensatz zur verpönten «rothen Republik», und ähnlichen aufreizenden Dingen, täglich von den Mauern herab. Ausser für Diejenigen, welche in den Gang dieser Ereignisse genau eingeweiht waren, und welche bei uns allerdings nicht auf der Strasse herumliefen, verbreiteten diese Vorgänge eine ausserordentlich unheimliche Spannung. Als *Windischgrätz* in Wien eingezogen, *Fröbel* begnadigt, *Blum* aber erschossen worden war, hatte es den Anschein, als ob selbst in Dresden Alles bersten sollte. Für *Blum* ward eine grosse Trauerdemonstration mit unabsehbarem Zug durch die Strassen veranstaltet; das Ministerium schritt an der Spitze dieser Trauerprozession; mit grossem Vergnügen ward namentlich der bereits höchst bedenkliche Herr *von der Pfordten* in kummervollster Betheiligung hierbei wahrgenommen. Von nun an trat eine immer düsterere, auf üble Entscheidung sich vorbereitende Stimmung, ziemlich allseitig ein. Man ging so weit, den Tod *Blum's*, welcher durch seine Agitation in Leipzig seiner Zeit sich besonders verhasst und gefürchtet gemacht hatte, als einen Freundschaftsdienst der Erzherzogin *Sophie* gegen ihre Schwester, die Königin von Sachsen, ziemlich unumwunden zu denunciren. Schaaren von Wiener Flüchtlingen, in der Tracht der akademischen Legion, gelangten nach Dresden, und vermehrten die eigene Bevölkerung mit den drohenden Gestalten, die von jetzt an dort immer heimischer sich bewegten. Als ich eines Tages mich in das Theater begeben wollte, um eine Aufführung meines «Rienzi» zu dirigiren, meldete mir der Kapelldiener, dass mehrere fremde Herren nach mir gefragt hätten; alsbald stellten sich ein halbes Dutzend solcher Gestalten ein, begrüssten mich als Bruder Demokraten, und baten mich um Vermittelung eines freien Eintritts. Nun erkannte ich wirklich gerade in einem kleinen, buckligen Menschen, mit schrecklich verbogenem Calabreser-Hute, einen ehemaligen Belletristen, *Häfner*, welcher mir vor Kurzem bei meinem Besuch in jenem Wiener politischen Clubb durch *Uhl* vorgestellt worden war. So gross nun auch meine Ver-

legenheit bei dieser, von unseren Kapellisten mit höchstem Erstaunen wahrgenommenen Begegnung war, so fühlte ich doch nicht den mindesten Drang, ihr ein beschämendes Zugeständniss zu machen; ich ging ruhig an die Kasse, liess mir sechs Billete geben, und überreichte sie den sonderbaren Gestalten, welche vor aller Welt mit herzlichen Händedrücken von mir schieden. Ob ich seit diesem Abende nach der Meinung unserer Theaterangehörigen und anderer Betheiligten in meiner Dresdener Kapellmeisterstellung, mich besonders befestigt hatte, muss ich bezweifeln; gewiss aber ist, dass ich an keinem Abende so rasend nach jedem Akte herausgerufen wurde, als bei dieser Aufführung des «Rienzi».

Ueberhaupt schien sich jetzt im Theaterpublikum, gegenüber derjenigen Zusammensetzung desselben, welche in jenem Kapellfest-Konzerte mir offenbare Kälte bezeigt hatte, eine fast leidenschaftlich mir ergebene Partei gebildet zu haben. Gleichviel, ob im «Tannhäuser» oder «Rienzi», stets war ich besonders mit Beifall ausgezeichnet, und wenn auch in der Tendenz dieser Partei manches Abschreckende für unseren Intendanten liegen mochte, so glaubte er doch eine gewisse Scheu vor mir tragen zu müssen. Eines Tages eröffnete mir Herr *von Lüttichau* das Anerbieten, meinen «Lohengrin» demnächst zur Aufführung zu bringen: ich erklärte ihm die Gründe, weshalb ich ihm mein Werk bisher nicht angeboten habe, sowie dass ich, da das Opernpersonal mir genügend schien, die Aufführung gern betreiben würde. Um diese Zeit war der Sohn meines alten Freundes *F. Heine* aus Paris zurückgekommen, wo er bei den Meistern *Despiechin* und *Dieterle* im Auftrage der Dresdener Direktion die Dekorationsmalerei erlernt hatte. Dieser sollte nun, um beim Dresdener Hoftheater eine entsprechende Anstellung zu erhalten, hierfür sein Probestück ablegen. Er hatte sich hierzu die Dekorationen zu «Lohengrin» anfertigen zu dürfen ausgebeten, was eben Herrn *v. Lüttichau* veranlasst hatte, sein Auge auf mein neuestes Werk zu lenken; da ich nun meine Zustimmung gegeben, wurde auch dem jungen *Heine* die Zusage der Erfüllung seines Wunsches gemacht.

Ich begrüsste diese Wendung mit grosser Befriedigung, da ich in der Beschäftigung mit dem Studium gerade dieses Werkes eine heilsame, wie ich hoffte, entscheidende Ableitung von allen Aufregungen und Verwirrungen der letzten Zeit zu finden glaubte. Desto grösser war mein Schrecken, als eines Tages der junge *Wilhelm Heine* mit der Nachricht bei mir eintrat, die Dekorationen zu «Lohengrin» seien plötzlich bei ihm abbestellt, und dagegen die Illustrirung einer andern Oper ihm aufgegeben worden. Ich sagte kein Wort, und frug auch dem Grunde dieses

auffallenden Benehmens in keiner Weise nach. Spätere Versicherungen des Herrn *von Lüttichau* an meine Frau, müssten, wenn sie durchaus wahrhaftig waren, mich bereuen lassen, die ganze Schuld dieser Kränkung hauptsächlich auf ihn geworfen, und dadurch mich nun unwiderbringlich von ihm abgewendet zu haben. Nach längeren Jahren hierüber befragt, hat er nämlich versichert, die Stimmung am Hofe sei damals noch so heftig gegen mich eingenommen gewesen, dass er mit seinem ernstlich gemeinten Antrage, mein Werk aufzuführen, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestossen sei. — Wie dem nun sei, die Bitterkeit, welche ich jetzt empfand, wirkte entscheidend auf meine Stimmung, und, indem ich von meiner letzten Hoffnung auf eine Versöhnung mit dem Theater durch eine schöne Aufführung meines «Lohengrin» mich schweigend abwandte, kehrte ich von nun an dem Theater, und jedem Versuche, mich mit ihm zu befassen, überhaupt und grundsätzlich den Rücken, was ich einerseits in meiner gänzlichen Rücksichtslosigkeit in Betreff der Forterhaltung meiner Dresdener Kapellmeister-Stellung, andrerseits durch künstlerische Entwürfe, welche mich ganz von der Möglichkeit eines Befassens mit unserem modernen Theaterwesen abführten, aussprach.

Jetzt ging ich daran, den lange mit Scheu gehegten Plan von «Siegfried's Tod» auszuführen. Hierbei dachte ich nun allerdings nicht mehr an das Dresdener, noch an irgend ein Hoftheater der Welt, sondern einzig daran, etwas zu unternehmen, was mich ein für allemal von diesem unsinnigen Verkehr abbringen sollte. Staunend nahm *Eduard Devrient*, mit welchem ich, da damals mit *Röckel* nach dieser Seite hin durchaus nichts mehr anzufangen war, einzig noch über Theater und dramatische Kunst verkehrte, mein nach seiner Vollendung von mir ihm vorgelesenes Gedicht auf. Er erkannte die Tendenz, mich hiemit ausser allen hoffnungsvollen Verkehr mit der modernen Theaterwelt zu setzen, und mochte natürlich diess durchaus nicht billigen. Dagegen versuchte er sich mit meiner Arbeit dahin zu befreunden, dass sie am Ende doch immer noch als nicht gar zu befremdlich und wirklich ausführbar zu denken sein sollte. Wie ernstlich er diess meinte, bewiess er durch den Nachweis eines Fehlers, der darin bestehe, dass ich dem Publikum doch gar zu viel zumuthe, wenn es aus kurzen epischen Andeutungen so sehr viel, was meinem Stoffe das richtige Verständniss geben sollte, zu ergänzen hätte. Er wies darauf hin, dass, ehe man *Siegfried* und *Brünnhilde* in ihrem feindseligen Konflikte vor sich sähe, dieses Paar zuvor in seinem wahren, ungetrübten Verhältnisse einmal kennen gelernt worden sein

müsste. Ich hatte nämlich das Gedicht von «Siegfried's Tod» gerade nur mit den Scenen, welche auch jetzt noch den ersten Akt der «Götterdämmerung» bilden, begonnen, und alles auf das vorangehende Verhältniss Siegfried's zu Brünnhilde deutende nur in einem Zwiegespräch der einsam zurückgelassenen Gemahlin des Helden mit dem an ihrem Felsen vorüberziehenden Heere der *Walküren*, in einem lyrisch-epischen Dialog, dem Zuhörer erläutert. Der hiermit von *Devrient* gegebene Wink brachte mich, zu meiner Freude sofort auf die Scenen, welche ich im Vorspiel zu diesem Drama ausgeführt habe.

Durch diese und ähnliche ziemlich nahe Berührungen belebte sich um jene Zeit mein Verhältniss zu *E. Devrient* in immer erfreulicherer Weise. Oefters lud er eine gewählte Zuhörerschaft zu dramatischen Vorlesungen in seinem Hause ein, denen ich gern beiwohnte, da hierbei zu meiner Ueberraschung die Begabung, welche dem Vorleser auf der Bühne selbst abging, wohlerkenntlich hervortrat. Anderseits war es mir tröstlich, über mein im grössten Verfall begriffenes Verhältniss zu unserem Generaldirektor mich wohlverstanden mittheilen zu können. *Devrient* schien es hierbei viel daran zu liegen, einen vollen Bruch abzuwenden; nur war dafür wenig Hoffnung vorhanden. Nachdem mit dem Herannahen des Winters der königliche Hof wieder in die Stadt zurückgekehrt war, und als dieser nun die Theatervorstellungen von Neuem öfter besuchte, wurden mir wiederholt Zeichen hoher Unzufriedenheit mit meiner Wirksamkeit als Kapellmeister insinuirt. Es schien der Königin einmal, dass ich in «Norma» «*schlecht dirigirt*», ein anderes Mal in «Robert dem Teufel» «*den Takt unrichtig geschlagen*» habe, und da mir Herr *von Lüttichau* diese Reprimanden zu notificiren hatte, konnten die bei solchen Gelegenheiten gepflogenen Unterhaltungen natürlich nicht zur Wiederherstellung eines erspriesslichen Vernehmens zwischen uns Beiden beitragen.

Demungeachtet schien es immer noch nicht zu einem Aeussersten kommen zu dürfen, da eben Alles gährte und in einer leidenschaftlichen Ungewissheit sich erhielt. Jedenfalls war die nach jeder Seite hin sich vorbereitende Reaktion wenigstens des Zeitpunktes ihres vollkommenen Sieges noch nicht so sicher, dass nicht für jetzt jedes Aufsehen noch zu vermeiden als räthlich angesehen worden wäre. So liess auch unsere Generaldirektion die Musiker der k. Kapelle unbehindert gewähren, welche, dem Geiste der Zeit folgend, sich zu einem Verein zur Berathung und Wahrung ihrer künstlerischen wie bürgerlichen Interessen konstituirt hatten. Hierfür war besonders einer der jüngsten Musiker, *Theodor*

*Uhlig*, von besonderer Thätigkeit gewesen. Dieser, als Violinist im Orchester angestellt, war ein junger Mensch in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, von auffallend zarter, intelligenter und edler Gesichtsbildung, der sich durch seinen grossen Ernst, seinen ruhigen, und doch ungemein festen Charakter vor all' seinen Genossen auszeichnete, meine besondere Aufmerksamkeit aber durch einige Gelegenheiten, in welchen er mir seinen scharfen Blick und seine umfassenden musikalischen Kenntnisse gezeigt hatte, auf sich zog. Bald erwählte ich ihn mir, da ich in jeder Hinsicht Aufgeweckтheit und einen ungemeinen Bildungstrieb an ihm wahrnahm, als Begleiter auf den von mir fortgesetzten Spaziergängen, auf welchen sonst *Röckel* mir zur Seite gewandert hatte. Er veranlasste mich nun auch, zur Belebung und Befruchtung der dort sich kund thuenden löblichen Tendenzen, mich in einer Versammlung jenes Kapellmitglieder-Vereines zu zeigen und vernehmen zu lassen. Ich theilte den Leuten, welche mich mit grosser Spannung anhörten, den Inhalt meiner vor einem Jahre von dem Generaldirektor zurückgewiesenen Arbeit über eine Reform der Kapelle, sowie meine damit verfolgten Absichten und Pläne mit. Zugleich musste ich ihnen bezeugen, dass ich für die Ausführung ähnlicher Entwürfe alle Hoffnung auf die Generaldirektion verloren habe, und dagegen es ihnen selbst nun anempfehlen müsse, kräftig die Initiative dafür zu ergreifen. Man nahm dies mit enthusiastischem Beifall auf. Liess nun, wie ich vorhin sagte, Herr *v. Lüttichau* diese Musiker in ihrer einigermassen demokratisch sich gebahrenden Vereinigung wohl gewähren, so sorgte er doch dafür, durch Spione, namentlich einen zum Abscheu aller Kapellmitglieder von der Intendanz besonderlich protegirten widerwärtigen Hornisten *Lauy*, sich stets über die hochverrätherischen Bewegungen des Vereines unterrichten. So hatte er denn auch von meinem Auftreten daselbst genaue, ja wohl übertriebene Kenntniss erhalten, und hielt es nun für an der Zeit, mich einmal wieder seine Autorität fühlen zu lassen. Ich wurde officiel zu ihm citirt, und hatte nun den Ausdruck seines lang verhaltenen Zornes über verschiedenes Vorgefallene zu vernehmen, bei welcher Gelegenheit ich auch von seiner Kenntnissnahme meines den Ministern überreichten Theaterreformplanes erfuhr. Er verrieth mir dies mit einer populären Dresdener Redensart, welche ich bis dahin noch nicht vernommen hatte; er wisse nämlich — so sagte er — recht gut, dass ich auch mit einer Eingabe über das Theater mich ihm *an den Laden gelegt hätte*. Ich hielt denn nun mit meinen Gegenansichten über das zwischen uns bestehende Verhältniss nicht zurück; da er mir drohte,

an den König zu berichten, und auf meine Entlassung anzutragen, so überliess ich ihm mit grosser Ruhe, hierin ganz nach seinem Belieben zu verfahren, da ich von der Gerechtigkeit des Königs wohl jedenfalls mir zu verhoffen habe, dass derselbe auf meine Anklage auch meine Vertheidigung hören werde, zu welcher veranlasst zu werden ich mir nur wünschen könne, da ich sonst keinen andern schicklichen Weg ersähe, mich über Das an den König auszusprechen, worüber ich mich nicht nur in meinem, sondern auch im Interesse des Theaters und der Kunst zu beklagen habe. Das hörte nun Herr *v. Lüttichau* wieder nicht gern, und frug mich dagegen, wie denn nur, wenn er mit mir auszukommen suchen wolle, ihm diess meinerseits ermöglicht werden sollte, da ich doch unverhohlen erkläre, dass an ihm (wie er sich ausdrückte) «Hopfen und Malz verloren» seien. Mit gegenseitigem Achselzucken waren wir genöthigt, von dieser Konferenz auseinander zu gehen. Diess schien meinen ehemaligen Gönner denn doch in Pein versetzt zu haben; er wandte sich an die Besonnenheit und Mässigung *Eduard Devrient*'s, um mir durch Zureden es anzuempfehlen, ein ferneres Auskommen zwischen uns zu ermöglichen. Trotz seines Ernstes musste *Devrient*, nachdem wir seinen Auftrag diskutirt, lächelnd zugestehen, dass hier eben nicht viel zu thun sei, und da ich standhaft erklärte, unter keiner Bedingung mehr mich zu theaterdienstlichen Berathungen bei ihm einzustellen, am Ende der Direktor wohl sehen müsste, wie seine Weisheit die Sache auch allein fortführe.

Die Folge der höfischen und direktorialen Ungnade liess sich für die Zeit, welche das Schicksal mir noch als Dresdener Kapellmeister auszuhalten bestimmt hatte, in Allem gewahren. Die im vorigen Winter von mir eingerichteten Kapellkonzerte wurden für dieses Jahr unter *Reissiger*'s Direktion gestellt. Sie nahmen in jeder Beziehung sogleich wieder die allgewohnte Unbedeutendheit gewöhnlicher Konzertaufführungen an; die Theilnahme des Publikum's verlor sich schnell, mit Mühe wurde die Unternehmung für einen spätern Fortgang erhalten. In der Oper hatte ich die Wiederaufnahme des «fliegenden Holländer's», für welchen ich nun in dem gereiften Talent *Mitterwurzer*'s einen vorzüglich hoffnungsvollen Darsteller gefunden hatte, nicht durchsetzen können. Meine Nichte *Johanna*, welche ich für die Rolle der «Senta» bestimmt hatte, fand die Partie unbequem, zudem wenig Gelegenheit zu glänzendem Kostüme bietend, wogegen sie «Zampa» und «Favorite» ihrem neuen Protektor, meinem ehemaligen Rienzi-enthusiastischen *Tichatscheck* zulieb, auch der für jede dieser Rollen von der Direktion ihr zu liefernden *drei*

*brillanten Anzüge* wegen, vorzog. Ueberhaupt war zwischen diesen beiden damaligen Matadoren der Dresdener Oper es zu einem Widerstands-Bündniss gegen meinen Rigorismus im Betreff des Opernrepertoirs gekommen, dessen Feindseligkeit sich mit dem Durchsetzen eben jener *Donizetti*'schen «Favorite», deren Arrangements ich einst in Paris für *Schlesinger* hatte anfertigen müssen, zu meiner Beschämung entschied. Diese Oper, deren Hauptparthie meiner Nichte, auch nach dem Dafürhalten ihres Vaters, sehr bequem in der Stimme lag, hatte ich zwar Anfangs mit aller Energie abgewiesen; da man nun aber meines Zerwürfnisses mit der Direktion und meiner freiwilligen Einflusslosigkeit, endlich meiner offenbaren Ungnade inne wurde, hielt man die Umstände für günstig, gerade mich selbst, da die Reihe an mir war, zu zwingen, diese widerwärtige Oper zu dirigiren. Ausserdem bestand meine Hauptbeschäftigung im k. Theater in der Direktion der Oper «Martha» von *Flotow*, welche zwar nie das Publikum eigentlich anzog, ihrer Repertoir-Bequemlichkeit wegen aber übermässig oft zur Aushülfe herbeigezogen wurde. Blickte ich somit auf den Erfolg meiner nun in das siebente Jahr reichenden Dresdener Thätigkeit zurück, so war diess mehr als demüthigend, in Betracht der vielen und energischen Anregungen, die ich mir nach allen Seiten hin dem k. Institut zugewendet zu haben bewusst war. Ich hatte mir deutlich zu sagen, dass, wenn ich jetzt Dresden verliesse, nicht die mindeste Spur davon dort zurückbleiben würde. Aus vielen Anzeichen hatte ich auch abzunehmen, dass, wenn es je zu Klage und Verantwortung zwischen mir und dem Generaldirektor vor dem Könige kommen sollte, möge das Urtheil des Monarchen auch mir günstig ausfallen, dennoch der Konsequenz wegen dem Hofmann gegen mich Recht gegeben werden würde. — Noch einmal am Palmsonntage des neuen Jahres 1849 erlebte ich eine schöne Genugthuung. Die Kapelle hatte, um sich einer grossen Einnahme zu versichern, nochmals zur Aufführung der 9ten Symphonie *Beethoven*'s gegriffen; Alles bot seine besten Kräfte auf, diese zu einer der schönsten zu machen; das Publikum nahm sie mit offenbarer Begeisterung auf. Der Generalprobe hatte heimlich, und vor der Polizei verborgen, *Michael Bakunin* beigewohnt; er trat ohne Scheu nach der Beendigung derselben zu mir an das Orchester, um mir laut zuzurufen, dass, wenn alle Musik bei dem erwarteten grossen Weltenbrande verloren gehen sollte, wir für die Erhaltung dieser Symphonie mit Gefahr unseres Lebens einzustehen uns verbinden wollten. Wenige Wochen nach dieser letzten Aufführung schien dieser «Weltenbrand» von den Strassen Dresden's aus sich wirklich entzünden

zu wollen, und *Bakunin*, mit welchem ich bis dahin in sonderbarer un ungewöhnlicher Weise in näheren Umgang getreten war, schien dah wirklich das Amt eines Oberfeuerwerker's übernehmen zu sollen.

Bereits seit längerer Zeit hatte ich die Bekanntschaft dieses sehr un gewöhnlichen Menschen gemacht. Schon vor Jahren war mir sein Nam aus den Zeitungen unter ausserordentlichen Umständen aufgestosse Als Russe war er in einer Pariser Polenversammlung aufgetreten, mi der Erklärung, ob Russe oder Pole gelte nichts, aber ob man ein freie Mann sein wolle, gelte alles. In späterer Zeit erfuhr ich durch *Geo Herwegh*, dass er eben damals in Paris allen seinen Hülfsquellen als Glie einer bedeutenden russischen Familie entsagt hatte und eines Tage da sein Vermögen noch aus zwei Franken bestand, diese auf dem Boul vard einem Bettler abgetreten habe, weil es ihm peinlich war, durc diesen Besitz an irgend eine Vorsicht für das Leben noch gebunden z sein. Sein Aufenthalt in Dresden wurde mir eines Tages von *Röckel*, a dieser schon gänzlich in die Wildniss übergetreten war, gemeldet un zwar mit der Einladung, in *Röckel*'s eigener Wohnung, wo jener au genommen worden war, seine Bekanntschaft zu machen. *Bakunin* w nämlich wegen seiner Betheiligung an den Prager Ereignissen im Somm 1848, als Theilnehmer an dem ihnen vorangehenden Slavencongress d selbst, von der österreichischen Regierung verfolgt, und hatte sich na hiergegen zu schützen, indem er zugleich nicht weit von Böhmen sic zu entfernen suchte. Das besondere Aufsehen, welches er auch in Pr erregt, war daher gekommen, dass er den Tschechen, welche besonde in Russland ihre Stütze gegen die gefürchtete Germanisirung gesuch hatten, zurief, eben gegen diese Russen, wie gegen jeden andern Volk stamm, sich mit Feuer und Schwert zu vertheidigen, sobald sie unt der Führung eines Despotismus wie der des russischen Czaren sich b finden. Diese oberflächliche Kenntnissnahme von der Tendenz *Bakunin* hatte genügt, die rein nationalen Vorurtheile des Deutschen gegen ih in anziehender Weise zu zerstreuen. Als ich ihn nun selbst im dürftig Schutze der *Röckel*'schen Gastfreundschaft antraf, war ich zunäch durch die fremdartige, durchaus imposante Persönlichkeit dieses Manne der damals in der Blüthe der dreissiger Jahre stand, wahrhaft überrasch Alles war an ihm kolossal, mit einer auf primitive Frische deutende Wucht. Ich habe nie den Eindruck von ihm empfangen, als ob er b sonders viel auf meine Bekanntschaft gäbe, da ihm im Grunde auf geist begabte Menschen nicht mehr viel anzukommen schien, wogegen er eine rücksichtslos thatkräftige Naturen verlangte; wie es mir späterhin au

ging, war aber auch hierin die theoretische Forderung in ihm thätiger, als das rein persönliche Gefühl, denn er konnte eben hierüber viel sprechen und sich erklären: überhaupt hatte er sich an das Sokratische Element der mündlichen Diskussion gewöhnt, und augenscheinlich war es ihm wohl, wenn er sich, auf dem harten Canapé seines Gastfreundes ausgestreckt, mit recht viel verschiedenartigen Menschen über die Probleme der Revolution diskursiv vernehmen lassen konnte. Bei diesen Gelegenheiten blieb er stets siegreich; es war unmöglich, gegen seine bis über die äussersten Grenzen des Radikalismus nach jeder Seite hin, mit grösster Sicherheit ausgedrückten Argumente sich zu behaupten. Er war so mittheilsam, am ersten Abend unserer Zusammenkunft, mich über den Gang seiner Entwickelung zu unterrichten. Als russischer Offizier von vornehmer Familie hatte ihn, den unter dem Drucke des bornirtesten Militairzwangs Leidenden, die Lektüre *Rousseau*'scher Schriften dahin gebracht, unter dem Vorwand eines Urlaubes nach Deutschland sich zu flüchten; dort in Berlin hatte er sich mit dem Eifer eines zur Kultur erwachenden Barbaren auf die Philosophie geworfen; es war die *Hegel*sche Philosophie, welche er als herrschende antraf, und in welcher er sich schnell so weit schulte, dass er die renommirtesten Jünger des Meisters mit einem, in streng *Hegel*'scher Dialektik sich bewegenden Aufsatze, aus dem Sattel ihrer eigenen Philosophie warf. Nachdem er so die Philosophie, nach seinen Aussprüchen, in sich bei Seite gebracht, war er nach der Schweiz gegangen, hatte dort den Communismus gepredigt, und war über Frankreich und Deutschland nun wieder an die Grenzen der slavischen Welt zurückgekehrt, von welcher er, ihrer mindesten Verdorbenheit durch die Civilisation wegen, das Heil der Regeneration der Menschheit erwartete. Seine Hoffnung in diesem Betreff gründete er in Wirklichkeit auf den im russischen Nationalcharakter am stärksten ausgeprägten Typus der Slaven. Als Grundzug desselben glaubte er naive Brüderlichkeit und den Instinkt des Thieres gegen den verfolgenden Menschen im natürlichen Hasse des russischen Bauers gegen den ihn quälenden Edelmann zu erkennen. Hierfür berief er sich auf die kindisch-dämonische Freude des russischen Volkes am Feuer, auf welche schon *Rostopschin* sein Stratagem gegen Napoleon beim Brande von Moskau berechnet hatte. Er meinte, dem russischen Bauer, in welchem die natürliche Güte der bedrückten menschlichen Natur sich am kindlichsten erhalten habe, sei nur beizubringen, dass die Verbrennung der Schlösser seiner Herren mit allem, was darin und daran, vollkommen gerecht und Gott wohlgefällig sei, um eine Bewegung über die Welt

hervorzurufen, aus welcher mindestens doch eben die Zerstörung alles dessen hervorgehen müsse, was, aus dem tiefsten Grunde beleuchtet, selbst dem philosophischsten Denker des civilisirten Europa's als eigentlicher Quell des Elendes der ganzen modernen Welt erkenntlich sein müsste. Diese zerstörende Kraft in Bewegung zu setzen, dünkte ihm das einzig würdige Ziel der Thätigkeit eines vernünftigen Menschen. (Während *Bakunin* solche furchtbare Lehren in seiner Weise predigte, unterliess er nicht, da er bemerkte, dass ich an den Augen litt, trotz meiner Abwehr, den grellen Schein des Lichtes auf mich durch seine vorgehaltene breite Hand eine volle Stunde lang abzuhalten.) Diese Zerstörung aller Civilisation war das seinem Enthusiasmus vorschwebende Ziel; hierfür aller Hebel der politischen Bewegung als Hülfsmittel sich zu bedienen, war seine einstweilige, oft zur ironischen Heiterkeit dienende Unterhaltung. Er empfing in seinem Versteck allen Nüancen der Revolution angehörende Persönlichkeiten; am nächsten standen ihm diejenigen der slavischen Nationalität, weil er diese für das erste am erfolgreichsten auf die Zerstörung des russischen Despotismus zu verwenden erachten konnte. Von den Franzosen, trotz ihrer Republik und ihres *Proudhon*'schen Socialismus, hielt er nicht das Mindeste. Ueber die Deutschen äusserte er sich mir nie. Demokratie, Republik, und Alles, was ihnen gleicht, war ihm keiner ernstlichen Beachtung werth; jedem Einwurf der ihm von Solchen gemacht wurde, welche an die Rekonstruktion des zu zerstörenden dachten, wusste er mit vernichtender Kritik entgegen zu treten. Ich entsinne mich, dass ein Pole, von seinen Theorien erschreckt, ihm entgegenhielt, dass denn doch immer eine staatliche Organisation vorhanden sein müsse, welche dem Einzelnen die Ausbeute des von ihm bebauten Feldes gewährleiste; diesem erwiderte er: «Du wirst also dein Feld sorgfältig abzäunen, und somit der Polizei von Neuem zu leben geben müssen». Der Pole schwieg betroffen. Seine Tröstung bestand dann darin, dass er darauf deutete, wie Konstruktoren der neuen Weltordnung sich ganz von selbst finden würden; dass wir dagegen nach nichts anderem zu fragen hätten, als woher die Kraft der Zerstörung zu nehmen; ob denn einer von uns so wahnsinnig sein könne, zu glauben, dass er über das Ziel der Zerstörung hinaus noch bestehen würde können? Man solle sich nur die ganze europäische Welt, mit Petersburg, Paris und London, in einen Schutthaufen verwandelt denken: ob den Brandstiftern über diese ungeheuren Trümmer hinweg noch eine Besinnung zuzutrauen sein könnte? Jeden, der sich bereit zur Aufopferung erklärte, wusste er zu verwirren, wenn

er ihn darauf verwies, dass nicht die sogenannten Tyrannen das Furchtbare seien, sondern die behaglichen Philister, unter denen er als Typus den protestantischen Pfarrer aufstellte, an dessen Menschwerdung er nicht eher glauben wolle, als bis er selbst sein Pfarrhaus mit Weib und Kind den Flammen übergeben hätte.

Gegen so furchtbare Behauptungen blieb ich eine Zeit lang um so verlegener, als *Bakunin* andrerseits sich als wirklich liebenswürdiger, zartfühlender Mensch mir kund that. Keine meiner tief verzweifelten Besorgnisse vor der ewigen Gefährdung meiner idealen Wünsche für die Kunst schien ihm unverständlich zu bleiben. Zwar wies er es zurück, über meine Kunstpläne näher unterrichtet zu werden. Meine Nibelungenarbeiten wollte er nicht kennen lernen. Ich hatte damals, von der Lektüre der Evangelien angezogen, einen für die ideale Bühne der Zukunft entworfenen Plan zu einer Tragödie: »Jesus von Nazareth«, verfasst; *Bakunin* bat mich, ihn mit der Bekanntmachung damit zu verschonen; da ich ihn durch einige mündliche Andeutungen meines Planes dafür zu gewinnen schien, wünschte er mir Glück, bat mich aber völlig inständig, *Jesus* jedenfalls als schwach erscheinen zu lassen. In Betreff der Musik rieth er mir in allen Variationen die Composition nur eines Textes an: der Tenor solle singen: »köpfet ihn«, der Sopran: »hängt ihn«, und der Basso continuo: »Feuer, Feuer«. Nun wurde ich mir doch eines seltsam behaglichen Gefühles über diesen ungeheuerlichen Menschen bewusst, als ich ihn eines Tages dazu brachte, die ersten Scenen meines »fliegenden Holländer« von mir sich vorspielen und vorsingen zu lassen. Als ich eine Pause machte, rief er, nachdem er mich aufmerksamer, als irgend ein andrer angehört, zu: »Das ist ungeheuer schön«, und wollte immer mehr davon hören. Da er das traurige Leben eines ewig Versteckten zu führen hatte, lud ich ihn des Abends manchmal zu mir ein; meine Frau setzte ihm zum Abendbrot zierlich geschnittene Wurst und Fleischstückchen vor, welche er, ohne sie nach sächsischer Weise spärlich auf das Brod zu vertheilen, sogleich haufenweise verschlang; da ich *Minna*'s Entsetzen hierüber gewahrte, machte ich mich wirklich der Schwäche schuldig, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie man bei uns sich dieser Zubereitung bediene, worauf er mir lächelnd betheuerte, er habe ja genug, man solle es ihm nur gönnen, das Vorgesetzte auf seine Weise zu verzehren. In gleicher Weise befremdete mich sein Genuss des Weines in den üblichen kleinen Gläsern; überhaupt war ihm der Wein widerwärtig, welcher das Bedürfniss nach alkoholischer Aufregung in so philisterhaft ausgedehnten und vertheilten Dosen zu befriedigen suchte, wogegen ein kräftiger

Zug Branntwein mit einem Mal und schnell diesen doch immer nur beiläufig zu erzielenden Zweck erreiche. Das Widerwärtigste in Allem war ihm das Behagen an der Ausdehnung des Genusses durch berechnete Mässigung, während einem wahren Menschen doch nur die nöthige Stillung des Bedürfnisses hieraus erwachsen dürfe, und der einzige Genuss des Lebens menschenwürdig allein in der Liebe bestehen könnte.

Wie an diesen und ähnlichen unscheinbaren Zügen es sich herausstellte, dass in diesem merkwürdigen Menschen eine völlig kulturfeindliche Wildheit mit der Forderung des reinsten Ideales der Menschlichkeit sich berührte, so waren die Eindrücke meines Umganges mit ihm schwankend zwischen unwillkürlichem Schrecken und unwiderstehlicher Angezogenheit. Ich holte ihn öfters zu meinen einsamen Wanderungen ab, auf denen er mir, da er hier seinen Verfolgern nicht zu begegnen fürchten durfte, schon der ihm nöthigen Leibesbewegung wegen, gern folgte. Meine Versuche, ihn bei den hierbei gepflogenen Besprechungen mit der Bedeutung meiner Kunsttendenzen eindringlicher bekannt zu machen, blieben, so lange wir eben das Feld der blossen Diskussion nicht verlassen konnten, ohne Erfolg. Alles diess schien ihm zu verfrüht; er wollte durchaus nicht zugeben, dass aus den Bedürfnissen der schlechten Gegenwart die Gesetze für eine Zukunft bestimmt würden, welche aus ganz anderen Voraussetzungen der gesellschaftlichen Bildung sich zu gestalten habe. Während er so schliesslich immer nur auf Zerstörung und wieder Zerstörung drang, hatte ich mich endlich zu fragen, wie mein wunderlicher Freund denn eigentlich diese Zerstörung in's Werk zu setzen gedächte; und hier traf es sich denn, dass, wie ich damals schon ahnte und es sich bald sehr klar herausstellte, bei diesem Manne der unbedingten Aktion in diesem Bezug Alles auf den bodenlosesten Voraussetzungen beruhte. Musste ich mit meinen Hoffnungen für eine künftige künstlerische Gestaltung der menschlichen Gesellschaft ihm gänzlich unpraktisch in der Luft schwebend erscheinen, so lag es bald am Tage, dass seine Annahmen in Betreff der unerlässlichen Zerstörung aller vorhandenen Kultur-Institutionen, zum Mindesten nicht weniger unbegründet waren. Dem ersten Anschein nach bedünkte es mich allerdings, als ob *Bakunin* das Centrum einer Universal-Konspiration sei; am Ende führten sich seine praktischen Pläne jedoch zunächst auf das ungefähre Vorhaben einer neuen Revolutionirung Prag's zurück, welche sich auf nichts anderes, als eine Verbindung einiger Studenten begründete. Als er glaubte, dass die Zeit des Losbruchs hierfür gekommen sei, bereitete er sich eines Abends auf die für

ihn nicht gefahrlose Reise nach Prag unter dem Schutze eines Passes für einen englischen Kaufmann vor. Hierzu musste er sein ungeheures lockiges Bart- und Haupthaar, der philisterhaftesten Kultur entsprechend, verschneiden und rasiren lassen; da hierzu kein Barbier zu verwenden war, hatte *Röckel* dessen Amt zu übernehmen; ein kleiner Kreis von Bekannten wohnte dieser Operation bei, welche mit einem stumpfen Rasirmesser unter anhaltenden Schmerzen, gegen die nur der Patient unempfindlich blieb, ausgeführt wurde. Man entliess *Bakunin* mit der Voraussetzung, ihn lebendig nicht mehr zu sehen. Nach acht Tagen war er aber bereits wieder zurück, da er erkannt, wie leichtsinnig er über die Prager Angelegenheiten unterrichtet gewesen war, und er mit nichts als einer Hand voll halb kindischer Studenten zu thun gehabt hatte. Er zog sich durch diese Bekenntnisse *Röckel*'s gutmüthigen Spott zu, und gerieth bei uns nun überhaupt in den Ruf eines Revolutionär's, welcher in der theoretischen Konspiration stehen bliebe. Ungefähr wie seine Erwartungen von den Prager Studenten haben sich später alle seine Voraussetzungen im Betreff des russischen Volkes als grundlos und auf willkürliche Annahme von der Natur der Dinge beruhend, herausgestellt, so dass ich den Ruf der ungeheuren Gefährlichkeit, in welchen dieser Mann nach jeder Seite hin gerathen war, nur aus seinen hie und da verlauteten theoretischen Ansichten, nie aber aus einem wirklichen Bekanntwerden mit seiner praktischen Thätigkeit mir zu erklären hatte. Nur sollte ich allerdings auch fast als Augenzeuge erfahren, dass sein ganz persönliches Benehmen nie einen Augenblick durch Rücksichten bestimmt wurde, wie man sie bei Denjenigen anzutreffen gewohnt ist, welchen es mit ihren Theorien nicht wahrhafter Ernst ist. Diess sollte sich bald bei dem verhängnissvollen Aufstand im Mai 1849 zeigen.' —

Der Winter dieses Jahres bis zum Frühjahr 1849 war mir unter der verschiedenartigen Entwickelung meiner Lage und Stimmung, wie ich sie bezeichnet, in dumpfer Gährung verstrichen. Jener kurz erwähnte Entwurf zu einem fünfaktigen Drama «Jesus von Nazareth», gegen Neujahr, war meine letzte künstlerische Beschäftigung geblieben. Von nun an dämmerte ich unstät brütend und wunschlos erwartungsvoll dahin. Dass es mit meiner Dresdener Wirksamkeit als Künstler ein Ende hatte, auch meine dortige Stellung mir nur noch eine Last war, für deren Abschüttelung ich bloss der Nöthigung der Verhältnisse entgegen sah, lag mir klar im Bewusstsein. Auf der andern Seite drängte die ganze politische Situation Deutschland's, wie Sachsen's, auf eine unausbleibliche Katastrophe hin: mit jedem Tage rückte diese näher, und mir

behagte es, mein persönliches Schicksal mit dieser allgemeinen Lage verwachsen mir vorzustellen. Letzte entscheidende Kämpfe, wie sie durch die überall nun immer unverhüllter auftretende Reaktion absichtlich hervorgerufen zu werden schienen, standen in nächster Aussicht; ich fühlte in keiner Weise Leidenschaftlichkeit genug, um mir in diesen Kämpfen selbst eine antheilvolle Rolle zugetheilt wissen zu wollen, dagegen nur die Neigung, rücksichtslos dem Strome der Ereignisse mich zu überlassen, möge er auch hinführen, wohin es immer auch sei. Sehr eigenthümlich drängte sich nun gerade um diese Zeit ein ganz neuer, und zunächst mit zweifelhaftem Lächeln aufgenommener Einfluss in mein Schicksal: *Liszt* meldete mir im März die unter seiner Leitung bevorstehende Aufführung des «Tannhäuser» in Weimar, der ersten nach der Dresdener. Sehr bescheiden hatte er mir dieses Unternehmen nur als die Erfüllung seines persönlichen Wunsches angekündigt; um ihm einen guten Ausfall zu sichern, hatte er *Tichatscheck* für die beiden ersten Aufführungen als Gast nach Weimar geladen; dieser kehrte nun zurück, und berichtete mir von dem wahrhaft guten Erfolge, davon zu hören ich wahrhaft überrascht war. Zu meinem Honorar erhielt ich vom Grossherzog eine goldene Tabatière, welche mir bis zum Jahr 1864 persönlich gedient hat. Das war mir alles neu und seltsam, und ich blieb geneigt, in diesem, an sich so erfreulichen Vorgange, eben nur eine Episode, der Freundeslaune eines grossen Künstlers verdankt, zu sehen. Was soll mir das jetzt, frug ich mich, kommt diess zu früh oder zu spät? Doch bestimmte mich namentlich ein liebenswürdiger Brief *Liszt*'s, für den bevorstehenden Mai zur dritten Aufführung des «Tannhäuser's», welche nun, da man die Oper auf dem Repertoir zu erhalten wünschte, ganz nur mit einheimischen Kräften versucht werden sollte, auf einige Tage Weimar zu besuchen. Hierzu nahm ich mir von meiner Direktion für die zweite Woche des Mai Urlaub. Wenige Tage lagen noch vor der Ausführung dieses kleinen Vorhabens; aber diese waren verhängnissvoll. Am ersten Mai löste das neue, vom König bestellte und mit der Durchführung der Reaktion beauftragte Ministerium *Beust*, die Kammern auf. Hieraus erwuchs mir zunächst die Pflicht der Freundessorge für *Röckel* und dessen Familie. *Röckel* war bisher durch seine Eigenschaft als Deputirter in Funktion gegen die ihn bedrohende kriminalrechtliche Verfolgung geschützt gewesen. Im Augenblicke der Kammer-Auflösung war er dagegen schutzlos, und hatte sich sofort durch Flucht einer neuen Verhaftung zu entziehen. Da ich ihm hierbei wenig helfen konnte, versprach ich ihm mindestens

für das vorläufige Forterscheinen seines Volksblattes schon aus dem Grunde, weil der Ertrag desselben seiner Familie einige Unterstützung bieten sollte, Sorge zu tragen. Kaum war *Röckel* über die böhmische Grenze entflohen, als, während ich zu meiner Verlegenheit in der Druckerei mich damit abquälte, für eine Nummer des Volksblattes Stoff zu schaffen, von allen Seiten die längst erwarteten Gewitter auf Dresden sich entluden. Sturm-Deputationen, abendliche Pöbeldemonstrationen, wüthende Sitzungen der Vereine und alle die Vorläufer der Strassenentscheidung, stellten sich ein. Am 3. Mai verrieth das Aussehen der durch die Strassen wogenden Bevölkerung, dass es dahin kommen würde, wohin unstreitig man es gebracht zu sehen wünschte, da allen Landesdeputationen die Anerkennung der deutschen Reichsverfassung, um welche es sich damals handelte, mit einer zuletzt ausser Gewöhnung gekommenen Bestimmtheit von der Regierung abgelehnt worden war. Ich fand mich am Nachmittag, eigentlich immer nur im Interesse des *Röckel*'schen Volksblattes, für dessen Fortbestehen ich mich aus ökonomisch-humanen Rücksichten verpflichtet fühlte, durchaus nur als Hospitant in einer Vorstandssitzung des Vaterlands-Vereines ein. Hier fesselte mich nun plötzlich die Beobachtung des Benehmens und der Fassung solcher Menschen, welche durch die Volksgunst getragen, bis dahin an die Spitze solcher Vereinigungen gestellt waren. Offenbar ging diesen Leuten der Vorgang über die Köpfe hinweg, namentlich, als der gewisse Terrorismus eintrat, welchen bei solchen Gelegenheiten die Angehörigen der niederen, thatbereiteren Volksklassen auf die Repräsentanten der demokratischen Theorien ausüben. Ich hörte da allerhand wüste Vorschläge und unschlüssige Erwiderungen durcheinander; ein Hauptthema bildete die Nothwendigkeit, auf Vertheidigung zu sinnen; Bewaffnung und Anschaffung dafür ward diskutirt, aber alles in höchster Konfusion, und als man plötzlich fand, dass man für diesmal auseinander zu gehen habe, blieb mir der Eindruck der höchsten Verwirrung zurück. Ich entfernte mich mit dem Maler *Kaufmann*, einem jüngeren Künstler, von welchem ich zuvor auf der Dresdener Kunstausstellung eine Reihe von Cartons, die *«Geschichte des Geistes»* darstellend, gesehen hatte. Vor einem dieser Cartons, welcher die Folterung eines Ketzers im spanischen Inquisitions-Gerichte vorführte, hatte ich den König von Sachsen, welcher die Ausstellung durchwanderte, beobachtet, wie er mit missbilligendem Kopfschütteln von diesem abstrusen Gegenstande sich abwandte. Mit Diesem, welcher bleich und bedenklich dem Kommenden entgegensah, mich unterhaltend, gelangte

ich auf dem Postplatze in die Nähe des nach Semper's Angabe errichteten Brunnens, als plötzlich vom nahen Thurme der Annenkirche das Zeichen zum Ausbruche mit der Sturmglocke sich vernehmen liess: «Gott, da geht's los!» rief erschüttert mein Begleiter, und verschwand sofort von meiner Seite. Ich erfuhr später noch einmal von ihm, dass er als politischer Flüchtling in Bern weile, habe ihn aber nie wieder gesehen.

Auch auf mich machte der Klang dieser aus der Nähe sich vernehmen lassenden Glocke einen entscheidenden Eindruck. Es war an einem sehr sonnigen Nachmittag, und sogleich stellte sich bei mir fast dasselbe Phänomen ein, welches Goethe beschreibt, als er die Eindrücke der Kanonade von Valmy auf seine Sinneswahrnehmung zu verdeutlichen sucht. Der ganze Platz vor mir schien von einem dunkelgelben, fast bräunlichen Lichte beleuchtet zu sein, ähnlich wie ich es bei einer Sonnenfinsterniss in Magdeburg wahrgenommen. Die dabei sich kundgebende Empfindung war die eines grossen, ja ausschweifenden Behagen's; ich fühlte plötzlich Lust, mit irgend etwas, sonst für wichtig gehaltenem zu spielen; so gerieth ich, vermuthlich wegen der Nähe des Platzes, zunächst auf den Einfall, in *Tichatscheck's* Wohnung den von ihm, als passionirtem Sonntagsjäger, gepflegten Schiessgewehren nachzufragen; ich traf dort nur seine Frau an, da er selbst auf einer Urlaubereise begriffen war; ihre Angst vor den bevorstehenden Ereignissen stimmte mich zur ausgelassensten Heiterkeit; ich gab ihr den Rath, die Jagdgewehre ihres Mannes, welche sehr leicht bald von dem Pöbel requirirt werden könnten, dadurch in Sicherheit zu bringen, dass sie dieselben dem Comité des Vaterlandsvereins gegen Certifikat zur Disposition stellte. Ich habe später erfahren, dass meine hierbei geäusserte excentrische Laune in bedenklichster Weise zum Verbrechen angerechnet worden ist. Jetzt begab ich mich wieder in die Strassen, um nachzusehen, was ausser Glockengeläute und gelblicher Sonnenverfinsterung denn eigentlich in der Stadt los wäre. Ich gelangte zunächst auf den alten Markt, und beachtete dort eine Gruppe, in welcher lebhaft perorirt wurde. Zu meinem fast angenehmen Erstaunen gewahrte ich M^me^ *Schröder-Devrient*, welche soeben aus Berlin anlangend vor einem Hôtel abgestiegen, und von den ihr sofort zukommenden Nachrichten, dass man bereits auf das Volk geschossen habe, im höchsten Grade aufgeregt war. Sie hatte soeben in Berlin einem mit den Waffen unterdrückten Aufstandsversuche zugesehen, und war nun empört, in ihrem friedlichen Dresden, wie sie meinte, dasselbe wiederfinden zu müssen. Da sie von

der höchst stumpfsinnigen Masse, welche ihren leidenschaftlichen Auslassungen mit unsinnigem Behagen zuhörte, zu mir sich abwandte, schien sie befriedigt zu sein, Jemanden zu finden, an den sie den Aufruf richten konnte, nach Kräften den widerwärtigen Vorgängen zu wehren. Ich traf sie des andern Tags noch bei meinem alten Freund *Heine*, in dessen Wohnung sie sich geflüchtet hatte; dort beschwor sie mich, da sie an mir Kaltblütigkeit wahrnahm, von Neuem, alles aufzubieten, um dem unsinnigen, volksmörderischen Kampfe mit Allem, was mir zu Gebote stehe, zu wehren. Aus ihrem Benehmen bei dieser Gelegenheit, so erfuhr ich später, ist Frau *Schröder-Devrient* die Anklage auf Hochverrath wegen Volksaufreizung erwachsen; sie hatte auf dem Wege des Prozesses ihre Unschuld darzuthun, um ihre durch langjährige Dienste als Dresdener Opernsängerin kontraktlich ihr zugesicherte Pension unangefochten sich zu erhalten.

An jenem dritten Maitage wendete ich mich nun unmittelbar nach derjenigen Stadtgegend, von welcher unheimliche Gerüchte über blutige Konflikte soeben zu mir gelangt waren. So viel ich nachher erfuhr, war es über eine Ablösung der Bürgerwache vor dem Zeughause zu thatsächlichen Diskussionen zwischen der bürgerlichen und militärischen Gewalt gekommen, welche von einem verwegen angeführten Volkshaufen zur gewaltsamen Besitznahme dieses Waffenplatzes hatten benutzt werden sollen. Gegen diesen war mit grosser soldatischer Bravour durch Lösung einiger mit Kartätschen geladener Geschütze verfahren worden. Als ich dem Schauplatze dieser Vorfälle durch die Rampische Gasse mich näherte, begegnete ich einer Kompagnie der Dresdener Kommunalgarde, welche, wie es scheint, gänzlich unschuldig der Wirkung jenes Feuers ausgesetzt gewesen war. Mir fiel einer der Bürgergardisten auf, welcher, von seinem Kameraden sorgsam unter'm Arm gefasst, hastig weiter zu marschiren sich bemühte, trotzdem sein rechtes Bein willenlos umherzuschlottern schien; Einige aus dem Volke riefen: «der blutet ja», als sie die von ihm nachgelassenen Tropfen auf dem Pflaster gewahrten. Dieser Anblick wirkte höchst aufregend auf mich, ich begriff plötzlich den jetzt von allen Seiten von mir gehörten Ruf: «Zu den Barrikaden, zu den Barrikaden»; mechanisch getrieben folgte ich dem Strome, welcher sich wieder dem Rathhaus auf dem alten Markte zu bewegte. Während der ungeheuren Aufregung auf den Strassen bemerkte ich besonders eine, strassenbreit durch die Rosmaringasse dahinschreitende, höchst bedeutungsvolle Gruppe, welche mich, wenn auch diesmal mit einiger Uebertreibung, an diejenige Gesellschaft erinnerte, welche mich damals vor dem Theater

um freien Entrée zu »Rienzi« gebeten; auch ein Buckeliger war dabei, und diesen, der mich sofort an den *Goethe*'schen »Vansen« im »Egmont« erinnerte, sah ich, während rings der aufrührerische Ruf ertönte, mit seltsamem Behagen die langgestreckten Hände vor endlich, nach langer Erwartung eintretender, revolutionärer Freude sich reiben. Von hier an entsinne ich mich ganz deutlich, durch das Unerhörte des Schauspiels mich angezogen gefühlt zu haben, ohne je das Verlangen zu empfinden, in Reih' und Glied unter die von mir beobachteten Streiter mich zu stellen. Die Aufregung der beobachtenden Theilnahme steigerte sich aber mit jedem Schritt, zu dem es mich nun trieb: so wusste ich mich, ohne unter dem wilden Haufen beachtet zu werden, bis in die Sitzungssäle des Rathes der Stadt selbst zu drängen; es schien, als ob es sich hier um eine übereinstimmende Handlung mit den Stadtverordneten handle; auch in den Sitzungssaal dieser wusste ich mir unbeachtet Eintritt zu verschaffen: was ich da wahrnahm, war allgemeine Auflösung und Rathlosigkeit. Während nun der Abend und die Nacht hereinbrach, wanderte ich durch die jetzt schnell, meistens durch Marktbuden aufgeworfenen Barrikaden, langsam nach meiner Wohnung in der entfernten Friedrichstadt zurück, um des andern Morgens mich zur Fortsetzung meiner beobachtenden Theilnahme an den unerhörten Ereignissen wiederum in das Centrum der Stadt aufzumachen. Es war Donnerstag der 4. Mai, an welchem ich das Rathhaus in der allmählich immer mehr heraustretenden Eigenschaft des Sitzes einer revolutionären Bewegung antraf. Die Nachricht, dass der König mit dem gesammten Hof, auf den Rath seines Ministers *Beust*, das Schloss verlassen, und zu Schiff auf der Elbe nach der Festung Königstein abgereist sei, erfüllte denjenigen Theil der Bevölkerung, welcher auf ein friedliches Abkommen mit dem Monarchen gerechnet hatte, mit höchstem Schreck. Unter solchen Umständen sah sich der Stadtrath nicht mehr der Situation gewachsen, und trug selbst zur Berufung der noch in Dresden anwesenden Mitglieder der sächsischen Kammer bei, welche nun in dem Rathhause sich versammelten, um über die jetzt zum Schutze des aufgelöst dünkenden Staatswesen's nöthig erscheinenden Maassregeln Beschluss zu fassen. Eine Deputation wurde an das Ministerium abgesandt, und kehrte von dort mit dem Bescheid zurück, das Ministerium sei nicht aufzufinden. Zugleich bestätigte sich von allen Seiten die Kunde davon, dass nach einem im Voraus abgeschlossenen Vertrage Truppen des Königs von Preussen einrücken würden, um Dresden zu occupiren. Jetzt herrschte nur ein Ruf nach zweckmässigen Maassregeln gegen diesen Einmarsch fremder Truppen. Da

zu gleicher Zeit die Nachrichten des Erfolges der deutschen Bewegung in Würtemberg eintrafen, wo die Truppen selbst durch ihre parlamentstreue Erklärung die Absicht der Regierung in der Weise vereitelt hatten, dass diese willenlos der Anerkennung der deutschen Reichsverfassung sich hatte fügen müssen, entstand unter unseren im Rathhaus versammelten Politikern die Meinung, auch hier könne die Sache sich noch friedlich gestalten, wenn es möglich sei die sächsischen Truppen zu einer ähnlichen Haltung zu veranlassen, da hierdurch der König in die heilsame Nothwendigkeit versetzt sein würde, mindestens als guter Patriot der preussischen Occupation seines Landes zu widerstehen. Somit schien alles darauf anzukommen, den noch in Dresden stehenden sächsischen Truppentheilen den Begriff der entscheidenden Wichtigkeit ihrer Haltung beizubringen: da ich hierin die einzige Hoffnung auf einen ehrenvollen Frieden in dem Chaos der sinnlosesten Wirrnisse vor mir sah, gestehe ich, dass ich dieses einzige Mal mich so weit verleiten liess, eine, wenn auch durch den Erfolg gänzlich fruchtlos herausgestellte, Demonstration zu veranlassen. Ich brachte nämlich den Drucker des Röckel'schen Volksblattes, um welches es doch nun gethan war, dahin, alles was er von Typen auf die nächste Nummer desselben zu verwenden gehabt haben würde, im allergrössesten Format auf einen einzigen Streifen Papier zusammen zu fassen, auf welchem nur die Worte zu lesen sein sollten: »Seid ihr mit uns gegen fremde Truppen?« Diese Blätter wurden wirklich auf diejenigen Barrikaden, auf welche man zunächst des Angriffes gewärtig sein musste, geheftet. Sie sollten den sächsischen Truppen, falls sie zuerst zum Angriffe geführt würden, ihr Verhalten vorzeichnen. Natürlich wurden diese Plakate von Niemandem beachtet als von späteren Denuncianten. Für diesen Tag verlief im Uebrigen Alles in verwirrten Verhandlungen und wüsten Aufregungen, ohne irgend eine Klarheit in die Lage zu bringen. Die verbarrikadirte Altstadt Dresden's bot für den Beobachter genug des Interessanten, und mir, der ich nun immer verwunderungsvoll der Bewegung zu wirklichem Widerstand folgte, war es einzig zerstreuend, plötzlich *Bakunin* aus seinem bisher sorgsam gewahrten Versteck, im schwarzen Frack, über diese Hindernisse des Strassenverkehres daher wandeln zu sehen. Gar sehr irrte ich mich aber, da ich glaubte das von ihm Wahrgenommene müsse ihn unterhalten; er gewahrte in allen angetroffenen Vertheidigungsmaassregeln bloss die kindische Unvollkommenheit derselben, und erklärte, in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Dresden für sich nur das einzige Angenehme zu erkennen, dass er sich jetzt vor der Polizei

nicht mehr zu hüten habe, und ungestört an sein Weiterkommen denken könne; denn hier, so vermeinte er, sei unter so schlaffen Verhältnissen, jedenfalls keine Verlockung zur Betheiligung für ihn vorhanden. Während er sich mit der Cigarre herumtrieb, um über den naiven Stand der Dresdener Revolution sich lustig zu machen, fesselte mich der Anblick der vor dem Rathhaus, auf den Appell ihres Commandanten, im Gewehr versammelten Communal-Garde. Aus einem besonders begünstigten Corps derselben, der sogenannten Schützen-Compagnie, trat ausser *Rietschel*, welcher in grosser Aengstlichkeit über den Charakter der Bewegung war, auch *Semper* auf mich zu. Er schien anzunehmen, ich sei näher in die Vorgänge eingeweiht, und betheuerte mir, sich in einer sehr schwierigen Lage zu fühlen. Die Elite-Compagnie, zu welcher er gehöre, sei von entschiedenem demokratischen Geiste erfüllt; da er nun vermöge seiner Professur bei der Akademie der Künste eine besondre Stellung einnehme, wisse er nicht, wie er den, vom ihm übrigens getheilten, Geist seiner Compagnie mit seinem Charakter als Staatsbürger in Uebereinstimmung bringen sollte. Das Wort »Staatsbürger« wirkte unwiderstehlich komisch auf mich; ich sah nur *Semper* scharf in die Augen und wiederholte das Wort: »Staatsbürger!« — worauf dieser, mit einem sonderbaren Lächeln erwiderte, indem er sich für diesmal ohne weitere Explikation von mir entfernte.

Des anderen Tages (Freitag den 5. Mai), wo ich mich wieder mit meiner sonderbar leidenschaftlichen Theilnahme als Beobachter der Vorgänge auf dem Rathhause einstellte, nahmen nun die Dinge eine entscheidende Wendung an. Der Rumpf der hier versammelten Vertreter des sächsischen Volkes fand es gerathen, da für Verhandlungen faktisch eine sächsische Regierung nicht mehr anzutreffen war, aus sich selbst eine provisorische Regierung zu constituiren. Professor *Köchly* wurde, seiner grossen rhetorischen Fähigkeiten wegen, zum Proklamator dieser Regierung bestellt; vom Balkon des Rathhauses herab vollzog er diesen feierlichen Akt, gegenüber dem auf dem Platze versammelten treu gebliebenen Reste der Communal-Garde und den nicht übermässig zahlreichen Schaaren des Volkes. Zugleich ward die deutsche Reichsverfassung als zu Recht bestehend proklamirt, und die bewaffnete Volksmacht auf dieselbe vereidigt. Ich entsinne mich, dass diess alles durchaus keine erhebende Wirkung auf mich machte; wogegen die von Neuem mir geäusserten Bedenken des immer umher schweifenden *Bakunin*, über die Nichtigkeit all' dieser Dinge, allmählich mir immer verständlicher wurden. Selbst von rein technischer Seite wurden diese

Bedenken bestätigt, als zu meinem lächelnden Erstaunen *Semper*, in voller Uniform als Bürger-Schütze mit dem Bannerhute, auf dem Rathhause nach mir verlangte, und mich von der höchst fehlerhaften Construktion der Barrikade an der Wilsdrufergasse und der sie flankirenden Brüdergasse in Kenntniss setzte. Um sein artistisches Gewissen als Ingenieur zu beruhigen, wies ich ihn an, in das Kabinet der für die Vertheidigung ernannten militairischen Commission einzutreten. Er folgte meiner Empfehlung wie im Gefühle einer zu erfüllenden Pflicht; vermuthlich erhielt er dort die nöthige Autorisation zur Anleitung des wichtigen Baues der Vertheidigungsarbeiten auf jenem schlecht verwahrten Punkte. Ich habe ihn seitdem in Dresden nicht wiedergesehen, muss aber annehmen, dass er mit dem künstlerischen Pflichtgefühl eines Michel Angelo oder Leonardo da Vinci den in jenem Comité ihm aufgetragenen strategischen Arbeiten als gewissenhafter Architekt nachgekommen ist.

Im Uebrigen verging dieser Tag unter fortgesetzten Verhandlungen über den Waffenstillstand, welcher bis zu dem folgenden Mittag mit dem sächsischen Commando abgeschlossen worden war; hierbei bemerkte ich die besonders laute Thätigkeit eines ehemaligen Universitätsfreundes, des damaligen Advokaten *Marschall von Bieberstein*, welcher in seiner Eigenschaft als höherer Officier der Dresdener Communal-Garde sich unter dem Lärm einer starken Schaar von Mit-Rednern durch gränzenlosen Eifer vortheilhaft auszeichnete. Auch wurde an diesem Tage in einem ehemaligen griechischen Obersten *Heinz* ein Commandant für die Dresdener Streitkräfte bestellt. Alles diess erschien jedoch *Bakunin*, der sich immer einmal wieder blicken liess, nicht beruhigend; während von Seiten der provisorischen Regierung Alles auf die Hoffnung gesetzt war, durch moralischen Druck den Konflikt zur friedlichen Lösung zu bringen, sah er mit klarem Blicke das Gegentheil eines wohl überlegten militairischen Angriffes von Seiten der erwarteten Preussen voraus, und meinte dass dem wiederum nur durch gute strategische Maassregeln zu begegnen sei, weshalb er, da es dem sächsischen Aufstande an allen militairischen Capacitäten zu mangeln schien, die Acquisition einiger erfahrenen polnischen Officiere, welche sich in Dresden befanden, eindringlich anrieth. Hiervor entsetzte sich alles; dagegen schien man viel von Unterhandlungen mit der in den letzten Zügen liegenden Reichsgewalt in Frankfurt zu erwarten; Alles sollte nach dem parlamentarischen Begriff so legal wie möglich vor sich gehen. Im Uebrigen verstrich die Zeit gemüthlich; am herrlichen Frühlingsabend promenirten vor-

nehme Damen mit ihren Kavalieren durch die verbarrikadirten Strassen; Alles schien nur ein Schauspiel zur Unterhaltung zu sein. Auch mich erfasste diesem ungewohnten Anblick gegenüber ein völliges Behagen, in welches sich die ironische Vorstellung davon mischte, dass das alles doch wohl nicht rechter Ernst sei, und schliesslich irgend eine gemüthliche Proklamation der Regierung ein Ende machen müsste. So schlenderte ich mit wohlgemuthem Zögern durch die zahlreichen Verhaue spät nach meiner fernen Wohnung zurück, und arbeitete unterwegs in mir den seit einiger Zeit mich beschäftigenden Stoff zu einem Drama «Achilleus» aus. Zu Haus traf ich meine beiden Nichten *Klara* und *Ottilie Brockhaus*, die Töchter meiner Schwester *Luise*, welche, seit einem Jahre bei einer Erzieherin in Dresden verweilend, durch ihren allewöchentlichen Besuch und die dabei kundgegebene gute Laune mich erfreut hatten. Hier war Alles in der behaglichsten Revolutionslaune; man sympathisirte mit den Barrikaden, und trug kein Bedenken den Vertheidigern derselben den Sieg zu wünschen. Diese Stimmung hielt unter dem Schutz des Waffenstillstandes den ganzen Freitag (5. Mai) ungetrübt an. Von allen Seiten trafen Nachrichten ein, welche an eine allgemeine Erhebung Deutschland's glauben liessen: Baden, die Pfalz, waren in offener Empörung für das Reich begriffen; von einzelnen Städten, wie Breslau, drangen ähnliche Gerüchte her; in Leipzig hatten sich Freicorps von Studenten zum Zuzug nach Dresden gebildet; diese langten unter dem Jubel der Bevölkerung an; auf dem Rathhause war ein vollständiges Vertheidigungs-Departement organisirt, in welchem sich auch der in seinen Intentionen für die Aufführung des «Lohengrin» gleich mir verunglückte jüngere *Heine* befand; namentlich aus dem sächsischen Erzgebirge stellten sich lebhafte Zustimmungen und Ankündigungen von wehrhaften Zuzügen ein, und so glaubte man, wenn nur die eigentliche Altstadt tüchtig mit Barrikaden besetzt blieb, dem Schicksal der fremden Occupation mit gutem Erfolge Trotz bieten zu können. — Am Sonnabend, den 6. Mai früh, sah man nun ein, dass die Sache ernster werde; die preussischen Truppen waren in der Neustadt eingerückt, und das sächsische Militär, mit welchem man den Angriff zu wagen doch nicht für räthlich gehalten hatte, ward so in strenger Fahnenpflicht erhalten. Am Mittag ging der Waffenstillstand zu Ende, und sogleich eröffneten die Truppen, von mehreren Geschützen unterstützt, den Angriff auf eine der Hauptpositionen der Volkskämpfer, am Neumarkt. Noch hatte ich keinen anderen Glauben, als dass, sobald es zum wirklichen Kampfe käme, die Sache in kürzester Frist

entschieden sein würde, da weder in meiner Stimmung, noch in dem was ich sonst wahrnahm, jener leidenschaftliche Ernst sich zeigte, ohne welchen so harte Proben nie überstanden worden sind. Mir war es nun peinlich, während ich das starke Schiessen vernahm, nichts von dem Vorgange selbst wahrnehmen zu können, und ich gerieth auf den Gedanken, hierzu den Kreuzthurm zu besteigen. Ohne auch von dieser Höhe herab einen klaren Einblick gewinnen zu können, vernahm ich doch genug, um nach einer Stunde heftigen Feuerns die bis dahin immer vorgerückten Geschütze der preussischen Truppen wieder zurückgehen und endlich gänzlich verstummen zu hören, was mit einem ungeheuren Jubelgeschrei von der Volksseite her begleitet wurde: somit schien der erste Angriff abgeschlagen; und nun begann in mir die Theilnahme an den Vorgängen eine immer leidenschaftlichere Farbe anzunehmen. Um nähere Erkundigung einzuziehen, eilte ich auf das Rathhaus zurück, konnte aber zunächst aus der ungeheuren Verwirrung, welche ich vorfand, mir nichts entnehmen, bis ich endlich mitten unter der Hauptgruppe *Bakunin* antraf, welcher mit ungemeiner Präcision mir folgendes berichtete: — es sei von dem bedrohtesten Punkte einer Barrikade am Neumarkt der Bericht nach dem Hauptquartier gelangt, dass dort vor dem Angriffe der Truppen Alles in Auflösung begriffen sei; hierauf hatte mein Freund *Marschall von Bieberstein* mit *Leo von Zichlinsky*, einem gleich betheiligten Chargirten der Bürgerwehr, Freiwillige aufgerufen, und diese nach dem bedrohten Punkte hingeführt. Ohne alle Waffen und mit entblösstem Haupte, hatte der Freiberger Kreis-Amtmann *Heubner* als einziges auf dem Flecke gebliebenes Mitglied der provisorischen Regierung, deren beide andere Häupter *Todt* und *Tzschirner* im ersten Schreck verschwunden waren, sich zuerst auf die bereits von allen Vertheidigern verlassene Barrikade gestellt, um, rückwärts gewandt die Freiwilligen mit erhabenen Worten zur Nachfolge anzufeuern. Der Erfolg war vollständig, die Barrikade ward wieder genommen, und von da herab ein eben so unerwartetes als energisches Feuer auf die Truppen gerichtet, wodurch der von mir wahrgenommene Rückzug derselben veranlasst worden war. Diesem Auftritte hatte *Bakunin*, welcher den Freiwilligen gefolgt war, in unmittelbarer Nähe beigewohnt; jetzt erklärte er mir, *Heubner* möge eine noch so bornirte politische Meinung haben (er gehörte der gemässigten Linken der sächsischen Kammer an), er sei ein edler Mensch, dem er sich sofort mit seinem Kopfe zur Verfügung gestellt habe. Dieses Beispiel habe er nur erleben wollen, um nun zu wissen was für ihn zu thun sei; er sei entschlossen,

seinen Hals daran zu wagen, und nach nichts weiter zu fragen. Auch *Heubner* mochte nun die Nothwendigkeit der energischesten Maassregeln erkannt haben, und schreckte vor keinem hierauf zielenden Vorschlage *Bakunin's* mehr zurück. Dem Commandanten, dessen Unfähigkeit sich wohl schnell herausgestellt hatte, wurde der Kriegsrath erfahrener polnischer Officiere zur Seite gesetzt; *Bakunin*, der von der eigentlichen Strategie nichts zu verstehen erklärte, verliess das Rathhaus und *Heubner* nicht mehr, um nach jeder Seite hin mit merkwürdiger Kaltblütigkeit Rath und Auskunft zu ertheilen. Der Kampf beschränkte sich für den Rest des Tages auf Scharfschützen-Geplänkel aus den verschiedenen Positionen; mich reizte es, wieder den Kreuzthurm zu besteigen, um immer den grösst möglichen Ueberblick über die Gesamtheit der Vorgänge zu haben. Um von dem Rathhause dahin zu gelangen, war eine Strecke zu durchschreiten, welche fortgesetzt durch die Flintenkugeln der im königlichen Schloss postirten Truppen bestrichen wurde. Während diese Strecke ganz menschenleer blieb, gab ich dem übermüthigen Reize nach, sie auf meinem Weg nach dem Kreuzthurm langsamen Schrittes zu durchschreiten, wobei es mir zugleich einfiel, dass es jungen Soldaten gerathen wird bei solchen Gelegenheiten sich nie hastig zu benehmen, weil diess die Kugeln auf sich zöge. Auf meinem erhabenen Posten angelangt, traf ich dort mit Mehreren zusammen, welche theils durch gleiche Theilnahme, theils durch den Auftrag des aufständischen Commando's zum Recognosciren der feindlichen Bewegung veranlasst, sich dort eingefunden hatten. Unter ihnen machte ich die nähere Bekanntschaft mit einem Lehrer *Berthold*, einem ruhigen sanften, aber überzeugungsvollen, entschlossenen Menschen, mit welchem ich mich in ernsthafter philosophischer Diskussion bis in die weitesten Gebiete der Religion verlor. Zugleich war er aber mit völlig häuslicher Sorgfalt darauf bedacht, uns durch geschickte Placirung und Befestigung einer dem Thürmer abgewonnenen Strohmatratze, gegen die Spitzkugeln der preussischen Scharfschützen zu bewahren, welche, auf dem entfernteren Thurme der Frauenkirche postirt, die von uns okkupirte feindliche Höhe sich zum Zielpunkt erkoren hatten. Es war mir unmöglich, von meinem interessanten Zufluchtsorte beim Einbruche der Nacht mich nach Haus aufzumachen, und ich bestimmte daher den Thürmer, seinen Gehülfen mit einigen Zeilen an meine Frau nach Friedrichstadt abzuschicken, und zugleich mir einigen nöthigen Proviant von ihr zu erbitten. So verbrachte ich in der unmittelbaren Nähe der schrecklich dröhnenden Thurmglocke, und unter beständigem Anprallen

der preussischen Kugeln gegen die Mauern des Thurmes eine der merkwürdigsten Nächte meines Lebens, abwechselnd mit *Berthold* Wache und Schlaf theilend. Der Sonntag (7. Mai) war einer der schönsten Tage dieses Jahres; ich wurde durch den Gesang einer Nachtigall geweckt, welcher aus dem unweiten *Schütze*'schen Garten zu uns herauf drang; eine selige Ruhe und Stille lag über der Stadt und der, von meinem Standpunkt aus übersehenen, weiten Umgegend Dresden's; nur gegen Sonnenaufgang senkte sich ein Nebel auf diese letztere herab: durch ihn vernahmen wir plötzlich, von der Gegend der Tharander Strasse her, die Musik der Marseillaise klar und deutlich zu uns herdringen; wie sie immer mehr sich näherte zerstreuten sich die Nebel, und hell beschien die glutroth aufgehende Sonne die blitzenden Gewehre einer langen Colonne, welche von dort her der Stadt zuzog. Es war unmöglich dem Eindrucke dieser andauernden Erscheinung zu wehren; dasjenige Element, welches ich so lange im deutschen Volke vermisst, und auf dessen Kundgebung verzichten zu müssen nicht wenig zu den bisher mich beherrschenden Stimmungen beigetragen hatte, trat plötzlich sinnfällig in lebensfrischester Farbe an mich heran; es waren diess nicht weniger als einige Tausend gut bewaffneter und organisirter Erzgebirger, meist Bergleute, welche zur Vertheidigung Dresden's herangekommen waren. Bald sahen wir sie auf dem Altmarkte, dem Rathhaus gegenüber, aufmarschiren, und nach jubelnder Bewillkommnung dort zur Erholung vom Marsche sich lagern. Gleiche Zuzüge setzten sich fast den ganzen Tag über fort; und der Lohn der tapferen That des vorigen Tages schien sich jetzt in erhebender Weise einstellen zu wollen. Im Angriffsplane der Truppen schien eine Veränderung eingetreten zu sein, was aus den mehrseitigen, aber nicht mehr so konzentrirten Attaken auf verschiedene Punkte zugleich sich erkennen liess. Die Zugezogenen hatten vier kleine Kanonen mitgebracht, das Eigenthum eines Herrn *Thode von Burgk*, welcher mir früher durch eine sehr wohlwollende, aber bis zur Lächerlichkeit langweilige Rede beim Stiftungsfest der Dresdener Liedertafel bekannt geworden war; woran es mich, da nun sein Geschütz von den Barrikaden gegen die Truppen abgefeuert wurde, sonderbar ironisch gemahnte. Einen ungleich bedeutungsvolleren Eindruck erhielt ich aber, als ich gegen eilf Uhr das alte Opernhaus, in welchem ich vor wenigen Wochen noch die letzte Aufführung der neunten Symphonie dirigirt hatte, in hellem Brand aufgehen sah. Von je, wie ich gelegentlich schon erwähnt, war die Feuergefährlichkeit dieses mit Holz und Leinwand angefüllten,

seiner Zeit nur provisorisch errichteten Gebäudes, der schreckende Gegenstand der Befürchtung der Besucher gewesen. Man sagte mir, es sei, um einem gefährlichen Angriffe der Truppen von dieser blossgelegten Seite her zu begegnen, und zugleich die berühmte *Semper*'sche Barrikade vor einer übermächtigen Ueberrumpelung zu schützen, aus strategischen Gründen in Brand gesteckt worden: woraus ich mir entnahm, dass derlei Gründe in der Welt ein für allemal mächtiger als ästhetische Motive blieben, aus welchen seit langer Zeit vergeblich nach Abtragung dieses häslichen, den eleganten Zwinger so arg entstellenden Gebäudes, verlangt war. Von so ungemein leicht brennbarem Stoff angefüllt, brach dieses, in seinen Dimensionen sehr imposante Haus, in kürzester Zeit in ein ungeheures Flammenmeer aus. Als dieses auch die Metalldächer der anliegenden Galerien des Zwingers erreichte, und diese in wunderbar bläulichen Flammenwellen zu wogen begannen, äusserte sich unter uns Zuschauenden das erste Bedauern über den Vorgang; man glaubte, das Naturalienkabinet sei bedroht; Andere dagegen bewiesen, es sei die Rüstkammer, wogegen ein Bürger-Schütz äusserte: in diesem Fall sei es nicht Schade wenn dort die «ausgestopften Adeligen» verbrennten. Es schien aber, dass man aus Kunsteifer dem Weitergreifen des Brandes zu wehren wusste, welcher in Wahrheit dort nur geringen Schaden angerichtet hatte. — Endlich füllte sich unser, bis dahin verhältnissmässig ziemlich ruhiges, Observations-Asyl mit immer grösseren Schaaren von Bewaffneten, welche hieher kommandirt waren, um von der Kirche aus den Zugang nach dem alten Markt, dessen Angriff von der Seite der schlecht verwahrten Kreuzgasse her man befürchtete, zu vertheidigen. Unbewaffnete hatten nun hier nichts mehr zu suchen; ausserdem war mir eine Botschaft meiner Frau zugekommen, welche nach ausgestandener schrecklicher Beängstigung mich nach Hause rief. Nur mit grosser Mühe, und unter den zeitraubendsten Schwierigkeiten, gelang es mir auf allerhand Umwegen in meine abgelegene Vorstadt, von welcher ich durch die kampferfüllten Theile der Stadt, und namentlich durch eine Kanonade vom Zwinger aus, abgeschnitten war, zurückzugelangen. Meine Wohnung war ganz erfüllt von aufgeregten Frauenzimmern, welche sich um *Minna* versammelt hatten, darunter die Schreck-verstörte Frau *Röckel*'s, welche ihren Mann im dicksten Kampfe vermuthete, da sie wohl annahm, dass er auf die Nachricht des Dresdener Aufstandes hin zurück gekehrt sein möchte. Wirklich hatte ich auch gehört, dass *Röckel* an diesem Tage eingetroffen sei, jedoch ihn selbst noch nicht zu sehen bekommen. Ausserdem er-

heiterten mich wieder meine jungen Nichten, welche vor Freude über das Schiessen in die übermüthigste Laune gerathen waren, welche selbst meine Frau, nachdem ich sie über mich persönlich beruhigt hatte, einigermaassen ansteckte. Alle hatten sich über den Bildhauer *Hänel* geärgert, welcher durchaus das Haus immer gesperrt halten wollte, damit dort keine Revolutionäre eindrängen; über seine Furcht, namentlich vor den Sensenmännern, welche sich auf der Strasse gezeigt hatten, machten sich alle Frauenzimmer ausnahmslos lustig. So verging dieser Sonntag wie eine Art von freudigem Familienfest.

Am folgenden Morgen des Montags, 8. Mai, versuchte ich von meiner, vom Kampfplatz abgeschnittenen Wohnung aus, um Erkundigungen über den Stand der Dinge willen, nochmals bis zum Rathhause vorzudringen. Als ich hierbei über eine Barrikade bei der Annenkirche mich verfügte, rief mir ein Communal-Gardist die Worte zu: «Herr Kapellmeister, der Freude schöner Götterfunken hat gezündet, das moresche Gebäude ist in Grund und Boden verbrannt». Offenbar war dies ein begeisterter Zuhörer der letzten Aufführung der neunten Symphonie gewesen. Auf mich wirkte dieses Pathos, welches so unerwartet mich betraf, seltsam kräftigend und befreiend. Ein wenig weiter traf ich in einsamen Gassen der Plauen'schen Vorstadt auf den Kammermusikus *Hiebendahl*, den jetzt noch sehr belobten ersten Oboebläser der k. Kapelle; er war in der Uniform der Communal-Garde, jedoch ohne Gewehr, und plauderte mit einem gleich ausgerüsteten Bürger. Da er meiner ansichtig wurde, glaubte er zunächst meine Intervention gegen *Röckel* anrufen zu müssen, welcher, von einer revolutionären Ordonanz begleitet, in diesem Quartier Haussuchung nach Gewehren anstellte. Da er sogleich meine theilnehmende Frage nach *Röckel* selbst vernahm, schrack er zurück, und frug mich in höchster Besorgniss: «aber, Herr Kapellmeister, denken Sie denn gar nicht an Ihre Stellung, und was Sie, wenn Sie sich so aussetzen, verlieren können?» Diese Ermahnung wirkte höchst drastisch auf mich; ich brach in ein lautes Gelächter aus, und erklärte dass es damit nicht viel auf sich habe. In der That sprach ich hiermit den Grundton meiner lange verhaltenen, und nun fast zu freudigem Ausbruch kommenden Stimmung aus. Da sah ich *Röckel* mit zwei Männern der Volkswehr, welche einige Gewehre trugen, auf mich zukommen. Er begrüsste mich freundlichst, wandte sich aber sofort an *Hiebendahl* und dessen Nachbar mit der Vermahnung: warum er denn im Bürgerwehrrock hier so herum lungere, und nicht auf seinem Posten stünde? Da *Hiebendahl* sich damit entschuldigte, dass man

von ihm das Gewehr requirirt habe, rief ihm jener zu: «Ihr seid mir schöne Kerle!» und liess ihn lachend stehen. Er berichtete mir kurz beim Weitergehen, was sich, seit ich ihn nicht gesehen, mit ihm begeben, erliess mir den Bericht über sein Volksblatt, und wir beide wurden bald durch eine stattliche Truppe wohlbewaffneter jugendlicher Turner unterbrochen, welche so eben von aussen zugezogen kam, und den sicheren Weg nach seinem Sammelplatz geführt zu werden begehrte. Der Anblick dieser, wohl mehrere Hunderte zählenden, Schaar jugendlichster und fest daher schreitender Gestalten konnte den erhebendsten Eindruck auf mich nicht verfehlen; *Röckel* übernahm es, über die Barrikaden sie sicher zu dem Waffenplatze vor dem Rathhause zu begleiten. Er klagte hierbei noch über den Mangel der rechten Energie, den er bisher bei den Commandirenden angetroffen habe. Er habe vorgeschlagen, die gefährdetsten Barrikaden für den äussersten Fall durch Anzündung von Pech-Kränzen zu vertheidigen; vor dem blossen Worte sei aber die provisorische Regierung in sittlichen Schreck gerathen. — Ich liess ihn seines Weges ziehen, um als Einzelner auf kürzerem Pfade zum Rathhause zu gelangen, und habe ihn seitdem erst nach 13 Jahren wiedergesehen. Dort erfuhr ich nun von *Bakunin*, dass die provisorische Regierung auf seinen Rath sich entschlossen habe, die von Anfang herein gänzlich verwahrloste, und somit auf die Länge unhaltbare Position in Dresden aufzugeben, und einen bewaffneten Rückzug nach dem Erzgebirge anzutreten, wo die von allen Seiten, namentlich auch von Thüringen herbeiströmenden Zuzüge, sich in solcher Stärke zu sammeln anliessen, dass dort wohl die vortheilhafte Position zu einem, ohne Zweifel beginnenden, deutschen Volkskriege einzunehmen sein würde, während das längere Festhalten der einzelnen verbarrikadirten Strassen Dresden's dem so muthig geführten Kampfe doch nur den Charakter einer städtischen Emeute belassen würden. Ich muss gestehen, dass dieser Gedanke mir grossartig und bedeutend erschien: war bis hierher durchaus nur die Theilnahme für einen, anfangs mit fast ironischer Ungläubigkeit, dann mit Ueberraschung aufgenommenen Vorgang, angeregt gewesen, so dehnte sich jetzt bald vor meinen Blicken das bisher Unbegreifliche zu einer grossen und hoffnungsvollen Bedeutung aus. Ohne in mir den Drang, und namentlich den Beruf zu fühlen, in irgend welcher Weise mir eine Rolle oder Funktion hierbei zugetheilt zu sehen, liess ich doch nun mit vollem Bewusstsein jede Rücksicht auf meine persönliche Lage fahren, und beschloss, mich dem Strome der Ereignisse nach der Richtung zu überlassen, in welche meine Lebensstimmung

mit verzweiflungsvollem Behagen mich hingetrieben hatte. Doch wollte ich meine Frau nicht hülflos in Dresden zurücklassen, und schnell erfand ich das Auskunftsmittel, um sie von dort hinweg in die von mir gewählte Richtung zu ziehen, ohne dass sie sogleich von dem Sinne dieses Entschlusses zu unterrichten war. Bei meiner eilig angetretenen Rückkehr nach der Friedrichstadt erkannte ich, dass dieser Stadttheil bereits durch die Aufstellung der preussischen Truppen fast gänzlich von der inneren Stadt abgeschnitten war; ich sah die Okkupation unserer Vorstadt und die Folgen des militairischen Belagerungszustandes in ihrer widerwärtigsten Bedeutung voraus, und hatte es leicht, *Minna* zu bereden, sofort durch die noch freie Tharander Strasse mit mir nach *Chemnitz*, zu meiner dort verheiratheten Schwester *Klara* gleichsam zum Besuch sich aufzumachen. Wirklich bestellte sie im Augenblick das Haus, und versprach in einer Stunde mit dem Papagei nach dem nächsten Dorfe mir nachzukommen, wohin ich mit meinem Hündchen *Peps* voraus ging, um dort einen Wagen zur Weiterreise nach *Chemnitz* zu miethen. Es war ein lachender Frühlingsvormittag, als ich zum letzten Mal die so oft auf einsamen Spaziergängen beschrittenen Pfade mit dem Bewusstsein, nie wieder sie wandeln zu werden, dahin schritt. Während die Lerchen über mir schwirrten und aus den Furchen der Felder sangen, donnerte unablässig das grosse und kleine Geschütz aus den Dresdener Strassen herüber. Das nun seit mehreren Tagen vernommene unaufhörliche Getöse dieses Schiessens, hatte sich so stark meinen Gehirnnerven eingeprägt, dass es in ähnlicher Weise lange Zeit mir nachklang, wie damals die Bewegung des Seeschiffes in London lange Zeit mich in wankendem Zustande erhalten hatte. Unter der Begleitung dieser fürchterlichen Musik rief ich der heiter daliegenden Stadt mit ihren Thürmen meinen Abschiedsgruss zu, indem ich mir lächelnd sagte, dass, wenn vor sieben Jahren auch mein Eingang recht unscheinbar stattgefunden habe, doch jetzt mein Auszug nicht ohne allerhand feierlichen Pomp vor sich ginge.

Als ich endlich mit *Minna* vereinigt im Einspänner mich auf dem Wege in das Erzgebirge befand, begegneten wir häufig frischen bewaffneten Zuzügen nach Dresden; ihr Anblick machte uns stets unwillkürliche Freude, und selbst meine Frau konnte sich nicht enthalten, den Leuten ermuthigend zuzusprechen: noch keine Barrikade sei verloren. Einen dumpfen Eindruck machte uns dagegen eine Compagnie Linien-Militär, welche schweigsam ihrerseits nach Dresden zog. Einige Angeredete erwiderten die Frage, wohin sie gingen, die offenbar im Voraus komman-

dirte trockene Antwort: ihre Pflicht zu thun. Endlich bei meinen Verwandten in *Chemnitz* angekommen, setzte ich alle meine Angehörigen in Schrecken, als ich ihnen erklärte, andern Tag's mit dem Frühesten sofort nach Dresden zurückkehren zu wollen, um zu erfahren wie es dort stehe. Trotz aller Gegenbitten führte ich meinen Entschluss aus, immer in der Vermuthung, dem bewaffneten Auszuge der Dresdener Volkstreit-Kräfte auf der Landstrasse zu begegnen. Je näher ich der Hauptstadt kam, desto mehr bestätigten sich jedoch die Gerüchte dass man in Dresden noch nicht an Uebergabe oder Rückzug denke, da im Gegentheil der Kampf sehr vortheilhaft für die Volksparthei stehe. Diess kam mir nun alles wirklich wie Wunder über Wunder vor; mit hochgespannter Erregung drängte ich mich an diesem Dienstag, den 8. Mai, von Neuem durch das nun immer schwieriger gewordene Terrain, auf welchem alle Strassen vermieden werden mussten, und mit Sicherheit nur durch die durchbrochenen Häuser vorwärts zu kommen war, bis zum Altstädter Rathhause vor. Es war bereits voller Abend; was ich sah, bot einen wahrhaft furchtbaren Anblick, da ich diejenigen Stadttheile durchzog, in welchen man sich auf den Kampf von Haus zu Haus vorbereitet hatte. Unaufhörliches Dröhnen des grossen und kleinen Gewehrfeuers liess alles übrige Geräusch der rastlos von Barrikade zu Barrikade, von Durchbruch zu Durchbruch sich zurufenden bewaffneten Menschen, nur wie unheimliches Gemurmel erscheinen. Pechfeuer brannten hie und da, übermüdete bleiche Gestalten lagerten auf den Wachtposten umher, strenge Anrufe empfingen den unbewaffneten Durchdringling. Nichts je von mir Erlebtes kann ich aber dem Eindrucke vergleichen, welchen ich mit meinem Eintritt in die Räume des Rathhauses empfing. Es war ein dumpfes, und doch ziemlich geordnetes, ernsthaftes Gewühle; grösste Uebermüdung lag auf allen Gesichtern; keine Stimme hatte mehr ihren natürlichen Klang. Alles krächzte wie mit höchster Anstrengung heiser durcheinander. Den einzigen gemüthlichen Anblick boten die alten Rathsdiener in ihrer seltsamen, wohlvertrauten Uniform und dreieckigem Hut; diese sonst so gefürchteten langen Männer traf ich, theils Butterbröde schmierend, Schinken und Würste zerschneidend an, während andere in Körben die riesigen Provisionen zur Verpflegung der Barrikaden-Kämpfer an die von dort abgesandten Deputationen vertheilten. Sie waren entschieden zu den Hausmüttern der Revolution geworden. Als ich näher zuschritt, traf ich endlich auf die Glieder der provisorischen Regierung, von denen *Todt* und *Tzschirner* nach ihrer ersten Schreckensflucht wieder aufgefunden worden waren, und nun trübselig wie Schatten, an ihre

schwere Verpflichtung angekettet, hin und her schwankten. Nur *Heubner* hatte die volle Energie bewahrt; doch war sein Anblick wahrhaft Mitleid erregend: ein geisterhaftes Feuer leuchtete aus den Augen des Mannes, über den seit sieben Nächten kein Schlaf gekommen war. Er freute sich, mich wiederzusehen, weil ihm dies ein gutes Zeichen für die von ihm vertheidigte Sache zu sein schien, während er andrerseits in Berührung mit Elementen getreten war, über die er im Drängen der Ereignisse zu keiner beruhigenden Klarheit mit sich gekommen war. Ganz ungestörte Sicherheit und feste ruhige Haltung traf ich bei *Bakunin*, welcher auch in seinem Aussehen nicht die mindeste Veränderung zeigte, trotzdem, wie ich nachher bestätigen hörte, auch er in der ganzen Zeit zu keinem Nachtschlaf gekommen war. Er empfing mich auf einer der Matratzen, welche im Rathhaussaale ausgebreitet lagen, mit der Cigarre im Munde, zu seiner Seite ein sehr junger Pole (Gallizier) Namens *Haimberger*, ein junger Violinist, welchen er mir vor einiger Zeit zur Empfehlung an *Lipinsky*, für Unterricht auf seinem Instrument, übergeben hatte, da er nicht wollte dass dieser ganz junge, unerfahrene Mensch, welcher mit Leidenschaft sich an ihn angeschlossen hatte, in den unmittelbaren Strudel der Ereignisse hineingezogen werde. Jetzt hatte er ihn doch freudig begrüsst, da er mit dem Gewehr im Arme sich für die Barrikade eingefunden hatte. Er hatte ihn zu sich auf das Lager niedergezogen, und gab ihm jedesmal einen starken Schlag, wenn er, von einem heftigen Kanonenschuss erschreckt, aufzuckte. «Hier bist Du nicht bei Deiner Geige», rief er ihm zu, «wärst Du da geblieben, Musikant!» Von *Bakunin* erfuhr ich nun in Kürze, und mit höchster Präcision, was, seitdem ich ihn am vorigen Morgen verlassen, vorgefallen war. Der damals beschlossene Rückzug habe sich bald als unräthlich herausgestellt, weil er die an jenem Tage noch eingetroffenen zahlreichen Zuzüge entmuthigt haben würde; dagegen sei die Kampflust so gross, und die Stärke der Vertheidiger so bedeutend gewesen, dass man bis jetzt den Truppen überall erfolgreichen Widerstand habe leisten können; bei grosser Verstärkung der letzteren sei jedoch neuerdings ein kombinirter Angriff auf die starke Wildstrufer Barrikade von Wirkung gewesen; die preussischen Truppen hätten dem Kampf auf den Strassen entsagt, und dafür die Kampfweise von Haus zu Haus durch Durchbrüche der Mauern ergriffen; auf diese Weise sei vorauszusehen, dass die bisherigen Vorkehrungen der Barrikaden-Vertheidigung unnütz geworden seien, und der Feind, wenn auch langsam, doch sicher dem Sitze der provisorischen Regierung auf dem Rathhause sich nähern werde. Er habe nun vorgeschlagen, alle Pulvervorräthe in den unteren Räumen

des Rathhauses zusammenbringen zu lassen, und dieses bei der Annäherung der Truppen in die Luft zu sprengen. Der Rath der Stadt, welcher während dem in einem Hinterstübchen immer noch seinen Berufsgeschäften nachging, habe auf das Energischeste hingegen remonstrirt; er, *Bakunin*, habe zwar auf das Bestimmteste auf der Ausführung der Maassregel bestanden, sei aber endlich dadurch überlistet worden, dass man alle Pulvervorräthe entfernt, und ausserdem *Heubner* für sich gewonnen habe, welchem *Bakunin* nichts abzuschlagen vermöge. So sei denn nun, da übrigens Alles in voller Kraft sei, der bereits für gestern beschlossene Rückzug nach dem Erzgebirge, für Morgen in der Frühe beschlossen, und der junge *Zichlinsky* habe bereits die Ordre, die Strasse nach Plauen zu strategischer Sicherheit zu decken. Ich erkundigte mich nach *Röckel; Bakunin* erwiderte kurz: man habe ihn seit gestern Abend nicht wieder gesehen, er werde sich haben fangen lassen; er sei *nervös* gewesen. Ich berichtete nun, was ich auf meinem Hin- und Herwege von Chemnitz wahrgenommen, nämlich die starken Massen von Zuzügen, worunter die Chemnitzer Communal-Garde mit mehreren Tausenden sich befand. In Freiberg sei ich auf einen Zug von 400 Militär-Reservisten gestossen, welche in vortrefflichster Haltung den Volkskämpfern zu Hülfe zogen, jedoch vor Uebermüdung vom Marschiren nicht weiter gekommen seien. Es schien auf der Hand zu liegen, dass es hier an der nöthigen Energie zur Requisition von Fuhrwerk fehlte, und dass, wenn man hierin die Grenzen der loyalen Rücksichten überschritt, der Vereinigung frischer Streitkräfte sehr förderlich zu helfen sei. Man bat mich, sogleich den Weg wieder zurück zu machen, um den mir bekannt gewordenen Leuten diese Meinung von Seiten der provisorischen Regierung zu überbringen. Sogleich meldete sich mein alter Freund *Marschall von Bieberstein*, mich hierzu zu begleiten, was mir, da er als ein Chargirter der provisorischen Regierung zur Ueberbringung von Befehlen derselben bei weitem geeigneter war als ich, sehr recht war. Der bis dahin übereifrige Mensch, der ebenfalls von gänzlicher Schlaflosigkeit erschöpft war, und kein lautes Wort aus seiner heiseren Kehle mehr hervorbringen konnte, machte sich nun mit mir vom Rathhaus aus durch all' die bezeichneten schwierigen Wege zu seiner Wohnung in der Plauen'schen Vorstadt auf, um dort in der Nacht bei einem ihm bekannten Kutscher noch einen Wagen für unsre Absicht aufzutreiben, und zugleich auch von seiner Familie, von der er wohl auf länger sich trennen zu sollen voraussetzen musste, Abschied zu nehmen. Während wir auf den Kutscher warteten, nahmen wir, unter ziemlich ruhiger und gefasster Unter-

haltung, mit den Frauen des Hauses unsren Thee mit Abendbrot zu uns. Nach mancherlei Abenteuern gelangten wir am frühen Morgen nach Freiberg, wo ich mich alsbald aufmachte, die zuvor mir bekannt gewordenen Führer des Reservisten-Zuzuges aufzusuchen. *Marschall* empfahl ihnen Wagen und Pferde auf den Dörfern zu requiriren wo sie nur könnten; als alles sich in Marsch nach Dresden gesetzt hatte, und ich immer wieder von der leidenschaftlichsten Theilnahme an den dortigen Vorgängen zu einer abermaligen Rückkehr eben dahin gedrängt wurde, begehrte *Marschall*, seine Aufträge noch weiter in das Land hin auszuführen und sich von mir trennen zu dürfen. In einem Extra-Postwagen wendete ich mich nochmals von den Anhöhen des Erzgebirges der Gegend von Tharand zu, als auch mich die Schlafsucht überwältigte, bis ich von heftigem Schreien und Parlamentiren mit dem Postillon geweckt wurde. Ich fand, da ich die Augen öffnete, zu meiner Ueberraschung die Strasse mit bewaffneten Freischärlern erfüllt, welche aber nicht nach, sondern von Dresden her zogen, und davon Einige den Wagen für ihre eigene Ermüdung zur Umkehr zu benutzen suchten. «Was ist?» rief ich, «wo zieht Ihr hin?» «Nach Haus», war die Antwort, «in Dresden ist's aus! Dort unten in dem Wagen kommt auch die provisorische Regierung nach». Wie ein Pfeil schoss ich aus dem Wagen, den ich nun den Ermüdeten nach Belieben überliess, und eilte vorwärts, die steil ab sich biegende Strasse dahin, um dem verhängnissvollen provisorischen Regierungsgefährte zu begegnen. Wirklich traf ich in diesem, langsam bergauf sich bewegenden Fuhrwerke, einer eleganten Dresdner Lohnkutsche, *Heubner*, *Bakunin*, und den energischen Post-Sekretair *Martin* an, beide letztere mit Flinten bewaffnet; auf dem Bock hatte vermuthlich das Sekretariat Platz genommen; hinten auf strebte, was von der ermüdeten Volkswehr nur konnte, sich ebenfalls zu setzen. Da ich mich nun eiligst ebenfalls in den Wagen hinein schwang, ward ich vor Allem Zeuge einer wunderlichen Unterhandlung des Wagenbesitzers und Lohnkutschers mit der provisorischen Regierung. Der Mann bat flehentlichst, doch nur seinen Wagen, welcher auf ganz zarten Federn ruhe, und keineswegs solche Last zu tragen im Stande sei, zu schonen, und den vielen Menschen zu sagen, dass sie sich nicht hinten und vorne aufsetzen sollten. *Bakunin* zog dagegen vor, ungestört mir einen kurzen Bericht über den ohne allen Verlust geglückten Rückzug aus Dresden abzustatten. Er habe noch in der Frühe die Bäume der neugepflanzten Maximilians-Allee fällen lassen, um durch diese Verhaue sich gegen einen Flanken-Angriff der Cavallerie sicher zu stellen. Hierbei habe ihn besonders der Jammer der Bewohner

dieser Promenade unterhalten, welche laut nur um die «*scheenen Beene*» geklagt hätten. Während dem wurde nun aber der Jammer unsres Fuhrhalters um seinen Wagen immer zudringlicher; er brach in lautes Schluchzen und Weinen aus: *Bakunin* beobachtete ihn mit wahrer Befriedigung, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, und rief nur: «die Thränen eines Philisters sind Nektar für die Götter». Nur *Heubner* und mir selbst wurde die Scene lästig; er frug, ob *wir* denn nicht wenigstens aussteigen sollten, da er diess den andern nicht zumuthen wollte. Wirklich zeigte es sich, dass das Verlassen des Wagens jetzt überhaupt räthlich war, da rings an der Chaussée die von Neuem zuziehenden Freischaaren sich zur Begrüssung der provisorischen Regierung und zum Empfang ihrer Befehle in Reih' und Glied aufgestellt hatten. *Heubner* schritt nun mit grosser Würde die Reihen entlang, theilte den Führern den Stand der Dinge mit, und forderte sie auf, der Gerechtigkeit der Sache, für die so Viele nun schon ihr Blut vergossen, ferner zu vertrauen; Alles möge sich jetzt auf Freiberg zurückziehen, um dort die weiteren Verfügungen zu erfahren. Bei dieser Gelegenheit trat ein gewisser *Menzdorff*, deutschkatholischer Prediger, ein ernster jüngerer Mann, den ich bereits in Dresden vortheilhaft kennen gelernt, und der mich bei einem bedeutenden Gespräche zum ersten Male auf die Lektüre *Feuerbach*'s verwiesen hatte, aus dem Gliede der Freischaar hervor, um sich besonders dem Schutze der provisorischen Regierung anzuempfehlen: er sei von dem Commando der Chemnitzer Communal-Garde, deren bewaffneten Auszug nach Dresden er durch eine von ihm geleitete Volksdemonstration erzwungen habe, auf diesem jetzt von jenem Bürgerwehrcorps angetretenen Marsche unter schlechtester Behandlung als Gefangener mitgeschleppt worden, und verdanke seine Befreiung eben nur dem Zusammentreffen mit anderen, besser gesinnten Frei-Corps. Diese Chemnitzer Communal-Garde gewahrten wir nun ebenfalls in weiter Entfernung auf einer Anhöhe aufgestellt. Abgeordnete derselben kamen heran, und begehrten von *Heubner* Aufschluss über den Stand der Dinge; hierüber, und über die Vornahme, den Kampf in entscheidender Weise fortzusetzen, unterrichtet, luden sie die provisorische Regierung ein, ihren Sitz in Chemnitz aufzuschlagen. Als sie zu ihrem Truppen-Körper zurück gekehrt waren, sahen wir diesen sofort abschwenken und umkehren. Mit allerlei ähnlichen Unterbrechungen gelangte der ziemlich confuse Zug nach Freiberg, in dessen Strassen Freunde *Heubner*'s diesem entgegen kamen, um ihn dringend aufzufordern, über ihre Vaterstadt nicht das Unglück eines verzweiflungsvollen Strassenkampfes durch Festsetzung der provisorischen Regierung

daselbst zu bringen; dieser schwieg dazu, und bat *Bakunin* und mich, ihm in seine Wohnung zu einer Berathung zu folgen. Dort wohnten wir zunächst seinem schmerzlichen Wiedersehen seiner Frau bei, welche er mit wenigen Worten auf den Ernst und die Bedeutung der ihm zugetheilten Aufgabe hinwies: es gelte Deutschland und seiner edlen Zukunft, für welche er sein Leben eingesetzt habe. Ein Frühstück ward bereitet, und nachdem man sich zunächst in ziemlich guter Laune gestärkt, hielt nun *Heubner* eine kurze ruhige, aber feste Anrede an *Bakunin*, welchen er vorher nur so oberflächlich kennen gelernt hatte, dass er nicht einmal seinen Namen richtig auszusprechen wusste: »lieber *Bukunin*«, sprach er zu ihm, »ehe wir jetzt weiteres beschliessen, muss ich von Dir eine Erklärung darüber haben, ob Dein politisches Ziel wirklich die rothe Republik ist, von welcher man mir gesagt hat, dass Du ihr Parteigänger seist: erkläre Dich mir offen, damit ich weiss, ob ich ferner Deiner Freundschaft vertrauen darf?« Unumwunden erklärte ihm *Bakunin*, dass er kein Schema für irgend welche politische Regierungsform habe, und weder für das Eine noch das Andre sein Leben daran setze. Was seine weit reichenden Wünsche und Hoffnungen betreffe, so hätten diese mit dem Strassenkampf in Dresden, und Allem, was sich für Deutschland daran knüpfen könnte, nichts eigentlich zu thun. Er habe den Dresdener Aufstand so lange für eine thörige und zu bespöttelnde Bewegung angesehen, bis er die Wirkung des edlen und muthigen Beispiels *Heubner*'s wahrgenommen habe. Von da ab sei jede politische Rücksicht und Absicht in ihm gegen die Theilnahme an dieser begeisterten Haltung zurückgetreten, und er habe sofort den Entschluss gefasst, als ergebener thatkräftiger Freund dem trefflichen Manne zur Seite zu stehen, von dem er wohl gewusst habe, dass er zur sogenannten gemässigten Partei gehöre, deren politische Zukunft er nicht zu beurtheilen vermöge, da er sich über den Stand der politischen Parteien in Deutschland wenig zu unterrichten Gelegenheit genommen habe. — Hierdurch erklärte sich *Heubner* befriedigt, und frug jetzt nur nach *Bakunin*'s Meinung über den jetzigen Stand der Dinge: ob es nicht gewissenhaft und redlich sei, die Leute zu entlassen, und einen doch wohl hoffnungslosen Kampf aufzugeben. Hiergegen erklärte nun *Bakunin* mit seiner gewohnten Ruhe und Sicherheit, dass den Kampf aufgeben dürfe wer wolle, nur er, *Heubner*, nicht. Er, als erstes Mitglied der provisorischen Regierung, habe zu den Waffen gerufen, seinem Rufe sei man gefolgt; hunderte von Leben seien geopfert: die Leute jetzt wieder auseinander zu schicken, heisse so viel, als ob man diese Opfer einem eitlen Wahne gebracht habe, und wenn

sie Beide allein übrig blieben, so hätten sie ihren Platz nicht zu verlassen; ihr Leben hätten sie verwirkt im Falle des Erliegens, ihre Ehre müsse aber unangetastet bleiben, damit in Zukunft nicht alle Welt einem gleichen Aufruf gegenüber in Verzweifelung gerathe. — Diess bestimmte *Heubner;* er verfasste sofort den Aufruf zu den Wahlen einer constituirenden Versammlung für Sachsen, welche er nach Chemnitz berief. Er nahm an, dass er dort, sowohl durch die Bevölkerung, als die von überall her noch angemeldeten zahlreichen Volks-Kämpferschaaren unterstützt, das Centrum einer provisorischen Regierung bis zur Klärung der allgemeinen Lage Deutschlands, aufrecht erhalten können würde. — Unter diesen Berathungen trat *Stephan Born*, ein Typograph, welcher zu *Heubner*'s grösster Beruhigung während der drei letzten Dresdener Tage das Ober-Kommando übernommen hatte, in das Zimmer, um anzumelden, dass er den Rückzug der Bewaffneten in guter Ordnung und ohne irgend welchen Verlust zu erleiden, wirklich bis Freiberg geleitet habe. Der junge einfache Mann machte, namentlich durch die Wirkung dieser Meldung, einen sehr erhebenden Eindruck auf uns; nur auf die Frage *Heubner*'s, ob er es übernehmen werde, Freiberg gegen einen nun baldigst zu erwartenden Angriff der Truppen zu vertheidigen, erklärte dieser, er sei nicht Militair und verstehe nichts von Strategie; diess könne nur ein gewiegter Offizier übernehmen. Unter solchen Umständen schien es besser, schon um Zeit zu gewinnen, nach dem volksreicheren Chemnitz sich zurückzuziehen; zunächst aber schien es erforderlich, vor Allem für die Verpflegung der nun in grossen Haufen zu Freiberg versammelten Freischaaren zu sorgen. *Born* entfernte sich sofort, um die ersten Maassregeln hierfür zu treffen. *Heubner* verabschiedete sich ebenfalls, um eine Stunde seine müden Geister durch Schlaf zu kräftigen. Ich blieb mit *Bakunin* allein auf dem Sopha zurück; dieser sank bald, von unabweisbarem Schlaf überwältigt, zur Seite, und kam dabei mit der furchtbaren Wucht seines Kopfes auf meine Schulter. Da ich bemerkte, dass es ihn nicht erwecken würde, wenn ich mich von dieser Last befreite, schob ich ihn mit Mühe zur Seite, und entfernte mich von dem Schlafenden sofort aus dem *Heubner*'schen Hause, um, wie ich es nun so viele Tage schon gethan hatte, mit Eifer von der Physiognomie der unerhörten Vorgänge mich zu überzeugen. So gelangte ich nach dem Rathhause, vor welchem und in welchem die tobende Masse der leidenschaftlich aufgeregten Freischärler von der Bürgerschaft nach Kräften bewirthet wurde. Zu meinem Erstaunen traf ich auch *Heubner*, welchen ich noch zu Hause im Schlaf wähnte, bereits in voller Thätigkeit hier wieder an

Es hatte ihn nicht ruhen lassen, die Leute auch nur eine Stunde ohne Rath zu wissen. Sogleich war unter seiner Anleitung eine Art Commandatur-Bureau organisirt worden, und nun hatte er von Neuem wieder auszufertigen und zu signiren, während von allen Seiten ein tobender Lärm ihn umdrängte. Nicht lange dauerte es, so stellte sich auch *Bakunin* ein: er drang hauptsächlich auf einen guten Offizier; der war aber nicht zu finden: ein leidenschaftlicher älterer Mann, welcher als Commandant eines bedeutenden Zuzuges aus dem Vogtlande hergekommen war, fiel durch seine energischen Reden *Bakunin* ermuthigend auf; er wünschte, dass dieser sogleich zum Generalcommandanten erwählt würde. Doch schien jetzt in dem leidenschaftlichen Durcheinander jeder ordentliche Entschluss unmöglich; erst in Chemnitz hoffte man dieser wilden Bewegung Herr zu werden, und *Heubner* befahl daher, sobald Alles gestärkt sei, den Weitermarsch nach Chemnitz alsbald in Ausführung zu bringen. Da dies entschieden war, und ich selbst aus diesem Chaos mich hinweg sehnte, erklärte ich den Freunden, sofort den Zügen nach Chemnitz, wo ich sie morgen wiedertreffen würde, vorauszureisen. Wirklich traf ich den Postwagen, dessen Abfahrt für diese Stunde bestimmt war, noch an, und erhielt einen Platz in ihm. Da sich soeben die Freischaaren auf der gleichen Strasse zum Abmarsch in Bewegung setzten, erklärte man jedoch erst den Vorüberzug derselben abwarten zu müssen, um mit der Diligence nicht in den Strudel hineingerissen zu werden. Dies verzögerte sich nun sehr. Ich sah lange Zeit der merkwürdigen Haltung der ausziehenden Freischaaren zu: namentlich fiel mir eine Vogtländische Truppe auf, welche ziemlich pedantisch dahin marschirte; sie folgte dem Schlage eines Tambour's, welcher in kunstvoller Weise die Monotonie seines Instrumentes dadurch zu variiren suchte, dass er abwechselnd auf den Holzrand der Trommel schlug. Der unangenehm klappernde Ton hiervon gemahnte mich in gespenstischer Weise an das Knochen-Geklapper von Todten-Gerippen beim nächtlichen Tanz um den Rabenstein, wie ihn *Berlioz* im letzten Satze seiner «Sinfonie fantastique», mit so schrecklicher Realität in Paris meiner Phantasie vorgeführt hatte. — Plötzlich kam mir der Wunsch an, noch einmal nach den hinterlassenen Freunden zu sehen, und wo möglich mit ihnen gemeinschaftlich nach Chemnitz zu reisen; ich fand sie nicht mehr auf dem Rathhause: in *Heubner*'s Wohnung angelangt, erfuhr ich, dieser schlafe. Ich kehrte nach der Post zurück; immer noch zögerte die Diligence mit der Abfahrt, noch war die Strasse mit Freischaaren gefüllt: beklommen ging ich längere Zeit auf und ab; da ich endlich an die Postfahrt meinen Glauben verlor, kehrte ich noch-

mals nach *Heubner's* Hause zurück, um mich diesem bestimmt als Reisegefährten anzubieten. *Heubner* und *Bakunin* hatten aber bereits Abschied vom Hause genommen, und waren von mir nicht zu erfragen. Nun wandte ich mich verzweiflungsvoll nochmals zur Post zurück, und fand jetzt allerdings den Wagen zur Abfahrt bereit. Mit diesem gelangte ich nach mancherlei aufhaltenden Abenteuern in später Nacht nach Chemnitz, stieg dort aus, und begab mich in den nächstliegenden Gasthof, wo ich wenige Stunden schlief, um des andren Morgens um fünf Uhr mich nach der ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt abgelegenen Wohnung meines Schwagers *Wolfram* zu verfügen. Unterwegs frug ich einen Communal-Wachtposten, ob er etwas vom Eintreffen der provisorischen Regierung wisse; «provisorische Regierung?» war die Antwort: «na, damit ist es auch aus!» Ich verstand ihn nicht, und konnte auch, als ich zu meinen Verwandten gelangte, zunächst nichts weiteres über den Stand der Dinge in Chemnitz erfahren, da mein Schwager selbst als Schutzmann nach der Stadt kommandirt war. Erst als dieser am späteren Vormittag nach Hause zurückkehrte, erfuhr ich, was, während ich im Chemnitzer Gasthofe einige Stunden geruht hatte, in einem andren Hôtel daselbst sich zugetragen hatte. *Heubner*, *Bakunin* und jener schon erwähnte *Martin*, waren, wie es scheint noch vor mir, in einem Privatwagen an das Thor von Chemnitz gelangt; dort nach ihren Namen befragt, hatte *Heubner* mit voller Autorität sich genannt, und die Behörden des Ortes zu sich in das von ihm angegebene Hôtel beschieden. Dort angelangt, waren alle drei von übermässiger Müdigkeit zusammengebrochen, als plötzlich Gendarmerie in ihre Zimmer trat und sie im Namen der k. Kreis-Regierung verhaftete. Sie baten zunächst nur um einige Stunden ruhigen Schlafes: man möge sich versichert halten, dass in dem Zustand, in welchem sie seien, an keine Flucht gedacht werden könnte. Des weiteren erfuhr ich, dass sie am Morgen unter starker Militair-Escorte nach Altenburg abgeführt worden seien; leider, so musste mein Schwager mir bekennen, habe das Commando der Chemnitzer Communal-Garde, welches sehr wider Willen zum Abzug nach Dresden gezwungen worden sei, und sich bereits mit dem Vorsatz, bei ihrer Ankunft daselbst sofort den k. Truppen sich zur Disposition zu stellen, den Marsch angetreten habe, *Heubner* durch seine Einladung nach Chemnitz getäuscht und in die Falle gebracht. Lange vor diesem sei jenes in Chemnitz angelangt gewesen, und habe die Wache am Thore wieder in der Absicht besetzt, sofort von *Heubner's* Ankunft zu erfahren, um seine Verhaftung ausführen zu können. Auch für mich war mein Schwager in grosser Angst,

da er von den Hauptleuten der Communal-Garde in wüthender Weise vernommen, dass man mich mit jenen Revolutionären zusammen und in Gemeinschaft gesehen habe. Jedenfalls sei es ein wunderbares Schicksalszeichen gewesen, dass ich nicht gemeinsam mit Jenen auch in Chemnitz angekommen und den gleichen Gasthof bezogen hätte, weil sonst ich unerlässlich nun ihr Schicksal getheilt haben würde. Wie ein Blitz zog es mir durch die Seele, auf welch' sonderbare Weise ich schon einmal als Student vor den voraussichtlichen Niederlagen in den mit den erfahrensten Raufdegen engagirten Duellen bewahrt worden war. Das letzte furchtbare Ereigniss machte den Eindruck auf mich, dass ich nun kein Wort mehr über Alles, was mit den Vorgängen zusammenhing, über meine Lippen brachte. Auf das Andringen, namentlich meiner Frau, welche nun für meine eigene Sicherheit in die grösste Sorge gerieth, übernahm es mein Schwager, mich des Nachts in seinem Wagen nach Altenburg zu begleiten, von wo ich mit dem Postwagen alsbald die Reise nach Weimar fortsetzte, wohin mein eigentlicher Kapellmeister-Urlaub mich zu führen gehabt hätte, und wo ich nun allerdings auf sonderbaren und unvorhergesehenen Abwegen anlangte. —

Den Zustand von träumerischer Entrücktheit, in welchem ich mich damals befand, kann ich nicht besser als dadurch bezeichnen, dass ich bei diesem erneueten Zusammentreffen mit *Liszt* sogleich auf die, ihm in meinem Betreff einzig nahe liegend scheinenden Beziehungen, auf die bevorstehende Wiederaufführung des »Tannhäusers« in Weimar, einzugehen den Anschein hatte. Es fiel schwer, den Freund damit vertraut zu machen, dass ich in nicht ganz regelmässiger Weise als königlicher Kapellmeister mich aus Dresden entfernt hatte. In Wahrheit hatte ich über mein Verhältniss zur öffentlichen Gerechtigkeit meines engeren Vaterlandes einen sehr unklaren Begriff. Hatte ich etwas nach den Gesetzen strafbares begangen, oder nicht? Mir war es unmöglich darüber zu einer festen Ansicht zu gelangen. Unterdessen trafen aber immer neue Schreckensnachrichten über den grauenhaften Zustand der Dresdener Vorgänge auch in Weimar ein; namentlich der Regisseur *Genast* regte Alles durch die von ihm verbreiteten Nachrichten über den mordbrennerischen Charakter der dort bewährten Thätigkeit *Röckel's*, welcher in Weimar sehr bekannt war, auf. Aus meinen unverhohlenen persönlichen Aeusserungen durfte *Liszt* bald ersehen, dass auch ich mit diesen erschreckenden Ereignissen in einem bedenklichen Zusammenhange stand; ihn beirrte jedoch eine Zeit lang meine Haltung in diesem Betreff, da es mir aus ganz andren Gründen, als den Gerichten sie einleuchtend gewesen sein

würden, nicht beikommen konnte, mich für einen Kämpfer in den vorgefallenen Schlachten auszugeben. Mein Freund blieb demnach in einer von mir unabsichtlich aufrecht erhaltenen Täuschung. Bei Frau *Caroline*, Fürstin *v. Wittgenstein*, welche ich schon im vergangenen Jahre bei ihrem flüchtigen Besuche Dresden's kennen gelernt hatte, vermochten wir uns mit Aufregung über allerhand künstlerische Probleme zu unterhalten. So entspann sich eines Nachmittags eine lebhafte Diskussion über meinen mündlich mitgetheilten Entwurf zu einer Tragödie «Jesus von Nazareth», nach dessen Mittheilung *Liszt* ein bedenkliches Schweigen beobachtete, die Fürstin *v. Wittgenstein* jedoch lebhaft gegen das Vorhaben, einen solchen Stoff auf das Theater zu bringen, sich ereiferte. An dem wenigen Ernst, meine in diesem Betreff aufgestellten paradoxen Thesen fest zu halten, merkte ich selbst, wie um diese Zeit es innerlich mit mir stand; ich war und blieb, ohne dass man mir es deutlich anmerkte, von den erlebten Ereignissen bis auf den tiefsten Grund meines Wesens erschüttert. So kam es zu einer Orchester-Probe des «Tannhäuser», welche mich wiederum künstlerisch mannigfaltig anregte. *Liszt*'s Direktion, wenn sie auch mehr dem musikalischen als dem dramatischen Theile galt, erfüllte mich zum ersten Male mit der schmeichelhaften Wärme des Gefühles, von einem Anderen begriffen und innig mitgefühlt zu sein. Zugleich machte ich hier, trotz meines träumerischen Zustandes, entscheidende Beobachtungen über den Stand der Befähigung unserer Opernsänger und der sie leitenden Regie. Nach dieser Probe folgte ich mit dem Musikdirektor *Stöhr* und dem Sänger *Götze* der Einladung *Liszt*'s zu einem einfachen Diner in einem andren, als in dem von ihm bewohnten Gasthof, und hatte in Folge dessen über einen bis dahin mir gänzlich unbekannten Zug aus *Liszt*'s Temperament mich zu erschrecken. In Folge besondrer Anregungen gerieth er, der sonst so harmonisch sicher sich gebende, in eine wahrhaft erschreckende Stimmung, in welcher er gegen dieselbe Welt, gegen die auch ich mich in vollster Empörung befand, mit fast zähneknirschender Wuth sich ereiferte. Sehr tief von diesem wunderbaren Contakt mit dem ausserordentlichen Manne ergriffen, doch unfähig dem eigentlichen Zusammenhange seiner grauenhaften Kundgebungen zu folgen, verblieb ich im tiefsten Erstaunen, während *Liszt* von einem heftigen Nervenanfall im Laufe der darauf folgenden Nacht sich zu erholen hatte. Sehr erstaunt war ich nun wiederum, als ich den andern Morgens in erster Frühe den Freund vollkommen gerüstet fand, eine, in mir unklaren Beziehungen für nöthig gehaltene Reise, nach Karlsruhe anzutreten, auf welcher ihn bis Eisenach zu begleiten ich, mit dem

Musikdirektor *Stöhr*, von ihm eingeladen war. Auf der Fahrt nach Eisenach wurden wir vom Kammerherrn *Beaulieu* angehalten, welcher wissen wollte, ob ich bereit sei von der Frau Grossherzogin von Weimar, einer Schwester des Kaiser's *Nikolaus* im Eisenacher Schlosse empfangen zu werden; da meine Einrede wegen unziemlicher Reisekleidung nicht gelten gelassen wurde, sagte *Liszt* in meinem Namen zu. Wirklich ward ich am Abend von der Grossherzogin, welche sich auf das Freundlichste mit mir unterhielt, und ihrem Kammerherrn mich zu gebührender Achtung empfahl, in überraschend wohlwollender Weise aufgenommen. *Liszt* behauptete späterhin, seine hohe Gönnerin habe bereits Nachricht davon gehabt, dass ich in den nächsten Tagen von Dresden aus verfolgt werden würde, und desswegen damit geeilt, eben jetzt noch meine persönliche Bekanntschaft zu machen, weil sie wusste, dass sie in wenig Tagen sich damit stark kompromittirt haben würde. — *Liszt*, der von Eisenach weiter gereist war, überliess mich *Stöhr* und dem Eisenacher Musikdirektor *Kühmstedt*, einem eifrigen und gewiegten Contrapunktisten, zur weiteren Unterhaltung und Verpflegung. Mit diesem besuchte ich zum ersten Mal das damals noch nicht restaurirte Schloss der *Wartburg*. Seltsame Gedanken über mein Schicksal stiegen mir bei diesem Besuch auf: nun zum ersten Mal sollte ich diess mir so innig bedeutungsvolle Gebäude wirklich betreten, wo ich zugleich mir sagen musste, dass die Tage meines ferneren Verbleibens in Deutschland gezählt waren. Wirklich trafen, als wir anderen Tages nach Weimar zurückkehrten, die bedenklichsten Nachrichten aus Dresden ein. Da am dritten Tage *Liszt* wieder zurückkehrte, fand er einen Brief meiner Frau vor, welche nicht mehr direkt an mich zu schreiben gewagt hatte; sie meldete, dass eine polizeiliche Haussuchung in meiner Dresdener Wohnung, wohin *Minna* seither zurückgekehrt war, stattgefunden hatte, und ausserdem die Warnung ihr zugekommen war, mich ja nicht etwa zur Rückkehr nach Dresden zu veranlassen, da der Verhaftsbefehl gegen mich ertheilt sei, und ich alsbald steckbrieflich verfolgt werden würde. *Liszt*, von jetzt an nur von Sorge für meine Person erfüllt, berief alsbald einen Rath erfahrener Freunde, um zu überlegen, was mit mir zu thun sei, um der mir drohenden Gefahr mich zu entziehen. Der Minister von *Watzdorf*, welchen ich bereits besucht hatte, war der Meinung gewesen, ich solle mich im Fall einer Requisition ruhig nach Dresden, wohin man mich sehr anständig in einem besondren Wagen bringen werde, abführen lassen. Andrerseits waren aber die zu uns gelangten Gerüchte über das rohe Verfahren, mit welchem die preussischen Truppen in Dresden bei der Ausführung des Belagerungs-

zustandes zu Werke gingen, so beängstigender Natur, dass von *Liszt* und seinen zu Rath gezogenen Freunden auf meine schnelle Entfernung von Weimar, wo man mich nicht zu schützen vermögen würde, gedrungen wurde. Ich bestand jedoch darauf, bevor ich Deutschland verliesse, von meiner so sehr geängstigten Frau noch Abschied zu nehmen, und desshalb mich noch einige Zeit wenigstens in der Nähe von Weimar verhalten zu dürfen. Hierauf ward Rücksicht genommen, und Professor *Siebert* schlug einen gut gesinnten Oekonomen in dem drei Stunden entfernten Magdala zu meiner einstweiligen Beherbergung vor. Dahin fuhr ich nun am nächsten Morgen ab, um, durch einen Brief *Siebert*'s empfohlen, dem schutzfreundlichen Oekonomen mich als Professor *Werder* vorzustellen, welcher, aus Berlin kommend, seine kameralistischen Studien durch einen Besuch auf den dort verwalteten Gütern praktisch zu verwerthen suchen wollte. Hier in ländlicher Stille verweilte ich drei Tage, genoss auch der sonderbaren Unterhaltung einer dort abgehaltenen Volksversammlung, welche von Resten der zum Zuzug nach Dresden ausgezogenen, und nun zersprengt zurückkehrenden Freischaaren, veranstaltet wurde. Ich hörte bei dieser Gelegenheit mit sonderbaren, wohl an das Lächerliche streifenden Gefühlen, den allerhand vorkommenden Reden zu. Am zweiten Tage meines dortigen Aufenthaltes kehrte die Frau meines Wirthes vom Markttage in Weimar zurück, und berichtete den merkwürdigen Fall, dass der Componist einer Oper, welche man am selben Tage dort aufführe, plötzlich Weimar habe verlassen müssen, weil die steckbriefliche Verfolgung aus Dresden gegen ihn dort eingetroffen sei. Mein durch Professor *Siebert* in das Geheimniss gezogener Wirth frug launig, wie er denn heisse? Da die Frau nicht recht Bescheid wusste, half er ihr mit dem in Weimar bekannten Namen des Musikdirektors *Röckel* nach; »ja«, sagte sie, »*Röckel*, so hiess er, ganz richtig«. Nun lachte mein Wirth hell auf, und meinte, der werde wohl nicht so dumm sein, trotz seiner Oper sich erwischen zu lassen. — Endlich am 22. Mai, meinem Geburtstage, traf *Minna* wirklich in Magdala ein. Sie hatte sich auf meinen Brief schleunigst nach Weimar, und, von dort angewiesen, weiter zu mir begeben, um eben nur Alles anzuwenden, mich zur schnellsten gänzlichen Flucht aus Deutschland zu bewegen. Kein Versuch, sie auf die Höhe meiner Stimmung zu bringen, glückte mir; sie blieb dabei, in mir nur einen übel berathenen, unbesonnenen Menschen zu ersehen, der sich und sie in die schrecklichste Lage gestürzt habe. Es war verabredet worden, dass ich, während sie über Weimar gleichzeitig sich dahin begebe, von Magdala aus auf Fusspfaden anderen Abends

in Jena eintreffen sollte, wo ich, im Hause des Professor *Wolff*, sie zu einem letzten Abschied wiedertreffen werde. Diese etwa sechsstündige Wanderung trat ich denn an, und gelangte über eine Hochebene, mit Sonnenuntergang in das jetzt zum ersten Mal mir sich freundlich aufthuende Universitätsstädtchen. Wirklich traf ich im Hause des mir bereits durch *Liszt* befreundeten *Wolff* meine Frau wieder an. Abermals ward, unter besonderer Mitwirkung eines Professors *Widmann*, dort Rath über mein weiteres Fortkommen gehalten; von Dresden aus war ich wirklich, wegen dringenden Verdachtes der Betheiligung am Dresdener Aufstande, steckbrieflich verfolgt, und durfte somit in keinem der deutschen Bundesstaaten auf sichere Zuflucht mehr rechnen. *Liszt's* Weisung ging durchaus auf Paris, wo ich ein Feld neuer Thätigkeit mir gewinnen könnte; *Widmann* rieth jedoch, hierzu nicht den geraden Weg über Frankfurt und Baden einzuschlagen, weil dort der Aufstand noch im Gange sei, und dahin reisende, verdächtig legitimirte Individuen jedenfalls von der Polizei mit vorzüglicher Wachsamkeit in das Auge gefasst würden; am sichersten sei es durch Bayern, welches jetzt ganz ruhig sei, zunächst die Schweiz zu gewinnen, von wo aus meine Reise nach Paris ohne jede Gefahr zu bewerkstelligen sein würde. Da ich hierzu eines Passes bedurfte, bot mir Professor *Widmann* seinen eigenen, in Tübingen ausgestellten, bereits aber abgelaufenen, an. Ich reiste nun mit dem Postwagen ab, nachdem ich unter dem Abschied von meiner ganz verzweiflungsvollen Frau wahrhaft und schmerzlich gelitten hatte. Ohne weitere Anfechtungen gelangte ich, unter andrem auch an Rudolstadt, dem für mich nicht erinnerungslosen Orte, vorbei, an die Grenze Bayerns, von wo ich nun mit dem Postwagen ohne Unterbrechung, meine Reise nach Lindau fortsetzte. Dort wurde mir am Thore mit den übrigen Passagieren der Pass abverlangt; unter der seltsamsten fieberischen Aufregung verbrachte ich die Nacht bis zur frühen Abfahrt des Bodensee-Dampfschiffes. Mir war besonders die schwäbische Sprache des Professor's *Widmann*, auf dessen Pass ich reiste, in lebhafter Erinnerung geblieben; ich stellte mir vor, wie ich nun mit der bayerischen Polizei zu verkehren haben würde, wenn ich über die erwähnten Unregelmässigkeiten des Passes mit ihr mich zu unterhalten haben sollte. Von fieberhafter Unruhe beherrscht, versuchte ich die ganze Nacht über mich im schwäbischen Dialekte zu üben, was aber, zu meiner grössten Erheiterung, wiederum nicht gelingen wollte. Gespannt sah ich am Frühmorgen dem Augenblick entgegen, als der Gendarm zu mir in das Zimmer trat, und, unwissend wem die Pässe gehörten, drei derselben mir

zur gefälligen Auswahl übergab. Mit lachendem Herzen ergriff ich den meinigen, und entliess den zuvor so gefürchteten Mann in freundlichster Weise. Auf dem Dampfschiff angelangt, erkannte ich mit wahrhaftem Behagen, dass ich mit seiner Besteigung mich bereits auf schweizerischem Boden befände; ein wundervoller Frühlingsmorgen liess mich auf dem weiten See in die vor mir sich ausbreitende Alpenlandschaft ausblicken: als ich in Rorschach das eidgenössische Land betrat, benutzte ich den ersten Augenblick zu wenigen Zeilen nach heimwärts, womit ich meine glückliche Ankunft in der Schweiz, somit die Befreiung aus jeder Gefahr meldete. Die Fahrt im Postwagen, durch das freundliche St. Galler-Ländchen nach *Zürich*, erheiterte mich ungemein: als ich am letzten Mai, Abends gegen sechs Uhr, von Oberstrass hinab nach Zürich einfuhr, und zum ersten Mal in glänzender Sonnenbeleuchtung die den See begränzenden Glarner Alpen glänzen sah, beschloss ich sofort, ohne diess deutlich im Bewusstsein zu fassen, allem auszuweichen, was mir hier eine Niederlassung verwehren könnte.

Den Vorschlag meiner Freunde, über die Schweiz nach Paris zu reisen, hatte ich besonders aus dem Grunde angenommen, weil ich in Zürich einen alten Bekannten anzutreffen wusste, durch dessen Hülfe ich mir einen Pass nach Frankreich zu erlangen hoffen durfte, da ich es vermeiden wollte, dort als politischer Flüchtling anzukommen. *Alexander Müller*, mit dem ich in Würzburg seiner Zeit in vielem freundschaftlichem Verkehre gestanden, war, wie ich erfahren, seit lange als Musiklehrer in Zürich niedergelassen. Einer seiner Schüler, *Wilhelm Baumgartner*, hatte mich vor einigen Jahren in Dresden besucht, und mir Grüsse von meinem alten Freunde überbracht; für Diesen übergab ich Jenem damals ein Exemplar der Partitur des «Tannhäuser's», um es ihm als Andenken zuzustellen. Mein freundliches Benehmen war auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen: *Müller* und *Baumgartner*, welche ich alsbald aufsuchte, machten mich sogleich mit den beiden Staatsschreibern *Jacob Sulzer* und *Franz Hagenbuch*, als denjenigen ihrer guten Freunde, welche meinem Wunsche am unmittelbarsten nachzukommen vermöchten, bekannt. Ich wurde von diesen Menschen, zu denen sich noch einige Vertraute gesellten, sogleich mit so achtungsvoll neugieriger Theilnahme empfangen, dass ich mich in ihrer Gesellschaft augenblicklich wohl fühlte. Die grosse bescheidene Sicherheit, mit der sie sich, von ihrem naiv gewohnten republikanischen Standpunkte aus, über die Verfolgungen, die mich betroffen, äusserten, versetzte mich in eine ganz neue Sphäre der bürgerlichen Anschauung des Lebens. Ich kam mir hier so sicher und geborgen vor, wäh-

rend ich dort, durch den sonderbaren Zusammenhang meines Ekels vor den öffentlichen Kunstzuständen mit der allgemeinen politischen Aufregung, ohne genaues Bewusstsein davon, in die Lage, als Verbrecher angesehen zu werden, gerathen war. Um die beiden Staatsschreiber, von denen namentlich *Sulzer* eine ausgezeichnet klassische Bildung genossen, mir vollkommen geneigt zu machen, hatten die Freunde eine Abendzusammenkunft veranstaltet, in welcher man mich dahin brachte, meine Dichtung von «Siegfried's Tod» vorzulesen. Ich kann beschwören, unter Männern nie aufmerksamere Zuhörer hierfür gefunden zu haben, als an diesem Abend. Für jetzt verhalf mir mein Erfolg zunächst zur Ausstellung eines vollgültigen eidgenössischen Passes für den in Deutschland steckbrieflich Verfolgten, mit welchem ich nun unbesorgt, nach einem nur kurzen Aufenthalte in Zürich, meine Weiterreise nach Paris antrat. — Nachdem mich auf dieser Reise in Strassburg das weltberühmte Münster gefesselt und ergriffen hatte, reiste ich mit der damals noch besten Fahrgelegenheit, der sogenannten *Malle-poste*, nach Paris weiter. Eines sonderbaren Phänomen's entsinne ich mich hierbei: bis hierher hatte die Nachwirkung der Kanonen- und Flintenschüsse des Dresdener Kampfes, namentlich im halb wachen Zustande, immer noch fortgewährt; jetzt fesselte mich das Summen der schnell rollenden Räder auf der Landstrasse, und auf der ganzen Reise glaubte ich in ihm, wie von tiefen Bassinstrumenten vorgetragen, die Melodie von «Freude schöner Götterfunken» aus der 9. Symphonie zu vernehmen.

Seit meinem Eintritt in die Schweiz, bis zu meiner Ankunft in Paris, hatte sich meine, vorher zu traumartiger Dumpfheit herabgedrückte Stimmung, zu einem noch nie gefühlten, frei behaglichen Wohlgefühl erhoben. Ich kam mir wie der Vogel in der Luft vor, der nicht bestimmt sei, in einem Sumpfe zu Grunde zu gehen. Bald nach meiner Ankunft in Paris, in der ersten Woche des Juni, trat hiergegen jedoch wieder eine sehr fühlbare Reaktion ein. Ich war von *Liszt* an seinen ehmaligen Sekretair *Belloni* empfohlen; dieser glaubte, treu den erhaltenen Weisungen, mich alsbald mit einem «Auteur» *Gustave Vaisse*, den ich jedoch nicht persönlich kennen lernte, wegen eines für Paris zu komponierenden Operntextes in Verbindung setzen zu müssen. Davon hörte ich nun nicht gern, und fand genügenden Grund zur Abwehr der hierauf zielenden Unterhandlungen in den Mittheilungen, die man sich gegenwärtig über den Stand der damals in Paris wüthenden Cholera machte. Ich war, um in *Belloni*'s Nähe zu sein, in der *rue Notre-Dame de Lorette* abgestiegen; dort kamen fast stündlich, von dumpfem Trommelschlag angekündigt,

Leichenkondukte der Nationalgarde vorbei. Bei drückender Hitze war mir der Genuss des Wassers streng verboten, und überhaupt in jedem Bezug der Diät auf das Strengste Vorsicht anempfohlen. Drückte bereits dieses die Stimmung in unbehaglichster Weise herab, so machte ausserdem die ganze damalige äussere Physiognomie von Paris auf mich den niederschlagendsten Eindruck. Noch las man die Devise: «liberté, égalité, fraternité» an allen öffentlichen Gebäuden und sonstigen Etablissements; dagegen erschreckte mich der Anblick der ersten *garçons caissiers* der Bank, welche, mit ihren langen Geldsäcken über den Schultern und dem grossen Portefeuille in der Hand, mir nie so häufig begegneten, als gerade damals, wo, im siegreichen Kampfe gegen die zuvor so gefürchtete Propaganda des Sozialismus, die alte Kapital-Herrschaft mit fast verhöhnendem Pompe das öffentliche Vertrauen wieder zu gewinnen auf das Eifrigste sich anliess. Wie mechanisch hatte ich einen Besuch in dem Musikladen *Schlesinger*'s, für welchen jetzt ein noch bei weitem decidirterer Jude, Herr *Brandus*, mit schmutzigster Persönlichkeit als Nachfolger eingetreten war, gemacht. Nur der alte Commis, M^r *Henri*, bewillkommnete mich freundlich, und nachdem ich mit ihm eine Zeit lang in dem anscheinend menschenleeren Magazine mich laut unterhalten hatte, frug er mich endlich mit einiger Verlegenheit, ob ich denn meinen Lehrer («votre maître») *Meyerbeer*, noch nicht begrüsst habe. «Ist Herr *Meyerbeer* hier?» frug ich. «Gewiss», war die noch verlegenere Antwort, «ganz in der Nähe, dort hinter dem Bureau.» Da ich auf dasselbe zuschritt, kam wirklich mit allergrösester Verlegenheit *Meyerbeer* von dort, wo er sich über zehn Minuten, nachdem er meine Stimme vernommen, still verborgen gehalten hatte, hervor, sich lächelnd mit einer dringenden Correktur entschuldigend. Ich hatte an dieser Erscheinung und diesem sonderbaren Wiedersehen genug; es kam so Vieles im Betreff dieses Mannes bedenklich mir widerfahrenes, namentlich die Bedeutung seines letzten Benehmen's in Berlin gegen mich, in meine Erinnerung; da ich nun aber jetzt gar nichts mehr mit ihm zu thun hatte, begrüsste ich ihn mit einer gewissen heitern Freiheit, welche mir von dem Bedauern eingegeben ward, das ich über die von ihm, bei der Kenntnissnahme meiner Ankunft in Paris geäusserte Verlegenheit, empfand. Er nahm an, ich würde jetzt neuerdings versuchen, in Paris mein Glück zu machen, und schien sehr verwundert, als ich ihm im Gegentheil versicherte, dass mich der Gedanke, hier etwas zu suchen zu haben, anekele. «Aber *Liszt* hat doch ein brillantes Feuilleton über Sie im Journal des Débats veröffentlicht.» «Ah so», sagte ich, «ja, daran hatte ich nicht gedacht, dass die enthu-

stastische Ergebenheit eines Freundes sogleich als gemeinsame Spekulation aufgefasst werden müsste.» «Der Artikel hat aber viel Aufsehen gemacht. Es ist doch undenklich, dass Sie hieraus keinen Vortheil zu ziehen suchen sollten.» Diese widerliche Vermengung reizte mich zu einiger Heftigkeit, mit welcher ich *Meyerbeer* nun betheuerte, dass ich namentlich bei dem Laufe der Dinge, welchen jetzt die Welt unter der Herrschaft der Reaktion zu nehmen schien, an alles Mögliche, nur nicht an öffentliche Kunstproduktion dächte. «Aber was verhoffen Sie sich denn von der Revolution?» erwiderte er, «wollen Sie Partituren für die Barrikaden schreiben?» worauf ich ihm versicherte, dass ich ja überhaupt an Partiturschreiben gar nicht dächte. Wir schieden, offenbar ohne es zu einem gegenseitigen Verständniss gebracht zu haben. Noch begegnete ich *Moritz Schlesinger* auf der Strasse, der mich, ebenfalls unter dem Eindrucke des glänzenden *Liszt*'schen Feuilletons, als eine ihm sehr begreiflich dünkende Erscheinung anhielt. Auch er glaubte, ich müsste es durchaus auf Etwas in Paris abgesehen haben, und fand, dass ich dafür jetzt sehr gute Chancen hätte. «Wollen Sie mein Geschäft machen?» frug ich ihn, «Geld habe ich nicht. Glauben Sie aber, dass die Aufführung der Oper eines Unbekannten etwas anderes als eine *affaire d'argent* sein könne?» «Da haben Sie Recht», sagte *Moritz*, und liess mich augenblicklich stehen. — Von diesen widerlichen Berührungen mit der, jetzt von voller Pest behafteten Hauptstadt der Welt, wandte ich mich zu dem Schicksale meiner Dresdener Genossen zurück, von denen einige der mir nächst Stehenden ebenfalls in Paris angelangt waren. Bei dem Maler meiner Dekorationen zu «Tannhäuser», *Despléchins*, traf ich den, so eben gleich mir hierher versprengten, *Semper*. Die Freude dieses Wiedersehens war nicht gering, trotzdem wir beide nicht umhin konnten, das Groteske unserer Lage zu belächeln. *Semper* hatte sich, nachdem die berühmte Barrikade, welche er als Architekt fortwährend unter Inspektion gehalten hatte, umgangen worden war (denn dass sie eingenommen worden wäre, hielt er für unmöglich), von dem übrigen Kampfe zurückgezogen. Dennoch glaubte er sich so weit der Denunciation bloss gestellt zu haben, dass er bei Ankündigung des Belagerungszustandes durch die Dresden okkupirenden Preussen, sich dort nicht mehr für sicher hielt. Er schätzte sich glücklich, als holsteinischer Landesangehöriger nicht von den deutschen Regierungen, sondern vom dänischen Gouvernement in Betreff eines Passes abhängig gewesen zu sein, welcher ihm zur ungestörten Flucht nach Paris verholfen hatte. Als ich ihn aufrichtig und herzlich über diese Wendung der Dinge, welcher ihn aus einer so eben begonnenen grossen

Berufsthätigkeit, der Vollendung des Baues des Dresdener Museums, heraus gerissen habe, beklagte, wollte er hierauf nicht viel geben, und meinte, er habe Aerger genug damit gehabt. Trotz unserer gedrückten Lage, verbrachte ich mit *Semper* die einzigen heiteren Stunden dieses Pariser Aufenthaltes. Bald fand sich auch noch der junge *Heine*, mein ehemaliger Lohengrin-Dekorationsaspirant, ebenfalls als Flüchtling dazu. Ihm war für sein Fortkommen nicht bange, da ihn sein Lehrer *Desplechins* gern in Beschäftigung zu nehmen sich erbot. Nur ich erkannte mich gänzlich zwecklos nach Paris verschlagen, und sehnte mich auf das Heftigste aus dessen Cholerаatmosphäre hinweg. Hierzu erbot mir *Belloni* eine Gelegenheit, welche ich sogleich freudig ergriff: er lud mich ein, ihm und seiner Familie nach einem Landaufenthalte bei *La Ferté sous Jouarre* zu folgen, wo ich, in reiner Luft und vollkommener Stille, mich erholen, und die Wendung der Dinge für mich abwarten könnte. Dort hinaus, nach *Rueil*, ging nun nach acht Tagen, welche ich in Paris verbracht, die kleine Reise, und bei einem marchand de vin, Monsieur *Raphaël*, in unmittelbarer Nachbarschaft des Maire's des Dorfes, bei welchem die Familie *Belloni* ihren Aufenthalt nahm, fand ich für jetzt mein dürftiges Unterkommen in einer Stube mit Alkoven, in welcher ich nun meinem weiteren Schicksale entgegensah. Während eine Zeit lang alle Nachrichten aus Deutschland ausblieben, suchte ich so gut wie möglich mit Lekture mich zu beschäftigen, und nachdem ich mit *Proudhon*'s Schriften, namentlich mit seinem «De la Propriété», mich in der Weise beschäftigt hatte, dass ich für meine Lage sonderbar ausschweifende Tröstungen daraus gewann, unterhielt mich längere Zeit die zerstreuend anziehende «Histoire des Girondins» von *Lamartine*. Eines Tages brachte mir *Belloni* die Nachricht von dem verunglückten Emeute-Versuch der Republikaner unter *Ledru-Rollin*'s Führung, welcher soeben, am 13. Juni, in Paris gegen das bereits in voller Reaktion segelnde provisorische Gouvernement unternommen worden war. So viel Entrüstung diese Nachricht bei meinem Versorger und dem Maire des Ortes, seinem Verwandten, an dessen Tisch wir täglich unsere bescheidene Mahlzeit einnahmen, hervorbrachte, so machte sie im Ganzen doch weniger Eindruck auf mich, da mein Augenmerk immer noch in sehr aufgeregter Stimmung auf die deutschen Vorgänge am Rheine, namentlich auf das, einer provisorischen Regierung verfallene Grossherzogthum Baden, gerichtet war. Als nun aber auch von dort die Nachrichten von der durch die Preussen herbeigeführten Niederlage der, Anfangs nicht hoffnungslos erscheinenden Bewegung eintrafen, wurde mir sonderbar wehe zu Muthe: die Nüchtern-

heit, mit welcher ich auf meine persönliche Lage zu blicken genöthigt war, übermannte mich; das, bisher meine Aufregung rechtfertigende, Ungemeine derselben verlor sich immer mehr in die gemeine Nöthigung der praktischen Sorgen. Zu meiner vollständigsten Ernüchterung hätten die endlich eintreffenden Mittheilungen von Seiten meiner weimaranischen Freunde, sowie von meiner Frau, führen sollen. Ich erfuhr von den ersteren eine ziemlich trockene Beurtheilung meines Verhaltens in der letzten Vergangenheit; man fand, dass vorläufig nichts für mich zu thun sei, namentlich nicht in Dresden, oder etwa bei dem grossherzoglichen Hofe, da man an eingeschlagene Thüren füglich nicht gut anklopfen könnte»; «on ne frappe pas à des portes enfoncées» — (Fürstin *v. Wittgenstein* an *Belloni*). Ich wusste nicht, was ich hierzu sagen sollte, da es mir keineswegs eingefallen war, durch eine Vermittelung nach jenen Seiten hin etwas für mich zu erwarten, und nahm es dagegen mit unbefangener Genugthuung auf, dass man für das Nächste mir einige Hülfsmittel zukommen liess. Mit diesen beschloss ich, mich nach Zürich aufzumachen, um dort bei *Alex. Müller*, in dessen Wohnung ich genügenden Raum bemerkt hatte, ein vorläufiges Unterkommen zu suchen. Am traurigsten war mir ein Brief meiner Frau, welche längere Zeit gar nichts von sich hören gelassen hatte. Sie kündigte mir an, unmöglich an eine Wiedervereinigung mit mir denken zu können; denn nachdem ich so gewissenlos eine Anstellung, und überhaupt ein Verhältniss, wie sie nie wieder sich mir bieten würden, verscherzt und zertrümmert hätte, wäre einer Frau wohl schwerlich zuzumuthen, an meinen etwaigen Unternehmungen für eine zukünftige Versorgung Theil zu nehmen. Ich fühlte mich zunächst zu einer gerechten Würdigung der üblen Lage meiner Frau gestimmt; indem ich sie vollkommen hülflos meinerseits lassen musste, konnte ich sie zunächst nur auf den möglichen Erlös aus dem Verkauf unseres Dresdener Mobiliars, sowie auf die Theilnahme meiner Leipziger Verwandten anweisen. Die Vorstellung von dem Bedrückenden dieser Lage hatte bisher nur dadurch mir erleichtert werden können, dass ich sie als einigermaassen an der mich beherrschenden Aufregung Theil nehmend gedacht hatte, wofür ich während jenen ausserordentlichen Vorgängen selbst mancherlei Anzeigen wahrgenommen zu haben glaubte. Diess stellte sie nun aber vollständig in Abrede, wollte in mir durchaus nur Das ersehen, was die öffentliche Meinung daheim allgemein sah, welche sie einzig darin milderte, dass sie meinen unerhörten Leichtsinn als Entschuldigung dafür annahm. Nachdem ich nun *Liszt* herzlich empfohlen hatte, zunächst nach Kräften für meine Frau einige

Sorge zu tragen, gelangte ich jetzt aber bald zu einiger Beruhigung über dieses im ganzen so unerwartete Benehmen meiner Frau. Ihrer Erklärung, mir zunächst nun nicht wieder schreiben zu wollen, erwiderte ich durch meine Vornahme, sie gleichfalls durch Mittheilung über mein sehr zweifelhaftes Schicksal nicht in neue Beunruhigung zu versetzen. Es ging mir der Verlauf unseres langjährigen Zusammenlebens, seit jenem ersten, so stürmischen und leidenvollen Jahre unserer Verheirathung, an meinem prüfenden Bewusstsein vorüber. Unzweifelhaft waren die bedrängnissvollen Jugendjahre unseres ersten Pariser Aufenthaltes wohlthätig wirksam gewesen. Die Noth, in welcher sie sich so ausdauernd benahm, wie ich mich arbeitsam gegen sie wehrte, hatte die Seele unserer Gemeinsamkeit wie in eisernen Banden gefesselt. Einen schönen Lohn für das Ausgestandene fand dann *Minna* in meinem Dresdener Erfolge, und namentlich der dortigen, so beneideten Anstellung. Als *Frau Kapellmeisterin* war sie offenbar auf der Höhe aller ihrer Erwartungen vom Leben angelangt, und was mir endlich meine Wirksamkeit als Dresdener Kapellmeister verbitterte, empfand sie nur als eine Bedrohung jenes ihres Wohlbehagens. Bereits mit der Richtung, welche ich mit dem »Tannhäuser« einschlug, und durch welche sie meine Erfolge auf den Theatern so bedenklich bedroht sah, schwand ihr eigentlich der Muth und das Vertrauen auf unsre Zukunft. Je mehr ich endlich, theils in meinen Conceptionen, für welche ich mich immer unmittheilsamer gegen sie verhielt, theils aber gar in meinem Verhalten zu dem Theater und seinem Chef, immer mehr aus dem ihr einzig ersprieslich dünkenden Geleise mich entfernte, verlor sie nun gar jenen Zusammenhang mit mir, in welchem sie in früheren Jahren, wie sie aus den Erfolgen nachweisen zu dürfen glaubte, mit mir gestanden zu haben vermeinte. Mein Benehmen in der Dresdener Katastrophe sah sie als Folge dieser Abirrungen vom richtigen Wege an, und erkannte darin nur den Einfluss gewissenloser Menschen auf mich, namentlich des unglücklichen *Röckel*, welche meiner Eitelkeit geschmeichelt und mit sich mich in das Verderben gezogen hätten. Tiefer als dieser, doch immer nur noch die äusseren Lebensverhältnisse betreffende Zwiespalt, hatte aber von jeher, seit unserer Wiedervereinigung, die innere Unübereinstimmung zwischen uns sich meines Bewusstseins bemächtigt. Von je war es zwischen uns zu Auftritten von der allerleidenschaftlichsten Heftigkeit gekommen: nie hatten diese Auftritte sich durch eine Versöhnung, oder gar ein Bekenntniss ihres Unrechtes, ausgeglichen; sowohl das Bedürfniss schneller Wiederherstellung des häuslichen Friedens, als auch die nach jedem

Excess der Aufregung sogleich mir nahe tretende Erkenntniss, dass bei der grossen Ungleichheit der Charakteranlagen, und namentlich des Bildungszustandes, es an mir sei, durch das richtige Benehmen solchen Auftritten vorzubeugen, hatten mich stets vermocht, alle Schuld der vorgefallenen Ereiferungen auf mich zu nehmen, und *Minna* durch das Bekenntniss meiner Reue darüber, zu besänftigen. Leider musste ich endlich gewahren, dass ich dadurch mich aller Macht über ihr Gemüth, namentlich über ihren Charakter begeben hatte; denn trat nun der Fall ein, in welchem ich ganz unmöglich zu dem gleichen Versöhnungsmittel greifen konnte, weil es der ganzen Consequenz meiner Anschauung und meiner Handlungsweise galt, so traf ich jetzt auf ein durch meine frühere Nachgiebigkeit in dem Grade verhärtetes weibliches Gemüth, dass nie und unter keinen Umständen ein je gegen mich begangenes Unrecht nur als möglich eingeräumt wurde. Genug, was zu dem Verfall meiner Dresdener Lage, meiner grossen Rücksichtslosigkeit gegen meine dortige Stellung, unbeachtet nicht wenig beigetragen hatte, war der nicht mindere Verfall meines ehelichen Lebens, in welchem ich nicht nur keinen Halt, keine Tröstung und Stärkung fand, sondern sogar auf den unbewussten Mitverschwornen der mich bedrückenden feindseligen Verhältnisse traf. Diese Einsicht stellte sich jetzt, nachdem ich die erste Erschütterung über das offenbar lieblose Benehmen meiner Frau überstanden, deutlich in mir heraus. Ich entsinne mich jedoch, dass ich hierdurch nicht eigentlich von einem Schmerze erfasst wurde, dass im Gegentheil, da ich denn nun einmal gänzlich hülflos war, die Erkenntniss, bisher mein ganzes Leben auf Sand gebaut zu haben, mit einer fast erhabenen Beruhigung auf mich wirkte. Was diese schnell gewonnene Ruhe mir allerdings einzig ermöglichte, war aber eben das Bewusstsein dieser vollständigen Verlassenheit, für welche ich nun in meiner gänzlichen Armuth einen mich stärkenden Trost fand. So ergriff ich die zuletzt aus Weimar mir gebotene Hülfe mit Eifer, um meinem zwecklosen Aufenthalte, in welchem ich nach irrig mir gesteckten Zielen streben sollte, mich zu entziehen, und einen Zufluchtsort aufzusuchen, welcher nichts anziehendes für mich hatte, als gerade nur die gänzliche Aussichtslosigkeit, auf den bisher von mir betretenen Lebensbahnen es dort zu etwas zu bringen. Diess war eben das von aller öffentlichen Kunst gänzlich entblösste *Zürich*, wo zum ersten Male mir einige einfache Menschen begegnet waren, welche von meinen künstlerischen Arbeiten nichts kannten, wie es aber schien, an meiner nackten Person ein freundschaftliches Wohlgefallen gefunden hatten. —

Ich kam im Hause *A. Müller's* an, begehrte irgendwo eine Kammer zu meinem Unterkommen, und wies ihm, als den Rest meines ganzen Vermögens, 20 Franken an. Zwar musste ich bald bemerken, dass mein alter Bekannter durch mein ihm äusserlich bezeigtes Zutrauen in Verlegenheit gesetzt wurde, und darüber in Besorgniss gerieth, was mit mir anzufangen sein sollte. Ein in der ersten Aufwallung von ihm mir zur Verfügung gestelltes grösseres Zimmer, in welchem ein Flügel stand, gab ich alsbald freiwillig auf, um mich in ein blosses Schlafzimmer zurückzuziehen. Peinlich war es mir nur, an seinen häuslichen Mahlzeiten Theil zu nehmen, nicht, weil sie meinem Geschmack unangenehm, sondern meinen Verdauungswerkzeugen nachtheilig waren. Dagegen fand ich ausser dem Hause meines Gastfreundes die entgegengesetzte, vom lokalen Standpunkte betrachtet, schwelgerischeste Aufnahme. Dieselben jüngeren Männer, welche bei meiner vorherigen Durchreise durch Zürich so theilnehmend sich zu mir gefunden hatten, zeigten fortwährend grosse Neigung zu meinem Umgang. Bald trat unter ihnen *Jakob Sulzer* mit auffallender Bedeutung hervor. Dieser blieb noch längere Jahre in dem Fall, wegen unzureichenden Alters nicht zum Mitglied der Züricher Regierung berufen werden zu können, weil hierzu das dreissigste Jahr nöthig war. Trotz seiner Jugendlichkeit, übte er jedoch auf alle seine Umgebung den Einfluss der vollsten Mannesreife aus. Wenn man mich in späteren Zeiten frug, ob ich in meinem Leben je Dem begegnet sei, was man, im moralischen Sinne, wirklichen Charakter und eigentliche Rechtschaffenheit nennt, so konnte ich nach genauer Prüfung niemand andern, als diesen jetzt neu mir gewonnenen Freund, *Jakob Sulzer*, nennen. Er verdankte seine frühe Beförderung zu einer der vorzüglichsten Anstellungen im Canton Zürich, nämlich als Staatsschreiber, dem Bedürfnisse der vor Kurzem zur Regierung gelangten, von *Alfred Escher* geführten liberalen Partei, welche, da sie die öffentlichen Aemter nicht füglich mit den hierfür geübteren Gliedern der älteren konservativen Partei besetzt lassen konnte, darauf angewiesen war, ihr eifrigstes Augenmerk auf besonders begabte jüngere Leute zu richten. Als ein solcher war *Sulzer* vor allen in das Auge gefasst worden. Er war soeben von den Universitäten in Bonn und Berlin zurückgekommen, um als Docent der Philologie in seiner Heimath sich zu habilitiren, als er von der neuen Regierung zu ihrem Mitgliede geworben wurde. Um dem ihm gestellten Ansinnen zu entsprechen, hatte er nöthig gehabt, sich ein halbes Jahr nach Genf zu begeben, um sich im Gebrauch der französischen Sprache, welche er bei seinen ernsten philologischen Studien bisher vernachlässigt

hatte, nothdürftig zu üben. Sein grosser Scharfblick, sein ungemeiner Fleiss, sowie die grosse Selbstständigkeit und Unbeugsamkeit seines, jedem Partei-Manövre unzugänglichen Charakter's, verschafften ihm in wenigen Jahren eine der wichtigsten Stellungen in der Regierung, welcher er längere Zeit als Direktor der Finanzen, und namentlich als Mitglied des eidgenössischen Schulrathes, zu bedeutender und segensreicher Wirksamkeit nützte. Seine so unerwartete Bekanntschaft mit mir schien ihn in eine eigenthümliche Schwankung zu versetzen; von seinen philologischen und humanioren Studien, zu welchen er aus Neigung bestimmt worden, war er durch die unerwartete Berufung in die Regierung in überraschender, fast betäubender Weise abgelenkt worden. Fast schien es, als ob sein Bekanntwerden mit mir ihn in Reue deswegen versetzte. Meine Dichtung von «Siegfried's Tod» deckte ihm, dem Kenntnissvollen, mein Studium des deutschen Alterthum's auf, welchem auch er, jedoch mit gröserer philologischer Genauigkeit, als mir diess möglich geworden war, sich beschäftigt hatte. Namentlich aber durch sein etwas späteres Bekanntwerden mit meiner Art, die Musik zu betreiben, war der so eigenthümlich ernste und zurückhaltende Mensch in so warme Theilnahme für eine seinem erwählten Berufe fern abliegende Sphäre versetzt, dass er endlich, wie er deutlich bekannte, ganz bestimmt sich bemühen zu müssen glaubte, gegen diese störenden Einflüsse sich mit einer absichtlichen Schroffheit zu behaupten. In dieser ersten Zeit meines Züricher Aufenthaltes liess er sich jedoch mit wirklichem, liebenswürdigem Freimuth in dieser Richtung gehen. Die altehrbare officielle Wohnung des ersten Staatsschreibers beherbergte häufiger, als diess dem Ansehen des Staatsbeamten des kleinen Philisterstaates dienlich sein konnte, gastliche Zusammenkünfte einer Gesellschaft, wie sie nur um mich als Mittelpunkt sich bilden konnte. Besonders dem Musiker *Baumgartner* erschienen bei solchen Gelegenheiten die Produkte von *Sulzer*'s Weinbergen in Winterthur, welcher diese mit vieler Liberalität spendete, von grosser Anziehungskraft. Wenn auch ich, bei meiner damaligen verzweiflungsvoll heiteren Losgebundenheit, in den äussersten Consequenzen meiner jetzt sich bildenden Kunst- und Lebenstheorien mich bis zu dithyrambischen Ergüssen hatte hinreissen lassen, wurde mir oft von meinen Zuhörern in einer Laune erwidert, welche ich nicht unrichtig häufiger dem genossenen Weine, als der Einwirkung meiner Begeisterung zuschreiben musste. Als einst der Professor *Ettmüller*, der Germanist und Edda-Gelehrte, nachdem er auf *Sulzer*'s Einladung einer Vorlesung meines «Siegfried» beigewohnt hatte, in schwerfällig begeister-

tem Zustand auf den Heimweg geleitet worden war, brach unter den zurückbleibenden Genossen ein sonderbarer Uebermuth aus: ich gerieth auf den Gedanken, dem Herrn Staatsschreiber die schweren Thüren seiner Wohnung aus den Angeln zu heben; als der Staatsschreiber *Hagenbuch* die grosse Anstrengung, die mir diess kostete, gewahrte, stellte er mir seine ausserordentliche Körperkraft hülfreich zu Gebote, und mit ziemlicher Leichtigkeit wurden nun gemeinschaftlich wirklich sämmtliche Thüren ausgehoben und zur Seite gestellt, worüber *Sulzer* keine Miene anders, als zu freundlich wohlwollendem Lächeln, verzog. Nur des anderen Tages bekannte er uns, auf unsre Erkundigung danach, dass ihn das mühsame Wiedereinheben der Thüren, welches er mit seiner geringen Kraft allein hatte bewerkstelligen müssen, die ganze Nacht bis zum Morgen beschäftigt habe, da es ihm natürlich daran gelegen gewesen, dem sehr früh erscheinenden Weibel die wilden Vorgänge der Nacht geheim zu halten.

Die eigenthümliche Vogelfreiheit, in welcher ich mich befand, wirkte mit zunehmender Aufregung auf mich. Oft bangte mir selbst vor der übermässigen Exaltation meines ganzen Wesens, in welcher ich stets und gegen Jeden aufgelegt war, in den seltsamsten Paradoxen mich zu ergehen. Alsbald nach meiner Ankunft in Zürich machte ich mich daran, meine Ansichten über das Wesen der Dinge, wie sie unter dem Drange meiner künstlerischen Lebenserfahrungen und dem Einflusse der politischen Aufregung der Zeit sich gebildet hatten, aufzuzeichnen. Da mir überhaupt jetzt nichts übrig zu bleiben schien, als mit der schriftstellerischen Feder, so gut es ging, mir etwas zu verdienen zu suchen, war ich auf den Gedanken gekommen, für ein grosses französisches Journal, etwa den damals noch bestehenden «National», eine Reihe von Artikeln zu liefern, in welchen ich mich, in meinem revolutionären Sinne, über die moderne Kunst und ihr Verhalten zur Gesellschaft aussprechen wollte. Sechs dieser zusammenhängenden Aufsätze sandte ich meinem älteren Bekannten *Albert Frank*, dem Bruder jenes bedeutenderen *Hermann Frank*, welcher in Paris die früher durch meinen Schwager *Avenarius* geleitete deutsch-französische Buchhandlung als Eigenthümer übernommen hatte, mit dem Wunsche zu, für ihre Uebersetzung in das Französische, und geeignete Veröffentlichung sorgen zu wollen. Ich erhielt diese Artikel mit der bald als sehr richtig befundenen Bemerkung, dass sowohl ihr Verständniss, wie selbst nur ihre Beachtung seitens des Pariser Publikum's, namentlich in dieser Zeit, durchaus unmöglich erschien, zurückgeschickt. Ich versah das Manuskript nur mit der Ueberschrift

«Kunst und Revolution», und sandte es an den Buchhändler *Otto Wigand* nach Leipzig, welcher auch wirklich seine Herausgabe als Broschüre übernahm, und mir fünf Louis d'or als Honorar dafür übersandte. Dieser ausserordentliche Erfolg bestimmte mich, an eine weitere Ausbeutung meiner schriftstellerischen Anlage zu denken. Ich suchte unter meinen Papieren die Abhandlung hervor, welche ich im vergangenen Jahre, als Ausbeute meiner historischen Studien über die Nibelungen-Sage, für mich aufgezeichnet hatte, gab ihr den Titel: «*Die Wibelungen, Weltgeschichte aus der Sage*», und versuchte damit mein Glück sofort wieder bei *Wigand*. Der aufregende Titel von «Kunst und Revolution», sowie das ungeheure Aufsehen, welches mein Charakter als zum politischen Flüchtling gewordenen königlichen Kapellmeister machte, hatte den radikal gesinnten Verleger mit der Hoffnung auf ergiebigen Skandal aus der Veröffentlichung meiner Schriften erfüllt. Wirklich erfuhr ich sehr bald, dass er einen zweiten Druck von «Kunst und Revolution», ohne mir jedoch als von einer zweiten Auflage davon Notiz zu geben, in kürzester Zeit hatte vornehmen lassen. Auch mein neues Manuskript nahm er mir daher, gegen fünf Louis d'or Honorar, ab. Diess war zum ersten Male, dass ich von der Veröffentlichung meiner Arbeiten einen Gewinn zog, und wirklich glaubte ich, nun auf dem rechten Punkte angelangt zu sein, um meinem Schicksale in aktiver Weise beizukommen. Ich ging mit mir zu Rathe darüber, nächsten Winter öffentliche Vorlesungen über ähnliche Gegenstände in Zürich zu halten, und überhaupt in dieser freien gelegentlichen Weise mich in der Lage zu erhalten, ohne Anstellung, und namentlich ohne Musik, mir eine, wenn auch dürftig lohnende, Wirksamkeit für die nächste Zeit einzurichten.

Es schien mir nöthig, dass ich auf solche Auskunftsmittel verfiel, da andrerseits die Welt sich ganz wieder in der Weise einrichtete, dass ich, ohne etwas Geldverdienst, nicht gewusst hätte, wie ich in ihr bestehen sollte. Kurz nach meiner Ankunft in Zürich hatte ich die Reste der auf Schweizer Gebiet versprengten badischen Armee, mit den sie begleitenden flüchtigen Freischaaren, anlangen sehen, was mir einen jammervollen und unheimlichen Eindruck machte. Die Nachricht von der Uebergabe bei *Villagos* durch *Görgey* lähmte die letzten Hoffnungen für die Behauptung der bis dahin immer noch unentschiedenen Stellung des grossen europäischen Freiheitskampfes. Erst jetzt wendete ich, jedoch mit grosser und banger Erschütterung, meinen Blick von den äusseren Weltbegebenheiten auf mein Inneres zurück. In dem *Café littéraire*, wo ich täglich nach meiner beschwerlichen Mahlzeit unter einem Domino

und Jast spielenden und qualmenden Männerjux meinen Kaffee zu nehmen pflegte, betrachtete ich träumerisch die ordinären Wandtapeten, welche antike Gegenden darstellten, und mir in wunderlicher Weise den in früher Jugend von einem *Genelli*'schen Aquarell, die Erziehung des Dionysos durch die Musen darstellend, im Hause meines Schwagers *Brockhaus* empfangenen Eindruck zurückriefen. Ich conzipirte da die Ideen zu meinem »Kunstwerk der Zukunft«, und wunderbar bedeutungsvoll war es mir, dass ich aus einer solcher Träumereien einmal durch die Anzeige des Aufenthaltes der *Schröder-Devrient* in Zürich geweckt wurde. Hastig machte ich mich auf, um sie im nahe gegenüber liegenden Gasthofe »Zum Schwerte« aufzusuchen, erfuhr aber zu meinem fast heftigen Schrecken, dass sie so eben mit dem Dampfschiff bereits wieder abgereist sei. Ich habe sie nun nie wieder gesehen, sondern hatte nur nach längeren Jahren durch meine Frau, welche später in Dresden wieder in näheren Umgang mit ihr gelangte, ihren schmerzlichen Tod zu erfahren.

Nachdem ich so zwei merkwürdige Monate des Sommers in dieser wilden, sonderbar losgelösten Lage verbracht, erhielt ich auch wieder tröstliche Lebenszeichen von der in Dresden zurückgebliebenen *Minna*. Obgleich diese sich so schroff und verletzend von mir abgesondert hatte, brachte ich es doch nicht über mich, von ihr mich als völlig losgebunden anzusehen. Ich erkundigte mich bei einer ihrer Verwandten durch einen Brief, von dem ich anzunehmen hatte dass er ihr zugesendet würde, theilnehmend nach ihrem Schicksal, für welches ich andrerseits durch wiederholte Anempfehlung an *Liszt*, so weit es mir eben einzig möglich war, gesorgt hatte. Hierauf bekam ich nun eine direkte Antwort, welche mir, neben den Beweisen für die Rüstigkeit der thätigen Frau gegenüber ihrer schwierigen Lage, zugleich Zeugniss für ihren ernstlichen Wunsch, sich wieder mit mir zu vereinigen, gab. Sie sprach zwar ihren grossen Unglauben an alle die Aussichten, die ich mir für ein Auskommen in Zürich selbst eröffnet hatte, fast verachtungsvoll aus, meinte aber doch, sie müsse, da sie nun einmal meine Frau sei, es nochmals wagen, und hielt dabei die Annahme fest, ich werde ihr Zürich nur als vorübergehenden Zufluchtsort anbieten, und dagegen in Paris meine Geschäfte als Operakomponist ernstlich zu betreiben suchen. So kündigte sie mir an, einen bestimmten Tag des Septembers dieses Jahres mit dem Hündchen *Peps*, dem Papagey *Papo*, und ihrer vorgeblichen Schwester *Nathalie*, in Rorschach auf Schweizer Boden ankommen zu wollen. Nachdem ich zu ihrem Empfang und unserer gemeinschaftlichen Beherbergung eine Stube und Kammer gemiethet, machte ich mich nun von Rapperswyl zu einer

Fussreise, durch das berühmte freundliche Toggenburg und Appenzell, nach St. Gallen und Rorschach auf, und fühlte mich doch sehr gerührt, als ich die sonderbare Familie, welche zur Hälfte aus Hausthieren bestand, im Hafen von Rorschach anlanden sah. Besonders freundlich, ich muss dies offen gestehen, wirkten das Hündchen und der Vogel auf mich. Meine Frau erkältete meine Empfindung jedoch sogleich beim Wiedersehen durch die Drohung, jeden Augenblick zur Rückkehr nach Dresden bereit zu sein, wo ihr von vielen befreundeten Seiten, für den Fall eines ungeeigneten Benehmens meinerseits, Schutz und Zuflucht zugesichert sei. Mir genügte dagegen ein Blick auf die in kurzer Zeit offenbar sehr gealterte Frau, um mich zu dem nöthigen Mitleiden zu stimmen, welches alsbald meine Bitterkeit verschlang. Ich suchte ihr vor Allem Muth zu machen, und das gegenwärtige Missgeschick nur als vorübergehend darzustellen. Dies gelang nun im Anfang schwer; schon die kleinliche Aussenseite der Stadt Zürich beschämte sie in der Erinnerung an das stattlichere Dresden. Auf die Freunde, mit denen ich sie bekannt machte, gab sie gar nichts. Den Staatsschreiber *Sulzer* hielt sie für einen einfachen «Stadtschreiber, der doch in Deutschland gar nichts zu bedeuten habe». Völlig empört war sie über die Frau meines bisherigen Kostfreundes, *A. Müller*, als diese auf ihre Klagen über die elende Lage, in welche ich mich gebracht, ihr entgegen hielt, das sei ja eben meine Grösse, dass ich sie nicht gescheut habe. Wiederum aber schmeichelte sie mir durch die Verkündigung der Ankunft einiger Effekten meines Dresdener Hausstandes, von welchen sie annahm, dass sie für eine zukünftige Niederlassung unentbehrlich seien. Diese bestanden aus meinem gut gemeinten, aber schlechten *Breitkopf*- und *Härtel*'schen Flügel, und dem in gothischem Rahmen eingefassten Titelblatte der Nibelungen von *Cornelius*, das ich in Dresden über meinem Schreibtisch aufgehängt hatte. Auf diese Grundlage einer häuslichen Niederlassung hin beschlossen wir, uns nun in einer kleinen Wohnung, in den sogenannten «hinteren Escherhäusern» am Zeltwege, einzurichten. Aus dem mit grossem Geschick von ihr vollbrachten, an sich sehr schwierigen und mannigfach angefochtenen Erlös unseres Dresdener Mobiliar's, waren ihr bei ihrer Ankunft noch etwa 100 Thaler für unsre Niederlassung übrig geblieben. Meine kleine, aber sorgfältig ausgewählte Büchersammlung, glaubte sie mir vortrefflich bewahrt zu haben, indem sie sie, auf dessen dringendes Anerbieten hierfür, dem Bruder meines Schwagers, dem Buchhändler und sächsischen Abgeordneten *Heinrich Brockhaus*, übergeben hatte. Sehr bestürzt war sie dagegen, als sie späterhin, da sie nun die Zusendung der Bücher von dem

vorsorgenden Verwandten sich erbat, von diesem erfuhr, dass er sie für eine Schuld von 500 Thalern, welche ich in der Zeit meiner Dresdener Bedrängniss gegen ihn eingegangen war, bis zur Wiedererstattung dieser Summe in Beschlag genommen zu haben vermeinte. Da ich im Verlaufe vieler Jahre nie dazu gelangte, diese Schuld baar wieder erstatten zu können, blieb auch diese, für meine ganz besondren Bedürfnisse geordnete Büchersammlung für immer mir verloren. — Namentlich mit Hülfe des, von meiner Frau seines missverstandenen Titels wegen anfänglich so gering geschätzten, Staatsschreibers *Sulzer*, welcher, bei seinem im Uebrigen keineswegs reichen Vermögenszustande, es ganz natürlich fand, in bescheidenster Weise mir über die Schwierigkeiten meiner Lage hinweg zu helfen, gelang es aber doch die kleine Wohnung bald so gemüthlich herzurichten, dass es meinen einfach gewöhnten Züricher Freunden bei ihrem Besuche ganz behaglich darin erschien. Das unverkennbare Talent meiner Frau zeigte sich hier wieder in vollem Glanze; namentlich entsinne ich mich der ingeniösen Herrichtung eines Nipptisches durch Benützung der Kiste, in welcher meine Musikalien und Manuskripte durch *Minna*'s Fürsorge nach Zürich gelangt waren.

Endlich handelte es sich aber doch darum, wie ich nun Mittel zu unsrer Ernährung herbeischaffen sollte. Der Gedanke an, von mir zu haltende, öffentliche Vorlesungen empörte den Stolz meiner Frau im höchsten Grade. Sie kannte nur Einen, das Festhalten des von *Liszt* angeregten Planes: Composition einer Oper für Paris; schon um sie zu beruhigen, und da ich allerdings nichts Ergiebiges in der Nähe ersehen konnte, setzte ich mich auch wirklich hierüber in erneuete Correspondenz mit meinem grossen Freunde und seinem Sekretair *Belloni* in Paris. Immerhin musste etwas Nächstes geschehen; ich nahm die Einladung der Züricher Musikgesellschaft, in ihren Konzerten ein klassisches Orchesterwerk zu dirigiren, an, und studirte dem dürftigen Orchester derselben die A-dur Symphonie *Beethoven*'s ein, womit ich allerdings eine nachhaltige Wirkung auf das Auditorium hervorbrachte, mir auch ganze 5 Napoleons erwarb, meine Frau doch aber sehr traurig stimmte, weil sie der so bedeutenden Kunstmittel und rühmlicheren Umgebung gedachte, welche kurz zuvor in Dresden bei der gleichen Bemühung noch mitgeholfen und gelohnt hatten. Ihr steter Zuruf blieb unter allen Umständen, und ohngeachtet aller künstlerischen Skrupel, mich auf die glanzvollere Pariser Carrière zu werfen. Während es immer noch uns beiden unerklärlich bleiben musste woher ich denn nur die Mittel zu der Reise und dem nöthigen Aufenthalte hierfür in Paris nehmen sollte, versenkte ich mich von Neuem in

die mir jetzt einzig nahe liegende Sphäre der kunstphilosophischen Spekulation. Unter dem härtesten Drucke der Nahrungssorgen, und im stets sieglosen Kampfe gegen die Kälte eines sonnenlosen Parterrestübchen's, verfasste ich in den Wintermonaten November und Dezember dieses Jahres meine zusammenhängendere «Das Kunstwerk der Zukunft» betitelte Schrift. *Minna* hatte gegen diese Beschäftigung nichts einzuwenden, da ich ihr doch von dem Erfolg meiner ersten Brochüre und von der Hoffnung, diese grössere Schrift mit gesteigertem Honorar belohnt zu sehen, sagen konnte.

So genoss ich einer vorübergehenden Ruhe, in welcher mich nur die innere Aufregung beherrschte, die namentlich in Folge des Bekanntwerdens mit den Hauptschriften *Ludwig Feuerbach*'s in mir genährt wurde. Von jeher war mir der Hang zu eigen gewesen, in die Tiefen der Philosophie etwa so einzudringen, wie ich durch den mystischen Einfluss der neunten Symphonie *Beethoven*'s den abliegendsten Tiefen der Musik nachzuforschen mich gedrängt gefühlt hatte. Die ersten Versuche, diesen Drang zu befriedigen, waren durchaus fehlgeschlagen. Keiner der Leipziger Professoren hatte mich in den Vorlesungen über Fundamental-Philosophie und Logik fest zu halten vermocht. Ich hatte mir das Buch *Schelling*'s über den «transcendentalen Idealismus», welches mir seiner Zeit *Gustav Schlesinger*, ein Freund *Laube*'s empfahl, verschafft, zerbrach mir aber vergebens den Kopf, bei der Lektüre der ersten Seiten davon etwas zu denken, und kehrte immer wieder zu meiner «neunten Symphonie» zurück. In der letzten Periode meines Dresdener Aufenthaltes suchte ich jedoch auch diesem älteren, nun neu erwachten Drange wieder gerecht zu werden, und knüpfte dafür an meine damals mich so sehr fesselnden, tiefer gehenden historischen Studien an. Ich wählte nun, zu meiner Einführung in die Philosophie, *Hegel*'s «Philosophie der Geschichte». Hier imponirte mir vieles, und es schien mir als müsste ich auf diesem Wege in das Innere des Heiligthumes gelangen. Je unverständlicher viele im spekulativen Sinne resumirende Phrasen des ungeheuer berühmten, als Schlusstein aller philosophischen Erkenntniss mir gepriesenen gewaltigen Geistes, erschienen, desto mehr fühlte ich mich aufgeregt, der Sache von dem «Absolutum», und was damit zusammenhing, auf den Grund zu gehen. Die Revolution kam dazwischen; die praktischen Tendenzen für eine neue Gestaltung der Gesellschaft führten mich ab, und, wie ich bereits erwähnt, war es ein ehemaliger Theolog, damals deutsch-katholischer Prediger und politischer Agitator mit einem Calabreser Hute, Namens *Metzdorf*, welcher mich zuerst auf den rechten

und einzigen Philosophen der Neuzeit, *Ludwig Feuerbach*, verwies. Jetzt brachte mir mein neuer Züricher Freund, der Klavierlehrer *Wilhelm Baumgartner*, dessen Buch über «Tod und Unsterblichkeit» in das Haus. Der allerseits anerkannte, sehr anregende, lyrische Styl des Verfassers übte auf mich, als gänzlich Fach-ungebildeten, einen grossen Reiz aus. Die verfänglichen Fragen, die hier, als ob sie zum erstenmal aufgeworfen würden, mit anziehender Umständlichkeit abgehandelt waren, hatten mich seit meinem ersten Umgange mit *Lehrs* in Paris, ebenso wie jeden phantasievollen ernsten Menschen, fortgesetzt, jedoch nie andauernd beschäftigt, und im Ganzen hatte ich mich in diesem Betreff mit den poetischen Andeutungen begnügt, die über dieses bedeutende Thema hier und da bei unsern grossen Dichtern vorkommen. Die Unumwundenheit, zu welcher sich *Feuerbach* in den reiferen Theilen seines Buches endlich über diese tief interessirenden Fragen ermuthigt, gefielen mir eben so ihrer tragischen, wie social-radikalen Tendenz wegen, sehr. Es schien mir rühmlich und lohnend, die einzige wahre Unsterblichkeit nur der erhabenen That, oder dem geistvollen Kunstwerke zugetheilt zu wissen. Etwas schwerer gelang es bereits, mich für «das Wesen des Christenthum's» von demselben Verfasser bei dauerndem Interesse zu erhalten, da ich die Breite und unbehülfliche Ausdehnung der Darstellung des einfachen Grundgedankens, die Religion vom rein subjektiven psychologischen Standpunkte aus zu erklären, unter der unwillkürlichen Wirkung der Lektüre nicht unempfunden lassen konnte. Jedoch galt mir *Feuerbach* nun einmal als Repräsentant der rücksichtslos radikalen Befreiung des Individuum's vom Drucke hemmender, dem Autoritätsglauben angehörender Vorstellungen, und dem Eingeweihten wird es recht wohl erklärlich dünken, welches Gefühl mich bestimmte, als ich meine Schrift «das Kunstwerk der Zukunft» mit einer Dedikation und einem Vorworte an *Feuerbach* einleitete. Meinen Freund *Sulzer*, einen wohlgeschulten Hegelianer, verdross es sehr, mich in dieser, zu dem von ihm gar nicht als Philosoph gezählten *Feuerbach* angenommenen, Stellung zu sehen. Das Beste an der Sache wäre, so meinte er, dass mich *Feuerbach* zu Gedanken angeregt habe, während dieser selbst keine besitze. Was mich dagegen wirklich bestimmt hatte, *Feuerbach* eine für mich wichtige Bedeutung beizulegen, war dessen Schluss, mit welchem er von seinem ursprünglichen Meister *Hegel* abfiel: dass nämlich die beste Philosophie sei, gar keine Philosophie zu haben, womit mir das bisher abschreckende Studium derselben ungemein erleichtert wurde; sowie zweitens, dass nur Das wirklich sei, was die Sinne wahrnehmen. Dass er in die ästhetische

Wahrnehmung unserer Sinnenwelt Das, was wir Geist nennen, setzte, diess war es, was mich, neben der Erklärung von der Nichtigkeit der Philosophie, für meine Conzeption eines allumfassenden, für die einfachste, rein menschliche Empfindung verständlichen Kunstwerkes, des vollendeten Drama's, im Momente seiner, jede künstlerische Intention verwirklichenden Darstellung als »Kunstwerk der Zukunft«, so ergiebig unterstützte; und diesen Erfolg scheint mir *Sulzer* gemeint zu haben, als er geringschätzend über *Feuerbach*'s Einfluss auf mich sich äusserte. Allerdings war es mir nach kurzer Zeit bereits unmöglich geworden, auf dessen Schriften wieder zurückzukommen, und ich entsinne mich, dass sein bald hierauf erscheinendes Buch »über das Wesen der Religion«, mich bereits der Monotonie seines Titels wegen derart abschreckte, dass ich es *Herwegh*, der es mir aufschlug, vor den Augen zusammen klappte.

Für jetzt arbeitete ich mit grosser Begeisterung einen zusammenhängenderen schriftstellerischen Entwurf aus, und freute mich eines Tages dem in Zürich eingetroffenen Vater meines jungen Freundes *Bülow*, dem Novellisten und Tieckianer *Eduard von Bülow*, bei einem Besuche, den er mir in meinem Stübchen abstattete, das Kapitel über die Dichtkunst vorzulesen, wobei ich jedoch zu bemerken hatte, dass ich mit meinen radikalen Ansichten über das Litteratur-Drama und den, jeder Gegenwart neu zu gebährenden Shakespeare, eine aufrichtige Bestürzung hervorrief. Desto besser, so hoffte ich, würde der Buchhändler *Wigand* dieses neue revolutionäre Buch aufnehmen, und seinem grösseren Volumen angemessen zu honoriren bereit sein. Ich forderte 20 Louisdor, und erhielt sie auch für's erste — zugesagt.

Diese erwartete Einnahme sollte nun mit dazu verhelfen, meinen endlich nothgedrungen gefassten Vorsatz auszuführen, noch einmal nach Paris zu gehen, um dort mein Glück als Opernkomponist zu versuchen. Hiermit hatte es nun seine besondere, höchst bedenkliche Bewandtniss: mir war der Gedanke daran nicht nur höchst verhasst, sondern ich wusste auch, dass ich mit dem Zugeständnisse seiner Ausführung wirklich eine Unredlichkeit beging, da es meinem Gefühle vollständig deutlich war, dass ich es nie ernst mit diesem Vorhaben würde meinen können. Alles wirkte aber zusammen und darauf hin, wenigstens in den Versuch eines solchen Unternehmens zu willigen; namentlich war es *Liszt*, welcher mich mit erneuten Ermahnungen, und jedenfalls in dem Glauben, dadurch mir den einzig geziemenden ruhmreichen Weg zu zeigen, dahin drängte, die im vergangenen Sommer durch *Belloni* angeknüpften Verhandlungen wieder aufzunehmen. Wie ernstlich in Folge dessen ich mich bemühte, mir die

Ausführung des Vorhabens als möglich zu denken, bewies ich dadurch, dass ich selbst den ausführlichen Plan des Sujets entwarf, welches der französische Dichter mir nur versificiren sollte, da ich an ein wirklich von diesem zu erfindendes und zu verfassendes Sujet, welches ich eben nur zu komponiren gehabt hätte, nie auch nur im entferntesten denken durfte. Ich wählte hierzu die am Schlusse meiner so eben vollendeten Schrift «das Kunstwerk der Zukunft» so emphatich berührte Sage von *Wieland dem Schmied*, welche mir durch die *Simrock*'sche Bearbeitung dieses Gegenstandes aus der Wilkyna Saga nahe getreten war. Ich arbeitete einen vollständigen scenischen Entwurf, mit bereits genauer Dialogisirung, für drei Akte aus, und glaubte mich nun unter Seufzen entschliessen zu können, diesen meinem Pariser Auteur zur Bearbeitung zu übergeben. Die Wege zu einigem Bekanntwerden meiner Musik in Paris glaubte *Liszt* durch sein Einvernehmen mit dem Dirigenten der damals dort bestehenden «Concerts de St. Cécile», Herrn *Seghers*, angebahnt zu haben. Im Januar des neuen Jahres sollte von ihm die «Tannhäuser-Ouvertüre» aufgeführt werden, und es schien nun erforderlich, dass ich um diese Zeit dort bereits anwesend sei. Dem meiner Mittellosigkeit wegen an sich so schwierig auszuführenden Unternehmen entstand anderseits eine sehr unerwartete Förderung. Wohl hatte ich mich nach jeder sonst befreundeten Seite in der Heimath um einige Hülfe für mich gewendet, jedoch vergebens. Namentlich von der Familie meines Bruder's *Albert*, dessen Tochter jetzt in eine glänzende theatralische Carrière eintrat, erfuhr ich die Behandlung, wie man sie einem schadhaften Gliede erweist, vor dessen Ansteckung man sich zu bewahren sucht. Dagegen eröffnete sich mir in rührender Weise die begeisterte Anhänglichkeit der in Dresden zurückgebliebenen Familie *Ritter*, mit welcher ich bisher nur durch den jungen *Karl* in eine vorübergehende Berührung getreten war. Durch meinen alten Freund *Heine* von meiner Lage benachrichtigt, hatte sich Frau *Julie Ritter*, die ehrwürdige Mutter des Hauses, sofort verpflichtet gefühlt, mir durch einen Geschäftsfreund die Summe von 500 Thalern zur Verfügung zu stellen. Um dieselbe Zeit erhielt ich aus Bordeaux einen Brief jener M^me^ *Lussot*, welche mich im vergangenen Jahre in Dresden besucht hatte, und die nun in wohlthätig rührenden Ausdrücken mir ihre fortgesetzte Theilnahme bezeigte. Es waren diess die ersten Symptome einer neuen Phase, in welche von jetzt an mein Leben treten sollte, und in welcher ich mich gewöhnte, mein äusseres Schicksal von inneren Bestimmungen abhängig zu wissen, welche mich dem Kreise der bisher empfundenen häuslichen Enge ent-

ziehen sollten. Für jetzt hatte diese Hülfe fast etwas Bitteres für mich, da sie mir nun jeden Vorwand benahm, mit welchem ich immer noch geneigt war gegen die Ausführung des verhassten Pariser Unternehmens anzukämpfen. Als ich jedoch gerade aus dieser günstigen Wendung den Grund entnahm, meiner Frau vorzustellen, dass wir am Ende doch auch in Zürich auskommen dürften, gerieth sie völlig ausser sich über meine Schwäche und Verzagtheit; sie erklärte, wenn ich nicht alles Ernstes versuchte es in Paris zu etwas Ordentlichem zu bringen, sie an mir verzweifeln, und nicht zusehen würde, wie ich in Zürich als elender Schriftsteller und Dirigent von Winkelkonzerten jämmerlich verkäme. Wir waren in das Jahr 1850 getreten, und was zunächst die endlich von mir, um nur Ruhe zu haben, beschlossene Abreise nach Paris noch verzögerte, war mein sehr peinliches Unwohlsein. Die Rückwirkung der ungemeinen Aufregung der letzten Zeiten auf meine Nerven war nicht ausgeblieben, der grossen und andauernden Ueberreizung schien die entsprechende Abspannung zu folgen. Beständige Erkältungen in der ungesunden Wohnung, in welcher ich anhaltend über meinen Arbeiten gesessen, führten beunruhigende Symptome herbei. Eine anscheinende Schwäche der Brust stellte sich ein, gegen welche ein politisch flüchtiger Arzt unter andrem mit Pechpflastern verfahren zu müssen glaubte; in Folge dessen und der aufreizenden Wirkung davon auf meine Nerven verlor ich längere Zeit die Fähigkeit laut zu sprechen; dennoch hiess es, ich müsse fort. Als ich ausgehen sollte um mein Postbillet zur Reise zu lösen, fühlte ich mich so matt, dass ich unter heftigem Schweisse zusammenbrach und noch einmal umkehrte, um meiner Frau vorzustellen, ob es denn nicht doch vernünftiger sei, dass ich unter diesen Umständen die Reise aufgäbe. Sie sah nicht ganz unrichtig, als sie in meinem krankhaften Zustande nichts eigentlich gefährliches erkannte, und meinte, dass dabei viel auf Einbildung beruhe, und wenn ich nur erst am rechten Orte sei, ich mich bald besser fühlen werde. Ein unsäglich bittres Gefühl stimulirte schon jetzt meine Nerven, als ich mit verzweifelt heftigen Schritten aus dem Hause mich nach der Post begab, um das verhängnissvolle Billet zu lösen. In den ersten Tagen des Februar reiste ich wirklich nach Paris ab, jedoch mit sonderbaren Empfindungen, die, wenn in ihnen Hoffnung keimte, diese jedenfalls aus einer ganz andren Sphäre meines Inneren sich nährten, als aus dem äusserlich mir aufgedrungenen Glauben an einen Pariser Erfolg als Operakomponist.

Meine erste Sorge war, mir eine geräuschlos gelegene Wohnung zu verschaffen, was von jetzt an überhaupt eine der wichtigsten Erforder-

nisse für jede meiner Niederlassungen wurde. Der Kutscher, der mich von Strasse zu Strasse durch abgelegene Quartiere fahren musste, dem ich aber schliesslich vorzuwerfen hatte, dass es dort immer noch zu lebhaft sei, um still zu wohnen, entgegnete mir verweisend: dazu komme man nicht nach Paris, um in einem Kloster zu wohnen. Endlich gerieth ich auf den Ausweg, in einer der *Cités*, durch welche keine Wagen fahren, nachzusehen, und bestimmte mich endlich, in der *Cité de Provence* eine Stube mit Kammer zu miethen. Getreu dem mir aufgedrungenen Vorhaben, suchte ich zuerst Herrn *Sephers* wegen der beabsichtigten Aufführung der Tannhäuser-Ouvertüre auf. Da hatte ich denn durch meine verspätete Ankunft durchaus noch gar nichts versäumt, denn man zerbrach sich eben noch den Kopf darüber, wie man die zur Ouvertüre nöthigen Orchesterstimmen herbei schaffen sollte. Ich hatte darüber an *Liszt* zu schreiben, die Kopie zu bestellen und die Zusendung abzuwarten. *Belloni* war nicht gegenwärtig; nichts konnte vor sich gehen, und ich hatte wieder Zeit, in meiner immerhin von den Leierkästen stark belästigten Cité, über den Zweck meines Pariser Aufenthaltes nachzudenken. Es war mir schwer, einem Agenten des Ministeriums des Innern, welcher sich alsbald bei mir einfand, um meiner bedenklichen Eigenschaft als politischer Flüchtling wegen nach diesem Zwecke sich zu erkundigen, die rein künstlerische Bedeutung desselben zu dokumentiren. Zum Glück imponirte ihm meine Partitur, welche ich ihm vorwies, so wie auch *Liszt*'s vorjähriger Artikel über die Tannhäuser-Ouvertüre im *Journal des Débats* genügend, um mich schliesslich mit der Einladung zu verlassen, mit ruhigem Eifer meinen friedlichen Unternehmungen, in welchen mich die Polizei durchaus nicht stören würde, nachzuhängen.

Doch auch meine älteren Pariser Bekannten suchte ich nun wieder auf. *Semper* traf ich in der gastfreien Wohnung *Desplechins* an, wo er mit verschiedenen untergeordneten künstlerischen Arbeiten seine gestörte Lage sich erträglich zu machen suchte. Seine Familie hatte er noch in Dresden zurückgelassen, von woher nur die abschreckendsten Nachrichten zu uns gelangten. Dort begannen sich allmählich die Zuchthäuser mit den unglücklichen Opfern der letzten sächsischen Bewegung zu füllen. Von *Röckel*, *Bakunin* und *Heubner* war nichts andres zu erfahren als dass sie, um Hochverrath angeklagt, einer Verurtheilung zum Tode entgegensahen. Mancherlei Berichte über die Rohheiten und Grausamkeiten, welche von Seiten des Militairs gegen Gefangene verübt worden waren, liessen uns unsre gegenwärtige Lage immer noch als

eine besonders günstige erkennen. Mit *Semper*, den ich häufig sah, belebte sich der Umgang meist zu einem oft verwegenen Humor; er war entschlossen sich mit seiner Familie in London, wo ihm Aussichten auf verschiedene Bestellungen eröffnet waren, zu vereinigen. Meine neuesten schriftstellerischen Versuche und die in ihnen ausgesprochenen Gedanken interessierten ihn sehr; es kam darüber zu belebten Unterhaltungen, zu denen sich, anfänglich erheiternd, endlich aber *Semper* sehr belästigend, auch *Kietz* einfand. Diesen hatte ich buchstäblich in der Lage wieder angetroffen, in welcher ich ihn vor langen Jahren verliess: er fand sich immer mit seinen Pinseln noch nicht zurecht, und hätte eigentlich gewünscht, dass die Revolution einen entschiedeneren Ausgang genommen hätte, um unter der Begünstigung eines allgemeinen Zusammenbruches aus seinem peinlichen Verhältnisse zu seinem Hauswirth zu gerathen. Doch brachte er ein recht artiges Portrait von mir, in seiner allerersten Jugendmanier mit buntem Bleistift, zu Stande; bei dieser Gelegenheit hatte ich ihm leider das Kunstwerk der Zukunft zu erklären und verursachte dadurch eine langjährige Confusion, welcher er dadurch verfiel, dass er überall, selbst bei einigen Pariser Bourgeois, wo er Freitische hatte, Propaganda für mich machen wollte. Ausserdem war er der alte, gute, grundgefällige und treuherzige Mensch geblieben, und selbst *Semper* musste ihn lächelnd zu ertragen lernen. Auch meinen bereits sehr gealterten Freund *Anders* trieb ich wieder auf, was jeder Zeit ziemlich schwer war, da er ausser der Schlafenszeit nur in der Bibliothek, wo er Niemand empfangen durfte, eingeschlossen war, dann im Lesecabinet seine Erholungsstunden verdämmerte, und sein Diner gewöhnlich bei einigen Bürgerfamilien, in welchen er Klavierunterricht ertheilte, einnahm. Doch freute ich mich, ihn verhältnissmässig weit gesünder anzutreffen als ich bei meinem früheren Fortgange von Paris gehofft hatte, da er mir damals der Auszehrung entgegen zu gehen schien. Sonderbarer Weise war ihm ein Beinbruch für die Herstellung seiner Gesundheit dienlich geworden; die Behandlung desselben führte ihn nämlich einer Wasserheilanstalt zu, welche dem ganzen Gesundheitszustande äusserst vortheilhaft gewesen war. Alles was ihm im Sinne lag, war einzig, mich noch zu einem grossen Succès in Paris kommen zu sehen, und eifrig versicherte er sich im voraus eines besonders bequemen Platzes zur ersten Aufführung meines in irgend welcher Weise zu erwartenden Werkes, da, wie er stets wiederholte, es ihm sehr beschwerlich sei, einen Platz einzunehmen, wo er gedrängt werden könnte. Den Nutzen meiner gegenwärtigen schrift-

stellerischen Arbeiten glaubte er nicht einsehen zu können; dennoch beschäftigten diese mich wieder ausschliesslich, da mir bald kund ward, dass es nicht einmal zu der Aufführung der Tannhäuser-Ouvertüre kommen könnte. Eifrigst hatte zwar *Liszt* die Orchesterstimmen besorgt und zugeschickt; doch erklärte mir nun Herr *Seghers*, er befinde sich bei seinem Orchester in einer demokratischen Republik, wo Alles gleich stimmberechtigt sei, und die Stimmen desselben hätten sich dahin vereinigt, für den Rest der ablaufenden Wintersaison sich ohne meine Ouvertüre zu behelfen. Ich entnahm mir aus dieser Wendung genug, um meine elende Lage zu erkennen. — Allerdings machte ich auch an dem Erfolg meiner Schriftstellerei keine ermuthigende Erfahrung; ein von gräßlichen Druckfehlern strotzendes Exemplar der *Wigand*'schen Ausgabe meines «Kunstwerk der Zukunft» gelangte zu mir; statt des erwarteten Honorar's von 20 Louisd'or, erklärte mir jedoch mein Verleger, dass er mir für jetzt nur die Hälfte zahlen könnte; er habe sich durch einen anfänglich raschen Absatz der Exemplare von «Kunst und Revolution» verleiten lassen, meinen Schriften einen zu hohen buchhändlerischen Werth beizumessen, worüber ihn alsbald die gänzlich ausbleibende Nachfrage nach meiner zweiten Brochüre, «die Wibelungen» belehrt habe. — Dagegen erhielt ich allerdings von *Adolph Kolatschek*, welcher, ebenfalls im flüchtigen Zustande, eine deutsche Monatschrift als Organ der Fortschrittspartei herauszugeben im Begriff stand, die Einladung zu gut zu honorirender Mitarbeit. Ich verfasste, um dieser Einladung zu entsprechen, den grösseren Aufsatz über «Kunst und Klima», womit ich die in meinem «Kunstwerk der Zukunft» gegebenen Anregungen zu vervollständigen glaubte. Ausserdem hatte ich nach meiner Ankunft in Paris erst den vollständigeren Entwurf zu «Wieland der Schmied» ausgearbeitet. Diese Arbeit war nun allerdings ganz unnütz geworden, und mit Grauen überlegte ich mir, was ich jetzt meiner Frau nach Hause schreiben sollte, nachdem die kostbaren, zuletzt empfangenen Subsidien so gänzlich zwecklos aufgeopfert waren. Mit Grauen dachte ich an eine Rückkehr nach Zürich, sowie an einen ferneren Aufenthalt in Paris. Was im Betreff des letzteren mein Gefühl noch sonderbar entscheidend bestimmte, war der Eindruck einer Aufführung des damals noch neuen «Propheten» von *Meyerbeer*, welchen ich noch nicht kannte. Auf den Trümmern aller Hoffnungen für einen neuen und edeln Aufschwung, wie er im vergangenen Jahre alle Besseren belebt hatte, sah ich hier, als einzigen Erfolg einer auf Kunsttendenzen gerichteten Negociation der pro-

visorischen Regierung der französischen Republik, dieses Werk *Meyerbeer's*, gleichsam wie die Morgenröthe des nun angebrochenen schmachvollen Tages der Ernüchterung, über die Welt dahin leuchten. Mir ward so übel von dieser Aufführung, dass ich, unglücklicherweise in der Mitte des Parquets placirt, dennoch die stets gern vermiedene Bewegung nicht scheute, welche durch das Fortgehen während eines Aktes seitens eines Zuhörers hervorgerufen wird. Es kam aber in dieser Oper, als die berühmte «Mutter» des Propheten ihren Schmerz schliesslich in den bekannten albernen Rouladen verarbeitete, darüber, dass ich genöthigt sein sollte so etwas anzuhören, zu einem wirklich verzweiflungsvollen Wuthausbruch in mir. Nie vermochte ich je wieder diesem Werke die geringste Beachtung zu schenken.

Doch was war nun anzufangen? Hatten während meines ersten drangsalreichen Pariser Aufenthaltes mich die Südamerikanischen Republiken angezogen, so warf sich diesmal meine Sehnsucht auf den Orient, um dort in irgend einer menschenwürdigen Weise, nichts mehr wissend von dieser ganzen modernen Welt, zu ersterben. In dieser Stimmung hatte ich eine erneuete Anfrage nach meinem Befinden von Seiten der Frau *Lassot* aus Bordeaux zu beantworten. Meine Erwiderung fiel so aus, dass sie die dringende und freundliche Einladung, mindestens für kurze Zeit in ihrem Hause mich zu erholen, und die augenblicklichen Widerwärtigkeiten zu vergessen, veranlasste. Unter allen Umständen zog mich ein Ausflug in mir noch unbekannte südlichere Gegenden, zu ebenso unbekannten und ernstlich gewogenen Menschen, wohlthätig schmeichelhaft an; ich sagte zu, schloss meine Pariser Rechnung, und machte mich in der Diligence auf, um über Orléans, Tours, Angoulême, die Gironde hinab, mich nach der fremden Stadt zu wenden, wo ich wirklich im Hause des jungen Weinhändler's *Eugène Lassot* mit Auszeichnung und grosser Freundlichkeit empfangen, und meiner jungen mitleidigen Freundin, seiner Frau, zugeführt wurde.

Unsere nähere Bekanntschaft, zu welcher nun auch die Mutter der Frau *Lassot*, M^me^ *Taylor* gehörte, führte zuvörderst zu näheren Aufklärungen über den Charakter der Theilnahme, welche mir auf so freundlich überraschende Weise von bisher ganz entfernt stehenden Personen zugewendet worden war. *Jessie*, bei diesem ihrem Vornamen wurde die junge Frau nur im Hause genannt, hatte sich während ihres vorhergehenden längeren Aufenthaltes in Dresden mit der Familie *Ritter* sehr nahe befreundet, und den Versicherungen, dass namentlich dem Interesse an meinen Werken und Schicksalen viel Antheil daran

zuzusprechen war, hatte ich keinen Grund meinen Glauben zu versagen. Seit meiner Vertreibung aus Dresden, und seitdem Nachrichten über meine beschwerliche Lage an die Familie *Ritter* gelangt waren, hatte man sich zwischen Dresden und Bordeaux zur Berathung darüber in Verbindung gesetzt, wie mir zu helfen sei. *Jessie* sprach die sehr dringliche Initiative hierfür einzig der Frau *Julie Ritter* zu, deren Vermögensumstände nicht ergiebig genug waren, um für sich allein mir eine genügende Subvention anzubieten, und die deshalb mit *Jessie*'s Mutter, der ziemlich bemittelten Wittwe eines englischen Advokaten, aus deren Vermögen einzig auch die Haushaltung des jungen Paares in Bordeaux bestritten wurde, sich in Einvernehmen zu setzen suchte. Dies war neuerdings so weit gediehen, dass bald nach meiner Ankunft in Bordeaux M^me^ *Taylor* mir eröffnete, dass die beiden vereinigten Familien sich dahin bestimmt hätten, mich zu bitten, bis zur Wiederherstellung günstiger Lebensverhältnisse, eine Unterstützung von 3000 Francs jährlich von ihnen anzunehmen. Es lag mir nun einzig daran, meine Wohlthäter darüber aufzuklären, welche Bewandtniss es damit habe, wenn ich diese Unterstützung annähme. Auf Erfolg als Opernkomponist, weder in Paris noch sonst wo, sei bei mir nicht mehr zu rechnen; was ich dagegen ergreifen würde, wisse ich nicht; jedenfalls aber sei ich entschlossen, mich von der Schmach frei zu erhalten, mit welcher eine Bemühung um solche Erfolge fortan mein Leben beflecken müsste. Gewiss irre ich nicht, wenn ich annehme, dass nur *Jessie* mich verstand, und, obwohl ich von der anderen Seite nur Freundliches erfuhr, stellte sich doch sehr bald die Kluft heraus, die mich, wie sie, von ihrer Mutter und ihrem Manne trennte. Während der junge schöne Mann den grössten Theil des Tages über seinen Geschäften nachging, die Mutter aber durch Schwerhörigkeit von unserer Unterhaltung meistens ausgeschlossen wurde, gedieh unsere Verständigung über Vieles und Entscheidendes in lebhafter Mittheilung bald zu grosser Vertraulichkeit. *Jessie*, damals ungefähr 22 Jahre alt, schien, da sie ihrer Mutter in jeder Hinsicht wenig ähnelte, gänzlich dem Vater nachgeschlagen zu sein. Von diesem erfuhr ich viel Einnehmendes. Eine grosse, sehr mannigfaltige Bibliothek, welche er der Tochter hinterlassen hatte, zeugte von den ungewöhnlichen Neigungen des Mannes, der neben seiner einträglichen Advokatur mit grosser Vorliebe einer gewählten Beschäftigung mit Litteratur und Gelehrsamkeit sich hingegeben hatte. Von ihm hatte *Jessie* schon als Kind auch das Deutsche erlernt, welches sie mit grösster Fertigkeit sprach. Mit *Grimm*'s Kindermärchen war sie

auferzogen worden, und des weiteren mit der poetischen Litteratur der Deutschen vollkommen bekannt, während sie, wie natürlich, mit dem Englischen, sowie nicht minder auch mit dem, von ihr übrigens gering geschätzten Französischen, nach den vollsten Anforderungen einer sehr entwickelten Bildung vertraut war. Ihre schnelle Auffassung war erstaunlich; Alles, was ich kaum berührte, war ihr sogleich und, wie es schien, genau vertraut. So war es auch mit der Musik der Fall; sie las mit der grössesten Leichtigkeit, und spielte mit bedeutender Fertigkeit, so dass sie mich, von dem sie in Dresden erfahren hatte, dass ich noch immer nach einem Klavierspieler suchte, der mir einmal die grosse B-Dur Sonate von *Beethoven* vorspielen sollte, jetzt wirklich durch den vollständigen Vortrag dieses über Alles schwierigen Klavierstückes überraschte. Das Gefühl, das mir die Wahrnehmung dieser ungemein leichten Begabung, und der Leistung derselben machte, ward mir plötzlich beängstigend, als ich sie auch singen hörte. Ein scharfer, schriller Falset-Ton, in welchem Heftigkeit, durchaus aber kein eigentliches Gefühl zum Vorschein kam, erschreckte mich so sehr, dass ich nicht umhin konnte, sie zu ersuchen, vom Singen fernerhin abzustehen. Im Vortrag der Sonaten nahm sie willig und eifrig meine Belehrungen über den richtigen Ausdruck an, ohne jedoch in mir das Gefühl zu erwecken, dass sie es dazu bringen würde, diese ganz nach meinem Sinne auszuführen. Ich las ihr meine neuen schriftstellerischen Arbeiten vor, denen sie mit leichtestem Verständniss selbst der gewagtesten Darstellungen zu folgen schien. Meine Dichtung von «Siegfried's Tod» ergriff sie sehr, der Skizze zu «Wieland dem Schmied» gab sie aber den Vorzug. Sie gestand mir späterhin, dass sie ihr persönliches Schicksal lieber in der Rolle der hülfreichen Braut *Wieland*'s, als in der Stellung und dem Loose *Gutrunes* zu *Siegfried* wieder erkennen möchte. Es konnte nicht ausbleiben, dass wir für unsre Unterhaltungen, und die darin besprochenen Gegenstände, uns bald von unsrer Umgebung belästigt fühlten. War es für uns beängstigend, uns eingestehen zu müssen, dass M^me^ *Taylor* offenbar nie im Stande sein würde, zu begreifen, um was es sich bei meiner Protektion handle, so war es mir besonders erschreckend, mit der Zeit die gänzliche Unübereinstimmung namentlich der intellectualen Eigenschaften des jungen Ehepaars wahrzunehmen. Es deutete offenbar auf eine seit längerer Zeit von Seiten *Laussot*'s wahrgenommene Abneigung seiner jungen Frau gegen ihn, wenn eines Tages er so weit sich vergass, laut und heftig sich darüber zu beklagen, dass sie selbst das Kind nicht lieben würde, welches sie von ihm emp-

fangen haben dürfte, weshalb er es für ein Glück zu halten habe, dass sie nicht Mutter geworden sei. Staunend und betrübt sah ich hier plötzlich in einen Abgrund, wie er allerdings so oft, gleich wie hier, sich unter dem Anschein eines ganz erträglichen ehelichen Verhältnisses verbirgt. In dieser Zeit, und als mein Aufenthalt sich nach drei Wochen seinem Ende näherte, kam auch ein Brief meiner Frau an, der nicht unglücklicher auf meine Stimmung hätte wirken können; sie war im Ganzen damit zufrieden, neue Freunde gefunden zu haben, erklärte aber, dass, wenn ich nicht noch alsbald nach Paris ginge, um dort die Aufführung meiner Ouvertüre und die davon verhofften Erfolge auf das Eifrigste zu betreiben, sie nicht wüsste, was sie von mir denken sollte, und jedenfalls mich nicht begreifen würde, wenn ich so unverrichteter Dinge nach Zürich zurückkäme. Zugleich erhielt meine Stimmung noch eine sehr pathetische Steigerung durch eine Zeitungsnotiz, welche mir das gefällte Todesurtheil über *Röckel, Bakunin* und *Heubner*, und dessen nächst bevorstehende Vollstreckung anzeigte. Ich schrieb an die beiden ersteren Freunde einen lakonischen, aber ebenso energischen Abschiedsbrief, und da ich keine Möglichkeit ersah, diese Schreiben den auf der Festung Königstein Gefangenen zukommen zu lassen, gerieth ich auf den Gedanken, ihn an Frau *von Lüttichau* zur Besorgung abzuschicken, weil ich sie für die einzige Person hielt, in deren Macht die richtige Bestellung liegen könnte, während sie andrerseits genug Edelmuth, und selbstständigen Sinn besitzen durfte, um trotz aller möglichen Meinungsverschiedenheit meinen Wunsch zu achten und ihm Erfüllung zu verschaffen. Von diesem Brief ist mir später erzählt worden, dass Herr *von Lüttichau* sich seiner bemächtigt, und ihn in den Ofen geworfen habe. Für jetzt half auch dieser schmerzliche Eindruck, um mich zu dem Entschlusse zu bringen, mit Allem und Jedem hinter mir zu brechen, weder von Kunst noch Leben mehr etwas wissen zu wollen, und, sei es auch unter den äussersten Entbehrungen mich auf's Gerathewohl in das Unerreichbare zu verlieren. Von der kleinen, durch meine Freunde mir zugewiesenen Rente, wollte ich die Hälfte meiner Frau zuweisen, um mit der anderen mich, wie es gehe, in Griechenland oder Klein-Asien, Gott weiss unter welcher Gestalt, in das Vergessen und Vergessensein zu werfen. Diess theilte ich denn meiner jetzigen einzigen Vertrauten mit, namentlich auch um sie wissen zu lassen, dass sie bei meinen Gönnern es zu vermitteln habe, über die Verwendung der mir angebotenen Subvention Aufklärung zu verschaffen. Sie schien freudig hiervon betroffen zu sein, und der Entschluss, sich in ein gleiches

Schicksal zu werfen, schien auch ihr aus empfundenem Widerwillen gegen ihre Lebenslage leicht anzukommen. Diess sprach sich in Andeutungen und in kurz hingeworfenen Worten aus. Ohne deutlich zu wissen, wozu auch diess führen sollte, und ohne irgend welche Uebereinkunft getroffen zu haben, verliess ich, weniger beruhigt als aufgeregt, aber mit Bedauern und Bangigkeit, in den letzten Tagen des April Bordeaux, um betäubt, gänzlich ungewiss über das nächst zu Ergreifende, für das Erste nach Paris zurück zu reisen.

In sehr leidendem Zustande, durch stete Schlaflosigkeit zugleich ermüdet und aufgeregt, verbrachte ich, dort angekommen, acht Tage im Hôtel *Valois*, um nach Fassung in meiner excentrischen Lage zu ringen. Hätte ich selbst die Pläne, welche mich gewaltsam nach Paris geführt hatten, wieder aufnehmen wollen, so überzeugte ich mich bald, dass zunächst gar nichts hierfür zu thun sei. Meine Betrübniss über die Vergeudung meiner Lebenskräfte in einer mir widerwärtigen Richtung, zur blossen Befriedigung unverständiger Anforderungen an mich, steigerte sich zum Ingrimme. Ich musste endlich meiner Frau auf ihr letztes Andringen Antwort geben, und erklärte ihr nun in einem sehr ausführlichen, wohlwollend, aber unumwunden unser ganzes gemeinsames Leben rekapitulirenden Schreiben, dass ich zu dem festen Entschlusse gekommen sei, sie ferner von der unmittelbaren Theilnahme an meinem Schicksale zu entbinden, da ich dieses nach ihrem Gutfinden einzurichten mich für gänzlich unfähig hielt. Von Allem, was mir jetzt und je in Zukunft an Mitteln zufliessen sollte, werde ihr stets die Hälfte überlassen sein; sie möge sich hierein fügen und annehmen, dass der Fall eingetreten sei, für welchen sie mir beim ersten Wiedersehen in der Schweiz ihre erneuete Trennung von mir angekündigt habe. Ich überwand es, vollständig von ihr Abschied zu nehmen. Hiervon gab ich sogleich Nachricht an *Jessie* nach Bordeaux, ohne allerdings, da ich im Betreff der Mittel noch zu sehr beengt war, einen bestimmten Plan meines Vorhabens für meine gänzliche Flucht aus der Welt, wie ich es nennen musste, angeben zu können. Ich erhielt als Erwiderung von dieser Seite her die bestimmte Erklärung, zu dem gleichen Schritte entschlossen zu sein, und dabei die Anrufung meines Schutzes, unter den sie sich, wenn sie sich vollkommen befreit haben würde, zu stellen beabsichtige. Sehr erschrocken, liess ich es an nichts fehlen, um ihr die Vorstellung dessen zu erwecken, dass es ein anderes sei, ob ein in so verzweifelter und widerwärtiger Lage befindlicher Mensch, wie ich, der Unmöglichkeit gegenüber zum Sich-gehen-lassen sich bestimmt

fühle, oder ob eine junge Frau sich aus einem, jedenfalls äusserlich durchaus wohlgeordneten Familienverhältnisse, aus dem einzigen Grunde, den Niemand, ausser wohl ich, zu begreifen im Stande sei, heraus zu reissen sich entschliesse. Sie beruhigte mich im Betreff des Excentrischen ihres Entschlusses, dass dieser in äusserlich wenig auffallender Art ausgeführt werden solle, da sie zunächst nichts andres als einen Besuch bei der ihr befreundeten Familie *Ritter* in Dresden durchzusetzen gedächte. Ich fühlte mich von diesem Allem so ungemein angegriffen, dass ich zunächst dem Bedürfniss, mich in eine nicht weit abliegende Einsamkeit zurückzuziehen, nachgab. Mitte April begab ich mich nach *Montmorency*, von dem ich viel Anmuthiges gehört hatte, und suchte mir dort einen bescheidenen Versteck auf. Mühselig schlich ich mich, durch die noch ganz winterliche Landschaft, ausserhalb der kleinen Stadt dahin, und kehrte in dem kleinen Gärtchen eines *marchand de vin*, welches sich nur des Sonntags mit Besuchern zu füllen pflegte, ein, um mich bei Brod, Käse und einer Flasche Wein zu erholen. Es versammelte sich eine Schaar Hühner um mich, denen ich fleissig von meinem Brode zuwarf; der Hahn rührte mich durch seine aufopfernde Enthaltsamkeit, mit welcher er jede Nahrung, trotzdem ich sie ihm besonders zuwarf, nur den Weibchen zuwies. Diese wurden aber immer kühner, flogen auf meinen Tisch, und machten sich ungescheut über meine Provision her; auch der Hahn flog ihnen nach, und da er bemerkte, dass nun doch einmal alles drunter und drüber ging, so warf auch er sich mit lang verhaltener Begier geradeswegs über den Käse her. Wie ich dieses flatternde Chaos mich endlich vollständig von dem Tische verdrängen sah, brach seit lange zum ersten Mal wieder eine grosse Heiterkeit in mir aus; ich musste laut lachen, und blickte mich nach dem Wirthshausschilde um. Da sah ich denn auch, dass mein Gastgeber *Homo* hiess. Das war mir denn nun ein Schicksalswink: um jeden Preis musste ich hier mein Unterkommen suchen; es fand sich ein merkwürdig kleines und schmales Schlafzimmer, welches ich sofort in Beschlag nahm. Darin stand ausser dem Bett ein roher Tisch und zwei Strohsessel. Ich richtete mir den einen davon als Waschtoilette her, und auf dem Tische breitete ich einige Bücher, Schreibmaterialien und die Partitur des «Lohengrin» aus. Fast war ich im Begriffe bei dieser höchsten Beschränkung behaglich aufzuathmen; trotzdem die Witterung ungünstig blieb, und die unbelaubten Wäldchen mir nur noch unerquickliche Promenaden lieferten, fühlte ich mich hier doch in der Möglichkeit, vollständig vergessen zu werden, und nicht minder

alle Vorstellungen, die mich zuletzt so trostlos beängstigt hatten, ebenfalls zu vergessen. Der alte Kunsttrieb erwachte; ich blätterte in meiner Lohengrin-Partitur, und entschloss mich schnell, sie an *Liszt* abzuschicken, um es ihm anheimzustellen, so gut oder übel es ihm gelingen könne, sie ausführen zu lassen. Nun ich auch diese Partitur los war, fühlte ich mich so recht wie vogelfrei, und eine diogenische Unbesorgtheit über das, was mit mir vorgehen sollte, kam über mich. So lud ich selbst *Kietz* ein, mich in Montmorency zu besuchen, um die Freuden meiner Villegiatur zu theilen. Wirklich kam er noch an, wie damals nach Meudon; nur fand er diesmal meine Einrichtung noch bescheidener als damals. Doch machte er Diner und Nachtlager auf einem improvisirten Bett sehr vergnügt mit, und versprach sich, als er wieder nach Paris zurückging, die Welt mit mir in Rapport zu erhalten. — Aus diesem Zustande wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch die Nachricht, dass meine Frau in Paris angekommen sei, um mich aufzusuchen. Ich hatte eine schmerzliche Stunde lang mit mir zu kämpfen, welchen Entschluss ich zu fassen habe: ich entschied mich dafür, meinen Schritt nicht etwa als eine in gutmüthiger Aufwallung andrerseits zu verzeihende Uebereilung gelten zu lassen, verliess sofort Montmorency, begab mich nach Paris, citirte *Kietz* in mein Hôtel, und bestimmte ihn, meiner Frau, welche schon den Versuch gemacht hatte, zu ihm zu dringen, zu verschweigen, dass er etwas andres von mir wisse, als dass ich Paris verlassen hätte. Bei dieser Gelegenheit kam der arme Bursch, der andrerseits, wie ich selbst, *Minna* das herzlichste Mitleiden nicht versagen konnte, in die beschwerlichste Verwirrung, so dass er mir erklärte, er käme sich wie die Achse vor, um welche sich alles Unglück der Welt drehe». Doch scheint er im richtigen Gefühle der Bedeutung und Schwere meines Entschlusses, wie es hier nöthig war, klug, doch gefühlvoll seiner nicht leichten Aufgabe nachgekommen zu sein. Ich verliess noch in der Nacht Paris mit der Eisenbahn, um von Clermont-Tonnerre, wo ich wiederum einige Zeit zubringen musste, für das Erste nach *Genf* zu reisen, wo ich Nachrichten von Frau *Ritter* aus Dresden abwarten wollte. — Meine Erschöpfung war so gross, dass ich an den Angriff eines gröaseren Reiseunternehmens, selbst wenn ich mit den hinreichenden Mitteln dazu versehen gewesen wäre, nicht sofort denken konnte. Um für das nöthige Abwarten einige Zeit zu gewinnen, zog ich mich an das andre Ende des Genfersee's, nach Villeneuve, zurück, wo ich in dem um diese Jahreszeit noch gänzlich leer stehenden Hôtel *Byron* ein leichtes Unterkommen fand. Dort erfuhr ich, dass *Karl Ritter*,

wie er schon früher mir angekündigt, in Zürich angekommen sei, um dort bei mir zu verweilen. Ich citirte ihn mit der Anempfehlung strengster Verschwiegenheit zu mir an den Genfersee, wo wir uns in der zweiten Woche des Mai eben in jenem Hôtel *Byron* vereinigten. Mir gefiel an ihm die unbedingte Ergebenheit, das schnelle Verständniss meiner Lage und der Nothwendigkeit meiner Entschlüsse, sowie sein leichtes Eingehen, ohne viele Reden, auf alle meine Anordnungen auch in seinem Betreff. Er war von meinen neuesten schriftstellerischen Arbeiten ganz erfüllt, sprach mir von dem lebhaften Eindrucke, den sie auf seine Bekannten hervorgebracht, und veranlasste mich dadurch, die wenigen Ruhetage, die ich jetzt genoss, zur Herausgabe meiner Dichtung von «Siegfried's Tod» zu verwenden. Ich schrieb dazu ein kurzes Vorwort, in welchem ich meinen Freunden dieses Gedicht als eine Reliquie aus der Zeit empfahl, wo ich noch mit rein künstlerischen Arbeiten, namentlich mit musikalischen Compositionen mich beschäftigen zu können verhoffte. Diess Manuskript schickte ich abermals Herrn *Wigand* nach Leipzig zu, welcher mir es jedoch nach einiger Zeit mit dem Bemerken wieder zustellte, dass, namentlich wenn ich auf dem Druck desselben mit lateinischen Buchstaben bestünde, er kein Exemplar davon verkaufen würde. Später erfuhr ich auch, dass er die für das «Kunstwerk der Zukunft» mir noch gebührenden 10 *Louisd'or*, welche ich ihm meiner Frau zuzustellen angewiesen hatte, hartnäckig auszuzahlen verweigerte.

So unerquicklich Alles nach dieser Seite für mich blieb, so durfte ich für jetzt doch noch in keiner Weise an irgend welches Befassen mit einer Arbeit denken, da, nur wenige Tage nach *Karl's* Ankunft, aus der realen Sphäre des Lebens die allerbedenklichsten Angriffe auf meine Gemüthsruhe unerwartet sich kund gaben. Frau *Laussot* zeigte mir in aufgeregtester Weise an, dass sie nicht umhin gekonnt habe, ihrer Mutter ihre Absichten zu eröffnen, dass sie hierdurch sofort die Annahme erweckt habe, dass Absichten meinerseits hierbei im Spiele seien, welcher zufolge ihre Eröffnung an Herrn *Laussot* weiter gegangen wäre, und dieser nun schwöre, mich überall aufzusuchen um mir eine Kugel durch den Kopf zu schiessen. Ich wusste nun woran ich war, und beschloss sofort nach *Bordeaux* zu reisen, um die Sache mit meinem Gegner bestimmt in Ordnung zu bringen. Sogleich setzte ich mich hin und schrieb einen ausführlichen Brief an Herrn *Eugène*, um ihm den Stand der Dinge nach ihrem rechten Lichte begreiflich zu machen, wobei ich allerdings die Ansicht nicht zurückhielt, dass ich nicht begriffe, wie es ein Mann über sich bringen könne, eine Frau, die nichts

von ihm wissen wolle, mit Gewalt bei sich zurück zu halten. Schliesslich meldete ich ihm, dass ich mit diesem Brief gleichzeitig in Bordeaux selbst eintreffen und sofort nach meiner Ankunft das Hôtel anzeigen würde, in welchem er mich aufzufinden habe; ausserdem, dass seine Frau von diesem meinem Schritte ausdrücklich unbenachrichtigt bliebe, und er somit in voller Unbefangenheit handeln könne. Wie es der Wahrheit gemäss war, verschwieg ich ihm auch nicht, dass ich diese Reise unter grossen Erschwerungen unternähme, da ich mir selbst nicht die Zeit gönnen zu dürfen glaubte, meinen Pass durch das gehörige Visum des französischen Gesandten zum Eintritt in Frankreich gültig zu machen. An Frau *Laussot* schrieb ich gleichzeitig wenige Zeilen, in welchen ich ihr allgemein hin Ruhe und Fassung zurief, getreu meinem Vorsatze aber selbst die mindeste Andeutung einer Ortsveränderung meinerseits unterliess. (Als ich nach Jahren einmal *Liszt* diese Geschichte mittheilte, äusserte er, dass ich darin sehr dumm verfahren habe, die Frau nicht gleichzeitig von meinem Vorhaben zu benachrichtigen.) Für jetzt nahm ich von *Karl* noch am gleichen Tage Abschied, um des andern Morgens von Genf aus meine damals noch sehr beschwerliche Reise mitten durch Frankreich anzutreten. Hier fühlte ich mich so auf das Aeusserste erschöpft, dass ich dem Gedanken an meinen nahen Tod nicht wehren konnte. Ich schrieb in diesem Sinne noch in der Nacht an Frau *Ritter* nach Dresden, indem ich ihr kurz die unglaubliche Verwirrung, in welche ich gerathen, bezeichnete. Wirklich hatte ich an der französischen Grenze wegen meines Passes Schwierigkeiten; ich musste mein Reise-Ziel genau angeben, und es bedurfte meiner Versicherung, dass wichtige Familienangelegenheiten mich dahin zögen, um die Behörde zu einer ausnahmsweisen Nachsicht zu bewegen. Ueber Lyon reiste ich durch die *Auvergne* in der Diligence während voller dreier Tage und zweier Nächte bis Bordeaux, welches ich, es war in der Mitte des Mai, von einer Höhe herab im allerersten Tagesgrauen durch eine dort ausgebrochene Feuersbrunst beleuchtet, endlich vor mir erblickte. Ich stieg im Gasthof der »*Quatre sœurs*« ab, schrieb sofort ein Billet an Herrn *Laussot* und meldete ihm, dass ich den Tag über das Hôtel nicht verlassen würde, um ihn zu erwarten. Es war des Morgens um 9 Uhr, als ich ihm diese Zeilen zusendete; ich wartete aber vergebens auf ihren Erfolg, bis ich endlich am späten Nachmittag eine Citation vom Polizei-Bureau erhielt, wo ich unmittelbar zu erscheinen hatte. Dort frug man mich zunächst, ob mein Pass in Richtigkeit sei; ich bekannte die Schwierigkeit, in der ich mich deshalb befände, und

dass ich um einer dringenden Familienangelegenheit willen mich in dieselbe begeben hätte. Hierauf ward mir eröffnet, dass gerade diese Familienangelegenheit, die mich hierher geführt haben dürfte, der Grund wäre, weshalb man mir den ferneren Aufenthalt in Bordeaux versagen müsste. Auf meine Nachfrage leugnete man nicht, dass dieses Verfahren gegen mich auf ausdrücklichen Wunsch der betheiligten Familie eingeleitet sei. Diese sonderbare Eröffnung gab mir sofort meine gute und freie Laune zurück; der Polizeicommissair, welchem ich vorstellte dass man mir nach der beschwerlichen Reise wohl etwa zwei Tage zur Ausruhung vor der Rückreise gönnen werde, gestand mir diess ganz gemüthlich zu, da er mir mittheilen konnte, dass ich die Familie, welche heute um Mittag Bordeaux verlassen habe, doch nicht antreffen würde. Wirklich bediente ich mich dieser zweier Tage zu meiner Erholung, setzte aber nun einen längeren Brief an *Jessie* auf, in welchem ich ihr das Vorgefallene sehr genau mittheilte, und auch nicht verschwieg, dass ich das Benehmen ihres Mannes, welcher die Ehre seiner Frau durch eine Denunciation an die Polizei preisgegeben habe, für so nichtswürdig halte, dass ich allerdings von jetzt an in keine Art Verkehr mit ihr wieder treten können würde, ehe sie sich aus diesem schmachvollen Verhältnisse nicht gelöst hätte. Es galt nun, diesen Brief sicher seiner Bestimmung zukommen zu lassen; die Angaben des Polizeibeamten waren nicht genügend, um mich über den Vorfall in der Familie *Laussel*, ob sie nur für einen Tag, oder für längere Zeit ihr Haus verlassen, aufzuklären. Ich entschloss mich, einfach dieses Haus aufzusuchen; dort zog ich an der Klingel, die Thüre sprang auf; ohne Jemand anzutreffen, schritt ich in die offene erste Etage, ging von Zimmer zu Zimmer bis zu der Wohnstube *Jessie's*, fand dort ihr Arbeitskörbchen, und legte dahinein den Brief; darauf ging ich ruhig denselben Weg zurück, ohne auf irgend Jemand zu stossen. Da ich keinerlei Lebenszeichen erhielt, trat ich mit dem mir anberaumten Termin meine Zurückreise auf dem gleichen Wege, welchen ich gekommen, an. Das schöne Maiwetter wirkte erquicklich auf mich; ich freute mich sowohl des klaren Wasser's, als des anmuthigen Namens der Dordogne, an welcher der Postwagen lange Zeit dahin fuhr. Auch unterhielten mich die Gespräche eines Geistlichen und eines Officiers über die Nothwendigkeit, mit der französischen Republik baldigst aufzuräumen, wobei der Geistliche im Grunde sich weit humaner und liberaler äusserte, als der Militair, welcher nur einen Refrain kannte: il faut en finir. Jetzt sah ich mir auch Lyon etwas näher an, und suchte mir auf einer Promenade durch die Stadt

die Scenen zurückzurufen, welche *Lamartine* in seiner «Histoire des Girondins» von der Belagerung und Einnahme dieser Stadt in der Conventszeit so anschaulich geschildert hat. — Nach Genf und endlich in das Hôtel «Byron» zurückgekehrt, ward ich von *Karl Ritter* mit freundlichen Nachrichten von seiner Familie erwartet. Die Mutter hatte ihn sofort über meinen Gesundheitszustand beruhigt und bedeutet, dass Nervenkranken die scheinbare Nähe des Todes geläufig sei, und deshalb keiner Befürchtung für mich nachzugeben wäre. Ausserdem kündigte sie ihm an, in wenigen Tagen mit ihrer Tochter *Emilie* uns selbst in Villeneuve aufsuchen zu wollen. Diese Nachricht wirkte denn wahrhaft herzstärkend auf mich, und jene so hingebend um mich besorgte Familie erschien mir wie vom Himmel gesandt, um mich, wie ich es ersehnte, einem neuen Leben zuzuführen. Wirklich kamen die beiden Frauen nach einigen Tagen bei uns an, um meinen 37. Geburtstag am 22. Mai mit mir zu begehen. Vor allem war es die Mutter, Frau *Julie*, welche wirklich einen tiefen Eindruck auf mich machte. Ich hatte sie nur einmal in Dresden gesehen, als *Karl* mich gebeten hatte, der Aufführung eines Quartettes von sich in der Wohnung seiner Mutter zugegen zu sein; es hatte mich freudig erregt, die verehrungsvolle Ergebenheit in jeder Begegnung der Glieder der Familie wahrzunehmen. Die Mutter hatte wenig gesprochen, nur als ich mich zeitig entfernen musste, sprach sie ihren Dank für meinen Besuch unter hervorbrechenden Thränen aus, welche ich mir damals nicht zu deuten vermochte, von denen sie jetzt aber, mit Verwunderung über meine Frage danach, erklärte, dass es die Rührung über meine unerwartete Güte gegen ihren Sohn gewesen sei. — Gegen acht Tage hielten sich die Frauen bei uns auf; wir suchten uns durch Ausflüge in das schöne Walliser Thal zu zerstreuen, ohne jedoch die grosse sorgenvolle Beklemmung der Frau *Ritter*, sowohl über die letzten, ihr nun genau bekannt gewordenen Vorgänge, als namentlich über die Gestaltung meines besondren Schicksales, zu verscheuchen. Wie ich später erfuhr, hatte die sehr kränkliche und nervenleidende Frau mit dem Entschlusse zu dieser Reise eine äusserste Anstrengung gethan, und als ich darauf drang, dass sie mit der Familie nach der Schweiz übersiedeln sollte, um dort mit mir sich vereinigen zu können, ward mir zuletzt bedeutet, dass ich nach dem einen, für sie fast excentrischen Unternehmen, nicht auf eine Rüstigkeit bei ihr schliessen sollte, welche ihr in Wahrheit nicht mehr zu eigen sei. Für jetzt empfahl sie mir ihren Sohn, welchen sie bei mir lassen wollte, und übergab mir zunächst die nöthigen Mittel, um für einige

Zeit mit ihm bestehen zu können. Ueber ihre Vermögenszustände theilte sie mir mit, dass diese beschränkt wären, und sie nun, da sie unmöglich ferner mit der Familie *Laussot* gemeinschaftlich zu sorgen haben könnte, in Bangen darüber sei, wie sie genügend für meine Freiheit Hülfe schaffen sollte. Nach acht Tagen nahmen wir sehr ergriffen Abschied von der ehrwürdigen Frau, welche mit ihrer Tochter sich wieder zur Reise nach Dresden aufmachte, und seitdem mir nicht wieder persönlich begegnet ist.

Immer darauf bedacht, wie ich es nur anfinge, aus der Welt zu verschwinden, wählte ich mir eine möglichst wilde Gebirgswildniss, in welche ich mich mit *Karl* zurückzuziehen beschloss. Wir suchten zu diesem Zwecke das einsame *Visper-Thal* im Canton Wallis auf; mit ziemlicher Beschwerde drangen wir durch die noch sehr unwegsamen Pfade bis nach *Zermatt* vor. Dort, am Fusse des ungeheueren und wunderbar schönen *Matterhorn's*, konnten wir uns allerdings als von der ganzen Welt abgeschlossen ansehen. Ich suchte uns in der naïven Wildniss so gut wie möglich einzurichten; aber nur zu bald bemerkte ich, dass *Karl* in diese Lage sich nicht zu finden vermochte. Er gestand mir bereits am zweiten Tage, dass er es hier grässlich finde, und meinte, dass es sich doch jedenfalls an einem der offenen Seen besser aushalten lassen würde. Wir studirten die Karte der Schweiz und wählten *Thun* zum Versuch einer neuen Niederlassung. Auch ich befand mich leider wieder in dem beängstigenden Zustande der Abspannung meiner Nerven, in welchem jede körperliche Anstrengung mich sofort zu heftiger und schwächender Transpiration brachte. Nur mit äusserster Ueberwindung vermochte ich den Rückweg aus dem Thale zu nehmen; doch gelangten wir endlich mit erneuetem Muthe nach Thun, wo wir uns ein paar bescheidene, aber freundliche Zimmer an der Landstrasse miethoten, und nun abwarten wollten, ob wir es da aushalten können würden. Die Unterhaltung mit meinem jungen Freunde war trotz seiner grossen Schweigsamkeit, welche immer noch den Charakter der früheren Schüchternheit verrieth, doch stets anmuthig und belebend für mich; besonders seitdem ich bemerkt hatte, zu welch fliessender und ergiessungsvoller Lebhaftigkeit der junge Mann es zuweilen brachte, wenn er, namentlich vor dem Schlafengehen, vor meinem Bette sich hinkauerte, und so in dem angenehmen reinen Dialekte der deutschen Ostseeprovinzen, über das, was ihn erregte, sich auslies. Mich erheiterte in diesen Tagen ganz ausnehmend die seit langem zum ersten Male wiederholte Lektüre der «Odyssee», welche mir ein Zufall in die Hände geführt

hatte. Der heimathsehnsüchtige, unablässig umherirrende, alle Hindernisse stets rüstig besiegende Dulder *Homer's*, trat ungemein sympathisch an meine Seele heran. — Plötzlich wurde der kaum betretene Friedenszustand durch einen Brief gestört, welcher *Karl* von Frau *Laussot* zukam. Er wusste nicht, ob er ihn mir zeigen sollte, da er glauben musste, *Jessie* sei verrückt geworden. Ich entriss ihm das Blatt und fand nun, dass die junge Frau sich verbunden finde, meinem Freunde zu wissen zu thun, dass sie über mich insoweit vollkommen aufgeklärt sei, als ihr nöthig wäre, um aus jeder Beziehung zu mir zu treten. Was ich später, namentlich durch Hülfe der Frau *Ritter* über das Vorgefallene ermittelte, war, dass in Folge meines Briefes und meiner Ankunft in Bordeaux, Herr *Laussot*, im Einverständniss mit Frau *Taylor*, sogleich mit *Jessie* auf das Land gefahren war, um dort so lange zu verweilen, bis er Nachricht von meiner Abreise, um deren Beschleunigung willen er sich an die Polizei gewandt hatte, erhalten habe. Dort habe man der jungen Frau, mit Verschweigung meines Briefes und meiner Reise, das Versprechen abgewonnen, zunächst ein Jahr ruhig zu verbleiben, ihre Reise nach Dresden aufzugeben, und jedenfalls auch mit mir aus aller Correspondenz zu treten; da man ihr unter dieser Bedingung zusagte, nach dieser Zeit ihr volle Freiheit lassen zu wollen, hatte sie geglaubt, das verlangte Versprechen geben zu müssen. Schon die nächste Zeit ward nun aber von den beiden Verschworenen benützt, um nach jeder Seite hin, und endlich auch bei der jungen Frau, mich, den man für den Anstifter einer Art von Entführung-Unternehmens ansehen zu müssen glaubte, zweckmässigst zu verleumden. Frau *Taylor* hatte sich mit der Klage über den »von mir beabsichtigten Ehebruch« an meine Frau gewandt, dieser ihr Mitleiden gemeldet, und ihre Unterstützung angeboten; die arme *Minna*, die nun plötzlich meinen Entschluss, von ihr fern zu bleiben, einem bis dahin von ihr nicht geargwöhnten Grunde beimessen musste, wendete sich deshalb wieder klagend an Frau *Taylor* zurück. Hierbei hatte ein merkwürdiges Missverständniss als absichtlich angewandte Lüge mitgespielt: in einem launigen Gespräche hatte mir nämlich einmal *Jessie* gesagt, sie gehöre keiner anerkannten Confession an, da ihr Vater einer besondren Secte angehört habe, welche weder nach dem protestantischen, noch nach dem katholischen Ritus taufe; worauf ich sie damit tröstete, dass auch ich schon mit wohl weit bedenklicheren Secten in Berührung gekommen sei, da ich kurz nach meiner Trauung erfahren habe, dass diese in Königsberg von einem *Muckur* vollzogen worden wäre. Gott weiss, in welchem Sinne diese

der würdigen englischen Matrone mitgetheilt worden war, kurz, sie hatte meiner Frau berichtet: ich hätte erklärt, ich sei gar nicht in gültiger Weise mit ihr getraut. Jedenfalls mochten die Rückäusserungen meiner Frau wiederum genügenden Stoff an die Hand gegeben haben, um auch *Jessie* in dem beabsichtigten Sinne über mich aufzuklären, und der Wirkung hiervon verdankte ich den sonderbaren Brief an meinen jungen Freund. Ich muss gestehen, dass mich nach dieser Einsicht der Dinge zuallernächst nur die Misshandlung meiner Frau empörte, und während ich nach jener Seite zu gänzlich gleichgültig darüber blieb, was man von mir meine, nahm ich sofort das Anerbieten *Karl*'s an, nach Zürich zu gehen und meine Frau aufzusuchen, um ihr die nöthigen Aufklärungen zu ihrer eigenen Beruhigung zu geben. — Während ich seine Zurückkunft erwartete, erhielt ich einen Brief *Liszt*'s, welcher mir den grossen, und auf seine ganze Gesinnung über mich und meine Zukunft entscheidenden Eindruck meldete, welchen das genaue Bekanntwerden mit der Partitur meines «Lohengrin» auf ihn hervorgebracht. Er zeigte mir zugleich an, dass er, da ich ihm hierzu die Erlaubniss gegeben habe, mit Anspannung aller Kräfte eine Aufführung meines Werkes, zur Feier des bevorstehenden Herderfestes in Weimar, in Angriff zu nehmen beabsichtige. Fast gleichzeitig schrieb mir Frau *Ritter*, welche im Betreff der von ihr vollkommen verstandenen Vorgänge mich wohl bitten zu müssen glaubte, dass ich diese Angelegenheit mir nicht zu sehr zu Herzen nähme. Nun kam auch *Karl* von Zürich zurück, und sprach mit grosser Wärme über das Verhalten meiner Frau. Sie habe sich, nachdem sie mich in Paris nicht angetroffen, mit seltener Energie zu fassen gewusst, nach meinem früheren Wunsche eine geräuschlose Wohnung am Züricher See gemiethet und geschickt eingerichtet, und sei dort verblieben, in der Hoffnung, endlich doch wieder von mir zu hören. Ausserdem erzählte er mir einiges Gescheidte und Freundschaftliche von *Sulzer*, welcher mit grosser Theilnahme meiner Frau zur Seite gestanden habe. Plötzlich brach *Karl* aus: «Ach, das wären doch noch Menschen; mit solch einer verrückten Engländerin sei dagegen nichts anzufangen.» Ich sagte zu alle dem kein Wort, und frug ihn endlich nur lächelnd, ob er denn etwa gern nach Zürich übersiedeln möchte? Er sprang auf: «Ach ja! Heute lieber als morgen!» «Du sollst deinen Willen haben,» sagte ich, «lass uns einpacken; ich sehe doch in Allem keinen Sinn, möge es dort oder hier sein.» Ohne ein Wort weiter über alle diese Dinge zu sprechen, reisten wir andern Tages nach Zürich ab.

# MEIN LEBEN
## II

# MEIN LEBEN
## VON
# RICHARD WAGNER

## ZWEITER BAND

'11, 1199

BIBL. UNIVERS. LIPS.

V. E. S. 185 II

1911

F. BRUCKMANN. A-G. MÜNCHEN

He R. 4030.

Alle Rechte, auch das des Abdrucks von Auszügen, vorbehalten
Copyright 1911 by F. Bruckmann Ltd., München

Titel und Einband ges. von Heinrich Wiegand.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

# Dritter Theil.

1850—1861.

Mit gutem Glücke hatte *Minna* bei Zürich eine Wohnung aufgefunden, welche wirklich den bei meinem Fortgange von mir so dringend geäusserten Wünschen recht geeignet entsprach. Es war diess in der Gemeinde *Enge*, eine gute Viertelstunde Wegs von der Stadt Zürich, in einem unmittelbar am See gelegenen Grundstücke mit altbürgerlichem Wohnhaus, zum «Abendstern» benannt, und einer gutartigen alten Dame, Frau *Hirzel*, gehörig, wo für einen nicht theuren Miethpreis der abgeschlossene, sehr ruhige obere Stock dürftige, aber ausreichende Bequemlichkeit verlieh. Ich traf am frühen Morgen ein, fand *Minna* noch im Bett, und vermochte sie, welche sich vor allem gegen die Annahme, dass ich nur aus Mitleiden zu ihr zurückgekehrt sei, zu versichern suchte, schnell dahin zu bestimmen, nie wieder über das Vorgefallene sich mit mir besprechen zu wollen. Im Uebrigen war sie ganz in ihrer Sphäre, als sie mir die Fortschritte ihrer geschickten Einrichtung zeigte; und da wir von hier an in einer, wenn auch von mannigfachen Schwierigkeiten unterbrochenen, im Ganzen aber durch längere Jahre sich doch behauptenden Zunahme unserer äusseren Verhältnisse uns befanden, breitete sich bald eine erträgliche Heiterkeit über unser häusliches Leben aus, ohne dass ich jedoch von jetzt an eine unruhige, oft heftig hervortretende Neigung zum Abbruch alles Gewohnten gänzlich unterdrücken konnte.

Zunächst halfen die beiden Hausthiere, *Peps* und *Papo*, ausserordentlich wirksam zum häuslichen Behagen; beide liebten mich vorzüglich, oftmals bis zur Belästigung: *Peps* musste immer hinter mir auf dem Arbeitsstuhle liegen, und *Papo* flatterte, wenn ich zu lange aus dem Wohnzimmer ausblieb, nach wiederholtem vergeblichem Rufen meines Namens «*Richard!*» gewöhnlich zu mir in das Arbeitszimmer, wo er sich auf dem Schreibtische aufstellte, und mit Federn und Papier oft sehr aufregend sich zu schaffen machte. Er war so wohl erzogen, dass er nie einen thierischen Vogellaut von sich gab, sondern nur sprechend und singend sich vernehmen liess. Mit dem grossen Marsch-Thema des Schluss-Satzes der C-moll Symphonie, dem Anfang der achten Symphonie in F-dur, oder auch einem festlichen Thema aus der Rienzi-Ouvertüre, empfing er mich stets pfeifend, sobald er auf der Treppe meine Schritte hörte. Das Hündchen *Peps* zeichnete sich dagegen durch eine un-

gemeine Nervosität aus; er hiess bei meinen Freunden »Peps der Aufgeregte«, und es gab Zeiten wo man nie ein freundliches Wort zu ihm sprechen konnte, ohne ihn in Heulen und Schluchzen zu versetzen. Diese Thiere vertraten offenbar die fehlenden Kinder, und dass auch meine Frau ein fast leidenschaftliches Wohlwollen für sie empfand, bildete ein nicht unergiebiges Band des Einvernehmens zwischen uns; wogegen ein ewiger Quell von Misshelligkeiten sich in dem Verhalten meiner Frau zu der unglücklichen *Nathalie* dahinzog. Sie hat bis zu ihrem Tode die wunderliche Verschämtheit gehabt, selbst dem Mädchen nicht zu entdecken, dass sie ihre Tochter sei. Diese hielt sich nun fortwährend für *Minna*'s Schwester, und begriff als solche nicht, warum sie sich nicht ebenbürtig behandelt sehen sollte. Indem *Minna* sich stets die Autorität der Mutter zuerkannte, gab sie hierfür stets dem Aerger über *Nathalie*'s auffallende Missgerathenheit nach; sie war jedenfalls in dem entscheidenden Alter verzogen und vernachlässigt, körperlich und geistig schwerfällig unterrichtet geblieben: klein, und mit Neigung zur Stärke, war sie unbehülflich und einfältig. *Minna*'s Heftigkeit, und zunehmend schroffe und verhöhnende Behandlung, machte das eigentlich sehr gutmüthige Mädchen mit der Zeit wirklich störrisch und feindselig gesinnt, so dass der Umgang und das Verhalten der beiden scheinbaren Schwestern oft zu den widerwärtigsten Störungen der häuslichen Ruhe führten, wogegen meine Geduld eigentlich nur von meiner inneren Gleichgiltigkeit gegen alle persönlichen Beziehungen meiner Umgebung sich nährte.

Zunächst belebte meinen kleinen Hausstand die Einreihung meines jungen Freundes *Karl* in denselben auf angenehme Weise; er bezog ein kleines Dachstübchen über unserer Wohnung, theilte unsere Mahlzeiten, so wie meine Spaziergänge, und schien eine Zeitlang wohl zufrieden damit. Bald aber bemerkte ich eine zunehmende Unruhe an ihm; allerdings fand er zeitig schon Gelegenheit, an den heftigen Auftritten, die altgewohnter Weise in meinem ehelichen Leben sich wieder einstellten, inne zu werden, wo mich der Schuh drückte, den ich mit gutmüthig gleichgiltiger Nachgiebigkeit auf seinen Wunsch mir wieder an den Fuss gezogen hatte. Er blieb stumm, als ich ihm eines Tages, auf erhaltene Veranlassung hierzu, in Erinnerung brachte, dass mich, als ich meine Zustimmung zu der Rückkehr nach Zürich gab, ein anderes Gefühl als das der Hoffnung auf ein freundliches Familienleben, bestimmt hatte. Ausserdem aber gewahrte ich andere und wunderlichere Motive seiner Unruhe: er traf oft sehr unregelmässig zu den

Mahlzeiten ein, und hatte dann nie rechten Appetit, was mich anfänglich wegen des Charakters unserer Kost in Verlegenheit setzte, bis ich dann erfuhr, dass mein junger Freund dem Zuckergebäck in den Conditorläden so übermässig hold gesinnt war, dass ich offenbar fürchten musste, er möge sich seine Gesundheit durch ausschliesslichen Genuss desselben verderben. Meine Vorstellungen hierüber schienen ihn sehr zu verstimmen; da er nun anhaltender von Hause weg blieb, glaubte ich, dass wirklich seine beschränkte Wohnung ihn belästige, und vermochte es nicht ihn vom Aufsuchen einer Privat-Wohnung in der Stadt abzuhalten.

Da ich gewahrte, dass ein zunehmendes Unbehagen ihn einnahm, war es mir lieb ihm eine bedeutende Unterbrechung seines offenbar ihn nicht befriedigenden Aufenthaltes anbieten zu können: ich bestimmte ihn, zu der am Ende des August's dieses Jahres dort stattfindenden ersten Aufführung des *Lohengrin* einen Ausflug nach *Weimar* zu machen. Ich selbst lud *Minna* zu gleicher Zeit zu einem ersten Ausflug nach dem *Rigi* ein, welchen wir beide rüstig zu Fusse bestiegen. Leider gewahrte ich in Folge der Anstrengung hiervon an meiner Frau zum ersten Male die Symptome ihrer, von nun an sich immer bestimmter entwickelnden, Herzkrankheit. Den Abend des 28. August, an welchem in *Weimar* die erste Aufführung des *Lohengrin* stattfand, verbrachten wir in *Luzern* im Gasthof «zum Schwan», genau die Stunde des Anfangs und des vermutheten Endes an der Uhr verfolgend. Es war immer etwas Noth, Missbehagen und Verstimmung bei allen solchen Versuchen meinerseits, in Gemeinschaft mit meiner Frau gemüthlich erregte Stunden zu veranlassen, störend einwirkend. Die Berichte, welche ich alsbald über diese Aufführung erhielt, waren auch nicht geeignet mir ein klares und beruhigendes Bild davon zu geben. Wirklich traf *Karl Ritter* bald wieder in Zürich ein; er berichtete mir namentlich von scenischen Uebelständen in der Aufführung, von einem sehr unglücklichen Sänger der Hauptpartie, im Ganzen aber von einer guten Wirkung. Am zuversichtlichsten waren die Berichte, welche mir *Liszt* selbst zukommen liess: alles Unzulängliche der höchst beschränkten Mittel, die ihm für sein unvergleichlich kühnes Wagniss zu Gebote gestanden, dünkte ihn unnütz erst besonders eingestehen zu müssen, wogegen er nur den Geist des Unternehmens, und die Wirkung desselben auf die mancherlei bedeutenderen Receptiv-Kräfte, welche er mit Sorgfalt herbeigezogen hatte, der Beachtung werth hielt.

Während Alles, was sich aus diesem bedeutenden Vorgange entwickelte, allmählich in klares Licht sich stellen sollte, blieb für jetzt

davon die Wirkung auf meine Lage ohne eigentliche Bedeutung. Am Unmittelbarsten beschäftigte mich die Bestimmung des mir anvertrauten jungen Freundes: er hatte auf dem Ausfluge nach Weimar auch seine Familie in Dresden wieder gesehen, und eröffnete mir nun bei seiner Rückkehr den lebhaften Wunsch, die praktische Carrière als Musiker ergreifen, und wo möglich als Musikdirektor beim Theater angestellt werden zu wollen. Ich hatte nun gar keine Gelegenheit gehabt, seine musikalischen Fähigkeiten kennen zu lernen; vor mir Klavier zu spielen weigerte er sich, doch hatte er mir eine Komposition auf ein von ihm in Stabreimen verfasstes Gedicht, «die Walküre», vorgelegt, an der ich zwar grosse Unbeholfenheit, zugleich aber das Erfordniss einer sehr genauen Kenntniss der Kompositionsregeln wahrnahm. Sehr deutlich zeigte sich darin der Schüler *Robert Schumann's*, von dem mir sein Lehrer schon früher versichert hatte, dass er von ungemeiner musikalischer Befähigung sei, da er sich eines so sicheren Gehöres und einer so schnellen Fassungskraft bei keinem anderen seiner Schüler entsinne. Ich hatte somit keinen Grund, der Zuversichtlichkeit des jungen Mannes, mit welcher er sich alle für einen Musikdirektor nöthigen Fähigkeiten zutraute, etwas entgegen zu setzen. Da die Wintersaison heranmahete, erkundigte ich mich nach dem Direktor des in Zürich zu erwartenden Theaters, von welchem ich erfuhr, dass er zur Zeit noch in *Winterthur* sein Wesen treibe. *Sulzer*, wie immer, sobald man ihn um Hülfe und Rath anging, sogleich auf das Ernstlichste zu beidem bereit, veranlasste eine Zusammenkunft mit dem Theaterdirektor *Kramer* bei einem Gastmahl im «wilden Mann» zu Winterthur, wo dann festgesetzt wurde, dass *Karl Ritter* auf meine Empfehlung hin sogar mit einem erträglichen Gehalte für nächsten Winter, vom Oktober an, als Musikdirektor beim Theater bestellt sein sollte. Da mein Empfohlener zugestandener Massen Anfänger war, musste ich natürlich für seine Leistungen Garantie übernehmen, welche ich durch die unverweigerliche Verpflichtung leistete, für *Ritter* in der Musikdirektion einzutreten, sobald, und so lange, durch dessen etwa unzureichende Befähigung Störungen für den Geschäftsgang des Theaters erwachsen könnten. *Karl* schien sehr zufrieden. Als sich nun der Monat Oktober, mit der Ankündigung der Eröffnung der diesmal «von besonderen Kunst-Intentionen geleiteten» Theater-Unternehmung heranmahte, hielt ich endlich es doch für nöthig, mit meinem jungen Freunde im Betreff seines Vorhabens mich zu befassen. Um ein recht bekanntes Werk für sein Debût zu bestimmen, hatte ich den *Freischütz* gewählt. *Karl* hatte nicht den mindesten Zweifel

über die Bewältigung einer so einfachen Partitur; als er nun aber seine Blödigkeit im Betreff des Klavierspiels überwinden musste, um die Oper einmal am Instrumente mit mir durchzugehen, war mein Schrecken gross, da ich gewahrte, dass er auch gar keine Ahnung vom *Accompagnement* hatte, sondern den Klavierauszug mit der eigenthümlichen Sorglosigkeit eines Dilettanten, welcher einem Fingerversehen zu lieb unbefangen einen Takt um ein Viertel verlängert, handhabte. Von der rythmischen Präzision, von der Kenntniss des Tempo's, welche einzig beim Dirigenten entscheidend sind, hatte er auch nicht die mindeste Ahnung. Da ich gar nicht wusste, was ich hierzu sagen sollte, liess ich es, in einer gewissen Betäubung, und immer noch auf eine unberechenbare Explosion des Talentes des jungen Mannes zählend, zu einer Orchesterprobe kommen, für welche ich ihn vor Allem mit einer grossen Brille ausgestattet hatte; denn ich hatte bemerkt, dass er wegen unvermutheter Kurzsichtigkeit genöthigt gewesen war, sich mit dem Gesicht so dicht auf die Noten zu lehnen, dass er hierbei unmöglich noch Orchester und Sänger unter den Augen haben konnte. Es genügte mir, den sonderbaren, bis dahin so ungemein zuversichtlichen jungen Mann in seiner Haltung am Direktionspulte zu sehen, wo er trotz seines auffallend bewaffneten Auges nur unverwandt in die Partitur starrte, und willenlos, wie im Traume, einen sich vorgesagten Takt mit dem Stocke in die Luft malte, um sogleich zu begreifen, dass ich jetzt in dem Garantie-Falle mich befand. Es war nun noch schwierig und für mich demüthend, meine Nöthigung, für ihn einzutreten, dem jungen *Ritter* begreiflich zu machen; doch half es nichts, ich musste die Wintersaison der *Kramer*'schen Kunst-Unternehmung einweihen, und brachte mich durch den Erfolg der von mir geleiteten Aufführung des *Freischütz* in eine sonderbare und schwer wieder zu beseitigende Lage, dem Theater wie dem Publikum gegenüber.

An die Behauptung der Musikdirektorstelle durch *Karl* war offenbar nicht mehr zu denken. Sehr merkwürdiger Weise fiel diese unangenehme Erfahrung aber mit einer sehr bedeutenden Wendung im Schicksale eines andren, ebenfalls von Dresden her mir bekannten, jungen Freundes, *Hans von Bülow*, zusammen. Bereits im vergangenen Jahre hatte ich den Vater, *Eduard von Bülow*, als neu verheirathet in Zürich angetroffen. Er hatte sich jetzt am Bodensee niedergelassen, und von dort aus meldete mir eben *Hans*, welcher zuvor sich mir zum Besuche in Zürich angekündigt hatte, dass er zu seinem grossen Leidwesen diesen seinen feurigsten Wunsch zu erfüllen verhindert sei. So

weit ich in seine Lage einen Einblick gewann, schien es mir, dass seine Mutter, die nun geschiedene Frau seines Vaters, um jeden Preis ihren Sohn von der Künstler-Laufbahn zurück zu halten suchte, um ihn dagegen, mit Benutzung seiner bis dahin betriebenen juristischen Studien, zum Antritte einer Carrière im Staatsdienste oder im diplomatischen Fache zu bestimmen. Seine Neigung und sein Talent drängten ihn dagegen zur Musik. Es schien nun, dass die Mutter dem Sohne, bei der ihm ertheilten Erlaubniss zum Besuche seines Vaters, besonders eingeschärft hatte, eine Zusammenkunft mit mir zu vermeiden. Da ich jetzt erfuhr, dass auch der Vater ihn von einem Besuche in Zürich abhielt, musste ich, da andrerseits dieser sich ziemlich wohlwollend gegen mich bezeigt hatte, annehmen, er mache mit dieser Erlaubniss-Verweigerung ein Zugeständniss an seine geschiedene Frau, mit welcher er nach den kaum beruhigten Kämpfen der Ehetrennung in keinerlei neuen Konflikt zu treten wünschte, selbst wenn es sich um die Entscheidung der Lebensrichtung seines eigenen Sohnes handelte. Sollte ich in dieser Annahme, welche mich allerdings bis zur vollsten Rücksichtslosigkeit bitter gegen *Eduard v. Bülow* stimmte, geirrt haben, so war doch schon der ganze Ausdruck des Briefes, mit welchem *Hans* mir die grausame Nothwendigkeit anzeigte, in der er sich befand, mit offenen Augen eine ihm widerstrebende Laufbahn anzutreten, und somit für alle Zeiten sich in einen seelenzerplitternden Zwiespalt zu werfen, genügend, hierin einen der Fälle zu erblicken, welche, bei meiner damaligen stets leicht erregbaren Neigung zur Empörung gegen ähnlichen Zwang, mich bestimmte, in das Schicksal meines jungen Freundes in meiner Weise einzugreifen. Ich antwortete ihm in einem ausführlicheren Briefe, in dem ich ihm die Wichtigkeit der Lebensphase, in welcher er sich befand, energisch bezeichnete. Namentlich der verzweiflungsvoll zerrissene Ton, in welchem er sich an mich gewandt, gab mir ein Recht dazu, ihm zu Gemüthe zu führen, dass es sich hier nicht nur um seine äussere Lebensrichtung, sondern um die Bestimmung seines ganzen Geistes- und Gemüthslebens handelte. Ich führte ihm vor, was ich an seiner Stelle thun würde: empfände ich nämlich in mir einen wahrhaft unüberwindlichen und meine ganze Seele einnehmenden Trieb zur Künstler-Laufbahn, und fühlte ich mich geneigt, lieber die grössesten Beschwerden und Misshelligkeiten über mich ergehen zu lassen, als mein Leben in eine falsche Bahn gelenkt zu sehen, so würde ich sofort, wenn Jemand mir hierzu die Hand reichte, wie ich die meinige ihm hiermit böte, auf das Aeusserste hin meinen Entschluss fassen. Wolle

er trotz des Verbotes seines Vaters zu mir kommen, so möge er sofort, nach Erhaltung dieses Briefes, unter allen Umständen diesen Entschluss ausführen. *Karl Ritter* war glücklich, als ich ihm diesen Brief zur persönlichen Bestellung auf dem *Bülow*'schen Gütchen übergab. Dort angekommen, liess er seinen Freund aus dem Hause rufen, begab sich mit ihm in's Freie, und liess ihn meinen Brief lesen, worauf dieser sofort sich entschied, ganz wie er ging und stand, bei Sturm und Regen in rauhester Jahreszeit, da Beide ohne genügende Geldmittel waren, zu Fusse nach Zürich zu wandern. Da traten sie eines Tages, wild und abenteuerlich, mit den lautredenden Spuren der ungeheuerlichen Reise, zu mir in das Zimmer. *Ritter* strahlte vor Freude über das gelungene Abenteuer, wogegen der junge *Bülow* mir eine grosse, ja leidenschaftliche Ergriffenheit zeigte. Ich fühlte ihm gegenüber sofort eine grosse und tiefe Verpflichtung, und zugleich ein wahrhaft inniges Mitleiden mit dem so krankhaft aufgeregten jungen Menschen; beides bestimmte lange Zeit mein Verhalten zu ihm.

Für's Erste galt es durch gute und heitere Miene Trost zu geben, und Vertrauen zu erwecken. Die äusserliche Lage war schnell geordnet: *Hans* trat als Gleichbetheiligter in das Contrakt-Verhältniss *Karl*'s zur Theater-Direktion ein, was für jeden eine Art von Gehalt abwarf, wogegen ich als Garant für Beider Leistungen verblieb. Sogleich war eine Posse mit Musik zu übernehmen; ohne nur zu wissen um was es sich handle, trat *Hans* sofort an das Dirigentenpult, und schwang mit wahrer Lust und grösster Sicherheit den Taktstock. Nach dieser Seite hin fühlte ich mich sofort gebo̊rgen, und jeder Zweifel an des neuesten Musikdirektor's Fähigkeit war augenblicklich überwunden; wogegen es schwer war, *Karl*'s aus grosser Beschämung hervorgehenden Missmuth über eine, offenbar über sein ganzes Leben entscheidende Aufklärung im Betreff seiner Unbefähigung zum praktischen Musiker, zu zerstreuen. Von hier an ward mir eine keimende Scheu und heimliche Abneigung des sonst so bedeutend begabten jungen Mannes gegen mich immer wahrnehmbarer. Es blieb unmöglich, ihn in der eingenommenen Stellung aufrecht zu erhalten, und je wieder an das Dirigentenpult zu berufen. Andrerseits entstand aber auch für *Bülow* bald eine unvorausgesehene Erschwerung seiner Stellung, und zwar dadurch, dass der Theaterdirektor und sein Personal, durch meine einmalige Orchesterdirektion verwöhnt, es fortan darauf anlegen zu müssen glaubten, mich immer wieder dazu herbei zu ziehen. Noch einige Male dirigirte ich wirklich, theils um durch meine Autorität der verhältnissmässig nicht übel be-

stellten Oper einigen Kredit beim Publikum zu verschaffen, theils um meinen jungen Freunden, und namentlich dem so sehr hierfür berufenen *Bülow*, durch mein Beispiel Das, worauf es beim Operdirigiren ankam, belehrend zu zeigen. Während nun *Hans* allen ihm verbleibenden Aufgaben sich so vollkommen gewachsen zeigte, dass ich endlich mit gutem Gewissen erklären konnte, unter keinen Umständen mehr für ihn einzutreten mich verpflichtet zu fühlen, wählte namentlich eine durch mein Lob eitel gewordene Sängerin den Weg, durch Verlegenheiten, welche sie mit absichtlicher Chicane dem jungen Dirigenten erzeugte, mich wiederum an das Pult zu nöthigen. Als wir diesen Stand der Dinge einsahen, und ich des Aergers hierüber genug hatte, kamen wir, nachdem zwei Monate dieser Praxis verflossen waren, mit der Direktion überein, das ganze, sehr peinlich gewordene Verhältniss zu lösen. Da gleichzeitig ein bedingungsloses Engagement als Musikdirektor *Hans* aus *St. Gallen* angetragen wurde, so entliess ich die beiden jungen Leute, welche gemeinsam ihr Glück nun dort versuchen wollten, in diese nachbarliche Stadt, um für das Weitere zunächst Zeit zu gewinnen.

In die Entscheidung seines Sohnes hatte sich Herr *Eduard von Bülow*, wenn auch mit grosser Misstimmung gegen mich, kluger Weise gefügt; auf einen Brief, in welchem ich meine Handlungsweise gegen ihn zu rechtfertigen suchte, hatte er mir zwar nicht erwidert, seinen Sohn aber, wie ich erfuhr, mit versöhnlicher Gesinnung in Zürich besucht. Ich selbst besuchte im Laufe der wenigen Wintermonate, welche sie noch in St. Gallen zubrachten, einige Male die jungen Leute. *Karl* war mit einem Versuche, die *Gluck*'sche Ouvertüre zu *Iphigenia* zu dirigiren, abermals unglücklich gewesen, so dass ich ihn in düstre Grübeleien verloren, und fern von aller Praxis des Lebens in ziemlich unerfreulicher Verfassung antraf, während *Hans* mit einem scheusslichen Personale, einem grauenhaften Orchester, und in einem unwürdigen Theaterlokale, qualvollst, aber eifrigst in voller Geschäftigkeit begriffen war. Da ich dieses Elend gewahrte, ward alsbald festgestellt, dass *Hans* für jetzt genug gethan und erlernt hätte, um seinen Beruf als praktischer Musiker auch nach dieser wichtigen Seite des Orchesterdirigenten hin ausser Zweifel gestellt zu haben. Es galt jetzt nur, ihm eine würdigere Sphäre für die Geltendmachung desselben zu verschaffen. Er theilte mir mit, dass er mit Empfehlungen von seinem Vater an Freiherr von *Poissl*, damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters, versehen werden sollte. Bald aber intervenirte auch seine Mutter mit dem Wunsche, ihren Sohn zur weiteren Ausbildung zu *Liszt* nach Weimar zu senden.

Hiermit konnte ich denn nun am allerliebsten einverstanden sein; es gereichte mir zur wahren Beruhigung, den jungen, mir so schwer am Herzen liegenden Mann meinem grossen Freunde auch meinerseits herzlich empfehlen zu können. Mit Ostern 1851 verliess er St. Gallen, um von da an, für längere Zeit der Weimarischen Hut übergeben, meiner besondren Fürsorge enthoben zu werden. Nur *Ritter* blieb in melancholischer Abgeschiedenheit, und unschlüssig darüber, ob er zu mir nach Zürich, wo er unangenehmen Erinnerungen an sein verfehltes Auftreten entgegen ging, sich zurückwenden sollte, für's erste noch in seiner Einsiedelei zu St. Gallen zurück.

Zu erfreulicheren künstlerischen Uebungen, als der Aufenthalt in St. Gallen, war es dagegen bei einem Besuche der jungen Freunde während des vergangenen Winter's in Zürich gekommen, wo *Hans* diessmal als Klavierspieler in einem Konzerte der Musikgesellschaft auftrat, in welchem ich selbst, durch die Aufführung einer *Beethoven*'schen Symphonie unter meiner Leitung, in gegenseitig anregender Weise mitwirken konnte. Man hatte mich nämlich in diesem Winter von Neuem angegangen, mich bei den Konzertaufführungen dieser Gesellschaft mit etwas zu betheiligen; da die vorhandenen Orchesterkräfte sehr gering waren, konnte ich zu meiner Mitwirkung, welche ich je zuweilen nur auf eine *Beethoven*'sche Symphonie beschränkte, blos dadurch bestimmt werden, dass man tüchtige Musiker, namentlich für die Verstärkung der Streichinstrumente, von Auswärts hinzuzog. Da ich jedesmal drei Proben blos für die aufzuführende Symphonie verlangte, und ein Theil der Musiker von fernher besonders hierfür zusammen kam, erhielten diese Uebungen eine gewisse Feierlichkeit; da ausserdem die ganze Zeit, die man gewöhnlich auf eine Probe verwendet, mir ausschliesslich zu der einen Symphonie zur Verwendung stand, so gewann ich hier die Musse, welche ich auf die Ausarbeitung des feineren Vortrags, da andrerseits die rein technischen Schwierigkeiten nicht von grossem Belang waren, verwenden konnte, und gelangte so zu einer bisher mir nicht möglich gewordenen Freiheit des Vortrages, deren ich mir um so inniger bewusst wurde, als ich namentlich auch die Wirkung hiervon in überraschender Weise wahrzunehmen hatte. Ich entdeckte im Orchester selbst mehrere wahrhaft talentvolle und mit seltenem Erfolg bildsame Musiker, unter denen ich namentlich des aus untergeordneter Stellung zur ersten Stimme berufenen Hoboebläsers *Fries* erwähne, welcher seine in den *Beethoven*'schen Symphonien so überaus wichtige Partie bei mir ganz wie eine Gesangsstimme einüben musste. Als wir

die C-moll-Symphonie zuerst aufführten, brachte ich es mit diesem sonderbaren Menschen, welcher, als ich mich später von den Konzerten zurückzog, sogleich das Orchester verliess und Musikalienhändler wurde, dahin, dass er die kleine, mit *Adagio* bezeichnete Gesangstelle auf der einen Fermate des ersten Satzes dieser Symphonie, so bedeutend und ergreifend vortrug, wie ich seitdem es nie wieder hören konnte. Dazu hatten wir in dem fein gebildeten Herrn *Ott-Imhof*, einem reichen patricischen Kunstfreunde und Dilettanten, einen zwar nicht sehr energischen, aber ausserordentlich zart und weich betonenden Clarinettisten. Auch muss ich des ganz vorzüglichen Hornisten *Bär* erwähnen, welcher von mir zum Commandanten der Blechinstrumentisten bestellt wurde, auf deren Vortrag er einen sehr erfolgreichen Einfluss ausübte; ich entsinne mich nie wieder die ausgehaltenen starken Akkorde des letzten Satzes der C-moll-Symphonie mit solch intensiver Kraft, wie damals in Zürich, ausgeführt gehört zu haben, und glaube dem nur meine frühesten Erinnerungen an ähnliche Wirkungen im Vortrage des Pariser Conservatoire-Orchester's in der «neunten Symphonie» zur Seite stellen zu können. Die Aufführung dieser C-moll-Symphonie wirkte auf unser Publikum, namentlich aber auf meinen vertrauteren Freund, den bis jetzt der Musik abholden gewesenen Staatsschreiber *Sulzer*, in ganz besonders anregender Weise, und begeisterte den letzteren sogar, als es der Abwehr eines Zeitungsangriffes galt, zu einer, mit völlig *Platen*'scher Kunst gedichteten, Satyre auf den unberufenen Einsprecher. Zu einem zweiten Konzert, zu welchem ich mich in diesem Winter noch verstand, um in ihm die «Sinfonia Eroica» zur Aufführung zu bringen, ward, wie erwähnt, auch *Bülow* für einen Klaviervortrag eingeladen. Kühn, und in einem gewissen Sinne wenig selbstbedacht, wählte er hierzu die eben so geistvolle als schwierige Bearbeitung der «Tannhäuser-Ouvertüre» für das Klavier von *Liszt*; wie er im Allgemeinen damit Sensation erregte, setzte er namentlich mich über seine bereits zu hohem Grade gediehene, von mir bis daher noch nicht gebührend beachtete Virtuosität in Erstaunen, und erweckte in mir das grösste Vertrauen auf seine Zukunft. Bereits hatte ich ihn, wie beim Dirigiren, so auch beim Accompagniren als ungemein befähigt und entwickelt kennen gelernt; hierzu war im Verlaufe des vergangenen Winter's bereits neben den äusserlichen Schicksalen meines jungen Freundes, wie ich sie zuvor kurz bezeichnete, mancherlei Gelegenheit geboten worden. Oefters vereinigten sich Bekannte bei mir; auch ein regelmässiger Clubb ward von diesen gebildet, wo es dann meistens auf die Unterhaltung abgesehen

war, welche eigentlich nur durch *Bulow's* Hülfe ermöglicht wurde. Ich trug dann selbst Geeignetes aus meinen Opern vor, welches *Hans* stets mit, für mich wohlthätigstem Verständnisse begleitete. Bei solcher Gelegenheit kam es auch meinerseits zu Vorlesungen aus meinen Manuskripten; namentlich habe ich in einer andauernden Aufeinanderfolge von Abenden einem stets zunehmenden, sehr aufmerksamen Zuhörerkreise mein, im Verlaufe dieses Winters geschriebenes, grösseres Buch *«Oper und Drama»* vollständig vorgelesen.

Als ich nämlich seit meiner Rückkehr zu einiger Ruhe und Besinnung gelangt war, fasste ich endlich auch die Wiederaufnahme meiner ernstlichen Arbeiten in das Auge. An die Komposition von «Siegfried's Tod» zu gehen, wollte mir aber nicht zu Sinnen: der Gedanke, mit klarem Bewusstsein eine Partitur nur für das Papier zu schreiben, entmuthigte mich stets von Neuem; wogegen es mich immer wieder drängte, der einst zu gewinnenden Möglichkeit für die Aufführung auch solch eines Werkes, wenn auch scheinbar auf weitestem Umwege, eine Grundlage zu verschaffen. Hierfür schien es mir vor allem nöthig, den wenigen Freunden, welche sich nah und fern ernstlich mit meiner Kunst befassten, immer deutlicheren Aufschluss über die nothwendig zu lösenden, bestimmt mir vorschwebenden, Jenen aber noch kaum nur sich darstellenden Probleme zu geben. Hierzu erhielt ich eine ganz besondere Veranlassung, als eines Tages *Sulzer* einen Artikel über die «Oper», in dem *Brockhaus*'schen Conversations-Lexikon der Gegenwart, mir in der Meinung zeigte, durch die darin ausgesprochenen Ansichten mir verständig vorgearbeitet sehen zu können. Ein flüchtiger Blick in diese Arbeit zeigte mir sofort das gänzlich fehlerhafte derselben, und ich suchte *Sulzer* auf eben diese Grundverschiedenheit aufmerksam zu machen, welche zwischen den üblichen Ansichten sogar recht gescheidter Leute, und meiner Einsicht in das Wesen dieser Dinge bestehe. Da es mir natürlich nicht möglich war, auch durch noch so grosse Beredtsamkeit meine Ideen hierüber im Fluge zum Verständniss zu bringen, so machte ich mich alsbald bei meiner Nachhausekunft darüber, einen geregelten Plan zu einer ausführlicheren Behandlung derselben zu entwerfen. Somit übernahm ich die Ausarbeitung dieses Buches, welches ich unter dem Titel «Oper und Drama» veröffentlichte: eine Arbeit, welche mich mehrere Monate, bis zum Februar 1851, angestrengt beschäftigte.

Den ermüdenden Eifer, welchen ich auf die Beendigung dieser Arbeit verwendete, hatte ich schliesslich in grausamer Weise zu büssen: noch hatte ich nach meiner Berechnung wenige Tage angestrengten Fleisses

für d's Manuskript nöthig, als mein guter Papagey, welcher gewöhnlich auf dem Schreibtische mir zugesehen hatte, bedenklich erkrankte. Da er schon einige Male von gleichen Anfällen sich glücklich wieder erholt hatte, nahm ich es auch diesmal nicht so ängstlich: als meine Frau mich bat, den in einer entfernten Gemeinde wohnenden uns empfohlenen Thierarzt aufzusuchen, verschob ich diess, um nur meinen Schreibtisch nicht zu verlassen, vom nächsten auf den übernächsten Tag. Eines Abends spät wurde ich endlich mit dem verhängnissvollen Manuskripte fertig: am andren Morgen lag der gute *Papo* todt am Boden. Meine vollständige Untröstlichkeit über diesen traurigen Fall ward von *Minne* in gleich herzlicher Trauer getheilt, und in der Uebereinstimmung unserer Zuneigung für die uns so nah befreundeten Hausthiere begegneten wir uns in einer, für unser ferneres Nebeneinanderbeitehen nicht unförderlichen, wirklich gemüthlichen Weise.

Ausser den Hausthieren waren uns aber auch die älteren Züricher Freunde, über die Katastrophe meines Familien-Verhältnisses hinweg, treu und anhänglich geblieben. Als der werthvollste und bedeutendste dieser stellte sich allerdings immer mehr *Sulzer* heraus. Die ausgesprochenste Verschiedenheit in den intellektualen Anlagen und Temperaments-Eigenschaften, welche zwischen uns stattfanden, schien unser Verhältniss gerade dadurch zu begünstigen, dass wir eigentlich immer nur Ueberraschungen an uns zu erleben hatten, welche sich, da der Grund derselben stets bedeutend war, zu den anregendsten und belehrendsten Erfahrungen gestalteten. Ausserordentlich reizbar, und von sehr zarter Gesundheit, war *Sulzer*, der gegen seine ursprüngliche Neigung in den Staatsdienst getreten war, und sein Belieben der strengen Gewissenhaftigkeit der Pflichterfüllung im weitesten Sinne geopfert hatte, durch seine Bekanntschaft mit mir stärker, als es ihm erlaubt schien, in die Sphäre des ästhetischen Geniessen gezogen worden. Fast hatte er sich diese Ausschweifung leichter erlaubt, wenn auch ich mit der Kunst es unsicherer genommen hätte, dass ich nun aber der künstlerischen Bestimmung des Menschen eine so ungemeine, weit über den Staatszweck hinausgehende Bedeutung zuerkannt wissen wollte, brachte ihn oft ganz aus der Fassung; wogegen nun aber gerade dieser mein grosser Ernst es war, der ihn wieder zu mir und meinen Anschauungen herauzog. Da diese nicht bloss zu Unterhaltungen und gemüthlichen Diskussionen führte, sondern unsere beiderseitige grosse Reizbarkeit sehr oft die heftigsten Explosionen veranlasste, so geschah es mitunter, dass er, mit bebenden Lippen, Hut und Stock ergriff und ohne Abschied

hastig davon ging. Es war nun hübsch, dass er andren Tags sich gewiss pünktlich zur Abendstunde wieder einstellte, und wir beide des Gefühles waren, als wenn gar nichts zwischen uns vorgefallen sei. Nur wenn ihn gewisse leidenvolle körperliche Zustände zur vollkommenen Einschliessung für längere Tage bestimmten, war es schwer bei ihm vorzukommen, weil er ganz wüthend werden konnte, wenn man ihn nach seiner Gesundheit frug; es gab dann ein einziges Mittel ihn in gute Stimmung zu versetzen: es musste nämlich erklärt werden, man habe ihn aufgesucht um einen Freundschaftsdienst von ihm zu erbitten; wo er dann, völlig angenehm überrascht, sich nicht nur zu jeder Gefälligkeit sogleich bereit zeigte, sondern auch eine wirklich heitere und wohlwollende Miene annahm.

Höchst auffallend stach nun neben ihm der Musiker *Wilhelm Baumgartner* ab: ein lustiger lebensfroher Bruder, ohne jede Neigung zur Concentration, der gerade so viel Klavierspielen gelernt hatte, um einen guten Lehrer für so viel Stundengeld, als er gerade gebrauchte, abzugeben, recht warm und sinnig für etwas Schönes, wenn es sich nur nicht zu hoch verlor, empfand; ein treues gutes Herz, der ausserdem vor *Sulzer* auch grossen Respekt hatte, leider aber dem Hange zur Kneipe dadurch nicht entwöhnt werden konnte. — Ausserdem hatten sich schon von der ersten Zeit her noch zwei Freunde dieser Beiden, der tüchtige und ehrenwerthe damalige zweite Staatsschreiber *Hagenbuch*, und ein sonderbar guthmütiger, aber geistig nicht eben sehr begabter, und deshalb von *Sulzer* nicht immer besonders schonungsvoll behandelter, Advokat und damaliger Redakteur der «eidgenössischen Zeitung», *Bernhard Spyri*, gesellt. — *Alexander Müller*, welcher durch häusliche Calamität, körperliche Leiden, und handwerksmässiges Stundengeben, immer mehr in Beschlag genommen war, verschwand bald gänzlich aus unserem Umgange. — Zu einem Musiker *Abt* fühlte ich, trotz seiner «Schwalbene, mich nicht hingezogen; auch verlies er uns bald, um in Braunschweig glänzende Carrière zu machen.

Nun war aber von aussen, namentlich durch die politischen Schiffbrüche, der Züricher Gesellschaft allerhand Bereicherung zugeführt worden. Bei meiner Zurückkehr im Januar 1850 traf ich bereits den, bürgerlich nicht uneleganten, aber ziemlich langweiligen *Adolph Kolatschek*: er fühlte sich zum Redigiren berufen, und hatte eine «deutsche Monatsschrift» gegründet, welche den in der letzten Bewegung äusserlich Besiegten das Feld zur Fortsetzung des Kampfes auf dem inneren Gebiete den Geistes eröffnen sollte. Fast schmeichelte es mir, dass ich

von ihm als Schriftsteller beachtet wurde, da er dabei blieb, einem solchen Vereine geistiger Kräfte, wie ihm durch seine Unternehmung eine Grundlage gegeben werden sollte, dürfte seine Potenz wie die meinige nicht fehlen. Ich hatte ihm bereits von Paris aus den Aufsatz über «Kunst und Klima» zugeschickt; jetzt nahm er willig auch einige grössere Bruchstücke aus dem noch unveröffentlichten «Oper und Drama» auf, welche mir durch ihn auch sehr anständig honorirt wurden. Dieser Mann ist mir noch immer in Erinnerung als die einzige Erfahrung von einem taktvollen Redakteur; er gab mir das Manuskript einer Rezension meines «Kunstwerk der Zukunft» von einem Herrn *Palleske* zur Einsicht, und erklärte mir, ohne meine besondere Einwilligung, die er jedoch keineswegs von mir anspreche, sie nicht abdrucken lassen zu wollen. Da ich fand, dass diese oberflächliche, gänzlich verständnisslose und doch im holfärtigsten Tone verfasste Besprechung, wenn sie gerade in dieser Zeitschrift erschien, mich jedenfalls zu einer, durch wiederholte Ausführung meiner wirklichen Thesen umständlichen und ermüdenden Erwiderung veranlassen müsste, ich aber hiergegen im höchsten Grade abgeneigt war, so liess ich es bei *Kolatschek's* Entschluss, das Manuskript seinem Verfasser zu anderweitigem Abdruck zu empfehlen. — Dagegen lernte ich an *Kolatschek's* Seite in *Reinhold Solger* einen wirklich ausgezeichneten und interessanten Menschen kennen; da seinem etwas unruhigen und abenteuerlichen Wesen das Eingepferchtsein in die kleine enge Züricher Schweizer-Welt unerträglich wurde, verliess er uns bald, und ging nach Nordamerika, von wo aus ich noch von seinem herausfordernden Auftreten mit Vorlesungen über die Europäischen Verhältnisse hörte. Gewiss war es Schade, dass dieser talentvolle Mann nicht dazu kam, durch bedeutendere Arbeiten sich bekannt zu machen; was er in der kurzen Zeit seines Züricher Aufenthaltes für unsere Monatsschrift schrieb, gehörte offenbar zu dem Vorzüglichsten, was jemals auf diesem Felde von einem Deutschen geleistet worden ist.

Im neuen Jahre 1851 gesellte sich zu diesen auch *Georg Herwegh*, welchen ich eines Tages zu meiner Ueberraschung in *Kolatschek's* Wohnung antraf. Die Schicksale, die ihn für jetzt nach Zürich führten, wurden mir erst später in einer etwas widerwärtig an mich herantretenden Gestalt bekannt; für jetzt gab sich *Herwegh* in einer gewissen aristokratischen Haltung als fein gewöhnter, üppiger Sohn seiner Zeit, dem namentlich einige stets in seiner Rede einfliessende französische Interjektionen ein sonderbar vornehmes, wenigstens verwöhntes Ansehen verliehen. Doch waren sein Aeusseres, sein lebhaft funkelndes Auge,

und die Freundlichkeit seines Benehmens, recht wohl geeignet, einen anziehenden Eindruck auszuüben. Ich fand mich fast geschmeichelt, als er gern die Einladung zu meinen bäuerischen Abendzusammenkünften annahm, welche allerdings einige Male, als *Bülow* noch sie musikalisch belebte, sich ziemlich artig ausnehmen mochten, wogegen andrerseits *mir* allerdings gar nichts geboten wurde. Als ich zu Vorlesungen aus meinen Manuskripten schritt, behauptete meine Frau, dass *Kolatschek* eingeschlafen wäre, und *Herwegh* dabei sich nur ihren Punsch habe schmecken lassen. Als ich späterhin «Oper und Drama» in zwölf verschiedenen Abenden, wie ich erwähnte, meinen Züricher Freunden und ihren Bekannten vortrug, blieb *Herwegh* aus, weil er sich nicht unter diejenigen mischen wollte, für die so etwas nicht geschrieben wäre. Doch belebte sich allmählich mein Umgang mit ihm, wozu nicht nur meine Achtung vor einem kürzlich noch so sehr gefeierten Dichtertalente, sondern auch die Wahrnehmung der wirklich zarten und feinen Begabung eines wohlgebildeten Geistes beitrugen. Ich gewahrte endlich an *Herwegh* selbst das Bedürfniss nach meinem Umgange. Dass ich hierbei es immer nur zu den Berührungen der tieferen und ernsteren Interessen, welche mich so leidenschaftlich einnahmen, kommen liess, schien eine veredelnde Theilnahme an diesen selbst demjenigen hervorzurufen, der, seit dem schnellen Gewinne seines Dichterruhmes, zu seinem grossen Nachtheile sich so sehr nur in den, seinem ursprünglichen Naturell so ganz abliegenden, Aeusserlichkeiten einer trivialen Façon verloren hatte. Hierzu mochte die wachsende Bedrängniss seiner Lage, welche er bisher immer noch nach gewissen Ansprüchen auf Glanz beurtheilen zu müssen geglaubt hatte, viel beitragen. Kurz, ich fand an ihm zuerst den feinen, sympathischen Verstand für meine gewagtesten Entwürfe und Ansichten, und ich musste ihm bald Glauben schenken, wenn er mir versicherte, dass er nur noch mit meinen Gedanken sich beschäftige, auf welche gewiss Niemand so innig sich einliesse, als er.

Neue Nahrung erhielt dieser innigere und gewiss nicht unzarte Verkehr durch die Mittheilungen, die ich *Herwegh* bald über eine neue dramatische Dichtung machte, mit welcher ich mich im nahenden Frühjahre beschäftigen durfte. Die von *Liszt* im Spätsommer des vergangenen Jahres in das Werk gesetzte Aufführung des «Lohengrin» auf dem weimarischen Theater, hatte Folgen gehabt, wie sie bisher von Aufführungen mit so beschränkten Mitteln unmöglich zu erwarten gewesen waren. Diese konnten nur das Ergebniss des Eifer's eines so

mannichfach reichbegabten Freundes wie *Liszt* sein. Lag es ausser seiner Macht, dem weimarischen Theater schnell Sänger von der Bedeutung zuzuführen, wie sie für den «Lohengrin» genügt hätten, und musste er nach vielen Seiten der Darstellung hin mit der blossen Andeutung des Geforderten sich begnügen, so liess er es nun seine Sorge sein, diese Andeutungen in geistvoller Weise zum Verständniss zu bringen. Zunächst setzte er selbst einen ausführlichen Bericht über die Erscheinung des «Lohengrin» auf: selten hat wohl die schriftliche Besprechung eines Kunstwerkes diesem so aufmerksame und im Voraus bis zu enthusiastischer Ueberzeugung bestimmte Freunde gewonnen, als die bis in die zartesten Details sich erstreckende Abhandlung *Liszt*'s über den «Lohengrin». *Karl Ritter* zeichnete sich auf das Vortheilhafteste dadurch aus, dass er eine ganz vorzügliche deutsche Uebersetzung des französischen Originals lieferte, welche in der «Illustrirten Zeitung» zunächst veröffentlicht wurde. Bald darauf gab *Liszt* sein, durch eine ähnliche Abhandlung über den «Tannhäuser» bereichertes Original auch in französischer Sprache heraus, und diese Brochure war es, welche seit jener Zeit für lange hin, namentlich im Auslande, eine oft überraschend mir entgegenkommende Theilnahme und eine genauere Kenntniss jener Arbeiten, als wie sie durch mangelhafte Einsicht in die Klavierauszüge gewonnen werden konnte, erweckte. Fern davon, hiermit sich zu begnügen, wusste *Liszt* nun aber auch immer neue intelligente Kräfte von Aussen zu den weimarischen Aufführungen meiner Opern herbei zu ziehen, um diejenigen, die richtig zu hören und zu sehen im Stande waren, mit freundlicher Gewalt auf dieselben aufmerksam zu machen. War ihm seine gute Absicht mit *Franz Dingelstedt* nicht eigentlich gelungen, da dieser mit offenbarem Widerwillen sich nur zu einem confusen Berichte über den «Lohengrin» in der «allgemeinen Zeitung» anliess, so scheint es seiner begeisternden Beredtsamkeit doch vollständig gelungen zu sein, *Adolf Stahr* in entscheidender Weise für mein Werk einzunehmen. Dessen ausführliche Besprechung meines «Lohengrin» in der Berliner «National-Zeitung», welche meinem Werke eine grosse Bedeutung vindicirte, blieb ersichtlich nicht ohne nachhaltigen Eindruck auf das deutsche Publikum. Auch in den engeren Kreisen der spezifischen Musiker scheint es nicht unwichtig eingewirkt zu haben, dass *Robert Franz*, ebenfalls von *Liszt* fast gewaltsam zu einer Aufführung des «Lohengrin» herbeigezogen, in unverkennbar begeisterter Weise darüber sich vernehmen liess. Nach vielen Seiten hin wirkten diese Beispiele anregend, und eine Zeit lang schien es, als ob wirklich die

sonst so stumpfsinnige musikalische Presse sich energisch fördernd mit mir befassen wollte. Was dieser Bewegung sehr bald, und für immer, eine gänzlich verschiedene Richtung geben sollte, werde ich in Kurzem zu erwähnen Veranlassung finden; für jetzt fasste *Liszt* aus all den freundlichen Wahrnehmungen den Muth, mich zu weiterem Vorgehen in meiner, nun bereits seit mehreren Jahren unterbrochenen, produktiven Thätigkeit zu veranlassen. War er mit dem «Lohengrin» zu Stande gekommen, so getraute er sich nun auch ein wohl noch kühneres Wagniss zu bestehen, und forderte mich auf, mein Gedicht von «Siegfried's Tod» für Weimar in Musik zu setzen. Auf seinen Antrieb musste der Intendant des weimarischen Theater's, Herr von *Ziegesar*, im Namen des Grossherzogs mir ein völliges Engagement hierfür antragen: ich sollte die Arbeit in Jahresfrist beendigen, und dafür während dieser Zeit 500 Thaler ausgezahlt bekommen. — Sonderbar war es, dass der Herzog von *Coburg*, etwa um dieselbe Zeit, ebenfalls durch *Liszt*, mich gegen eine Zahlung von 900 Thalern zur Instrumentation einer von ihm zu komponirenden Oper auffordern liess, und zwar wollte mein grossmüthiger Arbeitsbesteller es sogar übernehmen, trotz meiner Lage als Geächteter, mich in sein Schloss nach Coburg kommen zu lassen, wo ich mit ihm, dem Componisten, und Frau *Birchpfeiffer*, der Dichterin, eingeschlossen, das neue Werk fördern sollte. *Liszt* erbat von mir natürlich sich weiter nichts als einen anständigen Vorwand zur Ablehnung dieses Antrag's, wofür er aber doch für gut hielt, mir «körperliche und geistige Verstimmung» anzurathen. Später erzählte mir noch mein Freund, dass den Herzog zu dem Wunsche meiner Mitwirkung an seiner Partitur namentlich meine gute Anwendung der Posaunen bestimmt habe; als er hierfür von *Liszt* die Mittheilung meiner Maximen sich erbat, habe ihm dieser erwidert: das Besondere hierbei wäre, dass, ehe ich für die Posaune schriebe, mir immer etwas einfiele.

Dagegen fühlte ich mich nun sehr angezogen, auf das weimarische Anerbieten einzugehen. Noch ermüdet von meiner angestrengten Arbeit an «Oper und Drama», angegriffen von so Manchem, was mein Gemüth kummervoll betraf, setzte ich mich seit langer Zeit zum ersten Male wieder an meinen, aus der Dresdener Katastrophe geretteten *Härtel*'schen Flügel, um zu versuchen, wie ich mich zur Composition meines schwer wiegenden Heldendrama's anlassen würde. Ich entwarf in flüchtiger Skizze die Musik zu dem in jener ersten Fassung nur andeutend ausgeführten Gesange der Nornen; als ich auch *Brünnhilde*'s erste Anrede an *Siegfried* in Gesang übersetzte, entsank mir aber bald aller Muth.

da ich nicht umhin konnte mich zu fragen, welche Sängerin im nächsten Jahre diese weibliche Heldengestalt in das Leben rufen sollte. Da fiel mir denn meine Nichte *Johanna* ein, welche ich früher in Dresden, wegen mancher schönen äusseren Begabung wegen, ungefähr für diese Rolle mir gedacht hatte. Diese hatte nun in Hamburg ihre Primadonnen-Carrière angetreten, und nach allen Berichten, die ich über sie erhielt, sowie namentlich auch aus dem Benehmen, welches sie mit ihrer Familie gegen mich recht ungenirt annahm, hatte ich zu schliessen, dass jede meiner noch so bescheidenen Hoffnungen auf ihr Talent für mich verloren gegangen sei. Dagegen hatte ich das andere Unglück, dass eine zweite Dresdener Prima-Donna, M^me^ *Gentiluomo Spatzer*, welche einst *Marschner* zu Donizettischen Dithyramben begeistert hatte, als Stellvertreterin *Johanna's* unaufhörlich mir vor die Phantasie trat: so dass ich einst wüthend vom Klaviere aufsprang und erklärte, für solche Steifröcke nichts mehr schreiben zu wollen. So wie ich in meinen Gedanken mich mit dem Theater nur in irgend welche Berührung wieder gebracht sah, fasste mich ein ganz unbeschreiblicher Unmuth, welchen ich für jetzt in keiner Weise zu bewältigen vermochte. Fast beruhigte es mich zu gewahren, dass an meiner grossen Verstimmung körperliches Uebelbefinden einen Antheil haben möge. Ich wurde nämlich in diesem Frühjahre durch einen Hautausschlag überrascht, welcher sich über den ganzen Leib ausdehnte. Mein Arzt verordnete mir dagegen Schwefelbäder, welche ich des Vormittags regelmässig anzuwenden hatte. So sehr diese Kur meine Nerven aufregte, und in Folge dessen mich später zur Ergreifung der radikalsten Mittel für meine Gesundheit veranlasste, wirkte doch für jetzt die regelmässige vormittägige Promenade nach der Stadt und zurück, beim frischen Erblühen des Mai's, zunächst erheiternd auf meine Gemüthsstimmung. Ich konzipirte den «*jungen Siegfried*», welchen ich als heroisches Lustspiel der Tragödie «Siegfried's Tod» ergänzend voraus schicken wollte. Von dieser Empfangniss hingerissen, suchte ich mich sogleich auch zu überreden, dass dieses Stück leichter aufzuführen sein würde, als jenes ernst gewaltige. In diesem Sinne theilte ich *Liszt* mein Vorhaben mit, und bot der weimarischen Intendanz, für ihre nun ernstlich von mir anzunehmende Jahressubvention von 500 Thalern, das neu zu verfassende Gedicht und die musikalische Composition eines «jungen Siegfried» an. Ohne Zögern ward hierauf eingegangen, und ich zog mich nun in das, vorriges Jahr von *Karl Ritter* verlassene, Dachstübchen zurück, um, zwischen Schwefel und Mai, das in meinem frühesten Plan bereits ent-

haltene Gedicht des »jungen Siegfried« in bester Laune und in kurzer Zeit auszuführen.

Ich muss nun der innigeren Freundesbeziehungen gedenken, welche ich seit meinem Fortgange von Dresden mit *Theodor Uhlig*, dem jungen Musiker des Dresdener Orchester's, dessen ich bereits früher gedachte, unterhalten hatte, und welche mit der Zeit bis zu einem wahrhaft ergiebigen Verhältnisse sich steigerten. Sein selbständiger, sogar etwas schroffer Sinn hatte sich, sowohl durch Theilnahme an meinem Schicksale, als durch ein sehr eingehendes Verständniss meiner Schriften, zur wärmsten, ja fast unbedingten Ergebenheit für mich gebildet. Auch er hatte zu den Besuchern der »Lohengrin«-Aufführung in Weimar gehört, und mir einen sehr verständigen Bericht darüber zugesandt. Da der Musikhändler *Härtel* in Leipzig auf mein Anerbieten, den »Lohengrin« herauszugeben ohne mir Honorar dafür zu zahlen, gerne eingegangen war, überwies ich auch *Uhlig* die Abfassung des Klavierauszuges. Hauptsächlich aber hielten uns die theoretischen Fragen, welche ich mit meinen Schriften angeregt, durch eifrige Correspondenz in Verbindung. Mich rührte es fast an ihm, dass er, den ich schon seiner Bildung nach doch nur als reinen Musiker nehmen konnte, auf die Tendenzen, welche viel allgemeiner gebildet erscheinende Musiker, als ihren spezifischen Kunstausübungen gefährlich, bis zur Verzweiflung erschreckten, eben weil er sie mit klarem Verstande erfasst hatte, vollkommen zustimmend einging. Er hatte für den Ausdruck dieser Uebereinstimmung alsbald auch die litterarische Fähigkeit gewonnen, und bezeugte diese in einem vortrefflichen grösseren Aufsatze über die Instrumental-Musik, welcher in *Kolatschek's* deutscher Monatsschrift veröffentlicht wurde. Ausserdem theilte er mir aber auch eine, bis jetzt noch Manuskript gebliebene, streng theoretische Arbeit über die musikalische Thema- und Satz-Bildung mit. Diese zeugte von einer ebenso originellen Auffassung, als gründlichen Erforschung des Verfahrens *Mozart's* und *Beethoven's*, namentlich in ihrem höchst charakteristischen Unterschiede, und schien mir, bei ihrer erschöpfend sicheren Ausführlichkeit, vollkommen geeignet, die Grundlage einer neuen Theorie der höheren musikalischen Satzkunst zu bilden, durch welche das geheimnissvollste Verfahren *Beethoven's* erklärt, und zu einem fasslichen Systeme der weiteren Anwendung ausgearbeitet werden durfte. Seine Aufsätze hatten den Herausgeber der neuen Zeitschrift für Musik, *Franz Brendel*, mit gutem Instinkt auf diesen ausgezeichneten jungen Mann aufmerksam gemacht. Zur Mitarbeit an seinem Blatte aufgefordert, ward es *Uhlig* bald leicht, *Brendel*

gänzlich aus seiner bisher unentschiedenen Haltung zu reissen, und ihn, der es im Ganzen stets ehrlich und ernstlich meinte, mit Bestimmtheit und für immer derjenigen Seite zuzuwenden, welche von jetzt an bald als eine sogenannte «neuere Richtung» in der musikalischen Welt Aufsehen zu machen begann. Auch ich fand mich nun veranlasst, in diesem Sinne der Zeitschrift einen verhängnissvollen Beitrag zu widmen. Ich hatte bemerkt, dass hier öfter mit den gehässig klingenden Schlagwörtern «jüdische Melismen» «Synagogenmusik» und ähnlichen, umgegangen worden war, ohne dass hiermit etwas anderes als nichtssagende Aufreizungen sich zu erkennen gegeben hatten. Mich reizte es nun, das Thema der Einmischung der modernen Juden in die Musik, und ihres Einflusses auf dieselbe, näher zu betrachten, und die charakteristischen Merkmale dieses Phänomen's zu bezeichnen. Ich that diess in einem grösseren Aufsatze: «das Judenthum in der Musik». Obwohl ich nicht gesonnen war, gegen Nachfrage mich als den Verfasser desselben zu verläugnen, hielt ich es doch für nützlich, mich zunächst mit einem Pseudonym zu unterzeichnen, um hierdurch zu vermeiden, dass die von mir sehr ernstlich gemeinte Angelegenheit sofort in das rein Persönliche verschleppt, und dadurch ihre wahre Bedeutung verdeckt würde. Das Aufsehen, welches dieser Artikel machte, ja der wahre Schrecken den er verbreitete, dürften kaum mit einer ähnlichen Erscheinung zu vergleichen sein. Die unerhörte Anfeindung, welche ich bis auf den heutigen Tag von der sämmtlichen Zeitungspresse Europa's erfahren habe, können einzig Demjenigen verständlich werden, welcher jenen Artikel und sein schreckliches Aufsehen zu seiner Zeit beachtet hat, und nun sich vergegenwärtigt, dass alle Zeitungen Europa's fast ausschliesslich in den Händen der Juden sind, wogegen Diejenigen nie klar sehen werden, welche den Grund dieser ununterbrochenen gehässigen Verfolgung etwa nur in einer theoretischen oder praktischen Abneigung gegen meine Ansichten oder künstlerischen Arbeiten suchen zu müssen glaubten. Zunächst brachte das Erscheinen dieses Aufsatzes einen Sturm, welcher über den ganz unbefangenen, und seiner That sich kaum bewussten *Brendel*, bald in eine Verfolgung, die auf Vernichtung abgesehen war, ausging. Ein anderes unmittelbares Ergebniss war es, dass von jetzt an selbst die Wenigen, welche bisher durch *Liszt* für mich sich zu erklären veranlasst worden waren, in sicheres Schweigen, endlich wohl selbst in eine feindselige Haltung sich zurückzogen, da für Alles, was sie in ihrem eigenen Interesse unternehmen mochten, es ihnen rathsam dünken musste, ihre Abwendigkeit von mir nachweisen zu können.

Desto treuer und entschiedener hielt nun aber *Uhlig* zu mir; er kräftigte *Brendel's* zahmeren Sinn zur Ausdauer und half ihm fortwährend durch theils gediegene, theils witzige und scharf treffende Beiträge für seine Zeitung. Namentlich fasste er sogleich einen Hauptgegner, den von *Ferdinand Hiller* in Köln geworbenen Herrn *Bischoff*, welcher für mich und meine Freunde die Bezeichnung «Zukunftsmusiker» erfunden hatte, scharf in das Auge, und gerieth mit ihm in eine länger andauernde, ziemlich ergetzliche Polemik. Die Grundlage des bis zum europäischen Skandal allmählich angewachsenen, Problem's der sogenannten «Zukunftsmusik», eine Bezeichnung, welche *Liszt* sehr bald mit guter und stolzer Laune acceptirte, war nun gelegt. Wohl hatte ich durch den Titel meines Buches, «Kunstwerk der Zukunft» zu jener Erfindung die eigentliche Veranlassung gegeben: zum völligen Schlachtruf ward die Bezeichnung jedoch erst erhoben, seitdem «das Judenthum in der Musik» alle Schleussen der Wuth über mich und meine Freunde geöffnet hatte. — Erst in die zweite Hälfte dieses Jahres fällt das Erscheinen meines Buches «Oper und Drama», welches, soweit es überhaupt von den herrschenden Musikern nur eigentlich beachtet werden konnte, natürlich nicht wenig dazu beitrug, die gegen mich ausgebrochene Wuth zu nähren; jedoch nahm sie von da ab mehr den Charakter der Tücke und Verleumdungssucht an, da die Bewegung nun durch einen grossen Kenner in solchen Dingen, Herrn *Meyerbeer*, in ein planmässiges System gebracht wurde, welches er, von jetzt an bis an sein seliges Ende, mit sicherer Hand in Ausübung erhielt.

Noch in der ersten Zeit des offenen Wuthgeschreies, in welcher wir uns jetzt befanden, hatte *Uhlig* nun bereits auch eben dieses «Oper und Drama» kennen gelernt. Ich hatte ihm nämlich davon das Original-Manuskript geschenkt; da es zierlich in roth eingebunden war, verfiel ich darauf, als Widmung, im Gegensatze zu dem Göthischen «Grau, mein Freund, ist alle Theorie», einzuzeichnen: «*roth*, mein Freund, ist *meine* Theorie.» Auch über diese Mittheilung entstand eine für mich anregende und wahrhaft erfreuliche Correspondenz mit dem jungen, schnell und scharf eindringenden Freunde, und ich hatte nun das herzliche Verlangen, nach Ablauf voller zweier Jahre der Trennung, ihn wiederzusehen. Meiner Einladung zu entsprechen war für den armen, kaum zum «Kammermusikus» bestellten Geiger, keine geringe Angelegenheit; doch suchte er freudig Alles zu überwinden, und kündigte mir für die ersten Tage des July seine Besuchsreise an. Ich beschloss ihm bis Rorschach am Bodensee entgegen zu gehen, um ihn von da aus auf dem

Wege eines Schweizer-Ausfluges bis Zürich zu geleiten. Ich selbst machte mich schon hierzu, auf angenehmen Umwegen durch das *Toggenburg*, in alt gewohnter Weise zu Fusse auf. Heiter und erfrischt gelangte ich auf diese Art nach St. Gallen, wo ich nun *Karl Ritter*, nach *Bülow's* Fortgang in sonderbarster Abgeschiedenheit allein zurückgeblieben, aufsuchte. Den Grund seiner Einsamkeit konnte ich wohl errathen, obschon er mir von seinem angenehmen Umgange mit einem St. Galler Musiker, *Greitel*, erzählte, von dem ich später nie wieder etwas vernahm. Noch ganz ermüdet von der Anstrengung meiner Fussreise, konnte ich mich doch nicht enthalten dem äusserst intelligenten, und mit schnellster Fassungskraft begabten, jungen Freunde mein so eben vollendetes Manuskript der Dichtung des «jungen Siegfried» als meinem ersten Zuhörer vorzulesen. Der Eindruck davon auf ihn erfreute mich sehr, und in bester Laune bestimmte ich ihn nun, seine sonderbare Einsiedelei zu verlassen, und mit mir *Uhlig* entgegen zu gehen, um dann gemeinschaftlich mit uns beiden über den hohen *Säntis* zu längerem freundschaftlichem Aufenthalt nach Zürich zu wandern.

Der Anblick des erwarteten Gastes, als er in dem mir bereits wohlbekannten Rorschacher Hafen landete, erfüllte mich sofort mit Bangen für die Gesundheit des jungen Freundes, da seine Anlage zur Schwindsucht sofort zu erkennen war. Um ihn zu schonen, wünschte ich der verabredeten Bergbesteigung zu entsagen, wogegen er mit Lebhaftigkeit auf der Ausführung derselben bestand, da dergleichen Anstrengungen in freier Luft ihn nur von der verzehrenden Ermüdung durch den abscheulichen Geigerdienst erholen könnten. Nachdem wir zu drei das *Appenzeller* Ländchen durchwandert, machten wir uns denn nun wirklich zu der nicht unbeschwerlichen Ueberschreitung des *hohen Säntis* auf. Es war auch für mich das erste Mal, dass ich im Sommer ein lang sich hindehnendes Schneefeld durchschritt. Auf der sehr wilden Höhe, in der Senn-Hütte unseres Führers angelangt, und durch eine äusserst frugale Kost gestärkt, galt es nun noch den einige hundert Fuss aufragenden steilen Felsenkegel, welcher die eigentliche Spitze des Berges bildet, zu besteigen. Hier weigerte sich *Karl* plötzlich uns zu folgen; um ihn aus seiner Weichlichkeit aufzurütteln, sandte ich den Führer zurück, welcher ihn auf unser Zureden mit halber Gewalt zu uns zu bringen hatte. Da wir nun von Stein zu Stein an dem jähen Abhange hinauf klommen, bemerkte ich allerdings, wie übel ich gethan hatte, *Karl* zur Theilnahme an dieser gefahrvollen Besteigung zu nöthigen. Offenbar machte ihn der Schwindel völlig bewusstlos; er starrte wie

ohne Sehkraft vor sich hin; wir mussten ihn durch unsre Stäbe zwischen uns einschliessen, und jeden Augenblick glaubte ich ihn zusammenbrechen und hinabstürzen sehen zu müssen. Als wir auf der Spitze anlangten, sank er gänzlich ohne Besinnung zu Boden; und ich hatte nun zu empfinden, welche furchtbare Verantwortung ich mir zugezogen, da jetzt noch der gefährlichere Rückweg zu bestreiten war. Unter einer Beängstigung, die, während sie meine eigene Gefahr mir vollkommen verbarg, mir immer nur das Bild des im Abgrunde zerschmetterten jungen Freundes vorhielt, gelangten wir endlich doch glücklich wieder zur Sennhütte zurück. Da wir Anderen entschlossen blieben, den vom Führer uns als nicht ungefährlich bezeichneten Hinabstieg über den jähen Abhang der andren Seite des Berges auszuführen, bestimmte ich nun, durch meine so eben ausgestandene unbeschreibliche Pein wohl belehrt, den jungen *Ritter*, zunächst in der Hütte zurückzubleiben, den baldigst von uns zurückzusendenden Führer zu erwarten, und mit diesem dann den durchaus ungefährlichen Rückweg nach der Seite hin, von wo wir gekommen, anzutreten. Somit trennten wir uns hier, da er in seiner Richtung nach St. Gallen zurückgehen musste, wir aber durch das schöne Toggenburger Thal des andren Tages nach Rapperswyl und dem Züricher See zur Heimkehr uns wandten. Erst noch längeren Tagen entriss uns *Karl* der Sorge um ihn durch seine Ankunft in Zürich, wo er kurze Zeit mit uns vereinigt blieb, dann aber bald sich losriss, vielleicht um nicht wieder in Versuchung zu kommen, auf eine neue Gebirgsreise, die wir uns allerdings vorgenommen hatten, uns zu begleiten. Ich erfuhr von ihm erst wieder, als er einen längeren Aufenthalt in Stuttgart genommen hatte, wo er mit einem jungen Schauspieler, mit dem er schnell befreundet worden war, in engem Umgange lebend, sich wohl zu befinden schien.

Herzlich erfreute mich nun meinerseits der vertraute Umgang mit dem sanften, und doch so männlich fest gesinnten, ausserordentlich begabten jungen Dresdener Kammermusikus, der mit seinem hellblonden Lockenkopfe und schönem blauen Auge auf meine Frau den Eindruck machte, als ob ein Engel bei uns eingekehrt sei. Für mich hatte seine Physiognomie ausserdem das Interessante und in Betracht seines Schicksales Rührende, dass seine auffallende Aehnlichkeit mit dem damals noch lebenden Könige *Friedrich August* von Sachsen, meinem alten Gönner, mir das andrerseits zugekommene Gerücht zu bestätigen schien, dass *Uhlig* der natürliche Sohn desselben sei. Unterhaltend war es mir, durch ihn wieder Berichte über Dresden, das Theater

und die dortigen musikalischen Zustände zu erhalten. Meine Opern, bisher die Glorie derselben, waren gänzlich vom Repertoire verschwunden; vom Charakter des Urtheils meiner ehemaligen Collegen über mich gab er mir eine hübsche Notiz: als «Kunst und Revolution» und das «Kunstwerk der Zukunft» erschienen waren und besprochen wurden, hatte Einer geäussert: «na, der kann auch lange machen, ehe er sich wieder zum Kapellmeister schreibt.» Um die musikalischen Fortschritte zu bezeichnen, erzählte er mir, dass *Reissiger*, als er die früher von mir ausgeführte A-dur-Symphonie zu dirigiren hatte, sich in folgender Weise aus einem ihm aufstossenden Dilemma half. Die grosse Schluss-Entwicklung des letzten Satzes führt *Beethoven* hier bekanntlich durch ein unausgesetzt unterhaltenes *Forte*, welches er endlich nur noch durch ein *sempre più forte* steigert, aus: hier hatte nun *Reissiger*, welcher vor mir bereits diese Symphonie dirigirte, bei ihm günstig dünkender Gelegenheit ein *piano* eingeschaltet, jedenfalls um es doch mindestens zu einem *crescendo* bringen zu können; dieses hatte ich natürlich sofort wieder entfernt, und dafür dem Orchester anempfohlen, fortwährend mit der äussersten Kraft zu spielen. Da die Symphonie nun wieder in meines Vorgängers Hände kam, fiel es ihm doch beschwerlich, jenes unglückliche *piano* wieder zu restituiren; dennoch musste er auch seine Autorität, die hierbei kompromittirt war, zu retten suchen: und so setzte er fest, dass, statt *forte* «*mezzo forte*» gespielt werden sollte.

Am traurigsten betraf mich ganz besonders die Nachricht von der grenzenlosen Verwahrlosung meines unglückseligen Opernverlages unter dem Schutze des Hofmusikalienhändlers *Meser*, welcher, da nur Geld darauf zu zahlen sei, wogegen gar nichts dafür einkäme, sich als von mir verführtes Opferlamm gebärdete. Dennoch verwehrte er sorgsam jeden Einblick in seine Bücher, indem er behauptete, dass er dadurch mein Eigenthum rettete, welches ausserdem, da all mein Vermögen konfiszirt sei, der sofortigen Beschlagnahme verfallen würde. — Angenehmer waren unsere Unterhaltungen über «Lohengrin», von welchem mein Freund den Klavierauszug nun beendigt hatte und bereits die Korrekturen des Stiches besorgte.

Nach einer neuen Seite hin gewann *Uhlig* einen für lange entscheidenden Einfluss auf mich durch seine enthusiastische Anpreisung des Wasserheilungsystem's. Er brachte mir ein Buch hierüber von einem gewissen *Rausse* mit, welches mich namentlich durch seine radikale Tendenz, die etwas *Feuerbach*'sches an sich hatte, in sonderbarer Weise befriedigte. Die kühne Zurückweisung der ganzen medizinischen Wissenschaft mit

allen ihren Quacksalbereien, dagegen die Anpreisung des einfachsten Naturverfahrens durch methodische Anwendung des stärkenden und erquickenden Wasser's, gewann mich schnell zu leidenschaftlicher Eingenommenheit. Es ward nämlich behauptet, dass jedes eigentliche Medikament nur in so fern eine Wirkung auf den Organismus haben könnte, als es Gift sei, und von diesem daher nicht assimilirt würde; es ward nachgewiesen, dass solche, durch lange Anwendung von Medikamenten siech gewordene Menschen von dem berühmten *Priesnitz* dadurch geheilt worden seien, dass dieses im Körper verhaltene Gift nach der Haut getrieben, und durch diese zur gänzlichen Ausscheidung gebracht worden wäre. Nun fielen mir sogleich die im vergangenen Frühjahre widerwillig von mir angewandten Schwefelbäder ein, und meine fortwährend ungemein starke Reizbarkeit schrieb ich, zum Theil wohl nicht mit Unrecht, dieser Kur zu. Diesen zuletzt empfangenen, und allen seit langer Zeit möglich aufgenommenen Giftstoff von mir auszutreiben, um durch ausschliessliches Wasserrégime mich zu einem radikal gesunden Ur-Menschen umzuschaffen, ward nun für lange Zeit die Angelegenheit, welche mich mit steigender Leidenschaftlichkeit beschäftigte. *Uhlig* selbst behauptete, durch streng eingehaltenes Wasserrégime gewiss zu sein, seine eigene Gesundheit vollkommen kräftigen zu können. Auch mein Glaube hieran wuchs täglich. — Mit Ende July traten wir eine Wanderung durch den inneren Theil der Schweiz an: von *Brunnen* am Vierwaldstätter See gingen wir über *Beckenried* nach *Engelberg*, und überschritten von dort die wilde *Surenen-Eck*, bei welcher Gelegenheit wir auch erträglich über den Schnee zu rutschen lernten. Bei Ueberschreitung des hohen Gebirgflüsschen's traf *Uhlig* jedoch das Ungemach, in das Wasser zu fallen; meine Besorgniss über die Folgen hiervon verscheuchte er sogleich durch die Versicherung, dass diess ein sehr wohlthätiges Exercitium zur Fortsetzung seiner Kur sei: die Nöthigung zum Trocknen seiner Kleider und Wäsche setzte ihn nicht in die geringste Verlegenheit, da er diese ruhig an der Sonne ausbreitete und während dem eine, wie er behauptete, sehr wohlthätige Promenade mit nacktem Leibe in freier Luft ausführte. Wir unterhielten uns während dem über wichtige Probleme der Themen-Bildung *Beethoven's*, bis ich mir den Scherz machte, ihn für einen Augenblick durch die Nachricht aus der Fassung zu bringen, dass ich dort hinter ihm den Hofrath *Carus* mit Gesellschaft aus Dresden kommen sähe. So gelangten wir in heiterster Laune endlich in das Reuss-Thal bei *Attinghausen*, und wanderten am Abend noch bis *Amsteg*, von wo aus wir am anderen Morgen, trotz der grossen Ermüdung, sofort noch den Besuch

des *Maderaner*-Thales ausführten. Dort gelangten wir bis an den *Hüfi*-Gletscher, von wo aus wir den Blick in die erhabene Gebirgswelt, welche sich dort mit dem *Tödy* abschliesst, warfen. Am gleichen Tage wieder zurück nach *Amsteg* gelangt, fühlten wir uns endlich doch hinreichend erschöpft, so dass es mir gelang, meinen für den andren Tag zur Besteigung des *Klausen*-Passes im *Schächen*-Thal höchst günstig gestimmten Freund hiervon abzubringen, und zur behaglichen Rückreise über *Flüelen* zu bewegen. Dem immer ruhigen, und höchst gelassenen jungen Manne sah ich wirklich keinerlei Erschöpfung an, als er mit Anfang des August seine Rückreise nach Dresden antrat, wo er allerdings die ihn wahrhaft bedrückende Lebenslast nun dadurch sich zu erleichtern hoffte, dass er die Direktion der Zwischenakt-Musik in den Schauspielen, welche er mit künstlerischem Sinne zu organisiren gedachte, zu übernehmen vorhatte, und dadurch von dem eigentlich beschwerenden und demoralisirenden Opern-Dienste Befreiung erhielt. Doch fasste mich grosse Betrübniss als ich ihn zu dem Postwagen geleitete; auch ihn schien ein plötzliches Bangen zu ergreifen; und wirklich sahen wir uns jetzt zum letzten Male.

Für jetzt blieben wir in der regsten Korrespondenz; da seine Briefe mich immer angenehm unterhielten, und längere Zeit fast das einzige Band für meinen Verkehr mit der Aussenwelt bildeten, bat ich ihn immer, mir recht viel zu schreiben. Weil das Briefporto damals noch theuer war, und voluminöse Briefe unserer Kasse empfindlich fielen, gerieth *Uhlig* auf den ingeniösen Gedanken, die Paket-Post für unsere Korrespondenz zu benützen; da aber nur Sendungen von bedeutenderem Gewicht durch diese expedirt werden durften, so erhielt eine alte deutsche Uebersetzung des «Figaro» von *Beaumarchais*, welche *Uhlig* in einem ehrwürdigen Exemplare besass, die eigenthümliche Bestimmung, als Ballast für unsere Briefe zwischen uns hin und her geschickt zu werden; so dass denn allemal, wenn unsere Schreiben gehörig angewachsen waren, dieses damit angekündigt wurde: «heute bringt Figaro wieder Botschaft». — Zunächst erfreute *Uhlig* sich noch sehr an der «Mittheilung an meine Freunde», welche ich als Vorwort zu einer Herausgabe meiner drei Operndichtungen, «der fliegende Holländer, Tannhäuser und Lohengrin», sofort nach unserer Trennung noch niederschrieb. Es belustigte ihn auch zu erfahren, dass *Härtel*, welcher dieses Buch gegen ein Honorar von 10 Louisd'or zum Verlag angenommen hatte, sich gegen einige Stellen des Vorwortes, durch welche ich sowohl die Rechtgläubigkeit als den Staatsrespekt der Verleger affizirte, mit so entschiedener Protestation auflehnte, dass ich wirklich geneigt war, das Buch einem anderen Buchhändler zu über-

geben, bis ich mich denn zur Nachgiebigkeit bewogen fühlte, und durch geringe Aenderungen die beängstigten Gewissen beruhigte.

Mit diesem umfangreichen Vorworte, welches mich den Monat August über beschäftigt hatte, sollte nun für jetzt und, wie ich hoffte, für immer mein Ausflug in das litterarische Gebiet geschlossen sein. Sobald ich aber ernstlich an die Aufnahme der Komposition des für Weimar versprochenen «jungen Siegfried» dachte, befiel mich immer wieder ein schwermüthiger Zweifel, den ich sogar als wirklichen Widerwillen gegen diese Arbeit empfand. Unklar über den Grund dieser inneren Verstimmung, gerieth ich darauf, ihn in meinem Gesundheitszustande zu suchen; und so beschloss ich denn eines Tages, aus der von mir so enthusiastisch aufgenommenen Wasserheiltheorie zum praktischen Ernste überzugehen, erkundigte mich nach einer nahegelegenen hydropathischen Anstalt, und eröffnete meiner Frau, dass ich dieser Tage (es war Mitte September) nach dem etwa drei Stunden entfernten *Albisbrunnen* mich zurückziehen werde, um nicht eher wieder zu kehren, als bis ich ein radikal gesunder Mensch geworden wäre. *Minna* war über diese Ankündigung meines Vorhabens sehr erschrocken, und glaubte darin eine neue Tendenz zur Flucht vom Hause ersehen zu müssen. Ich gab ihr dagegen auf, für meine Rückkehr die von uns gemiethete neue, zwar sehr kleine, aber gut gelegene Wohnung im Parterre der *vorderen Escher-Häuser* im *Zeltweg*, so behaglich wie möglich einzurichten, da wir doch, der grossen Beschwerlichkeit des Winter-Aufenthaltes in der bisherigen entfernten Wohnung wegen, nach der Stadt uns zurück zu ziehen beschlossen hatten. — Allgemein wurde mein Vorhaben, bei so vorgerückter Jahreszeit eine Wasserkur zu unternehmen, mit grosser Verwunderung aufgenommen; doch gelang es mir sofort einen Leidensgeführten zu werben. Mit *Herwegh* war mir diess durchaus nicht geglückt; dagegen hatte mir das Schicksal in dem ehemaligen sächsischen Gardelieutenant und früheren Geliebten der *Schröder Devrient, Hermann Müller*, einen biedren und zur Unterhaltung aufgelegten Genossen zugewiesen. Die Beibehaltung seiner Stellung in der sächsischen Armee war diesem unmöglich geworden, und wenn auch nicht wirklicher politischer Flüchtling, so genoss er doch, da ihm in Deutschland jedes Fortkommen verschlossen war, und er sich nun zur Orientierung über einen neuen Lebensplan nach der Schweiz gewandt hatte, die gewisse Rücksicht als exilirter Patriot. Aus meiner ersten Dresdener Zeit her zu sehr häufigem Umgang mit mir gewöhnt, fand er sich bald auch in meinem Hause, wo ihn namentlich meine Frau sehr gerne sah, als stehender Familienfreund zurecht. Ich beredete ihn

leicht, zur gründlichen Behandlung eines Leidens, welches ihn plagte, mir in wenigen Tagen nach Albisbrunnen nach zu folgen. Dort richtete ich mich nun, da ich es auf einen durchschlagenden Erfolg abgesehen hatte, so vortheilhaft wie möglich ein. Die Kur selbst ward von einem *Dr. Brunner*, welchen meine Frau bei ihren Besuchen als »Wasserjudens, wie sie ihn nannte, bald gründlich zu hassen lernte, nach der herkömmlichen oberflächlichen Methode betrieben; früh um 5 Uhr zum Schwitzen eingewickelt, nach einigen Stunden in ein endlich nur noch vier Grade Wärme enthaltende Bad gestürzt, worauf zur Erwärmung eine heftige Promenade durch den bald eisig sich einstellenden Spätherbst. Dazu Wasser-Diät ohne Wein, Kaffee oder Thee, eine schreckliche Tischgesellschaft von lauter Inkurabeln, traurige Abende mit endlich hülfreich herbeigezogenem Whistspiel, Fernhaltung jeder geistigen Arbeit, dazu wachsende Anstrengung und Ueberreizung der Nerven; diess war das Leben, in welchem ich neun Wochen aushielt, und von welchem ich eigentlich nicht eher ablassen wollte, als bis, wie ich erwartete, alle jemals genossenen Medikamente auf meiner Haut erscheinen würden. Da ich selbst den Wein für grundgefährlich hielt, so nahm ich an, ich müsste auch von den vergangenen Gastereien bei *Sulzer* noch in mir verbliebene unassimilirbare Substanzen zum Ausschwitzen bringen. Das höchst entbehrungsvolle Leben in einer dürftigen Kammer mit harten Holzmöbeln und all dem nüchternen Hausrathe der bekannten Schweizer-Pensionen, erzeugte nun in mir zu seinem Gegensatz die Sehnsucht nach einer besonders angenehmen und behaglichen Häuslichkeit, welche jetzt für lange Zeit zu einem, mit den Jahren sich immer mehr ausbildenden, wohl fast leidenschaftlichen Hange wurde. Meine Phantasie beschäftigte sich damit, wie ein Haus und eine Wohnung eingerichtet sein sollten, um meinen Geist für künstlerisches Produziren angenehm und frei zu erhalten.

Hierzu gesellten sich Anzeichen für eine mögliche allmähliche Verbesserung meiner Lage überhaupt. Zu seinem Unglück schrieb mir *Karl Ritter* von Stuttgart aus in die Wasserheilanstalt von seinen Privat-Versuchen, der Erfolge der Wasserkur sich, zwar nicht durch Baden, aber doch durch ausserordentlich vieles Trinken zu versichern. Ich hatte nun erfahren, dass das übermässige Wassertrinken, ohne die Hülfe der übrigen Behandlung, höchst gefährlich wirken könne, und forderte jetzt von *Karl*: er möge sich einer regelmässigen Behandlung unterziehen, sich nicht weibisch von Entbehrung zurückhalten, und sofort zu mir nach Albisbrunnen kommen. Wirklich gehorchte er mir sogleich, und

kam zu meinem freudigen Erstaunen nach wenigen Tagen in Albisbrunnen an. Zwar war er von gleichem Enthusiasmus für die radikale Hydropathie erfüllt, nur widerte ihn die praktische Anwendung sehr bald an; er polemisirte gegen die unverdauliche kalte Milch, da sie in der Natur, als Muttermilch, doch nur warm getrunken würde. Die Einpackungen und kalten Bäder fand er aufregend, und wünschte bald auf seine eigene Art, hinter dem Rücken des Arztes, sich auf eine angenehmere Weise selbst zu behandeln. Hierzu gehörte, dass er im nahen Dorfe elende Zuckerbäckereien ausfindig machte; wenn er beim verborgenen Ankaufe derselben betroffen wurde, machte ihn diess sehr böse, und bald fühlte er sich in einer gezwungenen, ihn anwidernden Lage, welcher zu entfliehen ihn jedoch wieder das Ehrgefühl abhielt. — Hier traf ihn nun plötzlich die Nachricht vom Tode eines reichen Onkels, welcher auch jedem Gliede von *Karl*'s nächster Familie ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Seine Mutter zeigte ihm und mir diese Verbesserung ihrer Vermögens-Umstände mit der Erklärung an, dass sie nun auch in den Stand gesetzt sei, mich regelmässig mit der, früher von den beiden Familien *Lussot* und *Ritter* mir gebotenen Subvention, für ihr Theil versorgen zu können. Somit trat ich für so lange, als ich dessen benöthigt war, mit einer Jahresrente von 800 Thalern in die Genossenschaft der Familie *Ritter* ein.

Diese ebenso erfreuliche, als neu ermuthigende Wendung, brachte sofort den Entschluss, meinen ursprünglichen Entwurf der «Nibelungen» vollständig, und ohne alle Rücksicht auf Ausführbarkeit der einzelnen Theile auf unsren Theatern, auszuarbeiten, in mir zur Reife. Hierzu war vor allen Dingen nöthig, dass ich mich von meiner Verpflichtung gegen die weimarische Theaterintendanz befreite. Bereits hatte ich von dem mir bestimmten Honorare 200 Thaler bezogen: *Karl* jubelte, als er mir diese sofort zur Verfügung stellen konnte, um sie zurück zu erstatten. Ich begleitete diese Zurücksendung an die weimarische Theaterintendanz mit der herzlichsten Anerkennung ihres Benehmens gegen mich ausserdem aber mit einem Brief an *Liszt*, in welchem ich ihm auf das allergenaueste mein grosses Vorhaben, und die inneren Nöthigungen dazu auseinandersetzte. *Liszt*'s Antwort verkündete mir nur seine Freude darüber, mich in der Lage zu wissen, an eine so ausserordentliche Arbeit gehen zu können, und schien den ganzen Plan, schon seiner überraschenden Ungewöhnlichkeit wegen, ganz meiner würdig zu halten. Nun athmete ich auch wirklich auf: denn der Gedanke, selbst den «jungen Siegfried» sofort, in der Weise und mit der Absicht, ihn alsbald mit den

gänzlich unvorbereiteten Kräften selbst des besten deutschen Theater's zur Darstellung gebracht zu sehen, liefern zu sollen, war mir, seitdem ich eine ernstere Nöthigung dazu übernommen hatte, als eine kaum mehr zu verbergende Belügung über mich selbst vorgekommen.

Jetzt ward nun auch mir der Wasserkur-Aufenthalt immer quälender; ich sehnte mich nach der Arbeit, und gerieth darüber, dass ich mir diese hier versagen musste, in eine zunehmende, endlich sogar bedenkliche Aufregung. Dass der Zweck meiner Kur gänzlich verfehlt, und sogar in eine sehr nachtheilige Wirkung umgeschlagen war, suchte ich mir zwar mit grosser Hartnäckigkeit zu verbergen: die radikalen Sekretionen waren zwar nicht eingetreten, dafür aber mein ganzer Körper in erschreckender Weise abgemagert. Ich hielt mich an dieses Ergebniss, glaubte nun genug gethan zu haben, um schöne Erfolge als Nachwirkung zu erwarten, und verliess Ende November die Anstalt, aus welcher *Müller* mir nach einigen Tagen nachfolgen, wo *Karl* aber, um konsequent zu sein, noch bis zum Eintritt einer ähnlichen schönen Wirkung, wie ich sie zu verspüren vorgab, aushalten wollte. — In Zürich erfreute mich nun die Einrichtung, welche *Minna* der, wenn auch sehr engen, neuen Stadtwohnung gegeben hatte. Ein grosser und breiter Diwan, etwas Teppich für den Fussboden, und mehrere andre Behaglichkeiten waren angeschafft worden; ich hatte in meinem Hinterzimmer über meinen ordinären Arbeitstisch von weichem Holz einen grünen Tuch-Teppich und leichte grün seidene Gardinen ringsherum durchgesetzt, welches mir und aller Welt ausserordentlich gefiel. Dieser so garnirte Tisch, an welchem ich seither stets gearbeitet, wanderte nach Jahren mit nach Paris, und gieng, als ich dieses wieder verliess, an *Blandine Ollivier*, *Liszt*'s ältere Tochter über, welche ihn von da nach *St. Tropèz* auf das Landgütchen ihres Mannes schaffen liess, wo er, wie ich vernehme, heute noch sein Dasein fristet.

Ich freute mich, meine Züricher Freunde in der, zu Besuchen auch ihnen bequemer gelegenen, neuen Wohnung wieder zu empfangen; nur verdarb ich ihnen für längere Zeit alle gastfreundschaftliche Unterhaltung durch meine leidenschaftliche Agitation für die Wasserdiät, und die damit verbundene Polemik gegen Wein und andere narkotische Getränke. Für mich war hieraus eine neue Religion entstanden: war ich z. B. von *Sulzer* und *Herwegh*, welcher Letzterer sich chemischer und physiologischer Kenntnisse rühmte, wegen der Unhaltbarkeit der *Rausse*'schen Theorie über die Gift-Eigenschaft des Weines in die Enge getrieben worden, so hielt ich mich nun an das moralisch ästhetische Motiv, welches mich im

Weingenuss ein schlechtes und barbarisches Surrogat für die nur durch die Liebe zu gewinnende extatische Stimmung erkennen liess. Ich behauptete nämlich, dass, was man im Weine suche, selbst wenn es nicht bis zum Exzess getrieben würde, doch die Tendenz der Berauschung in sich schliesse, somit einer extatischen Belebung der geistigen Kräfte, welche jedoch nur derjenige Mann in wahrhaft veredelndem Sinne an sich erfahre, der durch die Berauschung der Liebe diese Seelenkräfte abnorm aufgeregt fühle. Dieses führte denn überhaupt zu einer Kritik des modernen Verhältnisses der Geschlechter zu einander, wozu ich namentlich durch die Beobachtung der Absonderung der Männer von den Frauen, wie sie roher Weise in den Schweizerischen Gewohnheiten vorlagen, veranlasst wurde. *Sulzer* meinte, er habe gar nichts dagegen, sich durch Umgang mit Frauen berauschen zu lassen, nur «wo sie hernehmen und nicht stehlen?» *Herwegh* wollte schon mehr auf meine Paradoxen eingehen, nur meinte er, der Wein habe gar nichts damit zu thun, und sei an und für sich ein stärkendes Nahrungsmittel, welches sich andrerseits mit der Extase der Liebe sehr wohl vertrüge, wie *Anakreon* bewiese. Bei näherem Einblick in meinen Zustand erhielten jedoch meine Freunde ihrerseits Grund, über meine sonderbare und hartnäckige Extravaganz besorgt zu werden: ich war ausnehmend blass und abgemagert, schlief äusserst wenig, und verrieth in Allem eine beängstigende Aufgeregtheit. Während mir der Schlaf endlich fast gänzlich abhanden kam, blieb ich jedoch dabei, nie so heiter und gut aufgelegt gewesen zu sein wie jetzt, und setzte in grösster Winterkälte am frühesten Morgen meine kalten Bäder fort, zur Plage für meine Frau, welche mir zu der darauf nöthigen Promenade mit der Laterne auf den Weg leuchten musste.

In diesem Zustande traf mich die Ankunft der gedruckten Exemplare von «Oper und Drama», welche ich mit einer ganz exzentrischen Freude daran, mehr verschlang als las. Grossen Antheil an dieser übermässig erregten Stimmung mochte das Bewusstsein haben, mit welchem ich mir sagen konnte, dass ich nun, nach jeder Seite hin und selbst mit nothgedrungener Anerkennung *Minna*'s, meine vollkommene Losreissung von meiner bisherigen so qualvollen Laufbahn als Kapellmeister und Opernkomponist durchgesetzt hatte. Keiner forderte mehr von mir das, was vor zwei Jahren mich noch so unglücklich gemacht hatte. Namentlich auch die nun dauernd mir zugesicherte, zur Noth für mein Leben allein ausreichende Unterstützung durch die Familie *Ritter*, welche eben den Zweck hatte, mich in vollkommen freier Thätigkeit zu erhalten, trug ihr Letztes dazu bei, mir die Stimmung zu geben, in welcher ich jetzt

mit wahrem Uebermuth auf Alles, was ich nun unternehmen würde, blickte. Schienen meine Arbeitspläne für jetzt jede Möglichkeit auszuschliessen, durch sie mit unserer schlechten künstlerischen Oeffentlichkeit mich in Berührung zu setzen, so hegte ich im tiefsten Inneren doch keineswegs die Meinung, dass ich damit etwa bloss für das Papier arbeitete. Nur setzte ich voraus, dass in jener Oeffentlichkeit, wie in unsrem ganzen sozialen Leben, es sehr bald zu einem unermesslichen Umschwunge kommen werde; dem alsdann sehr schnell sich bildenden neuen Zustande und seinen wahrhaften Bedürfnissen, glaubte ich in meinen, nun mit solcher Rücksichtslosigkeit entworfenen Arbeiten gerade den rechten Stoff zuzuführen, durch welchen plötzlich ein ganz neues Verhältniss der Kunst zur Oeffentlichkeit sich herausstellen sollte. So kühne Erwartungen, über welche ich natürlich gegen keinen meiner damaligen Freunde mich eingänglicher aussprechen konnte, waren mir aus meiner Beurtheilung der damaligen Weltlage entstanden. Das allgemeine Verunglücken der politischen Bewegungen hatte mich nämlich doch nicht irre gemacht; vielmehr glaubte ich zu erkennen, dass, was sie schliesslich als so kraftlos herausgestellt habe, eben nur der nicht deutlich genug erkannte und ausgesprochene innere Grund derselben gewesen sei: als dieser stellte sich mir nun die soziale Bewegung dar, welche, trotz der politischen Niederlage, keineswegs an Energie verloren, sondern immer stärker sich ausgebreitet hatte. So beurtheilte ich das, was mir bei meinem letzten Aufenthalte in Paris zur Wahrnehmung gekommen war. Dort hatte ich unter andrem einer Wähler-Versammlung der sogenannten sozial-demokratischen Partei beigewohnt, deren ganze Haltung auf mich von grossem Eindruck geworden war; sie fand in einer provisorisch hergerichteten grossen «Salle de la Fraternité», im Faubourg St. Denis statt, und war von 6000 Männern besucht, deren würdiges Benehmen, fern von allem tumultuarischen Wesen, mir einen sehr vortheilhaften Begriff von dem konzentrirten und zuversichtlichen Bewusstsein dieser jüngsten Partei gab. Die Ansprachen der Hauptredner der damaligen äussersten Linken der «Assemblée nationale» überraschten mich sowohl durch ihren ungemeinen rhetorischen Schwung, als durch die in ihnen sich kundgebende feste Zuversicht. Da nun diese wirklich extreme Partei sich durch Alles, was gegen die herrschende Reaktion zur Opposition getrieben wurde, allmählich immer mehr verstärkte, und alle früher nur «liberalen» Elemente den Wahlprogrammen dieser sogenannten «Sozialdemokraten» offen sich anschlossen, war voraus zu sehen, dass sie, wenigstens in Paris, bei den mit dem Jahre 1852 bevorstehenden neuen Wahlen,

namentlich bei der Neuwahl des Präsidenten der Republik, das entschiedene Uebergewicht erhalten werde. Meine eigenen Annahmen hierüber wurden, wie bekannt, auch von ganz Frankreich getheilt, und dem Jahre 1852 schien die Bedeutung eines unerhörten Umschwunges beigelegt werden zu müssen, wie dieser sehr sicher namentlich auch von der Gegenpartei befürchtet wurde, welche daher dem kommenden Zustande der Dinge mit äusserstem Schrecken entgegen sah. Die übrige Lage der europäischen Staaten, in welchen jeder Aufschwung mit geistlosester Brutalität niedergehalten worden war, liess der Annahme Raum, dass eben diesem Zustande von keiner Seite lange Dauer zugesprochen werde, und Alles schien gespannt auf die grosse, mit dem nächsten Jahre bevorstehende Entscheidung zu blicken. — Mit meinem Freunde *Uhlig* hatte ich, neben der Vortrefflichkeit des Wasserkur-Systems, auch diese bedeutende Weltlage besprochen: er, der aus den Dresdener Theater- und Orchester-Proben zu mir kam, fand es ungemein schwer, so kühnen Annahmen über eine heroische Wendung der menschlichen Angelegenheiten Recht zu geben. Er versicherte mich, ich könne mir nicht vorstellen, wie erbärmlich die Menschen wären; doch betäubte ich ihn so weit, dass er das Jahr 1852 mit mir als ein mit grosser Entscheidung schwangeres in das Auge fasste. Hierauf bezog sich denn manches in unserer Korrespondenz, welche «Figaro» fleissig wieder vermittelte. Wenn wir uns über irgend eine Niederträchtigkeit zu beklagen hatten, rief ich ihm immer diese hoffnungs- und verhängnissvolle Jahreszahl zu, wobei meine Meinung sich ungefähr dahin gestaltete, dass wir längere Zeit dem erwarteten Umsturze ruhig zuzusehen hätten, um dann, wenn Alle nicht mehr wissen würden, was zu thun sei, unsrerseits erst anzufangen. Wie ernstlich dieser sonderbare Hoffnungsbau in mir sich begründet hatte, vermag ich nicht recht zu ermessen; dass an dem zuversichtlichen Uebermuthe meiner Annahmen und Behauptungen die in bedenklichem Grade gesteigerte Aufregung meiner Nerven einen grossen Antheil hatte, musste mir jedoch allerdings bald zur Einsicht kommen. Die Nachrichten vom Staatsstreiche des 2. Dezember in Paris machten auf mich den Eindruck des rein Unglaublichen: während die Welt erhalten werden zu sollen schien, ging sie mir ganz ersichtlich unter. Als sich der Erfolg davon befestigte, und das, was vorher kein Mensch für möglich gehalten hätte, mit allem Anscheine der Dauer sich begründete, wandte ich mich mit der Gleichgültigkeit, wie von einem Geheimnisse dessen Ergründung uns nicht der Mühe werth dünkt, von der Erforschung dieser räthselhaften Welt ab. Mit scherzhafter Reminiscenz an unsre frühere Hoffnung auf das

Jahr 1852, veranlasste ich nun für meine Korrespondenz mit *Uhlig*, dass wir dieses Jahr als nicht eingetreten betrachten, und immer fort aus dem Dezember 51 datirten, welcher Monat auf diese Weise hierbei eine unerhörte Ausdehnung erhielt.

Bald bemächtigte sich meiner eine ausserordentliche Niedergeschlagenheit, in welcher sich die Enttäuschung über den äusseren Verlauf der Weltgeschicke auf sonderbare Weise mit der, jetzt bei mir eintretenden Reaktion gegen die Uebertreibungen der Wasserkur in Bezug auf meinen Gesundheitszustand, zugleich zur Geltung brachte. Nach jener Seite zu erkannte ich nun die triumphirende Wiederkehr aller der ernüchternden, jede höhere Hoffnung ausschliessenden Erscheinungen im Kulturleben, von denen die Erschütterungen der letzten Jahre uns für immer befreit zu haben schienen. Ich sagte die Zeit voraus, wo es bald wieder so elend bei uns hergehen würde, dass ein erscheinendes neues Buch von *Heinrich Heine* als aufregendes Ferment begrüsst würde: als wirklich nach einiger Zeit der «*Romancero*» dieses, zuletzt ganz in Unbeachtung gefallenen Dichter's mit dem vollen altgewohnten Aufsehen wieder die Journale alamirte, musste ich laut lachen; wirklich gehöre ich zu den, wahrscheinlich sehr wenigen, gebildeten Deutschen, welche dieses Buch, das übrigens viele Verdienste haben soll, nie aufgeschlagen haben. Dagegen erhielt ich nun Ursache, meinem beängstigenden physischen Zustande eine ernstlichere Aufmerksamkeit zu widmen, welche mich für jetzt zu einer nothgedrungenen gänzlichen Umkehr in meinem bisherigen Verfahren gelangen liess.

Diese Umkehr gieng jedoch nur sehr allmählich, und unter besondrer Einwirkung meiner Freunde vor sich. Der Kreis derselben hatte sich mit dem Eintritte dieses Winters vermehrt, wiewohl *Karl Ritter*, welcher acht Tage nach mir ebenfalls von Albisbrunnen geflüchtet, und dann eine Niederlassung in meiner Nähe versucht hatte, alsbald nach Dresden sich wandte, da er in Zürich offenbar für seine Jugend zu wenig Anregung fand. Dagegen suchte eine in Zürich seit kurzem niedergelassene Familie *Wesendonck* meine Bekanntschaft, wozu es in derselben Wohnung der «hinteren Escherhäuser», in welcher ich meine erste Züricher Niederlassung versucht hatte, auf Anlass des nach mir dort eingezogenen, von der Dresdener Revolution her mir wohl bekannten *Marschall von Bieberstein*, kam. Ich entsinne mich, an dem Abende dieser Gesellschaft meine damalige unmässige Aufgeregtheit in einer Diskussion mit dem Professor *Osenbrück* ganz besonders zur Schau getragen zu haben: ich reizte diesen Mann über der Abendmahlzeit durch meine leidenschaftlich fest gehal-

tenen Paradoxen zu einem wahren Abscheu gegen mich auf; denn er vermied seitdem mit grösster Aengstlichkeit jede Begegnung mit mir. Meine hierbei angeknüpfte Bekanntschaft mit *Wesendonck*'s erschloss mir zunächst das freundliche Behagen eines Hauses, welches sich vor den sonstigen Züricher Hausständen vortheilhaft auszeichnete. Herr *Otto Wesendonck*, um einige Jahre jünger als ich, hatte durch Theilnahme an einem grossen New-Yorker Seidengeschäft sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben, und schien für seine Lebensentschlüsse sich gänzlich nach den Neigungen seiner, seit wenigen Jahren mit ihm vermählten jungen Frau zu richten. Beide stammten vom Niederrhein her, und trugen das freundliche blonde Gepräge dieses Landes. In der Nöthigung, sich an einem dem New-Yorker Geschäft förderlichen Orte Europa's zu fixiren, hatte er zunächst Zürich, vermutlich seines deutschen Elementes wegen, vor Lyon den Vorzug gegeben. Beide hatten im vergangenen Winter der Aufführung einer *Beethoven*'schen Symphonie unter meiner Direktion beigewohnt, und bei dem Aufsehen, welches diese Leistung in Zürich hervorrief, schien es ihnen für ihre neue Niederlassung wünschenswerth zu dünken, mich für ihren Umgang zu gewinnen.

Auch diesen Winter liess ich mich bestimmen, von Neujahr an in drei Konzerten der Musikgesellschaft, unter den für diese Gelegenheit nun im Voraus angenommenen Bedingungen, einzelne ausgezeichnete Musikstücke dem verstärkten Orchester einzuüben und zu dirigiren. Grosse Freude machte es mir selbst das eine Mal die *Beethoven*'sche Musik zum »Egmont« mit grosser Sorgsamkeit vortragen zu lassen. Da *Herwegh* so gern etwas von meiner Musik zu hören wünschte, führte ich, wie ich diess ausdrücklich versicherte, ihm ganz besonders zu Liebe auch die *Tannhäuser*-Ouvertüre auf, und verfasste für diese Gelegenheit ein besonderes, ihrem Verständnisse dienendes Programm. Auch gelang mir eine vorzügliche Aufführung der *Korlolan*-Ouvertüre, zu welcher ich ebenfalls ein erläuterndes Programm verfasste. Dies Alles ward von meinen Bekannten mit grosser Theilnahme aufgenommen, so dass ich, hiervon verführt, endlich selbst den Bitten des damaligen Theaterdirektor's *Löwe*, welcher eine Aufführung des »fliegenden Holländer's« wünschte, um meiner Freunde Willen nachgab, und dadurch mich zu einem höchst widerwärtigen, wenn auch nur gelegentlichen, Befassen mit einer Theatertruppe bestimmen liess. Allerdings wirkte auch humane Rücksicht hierbei mit: denn es galt dem Benefize eines jungen Kapellmeisters *Schöneck*, welcher mich wirklich für sein unleugbares Musikdirigenten-Talent gewonnen hatte.

Die Anstrengung welche mich dieser Ausflug in die mir ganz entwohnt gewordenen Regionen des Opernprobirens u. s. w. kostete, trug nicht wenig zur Steigerung meines überreizten Gesundheitszustandes bei, so dass ich nun, auf das äusserste gepeinigt, meinen radikalen Gesinnungen im Betreff der Aerzte untreu wurde, und auf besondere Empfehlung *Wesendonck*'s mich dem D^r *Rahn-Escher* anvertraute, welcher durch sein gemüthliches Benehmen und sanft beruhigendes Verfahren mit der Zeit mich in ein neues und erträgliches Geleis überführte.

Ich sehnte mich endlich nur dahin zu gelangen, die Vollendung meines kombinirten *Nibelungen*-Gedichtes in Angriff nehmen zu können. Ehe ich aber ernstlich dazu Muth fasste, glaubte ich den Frühling erwarten zu müssen, und verbrachte zunächst meine Zeit noch mit einigen kleineren Arbeiten, unter welchen ein für die Veröffentlichung bestimmter Brief an *Liszt* über die «Goethe-Stiftung», mit der Darlegung meiner Ideen über die Nothwendigkeit der Gründung eines deutschen Original-Theater's, so wie eines zweiten Schreibens an *Franz Brendel* über die, nach meiner Meinung zu befolgende Tendenz einer Zeitschrift für Musik, zu gedenken ist. — Ich entsinne mich auch eines Besuches *Henri Vieuxtemps*', welcher in *Belloni*'s Begleitung nach Zürich kam, um dort ein Konzert zu geben, und nochmals seit jener früheren Pariser Zeit eines Abends meine Freunde durch sein Violinspiel erfreute. — Mit dem Herannahen des Frühlings überraschte mich auch ein Besuch *Hermann Franck*'s, mit welchem ich ein interessantes Gespräch über die vergangenen Welt-Ereignisse hatte, während welcher er mir gänzlich aus den Augen verschwunden war. In seiner ruhigen Weise äusserte er mir sein Befremden über die Leidenschaftlichkeit, mit der ich mich in den Dresdener Aufstand verwickelt hätte; da ich verwunderungsvoll seinen Ausdruck missverstand, erläuterte er ihn dahin, dass er mir wohl Wärme und Begeisterung für alles Mögliche, nur nicht die Unbesonnenheit, an so nichtigen Unternehmungen mich zu betheiligen, zugetraut hätte. Ich erfuhr nun, welches die allgemein herrschende Meinung über diese unerhört verleumdeten Vorgänge in Deutschland war, und konnte namentlich im Betreff meines armen Freundes *Röckel* zur Aufdeckung der auf ihm lastenden Verleumdungen, welche ihn sogar als einen elenden feigen Wicht darstellten, genügend beitragen, um so zu meiner wahren Befriedigung auch *Franck* eine andere Meinung hierüber beizubringen, wofür er mir seine aufrichtige Erkenntlichkeit kundgab. Mit *Röckel* selbst, der seit länger zu lebenslänglichem Zuchthaus «begnadigt» war, unterhielt ich zu Zeiten einen, wie nicht anders möglich, offenen Briefwechsel, dessen Charakter sich bald dahin

bestimmte, dass ich, namentlich bei seiner kräftigen, ja heiteren Ausdauer in seinem Zwangs-Zustande, ihn für glücklicher halten musste, als mich in meiner, durch den hoffnungslosesten Blick in alle meine Lebenszustände getrübten, Freiheit.

Endlich kam der Mai heran. Ich verlangte nach Land-Aufenthalt, um meine abgespannten Nerven zu kräftigen, und endlich an die Ausführung meiner dichterischen Pläne zu gehen. Wir fanden, auf halber Höhe des nicht weit von unserer Wohnung gelegenen Zürich-Berges, in dem *Rinderknecht*'schen Gute ein erträgliches Unterkommen, und konnten bereits am 22. Mai meinen 39. Geburtstag durch ein ländliches Mahl in freier Luft, mit offener Aussicht auf den See und die fernen Alpen, begehen. Leider stellte sich aber bald, fast für die ganze Sommerzeit, andauerndes Regenwetter ein, gegen dessen üble Einwirkung auf meine Stimmung ich mit grosser Mühe anzukämpfen hatte. Doch ging ich nun alsbald an die Arbeit, und, wie ich meinen grossen Plan von hinten an auszuführen begonnen hatte, fuhr ich nun auch in dieser Richtung mich erhaltend, nach dem Anfange vordringend, fort, so dass ich nun, nachdem »Siegfried's Tod« und »der junge Siegfried« vollendet waren, das erste der Hauptstücke, die *Walküre*, zunächst ausarbeitete, um diesem erst schliesslich das einleitende Vorspiel, »das Rheingold« folgen zu lassen. Das Gedicht der »Walküre« führte ich unter solchen Umständen bis Ende Juni aus. — Nebenbei verfasste ich hier die Widmung der Partitur meines »Lohengrin« an *Liszt*, so wie eine gereimte Zurechtweisung eines unberufenen Kritiker's meines »fliegenden Holländer's« in einem Schweizer Blatte. — Ausserdem verfolgte mich in diese ländliche Zurückgezogenheit eine sehr widerwärtige, *Georg Herwegh* betreffende Angelegenheit, da sich eines Tages ein Herr *Haug*, welcher sich als ehemaliger »römischer General« von *Mazzini*'s Zeiten her zu erkennen gab, bei mir einführte, um im Interesse einer, wie es hiess, von dem »unglücklichen Lyriker« tief beleidigten Familie eine Art Verschwörung gegen diesen einzuleiten, wofür er jedoch von mir hülflos abgewiesen wurde. Angenehmer hiergegen war der andauernde Besuch *Julien*'s, der ältesten Tochter meiner verehrten Freundin *Ritter*, welche mit dem jungen Dresdener Kammermusikus *Kummer* sich vermählt hatte, und mit diesem, dessen Gesundheit gänzlich untergraben schien, eines berühmten Wasserarztes wegen, welcher einige Stunden von Zürich sein Wesen trieb, sich zu uns gewandt hatte. Ich hatte hier bereits nun Gelegenheit, gegen diese Wasserkur zu polemisiren, was bei meinen jungen Freunden, welche mich für einen »Enragé« hielten, grosse Betroffenheit hervorrief. Doch überliessen wir

den Kammermusikus seinem Schicksale, und erfreuten uns dagegen der bei uns auf dem *Rinderknecht*'schen Gute längere Zeit verweilenden, sehr liebenswürdigen und angenehmen jungen Freundin.

Mit dem Gelingen meiner Arbeit zufrieden, kehrten wir endlich, der unerhört andauernden kalten und regnerischen Witterung wegen, mit Ende Juni in die behaglichere Stadtwohnung zurück, wo ich beschloss den Eintritt einer eigentlichen Sommerwitterung abzuwarten, um dann eine grössere Fussreise über die Alpen, von der ich mir eine vortheilhafte Wirkung auf meine Gesundheit erwartete, anzutreten. *Herwegh* hatte mir versprochen, mich zu begleiten; da er aber, wie es schien, in widerlicher Weise noch abgehalten war, machte ich mich Mitte July allein auf den Weg, um unserer Abmachung gemäss von meinem Reisegenossen im Wallis erst eingeholt zu werden. Von *Alpnacht* am Vierwaldstättersee aus, trat ich die streng zu Fuss eingehaltene Wanderung an, und zwar nach einem Plane, welcher aus den Hauptpunkten des Berner Oberlandes mir besondere, weniger betretene Pfade durch die Alpenwelt anwies. Ich verfuhr hierbei ziemlich gründlich, indem ich z. B. im Berner Oberland auch das damals noch beschwerliche «Faulhorn» besuchte. Durch das *Hasli*-Thal im *Grimsel*-Hospital angelangt, befrug ich den Wirth desselben, einen stattlichen Mann, wegen der Besteigung des «Siedelhorns». Er empfahl mir als Führer hierzu einen seiner Knechte, einen übel aussehenden rohen Menschen, welcher, indem er die Schneefelder nicht in den üblichen Zackenpfaden, sondern in gerader Linie mich führte, den Verdacht in mir erweckte, dass er es auf meine Ermüdung abgesehen habe. Auf der Höhe des *Siedelhornes* erfreute mich einerseits der Einblick in die innere Welt der sonst nur in ihren äusseren Formen uns zugekehrten Riesen des Oberlandes, so wie andrerseits der plötzlich sich darbietende Ueberblick der italienischen Alpen mit dem *Mont-Blanc* und dem *Monte-Rosa*. Ich hatte nicht verfehlt mir ein kleines Fläschchen Champagner mitzunehmen, um es dem Fürsten *Pückler* bei seiner Besteigung des *Snowdon* nachzumachen; nur fiel mir Niemand ein, auf dessen Wohl ich zu trinken hätte. Nun ging es wieder über Schneefelder hinab, über welche mein Führer mit rasender Schnelligkeit auf seinem Alp-Stocke dahin glitt. Ich begnügte mich damit, in mässigerer Eile auf den Fusshacken vorsichtiger mich hinabzulassen. In der höchsten Ermüdung gelangte ich Abends nach *Obergesteln*, wo ich mich zwei Tage ausruhte, und der Uebereinkunft nach auf *Herwegh* wartete. Statt seiner traf aber nur ein Brief von ihm ein, der mich gewaltsam aus meinen Alpeneindrücken in die unangenehme bürgerliche Lage hinabzog, in welcher

der Unglückliche in Folge der angedeuteten Störungen sich befand. Er befürchtete nämlich, ich hätte mich durch seinen Gegner einnehmen und dadurch zu einem unfreundschaftlichen Urtheil über ihn verleiten lassen. Ich meldete ihm, er möge sich hierüber keine grauen Haare wachsen lassen, und in der italienischen Schweiz möglichst noch mit mir zusammentreffen. So machte ich mich denn mit meinem unheimlichen Führer allein zur Besteigung des *Gries-Gletscher's* und der Wanderung über dessen Pass nach der Südseite der Alpen auf. Bei dem Aufsteigen bot sich mir ein lange währender höchst trauriger Anblick dar: unter den Küh-Heerden der Hoch-Alpen war die Klauen-Seuche ausgebrochen, und zahlreiche Schaaren davon zogen in langen Reihen an mir zur nothwendigen Pflege nach den Thälern herab. Die Kühe waren auf das Aeusserste abgemagert, so dass sie Skeletten glichen, und schlichen jammervoll mühselig dahin; wie mit einer unbegreiflichen Schadenfreude schien die prächtige Umgebung mit der üppigen Weide auf diese traurige Flucht aus ihr hinzublicken. Am Fusse des steil aufsteigenden Gletscher-Abfalls kam ich in so gänzlich niedergeschlagener Stimmung an, und fühlte meine Nerven so übermässig abgespannt, dass ich erklärte umkehren zu wollen. Ich erfuhr hierüber die rohe Verhöhnung meines Führers, der mich über meine Weichlichkeit zu verspotten schien. Der Aerger darob spannte meine Nerven an, und sofort machte ich mich auf, die steilen Einwände in grösster Schnelligkeit hinaufzuklimmen, so dass *er* es diesmal war, welcher mir schwer nachkam. Die fast zwei Stunden andauernde Wanderung über den Rücken des Gletscher's hin vollbrachten wir unter Schwierigkeiten, welche selbst den Grimsel-Knecht wenigstens um *sich* besorgt machten. Es war frischer Schnee gefallen, welcher die Eis-Schründe oberflächlich verdeckte, und demnach gefährliche Stellen nicht genau erkennen liess. Hier musste der Führer gehörig vorangehen, um die Pfade genau zu recognosciren. Endlich gelangten wir an die Oeffnung des Hochthales nach dem *Formazza*-Thale zu, nach welchem zunächst wiederum ein jäher Abfall von Schnee und Eis führte. Hier begann mein Führer wieder sein verwogenes Spiel, indem er mich, statt im sicheren Zick-Zack, abermals in gerader Linie über die jähesten Abhänge geleitete; da wir auf diese Weise an ein so steiles Geröllfeld gelangten, dass ich einer unausweichlichen Gefahr entgegensah, bedeutete ich meinen Geleiter auf das Ernstlichste, und zwang ihn eine grosse Strecke mit mir zurück zu gehen, um auf einen von mir erspähten minder jähen Pfad zu gelangen. Unwirsch musste er einwilligen. Sehr ergreifend war für mich nun bei meinem Heraustreten aus der starren Wildniss die erste Berührung mit der Kultur.

Die erste dem Vieh wieder zugängliche dürftige Weide-Stelle hiess die *Bettel-Matt*, und der erste Mensch der uns begegnete war ein Murmelthier-Jäger. Bald belebte sich die Wildniss aber durch die ungeheuere Wirkung des herabstürzenden Bergflusses der *Tosa*, welcher an einer Stelle einen in drei weiten Absätzen sich brechenden Wasserfall von überwältigender Schönheit bietet. Nachdem, beim unablässigen Hinabsteigen, das Moos und die Flechten sich zu Gras und Wiese, das Knieholz zu immer aufrechteren Kiefern und Fichten, umgewandelt hatten, gelangten wir endlich in immer traulicherer Thalgegend nach dem heutigen Ziel unsrer Wanderung, dem Dorfe *Pommath*, von der italienischen Bevölkerung *Formazza* genannt. Hier galt es denn wirklich zum ersten Mal in meinem Leben Murmelthier-Braten zu essen. Von grösster Ermüdung durch wenigen Schlaf nur ungenügend gestärkt, machte ich mich am andren Morgen allein auf die weitere Wanderung das Thal abwärts, nachdem ich meinen Führer ausgelohnt und auf den Heimweg geschickt hatte. Dass ich unter der Obhut dieses Menschen in wirklicher Lebensgefahr gewesen war, erfuhr ich erst im November dieses Jahres, als die ganze Schweiz von der Nachricht alarmirt wurde, dass das Grimsel-Spital abgebrannt, und Niemand anders als der Wirth desselben, welcher dadurch von den Gemeinden die Erneuerung des Pacht-Vertrages für die Grimsel-Wirthschaft sich zu ertrotzen hoffte, in Brand gesteckt worden war. Er selbst hatte sofort bei der Entdeckung seines Verbrechens in dem kleinen See, an dessen Ufern das Spital liegt, sich ertränkt; der Knecht aber, welchen er zu der Brandlegung erkauft hatte, war festgenommen, und zur Strafe abgeführt worden. Ich erfuhr aus dessen Namen, dass es derselbe war, welchen der vorsorgliche Grimsel-Wirth mir zu meiner einsamen Wanderung über denselben Gletscher-Pass mitgegeben hatte, auf welchem, wie ich nun ebenfalls erfuhr, zwei Frankfurter Reisende nicht lange vor mir verunglückt und umgekommen waren: so dass ich denn abermals Gelegenheit hatte, mich als auf besondere Weise einer drohenden Todesgefahr entgangen zu betrachten.

Unvergesslich sind mir nun die Eindrücke der Wanderung durch das immer tiefer sich senkende Thal geblieben. Namentlich überraschte mich die plötzlich sich erschliessende südliche Vegetation, nachdem ich durch einen engen Felsenpass, in welchen die *Tosa* sich zusammendrängte, steil herabgestiegen war. Bei heisser Sonnengluth gelangte ich am Nachmittage nach *Domodossola*; und hier erinnerte ich mich eines hübschen, mit Platen'scher Feinheit ausgeführten Lustspieles, welches noch in Dresden von einem mir unbekannt gebliebenen Verfasser durch

*Eduard Devrient* mir mitgetheilt worden war, und welches in *Domodossola*, unter den Eindrücken des Herabgelangens aus der nördlichen Alpenwelt in das plötzlich sich erschliessende Italien, wie ich sie so eben selbst empfand, spielte. Eben so unvergesslich ist mir ein hier, ziemlich naiv, aber äusserst behaglich servirtes erstes Diner *à l'italiana* verblieben. Da ich zu ermüdet war um diesen Tag noch weiter zu wandern, dennoch aber mit Ungeduld an die Ufer des *Lago Maggiore* zu gelangen trachtete, versorgte ich mich hier mit einem Einspänner, der mich bis zur Nacht noch nach *Baveno* bringen sollte. Ich fühlte mich so glücklich, als ich in meinem Wäglein dahinrollte, dass ich mich der Rücksichtslosigkeit schuldig machte, einem Offizier, welcher durch den Veturino mich um die Erlaubniss, mir Gesellschaft zu leisten, angehen liess, barsch sein Gesuch abzuschlagen. In den hübschen Orten, durch welche ich nun gelangte, erfreute mich die Zierlichkeit der Häuserdekorationen, sowie die angenehme Physiognomie der Menschen. Eine junge Mutter, welche ihr Kind auf dem Arme, und an einer Spindel spinnend, trällernd dahinschlenderte, blieb auf mich ebenfalls von unvergesslichem Eindrucke. Kurz nach Sonnenuntergang gewann ich noch den Anblick der aus dem *Lago Maggiore* anmuthig aufsteigenden *Borromeischen* Inseln, und konnte nun wieder vor Freude über das morgen zu Erlebende nicht schlafen. Der Besuch der Inseln selbst entzückte mich des andren Tages so sehr, dass ich nicht recht begreifen konnte, wie ich zu so etwas Anmuthigem käme, und was ich damit anfangen sollte. Mit dem Gefühle, als müsse ich jetzt vor etwas fliehen, wohin ich nicht gehöre, verliess ich nach dem einen Tage den Ort, um den *Lago Maggiore* aufwärts, über *Locarno* nach *Bellinzona* wieder in das eidgenössische Gebiet, und von da nach *Lugano* mich zu wenden, wo ich, meinem ersten Reiseplane gemäss, mich länger aufzuhalten gedachte. Hier litt ich nun bald unter einer unerträglichen Hitze; selbst die Bäder im ganz durchglühten See boten keine Erfrischung mehr. In einem palastähnlichen Gebäude, welches im Winter die Regierung des Cantons Tessin beherbergte, im Sommer aber zum Gasthofe diente, war ich zwar, sobald ich von dem schmutzigen Mobiliar, unter welchem auch das «Denksopha» aus den «Wolken» des *Aristophanes* figurirte, absah, recht stattlich logirt. Doch stellte sich nun wieder der Zustand bei mir ein, unter welchem ich so lange gelitten, und welcher zwischen äusserster Abspannung und Aufregung der Nerven mich so wenig zur Ruhe kommen liess, wie es gewöhnlich mir erging, so oft ich mir in meinem Leben auf eine angenehme Weise zu faulenzen vorgenommen hatte. Ich hatte mir Lektüre mitgenommen, und namentlich

sollte *Byron* die Kosten meiner Unterhaltung tragen. Ich wusste mich leider sehr dazu zwingen, Genuss an ihm zu finden, was endlich im weiteren Verlaufe des *Don Juan* mir immer schwerer fiel. Nach wenigen Tagen schon begriff ich nicht, was ich hier wollte, als plötzlich *Herwegh* mir meldete, dass er mich mit mehreren Freunden hier aufsuchen werde. Ein wunderlicher Instinkt trieb mich, sogleich meiner Frau zu telegraphiren, sie möge ebenfalls herzukommen. Sie gehorchte meinem Rufe mit überraschender Schnelligkeit, und traf mit der Post über den Gotthard unvermuthet in später Nacht ein. Ihre Ermüdung war so gross, dass sie auf dem «Denk-Sopha» sofort in einen Schlaf versank, welchen ein Gewitter von solcher Heftigkeit, wie ich es nie wieder erlebt habe, nicht zu erschüttern vermochte. Am Morgen traf denn auch wirklich meine Züricher Freundschaft ein.

Der Hauptgenosse *Herwegh's* war *Dr François Wille*. Diesen hatte ich schon vor längerer Zeit zum ersten Male bei *Herwegh* kennen gelernt: er zeichnete sich durch ein in Studenten-Duellen zerfetztes Gesicht aus, ausserdem durch eine zuversichtliche Neigung zu witzigen, drastischen Bemerkungen. Seit kurzem hatte er sich bei *Meilen* am Züricher-See niedergelassen, und mich mit *Herwegh* öfter veranlasst ihn dort zu besuchen. Wir trafen da die Gewohnheiten einer Hamburger Familie an, welche durch seine Frau, eine Tochter des reichen Schiffsrheders *Sieman*, in ziemlicher Wohlhabenheit erhalten wurde. Während er eigentlich immer Student blieb, hatte er früher doch Gelegenheit gewonnen, durch die Redaktion einer Hamburger politischen Zeitung sich Beachtung und zahlreiche Bekanntschaft zu verschaffen. Er wusste ausserordentlich viel zu erzählen, und galt dadurch für unterhaltend. Jetzt hatte er, so schien es, sich *Herwegh's* angenommen, um ihn aus seiner üblen Stimmung und seiner Unschlüssigkeit im Betreff der anzutretenden Alpenwanderung zu reissen, und sich mit einem Professor *Eichelberger* selbst zu Fuss über den Gotthard aufgemacht, was *Herwegh* überaus empört hatte, da er erklären zu dürfen glaubte, dass Fusswanderungen nur da angewandt wären, wo man nicht fahren könne, nicht aber auf solchen Kunststrassen. Nach einem Ausfluge in die Umgegend von *Lugano*, auf welchem ich Gelegenheit hatte, den unangenehmen Eindrücken der kindischen Kirchglockenspiele, wie sie in Italien so allgemein sind, inne zu werden, überredete ich die Gesellschaft, mir nach den Borromeischen Inseln zu folgen, wohin es mich noch einmal einig verlangte. Während der Dampfschifffahrt auf dem Lago Maggiore trafen wir einen schmächtigen Herrn mit langem Hussern-Schnurrbart an, den wir scherzhaft unter

uns für den General *Haynau* ausgaben, und als solchen, ebenfalls zu unserer Belustigung, mistrauisch behandelten. Bald entdeckte er sich als ein äusserst gutmüthiger hannöverischer Edelmann, welcher zu seinem Vergnügen lange Italien bereist hatte, und vieles Nützliche im Bezug auf den Verkehr mit Italienern uns mittheilen konnte. Seine Empfehlung nützte uns sehr für den Besuch der Borromeischen Inseln, von welchen aus meine Bekannten sich von mir und meiner Frau trennten, um auf dem nächsten Wege zurück zu reisen, während wir über den *Simplon* und durch das *Wallis* noch nach *Chamounix* uns wenden wollten.

Die Ermüdung, welche mich bisher mein Ausflug gekostet hatte, sagte mir nämlich, dass ich sobald zu einem ähnlichen Unternehmen mich nicht wieder aufmachen würde, und es drängte mich daher, das Sehenswürdigste der Schweiz bei dieser Gelegenheit vollends in Augenschein zu nehmen. Ueberhaupt war ich aber wohl, wie seit längerer Zeit es mit mir stand, in der Stimmung, mir durch einen neuen äusseren Eindruck eine bedeutende Wirkung auf mich zu erwarten. Deshalb wollte ich den *Mont-blanc* nicht vorbeigehen lassen. Sein Anblick ward mit grossen Beschwerden erkauft, unter welchen eine nächtliche Ankunft in *Martigny* zu nennen ist, wo in Folge grosser Ueberfüllung der Gasthöfe allseitig die Unterkunft verweigert wurde, und wir nur, mit Benutzung des Liebesverhältnisses eines Postillon's zu einem Dienstmädchen, widerrechtlich in einer für diese Nacht von der Herrschaft verlassenen Privatwohnung ein Obdach fanden. Im *Chamounix-Thal* besuchten wir pflichtgemäss das sogenannte «Eismeer» und die «Flégère», von welcher aus auch mich der Anblick des *Mont-blanc* allerdings bedeutend anregte. Meine Phantasie beschäftigte sich jedoch weniger mit der Besteigung dieses Gipfels, als vielmehr mit einer Ueberschreitung des *Col des géants*, indem mich weniger die zu erreichende grosse Höhe, als die andauernd erhabene Oede auf dieser letzteren Wanderung anzog. Ich nährte längere Zeit den Vorsatz, ein solches einziges Abenteuer noch einmal zu bestehen. Beim Herabsteigen von der «Flégère» verrenkte *Minna* bei einem Falle sich den Fuss, davon die schmerzlichsten Folgen uns von jetzt an von jeder weiteren Unternehmung zurück hielten; wogegen wir nun die Heimreise über *Genf* zu beschleunigen uns genöthigt sahen.

Auch von diesem bedeutenderen und grossartigeren Ausfluge, fast dem einzigen den ich je rein zu meiner Erholung unternommen hatte, kehrte ich mit einem seltsam unbefriedigten Gefühle zurück, und immer verblieb mir noch die Sucht nach etwas in der Ferne, was mich entschei-

dend bestimmen, und meinem Leben eine neue Wendung geben sollte. — Dafür traf ich zu Hause die Anzeigen einer anderweitigen neuen Wendung meiner Lebens-Schicksale an. Es waren diess Nachfragen und Bestellungen verschiedener deutscher Theater, welche den *Tannhäuser* geben wollten. Zuerst war es das Schweriner Hof-Theater, welches sich dafür meldete; die jüngste Schwester *Röckel's*, welche nach einiger Zeit den mir aus meiner frühesten Jugend her bekannten Schauspieler *Moritz* heirathete, und jetzt als jugendliche Sängerin aus dem Lande ihrer Erziehung, England, nach Deutschland gekommen war, hatte, wie Anderen, so auch einem ehrlichen Angestellten jenes Theaters, dem Rentanten *Stocks* so enthusiastisch von dem in Weimar empfangenen Eindruck des Tannhäuser's auf sie erzählt, dass dieser für sich die Oper eifrigst studirt, und nun die Direktion des Theaters angetrieben hatte, die Aufführung derselben in Angriff zu nehmen. Bald meldeten sich auch die Theater von *Breslau*, *Prag* und *Wiesbaden*, an welchem letzteren mein Jugendfreund *Louis Schindelmeisser* als Kapellmeister fungirte. Diesen folgten in kurzer Zeit noch andere Theater; am meisten überraschte es mich aber, als sogar das Berliner Hoftheater durch seinen neuen Intendanten, Herrn *von Hülsen*, darum nachfrug. Im Betreff dieses letzteren Ereignisses durfte ich wohl annehmen, dass die damalige *Prinzessin von Preussen* welche durch meine treue Freundin *Frommann* mir immer in Gewogenheit erhalten worden, namentlich aber durch die Weimarische Aufführung des «Tannhäuser» dafür neuerdings kräftig angeregt worden war, zu diesem unerwarteten Entgegenkommen Veranlassung gegeben hatte.

Während mich die Bestellungen der kleineren Theater sehr erfreuten, beängstigte mich die der grössten deutschen Bühne. An jenen wusste ich nämlich mir ergebene und eifrige Kapellmeister, welche jedenfalls den Wunsch der Aufführung meiner Oper selbst angeregt hatten; in Berlin dagegen stand es anders. Zu dem mir von früher her bekannt gewordenen, sehr talentlosen und dabei sehr eitlen Kapellmeister *Taubert*, war dort nur noch der aus allerfrühester Zeit, so wie später aus Riga, schliesslich unter sehr üblen Umständen, mir im Gedächtnisse gebliebene *Heinrich Dorn* als Kapellmeister angestellt. Mit keinem dieser Beiden fühlte ich weder Neigung, noch traute ich die Möglichkeit, über mein Werk zu verfahren, und aus meiner Kenntniss ihrer Fähigkeiten, so wie ihres üblen Willens, erhielt ich vollen Grund, eine erfolgreiche Aufführung meiner Oper unter ihrer Leitung zu bezweifeln. Da ich nun selbst als Direktor nicht nach Berlin gehen konnte, um den Geist der Aufführung

meines Werkes zu überwachen, erbat ich mir sofort von *Liszt* die Erlaubniss, ihn als meinen Stellvertreter und *alter ego* in Berlin vorschlagen zu dürfen, wozu er mir willig beistimmte. Als ich demnach die Berufung *Liszt's* zur Bedingung machte, ward jedoch von Seiten des Berliner Generalintendanten der Einspruch erhoben, dass die Berufung eines »weimarischen« Kapellmeister's als gröbliche Beleidigung der preussischen Hofkapellmeister erscheinen müsste, und ich demnach von dieser Bedingung abzusehen hätte. Hieraus entspann sich ein umständlicher Transactionsversuch, welcher damit endigte, dass die Aufführung des »Tannhäuser« in Berlin für jetzt auf längere Zeit unterblieb.

Während von nun an jedoch mit wachsender Schnelle der »Tannhäuser« sich über die mittleren deutschen Theater verbreitete, lastete mich vor dem Geiste dieser Aufführungen, über deren Charakter ich nie zu vollkommener Klarheit gelangen konnte, grosse Besorgniss. Da meine Anwesenheit überall verwehrt war, griff ich somit dazu, durch eine sehr ausführliche Abhandlung, welche als Anleitung zur Aufführung meines Werkes dienen sollte, für das richtige Verständniss der von mir gestellten Aufgabe zu sorgen. Ich liess diese ziemlich umfangreiche Arbeit auf meine Kosten in eleganter Ausstattung drucken, und übersandte an jedes Theater, welches die Partitur bestellte, eine grössere Anzahl von Exemplaren davon, mit der Bestimmung, dem Kapellmeister, dem Regisseur, und den Hauptdarstellern zur Beachtung und Befolgung zugetheilt werden zu sollen. Ich habe im Laufe der Zeit noch nicht von einem einzigen Menschen erfahren, welcher diese Anleitung gelesen, oder gar befolgt hätte. Da mir im Jahre 1864 durch meine sorgsame Vertheilung der Broschüre alle Exemplare davon ausgegangen waren, fand ich dagegen zu meiner grossen Freude sämmtliche dereinst dem Münchener Hoftheater übersandten Exemplare gänzlich unberührt im Archive desselben verwahrt, wodurch ich in die angenehme Lage gerieth, dem Könige von Bayern, welcher darnach verlangte, einigen Freunden und mir selbst, von der verlorenen gegangenen Schrift wieder Kenntniss zu verschaffen.

Es war ein sonderbares Schicksal, dass die sich jetzt anmeldende Verbreitung meiner Oper auf den deutschen Theatern mit meinem, zum der Aufführung zuvielendem, Entschlusse zu einer Arbeit zusammenfiel, für deren Konzeption mich die Nöthigung zur vollkommenen Rücksichtslosigkeit auf unsere Theater so entscheidend mit bestimmt hatte; doch wirkte jene bisher so wenig erwartete Wendung in keiner Weise auf meine Stimmung zu dieser Arbeit. Durch das Festhalten

meines Planes gewann ich vielmehr die Ruhe, nach jener andren Seite hin Alles eben nur seinen Gang gehen zu lassen, ohne im mindesten zu den Aufführungen selbst Anregung zu geben. So liess ich nur gewähren, sah verwunderungsvoll zu, wenn ich stets nur von guten Erfolgen hörte; liess mich aber durch keinen derselben zu einer Aenderung meines Urtheil's über unser Theater im Allgemeinen, und die Oper im Besondren, verleiten. Ich blieb unerschüttert bei dem Vorsatze, meine Nibelungen-Dramen in der Weise auszuführen, als ob das heutige Operntheater gar nicht bestünde, dagegen das von mir gedachte ideale Theater ganz nothwendig dereinst mir erstehen würde. So verfasste ich denn noch im Oktober und November dieses Jahres die Dichtung des «Rheingold's», womit ich den ganzen Cyclus des von mir entworfenen Nibelungenmythos nach vorn zum Abschluss brachte. Zugleich aber arbeitete ich den «jungen Siegfried» und namentlich «Siegfried's Tod» in der Weise um, dass sie nun in das richtige Verhältniss zum Ganzen traten, wodurch namentlich das letzte Stück solche bedeutende Erweiterungen, wie sie jetzt der unverhohlener dargelegten Bedeutung des Ganzen entsprachen, erhielt. Demnach hatte ich auch dem letzten Stücke einen neuen, seinem richtigen Bezuge zu dem ganzen Gedichte entsprechenden, Titel zu geben; ich nannte es nun: «Götterdämmerung», während ich den «jungen Siegfried», da dieser nicht mehr eine abgerissene Episode aus dem Leben des Helden zum Gegenstand hatte, sondern im Rahmen des Ganzen seine richtige Stellung neben den andren Hauptgestalten erhielt, einfach «Siegfried» nennen durfte.

Es war mir betrübend, diese umfangreiche dichterische Arbeit voraussichtlich lange Zeit Denjenigen, welchen ich doch Interesse dafür zutrauen durfte, gänzlich unbekannt lassen zu müssen. Da nun die Theater in überraschender Weise mich dann und wann mit ihren üblichen Honoraren für den «Tannhäuser» versahen, bestimmte ich einen Theil meiner Einnahmen auch dazu, eine Anzahl schön gedruckter Exemplare meines Gedichtes zu meinem Privatgebrauche herstellen zu lassen. Ich bestimmte, es sollten nur fünfzig Exemplare von dem schönen Satze abgezogen werden. — Ehe ich noch ganz mit dieser, mich sehr angenehm stimmenden Beschäftigung zu Ende kam, hatte ich einen grossen Schmerz zu überleben.

Wohl fand ich in der Nähe Anzeichen von Theilnahme an der Vollendung meiner grossen dichterischen Arbeit, obwohl die meisten meiner Bekannten das Ganze für eine Chimäre, und vielleicht selbst für eine überhebungs volle Laune hielten; mit näherem Verständniss, und wirklich warm,

ging nur *Herwegh* darauf ein, mit welchem ich mich oft darüber besprach, und dem ich die fertigen Theile auch gewöhnlich vorlas. *Sulzer* war sehr verstimmt über die Umarbeitung von «Siegfried's Tod»; denn er hielt dieses Stück für gut und eigenthümlich und glaubte es dieser Eigenschaften beraubt zu sehen, wenn es wiederum für gut und zweckmässig anerkannt werden sollte, dass vieles davon geändert würde. Somit erbat er sich wenigstens das Manuskript der ersten Fassung, welches sonst vermuthlich ganz verloren gehen würde, für sich zur Aufbewahrung als Andenken aus. — Um mir sogleich einen Begriff von der Wirkung des ganzen Gedichtes bei einer Mittheilung desselben in möglichst rascher Aufeinanderfolge zu verschaffen, bestimmte ich, bereits wenige Tage nach der beendigten Arbeit, einen mehrtägigen Besuch bei der Familie *Wille* auf ihrem Landgute, mitten im Dezember, dazu, der kleinen Gesellschaft es vorzulesen. Ausser *Herwegh*, welcher mich begleitete, waren noch die Frau *Wille* und deren Schwester, Frau *v. Bissing*, zugegen. Ich hatte namentlich diese Frauen schon öfter bei meinen grau gepflogenen Besuchen in dem, durch den zweistündigen Marsch zu erreichenden *Marienfeld* auch durch Musiziren in meiner seltsam eigenthümlichen Weise unterhalten, und an ihnen ein fast schwärmerisch angeregtes Publikum gewonnen, zu einigem Verdruss des Herrn *Wille*, welcher offen bekannte, dass die Musik ihm ein Gräuel sei, übrigens aber in seiner burschikosen Manier schliesslich die Sache von der amüsantesten Seite zu nehmen wusste. Da ich gegen Abend eintraf, ward sogleich das «Rheingold» vorgenommen, und da es noch nicht zu spät schien, und jede Anstrengung mir als unschädlich zugetraut wurde, liess ich bis Mitternacht auch noch die «Walküre» folgen. Den andren Morgen kam nach dem Frühstück «Siegfried» daran, und am Abend schloss ich mit der «Götterdämmerung». Ich glaubte Grund zu haben, mit dem Eindrucke zufrieden zu sein, namentlich die Frauen begaben sich, in anständiger Erregung, jedes Gespräches darüber. Mir verblieb leider eine fast beängstigende Aufregung davon; ich war schlaflos und den andren Tages gegen jede Unterhaltung so scheu, dass Niemand meinen eiligen Abschied begriff. Nur *Herwegh*, welcher mich zurückbegleitete, schien meine Stimmung zu empfinden, und theilte sie durch gleiches Schweigen. — Herzlere Freude wollte ich mir nun aber durch die Mittheilung des ganzen vollendeten Werkes an meinen treuen Freund *Uhlig* in Dresden machen, mit welchem ich fortgesetzt korrespondirte, und der von Phase zu Phase der Umarbeitung meines ganzen ihm bekannten Planes folgte. Ich wollte ihm die «Walküre» nicht früher zuschicken, als bis auch das vorange-

stellende «Rheingold» fertig sei; dann sollte er Alles auch nicht eher vorgelegt erhalten, als bis diess in einem schön gedruckten Exemplare mir möglich sein würde. Mit dem Eintritte des Herbstes las ich aber bereits aus *Uhlig's* Briefen Grund zur wachsenden Besorgniss für seinen Gesundheitszustand heraus. Er beklagte sich über die Zunahme der bedenklichen Hustenkrämpfe, und über endlich eingetretene totale Heiserkeit. Er hielt diess Alles nur für Schwäche, welche er durch Kräftigung seines Körper's, durch kaltes Wasser und starke Fusswanderungen, zu bewältigen verhoffte; der Geigerdienst im Theater brächte ihn so herunter; wenn er dagegen so einen siebenstündigen strengen Marsch durch die Umgegend vollbracht hätte, fühlte er sich immer wieder wohler; nur wollten allerdings die Brustkrämpfe und die Heiserkeit nicht vergehen; es falle ihm schwer, selbst in nächster Nähe sich im Gespräche verständlich mitzutheilen. Bis dahin hatte ich den Unglücklichen noch nicht ängstigen wollen, und immer verhofft, sein Zustand müsse endlich einem Arzte Veranlassung zu einer vernünftigen Behandlung desselben geben. Jetzt aber, da ich fortgesetzt nur die Versicherungen seiner Treue gegen die Prinzipien der Wasserkur von ihm vernahm, vermochte ich nicht mehr zurückzuhalten und ihm zuzurufen, mit diesem Wahnsinn aufzuhören, und sich einem besonnenen Arzt anzuvertrauen, da es sich bei seinem Zustande gewiss nicht mehr um Stärkung, sondern zu allernächst um Schonung handle. Hierüber erschrack der Aermste im höchsten Grade, da ihm aus meinen Aeusserungen aufging, ich hege die Besorgniss, dass er in einem starken Grade schwindsüchtig sei. «Was sollte da aus meiner armen Frau und meinen Kindern werden, wenn es wirklich so mit mir stünde?» so schrieb er. Leider wurde es bald zu spät; mit seinen letzten Kräften versuchte er mir noch zu schreiben, bis mir mein alter Freund, der Chordirektor *Fischer*, endlich die Aufträge *Uhlig's*, der bereits nicht mehr vernehmlich zu dem dicht an seinen Mund hinabgeneigten Ohre sich kund geben konnte, ausrichtete. Mit furchtbarer Schnelligkeit folgte diesem die Nachricht von seinem Tode: er war am 3. Januar des neuen Jahres 1853 gestorben. Mit *Lehrs* war er der zweite meiner wahrhaft ergebenen Freunde, welche mir die Schwindsucht hinwegraffte. — Nun lag das schöne für ihn bestimmte Exemplar meines «Ring des Nibelungen» müssig vor mir; ich vermochte es seinem jüngsten Knaben, meinem Pathen, welchen er *Siegfried* getauft hatte. Von seiner Wittwe erbat ich mir, was von theoretischen Schriften von ihm hinterlassen sei, und erhielt manches Bedeutende, darunter auch die früher erwähnte grössere Abhandlung über Themen-Bildung. Obwohl die

Herausgabe dieser Arbeiten durch sehr nöthige ausführliche Ueberarbeitungen mir eine grosse Mühe verursachen musste, frug ich bei Herrn *Härtel* in Leipzig an, ob er für einen solchen Band dieser Schriften der Wittwe ein gutes Honorar zahlen wollte: der Verleger erklärte, selbst umsonst die Herausgabe nicht übernehmen zu wollen, da dergleichen Sachen gar nichts einträgen. Ich erkannte schon um diese Zeit, wie sehr jeder eifrig um mich bemühte Musiker sich in gewissen Kreisen verhasst gemacht hatte. —

Die Erfahrung von *Uhlig's* Tod gab nun meinen Hausfreunden ein grosses Uebergewicht gegen mich im Betreff meiner Wassertheorien. *Hermesch* schärfte meiner Frau ein, nach den Anstrengungen der Proben und Konzertaufführungen, wie ich sie auch in diesem Winter besorgte, mir durchaus ein Glas guten Wein's aufzunöthigen. Allmählich gewannte ich mich auch wieder an die mild anregenden Genüsse des Kaffee's und des Thee's, worin meine Bekannten zu ihrer Freude gewahrten, dass ich wieder Mensch mit Menschen würde. Herr D^r *Rahn-Escher* ward nun ein gern gesehener beruhigender Hausfreund, welcher längere Jahre es recht wohl verstand, der um meine Gesundheit, namentlich um meine Nerven-Ueberreizung entstandenen Besorgnisse, Herr zu werden. Er bewährte die Klugheit seines Verfahrens alsbald, da ich gegen die Mitte des Februar es unternommen hatte, in vier aufeinander folgenden Abenden einem grösseren Zuhörerkreise mein tetralogisches Gedicht vorzulesen. Ich hatte mich nach dem ersten Abende sehr stark erkältet, und erwachte am Morgen des zweiten Vorlesung-Tages mit einer völligen katarrhalischen Heiserkeit. Meinem Arzte erklärte ich sogleich, das Ausfallen der Vorlesung würde mich ausserordentlich afficiren; was sei nun anzufangen, um diese Heiserkeit schnell von mir zu schaffen? Er verlangte, ich solle mich den Tag über nur ganz ruhig verhalten, am Abend warm eingehüllt mich nach dem Vorlesungs-Lokale bringen lassen, und dort ein paar Tassen leichten Thee zu mir nehmen; das Uebrige würde sich schon ganz von selbst finden, wogegen ich allerdings leicht ernstlicher erkranken dürfte, wenn der Kummer über meine misglückte Unternehmung mich erfasse. Wirklich ging die Vorlesung des leidenschaftlichen Stückes ganz vortrefflich vor sich; am dritten und vierten Abende ins ich wieder, und fühlte mich vollkommen wohl. Zu diesen Vorlesungen hatte ich nämlich einen grossen und eleganten Saal, in dem *Hôtel Baur au lac*, in Benutzung genommen, und machte die überraschende Erfahrung, dass derselbe mit jedem Abende sich stärker füllte, trotzdem ich nur einen kleineren Kreis von Bekannten eingeladen, und diesen allerdings frei-

gestellt hatte, Personen, bei denen sie ein wahrhaftes Interesse, nicht blosse Neugierde, voraussetzen konnten, mitzubringen. Auch hier schien die Wirkung eine durchaus günstige zu sein, und es waren die ernstesten Männer der Universität und der Regierung, von welchen ich die anerkennendsten Betheuerungen, ja selbst gute Aeusserungen über das Verständniss meines Gedichtes und der damit verbundenen künstlerischen Intentionen gewann. Aus dem eigenthümlichen, hier aber zuversichtlich stimmenden trocknen Ernste, mit welchem man sich zu erkennen gab, wurde in mir sogar der Gedanke angeregt, zu versuchen, wie weit diese mir so günstige Disposition im Dienste meiner höheren Kunsttendenzen zu verwerthen sei. Allgemein glaubte man, bei der nun einmal hierüber allgemein bestehenden oberflächlichen Ansicht, mich zu einem Bekennen mit dem Theater auffordern zu dürfen. Ich überlegte mir, wie es wohl anzufangen sei, selbst die allerdürftigste Grundlage eines Züricher Theater's, durch Befolgung gesunder Prinzipien, zu einer guten Ausbildung hinzuleiten, und brachte meine Gedanken hierüber in einer Abhandlung, mit dem Titel: *«Ein Theater in Zürich»*, jedem zur Einsicht. Die Auflage von etwa hundert Exemplaren ward verkauft, aber ich erfuhr nie das mindeste von einer Wirkung der Schrift; blos bekannte später einmal, bei einem Festessen der Musikgesellschaft, der würdige Herr *Ott-Imhof*, da von einigen Seiten geäussert wurde, dass jene meine Gedanken wohl sehr schön, aber leider unausführbar seien, dem durchaus nicht beistimmen zu können; jedoch vermisse er zu meinen Vorschlägen das Einzige, was sie auch in seinen Augen gültig erscheinen lassen könnte, nämlich meine Bereitwilligkeit, die Leitung dieses Theaters selbst zu übernehmen, weil er niemand sonst die Durchführung meiner Ideen zutrauen könne. Da ich dann allerdings erklären musste, mit so etwas nichts zu thun haben zu wollen, so ward die Sache hiermit abgemacht, und in meinem Innersten konnte ich den Leuten nicht Unrecht geben.

Indessen spannte sich die Theilnahme für mich immer höher; da ich es nun durchaus ablehnen musste, den Wünschen meiner Freunde im Betreff einer Aufführung meiner Hauptwerke im Theater nachzugeben, erbot ich mich endlich, wenigstens eine Auswahl charakteristischer Fragmente, wie sie in Konzertaufführungen am ehesten zu Gehör zu bringen waren, zu besorgen, sobald man mir die gehörige Unterstützung hierfür zu Theil werden liesse. Demgemäss wurde wirklich eine Subskriptions-Aufforderung in Umlauf gesetzt, und diese hatte den guten Erfolg, einige namhafte vermögende Kunstfreunde für die Deckung der Kosten sich

einstellen zu sehen. Ich hatte es dagegen zu übernehmen, mir ein Orchester zu engagiren wie ich es brauchte: von nah und fern wurden tüchtige Musiker herbeigerufen, und nach unendlichen Bemühungen durfte ich der Zuversicht sein, etwas recht Genügendes zu Stande gebracht zu sehen. Ich hatte die Einrichtung in der Weise getroffen, dass die engagirten Musiker von einem Sonntag zum andren eine volle Woche in Zürich verweilen mussten. Die Hälfte dieser Zeit waren sie ausschliesslich zu den Proben in Beschlag genommen. Am Mittwoch Abend fand dann die Aufführung, Freitag und Sonntag Abend fanden die Wiederholungen derselben statt. Diese Tage trafen auf den 18ten, 20ten und 22ten Mai, auf welchen letzteren mein 40ster Geburtstag fiel. Ich hatte die Freude, alle meine Anordnungen pünktlich ausgeführt zu sehen; von Mainz, Wiesbaden, Frankfurt und Stuttgart, anderseits von Genf, Lausanne, Basel, Bern und den Hauptorten der Schweiz, trafen auserwählte Musiker pünktlich am Sonntag Nachmittag ein. Sie waren sofort in das Theater beschieden, wo sie in einem, nach dem früher von mir in Dresden erfundenen, und auch hier sich vortrefflich bewährenden, Orchesterbau sich über ihre Plätze genau orientiren mussten, um andren Morgens ohne Aufenthalt und Störung sofort die Probe beginnen zu können. Da diese Leute mir früh und Abends zu Gebote standen, studirte ich ihnen in zwei und einem halben Tage ohne besondere Anstrengung eine Auswahl von grösseren Stücken aus dem «fliegenden Holländer», «Tannhäuser» und «Lohengrin» ein. Mit grösserer Mühe hatte ich mir zwar einen Chor zu bilden gesucht, der nun aber doch sehr Erfreuliches leistete. Von Einzel-Gesang kam nichts vor, als die Ballade der «Senta» aus dem «Holländer», welche die Frau des Musikdirektor's *Heim* mit guter, wenn auch unausgebildeter Stimme, und tadellosem Eifer zum Vortrag brachte. Das ganze Unternehmen hatte eigentlich keinen publiken, sondern durchaus einen patriarchalischen Charakter: ich nahm an, einem grösseren Kreise von Bekannten einen aufrichtigen Wunsch zu erfüllen, indem ich sie nach Umständen verständlich mit dem Charakter meiner Musik bekannt machte. Da es selbst hierfür jedoch auch der Bekanntschaft mit den dichterischen Grundlagen bedurfte, lud ich diejenigen, welche meinen Konzerten beizuwohnen gedachten, für drei Abende in den Konzertsaal der Musikgesellschaft ein, um sich dort von mir die Dichtungen der drei Opern, aus welchen sie zu hören bekommen sollten, vorlesen zu lassen. Dieser Einladung wurde mit grosser Theilnahme Folge geleistet; und ich durfte nun annehmen, dass mein Publikum besser, als es je wo anders geschah, vorbereitet zur Anhörung der charakteristischen Bruchstücke

meiner Opern sich einstellte. — Die Aufführungen dieser drei Abende hatten für mich das besonders Ergreifende, dass ich an ihnen mir selbst zum ersten Male etwas aus «Lohengrin» vorführen, und so auch von der Wirkung meiner Kombination des Instrumentalen in dem Vorspiele dieses Werkes einen Eindruck erhalten konnte. Zwischen den Aufführungen kam es zu einem Festessen, dem ersten und, ausser einem späteren in Pesth, dem einzigen, davon mir je die Ehre erwiesen wurde. Sehr ergriff mich wirklich die Rede des hochbetagten Präsidenten der Musikgesellschaft, Herrn *Ott-Usteri*; er machte darin die von so verschiedenen Orten zusammengetroffenen Musiker auf die Bedeutung dieser ihrer Vereinigung, den Zweck und die Wirkung derselben aufmerksam, und empfahl ihnen als sicheres Geleite für die Heimfahrt die gewiss von jedem gewonnene Ueberzeugung, dass sie hier mit einer neuen grossen Erscheinung auf dem Kunstgebiete in eine innige und fruchtbare Berührung getreten seien.

Die Erregung, welche von diesen Konzertabenden ausging, theilte sich in immer weiteren Kreisen der ganzen Schweiz mit; von fern her trafen Anmeldungen und Aufforderungen zu weiteren Wiederholungen ein; mir wurde versichert, dass ich die drei Aufführungen in der folgenden Woche vollständig wiederholen könnte, ohne befürchten zu müssen den Andrang der Zuhörer sich vermindern zu sehen. Als hierüber diskutirt wurde, und ich sowohl meine Ermüdung bezeugte, als auch den Wunsch zu erkennen gab, dem Ausserordentlichen seinen Charakter auch dadurch erhalten zu wissen, dass es nicht erschöpft werde, freute es mich, von meinem bei dieser Gelegenheit sehr thätig sich bewährenden Freunde *Hagenbuch* eine ebenso intelligente als kräftige Zustimmung zu erhalten. Das Fest ward geendigt, die Gäste in der vorausbestimmten Zeit entlassen.

Ich hatte gehofft unter den Letzteren auch *Liszt* begrüssen zu können, welcher zuvor im März, durch die Aufführung derselben drei Opern, aus denen ich hier nur Bruchstücke gab, eine «Wagner-Woche» in Weimar gefeiert hatte. Leider war es ihm nicht möglich gewesen, schon jetzt sich frei zu machen, wogegen er mir für Anfang Juli seinen Besuch zusagte. Von meinen deutschen Bekannten waren nur die treuen Frauen *Julie Kummer* und *Emilie Ritter* zur rechten Zeit eingetroffen. Da beide sich Anfangs Juni nach Interlaken begeben hatten, und auch ich bald einer Erholung mich sehr bedürftig fühlte, begab ich mich Ende dieses Monates mit meiner Frau zu einem kurzen Vergnügungs-Aufenthalt dahin, welcher jedoch durch anhaltendes Regenwetter uns in traurigster Weise ver-

kümmert wurde. Dagegen trat am ersten Juli, als wir uns verzweiflungsvoll mit unsren Freundinnen gemeinschaftlich zur Heimreise nach Zürich aufmachten, ein jetzt lange Zeit anhaltendes herrliches Sommerwetter ein, welches wir uns alsbald mit freundlichem Enthusiasmus dahin deuteten, dass es der Begleiter *Liszt's* in die Schweiz sei, der nun wirklich, *sofort* nach unsrer Wiederankunft in Zürich, in bester Laune bei uns eintraf. Nun folgte eine jener schönen Lebenswochen, wo jede Stunde des Tages zu einem ergiebigen Schatz der Erinnerung wurde. Ich hatte bereits in den gleichen sogenannten *vorderen* Escher-Häusern, in welchen ich zuletzt eine übermässig enge Parterre-Wohnung inne gehabt hatte, einen geräumigeren Wohnraum im zweiten Stocke bezogen. *Frau Stockar-Escher*, die Mitbesitzerin des Hauses, eine mir enthusiastisch ergebene Frau, voll von eigenem künstlerischen Talent (sie war Dilettantin in der Aquarelle-Malerei) hatte sich bemüht, die neue Wohnung so stattlich wie möglich neu herzurichten. Meinem eigenen, namentlich seit dem *Aufenthalte in der Wasserheilanstalt neu erwachten, und durch Compression* fast leidenschaftlich gesteigerten Hange zu angenehmer häuslicher Einrichtung, gab ich, bei der unerwarteten Verbesserung meiner Lage durch die stets sich mehrenden Bestellungen meiner Opern, ohne Rückhalt nach, und liess die Wohnung durch Teppiche und sonstiges Mobiliar so hübsch herrichten, dass selbst *Liszt*, als er in sie eintrat, sich von meiner kleinen Elégances, wie er sie nannte, verwunderungsvoll überrascht zeigte. Jetzt genoss ich denn zum ersten Male die Freude, meinen Freund auch als Komponist näher kennen zu lernen. Neben manchen berühmt gewordenen neueren Klavierstücken von ihm, gingen wir auch mehrere seiner so eben vollendeten symphonischen Dichtungen, vor allem seine Faust-Symphonie, mit grossem Eifer durch. Den Eindruck, welchen ich hiervon empfing, hatte ich später Gelegenheit in einem veröffentlichten Schreiben an *Marie von Wittgenstein* ausführlich zu bezeichnen. Meine Freude über Alles, was ich von *Liszt* erfuhr, war eben so gross als aufrichtig, vor Allem aber auch bedeutungsvoll anregend; ging ich doch selbst damit um, endlich nach so langer Unterbrechung mich wieder der musikalischen Produktion zuzuwenden. Was konnte mir wichtiger und verheissungsvoller sein, als diese so lange ersehnte Berührung mit dem, nun in meisterlicher Uebung fortgesetzt begriffenen Freunde zu treten, welcher andrerseits so ausschliesslich meinen eigenen Arbeiten und der Ausbreitung ihres Verständnisses sich gewidmet hatte. Die, namentlich durch den unvermeidlichen Zudrang von Freunden und Bekannten fast betäubenden Freudentage unterbrachen wir durch einen Ausflug nach

dem Vier-Waldstätter-See, in einziger Begleitung *Herwegh's*, welchem *Liszt* den schönen Einfall hatte den Brüderschaftstrunk mit ihm und mir aus den drei Quellen des *Grütli* anzubieten. — Für jetzt schied aber der Freund wieder von uns, nachdem er für den Herbst eine neue Zusammenkunft mit mir verabredet hatte.

Fühlte ich mich nach seinem Fortgange recht verlassen, so sorgte nun aber die Züricher Oeffentlichkeit dafür, dass ich bald auf eine von mir noch ganz unerfahrene Weise zerstreut wurde. Endlich nämlich war das kalligraphische Meisterstück eines Ehrendiplomes, welches mir der Züricher Stadtsängerverein dekretirt hatte, fertig geworden; und, mit Hinzuziehung aller mir gewogenen gesellschaftlichen und individuellen Bestandtheile des Züricher Publikum's, sollte jenes Diplom im Geleite eines solennen Fackelzuges mir überreicht werden. Wirklich nahte an einem schönen Sommer-Abende unter rauschender Musik eine ansehnliche Schaar von Fackelträgern dem Zeltwege, und bot mir einen bisher nie wieder erfahrenen Anblick und Eindruck. Man sang, und von der Strasse tönte zu mir herauf die Festrede des Präsidenten des Stadtsängervereins. Wirklich ergriff mich dieser Vorgang so sehr, dass mein unverwüstlicher Sanguinismus schnell sich meiner Phantasie bemächtigte: in meiner Antwortsrede deutete ich unverhohlen an, dass ich nicht einsähe, warum nicht gerade Zürich doch vielleicht berufen sein sollte, auf biederer bürgerlicher Grundlage der Erfüllung meiner höchsten Wünsche im Betreff des mir vorschwebenden Kunstideales einen fördernden Vorschub zu leisten. Ich glaube, man bezog dies auf ein besonderes Erblühen der Männer-Gesangvereine, und war mit meinen kühnen Verheissungen erträglich zufrieden. Abgesehen von diesem durch mich herbeigeführten *Quid-pro-quo* blieb die Stimmung dieses Abends und seiner Folgen auf mein Gemüth eine durchaus wohlthätige und heitere. —

Immer aber hegte ich noch die, schon früher, nach längeren Unterbrechungen im musikalischen Produziren erfahrene, eigenthümliche Beängstigung und Scheu vor dem Wiederbefassen mit dem Komponiren. Von allem Geleisteten und Erlebten fühlte ich mich auch sehr angegriffen, und der seit meinem Fortgange von Dresden leider immer mir wiederkehrende Trieb zu einem völligen Bruche mit Allem was hinter mir lag, zum Aufsuchen jungfräulich neuer Lebensbedingungen, gewann auch jetzt, von jener Bangigkeit geschwängert, neues beunruhigendes Leben. Ich bildete mir ein, ich müsste, ehe ich mich an eine so ungeheure Arbeit, wie die Musik zu meinem Nibelungen-Drama, machte, durchaus noch ein letztes Mal versuchen, ob ich nicht in ganz neuer Umgebung eine

harmonischere Lebensexistenz gewinnen könnte, als nach so vielen eingegangenen Kompromissen die meinige es jetzt sein könnte. Ich entwarf eine Reise nach Italien, so weit mir als politischem Flüchtlinge dieses damals offen stand. Die Mittel zur Befriedigung meines Wunsches wurden namentlich durch die Theilnahme meines, seitdem mir stets eifrig ergebenen, Freundes *Wesendonck* mit Leichtigkeit zu Gebote gestellt. Da ich diese Reise aber vor dem Eintritte der Herbst-Witterung für unräthlich halten musste, ausserdem aber für die Kräftigung meiner Nerven, selbst für den Genuss Italien's, eine vom Arzt mir angerathene besondere geeignete Kur für dienlich halten sollte, beschloss ich zuvörderst erst noch den Besuch des Bades von *St. Moritz* im *Engadin*, wohin ich in der zweiten Hälfte des Juli in Begleitung *Herwegh's* mich aufmachte.

Mir ist häufig das Sonderbare widerfahren, dass, was in den Tagebüchern Anderer sehr einfach als ein Besuch, eine kleine Reise notirt wird, bei mir den Charakter des Abenteuerlichen erhielt. So diesmal diese Bade-Reise, auf welcher es uns begegnete, dass wir, durch Ueberfüllung des Postwagen's in *Chur*, bei einem anhaltenden furchtbaren Regen, zurückgehalten wurden. Wir waren genöthigt in einem höchst unbequemen Gasthof uns mit Lektüre die Zeit zu vertreiben: ich griff zu dem west-östlichen Divan *Goethe's*, auf welchen ich durch die *Daumer*sche Bearbeitung des *Hafis* vorbereitet war. Noch kann ich an viele Goethische Aussprüche in den Erläuterungen zu diesen Gedichten nicht zurückdenken, ohne zugleich an jenen so peinlich verzögerten Aufenthalt unserer Reise in das Engadin zurückzudenken. In St. Moritz selbst erging es uns nicht besser; das jetzige bequeme Kurhaus bestand noch nicht, und wir hatten mit dem wildesten Unterkommen vorlieb zu nehmen, was besonders im Hinblick auf *Herwegh* für mich peinlich wurde, da dieser mit diesem Aufenthalte durchaus keinen Kurzweck, sondern blos den der Vergnügung verband. Bald doch erheiterten uns schöne Eindrücke, wie sie aus dem nackten, nur von Alpen bewachsenen Hochthale durch jähe Abfälle in die italienischen Thäler führende Ausflüge uns gewährten. Zu einer ernstlicheren Unternehmung machten wir uns auf, nachdem wir den Schulmeister von *Samaden* zur Führung auf den *Roseisch-Gletscher* gewonnen hatten. Bei diesem Vordringen an die Abhänge des einzig grossartigen *Bernina*, welchen wir in seiner Schönheit selbst dem Mont-Blanc durchaus vorziehen mussten, hatten wir es mit Bestimmtheit auf einen exzentrischen Genuss abgesehen; dieser wurde namentlich meinem Freunde durch die grossen Anstrengungen verkümmert, mit welchen das

Besteigen und weitere Beschreiten des wunderbaren Gletscher's verbunden war. Wiederum, und diesmal in gesteigertem Grade, empfing ich den erhabenen Eindruck der Heiligkeit der Oede und der fast gewaltsam beschwichtigenden Ruhe, welche jedes Erstorbensein der Vegetation auf das pulsirende Leben des menschlichen Organismus hervorbringt. Nachdem wir zwei Stunden lang tief in die Gletscher-Strasse hineingewandert waren, musste uns ein mitgebrachtes Mahl, mit in den Eisspalten frappirtem Champagner, für den schwierigen Rückweg stärken. Diesen hatte ich meist doppelt zurück zu legen, indem ich dem zu meiner Ueberraschung überängstlich befundenen *Herwegh* wiederholt die Auf- und Abschreitungen vormachen musste, zu welchen er endlich selbst sich zu entschliessen hatte. Von dem ausserordentlich zehrenden Charakter der Luft in diesen Regionen hatte ich mich an mir selbst zu überzeugen, als wir, eben auf dem Rückwege, in der ersten Sennerei an der dort vorgefundenen herrlichen Milch uns erlabten. Ich verschlang diese in solchen Fluthen, dass wir beide darüber in wahrhaften Staunen geriethen, besonders da ich in der Folge gar keine Beschwerden davon empfand. — Mit dem Gebrauche des als so kräftig bekannten eisenhaltigen Wasser's, sowohl für das Trinken als das Baden, ging es mir wie sonst immer bei ähnlichen Versuchen: mein so sehr zur Aufgeregtheit geneigtes Temperament liess davon mehr Beschwerde als Heilung aufkommen. Meine Lektüre in den Erholungsstunden machten die, nur mit den ersten Jugendeindrücken zuvor mir bekannt gewordenen, «Wahlverwandtschaften» *Goethe's* aus. Diesmal verschlang ich dieses Buch im eigentlichsten Sinne Wort für Wort; auch ward es Grund zu heftigen Erörterungen zwischen mir und *Herwegh*, welcher, als vielerfahrener Kenner der Eigenthümlichkeiten unsrer grossen poetischen Litteratur, den Charakter der *Charlotte* gegen meine Angriffe denselben vertheidigen zu müssen glaubte. Ich wurde an meiner Leidenschaftlichkeit hierbei inne, wie seltsam es noch nach meinem zurückgelegten 40ten Jahre mit mir stand, und musste innerlich zugeben, dass *Herwegh* das Goethe'sche Gedicht objektiv richtiger beurtheilte als ich, der ich mich fortwährend unter einer Seelenbeklemmung fühlte, gegen welche, wenn er sie je empfunden, *Herwegh* in dem eigenthümlichen Verhältnisse zu seiner resoluten Frau zu grosser Ergebung gelangt war. — Da endlich die Zeit zu Ende ging, und ich wohl merkte dass ich von der Kur nicht viel zu verhoffen hatte, traten wir gegen die Mitte des August unsren Rückweg nach Zürich an, wo ich nun ungeduldig auf meine Reise nach Italien mich vorbereitete.

Endlich trat der Monat September ein, von welchem man mir gesagt

hatte, dass er für den Besuch Italien's bereits empfehlenswerth sei. Mit unerhörten Vorstellungen von dem, was mich erwartete, und was meinem Suchen erfüllungsvoll entgegentreten sollte, begab ich mich jetzt über *Genf* auf meine Reise. Wiederum nur unter den seltsamsten Abenteuern gelangte ich mit Extra-Post über den *Mont-Cenis* nach *Turin*. Gänzlich ohne Befriedigung von diesem Aufenthalte, eilte ich nach zwei Tagen sofort nach *Genua*. Hier schien mir nun allerdings das ersehnte Wunder aufgehen zu wollen. Der herrliche Eindruck dieser Stadt kämpft noch bis heutigen Tages die Sehnsucht nach dem übrigen Italien in mir nieder. Ich fühlte mich einige Tage in wahrhaftem Rausche; wohl war es aber meine grosse Einsamkeit, mitten unter diesen Eindrücken, welche mir alsbald wieder das Fremdartige dieser Welt, und dass ich in ihr nie heimisch sein würde, zur Empfindung brachte. Unfähig und ohne alle Anleitung dafür, nach regelmässigem Plane den Genuss eigentlicher Kunstschätze aufzusuchen, gab ich mich mehr nur einem gewissen, musikalisch zu nennenden Gefühle des neuen Elementes hin, und suchte vor allen Dingen den Punkt, der in ihm zum Verweilen und zu ruhigem Geniesse mich bestimmen würde. Denn immer ging mein Trieb nur auf den Gewinn eines Asyles hin, welches mir die harmonische Ruhe zu neuem künstlerischem Schaffen gewähren sollte. — Da sich, namentlich in Folge des unvorsichtigen Geniesses von Gefrorenem, sehr bald die Dysenterie bei mir einstellte, trat in mir plötzlich auf die erste Exaltation eine vollkommen entmuthigende Abspannung ein. Ich wollte dem ungeheueren Geräusche des Hafens, an welchem ich wohnte, entfliehen, um die äusserste Stille aufzusuchen, und glaubte mich durch einen Ausflug nach *Spezia* retten zu müssen, wohin ich nach acht Tagen mit dem Dampfschiff abging. Auch diese, nur eine Nacht dauernde Fahrt wurde mir durch heftigen conträren Wind sogleich wieder zu einem peinlichen Abenteuer gestaltet. Meine Dysenterie vermehrte sich durch Seekrankheit, und im allererschöpftesten Zustande, kaum mich fortzuschleppen fähig, suchte ich in Spezia den besten Gasthof auf, welcher zu meinem Schrecken in einer engen geräuschvollen Gasse lag. Nach einer in Fieber und Schlaflosigkeit verbrachten Nacht, zwang ich mich des andren Tages zu weiteren Fusswanderungen durch die hügelige, von Pinienwäldern bedeckte Umgegend. Alles erschien mir nackt und öde, und ich begriff nicht was ich hier sollte. Am Nachmittage heimkehrend, streckte ich mich todtmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die lang ersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht; dafür versank ich in eine Art von somnambulem Zustand, in wel-

chem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fliessendes Wasser versänke, erhielt. Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des *Es-dur*-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurirter Brechung dahin wogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von *Es-dur*, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, dass das Orchester-Vorspiel zum «*Rheingold*», wie ich es in mir herum trug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war; und schnell begriff ich auch, welche Bewandtniss es durchaus mit mir habe: nicht von aussen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufliessen.

Sogleich beschloss ich nach Zürich zurückzukehren, und die Komposition meines grossen Gedichtes zu beginnen. Ich telegraphirte an meine Frau, um ihr dies anzuzeigen, und mein Arbeitszimmer bereit halten zu lassen. Noch am gleichen Abende bestieg ich die Diligence, welche, die *Riviera di Levante* hinab, nach Genua führte. Noch hatte ich auf dieser, den ganzen andren Tag fortgesetzten Reise Veranlassung schöne Eindrücke von dem Lande zu gewinnen; namentlich war es die Farbe aller sich darbietenden Phänomene, welche mich entzückend anregte: das rothe Steingebirge, die Bläue des Himmels und des Meeres, das lichthelle Grün der Pinien, selbst die blendende Weisse eines Zuges von Stieren, wirkten so drastisch auf mich, dass ich mit Seufzen mir sagte, wie traurig es doch sei, dass ich dies alles nicht zur Veredelung meiner sinnlichen Natur geniessen können sollte. In Genua fühlte ich mich wieder so angenehm angeregt, dass ich plötzlich glaubte, zuvor nur einer thörigen Schwäche nachgegeben zu haben, mein ursprüngliches Vorhaben auszuführen beschloss, und bereits wegen einer Reise-Gelegenheit der mir so sehr gerühmten *Riviera di Ponente* entlang nach Nizza in Unterhandlung trat. Kaum hatte ich diese ursprünglichen Vorsätze wieder aufgenommen, als ich aber noch inne ward, dass, was mich zuletzt erfrischt und heilsam belebt hatte, nicht die Wiederkehr meiner Freude an Italien, sondern der Entschluss zur Aufnahme meiner Arbeit gewesen war. Denn sobald ich diesen zu ändern Willen zeigte, trat auch sofort der alte Zustand mit allen Symptomen der Dysenterie wieder ein. Nun verstand ich mich, sagte die Reise nach Nizza ab, und kehrte unaufhaltsam auf dem nächsten Wege über Alessandria und Novara, den jetzt ganz

gleichgültig von mir liegen gelassenen Borromeischen Inseln vorbei, über den Gotthard nach Zürich zurück.

Hier angekommen, hätte nur eines mir Befriedigung gewähren können: wenn ich sofort meine grosse Arbeit beginnen durfte. Jedoch sah ich für das Nächste noch eine bedeutende Unterbrechung voraus, nämlich das mit *Liszt* verabredete Rendez-vous in Basel, welches Anfang Oktober stattfinden sollte. So liess ich, unruhig und übellaunig, die Zeit unter Besuchen meiner Frau in *Baden am Stein* verstreichen, wohin diese, für meine vermuthete längere Abwesenheit, sich zur Kur begeben hatte. Da ich zu jedem Versuche dieser Art, wenn er mit Zuversichtlichkeit mir eingeredet wurde, leicht bereit war, liess ich mich auch zum mehrmaligen Gebrauche der dortigen heissen Bäder verleiten, was meine Aufgeregtheit in bedenklichem Grade vermehrte. Endlich kam die Zeit der Basler Zusammenkunft. *Liszt* hatte, vom Grossherzoge von Baden dazu eingeladen, in Karlsruhe ein Musikfest veranstaltet und geleitet, welches der Tendenz, unsere eigenen Kompositionen in Achtung gebietender Weise zu Gehör zu bringen, gewidmet war. Ich selbst durfte das Gebiet des deutschen Bundes noch nicht betreten; somit hatte *Liszt* Basel als nächsten Punkt an der Badenschen Grenze erwählt, um dort mir einige jüngere Freunde, welche um ihn in Karlsruhe versammelt gewesen, zur Begrüssung herzu zu führen. Ich war zuerst am Ort, und sass des Abends allein im Speise-Saale des Gasthofs «zu den drei Königen», als ich im Vestibüle von einem nicht zahlreichen, aber kräftigen Männerchore die Trompetenfanfare des Königsrufes aus «Lohengrin» gesungen hörte. Die Thüre öffnete sich, und *Liszt* als Chef führte die liebenswürdige und heiter erregte Bande mir zu. Zum ersten Male seit seinem abenteuerlichen Winter-Aufenthalte in Zürich und St. Gallen sah ich *Bülow* wieder, mit ihm *Joachim*, *Peter Cornelius*, *Richard Pohl* und *Dionys Pruckner*. Für den anderen Tag meldete mir *Liszt* die Nachkunft seiner Freundin *Caroline von Wittgenstein*, mit ihrer jungen Tochter *Marie* an. Es konnte nicht fehlen, dass die ungemein freudige Stimmung dieser Begegnung, welche, bei aller Gemüthlichkeit, die eigenthümlichen Züge einer grossherzigen Ungewöhnlichkeit, wie Alles was von *Liszt* ausging, an sich hatte, an diesem Abende sich bis zu exzentrischer Fröhlichkeit steigerte. Mitten in der Ausgelassenheit vermisste ich *Pohl*, der mir als tüchtiger Streiter für unsere Sache durch seine mit «Hoplit» unterzeichneten Aufsätze bereits sehr wohl bekannt geworden war: ich stahl mich fort und suchte ihn in seiner abgelegenen Kammer auf, wo er, an heftigen Kopfschmerzen leidend, sich bereits zu Bette gelegt hatte. Mein herzliches

Bedauern hierüber machte eine so bedeutende Wirkung auf ihn, dass er behauptete plötzlich sich ganz wohl zu fühlen, aus dem Bette sprang, sich von mir bei der Beschleunigung des Ankleidens helfen liess, und nun mir wieder zur Gesellschaft herabfolgte, wo wir bis lang in die Nacht uns gemeinschaftlich auf das Heiterste unterhielten.

Das Fest ward nun andren Tages vollständig als die erwarteten Frauen eintrafen, welche jetzt für einige Tage den Mittelpunkt unsrer Vereinigung bildeten. Der ungemeinen Lebhaftigkeit und anregenden Hingebung der Fürstin *Caroline* an Alles was uns einnahm, war wie Alle, welche um jene Zeit in die Nähe dieser Frau geführt wurden, kennen gelernt haben werden, unmöglich zu widerstehen. Mit gleichem Interesse für die höchsten Fragen, welche uns bewegten, wie für die zufälligsten Einzelnheiten unsres persönlichen Verkehres mit der Welt, schmeichelte sie einen Jeden in eine gewisse Extase hinein, in welcher er das Beste, dessen er fähig war, von sich zu geben sich genöthigt fühlte. Mit einem gewissen schwärmerischen Ausdrucke wirkte dagegen die kaum fünfzehnjährige Tochter der Fürstin, welche in Tracht und Haltung ganz als das zur Jungfrau soeben erst erblühende Mädchen erschien, und sich von mir auch den Ehrentitel «das Kind» erwarb. Wenn die Diskussion, oder auch der reine freudige Erguss, dann und wann bis zum Brausen sich erhob, bewahrte ihr schwärmerisch dunkles Auge eine schöne, tief verständige Ruhe, und unwillkürlich fühlten wir dann, dass sie den unschuldigen Verstand der uns aufregenden Angelegenheiten darstellte. Gern liess ich mich, der ich überhaupt damals von der Schwäche des Vorlesens meiner Dichtung beherrscht wurde (worüber, beiläufig gesagt, *Herwegh* sich schon geärgert hatte), zum Vortrage meiner Nibelungen-Dramen bestimmen, und wählte, da die Zeit der Trennung bevorstand, einzig den «Siegfried» dazu. Da *Liszt* zum Besuche seiner Kinder jetzt nach Paris aufbrechen musste, begleiteten wir ihn alle nach Strassburg: ich hatte beschlossen, *Liszt* nach Paris zu folgen, wogegen die Fürstin mit ihrer Tochter von Strassburg aus nach Weimar zurück zu gehen sich genöthigt glaubte. Auch in den wenigen freien Stunden dieses kurzen Aufenthaltes sollte ich den Frauen noch etwas vorlesen, wofür aber keine rechte Ruhe eintrat. Am Morgen der beabsichtigten Trennung kam dagegen *Liszt* an mein Bett, um mich davon zu benachrichtigen dass sich die Damen entschlossen hätten, mit uns nach Paris zu gehen; er behauptete lächelnd: *Marie* habe ihre Mutter dazu gebracht, weil sie noch die anderen Nibelungen-Stücke vorlesen hören wollte. Mir gefiel dieses generös Abenteuerliche des ganzen Zuges der Ausdehnung unserer Reise-

Entschliessungen sehr. Leider mussten wir uns jetzt von den jüngeren Genossen trennen; über *Joachim*, der stets in bescheidener, fast weicher Zurückhaltung geblieben war, sagte mir *Bülow* zur Erklärung, dass er in einer gewissen wehmüthigen Schüchternheit gegen mich befangen sei, und zwar wegen meiner, in jenem famosen Artikel über das »Judenthum« ausgesprochenen Meinungen. Bei der Vorlegung einer seiner Kompositionen habe er ihn mit einer gewissen freundlichen Aengstlichkeit gefragt, ob ich dieser Arbeit wohl etwas *Jüdisches* anmerken könnte würde. Dieser rührende, ja ergreifende Zug regte mich zu einem besonders theilnahmsvollen Abschiedswort und einer herzlichen Umarmung *Joachim's* an. Ich habe ihn seit dem nie wieder gesehen[1]), sondern über seine nicht lange hiernach angenommene und andauernde feindselige Haltung gegen *Liszt* und mich nur das Allerverwunderlichste erfahren müssen. Allen den nach Deutschland heimkehrenden jungen Genossen begegnete noch unterwegs in *Baden* das lustige Unglück, als Ruhestörer mit der Polizei in Konflikt zu gerathen: sie waren nämlich auch dort auf öffentlicher Strasse mit der schmetternden Lohengrin-Fanfare eingezogen, über deren Bedeutung die Bevölkerung nur mit grosser Mühe aufgeklärt werden konnte.

Reich an bedeutenden Eindrücken fast schwärmerisch erregter Freundschaft war unsere andrerseits gemeinschaftlich ausgeführte Reise nach *Paris*, so wie auch noch unser dortiger Aufenthalt. Nachdem wir in später Nacht mit grosser Mühe die Frauen im »Hôtel des Princes« untergebracht hatten, verlangte es *Liszt*, mit mir noch einen Gang über die jetzt ganz menschenleeren Boulevards zu machen. Ich vermuthe, dass unsere Empfindungen hierbei so verschiedenartig waren, wie unsere Erinnerungen. Als ich am andren Vormittage zu den Freunden in's Zimmer trat, theilte mir *Liszt* mit seinem eigenthümlichen freundlichen Lächeln mit, dass Prinzessin *Marie* sich schon in grosse Aufregung gesetzt hatte, um sich einer neuen Vorlesung von mir zu versichern. Bereits lag mir allerdings sehr wenig an Paris; Fürstin *Caroline* glaubte ihrerseits sich genöthigt, dafür zu sorgen, dass sie hier wenig bemerkt werde; *Liszt* war durch persönliche Besorgungen abgerufen; somit kam es zu dem Wunderlichen, dass wir, ehe noch ein Fuss auf die Strasse von Paris gesetzt war, den ersten Morgen daselbst nur zu einer Fortsetzung der in Basel begonnenen Vorlesungen verwendeten. Ueberhaupt ward auch an den folgenden Tagen nicht eher nachgelassen, als bis ich mit allen Theilen meines »Ring des Nibelungen« zu Ende war. — Endlich trat

[1]) Dieses ist im Jahre 1859 aufgezeichnet.

Paris aber auch in seine Rechte, und als die Frauen nun sich nach den Museen aufmachten, war ich es, der, von unaufhörlichen nervösen Kopfschmerzen geplagt, sich auf seinem Zimmer einsam zurückhielt. Doch vermochten *Liszt*'s Aufforderungen auch mich zu mancher Theilnahme an den gemeinschaftlichen Unternehmungen. Sogleich an einem der ersten Tage hatte er eine Loge für eine Aufführung des »Robert le diable« gemiethet, da er meinte den Damen auf eine vortheilhafte Weise dieses berühmte Theater der grossen Oper bekannt machen zu müssen. Ich glaube, dass die elende Stimmung, welche mich hierbei befiel, von den Freunden nicht gänzlich ungetheilt blieb; doch hatte *Liszt* hierbei noch andere Dinge vor: ich war von ihm ersucht im schwarzen Fracke zu erscheinen, und er bemerkte die Gewährung seiner Bitte mit Befriedigung, als er mich in einem Zwischenakte zu einer Promenade im Foyer einlud. Mir ward klar, dass ihn gewisse jugendliche Erinnerungen an hier vorgekommene ungemein belebte Abende unwillkürlich über den Charakter dieses »Foyer's« an einem so traurigen Opernabende, wie wir ihn heute zu verleben hatten, irre führten, und wir schlichen, ohne zu wissen warum wir diese langweilige Promenade ausgeführt hatten, ziemlich ermüdet zu unserer Gesellschaft zurück.

Ganz ausserordentlich anregend, ja den frühesten Eindrücken, welche ich einst in Paris von der neunten Symphonie *Beethoven*'s durch die Aufführung des Conservatoire-Orchester's gewonnen hatte, fast gleich, war eine Produktion der Quartett-Gesellschaft *Morin-Chevillard*, welche meinen Freund und mich zu einer Aufführung des Es-dur und Cis-moll Quartett's von *Beethoven* eingeladen hatte. Ich lernte hier wieder zu meiner freudigsten Ueberraschung die ungemeinen Vorzüge des geistvoll angewandten Fleisses kennen, mit welchem die Franzosen dieser, in Deutschland noch so roh behandelten, Schätze der Musik sich zu bemächtigen verstehen. Namentlich das Cis-moll-Quartett muss ich bekennen erst hier innig genau vernommen zu haben, da seine Melodie erst jetzt mir deutlich erschlossen wurde. Hätte ich keine Erinnerung als diese an meinen damaligen Aufenthalt in Paris, so würde ich ihn als bedeutungsvoll unvergesslich für mich bezeichnen müssen.

Doch sind mir noch andere Angedenken verblieben, welche nicht minder bedeutungsvoll für mich fortgelebt haben. Eines Tages lud mich *Liszt* zu einem Familienabend bei seinen Kindern ein, welche unter der Obhut einer Erzieherin zurückgezogen in Paris lebten. Es war mir sehr neu, meinen Freund unter den bereits noch aufwachsenden Mädchen, und im Verkehre mit einem so eben vom Knaben zum Jüngling reifenden

Sohne, zu beobachten. Er selbst schien verwundert über seine väterliche Lage, von welcher er längere Jahre nur die Sorge, nicht aber die lohnende Empfindung erfahren hatte. Auch hier kam es wieder zum Vorlesen, nämlich des letzten Aktes der «Götterdämmerung», somit des ersehnten Schlusses des Ganzen. *Berlioz*, welcher während dem anlangte, betrug sich dem Missgeschicke dieser Vorlesung gegenüber mit recht freundlichem Anstande. Bei ihm brachten wir einen andren Morgen zu, als er uns mit einem Frühstücke zum Abschiede bewirthete; denn er selbst hatte bereits seine Musikalien gepackt, um sich auf eine Konzertreise nach Deutschland aufzumachen. Hier spielte mir *Liszt* aus dessen «Benvenuto Cellini» vor, und *Berlioz* sang dazu auf seine eigene trockene Weise. Hier traf ich auch, ohne längere Zeit über zu wissen wer er sei, den in Paris so berühmten Feuilletonisten *Jules Janin*, welcher sich mir für jetzt nur durch seine nachlässige, das Französisch mir gänzlich unverständlich lassende, Pariser Sprache bemerklich machte. — Auch ein Diner mit Soirée im Hause des berühmten Pianofortefabrikanten *Erard* sorgte für unsere Unterhaltung. Hier, wie bei einem anderen von *Liszt* selbst gegebenen Diner im Palais Royal, traf ich wieder mit dessen Kindern zusammen, von denen namentlich das jüngste, der Sohn *Daniel*, durch seine grosse Lebhaftigkeit und die Aehnlichkeit mit seinem Vater, einen rührenden Eindruck auf mich machte, während ich von seinen Töchtern nur die anhaltende Schüchternheit zu bemerken hatte. Auch eines Abends bei M^me^ *Kalergis*, dieser sehr ungewöhnlichen Frau, welche ich hier zum ersten Male seit jener frühesten Aufführung des «Tannhäuser» in Dresden wieder sah, habe ich mich zu erinnern. Als über Tisch von ihr im Betreff *Louis Napoléon*'s eine Frage an mich gerichtet wurde, vergass ich mich in meiner, mit einer gewissen Bitterkeit gemischten Ueberspannung so weit, alles gewöhnliche Gespräch dadurch abzuschneiden, dass ich mein Befremden darüber erklärte, wie man von einem Menschen, den doch unmöglich eine Frau wahrhaft lieben könnte, etwas Grosses für die Welt erwarten möchte. Als *Liszt* nach Tische mancherlei spielte, bemerkte die junge *Marie Wittgenstein* meine besonders traurig erscheinende Zurückhaltung, welche theils von meinen Kopfschmerzen herrühren, theils auch das Gefühl meiner innigen Entfremdung solchen Kreisen gegenüber, wie sie mich jetzt umgaben, ausdrücken mochte. Es rührte mich, ihr Theilnahme an meinem Zustande, und die Nöthigung mich sympathisch zu zerstreuen, abgewonnen zu haben.

Nach dem Ablaufe von acht, für mich äusserst anstrengenden Tagen, verliessen meine Freunde Paris. Da ich nun einmal von dem Beginne

meiner Arbeit von neuem so weit abgehalten worden war, beschloss ich auch Paris nicht eher wieder zu verlassen, als bis ich mich endlich in einen, für jenen grossen Zweck dienlichen, ruhigeren Zustand gebracht hätte. Ich hatte meine Frau, welcher ich noch einmal den Augenschein dieses selben Paris, in welchem wir einst so viel Peinliches erlebt hatten, gönnte, aufgefordert, von Zürich aus zur Heimreise mich abzuholen. Nach ihrer Ankunft stellten sich *Kietz* und *Anders* mit Regelmässigkeit zum Diner bei uns ein; auch ein junger Pole, der Sohn meines, in alten Zeiten enthusiastisch von mir verehrten Freundes, des Grafen *Vincenz Tyszkiewicz*, fand sich zu uns. Dieser sehr junge Mann, erst nach der Zeit meiner Bekanntschaft mit seinem Vater geboren, hatte sich, wie es gegenwärtig von so Vielen geschieht, begeistert der Musik zugewendet. Er hatte bereits in Paris ein sonderbares Aufsehen dadurch erregt, dass er eine von ihm besuchte Aufführung des «Freischütz» in der grossen Oper, der hierbei vorkommenden starken Auslassungen und Aenderungen wegen, für einen an dem eingeweihten Zuhörer begangenen Raub erklärt, und der Administration jenes Theater's einen Prozess wegen seines bereuten Eintrittsgeldes zur Vorstellung auf den Hals gezogen hatte. Auch wollte er ein Journal gründen, in welchem er die Nachlässigkeit des ganzen offiziellen Musiktreibens in Paris prinzipiell als eine Schmach für den Geschmack des Publikums einleuchtend machen wollte. — Ein junger Fürst *Eugen von Wittgenstein-Sayn* war aus dem *Liszt*'schen Kreise übrig geblieben, welchem ich öfter zu einem Medaillon sitzen musste, das er als geschickter Dilettant von mir anfertigte, und unter *Kietz*'s Beirath in nicht misslungener Weise ausführte. — Wichtig war mir auch meine Berathung mit einem jungen Arzte, *Lindemann*, *Kietz*'s Freund, welcher von der Wassertheorie ab mich für die Gifttheorie einzunehmen suchte. Er war zu einiger Beachtung von Seiten der Pariser Notabilitäten dadurch gelangt, dass er in einem Spital vor Zeugen sich verschiedenartige Gifte eingeimpft und deren Wirkung auf den Organismus sehr genau und eingehend an sich selbst nachgewiesen hatte. Von meinem Nervenzustande behauptete er, dass ihm sofort und gründlich beizukommen sein würde, sobald man durch genaue Experimente zur Bekanntschaft mit derjenigen metallischen Substanz gelangte, welche spezifisch der Strömung meiner Nerven zu gebieten hätte. Er empfahl mir bei akutem Leiden mit grösster Gewissens-Ruhe den Gebrauch von Laudanum. Im übrigen schien er die «Valeriana» für das zusagendste Medikament zu halten.

Sehr ermüdet und ruhlos, und schliesslich auf das äusserste und ärger-

lichste aufgeregt, verliess ich gegen Ende Oktober mit *Minna* Paris, ohne zu begreifen, zu welchem Zwecke ich schliesslich dort so viel Geld ausgegeben hatte. Entschädigung durch die Propaganda meiner Opern in Deutschland verhoffend, zog ich mit zunehmender Gelassenheit endlich in meine Züricher Wohnung wieder ein, mit dem Vorsatze, nicht eher sie wieder zu verlassen, als bis mindestens einige Theile meiner Nibelungen-Dramen musikalisch ausgeführt wären. Sogleich im Beginn des November machte ich mich denn auch an die lange zurückgehaltene Arbeit. Seit Ende des März 1848 waren es nun fünf Jahre und ein halbes, in welchen ich vollständig von jeder musikalischen Produktion mich fern gehalten hatte, und da es mir nun wirklich bald glückte, in die rechte Stimmung hierfür zu gerathen, darf ich diesen Wiederbeginn meiner musikalischen Arbeit wohl als den Eintritt einer völligen Wiedergeburt nach einer stattgehabten Seelenwanderung bezeichnen. Was die Technik meiner Arbeit betraf, gerieth ich alsbald in Verlegenheit, jenes im Halbtraume zu *Spezzia* konzipirte Orchestervorspiel in meiner gewohnten Art der Skizzirung auf zwei Linien aufzuzeichnen. Ich musste sofort zum vollständigen Partitur-Formular greifen; dadurch wurde ich zu einer neuen Art meines Skizzirens überhaupt verleitet, wonach ich nur die allerflüchtigsten Bleistifts-Umrisse für die sofortige Bearbeitung in der vollständigen Partitur entwarf. Diess zog mir für später bedenkliche Schwierigkeiten zu, da die mindeste Unterbrechung meiner Arbeit mich der Bedeutung meiner flüchtigen Skizzen oft vergessen machte, und ich diese dann mühsam mir wieder zurückrufen musste. Doch liess ich diese Schwierigkeit für das «Rheingold» noch nicht aufkommen; bereits am 16. Januar 1854 war die ganze Komposition entworfen, und somit in seinen wichtigsten thematischen Beziehungen der Plan zu dem ganzen musikalischen Gebäude des vieltheiligen Werkes vorgezeichnet. Denn eben hier, in diesem grossen Vorspiele, waren diese thematischen Grundsteine für das Ganze zu legen gewesen.

Wirklich entsinne ich mich einer grossen und vortheilhaften Veränderung meines Gesundheitszustandes während dieser Arbeit, so dass ich aus jener Zeit nur sehr geringe Eindrücke aus meiner Lebensumgebung übrig behalten habe. In den ersten Monaten des neuen Jahres dirigirte ich auch diesmal wieder in einigen Orchester-Konzerten. Einem Wunsche meines Freundes *Sulzer* zu Liebe führte ich dabei auch die Ouvertüre zu *Iphigenie in Aulis* von *Gluck* auf, nachdem ich sie zuvor mit einem neuen Schlusse von mir versehen hatte. Die Nöthigung zu dieser kleinen Arbeit, welche ich dem *Mozart*'schen Schlusse gegenüber

empfand, veranlasste mich noch zu einer Abhandlung des hier angeregten künstlerischen Problems für die *Brendel*'sche Musikzeitung. Diess Alles störte mich jedoch nicht in der Ausarbeitung der Partitur des «Rheingoldes», welche ich zunächst mit Bleistift auf einzelne Blätter schnell aufzeichnete. Am 28. Mai war auch die Instrumentirung des «Rheingoldes» vollendet.

In meinem häuslichen Umgange hatte sich um jene Zeit wenig verändert; was sich in den letzten Jahren in dieser Beziehung gebildet hatte, lebte in freundlicher Gestaltung eben ruhig fort. Nur trat jetzt wieder einige Beklemmung in meine ökonomische Lage, da ich im vorangehenden Jahre, namentlich im Betreff meiner häuslichen Einrichtung, sowie meines Lebenszuschnittes überhaupt, mich wohl zu sehr auf die Fortdauer und Steigerung der Einnahmen von den Theatern für meine Opern verlassen hatte. Von diesen Theatern blieben leider die grösseren und einträglichsten immer noch im Rückstand. Namentlich in diesem Jahre musste ich es mit Pein empfinden, dass ich mit Berlin und Wien immer noch zu keiner Annäherung gelangen konnte. Diess bereitete mir verschiedene Sorgen, welche mich einen grossen Theil des Jahres über belästigten. Gegen die hieraus hervorgehende Stimmung suchte ich bei neuer Arbeit Schutz, und, statt der Reinschrift der Partitur des «Rheingoldes», beschäftigte ich mich alsbald bereits mit dem Beginne der Komposition der «Walküre». Mit Ende Juli gedieh die erste Scene zum Abschluss, als ich mich durch einen Ausflug in die südliche Schweiz darin unterbrechen musste.

Von der *Eidgenössischen Musikgesellschaft* war ich zu der Direktion ihres diesjährigen Musikfestes in *Sion* eingeladen. Diese hatte ich abgelehnt, jedoch versprochen mich einzufinden, um, sobald die Mittel dazu mir genügend erscheinen würden, an einem der Festtage die A-dur-Symphonie von *Beethoven* zu dirigiren. Ich verknüpfte hiermit den Vorsatz, in *Montreux* am Genfer See *Karl Ritter* zu besuchen, welcher dort mit der vor Kurzem ihm angetrauten jungen Frau sich niedergelassen hatte. Hier hielt ich mich ungefähr acht Tage auf, lernte die Eigenthümlichkeit der jungen Ehe, welche mir nicht die Anzeichen eines dauernden Glückes zu enthalten schien, mit einiger Bangigkeit kennen, und reiste dann mit *Karl* zu dem erwarteten Musikfest in das Wallis hinein. Unterwegs, in *Martigny*, schloss sich uns ein sonderbarer junger Mensch an, welcher mir schon im vergangenen Jahre, bei Gelegenheit meiner grossen Züricher Aufführungen, als jugendlicher Enthusiast und Musiker vorgestellt worden war. Es war diess *Robert von Hornstein:*

der sehr drollige Mensch war mir, vor allem aber meinem jüngeren Freunde *Ritter*, als weiterer Genosse der erwarteten Abenteuer willkommen; denn wirklich hatte ihn der Ruf, ich würde das eidgenössische Musikfest dirigiren, aus Schwaben nach dem Kanton *Wallis* gezogen. Leider traf ich am Sitze des diesjährigen Festes so gegen alles Erwarten unzureichende und kleinliche Vorbereitungen für eine künstlerische Unternehmung an, dass ich, nachdem ich von dem Klange des ungemein dürftigen Orchester's in einer kleinen Kirche, welche zugleich den Konzertsaal abgab, einen gänzlich abschreckenden Eindruck erhalten hatte, empört über den Leichtsinn, mich bei einer solchen Gelegenheit herbeigezogen zu haben, einfach durch ein paar Zeilen an den eigentlichen Festdirigenten, Musikdirektor *Methfessel* aus Bern, ohne weitere Ceremonien mich verabschiedete, und meine schnelle Abreise mit dem gerade abgehenden Postwagen sogar meinen beiden jungen Freunden verheimlichte. Zu diesem Letzteren hatte ich noch meine besonderen Gründe, welche ich, da sie Stoff zu einer psychologischen Studie gaben, in meiner Erinnerung erhalten habe. Als ich nämlich, in grosser Verstimmung über den empfangenen unkünstlerischen Eindruck, zu dem Mittagessen mich im Gasthofe einfand, erregte ich, eben durch meinen Unmuth, fortwährend ein bis zur Unverschämtheit sich steigerndes, knabenhaftes Gelächter dieser Beiden. Ich musste vermuthen, dass dies die Fortsetzung einer heiteren Laune sei, in welche sie durch eine vorangehende Unterhaltung über mich gerathen waren. Da keine meiner Ermahnungen, ja selbst nicht meine Erzürnung sie zu einem schicklicheren Benehmen bringen konnte, verliess ich in wahrer Betroffenheit den Speisesaal, besorgte meine Abreise, und wusste diese Jenen so vollständig zu verbergen, dass sie erst nachher davon erfuhren. Ich ging auch einige Tage nach *Genf* und *Lausanne*, wollte mich dann aber noch der jungen Frau *Ritter*, welche in *Montreux* zurückgeblieben war, auf der Heimreise empfehlen; da traf ich denn die beiden jungen Leute wieder an: sie hatten, in betroffener Ernüchterung durch meine Abreise, ebenfalls das unglückliche Musikfest verlassen, und, um etwas von mir zu erfahren, sich hier eingefunden. Ich erwähnte mit keinem Worte ihres ungezogenen Benehmens; da mich *Karl* sehr herzlich bat noch kurze Zeit bei ihm zu verweilen, und mich in Wahrheit eine dichterische Arbeit, welche er vor Kurzem beendigt hatte, sehr interessirte, gab ich nach. Diess war ein Lustspiel, *Alkibiades*, welches mit auffallender Freiheit und Feinheit der Form konzipirt und ausgeführt war. Schon in Albisbrunnen hatte *Karl* von dem Plane dieses Stückes gesprochen,

mir auch einen zierlichen Dolch gezeigt, auf dessen Klinge die Sylben «*Alki*» eingebrannt waren. Er erklärte mir, dass sein in Stuttgart hinterlassener Freund, jener junge Schauspieler, einen gleichen Dolch besitze, auf dessen Klinge die Sylben «*Biades*» stünden. Es schien nun, dass *Karl*, auch ohne der symbolischen Hülfe von solchen Dolchen, zuletzt wieder in dem jungen Tölpel *Hornstein* eine ähnliche Ergänzung zu seinem alkibiadischen Wesen gefunden hatte, und sehr vermuthlich hatten die beiden in *Sion* eine «alkibiadische» Scene gegenüber «Sokrates» aufzuführen geglaubt. Glücklicherweise zeigte mir sein Lustspiel, dass sein künstlerisches Talent seine Anlagen für das Leben vortheilhaft überbot. Ich bedaure noch heute, die allerdings sehr schwierige Aufgabe der Darstellung dieses Stückes nicht gelöst zu wissen. Auch *Hornstein* benahm sich jetzt mit empfehlender Nüchternheit; ich begleitete ihn auf der Heimreise, als er sich von *Vevey* aus nach *Lausanne* wandte, eine Strecke des Weges zu Fuss, wo er sich mit seinem Ränzel an der Seite ganz drollig und rührend ausnahm.

Ueber *Bern* und *Luzern* reiste ich nun auf dem nächsten Wege nach *Selisberg* am Vierwaldstätter See, wohin bereits zuvor meine Frau, zum Antritt einer Molkenkur, gegangen war. Die schon früher von mir wahrgenommenen Anzeigen einer Herzkrankheit hatten sich nämlich bei ihr vermehrt, und dieser Gesundheit stärkende Aufenthalt war ihr empfohlen worden. Geduldig überstand ich einige Wochen lang die Leiden eines Schweizer Pensionslebens, leider aber zur Beunruhigung meiner Frau, welche sich mit den Gewohnheiten desselben im behaglichsten Sinne vertraut gemacht hatte, und mich nun als störend betrachten musste; doch half auch mir die schöne Luft und ein täglicher weiterer Ausflug auf den Gebirgspfaden. Ich wählte mir sogar in Gedanken die ziemlich wilde Stelle aus, auf welcher ich mir ein einfaches Holzhäuschen aufführen zu lassen wünschte, um dort einmal in Ruhe arbeiten zu können. — Ende Juli gingen wir gemeinschaftlich nach *Zürich* zurück, wo ich mich alsbald wieder zu der Komposition der *Walküre* wandte, von welcher ich den ersten Akt noch im Monat August aufzeichnete. Da ich um diese Zeit von den erwähnten Sorgen stark bedrückt war, andrerseits häusliche Ungestörtheit für meine Arbeit mir sehr ersehnt war, stimmte ich gern zu dem Wunsche meiner Frau, ihre Verwandten und Bekannten in *Dresden* und *Zwickau* besuchen zu dürfen. Anfang September verliess sie mich demnach für einige Zeit, und berichtete mir bald auch von ihrem Besuch in *Weimar*, wo sie von der Fürstin *Wittgenstein* auf der *Altenburg* freundlich bewirthet worden war. Dort hatte

sie auch *Röckel*'s Frau, für welche dessen Bruder aufopfernd sorgte, wiedergesehen. Es war ein ihr eigenthümlicher energischer Zug, dass sie sich entschloss, von da aus die Strafanstalt in *Waldheim* aufzusuchen, um *Röckel*, dem sie persönlich so im höchsten Grade ungeneigt war, zu sehen, damit sie seiner Frau Nachricht über sein Befinden geben könnte. Ueber diesen geglückten Versuch berichtete sie mir selbst in sonderbarer, fast höhnischer Weise, dass *Röckel* ganz glatt und munter ausgesehen habe und sich gar nicht so übel zu befinden scheine.

Während dem versteckte ich mich tief in meine Arbeit, beendigte am 26. September die zierliche Reinschrift der Partitur des «Rheingoldes», und lernte jetzt in der friedlichen Stille meines Hauses ein Buch kennen, dessen Studium von grosser Bedeutung für mich ward. Es war diess *Arthur Schopenhauer*'s: «Die Welt als Wille und Vorstellung».

*Herwegh* nannte mir dieses Buch, von welchem er vor allem das Interessante mitzutheilen hatte, dass es neuerdings auf sonderbaren Umwegen gewissermaassen erst entdeckt worden sei, nachdem es bereits vor über dreissig Jahren erschienen war. Die diesen Umstand erläuternde Schrift eines Herrn *Frauenstädt* hatte auch ihn erst auf das Werk hingewiesen. Ich fühlte mich sofort von dem Werke bedeutungsvoll angezogen, und widmete mich alsbald dem Studium desselben. Zu wiederholten Malen hatte mir ein inneres Bedürfniss das Verlangen eingegeben, die eigentliche Bedeutung der Philosophie mir verständlich zu machen. Schon in meiner frühesten Zeit war durch einige Gespräche mit *Lehrs* in Paris dieser Trieb in mir angeregt worden, welchem ich bisher durch meine Versuche, bei den Leipziger Professoren, dann aus einem *Schelling*'schen, später aus einem *Hegel*'schen Buche, Befriedigung zu verschaffen getrachtet hatte, bis, da diese Versuche mich alsbald abschreckten, einige *Feuerbach*'sche Schriften mir den Grund hievon anzugeben geschienen hatten. Nun fesselte mich sofort, ausser dem Interesse für das sonderbare Schicksal dieses Buches, die grosse Klarheit und männliche Präzision, welche ich vom ersten Beginne bei der in ihm enthaltenen Erörterung der schwierigsten metaphysischen Probleme antraf. Allerdings hatte mich schon das Urtheil eines englischen Kritiker's bestochen, welcher mit grosser Ehrlichkeit bekannte, sein dunkler, aber unüberzeugter Respekt vor der deutschen Philosophie sei bisher aus der gänzlichen Unfasslichkeit derselben, wie sie zuletzt von *Hegel* vorgetragen war, entstanden, wogegen es ihm nun beim Studium *Schopenhauer*'s schnell aufgegangen sei, dass nicht seine geringe Kapazität, sondern der absichtliche Schwulst in der Fassung jener Philosopheme an seiner

Unklarheit hierüber Schuld gewesen sei. Wie jedem leidenschaftlich durch das Leben Erregten es ergehen wird, suchte auch ich zunächst nach der Konklusion des *Schopenhauer*'schen System's; befriedigte mich die ästhetische Seite desselben vollkommen, und überraschte mich hier namentlich die bedeutende Auffassung der Musik, so erschreckte mich doch, wie jeder in meiner Stimmung Befindliche es erfahren wird, der der Moral zugewandte Abschluss des Ganzen, weil hier die Ertödtung des Willen's, die vollständigste Entsagung, als einzige wahre und letzte Erlösung aus den Banden der, nun erst deutlich empfundenen, individuellen Beschränktheit in der Auffassung und Begegnung der Welt gezeigt wird. Für denjenigen, welcher sich aus der Philosophie eine höchste Berechtigung für politische und sociale Agitationen zu Gunsten des sogenannten «freien Individuums», gewinnen wollte, war allerdings hier gar nichts zu holen, und die vollständigste Ablenkung von diesem Wege zur Stillung des Triebes der Persönlichkeit war einzig gefordert. Diess wollte denn auch mir für das Erste durchaus nicht munden, und so schnell glaubte ich der sogenannten «heiteren» griechischen Weltanschauung, aus welcher ich auf mein »Kunstwerk der Zukunft« geblickt hatte, mich nicht entschlagen zu dürfen. Wirklich war es *Herwegh*, welcher mit einem gewichtigen Worte mich zunächst zur Besonnenheit gegen meine Empfindlichkeit veranlasste. Durch diese Einsicht in die Nichtigkeit der Erscheinungswelt — so meinte er — sei ja eben alle Tragik bestimmt, und intuitiv müsse sie jedem grossen Dichter, ja jedem grossen Menschen überhaupt, inne gewohnt haben. Ich blickte auf mein Nibelungen-Gedicht, und erkannte zu meinem Erstaunen, dass das, was mich jetzt in der Theorie so befangen machte, in meiner eigenen poetischen Konzeption mir längst vertraut geworden war. So verstand ich erst selbst meinen «Wotan», und ging nun erschüttert von Neuem an das genauere Studium des *Schopenhauer*'schen Buches. Jetzt erkannte ich, dass es vor allem darauf ankam, den ersten Theil desselben, die Erklärung und erweiterte Darstellung der *Kant*'schen Lehre von der Idealität der bisher in Zeit und Raum so real gegründet erschienenen Welt zu verstehen, und meinen ersten Schritt auf dem Wege dieses Verständnisses glaubte ich nun schon durch die Erkenntniss der ungemeinen Schwierigkeit derselben gethan zu haben. Von jetzt an verliess mich das Buch viele Jahre hindurch nie gänzlich, und bereits im Sommer des darauf folgenden Jahres hatte ich es zum vierten Male durchstudirt. Die hierdurch allmählich auf mich sich einstellende Wirkung war ausserordentlich, und jedenfalls für mein ganzes Leben entscheidend. Ich gewann da-

durch für mein Urtheil über alles, was ich bisher rein nach dem Gefühle mir angeeignet hatte, ungefähr dasselbe, was ich einst, aus der Lehre meines alten Meisters *Weinlich* entlassen, durch das eingehendste Studium des Kontrapunktes für die Musik mir gewonnen hatte. Wenn ich späterhin in zufällig angeregten schriftstellerischen Arbeiten mich wieder über das mich besonders angehende Thema meiner Kunst vernehmen liess, so war diesen zuversichtlich anzumerken, was ich hiermit als den Gewinnst aus meinem Studium der *Schopenhauer*'schen Philosophie bezeichne. — Für jetzt fühlte ich mich bewogen, dem verehrten Philosophen ein Exemplar meines Nibelungen-Gedichtes zu übersenden: ich fügte dem Titel mit meiner Hand nur die Worte «aus Verehrung» bei, ohne sonst ein Wort an *Schopenhauer* zu richten, wozu mich theils die grosse Befangenheit, gegen ihn mich auszusprechen, als auch das Gefühl davon bestimmte, dass, wenn *Schopenhauer* durch die Lektüre meiner Dichtung selbst sich nicht deutlich machen könnte, mit wem er es zu thun habe, ein noch so ausführlicher Brief meinerseits hierzu auch nicht verhelfen würde. Somit entsagte ich auch dem eitlen Wunsche, mit einer schriftlichen Rückäusserung von ihm beehrt zu werden. Doch erfuhr ich später durch *Karl Ritter*, so wie auch durch D^r *Wille*, welche beide *Schopenhauer* in Frankfurt aufsuchten, dass dieser sich bedeutend und günstig über meine Dichtung ausgesprochen habe.

Während ich, neben diesem Studium, in der Komposition der Musik zur *Walküre* fortfuhr, dabei in grosser Zurückgezogenheit lebte und meine Mussestunden nur auf weite Promenaden in die Umgegend verwandte, stellte sich, wie diess gewöhnlich bei anhaltender musikalischer Beschäftigung mir begegnete, der Trieb zur dichterischen Konzeption wiederum ein. Es war wohl zum Theil die ernste Stimmung, in welche mich Schopenhauer versetzt hatte, und die nun nach einem extatischen Ausdrucke ihrer Grundzüge drängte, was mir die Konzeption eines «*Tristan und Isolde*» eingab. Auf den Gegenstand, den ich von meinen Dresdener Studien her genauer kannte, war ich in letzter Zeit durch die Mittheilung eines Planes *Karl Ritter*'s zur Ausführung desselben in dramatischer Form, von Neuem aufmerksam gemacht worden. Ueber das Fehlerhafte seines Entwurfes hatte ich mich damals gegen den jungen Freund ausgelassen. Er hatte sich an die übermüthigen Situationen des Romanes gehalten, während mich die tiefe Tragik desselben sogleich anzog, und ich alles hiervon abliegende Beiwerk von dieser Haupttendenz fern gehalten mir dachte. Von einem Spaziergange heimkehrend, zeichnete ich eines Tages mir den Inhalt der drei Akte auf, in welche zusammen-

gedrängt ich mir den Stoff für künftige Verarbeitung vorbehielt. Im letzten Akte flocht ich hierbei eine, jedoch später nicht ausgeführte, Episode ein: nämlich einen Besuch des nach dem *Gral* umherirrenden *Parzival* an *Tristan's* Siechbette. Dieser an der empfangenen Wunde siechende und nicht sterben könnende *Tristan*, identifizirte sich in mir nämlich mit dem *Amfortas* im Gral-Roman. — Für jetzt konnte ich mir die Gewalt anthun, dieser Konzeption nicht weiter nachzuhängen, um mich in meiner grossen musikalischen Arbeit nicht stören zu lassen.

Während dem gelang es mir auch, namentlich mit Hülfe meiner Freunde, meiner sorgenvoll gewordenen Lage eine befriedigende Wendung zu geben. Auch stellte sich der Verkehr mit den deutschen Theatern jetzt wieder vortheilhafter heraus. *Minna* hatte Berlin besucht, und war dort durch Vermittelung unserer alten Freundin *Frommann* auch zu einer Unterredung mit dem Herrn von *Hülsen*, dem Intendanten des dortigen Hoftheaters, gelangt. Nachdem nun zwei Jahre zwecklos verstrichen waren, konnte ich jetzt um so eher meinen *Tannhäuser* auch ohne weitere Bedingungen zur Aufführung in Berlin abtreten, als er seitdem durch seine fast allgemeine Verbreitung auf die übrigen Theater, im Betreff seines Erfolges sich so festgesetzt hatte, dass ein etwa zu fürchtender Misserfolg in Berlin nicht mehr dem Rufe meines Werkes, wohl aber dem der Berliner Direktion nachtheilig werden konnte. — Anfangs November kehrte *Minna* von ihrem Ausfluge wieder zurück, und auf ihren Bericht hin liess ich denn nun auch im Betreff der Berliner Aufführung des *Tannhäuser* dem Schicksale seinen Lauf, wodurch ich mir in der Folge zwar viel Aerger über die elende Darstellung meines Werkes, dann aber auch, im Genusse der dort gewährten sogenannten *Tantième*, eine lange fliessende Quelle nicht unbeträchtlicher Einnahmen gewann.

Bald meldete sich nun auch wieder die *Züricher Musikgesellschaft* für meine Theilnahme an den diesjährigen Winter-Konzerten, welche ich zwar nochmals zusagte, jedoch mit der Erklärung, dass ich ihrerseits nun erwarte, dass sie ernstlich sich um eine von mir angeregte Verbesserung des Orchesters bekümmere. Ich hatte nämlich bereits zwei verschiedene Propositionen für die Begründung eines guten Orchesters in Zürich an diese Herren von der Musikgesellschaft gelangen lassen; jetzt arbeitete ich einen noch ausführlicheren dritten Entwurf aus, in welchem ich ihnen auf das Allergenaueste angab, wie sie es mit verhältnissmässig sehr geringen Kosten bewerkstelligen könnten, im Verein mit dem Theater ein gutes Orchester zu erhalten. Ich erklärte

ihnen, dass ich in diesem Winter zum letzten Male mit ihnen mich beschäftigen werde, wenn sie auf diese sehr billigen Vorschläge für die Zukunft nicht eingingen. — Ausserdem nahm ich mich jetzt eines Quartett-Vereines an, welcher sich aus den Vorspielern des Orchesters gebildet hatte, die mich darum angingen, ihnen zur Erlernung des richtigen Vortrages der von mir empfohlenen Quartett-Kompositionen behülflich zu sein. Es freute mich vor Allem, diesen Leuten durch die schnell ihnen zugewandte Theilnahme des Publikum's für längere Zeit recht günstige Nebeneinnahmen zu verschaffen. Was ihre künstlerischen Leistungen betraf, so wollte es allerdings damit nicht recht vorwärts gehen, da es sich mir herausstellte, dass bei dem so frei liegenden Vortrage der einzelnen Musiker durch die blosse Aufnöthigung der dynamischen Nüancen nicht Das ersetzt werden konnte, was nur durch die individuelle Bildung eines höheren künstlerischen Geschmackes in der Behandlung des Instrumentes selbst bewirkt werden kann. Doch verstieg ich mich bis dahin, ihnen selbst das *Cismoll*-Quartett von *Beethoven* einzustudiren, was mich allerdings bei unzähligen Proben eine beschwerliche Ausdauer kostete. Ich gab ihrem Programm eine kleine Anleitung zur Auffassung dieser merkwürdigen *Beethoven*'schen Komposition bei. Ob ich hierdurch, sowie durch die Aufführung selbst, auf einen der Zuhörer gewirkt habe, ist mir unbekannt geblieben.

Wenn ich nun ausserdem noch berichten kann, dass ich am 30. Dezember dieses Jahres bereits die Komposition der ganzen *Walküre* in der Skizze beendigte, so sage ich wohl genug, um auf mein ernstes und thätiges Leben in dieser Zeit, sowie darauf hinzuweisen, dass ich durch äusseren Verkehr keinerlei Störung meiner strengen Lebensweise aufkommen liess.

Im Januar 1855 begann ich bereits die Instrumentation der *Walküre*. Doch unterbrach ich mich sofort durch eine Zwischenarbeit, welche gelegentlich dadurch entstand, dass ich einigen Freunden von meiner, damals vor fünfzehn Jahren, in Paris komponirten *Faust*-Ouvertüre sprach, und ihnen das Verlangen erweckte, sie zu hören. Diess brachte mich sofort darauf, diese Komposition, welche einst eine bedeutungsvolle Wendung in meiner musikalischen Konzeption hervorgerufen hatte, mir noch einmal genauer anzusehen. *Liszt* hatte sie vor einiger Zeit einmal in Weimar aufgeführt, viel Erfreuliches mir darüber geschrieben, aber auch den Wunsch ausgedrückt, einiges darin nur Angedeutete bestimmter ausgeführt zu wissen. So überarbeitete ich dieses Werk jetzt nochmals, und befolgte dabei den mit sehr zarter Empfindung gegebenen

Rath meines Freundes in der Weise, wie die jetzt in der *Härtel*'schen Ausgabe veröffentlichte Komposition es zeigt. Auch studirte ich diese Ouvertüre unserem Orchester ein, und führte sie, wie mich dünkte, mit gutem Erfolge auf. Nur meiner Frau schien es, als ob es darin zu *nichts Rechtem* käme, und sie bat mich, als ich noch in diesem Jahre nach London ging, sie dort nicht aufzuführen.

Jetzt nämlich trat von Aussen eine sonderbare Aufforderung an mich heran, wie sie eigentlich nie in meinem Leben sich wiederholte. Noch im Januar erhielt ich eine Anfrage von der *philharmonischen Gesellschaft in London*, ob ich geneigt sei ihre diessjährigen Konzerte zu dirigiren; da ich mit meiner Antwort etwas zögerte, um mich zuvor nach den Umständen näher zu erkundigen, überraschte mich eines Tages der Besuch eines Herrn *Anderson*, Mitglied des Vorstandes der berühmten Gesellschaft, welcher eigens von London nach Zürich gereist war, um sich meiner Einwilligung zu versichern. Ich hatte auf vier Monate nach London zu kommen, um dort acht Konzerte der *philharmonischen Gesellschaft* zu dirigiren, wofür ich in allem 200 Pfund Sterling bezahlt erhielt. Auch jetzt wusste ich noch nicht recht wozu ich mich entscheiden sollte, da, geschäftlich angesehen, ein eigentlicher Gewinn hierbei nicht zu erwarten war, und andrerseits das Konzertdirigiren mit Ausnahme einzelner schöner Leistungen, auf welche es hierbei nur ankommen konnte, mir sehr ferne lag. Eines stimmte mich zunächst günstig, nämlich, nach so langer Enthaltung wieder einmal mit einem grossen und schönen Orchester zu thun zu haben; dann aber reizten mich auch die fast mysteriös mir erscheinenden Umstände, welche die Blicke der mir so fern abliegenden Musikwelt plötzlich auf mich gerichtet hatten. Ich vermuthete dahinter etwas, was mir wie ein Schicksalswink aussah, und sagte endlich dem stupid freundlich englischen Gesichte des Herrn *Anderson* zu, worauf dieser sehr befriedigt, in einem grossen Pelze, dessen Eigenthümer ich später kennen lernte, direkt wieder nach London zurückfuhr.

Bevor ich ihm nachfolgte, musste ich mich aber erst noch einer Kalamität entledigen, welche meine Gutmüthigkeit mir auf den Hals geladen hatte. Der äusserst zudringliche Direktor der diesjährigen Theaterunternehmung hatte es nämlich durchgesetzt, dass ich ihm eine Aufführung des »*Tannhäuser*« erlaubte, wozu er mich dadurch bestimmte, dass er mir vorhielt, wie ich doch jedem Theater diese Partitur überlassen habe, und es für seine Unternehmung von wahrem Nachtheil sein müsste, wenn er blos aus dem Grunde, weil ich selbst hier lebte,

der gleichen Vergünstigung für Zürich verlustig sein sollte. Ausserdem mischte sich meine Frau in die Sache, an deren Protektion sich alsbald die Sänger der Partien des «*Tannhäuser*» und «*Wolfram*» wendeten; und wirklich verstand sie es auch, mein humanes Mitgefühl für den einen ihrer Schützlinge, einen armen, bis dahin vom Direktor sehr chicanirten Tenoristen, in das Spiel zu bringen. Ich ging mit diesen Leuten ihre Rollen einige Male durch, und fand mich demzufolge auch veranlasst, zur Beaufsichtigung ihrer Leistungen in den Theaterproben mich einzufinden, was dann wieder so viel hiess, als dass ich von Einmischung zu Einmischung weiter gedrängt, bis an das Dirigentenpult gerieth und endlich die erste Aufführung wirklich selbst leitete. Aus dieser ist mir besonders die Sängerin der «*Elisabeth*» in Erinnerung geblieben, welche, ursprünglich dem Soubrettenfache angehörig, ihre Rolle in weissen Glacé-Handschuhen mit daran hängendem Fächer gab. Diessmal hatte ich denn aber im Betreff dieser Konzessionen zur Genüge, und als mich das Publikum schliesslich auf die Bühne rief, erklärte ich von dort aus meinen Freunden sehr unverhohlen, dass man mich nur zum letzten Male zu so etwas bekommen hätte, und ich es ihnen für die Zukunft überliesse, für ihr Theater, von dessen übler Beschaffenheit sie sich heute einen genaueren Begriff hatten machen können, etwas zu thun; worüber denn alles sehr erstaunt war. Eine ähnliche Erklärung gab ich jedoch auch der Musikgesellschaft, in welcher ich vor meiner Abreise ebenfalls noch einmal, und wirklich zum letzten Male, etwas dirigirte. Leider nahm man diess nur als joviale Züge von mir auf, und fühlte sich zu keinerlei Anstrengung im mindesten angespornt, so dass es im nächsten Winter meiner sehr ernsten und fast groben Erklärung bedurfte, um die Betreffenden ein für alle Male von weiteren Zumuthungen an mich abzubringen. So verliess ich meine bisherigen Züricher Kunstfreunde in ziemlich verblüffter Stimmung, um am 26. Februar meine Reise nach London anzutreten.

Ich reiste über Paris, und verweilte dort einige Tage, während welcher ich nur *Kietz* und seinen, von ihm als Wunderdoktor geachteten, Freund *Lindemann* sah. Am 2. März in London angekommen, wandte ich mich zunächst an *Ferdinand Präger*, den Jugendfreund der Gebrüder *Röckel*, von welchem ich durch diese eine sehr empfehlende Kenntniss erlangt hatte. Ich traf an ihm, der seit langen Jahren in London als Musiklehrer niedergelassen war, einen ungemein gutmüthigen, nur für seinen Bildungsstand zu sehr aufgeregten Menschen. Nachdem ich die erste Nacht in seinem Hause verbracht hatte, besorgte ich mir des andern

Tages mit seiner Hülfe eine Wohnung an *Portland-Terrace* in der Umgebung des *Regents-Park*, welchen ich von meinem früheren Besuche her angenehm im Gedächtniss hatte. Ich versprach mir bei dem erwarteten Frühjahre einen angenehmen Aufenthalt schon durch die unmittelbare Nähe der Partie dieses Parkes, von welcher schöne Rothbuchen über den Weg herüber ragten. Trotzdem ich vier Monate in London verbrachte, schien es mir jedoch nie zu diesem Frühling zu kommen; so sehr lastete das neblige Klima auf alle meine Eindrücke, welche ich dort erhielt. *Präger* nahm sich sofort auf's Bereitwilligste meiner an, um mich auf dem Wege der üblichen Visiten zu geleiten, bei welchen wir auch Herrn *Costa* heimsuchten, an welchem ich den Chef des Orchesters der italienischen Oper, und somit den eigentlichen Hegemon der Londoner Musik kennen lernte; denn er war auch Direktor der *sacred-music-society*, in welcher fast allwöchentlich *Händel* und *Mendelssohn* zur Aufführung kommen.

*Präger* führte mich aber auch zu seinem Freunde *Sainton*, dem ersten Violinisten des Londoner Orchesters. Nach dem überaus herzlichen Empfange von dessen Seite, erfuhr ich nun auch die sonderbare Geschichte meiner Berufung nach London. *Sainton*, ein Südfranzose aus Toulouse, von feurigem, naivem Temperamente, hatte zu seinem Wohnungsgenossen einen vollblutigen deutschen Musiker aus Hamburg, Namens *Lüders*, den Sohn eines Stadtmusikers von trockenster, aber gemüthlicher Naturbeschaffenheit. Es rührte mich späterhin sehr, das Lebensereigniss zu erfahren, welches diese Beiden zu untrennbaren Freunden gemacht hatte: *Sainton* war auf einer Virtuosenreise über *Petersburg* nach *Helsingfors* in *Finnland* verschlagen worden; vom Dämon der schlechten Geschäfte verfolgt, wusste er von dort aus sich nicht weiter zu finden, als ihm die überaus nüchterne und bescheidene Gestalt des Hamburger Stadtmusikers-Sohnes dort im Gasthof auf der Treppe mit der Frage entgegentrat: ob er geneigt sei seine Freundschaft anzunehmen, mit welcher er ihm da er wohl merke, dass er in übler Lage sei, die Hälfte seiner Baarschaft anbiete. Von diesem Augenblicke an waren Beide unzertrennbare Freunde, machten Kunstreisen in Schweden und Dänemark, fanden sich unter den sonderbarsten Umständen über Hamburg wieder nach Hâvre, Paris und Toulouse zurück, von wo aus sie endlich sich nach London übersiedelten, *Sainton*, um eine bedeutende Stellung im Orchester einzunehmen, *Lüders*, um als trockner Stundengeber sich so gut wie möglich durchzuhelfen. Nun traf ich beide in einer hübschen Wohnung, wie Mann und Frau zusammenlebend, stets

in zärtlicher Freundschaft für einander besorgt. Dieser *Lüders* hatte nun meine Kunstschriften gelesen, und namentlich »Oper und Drama« hatte ihn zu dem Ausrufe bewogen: »Donnerwetter! Da ist was dahinter!« Diess hatte nun *Sainton* stutzig gemacht, und, als vor dem Beginne der diessjährigen Saison, aus unklar gebliebenen Gründen, der bisherige Dirigent der philharmonischen Konzerte, eben jener machtvolle Herr *Costa*, mit der Gesellschaft sich überwarf und erklärte, ihre Konzerte nicht weiter dirigiren zu wollen, hatte *Sainton*, welchen der »Treasurer« der Gesellschaft, Herr *Anderson*, in seiner grossen Verlegenheit um Rath frug, auf *Lüders* Meinung hin angerathen, mich zu engagiren. Wie ich erfuhr, war man nicht sofort auf diese Empfehlung eingegangen, und erst als *Sainton* auf's Gerathewohl versicherte mich in Dresden dirigiren gesehen zu haben, entschloss sich Herr *Anderson*, in dem Pelze, welchen ihm *Sainton* dazu herlieh, die Reise zu mir nach Zürich zu machen, in dessen Folge ich mich jetzt hier befand. Wie ich bald ebenfalls erfuhr, hatte jedoch *Sainton* hierin mit dem seinen Nationalcharakter eigenen Unbedacht gehandelt; denn *Costa* war es nämlich nicht eingefallen mit seiner Erklärung an die philharmonische Gesellschaft es ernst zu nehmen, und meine Berufung schien ihm höchst widerwärtig. Als Chef desselben Orchesters, welches uns zu den philharmonischen Konzerten zu Gebote stand, übte er in Folge dessen fortwährend einen feindlichen Einfluss auf die von mir geleiteten Unternehmungen aus, unter welchem selbst mein Freund *Sainton*, ohne dass er sich des Grundes klar bewusst wurde, zu leiden hatte.

Diess stellte sich mir im Verlaufe immer deutlicher heraus, während anderseits genügende Elemente zur Bereitung der mannigfaltigsten Widerwärtigkeiten für mich vorhanden waren. Vor allem erklärte sich sofort der Musikreferent der *Times*, Herr *Davison*, im feindlichsten Sinne gegen mich. Ich erfuhr an diesem Manne zum ersten Mal bestimmt und deutlich die Wirkung meines früheren Aufsatzes über das »Judenthum in der Musik«. Ausserdem aber berichtete mir *Präger*, dass *Davison*, bei seiner äusserst machtvollen Stellung in der *Times*, gewohnt sei, von Jedem, welcher in Musikangelegenheiten nach England käme, zu allernächst durch Aufmerksamkeiten aller Art gewonnen zu werden. Diesen Anforderungen hätte sich, zum höchsten Vortheile für ihren äusseren Erfolg, namentlich auch *Jenny Lind* gefügt, und nur die *Sonntag*, als *Gräfin Rossi*, habe sich dergleichen Verpflichtungen überhoben gedünkt. Da ich nun nichts anderes im Sinne hatte, als mich des Umganges mit einem recht vollständigen und guten Orchester zu erfreuen,

und mit diesem schöne Aufführungen zu Stande zu bringen, war es mir andrerseits sehr niederschlagend alsbald zu erfahren, dass mir keinerlei Verfügung über die mir nöthig dünkende Anzahl von Proben zu den Konzerten zustand; für jedes Konzert, mit zwei Symphonien und vielem andern Zubehör, war nach dem ökonomischen Plane der Gesellschaft mir nur eine Probe erlaubt. Doch hoffte ich immer, durch den Eindruck der von mir geleiteten Aufführungen auch hier einmal besondere Anstrengungen zu veranlassen; hier aber etwas aus dem Geleise zu bewegen, war gänzlich unmöglich, und somit erkannte ich alsbald, dass die Erfüllung meiner übernommenen Verpflichtungen mir zur widerlichsten Last geworden sei. In dem ersten Konzerte führten wir die *Eroica* von *Beethoven* auf, und der Erfolg meiner Direktion schien so bedeutend, dass das Comité der Gesellschaft für das zweite Konzert sichtlich ein Aeusserstes zu thun sich genöthigt zeigte. Man verlangte Bruchstücke von meinen Kompositionen, sowie die neunte Symphonie von *Beethoven*, und gestand mir dafür ausnahmsweise zwei Proben zu. In diesem Konzerte ging es ganz erträglich her. Zu meinem Vorspiel des »Lohengrin« hatte ich eine programmatische Erklärung aufgesetzt, in welcher man mir jedoch den »*holy Grail*«, sowie die Erwähnung von »*God*«, mit bedenklichster Miene strich, weil derlei in weltlichen Konzerten nicht gestattet sei. Für die Chöre der Symphonie musste ich mich mit dem Chorpersonale der italienischen Oper begnügen, und ausserdem für das grosse Recitativ mit einem Barytonisten vorlieb nehmen, welcher mich durch sein italienisch geschultes englisches Phlegma in der Probe zur vollsten Verzweiflung brachte. Von dem englisch übersetzten Texte verstand ich nur »*hail thee joye*« für »*Freude schöner Götterfunken*«. Auf den Erfolg dieses Konzertes, welcher auch an und für sich nichts zu wünschen übrig liess, schien die philharmonische Gesellschaft Alles gegeben zu haben; desto mehr erschrack man, als der Berichterstatter der *Times* auch hiergegen mit wüthender Geringschätzung und Verkleinerung des Geleisteten auftrat. Man wandte sich an *Präger*, um durch diesen mich zu bestimmen, Herrn *Davison* doch einige Aufmerksamkeiten zu erweisen, zum Mindesten, dass ich es annehmen möge, bei einem von Herrn *Anderson* zu veranstaltenden Festessen, mit jenem Herrn zusammen zu treffen, und ihm mich freundlich vorstellen zu lassen. *Präger* kannte mich nun bereits genügend, um den Herren alle Hoffnung benehmen zu müssen, dass nach dieser Seite hin irgend ein Zugeständniss von mir zu gewinnen sei. Das Festmahl unterblieb nun, und in der Folge ersah ich von hier an, dass die Gesellschaft, wohl ein-

sehend, dass sie es mit einem gänzlich unlenksamen Starrkopfe zu thun hatte, mein Engagement aufrichtig bereuete.

Da jetzt nach dem zweiten Konzerte die Osterferien mit einer längeren Unterbrechung eintraten, berathschlagte auch ich mit meinen Freunden, ob es nicht vernünftiger sei, das Ganze, so schnell von mir als thörig und fruchtlos erkannte Unternehmen der Direktion dieser philharmonischen Konzerte aufzugeben, und ruhig nach Zürich zurückzugehen. *Präger* versicherte mich, dass die Ausführung dieses Entschlusses keineswegs als Verurtheilung der Situation, sondern einfach als eine jämmerliche Ungezogenheit meinerseits angesehen werden würde, und dass vor Allem unter diesem Urtheile meine Freunde zu leiden haben würden. Diess Letztere entschied mich; und ich blieb, von jetzt an allerdings ohne jede Hoffnung, dem Londoner Musikleben einen förderlichen Impuls geben zu können. Nur für das siebente Konzert stellte sich ein anregender Umstand ein: die Königin wählte diesen Abend zu ihrem alljährlich einmaligen Besuche dieser Konzerte, und erbat sich durch ihren Gemahl, den Prinzen *Albert*, die Tannhäuser-Ouvertüre zu hören. Wirklich erhielt dieser Abend durch den Besuch des königlichen Hofes eine angenehme Feierlichkeit; auch hatte ich das Vergnügen, mit der Königin *Viktoria* und ihrem Gemahle, auf deren Einladung, mich ziemlich anregend zu unterhalten. Es kam hierbei die Rede auf die Möglichkeit der Aufführung meiner Opern im Theater, wogegen Prinz *Albert* einwendete, dass italienische Sänger unmöglich meine Musik würden vortragen können. Es machte mir gute Laune, dass die Königin diesem Einwande wieder dadurch entgegnete, dass ja doch sehr viele italienische Sänger eigentlich Deutsche wären. Der Eindruck von diesem Allen war freundlich, und diente offenbar als Demonstration für mich, welche jedoch nach keiner Seite hin an der Situation selbst etwas zu ändern vermochte; denn nach wie vor blieb es in der grossen Presse dabei, dass alle von mir dirigirten Konzerte Fiasco machten, und *Ferdinand Hiller* konnte sich bei einem um diese Zeit abgehaltenen rheinischen Musikfeste für genügend autorisirt halten, zur Herzstärkung seiner Freunde laut anzukündigen, mit mir gehe es in London zu Ende, und ich sei von dort so gut als vertrieben zu erachten. Dagegen erlebte ich dennoch eine schöne Genugthuung am Schlusse des letzten der von mir dirigirten acht Konzerte, bei welchem eine jener seltenen Scenen stattfand, wie sie dann und wann durch das bis dahin komprimirte Gefühl der Betheiligten erlebt werden. Dem Orchester war es alsbald nach meinen Erfolgen klar geworden, dass, wer bei ihrem unverantwortlich herrschen-

den Chef, Herrn *Costa*, gut angeschrieben und nicht etwa schnell von ihm entlassen sein wollte, in keiner Weise sympathisch für mich sich zu erklären habe; so wurde mir das plötzliche Verstummen der im Umgange laut gewordenen Theilnahmsbezeugungen der Musiker erklärt. Jetzt aber, am Schlusse dieser Konzerte, brach das zurückgehaltene Gefühl der Musiker hervor, welche von allen Seiten mit betäubenden Zurufen mich umdrängten, während ebenfalls im Publikum, welches sonst noch vor dem Schlusse geräuschvoll den Saal zu verlassen gewohnt war, sich enthusiastische Gruppen bildeten, von welchen ich ebenfalls unter den herzlichsten Zurufen und Händedrücken umgeben ward, so dass mein Abschied, von Musikern wie Zuhörern, wohl durch keinen herzlicheren Ausdruck dieser Art überboten werden konnte. —

Das Eigenthümlichste meines Lebens während dieses Londoner Aufenthaltes bestand aber in den verschiedenen persönlichen Beziehungen, zu welchen dieser mich führte.

Sogleich nach meiner Ankunft in London meldete sich, von *Liszt* als auserwählter Schüler empfohlen, der junge *Karl Klindworth*, welcher nicht nur im Verlaufe meines Londoner Aufenthaltes, sondern seitdem stets mir ein treuer und angenehmer Freund verblieb. So jung er war, so hatte doch die noch wenige Zeit seines Aufenthaltes in London hingereicht, ihm ein Urtheil über das englische Musiktreiben zu erwecken, welches ich, so verzweiflungsvoll es ausfiel, doch bald als sehr richtig erkennen musste. Unfähig, dem sonderbaren Coteriewesen der englischen Musikcliquen sich einzufügen, verlor er sofort jede Aussicht und Hoffnung, hier die ihm gebührende Achtung zu finden, und er hatte sich bereits dahin resignirt, lediglich als tagelöhnerischer Stundengeber durch die Wüsten des englischen Musiklebens sich durchzuschlagen, da er namentlich zu stolz war, den herrschenden Kritikern, welche ihn als *Liszt's* Schüler sofort angefallen hatten, die mindeste Aufmerksamkeit zu erweisen. Nun war er wirklich ein vortrefflicher Musiker, und dazu ausgezeichneter Klavierspieler. Mit mir machte er sich sogleich zu thun, indem er sich erbat die Partitur meines »Rheingoldes«, allerdings zum Gebrauche der Virtuosen vom ersten Rang, für's Klavier zu arrangiren. Leider verfiel er bald in eine langwierige Krankheit, welche mich andauernd seines erwünschten persönlichen Umganges beraubte.

Während mir *Präger* und dessen Frau andrerseits mit grosser Anhänglichkeit stets zur Seite blieben, war das eigenthümliche Hauswesen *Sainton's* und *Lüders'* mir bald zum eigentlichen heimischen Verkehrspunkte geworden. Ich war nämlich ein für allemal bei ihnen zum Diner

eingeladen, und mit wenigen Ausnahmen fand ich mich meistens veranlasst, meine Mahlzeiten bei diesen, jedenfalls nicht minder ergebenen, Freunden einzunehmen. Hier, wo sich auch *Präger* öfter einfand, erholte ich mich gewöhnlich in einem gemüthlichen Sinne von den Widerwärtigkeiten meiner Londoner Geschäfte. Oefters durchstrichen wir des Abends die in Nebel gehüllten Strassen, und namentlich wusste *Lüders* bei diesen Gelegenheiten uns durch einen vortrefflichen Punsch, welchen er irgendwo zu bereiten verstand, in die gegen die Londoner Einflüsse nöthige Unabhängigkeit zu versetzen. Nur eines Abends geriethen wir auseinander, und zwar durch ein furchtbares Strassengedränge, welches den Kaiser *Napoléon* auf seinem Wege von St. James nach dem Coventgarden-Theater begleitete. Dieser war nämlich damals in der bedenklichen Phase des Krimkrieges, mit seiner Gemahlin zu einem Besuche der Königin *Viktoria* nach London gekommen, und wurde von der Bevölkerung London's nicht minder begierig auf seinem Wege begafft, als Aehnliches bei andern Völkern der Welt geschieht. Mir begegnete es, als ich vom *Haymarket* nach der *Regentstreet* zu gelangen suchte, und desshalb quer über eine Strasse zu dringen hatte, dass ich für einen eifrigen Neugierigen gehalten und demgemäss mit Rippenstössen behandelt wurde, was mir des ersichtlichen Unverständnisses wegen eine heitere Laune verursachte.

Die grossen Unannehmlichkeiten, welche durch die so sonderbar bedeutungsvolle Verhetzung *Sainton's* mit Herrn *Anderson* durch *Costa* mit veranlasst wurden, und welche mich jeder Möglichkeit beraubten, auf die Gesellschaft selbst einigen Einfluss zu üben, führten anderseits manche erheiternde Erfahrung herbei. Jener *Anderson* hatte sich nämlich durch die Protektion eines Leibkutschers der Königin zum Direktor der k. Privatkapelle («Queensband») aufzuschwingen gewusst, war aber selbst so gänzlich ohne alle musikalische Kenntnisse, dass das alljährige Hofkonzert, welches er zu dirigiren hatte, für den ausgelassenen *Sainton* stets zu einem Feste der Lächerlichkeit wurde, worüber ich denn auch Drolliges erfuhr. Auch drang es bei Gelegenheit dieser Zerwürfnisse in die Oeffentlichkeit, dass Mme. *Anderson*, welche ihrer kolossalen Leibesbeschaffenheit wegen ich «*Charlemagne*» getauft hatte, unter andern die Stelle und den Gehalt eines *Hoftrompeters* sich angeeignet hatte. Ich gewann durch diese und ähnliche Notizen leider schnell die Ueberzeugung, dass mein lustiger Freund in dem Enthüllungskampfe gegen jene wohl eingenistete Clique den Kürzeren ziehen würde, und erlebte es auch wirklich, dass die Entscheidung darüber, ob *Anderson* oder *Sainton*

zu weichen habe, zu des letzteren Ungunsten ausfiel, was mir denn bestätigte, dass es im freien England nicht viel anders herginge als sonst wo.

Einen sehr bedeutungsvollen Zuwachs erhielt unsere kleine Gesellschaft durch die Ankunft *Berlioz'*, welcher von einer jüngeren Gesellschaft, «*the new philharmonic society*» zur Direktion zweier Konzerte ebenfalls nach London berufen worden war. Zum gewöhnlichen Dirigenten dieser Gesellschaft war durch, mir unverständlich gebliebene, Einflüsse ein ausserordentlich gutmüthiger, aber bis zur Lächerlichkeit unbefähigter Mensch, Dr. *Wilde*, bestellt worden, ein ächter bausbackiger Engländer, welcher von dem Stuttgarter Kapellmeister *Lindpaintner* sich eigens Unterricht im Dirigiren hatte geben lassen, und von diesem so weit dressirt worden war, dass er dem ganz nach eigenem Belieben spielenden Orchester so ungefähr mit dem Taktschlagen nachzukommen versuchen durfte. Auf diese Weise hörte ich eine *Beethoven*'sche Symphonie aufführen, wobei ich erstaunt war, das Publikum hier ganz in denselben Beifall ausbrechen zu hören, wie es bei einer von mir mit der grössten Präzision und wirklichem Feuer geleiteten Aufführung der Fall war. Um diesen Konzerten aber doch einige Bedeutung zu geben, hatte man, wie erwähnt, *Berlioz* für einige derselben berufen. Hier hörte ich ihn denn einige klassische Musikwerke aufführen, wie unter anderen eine *Mozart*'sche Symphonie, und war darüber betreten, ihn, den sonst so energischen Dirigenten seiner eigenen Kompositionen, hier in dem allergewöhnlichsten Geleise der ordinären Taktschläger wiederzufinden. Verschiedene seiner eigenen Kompositionen, wie die effektvollsten Bruchstücke seiner *Romeo* und *Julie-Symphonie*, machten auch hier zwar wieder einen bedeutenden Eindruck auf mich; doch ward ich mir jetzt der eigenthümlichen Schwächen, an welchen selbst die schönsten Konzeptionen dieses ausserordentlichen Musikers leiden, genauer bewusst, als diess in jener früheren Zeit der Fall war, wo ich im Allgemeinen nur ein der Grösse des Eindruckes adäquates Unbehagen empfand. — Sehr angeregt fühlte ich mich aber gestimmt, als *Sainton* mich mit *Berlioz* einige Male bei sich zum Mahle vereinigte. Plötzlich sah ich nun den gequälten, in mancher Beziehung bereits abgestumpften, und doch so seltsam begabten Menschen vor mir. War meine Ankunft in London mehr aus einem Triebe der Zerstreuung und aus dem Verlangen nach äusserer Anregung herbeigeführt worden, so durfte ich mich völlig glücklich und wie in heiteren Wolken schwebend dünken, wenn ich dagegen den um so vieles älteren *Berlioz* nur dem Verdienste einiger Guineen

nachstrebend hier angekommen sah. Ich gewahrte in ihm nur Ermüdung und Hoffnungslosigkeit, und empfand plötzlich ein tiefes Mitleiden für diesen Menschen, dessen alle seine Nebenbuhler weit überragende Begabung mir andererseits so offen lag. *Berlioz* schien die Stimmung, welche ich ihm in heiterster Ungezwungenheit entgegentrug, wohlthätig zu berühren; der sonst so kurz zugespitzte, fast verschlossen sich gebende Mensch, thaute ersichtlich in den gut gelaunten Stunden unseres Umganges auf. Er erzählte mir viel Drolliges von *Meyerbeer*, und der Unmöglichkeit, seinem einschmeichelnden und ewig zu lobenden Artikeln verlockenden Benehmen zu entgehen. Der ersten Aufführung seines Propheten habe er das übliche »Diner de la veille« vorangehen lassen; da *Berlioz* sein Ausbleiben davon entschuldigte, machte ihm *Meyerbeer* hierüber zärtliche Vorwürfe und forderte ihn auf, das grosse Unrecht, was er ihm hierdurch zufüge, durch einen »recht hübschen Artikel« über seine Oper gut zu machen. *Berlioz* erklärte, es sei unmöglich, in einem Pariser Blatte etwas gegen *Meyerbeer* zur Aufnahme zu bringen. — Schwieriger war es mir, mit ihm über innigere künstlerische Angelegenheiten mich zu verständigen, da hier stets der fertige und in sicheren Pointen sich aussprechende Franzose sich mir zu erkennen gab, welcher in seiner eigenen Sicherheit nie den Zweifel darüber aufkommen lassen konnte, ob er den Anderen denn auch nur richtig verstanden habe. Da ich mich gemüthlich erwärmt hatte, suchte ich, der ich zu meinem eigenen Erstaunen hier auch plötzlich der französischen Sprache mächtig wurde, mich über das Geheimniss der »künstlerischen Konzeption« gegen ihn auszudrücken. Ich suchte hierbei die Kraft der Lebenseindrücke auf das Gemüth zu bezeichnen, welche uns in ihrer Weise gefangen hielten, bis wir uns ihrer durch die einzige Ausbildung der innersten Seelenformen, welche keineswegs durch jene Eindrücke hervorgerufen, sondern aus ihrem tiefen Schlummer nur eben angeregt worden waren, gänzlich entledigten, so dass das künstlerische Gebilde uns dann keineswegs als eine Wirkung des Lebenseindruckes, sondern im Gegentheile als eine Befreiung davon erschiene. Hier lächelte *Berlioz*, wie herablassend verständnissvoll, und sagte: »*nous appelons celà: digérer*«. Meiner Verwunderung über diese Art der prompten Auffassung meiner mühevollen Mittheilungen entsprach übrigens schliesslich auch das äussere Verhalten meines neu gewonnenen Freundes. Ich lud ihn ein, meinem Abschiedskonzerte, und nach diesem noch einem kleinen Abschiedsmahle, welches ich meinen wenigen Freunden in meiner Wohnung gab, beizuwohnen. Von diesem letzteren entfernte er sich bald unter An-

gabe eines Unwohlseins; die zurückgebliebenen Freunde machten mir jedoch keinen Hehl daraus, dass sie glaubten, *Berlioz* sei über den sehr enthusiastischen Abschied, welchen zuvor das Publikum von mir genommen, verstimmt gewesen.

Im Uebrigen war die Ausbeute von einigen Bekanntschaften, welche ich in London machte, von keiner besonderen Ergiebigkeit. Doch machte mir ein Herr *Ellerton* Freude, ein stattlicher angenehmer Mann, Schwager von *Lord Broughan*, Dichter, Musikfreund und leider auch Komponist, welcher sich in einem der philharmonischen Konzerte mir vorstellen liess, und sich nicht genirte, mich in London auch aus dem Grunde willkommen zu heissen, dass ich sehr vermuthlich der übertriebenen Verehrung *Mendelssohn*'s einigen Einhalt zu thun berufen sein dürfte. Dieser war auch der einzige Engländer, welcher mir eine gastliche Ehre erzeigte. Er bewirthete mich und meine näheren Freunde in dem «University-Club», bei welcher Gelegenheit ich die Munifizenz eines solchen Londoner Etablissements kennen lernte. Nachdem wir uns bei dieser Gelegenheit sehr gut unterhalten hatten, that sich mir auch, auf immerhin gemüthliche Weise, die Schwäche solcher englischen Gastlichkeiten kund. Mein Wirth liess sich, als ob sich das ganz von selbst verstünde, von zwei Mann unter dem Arme gefasst, nach Hause führen, da er sonst wohl schwerlich weit über die Strasse gekommen sein würde.

Einen sonderbaren Menschen lernte ich noch in einem altmodischen, aber recht liebenswürdigen Komponisten *Potter* kennen, von welchem ich eine Symphonie aufzuführen hatte, die mich, ihres bescheidenen Umfanges und ihrer sauberen kontrapunktischen Arbeit wegen, um so mehr unterhielt, als der Komponist, ein ältlicher freundlicher Sonderling, sich mit fast ängstlicher Bescheidenheit zu mir hielt. Ich musste ihn völlig zwingen, mir das richtige Tempo des Andante's seiner Symphonie zu gestatten und ihm dadurch den Beweis zu liefern, dass es wirklich hübsch und interessant sei, während er seiner Arbeit so wenig traute, dass er nur durch schnellstes Abmachen desselben durch ein unwürdiges Tempo über die Gefahr, langweilig zu werden, hinweg kommen zu können glaubte. Dafür strahlte er nun wirklich vor Freude und Dank, als ich gerade mit diesem Andante, in *meinem* Tempo, ihm einen grossen Applaus verschaffte. — Weniger behaglich war mir ein Herr *Mac Farrine*, ein schwülstiger melancholischer Schotte, dessen Kompositionen aber, wie mir vom Comité der philharmonischen Gesellschaft versichert wurde, sehr hoch geachtet waren. Dieser schien zu stolz um sich mit mir über die Aufführung einer seiner Kompositionen zu ver-

ständigen. Es war mir daher angenehm, dass eine Symphonie von ihm, welche mir keine Sympathie erweckte, bei Seite gelegt, und dafür eine Ouverture, «*Steeple-Chase*», gewählt wurde, welche wirklich einen eigenthümlichen, wild-leidenschaftlichen Zug enthielt, und in der Ausführung mir Freude machte. — Ein Kaufmann *Benecke* mit Familie, an welchen ich, damit mir doch auch in London ein «*Haus*» sich öffnete, von *Wesendonck* empfohlen war, bot mir viel Unbequemlichkeit. Zu den einigen Einladungen, welche mir von dorther kamen, hatte ich die Reise einer vollen deutschen Meile nach *Camberwell* zu machen, um allerdings durch diese Entdeckung in diejenige Familie gerathen zu sollen, bei welcher *Mendelssohn*, wenn er sich in *London* aufhielt, zu Hause war. Mit mir wussten die guten Leute nichts Rechtes anzufangen, als dass sie meine Direktion der *Mendelssohn*'schen Kompositionen vorzüglich fanden, und dafür mir Züge von dem «reichen Gemüthe» des Verstorbenen berichteten. — Auch *Howard*, Secretair der philharmonischen Gesellschaft, ein alter angenehmer Biedermann, bemühte sich aus dem Kreise meiner englischen Bekanntschaft (einzig, wie er glaubte), um meine Unterhaltung. Mit seiner Tochter musste ich ein paar Mal die italienische Oper in *Covent-Garden* besuchen; ich hörte da den *Fidelio*, welcher in ziemlich grotesker Weise, von unfläthigen Deutschen und stimmlosen Italienern, mit Recitativen gegeben wurde. Die öftere Einkehr in diesem Theater wusste ich mir vom Halse zu halten. Dagegen hatte ich, als ich Herrn *Howard* bei meinem Abschiede von London mich empfahl, die Ueberraschung, bei ihm mit *Meyerbeer* zusammen zu treffen, welcher damals soeben in *London* angekommen war, um seinen «*Nordstern*» aufzuführen. Als ich ihn eintreten sah, fiel mir schnell ein, dass *Howard*, welchen ich nur in seiner Eigenschaft als Secretair der philharmonischen Gesellschaft beachtet hatte, auch musikalischer Referent der «*Illustrated News*» war, in welcher Qualität er nun aber von dem grossen Opernkomponisten sofort aufgesucht wurde. *Meyerbeer* war vollständig gelähmt, als er mich erblickte, was wiederum mich in die Fassung brachte, dass wir kein Wort zu uns zu sprechen vermochten; worüber sich Herr *Howard*, der sich versicherte, dass wir uns doch bekannt seien, sehr verwunderte. Beim Fortgehen frug er mich, ob mir denn Herr *Meyerbeer* nicht bekannt sei, worauf ich ihm empfahl, er solle jenen nur nach mir fragen. Als ich am Abend *Howard* noch einmal antraf, versicherte er mir, Herr *Meyerbeer* habe sich nur mit der grössten Anerkennung über mich ausgesprochen. Darauf rieth ich ihm die Lektüre einiger Nummern der Pariser «*Gazette musicale*» an, in welcher

Herr *Fétis* vor einiger Zeit den Ansichten des Herrn *Meyerbeer* über mich einen minder empfehlenden Ausdruck gegeben habe. *Howard* schüttelte den Kopf, und konnte es nicht begreifen «wie ein paar *grosse Komponisten* sich so sonderbar begegnen könnten».

Eine angenehme Ueberraschung bereitete mir jedoch der Besuch meines alten Freundes, *Hermann Franck*, welcher sich damals in *Brighton* aufhielt und auf wenige Tage nach *London* gekommen war. Wir unterhielten uns viel, und ich hatte namentlich mancherlei Anstrengungen zu machen, um ihm in meinem Betreff zu einer richtigen Ansicht zu verhelfen, da er in den letzten Jahren, seitdem wir ausser Verkehr getreten waren, von deutschen Musikern auf das allerwunderlichste über mich berichtet worden war. Zunächst verwunderte er sich, mich in *London* anzutreffen, wo doch, wie er meinte, für meine musikalischen Tendenzen unmöglich das geeignete Terrain vorhanden sei. Ich verstand nicht was er unter diesen «Tendenzen» sich dachte, und erzählte ihm einfach, was mich zur Annahme der Einladung der philharmonischen Gesellschaft bestimmt habe, deren diessjährige Konzerte ich nach kontraktlicher Uebereinkunft abzuhalten gedächte, um dann ohne weiteres zu meinen Arbeiten nach Zürich wieder zurückzukehren. Das klang nun ganz verschieden von dem, wie er es sich vermuthet hatte, da er nicht anders vermeinen zu müssen glaubte, als dass ich mir in *London* eine grosse Stellung zu bereiten gedächte, um von ihr aus einen Vertilgungskrieg gegen sämmtliche deutsche Musiker zu unternehmen: so nämlich sei ihm übereinstimmend in Deutschland mein Vorhaben angekündigt worden. Nun wäre doch eigentlich nichts erstaunlicher, sagte er, als diese merkwürdige Incongruenz der fiktiven Gestalt, in welcher ich vor den Leuten stünde, mit meiner wirklichen Natur, welche er jetzt sogleich wieder erkannt habe; worüber wir uns beide unter Scherzen eingehender verständigten. Ich freute mich, ihn gleich mir von dem Werthe des in den letzten Jahren bekannt gewordenen Werkes *Schopenhauer's* erfüllt zu sehen. Er äusserte sich darüber mit einer eigenthümlichen Bestimmtheit, indem er dem deutschen Geiste entweder einen vollständigen Verfall, mit seinen politischen Verhältnissen zugleich, oder aber eine eben so vollständige Regeneration, mit welcher dann *Schopenhauer* daran kommen würde, voraussehen zu müssen glaubte. Er verliess mich, um einem bald sich erfüllenden, ebenso unerklärlichen als furchtbaren Schicksale entgegen zu gehen. Nur wenige Monate darauf erfuhr ich nach meiner Heimkehr seinen räthselhaften Tod. Er war, wie ich erwähnte, in Brighton, um dort seinen Sohn, einen

etwa sechzehnjährigen Knaben, auf die englische Marine zu entlassen, für welche dieser, wie ich dem Vater angemerkt hatte, eine diesem sehr widerwärtige, hartnäckige Neigung gefasst hatte. Am Morgen des zum Absegeln des Schiffes bestimmten Tages fand man den Vater in Folge eines Sturzes aus dem Fenster seines Hauses völlig zerschmettert auf der Strasse, den Sohn aber, ebenfalls todt, wie es schien erstickt, auf seinem Bette. Die Mutter war bereits vor einigen Jahren gestorben. Niemand blieb übrig, um über den entsetzlichen Vorgang Auskunft zu geben, welcher, so viel ich weiss, bis auf den heutigen Tag unaufgeklärt geblieben ist. Er hatte bei seinem Besuche aus Vergesslichkeit einen Plan von London bei mir zurückgelassen, welchen ich, da ich seine Adresse nicht wusste, zurückbehielt und bis heute verwahre.

Freundlicher, wenn auch nicht ohne Wehmuth, blieben meine Erinnerungen an meinen Umgang mit *Semper*, welchen ich ebenfalls in London, wo er seit länger mit seiner Familie niedergelassen war, antraf. Der in Dresden mir immer so heftig und mürrisch erschienene Mensch, überraschte und rührte mich jetzt vorzüglich durch die verhältnissmässig ruhige und ergebene Stimmung, mit welcher er die ungeheure Störung seiner thätigen Künstlerlaufbahn ertrug, und sein allerdings ungemein ergiebiges Talent den Umständen gemäss zur Verwendung bereit hielt. An Aufträge grosser Bauwerke war für ihn in England nicht zu denken, dennoch setzte er einige Hoffnungen auf die Protektion, welche ihm *Prinz Albert* zu Theil werden liess, und wodurch sich ihm einige Aussichten für die Zukunft eröffneten. Einstweilen begnügte er sich mit Aufträgen zu Zeichnungen für Zimmerornamente und Luxusmöbeln, davon die künstlerische Bedeutung ihm so gut wie bei einem grösseren Bauwerke nahe lag, und welche ausserdem ihm gut bezahlt wurden. Wir trafen öfter zusammen; auch brachte ich einige Abende bei ihm in *Kensington* zu, wo die alte Laune und der sonderbar ernste Humor immer wieder zwischen uns aufkamen, und über die Widerwärtigkeiten des Lebens uns hinweg halfen. — Meine Berichte, die ich nach meiner Heimkehr über *Semper* geben konnte, trugen viel dazu bei, dass *Sulzer* bald die Berufung desselben an das zu errichtende «Polytechnikum» nach Zürich in die Hand nahm und mit Erfolg betrieb.

Ausserdem besuchte ich zu verschiedenen Malen einige nicht uninteressante Londoner Theater, von welchen ich natürlich die Operntheater gänzlich ausgeschlossen hielt. Am Meisten zog mich das kleine *Adelphi-Theater* im «Strand» an, wohin mich *Präger* und *Lüders* öfters begleiten mussten. Dort gab man unter dem Titel von «*Christmas*»

dramatisirte Volksmährchen, davon namentlich eine Vorstellung mir auch dadurch interessant war, dass sie aus einem unvermerkt zusammenhängenden Conglomerate der bekanntesten Mährchen bestand, dabei gar keine Aktschlüsse vorkamen und in einem fortgespielt wurde. Es begann mit der «gold'nen Gans», verwandelte sich in «die drei Wünsche», ging von dort in «Rothkäppchen» über, wo der Wolf in einen Menschenfresser verwandelt war, welcher ein sehr drolliges Couplet sang, und schloss unter mancherlei anderweitigen Ingredienzen mit «Aschenbrödel». Diese Sachen waren in jeder Hinsicht scenisch und dramatisch vorzüglich ausgestattet und gespielt, und gaben mir wirklich einen sehr guten Begriff davon, wie das Volk phantasievoll zu unterhalten sei. Von weniger reiner Naivität traf ich die Vorstellungen des «Olympic-Theater's» an, wo neben sehr gut gespielten pikanten Conversationsstücken im 'Style des französischen Theater's auch Zaubermährchen gegeben wurden, wie der «*yellow dwarf*», in welchem ein ungemein beliebter Schauspieler, *Mr. Robson*, die affenartige Hauptrolle spielte. Von demselben Schauspieler sah ich ein anderes Mal ein kleines Lustspiel, das «*Garrick-Fieber*» gegeben, in welchem er schliesslich einen Betrunkenen darstellte, der, mit Gewalt für *Garrick* gehalten, in diesem Zustande die Rolle des «Hamlet» übernahm, und durch viele Kühnheiten des Spieles bei dieser Gelegenheit mich zur grössten Verwunderung brachte. — Ein entlegenes kleines Theater, in «Marylebone», suchte um diese Zeit das Publikum durch *Shakespeare*'sche Stücke anzuziehen; ich wohnte da einer Aufführung der «*merry wives*» bei, welche mich durch Korrektheit und Präzision wahrhaft in Erstaunen setzte. Selbst eine Aufführung von «Romeo und Julie» auf dem *Haymarket-Theater* machte, trotzdem die Gesellschaft gewiss eine sehr untergeordnete war, ihrer Richtigkeit und der jedenfalls noch der *Garrick*'schen Tradition verdankten scenischen Einrichtung wegen, einen günstigen Eindruck auf mich. Nur ist mir auch eine sonderbare Täuschung hierbei im Gedächtniss geblieben. Nach dem ersten Akte äusserte ich nämlich gegen *Lüders*, welcher mich begleitete, meine Verwunderung darüber, dass man den *Romeo* von einem so alten, wenigstens als Sechzigjähriger gewürdigten Manne, spielen liess, welcher seine weit abliegende Jugend durch ein süssliches, weibisches Wesen mühsam ersetzen zu wollen schien. *Lüders* las nun den Theaterzettel nach und rief aus: «Donnerwetter! Es ist ja ein Frauenzimmer.» Es war die ehemals berühmte Amerikanerin *Miss Cushman*. — Zu den Aufführungen des *Heinrich VIII.* in *Princess Theater* war es mir trotz jeder Bemühung unmöglich einen Platz zu er-

halten. Es wurde nämlich dieses Stück, nach der neuen realistischen Theatermethode, als ungemein sorgfältig und pomphaft dargestellte Spektakel-Pièce gegeben, und hatte als solche die unerhörteste Vogue.

In das mir näher liegen deBereich der Musik fallen noch mehrere Konzerte der «*sacred-music-society*», welchen ich in dem grossen Saal von *Exeter-Hall* beiwohnte. Die Oratorien-Aufführungen, welche dort fast allwöchentlich stattfinden, haben wirklich den Vorzug einer grossen Sicherheit, wie sie durch sehr häufige Wiederholungen gewonnen wird. Ausserdem konnte ich dem 700 Köpfe zählenden Chore meine Anerkennung seiner sehr präzisen Leistungen nicht versagen, welche besonders im *Händel*'schen *Messias* einige Male zu respectabler Bedeutung sich erhoben. Ich lernte hier überhaupt den eigentlichen Geist des englischen Musikkultus' kennen. Dieser hängt wirklich mit dem Geiste des englischen Protestantismus zusammen, daher denn auch eine solche Oratorien-Aufführung vielmehr als die Oper das Publikum anzieht; wobei sich noch der Vortheil herausstellt, dass ein solcher Oratorienabend zugleich als eine Art von Kirchenbesuch zu gottesdienstlichen Zwecken vom Publikum sich angerechnet wird. Wie man in der Kirche mit dem Gebetbuche dasitzt, trifft man dort in den Händen aller Zuhörer den Händel'schen Klavierauszug, welcher in populären Schillingausgaben an der Kasse verkauft, und in welchem eifrigst nachgelesen wird, das letztere, wie es mich dünkte, auch um gewisse allgemein gefeierte Nüancen nicht zu versäumen, wie z. B. den Eintritt des *Halleluja*, wo es für schicklich gefunden wird, dass Alles sich von den Sitzen erhebt, welcher ursprünglich wahrscheinlich vorgekommene Akt des Enthusiasmus' mit peinlicher Präzision jetzt bei jeder Aufführung des *Messias* ausgeführt wird.

Alle diese Erinnerungen fallen mir jedoch mit der Haupterinnerung an ein fast ununterbrochenes Uebelbefinden zusammen, welches zunächst wohl schon durch das in aller Welt berüchtigte Londoner Klima um diese Jahreszeit mir hervorgerufen wurde. Ich war beständig erkältet, und suchte auf den Rath meiner Freunde gegen die Einwirkung der Luft mich durch die Annahme der schweren englischen Diät zu behaupten, ohne dadurch jedoch zu dem mindesten Wohlbehagen zu gelangen. Namentlich vermochte ich auch nicht meine Wohnung mir genügend zu durchwärmen, und vor allem büsste es die Arbeit, die ich mir mitgenommen hatte. Die Instrumentation der *Walküre*, welche ich hier gänzlich zu beendigen hoffte, rückte mühsam nur um hundert Seiten vorwärts. Vor allem war mir hierbei aber auch der Umstand

hinderlich, dass die Skizzen, nach welchen ich die Instrumentation auszuführen hatte, in ihrer Niederschrift nicht auf eine so bedeutende Unterbrechung meiner Stimmung, im Betreff des Zusammenhanges mit dem Entwurfe, berechnet waren. Oft sass ich vor meinen Bleistiftblättern wie vor wildfremden Zeichen, welche ich nicht mehr zu enträthseln vermochte. — Mit völliger Verzweiflung warf ich mich dagegen auf die Lektüre des *Dante*, welchen ich hier zum ersten Male ernstlich vornahm, und dessen »Inferno« durch die Londoner Athmosphäre für mich eine unvergessliche Realität bekam. —

Endlich schlug aber die Stunde der Erlösung auch von den Leiden, welche diese letzte Annahme, es könne mir da draussen in der Welt einmal etwas Ermuthigendes, oder gar Anmuthendes begegnen, mir zugezogen hatte. Einzig freundlich war es für mich, eine herzliche Rührung meiner neuen Bekannten beim Abschiede zu hinterlassen; und ich eilte jetzt über Paris, welches ich in sommerlicher Glorie antraf, und wo ich nun die Leute wirklich wieder promeniren, statt in Geschäften durch die Strassen sich drängen sah, mit heitren Eindrücken nach Zürich zurück, wo ich am 30. Juni mit der reinen Ausbeute eines Gewinnes von gerade 1000 Franken ankam. —

Meine Frau hatte im Sinne, auf dem *Selisberge* am Vierwaldstättersee ihre Molkenkur wieder anzutreten; auch ich hielt die Bergluft günstig für meine angegriffene Gesundheit, und die alsbaldige Uebersiedlung dahin ward beschlossen. Was uns eine kurze Zeit von der Ausführung abhielt, war die Todeskrankheit meines Hündchens *Peps*. Das Alter hatte sich mit dem dreizehnten Jahre bei ihm eingestellt, und plötzlich zeigte er sich so schwach, dass wir besorgten, ihn nicht mit auf den *Selisberg* nehmen zu können, weil er die Beschwerde der Ersteigung nicht mehr ertragen können würde. Nach wenigen Tagen steigerte sich die Agonie auffällig; er ward blöde und litt an häufig wiederkehrenden Krämpfen; seine einzige Besinnung äusserte sich darin, dass er, für gewöhnlich unter der Pflege meiner Frau, in deren Zimmer häufig von seinem Lager sich aufmachte, bis zu mir an meinen Arbeitstisch taumelte, und dort wieder entkräftet zusammensank. Der Thierarzt wollte nicht mehr helfen können, und da die Krämpfe sich auf eine für das Thier unerträglich quälende Weise steigerten, rieth man mir, zur Abkürzung dieser grausamen Agonie, ihn durch ein weniges Blausäure von seinen Leiden zu befreien. Wir verzögerten um seinetwillen unsere Abreise, bis ich endlich selbst einen schnellen Tod als Wohlthat für das arme leidende und gänzlich hoffnungslose Geschöpf halten musste. Ich mie-

thete mir einen Kahn, und fuhr eine Stunde weit auf dem See zu einem mir bekannten jungen Arzte, dem Dr. *Obrist*, von dem ich wusste, dass er mit einer Dorfapotheke verschiedene Gifte acquirirt hatte. Von diesem entnahm ich eine tödtliche Dosis, und fuhr damit an einem wundervollen Sommerabende einsam in einem Nachen über den See daheim. Nur aber im Falle des äussersten Leidens des armen Sterbenden wollte ich mich entschliessen, zur Anwendung dieses letzten Mittels zu greifen. Er schlief die Nacht noch wie gewöhnlich in seinem Korbe an meinem Bette, von wo aus er des Morgens stets, mit den Pfoten zu mir herankratzend, mich erweckt hatte. Plötzlich erwachte ich durch das Stöhnen, welches ihm ein äusserst heftiger Krampfanfall hervorrief; dann sank er lautlos um, und mich erfüllte dieser Augenblick so seltsamer Weise mit seiner Wichtigkeit, dass ich sogleich nach der Uhr sah, und 1 Uhr 10 Minuten des 10. July als die Todesstunde meines kleinen, mit ausschweifender Anhänglichkeit mir ergebenen Freundes, in mein Gedächtniss mir einprägte. Den nächsten Tag widmeten wir unter den bittersten Thränen seiner Bestattung: unsere Grundstückbesitzerin, Frau *Stockar-Escher*, trat uns ein hübsches Plätzchen in ihrem Garten ab, wo wir ihn mit seinem Korbe und Kissen begruben. Sein Grab wurde mir nach vielen Jahren wieder gezeigt; nur als ich zuletzt, ohne sonst Jemand zu besuchen, das Gärtchen wieder in Augenschein nahm, sah ich, dass Alles sich in eleganter Weise verwandelt hatte, und dass von *Pepsen's* Grabe keine Anzeichen mehr vorhanden waren.

Nun reisten wir denn auch nach dem *Selisberg* ab, für diessmal blos von dem neuen Papagey begleitet, welchen ich meiner Frau im vergangenen Jahre, zum Ersatze des guten *Papo*, aus der *Kreutzberger*'schen Menagerie angeschafft hatte. Dieses war ebenfalls ein gutes und sehr gelehriges Thier, welches ich aber gänzlich *Minna* überliess, und das ich stets wohl freundlich behandelte, nie aber als Freund an mich gewöhnte. Zum Glücke begünstigte uns eine anhaltend schöne Witterung in der herrlichen Luft eines bei uns beliebt gewordenen Sommeraufenthaltes. Ausser meinen einsamen Promenaden verwendete ich alle Musse auf die Reinschrift des fertig instrumentirten Theiles der *Walküre* und nahm abermals meine Lieblingslektüre, das erneute Studium *Schopenhauer*'s vor. Auch ein hübscher Brief *Berlioz*'s erfreute mich, mit dem er mir sein neues Buch «les soirées d'orchestre» übersandte, welches mich, trotzdem alles Groteske in des Autors Geschmacke hier nicht minder wie in seinen Kompositionen befremdend auf mich wirkte, doch anregend unterhielt. Hier traf ich denn auch wieder mit dem jungen

*Robert von Hornstein* zusammen, der sich anschmiegend und intelligent benahm. Namentlich interessirte mich sein schnelles und offenbar erfolgreiches Eingehen auf das Studium *Schopenhauer*'s. Er theilte mir mit, dass er beabsichtige, sich in Zürich für einige Zeit niederzulassen, wohin auch *Karl Ritter*, um mit seiner jungen Frau ein dauerndes Winterquartier zu nehmen, sich zu wenden entschlossen hatte. — Mitte August kehrten wir selbst nach Zürich zurück, wo ich nun, in ziemlich sich gleich bleibendem Umgange mit meinen früheren Bekannten, ruhig mich wieder der Vollendung der Instrumentation der *Walküre* widmete. Von Aussen her erfuhr ich den steten Fortgang der allmählichen immer weiteren Ausbreitung meines *Tannhäuser* auf den deutschen Theatern, zu welchen sich nun auch, mit anfangs unsicherer Entscheidung, schon der «*Lohengrin*» gesellte. *Franz Dingelstedt*, der damalige Intendant des Münchener Hoftheater's, übernahm die Einführung des «*Tannhäuser*» auf seinem durch *Lachner's* Einfluss mir nicht besonders günstigen Terrain, und schien damit ziemlich glücklich zu Stande zu kommen, obwohl, wie er behauptete, nicht so glücklich, um seine Honorar-Versprechungen mir pünktlich halten zu können. Doch reichten meine Einkünfte für jetzt so weit aus, dass ich unter der Verwaltung derselben durch meinen gewissenhaften Freund *Sulzer* nach dieser Seite hin ziemlich sorglos meiner Arbeit leben konnte. Nur stellte sich mit dem Eintritte der rauheren Witterung eine neue Plage für mich ein. Offenbar in Folge der üblen Einwirkung des Londoner Klima's auf mich, verfiel ich, von jetzt an für den Verlauf des ganzen Winters, zahlreichen Anfällen der Gesichtsrose, welche sich, regelmässig in Folge des kleinsten Diätfehlers oder der geringsten Erkältung, mit heftigster Pein einstellte. Am schmerzlichsten empfand ich die dadurch so häufig herbeigeführten Unterbrechungen meiner Arbeit, da ich in den Tagen der Krankheit mich höchstens mit Lektüre beschäftigen konnte. Von dieser regte mich am bedeutendsten *Burnouff*'s «*Introduction à l'histoire du Bouddhisme*» an; dieser entnahm ich sogar den Stoff zu einer dramatischen Dichtung, welcher seitdem, obwohl nur im ungefährsten Entwurfe, stets in mir fortgelebt hat und vielleicht noch einmal ausgeführt werden dürfte. Ich gab ihm den Titel: «*die Sieger*»; er gründete sich auf die einfache Legende von der Aufnahme eines *Tschandala*-Mädchen's in den erhabenen Bettlerorden *Çakyamouni*'s, wozu sie durch die schmerzlichst gesteigerte und geläuterte Liebe zu *Ananda*, dem Hauptjünger des *Buddha*, sich würdig macht. Ausser der tiefsinnigen Schönheit des einfachen Stoffes, bestimmte mich zu seiner Wahl alsbald ein eigenthüm-

liches Verhältniss desselben zu dem in mir seitdem ausgebildeten musikalischen Verfahren. Vor dem Geiste des *Buddha* liegt nämlich das vergangene Leben in früheren Geburten jedes ihm begegnenden Wesens offen, wie die Gegenwart selbst, da. Die einfache Geschichte erhielt nun ihre Bedeutung dadurch, dass dieses vergangene Leben der leidenden Hauptfiguren als unmittelbare Gegenwart in die neue Lebensphase hineinspielte. Wie nur der stets gegenwärtig miterklingenden musikalischen Reminiscenz dieses Doppel-Leben vollkommen dem Gefühle vorzuführen möglich werden durfte, erkannte ich sogleich, und diess bestimmte mich, die Aufgabe der Ausführung dieser Dichtung mit besondrer Liebe mir vorzubehalten.

So hatte ich denn, neben der immer noch in riesenhaften Dimensionen vor mir liegenden Arbeit der *Nibelungen*, zwei neue Stoffe, den «Tristan» und die «Sieger», meiner Phantasie eingeprägt, welche von jetzt an neben jener Arbeit mich stets lebhaft beschäftigten. Je mehr ich von allen diesen Entwürfen erfüllt war, desto leidenschaftlicher war meine Ungeduld in Betreff der steten Unterbrechungen meiner Arbeit durch die widerwärtigen Krankheitsanfälle. *Liszt* hatte mir um diese Zeit einen für den Sommer verspäteten Besuch in Aussicht gestellt. Ich musste ihn bitten nicht zu kommen, weil ich nach den neuesten Erfahrungen nie dessen sicher war, dass ich nicht während der wenigen Tage, die er mir hätte schenken können, an das Krankenlager gefesselt worden wäre. So verbrachte ich diesen Winter zwischen ruhiger und produktiver Resignation, und andrerseits launenhafter Reizbarkeit nach aussen, unter welch letzterer meine Freunde oft zu leiden hatten. Doch freute es mich, *Karl Ritter* durch seine Niederlassung in Zürich mir jetzt wieder etwas näher treten zu sehen. Durch die Wieder-Erwählung Zürich's zum Aufenthalte, wenigstens für das Winterhalbjahr, bewies er ausserdem auch eine mir wohlthuende Anhänglichkeit an mich, welche manche üble Eindrücke zu verwischen im Stande war. *Hornstein* hatte sich denn richtig auch dazu eingefunden; doch hatte es mit ihm bald ein Ende: er behauptete so «nervös» zu sein, dass er keine Taste des Klavier's mehr berühren könnte, und leugnete auch gar nicht, dass er, nach dem Vorgange seiner im Irrsinn gestorbenen Mutter, sich sehr davor fürchte verrückt zu werden. Machte ihn diess einigermassen interessant, so mischte sich doch in alle seine intelligenten Eigenschaften eine so grosse Weichlichkeit des Charakters, dass wir in seinem Betreff uns bald in genügender Hoffnungslosigkeit befanden, um seinen plötzlichen Fortgang von Zürich nicht bis zur Untröstlichkeit zu bedauern.

Im Uebrigen hatte mein Umgang bereits seit einiger Zeit durch eine neue Bekanntschaft nicht unansehnlich gewonnen. Diess war *Gottfried Keller*, welcher als Züricher Kind durch seine Dichtungen in Deutschland sich einen guten Ruf erworben hatte, und nun, von seinen Landsleuten hoffnungsvoll begrüsst, nach seiner Heimath sich zurückwendete. Bereits hatte *Sulzer* mich auf mehrere seiner Arbeiten, namentlich auch seinen grösseren Roman «der grüne Heinrich» wohlwollend, doch ohne jede Uebertreibung, aufmerksam gemacht. Ich war nun erstaunt in *Keller* einen auffallend unbehülflichen und spröd erscheinenden Menschen kennen zu lernen, dessen erste Bekanntschaft jedem sofort das Gefühl der Angst um sein Fortkommen erweckte. Auch war diese Sorge der schwierige Punkt bei ihm; alle seine Arbeiten, welche wirklich von sehr originellen Anlagen zeugten, gaben sich sogleich aber auch nur als Ansätze zu einer künstlerischen Entwickelung zu erkennen, und man frug sich nun unerlässlich nach dem Werke, welches jetzt folgen und seinen Beruf erst wahrhaft bezeugen sollte. So kam es demnach, dass mein Umgang mit ihm nur ein fortgesetztes Fragen nach dem war, was er jetzt nun vorhabe. Er meldete mir in diesem Betreff auch allerhand gänzlich reife Pläne, von denen aber, bei näherem Besehen, nichts von einiger Konsistenz zu gewahren war. Glücklicherweise wusste man ihn, wie es scheint schon aus patriotischen Rücksichten, mit der Zeit endlich im Staatsdienste unterzubringen, wo er als redlicher Mensch und tüchtiger Kopf jedenfalls gute Dienste leistete, wenn auch seine schriftstellerische Thätigkeit von jetzt an, nach jenen ersten Ansätzen, für immer zu ruhen schien.

So gut glückte es nun leider mit meinem älteren Freunde *Herwegh* nicht. Auch in dessen Betreff mühte ich mich lange Zeit mit der Meinung ab, seine bisherigen Leistungen nur als Ansätze zu wirklich bedeutenden künstlerischen Leistungen betrachten zu dürfen. Er selbst leugnete nicht, dass er das Rechte erst von sich noch zu erwarten glauben müsse; auch vermeinte er, alles Material zu einem grossen dichterischen Werke, namentlich eine Masse «Ideen» vorräthig zu haben; es fehle ihm gar nichts als der «Rahmen», in welchem er diess alles als Gemälde unterbringen könne. In diesem Betreff erwarte er nun alle Tage einmal das Richtige zu finden; da mir das zu lange dauerte, beschäftigte ich mich selbst damit, ihm den ersehnten Rahmen meinerseits zu bezeichnen. Offenbar wünschte er ein grösseres episches Gedicht, in welchem er alle seine erworbenen Anschauungen niederlegen könnte, zu Stande zu bringen. Er selbst hatte auf das Glück *Dante's* hingedeutet, so etwas

wie diese Wanderung durch die Hölle und das Fegefeuer zum Paradies zu finden. Diess brachte mich auf den Gedanken, ihm als den erwünschten Rahmen seines Gedichtes den Mythus der *Metempsychose*, wie er aus der Brahmanischen Religion durch *Platon* selbst unsrer klassischen Bildung nahe gebracht worden ist, vorzuschlagen. Da er diese Idee nicht übel fand, beschäftigte ich mich sogar näher damit, ihm die Form eines solchen Gedichtes zu bezeichnen; er sollte dazu drei Hauptakte, jeden in drei Gesänge getheilt, somit neun Gesänge, wählen. Der erste Akt würde seinen Hauptheiden in der asiatischen Heimath, der zweite in der hellenisch-römischen, der dritte in der mittelalterlichen und modernen Welt wiedergeboren erscheinen lassen. Das Alles gefiel ihm sehr wohl, und er meinte, es könnte wohl etwas daraus werden. Anderer Meinung war jedoch der etwas kynische Dr. *Wille*, auf dessen Landgut und bei dessen Familie wir uns oft zusammenfanden. Dieser glaubte, dass wir *Herwegh* viel zu viel zumutheten; er sei ja, genau betrachtet, eigentlich nur ein guter schwäbischer Junge, der durch den jüdischen Nimbus, in welchen er durch seine Frau gerathen sei, weit über sein Vermögen hinaus geschätzt und berühmt geworden wäre. Ich konnte endlich zu solchen trostlos unfreundlichen Auslassungen nicht anders mehr als achselzuckend schweigen, da ich allerdings den armen *Herwegh* mit jedem Jahre mehr in Unthätigkeit und, wie es schien, endlich in Unfähigkeit versinken sah.

Eine grössere Belebung brachte in unsren Kreis die endlich bewirkte Uebersiedelung *Semper's* nach Zürich. Die eidgenössische Behörde hatte sich hierfür an mich selbst gewandt, um bei *Semper* die Annahme des Rufes zu einer Lehrerstelle am eidgenössischen Polytechnikum zu vermitteln. *Semper* traf alsbald ein, um zunächst die Sache sich anzusehen, empfing von Allem einen guten Eindruck, freute sich bei einem Spaziergange sogar über die natürlichen Bäume, auf denen man doch noch einmal eine Raupe antreffen könne, und beschloss die definitive Uebersiedelung, in Folge deren er mit seiner Familie nun auch für dauernd dem Kreise meiner Bekanntschaften sich zugesellte. Allerdings hatte er wenig Aussicht zu grossen Bauaufträgen, und er sah sich nun verurtheilt, wie er meinte, fortan den Schulmeister abzugeben. Doch fesselte ihn bereits eine grosse kunstlitterarische Arbeit, welche er, nach manchem Zwischenfalle und Wechsel seines Verlegers, späterhin unter dem Titel «der Styl» ausführte. Ich traf ihn öfter über den Zeichnungen zu den dem Werke beizugebenden Blättern, welche er mit grosser Sauberkeit selbst auf Stein ausführte. Er gewann diese Arbeit so lieb, dass

er behauptete, an den grossen plumpen Bauunternehmungen liege ihm gar nichts; als Künstler interessire ihn das kleinste Detail mehr. —

Von der Musikgesellschaft hatte ich mich, treu meinen Erklärungen, von jetzt an vollständig zurückgezogen, und nie habe ich mehr in Zürich eine öffentliche Aufführung geleitet. Nur wollten die Herren im Anfange gar nicht recht glauben, dass es mir damit Ernst sei, und es bedurfte meinerseits sehr kategorischer Erklärungen in diesem Betreff, wobei ich ihnen ihre Schlaffheit und ihre Unbeachtung meiner, so angelegentlich ihnen gestellten Anträge zur Herstellung eines erträglichen Orchesters, zu Gemüthe führen musste. Stets erhielt ich zur Entschuldigung, dass zwar genug Vermögen unter dem musikliebenden Publikum vorhanden sei, dass sich aber Jeder scheue, mit einer bestimmten Geldzeichnung voranzugehen, weil diess eine lästige Beachtung seiner Vermögensumstände seitens seiner Mitbürger nach sich ziehen könne. Mein alter Freund, Herr *Ott im Hof*, erklärte mir, dass es ihn durchaus nicht beschweren würde, zu einem solchen Zwecke 10 000 Franken jährlich zu zahlen, nur würde von diesem Augenblicke an Jeder fragen, wie es denn käme, dass der Herr *Ott im Hof* so mit seinem Vermögen verfahre? Er würde damit ein so peinliches Aufsehen erwecken, dass er leicht zur Rechenschaft über die Verwaltung seines Besitzes gezogen werden könnte. Mir fiel dabei *Goethe's* Ausruf im Anfange seiner «ersten Schweizer Briefe» ein! Doch mit meinem Musikwirken hatte es von nun an in Zürich ein bestimmtes Ende.

Dagegen kam es bei mir nun im Hause dann und wann zu einigem Musiziren. *Klindworth's* Klavierauszug von «Rheingold», auch bereits von mehreren Akten der «Walküre», lagen in sauberen und kostbaren Abschriften vorräthig. Zunächst musste *Baumgartner* versuchen, wie er mit dem ungeheuer schwierigen Arrangement zu Stande käme. Späterhin zeigte der Musiker *Theodor Kirchner*, welcher in Winterthur niedergelassen war und sich häufig in Zürich aufhielt, grössere Fähigkeit zum Vortrage einzelner Stücke des Klavierauszuges. Die Frau des Gesangsvereins-Musikdirektors *Heim*, mit welchen beiden wir in freundschaftlichem Verkehre standen, musste, als Vertreterin der weiblichen Stimme, zu meinen eigenen Versuchen einige Gesangsscenen vorzutragen, behülflich sein. Sie besass eine wirklich schöne Stimme und einen herzlichen Ton, und hatte damit selbst bei jenen grossen Aufführungen im Jahre 1853 als einzige Solistin mitgewirkt. Nur war sie durchaus unmusikalisch, und das Treffen der Noten, und namentlich das Takthalten, machte mir viel zu schaffen. Doch brachten wir Einiges zu

Stande, und konnten meinen Bekannten dann und wann einen Vorgeschmack meiner Nibelungenmusik verschaffen. — Doch musste ich auch hierbei mich sehr mässigen, da nach jeder Erhitzung mir ein Rückfall der Gesichtsrose drohte. Eines Abends waren wir in kleiner Gesellschaft bei *Karl Ritter* versammelt; ich gerieth auf den Einfall, den »goldenen Topf« von *Hoffmann* vorzulesen, wobei ich nicht beachtete, dass sich das Zimmer allmählich verkühlte. Noch ehe ich mit meiner Vorlesung zu Ende war, sass ich zum Entsetzen Aller wieder mit geschwollener rother Nase da, und musste mich zur Pflege des jedesmal heftig angreifenden Leidens mühevoll nach Hause schleppen. — In solchen leidenvollen Zeiten bildete sich das Gedicht des »Tristan« immer mehr in mir aus. In den Genesungs-Zwischenzeiten arbeitete ich dagegen eifrig, wenn auch mühsam, an der Partitur der »Walküre«, von welcher ich endlich auch die Reinschrift im März dieses Jahres (1856) vollendete. Doch war ich sowohl durch diese Leiden, als durch die Anstrengung der Arbeit, in einen ungemein gereizten Zustand versetzt. Ich entsinne mich der übelsten Laune, mit welcher ich unsere Freunde *Wesendonck*'s empfing, als sie mir an dem Abende der Beendigung meiner Partitur hierzu eine Art von Gratulationsvisite abstatteten. Ich äusserte mich bei dieser Gelegenheit so ungemein bitter über diese Art von Antheil an meinen Arbeiten, dass die armen gepeinigten Besucher in völliger Bestürzung plötzlich aufbrachen, und es kostete mich viele, an und für sich recht schwierige, Erklärungen, um die zugefügte Kränkung im Laufe der Tage wieder gut zu machen; wobei meine Frau sich durch ausgleichende Vermittlungsbemühungen vorzüglich bemerklich machte. Zwischen ihnen hatte sich überhaupt ein besonderes Band der Verständigung dadurch geknüpft, dass ein sehr freundliches Hündchen, als Nachfolger meines guten *Peps*, von *Wesendonck*'s aquirirt und uns in das Haus zugebracht worden war. Es war diess ein so artiges und einschmeichelndes Thier, dass es namentlich meine Frau sehr bald zu zärtlicher Freundschaft für sich gewann; auch ich war ihm stets sehr gewogen. Die Wahl des Namens überliess ich diessmal jedoch meiner Frau, und, wie es scheint um des Pendants zu dem Namen *Peps* willen, erfand sie den Namen *Fips*, welchen ich ihm denn auch willig gönnte; doch blieb er immer mehr der eigentliche Freund meiner Frau, wie ich überhaupt, trotz meines grossen Gerechtigkeitsgefühles, namentlich gegen die Trefflichkeit der Thiere, nie wieder in so innige Freundschaftsverhältnisse zu ihnen gerieth, wie sie zwischen *Peps*, *Papo* und mir bestanden hatten.

Um die Zeit meines Geburtstages, Ende Mai, besuchte mich mein alter Freund *Tichatschek* aus Dresden, der mir seine Anhänglichkeit und enthusiastische Ergebenheit, so weit es bei dem sehr ungebildeten Menschen Bedeutung haben konnte, immer treu erhielt. Am Morgen meines Geburtstages ward ich in sehr rührender Weise durch die Klänge des von mir besonders geliebten Adagio's des *Emoll-Quartett*'s von Beethoven geweckt. Meine Frau hatte hierzu die von mir protegirten Quartettisten eingeladen, und diese hatten recht zartsinnig eben dieses Stück, über welches ich mich ihnen einmal sehr ergriffen geäussert hatte, gewählt. Am Abend sang *Tichatschek* unserer Gesellschaft mehreres aus dem »Lohengrin« vor und erregte bei uns Allen wahres Erstaunen über den immer noch bewahrten Glanz seiner Stimme. *Tichatschek*'s Ausdauer war es auch namentlich gelungen, die höfische Zaghaftigkeit der Dresdener Intendanz im Betreff der Wiederaufführung meiner Opern, zu überwinden. Diese wurden dort jetzt wieder aufgeführt, und füllten bei grossem Erfolge stets das Haus. Bei einem Ausfluge, den wir mit unserem Gaste nach Brunnen am Vierwaldstättersee machten, zog ich mir durch eine leichte Erkältung den dreizehnten Rückfall meiner Gesichtsrose zu, bei welcher Gelegenheit ich um so mehr litt, als ich, um durch meine schnelle Umkehr die Freude des Gastes nicht zu verderben, in dem übelsten Zustande, ausserdem bei einem der schrecklichsten Föhnstürme, welche in Brunnen die Heizung der Zimmer unmöglich machen, dennoch bei der beabsichtigten Partie aushielt. *Tichatschek* verliess mich an meinem Krankenlager, und ich beschloss nun, sofort nach meiner Genesung wenigstens einen Luftwechsel nach dem Süden hin auszuführen, weil mir dieses abscheuliche Leiden in dämonischer Weise an der Lokalität Zürichs für mich zu haften schien. Ich wählte den Genfer See, und nahm mir vor, etwa in der Nähe von Genf, einen gut gelegenen ländlichen Aufenthalt auszuspähen, um dort eine Kur, für welche mir mein Züricher Arzt Vorschriften machte, anzutreten. So machte ich mich Anfangs Juni nach *Genf* auf, wobei ich unterwegs mit *Fips* grosse Noth hatte, der mich zu meiner ländlichen Einsamkeit begleiten sollte, mich aber beinahe zur Veränderung meines Reisezieles bestimmt hätte, da man auf einer gewissen Strecke ihn nicht bei mir im Waggon der Eisenbahn dulden wollte. Der höchsten Energie, welche ich auf die Durchführung meines Willens verwandte, danke ich es, dass ich meine Kur bei Genf antrat, weil ich sonst vermuthlich eine ganz andere Richtung eingeschlagen hätte. —

In Genf stieg ich zunächst in dem mir altgewohnten Hôtel »de l'écu

de Genève» ab, wo mancherlei Erinnerungen für mich spielten. Hier konsultirte ich den Dr. *Coindet*, welcher mich der guten Luft wegen nach *Mornex* am *Mont Salève* dirigirte, und dort mich in eine «Pension» empfahl. Hier angekommen, suchte ich mir zunächst die Gelegenheit zu einer ungestörten Wohnung aus, und beredete die Dame der Pension, mir einen einsam stehenden Garten-Pavillon, welcher nur ein grösseres Gesellschaftszimmer enthielt, zu überlassen. Diess kostete viele Ueberredung, denn sämmtliche Pensionäre, mit denen ich eben in keinerlei Berührung kommen wollte, empörten sich darüber, dass der für ihre gesellschaftlichen Vereinigungen ursprünglich bestimmte Raum ihnen entzogen werden sollte. Endlich setzte ich meine Absicht durch; nur hatte ich mich zu verpflichten, des Sonntags Vormittags meinen Salon zu räumen, weil er dann vermittelst verschiedener Bänke zur Abhaltung des Gottesdienstes, welcher bei den calvinistischen Pensionairs viel zu sagen schien, hergerichtet werden musste. Ich gefiel mir hier sehr wohl, und brachte sogleich am ersten Sonntage ehrlich mein Opfer dar, indem ich mich nach Genf begab, um dort die Zeitungen zu lesen. Des andern Tages aber meldete mir die Wirthin, dass das Aergerniss zu gross sei, da man wohl den Gottesdienst, nicht aber die wochentäglichen Spielunterhaltungen in meinem Salon durchsetzen konnte. Es ward mir gekündigt, und ich sah mich nach einem neuen Unterkommen um, nun bei unserem Nachbar.

Dieser Nachbar war ein Dr. *Vaillant*, welcher ein ebenfalls stattliches Pensionsgrundstück zu einer Wasserheilanstalt hergerichtet hatte. Ich erkundigte mich bei ihm anfänglich nur nach warmen Bädern, weil ich nach der Anweisung meines Züricher Arztes mich dieser mit Schwefel bedienen sollte; von solchen konnte hier aber keine Rede sein. Da mir Herrn *Vaillant*'s ganze Haltung aber sehr gefiel, so theilte ich mich ihm über mein Leiden mit. Als ich ihm von den heissen Schwefelbädern und einem gewissen stinkenden Mineralwasser sagte, welches ich trinken sollte, lächelte er und sagte mir: «*Monsieur, vous n'êtes que nerveux*. Diess alles wird Sie nur noch mehr aufregen; sie bedürfen nichts als der Beruhigung; wollen Sie sich mir anvertrauen, so verspreche ich Ihnen am Ende zweier Monate so weit Genesung, dass Sie die Gesichtsrose nie wieder bekommen sollen.» — Er hat Wort gehalten.

Allerdings gewann ich durch diesen vortrefflichen Arzt eine andere Ansicht von dem hydrotherapischen Verfahren, als sie mir durch jenen «Wasserjuden» von Albisbrunnen und die ihm ähnlichen rohen Dilettanten hatte beigebracht werden können. *Vaillant* war früher ein be-

rühmter Arzt in Paris selbst gewesen, von *Lablache* und *Rossini* konsultirt worden; verfiel aber dem Unglücke, an beiden Beinen paralysirt zu werden. Nachdem er sich vier Jahre lang hülflos gequält, seine ganze Praxis verloren und elend geworden, verfiel er auf den primitiven schlesischen Wasserarzt *Priessnitz*, zu welchem er sich bringen liess, und von dem er vollständig geheilt wurde. Hier eignete er sich das ihm so hülfreich gewordene Verfahren an, läuterte, als gebildeter und freisinniger Arzt, es von allen Rohheiten seines Erfinder's, und suchte nun den Parisern sich durch Errichtung einer Wasserheilanstalt in *Meudon* zu empfehlen. Hiefür fand er aber gar keinen Anklang; seine früheren Patienten, welche er nun für den Besuch seiner Anstalt warb, frugen ihn nur, ob man des Abends dort tanze. Es war ihm unmöglich sich zu halten; und diesem Umstande verdankte ich es, dass ich ihn jetzt hier bei Genf mit dem erneueten Versuche, seine Heilmethode praktisch auszubeuten, antraf. Er zeichnete sich schon dadurch aus, dass er nur eine sehr geringe Anzahl von Patienten bei sich aufnahm, weil er erklärte, ein Arzt könne nur dann für die richtige Verwendung und den guten Erfolg seines Verfahrens einstehen, wenn er zu jeder Tageszeit auf das genaueste seine Kranken zu beobachten im Stande sei. Der Vorzug seiner Methode, der mir so ausserordentlich zu Statten kam, war das durchweg beruhigende Verfahren durch die ingenioseste Anwendung namentlich der geringeren Kältegrade des Wassers.

Ausserdem sorgte *Vaillant* mit besonderer Vorliebe für die Befriedigung meiner Bedürfnisse, vorzüglich im Betreff meiner Ungestörtheit und Ruhe. So ward ich vom gemeinschaftlichen Frühstück, welches mir aufregend und beschwerlich war, frei gelassen, und dafür gestattete man mir, auf meinem Zimmer mir selbst den Thee zu bereiten; nur gab ich mich diesem, für mich bis dahin noch nicht gewöhnten Genusse, unter dem Schutze der Heimlichkeit (denn die anderen Pensionair's durften nichts davon wissen) nach den ermüdenden Anstrengungen der Morgenkur bis zum Excesse hin, indem ich bei verschlossenen Thüren gemeiniglich zwei Stunden lang Thee trank, und dazu *Walter-Scott*'sche Romane las. Von diesen Romanen hatte ich nämlich schon in Genf wohlfeile und hübsche französische Uebersetzungen angetroffen, welche ich mir haufenweise nach *Mornex* brachte. Die Lektüre passte ganz ausgezeichnet zu meiner Lebensweise, von welcher ich ernstere Studien und Arbeiten gänzlich fern halten musste. Ausserdem fand ich aber auch *Schopenhauer*'s so hoch stellende Ansicht über den Werth dieses, bis dahin mir in zweifelhaftem Lichte erschienenen Dichter's, voll-

kommen bestätigt. Auf einsamen Spaziergängen nahm ich zwar, des mir zu Gebote stehenden sehr kleinen Formates wegen, gewöhnlich einen Band von *Byron* mit mir, um, auf irgend einer Berghöhe mit der Aussicht auf den *Montblanc* gelagert, darin zu lesen: doch liess ich ihn bald zu Hause, da ich bemerkte, dass ich ihn gewöhnlich gar nicht aus der Tasche zog. — Die einzige Arbeit, die ich mir gestattete, war der Entwurf von Bauplänen zu einem Hause für mich, welchen ich zuletzt mit allem Material eines Architektur-Zeichners ganz korrekt auszuarbeiten versuchte. Auf den kühnen Gedanken hierzu war ich nämlich durch die Unterhandlungen verfallen, welche ich um diese Zeit mit den Musikhändlern *Härtel* in Leipzig wegen des Verkaufs meiner Nibelungen-Kompositionen eingegangen war. Ich forderte für die vier Werke gerade heraus 40 000 Franken, von denen sie mir die Hälfte zum Beginn des Hausbaues zahlen sollten. Wirklich schienen die Verleger durchaus günstig gestimmt, auf meine Forderungen soweit einzugehen, dass sie mein Unternehmen mir ermöglichen wollten. Sehr schnell trat aber eine höchst ungünstige Wendung ihrer Meinung von der Rentabilität meiner Arbeiten ein; ich bin mir nicht darüber klar geworden, ob diess die Folge davon war, dass sie sich nun erst mein Gedicht näher angesehen hatten, und es für unausführbar hielten, oder ob von der Seite her, von welcher seitdem die Verfolgungen gegen mich immer ersichtlicher ausgingen, derselbe Einfluss auf sie ausgeübt worden war, welcher bisher meistens alle meine Unternehmungen zu verhindern suchte. Genug, ich sah mich bald wieder von der Hoffnung auf das Verdienst der Kapitalien für meinen Hausbau verlassen; doch rückten meine architektonischen Arbeiten vorwärts, und ich verfolgte von nun an das Ziel, mir die Mittel zu ihrer Ausführung zu verschaffen.

Da nun mit dem 15. August genau meine zwei an Dr. *Vaillant* gelobten Kurmonate zu Ende gingen, verliess ich den mir so wohlthätig gewordenen Aufenthalt, besuchte zunächst *Karl Ritter*, welcher sich mit seiner Frau für das Sommerhalbjahr in einem sehr bescheidenen einsamen Häuschen bei Lausanne niedergelassen hatte. Beide hatten mich einmal in Mornex besucht; nur als ich *Karl* auch zu einigen Wasserbehandlungen veranlassen wollte, erklärte er nach der ersten Probe, dass ihn auch das beruhigendste Verfahren aufrege. Doch hatten wir uns im Ganzen über mancherlei recht artig verständigt, und er kündigte mir für den Herbst seine Wiederkehr nach Zürich an. — So reiste ich mit *Fips*, um dessen Willen ich absichtlich die widerwärtige Eisenbahnstrecke umging, ziemlich wohlgelaunt im Postcoupé nach Hause zurück.

Dort war ebenfalls meine Frau von ihrer Molkenkur auf dem Selisberg wieder zurückgekehrt, und bereits traf ich auch meine Schwester *Klara* an, welche als einzige meiner Verwandten in meinem Schweizer-Asyle mich aufgesucht hatte. Mit ihr machten wir sogleich einen Ausflug nach meinem alten Lieblingsorte *Brunnen* am Vierwaldstätter-See, und wir feierten dort einen wunderschönen Abend bei prachtvollem Sonnenuntergange und unter sonstigen schönen Einwirkungen der Alpen-Landschaft. Beim Einbruche der Nacht, als der Mond voll auf dem See aufging, stellte es sich denn nun auch noch heraus, dass mir an dem jetzt bereits öfter besuchten Orte durch die enthusiastische Aufmerksamkeit des Gastwirthes, Oberst *Auf-der-Mauer*, eine sehr hübsch sich ausnehmende Ovation dargebracht wurde. Auf zwei grossen, mit bunten Lampen erleuchteten Kähnen, nahte nämlich die Brunner Blech-Musik, lauter Dilettanten von ländlicher Herkunft, dem Ufer-Gestade, auf welches unser Gasthof hinausging. Dort wurden mit eidgenössischer Biederkeit, ohne peinliche Uebereinstimmung, einige Kompositionen von mir laut und unwiderleglich vorgetragen. Eine kleine Huldigungsrede, sowie deren gemüthliche Erwiderung meinerseits folgten, und bei einigen Flaschen Wein wurden am Ufer allerlei derbe Hände herzhaft von mir gedrückt. Noch in späteren Jahren passirte ich dieses sehr häufig von mir wiedergesuchte Gestade nie, ohne von irgend einem vertrauten Händedrucke und Anrufe begrüsst zu werden; da ich gewöhnlich im Zweifel war, was dieser oder jener Schiffsmann von mir wollte, erklärte es sich jedesmal, dass ich mit einem der Blechinstrumentisten zu thun hatte, welche an diesem heitern Abende es so gut mit mir meinten.

In Zürich belebte sich nun, durch den längern Aufenthalt meiner guten Schwester *Klara* in unsrer Wohnung, der Familienverkehr in ganz gemüthlicher Weise. Ich verkehrte sehr gern mit *Klara*, welche die eigentliche musikalische Seele meiner Geschwister war; auch that sie mir oft wohl, wenn ihre Anwesenheit zu einem freundlichen Dämpfer der verschiedenerlei häuslichen Auftritte ward, zu denen, bei der zunehmenden Ausbildung ihres Herzleidens, *Minna* durch steigende misstrauische Heftigkeit und Eigensinnigkeit Veranlassung gab. — Für den Oktober sollte ich den Besuch *Liszt*'s erwarten, welcher diessmal in grösserer Begleitung längere Zeit in Zürich sich aufhalten wollte. Doch dauerte mir die Erwartung zu lang, um den Beginn der Komposition des *Siegfried* zu verzögern. Am 22. September begann ich bereits die Aufzeichnung des Entwurfes. Da stellte sich denn eine der Haupt-

plagen meines Lebens zu entscheidender Bedrängniss ein: unserem Hause gegenüber hatte sich neuerdings ein Blechschmied einquartiert, und betäubte meine Ohren den ganzen Tag über mit seinem weitschallenden Gehämmer. In meinem tiefen Kummer darüber, nie es zu einer unabhängigen, gegen jedes Geräusch geschützten Wohnung bringen zu können, wollte ich mich schon entschliessen, alles Komponiren bis dahin aufzugeben, wo mir endlich dieser unerlässliche Wunsch erfüllt sein werde. Gerade mein Zorn über den Blechschmied gab mir jedoch in einem aufgeregten Augenblicke das Motiv zu *Siegfried*'s Wuthausbruch gegen den «Stümperschmied» *Mime* ein: ich spielte sogleich meiner Schwester das kindisch zankende Polter-Thema in *G-Moll* vor, und sang wüthend die Worte dazu, worüber wir alle denn so lachen mussten, dass ich beschloss, für diessmal noch fortzufahren. Diess gedieh auch bis zur Niederschrift eines guten Theiles der ersten Scene, als mit dem 13. Oktober mir *Liszt*'s Ankunft gemeldet wurde.

Für erst kam *Liszt* allein an, und brachte sogleich vieles musikalische Leben in mein Haus. Er hatte seine «Faust» und «Dante»-Symphonien seitdem vollendet, und es war nun wohl ein Wunder zu nennen, sie von ihm auf dem Klavier aus der Partitur mir vorspielen zu hören. Da ich dessen gewiss war, dass *Liszt* sich von dem grossen Eindrucke überzeugt halten musste, welchen seine Kompositionen auf mich machten, durfte ich ihm auch offen von dem Fehlgriffe des Schlusses der *Dante*-Symphonie abrathen. Wenn mich etwas von der meisterlichen poetischen Konzeptionskraft des Musikers überzeugt hatte, so war es der ursprüngliche Schluss der *Faust*-Symphonie, welcher zart und duftig mit einer letzten, Alles bewältigenden Erinnerung an *Gretchen*, ohne alle gewaltsame Aufmerksamkeits-Erregung, gegeben war. Ganz so schien mir der Ausgang der Dante-Symphonie angelegt, in welchem das «Paradies» durch das zarte Eintreten des «Magnificat» ebenfalls nur als sanftes, weiches Verschweben angedeutet war. Desto mehr erschreckte es mich, plötzlich diese schöne Intention durch einen pomphaften plagialischen Schluss, welcher, wie mir gesagt wurde, den «Domenico» vorstellen sollte, in beängstigender Weise unterbrochen zu hören. Ich rief laut: «Nein, nein! Das nicht! Heraus damit! Keinen majestätischen Herrgott! Sondern bleiben wir bei dem sanften, edlen Verschweben!» «Du hast Recht», rief *Liszt*, «ich habe es auch gesagt; die Fürstin hat mich anders bestimmt; aber es soll nun so werden wie Du meinst.» Das war nun schön. Desto grösser jedoch war mein Leid, später erfahren zu müssen, dass nicht nur dieser Schluss am «Dante» beibehalten, sondern

sogar der von mir so besonders dankbar empfundene zarte Schluss des «Faust», in einer mehr auf das Effektvolle hinauslaufenden Weise, durch den Eintritt von Chören umgeändert wurde. Da lag denn mein ganzes Verhältniss zu *Liszt* und seiner Freundin *Caroline Wittgenstein* ausgedrückt!

Diese Frau, mit ihrer Tochter *Marie*, wurde in Kurzem aber nun ebenfalls zu einem Besuch erwartet, und die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen. Bevor die Damen eintrafen, kam es jedoch noch zu einem höchst verdriesslichen Auftritte zwischen *Liszt* und *Karl Ritter* in meiner Wohnung. *Liszt* schien, bereits selbst durch die Physiognomie *Ritter's*, noch mehr aber durch eine gewisse kurz absprechende Art seiner Aeusserungen, sich diesem gegenüber in einem leicht reizbaren Zustande zu befinden. Eines Abends sprach *Liszt* mit imponirendem Accente von den Verdiensten der *Jesuiten; Ritter's* ungeschicktes Lächeln hierüber, schien ihm aber widerwärtig gewesen zu sein: über Tisch kam das Gespräch nun auf den Kaiser der Franzosen, *Louis Napoléon*, dessen Verdienste *Liszt* etwas summarisch uns anzuerkennen auferlegte, während wir im Allgemeinen auf die ganzen französischen Zustände nicht vorzüglich zu sprechen waren. Als *Liszt*, um die Bedeutung Frankreichs für die europäische Kultur in einem bedeutenden Lichte darzustellen, unter anderm auch die französische *Académie* erwähnte, und *Karl* hierüber wieder in sein fatales Lächeln verfiel, reizte dies *Liszt* auf's Aeusserste, und in seiner Entgegnung lief etwas mit unter, welches ungefähr so lautete: «wenn wir diess nicht zugeben wollen, was bleiben wir dann? Paviane.» Ich lachte, *Karl* aber lächelte nur wieder, diessmal aber mit dem Lächeln der tödtlichsten Verlegenheit. Ich erfuhr später von *Bülow*, dass Jenem bei jugendlichen Raufdiskussionen eine «Pavian's-Physiognomie» vorgeworfen worden war. Bald war es nicht mehr zu verdecken, dass *Ritter* von dem «Herrn Doktor», wie er ihn apostrophirte, sich auf das Grausamste beleidigt fühlte; er verliess in schäumendem Unmuthe meine Wohnung, um sie jahrelang nicht wieder zu betreten. Ich erhielt nach einigen Tagen von ihm einen Brief, worin er von mir, sobald er mich wieder besuchen sollte, zuvor eine vollständige Ehrenerklärung *Liszt's*, und wenn diese nicht zu erreichen wäre, die Ausschliessung *Liszt's* von meiner Wohnung verlangte. Sehr betrübend war es mir, bald auch von *Ritter's* mir so sehr werthen Mutter brieflich mein ungerechtes Verfahren gegen ihren Sohn, welchem ich zu keiner Genugthuung für eine in meiner Wohnung erhaltene Beleidigung verholfen hätte, mir vorgeworfen zu sehen.

Ich gerieth für lange Zeit in eine höchst peinliche Spannung mit der mir so nahe befreundeten Familie, da es mir nicht möglich wurde, ihr den Vorgang im rechten Lichte begreiflich zu machen. Als mit der Zeit *Liszt* hiervon erfuhr, bedauerte auch er dieses Zerwürfniss, und führte seinerseits mit anerkennenswerther Grossmuth den entgegenkommendsten Schritt der Versöhnung aus, indem er *Ritter* einen freundlichen Besuch machte, wobei jedoch nichts von dem Vorfalle gesprochen wurde, und welchen *Ritter* nicht an *Liszt*, sondern an die bis dahin angekommene Fürstin erwiderte. Hier fand nun allerdings *Liszt*, nichts weiter thun zu können: somit blieb von jetzt an *Ritter* von uns ausgeschieden; er verlegte seinen Winteraufenthalt gänzlich von Zürich hinweg, und liess sich von nun an dauernd in Lausanne nieder.

Ein grosses Leben kam jetzt nicht nur über mein bescheidenes Haus, sondern über ganz Zürich, als die Fürstin *Caroline* mit ihrer Tochter für einige Zeit ihre Residenz in dem *Hôtel Baur* aufschlug. Die eigenthümliche Aufregung, welche die Dame sofort über Alles brachte, was sie in den Kreis ihrer Bekanntschaft zu ziehen wusste, erfüllte namentlich auch meine gute Schwester *Klara*, die um diese Zeit noch bei uns verweilte, mit einer wahrhaften Berauschung. Es war als ob Zürich mit einem Male eine Art von Weltstadt geworden wäre: Wagen fuhren hin und her, Bediente meldeten an und ab; Diners, Soupers drängten sich; wir fanden uns plötzlich von einer zunehmenden Anzahl von interessanten Menschen umgeben, von denen wir keine Ahnung gehabt hatten dass sie in Zürich hausten, welche aber überall alsbald unläugbar auftauchten. Einen Musiker, *Winterberger*, welcher unter Umständen sich als Original geberden zu müssen glaubte, war schon von *Liszt* mitgebracht worden; den gewissen Schumannianer *Kirchner* aus Winterthur zog das neue Leben fast für dauernd auch herüber; er unterliess ebenfalls nicht, sich als excentrisch darzustellen. Hauptsächlich waren es aber die Professoren der Universität Zürich, welche die Fürstin *Caroline* aus ihren versteckten Züricher Gewohnheiten heraus zu ziehen wusste. Sie genoss bald jeden einzelnen von ihnen für sich, bald wurden sie uns von ihr *en masse* servirt. Trat ich von meiner regelmässigen Mittagspromenade für einen Augenblick ein, so diniirte die Dame mit *Semper*, das andere Mal mit Professor *Köchly*, ein drittes Mal mit *Moleschott* und sofort, *en particulier*. Selbst mein sonderbarer, so eigenthümlicher Freund *Sulzer*, wurde angezogen und, wie er nicht läugnen konnte, in gewisser Art berauscht. Bei dem Allem aber herrschte eine wirklich sehr erleichternde Freiheit und Ungezwungenheit; namentlich waren

die einfacheren Abende bei mir, wo die Fürstin mit polnisch patriarchalischer Gemüthlichkeit der Hausfrau beim Serviren half, wirklich von grosser Behaglichkeit. Eines Mals, nachdem wir musizirt hatten, bildete sich vor mir eine gewiss nicht unanmuthige, halb sitzende, halb gelagerte Gruppe, welcher ich meine beiden neu konzipirten Dichtungsstoffe von «*Tristan und Isolde*» und den «*Siegern*» vortragen musste. — Die Krone unsrer kleinen Festlichkeiten war nun aber der Geburtstag *Liszt*'s, welchen die Fürstin am 22. Oktober mit völligem Pomp bei sich feierte. Da war denn Alles vereinigt was nur irgend Zürich bieten konnte. Ein Gedicht brachte uns der Telegraph aus Weimar von *Hoffmann von Fallersleben*, welches *Herwegh*, von der Fürstin aufgefordert, mit wunderbar veränderter Stimme zum feierlichen Vortrag brachte. Dann trug ich mit Frau *Heim*, von *Liszt* accompagnirt, den ersten Akt und eine Scene des zweiten Aktes der *Walküre* vor. Ueber den Eindruck unserer Leistung konnte ich mir einen vortheilhaften Begriff machen, als Dr. *Wille* das Verlangen äusserte, diese Sachen, um über sie ein richtiges Urtheil fällen zu können, nun auch schlecht vorgetragen zu hören, weil er fürchten müsse, durch die Virtuosität des Vortrages bestochen worden zu sein. Ausserdem wurde von *Liszt*'s symphonischen Dichtungen auf zwei Flügeln musizirt. Beim Festmahle kam es zu einem Dispute über *Heinrich Heine*, in dessen Betreff *Liszt* allerhand Verfängliches äusserte; wogegen Frau *Wesendonck* replizirte, «ob er nicht glaube, dass dennoch *Heine*'s Dichtername im Tempel der Unsterblichkeit eingeschrieben sein würde?» Schnell antwortete *Liszt*: «Ja, aber mit Koth,» was begreiflicherweise nicht ohne Sensation vernommen wurde.

Leider widerfuhr unserer Vereinigung bald ein grosser Abbruch durch *Liszt*'s Erkrankung an einem Hautausschlage, welcher ihn längere Zeit an das Bett fesselte. Als nur einige Genesung eintrat, gingen wir jedoch bald wieder an's Klavier, um unter uns meine zwei fertigen Partituren des «Rheingoldes» und der «Walküre» vorzunehmen. Prinzessin *Marie* hörte gut zu, und vermochte es sogar über einige schwierige Stellen der Dichtung verständnissvoll Anderen zur Hülfe zu kommen.

Auch der Fürstin *Caroline* schien ausserordentlich viel daran gelegen zu sein, über die eigentliche «Intrigue» im Betreff des Götterschicksal's in meinem «Nibelungenring» auf das Reine zu kommen. Ich wurde von ihr eines Tages, ganz wie einer der Züricher Professoren, *en particulier* vorgenommen, um ihr über diesen Punkt genügende Aufklärung zu geben, wobei ich gestehen muss unwiderleglich inne geworden zu sein, dass es ihr wirklich auf das Verständniss der zartesten und geheimniss-

vollsten Züge ankam, nur in einem etwas zu arithmetisch-mathematischen Sinne, so dass ich am Schlusse fast glaubte, ihr ein französisches Intriguenstück erklärt zu haben. Ihre Lebhaftigkeit in allen solchen Dingen war so gross, wie andrerseits wieder die eigenthümliche Gutgelauntheit ihrer Natur; denn sie ertrug es mit wahrer Lustigkeit, als ich im Betreff der ersteren Eigenschaft ihr eines Tages erklärte: ich würde, stets in ihrer Gesellschaft, nach den ersten vier Wochen umgebracht sein. — Trauer hatte ich über die Veränderungen, welche ich an ihrer Tochter *Marie* wahrnahm; sie war in den drei Jahren, seitdem ich sie zuerst gesehen, auffällig verblüht. Hatte ich sie damals «das Kind» genannt, so hätte ich sie jetzt nicht eigentlich als «Jungfrau» begrüssen können. Eine auflösende Erfahrung schien sie frühzeitig über ihr Alter hinweg gerückt zu haben. Nur bei grosser Anregung, besonders im abendlichen Kreise, trat das Einnehmende und Blendende ihres Naturells bedeutend hervor. Ich entsinne mich eines hübschen Abends bei *Herwegh*, wo ein abscheulich verstimmter Flügel *Liszt* in gleiche Begeisterung versetzte, wie die grässlichen Cigarren, welche er damals den feinen Sorten leidenschaftlich vorzog. Wir alle mussten wirklich nicht mehr an Zauberei, sondern an Hexerei glauben, als er auf diesem Flügel uns wundervoll vorphantasirte. — Eine auffallende, sehr übellaunige und eigentlich händelsüchtige Gereiztheit, wie sie schon in der fatalen Scene mit dem jungen *Ritter* vorgekommen war, trat mehrere Male, zu meinem wahren Schrecken, noch bei *Liszt* hervor. Namentlich war mit ihm, vorzüglich in Gegenwart der Fürstin *Caroline*, nicht gut über *Goethe* zu sprechen. Ueber den *Egmont*, den er geringschätzen zu müssen glaubte, weil er sich von *Alba* «dupiren» liess, wäre es selbst zwischen uns, da *Liszt* sehr aufgelegt dazu schien, zu einem Aergerniss gekommen. Ich war jedoch gewarnt, und besass so viel Ruhe, mich nur an die physiologische Eigenthümlichkeit meines Freundes bei dieser Gelegenheit zu halten, und vielmehr seinen Zustand, als den Gegenstand unseres Disputes in Betracht zu nehmen. Nie ist es zwischen mir und ihm zu einer Heftigkeit gekommen; nur blieb mir fortan für mein ganzes Leben das dunkle Gefühl davon, es könne einmal zu einer solchen kommen, und diese müsse dann furchtbar sein; und vielleicht war es auch eben dieses Gefühl, was jede zufällige Ereiferung von mir ferne hielt, wiewohl ich sonst wegen meines Aufbrausen's und meiner Reizbarkeit unter meinen Freunden bekannt genug war. —

Nach einem mehr als sechswöchentlichen Aufenthalte vereinigte uns schliesslich für die Rückreise meines so bedeutenden Besuches noch eine

Art gemeinschaftlicher Unternehmung auf acht Tage in *St. Gallen*, wohin wir von einem jungen Musikdirektor, *Schadrowsky*, zur Unterstützung eines dortigen Gesellschaftskonzertes, eingeladen worden waren.

Hier logirten wir zusammen im Gasthof «zum Hecht», wo die Fürstin uns für diese Zeit gleich wie im eigenen Hause bewirthete. So hatte sie auch mir mit meiner Frau ein Zimmer, neben dem für sie privatim bestimmten, angewiesen, was uns leider aber eine höchst schwierige Nacht bereitete. Frau *Caroline* hatte einen ihrer schweren Nervenbeängstigungs-Anfälle bekommen, und um die peinigenden Hallucinationen, von denen sie dann geplagt war, fern zu halten, war ihre Tochter *Marie* genöthigt, ihr die ganze Nacht über mit absichtlich sehr erhobener Stimme vorzulesen. Hierüber gerieth ich nun in unerhörte Aufregung, namentlich auch über die mir unbegreiflich erscheinende Rücksichtslosigkeit gegen die Ruhe des Nachbarn, welche sich in diesem Vorgange ausdrückte. In der Nacht um zwei Uhr sprang ich aus dem Bette, klingelte anhaltend einen Kellner wach, um mir in einer der entferntesten Lagen des Gasthofes ein Nachtquartier anweisen zu lassen. Wir zogen richtig um diese Stunde aus: dieses ward nebenan bemerkt, verursachte aber keinerlei Eindruck. Sehr verwundert war ich am andern Morgen, *Marie* ganz unbefangen, ohne die mindesten Spuren von dem Abenteuer, wie gewöhnlich erscheinen zu sehen, und erfuhr nun, dass man in der Umgebung der Fürstin an dergleichen Exzesse vollständig gewöhnt war. — Auch hier füllte sich das Haus bald von allerlei Eingeladenen: so kam *Herwegh* mit Frau, Dr. *Wille* mit Frau, *Kirchner* und manche Andre; und das Leben im «Hecht» stand dem im «Hôtel Baur», bald in nichts nach. Diess alles galt, wie erwähnt, dem gemüthlichen Gesellschaftskonzerte des St. Galler Musikvereins. *Liszt* studirte in den Proben zwei seiner Kompositionen, «Orpheus» und die «Préludes», zu meiner wahren Freude dem Orchester mit vollendeter Meisterschaft ein; trotz der sehr geringen Beschaffenheit der Instrumental-Mittel, fiel die Ausführung doch wirklich schön und schwungvoll aus. Namentlich freute mich das so maassvolle Orchesterstück «Orpheus», dem ich von vornherein bereits eine grosse Ehrenstelle unter *Liszt*'s Kompositionen angewiesen hatte; dem Publikum dagegen gefielen namentlich «Préludes», von welchen auch der grösste Theil wiederholt werden musste. Ich führte die *Eroica*-Symphonie von Beethoven auf, und hatte dabei viel zu leiden, weil ich bei solchen Gelegenheiten mich stets erkältete, und dann meistens mich immer im Fieber befand. Auf *Liszt*, worauf es mir hierbei einzig ankommen konnte, machte meine Auffassung und Wiedergebung des

Beethoven'schen Werken einen bedeutenden und richtigen Eindruck. Wir beobachteten uns Beide bei unsern Leistungen mit wahrhaft belehrender Aufmerksamkeit und Theilnahme. Zur Nacht mussten wir noch einem kleinen Festmahle beiwohnen, bei welchem von Seiten der ehrenwerthen St. Galler Bürger es zu recht schönen und ernstlich gemeinten Auslassungen über die Bedeutung unseres Besuches kam. Da ich von einem dortigen Dichter in besonders eingehender Weise panegyrisch bedacht wurde, veranlasste mich diess ebenfalls in erregter Weise ernstlich zu antworten. Ja, *Liszt* gerieth in seiner dithyrambischen Begeisterung so weit, auf eine Mustervorstellung des «Lohengrin» in St. Gallen, womit das neue Theater geöffnet werden sollte, anstossen zu lassen, wogegen Niemand etwas einzuwenden hatte. — Am folgenden Tage, dem 24. November, waren wir alle zu verschiedenen Festlichkeiten im Hause eines Hauptmusikfreundes, des vermögenden St. Galler Kaufmannes *Bourit* vereinigt. Da ging es denn auch an's Klavier, und *Liszt* spielte uns unter anderm auch die grosse *B-dur*-Sonate von Beethoven vor, nach welcher *Kirchner* mit trockener Aufrichtigkeit äusserte: jetzt könne man doch wirklich sagen, etwas rein Unmögliches erfahren zu haben; denn für unmöglich müsse er immer noch halten, was er wiederum doch soeben gehört habe. — Bei dieser Gelegenheit ward denn auch der auf diesen Tag fallenden zwanzigsten Jahresfeier meiner Hochzeit mit *Minna* gedacht, und es ward nach den Klängen der Hochzeit-Musik aus «Lohengrin» ein ganz artiger polonaisengleicher Festzug durch die verschiedenen Zimmer ausgeführt.

Trotz allen diesen angenehmen Erlebnissen, hätte ich nun doch aber gern der Sache ein Ende gefunden, um in meine häusliche Stille nach Zürich zurückzukehren. Das Unwohlsein der Fürstin verwehrte aber noch, mehrere Tage über, die Abreise meiner Freunde nach Deutschland, und so fanden wir uns veranlasst, noch einige zwecklos spannende Zeit zusammen zu verweilen, bis ich am 27. November endlich meinem Besuche das Geleite nach *Rorschach* gab, und dort auf dem Dampfschiffe mich von ihm trennte. — Ich habe seitdem die Fürstin und ihre Tochter nie wieder gesehen, und vermuthe auch nie wieder mit ihnen zusammenzukommen. —

Nicht ohne Bangigkeit verliess ich die Freunde, von denen die Fürstin wirklich krank, und *Liszt* mir sehr angegriffen erschien. Ich empfahl ihnen schleunig nach *Weimar*, zu ihrer Pflege zurückzukehren: sehr war ich dagegen verwundert, bald von einem wiederum längeren geräuschund kunstgenussvollen Aufenthalte in *München* zu erfahren, welcher

unmittelbar unserem Abschiede folgte. Ich dachte mir da, dass ich doch wohl recht unberufen sei, so organisirten Menschen irgend etwas an- oder abzurathen. Dagegen kehrte ich sehr erschöpft, schlaflos, und vom Froste der kalten Jahreszeit gepeinigt, in meine Züricher Behausung zurück, in der Furcht, durch die vergangene Lebensweise mir wieder einen Rückfall meiner Gesichtsrose zugezogen zu haben. Mit grosser Befriedigung wachte ich jedoch des anderen Morgens auf, da ich nichts von dem Gefürchteten verspürte, und pries jetzt, sowie fortan immer wo ich nur konnte, meinen trefflichen Dr. *Vaillant*. Bald erholte ich mich so weit, dass ich mit Anfang Dezember die Komposition des *Siegfried* wieder aufnehmen konnte. Somit trat ich wieder in meine gleichmässige, äusserlich so wenig zu bezeichnende Lebensweise: Arbeit, grosse Promenaden, Lektüre, zu Zeiten des Abends einen der alten Hausfreunde. Nur belästigten mich die Nachwehen des Zerwürfnisses mit *Ritter* wegen jenes Vorfalles mit *Liszt*. Ich gerieth mit diesem, in so mancher Lebensphase mir nahe getretenen, jungen Freunde jetzt gänzlich ausser Verkehr; er verliess noch vor Ablauf des Winters Zürich, ohne mich wieder gesehen zu haben.

Während ich in den Monaten Januar und Februar (1857), diessmal mit ausführlicher Niederschrift der Komposition statt der früheren nur flüchtigen Skizzirung mit Bleistift, den ersten Akt des «Siegfried» vollendete, und darauf mich auch sogleich zur Instrumentation desselben anliess, befolgte ich das von *Vaillant* mir angerathene Verfahren wahrscheinlich mit etwas zu grossem Eifer: immer in Furcht vor einer m lichen Rückkehr der Gesichtsrose, suchte ich mich dagegen durch regelmässig alle acht Tage wiederholtes Schwitzen in der Einpackung, nach hydropathischem System, zu bewahren. Allerdings entging ich dadurch fortwährend dem befürchteten Uebel, nur griff mich diese Behandlung wiederum sehr an, und ich ersehnte die Rückkehr der warmen Jahreszeit, welche mir von der Strenge meiner Behandlung abzulassen gestatten sollte.

Zugleich aber steigerten sich jetzt die Leiden, welche mir durch die Belästigungen von Seite lärmender und musizirender Nachbarn bereitet wurden. Ausser dem tödtlich von mir gehassten Blechschmiede, mit welchem ich ziemlich jede Woche einmal einen furchtbaren Auftritt hatte, stellten sich auch immer mehr Klaviere in meinem Hause ein, zuletzt auch noch die sonntägliche Flöte eines Herrn *Stockar* unter mir. Ich verschwor es nun weiter zu komponiren. Da kamen eines Tages meine Freunde *Wesendonck*'s von einem längeren Winteraufenthalte in Paris

zurück, und eröffneten mir die erfreulichste Aussicht auf die Erfüllung meiner sehnlichen Wünsche im Betreff meiner zukünftigen Wohnungsverhältnisse. *Wesendonck* war schon früher geneigt gewesen, mir nach Wunsch auf einem Punkte, den ich mir aussuchen sollte, ein Wohnhäuschen bauen zu lassen. Meine mit täuschender Künstlichkeit ausgearbeiteten Pläne waren wirklich schon der Prüfung eines Architekten vorgelegt worden. Nur die Acquisition des geeigneten Grundstückes war und blieb von besonderer Schwierigkeit. Auf dem Hügelrücken, welcher in der Gemeinde *Enge* den Züricher See vom *Sihlthale* trennt, hatte ich seit lange auf meinen Spaziergängen ein Winterhäuschen in das Auge gefasst, welches das *Lavater*-Häuschen hiess, weil es diesem berühmten Physiognomen gehört hatte und von ihm gewöhnlich besucht worden war. Ich hatte nun meinen Freund, den Staatsschreiber *Hagenbuch* dafür gewonnen, sich mit allerhand List danach umzusehen, wie hier einige Jucharten Landes so wohlfeil wie möglich zu acquiriren sein möchten. Hierin erwies sich nun aber die grosse Schwierigkeit. Das Terrain hing überall parzellenweise mit grösseren Grundstücken zusammen, und es fand sich, dass, um den einen Punkt zu gewinnen, ein übermässig grosser Komplex von verschiedenen Besitzern hätte zusammengekauft werden müssen. Ich klagte *Wesendonck* meine Noth, und erregte in diesem allmählich die Lust, für sich selbst dieses grössere Terrain zu erwerben, und dort ein stattliches Grundstück mit grosser Villa für seine eigene Familie anzulegen. Für mich sollte dabei am Ende eine Parzelle abfallen. Die Herrichtung dieses Grundstückes und der Bau seines grossen Wohnhauses, welches stattlich und gediegen ausfallen sollte, nahm für jetzt aber meinen Freund genügend in Anspruch; auch fand er wohl, dass die Niederlassung zweier Familien in der gleichen Umzäunung mit der Zeit zu gegenseitigen Unbequemlichkeiten führen könnte. Dagegen fand sich, nur durch einen schmalen Fahrweg von dem seinigen getrennt, ein kleines sehr bescheidenes Landhäuschen mit Garten, welches ich selbst schon früher im Auge gehabt hatte, und dessen Acquisition für mich *Wesendonck* nun beschlossen hatte. Ich war durch die Mittheilung dieser Absicht wirklich über alle Maassen erfreut. Desto grösser war der Schreck, als der übervorsichtige Acquirant eines Tages erfuhr, dass der gegenwärtige Besitzer, mit welchem er zu zaghaft in Unterhandlung getreten war, soeben sein Grundstück anderwärts verkauft habe. Glücklicherweise fand sich, dass der Käufer ein Irrenarzt war, und in Folge des Kaufes nichts anderes beabsichtigte, als mit seiner Irrenanstalt sich meinem Freunde zur Seite niederzulassen; denn diese

Nachricht wirkte nun, durch die Erweckung der schreckhaftesten Vorstellungen, auf die Anspannung der höchsten Energie *Wesendonck's*, welcher jetzt das Grundstück um jeden Preis von dem fatalen Narren-Doktor wieder zu gewinnen den Auftrag gab. So gelangte es denn, ziemlich theuer und in Verdruss erweckender Form, endlich in den Besitz meines Freundes, der es mir nun von Ostern dieses Jahres an, gegen den gleichen Miethzins, welchen ich bisher für meine Wohnung im Zeltwege bezahlt hatte, d. h. für jährlich 800 Francs, zur dauernden Benutzung übergab.

Die Herrichtung des Häuschens, die mich nun mit dem anbrechenden Frühjahre leidenschaftlich beschäftigte, ging nicht ohne manche Verdriesslichkeit vor sich. Das Häuschen, welches nur zur Sommerbewohnung eingerichtet war, musste durch Beschaffung von Heizung und durch sonstige Vorkehrungen erst noch für den Winter tauglich gemacht werden. Ward auch von Seiten des Besitzers hierfür das Nöthigste geleistet, so blieb doch immerhin genug übrig, was, sowohl bei der perennirenden Meinungsdifferenz zwischen mir und meiner Frau über alles und jedes, als auch bei meiner im Grunde doch immer gänzlich vermögenslosen bürgerlichen Lage, nie gänzlich endende Schwierigkeiten herbeiführte. In der letzteren Beziehung trat zwar immer von Zeit zu Zeit eine Wendung ein, welche recht gut geeignet war, einem sanguinischen Temperamente ein zuversichtliches Vertrauen auf die Zukunft zu geben: trotz der schlechten Aufführungen meiner Oper, brachte mir der «Tannhäuser» aus *Berlin* doch unerwartet gute Einnahmen zu. Jetzt hatte sich denn auch auf eine sonderbare Weise in *Wien* für mich etwas Luft gemacht. Immer nämlich blieb ich dort noch von dem Hofoperntheater ausgeschlossen, und mir war versichert worden, dass, so lange es einen kaiserlichen Hof gäbe, an eine Aufführung meiner «hochverrätherischen» Opern in Wien nicht zu denken wäre. Diese sonderbare Lage veranlasste den Direktor des *Josephstädter* Theater's, meinen alten Riga'schen Direktor *Hofmann*, in einem von ihm erbauten grossen Sommertheater im *Lerchenfeld*, ausserhalb der Linien von Wien, mit einer besondern Operntruppe den «Tannhäuser» zu wagen. Er bot mir für jede Vorstellung, die ich ihm erlauben würde, eine Tantième von 100 Franken. Als *Liszt*, den ich hiervon benachrichtigte, die Sache bedenklich fand, schrieb ich ihm: ich sei gesonnen mich in dieser Angelegenheit auf den Standpunkt *Mirabeau's* zu stellen, welcher, da er von seinen Standesgenossen nicht zu der Notablen-Versammlung gewählt wurde, sich den Wählern in Marseille als *Marchand de drap* vorstellen liess. Das gefiel

denn wieder *Liszt*; und ich zog nun wirklich durch das Lerchenfelder Sommertheater in die österreichische Kaiserstadt ein. Von der Aufführung selbst wurden mir die allerwunderlichsten Dinge berichtet: *Sulzer*, welcher damals auf einer Reise durch Wien gekommen war, und einer solchen Vorstellung beigewohnt hatte, beklagte sich vornehmlich nur über die Finsterniss des Hauses, welche auch nicht ein Wort des Textbuches zu lesen erlaubte, sowie dass es sehr stark hinein geregnet hätte. Anders berichtete mir einige Jahre später der Schwiegersohn der Wittwe des Komponisten *Hérold*, welcher damals auf einer Hochzeitsreise ebenfalls Wien und diese Lerchenfelder Vorstellung besucht hatte: dieser versicherte mich, dass, trotz allen äusseren Mangelhaftigkeiten, die hiesige Vorstellung ihn wahrhaft erfreut und namentlich bei weitem wirkungsreicher ergriffen habe, als die ohne allen Vergleich schlechtere Aufführung im Berliner Hoftheater, welche er nach dieser ebenfalls besucht habe. Für jetzt brachte mir das energische Einschreiten meines alten Riga'schen Theaterdirektor's in Wien für zwanzig Vorstellungen, welche er vom «Tannhäuser» im Ganzen ermöglichte, wirklich 2000 Franken ein; und es war mir vielleicht verzeihlich, nach einem so eigenthümlichen, meine Popularität offen konstatirenden Vorgange, auf unberechenbare Wirkungen meiner Arbeiten, selbst nach der Seite des Gewinnes hin, für die Zukunft zu vertrauen.

Während mich unter solchen Umständen die Einrichtung des ersehnten Landhäuschen's beschäftigte, und ich die Instrumentation des ersten Aktes von *Siegfried* ausarbeitete, versenkte ich mich von Neuem in die *Schopenhauer*'sche Philosophie, als auch mit besonderer Angezogenheit in *Scott*'sche Romane. Auch beschäftigte ich mich ernstlich damit, meinem Eindrucke von den *Liszt*'schen Kompositionen eine bestimmte Bedeutung zuzuweisen; wofür ich zu der Form eines Briefes an *Marie Wittgenstein* griff, welcher in der Brendel'schen Musikzeitung veröffentlicht wurde. —

Als nun die Uebersiedelung nach der, wie ich vermeinte, letzten Wohnungszuflucht meines Lebens bevorstand, überlegte ich von Neuem, wie ich diesem Leben selbst, für den gemeinen Bestand, eine Grundlage verschaffen könnte. Noch einmal griff ich meine Unterhandlungen mit *Härtels* wegen der Nibelungen auf, musste sie aber spröde und abgeneigt gegen ein Geschäft für dieses Werk finden. Ich klagte diess *Liszt*, und stellte ihm offen die Zumuthung, dem *Grossherzoge von Weimar*, welcher den Aussagen meines Freundes nach sich fortwährend als Schutzpatron meines Nibelungenunternehmen's betrachtet wissen wollte, die Schwierig-

keiten, auf welche ich hierbei stiesse, zu erkennen zu geben. Ich führte hierbei an, dass, wenn einem gewöhnlichen Musikhändler das Befassen mit einem so ausserordentlichen Unternehmen nicht wohl zuzumuthen sei, von dem Fürsten, welcher dasselbe zu seinem Ehrenpunkte zu machen gedenke, dagegen wohl zu verlangen stünde, dass er sich auch ernstlich an den Vorbereitungen dazu, unter welchen die Ausarbeitung des Werkes selbst wohl sehr füglich begriffen werden müsse, betheilige. In diesem Sinne wollte ich, dass der Grossherzog für *Härtel*'s eintrete, das Werk mir abkaufe, und in dem Maasse der Vollendung der Arbeit es mir bezahle, wodurch er sich zum Eigenthümer derselben machen, und später nach Belieben sich dafür selbst durch einen Verleger entschädigen sollte. *Liszt* verstand mich sehr wohl, konnte jedoch nicht umhin, mir von meinen Annahmen im Betreff Sr. königl. Hoheit abzurathen. —

Dagegen zog jetzt die junge *Grossherzogin von Baden* meine Aufmerksamkeit auf sich. Seit mehreren Jahren war vom Grossherzog von Baden *Eduard Devrient* als Direktor seines Hoftheaters nach Karlsruhe gezogen worden. Ich war seit meinem Fortgange von Dresden, wenn auch mit langen Unterbrechungen, mit *Devrient* in Verkehr geblieben; er hatte sich noch brieflich über meine Schriften «das Kunstwerk der Zukunft» und «Oper und Drama» höchst anerkennend geäussert. Von dem Karlsruher Theater behauptete er mir, dieses sei so schwach, dass er an die Aufführung meiner Opern auf demselben nicht gut gehen zu können glaubte. Plötzlich änderte sich dieses, als der Grossherzog geheirathet hatte, und die von meiner alten Freundin, *Alwine Frommann*, für mich gewonnene junge Tochter der *Prinzessin von Preussen*, jetzt in Karlsruhe zur Selbständigkeit gelangt, eifrig nach der Aufführung meiner Werke verlangte. Jetzt wurden denn meine Opern auch dort aufgeführt, und *Devrient* musste mir von dem grossen Antheile der jungen Fürstin, welche selbst den Proben häufig beiwohnte, berichten. Diess machte auf mich einen sehr freundlichen Eindruck; aus freien Stücken äusserte ich mich hierüber anerkennend in einem Schreiben, welches ich an die Grossherzogin richtete, und dem ich als Albumblatt «Wotan's Abschied» aus dem Schlusse der *Walküre* beilegte.

So kam der 20. April heran, an welchem ich meine bisherige, nun bereits vermiethete, Wohnung im Zeltwege verlassen musste, ohne das noch nicht ganz fertig eingerichtete Landhaus selbst schon beziehen zu können. Bei unfreundlicher Witterung hatten sich, während der steten Besuche des von Maurern und Schreinern nachlässig okkupirten Häuschen's, Erkältungen bei uns eingestellt. In übelster Laune verbrachten

wir eine Woche im Gasthofe, und ich überlegte mir, ob es denn überhaupt der Mühe verlohne, erst noch dieses Grundstück zu beziehen, indem es mir plötzlich ahnte, dass ich doch auch von dort wieder weiter wandern dürfte. Endlich setzten wir am Ende des April mit Gewalt unsere Einsiedelung durch; es war kalt und feucht, die neuen Heizungen wärmten nicht; wir Beide waren krank und vermochten kaum das Bett zu verlassen. Da erschien ein gutes Anzeichen: der erste Brief, der mir zukam, war ein versöhnendes, sehr liebevolles Schreiben der Frau *Julie Ritter*, wodurch sie mir die Beendigung des Zerwürfnisses wegen des Benehmens ihres Sohnes ankündigte. Nun brach auch schönes Frühlingswetter herein; am Charfreitage erwachte ich zum ersten Male in diesem Hause bei vollem Sonnenschein: das Gärtchen war ergrünt, die Vögel sangen, und endlich konnte ich mich auf die Zinne des Häuschen's setzen, um der langersehnten verheissungsvollen Stille mich zu erfreuen. Hiervon erfüllt, sagte ich mir plötzlich, dass heute ja «Charfreitag» sei, und entsann mich, wie bedeutungsvoll diese Mahnung mir schon einmal in *Wolfram's Parzival* aufgefallen war. Seit jenem Aufenthalte in *Marienbad*, wo ich die *Meistersinger* und *Lohengrin* konzipirte, hatte ich mich nie wieder mit jenem Gedichte beschäftigt; jetzt trat sein idealer Gehalt in überwältigender Form an mich heran, und von dem Charfreitags-Gedanken aus konzipirte ich schnell ein ganzes Drama, welches ich, in drei Akte getheilt, sofort mit wenigen Zügen flüchtig skizzirte.

Mitten unter der immer noch nicht beendeten, und leidenschaftlich von mir betriebenen Einrichtung des Hauses, drängte es mich nun zur Arbeit: ich griff wieder zum «*Siegfried*», und begann die Komposition des zweiten Aktes davon. Während ich nun unschlüssig darüber gewesen war, wie ich mein neu gewonnenes Asyl benennen wollte, musste ich, da die Einleitung dieses Aktes bei guter Laune mir sehr wohl gerieth, laut lachen, als mir einfiel, ich müsste, eben dieser ersten Arbeit entsprechend, mein neues Heimwesen «*Fafner's Ruhe*» nennen. Das durfte nun aber doch nicht sein; und somit blieb es dabei, das Grundstück einfach «Asyl» zu benennen, mit welcher Benennung ich es denn auch in der Datumangabe meiner Arbeit bezeichnete.

Meine fehlgeschlagenen Aussichten auf die Unterstützung des Grossherzogs von Weimar für die Nibelungen-Arbeit nährten aber in mir eine fortgesetzte Verstimmung; ich sah eine Last vor mir, deren ich mich nicht zu entledigen wusste. Zu gleicher Zeit war mir nun eine abenteuerliche Meldung zugekommen: ein Mensch, welcher, sehr natürlich, *Ferreiro* hiess, hatte sich als brasilianischer Konsul von Leipzig aus

bei mir gemeldet, und mir Anzeige von der grossen Zuneigung des *Kaisers von Brasilien* für meine Musik gemacht. Meinen Zweifeln an dieser sonderbaren Erscheinung wusste der Mann in seinen Briefen recht hübsch zu entgegnen; der Kaiser liebte das Deutsche, und wünschte mich gerne zu sich nach *Rio Janeiro* zu haben, damit ich ihm daselbst meine Opern vorführe, wozu, da dort allerdings nur italienisch gesungen würde, es nur der Uebersetzung meiner Texte bedürfe, was er als sehr leicht und zugleich sehr vortheilhaft für dieselben ansah. Sonderbarer Weise wirkte die hierdurch angeregte Vorstellung in Wahrheit sehr angenehm auf mich, und es schien mir, als müsste ich sehr gut ein leidenschaftliches Musikgedicht zu Stande bringen können, welches sich im Italienischen ganz trefflich ausnehmen sollte. Wiederum gedachte ich mit stets neu auflebender Vorliebe an «*Tristan und Isolde*». Zunächst übersandte ich Herrn *Ferreiro*, um der grossmütigen Neigung des Kaisers von Brasilien einigermassen auf den Zahn zu fühlen, die kostbar eingebundenen Klavierauszüge meiner drei älteren Opern, von deren gnädiger und splendider Aufnahme in Rio Janeiro ich mir längere Zeit etwas recht Angenehmes erwartete. Weder von diesen Klavierauszügen, noch vom Kaiser von Brasilien und dessen Konsul *Ferreiro*, habe ich in meinem Leben je wieder etwas gehört. Nur *Semper* gerieth noch mit diesem tropischen Lande in eine architektonische Verwickelung: für Rio war eine Concurrenz zum Bau eines neuen Opernhauses ausgeschrieben; *Semper* hatte sich zur Theilnahme gemeldet, und verfertigte wunderschöne Pläne dazu, welche uns viele Unterhaltung gewährten, und unter andern dem Dr. *Wille* eine besonders interessante Aufgabe zu bieten schienen, da er annahm, es müsse einem Architekten etwas Neues dünken, ein Operntheater für ein schwarzes Publikum zu entwerfen. Ich habe nicht erfahren, ob die Resultate von *Semper*'s Verkehr mit Brasilien viel befriedigender waren als die des meinigen; jedenfalls weiss ich, dass er das Theater nicht gebaut hat.

Eine heftige Erkältung warf mich für einige Tage in ein starkes Fieber; als ich davon genas, war mein Geburtstag gekommen: des Abends wieder auf meiner Zinne sitzend, überraschte mich der Gesang der drei «Rheintöchter» aus dem Schlusse des *Rheingoldes*, welcher aus naher Ferne über die Gärten zu mir herüber drang. Frau *Pollert*, dieselbe, deren eheliche Leiden einst in Magdeburg die an und für sich schwierige Wiederaufführung meines «Liebesverbotes» verhindert hatten, war im vergangenen Winter immer noch als Sängerin, zugleich aber auch als Mutter zweier Töchter, am Züricher Theater-Himmel erschienen. Da sie immer

noch eine gute Stimme hatte, und sich mit äusserster Willigkeit gegen mich benahm, liess ich sie den letzten Akt der *Walküre* für sich, und die Scenen der »Rheintöchter« aus dem *Rheingolde* mit ihren beiden Töchtern einüben. Oefter hatten wir im vergangenen Winter unseren Freunden kleine Anhörungen davon verschafft; jetzt, an diesem Geburtstagsabende, überraschte mich der Gesang der aufmerksamen Freundinnen in sehr rührender Weise, und plötzlich empfand ich einen sonderbaren Widerwillen gegen die Fortsetzung der Komposition der *Nibelungen*, um so dringender aber das Verlangen, sofort den »*Tristan*« aufnehmen zu können. Ich beschloss meiner langgenährten heimlichen Neigung zu gewähren, und diese neue Arbeit, welche ich nur als eine kurze Unterbrechung jener grossen gelten lassen wollte, alsbald zu beginnen. Um mir jedoch das Zeugniss zu geben, dass nicht etwa ein eingetretener Ueberdruss von jener älteren Arbeit mich zurückscheuchte, beschloss ich jedenfalls erst noch die kaum begonnene Komposition des zweiten Aktes von *Siegfried* bis zur Beendigung fortzusetzen; was auch mit grosser Lust geschah, während ich andererseits immer deutlicher den *Tristan* in mir aufdämmern liess.

Einigermassen mitwirksam zur Erfassung des *Tristan* waren jedoch auch äussere Beweggründe, welche das auf die Ausführung dieses Werkes bezügliche Unternehmen mir anziehend und vortheilhaft erscheinen liessen. Diese Motive kamen vollends zu Reife, als *Eduard Devrient* Anfangs July, mich besuchte und drei Tage bei mir verweilte. Er berichtete mir die gute Aufnahme, welche meine Sendung an die Grossherzogin von Baden erfahren hatte. Im Ganzen erschien es mir, als ob er beauftragt sei sich mit mir für irgend ein Unternehmen zu verständigen; ich theilte ihm mit, dass ich gesonnen sei meine Nibelungen-Arbeit durch die Ausführung eines Werkes zu unterbrechen, welches, seinem Umfange und seinen Erforderlichkeiten nach, mich von Neuem in den Verkehr mit den Theatern, wie sie nun eben seien, setzen sollte. Gewiss würde ich mir Unrecht thun, wenn ich mir selbst nachsagen wollte, dass ich aus diesem äusserlichen Grunde die Ausführung des *Tristan* in das Auge gefasst und beschlossen hätte; dennoch muss ich zugestehen, dass in Betreff der Stimmung, in welcher ich vor mehreren Jahren die Ausführung jenes grösseren Werkes in Angriff nahm, bei mir eine merkliche Veränderung eingetreten war. Damals kam ich soeben von meinen Kunstschriften, in welchen ich mir die Gründe des Verfalles unsrer öffentlichen Kunst, und namentlich des Theaters, durch Erforschung eines weiten Zusammenhanges dieser Gründe mit den allgemeinen Kultur-

zuständen zu erklären gesucht hatte. Damals wäre es mir unmöglich gewesen, mich an eine Arbeit zu begeben, bei welcher ich sofort die Aufführung auf unsern Theatern in das Auge zu fassen gehabt hätte. Nur ein gänzliches Absehen hievon konnte, wie ich diess gelegentlich früher bezeugte, mich zur Wiederaufnahme meiner künstlerischen Arbeiten bestimmen. Während ich nun für eine Aufführung der Nibelungendramen unverrückt das Eine festzuhalten genöthigt war, dass diese Aufführung nur unter so ausserordentlichen Umständen, wie ich sie später in dem Vorworte zu der Herausgabe der Dichtung bezeichnete, stattfinden könnte, hatte doch die geglückte Verbreitung meiner älteren Opern soweit Einfluss auf meine Stimmung geübt, dass ich jetzt, indem ich mich der Vollendung meiner grossen Arbeit über die Hälfte derselben näherte, nach einer Möglichkeit auch der Aufführung dieses Werkes immer ernstlicher aussah. Bis dahin hatte nun *Liszt* in seinem Vertrauen auf den *Grossherzog von Weimar* die verborgene Hoffnung meines Herzens genährt; nach den neuesten Erfahrungen hatte sich diese jetzt aber als gänzlich nichtig herausgestellt, während andererseits die Hoffnung mir bestätigt wurde, dass ein neues, dem «Tannhäuser» oder «Lohengrin» ähnliches Werk von mir mit grosser Bereitwilligkeit überall aufgenommen werden würde. Die Weise, in welcher ich endlich den Entwurf des *Tristan* ausführte, zeigt zwar deutlich, wie wenig ich hierbei an unsere Operntheater und die Fähigkeit ihrer Leistungen dachte, dennoch, da ich immer zugleich mit einer äusseren Nöthigung meiner Lebenslage zu kämpfen hatte, vermochte ich soweit mich selbst zu täuschen, dass ich mir einbilden konnte, mit der Unterbrechung der Komposition der *Nibelungen* und dem Angriffe des *Tristan*, im praktischen Sinne eines klugerwägenden Menschen zu verfahren. *Devrient* hörte nun sehr gern von einem solchen, für praktisch ausgegebenen Unternehmen meinerseits; er frug mich, an welches Theater ich für die erste Aufführung meiner neuen Arbeit dächte; worauf ich erwiederte, dass ich natürlich nur ein solches in's Auge fassen könnte, bei welchem persönlich mich an der Aufführung zu betheiligen mir möglich sein würde. Entweder, so meinte ich, würde diess in Brasilien der Fall sein, oder, da das Gebiet des deutschen Bundes mir verschlossen blieb, eine den deutschen Grenzen nahe gelegene Stadt, von der ich annehmen dürfte, dass sie mir einige Kunstmittel zu Gebote stellen könnte. Ich hatte hiefür *Strassburg* in das Auge gefasst: aus vielen praktischen Gründen war jedoch *Devrient* vollständig gegen ein solches Unternehmen eingenommen; eine Aufführung in *Karlsruhe*, so meinte er, würde da-

gegen weit eher und erfolgreicher zu bewerkstelligen sein. Ich hatte hiergegen nur dieses Eine einzuwenden, dass ich dort mich ja eben nicht persönlich an dem Studium und der Aufführung meines Werkes würde betheiligen können; da es nun aber diesen Punkt betraf, glaubte *Devrient*, in Berücksichtigung der mir geneigten und zu energischer Theilnahme gestimmten Absicht des *Grossherzogs von Baden*, mir entscheidende Hoffnung machen zu können. Diess war mir nun recht angenehm zu erfahren. Auch hörte ich *Devrient* mit vieler Theilnahme von dem jungen Tenorsänger *Schnorr* erzählen, welcher, bei vorzüglichen Mitteln, grosse Hingebung gerade für meine Werke besässe. — In bester Laune bewirthete ich jetzt *Devrient* so gut ich konnte; an einem Vormittage spielte und sang ich ihm das ganze »Rheingold« vor, welches ihm recht zu gefallen schien. Halb ernsthaft, halb scherzend sagte ich ihm, ich hätte bei dem Mime an ihn gedacht; denn, wenn es damit nicht zu spät würde, sollte er ihn einmal auszuführen bekommen. Da nun einmal *Devrient* zugegen war, ging es auch nicht ohne Vorlesung seinerseits ab; ich lud meine Hausfreundschaft, mit *Semper* und *Herwegh*, zusammen, und *Devrient* las uns die Scenen des *Antonius* aus *Shakespeares* »Julius Cäsar« in so glücklicher Weise vor, dass selbst *Herwegh*, welcher von vornherein spöttisch dagegen gestimmt war, den Erfolg der Geschicklichkeit des geübten Schauspieler's willig anerkannte. — Von meiner Wohnung aus schrieb *Devrient* an den Grossherzog von Baden, darüber berichtend, was er an mir gefunden und wie er mich angetroffen habe. Kurz nach seiner Verabschiedung von mir erhielt ich nun vom Grossherzoge einen sehr erfreulichen eigenhändigen Brief, in welchem jener zunächst für das seiner Frau geschenkte Album-Blatt in anerkennendster Weise dankte, und zugleich mir seinen Willen eröffnete, in Zukunft für mein Schicksal und namentlich meine Wiederkehr nach Deutschland eintreten zu wollen.

Die Absicht der Ausführung des nun erst in Angriff zu nehmenden *Tristan* war von jetzt an mit stärkster Schrift in meinem Lebensplan eingeschrieben. Zunächst verdankte ich dem Allen aber die Forterhaltung der guten Laune, in welcher ich für jetzt erst noch den zweiten Akt des *Siegfried* zu Ende komponirte. Meine täglichen Spaziergänge richtete ich an den heiteren Sommernachmittagen nach dem stillen *Sihlthal*, in dessen waldiger Umgebung ich viel und aufmerksam nach dem Gesange der Waldvögel lauschte, wobei ich erstaunt war, die mir gänzlich neuen Weisen von Sängern kennen zu lernen, deren Gestalt ich nicht sah, und deren Namen ich noch weniger wusste. Was ich von ihren

Weisen mit nach Hause brachte, legte ich in der Waldscene «Siegfrieds» in künstlicher Nachahmung nieder. Anfangs August war ich mit der sorgfältig skizzirten Komposition auch dieses zweiten Aktes zu Ende. Ich freute mich, für den dereinstigen Wiederbeginn der Fortarbeit mir gerade den dritten Akt, mit der Erweckung *Brünnhilde's*, vorbehalten zu haben; denn es war mir, als ob alles Problematische meiner Arbeit nun glücklich gelöst, und jetzt nur noch der eigentliche Genuss derselben zu gewinnen übrig sei.

So war ich, im guten Glauben an die Richtigkeit der Oekonomie meiner künstlerischen Kraft, gerüstet, an die Niederschrift des «*Tristan*» zu gehen. Zu einiger Prüfung meiner Geduld kam nun gerade der treffliche *Ferdinand Praeger* aus London an, über dessen Besuch ich andrerseits mich recht zu freuen hatte, da ich in ihm einen bewährten und ausdauernden Freund erkennen musste. Nur bildete er sich ein, ausnehmend nervös und vom Schicksale verfolgt zu sein, was mir, da ich mit dem besten Willen nach dieser Seite hin keine Theilnahme zu fassen vermochte, einigermassen peinlich wurde. So halfen wir uns mit einem Ausflug nach *Schaffhausen*, wo ich zum ersten Mal den berühmten Rheinfall besuchte, und nicht unbedeutende Eindrücke davon empfing. — Ausserdem bezogen um jene Zeit *Wesendonck's* endlich ihre, von den Pariser Stuccatur-Arbeitern und Tapezierern gesäuberte, Villa. Hiermit begann nun eine, nicht eigentlich bedeutende, doch aber auf die äussere Wendung meines Lebens einflussreiche neue Phase meines Umganges mit dieser Familie. Wir waren uns jetzt durch die unmittelbare, eigentlich ländliche Nachbarschaft so nahe gerückt, dass eine starke Vermehrung der Beziehungen bloss durch die einfache tägliche Berührung nicht ausbleiben konnte. Ich hatte schon öfter bemerkt, dass *Wesendonck*, in seiner rechtschaffenen Offenheit, durch mein Heimischwerden in seinem Hause sich beunruhigt fühlte; in vielen Dingen, wie in der Heizung, der Beleuchtung, auch den Mahlzeitstunden, wurden Rücksichten auf mich genommen, welche ihm seinen Rechten als Hausherr nahe zu treten schienen. Es bedurfte hierüber einiger vertrauter Mittheilungen, um andererseits eine halb verschwiegene, halb ausgesprochene Uebereinkunft festzustellen, welche mit der Zeit eine bedenkliche Bedeutung im Auge Anderer anzunehmen geeignet war. Somit entstand im Betreff unseres nun so nahe gerückten Verkehres eine gewisse Rücksicht, welche unter Umständen für die beiden Eingeweihten unterhaltend wurde.

Sonderbarer Weise traf der Zeitpunkt dieser nachbarlichen Annäherung mit dem Beginne der Ausführung meiner Dichtung von «*Tristan*

*und Isolde* zusammen. Jetzt traf *Robert Frantz* zum Besuche in Zürich ein, und erfreute mich durch angenehme Seiten seiner Persönlichkeit, während eben sein Besuch mich darüber beruhigte, dass eine gewisse Spannung, welche seit seinem ersten Auftreten für mich, bei Gelegenheit des *Lohengrin*, namentlich durch die Einmischung seines Schwagers *Hinrich* (welcher eine Brochüre über mich geschrieben hatte) eingetreten war, nicht von tiefer gehender Bedeutung sei. Wir musizirten; er begleitete meinem Gesange einige seiner Lieder; meine Nibelungencompositionen schienen ihm zu gefallen. Als ihn jedoch eines Tages *Wesendonck*'s, um eine gemeinschaftliche Vereinigung zu bereiten, zum Diner einluden, bat er sich aus, dass er hierbei ohne weitere Gäste mit der Familie allein sein dürfe, weil er befürchtete, neben mir nicht aufkommen zu können, woran andrerseits ihm doch einigermassen gelegen sein müsste. Wir scherzten hierüber, was mir um so leichter fiel, als ich zu Zeiten wirklich sehr gern der Mühe der Unterhaltung so eigenthümlich kurzathmig und dürftig sich äussernder Menschen, als welchen ich auch *Frantz* zu erkennen hatte, überhoben war. Er verliess uns, ohne mich je wieder etwas von sich hören zu lassen.

Als ich jetzt ungefähr den ersten Akt meiner Dichtung von »*Tristan*« vollendet hatte, stellte sich dagegen ein neu vermähltes junges Paar in Zürich ein, welches allerdings hervorragende Ansprüche an meine Theilnahme geltend machen durfte. Gegen Anfang September traf *Hans von Bülow* mit seiner jungen Frau, *Liszt*'s Tochter *Cosima*, im Gasthof zum »Raben« ein. Von dort holte ich sie ab, um für ihren längeren, mir vorzugsweise zugedachten Besuch, sie in meinem kleinen Häuschen aufzunehmen.

Der Monat September verfloss uns gemeinschaftlich in sehr anregender Weise. Zunächst vollendete ich während dem die Dichtung von »*Tristan* und *Isolde*«, von welcher *Hans* mir sogleich aktweise eine Reinschrift besorgte. Aktweise las ich sie bereits auch den Freunden vor, bis ich endlich eine kollektive Privat-Vorlesung davon halten konnte, welche viel Eindruck auf die wenigen nah befreundeten Zuhörer machte. Da Frau *Wesendonck* von dem letzten Akte besonders ergriffen schien, sagte ich tröstend, dass man hierüber nicht zu trauern habe, da es im *allerbesten* Falle bei so ernster Angelegenheit diese Art von Wendung nähme, — worin mir *Cosima* recht gab. Im Uebrigen musizirten wir sehr viel; denn nun endlich hatte ich an *Bülow* den richtigen Spieler für die furchtbaren *Klindworth*'schen Arrangements meiner Nibelungen-Partituren gewonnen. Aber auch die nur im Kompositions-Entwurfe nieder-

geschriebenen beiden Akte des *Siegfried* wusste *Hans* sofort sich derart anzueignen, dass er sie wie aus einem wirklichen Klavierauszuge zu spielen vermochte. Ich sang dazu, wie gewöhnlich, alle Partien; manchmal hatten wir einige Zuhörer, unter denen sich Frau Dr. *Wille* am besten anliess. *Cosima* hörte mit gesenktem Kopfe, und gab nichts von sich; wenn man in sie drang, fing sie an zu weinen.

Gegen Ende September's verliessen mich meine jungen Freunde, um nach ihrem Aufenthaltsorte *Berlin*, zum bürgerlich geschäftlichen Antritt ihrer Ehe, zurück zu reisen.

Wir hatten den «Nibelungen», durch unser vieles Musiziren daraus, vorläufig eine Art von Grabgeläute gegeben, da sie nun gänzlich von mir bei Seite gelegt, und in der Folge bei ähnlichen Zusammenkünften nur mit immer vergilbterem Ansehen, wie zur Erinnerung, aus ihren Mappen hervorgeholt wurden. Anfang's Oktober begann ich dagegen sofort die Komposition des «*Tristan*», davon ich den ersten Akt bis Neujahr vollendete, und bereits schon auch das Vorspiel instrumentirte. In dieser Zeit bildete sich bei mir eine träumerisch bange Zurückgezogenheit aus. Arbeit, weite Spaziergänge trotz rauher Witterung, des Abends Lektüre des *Calderon*, hieraus bestand die Gewohnheit, in welcher ich nur zu meinem grössten Missmuthe gestört wurde. Mein Zusammenhang mit der Welt bezog sich fast nur auf meine Verhandlungen mit dem Musikhändler *Härtel* wegen der Herausgabe des «*Tristan*»; da ich diesem meldete, ich hätte, im Gegensatze zu dem ungeheuren Nibelungen-Unternehmen, ein praktikables Werk im Sinne, welches in seinen Anforderungen für die Darsteller sich lediglich auf ein paar gute Sänger beschränke, zeigte er so grosse Lust auf mein Anerbieten einzugehen, dass ich mich unterstand, von ihm 400 Louisd'or zu fordern. Hierauf schrieb mir *Härtel*, ich möge seine Gegen-Anerbietungen in einem verschlossen beigelegten Briefe nur dann lesen, wenn ich zunächst von meinen Forderungen gänzlich abzustehen mich geneigt finden sollte, da er meinem beabsichtigten Werke nicht die Eigenschaft einer leichten Ausführbarkeit ansehen könnte. In dem verschlossenen Papiere fand ich nun, dass man nur 100 Louisd'or anbot, jedoch sich verpflichtete, nach fünf Jahren den Ertrag des Geschäftes mit mir zu theilen, oder aber meine Ansprüche hierauf durch eine abermalige Zahlung von 100 Louisd'or mir abzukaufen. Hierauf musste ich denn eingehen, und machte mich nun bald an die Instrumentation des ersten Aktes, um die Partitur sofort heftweise dem Stich zu übergeben.

Ausserdem interessirte mich in dieser Zeit eine im Monat November

eintretende Krisis auf dem amerikanischen Geldmarkte, deren Folgen während einiger verhängnissvollen Wochen das ganze Vermögen meines Freundes *Wesendonck* in Frage zu stellen schienen. Ich entsinne mich, dass die Katastrophe von den Betroffenen mit vielem Anstand getragen wurde; doch gaben die Unterhaltungen über die Möglichkeit des Verkaufes von Haus, Hof und Pferden unseren abendlichen Zusammenkünften eine unvermeidlich schwermüthige Stimmung. *Wesendonck* verreiste, um mit verschiedenen auswärtigen Banquiers sich einzurichten; während dem ward regelmässig bei mir, wo ich des Vormittags am «*Tristan*» komponirt hatte, am Abend immer wieder *Calderon* vorgelesen, welcher um diese Zeit, nachdem ich mich durch *Schack* genügend auf das Bekanntwerden mit der dramatischen Litteratur der Spanier vorbereitet hatte, einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich machte. — Endlich ging die amerikanische Krisis glücklich vorüber, und das bald sich herausstellende Ergebniss davon war, dass *Wesendonck*'s Vermögen sich dadurch um ein Bedeutendes vergrösserte. Nochmals las ich in diesen Winterabenden den «*Tristan*» einem weiteren Kreise von Freunden vor. *Gottfried Keller* erfreute namentlich die knappe Form des Ganzen, welches eigentlich nur drei ausgebildete Scenen enthielt. *Semper* ward aber böse darüber: er warf mir vor, Alles zu ernst zu nehmen; das Wohlthätige der künstlerischen Bildung eines solchen Stoffes bestünde eben darin, dass der Ernst desselben gebrochen würde, um selbst an dem Tieferregendsten einen Genuss gewinnen zu lassen. Das gerade gefalle ihm so an *Mozart*'s *Don Juan*, dass man die tragischen Typen dort nur wie auf der Maskerade anträfe, wo dann selbst der Domino der Charakter-Maske noch vorzuziehen sei. Ich gab zu, dass ich mir es in vielem bequemer machen würde, wenn ich es mit dem Leben ernster, mit der Kunst dagegen etwas leichter nähme; nur würde es bei mir für jetzt wohl bei dem umgekehrten Verhältnisse verbleiben. Im Grunde schüttelte Jeder den Kopf. — Nachdem ich den ersten Akt in der Komposition entworfen, und den Charakter meiner musikalischen Ausführung näher erkannt hatte, gedachte ich allerdings wohl mit sonderbarem Lächeln meiner ersten Annahme, mit diesem Werke eine Art von «italienischer Oper» zu schreiben, und dass ich aus Brasilien nichts mehr erfuhr, beunruhigte mich allmählich immer weniger.

Dagegen ward ich am Ende dieses Jahres dringend auf die Vorgänge aufmerksam gemacht, welche in Paris meine Opern zu betreffen schienen. Von dorther meldete sich mir ein junger *Auteur* mit dem Wunsche, von mir mit der Uebersetzung meines «Tannhäuser» betraut zu werden,

da der Direktor des *Théâtre lyrique*, Herr *Carvalho*, damit umginge, diese Oper in Paris aufzuführen. Ich erschrak hierüber, weil ich fürchten musste, meine Eigenthumsrechte für meine Werke seien für Frankreich nicht gesichert und man könne, was mir sehr widerwärtig war, nach Belieben dort darüber schalten. In welcher Art dieses aber eben auch an diesem Théâtre lyrique geschähe, hatte ich kurz zuvor aus einem Berichte über die Aufführung von *Weber's* »Euryanthe«, und der widerwärtigen Bearbeitung oder vielmehr Verstümmelung derselben zum Zwecke dieser Aufführung, ersehen. Da nun vor Kurzem die ältere Tochter *Liszt's*, *Blandine*, sich an den berühmten Advokaten *E. Ollivier* verheirathet hatte, und mir dadurch ein sehr ergiebiger Beistand gesichert war, fasste ich jetzt den Entschluss, auf etwa acht Tage nach Paris zu gehen, um der mir berichteten Angelegenheit dort nachzusehen, und jedenfalls mich der Bewahrung meiner Autorenrechte für Frankreich rechtsgültig zu versichern. Ausserdem war ich in schwermüthiger Seelenstimmung, wozu wohl wirkliche Ueberarbeitung, und zwar stetes Befassen mit eben solchen Arbeiten, an denen *Semper*, wenigstens im Betreff der Anspannung meiner Seelenkräfte, nicht mit Unrecht den zu grossen Ernst rügte, das Meiste beigetragen hatte. Von dieser Stimmung, in welcher ich andrerseits alle eigenthümlichen weltlichen Sorgen verachtete, legte ich, so viel ich mich entsinne, am Sylvestertage dieses Jahres (1857) in einem Briefe an meine alte Freundin *Alwine Frommann* ein Zeugniss nieder.

Mit dem Beginn des neuen Jahres 1858 nahm das Bedürfniss einer Unterbrechung in meiner Arbeit unabweisbar zu, so dass ich, ehe ich den gewünschten Ausflug mir nicht gestattet hätte, wahrhafte Scheu trug, an die Instrumentation des ersten Aktes von »*Tristan* und *Isolde*« zu gehen. Denn leider bot mir jetzt Zürich, mein Haus, und mein Freundesumgang auch gar keine Erholung mehr. Selbst die, als so annehmlich vorausgesetzte, unmittelbare Nachbarschaft der Familie *Wesendonck* musste mein Unbehagen nur steigern, da es mir wahrhaft unerträglich wurde, Abende hindurch Gesprächen und Unterhaltungen mich hinzugeben, an welchen, allermindestens zu gleichem Theile mit mir und allen Uebrigen, mein guter Freund *Otto Wesendonck* sich betheiligen zu müssen glaubte. Die Aengstlichkeit darüber, dass, wie er vermeinte, in seinem Hause sich bald Alles mehr nach mir als nach ihm richten würde, gab ihm ausserdem die eigenthümliche Wucht, mit welcher ein sich vernachlässigt Glaubender bei den von ihm empfundenen Befürchtungen, sich auf jedes Gespräch wirft welches in seiner Gegenwart

geführt wird, ungefähr wie ein Löschhut auf das Licht. Mir ward bald Alles Druck und Last; nur wer diess gewahrte, und einiges Verständniss hiervon verrieth, konnte mir eine unter solchen Umständen immerhin nicht erheiternde Theilnahme erwecken. So beschloss ich denn mitten im harten Winter, trotzdem ich mit Geldmitteln hierfür augenblicklich ganz und gar nicht versehen war und deshalb allerhand ungeduldige Vorkehrungen treffen musste, die Ausführung meiner Excursion nach Paris, wobei ich den immer dunkel mir zu Grunde liegenden Gedanken eines Fortganges auf Nimmerwiederkehr deutlich wieder hervordämmern fühlte. Zu sehr angegriffen, um sogleich weiter reisen zu können, kam ich am 15. Januar in Strassburg an, und schrieb von dort an *Eduard Devrient* nach Karlsruhe, mit dem Vorschlage, es beim Grossherzoge zu vermitteln, dass auf meiner beabsichtigten Rückreise von Paris ich in *Kehl* etwa von einem Adjutanten desselben in Empfang genommen, und zu einem Besuche nach Karlsruhe begleitet werden könnte; denn dort wünschte ich vor Allem die für die Aufführung meines «*Tristan*» zu bestimmenden Sänger kennen zu lernen. Ich ward bald darauf über diese meine Anmassung, herzogliche Adjutanten zu meiner Disposition haben zu wollen, von *Eduard Devrient* abgekanzelt; woraus ich ersah, dass er der Meinung war, ich hätte es dabei nur auf eine unsinnige Ehrenbezeugung abgesehen, wogegen ich nur die einzige praktische Möglichkeit, als politisch Geächteter zu einem rein künstlerischen Zwecke mich nach *Karlsruhe* wagen zu dürfen, in's Auge gefasst hatte. Ueber dieses Missverständniss musste ich denn lächeln; zu gleicher Zeit erschreckte mich aber dieser Zug von Seichtigkeit an meinem älteren Freunde genügend, um von hier an über dessen künftiges Benehmen gegen mich mir meine Gedanken zu bilden. — Für jetzt schleppte ich mich noch zur Erholung meiner abgespannten Nerven in der Abenddämmerung mühsam durch die öffentliche Promenade von Strassburg, und wurde beim Hinblick auf eine Theater-Affiche durch den Namen des «*Tannhäuser*» überrascht. Bei näherer Betrachtung war es die *Ouvertüre* zum Tannhäuser, welche beim Beginne der Vorstellung eines französischen Stückes aufgeführt werden sollte. Was hiermit gemeint sei, schien mir durchaus unbegreiflich; natürlich nahm ich auch meinen Platz im Theater, wo es sehr leer war: desto vollzähliger stellte sich aber das Orchester ein, welches in einem schönen Raume sich bis zu bedeutender Stärke versammelte, und unter der Leitung seines Kapellmeisters eine wirklich recht gute Aufführung meiner Ouvertüre zu Gehör brachte. Da ich ziemlich nah in den Sperrsitzen sass, hatte mich der Pauker, welcher

im Jahre 1853 in meinen Züricher Aufführungen mitgespielt hatte, erkannt. Nun war es wie ein Lauffeuer durch das ganze Orchester bis zu dessen Chef gegangen, wo meine Anwesenheit jetzt eine grosse Aufregung verursachte. Das geringe Publikum, offenbar nur des französischen Schauspiels wegen gekommen, und gar nicht im Mindesten geneigt, von der Ouvertüre besondere Notiz zu nehmen, wurde nun sehr überrascht, als am Schlusse des Musikstückes der Kapellmeister mit dem ganzen Orchester nach meinem Sperrsitze sich hinwandte und einen enthusiastischen Applaus zu hören gab, gegen welchen ich mich denn allerdings zu verneigen hatte. Sehr gespannt folgten mir Aller Blicke, als ich nach diesem Auftritte den Saal verliess, um gebührender Weise den Kapellmeister aufzusuchen: dieser nannte sich *Hasselmann*, war Strassburger, und schien ein sehr gutmüthiger wohlwollender Mensch; er begleitete mich in meinen Gasthof, und berichtete mir unter Anderm auch, welche Bewandtniss es mit dieser, für mich so überraschenden Aufführung meiner Ouvertüre hatte. In Folge des reichen Legates eines Strassburger Bürger's und Musikfreundes, welcher schon zu dem Bau des Theater's das Meiste beigetragen, war dem Orchester, dessen guter Beschaffenheit seine Dotation galt, auferlegt, wöchentlich einmal bei gewöhnlichen Schauspiel-Aufführungen ein grösseres Instrumental-Stück im Theater mit voller Besetzung zu Gehör zu bringen. Diesmal war nun zufällig die Tannhäuser-Ouvertüre daran gekommen. Mir blieb hiervon nichts so lebhaft im Eindruck, als der Neid auf *Strassburg*, welches einmal solch' einen Bürger hervorgebracht hatte, dessengleichen in allen den Städten, wo ich je etwas mit Musik zu thun hatte, ganz besonders auch in Zürich, nie einer das Tageslicht erblickt hatte.

Während ich mit Kapellmeister *Hasselmann* die Strassburger Musikzustände besprach, fand in Paris das famose Attentat *Orsini*'s auf den Kaiser statt; schon bei meiner Weiterreise am andern Morgen hörte ich die unklaren Gerüchte, ward aber, als ich am 17. in Paris ankam, vom Kellner meines Hôtels mit genauer Angabe der Umstände davon unterhalten. Ich hielt den Vorfall für einen boshaften, auf mich persönlich berechneten Zug des Schicksals; denn ich befürchtete noch beim Frühstück am andern Morgen sofort meinen alten Bekannten, den Agenten des Ministeriums des Innern, eintreten und mich als politischen Flüchtling zum sofortigen Verlassen von Paris auffordern zu sehen. Ich vermuthete deshalb, als Gast des grossen *Hôtel du Louvre*, welches um jene Zeit neu eröffnet war, in ein besseres Ansehen bei der Polizei zu gerathen, als in dem kleinen Winkel-Hôtel der *rue des filles St. Thomas*,

welches ich der Wohlfeilheit wegen zunächst aufgesucht hatte. Eigentlich hatte ich mich in einem mir von früher her bekannten Hôtel der *rue le Pelletier* einquartieren wollen; gerade von hieraus war nun aber das Attentat verübt worden, und in diesem Hôtel hatte man die Hauptverbrecher aufgesucht und festgenommen. Wie sonderbar, wenn ich etwa zwei Tage früher in Paris angekommen und dort abgestiegen wäre!

Nach dieser Berathung mit dem Dämon meines Schicksals suchte ich zunächst Herrn *Ollivier* und dessen junge Frau auf. An ersterem fand ich alsbald einen sehr einnehmenden und thätigen Freund, welcher die Angelegenheit, die mich, der äusserlichen Bestimmung nach, Paris zugeführt hatte, sofort entschlossen in die Hand nahm. Wir gingen eines Tages zu einem ihm befreundeten, und wie es schien verpflichteten Notar; ich stellte dort eine geharnischte und wohl verklausulirte Vollmacht, zur Vertretung meiner Eigenthumsrechte als Autor, an *Ollivier* aus, und wurde, trotzdem viele Stempelformalitäten vor sich gingen, dort mit vollendeter Gastfreiheit behandelt, so dass ich mir unter meines neuen Freundes Schutz recht geborgen vorkam. Nun aber sollte ich, im *Palais de Justice* in der *Salle des pas-perdus* an *Ollivier*'s Seite promenirend, erst noch den berühmtesten Advokaten der Welt, welche da in Barrett und Robe herumwandelten, vorgestellt und sogleich bis auf den Grad vertraulich bekannt gemacht werden, dass ich einem Kreis von ihnen, welcher sich um mich bildete, das Sujet des »Tannhäuser« zu expliziren veranlasst werden konnte. Das gefiel mir Alles sehr wohl. Nicht minder befriedigten mich meine Unterhaltungen mit *Ollivier* über dessen politische Ansichten und Stellung. Er glaubte nur noch an die Republik, welche nach dem unzweifelhaften Sturze der Napoleonischen Herrschaft von Neuem und dauernd hervortreten werde. Er und seine Freunde gingen nicht damit um, eine Revolution hervorzurufen, sondern nur sich darauf vorzubereiten, diese, wenn sie, wie nothwendig, eingetreten sein würde, nicht wieder der Ausbeutung durch Intriganten zu überlassen. In den Prinzipien ging er auf die äussersten Consequenzen des Sozialismus ein; er kannte und respektirte *Proudhon*, jedoch nicht als Politiker: nichts aber, so meinte er, könne sich für dauernd begründen, als durch die Initiative der politischen Einrichtung. Auf dem Wege der einfachen Gesetzgebung, auf welchem schon bisher aus Gründen der öffentlichen Nützlichkeit bedeutende Maassregeln gegen den Missbrauch des Privatrechtes eingeführt worden seien, würden allmählich die anscheinend kühnsten Forderungen für die Begründung eines gleichmässig vertheilten öffentlichen Wohles zur Geltung zu bringen sein.

Ich bemerkte nun, zu meiner grossen Befriedigung, nicht unbedeutende Fortschritte in der Entwickelung meines Charakters gemacht zu haben, da ich dieses und manches andere anhören und besprechen konnte, ohne irgendwie in meine bei ähnlichen Diskussionen früher eintretende Aufgeregtheit zu verfallen.

Höchst angenehm wirkte hierbei *Blandine* auf mich, durch Sanftmuth, Heiterkeit und eine gewisse witzige Gelassenheit, bei andrerseits sehr schneller geistiger Apperzeption. Wir verstanden uns am Schnellsten; es genügte der leisesten Aeusserung, um uns über die Sache und die Personen, mit denen wir in Berührung kamen, sofort gegenseitig klar zu machen. — Es kam der Sonntag und mit ihm ein *Conservatoire-Concert*, wozu mir, da ich sonst nur zu Proben, nie aber zu Aufführungen davon gelangt war, die Freunde einen Platz zu verschaffen wussten, und zwar in der Loge der Wittwe des Komponisten *Hérold*, einer sehr sympathischen Frau, welche sich mir sofort als warme Parteigängerin für meine Musik beurkundete. Diese hatte sie zwar noch nicht selbst kennen gelernt; nur war sie durch den Enthusiasmus ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes, welche beide, wie ich früher erwähnte, auf ihrer Hochzeitsreise in Wien und Berlin den «Tannhäuser» gehört hatten, mitfühlend dafür gewonnen worden. Das kam mir alles recht angenehm wunderlich vor. Dazu hörte ich hier denn auch zum ersten Male in meinem Leben eine Aufführung der «Jahreszeiten» von *Haydn*, welche dem Publikum ein ganz ausserordentliches Vergnügen verursachte, da es namentlich die der modernen Musik entfremdeten, bei *Haydn* so überhäufig die musikalischen Phrasen abschliessenden, stabilen Cadenz-Melismen als besonders originelle und reizende Züge aufnahm. Der Rest des Tages ward im vollsten Schoosse der Familie *Hérold* auf recht angenehme Weise zugebracht; dort fand sich am Schlusse des Abends auch ein Mann ein, dessen Erscheinen gerade heute eine auffallende Wichtigkeit beigemessen wurde. Es war diess Herr *Scudo*, von dem ich erst nachher erfuhr, dass er, als sehr mächtiger musikalischer Mitarbeiter der *Revue des deux Mondes*, in andern Journalen einen grossen Einfluss ausübe, und zwar bisher in einem mir entschieden ungünstigen Sinne. Die freundliche Wirthin hatte gewünscht, bei dieser Gelegenheit ihn, durch sein Bekanntwerden mit mir, freundschaftlich für mich zu stimmen. Ich erklärte, dass durch Unterhaltungen an einem Salon-Abende hiefür wohl nicht viel erreicht werden könnte, und fand auch späterhin bestätigt, dass die Gründe, aus welchen ein solcher Herr, ohne irgend welche Kenntniss von dem Gegenstand erlangt zu haben, sich gegen einen

Künstler erklärt, weder mit dessen Ueberzeugung, noch selbst seinem Gefallen oder Nichtgefallen etwas zu thun haben. Bei jener späteren Gelegenheit musste sogar, in einem Berichte des Herrn *Scudo* über meine Konzerte, die freundliche Familie es büssen, dass sie sich für mich verwendet hatte, da sie selbst als eine Familie von «akuten demokratischen Grundsätzen» dort dem Gespötte preisgegeben wurde.

Jetzt suchte ich auch meinen in London neu gewonnenen Freund *Berlioz* auf, und fand ihn im Ganzen freundlich gestimmt. Ich hatte ihm mitgetheilt, dass ich eben nur für einen kurzen Ausflug zu meiner Zerstreuung in Paris eingekehrt sei. Er war damals mit der Ausführung der Komposition einer grossen Oper «*die Trojaner*» beschäftigt; um von dem Werke einen Eindruck zu gewinnen, lag mir vor Allem daran, das Gedicht, welches er selbst verfasst hatte, kennen zu lernen. Er verwendete einen Abend dazu, mir allein dasselbe vorzulesen: hierbei ward mir sehr übel zu Muthe, sowohl was die Konzeption der Dichtung selbst, als andrerseits seinen sonderbar trockenen und dabei theatralisch affektirten Vortrag anbelangte. Ich glaubte namentlich in dem letzteren auch den Charakter der Musik zu gewahren, in welchem er seinen Text komponirt haben möchte, und verfiel darüber in vollständige Trostlosigkeit, da ich anderseits ersah, dass *Berlioz* dieses Werk für das Hauptwerk, und seine zu erzielende Aufführung für den Hauptzweck seines Lebens ansähe.

Mit *Ollivier*'s wurde ich auch von der Familie *Erard*; in welcher ich meine alte Freundin, die Wittwe *Spontini*'s, wieder antraf, eingeladen; wir brachten da einen ziemlich üppigen Abend zu, an welchem ich sehr sonderbarer Weise die musikalische Unterhaltung am Klaviere zu stellen hatte. Man behauptete, die verschiedenen Reminiszenzen, welche ich in meiner ungefähren Art auf diese Weise aus meinen Opern zum Besten gab, recht gut verstanden, und mit höchstem Gefallen genossen zu haben. Jedenfalls hatte der prachtvolle Salon nie gemüthlicher musiziren gehört. Ausserdem gewann ich den ungeheuren Vortheil, durch das freundliche Entgegenkommen der M^me^ *Erard* und ihres, nun seit dem Tode ihres Mannes das Geschäft führenden Schwagers *Schäffer*, mich des Besitzes eines der berühmten Flügel jener Fabrik zu versichern. Hiermit schien mir der dunkle Zweck meines Ausfluges nach Paris eigentlich sein helles Licht gewonnen zu haben; denn ich war so sehr erfreut hierüber, dass ich, jedes übrige Resultat für durchaus chimärisch erkennend, hierin einzig den wahren Erfolg ersah.

In erheiterter Laune verliess ich somit am 2. Februar Paris, um auf der Heimreise noch meinen alten Freund *Kietz* in *Epernay* aufzusuchen.

Dort hatte Herr *Paul Chandon*, ein zufälliger Jugendbekannter *Kietz*'s, sich des verunglückten Malers angenommen, indem er ihn völlig zu sich in das Haus gezogen, und ihm eine Reihe von Bestellungen auf Portraits zugewiesen hatte. Bei meiner Ankunft wurde ich sogleich unwiderstehlich in das gastfreundliche Haus *Chandon*'s gezogen, und durfte mich nicht weigern, zwei Tage dort auszuruhen; denn auch ich traf in *Chandon* einen passionirten Freund meiner Opern, namentlich des *Rienzi*, dessen erster Aufführung er in Dresden seiner Zeit beigewohnt hatte. Hier besuchte ich denn auch jene fabelhaften Weinkeller, welche sich meilenweit in den Eingeweiden des Felsenbodens der Champagne hinziehen. *Kietz* traf ich über einem Oelportrait an, von welchem allgemein die Meinung herrschte, es werde fertig werden, was mich sehr interessirte.

Nach vieler unnöthiger Unterhaltung befreite ich mich endlich auch von dieser unverhofften Gastfreundschaft, und kam am 5. Februar nach Zürich zurück, wo ich brieflich zum Voraus sogleich für meine Ankunft eine Abend-Gesellschaft bestellt hatte, da ich vielerlei zu erzählen zu haben glaubte, und diess nicht, wie gewöhnlich, durch ermüdende Detail-Mittheilungen an meine einzelnen Freunde, sondern sogleich collective mit einem Male abmachen wollte. *Semper*, der sich in der Gesellschaft befand, und sich ärgerte, in Zürich gewesen zu sein, während ich in Paris war, wurde höchst übler Laune über meine heiteren Mittheilungen, und erklärte mich für einen «unverschämten Sohn des Glückes», da er es offenbar als sein grösstes Unglück betrachtete, an sein «Züricher Nest» angekettet zu sein.

Wie hatte ich innerlich zu dieser Beneidung meines «Glückes» zu lächeln! Meine äusseren Geschäfte gingen schwerfällig vorwärts, da jetzt meine Opern ziemlich überall hin verkauft waren, und mir jetzt nicht viel von meinem Erwerbs-Kapitale mehr übrig blieb. Da ich nun einmal doch von allen diesen Aufführungen nichts anderes erfuhr und kennen lernte, als das wenige Geld, welches sie mir einbrachten, so war ich auch darauf verfallen, den «*Rienzi*», als für unsere schlechten Theater eigentlich recht geeignet, noch in den Kauf zu bringen: um ihn anbieten zu können, war eine Wiederaufnahme desselben in Dresden wünschenswerth; diese ward aber durch den Eindruck des *Orsini*'schen Attentates, wie man wenigstens vorgab, verhindert. — So arbeitete ich denn an der Instrumentation des ersten Aktes von «*Tristan*» weiter, und konnte mir während dem immer weniger verheimlichen, dass gegen die Verbreitung dieser Arbeit auf den Theatern sich wahrscheinlich noch andere

Einwände, als die der politischen Verfänglichkeit, einstellen würden. So arbeitete ich denn in das Blaue, eigenthümlich Hoffnungslose, hinein. —

Im Monat März eröffnete mir Frau *Wesendonck*, dass sie zur Feier des Geburtstages ihres Gemahles eine Art von Musikaufführung in ihrem Hause vor sich gehen lassen möchte; hierauf war sie durch eine kleine Morgenmusik verfallen, welche ich im Laufe des Winters an ihrem eigenen Geburtstagsmorgen, mit Hülfe von acht Züricher Musikern, freundnachbarlich bewerkstelligt hatte. Der Stolz der *Wesendonck*'schen Villa bestand nämlich in einem, verhältnissmässig nicht ungeräumigen, von Pariser Stukatur-Arbeitern recht elegant hergerichteten, Treppenhause, von welchem ich einmal behauptet hatte, Musik müsse sich da nicht übel ausnehmen. Diess war bei jener vorangegangenen Gelegenheit im Kleinen erprobt worden, und sollte sich nun im Grossen bewähren. Ich erbot mich, ein anständiges Orchester zusammen zu bringen, um Fragmente aus *Beethoven*'schen Symphonien, bestehend vorzüglich aus den heiteren Sätzen derselben, zur gesellschaftlichen Unterhaltung aufzuführen. Die nöthigen Vorbereitungen hierzu nahmen jedoch Zeit hinweg, und das Datum des Geburtstages musste überschritten werden. So gelangten wir bis in die Osterzeit, und unser Konzert ging an einem der letzten Tage des Monat März vor sich. Das Ganze des musikalischen Hausfestes glückte in der That recht nach Wunsche; ein für die *Beethoven*'sche Instrumentation vollzähliges Orchester spielte der, in den umgebenden Gesellschaftsräumen vertheilten, Gastversammlung eine kombinirte Auswahl von Symphonie-Fragmenten, unter meiner Anleitung, mit dem besten Gelingen vor. Das Unerhörte eines solchen Haus-Konzertes schien Alles in eine sehr erregte Stimmung zu versetzen; mir ward beim Beginn der Aufführung durch die junge Tochter des Hauses ein schöner, nach *Semper*'s Zeichnung in Elfenbein geschnitzter Taktstock (der erste und einzige mir zum Ehrengeschenk gemachte) überreicht. An Blumen und Zierbäumen, unter denen ich beim Dirigiren stand, fehlte es auch nicht, und als wir, meinem Geschmacke für die Wirkung einer Musik-Aufführung gemäss, nicht mit einem rauschenden, sondern mit einem tief beruhigenden Stücke, dem *Adagio* der neunten Symphonie geschlossen, durfte man sich wohl sagen, dass die Züricher Gesellschaft etwas nicht ganz Gewöhnliches erlebt hatte.

Auch meine Freunde, denen zunächst die von mir erwiesene Auszeichnung gegolten hatte, waren davon tief und feierlich ergriffen. Auf mich wirkte der Eindruck dieses Festes in der wehmüthigen Weise,

wie eine Mahnung daran, dass der mögliche Höhepunkt einer Lebensbeziehung erreicht, ja dass der eigentliche Gehalt derselben bereits überboten und die Sehne des Bogens überspannt sei. Mir wurde späterhin von Frau D^r *Wille* mitgetheilt, dass sie an jenem Abende von ähnlichen Empfindungen beherrscht worden sei. — Am 3. April sandte ich das Manuskript der Partitur des ersten Aktes von «*Tristan* und *Isolde*» zum Stiche nach Leipzig ab; die mit Bleistift skizzirten Blätter der Instrumentation des Vorspieles, welche ich früher bereits an Frau *Wesendonck* versprochen hatte, schickte ich dieser in die Nachbarschaft hinüber, und begleitete die Sendung mit einem Briefchen, in welchem ich ihr ernst und ruhig die damals mich beherrschende Stimmung mittheilte. Meine Frau war seit einiger Zeit über ihr Verhältniss zu unserer Nachbarin bedenklich geworden; sie beklagte sich immer gereizter, von ihr nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt zu werden, als es der Frau eines Mannes, welchen man so gerne bei sich sähe, gebührte; und überhaupt fand sie, dass bei unseren geselligen Zusammenkünften es von Seiten unsrer Freundin sich weniger um Besuche bei ihr, als bei mir handle. Noch nicht hatte sie aber einen eigentlichen eifersüchtigen Verdacht laut werden lassen. Zufällig im Gärtchen sich aufhaltend, traf sie nun an diesem Morgen auf meine Sendung, nahm diese dem Dienstboten ab, erbrach und öffnete den Brief. Da ihr das Verständniss der in diesen Zeilen ausgesprochenen Stimmung durchaus unmöglich war, hielt sie sich desto mehr an eine, ihr geläufige, triviale Deutung der Worte, und glaubte sich demnach berechtigt, in mein Zimmer zu treten, um mir in dem Sinne einer solchen von ihr gemachten schrecklichen Entdeckung die sonderbarsten Vorwürfe zu machen. Sie hat mir nachher gestanden, dass sie hierbei nichts so sehr empört habe, als meine grosse Ruhe und die ihr dünkende Gleichgiltigkeit, mit welcher ich ihrem thörigten Benehmen entgegnete. Wirklich sagte ich ihr kein Wort, veränderte kaum meine Stellung, und liess sie einfach wieder zur Thüre hinaus gehen. Mir selbst sagte ich aber, dass diess also die Form sei, unter welcher die Unerträglichkeit meines nun vor acht Jahren wieder angeknüpften ehelichen Verhältnisses mir unabweisbar zum Bewusstsein kommen und mein Leben fortan entscheiden sollte. Durch eine sehr bestimmte Aufforderung, sich ruhig zu verhalten und sowohl in ihrem Urtheile, wie in ihrer Handlungsweise sich keiner Missgriffe schuldig zu machen, suchte ich auch *Minna* von der eigenthümlichen Bedeutung, welche der nichtige Vorgang für uns gewonnen habe, zu unterrichten. Wirklich schien sie etwas davon zu verstehen, und versprach mir, sich ruhig zu verhalten

und ihrer thörigten Eifersucht keine Folge zu geben. Leider stand die Aermste aber bereits unter der Einwirkung einer bedenklichen Steigerung ihres Herzleidens auf ihr Gemüth; die eigenthümliche Schwarzsichtigkeit und qualvolle Unruhe, welche vollständige Herzerweiterungen auf die Leidenden ausüben, mochten sie nicht mehr verlassen: sie glaubte nach einigen Tagen sich das Herz erleichtern zu müssen, was ihr nur dadurch möglich dünkte, dass sie unsre Nachbarin, ihrer Ansicht nach wohlmeinend, vor den Folgen etwaiger unvorsichtiger Vertraulichkeiten gegen mich warnte. Von einem Spaziergange heimkehrend, traf ich Herrn und Frau *Wesendonck* im Wagen, soeben auf einer Ausfahrt begriffen; ich bemerkte ihre verstörte Haltung, und dagegen den sonderbar lächelnden zufriedenen Ausdruck in der Miene ihres Gemahl's. Mir war es sogleich klar, was hier vorgegangen; denn auch meine Frau traf ich merkwürdig erheitert an; sie reichte mir mit grosser Biederkeit die Hand, und kündigte mir ihre erneuerte Freundschaft an. Meiner Frage darnach, ob sie ihr Versprechen etwa gebrochen habe, antwortete sie zuversichtlich, dass sie allerdings als kluge Frau die Sache in Ordnung habe bringen müssen. Ich deutete hierauf ihr an, dass sie vermuthlich sehr üble Folgen ihres Wortbruches erleben würde; für's erste aber dünke es mich unerlässlich, dass sie, in der bereits zuvor zwischen uns berathenen Weise, auf einige Stärkung ihrer Gesundheit bedacht zu sein, und dazu den ihr empfohlenen Kurort *Brestenberg* am *Hallwyler-See* in den nächsten Tagen aufzusuchen haben werde. Wirklich war uns von vorzüglichen Kuren, welche der dortige Arzt gegen Herzleiden angewendet hatte, berichtet worden. Auch *Minna* war mit dem Antritte seiner Behandlung ihres Leidens einverstanden; und so begleitete ich sie bereits nach wenigen Tagen, während welcher ich Erkundigungen nach dem Vorgefallenen im nachbarlichen Hause auswich, mit ihrem Papagey nach dem etwa eine viertel Tagereise entfernten, angenehm gelegenen und erträglich eingerichteten Kurorte. Als ich sie dort zurückliess, überkam ihr beim Abschiede das Gefühl des peinlichen Ernstes unserer Lage; ich konnte ihr wenig mehr zum Troste sagen, als dass ich versuchen wollte, die gefürchteten Folgen ihres Wortbruches für unser ferneres Bestehen unschädlich zu machen.

Nach meiner Heimkehr hatte ich nun die üble Wirkung des Benehmens meiner Frau gegen unsre Nachbarin genauer zu erfahren. In ihrer gröblichen Missverkennung meines wirklichen, freundschaftlichen Verhältnisses zu der stets angelegentlich um meine Ruhe und um mein Wohlergehen besorgten jungen Frau, war *Minna* soweit gegangen, mit

Mittheilungen an deren Mann zu drohen, und hatte diese, welche in Wahrheit keines Fehltrittes sich bewusst war, dadurch so sehr beleidigt, dass sie über mich selbst in Verwunderung gerie[illegible] weil sie nicht begriff, wie ich meine Frau in solche Verwirrung hätte ger[illegible]en können lassen. Der Ausgang der hierdurch hervorgerufenen Verstörung der Lage gestaltete sich schliesslich, namentlich durch die besonnene Vermittelung unserer allerseitigen Freundin Frau D[r] *Wille*, dahin, dass ich im Betreff des Benehmens meiner Frau wohl von jeder Art von Mitschuld frei gesprochen, jedoch es mir zu Gemüthe geführt wurde, dass fortan der Gekränkten es doch unmöglich sein würde mein Haus wieder zu betreten, noch überhaupt den Umgang mit meiner Frau fortzusetzen. Dass ich diesem nur durch das Aufgeben meiner Niederlassung und durch meinen Fortgang von Zürich entgegnen können würde, schien man sich nicht deutlich gemacht zu haben, und überhaupt nicht zugeben zu wollen. Selbst ich gerieth, da mein Verhältniss zu der befreundeten Familie, wenn auch gestört, doch in Wahrheit nicht untergraben war, in der Folge auf den Gedanken, es möchte sich mit der Zeit dieses Alles wohl ruhig entwirren, und musste hierfür natürlich vor Allem auf eine Besserung des Zustandes meiner Frau rechnen, durch welche es auch dieser ermöglicht werden dürfte, ihre begangenen Thorheiten einzusehen, und mit gutem Verstande fortan den Umgang mit den Nachbaren auch sich selbst wieder zu ermöglichen.

Hierüber verging einige Zeit, welche auch eine mehrwöchentliche Vergnügungsreise der Familie *Wesendonck* nach Ober-Italien einschloss. — Fast wehmüthig anregend wirkte auf mich die Ankunft des bisher versprochenen *Erard*'schen Flügels; ich ersah jetzt plötzlich, mit welchem tonlosen Instrumente, meinem alten Kapellmeister-Flügel von *Breitkopf* und *Härtel*, ich mich bis jetzt beholfen hatte, und verwies diesen sofort in den unteren Wohnungsraum, wohin meine Frau, als konservatives Element, sich denselben erbeten hatte. (Sie hat ihn später mit sich nach Sachsen gebracht und, ich glaube, für 100 Thaler verkauft.) Der neue Flügel schmeichelte meiner musikalischen Empfindung ungemein, und ganz von selbst gerieth ich beim Phantasiren auf die weichen Nachtklänge des zweiten Aktes von *Tristan*, dessen Komposition ich wirklich jetzt mit Anfang Mai zu skizziren begann.

Eine unerwartete Unterbrechung betraf mich hierin durch die Aufforderung des *Grossherzogs von Weimar*, ihn in *Luzern*, welches er auf seiner Rückkehr von einer italienischen Reise berührte, an einem bestimmten Tage zu treffen. Ich folgte dieser Einladung, und gelangte so,

in einem Luzerner Gasthofe, auf dem Zimmer des Kammerherrn *von Beaulieu*, welcher mir schon aus der Zeit meiner Flucht bekannt war, zu einer längern Unterredung mit meinem ehemaligen anscheinenden Protektor. Es ging mir aus dieser Unterhaltung hervor, dass mein Vernehmen mit dem Grossherzoge von *Baden*, wegen der Aufführung des *Tristan* in Karlsruhe, einigen Eindruck am Weimarischen Hofe gemacht hatte. Denn, indem *Karl Alexander* dieses Verhältnisses ausdrücklich Erwähnung that, lag ihm daran, im Betreff meiner Nibelungen-Arbeit gegen seine eigenen Erklärungen, dass er stets noch vom lebhaftesten Interesse dafür erfüllt sei, meinerseits die Versicherung zu erhalten, dass ich die Aufführung dieses Werkes für *Weimar* bestimmen wollte. Es fiel mir leicht in dieser Hinsicht ihm keinerlei Schwierigkeiten zu machen. Im Uebrigen unterhielt mich die ganze Persönlichkeit des sehr ungenirt wohlwollend auf einem engen Kanapée mit mir plaudernden Fürsten, welcher andrerseits durch eine sonderbare Gewähltheit der Ausdrücke und der Sprache mir offenbar einen vortheilhaften Eindruck von seiner Bildung zu geben bemüht war. Auffallend war es, dass es ihn in seiner würdigen Haltung nicht im mindesten störte, als Herr von *Beaulieu* im allertrockensten Tone ziemlich plumpe Bemerkungen zu unsrer Unterhaltung machte. Nachdem mich der Grossherzog in den sorgfältigsten Ausdrücken um meine »eigentliche Meinung« über *Liszt*'s Kompositionen gefragt hatte, erweckte es mir ein sonderbares Erstaunen, in seiner ganzen Haltung nicht das mindeste Unbehagen zu erkennen, als über seinen, von ihm so hochgeehrten Freund, der Kammerherr bei dieser Gelegenheit kurz heraus die allerabsprechendsten Meinungen hervorbrachte, nämlich in der Weise, dass *Liszt*'s Komponiren doch wohl nur eine Raupe des grossen Virtuosen sei. Diess gab mir denn einen sonderbaren Einblick in dieses fürstliche Freundschafts-Verhältniss, während ich meine Mühe hatte einen ernsthaften Ton der Unterredung aufrecht zu erhalten. Noch einmal musste ich am Morgen des anderen Tages dem Grossherzoge einen Besuch machen; diessmal traf ich ihn ohne Kammerherrn, was jedenfalls vortheilhaft auf die Wärme der Aeusserungen des Fürsten über seinen Freund wirkte, von welchem er jetzt, unter vier Augen, mir laut bekannte, dass sein Rath und überhaupt sein anfeuernder Umgang von ihm nicht hoch genug geschätzt werden könne. Auch hatte ich nun die Ueberraschung, die Frau Grossherzogin zu uns treten zu sehen und von ihr mit einer höchst verbindlichen Verneigung, welche ihrer grossen Regelmässigkeit wegen mir unvergesslich geblieben ist, empfangen zu werden. Jedenfalls zählte die Begegnung mit mir bei den hohen Herrschaften

zu einem erträglich angenehmen Reise-Abenteuer; im Uebrigen habe ich seitdem[1]) nie wieder etwas von ihnen vernommen. Als ich später *Liszt*, kurz vor seinem Fortgange von Weimar, daselbst besuchte, war es ihm unmöglich den Grossherzog dazu zu bewegen mich bei sich zu empfangen!

Kurz nachdem ich von diesem Ausfluge zurückgekehrt war, traf eines Tages, mit einem empfehlenden Briefe *Liszt*'s versehen, *Karl Tausig* bei mir ein. Er war damals 16 Jahre alt, und überraschte, bei grosser körperlicher Niedlichkeit, im Betreff seines Verstandes und seines ganzen Benehmen's durch eine ungemeine Frühreife. Bereits war er in Folge eines öffentlichen Auftreten's als Klavierspieler in Wien als «*Zukunfts-Liszt*» begrüsst worden. Ungefähr in dieser Weise benahm er sich auch; nur rauchte er bereits schon jetzt die allerstärksten Cigarren welche aufzutreiben waren, so dass ich ein wahres Entsetzen darüber empfand. Andrerseits freute mich sein Entschluss, einige Zeit in meiner Nähe zuzubringen, um so mehr, als ich neben seinem unterhaltenden, halbkindischen und dabei sehr verständigen, ja bereits abgefeimten Wesen, mich an sein ganz erstaunlich fertiges Klavierspiel, wie überhaupt seine schnelle musikalische Fassungskraft, in erfreulichster Weise halten konnte. Er spielte, was man sich nur denken konnte, vom Blatt, und wusste seine ungemeine Fertigkeit für die muthwilligsten Streiche zu meiner Unterhaltung zu verwenden. Alsbald siedelte er sich ganz in meiner Nähe an, war mein täglicher Gast bei den verschiedenen Mahlzeiten und musste mich auch auf meinen regelmässigen Spaziergängen in das Sihlthal begleiten, wovon er sich jedoch bald zu befreien suchte. Auch zu einem Besuche *Minna*'s in *Brestenberg* hatte er mich zu begleiten; als ich diese Ausflüge aus Antheil an dem Erfolge der Kur fast regelmässig alle acht Tage wiederholte, suchte sich *Tausig* jedoch auch hiervon bald frei zu machen, da ihm weder *Brestenberg* noch der Umgang mit *Minna* zu behagen schien.

Dafür konnte er einem wiederholten Zusammensein mit ihr nicht ausweichen, als sie Ende Mai's, durch ihre Sorge für das Hauswesen getrieben, ihre Kur unterbrechend auf einige Tage zu mir kam. Ich bemerkte an ihrem Benehmen, dass sie den vergangenen häuslichen Vorfällen jetzt keine weitere Bedeutung mehr beilegen zu dürfen glaubte, indem sie ungefähr der Meinung war, es habe sich hier um eine «kleine Liebschaft» gehandelt, welche sie in Ordnung gebracht hätte. Da sie hierüber mit einer gewissen unangenehmen Leichtfertigkeit sich äusserte, musste ich ihr eines Abends, so gern ich für jetzt aus Rücksicht auf ihren

[1]) Diese ist im Jahre 1869 dictirt.

Gesundheitszustand es ihr fern gehalten hätte, unsere Lage genau und bestimmt dahin zur Erkenntniss bringen, dass, durch die Folgen ihres Ungehorsames und ihres thörigten Benehmens gegen unsre Nachbarin, die Möglichkeit unsres Verbleibens auf dem, mit solcher Mühe kaum erst hergerichteten Grundstücke, von mir in den allerernstlichsten Zweifel gezogen werde, und ich sie eben darauf vorbereiten müsse, die Nothwendigkeit unsrer Trennung in das Auge zu fassen, da ich für den gefürchteten Fall entschlossen sei, an eine ähnliche gemeinschaftliche häusliche Einrichtung irgend wo anders nicht wieder zu gehen. Vieles Ernste, was ich bei dieser Gelegenheit meiner Frau über den ganzen Charakter unsres verflossenen Zusammenlebens zu Gemüthe zu führen hatte, schien sie, namentlich bei dem Innewerden davon, dass sie an dem Einsturze des letzten mühsamen Aufbaues unsres bürgerlichen Leben's Schuld trage, heftig zu erschüttern, so dass ich sie hier, zum ersten Male in unsrem Leben, in eine weiche und würdige Klage ausbrechen hörte. Zum ersten und einzigen Male gab sie mir das Zeichen einer liebevollen Demuth, indem sie mir, als ich in tiefer Nacht von ihr mich zurückzog, die Hand küsste. Dieses rührte mich ausserordentlich, und erweckte mir schnell den Gedanken an die Möglichkeit einer grossen und entscheidenden Umkehr im Charakter der armen Frau; und diess bestimmte mich selbst wiederum, meine Hoffnung auf die Möglichkeit eines guten Bestehens in der zuletzt eingenommenen Lebenslage zu setzen.

Diese Hoffnung zu unterstützen liess sich jetzt auch alles an: meine Frau kehrte zur Vollendung der zweiten Hälfte ihrer Kur nach *Brestenberg* zurück; die üppigste Sommerwitterung begünstigte meine Aufgelegtheit zur Arbeit am zweiten Akt des »Tristan«; die Abende mit *Tausig* erheiterten mich; meine Beziehungen zu meinen Nachbaren liessen sich, wie sie sich mir nie feindselig gezeigt hatten, ganz so an, wie ich es für die Gestaltung eines zukünftigen Verhältnisses als würdig und wünschenswerth ansehen musste. Es war leicht anzunehmen, dass, wenn meine Frau nach der gänzlichen Beendigung ihrer Kur noch für einige Zeit ihre Verwandten in Sachsen besucht hätte, endlich die Zeit genügend Macht gewinnen würde, um alles Geschehene der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, so dass auch durch ihr Benehmen, sowie durch die anderseitige Stimmung der sich so ernstlich beleidigt wähnenden Nachbarin, ein tadelloser gegenseitiger Umgang sich von selbst wieder ermöglichen musste.

Was diese friedliche Stimmung mir noch erheiterte, war bald zu erwartender angenehmer Besuch, so wie zunächst bereits erfreuliche

Beziehungen zu den zwei bedeutendsten deutschen Theatern. Im Juni meldete sich bereits der Berliner Intendant auch für *Lohengrin*, worüber es bald zu einer Einigung kam. Aber auch in Wien hatte das forcirte Eindringen des «Tannhäuser» seinen Eindruck auf die bisherige Haltung der Hoftheater-Direktion hervorgebracht: mit der technischen Leitung des Operntheaters war seit kurzem der gut berufene Kapellmeister *Karl Eckert* betraut worden; dieser ergriff den glücklichen Umstand eines damals an seinem Theater vereinigten vorzüglichen Sängerpersonales, sowie den andern, einer nöthig gefundenen Restauration des Theatersaales selbst, durch welche eine Schliessung der Vorstellungen herbeigeführt wurde und somit die günstige freie Zeit für das Studium eines neuen schwierigen Werkes gegeben war, um nun bei seiner Hofbehörde die Annahme meines *Lohengrin* durchzusetzen; und jetzt machte er mir darauf hin seine Anerbietungen. Ich wollte auf der Einräumung von «Autorch-Rechten», wie sie in Berlin gewährt waren, bestehen; diese wollte man mir jedoch nicht gewähren können, weil das gegenwärtige alte Theaterhaus bei seinen höchst beschränkten räumlichen Verhältnissen nur sehr dürftige Einnahmen gewähre. Dagegen sah ich nun eines Tages den Kapellmeister *Esser*, eigenst hierzu von Wien entsandt, selbst bei mir eintreten, um jedenfalls alles sogleich in Richtigkeit zu bringen, indem er mir im Namen der Direktion für die ersten zwanzig Aufführungen des «Lohengrin» 1000 Gulden sofort auszuzahlen, und nach diesen zwanzig Aufführungen eine abermalige Zahlung von 1000 Gulden mir zuzusagen hatte. Das ganz zutrauliche und freundliche Benehmen des ehrlichen Musikers gewann mich sofort, und ohne Weiteres schloss ich mit ihm ab, was denn nun zur Folge hatte, dass *Esser* sofort mit mir die Partitur des «Lohengrin» eifrig und gewissenhaft durchnahm, und alle meine Wünsche sich wohl notirte. Mit dem besten Vertrauen auf einen guten Erfolg entliess ich ihn, als er dann von mir Abschied nahm um sich in Wien sofort an die Arbeit zu machen.

In guter Stimmung beendigte ich somit Anfang Juli die Compositions-Skizzen des zweiten Aktes von *Tristan*, und begann auch bereits die festere Ausführung davon, womit ich jedoch nicht ganz über die erste Scene hinaus gerieth, weil ich von nun ab andauernden Unterbrechungen in der Arbeit ausgesetzt war. Jetzt traf nämlich abermals *Tichatschek* zum Besuche bei mir ein, und bezog mein kleines Fremden-Stübchen, um sich von seinen letzten Anstrengungen, wie er sagte, bei mir etwas zu erholen; er hatte sich nämlich zu rühmen, nach abermaliger längerer Verpönung derselben, meine Opern wieder auf das Repertoire des Dres-

dener Theaters gebracht, und siegreich an ihnen mitgewirkt zu haben. Auch der *Lohengrin* sollte jetzt dort gegeben werden. War diess nun sehr erfreulich, so wusste ich mit dem guten Menschen in so grosser Nähe doch nichts anzufangen. Glücklicherweise konnte ich ihn an *Tausig* zuweisen; dieser verstand meine Verlegenheit, und zog *Tichatschek* ziemlich den ganzen Tag über durch Kartenspiel an sich. — Bald kam auch der junge, seiner grossen Begabung wegen mir so sehr gerühmte, Tenorist *Niemann* mit seiner Braut, der bedeutenden Schauspielerin *Serbach* an, und machte namentlich durch seine fast übermenschliche Gestalt auf mich den Eindruck, als sei er mir zum »Siegfried« bestimmt. Dass ich zwei berühmte Tenoristen zu gleicher Zeit bei mir hatte, führte den Uebelstand herbei, dass keiner von beiden mir etwas sang, weil sie sich vor einander genirten. Von *Niemann* nahm ich jedoch in gutem Glauben an, dass auch seine Stimme seiner imponirenden Persönlichkeit gleich kommen müsse.

Hierüber holte ich nun am 15. Juli meine Frau von *Brestenberg* ab, um sie wieder in unser Haus zu geleiten. Während meiner kurzen Entfernung hatte mein Diener, ein verschmitzter Sachse, geglaubt, durch Errichtung einer Art von Ehrenpforte dem Empfange der zurückkehrenden Hausherrin einige Feierlichkeit geben zu müssen. Diess führte zu grossen Verwirrungen: *Minna* überzeugte sich zu ihrer grossen Befriedigung sogleich davon, dass dieser blumengeschmückte Ehrenbogen unseren Nachbaren stark in die Augen fallen müsse, und vermeinte, dass Jenen hiermit genug gesagt sei, um ihre Zurückkehr in das Haus nicht etwa als eine demüthigende Wiederaufnahme in dasselbe betrachten zu können. Sie hielt mit triumphirendem Behagen darauf, dass diese Festzeichen mehrere Tage lang nicht entfernt würden. — In der gleichen Zeit waren nun auch *Bülow*'s, ihrem Versprechen getreu, zu einem abermaligen Besuche bei mir eingetroffen. Immer verzögerte der unglückliche *Tichatschek* noch seine Abreise, und nahm somit das einzige kleine Gastzimmerchen fortwährend in Beschlag, so dass ich die Freunde für mehrere Tage noch im Gasthof lassen musste. Doch ward mir alsbald durch die Besuche, welche diese nicht nur bei mir sondern auch bei *Wesendonck*'s machten, Gelegenheit zu erfahren, welche Wirkung die Ehrenpforte zu meiner grossen Ueberraschung auf das Gemüth der, fortwährend noch das Gefühl ihrer Beleidigung nährenden, jungen Frau unsres Nachbar's ausgeübt hatte. Als ich von den leidenschaftlichen Excessen dieser Seite benachrichtigt wurde, sah ich nun ein, bis zu welcher Confusion alles gediehen war, und gab sofort jede Hoffnung

eines friedlichen Ausgleiches der zwistigen Lage auf. Es waren diess einige Tage der unausstehlichsten Verwirrung: ich wünschte mich in die fernste Einöde, und war in der sonderbaren Lage, andererseits mein Hauswesen von Gastlichkeit zu Gastlichkeit zu führen. Endlich reiste denn wenigstens *Tichatschek* ab, und ich konnte meinem Verbleiben doch nun wenigstens den angenehmen Zweck der Beherbergung eines lieben Besuches zuwenden. Wirklich kamen mir *Bülow's* wie vom Himmel, um der gräulichen Aufregung in meinem Hause einen Dämpfer aufzusetzen. *Hans* machte gute Miene, als er, am Tage des bestimmten Einzuges bei mir, mich gerade in einer fürchterlichen Scene mit *Minna* antraf; denn dieser hatte ich nun, wie ich den Stand der Dinge erkannt, gerade herausgesagt, dass unsres Verbleibens hier länger nicht mehr sei, und ich nur noch über die Zeit des Besuches unsrer jungen Freunde meine Abreise verzögern würde. Diessmal hatte ich ihr denn wirklich auch gestehen müssen, dass die Gründe zu meiner Verzweiflung nicht allein von ihrem Benehmen herrührten. — Noch einen vollen Monat brachten wir so gemeinschaftlich in dem von mir ahnungslos «Asyl» getauften Hause zu: eine lange, höchst qualvolle Zeit, da jeder Tag durch die mir gebrachten Erfahrungen meinen Entschluss, diese Niederlassung gänzlich aufzugeben, immer fester bestärken musste. Hierunter litten meine jungen Gäste nicht minder; meine Qual trug sich auf Alle über, welche ernstlich mit mir sympathisirten. Zu diesen Freunden gehörte bald auch noch *Klindworth*, welcher, um das Maass der Freudlosigkeit eines so sonderbaren gastlichen Zusammenseins voll zu machen, ebenfalls von London aus zum Besuche eintraf. So füllte sich plötzlich das Haus, und besetzte sich der Gasttisch mit bangen, besorgten und unheimlich beängstigten Freunden, für deren Bewirthung wiederum diejenige zu sorgen sich bemühte, welche nächstens für immer diesen Hausstand aufgeben sollte.

Es war mir, als ob es einen Menschen geben müsste, der ganz vorzüglich dazu befähigt sein könnte, Licht und Besänftigung, oder doch mindestens eine erträgliche Ordnung in die uns Alle befangende Verwirrung zu bringen. Auch *Liszt* hatte mir seinen Besuch versprochen: er stand so glücklich ausserhalb der verletzten Beziehungen und Verhältnisse, war so weltfahren und besass in hohem Grade das, was man «Aplomb» der Persönlichkeit nennt, um mir nicht sehr tauglich dafür erscheinen zu sollen, den gerade hier im Spiele begriffenen Uneinigkeiten vernünftig beizukommen. Fast war ich geneigt, meine letzten Entschlüsse von der Wirkung seines erwarteten Besuches abhängig zu machen. Vergebens wurde er von uns zur Beschleunigung seiner Reise veranlasst:

er bot mir für einen Monat später ein Rendez-vous am Genfersee an! Nun sank mir der letzte Muth. Das Zusammenleben mit meinen Freunden war jetzt nur noch ein trostloses Dahinsiechen; denn, konnte einerseits niemand begreifen, wie ich aus einer mir so wohlthätigen häuslichen Niederlassung ruhelos hinausgetrieben werden sollte, so war andrerseits jedem es ersichtlich, dass ich so hier es nicht aushalten konnte. Noch musizirten wir dann und wann, aber in grosser Zerstreutheit und nur mit halbem Sinne. Wie um die Betäubung noch vollständiger zu machen, trat in dieser Zeit auch noch die Calamität eines eidgenössischen Sängerfestes ein, wobei ich mich gegen allerhand Zumuthungen zu wehren hatte, was nicht immer so gutmüthig abging, da ich, unter andren, Herrn *Franz Lachner*, welcher bei diesem Feste als Gast mitfungirte, von mir abzuweisen und seinen Besuch — nicht zu erwidern hatte. *Tausig* erfreute uns zwar durch das Absingen von *Lachner's*, für dieses Fest komponirten, altdeutschem Schlachtgesang in der erhöhten Oktave, welche ihm durch sein knabenhaftes Falset zu Gebote stand; doch vermochten auch seine Muthwilligkeiten nicht länger uns zu erheitern. Alles, was unter anderen Umständen diesen sommerlichen Monat zu einem der anregungsvollsten meines Lebens hätte machen können, trug nur zu dem Unbehagen dieser Zeit bei: so auch der Aufenthalt der Gräfin *d'Agoult*, welche, zum Besuch ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes gekommen, für diese Zeit sich unsrer Gesellschaft anschloss. — Um das Haus voll zu machen, kam nach langem Grollen und Schmollen endlich auch *Karl Ritter* zu uns, und bewährte sich von Neuem als interessanter, eigenthümlicher Mensch.

Als endlich sich die Zeit des allseitigen Abschiedes näherte, hatte ich zugleich alles die Aufhebung meines Domiziles Betreffende in Ordnung zu bringen. Ich erledigte das hierzu Nöthige durch einen persönlichen Besuch bei *Wesendonck*, und nahm auch in *Bülows'* Begleitung von dessen Frau Abschied, welche allerdings, trotz stets wiederkehrender Verwirrung ihrer Vorstellungen hierüber, schliesslich das sie einnehmende Missverständniss, welches nun die Aufhebung meiner Niederlassung zur Folge haben musste, sich selbst vorwurfsvoll zu Herzen zu nehmen schien. — Schmerzlich bewegt schieden alle meine Freunde von mir, während ich den klagenden Ausdrücken derselben fast nur noch meinen apathischen Zustand entgegen zu setzen vermochte. Am 16. August verliessen mich auch *Bülow's*, *Hans* in Thränen aufgelöst, *Cosima* düster schweigend. — Mit *Minna* hatte ich verabredet, dass sie noch etwa acht Tage nach mir zurück bleiben sollte, um das Haus zu räumen und nach Gut-

dünken über unser kleines Eigenthum zu verfügen. Ich hatte ihr zwar gerathen, diese widerlichen Besorgungen jemand andrem zu übergeben, weil ich nicht begreifen konnte, mit welchen Empfindungen sie an diese, unter solchen Umständen so abscheuliche Beschäftigung, gehen sollte. Sie erwiderte jedoch verweisend: das wäre nicht übel, wenn sie auch noch unsere Sachen bei allem unsren Unglück preisgeben sollte; Ordnung müsste sein! Wirklich betrieb sie, wie ich später zu meinem Leidwesen erfuhr, diesen Auszug und ihren Fortgang mit einer solchen praktischen Feierlichkeit, kündigte in den Tagblättern wegen plötzlicher Abreise wohlfeil zu verkaufende Wirthschaftsgegenstände an, und erregte damit ein so bedeutendes Aufsehen, dass alle Welt darüber in Bestürzung gerieth, und nun erst Fragen und Gerüchte entstanden, welche dem ganzen Vorgange und dem hierdurch berührten Verhältnisse die skandalöse Bedeutung gaben, welche seitdem mir und der Familie *Wesendonck* so peinliche und widerwärtige Erfahrungen zuzogen.

Am Tage nach *Bülow*'s Abreise, — denn nur der Aufenthalt dieser Freunde hatte mich bisher selbst noch zurückgehalten, — am 17. August, erhob ich mich beim ersten Tagesgrauen nach schlaflos durchbrachter Nacht vom Bett, und stieg hinab in das Speisezimmer, wo mich bereits *Minna* zum Frühstück erwartete, da ich um fünf Uhr auf der Eisenbahn abreisen wollte. Sie war gefasst; nur als sie mich im Wagen zum Bahnhof geleitete, überwältigte sie die Rührung der schweren Stunde. Es war ein wolkenlos heiterer Himmel, der lachendste Sommertag; ich entsinne mich, nicht einmal mich umgeschaut, auch beim Abschied nicht eine Thräne vergossen zu haben, was mich selbst fast erschreckte. Als ich jedoch mit dem Dampfzuge dahin fuhr, konnte ich mir sogar ein zunehmendes Wohlgefühl nicht verbergen; es war also ersichtlich, dass die gänzlich nutzlose Qual der letzten Zeiten nicht mehr zu ertragen gewesen war, und eine vollständige Lostrennung aus den Zuständen, welche sie in sich schlossen, von meinem Lebenstriebe und seiner Bestimmung gefordert war. — Am Abend des gleichen Tages kam ich in *Genf* an; dort wollte ich mich zunächst ein wenig ausruhen und sammeln, um für meinen Lebensplan mit einiger Fassung über das Weitere zu verfügen. Da ich es auf einen erneuerten Versuch einer Uebersiedelung nach Italien abgesehen hatte, so wollte ich, nach meinen früheren Erfahrungen, den vollen Eintritt der frischeren Herbstzeit abwarten, um nicht wieder den üblen Einflüssen des ersten Klima-Wechsels zu weichen. Ich miethete mich für einen ganzen Monat in der *Maison Fazy* ein, und wollte mir einreden, es müsste dort eine Zeit lang recht gut auszuhalten sein. Ich

meldete meinen Vorsatz und meinen weitern Plan, Italien aufzusuchen, an *Karl Ritter* in Lausanne: zu meiner Verwunderung erhielt ich von ihm als Antwort die Meldung, dass er ebenfalls seine bisherige Niederlassung aufzugeben und allein nach Italien zu gehen gedenke, da seine Frau in Familienangelegenheiten für diesen Winter nach Sachsen gehen würde. Er bot sich mir als Reisegenossen an. Diess war mir ganz recht, und da *Ritter* mir zugleich versicherte, dass er von einem vorjährigen Aufenthalte her das Klima *Venedig's* als ein um diese Jahreszeit bereits ganz erträgliches kennen gelernt habe, ward ich hierdurch zu dem Entschlusse einer beschleunigten Abreise bewogen. Nur hatte ich noch die Ordnung meiner Pass-Angelegenheit zu besorgen; ich erwartete nämlich von den betreffenden Gesandtschaften in Bern die Bestätigung dessen, dass ich, immer noch als politischer Flüchtling, in Venedig, welches, obschon zu Oesterreich, dennoch nicht zum deutschen Bunde gehörte, nichts zu befürchten hätte. *Liszt*, an den ich mich ebenfalls um Auskunft hierüber gewendet, glaubte mir durchaus von Venedig abrathen zu müssen; dagegen lautete der Bericht, welchen einer meiner Freunde in Bern vom österreichischen Gesandten eingeholt, durchaus unverfänglich, und so meldete ich denn *Karl Ritter*, nach kaum achttägigem Aufenthalte in Genf, meine Reise-Bereitschaft, in Folge dessen ich ihn in seiner sonderbaren Villeggiatur bei Lausanne zum gemeinschaftlichen Antritt der Reise abholte.

Wir sprachen nicht viel auf der Reise und gaben uns schweigend unsrern Eindrücken hin. Die Reise führte uns über den *Simplon* nach dem *Lago Maggiore*, wo ich denn abermals von *Baveno* aus die *Borromäischen Inseln* besuchte. Hier, auf der Garten-Terrasse der *Isola Bella*, genoss ich in der Gesellschaft meines nie aufdringlichen, sondern eher zu schweigsamen jungen Freundes, einen wundervollen Spätsommermorgen; zum ersten Mal fühlte ich mein Gemüth vollkommen beruhigt und mit der Hoffnung auf eine neue und harmonische Zukunft erfüllt. — Unsere Reise setzten wir über *Sesto Calende* in dem Postwagen nach *Mailand* fort; kaum gönnte mir *Karl* dort die Bewunderung des berühmten Dom's, so stark zog es ihn nach dem von ihm so sehr geliebten *Venedig;* und mir war es recht, für so etwas eben wiederum angetrieben zu werden. Als wir am 29. August bei Sonnenuntergang zuerst von dem Eisenbahn-Damme herab *Venedig* aus dem Wasserspiegel heraus vor unsren Blicken auftauchen sahen, verlor *Karl* bei einer enthusiastischen Bewegung aus dem Waggon den Hut vor Freude; ich glaubte dahinter nicht zurückbleiben zu müssen, und warf meinen Hut

ebenfalls hinaus: so kamen wir beide baarhäuptig in *Venedig* an, und bestiegen sogleich eine Gondel, um den ganzen *Canal Grande* entlang bis zur *Piazzetta* bei *St. Marco* vorzudringen. Das Wetter war plötzlich etwas unfreundlich geworden, das Aussehen der Gondel selbst hatte mich aufrichtig erschreckt; denn so viel ich auch von diesen eigenthümlichen, schwarz in schwarz gefärbten Fahrzeugen gehört hatte, überraschte mich doch der Anblick eines derselben in Natur sehr unangenehm: als ich unter das mit schwarzem Tuch verhängte Dach einzutreten hatte, fiel mir zunächst nichts andres als der Eindruck einer früher überstandenen Cholera-Furcht ein; ich vermeinte entschieden an einem Leichenkondukte in Pestzeiten Theil nehmen zu müssen. *Karl* versicherte: ja, das ginge jedem so; aber man gewöhne sich sehr schnell daran. Nun kam die sehr lange Fahrt durch den viel gebogenen *Canal grande:* die Eindrücke welche alles hier auf mich machte, wollten mich nicht von meiner bangen Stimmung befreien. Wo *Karl* neben zerfallenen Mauern nur eine *Ca d'oro* der *Fanny Elsler*, oder ein andres berühmtes Palais ersah, fiel mein wehmüthiger Blick immer nur auf die zerschellten Ruinen zwischen diesen interessanten Gebäuden. Ich schwieg endlich, und liess es mir gefallen an der weltberühmten *Piazzetta* auszusteigen und mir den *Dogen-Palast* zeigen zu lassen, welchen bewundern zu können ich mir vorbehielt, sobald ich zunächst von der ganzen melancholischen Stimmung, in welche ich mich durch die Ankunft in Venedig versetzt fühlte, befreit sein würde.

Von dem Hôtel *Danieli* aus, wo wir ebenfalls nur ein düstres Unterkommen in Zimmern nach den engen kleinen Kanälen zu, gefunden hatten, suchte ich am andern Morgen zu allernächst eine Wohnung für meinen längern Aufenthalt zu finden. Von einem der drei Paläste *Giustiniani*, unweit des *Palazzo Foscari*, hörte ich dass er zur Zeit, wegen seiner im Winter nicht sehr günstigen Lage, wenig und fast gar nicht von Fremden bewohnt sei: ich fand dort ausserordentlich weite oder bedeutende Räume, von denen man mir sagte dass sie sämmtlich unbewohnt bleiben würden; hier miethete ich denn einen stattlichen grossen Saal mit daranliegendem geräumigem Schlafzimmer, liess mein Gepäck schnell dort hinbringen, und sagte mir am 30. August Abends, dass ich nun in *Venedig* wohne. — Die Sorge dafür, hier ungestört arbeiten zu können, bestimmte mich in Allem. Ich schrieb sogleich nach Zürich, mir meinen *Erard*'schen Flügel und mein Bett nachzuschicken, da ich im Betreff des letzteren wohl fühlte, dass ich in Venedig kennen lernen würde was Kälte sei. Ausserdem ward mir sehr bald die grau geweisste Wand meines grossen Saal's

verdriesslich, da sie so übel zu dem vollständig und, wie mich dünkte, in gutem Geschmack *al fresco* ausgemalten Plafond passte. Ich entschloss mich dieses grosse Zimmer mit einer, wenn auch sehr ordinairen, doch in vollständiges Dunkelroth gefärbten Tapete überziehen zu lassen: diess brachte zunächst viele Unruhe; doch schien es mir sie zu überstehen wohl der Mühe werth, wenn ich von dem Balkon aus mit allmählich immer grösserem Behagen auf den wunderbaren Kanal hinabblickte, und mir nun sagte, hier wollte ich den *Tristan* vollenden. Ich liess auch sonst noch Einiges tapezieren; namentlich um die gemeinen Thüren, welche der ungarische Wirth dem gänzlich verfallenen Palaste statt der, jedenfalls entwendeten kostbaren älteren, hatte einsetzen lassen, zu verdecken, besorgte ich dunkelrothe Portièren, wenn auch vom wohlfeilsten Kattun. Im übrigen hatte der Wirth schon für einige theatralische Ausstattung durch das Ameublement gesorgt: es fanden sich nämlich vergoldete Stühle, wenn auch mit gemeinem baumwollenem Plüsch überzogen, vor allem aber ein schön geschnitzter und vergoldeter Tischfuss, auf welchem ein gemeines Tannenholzblatt gesetzt war; darüber musste denn auch ein erträglich rother Teppich angeschafft werden. — Endlich kam der *Erard* an; er ward in die Mitte des grossen Saales gestellt, und nun sollte das wunderbare Venedig musikalisch in Angriff genommen werden.

Alsbald stellte sich aber die bereits von Genua her mir bekannte Dyssenterie ein, und machte mich auf Wochen zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig. Bereits hatte ich jedoch die unvergleichliche Schönheit Venedig's zu würdigen begonnen, und ich war voller Hoffnung, aus dem Genusse derselben schöne Kräfte für meine wiederkehrende künstlerische Lebenslust zu ziehen. Auf einer meiner ersten Promenaden auf der *Riva* war ich von zwei Fremden angesprochen worden, von denen der Eine sich als einen Grafen *Edmund Zichy*, der andere als einen *Fürsten Dolgoroukow* vorstellte. Beide hatten vor kaum acht Tagen Wien verlassen, wo sie den ersten Aufführungen meines *Lohengrin* beigewohnt hatten: über den Ausfall derselben meldeten sie mir nun das Erfreulichste, und ihrem Enthusiasmus konnte ich wohl anmerken, dass der dort empfangene Eindruck ein ungewöhnlich günstiger gewesen sei. Graf *Zichy* verliess bald wieder Venedig; *Dolgoroukow* jedoch hatte es für den ganzen Winter zu seinem Aufenthalte gewählt. Lag es durchaus in meiner Stimmung, jedem Umgange auszuweichen, so verstand dieser etwa fünfzigjährige Russe es jedoch bald, in seinem Betracht mich nachgiebig zu stimmen. Er hatte eine ernste, sehr ausdrucksvolle Physiognomie (er rühmte sich von

unmittelbarer kaukasischer Abstammung zu sein), und zeigte nach jeder Seite hin eine wirklich vortreffliche Bildung, hierzu feine Weltkenntniss, und vor allen Dingen auch Verständniss der Musik, mit deren besondrer Litteratur er wiederum so bekannt war, dass es auf eine andauernd dafür gepflogene Leidenschaft schliessen liess. Ich hatte ihm alsbald erklärt, dass ich meiner Gesundheit wegen auf jede Gesellschaft verzichte, und durchaus der Einsamkeit bedürfe; war es nun schwer, auf den beschränkten Promenaden Venedig's ihm gänzlich auszuweichen, so führte ausserdem das Restaurant im *Albergo St. Marco*, wo ich mit *Ritter* täglich für die Mahlzeit zusammentraf, zu unvermeidlicher Berührung mit dem, endlich aufrichtig lieb gewonnenen Fremden, welcher in diesem Hôtel seine Wohnung genommen hatte, und dem ich unmöglich verwehren konnte, dort auch seine Mahlzeit zu nehmen. Wir blieben für die Zeit meines Aufenthaltes in Venedig in fast täglichem, und wirklich angenehmem Umgang.

Bedenklicher ward ich andererseits überrascht, als ich eines Abends in meine Wohnung zurückkam und mir die soeben erfolgte Ankunft *Liszt's* in unserm Palaste gemeldet wurde. Ich stürzte eilig nach dem mir angezeigten Zimmer, und erblickte dort zu meinem Schrecken den Klavierspieler *Winterberger*, welcher sich bei meinem Wirthe als mein und *Liszt's* Freund eingeführt, und ihn in der ersten Confusion dazu verleitet hatte anzunehmen, der Ankömmling selbst sei *Liszt*. Diesen jungen Mann hatte ich allerdings in *Liszt's* Gefolge zuletzt bei dem längern Besuche meines Freundes in Zürich kennen gelernt; er galt als vortrefflicher Orgelspieler, und wurde ausserdem, wann Arrangements für zwei Pianofortes zu spielen waren, als Sekundarius am Klaviere verwendet. Ausser einigem albernen Benehmen hatte ich sonst an ihm nicht viel beachtet. Vor allen Dingen war ich nun aber darüber verwundert, dass er gerade meine Wohnung für seine Unterkunft in Venedig aufgesucht hatte. Er behauptete, er sei nur der Vorbote einer Fürstin *Golitzin*, für welche er in Venedig Winter-Quartier zu machen habe; da er hier niemand kenne, in Wien aber von meinem Aufenthalte Kenntniss erhalten hätte, sei es sehr natürlich, dass er sich zu allernächst in mein Hôtel gewandt habe. Ich bestritt ihm nun durchaus, dass diess ein *Hôtel* sei, und erklärte dass, wenn seine russische Fürstin sich hier neben mir auszubreiten gedenke, ich sofort ausziehen würde. Da beruhigte er mich nun wieder und bekannte, er habe von der Fürstin nur dem Wirthe etwas vorgemacht; er glaube, diese habe schon wo anders gemiethet. Da ich ihn nun wieder frug, was er selbst denn gerade in

diesem Palais wolle, ihn auch darauf aufmerksam machte, dass es hier sehr theuer sei, und ich die grossen Kosten meiner Wohnung nur aus dem Grunde trüge, weil es mir vor allem darauf ankäme, ungestört zu wohnen, keinen Nachbar zu haben und namentlich auch nicht Klavier spielen zu hören, suchte er mich durch die Versicherung zu besänftigen, er werde mir gewiss nicht lästig fallen; ich möge nur zunächst über seine Anwesenheit in dem gleichen Hause bis dahin, wo er die Mittel zur Beziehung einer andern Wohnung gefunden haben werde, mich beruhigen. — Seine nächste Bemühung war, sich bei *Karl Ritter* einzuschmeicheln; beide suchten ein Wohngemach des Palastes auf, welches genügend von meinen Zimmern getrennt war, um jede Klangverbindung abzuschneiden. Somit ergab ich mich darein, diesen Gast in meiner Nähe zu wissen, doch bedurfte es langer Zeit, ehe ich *Ritter* erbaubte, ihn einmal des Abends zu mir mitzubringen.

Besser als ihm glückte es einem venetianischen Klavierlehrer, *Tessarin* mit Namen, meine Geneigtheit zu gewinnen. Dieser war ein typisch schöner Venetianer-Kopf, mit einem sonderbaren Stammeln in der Sprache; übrigens von leidenschaftlicher Vorliebe für die deutsche Musik, mit *Liszt*'s neueren Compositionen, sowie auch mit meinen Opern gut bekannt. Er selbst erkannte sich im Betreff der Musik als einen »weissen Raben« in seiner italienischen Umgebung. Seine Annäherung an mich erlangte er ebenfalls durch *Ritter*, welcher überhaupt in Venedig sich mehr dem Studium der Menschenkenntniss, als der Arbeit selbst zu ergeben schien. Er hatte sich an der *Riva dei Schiavoni* eine kleine, höchst bescheidene Wohnung in der Sonnenlage, welche er deshalb nie zu heizen nöthig hatte, gemiethet, weniger für sich als für sein schmales Reisegepäck, da er fast nie zu Hause war, am Tage nach Bildern und Sammlungen, des Nachts aber nach Menschen in den Cafés des Markusplatzes herumlief. Er blieb der Einzige, welchen ich regelmässig jeden Tag sah. Mit Strenge hielt ich im Uebrigen darauf, jeden weiteren Umgang, ja jede Bekanntschaft von mir fern zu halten. Von dem Leibarzt der Fürstin *Gallitzin*, welche selbst bald wirklich in Venedig eintraf und dort, wie es schien, ein grosses Haus hielt, ward mir ein Besuch dieser Dame wiederholt nahe gelegt; da ich einmal die Klavierauszüge von »Tannhäuser« und »Lohengrin« gebrauchte, und mir gesagt wurde, dass die Fürstin die einzige Person in Venedig sei, welche sie besässe, war ich unbefangen genug, sie mir von ihr auszubitten, ohne deswegen mich jedoch für verpflichtet zu halten, der Dame einen Besuch zu machen. Nur einmal drang ein Fremder zu mir hindurch, da mir seine Physio-

gnomie, nachdem ich ihm im *Albergo S. Marco* begegnet, gefallen hatte: diess war der Maler *Rahl* aus Wien. Für diesen, den Fürsten *Dolgoroukow*, und den Klavierlehrer *Tessarin*, veranstaltete ich einmal sogar etwas einer Soirée Aehnliches, wobei Einiges von mir musizirt wurde. Hier debütirte auch *Winterberger*.

Auf diese wenigen Berührungen beschränkten sich alle meine äusseren Erlebnisse in den sieben Monaten, welche ich in Venedig verlebte, während ausserdem meine Tagesordnung mit der höchsten Regelmässigkeit die ganze Zeit über eingehalten wurde. Ich arbeitete bis zwei Uhr, bestieg dann die bereit gehaltene Gondel, um den ernsten *Canal grande* entlang nach der heiteren *Piazzetta* zu fahren, deren ungemein reiche Anmuth jeden Tag von Neuem belebend auf mich einwirkte. Dort suchte ich mein Restaurant auf dem *Markusplatze* auf, promenirte nach der Mahlzeit einsam, oder mit *Karl*, die *Riva* entlang nach dem *Giardino publico*, der einzigen mit Bäumen bepflanzten Anlage Venedigs, um dann mit dem Einbruche der Nacht auf der Gondel wieder in den immer ernster und schweigender sich anlassenden Kanal hinabzufahren, bis dahin wo ich aus der nächtlichen Facade des alten *Palazzo Giustiniani* einzig meine Lampe mir entgegenleuchten sah. Wenn ich dann Einiges noch gearbeitet hatte, traf, regelmässig um acht Uhr vom Plätschern der Gondel angemeldet, *Karl* bei mir ein, um beim Thee einige Stunden mit mir zu verplaudern. Nur selten unterbrach ich diese Lebensweise durch den Besuch eines der Theater, von welchen ich dem Schauspiel im Theater *Camploi*, wo Goldonische Stücke sehr gut aufgeführt wurden, den entschiedenen Vorzug gab, wogegen der Oper nur aus Neugierde eine vorübergehende Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Am häufigsten, namentlich wenn schlechtes Wetter an der Promenade hinderte, besuchten wir das am Tage sich produzirende Volksschauspiel im Theater *Malibran;* dort, wo der Eintritt *sechs Kreuzer* betrug, befanden wir uns unter einem vortrefflichen Publikum (meistens in Hemdärmeln), welchem am häufigsten Ritterstücke vorgespielt wurden. Doch sah ich hier auch eines Tages, zu meinem wahrhaften Erstaunen und völligen Entzücken, das groteske Lustspiel *«le baruffe Chiozziote»* welches bereits *Goethe* am gleichen Orte zu seiner Zeit so sehr angesprochen hatte, und welches mit einer Naturtreue gegeben wurde, wie ich dem nichts Aehnliches aus meiner Erfahrung zur Seite stellen kann.

Im Uebrigen bot sich aus dem so sehr bedrückten und entarteten venetianischen Volksleben wenig Fesselndes meiner Aufmerksamkeit dar, da ich von der prachtvollen Ruine dieser wundervollen Stadt, in Bezug

auf menschliche Regung, nur den Eindruck eines für Fremde feilgehaltenen Bade-Ortes gewinnen konnte. Sonderbarer Weise war es das recht deutsche Element der guten Militär-Musik, wie es in der österreichischen Armee so vorzüglich gepflegt wird, welches mich hier auch in eine gewisse Berührung mit der Oeffentlichkeit brachte. Die Kapellmeister der beiden in *Venedig* cantonirten österreichischen Regimenter gingen damit um, Ouverturen von mir, wie die zu »*Rienzi*« und »*Tannhäuser*«, spielen zu lassen, und ersuchten mich darum, in ihren Kasernen den Einübungen ihrer Leute beizuwohnen. Hier traf ich denn auch das ganze Offizierscorps versammelt, welche sich bei dieser Gelegenheit recht ehrerbietig gegen mich benahmen. Ihre Musikbanden spielten abwechselnd des Abends bei glänzender Beleuchtung in Mitte des Markusplatzes, welcher für diese Art von Musikproduktionen einen wirklich vorzüglich akustischen Raum abgab. Mehre Mal wurde ich am Schlusse der Mahlzeit durch das plötzliche Erklingen meiner Ouvertüren überrascht; ich wusste dann, wenn ich vom Fenster des Restaurants aus mich dem Eindrucke hingab, nicht, was berauschender auf mich wirkte, der unvergleichliche, prachtvoll erleuchtete, von unzähligen sich ergehenden Menschen erfüllte Platz, oder die, alles dieses wie in brausender Verklärung den Lüften zutragende Musik. Nur fehlte es hierbei gänzlich an dem, was man so leicht sonst von einem italienischen Publikum hätte erwarten müsen: zu Tausenden schaarte man sich um die Musik und hörte ihr mit grosser Spannung zu; nie aber vergassen sich zwei Hände soweit zu applaudiren, weil jedes Zeichen des Beifalls an einer österreichischen Militair-Musik als ein Verrath am Vaterlande gegolten haben würde. — An dieser sonderbaren Spannung zwischen Publikum und Behörde litt nun eben alles öffentliche Leben in *Venedig*, und namentlich äusserte sich diess auffallend in dem Verhalten der Bevölkerung gegen die österreichischen Offiziere, welche in der venetianischen Oeffentlichkeit wie Oel auf dem Wasser herumschwammen. Nicht minder zurückhaltend, ja feindselig benahm sich das Volk jedoch auch gegen die Geistlichkeit, die doch meistens italienischer Herkunft war. Ich sah eine über den Markusplatz dahinziehende geistliche Prozession, in hohem Festornat, von dem Volke mit unverhohlenem Hohngelächter aufgenommen und begleitet.

Während ich von *Ritter* nur sehr schwierig zu bewegen war, zu Zeiten einmal meine Tagesordnung zu unterbrechen, um eine Galerie oder eine Kirche mir anzusehen, obgleich auf jeder nöthigen Wanderung durch die Stadt die namenlos mannigfaltigen architektonischen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten derselben stets von Neuem mich entzückten,

boten, fast die ganze Dauer meines Aufenthaltes in *Venedig* über, häufige Gondelfahrten nach dem *Lido* mir die Hauptgenüsse. Vor allem war es dann die Heimfahrt während des Sonnenunterganges, bei welcher ich stets von den unvergleichbaren Eindrücken überwältigt wurde. Sogleich in der ersten Zeit, noch im September dieses Jahres, genossen wir bei solcher Gelegenheit die zauberhafte Erscheinung des grossen *Kometen*, welcher damals in seinem hellsten Glanze sich zeigte und allgemein auf eine bevorstehende kriegerische Katastrophe gedeutet wurde. Dann nahm sich wieder der Gesang eines populären Chor-Vereines, welcher sich unter der Leitung eines venetianischen Arsenal-Beamten gebildet hatte, wie ein ächtes Lagunen-Idyll aus. Diese Sänger führten, meist nur dreistimmig, natürlich harmonisirte Volkslieder aus. Neu war es mir, die Oberstimme nicht bis über den Umfang des Altes, also ohne den Sopran zu berühren, sich erheben zu hören, wodurch der Chorklang eine mir bis dahin unbekannte männliche Jugendlichkeit erhielt. Sie fuhren an schönen Abenden, in erleuchteter grosser Gondel singend, den *Canal grande* entlang, hielten, wohl gegen Bestellung und Bezahlung, vor einzelnen Palästen, wie zur Serenade, an, und zogen gewöhnlich eine Unzahl anderer Gondeln als Begleitung nach sich. — In einer schlaflosen Nacht, wo es mich gegen drei Uhr des Morgens auf den Balkon meiner Wohnung hinaustrieb, hörte ich denn auch zum ersten Mal den altberühmten Naturgesang der *Gondoliere*. Mich dünkte, ungefähr von dem eine kleine Viertelstunde entfernten *Rialto* her, den ersten, wie rauhe Klage klingenden Anruf durch die lautlose Nacht zu vernehmen; aus wiederum weiterer Entfernung ward diesem von anderer Richtung her gleichmässig geantwortet. In oft längeren Pausen wiederholte sich dieser merkwürdig melancholische Dialog, welcher mich zu sehr ergriff, als dass ich seine jedenfalls sehr einfachen musikalischen Bestandtheile in meinem Gedächtniss hätte fixiren können. Doch war ich ein anderes Mal durch eine besondere Erfahrung auch darüber belehrt, dass dieser Volksgesang von überwiegend poetischem Interesse sei. Als ich einmal spät des Nachts durch den düstren Kanal heimfuhr, trat plötzlich der Mond hervor, und beleuchtete mit den unbeschreiblichen Palästen zugleich den, sein gewaltiges Ruder langsam bewegenden, auf dem hohen Hintertheile meiner Gondel ragenden Schiffer. Plötzlich löste sich aus seiner Brust ein dem Thier-Geheul nicht unähnlicher, von tief her anschwellender Klagelaut, und dieser mündete sich nach einem lang gedehnten «Oh!» in den einfach musikalischen Ausruf «*Venezia!*» Dem folgte noch einiges, wovon ich aber in Folge der grossen Erschütterung,

die ich empfand, keine deutliche Erinnerung bewahrt habe. Die hiermit zuletzt berührten Eindrücke waren es, welche *Venedig* während meines Aufenthaltes daselbst für mich charakterisirten und bis zur Vollendung des zweiten Aktes von *Tristan* mir treu blieben, ja, vielleicht die, schon hier entworfene, lang gedehnte Klageweise des Hirtenhornes im Anfange des dritten Aktes mir unmittelbar eingaben.

Diese Ergebnisse meiner Stimmung stellten sich aber nicht so leicht und unterbrechungslos heraus. Körperliche Leiden und altgewohnte, nie mich ganz freigebende Sorgen, übten oft und andauernd Verhinderung und Störung meiner Arbeit aus. Kaum hatte ich in meiner nach der Nordseite zu gelegenen, häufigen Wirbelwinden ausgesetzten, im Betreff der Heizung so gut wie gar nicht verwahrten Wohnung mich behaglich eingerichtet, sowie den so sehr demoralisirenden Einfluss der Dyssenterie überstanden, und war nun eben erst im Begriff, den so grausam zerschnittenen Faden der Ausarbeitung meines zweiten Aktes wieder anzuknüpfen, als in Folge der gewaltsamen Veränderung des Klima's und der Luft ein spezifisch venetianisches Leiden, durch eine bösartige Furunkelbildung am Beine, sich einstellte. Da das anfänglich gering geschätzte Uebel sich bald ausserordentlich schmerzhaft steigerte, musste ich einen Arzt annehmen, welcher fast vier Wochen lang mich sorgfältig zu behandeln hatte. Es war im Spätherbst, gegen Ende November, als gerade jetzt mich *Ritter* verliess, um seinen Verwandten und Freunden in Dresden und Berlin einen Besuch zu machen; ich blieb während dieser längern Krankheitsperiode somit ganz allein, nur auf den Umgang mit der naiven Dienerschaft meines Hôtel garni's angewiesen. Zum Arbeiten unfähig, zerstreute ich mich durch die Lektüre der Geschichte Venedig's vom Grafen *Daru*, welcher ich hier an Ort und Stelle grosses Interesse abgewann. Namentlich verlor ich dadurch etwas von meinen populären Vorurtheilen gegen die tyrannische Regierungsweise des alten Venedig's. Der berüchtigte *Rath der Zehn* und die Staats-Inquisition erschienen mir viel mehr in dem Lichte einer eigenthümlichen, gewiss wohl grauenvollen, Naivität; die offene Ankündigung, dass in dem Geheimniss seiner Handlungsweise die Gewährleistung der Macht des Staates liege, schien mir so bestimmt ein jedes Glied der merkwürdigen Republik für die Bewahrung dieser Heimlichkeit zu interessiren, dass sehr vernünftiger Weise die Ausschliessung von jeder Mitwissenschaft zur eigentlichen republikanischen Pflicht gemacht wurde. Eigentliche Heuchelei blieb diesem Staatswesen somit gänzlich fern, wie denn auch das kirchliche Element, so ehrfurchtsvoll es dem Staate eingeschlossen blieb, doch nie hier den

entwürdigenden Einfluss, wie anderswo in Italien, auf die Charakterbildung der Bürger ausübte. Die furchtbar rücksichtslosen Berechnungen der Staatsraison wurden zu Maximen ausgebildet, welche einen durchaus antik heidnischen Charakter, von keiner eigentlich finsteren Färbung, an sich trugen, und lebhaft an die gleichen Maximen der Athener erinnerten, welche, wie wir im Thukydides lesen, von diesen mit grösster Unumwundenheit als männliche Sittlichkeitsgrundsätze vorgetragen wurden.

Nebenbei griff ich zu meiner Stärkung, wie so oft schon, auch jetzt wieder zu einem Band *Schopenhauer*, dem ich mich von Neuem innig befreundete, während mir sogar die erhebende Einsicht aufging, nach einer sehr wichtigen Seite hin, allerdings nur vermöge der von ihm selbst mir angegebenen Hülfsmittel, beängstigende Lücken seines System's ergänzen zu können.

Meine wenigen auswärtigen Beziehungen gestalteten sich um diese Zeit immer beruhigender; nur betrübte mich eines Tages ein Brief *Wesendonck*'s, in welchem dieser mir den Tod seines etwa vierjährigen Sohnes *Guido* meldete: mir fiel es dabei auf's Herz, dass ich von der Pathenschaft dieses Kindes unter dem improvisirten Vorwande, ich möchte ihm Unglück bringen, zurückgetreten war. Mich ergriff der Fall, und da ich in jeder Beziehung mich so sehr nach Ruhe sehnte, malte ich mir schnell auch eine kurze Reise über die Alpen, um etwa den Weihnachtsabend mit meinen alten Freunden zu feiern, in einem herzlich wohlthätigen Sinne aus. Ich theilte diesen Gedanken an Frau *Wille* mit, und erhielt, statt von dieser, sonderbarer Weise von ihrem Gemahle als Antwort einen höchst unerwarteten Bericht über das grosse und höchst unangenehme Aufsehen, welches durch meinen plötzlichen Fortgang von Zürich, namentlich aber durch die Art in welcher meine Frau ihren Theil daran ausgeführt hatte, erregt und der Familie *Wesendonck* aufgebürdet worden war. Da ich in Folge dessen auch wiederum erfuhr, wie klug und tüchtig hiergegen *Wesendonck* sich benommen hatte, so knüpfte sich hieran von selbst wieder manche freundliche und der Gestaltung eines guten Vernehmens günstige Berührung. — Den Beziehungen *Minna*'s zu mir gerieth es sehr zum Vortheil, dass sie, welche jetzt in Dresden im Umgange mit älteren Bekannten sich ruhig verhielt und von mir stets freundlich versorgt wurde, in ihrer Korrespondenz sich klug und rücksichtsvoll benahm, und somit dem Eindrucke, welchen sie mir bei jenem ergreifenden nächtlichen Auftritte gemacht hatte, eine willige Nahrung zuführte. Auch ich stellte ihr eine dereinstige häusliche Wiedervereinigung

mit mir gern in Aussicht, nur sollte dies auf der Grundlage einer Dauer versprechenden Niederlassung geschehen, welche ich mir jetzt eben nur in Deutschland, wo möglich in Dresden selbst vorstellen mochte. Um über die Möglichkeiten hiervon zu einer Ansicht zu gelangen, versäumte ich auch nicht, mich an Herrn *von Lüttichau* selbst zu wenden, da ich durch *Minna*, welche diesen meinen alten Chef selbst aufgesucht hatte, recht wohlthuende Berichte über dessen humanes Benehmen, ja sogar warme Anhänglichkeit an mich erhalten hatte. Ich ging wirklich so weit, ihm ausführlich und herzlich zu schreiben. Dagegen war es dann wieder lehrreich für mich, von ihm gelegentlich einmal nur ein paar trockene Zeilen in geschäftlichem Style zu erhalten, worin er mir anzeigte, dass zur Zeit im Betreff der von mir gewünschten Rückkehr nach Sachsen nichts zu thun wäre. — Andrerseits erfuhr ich durch die Polizeibehörde in Venedig, dass der *sächsische Gesandte* in Wien es sich auf das Eifrigste angelegen sein liess, mich selbst von Venedig auszutreiben. Diess glückte nun nicht, da ich durch einen eidgenössischen Pass, welchen die österreichischen Behörden zu meiner grossen Freude sehr ernstlich respektirten, genügend geschützt war. Somit verblieb mir im Betreff meiner gewünschten Rückkehr nach Deutschland einzig die Hoffnung auf die freundschaftlichen Bemühungen des *Grossherzogs von Baden* hierfür. *Eduard Devrient*, an den ich mich hierüber, namentlich auch in Beziehung auf unser Vorhaben einer ersten Aufführung des «Tristan», um nähere Auskunft wendete, meldete mir, der Grossherzog sähe meine Anwesenheit bei dieser Aufführung jedenfalls als ausgemacht an; ob er, falls seine direkten Bemühungen bei dem Könige von Sachsen um dessen Erlaubniss dazu fruchtlos bleiben sollten, an einen eigenmächtigen bundeswidrigen Schritt hierbei denke, oder wie er sonst diess zu bewerkstelligen beabsichtige, bleibe ihm unbekannt. Somit erkannte ich, dass ich auf eine demnächstige Uebersiedelung nach Deutschland fürerst nur eine sehr geringe Rechnung mir machen könnte.

Nebenbei nahmen mich stets die Korrespondenzen um Herbeischaffung der, um diese Zeit namentlich auch des gespaltenen Haushaltes wegen, in nicht geringer Stärke zu beschaffenden Subsistenzmittel ziemlich anhaltend in Anspruch. Glücklicherweise hatten sich bisher einige grössere Theater gegen meine Opern noch renitent verhalten, und es waren somit von diesen noch Honorare zu erwarten, während diejenigen der eifrigeren Bühnen bereits aufgezehrt waren. So meldete sich denn auch, als letztes Theater für den «Tannhäuser», das *Stuttgarter* Hoftheater. Für diesen Ort hatte ich aus dem angegebenen Grunde zu jener Zeit eine besondere

Vorliebe, die sich auch noch auf *Wien* übertrug, welches erst den «Lohengrin» gegeben hatte, und nach dem Erfolge desselben noch zum «Tannhäuser» zu greifen sich genöthigt sah. Meine Verhandlungen mit dem damaligen Direktor *K. Eckert* führten sehr schnell zu für mich erfreulichen Resultaten.

Diess alles wickelte sich im Laufe des Winters bis zum Frühjahr 1859 ab. Ausserdem lebte ich, in der bezeichneten Weise, in grösster Stille und Regelmässigkeit fort. Nach der Heilung meines Beingeschwüres konnte ich, noch im Dezember, wieder meine regelmässigen Gondelfahrten nach der *Piazzetta*, mit der abendlichen Heimkehr antreten, und endlich auch mit einiger Ausdauer meiner musikalischen Arbeit mich hingeben. Gänzlich einsam brachte ich die Weihnacht und den Sylvesterabend zu. Nur des Nachts befand ich mich häufig in grösserer Gesellschaft, nämlich in den Träumen, welche damals mit grosser Lebhaftigkeit sich bei mir einstellten.

Im Anfang Januar 1859 trat plötzlich *Karl Ritter* wieder zur Stunde des gewohnten Abendbesuches in mein Zimmer. Ihn hatte während dem die Sorge für die Aufführung eines von ihm gedichteten Theaterstückes bis an den Strand der Ostsee getrieben. Diess bezog sich auf eine vor Kurzem von ihm vollendete Arbeit: *Armide*, von welcher sehr vieles wiederum das grosse Talent des jungen Mannes bezeugte; während die Tendenz des Ganzen wirklich abschreckende Blicke in die Seele des Dichters werfen, und demgemäss auch über Einzelnes der Aufführung kein vortheilhaftes Urtheil aufkommen liess, war Anderes, vorzüglich aber die Begegnung *Rinaldo's* mit *Armiden*, und die heftige Entstehung ihres Liebesverhältnisses mit wirklich poetischer Gluth empfunden und dargestellt. Wie bei allen solchen Arbeiten, welche im Grunde immer mit dem Schaden der dilettantenhaften Flüchtigkeit behaftet sind, hätte auch an diesem Drama sehr Vieles geändert und besser ausgeführt werden müssen, wenn es vor allen Dingen auch auf der Bühne Wirkung versprechen sollte. Davon wollte *Karl* nichts hören; dagegen glaubte er in einem intelligenten Theaterdirektor zu Stettin den Mann gefunden zu haben, der sich über Bedenken, wie sie mir zu eigen waren, hinwegzusetzen im Stande wäre. Er hatte sich auch hierin getäuscht, und kam nun, auch von dieser Seite her unbefriedigt, nach *Venedig* zurück, um, wie er sehnlich wünschte, fortan in das Blaue hinein zu leben. *Rom* in der Kapuzinerkutte zu durchwandern, und von Stunde zu Stunde sich Kunstschätze anzusehen, dünkte ihm das Loos, welches er allen übrigen Lebensbestimmungen vorziehen möchte. Von einer Umarbeitung der

*Armide* wollte er nichts mehr hören, und erklärte dagegen, an die Ausführung eines neuen dramatischen Stoffes gehen zu wollen, welchen er aus *Machiavelli's* »Florentinischen Geschichten« entnommen habe, den er mir aber nicht näher angeben wollte, weil er fürchtete, ich würde ihm davon abrathen, da er eben nur Situationen und gar keine Tendenz enthielte. Musikalischen Arbeiten schien er jetzt nicht mehr nachhängen zu wollen, obgleich eine Phantasie für das Klavier, welche er bald nach seiner Ankunft in Venedig niedergeschrieben hatte, mir den jungen Mann auch von dieser Seite her durchaus als interessant erscheinen liess. — Desto verständigeren Antheil zeigte *Karl* mir an der, nun endlich andauernd von mir fortgesetzten Ausarbeitung des zweiten Aktes von *Tristan*. Oefter habe ich ihm, mit *Winterberger*, auch *Tessarin*, das eben Vollendete des Abends vorgespielt, und immer führten diese Mittheilungen zu einer warmen Erregtheit. Während der vorangehenden längeren Unterbrechung meiner Arbeit war von *Härtel* bereits der erste Akt der Partitur gestochen, und von *Bülow* für das Klavier arrangirt worden. So lag ein Theil bereits wie in monumentaler Vollendung vor mir, während ich andererseits noch in gebährungsvoller Aufregung im Betreff der Aufführung des Ganzen war. Bereits schritt in den ersten Monaten auch die Instrumentation dieses Aktes, welche ich immer heftweise dem Verleger zum Stiche zuschickte, ihrer Vollendung entgegen, und Mitte März konnte ich den letzten Bogen davon nach Leipzig senden.

Jetzt trat denn die Nöthigung zu neuen Bestimmungen für meine Lebensbeschlüsse ein, denn es frug sich, wo ich nun den dritten Akt komponiren würde, da ich ihn jedenfalls nur an dem Orte beginnen wollte, wo ich Aussicht hätte ihn auch ungestört vollenden zu können. Dies schien in Venedig nicht der Fall sein zu sollen. Meine Arbeit würde mich bis tief in den Sommer hinein beschäftigt haben, und diesen glaubte ich, schon meiner Gesundheit wegen, in dem um diese Zeit für mich unrathsamen Klima Venedigs nicht verbringen zu dürfen. Bereits hatte ich den üblen Einfluss des Mangels erkräftigender Fusswanderungen sehr nachtheilig empfunden. Um mich nun einmal tüchtig auslaufen zu können, hatte ich mich mitten im Winter auf der Eisenbahn nach *Viterbo* bringen lassen, um dort einige Meilen landeinwärts dem Gebirge zu mich zuzuschreiten. Rauhes Wetter war mir dabei hinderlich gewesen; andere ungünstige Umstände trugen dazu bei, mich von diesem Ausfluge nur den für die Lagunenstadt vortheilhaften Eindruck dahin wieder mitbringen zu lassen, so dass ich mich hier wie in ein Asyl gegen Strassenstaub und misshandelte Pferde geflüchtet hatte. Ausserdem

fand es sich nun auch, dass ich im Betreff meines ferneren Aufenthaltes in Venedig nicht mehr ganz nur von meinem Willen abhing. Ich war neuerdings sehr höflich vor einen Polizei-Commissair beschieden worden, welcher mir unumwunden mittheilte, dass gegen meinen Aufenthalt in einem Theile der österreichischen Staaten von Seiten der *sächsischen Gesandtschaft in Wien* unaufhörlich agitirt würde. Da ich erklärte, nur bis zum Eintritte des Frühlings noch meinen Aufenthalt ausdehnen zu wollen, wurde mir gerathen, auf ein ärztliches Zeugniss gestützt, mir aus Gesundheitsrücksichten vom *Erzherzog Max*, damals als Vicekönig in Mailand residirend, die Erlaubniss hierzu einzuholen. Ich that dieses, und der Erzherzog beschied hierauf sofort telegraphisch die venetianischen Behörden, mich in Ruhe zu lassen.

Bald ward mir nun jedoch auch klar, dass eine erneuete Wachsamkeit gegen Fremde durch die politischen Verhältnisse, welche das österreichische Italien in grosse Aufregung setzten, veranlasst sein mochte. Der Ausbruch des Krieges mit Piemont und Frankreich rückte immer näher, und eine ersichtliche grosse Aufregung zeigte sich immer deutlicher in der italienischen Bevölkerung. Als ich eines Tages mit *Tessarin* auf der *Riva* promenirte, geriethen wir in eine ziemliche Anhäufung von Fremden, welche dem Erzherzog *Maximilian* mit seiner Gemahlin, bei ihrem kurzen Besuche in Venedig, auf ihrem Ausgange neugierig und ehrerbietig entgegensahen. Ich erfuhr diess zunächst durch einen heftigen Ruck meines venetianischen Klavierspielers, welcher mich am Arme von der Stelle fortzuziehen sich bemühte, um, wie er sagte, vor dem Erzherzoge nicht den Hut abziehen zu müssen. Als ich die stattliche, sehr einnehmende Gestalt des jungen Fürsten daher schreiten sah, gab ich meinem Freunde lachend den Laufpass, und freute mich aufrichtig, durch meinen Gruss unbekannter Weise meinem freundlichen Beschützer danken zu können. — Bald nahm aber alles einen ernsteren, schwerfällig bedrückenden Character an, als nämlich Tag für Tag die *Riva* von neu ausgeschifften Truppen so übermässig besetzt war, dass sie für die Promenade gänzlich unbenutzbar wurde. Die Offiziere derselben machten meist einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, und das gemüthliche Deutsche ihrer harmlosen Unterhaltung heimelte mich ganz traulich an. Dagegen war es mir unmöglich, zu der Mannschaft Zutrauen zu gewinnen, da ich bei ihr meistens den stumpfen und unfreien physiognomischen Character gewisser slavischer Hauptstämme der österreichischen Monarchie antraf. Hier war eine gewisse wuchtige Kraft nicht zu verkennen, dagegen ebensowenig ein gänzlicher Mangel an naiver Intelligenz, wie sie das italienische Volk

so liebenswürdig auszeichnet. Ich konnte nicht umhin, jener Race den Sieg über diese nicht zu gönnen. Mir kehrte der physiognomische Ausdruck dieser Truppen in die Erinnerung deutlich zurück, als ich im Herbst desselben Jahres in Paris wieder die französischen Elite-Truppen, ihre *Chasseurs de Vincennes* und *Zuaven*, mit jenen österreichischen Soldaten unwillkürlich vergleichen musste; da verstand ich denn plötzlich, ohne jede strategische Kenntnisse, die Schlachten bei *Magenta* und *Solferino*. — Für jetzt erfuhr ich endlich, dass *Mailand* bereits im Belagerungszustande und gegen Fremdenbesuch fast ganz abgesperrt war. Da ich beschlossen hatte, mein Sommer-Asyl in der Schweiz am Vierwaldstätter See zu suchen, mahnte mich diese Nachricht an die Beschleunigung meines Aufbruches, um nicht etwa durch die Kriegs-Ereignisse von meiner Zuflucht abgeschnitten zu werden. So packte ich denn ein, schickte den »Erard« wieder über den Gotthard, und bereitete mich zum Abschiede von meinen wenigen Bekannten vor. *Ritter* hatte beschlossen, in Italien zu bleiben, und beabsichtigte, sich nach *Florenz* und *Rom* zu wenden, wohin soeben *Winterberger*, mit welchem *Karl* Freundschaft geschlossen hatte, ihm bereits vorausgeeilt war. Dieser behauptete nämlich, von einem Bruder mit genügenden Geldmitteln für den Genuss Italiens ausgestattet zu sein, welcher ihm ausserdem zu seiner Zerstreuung und Erholung, ich weiss allerdings nicht von was, nothwendig sei. Somit vermuthete *Ritter* in kürzester Frist ebenfalls Venedig verlassen zu können. Von dem guten *Dolgoroukow*, welchen ich sehr leidend verliess, nahm ich herzlich Abschied, und umarmte *Karl* auf dem Bahnhofe, vermuthlich zum letzten Male, da ich seitdem ohne alle direkte Nachricht von ihm gelassen wurde und bis heute ihn auch nicht wieder sah.

Am 24. März gelangte ich mit einigen Besonderlichkeiten, welche die militärische Fremdencontrolle veranlasste, nach *Mailand*, wo ich mir zur Besichtigung des Sehenswerthen einen dreitägigen Aufenthalt gönnte. Ohne alle Anleitung hierzu begnügte ich mich mit den einfachsten Nachweisungen, um die *Brera*, die *ambrosianische Bibliothek*, die *Cena* des *Leonardo da Vinci*, und den *Dom* zu besuchen, welchen letztern ich nach allen Richtungen hin auf den verschiedenen Dächern und Thürmen bekletterte. Wie immer von den ersten Eindrücken am lebhaftesten betroffen, hielt ich mich in der *Brera* vorzüglich nur an zwei Gemälde, welche ich sogleich am Eingange antraf, einen *heiligen Antonius* vor dem Jesuskinde, von *van Dyck*, und das *Martyrium* des *Stephanus*, von *Crespi;* wobei ich inne ward, dass ich zur Beurtheilung von Gemälden nichts tauge, da der Gegenstand, sobald er sich mir deutlich und sympa-

thisch aussprach, mich sofort und einzig bestimmte, wie es eben bei mir der Fall war. Doch ging mir ein deutlicheres Licht über die Wirkung der rein künstlerischen Bedeutung eines Meisterwerkes auf, als ich vor der *Cena* des *da Vinci* die von Allen gemachte Erfahrung auch an mir erlebte, wie das als Gemälde fast gänzlich zerstörte Kunstwerk, nachdem man es in den restaurirenden Copien, welche ihm immer zur Seite stehen, näher untersucht hat, auf den Blick des dann nur noch geistig Schauenden wirkt, wenn er von jenen Copien ab nun wieder auf das zerstörte Original sieht, und hier plötzlich jetzt mit höchster Deutlichkeit das ganz Unnachahmliche wahrnimmt. — Des Abends suchte ich sogleich wieder das mir lieb gewordene Lustspiel auf, welches hier in dem winzigen *Teatro Re* vor einem geringen Publikum des letzten Ranges seinen, von den heutigen Italienern leider so verachteten, Platz eingenommen hatte. Auch hier gab man die *Goldoni*'schen Stücke, wie es mir schien, mit grosser, naiver Virtuosität. Dagegen musste ich dann wieder im Theater *della Scala*, unter ausserordentlichem äussern Glanze, einem Akte des Zeugnisses für die grosse Demoralisation des italienischen Kunstgeschmackes beiwohnen. Vor dem glänzendsten und lebhaftesten Publikum, welches man sich nur wünschen kann, ward in dem ungeheuren Theater ein unglaublich nichtswürdiges Opernmachwerk eines neueren Componisten, dessen Namen ich vergessen habe, aufgeführt. Doch erfuhr ich am gleichen Abende, dass dem als so sehr für Gesangsmusik passionirt geltenden italienischen Publikum das *Ballet* doch bereits auch zur Hauptsache geworden war; denn offenbar diente die vorangehende langweilige Oper nur als Vorbereitung für eine grosse choregraphische Aufführung, welche nichts Geringeres als *Antonius* und *Kleopatra* zum Sujet hatte. Hier sah ich sogar den kalten Politikus *Octavian*, welcher bis jetzt selbst in keine italienische Oper noch sich verloren hatte, mit ziemlicher Bewahrung einer diplomatischen Würde pantomimisch agiren. Die Hauptsache blieb aber das Leichenbegängniss der *Kleopatra*, welches dem ungeheuren Personale des Ballets Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Produktionen in höchst charakteristischen Costümen darbot.

Nach all diesen einsam genommenen Eindrücken reiste ich an einem wunderschönen Frühlingstage über *Como*, wo alles in üppigster Blüthe stand, über das mir von früher her bekannte *Lugano* und den *Gotthard*, welchen ich an hohen Schneewänden in kleinen offenen Schlitten passiren musste, nach *Luzern*, wo ich, im Gegensatze zu dem in Italien genossenen üppigen Frühlinge, bei unfreundlichster kalter Witterung ankam. Die Rechnung, die ich mir für den dortigen Aufenthalt gemacht

hatte, beruhte auf der Annahme, dass das dortige grosse Hôtel *zum Schweizerhof* um diese Zeit, bis zu dem Beginne der eigentlichen Sommersaison, gänzlich leer stehe, und ich daselbst ohne weitere Vorbereitungen ein geräumiges und von Geräusch ungestörtes Unterkommen finden würde. Hierin konnte ich mich nicht getäuscht haben. Oberst *Segesser*, der humane Wirth des Gasthofes wies mir in dem linken Dependance-Gebäude eine ganze Etage zur beliebigen Bewohnung an, in deren Hauptgemächern ich es mir ohne grosse Kosten ganz bequem machen konnte. Einzig hatte ich mich, da der Gasthof in dieser Zeit nur in den beschränktesten Verhältnissen hiefür versehen war, der Bedienung wegen besonders abzufinden; und hiefür fand ich ein sorgsames, auf meine Bequemlichkeit gut bedachtes Frauenzimmer, welche ich für ihre Dienste, die sie mir namentlich späterhin, als der Gasthof belebter wurde, leistete, im Gedächtnisse behielt, und nach längeren Jahren demzufolge als Haushälterin zu mir berief. Bald kamen dann meine Sachen aus *Venedig* an. Der «*Erard*» hatte richtig wieder im Schnee die Alpen passiren müssen; als er in meinem geräumigen Salon aufgestellt war, sagte ich mir dann, alle diese Mühe und dieser Aufwand seien darum bestritten worden, dass ich nun den dritten Akt von «Tristan und Isolde» endlich noch fertig mache. Zuweilen kam mir dies wie eine extravagante Zumuthung vor, da die Schwierigkeiten, welche der Vollendung meiner Arbeit entgegen standen, diese fast verhindern zu sollen bestimmt schienen. Ich verglich mich mit *Leto*, welche, die Gebährungsstätte für *Apollon* und *Artemis* zu finden, ruhelos umhergejagt wurde, bis *Poseidon* mitleidsvoll ihr die Insel *Delos* aus dem Meere hervortreten liess.

Für dieses «Delos» wollte ich nun *Luzern* ansehen. Nur beherrschte der schreckliche Einfluss eines überaus kalten und anhaltend regnerischen Wetters für lange Zeit, bis zu Ende des Mai's, meine Stimmung in aller unfreundlichster Weise. Da dieses neue Asyl wiederum mit so grossen Opfern hergestellt war, glaubte ich jeden Tag vergebens und dieser Opfer unwürdig dahingebracht zu haben, an welchem ich nicht etwas an meiner Composition gearbeitet hatte. Da ich für den grössern Haupttheil meines dritten Aktes ausserdem mit einem so unerhört trüben Gegenstande beschäftigt war, kam es, dass ich der ersten Monate dieser Luzerner Ansiedelung mich nur mit Grauen entsinnen kann.

Nach den ersten Tagen meiner Ankunft hatte ich bereits *Wesendonck's* in Zürich besucht. Unser Wiedersehen war wehmüthig, doch in keiner Weise befangen. Ich verweilte einige Tage im Hause meiner Freunde, sah darin auch meine ältern Zürcher Bekannten wieder, und blickte so

wie aus einem Traume in einen Traum. Wirklich war mir Alles recht wesenlos geworden. Ich wiederholte im Verlaufe meines Luzerner Aufenthaltes einige Male diesen Besuch, welchen ich zweimal, das eine Mal an meinem Geburtstage, in Luzern selbst erwidert erhielt.

Neben meiner, für jetzt trübsinnig gepflogenen Arbeit, beschäftigten mich auch die Sorgen für meine, so wie meiner Frau Erhaltung. Bereits in Venedig hatte ich mich veranlasst gefühlt, auf die mir treulich gewährte Unterstützung der Familie *Ritter* ebenso freiwillig, als durch die Berücksichtigung der in dieser mir befreundeten Familie eingetretenen Verhältnisse hierzu genöthigt, Verzicht zu leisten. Was aus meinen bisher aufführbaren Opern kläglicher Weise zu ziehen war, neigte sich jetzt der Erschöpfung zu. Da ich nach Beendigung des »Tristan« an die Aufnahme meiner Nibelungen-Arbeit gewiesen war, glaubte ich nochmals versuchen zu müssen, auf Grund dieser Arbeit, für welche der *Grossherzog von Weimar* nach seinen im vorigen Jahre mir gemachten persönlichen Eröffnungen immer noch eingenommen war, an eine Erleichterung für meine zukünftige Subsistenz zu denken. Ich schrieb deshalb an *Liszt*, und wiederholte ihm die Bitte, dem Grossherzog ernstlich den Vorschlag zu machen, das ganze Werk mit vollem Eigenthumsrecht in der Weise anzukaufen, dass auch die dereinstige Herausgabe, in sofern von einem Verleger hiefür etwas zu gewinnen war, ihm zufallen sollte. Ich legte hierbei meine gestörten frühern Verhandlungen mit *Härtels* für einen billigen Anschlag des gewisser Maassen abzuschliessenden Geschäftes zu Grunde. Bald meldete mir *Liszt* mit beklommener Andeutung, dass die Sache *S. k. H.* nicht recht munden wolle, was mir denn genügend zu wissen gab.

Andererseits drängten mich die Umstände, jetzt endlich im Betreff des unglückseligen Verlagseigenthumes meiner ältern drei Opern bei *Meser* in Dresden zu einem Abschluss zu kommen, da namentlich einer meiner Hauptgläubiger, der Schauspieler *Kriete* jammernd nach Wiedererstattung seines Kapitals verlangte. Ein Dresdener Advokat *Schmidt* erbot sich, die Sache in Ordnung zu bringen, und, nach vielem ärgerlichen Hin- und Herschreiben, kam es dahin, dass der Nachfolger des seit Kurzem verstorbenen *Meser*, ein gewisser *H. Müller*, in das volle Eigenthum dieses Verlages eintrat. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von nichts anderem als steten Kosten und Auslagen meines ehemaligen Commissionair's; über die Einnahmen war dagegen keinerlei Klarheit zu erlangen, nur gestand mir der Advokat zu, dass der verstorbene *Meser* allerdings einige Tausend Thaler bei Seite gebracht haben müsse, welche

nun aber nicht wieder zu erlangen seien, da er seinen Erben nicht das mindeste Kapital hinterlassen habe. Um den jammernden *Kriete* zur Ruhe zu bringen, musste ich daher einwilligen, für gerade so viel als ich diesem, und einem geringeren zweiten Gläubiger, an Kapital schuldig war, nämlich für 3000 Thaler, schliesslich zu verkaufen. Im Betreff der rückständigen Zinsen, und wiederum der Interessen für diese Zinsen, blieb ich *Kriete*'s persönlicher Gläubiger; diese zusammen beliefen sich im Jahre 1864 auf 1800 Thaler, welche um jene Zeit auch getreulich durch gerichtlichen Zwang von mir eingefordert wurden. Zu Gunsten meines grössten Gläubigers *Pusinelli*, welcher hierbei nur mit einer geringfügigen Zahlung bedacht werden konnte, behielt ich mir das Recht des Eigenthumes jener drei Opern für Frankreich vor, nämlich in dem Falle, dass durch meine Bemühungen dort einmal diese Musik aufgeführt und an einen französischen Verleger verkauft werden könne. Es ward dieser Vorbehalt, nach dem Wortlaut eines Briefes des Advokaten *Schmidt*, von dem nunmehrigen Dresdener Verleger anerkannt. Da *Pusinelli* den hieraus etwa fliessenden Vortheilen, im Betreff seines früher mir geliehenen Kapitals, welches er nie wieder von mir verlangen zu wollen erklärte, freundschaftlich entsagte, war mir hierdurch für die Zukunft, wenn wirklich meine Opern in Frankreich Eingang finden sollten, die einzige Möglichkeit, nicht etwa eines Gewinnes von diesen meinen Werken, sondern der Wiedererstattung der darauf von mir verwendeten Kapitalien, für welche ich hatte aufkommen müssen, eröffnet. Als es späterhin zwischen mir und dem Pariser Musikhändler *Flaxland* wirklich zu einem Vertrage kam, meldete sich jedoch jener Dresdener Nachfolger *Meser*'s als absoluter Eigenthümer meiner Opern, und wirklich gelang es ihm, *Flaxland* in dem Betriebe seines französischen Geschäftes so sehr zu behindern, dass dieser sich genöthigt sah, durch eine Zahlung von 6000 Franken an jenen, sich Ruhe zu erkaufen; wodurch natürlich *Flaxland* sich in die Lage versetzt sah, mir seine Anerkennung als Eigenthümer meiner Werke für Frankreich zu verweigern. Hiergegen rief ich nun wiederholt das Zeugniss jenes Advokaten *Adolph Schmidt* an, indem ich von ihm nichts weiter forderte, als eine Kopie der auf jenen, durch die Luzerner Verhandlungen zur Gültigkeit gelangten, Vorbehalt bezüglichen Korrespondenz mir zukommen zu lassen. Auf alle in dieser Angelegenheit an ihn gerichteten Briefe bin ich jedoch hartnäckig ohne Antwort geblieben, und erfuhr auch später von einem Wiener Rechtskundigen, dass ich es aufzugeben habe ein solches Zeugniss erhalten zu wollen, da ich keine rechtlichen Mittel in den Händen hätte, jenen

Advokaten, wenn er es nicht zu geben gesonnen sei, dazu zu zwingen.

Während ich auf diese Art wenig zur Besserung meiner Aussichten für die Zukunft erreichen konnte, hatte ich doch wenigstens die Genugthuung, die Partitur des «Tannhäuser» nachträglich noch im Stiche hergestellt zu sehen. Da meine früheren autographirten Exemplare, namentlich auch durch die Verschleuderung *Meser's*, zu Ende gegangen waren, hatte ich bereits von Venedig aus *Härtel's* dazu vermocht, diese Partitur stechen zu lassen. Da nun der Nachfolger *Meser's* den ganzen Verlag eigenthümlich an sich gebracht hatte, war es ihm zum Ehrenpunkte geworden, die Partitur nicht einem fremden Verleger zu überlassen. Er übernahm daher die Herausgabe derselben für seine Rechnung. Leider fügte es aber das Schicksal, dass ich gerade ein Jahr später zu einer vollständigen Umarbeitung und neuen Abfassung der zwei ersten Scenen veranlasst wurde. Es ist mir bis auf den heutigen Tag bedauerlich geblieben, diese neue Arbeit der gestochenen Partitur nicht haben einfügen zu können.

Immer noch in der Annahme, dass der «Tristan» ein gutes Geschäft für die Theater würde abgeben können, liessen *Härtel's*, während ich am letzten Akte arbeitete, auch bereits die Partitur des zweiten Aktes fleissig stechen. Auf mich wirkte der Umgang mit den Korrekturen hiervon, während ich andererseits in den grössten Nöthen an der Komposition des so ganz extatischen dritten Aktes arbeitete, höchst sonderbar, fast unheimlich; denn eben an den ersten Scenen dieses Aktes stellte sich mein Bewusstsein davon endlich klar heraus dass ich das allergewagteste und fremdartigste, was ich je geschrieben, gerade in dieser, einer sonderbar irrigen Annahme nach für leicht zu gebend angesehenen Oper, niedergelegt hatte. Während ich an der grossen Scene des «Tristan» arbeitete, musste ich mich unwillkürlich öfter fragen, ob ich denn nicht wahnsinnig sei, solches einem Verleger zum Druck für die Theater übergeben zu wollen. Nicht einen Schmerzensaccent hätte ich aber aufopfern mögen, obwohl alles mich selbst auf das äusserste quälte.

Dem üblen Zustande meines Unterleibes suchte ich u. a. auch durch einen Gebrauch von *Kissinger Wasser* in mässigen Dosen beizukommen; da mich das nöthige Promeniren hierzu namentlich am frühen Morgen ermüdete und zur Arbeit unfähig machte, gerieth ich auf den Gedanken, die abspannende Promenade durch einen kurzen Ritt zu ersetzen. Der Wirth meines Hôtels überliess mir zu diesem Exercitium ein altes 25jähriges Pferd, welches *Lise* hiess; auf diesem Thiere ritt ich jeden Morgen, so lange als es Lust hatte vorwärts zu gehen: es trug mich nie sehr weit,

sondern kehrte an gewissen Stellen regelmässig um, ohne im allergeringsten meiner Reiter-Ermahnungen zu achten.

So waren die Monate April, Mai, und zum grossen Theil auch Juni vergangen, ohne dass ich, mit der trübseligsten Stimmung kämpfend, über die Komposition der Hälfte meines dritten Aktes hinaus gekommen wäre. Endlich meldete sich nun die Fremdensaison; der Gasthof mit seinen Dependancen füllte sich, und an die Aufrechthaltung meines bisherigen ausnahmsweisen Zustandes im Betreff der Benutzung der Lokalitäten, war ferner nicht zu denken. Man bot mir an, in den zweiten Stock des Hauptgebäudes überzusiedeln, weil dort gewöhnlich nur die für einen Abend durchpassirenden Schweizerreisenden untergebracht würden, während in den Dependancen Ansiedler für längere Zeit, welche somit auch den Tag über ihre Zimmer benutzten, Wohnung erhielten. In der That bewährte sich diese Einrichtung ganz überraschend gut: von jetzt an war ich in meiner kleinen Wohnstube mit Schlafkammer für die Stunden meiner Arbeit gänzlich ungestört, da die, nur für den Nachtschlaf von Fremden eingenommenen Zimmer dieses Stockwerkes, am Tage eben gänzlich leer standen. Endlich stellte sich auch eine, volle zwei Monate andauernde, von stets unbewölktem Himmel begünstigte, wahrhaft üppige Sommerwitterung ein. Ich genoss den eigenthümlichen Zauber der Verwahrung vor der äussersten Sonnengluth durch sorgfältig gepflegte Kühle und Dunkelheit in meiner Stube, während ich nur des Abends von meinem kleinen Balkon aus, mich der Wirkung der Sommerluft hingab. Sehr erfreuten mich da ein paar gute Hornbläser, welche fast regelmässig, in einem Nachen auf dem See, durch den Vortrag einfacher Volkslieder sich verdient machten. — Glücklicherweise war ich jetzt auch in meiner Arbeit über den eigentlichen Knotenpunkt hinausgekommen, und die mildere Stimmung desjenigen Theiles meines Gedichtes, welchen ich jetzt noch zu bewältigen hatte, versetzte mich, trotz ihres wehmüthigen Charakters, in eine fast geistig behagliche Extase, in welcher ich bereits im Anfang des August die Komposition des Ganzen, davon jetzt nur noch Einiges zu instrumentiren war, vollendete.

So einsam ich lebte, gewährten mir die damals so aufregenden Vorgänge des italienischen Krieges genügende Unterhaltung. Mit der gehörigen Spannung des Für und Wider begleitete ich diese, im ganzen ebenso unerwartete als bedeutende Begebenheit. Doch blieb ich auch nicht gänzlich ohne Gesellschaft. Im Juli traf der bis dahin mir unbekannte *Felix Dräsecke* zu einem dauernden Besuche in Luzern ein. Nachdem er in einer von *Liszt* veranstalteten Aufführung das Vorspiel zu

»Tristan und Isolde« gehört, hatte er sich fast unmittelbar hierauf entschlossen, mir persönlich näher zu treten. Ich war durch seine Ankunft völlig erschreckt, und erklärte, nicht zu wissen, was ich mit ihm anfangen sollte. Da er mir ausserdem in einer gewissen witzelnden Weise viel von Personen und Verhältnissen erzählte, für welche ich immer mehr den Sinn verloren hatte, fiel er mir zunächst fast lästig, was er mir zu seiner Ueberraschung so lebhaft anmerkte, dass er glaubte nach wenigen Tagen sich wieder von mir fortwenden zu müssen. Diess machte nun mich wiederum betroffen; und nun liess ich es mir herzlich angelegen sein, ihm eine etwa entstandene schlimme Meinung von mir zu benehmen. Ich durfte ihn bald lieb gewinnen; und für längere Zeit, bis kurz vor seinem Fortgange von Luzern, bildete er meinen täglichen Umgang, an welchem ich, da ich es mit einem sehr begabten und nicht eingebildeten Musiker zu thun hatte, viele Freude gewann.

Auch *Wilhelm Baumgartner*, mein alter Züricher Bekannter, liess sich, mir zu Liebe, auf einige Wochen in Luzern nieder. — Schliesslich kam aber noch *Alexander Seroff* aus *Petersburg*, um einige Zeit in meiner Nähe verbringen zu können, an, ein sonderbarer, intelligenter Mensch, von ausgesprochener Parteinahme für *Liszt* und mich. Er hatte in Dresden meinen »Lohengrin« gehört, und wollte nun weiter von mir erfahren, wozu ich durch den Vortrag meiner Tristan-Komposition, in der mir eigenthümlichen summarischen Vortragsweise, verhelfen musste. Mit *Dräsecke* bestieg ich auch den *Pilatus*, bei welcher Gelegenheit ich wieder sympathische Aengste für einen mit Schwindel behafteten Gefährten zu erleiden hatte. Zum Abschied lud ich ihn noch zu einer Partie nach *Brunnen* und dem *Grütli* ein; worauf wir uns für jetzt trennten, da seine bescheidenen Mittel ihm keinen längeren Aufenthalt gestatteten, und auch ich ernstlich an meine Abreise dachte.

Bei dieser frug es sich nur darum, wohin ich mich eigentlich zu wenden habe. Ich hatte mich diesmal brieflich, durch *Eduard Devrient*, und endlich unmittelbar, an den *Grossherzog* von *Baden* gewendet, um von diesem die Zusicherung zu erhalten, wenn auch nicht in *Karlsruhe* selbst, so doch in irgend einem kleinen Orte der Umgebung mich niederlassen zu dürfen, da schon diess mir genügen würde, um meine endlich unabweisbar gewordenen Bedürfnisse, zu Zeiten mit einem Orchester und einem Gesangspersonale zu thun zu haben, ja sie nur zu hören, Befriedigung zu verschaffen. Ich erfuhr späterhin, dass der Grossherzog wirklich in dieser Angelegenheit sich brieflich an den König von Sachsen gewendet hatte; immer hiess es aber von dort her, man könne mich nicht

amnestiren, sondern nur begnadigen, nämlich wenn ich zuvor der richterlichen Untersuchung mich gestellt hätte. Die Erfüllung meines Wunsches blieb also unmöglich, und mir bangte immer davor, wie es zu bewerkstelligen sein sollte, die immer noch beabsichtigte Aufführung meines »Tristan« unter meiner persönlichen Mitwirkung vor sich gehen zu lassen. Es hiess immer, hiefür werde der Grossherzog seine Massregeln zu ergreifen wissen. Allein, wo sollte ich mich hinwenden, um, mit einiger Aussicht auf Dauer, die endlich doch wieder ersehnte Niederlassung zu Stande zu bringen? Mir blieb, nach langer Erwägung, nichts als der Entschluss übrig, mich nach *Paris* zu wenden, sei es auch nur, um mich dessen zu versichern, dass ich dann und wann ein gutes Orchester, ein vorzügliches Quartett hören könnte; denn die Entbehrung dieser Anregungen war mir in Zürich doch endlich unerträglich geworden. Nirgends aber als in Paris, wo ich andererseits ungestört mich aufhalten konnte, durfte ich mit Sicherheit darauf rechnen, diese künstlerische Lebens-Erfrischung in genügend edler Weise mir verschaffen zu können.

Endlich musste ich mich doch auch in Betreff meiner Frau zu einem Entschlusse bewogen fühlen. Wir waren jetzt ein ganzes Jahr über getrennt gewesen; nach den harten Belehrungen, die sie von mir empfangen, und welche ihren Briefen noch nicht ohne grossen Eindruck auf sie geblieben waren, durfte ich wohl annehmen, dass ein erneutes Zusammenleben mit ihr, welches andererseits schon die Beseitigung der grossen Schwierigkeit ihrer Erhaltung mit einem besonderen Umstande zu gebieten schien, von jetzt an erträglich verlaufen würde. Ich kam also mit ihr überein, sie solle sich im Spätherbst mit mir in Paris vereinigen; bis dahin wollte ich für die Ermöglichung einer Niederlassung daselbst sorgen, wozu ich unser in Zürich verbliebenes Mobiliar mit allem Hausrathe dorthin zu dirigiren übernahm. — Zur Ausführung dieses Vorhabens waren mir durchaus finanzielle Hülfsmittel von Nöthen, für welche ich in irgend welchen mir bevorstehenden Einnahmen keine Quelle ersehen konnte. Was ich zuletzt durch den Grossherzog von Weimar im Betreff der Nibelungen zu ermitteln gesucht hatte, nämlich das Eigenthumsrecht für die Herausgabe derselben acquiriren zu lassen, bot ich jetzt *Wesendonck* an. Dieser ging nun ohne Widerspruch auf meinen Wunsch ein, und war bereit, für jeden der fertigen Theile meines Werkes mir ungefähr dasjenige Honorar, welches von einem spätern Verleger dafür zu erhoffen war, gegen das hiefür ihm abgetretene Eigenthumsrecht auszuzahlen.

Nun konnte ich meine Abreise feststellen, und ich führte sie am

7. September aus, zu welcher Zeit ich mich zunächst auf drei Tage zu einem Besuche bei meinen Züricher Freunden begab. Ich brachte diese Tage wohlgepflegt im *Wesendonck*'schen Hause zu, und sah dort meine früheren Bekannten, namentlich *Herwegh*, *Semper* und *Gottfried Keller*, mit denen ich einen Abend verlebte, welcher durch einen leidenschaftlichen Streit mit *Semper* über die damaligen politischen Ereignisse sich auszeichnete. *Semper* erkannte nämlich in dem neuerdings besiegten *Oesterreich* das unterliegende deutsche Nationalprinzip; in dem romanischen, durch *Louis Napoléon* vertretenen Elemente, erkannte er dagegen das assyrische Despotenthum, gegen welches er einen Hass in der Kunst wie in der Politik bezeigte. Er äusserte sich hierüber mit solcher Heftigkeit, dass er selbst den sonst so schweigsamen *Keller* zu lebhafter Diskussion reizte, welche wiederum *Semper* so stark affizirte, dass er mit wahrer Verzweiflung schliesslich mich beschuldigte, durch die Veranlassung seiner Einladung in das *Wesendonck*'sche Haus ihn in eine feindselige Falle gelockt zu haben. Schliesslich schieden wir doch wieder als Freunde, und seitdem wir uns später abermals begegneten, arteten unsere Diskussionen nie wieder zu solcher Leidenschaftlichkeit aus. — Von Zürich begab ich mich noch zu einem Besuche *Sulzer*'s nach *Winterthur*. Ich traf meinen Freund selbst nicht an, dagegen seine Frau mit dem Knaben, welchen sie ihm seitdem geboren hatte; beide machten auf mich einen sehr rührenden und freundlichen Eindruck, welcher schon dadurch bestimmt wurde, dass ich den sonderbaren, so frühalten Freund mir jetzt offenbar als glücklichen Vater zu denken hatte. — —

Am 15. September gelangte ich nun nach *Paris*. Im Betreff der Wohnung hatte ich es auf die Umgebung der *Champs-Elysées* abgesehen, und suchte deshalb zunächst dort ein Absteigequartier, welches ich mir in der *Avenue de Matignon* nahm. Mein Hauptziel ging darauf, in einem abgelegenen einzelnen Häuschen mir das langersehnte stille Asyl aufzufinden; dies zu suchen bemühte ich mich nun zunächst. Ich glaubte hiefür jede meinem Gedächtniss erreichbare Bekanntschaft benutzen zu müssen. *Ollivier*'s waren um diese Zeit nicht in Paris; M^me^ *d'Agoult* war krank, auf der Abreise nach Italien begriffen, und konnte mich nicht empfangen; dafür wies sie mich an ihre Tochter, Gräfin *Charnacé*, welche ich aufsuchte, ohne mich jedoch für meine Zwecke ihr verständlich machen zu können. Ich suchte auch die Familie *Hérold*, welche mich bei meinem letzten Pariser Besuche so freundlich empfangen hatte, auf; traf aber in M^me^ *Herold* eine sonderbare krankhaft aufgeregte Zerstreuung an, so dass ich, wie es schien, statt der Hervorbringung meines Anliegens nur

auf Beruhigung dadurch zu denken hatte, dass ich in keinerlei Weise durch irgend eine Zumuthung sie aufzuregen mich bemühte. So machte ich mich denn in meinem leidenschaftlichen Eifer, für den Hauptpunkt der Wohnung zu sorgen, ohne weiteren Nachweis selbst auf, um mir endlich in einer, der früheren Anlage nach noch unvollendeten, Seitenstrasse der *Champs-Elysées*, nahe der *Barrière de l'étoile*, nämlich der *rue Newton*, ein hübsches pavillonartiges Häuschen mit kleinem Gärtchen aufzufinden, welches ich, für 4000 Francs jährlich, zur dreijährigen Miethe erhielt. Jedenfalls hatte ich hier vollkommene Stille und gänzliche Entfernung von Strassengeräusch zu erwarten. Schon diess allein nahm mich sehr für diese neue Acquisition ein. In diesem Häuschen hatte zuletzt der bekannte, und damals vom kaiserlichen Hofe protegirte, Auteur *Octave Feuillet* gewohnt. Mich aber wunderte es nur, dass das Gebäude, trotzdem ich hier auf keine alte Construction traf, innerlich bereits so sehr vernachlässigt war. Der Eigenthümer war in keiner Weise dazu zu bewegen, für die wohnliche Herstellung desselben etwas zu thun, selbst nicht, wenn ich ihm den Miethpreis erhöht hätte. Der Grund hiervon ward mir allerdings nach einiger Zeit klar: das Terrain selbst war nämlich, in Folge der Neubauten-Pläne für Paris der baldigen Demolirung verfallen; noch war es jedoch nicht an der Zeit, den Eigenthümern diese Absicht offiziell anzukündigen, weil dadurch sogleich die Ansprüche derselben auf Entschädigung Gültigkeit erlangt haben würden. Demzufolge blieb auch ich im guten Glauben, dass, was ich zur inneren Säuberung und Herrichtung des Grundstückes verwenden dürfte, mir auf eine Reihe von Jahren sich als ergiebig erweisen würde; somit schritt ich unverzagt zu den hiefür nöthigen Bestellungen, liess mein Mobiliar von Zürich kommen, und glaubte nun, da das Schicksal mich einmal zu solcher Wahl gezwungen hatte, mich für Zeitlebens als Pariser Niedergelassener ansehen zu dürfen.

Während diese Einrichtung betrieben wurde, suchte ich mich nun andererseits darüber zu orientiren, was aus den bisher mir bekannt gewordenen Anzeichen einer günstigen Beachtung meiner künstlerischen Arbeiten für meine zukünftige Lage zu gewinnen wäre. Ich suchte zunächst wieder jenen, zuletzt mit der Bearbeitung meines »Rienzi« betrauten jungen Mann, M^r^ *de Charnal* auf, um mir von ihm Bericht geben zu lassen. Da fand sich denn, dass Herr *Carvalho*, der Director des *Théâtre lyrique*, durchaus immer nur vom »Tannhäuser«, und nichts anderem, hören wollte. Diesen selbst vermochte ich nun zu einem Besuche bei mir, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Er be-

stätigte, dass er im höchsten Grade geneigt sei, eine Oper von mir aufzuführen; nur müsse es der «Tannhäuser» sein, weil, wie er erklärte, der Name dieser Oper den Parisern für identisch mit dem meinigen gelte, so dass, wenn man etwas von «*Wagner*» aufführen wollte, und dieas nicht der «*Tannhäuser*» sei, dieses für rein absurd angesehen werden würde. Im Betreff der von mir getroffenen Wahl des Bearbeiters des Poëm's dieser Oper schien er grosse Zweifel zu hegen, ob ich damit nicht einen Fehlgriff gethan hätte. Ich suchte mich nun mit Herrn *de Charnal*'s Leistung genauer bekannt zu machen, und erkannte allerdings zu meinem Schrecken, dass der junge, recht liebenswürdige Mann, welcher sich seiner letzten Mitarbeiterschaft an einem Melodrama «Schinderhannes» (von ihm für ein deutsch-romantisches Sujet gehalten) rühmte, von dem Charakter der vorliegenden Arbeit gar keine Ahnung hatte. Da mich sein Eifer rührte, versuchte ich es dennoch, nur einige zur Musik gebrauchbare Verse mit ihm zu Stande zu bringen, erlahmte jedoch an der fruchtlos hierbei vergeudeten Mühe. —

Nun war ich durch *Bülow* auf einen jungen, nicht eigentlich mehr praktizirenden Arzt, *Auguste de Gaspérini* hingewiesen worden, dessen Bekanntschaft er in *Baden-Baden* gemacht, und an welchem er eine auffallende Neigung für meine Musik erkannt hatte. Auch diesen hatte ich alsbald aufgesucht, und, da ich ihn nicht in *Paris* antraf, mich brieflich an ihn gewandt. Jetzt sendete er mir, mit ebenfalls brieflicher Empfehlung, seinen Freund *Leroy*, einen gut gebildeten Pariser Musiklehrer, zu, welcher mich durch sein einnehmendes Wesen alsbald gewann, und mein Vertrauen namentlich dadurch erweckte, dass er mir sofort von dem Befassen mit einem obscuren Theaterjournal-Schreiber, als welcher sich mir endlich M^r *de Charnal* herausstellte, abriet, und mich dagegen auf *Roger*, den so begabten, erfahrenen, und der deutschen Sprache mächtigen, bisher in Paris so beliebten Opernsänger, verwies. Mir fiel hiermit wirklich ein Stein vom Herzen; ich nahm die Einladung, welche *Leroy* durch Dazwischenkunft eines anderen Freundes vermittelte, an, in Folge welcher ich eines Tages nach *Roger*'s Landgut zu einer Zusammenkunft mit demselben geleitet wurde. Ich habe den Namen dieser stolzen Besitzung des bis dahin so gefeierten Pariser Tenoristen vergessen; es war das ehemalige Schloss eines Marquis, im grossherrlichsten Styl, von einem ungeheuren Jagd-Parke umgeben. Eben die Lust, diesem Parke zu Liebe sich auch der Jagdgewehre zu bedienen, hatte dem liebenswürdigen Sänger vor ganz kurzem den schrecklichen Unfall zugeführt, welcher ihm den rechten Arm zerschmetterte. Ich traf *Roger*

jetzt, nach einigen Monaten seit dem Unglücke, bereits vollständig genesen an, nur war ihm der rechte Vorderarm abgelöst, und es handelte sich nun darum, ob das Verfahren eines berühmten Mechaniker's, welcher ihm auch für die theatralische Aktion vollkommenen Ersatz des verlorenen Gliedes versprochen hatte, bewähren würde: diess ging, wie ich mich einige Zeit darauf überzeugte, wirklich mit genügendem Erfolge in Erfüllung; ich sah *Roger* in einer vom Theater der grossen Oper ihm gewährten Benefice-Vorstellung auftreten, und seines rechten Armes so glücklich sich bedienen, dass er gerade hierfür auf das Reichlichste applaudirt wurde. Dennoch hatte er zu erfahren, dass man ihn für «invalid» hielt, und seine Carrière an der grossen Oper von Paris war von hieran geschlossen. Für jetzt schien es ihm angenehm zu sein, auf dem ihm durch mein Anliegen eröffneten Wege sich auch einer Art von litterarischer Wirksamkeit zu versichern. Er ging mit vieler Freude auf meinen Vorschlag des Versuches einer praktischen Uebersetzung des «Tannhäuser» ein, und sang mir, nach einem bereits von ihm verfertigten französischen Texte einiger Hauptstellen daraus, selbst mehreres vor, was mir sehr geglückt erschien. So verliess ich, nachdem ich einen Tag bei ihm zugebracht und eine Nacht geruht, das Schloss des bis dahin so verwöhnten, und nun einem sehr traurigen Verfalle entgegengehenden Sänger's, in freundlicher, hoffnungsvoller Stimmung, da mir namentlich sein intelligentes Eingehen auf mein Werk einen angenehmen Begriff von der Kulturfähigkeit des französischen Geistes beigebracht hatte. — Dass ich dennoch alsbald auf *Roger*'s Arbeit verzichten musste, kam daher, dass dieser für allernächst durch seine eigene Lage, und durch die Versuche, dieser unter den traurigen Umständen, in die er gerathen war, einen neuen Halt zu geben, für längere Zeit gänzlich in Anspruch genommen wurde, und somit auf meine Nachfrage deshalb kaum Antwort geben konnte. Ich verlor ihn hierdurch zunächst gänzlich aus dem Auge.

Selbst zu diesem Versuche mit *Roger* war ich jedoch mehr zufällig veranlasst worden, als dass ich mich selbst dazu gedrängt gefühlt hätte. Immer hielt ich nur noch den Plan fest, in Paris eben nur einen passenden Aufenthalt für mich zu suchen, wogegen meine ernstlich gemeinten künstlerischen Unternehmungen stets auf das, andererseits mir unzugänglich bleibende, Deutschland gerichtet blieben. — Bald gewann jedoch Alles eine andere Richtung, als die von mir immer noch im Auge behaltene Aufführung des «Tristan» in Karlsruhe schliesslich gänzlich abgemeldet wurde. Ich musste unentschieden darüber bleiben, auf welcher Seite der eigentliche Grund zu dieser Aufgebung des früher so ernstlich

gemeint erschienenen Unternehmens lag. *E. Devrient* zeigte mir an, dass alle seine Bemühungen, die Rolle der *Isolde* geeignet zu besetzen, zuletzt an meiner Erklärung gegen die Sängerin *Garrigues* (damals bereits an den jungen *Schnorr* verheirathet) gescheitert seien, und dass er sich für alles Weitere um so weniger Rath wüsste, als selbst der mir ja so vorzüglich ergebene Tenorist *Schnorr* an der Ausführbarkeit des letzten Theiles seiner Aufgabe verzweifelt wäre. Ich erkannte sogleich, dass hier eine Störung vorliege, deren schädliche Wirkung ich sofort beseitigt haben würde, wenn es mir selbst gestattet gewesen wäre, auch nur auf eine kurze Zeit mich in Karlsruhe einzufinden. Allein gerade dieser Wunsch schien, sobald ich ihn von Neuem wieder kund gab, eine völlige Erbitterung gegen mich zu erwecken; hierin bezeigte sich namentlich *Devrient* mit solcher Heftigkeit und Härte, dass ich darauf gerathen musste, den Grund meiner Fernhaltung von Karlsruhe vorzüglich in seiner persönlichen Abneigung dagegen, in der Leitung seines Theaters von mir sich gestört zu sehen, aufzusuchen; wogegen ich den milderen Fall darin ersah, dass der Grossherzog sich peinlich davon berührt fühlte, seine früher mir eröffneten Aussichten auf meinen Besuch in seiner Residenz Karlsruhe mir nicht erfüllen zu können, und nun es ihm fast erwünscht erscheinen müsste, wenn die Veranlassung zu jenem Besuche aus anderen Ursachen von selbst hinwegfiele. Bereits erhielt ich jetzt durch *Bülow*, welcher wiederholt in Karlsruhe gewesen war, mehr als genügende Andeutungen über *Devrient's* Gesinnungen in dem erwähnten Betreff. Zur vollkommenen Klarheit hierüber zu gelangen, sollte mir noch für später vorbehalten bleiben; für jetzt war es mir von der wichtigsten Entscheidung, einsehen zu müssen, dass ich von Deutschland vollkommen abgeschnitten blieb, und namentlich für die so sehr mir am Herzen liegende Aufführung des »Tristan« an ein ganz neues Terrain denken musste. Schnell entwarf ich den Plan, für Paris selbst eine deutsche Theater-Unternehmung zu veranlassen, wie solche in früheren Jahren, namentlich unter Mitwirkung der *Schröder-Devrient*, bereits zu Stande gekommen waren. Ich glaubte mich dessen für gewiss halten zu können, dass die mir bekannten vorzüglichsten Sänger der deutschen Theater, wenn ich sie zu einer solchen Unternehmung nach Paris berufen würde, gern Folge leisteten; auch erhielt ich sofort von *Tichatscheck*, *Mitterwurzer*, dem Tenoristen *Niemann*, sowie auch von der Sängerin *Luise Meyer* in Wien, bereitwillige Zusage für den Fall, dass es mir glückte eine solide Unternehmung einer deutschen Opernsaison in Paris zu begründen. Somit verblieb mir zunächst die allerdings bedeutende Sorge, den hierfür geeigneten Mann in Paris selbst

aufzufinden, welcher auf seine Gefahr die Ausführung meines Planes unternommen hätte. Dieser ging darauf hin, die *Salle Ventadour*, von der Schliessung der italienischen Opern-Aufführungen ab, mit der eintretenden Frühjahr-Saison für zwei Monate zu miethen und von einem ausgewählten deutschen Sänger- und Chorpersonale zunächst den »Tannhäuser« und »Lohengrin« und schliesslich den »Tristan« selbst, sowohl den Parisern, als vor Allem mir selbst, vorzuführen.

Mit diesem Vorhaben im Kopfe, war ich nun in eine ganz andere, und von der ersten Tendenz meiner neuen Pariser Ansiedelung sehr verschiedene Richtung meiner Sorgen und Bemühungen gerathen; es musste mir jetzt sehr daran gelegen sein, Bekanntschaften, und namentlich solche von Einfluss, zu machen. Aus diesem Grunde war es mir erwünscht, den zuvor nur flüchtig mir bekannt gewordenen *Gaspérini* für dauernd in Paris eintreffen zu sehen, und durch ihn, dem ich sofort meine neuen Pläne mittheilte, mit einem ihm besonders gewogenen, reichen, und, wie mir gesagt wurde, nicht einflusslosen Manne, einem Herrn *Lucy*, zu jener Zeit Generalpächter in *Marseille*, in freundschaftlichster Weise bekannt gemacht zu werden. In Folge unserer Besprechungen musste immer als das Nöthigste erkannt werden, den Mann zu finden, welcher als unerlässlicher finanzieller Garant für die projektirte Unternehmung aufgekommen wäre. Mein Freund *Gaspérini* konnte mir nicht bestreiten, dass es ein recht natürlicher Einfall meinerseits sei, unter den von ihm selbst mir beigebrachten Voraussetzungen Herrn *Lucy* für diesen nöthigen Mann zu halten; nur dünkte es ihm rathsam, seinem Freunde mit einiger Vorsicht unsere Zumuthungen zu stellen, da er zwar eine grosse »chaleur de cœur« besässe, dennoch aber vor allem Geschäftsmann sei, und von Musik wenig verstünde. Vor allen Dingen erschien es daher nöthig, in Paris selbst mich und meine Musik in bedeutender Weise bekannt zu machen, um auf einen in dieser Weise erzielten Erfolg unsere weiteren Unternehmungen begründen zu können. Aus dieser Rücksicht fasste ich nun den Entschluss, zunächst einige grössere Konzert-Aufführungen zu veranstalten. Zur Bewerkstelligung dieses Unternehmens hatte auch ich sofort meinen alten Freund *Belloni*, den ehemaligen Sekretär *Liszt's*, in den Kreis meiner angelegentlichen Bekanntschafts-Pflege aufzunehmen. Dieser gesellte uns sogleich seinen Compagnon, einen sehr intelligenten, und, wie ich nie anders erfahren habe, gutartigen Menschen, Namens *Giacomelli*, zu. Der letztere redigirte ein Theater-Journal, und wurde mir von *Belloni* besonders seines »schönen Französisch«, sowie seiner sonstigen ungemeinen Rührigkeit wegen, vorzüglich empfohlen. Das

sonderbare Redaktionsbüreau meines neuen Protektors ward von jetzt an zu einem der wichtigsten, fast täglich von mir frequentirten Rendezvous mit allen den eigenthümlichen Wesen, mit denen für Theaterangelegenheiten und ähnliche Zwecke in Paris zu verkehren ist.

Zu allernächst handelte es sich darum, für meine beabsichtigten Konzerte den geeignetsten Saal zu erwerben. Es war ersichtlich, dass ich am aller vortheilhaftesten vor dem Pariser Publikum auftreten würde, wenn ich hierfür den Saal und das Orchester der *grossen Oper* selbst erlangen könnte. Desshalb hatte ich mich an den Kaiser *Napoléon* zu wenden, welches meinerseits in einem von *Gaspérini* rediģirten, bündigen Schreiben ausgeführt wurde. Hierbei war jedoch vor Allem die, aus seinen freundschaftlichen Beziehungen zu *Meyerbeer* zu schliessende, mir feindselige Stimmung und Haltung des damaligen Haus- und Staatsministers *Fould* zu beachten. Seinem befürchteten schädlichen Einflusse sollte der des Hrn. *Mocquard*, des Sekretär's *Napoléon*'s, und — wie *Ollivier* behauptete — des Verfassers der kaiserlichen Reden, entgegengesetzt werden. Auf diesem Punkte entschloss sich Hr. *Lucy*, in einem «Elan» feuriger Generosität, an seinen Jugendfreund, als welcher Hr. *Mocquard* in seinem Gedächtnisse lebte, selbst mit einem empfehlenden Schreiben sich zu wenden. Da selbst hierauf jede Gegen-Mittheilung aus den *Tuilerien* ausblieb, gerieth ich, unter den Berathungen mit meinen praktischeren Freunden *Belloni* und *Giacomelli*, in täglich sich bestärkende Zweifel über unsere Macht gegen den Staatsminister, und trat dagegen nun in Unterhandlungen mit Herrn *Calzado*, dem Direktor der italienischen Oper. Zu allernächst erfuhren wir hier einen direkten Abschlag; worauf ich mich endlich selbst zu einer Unterredung mit diesem Manne aufmachte. Hier gelang es mir wirklich durch eine, mich selbst überraschende Kraft meiner Ueberredungskunst, namentlich auch durch Vorspiegelung eines möglichen grossen Erfolges meiner zukünftig von den Italienern zu gebenden neuesten Oper «Tristan», zunächst wenigstens das Zugeständniss der Vermiethung der *Salle Ventadour* für drei, im Zwischenraume von je acht Tagen sich folgende Abende, zu erlangen; von dem Miethpreise von 4000 Franken für den Abend, und zwar eben nur für das Lokal und die Beleuchtung allein, vermochte jedoch schliesslich auch meine feurigste Beredtsamkeit, welche von *Giacomelli* beim Nachhausegehen auf das höchlichste bewundert wurde, nichts mehr abzudingen.

Jetzt erschien bereits nichts wichtiger, als mir ein ausgezeichnetes Orchester zusammenzubringen, und es für meine Konzerte in Verpflich-

tung zu nehmen, wofür zunächst meine beiden Agenten vollauf zu thun hatten. In Folge ihrer Bemühungen in dieser Angelegenheit gewann ich nun auch die ersten Anzeichen einer bisher nicht vermutheten feindseligen Haltung meines alten Freundes *Berlioz* gegen mich und meine Unternehmung.

Noch voll von den guten Eindrücken, welche mein Zusammentreffen mit *Berlioz* im Jahre 1855 in London auf mich zurückgelassen, und welche er selbst durch eine freundschaftliche Correspondenz mit mir einige Zeit unterhalten hatte, war ich sogleich nach meiner diessmaligen Ankunft in dessen Wohnung gegangen; da ich ihn hier nicht antraf, kehrte ich auf die Strasse zurück, wo ich nun *Berlioz* im Nachhausegehen begegnete, und zu bemerken hatte, dass mein Anblick ihm einen krampfhaften Schrecken verursachte, welcher sich in seiner Physiognomie und ganzen Haltung in wahrhaft grauenhafter Weise ausdrückte. Keinen Augenblick im Zweifel darüber, wie es zwischen ihm und mir stünde, verbarg ich meinen eigenen Schrecken unter der andrerseits natürlichen Besorgniss für sein Befinden, von welchem er mir auch sogleich versicherte, dass es höchst qualvoll sei, da er gegen die heftigen Anfälle einer Neuralgie nur noch durch die Elektrisirmaschine, von deren Gebrauch er so eben nach Hause zurückkehre, sich aufrecht terhalten könne. Um seine Schmerzen nicht zu vermehren, erbot ich mich, sogleich ihn zu verlassen, was ihn jedoch wieder bis dahin beschämte, dass er mich dringend ersuchte, nochmals in seine Wohnung mit ihm hinauf zu steigen. Hier gelang es mir, ihn durch die wahrhaftige Eröffnung meiner Absichten auf Paris einigermassen freundlich zu stimmen: selbst ein von mir vermuthlich auszuführendes Konzert-Unternehmen sollte nur den Zweck haben, die nöthige Aufmerksamkeit des Publikums mir so weit zuzuwenden, als es für das Zustandebringen einer deutschen Oper, durch welche ich mir meine, von mir selbst noch nicht gehörten, Werke vorführen zu lassen wünschte, erforderlich sei; wogegen ich auf eine französische Aufführung des «Tannhäuser», wie sie der Direktor *Carvalho* im Sinne gehabt zu haben schien, durchaus verzichtete. — In Folge dieser Erklärungen gerieth ich für einige Zeit mit *Berlioz* in ein ganz erträgliches, ja anscheinend durchaus freundschaftliches Vernehmen. So glaubte ich denn auch meine Agenten im Betreff der Acquisition von Orchester-Musikern für die projektirten Konzerte sehr wohl darauf anweisen zu können, in dieser Angelegenheit den gewiss sehr kundigen Rath meines erfahrenen Freundes zu Hülfe zu nehmen. Auch meldeten jene mir, dass *Berlioz* sich anfänglich theilnahmvoll bezeigt, dass diess aber sich plötz-

lich geändert habe, als eines Tages *Madame Berlioz* zu ihren Verhandlungen in das Zimmer getreten, und in den, ärgerlicher Verwunderung vollen Ausruf ausgebrochen sei: «Comment, je crois que vous donnez des conseils pour les concerts de Mr Wagner?» In Bezug auf diese Dame hatte *Belloni* in Erfahrung gebracht, dass sie soeben ein kostbares Bracelet von *Meyerbeer* zugesandt erhalten habe. «Rechnen Sie nicht auf *Berlioz*!» Mit dieser Ermahnung war seitens meines kundigen Agenten diese ganze Angelegenheit in Ordnung gebracht.

Ueberhaupt sah ich von jetzt an die strahlende Physiognomie des guten *Belloni* nie anders mehr, als von den Wolken der bängsten Sorgen verhüllt. Er glaubte herausgefunden zu haben, dass die sämmtliche Pariser «Presse» mir im höchsten Grade feindselig gestimmt wäre, wobei er nicht den mindesten Zweifel darüber aufkommen liess, dass diess die Folge der ungeheuren Aufregung sei, welche *Meyerbeer* jetzt in Berlin auszustehen habe. Er wusste von einer leidenschaftlichen Correspondenz von dort her mit den hauptsächlichsten Feuilletonisten der Pariser Journale zu berichten, unter anderm: dass der famose *Fiorentino Meyerbeer's* Bestürzung über mein Pariser Vorhaben bereits dadurch ausgebeutet habe, dass er ihm gedroht, meine Musik gut zu finden; was diesen natürlich wiederum zu den ungeheuerlichsten Bestechungen veranlassen musste. *Belloni* gerieth hierdurch in wachsende Bekümmerniss, und gab mir den Rath, vor allem auf finanzielle Unterstützung für mein Vorhaben bedacht zu sein, oder aber, wenn ich in dieser Beziehung aussichtslos sei, so möchte ich einzig auf die kaiserliche Macht mich stützen zu können versuchen. Besonders seine Erklärung, dass die, in jeder Hinsicht auf meine Gefahr hin auszuführenden Konzerte, ohne finanziellen Rückhalt nicht zu wagen wären, musste auch mich von Neuem zur Vorsicht bestimmen, denn alle meine Geldhülfsquellen waren durch meine Uebersiedelung und neue Einrichtung in Paris durchaus erschöpft. Somit musste ich nochmals darauf gerathen, zu den zuerst angeknüpften Unterhandlungen mit den *Tuilerien*, bezüglich der kostenfreien Ueberlassung der *grossen Oper* und ihres Orchesters, mit erneuerter Energie mich zurückzuwenden. Hierfür trat nun *Ollivier* mit Rathschlägen und sinnreichen Empfehlungen ein, deren Befolgung mich in sehr fremdartige, wenn auch äusserst flüchtige Berührungen setzte; so gerieth ich unter anderen bis in das Kabinet des Herrn *Camille Doucet* (eines Chefs im Ministerium *Fould's* und zugleich dramatischen Auteur's) immer in der Absicht, auf solchem Wege dem unnahbaren und gefürchteten Staatsminister und Meyerbeerianer selbst beizukommen. In Folge einer ein-

zigen dieser Empfehlungen gerieth ich jedoch in andauernde, sehr freundschaftliche, wenn auch für unsere nächsten Zwecke durchaus nutzlose Beziehungen, und zwar zu Herrn *Jules Ferry*. Der Kaiser und sein Sekretär schwiegen hartnäckig, und zwar selbst noch dann, als ich vom Grossherzoge von *Baden* die Verwendung seines Gesandten in Paris, endlich sogar die des schweizerischen Gesandten Dr. *Kern* für mich veranlasst hatte, welche angespannten Kräfte ihrerseits immer nur dahin wirken sollten, mir, und wohl auch dem Kaiser, über den gefürchteten *Fould* Aufklärung zu verschaffen. Vergebens: Alles schwieg. —

Unter diesen Umständen hatte ich es als eine recht sonderbare Einmischung des Schicksals in meine Lage anzusehen, dass *Minna* ihre Bereitheit zur Einkehr bei mir in Paris mir ankündigte, und ich demnächst ihre Ankunft zu erwarten hatte. Sowohl bei der Auswahl als der Einrichtung des Häuschens in der *rue Newton*, war ich mit besondrer Berücksichtigung des künftigen Zusammenlebens mit *Minna* ausgegangen; mein Wohnraum war von dem ihrigen durch eine Treppe geschieden, und ich hatte Sorge dafür getragen, dass auch der ihr zugetheilten Wohnung es nicht an Behaglichkeit fehle. Vor allem aber auch war ich in die, seit meiner letzten Wiedervereinigung mit ihr in Zürich gepflegte, Neigung verfallen, welche es mir eingab, durch besondere Annehmlichkeit der Ausstattung, bis dahin wo mir die Liebe zum Luxus vorgeworfen werden sollte, die Räume mir freundlich einzurichten, gleichwie um hierdurch das Zusammenleben mit der immer mir fremder werdenden Frau zu einer erträglichen Möglichkeit zu gestalten. Ausserdem bot sich in dem Häuschen der *rue Newton* auch die Gelegenheit einen Salon herzurichten, und, mochte ich hierfür auch keineswegs ausschweifend verfahren, so fand es sich doch endlich, dass ich, zu den ungeheuren Beschwerden eines nicht enden wollenden Verkehres mit den so unzuverlässigen Pariser Arbeitern, auch noch in zuvor nicht berechnete Unkosten gerieth. Doch tröstete ich mich damit, dass, da es nun einmal so sein sollte, *Minna* durch den Einzug in dieses Haus, welches sie fortan zu bewirthschaften hatte, in gute Stimmung gerathen würde. So glaubte ich namentlich auch auf die Anstellung einer Pflegerin für sie bedacht sein zu müssen, und liess mir von Mme *Hérold* eine hiefür besonders geeignet dünkende Person empfehlen. Ausserdem hatte ich mir sogleich bei meiner Ankunft einen Diener zugelegt, welcher, obwohl ein ziemlich alberner Walliser und früherer päbstlicher Leibgardist, doch bald mit grosser Liebe an mir zu hängen schien.

Zu diesem Personale brachte nun *Minna* selbst ihre frühere Züricher Köchin mit, in deren Begleitung ich sie endlich am 17. November auf dem Perron des Bahnhofes empfangen durfte. Hier übergab *Minna* mir sofort den Papagei und das Hündchen *Fips*, wodurch ich unwillkürlich an jene ihre frühere Ankunft im Hafen von *Rorschach*, vor nun zehn Jahren, erinnert wurde. Gerade wie damals gab sie mir auch jetzt sofort zu verstehen, dass sie nicht aus Noth zu mir käme, und wenn ich sie übel behandeln würde, sie recht gut wisse, wohin sie zurückzukehren hätte. Im Uebrigen hatte ich wohl nicht zu verkennen, dass gegen damals eine nicht unbedeutende Veränderung in ihr vorgegangen sei; sie bekannte mir, dass sie von der ähnlichen Angst und Besorgniss erfüllt wäre, wie eine Person, die einen neuen Dienst anzutreten habe, und nicht recht wisse, ob sie sich darin zurechtfinden würde. Hiergegen suchte ich sie durch die Bekanntmachung mit meiner äussern Lage, an der ich ihr Theilnahme zu verstatten nicht versäumte, zu zerstreuen. Leider hatte sie aber auch hierfür weder Sinn noch Verständniss, wogegen ihre Aufmerksamkeit sogleich einzig durch die Innerlichkeiten unseres Hauses in Anspruch genommen wurde. Dass ich mir einen Diener angenommen hatte, bemerkte sie mit Hohn; dass ich ihr aber unter dem Titel einer Kammerjungfer eine, wie ich wahrhaftig meinte, ihr sehr nöthige Pflegerin angestellt hatte, versetzte sie sogleich in Wuth. Dieses Frauenzimmer, von welcher mir M^me^ *Hérold* zu ihrer Empfehlung versichert hatte, dass sie sich mit engelhafter Geduld der Pflege ihrer kranken hochbejahrten Mutter unterzogen hätte, wurde alsbald durch das Verhalten *Minna's* gegen sie in dem Grade demoralisirt, dass ich nach kürzester Frist es mir selbst eifrig angelegen sein liess, sie wieder zu entlassen; bei welcher Gelegenheit ich mir heftige Vorwürfe darüber zuzog, dass ich der Dienerin eine kleine Gratifikation zuwandte. In noch höherem Grade gelang die vollständige Depravation meines Dieners, welcher schliesslich erklärte, keine Befehle von meiner Frau mehr annehmen zu wollen, durch meine Widersprüche hingegen sogar in fahrlässiges Benehmen auch gegen mich gerieth, und ebenfalls in kürzester Frist fortgeschickt werden musste. Er hinterliess mir eine sehr solide vollständige Livrée, welche ich ihm soeben erst für theures Geld angeschafft hatte, und welche fortan müssig dahing, da ich keine Neigung empfand, je wieder einen Bedienten in dieselbe zu stecken. Hiergegen muss ich allerdings der Schwäbin *Therese*, welche fortan während meines ganzen Pariser Aufenthaltes die Bedienung meines Hauses allein besorgte, für ihre Leistung das allervorzüglichste Zeugniss geben. Dieses Frauenzimmer, mit einem

ungewöhnlichen natürlichen Verstande begabt, übersah nämlich auch vollständig meine peinliche Lage ihrer Herrin gegenüber, begriff namentlich die üblen Eigenschaften derselben, und wusste sie zu meinen Gunsten, wie zum Vortheil des Hausstandes selbst, durch eine nie ermüdende Thätigkeit für mich unschädlich zu machen.

So schloss sich denn um diese Zeit, durch diese letzte Wiedervereinigung mit *Minna*, ein nun wiederholt von mir durchlebter Kreislauf, um, wie es schien, ganz von Neuem wieder zu beginnen. Diessmal durfte ich es für ein Glück erachten, dass jetzt von keiner Einkehr in eine stille Zurückgezogenheit die Rede war, sondern dass es sich um den Antritt einer unendlichen Folge von äusseren Beziehungen und Thätlichkeiten handelte, zu denen wiederum ich ganz gegen meine Wahl und Neigung durch das Schicksal hingetrieben wurde. —

Mit dem Neujahr 1860 trat jetzt eine sehr unerwartete Wendung für die Möglichkeit des Gelingens meiner Unternehmungen ein. Der Kapellmeister *Esser* in Wien vermittelte an mich den Wunsch des Musikhändlers *Schott* in Mainz, eine neue Oper von mir für seinen Verlag zu erwerben. Hierfür hatte ich jetzt nichts anderes als das »Rheingold« anzubieten; die eigenthümliche Beschaffenheit dieses, nur als Vorspiel zu der grossen Nibelungen-Trilogie gedachten Werkes, machte es mir schwierig, ohne weitere Andeutungen in diesem Bezug, es einfach nur als »Oper« anzubieten. Dennoch erschien der Eifer *Schott's*, jedenfalls ein neues Werk von mir seinem Verlagskatalog einzureihen, so gross, dass ich endlich alle Bedenken überwand und, ohne Verhehlung der Schwierigkeiten für die Verbreitung dieses Werkes, es ihm zur Verfügung stellte, sobald er mir 10,000 Franken dafür zahlen wollte, wogegen ich ihm allerdings die Erwerbung der nachfolgenden drei Hauptstücke, zu dem gleichen Preise für ein jedes derselben, zusicherte. Sogleich fasste ich den Plan, falls *Schott* auf meine Forderung einginge, die hieraus sich ergebende so unerwartete Einnahme zur Betreibung meiner Pariser Unternehmung zu verwenden. Durch das hartnäckige Schweigen des kaiserlichen Kabinets ermüdet, gab ich jetzt an meine Agenten den Auftrag, mit Signor *Calzado* für das italienische Opernhaus zu drei Konzerten abzuschliessen, sowie das nöthige Orchester und die erforderlichen Gesangskräfte anzuwerben. Als diess im Gange war, ward ich wiederum durch zögernde Gegenanerbietungen von *Schott* geängstigt; um ihn mir nicht abwendig zu machen, trug ich bereits dem Musikdirektor *Schmidt* in Frankfurt brieflich auf, die Unterhandlungen mit *Schott* auf Grund einer bedeutend ermässigten Forderung meiner-

seits fortzusetzen. Kaum war dieser Brief abgesandt, als *Schott*'s Schreiben eintraf, in welchem er mir schliesslich seine Bereitwilligkeit auf meine Forderung von 10,000 Franken einzugehen, kundgab. Diess veranlasste meinerseits ein Telegramm an *Schmidt*, durch welches ich den ihm gegebenen Auftrag angelegentlichst zurück nahm.

Mit gutem Muthe verfolgten nun ich und meine Agenten die eingeleitete Konzert-Unternehmung, deren Vorbereitung meine ganze Thätigkeit vollauf in Beschlag nahm. Ich hatte für einen Gesangchor zu sorgen, und glaubte hierfür das theuer zu bezahlende Personal der italienischen Oper durch einen deutschen Gesangverein verstärken zu müssen, welcher mir unter der Leitung eines gewissen Herrn *Ehmant* nachgewiesen wurde. Um die Mitglieder desselben mir geneigt zu machen, hatte ich eines Abends ihr Vereinslokal in der *rue du Temple* aufzusuchen, und mit guter Laune mich an den Bierdunst und Tabaksdampf zu gewöhnen, in welchem hier biedere deutsche Kunstbestrebungen sich mir offenbaren sollten. Ausserdem wurde ich aber auch mit Herrn *Chevé*, dem Lehrer und Dirigenten eines französischen Volksgesangsvereines, dessen Uebungen in der *Ecole de médecine* vor sich gingen, in Verbindung gesetzt, und traf hier auf einen wunderlichen Enthusiasten, welcher von seiner Methode, Leute ohne Noten Musik singen zu lassen, die Regeneration des französischen Volks-Geistes erwartete. Die peinlichsten Beschwerden verursachte mir aber die Nöthigung, den grössten Theil der Orchesterstimmen der von mir auszuführenden Fragmente erst kopiren zu lassen. Ich nahm hierfür mehrere arme deutsche Musiker in Sold, welche sich nun von früh bis in die Nacht in meiner Wohnung niederliessen, um unter meiner Anleitung und Aufsicht die oft schwierigen Einrichtungen vorzunehmen.

In diesen mit Leidenschaftlichkeit betriebenen Besorgungen traf mich jetzt *Hans von Bülow* an, welcher, wie es sich namentlich in dem Erfolge erwies, fast weniger um der Betreibung seiner eigenen Angelegenheiten als Konzert-gebender Virtuos, sondern um meinen Unternehmungen hülfreich sich zu erweisen, für längere Zeit in Paris eingetroffen war. Er wohnte bei *Liszt*'s Mutter, verbrachte aber die grösste Tageszeit bei mir, um überall, wo es Noth that, so jetzt zunächst bei der Anfertigung der Kopien zu helfen. Nach jeder Seite hin war seine Mitthätigkeit ausserordentlich; namentlich aber schien er es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, seine, bei einem vorjährigen Besuche von Paris unter der Anleitung seiner Frau angeknüpften, gesellschaftlichen Verbindungen für meine Unternehmung nützlich zu machen. Der Erfolg hiervon ergab

sich mit der Zeit; für jetzt half er bei der Ausführung der Konzerte selbst, zu welchen nun die Proben begannen.

Die erste dieser Proben fand im *Herz*'schen Saale statt, und führte zu einer Aufregung der Musiker gegen mich, welche fast einer Emeute glich. Ich hatte mich beständig mit ihnen zu streiten über Gewohnheiten ihrerseits, welchen nicht nachgeben zu dürfen ich meinerseits durch Vernunftgründe zu erweisen mich bemühte. Besonders empörte sie mein Sechsachtel-Takt, welchen ich ihnen nach dem Schema des Vierviertel-Taktes schlug, während sie unter tumultuarischen Protestationen behaupteten, er müsse nach dem des Alla-breve-Taktes geschlagen werden. In Folge eines scharfen Appells meinerseits an die Disciplin eines wohlgeordneten Orchesters, erklärte man mir, man sei keine preussischen Soldaten, sondern freie Männer. Endlich sah ich wohl ein, dass eines der Hauptgebrechen diessmal in der fehlerhaften Aufstellung des Orchesters lag, und entwarf nun meinen Plan für die nächste zweite Probe. Nach einer Berathung mit meinen Freunden fand ich mich hierzu am frühesten Morgen im Konzertsaale ein, ordnete selbst eine zweckmässige Aufstellung der Pulte an, und bestellte vor Allem ein für alle Musiker ausreichendes Frühstück, zu welchem ich beim Beginn der Probe in folgender Weise einlud: ich sagte den Musikern, dass von dem Erfolge unserer heutigen Zusammenkunft das Zustandekommen meiner Konzerte abhänge; wir dürften den Saal nicht verlassen, ehe wir hierüber nicht ganz im Klaren seien; desshalb ersuchte ich die Herren, zunächst eine Probe von zwei Stunden zu machen, sodann ein im anliegenden Salon bereitetes frugales Frühstück zu sich zu nehmen, worauf wir dann sofort eine zweite Probe, welche ich ihnen als solche auch bezahlen würde, abhalten sollten. Die Wirkung dieser Proposition war ganz ausserordentlich: die vortheilhafte Orchesteraufstellung erleichterte die Unterhaltung der guten Stimmung; der günstige Eindruck, welchen das nun gespielte Vorspiel zu »Lohengrin« auf Alle machte, liess endlich den Enthusiasmus ausbrechen und bereits am Schlusse der ersten Probe war Alles, Spieler und Zuhörer, unter denen sich auch *Gaspérini* befand, zur höchsten Gunst für mich hingerissen. Wahrhaft erfreulich äusserte sich nun dieser gute Geist bei der auf der Bühne der italienischen Oper selbst abgehaltenen Hauptprobe; hier war es mir bereits möglich, einen nachlässigen Trompeter mit harten Ausdrücken aus dem Orchester fortzuweisen, ohne hierbei durch den Geist der Camaraderie im mindesten behindert zu werden.

Das erste Konzert ging endlich am 25. Januar (1860) von Statten:

die Aufnahme aller Stücke, welche ich aus meinen verschiedenen Opern, bis zu «Tristan und Isolde», gewählt hatte, war von Seiten des Publikum's eine vollständig günstige, ja enthusiastische. Ich erlebte es hier, dass ein Stück, der Marsch aus «Tannhäuser», durch stürmischen Applaus unterbrochen wurde, und zwar, wie es schien, aus Freude an der Ueberraschung davon, dass meine Musik, von der man so viel Gegentheiliges behauptet hatte, so lang zusammenhängende Melodien aufwies.

Sehr befriedigt, sowohl von der Ausführung des Konzertes, als der Aufnahme, die es gefunden, hatte ich an den folgenden Tagen die entgegengesetzten Eindrücke zu überwinden, welche durch die Auslassungen der Presse hierüber in mir hervorgerufen wurden. Es zeigte sich jetzt, dass *Belloni* sehr richtig gesehen hatte, und dass gerade unsere durch seine Voraussehungen veranlasste Nicht-Einladung der Presse die Wuth der Gegner nur noch verstärkt hatte. Da bei der ganzen Unternehmung es jedoch mehr auf eine Anregung für energische Freunde, als auf das Lob der Rezensenten abgesehen war, so beunruhigte mich das Toben dieser Herren bei weitem weniger, als das Ausbleiben günstiger Anzeichen von jener Seite her. Vor Allem beängstigte es mich aber, dass das vollständig gefüllt erscheinende Haus keine grössere Einnahme, als es sich fand, abgeworfen hatte. Wir hatten zwischen fünf und sechs Tausend Franken eingenommen, aber über 11 000 Fr. Unkosten gehabt. Die letzteren hätten nun zum Theil ersetzt werden können, sobald bei dem zweiten, weniger kostbaren Konzerte eine möglichst gesteigerte Einnahme erwartet werden durfte. *Belloni* und *Giacomelli* hingen aber die Köpfe; sie glaubten sich der Einsicht nicht verschliessen zu dürfen, dass das Konzert nicht der Genre des Franzosen sei, welcher durchaus das dramatische Element, d. h. Kostüme, Dekorationen, Ballet und dergleichen verlange, um sich befriedigt zu fühlen. Die geringen Bestellungen zum zweiten Konzert, welches am 1. Februar gegeben wurde, hatten meine Agenten sogar in die Nöthigung versetzt, für eine künstliche Anfüllung des Saales Sorge zu tragen, um wenigstens den Anschein zu retten; ich musste sie hierin vollkommen gewähren lassen, und war späterhin verwundert zu erfahren, wie sie es angefangen hatten, die ersten Ränge dieses aristokratischen Theater's in einer Weise zu bevölkern, dass alle Welt, selbst unsere Feinde, hierdurch getäuscht wurden. Die wirkliche Einnahme betrug dagegen wenig über 2000 Franken, und nun bedurfte es allerdings meiner Hartnäckigkeit, und meiner Verachtung aller Nöthen, die mir hieraus entstehen konnten, um das für den 8. Februar angesagte dritte Konzert nicht abzubestellen.

Mein *Schott*'sches Honorar, von welchem ich allerdings einen Theil auf die Bedürfnisse meiner jetzt wiederum erschwerten häuslichen Existenz zu verwenden hatte, war darauf gegangen, und ich hatte mich nach Subsidien umzusehen. Diese erlangte ich zunächst mit schwerer Mühe, durch *Gaspérini*'s Vermittlung von dem Manne, auf dessen Gewinn für mich in einem bei weitem wichtigeren Sinne es eigentlich bei der ganzen Konzertunternehmung abgesehen war. Diess war der bereits erwähnte Generalpächter aus Marseille, Herr *Lucy*, welcher um die Zeit meiner Konzerte in Paris ankommen sollte, und von welchem mein Freund *Gaspérini* annehmen zu dürfen glaubte, dass ein bedeutender Erfolg meinerseits vor dem Pariser Publikum ihn zu dem grossartigen Entschluss anregen würde, sich zur finanziellen Uebernahme der Durchführung meines Projektes einer deutschen Oper in Paris zu erklären. Dagegen blieb nun Herr *Lucy* im ersten Konzert gänzlich aus, und stellte sich nur zu einem Theile des zweiten ein, bei dessen Anhörung er einschlief. Dass er nun um einen Vorschuss von mehreren Tausend Franken für das Zustandebringen des dritten Konzertes angegangen wurde, schien ihn ganz natürlich gegen jede weitere Zumuthung unsererseits zu schützen, so dass er eine gewisse Befriedigung empfand, um den Preis dieses Darlehen's vor allem weiteren Eingehen auf meine Pläne bewahrt zu sein. Musste auch mir nun die Durchführung dieses dritten Konzertes im Grunde nutzlos erscheinen, so erfreute dieses mich doch, sowohl durch den guten Geist der Ausführung selbst, als durch die schöne Aufnahme von Seiten eines Publikum's, welchem meine Agenten zwar auch diessmal noch zu einem volleren Anscheine hatten verhelfen müssen, das doch aber eine merkliche Zunahme an zahlenden Besuchern in sich schloss.

Mehr als der Unmuth über diese, äusserlich betrachtet, verfehlte Konzert-Unternehmung, wirkte jedoch in dieser Zeit die Wahrnehmung des ausserordentlichen Eindruckes, welchen ich auf Einzelne hervorgebracht, auf meine Stimmung. Unverkennbar hatte sowohl dieser Eindruck unmittelbar, als die hierüber sich äussernde Presse mittelbar, ein ausserordentliches Interesse mir zugewendet. Dass ich sämmtlichen Journalen keine Einladungen zugestellt hatte, schien von allen Seiten als eine bewundernswürdige Kühnheit aufgefasst zu werden. Die Haltung der Rezensenten war im Allgemeinen von mir bestimmt vorausgesehen worden; nur erweckte es mein Bedauern, dass selbst solche, wie ein Herr *Franc-Marie*, Berichterstatter für die *Patrie*, welcher sich am Schlusse des ersten Konzertes in äusserster Ergriffenheit dankbar an mich gewendet hatte, dem Losungsworte der *Camaraderie* unweigerlich zu folgen

sich genöthigt sahen, und schliesslich so weit gebracht wurden, ihre mir in Wahrheit geneigte Gesinnung zu verleugnen. Ein wahrhaft ärgerliches Aufsehen erregte jedoch *Berlioz* mit einem anfänglich in gewundenen Ausdrücken sich abmühenden, schliesslich in offenbar perfide Suppositionen sich ergehenden Artikel im *Journal des Débats*. Diesem, als meinem alten Freunde, entschloss ich mich sein schlechtes Benehmen nicht so leicht hingehen zu lassen, und antwortete ihm mit einem Briefe, welchen ich mit höchster Mühe in ein gutes Französisch übersetzen, sowie mit einiger Beschwerde in das *Journal des Débats* einrücken liess. Es schien nun, dass gerade dieser Brief Solche, auf welche mein Konzert selbst bedeutend gewirkt hatte, in einem sehr lebhaften Sinne mir zuwendete. Unter diesen meldete sich bei mir ein Herr *Perrin*, vormaliger Direktor der *Opéra comique*, jetzt vermögender Schöngeist und Maler, später jedoch Direktor der grossen Oper. Dieser hatte *Lohengrin* und *Tannhäuser* in Deutschland gehört, und erging sich in Aeusserungen, welche mich annehmen liessen, er würde, wenn er hiefür in die Lage komme, es sich zum Ehrenpunkte machen diese Werke nach Frankreich überzusiedeln. — In gleicher Lage der Bekanntschaft mit meinen Opern durch deutsche Aufführungen befand sich ein Graf *Foucher de Careil*, welcher mit mir ebenfalls in einen auszeichnenden andauernden Verkehr trat. Dieser hatte sich durch verschiedene Publikationen über deutsche Philosophie, namentlich durch eine Herausgabe des Leibnitz in Ansehen gesetzt, und es konnte mir nicht uninteressant sein, durch seine Gesellschaft mit einer ehrenwerthen, und von mir bisher durchaus ungekannten Seite des französischen Geistes in Berührung gebracht zu werden.

Uebergehe ich einige flüchtige Bekanntschaften, welche mir diese Zeit zuführte, und unter denen ein russischer Graf *Tolstoi* sich besonders vortheilhaft auszeichnete, so habe ich nun des vorzüglichen Eindruckes auf mich zu gedenken, welchen der Romancier *Champfleury* durch eine hinreissend liebenswürdige Brochüre, deren Gegenstand ich und meine Konzerte waren, auf mich machte. In anscheinend flüchtig hingeworfenen Aphorismen war hier eine so grosse Empfindung von meiner Musik und selbst meiner Persönlichkeit ausgesprochen, wie ich sie zuvor ähnlich nur in *Liszt*'s Auslassungen über *Lohengrin* und *Tannhäuser*, seitdem aber in dieser prägnanten und schwungvollen Art nie wieder erfahren habe. Meine hierauf folgende persönliche Bekanntschaft mit *Champfleury* führte mir einen sehr einfachen und in einem gewissen Sinne gemüthlichen Menschen zu, dessen gleichen sonst nur selten, und zwar als einer

aussterbenden Gattung der französischen Bevölkerung zugehörend, angetroffen werden dürfte.

In ihrer Art noch bedeutender war aber die Annäherung des Dichters *Baudelaire* an mich. Diese eröffnete sich durch einen Brief an mich, worin er mir seine Eindrücke von meiner Musik, als auf einen Menschen der durchaus nur Farben- aber keinen Tonsinn gehabt zu haben glaubte, bewirkt hätte. Seine, in der seltsamsten Phantastik mit bewusster Kühnheit sich bewegenden, Auslassungen hierüber zeigten mir in ihm sofort im mindesten einen Menschen von sehr ungewöhnlichem Geiste, welcher mit ungestümer Energie den von mir empfangenen Eindrücken in ihren weitesten Konsequenzen folgte. Seiner Namens-Unterschrift fügte er die Angabe seiner Wohnung nicht bei, um, wie er erklärte, mich nicht zu dem Gedanken zu verleiten, er wolle etwas von mir. Es versteht sich, dass ich auch ihn aufzufinden wusste, und ihn demjenigen Kreise von Bekanntschaften einreihte, welchen ich von jetzt an die Abende des Mittwoch zu ihrem Empfange bei mir ankündigte.

Diess war mir von meinen älteren Pariser Bekannten, unter denen *Gaspérini* sich fortgesetzt treu erhielt, als den Pariser Gewohnheiten entsprechend angerathen worden; und so kam ich dazu, in meinem kleinen Häuschen der *rue Newton* ganz nach der Mode «Salon» zu halten, wobei sich *Minna*, trotzdem sie sich nur jämmerlich mit einigen französischen Brocken zu helfen vermochte, in einer sehr respektabeln Stellung fühlte. Dieser Salon, an welchem auch *Ollivier's* freundschaftlichen Theil nahmen, bevölkerte sich einige Zeit über durch immer zunehmende Affluenz. Hier fand sich auch eine ältere Bekannte, *Malwida von Meysenbug*, wieder zu mir, um fortan für das ganze Leben mir nahe befreundet zu werden. Ich war ihr zuvor ein einziges Mal, und zwar während meines Aufenthaltes in London (1855), persönlich begegnet, nachdem sie bereits früher mit enthusiastischer Zustimmung sich mir über mein Buch «das Kunstwerk der Zukunft» brieflich zu erkennen gegeben hatte. Damals, in London, wo wir uns eines Abends bei einer Familie *Althaus* zusammen fanden, traf ich sie noch von all den Wünschen und Entwürfen für die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts erfüllt an, zu denen ich durch jenes Buch mich selbst bekannt hatte, von welchen ich aber jetzt, namentlich unter der Anleitung *Schopenhauer's*, durch die Erkenntniss der tiefen Tragik der Welt, sowie der Nichtigkeit ihrer Erscheinungen, in einem fast gereizten Sinne abgewendet worden war. Es war mir peinlich, bei meinen Diskussionen hierüber von der enthusiastischen Freundin nicht verstanden zu werden und ihr geradesweges

als Renegat einer edlen Sache zu erscheinen. Wir schieden in grosser Verstimmung. Jetzt erschrack ich fast, *Malwida* wieder in Paris anzutreffen: gar bald löschte sich aber jede peinliche Erinnerung an jene Londoner Debatten aus, als sie mir sofort mit der Erklärung entgegen kam, dass der damalige zwistige Disput auf sie den entscheidenden Erfolg gehabt hätte, welcher sie bestimmte sich unverzüglich mit der *Schopenhauer*'schen Philosophie bekannt zu machen. Nachdem ihr diess durch das ernstlichste Studium gelungen, sei sie allerdings zu der Einsicht gelangt, dass ihre damals geäusserten und heftig behaupteten Ansichten über Weltbeglückung ihrer Seichtigkeit wegen mich mit grossem Verdruss erfüllt haben müssten. Sie erklärte sich jetzt als meine eifrigste Bekennerin, und fasste dieses Bekenntniss sogleich im Sinne einer um all mein Wohlergehen allerernstlichst besorgten Freundin auf. Wenn ihr, welche ich dem Anstande gemäss zunächst in die Stellung einer Freundin zu meiner Frau zu bringen hatte, das schreckliche Missbehagen unseres, nur noch scheinbar ehelichen Zusammenlebens, auf den ersten Blick nicht entgehen konnte, und sie gegen die aus dem Wahrgenommenen resultirenden Uebelstände mit herzlicher Fürsorge einzuschreiten sich angelegen sein liess, so blieb es ihr auch alsbald nicht verborgen, in welcher schwierigen Lage ich, bei meinen fast ziellosen Unternehmungen, bei gänzlich mangelnder materieller Sicherung meiner Existenz, in Paris mich befand. Die grossen Unkosten, in welche die gegebenen drei Konzerte mich gebracht, waren endlich Niemandem der sich um mich bekümmerte, unbekannt geblieben; auch *Malwida* hatte bald errathen, in welchen Schwierigkeiten ich mich befand, da nach keiner Seite eine Aussicht sich eröffnen wollte, welche als ein praktischer Erfolg meiner bisherigen Unternehmungen, und als ein Ersatz der ihnen gebrachten Opfer angesehen werden konnte. Ganz aus eigenem Antriebe fühlte sie sich verpflichtet an eine Hülfe für mich zu denken, und suchte diese in der mir zu verschaffenden Bekanntschaft einer Mme *Schwabe*, der Wittwe eines reichen englischen Kaufmannes, in deren Hause sie als Erzieherin der älteren Tochter ein Unterkommen gefunden hatte. Sie verhehlte sich und mir nicht, welch' übele Zumuthung mir mit der Pflege dieser Bekanntschaft gestellt war; dennoch hielt sie sich an die, von ihr angenommene Guthmüthigkeit dieser ziemlich grotesken Frau, so wie an die Eitelkeit derselben, welche mir die Auszeichnung des Besuches meines Salons gewiss zu vergelten suchen werde. In Wahrheit waren alle meine Subsistenz-Mittel zu Ende; und diese schlimme Lage zu verläugnen erhielt ich den Muth einzig durch

den Abscheu, den ich empfand, als ich erfuhr, man gehe unter den Deutschen von Paris damit um, durch eine anzustellende Sammlung mich für die Unkosten meiner Konzerte zu entschädigen. Bei der Nachricht hiervon schritt ich sofort mit der Erklärung ein, dass jene Annahme meiner Bedürftigkeit in Folge von Verlusten auf einem falschen Gerüchte beruhe, und ich jede Bemühung in diesem Sinne ablehnen müsse. Mme. *Schwabe*, welche sich regelmässig in meinen Soiréen einfand, und ebenso regelmässig beim Musiziren einschlief, fand sich nun aber veranlasst, durch die sorgsame *Meysenbug* mir ihre persönliche Hülfe anbieten zu lassen. Diese erstreckte sich auf etwa 3000 Franken, welche mir in diesem Augenblick allerdings auf das Aeusserste nöthig waren; da ich das Geld nicht geschenkt annehmen wollte, stellte ich der Dame, welche diess in keiner Weise verlangte, freiwillig über die empfangene Summe einen Wechsel auf ein Jahr aus, welchen sie in der Annahme, einzig meinem Gefühle dadurch Genüge zu thun, nicht aber ihrerseits Rechte auf Wiedererstattung sich zu sichern, gutmüthig acceptirte. Als späterhin wirklich die Zeit der Fälligkeit dieser Wechsel erschien, wendete ich mich, da andererseits meine Lage mir die Einlösung derselben durchaus unmöglich machte, an die in Paris verbliebene *Meysenbug*, um bei der, seitdem wieder auswärts sich befindenden Besitzerin des Papieres sich für die Erneuerung desselben durch Verlängerung auf ein neues Jahr, zu verwenden: diese entgegnete mir nun mit ernstlichster Ueberzeugung, ich solle mir doch selbst diese geringe Mühe ersparen, da die *Schwabe* die mir übergebene Summe nie anders als eine freiwillige Beisteuer zum Gelingen meiner Pariser Unternehmung, für welches sie ernstliches Interesse zu empfinden sich geschmeichelt hätte, angesehen habe. Wir werden späterhin erfahren, welche Bewandtniss es damit hatte.

Ebenso überrascht als gerührt war ich, in dieser seltsam aufgeregten Zeit das Huldigungsgeschenk eines Dresdner Bürgers, *Richard Weiland* zugeschickt zu erhalten; es war eine nicht kunstlose Silber-Arbeit, ein von einem Lorbeerkranze umgebenes Notenblatt darstellend, auf welchem die Anfangstakte von Hauptthemen aus meinen Opern bis zu »Rheingold« und »Tristan« eingegraben waren. Der bescheidene Mann besuchte mich später einmal, und erklärte mir, dass er fast unausgesetzt den Aufführungen meiner Opern an verschiedenen Orten nachgereist sei, bei welchen Gelegenheiten er von der Prager Aufführung des »Tannhäuser's« im Gedächtniss behalten hatte, dass dort die Ouvertüre zwanzig Minuten gedauert, während sie unter meiner Leitung in Dresden nur zwölf in Anspruch genommen hatte.

In einer anderen Weise sehr freundlich anregend erwies sich für mich eine Berührung mit *Rossini*, welchem ein Witzreisser für die Journale ein *bon-mot* untergeschoben hatte, wonach er seinem Freunde *Caraffa*, als dieser sich für meine Musik erklärte, bei einem Diner den Fisch ohne Sauce servirt und diess damit erklärt haben sollte, dass ja sein Freund auch die Musik ohne Melodie liebe. Hiergegen protestirte nun *Rossini* in einem öffentlichen Schreiben sehr förmlich und ernsthaft, erklärte das ihm untergelegte *bon-mot* für eine «mauvaise blague» und bezeugte zugleich, dass er derartige Scherze sich nie in Betreff eines Mannes erlauben würde, den er darin begriffen sehe das Gebiet seiner Kunst zu erweitern. Nachdem ich hiervon Kenntniss erhalten, zögerte ich keinen Augenblick *Rossini* meinen Besuch zu machen, und ward von ihm in der Weise freundlich empfangen, wie ich diess später in einem, meinen Erinnerungen an *Rossini* gewidmeten Aufsatze beschrieben habe. — Nicht minder war ich auch erfreut im Betreff meines alten Bekannten *Halévy* zu erfahren, dass er in dem Streite über meine Musik freundlich für mich Partei genommen hatte. Ueber meinen Besuch bei ihm, sowie die bei dieser Gelegenheit gepflogene Unterhaltung, verweise ich auf meinen früheren bereits vorgreifend gegebenen Bericht.

Bei allen diesen, mehrerentheils freundlichen und ermunternden Begegnungen, wollte dennoch aber nichts herauskommen, was für die Gestaltung meiner Lage einer sicheren Aussicht geglichen hätte. Immer noch musste ich darauf gespannt bleiben, ob mir auf mein an den Kaiser *Napoléon* deshalb gerichtetes Gesuch ein Bescheid gegeben, und die Mittel der grossen Oper zu einer Wiederholung meiner Konzerte mir zugewiesen werden würden. Denn nur hieraus, nämlich wenn ich gar keine Kosten zu tragen hatte, konnte mir auch ein immer nöthiger werdender Vortheil erwachsen. Es blieb ausgemacht, dass der Minister *Fould* mit höchster Leidenschaftlichkeit beim Kaiser mir entgegen stehe. Da ich nun hiergegen die sehr überraschende Erfahrung gemacht, dass der Marschall *Magnan* meinen sämmtlichen drei Konzerten beigewohnt hatte, durfte ich bei diesem Herrn, gegen welchen der Kaiser aus den Zeiten des zweiten Dezembers her besondere Verbindlichkeiten hatte, auf eine nicht ungünstig zu verwerthende Theilnahme für mich schliessen. Da ich es durchaus darauf absah, dem mir höchst widerwärtig gewordenen Herrn *Fould* etwas anzuhaben, meldete ich mich daher bei dem Marschall, und hatte in Folge dessen die grosse Ueberraschung, eines Tages einen Husaren an meinem Hause anreiten zu sehen, welcher vom Pferde herab die Klingel anzog und meinem erstaunten Diener das Schreiben *Magnan's*

überreichte, in welchem dieser mich zu sich beschied. In der Commandantur von Paris empfing mich demzufolge der bis zur Verwegenheit stattliche Militär: dieser unterhielt sich sehr verständig mit mir, indem er mir seinen Gefallen an meiner Musik unverhohlen bezeugte, und hörte meinen Bericht über die so auffallend zwecklosen Versuche, welche ich beim Kaiser angestellt, sowie auch die Kundgebung meines Verdachtes in Bezug *Fould*'s, mit wahrhaftiger Aufmerksamkeit an. Mir ward später berichtet, er habe noch am gleichen Abende in den Tuilerien *Fould* sehr bestimmt in meinem Betreff zur Rede gestellt.

Jedenfalls bleibt es gewiss, dass ich von jetzt an immer bestimmtere Anzeichen einer Wendung meiner Angelegenheiten von dieser Seite her erfuhr. Das Entscheidende trug sich aber zu, als von einer mir bisher gänzlich unbeachtet gebliebenen Seite her zu meinen Gunsten eine Bewegung sich kund gab. *Bülow*, welcher von der Theilnahme an dem Ausgange aller dieser Dinge gefesselt, seinen Aufenthalt in Paris immer noch verlängert hatte, war hier mit Empfehlungsbriefen der damaligen Prinzessin-Regentin von Preussen an den Gesandten Grafen *Pourtalès* angekommen gewesen. Seine Erwartung, von diesem Herrn endlich selbst den Wunsch, dass ich ihm vorgestellt werden möchte, ausgedrückt zu sehen, blieben bisher unerfüllt. Um ihn zur Bekanntschaft mit mir zu nöthigen, griff er endlich zu dem Mittel, den preussischen Gesandten nebst seinem Attaché, Grafen *Paul Hatzfeld*, zu einem Déjeuner in dem vorzüglichen Restaurant *Vachette*, zu welchem ich ihn begleiten sollte, einzuladen. Der Erfolg dieser Zusammenkunft war allerdings ganz nach Wunsch; namentlich erfreute mich Graf *Pourtalès* durch grosse Einfachheit und ungeheuchelte Wärme seiner Unterhaltung, wie seines Benehmens gegen mich. Von jetzt an besuchte mich Graf *Hatzfeld*, wohnte auch meinen Mittwochs-Empfängen bei, und überbrachte endlich Botschaften im Sinne einer am Hofe der Tuilerien vorgehenden Bewegung zu meinen Gunsten.—Endlich ersuchte er mich, mit ihm den Grafen *Bacciochi*, den Oberstkämmerer des Kaisers, zu besuchen. Von diesem erhielt ich dann die ersten Anzeichen einer Antwort auf mein früheres Gesuch an den Kaiser: es hiess da, warum ich denn auf ein Konzert in der grossen Oper bestünde; ein solches interessire ja Niemanden ernstlich und könnte mir keinen weiteren Erfolg bringen; es wäre dagegen vielleicht besser, wenn man dem Direktor dieses kaiserlichen Institutes, Herrn *Alphonse Royer*, eine Verständigung mit mir über eine für Paris zu komponirende Oper anempfehle. Da ich hiervon nichts hören wollte, blieben mehrere solche Konferenzen fruchtlos; zu

einer derselben begleitete mich jedoch *Bülow*, bei welcher Gelegenheit wir an dem wunderlichen Herrn Grafen, den *Belloni* in seiner Jugend als Billet-Controleur an der *Scala* in Mailand fungirend gekannt haben wollte, die lächerliche Bemerkung machten, dass er, vermuthlich in Folge nicht sehr ehrenwerther körperlicher Gebrechen, gewisse willenlose krampfhafte Bewegungen seiner Hand nur durch beständiges Spielen mit einem Stöckchen zu verbergen bemüht war, welches er mit scheinbarer Künstlichkeit an sich auf und ab springen liess. Auch nach diesem Beginne eines unmittelbaren Verkehres mit der kaiserlichen Behörde schien es in meiner Angelegenheit zu fast gar nichts kommen zu wollen, als eines Vormittags Graf *Hatzfeld* mich mit der Nachricht überraschte, der Kaiser habe am vergangenen Abende den Befehl zur Aufführung meines *Tannhäuser* ertheilt. Die entscheidende Veranlassung hierzu sei von der Fürstin *Metternich* gegeben worden. Diese sei, als man soeben in der Umgebung des Kaisers über mich sich unterhalten habe, hinzugetreten, und, vom Kaiser um ihre Meinung befragt, habe sie, welche die Oper in Dresden gesehen hatte, mit solch herausforderndem Enthusiasmus sich über den «Tannhäuser» geäussert, dass der Kaiser ihr sofort das Versprechen gegeben habe, den Befehl zur Aufführung desselben zu ertheilen. Zwar sei *Fould*, dem noch am selben Abende der kaiserliche Befehl zuging, in höchste Wuth hierüber ausgebrochen; *Napoléon* habe ihm aber bedeutet, er könne nicht zurück, denn er habe der Fürstin *Metternich* sein Wort gegeben. Nun wurde ich denn wieder zu *Bacciochi* geführt, welcher mich diesmal mit sehr ernster Miene empfing, zunächst aber die sonderbare Frage nach dem Sujet meiner Oper an mich richtete. Ich musste ihm dieses in Kürze mittheilen, und als ich zu Ende war, fuhr er befriedigt auf: «ah! le pape ne vient pas en scène? C'est bon! On nous avait dit que vous aviez fait paraître le Saint-Père, et ceci, vous comprenez, n'aurait pas pu passer. Du reste, monsieur, on sait à présent que vous avez énormément de génie; l'empereur a donné l'ordre de représenter votre opéra.» Er versicherte mich des Weiteren, alles würde mir zu Gebote gestellt werden, um meine Wünsche zu befriedigen; ich solle mich fortan hierüber einzig mit dem Direktor *Roger* in das Vernehmen setzen.

Diese Wendung der Dinge brachte mich in eine dumpfe Verwirrung, da meine innere Stimme zu allernächst mir nur die seltsamen Missverständnisse bezeichnete, welchen ich sie zu verdanken hatte. Allerdings war mir jede Hoffnung geschwunden, meinen ursprünglichen Plan, meine Werke mit einer ausgewählten deutschen Truppe in Paris auf-

zuführen, verwirklicht zu sehen, und ich durfte mir nicht verbergen, dass ich jetzt auf das gute Glück eines Abenteuers angewiesen war. Einige Unterredungen mit dem Direktor *Royer* genügten, um mich über den Charakter der mir zugeführten neuen Unternehmung aufzuklären. Er hatte keine angelegentlichere Sorge, als mich von der Nothwendigkeit einer Umänderung des zweiten Aktes zu überzeugen, weil hier die Einführung eines grossen Ballets unumgänglich sei. Auf diese und ähnliche Zumuthungen gab ich so gut wie gar keine Antwort, und frug, heimkehrend, mich nur, was ich nun anfangen sollte, wenn ich mich entschlösse der Aufführung meines »Tannhäuser« in der grossen Oper geradeswegs zu entsagen.

Hierzu nahmen mich andere, unmittelbar meine Lage berührende, Sorgen drängend genug ein, um ihrer Abhülfe zunächst meine ganze Thätigkeit zuzuwenden. In diesem Sinne beschloss ich ein von *Giacomelli* eingeleitetes Unternehmen, meine Konzerte in *Brüssel* zu wiederholen, zu allernächst auszuführen. Mit dem dortigen *Théatre de la Monnaie* war eine Uebereinkunft für drei Konzerte, deren Einnahme nach Abzug aller Kosten zur Hälfte mir überlassen sein sollte, abgeschlossen worden. In Begleitung meines Agenten reiste ich nun am 19. März nach der belgischen Hauptstadt, um zu versuchen, ob es mir gelingen würde, dort einigen Ersatz für mein an den Pariser Konzerten verlorenes Geld zu gewinnen. Unter der Anleitung meines Mentor's sah ich mich genöthigt, allerhand Zeitungsredaktoren, unter anderen belgischen Sommitäten aber auch Herrn *Fétis père* aufzusuchen. Von diesem wusste ich, dass er bereits vor Jahren von *Meyerbeer* gegen mich sich hatte erkaufen lassen; es war mir nun unterhaltend, mit diesem autoritätisch sich gerirenden Menschen in eine Art von Diskussion zu gerathen, in welcher er schliesslich gänzlich als gleicher Ansicht mit mir sich kundgab. — Hier machte ich aber auch die merkwürdige Bekanntschaft des Staatsrath's *Klindworth*, dessen Tochter, oder, wie Manche wissen wollten, Gattin, mir schon früher, als ich mich in London aufhielt, von *Liszt* empfohlen worden war; dort war sie jedoch damals nicht eingetroffen und ich hatte nun das Vergnügen, mich hier in Brüssel zu meiner Ueberraschung von ihr eingeladen zu sehen. Während sie sich ausserordentlich zuvorkommend um mich bemühte, sorgte Herr *Klindworth* selbst für eine unerschöpfliche Unterhaltung aus den Erfahrungen seiner wunderlichen Laufbahn als diplomatischer Agent in allerhand, mir undeutlich gebliebenen Interessen. Ich speiste mehrere Mal bei ihnen, und ward dort mit Graf und Gräfin *Coudenhoven*, letztere die

Tochter meiner älteren Freundin, Frau *Kalergis*, bekannt. Herr *Klindworth* zeigte sich hierbei stets im höchsten Grade für mich eingenommen, so dass er eine Empfehlung an den Fürsten *Metternich*, dessen Vater er besonders nahe gestanden zu haben erklärte, mir aufzudringen für nöthig hielt. — Nur als mich bei einer letzten Unterhaltung seine bei aller sonstigen Frivolität seiner Maximen mich befremdende Berufung auf die alles lenkende «Vorsehung», zu einer ärgerlichen Replik stimmte, verlor er alle Fassung, so dass ich bereits glaubte, er sei im Begriffe vollkommen mit mir zu brechen; eine Befürchtung, welche sich aber für jetzt, und selbst in späteren Zeiten, nicht erfüllen zu wollen schien. — Ausser dieser interessanten Bekanntschaft gewann ich in Brüssel jedoch nichts, als Kummer und nutzlose Anstrengung. Das erste Konzert war bei aufgehobenem Abonnement stark besucht: allein die, in Folge einer von mir missverstandenen Klausel, auf mich allein fallenden Kosten der eigentlichen musikalischen Aufführung, wurden von der Direktion so stark berechnet, dass auf meinen Gewinn-Antheil fast gar nichts fiel; diess sollte nun das zweite Konzert ausgleichen; dieses ging aber im Abonnement vor sich; da sich ausser den Abonnenten, von denen man mir sagte, dass sie eigentlich das ganze Haus besetzten, bezahlende Besucher nur spärlich eingefunden zu haben schienen, kam auch diessmal nicht so viel für mich heraus, dass ich die durch die Begleitung eines Agenten und Dieners verstärkten Reise- und Aufenthalts-Kosten damit decken konnte. Hierauf beschloss ich dann dem Versuch eines dritten Konzertes zu entsagen, und reiste von M^me^ *Street*, eben jener Tochter *Klindworth*'s, mit einer böhmischen Glas-Vase beschenkt, in nicht besonders erfreulicher Laune nach Paris zurück. Doch hatte dieser Aufenthalt durch einen von hier aus unternommenen sehr kurzen Ausflug nach *Antwerpen*, mich doch einiger Massen zerstreut. Durchaus nicht in der Stimmung, die spärlich hierfür mir gegönnte Zeit zur Besichtigung von Kunstschätzen zu verwenden, hatte ich mich mit dem äusseren Anblicke der Stadt, welcher mir weniger Alterthümliches bot, als ich es vermuthet hatte, begnügt. Sehr verdrieslich jedoch blieb ich durch meine Enttäuschung über die Lage der berühmten Citadelle gestimmt. Ich hatte zu Gunsten der Scene des ersten Aktes meines *Lohengrin* angenommen, diese Citadelle, welche ich mir als die alte Burg von Antwerpen dachte, böte jenseits der Scheide einen irgend wie hervorragenden Punkt dar; statt dessen nun nichts als eine unterschiedslose Fläche, mit in die Erde eingegrabenen Befestigungen, zu erkennen war. Bei späteren Aufführungen des «Lohengrin», welchen ich beiwohnte, musste

ich nun gewöhnlich über die auf stattlichem Berge im Hintergrunde sich erhebende Burg des Theaterdekorateurs lächeln.

Ende März nach Paris zurückgekehrt, hatte ich zunächst wohl nichts weiter als meine gänzlich von Mitteln entblösste und dabei aussichtslose Lage zu bedenken. Ich musste mir unter dem Drucke dieser Sorgen um so sonderbarer vorkommen, als in meinem Hause, wo ich mir nichts davon merken liess, in Folge meiner Aufsehen erregenden Situation sich eine völlige Vogue einstellte; die Mittwochs-Empfänge wurden immer glänzender, interessante Fremde suchten sie auf, um durch mich zu gleicher Fortune zu gelangen; Fräulein *Ingebory Stark*, die nachherige Gattin des jungen *Hans von Bronsart*, stellte sich mit hinreissender Elegance bei uns ein, um das Klavierspiel zu besorgen; Fräulein *Aline Hund* aus Weimar trat ihr bescheiden zur Seite; ein äusserst begabter junger französischer Musiker, *Camille Saint-Saëns*, nahm in sehr erfreulicher Weise an der musikalischen Unterhaltung Theil, und zu meinen übrigen französischen Bekanntschaften hatte sich eine der werthvollsten, diejenige des Herrn *Frédéric Villot* gesellt. Diesen *Conservateur des tableaux du Louvre*, einen sehr zarten und fein gebildeten Herrn, hatte ich im Laden des Musikhändler's *Flaxland*, mit welchem ich in nicht unwichtigen Verkehr getreten war, eines Tages angetroffen, als er dort so eben sich nach der Ankunft der von ihm bestellten Partitur des *Tristan* erkundigte; hierüber ganz erstaunt, hatte ich ihn, nachdem ich ihm vorgestellt und davon unterrichtet worden war, dass er bereits die Partituren meiner früheren Opern besässe, nach der Möglichkeit aus meinen dramatischen Kompositionen einen Genuss zu ziehen gefragt, da ich nicht begreifen wollte, wie er, ohne der deutschen Sprache mächtig zu sein, gerade über diese Musik, welche so ganz mit der Dichtung zusammenhänge, sich Aufklärung verschaffen konnte; nachdem er mir hierauf die geistvolle Antwort gegeben, dass gerade meine Musik ihm als beste Anleitung zum Verständniss auch meiner Dichtung gedient hätte, fasste ich eine ernstliche Zuneigung zu diesem Mann, und blieb fortan sehr erfreut, mich mit ihm in anregender Berührung erhalten zu können. So glaubte ich späterhin ein sehr ausführliches Vorwort zu der Uebersetzung meiner Operndichtungen keinem Würdigeren als ihm widmen zu können. Die Partituren meiner Opern, die er selbst nicht zu spielen verstand, liess er sich durch den zuvor genannten, wie es scheint von ihm protegirten, jungen Musiker *Saint-Saëns* vorführen. Die Fertigkeit und das Talent *Saint-Saëns* lernte ich hierüber nun auch bis zu meinem wahrhaften Erstaunen kennen; mit einer ganz unüber-

trefflichen Sicherheit und Schnelligkeit im Ueberblicke der komplizirtesten Orchester-Partituren, verband dieser junge Mann ein nicht minder bewundernswürdiges Gedächtniss; er wusste meine Partituren, zu welchen sich nun auch der «Tristan» gesellte, nicht nur aus dem Kopfe zu spielen, sondern auch die, wesentlichen wie minder wesentlichen, Einzelnheiten derselben hierbei mit einer solchen Genauigkeit anzugeben, dass man glaubte er sähe die Partitur immer deutlich vor seinen Augen. Später erfuhr ich wohl, dass sich zu dieser stupenden Rezeptivität bei Erfassung alles technischen Materiales der Musik, keine intensive Produktivität bei ihm entwickeln wollte, so dass ich ihn unter seinen fortgesetzten Versuchen, als Komponist aufzutreten, mit der Zeit gänzlich aus den Augen verlor.

Jetzt hatte ich denn nun auch mit dem Direktor der grossen Oper, Herrn *Royer*, in nähere Vernehmung zu treten und zwar im Betreff der ihm befohlenen Aufführung des «Tannhäuser». Es vergingen hierüber zwei Monate, ehe ich mir darüber klar wurde, ob zu der ganzen Sache Ja oder Nein zu sagen sei. Bei keiner Unterredung mit jenem Manne blieb die Ermahnung, an ein Ballet im zweiten Akte zu denken, unberührt; ich betäubte, aber überzeugte ihn nie durch meine Beredtsamkeit. — Zunächst konnte ich mich aber nicht weigern, an eine brauchbare Uebersetzung der Dichtung zu denken.

Im Betreff dieser Arbeit war es bereits sonderbar unstät zugegangen. Nachdem, wie ich schon früher berichtet M^r *de Charnal* hierfür sich als unfähig erwiesen, *Royer* mir andauernd aus den Augen geschwunden war, *Gaspérini* aber auch keinen rechten Ernst für die Uebernahme dieser Arbeit mir bezeigt hatte, stellte sich ein Herr *Lindau* bei mir ein, welcher mir mit Zuversicht erklärte, er getraue sich mit Hinzuziehung des jungen *Edmond Roche* die rechte Uebersetzung vom «Tannhäuser» zu Stande zu bringen. Dieser *Lindau*, aus dem Magdeburgischen gebürtig und vom preussischen Militärdienst flüchtig geworden, war mir von *Giacomelli*, als der von ihm für den Vortrag des «*Etoile du soir*» in einem meiner Konzerte engagirte französische Sänger plötzlich absagte, als sehr geübter Stellvertreter empfohlen worden. Er hatte sich sogleich bereit erklärt, ohne Probe den «ihm sehr vertrauten Vortrag» jenes Gesangstückes zu übernehmen, was mich dazu bestimmte, ihn für ein vom Himmel mir gesandtes Genie zu halten. Nichts glich dagegen meinem wahrhaften Erstaunen über die unerhörte Frechheit dieses Menschen, welcher mit der dilettantenhaftesten Scheu, ohne auch nur einen Takt des Gesanges deutlich vernehmen zu lassen, am Abend des Kon-

zertes seiner Aufgabe sich in einer Weise entledigte, dass wiederum nur das Erstaunen des Publikums über diesen unbegreiflichen Vorgang den lauten Ausbruch eines allgemeinen Unmuthes zurückzuhalten schien. Nichtsdestoweniger wusste *Lindau*, welcher für seine Unthat allerhand Erklärungen und Entschuldigungen vorzubringen verstand, in meinem Hause, wenn auch nicht als glücklicher Sänger, so doch als theilnehmender Freund sich einzuführen, und, namentlich auf seine bald gewonnene Beliebtheit bei *Minna* hin, als fast täglicher Gast sich zu behaupten; weniger seinen Versicherungen, dass er über enorme Connexionen disponire, als seiner ausgesuchten Gefälligkeit bei allen nur möglichen Besorgungen, verdankte er jedoch die wirkliche Nachsicht, welche ich ihm, trotz beständigem innerem Widerstreben gegen seine Bekanntschaft, angedeihen liess.

Was mich nun aber für den Gedanken, ihn an einer Uebersetzung des »Tannhäuser« Theil nehmen zu lassen, bestimmte, war seine Anrufung der Mitarbeiterschaft des jungen *E. Roche*.

Mit diesem war ich sogleich nach meiner Ankunft in Paris (im September des verflossenen Jahres) in ausserordentlicher und einnehmender Weise bekannt geworden. Um mein damals von Zürich mir nachgesandtes Mobiliar in Empfang zu nehmen, hatte ich mich auf den Bureaux der Douane einzufinden; dort ward ich an einen bleichen, dürftig, aber lebhaft aussehenden, jungen Menschen gewiesen, mit welchem ich meine Angelegenheit zu erledigen hatte; als ich ihm meinen Namen nennen wollte, unterbrach er mich enthusiastisch: »O, je connais bien M^r *Richard Wagner*, puisque j'ai son portrait suspendu au-dessus de mon piano«. Ganz erstaunt frug ich dieser Bekanntschaft näher nach, und erfuhr, dass er wirklich durch genaues Studium der Klavierauszüge meiner Opern zu meinem enthusiastischen Anhänger geworden war. Nachdem er mir zunächst mit der aufopferndsten Gefälligkeit meine verdriesslichen Geschäfte auf der Douane abzumachen geholfen hatte, musste er mir versprechen mich zu besuchen; diess geschah, und ich konnte nun näher in die kümmerliche Lage dieses armen Menschen blicken, welcher mir, soweit ich diess zu beurtheilen mich getrauen durfte, Zeugnisse für eine edle poetische Begabung beibrachte, ausserdem mir erzählte, dass er auch als Violinist in den Orchestern der kleinen Vaudeville-Theater sich durchzuhelfen gesucht habe, hierbei aber in jeder Hinsicht so elend daran gewesen sei, dass er in Rücksicht auf seine Familie (denn er war schon verheirathet) eine geringe, aber dennoch mit festem Gehalte und Aussicht auf Avancement verbundene Bureau-Anstellung vorziehen

musste. Von seiner innigen Bekanntschaft mit meiner Musik konnte ich mich wirklich überzeugen; er behauptete, sie biete ihm den einzigen Trost für sein trauriges Leben. Im Betreff seiner dichterischen Elaborate konnten mir *Gaspérini* und andere Competente nichts anders aussagen, als dass sie zum Mindesten schöne Verse darböten. Bereits hatte ich an ihn für die Uebersetzung des »Tannhäuser« gedacht, und da jetzt das einzige Gebrechen, welches ihn an dieser Arbeit verhindern musste, nämlich seine Unkenntniss der deutschen Sprache, durch *Lindau*'s Hinzuziehung gehoben schien, sprach die Möglichkeit einer solchen Uebereinkunft sofort für die Annahme des Vorschlages dieses Letzteren.

Zu allernächst kamen wir überein, eine schlichte Prosa-Uebersetzung des ganzen Sujets, welche ich natürlich *Lindau* allein aufzugeben hatte, in das Werk zu setzen. Ehe ich diese zur Hand bekam, war eine sonderbare Zögerung eingetreten, deren Grund mir späterhin dadurch erklärt wurde, dass *Lindau* nicht einmal diese trockene Uebersetzung anzufertigen verstand, und sie einem armen Menschen, einem Franzosen, der aber deutsch verstand, gegen ein, für jetzt vorgespiegeltes, und mit der Zeit mir abzupressendes Honorar aufgedrängt hatte. Zugleich hatte *Roche* einige Hauptstrophen meiner Dichtung in Verse gebracht, welche mir sehr gefielen, und mit diesen beiden Zeugnissen der Tüchtigkeit meiner Mitarbeiter stellte ich mich nun bei *Royer* ein, um seiner Zustimmung zu einem Auftrage an Jene mich zu versichern. Es schien diesem nicht recht zu sein, dass ich zwei unbekannte Menschen hierfür bestellen wollte; doch behauptete ich, jedenfalls erst gründliche Versuche vornehmen zu müssen. Hartnäckig darauf bedacht, *Roche* den Auftrag nicht zu entziehen, betheiligte ich, der ich alsbald mich von *Lindau*'s vollständiger Unfähigkeit zu jeder Mithülfe überzeugte, in angestrengtester Weise mich an der Arbeit. Oft sassen die beiden vier Stunden lang bei mir, um nur ein paar Verse zu Stande zu bringen, bei welcher Gelegenheit ich gewöhnlich in die Versuchung kam, *Lindau*, welcher nicht einmal das Verständniss des deutschen Textes verrieth, dennoch aber jeder Zeit mit den unverschämtesten Vorschlägen bei der Hand war, zur Thüre hinaus zu werfen. Nur weil ich für jetzt nicht wusste, wie ich dem armen *Roche* den Antheil an seiner Arbeit erhalten konnte, hielt ich jedoch unter fortgesetztem Aerger die unsinnige Assoziation aufrecht.

Diese qualvolle Arbeit hielt mehrere Monate an, während welcher ich andrerseits mit *Royer* nun näher über die Vorbereitungen zur Aufführung des »Tannhäuser«, namentlich im Betreff der Besetzung der

Partien, zu verkehren hatte. Es musste mich seltsam dünken, dass fast keiner der Sänger der grossen Oper hierfür vom Direktor in Vorschlag gebracht wurde; wirklich waren sie alle auch mir selbst unsympathisch, mit Ausnahme einer M^me^ *Gueymard*, welche ich gerne zur «Venus» verwendet hätte, die mir aber (aus mir unklar gebliebenen Gründen) abgeschlagen wurde. Um übrigens gewissenhaft das vorhandene Personale zu mustern, hatte ich jetzt mehrere Male Vorstellungen von Opern wie «Favorite» «Trovatore» und «Semiramis», beizuwohnen, bei welchen Gelegenheiten mir allerdings die innere Stimme so deutlich den Irrweg zeigte, auf welchen ich mich getrieben fand, dass ich beim Nachhausegehen mich stets entschlossen zu fühlen glaubte, dem ganzen Vorhaben mit Bestimmtheit zu entsagen. Dagegen verführte mich immer wieder die unverhohlene Freimüthigkeit, mit welcher *Royer*, der hierzu autorisirt war, mir die Herbeiziehung jedes irgend von mir gewünschten Sänger's anbot. In diesem Betreff handelte es sich vor allem um einen Tenoristen für die Hauptpartie: ich konnte hierfür auf keinen Andern, als auf den von allen Seiten mir so sehr gerühmten *Niemann* in Hannover verfallen. Selbst Franzosen, wie *Foucher de Careil* und *Perrin*, welche ihn gerade in meinen Partien gehört hatten, bestätigten seine besondere Tüchtigkeit; dem Direktor erschien eine solche Acquisition unter allen Umständen höchst wünschenswerth für sein Theater, und so ward *Niemann* jetzt eingeladen, zu dem Zwecke des Abschlusses eines Engagements, sich in Paris einzufinden. Ausserdem wünschte Herr *Royer*, dass ich mich für das Engagement einer M^me^ *Tedesco* welche «tragédienne» sei, und besonders ihrer Schönheit wegen dem Repertoire der Oper sehr nützlich sein würde, mich zu erklären, da er keine bessere als diese zur «Venus» vorschlagen könne. Ich gab, ohne die Dame zu kennen, diesem vortrefflichen Rathschlage meine Zustimmung, erklärte mich übrigens mit dem Engagement eines Fräulein *Sax*, einer noch unverdorbenen jungen Sängerin mit sehr schöner Stimme, so wie eines italienischen Baritonisten *Morelli*, dessen sonores Organ mir bei einer jener von mir besuchten Aufführungen, im Gegensatze zu den krankhaften Sängern dieses Genres der französischen Oper, aufrichtig gefallen hatte, einverstanden, und hatte somit für jetzt alle nöthig dünkenden Vorkehrungen, wie es schien, nach bestem Ermessen, in Wahrheit aber ohne allen inneren Glauben an die Sache, besorgt.

Während dieses Verkehres verstrich mein sieben und vierzigster Geburtstag unter mehr als missmüthigen Stimmungen, denen einzig am Abende dieses Tages ein besonders helles Leuchten des Jupiter

eine ahnungsvolle Wendung gab. Die angebrochene schöne Jahreszeit, welche dem geschäftlichen Verkehr in Paris nie günstig ist, trug zur Steigerung meiner Nöthen bei: ich war und blieb fortgesetzt ohne Aussicht auf die Möglichkeit, mir die Mittel zur Bestreitung meines ziemlich kostspielig gewordenen Haushaltes zu verschaffen. Unter allen übrigen Beklemmungen fortwährend bemüht, hierfür Rath zu suchen, hatte ich mich auch mit dem Musikhändler *Flaxland* in einen Verkauf meiner für Frankreich so weit als möglich zu verwerthenden Eigenthumsrechte an den Opern «Fliegende Holländer» «Tannhäuser» und «Lohengrin» eingelassen. Der hierüber abgeschlossene Kontrakt besagte, dass der Verleger mir sofort 1000 Franken für jede der drei Opern auszahlen sollte, dagegen weitere Zahlungen erst nach den Aufführungen derselben auf einem Pariser Theater, und zwar mit 1000 Franken nach den ersten zehn, und abermals so viel nach den darauf bis zur zwanzigsten folgenden Repräsentationen in Aussicht gestellt wurden. Von diesem Vertrage gab ich sogleich meinem alten Freunde *Pusinelli*, zu dessen Gunsten im Betreff der Zurückzahlung seiner früher für die Herausgabe meingr Opern mir geliehenen Kapitale ich beim Verkaufe derselben an *Meser*'s Nachfolger diess stipulirt hatte, Nachricht, indem ich ihn zugleich bat, die Erstattung der ersten Aconto-Zahlung *Flaxland*'s mir zu erlassen, da ich eben, um jene Opern in Paris noch zur Möglichkeit einer Rentabilität zu bringen, mich jetzt mittellos bemühen müsste. Der Freund genehmigte in Allem meine Verfügung. Desto widerwärtiger benahm sich dagegen der Dresdner Verleger, welcher sofort sich über Beeinträchtigung seiner Eigenthums-Rechte auch für Frankreich beklagte, und hierdurch *Flaxland* in der Weise belästigte, dass dieser fortan wiederum gegen mich Schwierigkeiten zu erheben sich als berechtigt vorgeben konnte.

Fast war ich auch auf diesem Wege nur in neue Widerwärtigkeiten gerathen, ohne mir eine irgend wie ausreichende Hülfe zu gewinnen, als eines Tages Graf *Paul Hatzfeld* bei mir erschien, um mich zu bitten M^me^ *Kalergis*, welche so eben in Paris angekommen sei, zu besuchen, und von ihr Mittheilungen in Empfang zu nehmen. Ich sah die Dame, seit meinem Aufenthalte mit *Liszt* im Jahre 1853 in Paris, zum ersten Male wieder, und wurde von ihr mit der Erklärung empfangen, dass sie um so mehr bedauere bei meinen im vergangenen Winter gegebenen Konzerten nicht zugegen gewesen zu sein, als sie dadurch die Gelegenheit verloren habe, mir zur rechten Zeit in beschwerlichen Umständen behülflich zu sein. Sie erfahre, dass ich hierbei grosse Verluste erlitten habe, welche man ihr auf 10 000 Franken angebe, und sie ersuche mich

nun, den Ersatz hierfür von ihr anzunehmen. Hatte ich zuvor es für schicklich erachten müssen, dem Grafen *Holzfeld*, da man mit jener widerwärtigen Collecte sich auch an die preussische Gesandtschaft gewandt hatte, jene Verluste geradesweges zu leugnen, so fand ich jetzt nicht den mindesten Grund dafür, vor der grossherzigen Frau mich zu verstellen. Es war mir als ob sich nur etwas erfüllte, was ich von je erwarten zu dürfen mich berechtigt wähnte; und ich empfand hiergegen sofort nur das einzige Bedürfniss, dieser seltenen Frau ebenfalls zu erwidern, wenigstens ihr etwas sein zu können. Alle meine Beunruhigungen, welche mir der fernere Umgang mit ihr verursachte, entsprangen aus der Unbefriedigung dieses einen Wunsches, in welchem der sonderbare Charakter und der unstete Lebenslauf derselben mich erhielt. Für jetzt versuchte ich aber sogleich ihr irgend etwas zu erweisen, was ihr jenen Wunsch als einen wahrhaftigen bewähren sollte. Ich improvisirte eigens für sie eine Audition des zweiten Aktes von »Tristan«, bei welcher M^me^ *Viardot*, die ich mir bei dieser Gelegenheit näher befreundete, mit mir gemeinschaftlich die Gesangpartien übernehmen sollte, während ich für das Klavierspiel *Klindworth* aus London auf meine Kosten mir kommen liess. Diese sehr merkwürdige intime Aufführung ging im Hause der *Viardot* vor sich; ausser Madame *Kalergis*, für welche sie einzig stattfand, war nur *Berlioz* noch zugegen. Für seine Hinzuziehung hatte sich M^me^ *Viardot* ganz besonders verwendet, wie es schien, in der sehr bestimmten Absicht, die zwischen mir und *Berlioz* entstandenen Verstimmungen zu verwischen. Welchen Eindruck die unter solchen Umständen vor sich gehende Aufführung dieses exzentrischen Fragments auf die Betheiligten und Anwesenden hinterliess, ist mir undeutlich geblieben; M^me^ *Kalergis* blieb stumm, *Berlioz* äusserte sich einzig anerkennend über die »Chaleur« meines Vortrages, der sich allerdings von dem meiner Assistentin, welche Alles meist nur mit halber Stimme andeutete, merklich genug unterscheiden mochte. Von der hieraus entstehenden Situation schien besonders *Klindworth* zu grossem Unmuth berührt worden zu sein; er hatte sich zwar seiner Aufgabe vortrefflich entledigt, erklärte aber bei der Wahrnehmung des Benehmens der *Viardot*, welche vermuthlich aus Rücksicht auf den anwesenden *Berlioz* zu jener Lauheit im Vortrage ihrer Partie bestimmt worden sei, vor Aerger sich verzehrt zu haben. Dagegen empfanden wir grössere Befriedigung, als wir eines Abends bei mir den ersten Akt der *Walküre* vornahmen, bei welcher Aufführung diesmal, ausser M^me^ *Kalergis*, auch der Sänger *Niemann* zugegen war.

Dieser war nämlich auf die Einladung des Direktor *Roger*, um des Abschlusses eines Kontraktes willen, nach Paris gekommen. Ich erstaunte über die Art, die ihm zu eigen geworden, und mit welcher er sogleich unter der Hausthüre mit der Frage: «nun, wollen sie mich oder nicht?» sich vorstellte. Hiergegen hatte er sich bei unserem gemeinschaftlichen Besuche im Bureau des Direktors vortrefflich zusammen genommen, um einen guten Effekt zu machen, welcher denn auch nicht ausblieb, da alle Welt über das Phänomen erstaunt war, einen Tenoristen von solch übermässiger Leibesbeschaffenheit anzutreffen. Dennoch hatte er sich zu einer scheinbaren Audition zu bequemen, für welche er die Erzählung der Pilgerfahrt des «Tannhäuser», auf der Scene der grossen Oper von ihm agirt und gesungen, gewählt hatte. M^me^ *Kalergis* und Fürstin *Metternich*, welche im Geheimen dieser Probe beigewohnt hatten, waren, wie nicht minder die Mitglieder der Direktion, sogleich enthusiastisch für *Niemann* eingenommen worden. Er wurde für acht Monate, mit einem monatlichen Gehalte von 10 000 Franken, engagirt, und es galt dieses Engagement einzig der Aufführung des «Tannhäuser», da ich gegen ein vorheriges Auftreten des Sänger's in anderen Opern Protest einlegen zu müssen glaubte.

Es war eben der Abschluss dieses Engagements, welcher, im Betracht der ausserordentlichen Umstände unter denen auch dieses zu Stande kam, mich mit einem bisher unbekannten Gefühle einer Macht, die mir plötzlich zugetheilt war, erfüllte. Auch mit der Protektorin des ganzen Unternehmens, als welche unverkennbar die Fürstin *Metternich* angesehen werden musste, war ich jetzt in näheren Verkehr getreten, und fand mich von ihrem Manne, so wie von den weiteren gesandtschaftlichen Kreisen, welchen Beide angehörten, mit einer auszeichnenden Wärme aufgenommen. Namentlich der Fürstin schien man einen allmächtigen Einfluss an dem kaiserlichen Hofe von Frankreich zusprechen zu müssen; der sonst so einflussreiche Staatsminister *Fould* konnte in den Angelegenheiten, die mich betrafen, nichts mehr gegen sie ausrichten. Ich war von ihr angewiesen, für alle meine Wünsche mich stets nur an sie zu wenden: sie würde Alles durchzusetzen wissen, was ihr um so mehr am Herzen läge, als sie wohl sähe, dass ich selbst zu der ganzen Unternehmung noch kein rechtes Vertrauen habe.

Unter diesen Auspizien schien sich der Sommer bis zum Herbst, wo die Proben beginnen sollten, ganz erfreulich für mich anzulassen. Es war mir von Werth, gerade jetzt in dem Stande zu sein, für *Minna*'s Gesundheit, welcher eine Kur im Bade Soden bei Frankfurt dringend

anempfohlen war, gemächlich sorgen zu können; sie reiste Anfangs Juli dahin ab, und ich versprach ihr nach Ablauf ihrer Kur-Zeit, bei Gelegenheit eines jetzt mir ermöglichten Besuches am Rheine, sie von dort abzuholen.

In meinen Beziehungen zum Könige von Sachsen, welcher bisher aus »juristischen Gründen« hartnäckig meiner Amnestirung widerstrebt hatte, war jetzt nämlich eine Wendung zum Besseren eingetreten. Ich verdankte diese der wachsenden Theilnahme der übrigen deutschen Gesandtschaften, namentlich der österreichischen und preussischen, für mich. Herr von *Seebach*, der sächsische Gesandte und Gatte einer Cousine meiner grossherzigen Freundin, *Kalergis*, welcher mir sich ebenfalls in recht herzlicher Weise theilnahmsvoll erwies, schien es nicht länger ertragen zu haben, von seinen Collegen über meine so anstössige Lage als »politischer Flüchtling« interpellirt zu werden. Er hatte es demgemäss für seine Angelegenheit gehalten, beim sächsischen Hofe zu meinen Gunsten zu vermitteln. Hierzu schien auch von der damaligen Prinzessin-Regentin von Preussen, wiederum durch Vermittelung des Grafen *Pourtalès*, wohl gesinnt mitgewirkt zu werden. Ich erfuhr, dass bei einer in Baden stattgefundenen Zusammenkunft der deutschen Fürsten mit Kaiser *Napoleon* ein gewichtiges Wort von ihr beim Könige von Sachsen eingelegt worden sei. Nach der Beseitigung von allerlei lächerlichen Bedenken, welche Herr von *Seebach* mir hatte vortragen müssen, eröffnete dieser mir endlich, dass der König *Johann* mich zwar nicht amnestiren, somit auch die Rückkehr in das Königreich Sachsen mir nicht gestatten könnte, jedoch gegen meinen Aufenthalt in den übrigen deutschen Bundesstaaten, welche ich etwa zu künstlerischen Zwecken besuchen möchte, sobald von ihrer Seite kein Bedenken aufkäme, fortan nichts einzuwenden haben würde. Herr von *Seebach* empfahl mir selbst an, bei meinem ersten Besuche der Rheinländer der Prinzessin-Regentin von Preussen mich vorzustellen, um ihr meinen Dank für ihre Fürsprache auszusprechen, woran dem Könige von Sachsen selbst gelegen zu sein schiene.

Ehe ich zur Ausführung dieses Vorsatzes kam, hatte ich mit meinen Uebersetzern des »Tannhäuser« noch die quälendsten Mühen zu überstehen. In dieser, sowie aller vorangegangenen Beschwerde, befand ich mich wiederum in meinem alten Zustande des Leidens, welcher namentlich im Unterleibe seinen Sitz zu haben schien. Hiergegen verordnete man mir das Reiten; es fand sich ein freundlicher junger Mann, der Maler *Czermak*, welchen Fräulein *Meysenbug* mir zugeführt hatte, und der sich jetzt erbot, bei den mir verordneten Reitübungen behülflich

zu sein. Ich hatte hierzu bei einem Pferdeverleiher ein Abonnement zu nehmen, in Folge dessen mir und meinem Genossen eines Tages die ausbedungenen geduldigsten Pferde des Stalles zugeführt wurden, auf welchen wir nun mit möglichster Vorsicht einen Ritt in das *Bois de Boulogne* wagten. Wir wählten hierzu die Vormittags-Stunden, um nicht mit den eleganten Cavalieren der hohen Welt zusammen zu treffen. Da ich mich auf *Czermak's* Erfahrung verlassen hatte, war ich nun erstaunt, bei dieser Gelegenheit, ihn, wenn nicht an Reitkunst, doch jedenfalls an Muth zu übertreffen, da ich den allerdings äusserst beschwerlichen Trapp meines Thieres ertrug, während er mit lauten Deprecationen sich gegen Wiederholung dieser Uebung erklärte. Kühn gemacht beschloss ich nun eines folgenden Tages allein auszureiten; der Stallknecht, welcher mir das Pferd gebracht hatte, behielt mich bis zur Barrière de l'Etoile im Auge, jedenfalls gespannt darauf, ob ich mit dem Pferde über diese Gegend hinauskommen würde: als ich mich der Avenue de l'Impératrice näherte, weigerte sich auch mein Schimmel hartnäckig weiter zu schreiten, bog seitwärts und rückwärts aus, blieb wiederum stehen, bis ich mich endlich zur Umkehr entschloss, welcher glücklicherweise der vernünftige Stallknecht vorsorglich entgegen kam; er half mir auf offenem Platze vom Rosse, und führte dieses lächelnd heim. Hiermit war mein letzter Versuch, es im Reiten zu etwas zu bringen, für alle Zeiten beendigt; er kostete mich zehn erworbene Abonnements, welche unbenutzt in meinem Pulte verblieben.

Dafür erquickten mich fortan die einsamen Fusspromenaden im *Bois de Boulogne*, auf denen mich das Hündchen *Fips* munter begleitete, und auf welchen ich von Neuem die Vortrefflichkeit dieser Kulturanlage schätzen lernte. Auch sonst war es um mich stiller geworden, wie diess immer der Sommer in Paris mit sich bringt. *Bülow*, seitdem er den unerhörten Erfolg seines Déjeuners bei *Vachette* an dem kaiserlichen Befehle zur Aufführung des »Tannhäuser« mit erlebt, hatte sich bereits vorlängst nach Deutschland zurückbegeben, und ich trat nun im August den wohl vorbereiteten Ausflug nach den deutschen Rheingegenden an, wo ich zunächst über Köln mich nach Coblenz wendete, um die dort vermuthete *Augusta* von Preussen aufzusuchen. Ich erfuhr jedoch, dass sie sich in Baden aufhalte, und schlug somit den Weg über Soden ein, wo ich *Minna* mit der, seit einiger Zeit von ihr angeworbenen Freundin *Mathilde Schiffner*, zur Weiterreise abholte. Hierbei berührten wir Frankfurt, wo ich meinen ebenfalls durchreisenden Bruder *Albert* seit Dresden zum ersten Male wieder sah.

Hier besann ich mich darauf, dass ich mich am Wohnorte *Arthur Schopenhauer*'s befände; eine sonderbare Scheu hielt mich von einem Besuche bei ihm ab; meine Stimmung war viel zu zerstreut und von allem dem abliegend, was in einem Gespräche mit *Schopenhauer*, selbst wenn ich mich ihm ernstlich gewachsen gefühlt hätte, den einzigen Punkt ausmachen konnte, um dessen Willen andrerseits eine Begegnung mit *Schopenhauer* mir wichtig sein musste. Wie mit so vielem in meinem Leben es mir ergangen ist, verschob ich eine der wichtigsten Angelegenheiten desselben auf die sehnsüchtig erhoffte *andere* Zeit, welche nun endlich bald wohl erscheinen würde! Im Betreff *Schopenhauer*'s dünkte mich wohl, dass schon ein Jahr nach diesem flüchtigen Besuche Frankfurt's, als ich mich in dieser Gegend für länger niederliess um meine Meistersinger auszuführen, diese Zeit gekommen wäre: dort war *Schopenhauer* gerade in diesem Jahre gestorben, — was mich zu einem selbstvorwurfsvollen Nachdenken über die Unberechenbarkeit des Schicksals stimmte.

Dagegen ward bereits jetzt eine andere Hoffnung mir zu nichte; ich hatte mir nämlich geschmeichelt, *Liszt* zu einem Zusammentreffen mit mir hier in Frankfurt bestimmen zu können: dort jedoch fand ich nur den Brief, worin er mir anzeigte, dass die Erfüllung meiner Bitte ihm unmöglich sei. — Von hier aus wendeten wir uns gerade nach Baden-Baden, wo, während *Minna* mit ihrer Freundin sich dem Reize der Verführung durch das Roulette-Spiel aussetzte, ich mich vermittelst eines Empfehlungsbriefes des Grafen *Pourtalès* an Gräfin *Hacke*, Hofdame I. K. Hoheit, um einen Empfang bei meiner hohen Gönnerin bewarb. Nach einigem Zögern erhielt ich von ihr den Bescheid, ich möge sie Nachmittags um fünf Uhr in der Trinkhalle aufsuchen. Es war ein rauskalter Tag, die ganze Umgebung des Lokales um diese Zeit wie ausgestorben, als ich mich der verheissungsvollen Trinkhalle zuwandte, in welcher *Augusta* mit Gräfin *Hacke* auf und ab schritt, und huldvoll anhielt, als sie an mir vorüberkam. Ihr Vortrag bestand fast lediglich in Betheuerungen ihrer gänzlichen Machtlosigkeit nach jeder Seite hin, gegen welche ich, unvorsichtig genug, des mir von Seiten des Königs von Sachsen gegebenen Winkes, bei ihr der mir gewährten Vergünstigung wegen mich zu bedanken, erwähnte. Diess schien sie offenbar zu verdriessen, und sie entliess mich unter gleichgültigen Bezeugungen einer ziemlich unbedeutenden Theilnahme. Später sagte mir meine alte Freundin *Alwine Frommann*, sie wisse nicht was der Prinzessin an mir misfallen haben müsste, vielleicht sei es meine sächsische Aus-

sprache gewesen. — Für diessmal verliess ich somit das sonst so gepriesene Paradies von Baden, ohne irgend einen freundlichen Eindruck mit mir zu nehmen, bestieg mit *Minna* allein in Mannheim das Dampfschiff, welches mich zum ersten Male eine Rheinfahrt abwärts führte, wobei es mir in die Erinnerung kam, dass ich wiederholt den Rhein überschritten hatte, ohne diese so charakteristische Gedenkstrasse des deutschen Mittelalters kennen gelernt zu haben. Mit einer eiligen Zurückkehr über Köln beendigte ich diesen, nur achttägigen Ausflug, um von jetzt an der Lösung des peinlich ernst sich gestaltenden Problems meiner Pariser Unternehmung mich zuzuwenden.

Was mir die Beschwerden, denen ich entgegen ging, sehr erleichtern zu wollen schien, war das freundschaftliche Verhältniss, welches der junge Banquier *Emil Erlanger* mit mir einzugehen sich angelegen sein liess. Ein sonderbarer Mensch, *Albert Beckmann*, ehemaliger hannöverischer Revolutionär, späterer Privatbibliothekar des Prinzen *Louis Napoleon*, jetzt Press-Agent für verschiedene, mir nicht klar gewordene Interessen, hatte als erklärter Parteigänger für mich meine Bekanntschaft zu machen gewusst, und sich hierbei stets ausnehmend gefällig bewiesen. Jetzt erklärte er mir, dass auch Herr *Erlanger*, für welchen er ebenfalls in Press-Angelegenheiten thätig war, meine Bekanntschaft zu machen wünsche; ich war im Begriff, ihm diess rund abzuschlagen, indem ich ihm erklärte, von einem Banquier nichts nöthig zu haben als sein Geld; diesem Scherze wurde sogleich mit der ernsten Versicherung erwiedert, dass eben in dem ersichtlich mir nöthigen Sinne *Erlanger* mir nützlich zu werden wünsche. Ich lernte in Folge dessen einen wirklich recht angenehmen Menschen kennen, welcher zunächst von einer wirklichen Liebe zu meiner Musik, die er in Deutschland häufig gehört hatte, zu theilnehmender Gesinnung für mich bestimmt worden war. Er trug mir unverhohlen seinen Wunsch vor, meine finanziellen Geschäfte ihm von mir übergeben zu erhalten, worunter zunächst wohl nichts anderes zu verstehen war, als dass er sich zu den für die Dauer mir nöthig werdenden Subsidien verpflichten wolle, wogegen ich ihm alle meine aus Pariser Unternehmungen resultirenden Einnahmen zur Verwaltung übergeben sollte: es läge ihm daran, so sagte er, in Paris als mein Banquier zu gelten. Dieses Anerbieten war mir so neu, als es andrerseits meiner eigenthümlichen Lage zutreffend entsprach; wirklich hatte ich nach dieser Seite meines finanziellen Bestehens hin, bis zur Entscheidung meiner ganzen Pariser Situation, keine Belästigungen mehr zu bestehen. War auch der Umgang mit Herrn *Erlanger* von all

den Umständen begleitet, welche die blosse Gutartigkeit eines Menschen nicht aufzuheben vermag, so fand ich doch in ihm zu jeder Zeit einen treu ergebenen, und für mein Wohlergehen, so wie für das Gelingen meiner Unternehmung ernstlich besorgten Menschen.

Diese höchst befriedigende Wendung, welche unter andern Umständen mir wohl den besten Muth zu geben geeignet war, vermochte jedoch gegenüber einem Unternehmen, dessen gänzliche Hohlheit und Ungeeignetheit für mich fast bei jeder Berührung mit ihm mir klar aufgehen musste, mir zu keiner Art freundlicher Stimmung zu verhelfen. Mit Missmuth ging ich an Alles, was diese Unternehmung, welche andrerseits die Grundlage des mir erwiesenen Zutrauens war, fördern sollte. Nur vermochte eine neue Bekanntschaft, welche hierdurch mir zugeführt wurde, in angenehmer Weise mich abermals über den Charakter meines Vorhabens in eine ermunternde Unklarheit zu versetzen: Herr *Royer* erklärte mir, dass er die Uebersetzung, welche ich unter unerhörten Bemühungen durch meine beiden Volontaire hatte zu Stande bringen lassen, nicht gelten lassen könne, und empfahl mir auf das Angelegentlichste Herrn *Charles Truinet*, mit dem Autornamen *Nuitter*, zur gründlichen Umarbeitung derselben. Dieser noch junge Mann, von ungemein einnehmendem, freundlich offenem Wesen, hatte sich schon vor einigen Monaten auf die Empfehlung *E. Ollivier's*, dessen College als *Avocat au barreau de Paris* er war, bei mir eingefunden, um mir seine Mithülfe zur Uebersetzung meiner Opern anzubieten. Stolz auf meine Verbindung mit *Lindau* hatte ich ihn jedoch abgewiesen; jetzt war aber die Zeit gekommen, wo, in Folge der Erklärungen des Herrn *Royer*, das erneuerte Anerbieten *Truinet's* in Betracht gezogen werden musste. Er verstand kein Deutsch, erklärte jedoch selbst hierfür an seinem alten Vater, welcher längere Zeit in Deutschland gereist und sich einiges Nöthige von unserer Sprache angeeignet hatte, einen genügenden Rückhalt zu haben. In Wahrheit bedurfte es nach dieser Seite hin aber keiner besonderen Kenntnisse, da es wirklich nur darauf anzukommen schien, den Versen, welche der arme *Roche* unter der unverschämten Domination durch den alles besser wissen wollenden *Lindau* ängstlich zusammen gebracht hatte, ein freieres französisches Ansehen zu geben. Mich nahm bald die unermüdliche Geduld, welche *Truinet*, um meinen Anforderungen auch in musikalischer Hinsicht zu entsprechen, auf immer neue Veränderungen verwendete, für diesen letzten Mitarbeiter ein. Von jeder Einmischung in diese neue Bearbeitung mussten wir fortan den als ganz unfähig erkannten *Lindau* entfernt

halten, wogegen *Roche* in so fern als Collaborateur beibehalten wurde, als seine Arbeit zur Grundlage der neuen Versifizirung diente. *Roche*, der nur schwer von seinem Bureau der Douane abkommen konnte, blieb des Weiteren jeder Bemühung überhoben, da *Truinet* vollkommen frei war und sich täglich mit mir in Verbindung erhalten konnte. Ich ersah nun, dass sein Advokatentitel ihm nur als Schmuck diente, und er nie daran dachte einen Prozess zu führen, wogegen er sein Interesse hauptsächlich der Administration der grossen Oper zuwendete, welcher er ausserdem als Archivar derselben attachirt war. Bald mit diesem oder jenem Kameraden verbunden, arbeitete er aber auch an kleinen Theaterstücken für das *Vaudeville* und niederere Theater, ja selbst für die *Bouffes parisiens*, über welchen Theil seiner Thätigkeit er jedoch mit grosser Verschämtheit stets jeder Auskunft zu entgehen wusste. War ich ihm für die schliessliche Einrichtung eines singbaren und allgemein als *acceptable* beurtheilten Textes meines »Tannhäuser« recht verbunden, so entsinne ich mich doch nicht von seinen poetischen, ja selbst ästhetischen Anlagen hingerissen worden zu sein; wogegen sein Werth als kundiger, warm und unbedingt ergebener Freund zu jeder Zeit, und namentlich der allerschlimmsten, immer deutlicher erkannt werden durfte. Ich entsinne mich kaum, je wieder einen Menschen von so zartem Urtheil in den schwierigsten Dingen, und dabei von so energischer Bereitwilligkeit schliesslich für die von mir behauptete Ansicht einzustehen, angetroffen zu haben.

Zunächst hatten wir gemeinschaftlich eine ganz neue Arbeit zu fördern. Einem stets von mir gefühlten Bedürfnisse entsprechend, hatte ich nämlich die Veranlassung dieser sorgsam vorbereiteten Aufführung des »Tannhäuser« ergriffen, um die erste Scene der *Venus* in einem bedeutenden Sinne zu erweitern und zu vervollständigen. Hierzu verfasste ich den Text in zwanglosen deutschen Versen, um dem Uebersetzer die volle Freiheit einer geeigneten französischen Ausführung zu überlassen: man bezeugte mir dass *Truinet*'s Verse nicht übel ausgefallen seien, und auf diese führte ich dann die Scene zuerst musikalisch aus, um später den deutschen Text der Musik schliesslich anzupassen. — Ausserdem hatten meine ärgerlichen Debatten mit der Direktion im Betreff eines grossen Ballet's mich dahin bestimmt, der einleitenden Scene des »Venusberges« ebenfalls eine bei weitem grössere Ausdehnung als früher zu geben, wodurch nach meiner Meinung dem Balletpersonale eine so ausschweifende choregraphische Aufgabe gestellt sein sollte, dass man in dieser Hinsicht sich über meine Unwillfährigkeit nicht mehr

zu beklagen haben möchte. Die musikalische Komposition der beiden Scenen beschäftigte mich nun während des Monates September in bedeutender Weise, während ich zugleich im Foyer der grossen Oper die Klavierproben zu «Tannhäuser» begann.

Das zum Theil für diesen Zweck neu engagirte Personal war jetzt versammelt, und es interessirte mich nun, den Charakter des Studium's eines neuen Werkes bei der französischen Oper kennen zu lernen. Dieser lässt sich einfach bezeichnen durch: höchste Trockenheit bei ausserordentlicher Genauigkeit; in beiden Hinsichten excellirte der *Chef du Chant*, M^r *Vauthrot*, ein Mann, den ich, weil ich ihm nie eine warme Aeusserung abgewann, für gegen mich feindselig halten zu müssen glaubte, der aber andererseits durch die peinlichste Sorgfalt hierfür mir bewies, wie ernst er es mit der Sache meine. Er bestand noch auf namhaften Korrekturen des Textes, zum Zwecke einer vortheilhaften Unterlegung unter den Gesang. Ich hatte mich durch die Kenntniss *Auber*'scher und *Boieldieu*'scher Partituren zu der Annahme verleiten lassen, dass die Franzosen gegen die Betonung stummer Sylben in Poesie und Gesang gänzlich gleichgültig seien; *Vauthrot* behauptete, dass seien nur die Komponisten, nicht aber gute Sänger. Seinen mannigfach aufstossenden Bedenken im Betreff von Längen, entgegnete ich mit der Bemerkung, dass ich nicht begriffe, wie man in der Oper mit irgend etwas das Publikum zu langweilen befürchten könne, nachdem man es daran gewöhnt habe, an der *Rossini*'schen «Semiramis», welche jetzt dort häufig gegeben wurde, Gefallen zu finden: hier sann er nach, und gab mir Recht, was die Monotonie der Handlung wie der Musik beträfe; nur vergässe ich, dass weder Handlung noch Musik bei solchen Aufführungen vom Publikum in Betracht gezogen würden, sondern alle Aufmerksamkeit des Publikum's sich einzig auf die virtuose Leistung der Sänger richte. Auf diese war es nun beim «Tannhäuser» eben so wenig abgesehen, als sie mir anderen Falls auch irgend wie zu Gebote gestanden hätte; die einzige Virtuosin meines Personales war eine ziemlich groteske, aber üppige Jüdin, M^me *Tedesco*, welche aus Portugal und Spanien von italienischen Operntriumphen zurückkehrte; sie schien offenbar sehr zufrieden, durch meine willenlose Wahl zur «Venus» zu einem Engagement an der Pariser Oper gelangt zu sein, und gab sich auch alle erdenkliche Mühe, die ihr gänzlich fremdartige, nur für eine wahrhafte Tragödin bestimmte Aufgabe, so weit es möglich, zu lösen, was eine Zeitlang wirklich zu einem guten Erfolge sich anzulassen schien, als in vielen Specialproben mit *Niemann* es unverkennbar zu einer lebhaften Neigung zwischen

«Tannhäuser» und «Venus» führte. Da *Niemann* auch mit grossem Geschick sich der französischen Aussprache bemächtigte, nahmen diese Proben, in denen sich auch Fräulein *Sax* erfreulich bewährte, einen wahrhaft Hoffnung erweckenden Fortgang, was für jetzt dadurch noch ungestört blieb, dass mir hierbei die Bekanntschaft des Herrn *Dietzsch* noch nicht näher trat; denn dieser assistirte als *chef d'orchestre* und zukünftiger Dirigent der Oper, vorläufig, nach dem Herkommen des Institutes, nur erst den Klavierproben, um in ihnen sich genau mit den Intentionen der Sänger bekannt zu machen. Noch weniger störte mich Herr *Cormon*, der Regisseur der Oper, welcher ebenfalls bei den Proben zugegen war, und von dem die häufigen sogenannten Setzproben, in welchen das Spiel der Scene bereits verabredet und angeordnet wurde, mit dem von den Franzosen gewohnten lebhaften Geschick geleitet wurden. Selbst wo dieser oder auch andere mich nicht verstanden, ordnete man sich doch immer willig meinen Entscheidungen unter, da ich stets noch für allmächtig angesehen wurde, und jeder der Meinung war, ich könne durch die Fürstin *Metternich* alles durchsetzen was ich wolle. Manches war geeignet, diesen Glauben zu bestärken: so hatte ich erfahren dass Prinz *Poniatowsky* mit der Wiederaufnahme einer seiner durchgefallenen Opern dem Fortgange unserer Proben beschwerlich zu fallen drohe; meiner Klage hierüber entsprach die unerschrockene Fürstin sogleich durch die Auswirkung eines Befehles, nach welchem die prinzliche Oper zurückgelegt wurde, was mir natürlicherweise nicht eben die Freundschaft dieses Herren gewinnen konnte, worüber mich ein Besuch bei ihm ziemlich deutlich aufklärte. —

Ausserhalb dieser Beschäftigung ward ich zugleich durch einen Besuch meiner Schwester *Luise* und eines Theiles ihrer Familie zerstreut. Dass ich sie nur mit höchster Schwierigkeit bei mir bewirthen konnte, lag in dem sonderbaren Umstande, dass es jetzt überhaupt lebensgefährlich geworden war in meine Wohnung zu gelangen: es enthüllte sich jetzt nämlich, warum, als ich diese Wohnung miethete, der Wirth zwar auf einen längeren Contrakt, durchaus aber auf keine Reparaturen in seinem Hause einging; denn es war bereits von der Pariser Umbaubehörde beschlossen, die *rue Newton*, mit allen Dependenzien, abzugraben, um von einer der Brücken aus einen breiten Boulevard nach der *Barrière de l'Etoile* hin anlegen zu können. Bis auf den letzten Augenblick wurde dieser Plan officiell aber desavouirt, um hiermit sich die Entschädigungszahlungen für die zu expropriirenden Grundstücke so lange wie möglich zu ersparen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich,

dass dicht an meiner Hausthüre die Strasse bis zu einer immer ansehnlicheren Tiefe abgegraben wurde; so dass, wenn man sie anfänglich nicht mehr mit Wagen passiren konnte, meine Wohnung endlich auch zu Fuss unerreichbar ward. Der Besitzer des Hauses hatte unter solchen Umständen gegen mein Verlassen der Wohnung nichts einzuwenden, und verlangte nur, dass ich ihn um Entschädigung verklagen sollte, weil diess der einzige Weg sei, um seinerseits wiederum zur Verklagung des Gouvernements gelangen zu können. Meinem Freunde *Ollivier* war um diese Zeit, wegen eines parlamentarischen Vergehens, auf ein Vierteljahr die Ausübung seiner Advokaten-Praxis untersagt worden; er wies mich nun für die Führung meines Prozesses an seinen Freund *Picard*, welcher, wie ich aus den späteren gerichtlichen Verhandlungen ersah, mit vielem Humor sich seiner Aufgabe entledigte. Dennoch blieb jede Entschädigung für mich (ob für den Propriétaire, weiss ich nicht) aus, und ich musste mich einfach mit der Entbindung von meinem Miethcontrakte begnügen. Somit hatte ich die Erlaubniss, mich nach einer anderen Wohnung umzusehen, welche ich jetzt in geringer Entfernung von der Oper aufsuchte, und dürftig und unfreundlich in der *rue d'Aumale* auffand. Bei rauhem Wetter vollzogen wir im Spätherbst den beschwerlichen Umzug, bei welchem *Luise*'s Tochter, meine Nichte *Ottilie*, mir als tüchtiges Kind freundlich behülflich war. Leider hatte ich mich hierbei aber stark erkältet, wogegen ich auch hier mich nicht schonte, und von neuem mich den wachsenden Aufregungen der Proben aussetzte, bis mich endlich ein typhöses Fieber daniederwarf.

Wir waren im Monat November angelangt; meine zur Heimkehr genöthigten Verwandten verliessen mich im Zustande der Besinnungslosigkeit, und ich blieb nun der Behandlung meines Freundes *Gaspérini* überlassen, zu welchem ich aber in meinen Fieberparoxismen alle erdenklichen Hülfsärzte herbeigezogen verlangte, von denen auch wirklich Graf *Hatzfeld* wenigstens den Arzt der preussischen Gesandtschaft herbei brachte. Das hiermit begangene Unrecht gegen meinen äusserst besorgsamen Freund beruhte keineswegs auf einem Misstrauen gegen ihn, sondern es war diess eine Ausgeburt meiner Fieberphantasien, welche mein Gehirn nur mit den übermüthigsten und üppigsten Phantasien erfüllten. Ausserdem, dass in diesem Zustande Fürstin *Metternich* und M^me^ *Kalergis* mir eine vollständige Hofhaltung einrichteten, zu welcher auch der Kaiser *Napoléon* von mir eingeladen wurde, bestand ich in Wirklichkeit darauf, dass *Emil Erlanger* mir eine Villa bei Paris zur Verfügung stellte, wohin man mich bringen solle, da ich doch un-

möglich in dem finsteren Neste, wo ich wirklich lag, mich wieder erholen können würde. Endlich aber bestand ich mit Entschiedenheit darauf, nach Neapel gebracht zu werden, wo ich mir im zwanglosen Umgange mit *Garibaldi* eine sofortige Genesung versprach. Gegen allen diesen Unsinn hielt *Gaspérini* tapfer aus; er und *Minna* bewältigten mich wüthend sich sträubenden, um mir die nöthigen Senfpflaster auf die Fusssohlen zu appliziren. Oft sind mir in unruhigen Nächten meines späteren Lebens ähnliche eitel hochmüthige Phantasien wiedergekehrt, welche ich beim Erwachen mit Grauen als den in jenem Fieberzustande entsprungenen verwandt erkannte. Nach fünf Tagen wurden wir des Fiebers Herr; nur schien ich jetzt erblinden zu wollen, und meine Schwäche war ungemein. Endlich wich wohl auch die Affektion der Sehkraft, und nach einigen Wochen getraute ich mich wieder die wenigen Strassen bis zur Oper dahin zu schleichen, um meiner Sorge für den Fortgang der Proben Genüge zu thun.

Hier schien man, mit den sonderbarsten Gefühlen in diesem Betreff, mich für dem Tode verfallen gehalten zu haben; ich erfuhr dass die Proben ganz unnöthiger Weise bisher ausgesetzt worden waren. Des weiteren machte ich jetzt immer mehr Wahrnehmungen von einem inneren Verfalle dieser Angelegenheit, welche ich zunächst, da ich der Erholung zu sehr bedürftig war, mir zu verbergen gewaltsam mich bemühte. Ich erfreute mich dagegen mit sonderbarer Gelauntheit an der Publikation einer Uebersetzung meiner vier, bis dahin erschienenen Operndichtungen, welche ich mit einem sehr ausführlichen Vorworte, an Herrn *Frédéric Villot* gerichtet, eingeleitet hatte. Die Uebersetzung von allem diesem hatte mir Herr *Challemel Lacour* besorgt, ein Mann, den ich als früheren politischen Flüchtling bei *Herwegh* in Zürich gelegentlich kennen gelernt hatte, und welcher mir nun als geistvoller Uebersetzer so vortreffliche Dienste geleistet hatte, dass alle Welt über den Werth seiner Arbeit günstig urtheilte. Den deutschen Urtext des Vorwortes hatte ich dem Buchhändler *J. J. Weber* in Leipzig, unter dem Titel «Zukunftsmusik», zur Veröffentlichung übergeben. Auch diese Brochure gelangte jetzt an mich, und erfreute mich als vermuthlich einzige Ausbeute meiner ganzen, äusserlich so glänzend sich ausnehmenden, Pariser Unternehmung. — Zugleich vermochte ich jetzt noch die neue Komposition zu *Tannhäuser* vollständig zu beendigen: von dieser war noch die grosse Tanz-Scene im *Venusberg* übrig geblieben, welche ich eines Morgens um drei Uhr, nach durchwachter Nacht, zum Schluss brachte, als gerade *Minna*, welche mit einer Freundin dem grossen

Ball des *Hotel de Ville* beigewohnt hatte, von dort zurückkehrend in die Wohnung trat. Ihr besorgte ich ausserdem ziemlich reiche Geschenke zur Weihnacht, während ich selbst auf den Rath meines Arztes fortfuhr, durch ein Beefsteak des Morgens und durch ein Glas bayerisches Bier vor Schlafengehen, in meiner lange sich verzögernden Wiedergenesung mich zu stärken. Das Sylvesterfest begingen wir jedoch in diesem Jahre nicht, wogegen ich ruhig in das neue Jahr 1861 hinüberschlief.

1861. Mit dem Beginn des neuen Jahres verwandelte sich auch die, mit meiner Erkrankung eingetretene schlaffe Betreibung der Proben zu *Tannhäuser*, in eine entschlossenere Inangriffnahme aller Accidentien der beabsichtigten Aufführung. Zugleich hatte ich aber auch zu bemerken, dass sich die Stimmung aller Betheiligten wesentlich verändert hatte. Die über die Gebühr zahlreichen Proben machten mir den Eindruck, als wenn man von Seiten der Direktion mehr an die strikte Ausführung eines Befehles sich hielte, als durch eine Hoffnung auf einen guten Erfolg geleitet wäre. Und allerdings gewann ich jetzt immer mehr den Einblick in die wirkliche Lage der Dinge. Von Seiten der Presse, welche ganz in *Meyerbeer's* Händen war, wusste ich längst was ich mir zu erwarten hatte. Auch die Direktion hatte jetzt, vermuthlich nach mannigfachen Bemühungen, die Hauptführer der Presse geschmeidig zu stimmen, die Ueberzeugung gewonnen, dass von dieser Seite her das Wagniss meines *Tannhäuser* nur eine feindliche Aufnahme finden würde. Diese Einsicht drängte sich selbst den allerhöchsten Kreisen auf, und man schien von dieser Seite her nun auf Mittel zu sinnen, die in der *Oper* Ausschlag gebende Partei des Publikum's für mich zu gewinnen. Fürst *Metternich* lud mich eines Tages ein, dem neuen Staatsminister, Grafen *Walewsky*, von ihm mich vorstellen zu lassen; diess geschah mit einiger Feierlichkeit, welche sich namentlich in der an mich gerichteten sehr persuasiven Rede des Grafen, kund gab, als dieser mich davon zu überzeugen sychte, dass man durchaus meine Fortune wünsche und mir den grössten Succès zu bereiten gedenke: ich habe diess, so schloss er, in meinen Händen, sobald ich mich dazu entschlösse, dem zweiten Akte meiner Oper ein Ballet einzufügen; es solle sich hierbei nicht etwa um ein Geringes handeln: es wurden mir die allerberühmtesten Tänzerinnen von Petersburg und London vorgeschlagen, unter denen ich nur wählen sollte; ihr Engagement sei sofort beschlossen, sobald ich ihrer Mitwirkung meinen Erfolg anvertrauen wollte. Ich glaube, dass ich mit nicht mindrer Beredtsamkeit erwiderte, als ich alle diese Propositionen ablehnte; dass ich damit aber gänzlich ohne

Erfolg blieb, beruhte darauf, dass ich den Herrn Minister nicht zu verstehen schien, als er mir erklärte, ein Ballet im ersten Akte zähle für gar keines, weil diejenigen *habitués*, denen bei einem Opernabende einzig am Ballett es liege, neuerer Zeit erst um 8 Uhr dinirten und somit erst gegen 10 Uhr, also um die Mitte der Opern-Aufführung, das Theater zu besuchen gewohnt seien. Meiner Einwendung, dass, wenn ich diese Herrn mir nicht verpflichten könnte, ich dafür wohl auf einen andern Theil des Publikums im richtigen Sinne zu wirken vermöchte, entgegnete er mit unerschütterlicher Feierlichkeit, dass diese Herrn es einzig wären, auf deren Mithülfe zu einem guten Erfolge gerechnet werden könne, da sie Macht genug besässen, selbst dem üblen Verhalten der Presse Trotz zu bieten. Als ich auch für diese Rücksicht taub blieb, und mich erbot lieber mein Werk gänzlich zurück zu ziehen, ward mir wiederum mit grossem Ernste versichert, durch den Befehl des Kaisers, welchen alle Welt auszuführen habe, sei ich Herr der Sache; man würde in Allem meinen Wünschen nachkommen, wogegen er mir nur einen freundschaftlichen Rath ertheilen zu müssen geglaubt habe.

Das Resultat dieser Unterredung machte sich mir nun bald in vielen Anzeichen bemerklich. Mit Feuer warf ich mich auf die Ausführung der grossen und exzentrischen Tanzscenen des ersten Aktes, für welche ich jetzt auch den Balletmeister *Petitpas* mir zu gewinnen suchte; ich forderte Unerhörtes, vom gewohnten Balletwesen gänzlich Abliegendes; ich verwies auf die Tänze der Mänaden und Bacchanten, und versetzte ihn hiermit nur in ein Erstaunen darüber, dass ich vermeinte, es würde so etwas, was er sehr wohl verstünde, mit seinen niedlichen Tanz-Eleven heraus zu bringen sein: denn, so eröffnete er mir, auf die eigentlichen Tänzerinen der Oper hätte ich, da ich mein Ballet in den Anfang des ersten Aktes verlegt, doch wohl von selbst verzichtet; wogegen er mir nun einzig etwa das Engagement von drei ungarischen Tänzerinnen, welche bisher in den Féerien der *Porte St. Martin* getanzt hatten, für die drei Grazien anzubieten vermöchte. War es mir im Grunde recht, mit jenen vornehmen Balletdamen nichts zu thun zu haben, so drang ich nun desto mehr darauf, dass das eigentliche Balletcorps in eine bedeutende Bewegung gesetzt werde. Ich wollte das männliche Personal auf einen bedeutenden Fuss gebracht wissen, erfuhr aber, dass hierfür, ausser einigen Schneidern, welche, für monatlich 50 Franken, während der Pas der Solotänzerinnen verlegen an den Coulissen figurirten, nichts aufzutreiben sei. Endlich wollte ich die Sache durch das Kostüm erzwingen, und erbat mir hierfür bedeutende Vorlagen; nun erfuhr ich

aber, nachdem ich durch manche Hinterhaltigkeit ermüdet war, durch die aufrichtige Mittheilung meines treuen Freundes *Truinet*, dass die Direktion entschlossen sei, für das gänzlich verloren erachtete Ballet nicht einen Sou auszugeben. Diess war das erste der Anzeichen, welche mich bald darüber aufklärten, dass der *Tannhäuser* selbst in den Kreisen der Verwaltung bereits als vergebene Arbeit und verlorene Mühe aufgefasst wurde.

Die hieraus sich ergebende Stimmung lastete von jetzt an mit immer zunehmendem Drucke auf Allem, was zur Vorbereitung der stets sich verzögernden Aufführung unternommen wurde. Die Proben waren mit dem Beginne des Jahres bereits in das Stadium der scenischen Arrangements und Orchesterübungen eingetreten: hier ging alles mit einer Sorgfalt zu, welche mir anfangs sehr angenehm auffiel, bis sie mir endlich lästig wurde, weil ich einsah, dass durch ewiges Repetiren die Kräfte erschlafften, während ich mich jetzt getrauen durfte, wenn ich Alles nach meiner Weise in die Hand genommen haben würde, die Sache schnell im besten Sinne an das Ziel zu bringen. Nicht aber die hieraus entstandene Ermüdung war es, welche den Hauptträger meines Werkes, den Sänger *Niemann*, schliesslich seiner, Anfangs mit so Hoffnung erweckender Energie erfassten Aufgabe, abwendig machte. Er war darüber aufgeklärt worden, dass meinem Werke der Untergang geschworen sei. Von jetzt an verfiel er in eine Schwermuth, welcher er mir gegenüber den Charakter des *Dämonischen* zu geben sich bemühte; er behauptete nur noch schwarz sehen zu können, und brachte hierbei einiges ganz vernünftig Lautende hervor, nämlich eine Kritik des ganzen Institutes der *Oper* und ihres Publikum's, die Beschaffenheit unseres Sängerpersonales, von welchem doch gewiss keiner in meinem Sinne für seine Rolle geeignet sei, und dazu alles das, was ich wohl selbst mir nicht verschweigen konnte, sobald ich, sei es mit dem *Chef du Chant*, dem Regisseur, Balletmeister und Chordirektor, besonders aber dem *Chef d'orchestre*, über mein Werk verkehrte. Vor allen Dingen bestand *Niemann*, welcher anfänglich die grösste Vollständigkeit der zu gebenden Partie mit vollem Bewusstsein sich zum Gesetz gemacht hatte, auf Kürzungen; meinem Erstaunen hierüber entgegnete er, ich möchte doch nur ja nicht glauben, dass es auf diese oder jene Stelle ankommen würde; wir seien in einer Unternehmung begriffen, die nicht summarisch genug abgethan werden könnte.

Unter diesen wenig ermuthigenden Umständen schleppte sich das Studium des »Tannhäuser« bis in die Nähe der sogenannten General-

proben hin. Von allen Seiten her strömten die Freunde meiner vergangenen Lebensjahre in Paris zusammen, um der «Glorie» der erwarteten ersten Aufführung beizuwohnen. Unter diesen befand sich *Otto Wesendonk*, *Ferdinand Präger*, der unselige *Kietz*, für welchen ich noch dazu Reise und Aufenthaltskosten zu zahlen hatte, glücklicherweise aber auch Herr *Chandon* aus Epernay mit einem Korb «fleur du jardin», dieser seiner vorzüglichsten Champagnersorte, welche dem glücklichen Erfolge des «Tannhäuser» zugetrunken werden sollte. Aber auch *Bülow* kam, bedrückt und traurig von den Beschwerden seines eigenen Lebens, wie in der Hoffnung an einem guten Erfolge meiner Unternehmung sich ermuthigen und erfrischen zu können. Ich wagte nicht ihm den von mir erkannten schlimmen Stand der Sache trocken mitzutheilen; im Gegentheil, da ich ihn so entmuthigt sah, zeigte ich ihm gute Miene zum bösen Spiele; nur entging es ihm bei der ersten Probe, welcher er beiwohnte selbst nicht, wie hier alles beschaffen war; auch ich verhehlte ihm nun nichts mehr, und so verblieben wir die Zeit bis zu den stets von neuem sich verzögernden Aufführungen in einem wehmüthigen Verkehre, welchem blos die seinerseits unablässig gemachten Anstrengungen, mir nützlich zu sein, eine lebendige Bewegung gaben. Auf welcher Stelle wir nur unser groteskes Unternehmen auffassten, überall stiessen wir auf Ungeeignetes, Unbefähigtes: so war es nicht möglich, die zwölf Waldhörner, welche in Dresden so kühn die Jagdrufe des ersten Aktes hatten erschallen lassen, im grossen Paris zusammen zu bringen; ich hatte hierüber mit einem schrecklichen Menschen, dem berühmten Instrumentenmacher *Sax* zu verkehren, welcher mit allerhand Surrogaten von *Saxophon*'s und *Saxhorn*'s mir aushelfen musste, und ausserdem noch mit der Direktion der Musik hinter der Scene amtlich betraut war. Es ist unmöglich geblieben, diese Musik je richtig spielen zu lassen.

Das eigentliche Hauptleiden entstand uns jedoch durch die, in so hohem Grade, als wir sie jetzt erfanden, vorher nicht vermuthete Unfähigkeit des Orchesterdirigenten Mr *Dietzsch*. In den bisher abgehaltenen zahllosen Orchesterproben, hatte ich mich gewöhnt, dieses Menschen wie einer Maschine mich zu bedienen; von meinem gewöhnlichen Platze auf der Bühne, dicht vor seinem Pulte, hatte ich ihn mit dem Orchester zugleich dirigiert, und hierbei vor allen Dingen meine *Tempi* in der Weise behauptet, dass ich keinen Zweifel darüber haben konnte, alles Angegebene würde auch nach meiner Entfernung von der Mitwirkung fest bestehen bleiben. Dagegen fand ich nun, dass, sobald *Dietzsch* sich selbst überlassen war, Alles in das Schwanken gerieth, indem nicht

ein Tempo oder eine Nuance mit Bewusstsein und Sicherheit festgehalten wurde. Jetzt erkannte ich die äusserste Gefahr in der wir schwebten. Wenn keiner der Sänger für seine Aufgabe geeignet war, und somit durch ihre richtige Lösung eine wahrhaftige Wirkung hervorzubringen versprechen konnte; wenn der eigentliche Lebensnerv der jetzigen Pariser Aufführungen, das Ballet und selbst die brillante Ausstattung, diessmal gar nicht, oder doch nur in bescheidenem Sinne, zu dem Ganzen mitwirken konnte; wenn der ganze Geist der Dichtung und das gewisse Etwas, was selbst bei den schlechtesten Aufführungen in Deutschland mein Werk dort das Publikum gewissermassen anheimeln lässt, hier fremd und höchstens nur sonderbar berühren konnte: so war es schliesslich der im Orchester prägnant sich aussprechende Charakter der Musik, welcher, wenn er energisch zum Ausdrucke kam, mit Bestimmtheit selbst auf ein Pariser Publikum Eindruck machen durfte. Gerade hier aber sah ich nun Alles in ein farbloses Chaos sich verlieren, und jede Linie der Zeichnung sich verwischen; ausserdem geriethen die Sänger in zunehmende Unsicherheit, ja selbst die armen Mädchen des Ballets fanden den Takt zu ihren trivialen *Pas* nicht mehr; und so glaubte ich endlich mit der Erklärung einschreiten zu müssen, dass die Oper eines anderen Dirigenten bedürfe, so wie dass im Nothfall ich mich selbst anböte, seine Stelle zu vertreten. Diese Erklärung trieb jetzt die Verwirrung, welche sich rings um mich zusammengezogen hatte, auf ihre Spitze: selbst das Orchester, welches die Unfähigkeit seines Dirigenten längst erkannte und laut verspottete, nahm jetzt, wo es sich um ihren notorischen Chef handelte, Partei gegen mich; die Presse wüthete über meine «arrogance», und allen hieraus entstandenen Bewegungen gegenüber wusste *Napoléon III.* mir keinen anderen Rath ertheilen zu lassen, als, von meinem Begehren abzustehen, da ich dadurch meine Lage und die Aussichten meines Werkes nur auf das Aeusserste gefährden würde. Dagegen ward mir zugestanden, dass ich die Proben erneuern, und deren so viele halten lassen sollte, bis ich befriedigt sei. —

Dieser durch anbefohlene Erneuerung der Proben ergriffene Ausweg konnte zu nichts Anderem führen, als zur höchsten Ermüdung für mich und das gesammte aktive Personal, während es andrerseits immer dabei blieb, dass Herr *Dietzsch* für das Tempo unzurechnungsfähig war. Als ich mir hiernach endlich den gewaltsamen Anschein gab, durch Anforderungen für den rechten Vortrag der unvermeidlichen Aufführung zu nützen, brach die Opposition gegen das «Zuviel» des Probirens bei den impetuosen Musikern des Orchester's zuerst aus. Ich merkte hieran

wohl, dass die Versicherung meiner relativ so aufzufassenden »Macht« von Seiten der Generaldirektion nicht sehr aufrichtig gemeint war, und gelangte, gegenüber der allmählich immer stärker werdenden Bewegung der Uebermüdung von allen Seiten, zu dem Entschlusse, meine »Partitur« — wie man es nannte — zurückzufordern, d. h. der Aufführung der Oper zu entsagen. Ich richtete ein ganz besonderes Postulat in diesem Sinne an den Staatsminister *Walewsky*, erhielt aber zur Antwort, dass meinem Verlangen unmöglich entsprochen werden könnte, und diess zwar schon der bedeutenden Kosten wegen, welche bisher die Vorbereitungen meiner Oper verursacht hätten. Ich wollte mit diesem Bescheide mich nicht zufrieden geben, und berief die näher für meine Angelegenheit sich interessirenden Freunde, unter denen sich Graf *Hatzfeld* und *Emil Erlanger* befanden, zu einer Conferenz zusammen, um mit ihnen über die mir zu Gebote stehenden Mittel zur Verbietung der Aufführung des »Tannhäuser« im Opernhause zu berathen. (Der Zufall fügte, dass dieser Conferenz auch *Otto Wesendonk* zugegen war, welcher immer noch auf die Freude, der ersten Aufführung beizuwohnen, in Paris wartete; hier überzeugte er sich wohl, wie hoffnungslos diese Angelegenheit stand, und flüchtete alsbald nach Zürich zurück. Ganz so war es bereits *Präger* ergangen; nur *Kietz*, welcher für sein Weiterleben in dieser Welt sich einiges Geld in Paris zu verschaffen bemüht war, hielt unter den Schwierigkeiten, hierzu zu gelangen, treulich aus.) Wenn das Resultat auch dieser Conferenz eine neue Vorstellung an den Kaiser *Napoléon* war, so war die gleiche Vergünstigung, mit welcher mir geantwortet wurde, immer wieder nichts anders als die Autorisation zur Veranstaltung neuer Proben; bis ich denn endlich, in tiefster Seele ermüdet, beschloss, der Sache, über welche ich mir bereits im pessimistischen Sinne vollkommen klar war, auch äusserlich ihren Verlauf zu lassen.

Während ich nun in dieser Stimmung zur endlichen Ansetzung der ersten Aufführung meiner Oper meine Zustimmung gegeben hatte, wurde ich auch andrerseits auf das Wunderlichste in dieser Angelegenheit bedrängt. Jeder meiner Freunde und Parteigänger forderte einen guten Platz für die erste Aufführung; von der Direktion ward mir jedoch bedeutet, dass die Besetzung des Auditoriums gerade bei solchen Gelegenheiten ganz in die Hände des Hofes und seiner Dependenzien gelegt sei. An wen man diese Plätze vorzüglich vergab, wurde mir bald auch klar genug; für jetzt hatte ich nur die grosse Beschwerde zu bestehen, vielen meiner Freunde nicht nach Wunsch dienen zu können. Unter diesen bezeigten sich einige ausserordentlich empfindlich gegen

die vermeintlich von mir ihnen widerfahrene Vernachlässigung: *Champfleury* beschwerte sich in einem Briefe über flagranten Freundschaftsbruch; *Gaspérini* aber trat mit mir in ein offenes Zerwürfniss, da ich seinem Protektor und meinem Gläubiger, dem Generaleinnehmer *Lacy* aus Marseille, nicht eine der glänzendsten Logen reservirt hatte. Ja selbst *Blandine*, welche in den Proben der Oper, denen sie angewohnt hatte, vom liebenswürdigsten Enthusiasmus für mein Werk erfüllt worden war, vermochte schliesslich, als ich ihr und ihrem Gatten *Ollivier* nichts andres als ein paar Sperrsitze zuweisen konnte, den Argwohn einer gegen meine besten Freunde begangenen Zurücksetzung meinerseits nicht zu wehren. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit *Emil*'s, um den Versicherungen der unerhörten Lage, in welcher ich mich als von allen Seiten verrathen darstellen musste, bei der tief beleidigt sich wähnenden Freundin gerechte Berücksichtigung zu verschaffen. Nur der arme *Bülow* verstand Alles; er litt mit mir, und unterzog sich jeder Bemühung, um mir in allen diesen Widerwärtigkeiten zu helfen. Die Aufnahme der ersten Aufführung am 13. März klärte nun wohl Alles auf, und namentlich meine Freunde begriffen, dass ich sie bei dieser Gelegenheit nicht darauf einzuladen gehabt hatte, einem meiner Triumphe beizuwohnen.

Ueber den Verlauf dieses Abends habe ich an andren Orten bereits genügend berichtet; ich durfte mir schmeicheln, dass schliesslich das Gefallen an meiner Oper die Oberhand behalten habe, da die eigentliche Absicht meiner Gegner jedenfalls auf die vollständige Abbrechung dieser Aufführung gezielt hatte, was zu erreichen ihnen eben unmöglich blieb. Nur betrübte es mich, andren Tages von meinen Freunden, an deren Spitze hier *Gaspérini* stand, nichts als Vorwürfe darüber zu empfangen, dass ich die Besetzung des Hauses bei dieser ersten Vorstellung gänzlich meinen Händen habe entwinden lassen; das habe *Meyerbeer* anders verstanden, welcher seit seinen ersten Erfahrungen in Paris nie die Ehrung einer seiner Opern zugelassen habe, ohne der Besetzung des Saales bis in seine innersten Winkel versichert zu sein; da ich jedoch für meine besten Freunde, wie für Herrn *Lacy*, nicht gesorgt hätte, habe ich mir nun den Misserfolg des erlebten Abends selbst zuzuschreiben. In diesen und ähnlichen Angelegenheiten hatte ich nun den ganzen Tag nichts wie Briefe zu schreiben und allerhand versöhnende Bemühungen mir angelegen sein zu lassen. Vor allen Dingen drang man jetzt in mich mit Rathschlägen dafür, wie das Versäumte bei den nächsten Vorstellungen gut zu machen sei; da mir von der Direktion nur eine sehr geringe Anzahl von Freiplätzen zu Gebote gestellt werden durfte, mussten jetzt

zum Ankaufe von Billeten Geldmittel herbeigeschafft werden. Mir widerstand es, *Emil Erlanger* oder sonst irgend jemand in dieser widerwärtigen Angelegenheit, welche von meinen Freunden mit heiligem Eifer betrieben wurde, anzugehen; *Giacomelli* hatte aber herausgefunden, dass ein Geschäftsfreund *Wesendonck's*, der Kaufmann *Aufmordt*, seine Hülfe in dem Sinne, mit etwa 500 Fr. auszuhelfen, angeboten habe. Ich liess nun diese für mein Wohlergehen Besorgten ganz nach ihrer Ansicht verfahren, neugierig darauf, was diese früher von mir versäumten und nun nachgeholten Erfolgsmittel helfen würden.

Diese zweite Aufführung fand am 18. März statt, und wirklich liess sich der erste Akt vortrefflich an; die Ouverture war ohne Opposition rauschend applaudirt worden, und M^me^ *Tedesco*, welche schliesslich durch eine mit Goldstaub gepuderte Perrücke gänzlich für ihre Partie der *Venus* gewonnen worden war, rief mir in der Loge des Direktor's, als das sogenannte »Septuor« des Finale's wiederum lebhaft applaudirt worden war, triumphirend zu, dass jetzt alles in Ordnung sei und wir gesiegt hätten. Als dagegen im zweiten Akte plötzlich sich grelle Pfeifen vernehmen liessen, wendete der Direktor *Royer* mit dem Ausdrucke vollständiger Resignation sich zu mir um, und sagte: »ce sont les Jockeys; nous sommes perdus.« Mit den Herren dieses *Jockey-Club's*, welche die tonangebende Macht des Theaters ausübten, waren vermuthlich im Auftrage des Kaisers über das Schicksal meiner Oper völlige Unterhandlungen gepflogen worden; man hatte von ihnen nur das Gewährenlassen dreier Aufführungen der Oper verlangt, nach welchen man ihnen versprach die Oper dermaassen zu kürzen, dass man sie nur als *lever de rideau* für ein darauf folgendes Ballet geben werde. Die Herren waren aber hierauf nicht eingegangen: erstlich habe man an mir während der bereits so sehr bestrittenen ersten Aufführung keineswegs die Haltung eines Menschen bemerkt, welcher zu dem in Aussicht gestellten Verfahren seine Zustimmung geben werde; demnach, zweitens, vielmehr zu befürchten sei, dass, wenn man zwei Aufführungen der Oper noch ungestört gehen lasse, diese sich so viel Anhänger gewinnen dürfte, dass man sie den Ballettfreunden wohl noch dreissig Mal *de suite* serviren werde, wogegen man denn bei Zeiten Einspruch zu thun entschlossen sei. Dass diese Herrn es ernstlich gemeint hatten, erkannte jetzt der vortreffliche Herr *Royer*; und von nun an war jeder Widerstand seinerseits, trotz der Unterstützung des Kaisers und seiner Gemahlin, welche stoisch dem Toben ihrer eigenen Courtisans anwohnten, aufgegeben.

Die hierbei gewonnenen Eindrücke wirkten auf meine Freunde erschütternd; *Bülow* umarmte nach der Vorstellung schluchzend *Minna*; diese selbst war den Beleidigungen ihrer Nachbarn, die sie in der Eigenschaft meiner Frau erkannt hatten, nicht entgangen; unser treues Dienstmädchen, die Schwäbin *Therese*, war von einem wüthenden Tumultuanten verhöhnt worden, da sie aber merkte dass dieser deutsch verstand, hatte sie ihn mit einem kräftigen »Schweinhund« für einige Zeit zur Ruhe zu bringen vermocht; *Kietz* war sprachlos geworden, und *Chandon*'s »Fleur du jardin« verkümmerte in der Vorrathskammer.

Mir stellten sich jetzt, da ich erfuhr dass trotz Allem eine dritte Vorstellung angesetzt blieb, nur zwei Auswege dar, von denen der eine ein nochmaliger Versuch der Zurückziehung meiner Partitur, der andere aber die Forderung war, meine Oper an einem Sonntage, nämlich ausser Abonnement, zu geben, wobei ich annahm, dass eine solche Aufführung als keine Provocation für die Habitués gelten könnte, welche an solchen Tagen ihre Logen dem gelegentlich sich meldenden, zahlenden Publikum zu überlassen gewohnt waren. Der Vorschlag dieses Stratagem's schien der Direktion, wie den Tuilerien, zu gefallen; man ging darauf ein: nur weigerte man sich, meinem Verlangen gemäss diese Aufführung als dritte und *letzte* zu bezeichnen. Sowohl ich als *Minna* blieben von dieser Vorstellung fern. Es war mir ebenso widerwärtig meine Frau, als die Sänger auf dem Theater misshandelt zu wissen. Wahrhaft bedauerte ich *Morelli* und Fräul. *Sax*, welche mir unweigerlich ergeben sich erwiesen. Bereits nach der ersten Vorstellung war ich Fräul. *Sax* in den Corridors beim Nachhausegehen begegnet, und hatte sie scherzhaft darüber verhöhnt, dass sie ausgepfiffen worden sei; mit stolzem Ernste erwiderte sie mir dagegen »je le supporterai cent fois comme aujourd'hui, Ah, les misérables!« In einen sonderbaren Widerstreit mit sich selbst war *Morelli* gerathen, als er die Stürme der Tumultuanten auszuhalten hatte. Sein Spiel beim Verschwinden der *Elisabeth* im dritten Akte, bis zum Beginn seines Gesanges an den Abendstern, war ihm von mir auf das Genaueste vorgezeichnet worden; er durfte sich durchaus nicht von der Felsbank entfernen, von welcher aus er, dem Publikum halb zugewandt, der Scheidenden seinen Gruss nachzusenden hatte. Der Gehorsam war ihm hier schwer angekommen, da er behauptete, es sei gegen allen Gebrauch der Oper, dass der Sänger eine so wichtige Gesangsstelle nicht ganz am Proscenium, dem Publikum unmittelbar zugewendet, vortrüge. Als er nun in der Aufführung seine Harfe ergriff, um den Gesang zu beginnen, rief es im Publikum: »ah! il prend encore

sa harpe« worauf alle Welt in tobendes Lachen ausbruch, welchem neues Pfeifen so andauernd folgte, dass *Morelli* endlich den Entschluss fasste, kühn seine Harfe bei Seite zu legen, nach üblicher Sitte in das Proscenium vorzutreten, und nun ohne alle Begleitung (denn *Dietzsch* fand sich erst im zehnten Takte zurecht) entschlossen seine Abendphantasie vortrug, wobei denn alles ruhig wurde, endlich athemlos lauschte, und am Schlusse den Sänger mit Applaus bedeckte.

Da die Sänger somit den Muth bezeugten, neuen Stürmen entgegen zu treten, konnte ich nichts dagegen haben, vermochte aber nicht mehr, mich in der unactiven Lage eines leidenden Zuschauers bei so unwürdigen Vorgängen zu behaupten. Demnach blieb ich, wie gesagt, bei dieser, im Betreff ihres möglichen Erfolges zweifelhaften, dritten Aufführung zu Haus. Nun kamen aber nach den verschiedenen Akten die Boten, welche uns berichteten: *Truinet* war bereits nach dem ersten Akte gänzlich meiner Meinung geworden, die Partitur jedenfalls zurückzuziehen; es hatte sich gefunden, dass die *Jockeys* sich von dieser Sonntags-Vorstellung nicht, wie üblich, fern gehalten, sondern ausdrücklich vom Anfang an sich eingestellt hatten, um auch nicht eine Scene ohne Tumult vorübergehen zu lassen. Es war, wie man mich versicherte, bereits im ersten Akte, zu einer zweimaligen gänzlichen Unterbrechung der Vorstellung durch fünfzehn Minuten lang andauernde Kämpfe gekommen. Der bei weitem grösste Theil des Publikum's ergriff, ohne damit irgend ein Urtheil über mein Werk aussprechen zu wollen, dem bubenhaften Benehmen der Tumultuanten gegenüber mit Hartnäckigkeit meine Partei; nur waren sie mit ihren Manifestationen den Angreifern gegenüber in einem grossen Nachtheile: wenn Alles sich durch Applaudiren und Beifalls- so wie Abwehrungsrufe bis auf das Aeusserste ermüdet hatte, und es nun wieder ruhig werden zu wollen schien, begannen die *Jockeys* ohne alle Anstrengung munter auf ihren Jagdpfeifen und Flageolets zu spielen, so dass die Entscheidung jedenfalls ihnen angehören musste. In einem Zwischenakte trat einer jener Herren in die Loge einer vornehmen Dame, welche ihn einer ihrer Freundinnen, vor Wuth schäumend, mit den Worten vorstellte: ce'est un de ces misérables, mon cousin«; dieser zeigte dagegen eine vollkommen heitere Miene: »was wollen Sie? Mir fängt die Musik selbst an zu gefallen; aber Sie werden begreifen, dass man sein Wort halten muss. Erlauben Sie mir, dass ich mich wieder an die Arbeit mache.« Mit diesen Worten beurlaubte er sich. — Den gemüthlichen sächsischen Gesandten, Herrn von *Seebach*, traf ich des andern Tages in vollständiger Heiserkeit an; er, so wie alle

seine Freunde, hatte durch das nächtliche Toben die Stimme gänzlich eingebüsst. — Fürstin *Metternich* war zu Hause geblieben; sie hatte bereits während der beiden ersten Vorstellungen den offen beleidigenden Hohn unserer Gegner zu ertragen gehabt. Die Wuth, bis zu welcher es hierbei gekommen war, bezeichnete sie mir dadurch, dass sie ihre besten Bekannten nannte, mit welchen sie hierüber in einen so ausartenden Konflikt gerathen war; sie hatte ihnen gesagt: «geht mir mit Eurem freien Frankreich! Zu Wien, wo doch am Ende ein rechter Adel vorhanden ist, wäre der Fall, dass ein Fürst *Liechtenstein* oder *Schwarzenberg* aus seiner Loge pfeifend zu «Fidelio» ein Ballet verlangte, undenkbar.» Ich glaube, dass sie auch dem Kaiser in diesem Sinne zugesetzt hatte, und diesem zu Folge es in Ueberlegung gezogen worden war, ob man den Ungebührlichkeiten jener Herrn, welche leider zum grossen Theile dem kaiserlichen Hofstaate selber angehörten, durch polizeiliche Anordnungen ein Ziel setzen könnte. Hiervon hatte verlautet, und wirklich glaubten meine Freunde an einen vorbereiteten Sieg, als sie bei der dritten Vorstellung die Corridors des Theaters stark mit Polizei-Mannschaft besetzt sahen; nur stellte es sich später heraus, dass diese Vorsicht dem Schutze der *Jockeys* galt, da man vermuthete, sie könnten vom Parterre aus zur Strafe ihrer Frechheit angegriffen werden. Es scheint, dass die Vorstellung, welche übrigens doch wiederum zu Ende gebracht worden war, durchgängig von einem nie endenden Tumulte begleitet wurde. Nach dem zweiten Akte fand sich bei uns auch die Frau des ungarischen Revolutionsministers *von Szemere* ein, und zwar in völliger Auflösung und mit der Versicherung, es sei im Theater nicht mehr auszuhalten. Von dem Verlaufe des dritten Aktes konnte mir Niemand etwas Unterscheidbares berichten; er schien einem fortgesetzten Schlachtgewühle mit Pulverdampf geglichen zu haben.

Ich bestellte mir nun für den andren Morgen Freund *Truinet*, um mit ihm die Note an die Direktion zu redigiren, gemäss welcher ich zum Schutze der Sänger, welche ich von einem Theile des Publikum's, gegen den die kaiserliche Administration keine Sicherstellung zu ergreifen vermöge, nicht mehr statt meiner misshandelt wissen dürfte, meine Partitur zurückzöge, und jede weitere Aufführung als Autor verböte. Das Erstaunliche war, dass ich mit diesem Einschreiten gar nicht etwa eine Prahlerei ausübte; denn wirklich war eine vierte und fünfte Aufführung bereits angesetzt, und die Administration hielt mir entgegen, dass sie auch ihre Verpflichtungen gegen das Publikum habe, welches sich zu diesen Vorstellungen fortgesetzt herandränge. Ich veranstaltete hier-

gegen durch *Truinet*, dass mein Brief sofort Tag's darauf im *Journal des Débats* abgedruckt wurde, und nun erfolgte, nach wiederum einigem Zögern, die Erklärung der Administration, dass sie in die Zurücknahme meines Werkes einwillige.

Mit diesem Ausgange nahm jetzt auch ein Prozess sein Ende, den bis dahin *Ollivier* für mich gegen jenen Herrn *Lindau* geführt hatte, welcher um Theilnahme an den »Droits d'auteur« für den Text eingekommen war, an welchen er der dritte gleich berechtigte Mitarbeiter zu sein behauptete. Sein Advokat, Maître *Marie*, begründete die Gerechtigkeit seiner Forderung auf ein vermeintlich von mir aufgestelltes Prinzip, nach welchem es mir nicht auf die Melodie, sondern bloss auf die Richtigkeit der Deklamation der Worte des Textes ankomme, für welche doch ersichtlich weder *Roche* noch *Truinet*, da beide nicht deutsch verständen, hätten sorgen können. Hiergegen ereiferte sich nun *Ollivier* beim Plaidoyer so lebhaft, dass er nahe daran schien, den Beweis für die rein musikalische Essenz meiner Melodie durch den Vortrag des »Abendsterns« zu führen. Hierdurch hingerissen wiesen die Richter die Forderung meines Gegner's zurück, gaben mir aber, da dieser einigen Antheil am Beginn der Arbeit gehabt zu haben schien, eine billige Entschädigung auf. Jedenfalls hätte ich diese aus den Revenuen der Pariser Aufführung des »Tannhäuser« nicht entrichten können, da ich bei der Zurückziehung der Oper sofort mit *Truinet* übereinkam, den vollen Betrag der *Droits d'auteur*, sowohl für den Text als die Musik, an den armen *Roche* abzutreten, dem mit dem Durchfalle meines Werkes eine einzige Hoffnung auf Besserung seiner kümmerlichen Lage verloren gegangen war.

Noch andere Beziehungen lösten sich sofort nach diesem Ausgange der Dinge. Bis dahin hatte mich in den letzten Monaten nämlich auch ein *Cercle artistique* in Bemühung gesetzt: dieser hatte sich, wie es schien unter bedeutender Mitwirkung der deutschen Gesandtschaften, in den aristokratischesten Kreisen zu dem Zwecke guter Aufführungen guter Musik ausserhalb des Theater's zur Belebung des Interesses hierfür eben in vornehmen Kreisen gebildet. Unglücklicher Weise gerieth er in seinem Manifeste darauf, seine Bemühungen um gute Musik mit denen des *Jockey-Club*'s um gute Pferdezucht zu vergleichen. Jedenfalls wünschte man, Alles, was einen bedeutenden musikalischen Namen hatte, für sich zu gewinnen: ich musste, mit der Beisteuer von jährlich 200 Franken, mich als Mitglied aufnehmen lassen, und wurde dafür, mit Herrn *Gounod* und mehreren andren Pariser Notabilitäten, in ein

artistisches Comité gewählt, zu dessen Präsidenten *Auber* gemacht wurde. Mit dieser Gesellschaft hielten wir öfters Sitzungen bei dem Grafen *d'Osmond*, einem lebhaften jungen Manne, der im Duell einen Arm verloren hatte und Musik-Dilettantismus trieb. In gleicher Weise lernte ich hier einen jungen Prinzen *Polignac* kennen, welcher mich vorzüglich durch seinen Bruder, dem man eine vollständige Uebersetzung des »Faust« zu verdanken hatte, interessirte. Ich musste eines Morgens bei ihm déjeuniren, und hier enthüllte er sich als Musikphantast: es kam ihm darauf an, mich von der Richtigkeit seiner Auffassung der A-dur-Symphonie *Beethoven's* zu überzeugen, in deren letztem Satze er alle Phasen eines Schiffbruch's deutlich nachweisen zu können behauptete. Unsere gemeinschaftlichen Sitzungen, welche zunächst den Anordnungen und Vorbereitungen zu einem grossen und klassischen Konzerte galten, für das aber auch ich etwas zu komponiren haben sollte, belebten sich einzig durch den pedantischen Eifer *Gounod's*, welcher mit unermüdlicher süsslicher Breite das Sekretariat führte, während *Auber* stets nur mit kleinen, unverkennbar zum Schluss der Discussion drängenden, nicht immer sehr delikaten *bon mots* die Verhandlungen mehr unterbrach als leitete. Wirklich erhielt ich, auch nach dem entscheidenden Durchfalle des Tannhäuser, noch einmal eine Einladung zur Theilnahme an den Sitzungen dieses Comités zugesandt, besuchte sie aber nie wieder, und erklärte auch an den Präsidenten der Gesellschaft, wegen vermuthlich baldiger Abreise nach Deutschland, meinen völligen Austritt.

Nur mit *Gounod* verblieb ich auch hiernach noch in freundschaftlichen Beziehungen. Mir wurde von diesem berichtet, dass er in der Gesellschaft überall mit Enthusiasmus für mich eingetreten sei; er solle ausgerufen haben: »que Dieu me donne une pareille chûte«. Zur Belohnung hierfür schenkte ich ihm eine Partitur von »Tristan und Isolde«, denn sein Benehmen freute mich um so mehr, als mich keine freundschaftliche Rücksicht dazu hatte bewegen können, seinen »Faust« anzuhören.

Jetzt wurde ich überhaupt mit vielen energischen Verfechtern meiner Sache bekannt gemacht; namentlich in den kleinen, von *Meyerbeer* noch nicht beachteten Journalen, wurde ich wirklich gefeiert, und manche sehr gute Phrase kam hierbei zum Vorschein. Irgendwo las ich, mein Tannhäuser sei »la symphonie chantée«. — *Baudelaire* zeichnete sich durch eine sehr geistreiche und scharfe Brochüre in der gleichen Angelegenheit aus; und endlich überraschte mich selbst *Jules Janin* durch sein Feuilleton im Journal des Débats, in welchem er mit voller Indig-

nation, seiner Weise gemäss, eine etwas abschweifende Notiz von dem ganzen Vorgange gab. — In den Theatern wurden Parodien des «Tannhäuser» dem Publikum zum Besten gegeben, und *Musard* glaubte das Publikum nicht stärker in seine Konzerte ziehen zu können, als wenn er täglich mit ungeheuren Lettern die Ouverture zu «Tannhäuser» annoncirte. Auch *Pasdeloup* gab häufig Stücke von mir in demonstrativem Sinne. — Endlich gab die Frau des österreichischen Militärbevollmächtigten, Gräfin *Löwenthal*, eine grosse Matinée, in welcher Madame *Viardot* verschiedenes aus «Tannhäuser» singen musste, wofür sie 500 Franken erhielt. — Sonderbarer Weise vermischte man mein Schicksal auch mit dem eines Herrn *de la Vaquerie*, welcher mit einem Drama, *les funérailles de l'honneur*, ebenfalls in skandalöser Weise durchgefallen war. Diesem gaben seine Freunde ein Ehrenbankett, zu welchem auch ich eingeladen wurde. Wir beide wurden bei dieser Gelegenheit enthusiastisch gefeiert; man hörte glühende Reden über die «Encanaillirung» des Publikums, und schweifte etwas in das politische Gebiet hinüber, welches meinem Festgenossen durch seine Verwandschaft mit *V. Hugo* leicht zuzuweisen war. Leider hatten meine speziellen Enthusiasten ein Pianino angeschafft, an welchem ich nun, von höchster Gewalt genöthigt, beliebte Stücke aus «Tannhäuser» schliesslich zum Besten geben musste, wodurch das Fest sich gänzlich in eine Huldigung für mich allein verwandelte.

Noch bedeutsamer erschien es, als man auf die eigenthümliche Popularität, welche man mir zuerkannte, grössere Unternehmungen zu berechnen sich anliess. Der Direktor des *Théatre lyrique* sah sich mit allen Kräften nach einem Tenor für den «Tannhäuser» um, und nur dass er ihn nicht fand, nöthigte ihn auf die Absicht, meine Oper sogleich wieder zu geben, zu verzichten. M^r *de Beaumont*, Direktor der *Opéra comique*, befand sich am Bankerott, und hoffte sich mit dem «Tannhäuser» zu retten, in welchem Sinne er mit Anträgen mir auf das Lebhafteste zusetzte. Allerdings hoffte er zu gleicher Zeit hiermit die Hülfe der Fürstin *Metternich* beim Kaiser, welcher ihn aus seiner Verlegenheit ziehen sollte, zu gewinnen. Er schalt mich kalt, als ich auf seine glänzenden Vorspiegelungen nicht einging, wozu ich allerdings aus keinem Grunde Lust hatte. Doch liess es mich nicht ohne Interesse, als ich erfuhr, dass kurz hierauf *Roger*, welcher jetzt bei der *Opéra comique* war, einen Theil des letzten Aktes von «Tannhäuser» einer zu seinem Besten gegebenen Vorstellung einflocht, womit er sich die wüthendsten Angriffe der grossen Presse zuzog, beim Publikum jedoch eine gute Aufnahme gewann. Nun mehrten sich aber die Projekte. Im Namen einer Gesellschaft, an deren

Spitze ein ungeheuer reicher Mann stünde, meldete sich ein M^r *de Chabrol*, mit dem Journalistennamen *Lorbach*, zur Gründung eines »Théâtre Wagner«, von welchem ich nichts hören wollte, ausser wenn man einen gut renommirten und erfahrenen Mann zum Direktor gewänne. Hierzu wurde Herr *Perrin* auserwählt. Dieser lebte seit Jahren in der festen Zuversicht, eines Tages zum Direktor der grossen Oper ernannt zu werden, und glaubte sich daher nicht kompromittiren zu dürfen. Zwar schrieb er den Durchfall des »Tannhäuser« einzig der Unfähigkeit des Herrn *Roger* zu, dessen Sache es ja eben gewesen wäre, die Presse für die Unternehmung zu gewinnen: die Beweise dafür zu liefern, dass, wenn er es in die Hand nähme, Alles sogleich ein anderes Ansehen gewinnen, und der »Tannhäuser« reussiren würde, reizte ihn somit sehr zur Theilnahme an; jedoch äusserst kalt und vorsichtig, glaubte er den Propositionen des Herrn *Lorbach* ersichtliche Schwächen abzumerken; da dieser mit ihm über gewisse Provisionen unterhandelte, glaubte *Perrin* sofort den Charakter einer nicht ganz tadellosen Spekulation zu erkennen, und erklärte, wenn er ein Wagner-Theater gründen wollte, würde er hierzu schon die nöthigen Fonds in seiner Weise finden können. In diesem Sinne trug er sich wirklich auch ernstlich mit dem Gedanken, einmal ein grosses Kaffeehaus »Alcazar«, das andere Mal den »Bazar de la bonne nouvelle« für ein solches Theater zu acquiriren. Für seine Unternehmung schienen sich nun auch die rechten Kapitalisten finden zu wollen; Herr *Erlanger* glaubte mit Erfolg zehn Banquiers werben zu können, von denen jeder mit 50,000 Franken an der Unternehmung sich betheilige, wonach dann ein Fonds von 500,000 Franken Herrn *Perrin* zur Führung übergeben worden wäre. Gar bald verlor jener aber den Muth, als er gewahr wurde, dass die von ihm angegangenen Herren wohl auf ein Theater zu ihrem persönlichen Amüsement, nicht jedoch aber für die serieuse Tendenz, meine Werke in Paris einheimisch zu machen, ihr Geld verwenden wollten.

Mit dieser niederschlagenden Erfahrung trat denn auch Herr *Erlanger* von seiner ferneren Theilnahme an meinem Schicksale zurück; im kaufmännischen Sinne betrachtete er den mit mir eingegangenen Vertrag als eine Art von Geschäft, welches nun eben nicht reussirt habe. Die Ordnung meiner finanziellen Lage schien somit jetzt von anderen Freunden zu übernehmen zu sein, und hierfür meldeten sich mit grosser Zartheit die deutschen Gesandtschaften, welche den Grafen *Hatzfeld* beauftragt hatten, bei mir nach meinen Bedürfnissen sich zu erkundigen. Hiergegen fasste ich meine Situation einfach so auf, dass ich in Folge des Befehl's des Kaiser's zur Aufführung meiner Oper meine Zeit an eine

Unternehmung vergeudet habe, deren Fruchtlosigkeit nicht meine Schuld sei. Nicht mit Unrecht machten meine Freunde mich auf meine Fahrlässigkeit aufmerksam, mit welcher ich beim ersten Beginn gewisse Entschädigungsstipulationen festzusetzen versäumt hätte, welche dem praktischen Sinn der Franzosen sehr geläufig und einleuchtend gewesen sein würden. In Wahrheit hatte ich mir für meine Mühe und Zeit keinen Ersatz ausbedungen, und blieb somit einfach auf die im günstigen Falle des Erfolges mir zukommenden *Droits d'auteur* angewiesen. Da es mir unmöglich fiel, wegen der Nachholung des Versäumten an die Administration der Oper oder an den Kaiser selbst mich zu wenden, so liess ich mir es schon gefallen, dass die Fürstin *Metternich* es übernahm, für mich einzutreten. Graf *Pourtalès* hatte sich soeben in Berlin aufgehalten, um dort den Prinzen Regenten von Preussen zu dem Befehl einer Aufführung des »Tannhäuser« zu meinem Vortheile zu bewegen. Leider hatte dieser aber gegen seinen Intendanten Herrn *von Hülsen*, welcher mir durchaus feindselig gesinnt war, seinen Befehl nicht durchsetzen können. Da ich einer langen Periode vollständiger Hülflosigkeit entgegensah, überliess ich daher nothgedrungen es der Fürsorge meiner fürstlichen Patronin, meine Ansprüche auf Entschädigung zu vertreten, und begab mich für jetzt am 15. April (denn in der kurzen Zeit eines Monats seit den Aufführungen des Tannhäuser's hatten sich alle diese Nachspiele abgespielt) auf eine kurze Reise nach Deutschland, um dort für meine Zukunft mir einigen Boden zu gewinnen.

Auf den gleichen Weg hatte sich der Einzige, der meine wahren Bedürfnisse vollständig begriff, mitten aus dem Wirrsaal der Pariser Aufführungen mir voraus begeben: *Bülow* hatte mir jetzt aus Karlsruhe von den guten Dispositionen der grossherzoglichen Familie für mich Nachricht gegeben, und ich fasste nun schnell den Plan, jene so unselig verzögerte Aufführung meines »Tristan« dort jetzt ernstlich in das Werk zu setzen. Demnach traf ich in Karlsruhe ein, und wenn für die Ausführung meines schnell gefassten Planes mich etwas bestimmen konnte, so war es die ungemein biedere Aufnahme, welche ich hier von Seiten des *Grossherzogs von Baden* fand. Der hohe Herr schien ein herzliches Bedürfniss darnach zu haben, mir ein ernstes Zutrauen zu sich zu erwecken; in der vertraulichsten Unterredung, an welcher auch seine junge Frau Theil nahm, liess der Grossherzog es sich angelegen sein, mich darüber zu belehren, dass seine gründliche Theilnahme nicht sowohl mir als Operncomponisten, den zu beurtheilen er ebenso wenig Neigung empfand als Kenntniss sich zutraute, sondern dem Manne,

der um seiner deutschen und freien Gesinnung wegen viel zu erleiden gehabt habe, gelte. Da ich aus ganz natürlichen Gründen der politischen Bedeutung meiner Vergangenheit keinen besonderen Werth beizumessen vermochte, dünkte ihm diess misstrauische Zurückhaltung, und er ermuthigte mich dagegen durch die Versicherung, dass, wenn auf diesem Gebiete Fehler, ja grosse Verschuldungen vorgefallen seien, diess mehr Diejenigen träfe, welche auch in Deutschland verbleibend nicht glücklich geworden, und dafür durch innere Leiden gewiss ebenfalls gebüsst hätten; wogegen es nun die Pflicht der Schuldigen sei, ihre begangenen Fehler gegen die damals Ausgestossenen gut zu machen. Gern stellte er mir sein Theater zur Verfügung, und ertheilte hierfür die nöthigen Befehle an den Direktor desselben. Dieser, mein alter »Freund« *Eduard Devrient*, rechtfertigte durch die peinliche Befangenheit, in welche ihn meine Ankunft versetzt hatte, die von *Bülow* mir gemachten Mittheilungen über die vollendete Nichtigkeit der bisher von ihm erheuchelten theilnahmvollen Gesinnungen für mich. In der freudigsten Stimmung, welche mir die schöne Aufnahme beim Grossherzoge hervorgerufen, wusste ich aber auch *Devrient* bald, wenigstens scheinbar, dahin zu bringen, wohin ich ihn haben wollte. Er musste mit mir jetzt ernstlich auf die beabsichtigte Vorstellung des »Tristan« eingehen, und da es ihm nicht zu leugnen einfiel, dass, namentlich seit dem Abgange *Schnorr*'s nach Dresden, er die nöthigen Sänger für mein Werk nicht besitze, verwies er mich auf Wien, wobei er seine Verwunderung darüber nicht unterdrückte, dass ich überhaupt dort meine Opern nicht zur Aufführung bringen wollte, wo eben alles dazu vorhanden sei. Es kostete mich Mühe ihm begreiflich zu machen, warum ich einige ausserordentliche Vorstellungen meines Werkes in Karlsruhe der möglichen Einreihung derselben in das Repertoire des Wiener Operntheaters vorzöge. Ich erhielt somit die Genehmigung für mein Vorhaben, zu *Schnorr*, welcher jedenfalls hierfür als Gast nach Karlsruhe herbeigezogen werden sollte, in Wien die mir sonst noch nöthigen Sänger für die beabsichtigte »Mustervorstellung« in Karlsruhe, auszusuchen.

Somit war ich auf Wien angewiesen, und hatte jetzt nach Paris zurückzukehren, um dort meine Angelegenheiten bis auf den Punkt zu ordnen, dass ich für die Ausführung meines weiteren Projektes genügend ausgerüstet sei. Leider hatte mich hier, wohin ich nach sechstägiger Abwesenheit zurückkehrte, nichts andres zu beschäftigen, als wie ich mich mit den für meine Lage nöthigen Geldmitteln versähe, unter welchen Umständen mir gewisse theilnahmvolle Annäherungen und Versiche-

rungen, wie sie mit gesteigerter Wärme mir zukamen, ebenso beunruhigend als gleichgültig waren. Während die in weiterem Maassstabe aufgefassten Operationen für eine mir zu bietende Entschädigung von Seiten der Fürstin *Metternich* mit geheimnissvoller Langsamkeit sich vollzogen, war es ein Kaufmann *Stürmer*, welchen ich früher in Zürich kennen gelernt hatte, und der sich in Paris fortwährend mit biederer Theilnahme um mich bekümmerte, durch dessen Hülfe es mir jetzt möglich ward, mein Haus für das Erste zu versorgen und mich selbst auf die Reise nach Wien zu begeben. — *Liszt* war seit längerer Zeit in Paris angekündigt, und während der abgelaufenen verhängnissvollen Zeit oft sehnlich von mir herbeigewünscht worden, weil es wohl nahe lag anzunehmen, dass gerade er, in der nur ihm zuerkannten Stellung zu den Notabilitäten des Pariser Lebens, ungemein hilfreich auf die Entwirrung der so arg verwickelten Verhältnisse hätte einwirken können. Ein geheimnissvolles briefliches Achselzucken war auf jede meiner Anfragen wegen der Verzögerung seiner Ankunft die Antwort gewesen. Es klang wie Ironie, als ich gerade jetzt, wo ich mich zur Reise nach Wien fertig gemacht hatte, erfuhr, dass *Liszt* in den nächsten Tagen in Paris ankommen werde. Da ich jetzt nur der Bedrängniss meiner Lage nachzugehen hatte, welche durchaus verlangte, dass ich neue Fäden für meinen Lebensplan anknüpfte, verliess ich gegen Mitte Mai Paris, ohne meines alten Freundes Ankunft abzuwarten.

Ich stellte mich zunächst zu einer erneueten Unterredung mit dem Grossherzoge in Karlsruhe ein, fand die gleiche freundliche Aufnahme, und erhielt die Erlaubniss, die in Wien von mir auszuwählenden Sänger für eine Musteraufführung des »Tristan« im Karlsruher Theater anzuwerben. Dem zu Folge reiste ich nun nach *Wien*, stieg im *Erzherzog Karl* ab, und erwartete die Erfüllung des vom Kapellmeister *Esser* zuvor brieflich mir gegebenen Versprechens, mir einige Vorstellungen meiner Opern vorzuführen. Hier war es denn, wo ich zum ersten Male den »Lohengrin« aufgeführt hörte. Trotz dem die Oper bereits sehr häufig gegeben war, fand sich das ganze Personal doch zunächst zu einer vollständigen Theaterprobe, wie ich es gewünscht hatte, ein. Das Orchester trug sogleich das Vorspiel mit so schöner Wärme vor, die Stimmen der Sänger, und manche ihrer guten Eigenschaften, traten bei der Ausführung des ihnen bereits höchst vertrauten Werkes so überraschend wohlthätig hervor, dass ich, von dem hierdurch auf mich gemachten Eindrucke überwältigt, jede Neigung zur Kritik der Gesammtleistung verlor. Man schien die tief gerührte Stimmung in welcher ich war zu

bemerken, und Herrn Dr *Hanslick* mochte diess der geeignete Moment dünken, sich mir, der ich zuhörend auf der Bühne war, freundschaftlich vorstellen zu lassen: ich grüsste ihn kurz, wie einen gänzlich Unbekannten, worauf der Tenorist *Ander* mir ihn abermals mit der Bemerkung, dass Herr *Hanslick* mein alter Bekannter sei, vorstellte; ich erwiderte kurz, dass ich mich sehr wohl des Herrn *Hanslick* erinnerte, und wendete mich wieder einzig der Probe zu. Es scheint, dass es nun meinen Wiener Freunden gerade so ergieng, wie früher meinen Londoner Bekannten, als diese mich jedem Versuche, dem gefürchtetsten Rezensenten meine Beachtung zuzuwenden, abgeneigt fanden. Dieser Mensch, welcher sich als angehender Student seiner Zeit bei einer der ersten Aufführungen des »Tannhäuser« in Dresden eingefunden, und damals mit glühendem Enthusiasmus über mein Werk referirt hatte, war seitdem, wie sich diess bei Gelegenheit der Aufführung meiner Opern in Wien entschied, zu meinem bissigsten Gegner geworden. Das mir wohl gesinnte Personal der Oper schien von jetzt an keine andre Sorge zu haben, als mich, wie sie es verstanden, mit diesem Rezensenten zu versöhnen; da diess nicht gelang, mögen Diejenigen nicht Unrecht haben, welche mein ferneres Missgeschick in jeder auf Wien berechneten Unternehmung dieser von Neuem mir zugezogenen Feindschaft beimessen.

Für jetzt schien aber der Strom der mir günstigen Meinung alles Widerwärtige hinwegschwemmen zu wollen. Die Aufführung des »Lohengrin«, welcher ich beiwohnte, ward zu einer jener ununterbrochenen heissblütigen Ovationen, wie ich sie nur bei dem Wiener Publikum erlebt habe. Man wünschte mir noch meine beiden Opern in gleicher Weise vorzuführen; doch empfand ich eine gewisse Scheu vor der Wiederholung des an jenem Abend Erlebten; da ich ausserdem von den grossen Schwächen der Aufführung des »Tannhäuser« unterrichtet war, nahm ich nur noch eine Vorstellung des bescheideneren »fliegenden Holländer« an, namentlich weil es mir daran lag, den in dieser Oper exzellierenden Sänger *Beck* kennen zu lernen. Auch diessmal erging sich das Publikum in den gleichen Freudenbezeigungen, und ich durfte nun, von allseitigem Wohlwollen getragen, an die Erledigung meines eigentlichen Geschäftes denken. Die akademische Jugend hatte mir die Ehre eines Fackelzuges zugedacht, welche ich jedoch ablehnte, wodurch ich namentlich *Esser* ausserordentlich für mich einnahm. Er, sowie die obersten Behörden der Oper, frugen sich nun, in welcher Weise diese Triumphe auszubeuten sein möchten. Ich stellte mich dem Grafen *Lanckoronski*, Oberhofmeister des Kaisers vor, der mir als sonderbarer, und von der

Kunst und deren Bedürfnissen gänzlich nichts verstehender Herr geschildert worden war. Als ich ihm mein Gesuch dahin vortrug, er möge, in einer gewissen Zeit, den Hauptsängern seiner Oper, namentlich Frau *Dustmann* (früher *Luise Meyer*) und Herrn *Beck*, vielleicht auch Herrn *Ander*, für die von mir in Karlsruhe projektirte Aufführung des «Tristan», einen längeren Urlaub ertheilen, entgegnete mir der alte Herr sehr trocken, dass das nicht möglich sei. Er fand es dagegen weit vernünftiger, dass, da mir sein Personal zusagte, ich mein neues Werk doch lieber in Wien geben möchte. Mir entfiel alsbald der Muth, diesem Ansinnen mich entgegen zu stellen.

Als ich, mit dieser neuen Wendung meiner Angelegenheit beschäftigt, die Treppen der Hofburg hinabstieg, trat am Thore ein stattlicher Mann von ungemein sympathischem Ansehen auf mich zu, um mir seine Begleitung im Wagen bis zum Gasthof anzubieten. Diess war *Joseph Standhartner*, ein vorzüglich in der vornehmen Welt beliebter Arzt, grosser Musik-Enthusiast, und dazu bestimmt, in alle Zukunft mir als innig ergebener Freund zu dienen. — Schon hatte sich aber auch *Karl Tausig* zu mir gefunden, welcher damals sich auf Wien geworfen, und die beabsichtigte Eroberung dieses Terrains für *Liszt*'sche Kompositionen durch mehrere, im vorangegangenen Winter von ihm eingeleitete und selbst dirigirte Orchester-Konzerte, in Angriff genommen hatte. Er führte mir den ebenfalls nach Wien verschlagenen *Peter Cornelius*, den ich nur von jener Begegnung in Basel 1853 her kannte, zu. Beide schwärmten damals in dem kürzlich erschienenen, von *Bülow* arrangirten Klavierauszuge des «Tristan». In meinem Gasthofzimmer, wohin *Tausig* einen *Bösendorff*'schen Flügel besorgt hatte, ging es bald heissblütig musikalisch her: man hätte gern sogleich die Proben von «Tristan» begonnen: jedenfalls ward mir die Annahme des Vorschlages, mein Werk zuerst hier aufzuführen, so nahe gelegt, dass ich schliesslich mit dem Versprechen, nach einigen Monaten wiederzukommen um sofort das Einstudiren zu beginnen, von Wien abreiste.

Ich fühlte einige Beklommenheit dem Grossherzoge von Baden meinen veränderten Entschluss mitzutheilen; so dass ich dem Einfalle, erst nach einem sonderbaren Umwege *Karlsruhe* zu berühren, gern nachgab. Mein Geburtstag fiel in die Zeit der Zurückreise, und ich beschloss ihn in *Zürich* zu feiern. Ueber *München* gelangte ich ohne Verzug nach *Winterthur*, wo ich meinen Freund *Sulzer* anzutreffen gedachte; leider war dieser abwesend, und ich traf nur seine Frau, welche viel Rührendes für mich hatte, sowie seinen kleinen Sohn, einen lebhaft

mich einnehmenden Knaben, an. Ihn selbst wusste ich am folgenden Tag, eben am 22. des Monates, in Zürich anzutreffen, und verbrachte so den nicht unbedeutenden Rest des Tages hier in einem engen Gasthofzimmer, in welchem mich meine Reiselektüre, die «Wanderjahre» *Goethe*'s, zum ersten Male mit dem vollen Verständnisse dieser wunderlichen Komposition fesselte. Namentlich war es die eigenthümliche Schilderung des Aufbruches der Gesellen, in welcher es zu einer fast wilden Lyrik kommt, durch deren Eindruck auf mich der Geist des Dichters auch für dieses Werk mir vertraulich nahe trat. Des anderen Morgens gelangte ich beim ersten Anbruche des Tages nach Zürich. Ein wundervoller klarer Morgen bestimmte mich, auf weiten Umwegen die all gewohnten Spaziergänge im Sihlthal bis zu dem Gute *Wesendonck*'s aufzusuchen. Hier war ich vollkommen unangemeldet; ich erkundigte mich nach den Gewohnheiten des Hauses, und hörte, dass *Wesendonck* um diese Zeit nach dem Speisesaale herabkäme, um allein zu frühstücken. Dahin setzte ich mich in eine Ecke und erwartete nun den gutmüthigen langen Menschen, wie er schweigend zu seinem Kaffee herantrat, und endlich in herzliches Erstaunen, mich hier zu finden ausbrach. Der Tag verging sehr freundschaftlich; *Sulzer*, *Semper*, *Herwegh*, auch *Gottfried Keller*, wurden herbeigeschafft, und ich genoss die Befriedigung einer recht gelungenen Ueberraschung unter so eigenthümlichen Umständen, welche soeben noch mein Schicksal zum aufgeregten Tagesgespräch der Freunde gemacht hatten.

Eilig wandte ich mich dann des anderen Tages nach Karlsruhe, wo von dem Grossherzoge meine Mittheilungen mit freundlicher Billigung aufgenommen wurden. Ich konnte ja mit Recht melden, dass eben mein Gesuch um den Urlaub der Sänger abgeschlagen worden, und die zuvor projektirte Aufführung in Karlsruhe dadurch unmöglich gemacht worden war. Ohne alle Wehmuth, sondern mit unverhohlenem Wohlgefühl, nahm *Eduard Devrient* diese Wendung auf, und er verhiess mir in Wien eine glänzende Zukunft. — Für jetzt holte mich hier *Tausig* ein, welcher bereits in Wien sich zu einer Reise nach Paris, um dort mit *Liszt* zusammen zu treffen, entschlossen hatte, und jetzt von Karlsruhe aus mit mir gemeinschaftlich über Strassburg die Reise fortsetzte.

In Paris wieder angelangt, traf ich meinen dortigen Hausstand bereits der Auflösung sich nähernd an. In diesem Betreff lag es mir jetzt an nichts Weiterem, als an der Beschaffung der Mittel zum Fortgange von Paris, sowie zu einer nächsten Verfügung über eine gänzlich aussichtslose Zukunft. Einstweilen hatte jedoch *Minna* noch Gelegen-

heit, ihre Talente zur häuslichen Bewirthung zu zeigen. *Liszt*, der bereits in Paris in seine alte Strömung gerathen war, und von seiner eigenen Tochter *Blandine* nur im Wagen, in welchem er von Besuch zu Besuch fuhr, gesprochen werden konnte, fand, durch sein gutes Herz geleitet, auch die Zeit, sich einmal bei mir zum «Beefsteak» einzuladen; ja er gelangte dazu, mir einen ganzen Abend zu schenken, für welchen er freundschaftlich zur Abmachung meiner kleinen Verbindlichkeiten sich mir zu Verfügung stellte. Vor einigen Freunden aus den vergangenen Nothzeiten her, spielte er an diesem Abende auch Klavier; und hier begegnete es, dass der arme *Tausig*, welcher Tag's zuvor in einer einsamen Stunde mir *Liszt*'s Phantasie über den Namen «Bach» zu meinem wahrhaften Erstaunen vorgespielt hatte, nun vor *Liszt*, als dieser wie von ungefähr uns dasselbe Stück produzirte, zu einem wahrhaft zermalmenden Gefühle der Ohnmacht gegen diesen, über alles Erstaunliche hinausragenden Koloss, zusammenschrumpfte. — Ausserdem waren wir zu einem Frühstücke bei *Gounod* versammelt, welches ungemein langweilig verfloss, und nur durch des armen *Baudelaire*, wie im Geleise der Verzweiflung sich bewegenden, Esprit belebt wurde. Dieser, *«criblé de dettes»* wie er mir sagte, täglich genöthigt auf extravagante Mittel für seine Erhaltung zu sinnen, hatte sich mir wiederholt mit den abenteuerlichsten Vorschlägen zur Ausbeutung meines ruhmvollen Fiasco genähert. Ganz unfähig, meinerseits auf irgend einen derselben einzugehen, musste ich mich jetzt freuen, diesen geistvollen Menschen unter die Adlerflügel des *Liszt*'schen «Ascendants» geflüchtet anzutreffen. *Liszt* führte ihn überall hin, wo unter gewissen Umständen Fortune zu verschaffen war; ob ihm diess zu etwas verhalf, konnte ich nicht erfahren, sondern nur dass er bald nach dieser Zeit, und zwar, wie ich glaube, nicht im Uebermaasse des Glückes starb. — Ausser an diesem festlichen Morgen traf ich noch einmal mit *Liszt* zu einem Diner im österreichischen Gesandschaftshôtel zusammen, welche Gelegenheit mein Freund auf das Artigste benutzte, um durch Andeutung einiger Stellen aus «Lohengrin» auf dem Klavier vor der Fürstin *Metternich* mir seine Sympathie zu bezeugen. Ohne dass man meine Begleitung hierbei für nöthig gehalten hätte, war er auch zu einem Diner in den Tuilerien gezogen worden; von dort her berichtete er mir eine recht schickliche Unterhaltung des Kaiser's *Napoléon* mit ihm über die Angelegenheit meines «Tannhäuser» in Paris, deren Ausgang festgestellt zu haben schien, dass ich mit meinem Werke eben in der «grossen Oper» am unrechten Platze gewesen sei. Ob *Liszt* auch mit *Lamartine* hierüber verkehrt

hatte, blieb mir unbekannt; nur weiss ich, dass er durch diesen älteren Freund mehrere Mal abgehalten worden war, meinem Wunsche einer Zusammenkunft mit ihm zu entsprechen. *Tausig*, welcher Anfangs sich meistens zu mir geflüchtet hatte, gerieth schliesslich in seine natürliche alte Abhängigkeit von seinem Meister, so dass auch er mir endlich gänzlich verschwand, als er mit *Liszt* zu einem Besuch der M^me^ *Street* nach Brüssel abreiste. —

Ich wünschte nun auf das Sehnlichste von Paris fortkommen zu können. Von meiner Wohnung in der *rue d'Aumale* war ich, vermöge eines Geschenkes von 100 Franken an den Portier, durch geglückte Weitervermiethung losgekommen: somit hatte ich nur abzuwarten, welche Mittheilungen mir endlich von Seiten meiner Protektoren zukommen würden. Da ich hier nicht drängen konnte, verzögerte sich meine Lage in der peinlichsten Weise, wobei es jedoch an neckenden Einmischungen freundlich sich auszunehmender Zwischenfälle nicht fehlte. So hatte ich die wunderliche Zuneigung eines Fräulein *Eberty*, der ältlichen Nichte *Meyerbeer's* gewonnen; sie hatte mit fast wüthender Theilnahme für mein Geschick die widerwärtigen Erfahrungen der Tannhäuser-Aufführungen durchgemacht, und schien es sich nun herzlich angelegen sein zu lassen, zur Aufheiterung meiner unangenehmen Lebenslage beizutragen: so veranstaltete sie bei einem vorzüglichen Restaurant des *Bois de Boulogne* im schönsten Frühlingswetter für uns und *Kietz*, welchen wir noch nicht losgeworden waren, ein ganz artiges Diner. — Auch die Familie *Flaxland*, mit welcher ich zuvor wegen der Herausgabe des »Tannhäuser« in einiges Zerwürfniss gerathen war, bemühte sich jetzt nach allen Seiten hin, mir Annehmlichkeiten zu erweisen, von denen ich allerdings gewünscht hätte, das sie ohne Veranlassung gewesen wären.

Unter allen Umständen blieb es doch fest, dass wir mit Nächstem Paris zu verlassen hätten. Für *Minna* war eine Fortsetzung ihrer vorjährigen Kur im Bade *Soden* in Aussicht genommen, worauf sie zu ihren älteren Bekannten nach Dresden sich begeben sollte, während ich meine Zeit abwarten würde, um zum Beginn des Studiums von meinem »Tristan« nach Wien zu gehen. Allen unsren Hausrath beschlossen wir wohlverpackt bei einem Spediteur in Paris zurück zu stellen. Während wir so mit dem Gedanken der so peinlich sich verzögernden Abreise uns beschäftigten, erwogen wir auch die Beschwerlichkeit des Transportes unsres Hündchen *Fips*, auf der Eisenbahn. Eines Tages, am 22. Juni kam meine Frau von einem Ausgange mit dem, bei dieser Gelegenheit auf eine unerklärt gebliebene Weise tödlich beschädigten Thiere zurück;

nach dem Berichte *Minna*'s mussten wir glauben, der Hund habe auf der Strasse ein dort ausgestreutes heftiges Gift verschlungen; sein Zustand war jammervoll: ohne irgend eine äussere Beschädigung zu zeigen, athmete er nur so heftig, dass wir an eine bedeutende Verletzung der Lunge glauben mussten; im ersten wüthenden Schmerze nach dem Vorfalle hatte er *Minna* gewaltig in den Mund gebissen, so dass ich jetzt schnell einen Arzt herbeiholte, welcher uns jedoch jede Befürchtung, dass es sich hier etwa um die Verletzung durch einen tollen Hund handle, sofort benahm. Nur dem armen Thiere war in gar keiner Weise Hülfe zu leisten, da er nur still zusammengekauert da lag, und immer kürzer und heftiger athmete. Gegen eilf Uhr des Nachts schien er unter *Minna*'s Bett eingeschlafen zu sein; als ich ihn hervorholte, war er jedoch todt. Der Eindruck dieses Trauerfalles blieb zwischen mir und *Minna* unausgesprochen. Die Hausthiere hatten in unsrem kinderlosen Zusammenleben eine sehr wichtige Bedeutung gewonnen; der jähe Tod dieses so muntren und liebenswürdigen Thieres trat wie ein letzter Riss in ein längst unmöglich gewordenes Zusammenleben ein. Für jetzt hatte ich keine eifrigere Sorge, als die Leiche dem gewöhnlichen Loose gestorbener Hunde in Paris, nämlich auf die Strasse geworfen und des Morgens vom Unrathabräumer mit aufgelesen zu werden, zu entziehen. Herr *Stürmer* hatte in unsrer Nähe, in der *rue de la Tour des dames*, einen kleinen Garten hinter seinem Hause, wo ich anderen Tages *Fips* beerdigen wollte; es kostete einen seltenen Aufwand von Ueberredung, die Haushälterin des eben verreisten Besitzers zu der Erlaubniss zu bewegen, dass ich mit dem Concierge meines Hauses unter dem Gebüsch des Gärtchens eine möglichst tiefe Grube zur Aufnahme des armen Hündchen's graben lassen dürfte. Der traurige Akt ging vor sich, ich bedeckte die Grube auf das Sorgfältigste und suchte die Stelle so unkenntlich wie möglich zu machen; denn mir ahnte es, dass Herr *Stürmer* einen Widerwillen gegen die Beherbergung der Hundesleiche empfinden und sie wieder entfernen lassen möchte, welchen wirklich eintretenden Missgeschick ich hierdurch gewehrt hatte.

Endlich kündigte mir Graf *Holzfeld* in der freundschaftlichsten Weise an, dass mir unbekannt bleiben wollende, an meiner unverdienten Lage theilnehmende Freunde meiner Kunst sich vereinigt hätten, mir die nötigen Mittel zur Hebung der mich belastenden Schwierigkeiten anzubieten. Ich erachtete es schicklich, für diesen guten Erfolg einzig meiner Gönnerin, der Fürstin *Metternich* mich dankbar zu erklären, und gieng nun an die Anordnung zur schliesslichen Aufhebung meiner Pariser Nieder-

lassung. Es lag mir daran, dass, sobald alle hierauf bezüglichen Bemühungen überstanden waren, *Minna* unverzüglich zur Antretung ihrer Kur nach Deutschland abreiste, wogegen ich dort für das Erste kein näheres Ziel vor mir sah, als einen Besuch bei *Liszt* in Weimar, wo im August ein deutscher Musikertag mit Abschieds-Aufführungen *Liszt*scher Compositionen vor sich gehen sollte. Ausserdem wünschte *Flurland*, welcher den Muth gefasst hatte, auch meine übrigen Opern noch französisch heraus zu geben, mich noch für so lange in Paris fest zu halten, bis ich die Uebersetzung des Textes vom «fliegenden Holländer» mit *Truinet* zu Stande gebracht hätte. Hierzu bedurfte ich noch einiger Wochen, welche ich unmöglich mehr in unsrer gänzlich ausgeräumten Wohnung verbringen konnte: Graf *Pourtalès*, hiervon unterrichtet, lud mich nun ein, für diese Zeit im preussischen Gesandtschaftshôtel meinen Aufenthalt zu nehmen, was ich als ein seltenes, ja nie in gleicher Weise mir wiederfahrenes Entgegenkommen, mit ahnungsvollem Danke annahm. Am 12. Juli entliess ich *Minna* nach Soden, und kehrte am gleichen Tage im Gesandtschaftshôtel ein, wo man mir ein freundliches Stübchen, mit der Aussicht auf den Garten und weitem Blick über die Tuilerien, anwies. In einem Bassin daselbst badeten zwei schwarze Schwäne, zu denen ich mich mit träumerischer Neigung hingezogen fühlte. Als der junge *Hatzfeld* mich hier aufsuchte, um sich im Namen meiner Gönner nach meinen Bedürfnissen zu erkundigen, überwältigte mich zum ersten Male seit langen Zeiten eine grosse Ergriffenheit, ein tiefes Gefühl des Wohlbefinden's im Zustande völliger Besitzlosigkeit und Losgelöstheit von Allem, was man gewöhnlich unter dauernden Lebensverhältnissen versteht.

Ich erbat mir, meinen «Erard», welchen ich nicht mit dem übrigen Mobiliar hatte einpacken lassen, für die Zeit meines Aufenthaltes herbeischaffen lassen zu dürfen, und es wurde mir hierfür ein schönes Zimmer in der Beletage eingeräumt. Hier arbeitete ich des Morgens an der Uebersetzung des «fliegenden Holländers», und verfasste zwei musikalische Albumblätter, von denen das für die Fürstin *Metternich* bestimmte, ein seit langer Zeit mir vorschwebendes artiges Motiv enthaltend, späterhin zur Veröffentlichung gelangte, während ein gleiches für Frau *von Pourtalès* mir abhanden gekommen ist. — Nicht nur beruhigend, sondern wahrhaft befriedigend wirkte der Umgang mit der Familie meines Gastfreundes auf mich; wir speisten täglich gemeinschaftlich, und sehr häufig erweiterte sich das häusliche Mittagsmahl zu dem bekannten «diplomatischen Diner». Ich lernte hier den ehemaligen preussischen Minister

*Bethmann-Hollweg*, den Vater der Gräfin *Pourtalès* kennen, und gerieth mit ihm in nähere Besprechung meiner Tendenzen bezüglich des Verhältnisses der Kunst zum Staate. Als es mir gelungen war, den Minister hierüber in das Klare zu bringen, erfolgte sofort auch die desperate Erklärung, dass mit dem Staatsoberhaupte eine ähnliche Verständigung stets unmöglich bleiben werde, weil für diesen die Kunst nur in das Gebiet der Belustigung gehöre. — Neben Graf *Hatzfeld* nahmen an den häuslichen Zusammenkünften auch die beiden andren Attachés, ein Prinz *Reuss* und Graf *Dönhoff* öfter Theil. Der Erstere schien der Politicus der Gesandtschaft zu sein, und wurde mir wegen seiner grossen und geschickten Mitwirkung in der Betreibung meiner Angelegenheit am kaiserlichen Hofe gerühmt, wogegen der Letztere mich einfach durch seinen physiognomischen Charakter und seine einnehmende biedere Freundlichkeit vortheilhaft ansprach. Auch mit Fürst und Fürstin *Metternich* traf ich hier wieder in geselligem Verkehr zusammen. Es konnte mir nicht entgehen, dass in unser gegenseitiges Vernehmen eine gewisse Befangenheit sich eingestellt hatte; durch ihre energische Theilnahme für das Schicksal des «Tannhäuser» war Fürstin *Pauline* eine Zeit lang nicht nur den rohesten Berührungen von Seiten der Presse, sondern auch einem sehr unritterlichen, boshaften Benehmen von Seiten der sogenannten höheren Gesellschaft ausgesetzt gewesen: ihr Gemahl schien diess alles gut ertragen, ohne Zweifel jedoch sehr widerwärtige Augenblicke verlebt zu haben. Es war mir nun schwer darüber klar zu werden, in welchem Sinne die Fürstin für alles Ausgestandene durch eine wahrhafte Sympathie mit meiner Kunst Entschädigung gefunden hatte; aller Welt galt sie nur als ein höchst launenhaftes, im unausgesetzten Effektmachen geübtes Weib. Mir selbst war es nie möglich gewesen, in meinem vorangehenden Umgange mit ihr irgend einen Weg wahrhafter Annäherung aufzufinden: Alles, was ich im Betreff ihres Wesens zu bestätigen hatte, war nur ein keckes Selbstbewusstsein, eine hierauf sich gründende rücksichtslose Energie, und eine sehr geübte Klugheit in der Beurtheilung der realen Verhältnisse. Was sie mit der Versicherung, welche sie mir mit fast kindischer Verschämtheit eines Tages gab, dass sie nämlich «Fugen» sehr gern höre, mir sagen wollte, ist mir undeutlich geblieben. Was den, seinem Naturell nach ziemlich dürftigen und kalten Fürsten, zu mir hinzuziehen schien, gieng mir aus seiner Neigung, selbst das Komponiren zu erlernen, hervor; doch war er so klug, von dieser Seite mich nicht zu belästigen, wogegen ich Gelegenheit fand, den richtigen Takt in der Beurtheilung der politischen Dinge zu würdigen,

welcher, wie es mir schien, diesem Manne weniger durch Ausbildung natürlicher Anlagen, als durch den Instinkt seiner Geburt und seiner Stellung zu eigen war. — Nachdem ich öfter mit meinen liebenswürdigen Gastfreunden die Abende in vertraulichem Verkehre zugebracht, und sogar zu dem Versuche, hierbei über *Schopenhauer* zu belehren, Veranlassung erhalten hatte, führte eine grössere Abend-Gesellschaft zu völlig berauschenden Anregungen. Hier wurde in einem Kreise mir durchaus gewogener Freunde lebhaft aus meinen verschiedenen Werken musizirt; *Saint-Saëns* hatte das Klavier übernommen, und ich erlebte das Seltsame, dass eine neapolitanische Fürstin *Campo-Reale* die Schluss-Scene der »Isolde« mit schöner Aussprache des Deutschen und überraschender Sicherheit der Intonation, zu des tüchtigen Musiker's Begleitung, uns zum Vortrag brachte.

Während ich so im Verlaufe dreier Wochen mich hier angenehm ausruhte, besorgte Graf *Pourtalès* für meine bevorstehende Reise nach Deutschland mir einen vornehmen preussischen Ministerialpass, nachdem seine Bemühungen, mir einen sächsischen Pass zu verschaffen, an der Aengstlichkeit des Herrn von *Seebach* gescheitert waren. Bevor ich diessmal, wie ich glaubte auf immer, von Paris Abschied nahm, drängte es mich noch, den wenigen französischen Freunden, welche an meinen überstandenen Nöthen treulich Theil genommen hatten, ein vertrauliches Lebewohl zu sagen. Mit *Gaspérini*, *Champfleury* und *Truinet* kam ich in einem Café der *rue Lafitte* zusammen; wir unterhielten uns hier bis in die späteste Nacht, und als ich meinen Nachhauseweg nach dem *Faubourg St.-Germain* antreten wollte, erklärte *Champfleury*, welcher hoch am *Montmartre* wohnte, mich nach Hause geleiten zu müssen, weil wir doch nicht wüssten ob wir uns je wiedersehen würden. Ich erfreute mich hierbei des wunderbaren Eindruckes, welchen in hellster Mondnacht die jetzt gänzlich menschenleeren Strassen von Paris auf mich machten; nur die bis in die höchsten Stockwerke der Häuser hinaufreichenden Firmen des ungeheuren geschäftlichen Verkehres, wie er namentlich die *rue Richelieu* im Beschlag hat, schienen in pittoresker Weise den Lärmen des Tages in die Nacht hinüberzutragen. *Champfleury* rauchte sein Pfeifchen und unterhielt mich über die Chancen der französischen Politik: sein Vater sei ein alter Bonapartist vom reinsten Wasser; da er jedoch täglich die Zeitungen lese, sei er kürzlich zu der Aeusserung veranlasst worden: *pourtant, avant de mourir je voudrais voir autre chose.* An der Thüre des Gesandtschaftshôtels nahmen wir einen sehr freundlich gerührten Abschied.

Doch auch mit einem jungen Pariser Freunde, den ich bisher noch

nicht erwähnt, kam es zu einem ähnlichen freundschaftlichen Lebewohl. *Gustave Doré* war mir schon im ersten Anfange meines Pariser Auftretens durch *Ollivier* zugesandt worden; er hatte beabsichtigt, eine phantastische Zeichnung von mir im Akte des Orchesterdirigirens zu entwerfen. Zur Ausführung hiervon kam es allerdings, aus mir unbekannten Gründen, nicht, vielleicht, weil ich nicht mit besonderer Neigung darauf einging. Doch blieb mir *Doré* fortgesetzt zugethan, und jetzt gehörte er zu Denjenigen, welche, mit höchster Entrüstung über die mir angethane Schmach, es sich angelegen sein liessen, mir ihre Freundschaft zu beweisen. Unter die vielen Illustrationen, welche der ungemein produktive Mensch ausführte, beabsichtigte er auch die «Nibelungen» aufzunehmen; ich wünschte ihn nun hierfür mit meiner Auffassung dieses Mythen-Cyclus bekannt zu machen; diess fiel allerdings sehr schwer; da er mir jedoch versicherte, er habe einen Freund, der in deutscher Sprache und Litteratur sehr bewandert sei, so erlaubte ich mir, ihm den vor kurzem erschienenen Klavier-Auszug des «Rheingoldes», aus dessen Texte ihm der Grundzug meiner Gestaltung des Stoffes am besten verdeutlicht werden könnte, zum Geschenk zu machen, womit ich ihm zugleich das von ihm zuvor mir überreichte Geschenk eines Exemplares seiner soeben erschienenen Illustration des «Dante» erwiderte.

Voll guter und freundlicher Eindrücke, welche mir als die eigentliche Ausbeute meines so mühevollen Pariser Unternehmen's von wahrem Werthe gelten durften, verliess ich in der ersten Woche des August das wohlthätige Asyl meiner preussischen Freunde, um über Köln zunächst nach dem Bade Soden mich zu begeben. Hier fand ich *Minna* in der Gesellschaft der bewussten *Mathilde Schiffner* an, welche ihr als leicht zu tyrannisirende Freundin unentbehrlich geworden zu sein schien. Ich verweilte hier höchst beschwerliche zwei Tage, welche ich dazu verwendete, der armen Frau begreiflich zu machen, dass sie sich in Dresden wo ich für jetzt noch nicht mich aufhalten durfte, niederzulassen habe, während ich in Deutschland, zunächst in Wien, nach einer neuen Basis meiner Unternehmungen mich umsehen würde. Sie vernahm, mit einer eigenthümlichen Genugthuung auf ihre Freundin blickend, meinen Vorsatz und mein Versprechen, unter allen Umständen darauf bedacht sein zu wollen, sie mit 1000 Thalern jährlich zu versorgen. Diese Abmachung blieb fortan auch die Norm meines Verhaltens zu ihr für den Rest ihres Lebens. Sie begleitete mich noch nach Frankfurt, wo ich, um mich zunächst nach Weimar zu wenden, von ihr Abschied nahm. Hier war vor kurzem *Schopenhauer* gestorben. —

# Vierter Theil

1861–1864

So reiste ich wiederum durch Thüringen und der Wartburg vorbei, deren Anblick oder Besuch somit einen eigenthümlichen Zusammenhang mit meinem Scheiden von, oder meiner Zurückkehr nach, Deutschland erhielt. In Weimar traf ich Nachts um zwei Uhr ein, um des anderen Tages in die von *Liszt* mir bereitete Wohnung auf der Altenburg geführt zu werden. Dieser meldete mir mit Bedeutung, dass ich in Prinzess *Marien*'s Zimmer aufgenommen sei. Im Uebrigen fehlten diessmal alle Frauen zur Bewirthung; Fürstin *Caroline* befand sich bereits in Rom, und ihre Tochter war an Fürst Constantin *Hohenlohe* nach Wien verheirathet. Nur Miss *Anderson*, die Erzieherin Marien's, war zurückgeblieben, um Liszt bei der Bewirthung seiner Gäste behilflich zu sein. Im Uebrigen fand ich die Altenburg im Begriff versiegelt zu werden; der jugendliche Onkel Liszt's, *Eduard*, war zu diesem Zwecke, so wie zur Aufnahme des Inventares alles Eigenthumes, aus Wien angekommen. Nebenher herrschte aber eine ungemeine gastliche Belebtheit, da es einer Tonkünstler-Versammlung galt, und Liszt einen guten Theil derselben bei sich im Hause untergebracht hatte. Unter diesen Hausgästen waren zunächst *Bülow* und *Cornelius* inbegriffen; alle, und namentlich Liszt selbst, boten mir den sonderbaren Anblick ihr Haupt nur mit Reisekappen bedeckt zu sehen, was ich sogleich auf die grosse Ungenirtheit dieses, Weimar zugedachten, ländlichen Musikfestes zu deuten hatte. In dem oberen Stocke des Hauses war *Franz Brendel*, nebst Gemahlin, mit einiger Feierlichkeit logirt; bald wimmelte es von Tonkünstlern, unter denen ich meinen alten Bekannten *Dräseke*, sowie einen jungen *Weisheimer*, welchen mir Liszt ein Mal zum Besuche nach Zürich geschickt hatte, antraf. Auch *Tausig* stellte sich ein, schloss sich aber von unseren ungenirten Zusammenkünften meisten Theils aus, um einem Liebesverhältnisse mit einer jungen Dame nachzugehen. Bei kleineren Ausflügen wurde mir von Liszt *Emilie Genast* als Begleiterin zugetheilt, worüber ich mich, da sie sehr verständig und witzig war, nicht zu beklagen hatte. Auch lernte ich den Violinspieler und Musiker *Damrosch* kennen. Sehr erfreut war ich, meine alte Freundin *Almina Frommann*, obwohl in einiger Spannung mit Liszt, hier wiederum begrüssen zu können. Da endlich auch *Blandine* mit *Ollivier* aus Paris eintraf, um neben mir in der Altenburg zu wohnen, gewannen die an sich lustigen Tage eine fast auf-

geregte Heiterkeit. Am ausgelassensten fand ich Bülow, welchem die Orchester-Direktion bei der Faust-Symphonie Liszt's zugetheilt war. Seine Regsamkeit war ausserordentlich; er hatte die Partitur vollständig auswendig gelernt, und führte sie uns mit dem, keineswegs aus der Elite der deutschen Musiker bestehenden, Orchester mit ganz ungemeiner Präzision, Feinheit und Feuer vor. Nächst dieser Symphonie war das Gelungenste die Musik zu «Prometheus»; besonders ergreifend aber wirkte auf mich der Vortrag eines von Bülow komponirten Lieder-Cyclus: «die Entsagende», durch Emilie Genast. Ausserdem boten die Aufführungen des Festkonzertes wenig Erfreuliches, worunter eine Cantate von *Weisheimer* «das Grab im Busento» zu rechnen ist; wogegen es zu einem wahren und grossen Aergerniss mit einem «deutschen Marsche» von *Dräseke* kam. Diese wunderliche Komposition des sonst so begabten Menschen, welche wie im Hohn verfasst aussah, wurde aus nicht leicht zu verstehenden Gründen von Liszt mit herausfordernder Leidenschaft protegirt; Liszt bestand auf der Durchführung des Marsches unter Bülow's Direktion. Auch diese gelang schliesslich Hans, und zwar auswendig: doch führte diess endlich zu einem unerhörten Aergerniss. Liszt, welcher in Folge der jubelnden Aufnahme seiner eigenen Komposition nicht zu bewegen war, dem Publikum sich ein einziges Mal zu zeigen, erschien bei der schliessenden Aufführung des Dräseke'schen Marsches in der Proscenium's-Loge, um dem Werke seines Schützlings, welches von den Zuhörern endlich mit unaufhaltsamem Missmuth zurückgewiesen wurde, mit weit hervorgestreckten Händen und donnernden Bravo-Rufen zu applaudiren. Es entspann sich hierüber ein völliger Kampf, welchen Liszt allein, zorngerötheten Antlitzes, mit dem Publikum führte. *Blandine* welche an meiner Seite sass, war gleich mir in heller Verzweiflung über dieses unerhörte provozirende Benehmen ihres Vaters, und es dauerte lange, ehe auch wir über den Vorgang uns beruhigten. Von Liszt selbst war als Erklärung wenig heraus zu bekommen; wir hörten nur einige Male wüthend verachtende Bezeigungen über das Publikum, für welches dieser Marsch noch viel zu gut sei; und ich erfuhr andrerseits, dass diess sonderbarer Weise aus Rancüne gegen das eigentliche Weimarische Publikum geschah, welches jedoch hier gar nicht in Betreff kam. Liszt behandelte diese Angelegenheit nämlich als eine Revanche für *Cornelius*, dessen Oper «der Barbier von Bagdad» vor einiger Zeit unter Liszt's persönlicher Leitung aufgeführt, und vom Weimarer Publikum ausgepfiffen worden war. Ausserdem bemerkte ich nun wohl auch, dass Liszt in diesen Tagen anderweitig grossen Aerger zu erleiden hatte. Wie

er mir selbst gestand, war es ihm darauf angekommen, den Grossherzog von Weimar zu einem auszeichnenden Benehmen gegen mich zu bewegen; er wollte, dass dieser mich mit ihm zur Hoftafel einladen sollte; da Jener Bedenken fand, einen noch jetzt vom Königreich Sachsen ausgeschlossenen politischen Flüchtling zu bewirthen, vermeinte Liszt wenigstens den weissen Falken-Orden für mich durchsetzen zu können. Auch dieses war ihm abgeschlagen worden. Da er mit seinen Bemühungen für mich beim Hofe so übel angekommen war, sollte nun wenigstens die Bürgerschaft der Residenzstadt das ihrige zur Feier meiner Anwesenheit thun; es war ein Fackelzug für mich beschlossen. Als ich hiervon hörte, gab ich mir alle Mühe, das Vorhaben zu hintertreiben; was mir denn auch gelang. Ganz ohne Ovation sollte es jedoch nicht abgehen; eines Vormittags stellte sich der Justizrath *Gille* aus Jena mit sechs Studenten unter meinem Fenster zur Absingung eines gemüthlichen Sing-Vereins-Liedes ein, welcher Bezeigung ich mich auf das Herzlichste dankbar erwies. Dagegen gestaltete sich ein grosses Festmahl, bei dem alle Tonkünstler versammelt waren, und welchem auch ich zwischen Blandine und Ollivier beiwohnte, zu einer recht herzlichen Ovation für den nun wieder in Deutschland begrüssten, während der Zeit seiner Verbannung lieb und berühmt gewordenen Komponisten des »Tannhäuser« und des »Lohengrin«. Liszt sprach kurz, aber energisch, und einem besonderen Festredner gegenüber hatte auch ich mich ausführlicher vernehmen zu lassen. Sehr angenehm waren mehrere ausgewählte Versammlungen an Liszt's Mittagstische, bei deren einer ich auch der abwesenden Wirthin der Altenburg gedachte. Ein Mal aber speisten wir im Garten, und hier hatte ich die Freude, auch die gute *Frommann*, welche sich sehr verständig mit Ollivier unterhielt, mit Liszt ausgesöhnt, Theil nehmen zu sehen.

So nahte nach einer sehr mannigfaltig aufgeregt durchlebten Woche der Tag der Trennung für uns Alle. Es war eine freundliche Fügung, dass ich meine beschlossene Reise nach Wien zu einem grossen Theil in der Begleitung Blandinen's und Ollivier's ausführen konnte. Diese hatten beschlossen, *Cosima* in Reichenhall, wo diese einer Kur wegen sich aufhielt, zu besuchen. Als wir am Bahnhofe gemeinschaftlich von *Liszt* Abschied nahmen, gedachten wir auch *Bülow's*, welcher in den vergangenen Tagen sich so ungemein ausgezeichnet hatte, und der einen Tag früher verreist war; wir ergossen uns in seinem Lobe, nur bemerkte ich vertraulich scherzend: er hätte Cosima nicht zu heirathen gebraucht; worauf Liszt mit einer kleinen Verneigung hinzusetzte: »das war Luxus.«

Nun überkam uns Reisende, d. h. namentlich *Blandine* und mich, bald eine ausgelassen heitere Laune, welche sich namentlich durch *Ollivier's*, bei jedem Auflachen unsrerseits wiederholte, neugierige Frage: qu' est ce qu' il dit? steigerte. Dieser musste es sich gutmüthig gefallen lassen, dass wir fortgesetzt im Deutschen unsere Spässe trieben; doch wurden seine häufigen Nachfragen nach einem *Tonique* oder *Jambon cru*, welche die Hauptelemente seiner Ernährung auszumachen schienen, immer französisch von uns bedient. In Nürnberg, wo wir unser Nachtlager zu halten gezwungen waren, kamen wir erst spät nach Mitternacht an, und wurden mit vieler Mühe nach einem Gasthof gebracht, welcher uns jedoch nur nach langem Warten geöffnet wurde. Ein ältlicher dicker Gastwirth entschloss sich auf unsere Bitten, in so später Zeit uns noch Zimmer anzuweisen; um diess zu bewerkstelligen liess er uns jedoch, nach vielem ängstlichen Ueberlegen, erst längere Zeit in einem Hausflur warten, entfernte sich durch einen hinteren Corridor, und dort hörten wir ihn vor einer Kammerthüre mit schüchterner Freundlichkeit den Namen: »Margarethe« rufen. Er wiederholte diess mehrere Male mit dem Bedeuten, es seien Güste da; fluchend wurde ihm von einem Frauenzimmer geantwortet. Nach vielem inständigen Bitten von Seiten des Wirthes kam Margarethe, im Négligé, endlich heraus, und brachte uns, nach mancher geheimen Ueberlegung mit dem Wirthe, in die für uns ausgewählten Kammern; wobei das Sonderbare des Vorfalles darin bestand, dass das unmässigste Gelächter, welches wir alle drei beständig unterhielten, weder vom Wirth, noch von seiner Magd bemerkt zu werden schien. Des anderen Tages besichtigten wir einige Merkwürdigkeiten der Stadt, zuletzt auch das germanische Museum, welches seiner damaligen Armseligkeit wegen namentlich meinem französischen Freunde Geringschätzung abgewann; die bedeutende Sammlung von Marter-Instrumenten, unter denen sich ein mit Nägeln ausgeschlagener Kasten besonders auszeichnete, erregten Blandinen aber einen mitleidigen Ekel.

Am Abend gelangten wir nach *München*, welches am anderen Tage, nachdem für »Tonique« und Schinken wieder gesorgt war, namentlich von Ollivier mit grosser Befriedigung in Augenschein genommen wurde. Er fand, dass der antikisirende Styl, in welchem namentlich die vom König Ludwig I. ausgeführten Kunstgebäude sich darstellten, höchst vortheilhaft gegen die Gebäude sich auszeichnete, mit welchen *Louis Napoléon*, zu Ollivier's grösstem Aerger, Paris anzufüllen beliebt hatte. Er versicherte, er würde hierüber in Paris sich vernehmen lassen. Hier traf ich zufällig einen ehemaligen jungen Bekannten, Herrn von *Horn-*

*stein*, wieder; ich stellte ihn als »Baron« meinen Freunden vor: seine putzige Gestalt und sein tölpelhaftes Benehmen unterhielten ihre Heiterkeit, welche wiederum zu einem wahren Feste ausartete, als *»le baron«* vor unserer nächtlichen Abreise nach Reichenhall uns Alle, damit wir auch nach dieser Seite hin München kennen lernten, noch in eine ziemlich entfernt liegende Bierbrauerei führen musste. Es geschah diess in finsterer Nacht; ausser einem Lichtstumpfe, mit welchem »der Baron« selbst in den Keller steigen musste, um uns Bier heraufzuholen, bot sich keine Beleuchtung dar; doch schien das Bier ausserordentlich zu schmecken, und nachdem Hornstein mehrere Male seine Kellerfahrt wiederholt hatte, bemerkten wir bei der nun mit nöthig gewordener Eile auszuführenden, ungemein beschwerlichen Wanderung durch Feldäcker und Gräben zum Bahnhofe hin, dass das ungewohnte Labsal uns etwas verwirrt hatte. *Blandine* verfiel sogleich nach dem Besteigen des Waggons in tiefen Schlaf, aus dem sie erst bei Tagesanbruch erwachte, als wir in Reichenhall anlangten, wo uns nun *Cosima* empfing und nach der zu unserer Aufnahme hergerichteten Wohnung geleitete.

Wir freuten uns zunächst über den Gesundheitszustand der Schwester, den wir als bei weitem weniger beängstigend erkannten, als er zuvor, namentlich mir, zur Kenntniss gekommen war. Ihr war hier eine Molkenkur verordnet worden. Wirklich wohnten wir auch am anderen Morgen einer Promenade nach der Molken-Anstalt bei; auf das hier eingenommene Heilmittel schien jedoch Cosima weniger Werth zu legen, als auf die Wanderungen und den Aufenthalt in der so ausgezeichnet stärkenden Gebirgsluft selbst. Von der Heiterkeit des Umganges, welche auch hier sogleich sich einstellte, blieben jedoch Ollivier und ich meistens ausgeschlossen, da die beiden Schwestern, zur grösseren Vertraulichkeit ihrer durch steten Lachen bis in die Ferne bemerkbaren Gespräche, sich gewöhnlich in ihre Kammer vor uns verschlossen, sodass mir die französische Conversation mit meinem politischen Freunde fast allein verblieb. Doch wusste ich mir einige Male Zutritt zu den Schwestern zu verschaffen, um ihnen unter Anderm mein Vorhaben anzukündigen, sie, da um Beide ihr Vater sich nicht mehr bekümmere, zu adoptiren, — was weniger mit Vertrauen als mit Heiterkeit aufgenommen wurde. Ich beklagte mich einmal gegen Blandine über Cosima's Wildheit, was jene zunächst nicht begreifen wollte, bis sie mich dahin verstand, dass sie mir meinen Ausdruck selbst als gemeinte »timidité d'un sauvage« erklärte. Nach wenigen Tagen musste ich aber endlich an die Fortsetzung meiner bis jetzt so anmuthig unterbrochenen Reise denken; ich

nahm im Hausflur Abschied und begegnete hier einem fast scheu fragenden Blicke Cosima's.

In einem Einspänner fuhr ich zunächst das Thal hinab nach *Salzburg*. An der österreichischen Grenze hatte ich ein Abenteuer mit dem Zollamte zu bestehen. *Liszt* hatte mir in Weimar ein Kistchen der kostbarsten, von Baron *Sina* ihm selbst verehrten, Cigarren geschenkt; von meinem Aufenthalte in Venedig her die unerhörten Chicanen kennend, durch welche die Einbringung dieses Artikels in Oesterreich erschwert ist, war ich darauf verfallen gewesen, diese Cigarren einzeln unter meiner Wäsche und in den Kleidertaschen zu verstecken. Der Zolldiener, ein alter Soldat, schien aber auf solche Vorsichtsmassregeln vorbereitet zu sein, und zog geschickt aus allen Falten meines kleinen Reisekoffers die Corpora delicti hervor. Ich hatte ihn durch ein Trinkgeld zu bestechen gesucht; dieses hatte er auch wirklich zu sich genommen, und ich war um desto empörter, als er mich nun doch vor dem Amte denunzirte. Hier hatte ich eine starke Strafe zu zahlen, erhielt aber nun die Erlaubniss, die Cigarren rückkaufen zu können, wovon ich jedoch wüthend abstand; als mir dann die Quittung für meine ausgezahlte Strafe zugestellt wurde, übergab man mir aber zugleich auch den preussischen Thaler, welchen zuvor der Zollsoldat ruhig zu sich gesteckt hatte. Als ich mich nun zur Weiterreise in den Wagen setzte, sah ich diesen Zolldiener ruhig vor einem Schoppen sitzen und sein Stück Brod mit Käse verzehren, wobei er mich höflich grüsste; ich bot ihm jetzt seinen Thaler wiederum an, diessmal aber verweigerte er ihn anzunehmen. Ich habe mich später oft noch darüber geärgert, dass ich damals nicht den Namen dieses Menschen mir geben liess, da ich den Gedanken festhielt, er müsse ein ausgezeichnet treuer Diener sein, als welchen ich ihn später gern zu mir genommen hätte.

Ueber Salzburg, wo ich von Regengüssen überfluthet ankam und die Nacht zubrachte, gelangte ich anderen Tages endlich an meinen vorläufigen Bestimmungsort *Wien*. Hier gedachte ich die Gastfreundschaft des aus der Schweiz her mir befreundeten *Kolatschek* anzunehmen; dieser, von Oesterreich längst amnestirt, hatte mich in Wien bei meinem vorherigen Aufenthalte aufgesucht, und für den Fall, dass ich auf längere Zeit zurückkommen würde, um mir den unangenehmen Aufenthalt in einem Gasthofe zu ersparen, sein Haus angeboten. Schon aus Gründen der Sparsamkeit, welche um diese Zeit mir so sehr zur Nöthigung gemacht war, war ich auf dieses Anerbieten gern eingegangen, und fuhr nun mit meinem kleinen Gepäcke sogleich nach dem mir bezeichneten Hause hin. Zu meinem Erstaunen erkannte ich alsbald, dass ich mich

in der allerentferntesten Vorstadt, fast ohne alle Verbindung mit Wien selbst, befand, ausserdem das Haus aber auch ganz verlassen war, weil Kolatschek mit seiner Familie einen Sommeraufenthalt in Hütteldorf bezogen hatte; mit Mühe fand ich eine alte Magd heraus, welche durch ihren Herrn von meiner Ankunft ungefähr berichtet zu sein glaubte. Sie zeigte mir ein kleines Zimmer, in welchem, wenn ich wollte, ich schlafen könnte; weder für Wäsche noch sonstige Bedienung schien sie aber vorgesehen zu sein. Höchst ungemüthlich berührt durch diese Enttäuschung fuhr ich zunächst in die Stadt zurück, um in einem Kaffeehause am Stephan's-Platze, wo den Aussagen der Magd nach Kolatschek um eine gewisse Zeit sich einfinden sollte, diesen zu erwarten. Ich sass da längere Zeit, erkundigte mich wiederholt nach dem von mir Erwarteten, bis ich endlich *Standhartner* eintreten sehe. Sein höchstes Erstaunen mich hier anzutreffen wurde in der gemüthlichsten Weise noch dadurch gesteigert, dass er mir erklärte nie in seinem Leben noch in dieses Kaffee eingetreten zu sein, und dass nur ein ganz besonderer Zufall ihn gerade heute um diese Stunde hierher geführt habe. Er vernahm die Lage, in der ich mich befand, war sogleich in höchster Weise darüber aufgebracht, dass ich bei meiner so dringenden Beschäftigung im Mittelpunkte der Stadt am verlassensten Ende Wiens wohnen sollte, und bot mir sofort seine eigene Wohnung, welche er mit seiner ganzen Familie jetzt für sechs Wochen verlassen werde, zu einstweiligem Unterkommen an. Eine hübsche Nichte, welche mit ihrer Mutter und Schwester im gleichen Hause wohnte, sollte für alle nöthige Bedienung, auch Frühstück u. s. w. sorgen, und ich würde somit zu höchster Bequemlichkeit in der ganzen Wohnung mich ausdehnen können. Jubelnd führte er mich sofort in sein Haus, welches bereits von seiner Familie, die zu einem Sommeraufenthalt nach Salzburg vorausgegangen, verlassen worden war. Kolatschek wurde benachrichtigt, mein Reisegepäck herein geholt, und noch einige Tage genoss ich in Standhartner's Gesellschaft die Annehmlichkeit der behaglichen Gastfreundschaft. Nun hatte ich aber auch aus meines Freundes weiteren Mittheilungen die für meine Lage eingetretenen Schwierigkeiten zu vernehmen. Die im vergangenen Frühjahr für jetzt (ich war am 14. August in Wien angekommen) entworfenen Proben zu »Tristan und Isolde« hatten bereits auf unbestimmte Zeit vertagt werden müssen, weil der Tenorist *Ander* sich stimmkrank hatte melden müssen. Auf diese Nachricht glaubte ich eigentlich sofort meinen Aufenthalt in Wien als unnütz erkennen zu müssen; nur hätte mir Niemand zu rathen gewusst, wohin ich mich wenden sollte, um irgend einem Zwecke nachzugehen.

Meine Lage war, wie mir nun erst deutlich wurde, gänzlich verlassen, denn ich erschien mir von aller Welt aufgegeben. Hatte ich mir vor wenigen Jahren noch damit schmeicheln können, in einem ähnlichen Falle bei *Liszt* in Weimar einen freundlichen Aufenthalt für das Abwarten zu gewinnen, so hatte ich nun, wie ich diess bereits erwähnte, bei meiner Rückkehr nach Deutschland, bloss der Versiegelung seines Hauses beizuwohnen gehabt. So beschäftigte mich jetzt vor Allem das Umsehen nach irgend einem befreundeten Unterkommen. Somit wendete ich mich, fast nur noch in diesem Sinne, an den Grossherzog von *Baden*, welcher mich ja vor Kurzem erst so freundschaftlich und theilnahmvoll begrüsst hatte. Ich legte ihm in einem ausdrucksvollen Schreiben mein Bedürfniss an das Herz, versicherte ihm, dass es mir vor Allem auf ein, wenn auch noch so bescheidenes, Asyl ankäme, und ersuchte ihn, mir dieses in oder bei Karlsruhe durch die Gewährung einer Pension von 1200 Gulden zu verschaffen. Wie erstaunt war ich, hierauf eine nicht mehr eigenhändige, sondern nur von dem Grossherzog unterschriebene Antwort zu erhalten, in welcher mir auseinander gesetzt wurde, dass bei einer Gewährung meiner Bitte eine Einmischung meinerseits in die dortigen Theater-Angelegenheiten, und somit leicht berechenbare Misshelligkeiten mit dem Direktor desselben, meinem jetzt so vortrefflich sich bewährenden alten Freunde E. Devrient, vorauszusehen seien; da in solchen Fällen der Grossherzog sich genöthigt sehen würde, vielleicht zu meinen Ungunsten, wie er sich ausdrückte, «das Amt der Gerechtigkeit zu verwalten», so müsse er nach reiflicher Erwägung bedauern mir die Erfüllung meines Wunsches versagen zu müssen. — Die Fürstin *Metternich* glaubte, bei meinem Fortgange von Paris, mein Bedürfniss auch nach dieser Seite hin zu errathen, und wies mich für Wien mit herzlicher Betonung an die Familie des Grafen *Nakó*, von dessen Frau namentlich sie mir in bedeutungsvollem Sinne sprach. Nun hatte ich, sogleich nach meinem Einzug in die Wohnung Standhartner's, durch diesen während der wenigen Tage vor seiner Abreise noch die Bekanntschaft des jungen Fürsten *Rudolf Liechtenstein*, unter seinen Freunden nur unter dem Namen «Rudi» bekannt, gemacht. Er wurde mir als leidenschaftlicher Verehrer meiner Musik von seinem sehr vertrauten Arzte in einnehmendster Weise empfohlen. Mit diesem, den ich, als Standhartner nun zu seiner Familie abgegangen war, häufig im «Erzherzog Karl» beim Speisen antraf, wurde der Plan eines Besuches bei Graf *Nakó*, auf dessen entfernterem Gute *Schwarzau*, verabredet. In gemüthlichster Weise wurde die, theilweise auf der Eisenbahn stattfindende Fahrt, in der Begleitung der jungen

Frau des Fürsten ausgeführt. Von ihnen wurde ich nun in Schwarzau den Nakó's vorgestellt: ich traf in dem Grafen einen ausgezeichnet schönen Mann, in ihr dagegen eine Art von kultivirter Zigeunerin an, deren Talent im Malen sich durch riesengrosse Kopien Van-Dyck'scher Bilder, von denen die Wände prangten, in auffälliger Weise kundgab. Peinigender war dagegen ihr Musiziren am Klavier, bei welchem sie nur Zigeunerweisen mit allerächtestem, wie sie sagte, von Liszt verfehltem, Vortrage zu Gehör brachte. Die Musik des «Lohengrin» schien andrerseits alle sehr für mich eingenommen zu haben; diess bestätigten mir noch andere zum Besuch anwesende Magnaten, unter welchen ich auch den von Venedig her mir bekannten Grafen *Edmund Zichy* vorfand. Ich lernte hier die Tendenz einer freimüthigen ungarischen Gastfreundschaft kennen, ohne jedoch von dem Inhalte der Gespräche sonderlich erbaut zu sein. Leider hatte ich mich bald zu fragen, was ich unter diesen Leuten zu thun haben sollte. Für die Nacht war mir ein anständiges Gastzimmer angewiesen, und des anderen Tages sah ich mich bei Zeiten nach dem Umfange der schön gepflegten Umgebung des stattlichen Schlosses um, mit dem Erwägen, in welchem Theil desselben mir vielleicht ein längerer gastlicher Aufenthalt gewährt sein dürfte. Meinen anerkennenden Bemerkungen über die Ausdehnung der Gebäude wurde beim Frühstück jedoch mit der Versicherung begegnet, dass es leider kaum für die Bedürfnisse der gräflichen Familie ausreiche, da namentlich die junge «Comtesse» mit ihrer Bedienung eines grossen Aufwandes bedürfe. Es war ein kalter Septembermorgen, den wir bei dieser Gelegenheit im Freien zubrachten; mein Freund «Rudi» schien verstimmt; ich fror, und bald nahm ich meinen Abschied von der Magnatentafel, mit dem Bewusstsein, noch selten mit so artigen Menschen mich zusammen befunden zu haben, ohne im mindesten zu begreifen, was ich mit ihnen etwa gemein haben könnte. Diess Gefühl drang sich mir vollends bis zum Ueberdruss auf, als ich mit mehreren der «Cavaliere» gemeinschaftlich bis zu der Eisenbahnstation von *Mödling* fuhr, und während dieser Stunde zu stetem Schweigen mich gezwungen sah, da buchstäblich nur das so bekannt gewordene Gespräch über Pferde von ihnen geführt wurde.

In Mödling stieg ich aus, um hier den Tenoristen *Ander* zu besuchen, bei welchem ich mich für diesen Tag, mit der Absicht den «Tristan» vorzunehmen, eingeladen hatte. Es war noch sehr früh und ein heller, mit der Zeit sich erwärmender, Vormittag; ich beschloss, ehe ich Ander aufsuchte, einen Spaziergang in die liebliche *Brühl*. Dort liess ich mir in dem Garten des schön gelegenen Gasthofes ein zweites Frühstück be-

reiten, und genoss in vollendeter Einsamkeit eine höchst erquickliche Stunde. Die Waldvögel waren bereits verstummt, dafür gesellte sich ein bis in das Ungeheuere anwachsendes Heer von Sperlingen um mein Frühmahl; da ich sie mit den Brodkrumen fütterte, wurden sie endlich so kirr, dass sie in ganzen Flügen auf dem Tisch vor mir zum Raube sich niederliessen. Diess erinnerte mich an jenen Morgen in der Taverne des Gastwirthes *Homo* bei Montmorency. Auch hier, nachdem ich manche Thräne vergossen, lachte ich endlich laut auf, und schlug meinen Weg nach der Sommerwohnung des Herrn Ander ein. Leider fand ich an diesem bestätigt, dass seine Stimmkrankheit nicht wohl nur ein Vorwand sei. Jedenfalls musste ich mir bald gestehen, dass dieser dürftige Mensch, welcher zwar in Wien als ein Halbgott verehrt wurde, seiner Aufgabe als «Tristan» unter keinen Umständen gewachsen sein würde. Doch that ich das Meinige, weil ich doch nun einmal hier war, ihm den ganzen «Tristan», in meiner mich so sehr aufregenden Weise, vorzuführen; wobei er behauptete, die Partie sei wie für ihn geschrieben. Mit *Tausig* und *Cornelius*, die ich in Wien wiederum angetroffen und welche ich für diesen Tag zu Ander herausbeschieden hatte, kehrte ich des Abends nach Wien zurück.

Mit diesen Beiden, welche sich herzlich um mich bekümmerten und nach Kräften mich zu erheitern suchten, verkehrte ich viel; nur hielt sich Tausig, der in gewisse vornehme Aspirationen gerathen war, etwas mehr zurück. Doch nahm auch dieser junge Freund noch an Einladungen Theil, welche uns gemeinschaftlich zu Frau *Dustmann*, damals zum Sommeraufenthalt in Hietzing sich befindend, beriefen. Hier kam es einige Male zu Diners, auch zu einzelnen Gesangstudien von der projektirten «Isolde», für welche dieser Sängerin Stimme die seelische Empfänglichkeit nicht abzugehen schien. Dort las ich auch ein Mal wieder das Gedicht des «Tristan» vor, immer in der Meinung, ich werde mit Geduld und Enthusiasmus das Vorhaben seiner Aufführung doch noch ermöglichen. Für jetzt bedurfte es aber der ersteren am meisten, während mit dem letzteren gar nichts zu erreichen war; *Ander* war und blieb stimmkrank, und kein Arzt wollte genau die Zeit bestimmen, in welcher er von seinem Uebel erlöst sein würde.

Ich verbrachte die Zeit, so gut es ging, und verfiel darauf, die für Paris auf französischem Texte ausgeführte neue Scene zu Tannhäuser in das Deutsche zurück zu übersetzen. *Cornelius* musste mir hierfür die in sehr defekten Zustand gerathene Originalpartitur kopiren; seine Kopie eignete ich mir zu, ohne dem in seinen Händen verbliebenen Original weiter nachzufragen: was hieraus sich entwickelte, werden wir später erfahren.

Zu uns gesellte sich auch noch der von früher her mir bekannte Musiker *Winterberger*, welchen ich in einer von mir sehr beneideten Lage antraf: in dem sehr freundlichen Hause der Gräfin *Banfy*, einer alten Freundin Liszt's, war er in Hietzing ganz vortrefflich aufgenommen; dort lebte er behaglich und hatte für nichts zu sorgen, da die gütige Dame es für ihre Pflicht hielt, es dem sonst so verdienstlosen Menschen an nichts fehlen zu lassen. Von ihm erhielt ich nun wieder auch Nachrichten über *Karl Ritter*, und erfuhr, dass Ritter jetzt in Neapel im Hause eines Klaviermacher's gegen Ertheilung von Unterricht an dessen Kinder freie Wohnung und Kost anzunehmen hatte. Nachdem alles aufgebraucht, hatte Winterberger, wie es scheint, auf einige Empfehlungen Liszt's hin, sich auf Abenteuer in Ungarn aufgemacht; dieses schien ihm aber nicht nach Behagen ausgefallen zu sein, wofür er denn nun jetzt im Hause der guten Gräfin entschädigt wurde. Bei dieser Dame, gleichfalls als Hausgenossin, traf ich eine vortreffliche Harfenspielerin Fräulein *Mössner* an; diese hatte sich auf Anordnung der Gräfin mit der Harfe in den Garten zu verfügen gehabt, und nahm sich hier, an und mit ihrem Instrumente, in recht kühner Weise ganz erfreulich aus, so dass ich davon einen angenehm nachhaltigen Eindruck gewann. Leider gerieth ich mit der jungen Dame darüber, dass ich ihr kein Solo für ihr Instrument komponiren wollte, in Zerwürfniss: nachdem sie meine bestimmte Weigerung erhalten ihrem Ehrgeiz zu fröhnen, beachtete sie mich nicht mehr.

Zu den besonderen Bekanntschaften, welche mir Wien in dieser für mich so beschwerlichen Epoche verschaffte, gehörte nun auch der Dichter *Hebbel*. Da es mir nicht undenkbar erschien, dass ich vielleicht für längere Zeit Wien als den Ort meiner Wirksamkeit zu bestimmen haben würde, hielt ich eine nähere Bekanntschaft mit den dortigen litterarischen Notabilitäten für rathsam. Auf diejenige mit Hebbel bereitete ich mich durch eine vorherige Bekanntmachung mit seinen Theaterstücken umständlicher vor, wobei ich den besten Willen darein setzte sie gut zu finden, und ein näheres Vertrautwerden mit Hebbel für wünschenswerth zu halten. Die Wahrnehmung der grossen Schwäche seiner Dichtungen, welche ich namentlich in der Unnatürlichkeit der Konzeptionen, sowie des zwar immer gesuchten, meistens aber gemein bleibenden Ausdruckes derselben erkannte, schreckte mich für jetzt nicht ab, meinen Vorsatz auszuführen. Ich habe ihn nur einmal besucht, und bei dieser Gelegenheit mich auch nicht sonderlich lange mit ihm unterhalten: die exzentrische Kraft, welche in den meisten seiner dramatischen Figuren explo-

diren zu wollen scheint, fand ich in der Persönlichkeit des Dichters in keiner Weise ausgedrückt; das was mich hieran unangenehm befremdete, fand ich plötzlich erklärt, als ich wenige Jahre nachher erfuhr, Hebbel sei an einer Knochenerweichung gestorben. Ueber das Wiener Theaterwesen unterhielt er sich mit mir in der Stimmung eines vernachlässigten, seine Angelegenheiten aber dennoch geschäftsmässig betreibenden Dilettanten. Ich fühlte mich nicht besonders angeregt einen Besuch bei ihm zu wiederholen, namentlich seit er den bei mir verfehlten Gegenbesuch mir durch eine Karte notifizirte, auf welcher er sich als: «Hebbel, chevalier *des* plusieurs ordres», meldete.

Meinen alten Freund *Heinrich Laube* fand ich hier als längst eingeübten Direktor des k. k. Hof-Burgtheater's wieder. Bereits bei meinem ersten Besuche im vergangenen Frühjahre hatte er es für seine Pflicht erachtet, mich den Wiener litterarischen Notabilitäten vorzuführen; unter diesen verstand er, sehr praktisch gesinnt, hauptsächlich Journalisten und Rezensenten. Als besonders interessant für mich hatte er bei einem grösseren Diner auch Dr. *Hanslick* eingeladen, und hier war er sofort darüber erstaunt, dass ich mit diesem kein Wort sprach, woraus er den Grund zu der Voraussagung nahm, dass ich es in Wien schwer haben würde, wenn ich auf ein Feld künstlerischer Wirksamkeit Bedacht nähme. Bei meiner diessmaligen Wiederkehr war ich ihm einfach als alter Freund willkommen, und er bot mir, so oft ich dazu Lust hatte, seinen Mittagstisch, welchen er als passionirter Jäger durch frisches Wildpret zu bereichern wusste, zum Mitgenuss an. Nicht sehr häufig machte ich jedoch von dieser Einladung Gebrauch, da mich der aus der trockensten Theatergeschäftsroutine einzig sich belebende Geist der Unterhaltung bald unangezogen liess. Nach der Mahlzeit versammelten sich, zu Kaffee und Cigarre, gewöhnlich Schauspieler und Litteraten um einen grösseren Tisch, an welchem, da Laube schweigend im Rauche seiner Cigarre nur ausruhte, seine Frau zumeist den Hof hielt. Diese war nämlich gänzlich, ihrem Manne zu Liebe, Theater-Directrice geworden, und hielt es für nöthig mit gewählten Reden längere Zeit über Dinge zu sprechen, von denen sie nicht das Mindeste verstand; wobei einzig die in früherer Zeit von mir so gern an ihr wahrgenommene grosse Gutmüthigkeit mich wiederum erfreute, da sie, wenn keiner der Höflinge ihr zu widersprechen wagte, auf meine sehr ungenirten Berichtigungen gewöhnlich mit unverhohlener Heiterkeit einging. Ihr und ihrem Gemahl, mit denen ich, da ihr Ernst mir so sehr gleichgültig war, gewöhnlich nur scherzend und in Witzen verkehrte, galt ich hauptsächlich wohl nur als genialer

Faselhans, so dass mir Frau Laube, als ich später in Wien meine Konzerte aufführte, sich mit freundlicher Verwunderung darüber zu erkennen gab, dass ich ja ganz gut dirigiren könnte, was sie nach irgend welchem Zeitungsberichte über mich gar nicht erwartet hätte.

In Einem wurde mir Laube's praktische Kenntniss der Dinge nicht unwichtig, nämlich durch die Bekanntmachung mit dem Charakter der Persönlichkeiten der höheren Intendanzen der k. k. Hoftheater. Da kam es denn heraus, dass hier ein Hofrath *von Raymond* von allergrösster Wichtigkeit sei; der alte Graf *Lanckoronski*, der sonst auf seine Autorität sehr eifersüchtige Oberhofmarschall, getraute sich ohne diesen, als namentlich im Finanzfach sachverständig geltenden Mann, nicht gut selbständige Entschlüsse zu fassen. Raymond selbst, den ich bald als ein Muster von Ungebildetheit kennen lernte, wurde, besonders durch die fortwährend mich herabziehende Wiener Presse, in Bezug auf mein Vorhaben den «Tristan» aufzuführen, scheu gemacht, und zur Hinterhaltigkeit getrieben. Officiell blieb ich für meinen Verkehr immer nur an den eigentlichen Direktor des Operntheater's, Herrn *Salvi*, den früheren Gesangslehrer einer Kammerfrau der Erzherzogin *Sophie*, angewiesen; dieser, ein durchaus unfähiger, kenntnissloser Mensch, musste sich nun mir gegenüber die Miene geben, als ob ihm, dem Befehle der obersten Instanz gemäss, nichts dringender als die Förderung des «Tristan» am Herzen läge. Er suchte demgemäss, durch stets bezeigten Eifer und Wohlwollen, die immer bedenklichere Stimmung, welche sich in dem Personale selbst ausbreitete, mir zu verdecken.

Wie es hier stand, erfuhr ich eines Tages, als eine Gesellschaft unserer Sänger mit mir auf das Landgut eines Herrn *Dumba*, der mir als enthusiastischer Gönner bekannt gemacht wurde, eingeladen war. Herr *Ander* hatte seine Tristan-Partie mitgenommen, wie um zu zeigen, dass er sich keinen Tag von ihr zu trennen vermöchte: hierüber erzürnte Frau *Dustmann*, welche Ander eines auf meine Täuschung berechneten, heuchlerischen Spieles, bezichtigte; denn Ander, so gut wie sonst Jeder, wisse, dass er die Partie nicht singen werde, und dass es nur auf eine Gelegenheit abgesehen werde, die Verhinderung des Tristan in irgend einer Weise ihr, der Frau Dustmann, in die Schuhe zu schieben. Gegen so üble Wahrnehmungen suchte nun *Salvi* immer wieder wie eifrig fördernd sich einzumischen. Er empfahl mir den Tenoristen *Walter* vorzunehmen; da ich diesen, als mir durchaus widerwärtig, verwarf, verwies er mich auf fremde Sänger, welche er zu berufen bereit sei. Hier kam es wirklich zu einigen Versuchs-Gastspielen, von denen ein Herr *Morini* die besten Aus-

sichten zu eröffnen schien. Wirklich war ich so tief herabgestimmt und nur von dem Triebe mein Werk um jeden Preis zu fördern eingenommen, dass ich, mit *Cornelius* einer Aufführung der «*Lucia*» von Donizetti beiwohnend, selbst meinen Freund für ein günstiges Urtheil über den Sänger zu gewinnen suchte. Cornelius, in ernstliches Anhören versunken, fuhr, als ich ihn voll Spannung betrachtete, plötzlich mit einem «Scheusslich, scheusslich!» heraus, worüber wir Beide so herzlich lachen mussten, dass wir alsbald in wirklich heitrer Stimmung das Theater verliessen.

Als mit einem ehrlichen Menschen vom Theater verkehrte ich schliesslich nur noch mit dem Kapellmeister Heinrich *Esser*. Er hatte sich mit grossem Ernste in das für ihn sehr beschwerliche Studium des «Tristan» hineingearbeitet, und nie verlor er ernstlich die Hoffnung, die Aufführung doch noch zu ermöglichen, wenn ich mir nur den Tenoristen *Walter* auswählen wollte; trotz meiner steten Weigerung, von dieser Hilfe Gebrauch zu machen, blieben wir immer gute Freunde. Da auch er ein tüchtiger Fussgänger war, durchwanderten wir öfters die Umgegend Wien's, unter meinerseits enthusiastischen und seinerseits redlich ernsten Unterhaltungen.

Während diese Tristan-Angelegenheit sich wie ein unabsehbar chronisches Leiden dahin zog, war Ende September *Standhartner* mit seiner Familie zurückgekehrt. Im nächsten Zusammenhang hiermit stand, dass ich mich nach einer Wohnung umsah, für welche ich mir einen Gasthof zur «Kaiserin Elisabeth» auswählte. Im fortgesetzten freundlichen Verkehr mit der Familie meines Freundes, lernte ich nun auch dessen Frau, nebst den dreien Söhnen und einer Tochter aus deren erster Ehe, sowie ein junges Mädchen aus ihrer zweiten Ehe mit Standhartner, vertraulich kennen. Im Betreff meiner vorangehenden Niederlassung in der mir befreundeten Wohnung hatte ich vor Allem die angenehme Pflege zu bedauern, welche mir die genannte Nichte *Seraphine*, sowohl durch ihre nie ermüdende Sorgfalt, als auch ihren angenehmen witzigen Umgang bereitet hatte. Sie war von mir, ihrer niedlichen Figur und ihres stets sorgfältig «à l'enfant» gelockten Haares wegen, die Puppe benannt worden. Jetzt hatte ich mich im düstren Gasthofszimmer schwieriger zu behelfen. Auch wuchsen die Kosten meines Unterhalts bedenklich an. Von Theaterhonoraren entsinne ich mich in dieser Zeit nur 25 oder 30 Louisd'or für den «Tannhäuser» aus Braunschweig erhalten zu haben. Dagegen erhielt ich aus Dresden von *Minna* einige Blätter des silberflitternen Blattkranzes übersandt, welchen einige Freundinnen ihr zu der am 24. November von ihr gefeierten silbernen Hochzeit ver-

ehrt hatten. Dass es bei dieser Sendung ihrerseits an bitteren Auslassungen nicht fehlte, konnte mich nicht verwundern; ich versuchte dagegen, ihr Hoffnung auf eine goldene Hochzeit beizubringen. — Für jetzt, da ich so ganz zwecklos in einem kostspieligen Wiener Gasthof sass, that ich noch mein Möglichstes, um mir für die Aufführung des «Tristan» noch eine Aussicht zu verschaffen. Ich wandte mich an *Tichatschek* nach Dresden, ohne natürlich eine Zusage erhalten zu können. Das Gleiche versuchte ich und wiederfuhr mir mit *Schnorr*. So musste ich mir denn sagen, dass es um meine Angelegenheit ziemlich elend stünde.

In einer gelegentlichen Mittheilung an *Wesendonck*'s in Zürich hatte ich hiervon kein Hehl gemacht: wie es scheint um mich zu erheitern, luden sie mich zu einem Rendez-vous in Venedig ein, wohin sie sich soeben für einen Vergnügungs-Ausflug aufmachten. Gott weiss was mir im Sinne liegen mochte, als ich auf das Ungefähre hin im grauen November mich wirklich auf der Eisenbahn zunächst nach Triest, und von da mit dem Dampfschiff, welches mir wiederum sehr schlecht bekam, nach Venedig aufmachte, und im Hôtel «Danieli» mein Kämmerchen bezog. Meine Freunde, welche ich in sehr glücklichen Beziehungen antraf, schwelgten im Genuss der Gemälde und schienen es darauf abgesehen zu haben, durch meine Theilnahme am gleichen Genuss mir die Grillen zu vertreiben. Von meiner Lage in Wien schienen sie nichts begreifen zu wollen, wie ich denn überhaupt nach dem schlimmen Ausfalle der, mit so glorreichen Hoffnungen betrachteten Pariser Unternehmung, bei den meisten meiner Freunde ein still resignirtes Aufgeben fernerer Hoffnungen auf meine Erfolge immer mehr kennen zu lernen hatte. Wesendonck, der immer mit einem ungeheueren Opernglase bewaffnet zu Kunstbesichtigungen sich bereit hielt, brachte mich nur einmal zur Mitbesichtigung der Kunst-Akademie, welche ich bei meiner früheren Anwesenheit in Venedig nur von Aussen kennen gelernt hatte. Bei aller Theilnahmlosigkeit meinerseits, muss ich jedoch bekennen, dass Titian's Gemälde der Himmelfahrt der Maria eine Wirkung von erhabenster Art auf mich ausübte, so dass ich seit dieser Empfängniss in mir meine alte Kraft fast wie urplötzlich wieder belebt fühlte.

Ich beschloss die Ausführung der «Meistersinger».

Nachdem ich mit meinen alten Bekannten *Tessarin* und Wesendonck's, welche ich hierzu eingeladen, noch einmal frugaler Weise im «albergo St. Marco» gespeist, auch *Luigia*, meine frühere Pflegerin im «Pallazzo Giustiniani» wieder gesehen und ihrer Freundschaft mich erfreut hatte, verliess ich nach vier, äusserlich wahrhaft trübseligen Tagen, zur Ver-

wunderung meiner Freunde plötzlich Venedig, und trat, den Umwegen zu Lande auf der Eisenbahn folgend, meine lange graue Rückreise nach Wien an. Während der Fahrt gingen mir die »Meistersinger«, deren Dichtung ich nur noch nach meinem frühesten Konzepte im Sinne trug, zuerst musikalisch auf; ich konzipirte sofort mit grösster Deutlichkeit den Hauptheil der Ouverture in C-dur.

In einer wahrhaft behaglichen Stimmung kam ich unter diesen letzten Eindrücken in Wien an. *Cornelius* verkündigte ich sogleich meine Zurückkunft durch die Uebersendung einer kleinen Venezianischen Gondel, welche ich in Venedig für ihn gekauft hatte, und welche ich mit einer, in unsinnigen italienischen Worten verfassten, Canzona begleitete. Die Mittheilung meines Planes zur sofortigen Ausführung der »Meistersinger« machte ihn ganz verrückt vor Freude. Bis zu meinem endlichen Fortgange von Wien blieb er in einer völligen Berauschung. Sogleich spannte ich meinen Freund an, mir die Materialien zur Bewältigung des Sujets der »Meistersinger« herbei zu schaffen. Zunächst fiel mir *Grimm*'s Streitschrift über den Gesang der Meistersinger zu genauem Studium ein; nun aber galt es der Habhaftwerdung der Nürnberger Chronik des alten *Wagenseil;* Cornelius begleitete mich auf die Kaiserliche Bibliothek; die Erlaubniss, das glücklich vorgefundene Buch ausgeliehen zu erhalten, musste mir aber mein Freund erst durch einen von ihm mir als höchst peinlich geschilderten Besuch bei dem Baron *Münch-Beilinghausen* (*Halm*) erwirken. Jetzt sass ich eifrig in meinem Gasthofe, um mir die Auszüge aus der Chronik anzueignen, welche ich bald zum Erstaunen so vieler Kenntnissloser in meiner Dichtung zu verwerthen wusste.

Nun galt es aber vor allen Dingen mich der Mittel des Unterhaltes während der Zeit der Ausführung meines Werkes zu versichern. Ich verfiel auf Musikalienhändler *Schott* in Mainz, welchem ich gegen die nöthigen Vorschüsse die Ausführung der »Meistersinger« in Aussicht stellte. Vom Triebe beseelt, mich nur für so lange wie möglich mit Geld zu versehen, erbot ich mich ihm nicht nur das litterarische Eigenthumsrecht, sondern auch das dramatische Aufführungsrecht meines Werkes für 20000 Franken zu überlassen. Eine gänzlich abschlägige Depesche Schott's zerstörte zunächst alle Hoffnung. Als ich mich genöthigt sah auf andere Mittel zu denken, beschloss ich sofort mich nach Berlin zu wenden. Von dorther, wo *Bülow* immer freundschaftlich besorgt für mich bemüht war, hatte dieser mir die Möglichkeit gemeldet, durch ein grosses, von mir dirigirtes Konzert, eine recht bedeutende Summe gewinnen zu können; da ich zugleich mich sehnsüchtig nach einem Unter-

kommen bei Freunden umsah, schien mir Berlin jetzt als letzte Rettung zu winken. Bereits wollte ich eines Abends abreisen, als Mittags zuvor seiner ablehnenden Depesche ein Brief Schott's nachfolgte, welcher mir allerdings tröstliche Aussichten eröffnete: er bot mir nämlich an, sofort den Klavierauszug der «Walküre» zu übernehmen, und mir hierfür, bis auf spätere Abrechnung, 1500 Gulden vorzuschiessen. Cornelius' Freude über die hierdurch von ihm für gerettet erachteten «Meistersinger» war unaussprechlich. Von Berlin musste mir ausserdem Bülow die üblen Erfahrungen, welche er bei den vorbereitenden Versuchen für mein Konzert gemacht, mit zorniger Niedergeschlagenheit melden. Herr *von Hülsen* hatte ihm erklärt, er würde meinen Besuch in Berlin nicht empfangen, und ein Konzert in der grossen Tabagie des Kroll musste Bülow bei näherer Ueberlegung für unzulässig halten.

Während ich nun eifrig einen ausführlichen scenischen Entwurf der «Meistersinger» ausarbeitete, trat, durch die Ankunft des Fürsten und der Fürstin *Metternich* in Wien, eine neue, anscheinend günstige Diversion für mich ein.

Die Bekümmerung meiner Pariser Protektoren um mich und meine Lage war unverkennbar ernstlich; hierfür mich ihnen wiederum freundlich zu erweisen, bestimmte ich die Operntheater-Direktion mir zu gestatten, dass ich für einige Vormittagsstunden das vortreffliche Orchester zur Durchspielung einiger Stücke aus «Tristan», gleichsam zur Probe, in das Theater einladen dürfe. Das Orchester, sowie auch Frau *Dustmann*, waren auf das Freundlichste bereit meinem Wunsche zu willfahren: Fürstin Metternich, mit einigen ihrer Bekannten, wurde zu dieser Audition eingeladen, in welcher ich drei grössere Fragmente, das Vorspiel des ersten und den Anfang des zweiten Aktes, bis ziemlich in die Mitte desselben, nach einmaligem Durchspielen mit dem Orchester und der für den Gesangstheil bis dahin unterstützenden Frau Dustmann, in so glücklicher Weise zur Ausführung brachte, dass ich des vortrefflichsten Eindruckes ohne jede Täuschung mich versichert halten durfte. Auch Herr *Ander* war hierbei erschienen, ohne jedoch eine Note zu kennen noch zu versuchen. Meine fürstlichen Freunde, sowie auch, merkwürdiger Weise, die erste Tänzerin Frl. *Couqui*, welche verstohlen der Probe beigewohnt hatte, überschütteten mich mit enthusiastischen Bezeigungen. — Eines Tages eröffneten mir nun Metternich's, nachdem sie meinen Wunsch einer ungestörten Zurückgezogenheit für die Ausführung eines neuen Werkes kennen gelernt hatten, dass sie gerade dieses stille Asyl in Paris mir sehr gut anbieten könnten: der Fürst habe jetzt sein sehr

geräumiges Gesandtschafts-Hôtel vollständig eingerichtet, und könne mir, ähnlich wie ich diess im preussischen Gesandtschafts-Hôtel gefunden, eine angenehme Wohnung, auf einen stillen Garten hinausgehend, zu Gebote stellen; mein «Erard» stehe ja noch in Paris, und wenn ich am Ende des Jahres dort eintreffen werde, sollte ich alles zu meiner Aufnahme und dem Beginne meiner Arbeit bereit finden. Mit unverhohlener Freude nahm ich diese liebenswürdige Einladung dankbar an, und sorgte des Weiteren nur dafür, meine Angelegenheit so weit in Ordnung zu bringen, dass ich meinen Aufbruch von Wien, und meine Uebersiedelung nach Paris mit Anstand ausführen könnte. Hierzu schien mir ein durch Standhartner vermitteltes Anerbieten der Direktion, einen Theil des für den «Tristan» zu stipulirenden Honorar's mir auszuzahlen, mit behülflich sein zu können. Da ich jedoch nur unter so verklausulirten Bedingungen, welche einer gänzlichen Verzichtleistung nicht unähnlich sahen, jetzt 500 fl. ausbezahlt bekommen sollte, wies ich sofort das Anerbieten zurück, was jedoch die stets mit der Theater-Direktion in Rapport stehende Journalistik nicht verhinderte zu veröffentlichen, ich hätte eine Abfindungs-Zahlung für die Nicht-Aufführung des Tristan angenommen; wogegen ich denn glücklicherweise mit der Bezeugung der Wirklichkeit meines Benehmens protestiren konnte. Mit *Schott* zogen sich nun auch die Unterhandlungen einiger Maassen hinaus, da ich auf sein Anerbieten im Betreff der «Walküre» jetzt nicht eingehen wollte; ich blieb bei meinem ersten Anerbieten einer neuen Oper «die Meistersinger», und erhielt endlich von ihm die für die Walküre mir angebotene Abschlagszahlung von 1500 Gulden, als auf mein neues Werk zu leisten, zugestanden. Sofort als ich den Wechsel erhielt ward eingepackt, als mir ein Telegramm der bereits nach Paris zurückgekehrten Fürstin Metternich zukam, worin ich gebeten wurde, meine Abreise bis zum ersten Januar zu verschieben. Ich nahm mir vor, um nur zunächst von Wien fortzukommen, mich von meinem Vorhaben nicht abhalten zu lassen, und zunächst mich nach Mainz, zu weiteren Unterhandlungen und Festsetzungen mit Schott, zu begeben. Der Abschied am Bahnhofe ward mir besonders durch *Cornelius* erheitert, welcher eine von mir ihm bereits mitgetheilte Strophe des «Sachs» wie mit geheimnissvollem Enthusiasmus mir zuraunte; es war diess der Vers: «der Vogel, der heut' sang, dem war der Schnabel hold gewachsen; ward auch den Meistern dabei bang, gar wohl gefiel er doch Hans Sachsen!»

In Mainz lernte ich nun die Familie *Schott*, welche bereits in Paris an mir vorübergegangen war, näher kennen. Auch jener junge Musiker

*Weisheimer* war hier als täglicher Gast, im Beginne seiner Laufbahn als Musikdirektor beim dortigen Theater, anzutreffen. Bei einem Mittagsmahle brachte ein andrer junger Mann, der Jurist *Stödl*, mit sehr weit gehender und mich überraschender Rede, einen wirklich sinnvollen Toast aus. Trotzdem gingen meine Unterhandlungen mit dem höchst sonderbaren Menschen, als welchen ich nun Franz Schott zu begreifen hatte, ungemein schwierig vor sich. Ich bestand durchaus auf der Ausführung meines ersten Vorschlages, welcher darauf ausging, mich für zwei Jahre successive mit den nöthigen Fonds zu versehen, um ungestört mein Werk ausführen zu können. Seine Abneigung hiergegen beschönigte er damit, dass es seinem Gefühle widerstehe, mit einem Manne wie mir gleichsam einen Handel zu treiben, indem er mir mein Werk für irgend eine Summe auch zur Ausbeutung meiner Autorenrechte im Betreff der theatralischen Aufführungen abkaufen solle; er sei Musik-Verleger und wolle nicht mehr sein. Ich stellte ihm dagegen vor, dass er mir nur immerhin in der verlangten Form die nöthigen Vorschüsse machen solle, wogegen ich die Zurückzahlung des Theiles, welcher als Honorar für das litterarische Eigenthum zu rechnen sei, durch die zukünftigen, ihm bis dahin gleichsam verpfändeten Theater-Einnahmen, gewährleiste. Sehr langsam war er endlich dazu zu bringen, auf von mir «zu liefernde musikalische Compositionen» im Allgemeinen Vorschüsse zu machen, was ich denn endlich gern annahm, jedoch immer darauf bestehend, dass ich mich im Ganzen auf eine successive Zahlung von 20000 Franken verlassen könnte. Da ich nach meiner Auslösung aus meinem Wiener Gasthof jetzt sofort wieder Geld bedurfte, stellte mir Schott Wechsel auf Paris aus. Von dort erhielt ich nun eine briefliche Mittheilung von Fürstin Metternich, deren Sinn mir in so fern unverständlich blieb, als sie mir nur den plötzlichen Tod ihrer Mutter, Gräfin *Sandor*, und die dadurch eingetretene Veränderung in ihrer Familienlage meldete.

Nochmals überlegte ich nun, ob es nicht rathsamer sei, auf das Gerathewohl in oder bei Karlsruhe eine bescheidene Niederlassung zu versuchen, welche mit der Zeit vielleicht zu einer beruhigenden Dauer reifen könnte; im Betreff des schwierigen Unterhaltes *Minna*'s, für welche ich meinem Versprechen gemäss in Dresden mit jährlichen 1000 Thalern aufzukommen hatte, schien es mir vernünftiger und namentlich sparsamer, wenn ich meine Frau dann zur Theilnehmung an dieser Niederlassung zu mir berief. Ein Brief, den ich um jene Zeit von ihr erhielt, und welcher im Ganzen nichts anderes als einen Versuch zu Verhetzungen mit mir befreundeten Personen enthielt, schreckte mich sofort von jedem Ge-

danken einer neuen Vereinigung mit ihr zurück, und bestimmte mich durch Festhaltung meines Pariser Planes mich so weit wie möglich von ihr fern zu halten.

So reiste ich gegen Mitte Dezember nach Paris ab, wo ich für das Erste in dem unscheinbaren Hôtel «Voltaire», am Quai gleichen Namen's, ein sehr bescheidenes Zimmer aber mit angenehmer Aussicht bezog. Hier wollte ich, immerhin für meine Arbeit mich sammelnd, so lange unbeachtet mich erhalten, bis ich, wie sie zuvor es gewünscht hatte, der Fürstin *Metternich* erst mit dem Beginn des neuen Jahres mich vorstellen könnte. Um hierdurch den mit Metternich's befreundeten *Pourtalès* und *Hatzfeld* keine Verlegenheiten zu bereiten, betrachtete ich mich auch diesen gegenüber als gar nicht in Paris angekommen, und suchte einzig meine in jener Angelegenheit gänzlich unberührten alten Bekannten *Truinet, Gasparini, Flaxland* und den Maler *Czermak* auf. Mit Truinet und dessen Vater traf ich regelmässig wieder zur Abendmahlzeit in der «Taverne Anglaise» zusammen, wohin ich mich bei eingetretener Finsterniss, ohne von Jemand beachtet werden zu können, die gewohnten Strassen durchschlich. Da auf einmal traf mich, beim Aufschlagen eines Journals, die Nachricht vom plötzlichen Tode des Grafen Pourtalès. Gross war mein Schmerz und besonders mein Bedauern darüber, dass ich durch jene sonderbare Rücksicht auf das Metternich'sche Haus bisher meinen Besuch bei diesem so bewährten Freunde unterlassen hatte. Nun suchte ich allerdings den Grafen Hatzfeld sofort auf, der mir zunächst die traurige Nachricht zu bestätigen, und die Umstände des so plötzlichen Todes, welcher durch eine bis in den letzten Augenblicken den Aerzten verborgen gebliebene Herzkrankheit herbeigeführt war, mitzutheilen hatte. Zugleich aber erfuhr ich von ihm die wahre Beschaffenheit der Vorgänge im Metternich'schen Hôtel. Der Tod der Gräfin Sandor, welchen Fürstin Pauline mir gemeldet, hatte folgende Bedeutung: der Graf, jener famose ungarische Tollkopf, war von seiner Gattin bis dahin, im Interesse der ganzen Familie, als Kranker gehütet worden; nach dem Ende derselben befürchtete die Familie nun die ungeheuersten Störungen durch den jetzt nicht mehr bewachten Grafen, weshalb Metternich's es für nöthig hielten, ihn sofort nach Paris zu sich zu nehmen, und ihn unter ihrer Obhut in der nöthigen Pflege zu erhalten. Hierfür hatte die Fürstin sogleich, als einzig zweckmässig, die mir zuvor angebotene Wohnung bestimmt; somit erkannte ich jetzt, dass an meine Aufnahme im österreichischen Gesandtschaftshôtel bereits gar nicht mehr gedacht wurde, und ich hatte auch diesen sonderbaren Streich des

Schicksals, welcher mich diesmal wiederum nach dem verhängnissvollen Paris geworfen hatte, zu erwägen.

Für's Erste blieb mir nichts anderes übrig, als mein nicht sehr kostspieliges Unterkommen im Hôtel Voltaire, bis zur Beendigung meiner Dichtung der «Meistersinger», beizubehalten, und während dem gleichzeitig gründlich zu überlegen und darnach auszuspähen, wohin ich mich nun zu wenden hätte, um das so mühevoll aufgesuchte Asyl für die Ausführung meines neuen Werkes aufzufinden. Es war nicht leicht hierfür zu sorgen; meinen Namen und meine Person, welche unwillkürlich doch von Jedem in dem bedenklichen Lichte des Pariser Misserfolges ersehen wurden, schien eine Dunstwolke zu umgeben, die mich selbst alten Freunden unkenntlich zu machen schien. Fast wollte ich eine ähnliche misstrauische Vorstellung meinem neuesten Empfange im *Ollivier*'schen Hause entnehmen: jedenfalls hielt man es für mehr als bedenklich, mich so früh wieder auf der Pariser Arena erscheinen zu sehen. Ich hatte zu erklären, welcher sonderbare Umstand mich zunächst wieder hergeführt hatte, und wie ich an ein längeres Verweilen meinerseits gar nicht dächte. Von diesem, gewiss betrügerischen, Eindrucke absehend, erkannte ich nun wohl aber bald die Veränderung, welche im Innern der Familie vorgegangen war. Die Grossmutter lag an einem, in ihrem Alter unheilbaren, Beinbruche darnieder; Ollivier hatte sie in seiner an und für sich beschränkten Wohnung zur Pflege aufgenommen, und an ihrem Bette im kleinen Stübchen versammelten wir uns zum Diner. *Blandine* schien mir seit dem Sommer ausserordentlich verändert und einen traurigen Ernst auszudrücken; ich glaubte zu bemerken, dass sie guter Hoffnung sei. *Emile*, trocken und flüchtig, gab mir einzig etwas recht nützlich zu Verwendendes an: als nämlich jener *R. Lindau* durch seinen Avoué sich wegen einer, für seine imaginäre Mitarbeitung an der Uebersetzung des «Tannhäuser's» vom Gericht ihm zuerkannten Entschädigung, mahnend an mich wandte, zeigte ich den Brief Ollivier und frug, was ich machen sollte. «Ne répondez pas», war die ganze Antwort; und sein Rath war ebenso nützlich als leicht zu befolgen; ich habe nie wieder etwas von dieser Seite zu erfahren gehabt. Mit Beklommenheit nahm ich mir vor, Ollivier nicht mehr zu belästigen; mit einem unendlich melancholischen Blick auf mich nahm Blandine von mir Abschied. —

Dagegen gerieth ich nun in einen fast regelmässigen Umgang, namentlich mit *Czermak*, mit welchem ich des Abends, neben der stets mit der Familie *Truinet* mich vereinigenden «Taverne Anglaise», noch andere ähnlich wohlfeile Restaurants aufsuchte. Gewöhnlich begaben wir uns

dann auch in eines der kleinen Theater, welche ich in meinem früheren Drange gänzlich unbeachtet gelassen hatte. Als Krone derselben erkannte ich das «Gymnase», wo von der ausgezeichnetsten Truppe auch fast durchweg nur gute Stücke gespielt wurden. Unter diesen habe ich besonders ein sehr zart rührendes einaktiges Stück, «je dine chez ma mère», in der Erinnerung behalten. Im «Théâtre du Palais Royal», wo es nun allerdings nicht mehr so feinsinnig herging, sowie auch im «Théâtre Déjazet», musste ich die hier originalen Urtypen aller der Possen erkennen, mit welchen in schlechter Bearbeitung und unpassender Lokalisirung das deutsche Publikum Jahr aus Jahr ein unterhalten wird. — Ausserdem hielt ich mich auch zuweilen am Mittagstische der Familie *Flarland* auf, welche sonderbarer Weise an meinem zukünftigen Pariser Erfolge durchaus nicht verzweifeln wollte; für jetzt fuhr mein Pariser Verleger fort, den «fliegenden Holländer», sowie auch den «Rienzi» herauszugeben, für welchen er mir sogar, da er in jenem ersten Verkauf nicht mit einbedungen gewesen, mit 1500 Franken ein kleines Honorar zahlte.

Der Grund der fast heiteren Behaglichkeit, mit welcher ich meine so widerwärtige Lage in Paris mir diessmal sogar zu einer freundlichen Erinnerung für spätere Zeiten gestalten konnte, lag allerdings darin, dass ich jetzt täglich mein Gedicht der «Meistersinger» in massenhaften Reimen anschwellen lassen konnte. Wie hätte es mich nicht mit humoristischer Laune erfüllen müssen, von dem Fenster des dritten Stockes meines Hôtels aus den ungeheueren Verkehr auf den Quais und über die zahlreichen Brücken, mit der Aussicht auf die Tuilerien, das Louvre, bis nach dem Hôtel de Ville hinab, an mir vorbeistreifen zu sehen, sobald ich, über die wunderlichen Verse und Sprüche meiner Nürnberger «Meistersinger» sinnend, den Blick vom Papier erhob.

Bereits war ich im ersten Akte weit vorgeschritten, als der verhängnissvolle Neujahrstag 1862 erschien, und ich nun den bis dahin mir vorbehaltenen Besuch bei Fürstin *Metternich* ausführte. Ich traf hier auf eine sehr natürliche Verlegenheit, und gegenüber den grossen Versicherungen ihres Bedauerns unter den mir bekannten Umständen ihre Einladung zurücknehmen zu müssen, hatte ich nur mit heiterster Laune mir ihre Beruhigung angelegen sein zu lassen. — Den Grafen *Hatzfeld* bat ich, mich davon benachrichtigen zu wollen, wann die verwittwete Gräfin *Pourtalès* sich so weit wohl fühlen würde, um meinen Besuch zu empfangen. — So fuhr ich denn im Verlaufe des Monats Januar fort, das Gedicht meiner Meistersinger, in genau dreissig Tagen, zu vollenden. Die Melodie zu dem Bruchstücke aus «Sachs'» Gedicht auf die Reformation,

mit welchem ich im letzten Akte das Volk seinen geliebten Meister begrüssen lasse, fiel mir, auf dem Wege zur «Taverne Anglaise» die Galerien des «Palais Royal» durchschreitend, ein; ich fand *Truinet* mich bereits erwartend und verlangte von ihm einen Streifen Papier nebst Bleistift, um meine Melodie, die ich ihm zugleich heimlich vorsang, aufzuzeichnen. Dieser, den ich mit seinem Vater gewöhnlich dann über die Boulevards nach seiner Wohnung im Faubourg St Honoré, begleitete, hatte für mich fast nichts als den jubelnden Ausruf: «mais quelle gaité d'esprit, cher maître!»

Je mehr sich aber meine Arbeit dem Ende näherte, desto ernstlicher hatte ich nun für mein ferneres Unterkommen zu sorgen; ich bildete mir immer noch ein, es müsse mir etwas dem, was ich mit Liszt's Verlassen der Altenburg verloren hatte, ähnliches beschieden sein. Da entsann ich mich denn, dass ich noch im vergangenen Jahre von Frau *Street* die feurigste Einladung zu einem längeren Besuche bei ihr und ihrem Vater in Brüssel erhalten hatte; hierauf bezog ich mich nun, als ich bei der Dame jetzt anfrug, ob sie mir eine bescheidene Aufnahme für einige Zeit bei ihr gewähren könne: man war in «désolation», meinen Wunsch mir abschlagen zu müssen. Auch an *Cosima* wandte ich mich nach Berlin mit einer ähnlichen Anfrage, worüber diese wirklich erschrocken zu sein schien, was ich mir, bei einem späteren Besuche Berlin's, durch den Charakter der Niederlassung *Bülow*'s allerdings zu erklären verstand. Sehr auffallend war es dagegen, dass mein Schwager *Avenarius*, von dem ich erfuhr, dass er, in recht guten Verhältnissen, ebenfalls in Berlin Haus halte, sehr ernstlich auf meine Anfrage einging, und mich zunächst wenigstens bat, bei ihm abzusteigen, um mich selbst von der Möglichkeit eines längeren Auskommens in seinem Hause zu überzeugen. Meine Schwester *Cäcilie* verbat sich nur *Minna*'s Mitkunft, welche sie jedoch für einen etwaigen Besuch in ihrer Nähe gut unterbringen zu können glaubte. Zu ihrem Unglücke musste diese Aermste nun wieder nichts andres zu thun haben, als mir einen wüthenden Brief über das verletzende Benehmen meiner Schwester zu schreiben: die Möglichkeit, unter irgend welchen Umständen so bald wieder zwischen die alten Hetzereien zu gerathen, schreckte mich sogleich von der Annahme des Vorschlages meines Schwagers ab. — So verfiel ich denn endlich darauf, in der Umgegend von *Mainz*, unter dem finanziellen Schutze *Schott*'s, mir einen ruhigen Aufenthaltsort auszusuchen. Dieser hatte mir von einem hübschen Landgute des jungen Barons von *Hornstein*, in jener Gegend gelegen, gesprochen: ich glaubte diesem wirklich eine Ehre zu erweisen,

als ich ihm nach München um die Erlaubniss, auf seinem Gute im Rheingau für einige Zeit Unterkunft zu suchen, schrieb. Dagegen war ich nun höchst betroffen, als Antwort ebenfalls nur den Ausdruck des Schreckens über meine Zumuthung zu empfangen. Jetzt beschloss ich denn geradeswegs nach Mainz zu gehen, wohin ich bereits unser sämmtliches, in Paris seit nun bald einem Jahre zurückgestelltes Mobiliar und Hausgeräthe dirigirte. Ehe ich nach diesen Entschlüssen Paris verliess, ward mir noch die Tröstung einer erhabenen Mahnung zu entsagungsvoller Standhaftigkeit zu Theil. Auch an Frau *Wesendonck* hatte ich über meine Lage und den Hauptgegenstand meiner Sorge, jedoch nur in dem Sinne, wie man theilnehmenden Freunden sich mittheilt, berichtet; sie beantwortete diess mit der Zusendung eines kleinen Briefbeschwerer's von Eisenguss, welchen sie damals in Venedig noch als Geschenk für mich eingekauft hatte; er stellte den Löwen von S. Marco mit der Tatze auf dem Buche vor, und sollte mich ermahnen, diesem Löwen in irgend etwas auch nachzueifern. Dagegen gestattete mir Gräfin *Pourtalès* schliesslich noch einen Besuch bei sich. Die so hart betroffene Dame wollte mir doch, trotz ihrer Trauer, einen innigen Antheil an mir nicht unausgedrückt lassen; da ich ihr meldete, womit ich mich sorgen beschäftigt, frug sie nach meiner Dichtung: meinem Bedauern, sie jetzt gewiss nicht aufgelegt finden zu können mit dem heiteren Charakter meiner »Meistersinger« bekannt zu werden, entgegnete sie freundlich mit dem Wunsche, sie doch durch mich kennen zu lernen, und lud mich für den Abend ein. Sie war die Erste, der ich mein jetzt fertiges Gedicht vorlesen konnte, und es machte auf uns Beide einen nicht bedeutungslosen Eindruck, dass wir oft in herzliches Lachen darüber ausbrechen konnten.

Am Abend meiner Abreise, am ersten Februar, vereinigte ich noch meine Freunde *Gaspérini*, *Czermak* und die beiden *Truinet's* zu einer letzten Mahlzeit, in meinem Hôtel. Alles war vortrefflich aufgelegt, und namentlich durch meine eigene gute Laune erheitert, obwohl keiner recht begreifen wollte, was es mit dem Sujet für eine Bewandtniss habe, von dem ich nun die Dichtung vollendet, und von deren weiterer Ausführung ich mir für Deutschland so viel Gutes versprach.

Immer noch in der Sorge für das mir jetzt so nöthige Asyl das Richtige zu wählen, richtete ich jetzt meine Reise zunächst noch einmal nach Karlsruhe. Abermals wurde ich von dem grossherzoglichen Ehepaare freundlich empfangen, und über meine nächsten Lebensbeschlüsse befragt. In keiner Weise liess man mich jedoch durchblicken, dass die von mir gesuchte Niederlassung mir etwa in Karlsruhe bereitet sein

könnte. Auffallend war mir eine theilnahmvoll sich aussprechende Bekümmerniss des Grossherzogs darüber, aus welchen Mitteln ich nur eigentlich die Kosten meines jetzt so beschwerlichen Lebens, selbst wenn er nur meine Reisen in Berechnung ziehen wollte, zu bestreiten vermöchte; hierüber suchte ich ihn mit heitrer Miene zu beruhigen, und zwar durch einen Hinweis auf mein kontraktliches Verhältniss zu Schott, welcher mir bis zur Vollendung meiner »Meistersinger« die nöthigen Unterhaltssubsidien in der Form von Vorschüssen auf meine Arbeit zu liefern habe. Diess schien ihn zu trösten. Späterhin erfuhr ich von *Alwine Frommann*, der Grossherzog habe sich einmal darüber geäussert, ich hätte mich spröde gegen ihn benommen, nachdem er mir selbst, wie einem Freunde, seine Börse angeboten habe. Hiervon hatte ich nun allerdings nichts gemerkt; es war vielmehr nur noch davon die Rede, dass ich bald einmal wieder mich in Karlsruhe einfinden möchte, um eine meiner Opern, etwa den »Lohengrin«, neu einzustudiren und zu dirigiren.

Für jetzt setzte ich meine Reise nach Mainz fort, wo ich, am 4. Februar, bei einer grossen Ueberschwemmung eintraf. Der Rhein war in Folge eines frühzeitigen Eisbruches in ungewöhnlicher Weise ausgetreten; fast nur mit Gefahr konnte ich in das Haus *Schott's* gelangen; dennoch hatte ich bereits auf den 5. dieses Monates Abends auch für hier eine Vorlesung der »Meistersinger« angesagt, und hierzu, noch von Paris aus, *Cornelius* von Wien her einzutreffen verpflichtet, indem ich ihm mit 100 Franken das Reisegeld besorgt hatte. Mir war keine Antwort von ihm zugegangen, und da ich nun erfuhr, dass die gleiche Ueberschwemmung, wie ich sie in Mainz antraf, sich auf alle Flussgebiete Deutschlands erstreckte und allen Eisenbahnverkehr hemmte, rechnete ich zwar nicht mehr auf Cornelius' Eintreffen, verzögerte aber doch den Beginn der Vorlesung bis zu der ihm festgesetzten Stunde, und wirklich — Schlag sieben Uhr trat Cornelius bei uns ein. Er hatte die schwierigsten Abenteuer zu bestehen gehabt, sogar seinen Paletot unterwegs verloren, und war halb erfroren vor wenigen Stunden soeben erst jetzt bei seiner Schwester angelangt. So versetzte uns auch hier die Mittheilung meines Gedichtes in die heiterste Laune; nur betrübte es mich Cornelius von seinem Vorsatze, des anderen Tages sogleich wieder zurückzureisen, nicht abbringen zu können: er hielt diese pünktliche Ausführung seines Vorsatzes, eben nur für eine Vorlesung der »Meistersinger« nach Mainz zu kommen, für unerlässlich um dem ganzen Vorgange seinen absonderlichen Charakter zu bewahren. Wirklich reiste er anderen Tages, trotz Eisschollen und Wasserfluthen, wieder nach Wien zurück. —

Verabredeter Maassen begab ich mich nun alsbald, mit Schott, zum Aufsuchen einer Wohnung für mich auf das entgegengesetzte Rheinufer. Wir hatten es namentlich auf *Biberich* abgesehen; da sich hier nichts Rechtes vorfand, nahmen wir aber auch *Wiesbaden* selbst in Betracht; endlich entschied ich mich dafür, in dem «Europäischen Hof» zu Biberich zunächst ein Absteigequartier zu nehmen, um von hier aus das Weitere zu erkunden. Da es mir immer daran gelegen war, einsam und namentlich von jeder Möglichkeit eines musikalischen Geräusches fern zu wohnen, entschloss ich mich, in einem von dem Architekten *Frickhöfer* neu gebauten, dicht am Rheine gelegenen grösseren Sommerhause, eine sehr kleine, mir aber ganz entsprechende Wohnung zu miethen. Um sie mir einzurichten, hatte ich die Ankunft meines Mobiliars aus Paris abzuwarten; diess traf ein; mit unendlichen Kosten und Bemühungen wurde es in dem Bibericher Zollschuppen abgeladen, und ich bemächtigte mich nun zunächst des für meine Einrichtung Nöthigsten.

Nur was ich hierzu bestimmte, sollte überhaupt in Biberich verbleiben, der grössere Theil dagegen meiner Frau nach Dresden übersandt werden. Hiervon hatte ich *Minna* Meldung gethan, und nun bemächtigte ihrer sofort sich die Sorge, dass ich bei unregelmässigem Auspacken Alles beschädigen und zum Theil verlieren würde. Kaum hatte ich mich, mit dem nun wieder erlangten Erard'schen Flügel, innerhalb acht Tagen erträglich eingerichtet, als *Minna* plötzlich bei mir in Biberich ankam. Wirklich empfand ich zunächst nichts als herzliche Freude über ihr gutes Aussehen und ihre unverwüstliche Energie in der Handhabung praktischer Dinge: ich glaubte im ersten Augenblicke sogar, am Besten daran zu thun, wenn ich sie hier an meiner Seite sich einrichten liesse. Leider konnte meine gute Stimmung nicht lange anhalten, da die alten Auftritte sich alsbald erneuerten: als wir in dem Zollschuppen die Auseinandersetzungen eines jetzt in das Auge zu fassenden Meines und Deines vornahmen, konnte sie vor Zorn darüber sich nicht halten, dass ich ihre Ankunft nicht abgewartet und eigenmächtig aus dem Gepäcke das mir Taugliche entnommen hätte. Da sie dem ungeachtet es für schicklich hielt, mich mit einigen wirthschaftlichen Gegenständen zu versorgen, wendete sie sogar vier Bestecke von Messern, Gabeln und Löffeln, einige Tassen und die hiezu gehörigen Teller an meine Ausstattung, sorgte für sichere Verpackung des nicht ganz unansehnlichen übrigen Hausrathes, und nachdem diess Alles in ihrem Sinne wohl geordnet war, kehrte sie nach einer Woche nach Dresden zurück. Für ihre dortige Niederlassung schmeichelte sie sich nun genügend ausgerüstet zu sein, um auch mich,

wie sie hoffte, bald bei sich empfangen zu können; hierfür hatte sie bereits diejenigen Schritte bei höheren Regierungsbeamten gethan, welche ihr die Erklärung des Ministers erwirkt hatten, ich möge bei dem Könige formell um meine Amnestirung einkommen, so würde für jetzt meiner Rückkehr nach Dresden nichts im Wege stehen.

Was hierin zu thun sei, überlegte ich mir jetzt noch mit Zögern. *Minna*'s Anwesenheit hatte meine, an und für sich durch die Unruhe der letzten Zeiten gestörte Stimmung in erhöhtem Maasse verschlimmert; rauhes Wetter, schlecht heizende Oefen, grosse Unbeholfenheit im Haushalte, unberechnet starke Geldausgaben, namentlich auch für Minna's Einrichtung, verdarben mir zunächst alle Freude an der Ausführung des im Hôtel Voltaire begonnenen Werkes. Die Familie *Schott* lud mich, vermuthlich um mich zu zerstreuen, zu einer Aufführung des «Rienzi» mit Niemann nach Darmstadt ein: dort angekommen, stellte sich der damalige Minister, Herr *von Dalwigk*, welcher eine die Gegenwart des Grossherzogs leicht verletzende Demonstration für mich im Theater befürchtete, schon am Bahnhofe mir vor, um mich in seine eigene Loge zu geleiten, wo er sich sehr klug das Ansehen geben konnte, als ob er für den Grossherzog mich selbst dem Publikum präsentire. In diesem Sinne ging denn auch Alles sehr artig und freundlich ab: die Aufführung selbst, welche mir *Niemann* in einer seiner besten Rollen zeigte, war im Uebrigen dadurch für mich interessant, dass man so viel wie möglich darin auslies, um dagegen, vermuthlich einer Vorliebe des Grossherzogs zu schmeicheln, dem Ballette durch Wiederholung der trivialsten Stücke eine besondere Ausdehnung zu geben. — Auch von diesem Ausfluge hatte ich wiederum durch die Eisschollen des Rheines zu mir zurück zu kehren. Sehr verdrieslich, suchte ich nun einige Bequemlichkeit in meinen Hausstand zu bringen, und miethete dazu ein Dienstmädchen, welche mir auch das Frühstück bereiten musste; Mahlzeiten nahm ich im «Europäischen Hof».

Da es aber noch immer nicht zur Arbeitslaune kommen wollte, und eine gewisse Unruhe sich meiner bemächtigt hatte, trug ich mich, meinem Versprechen gemäss, dem Grossherzoge von Baden für einen abermaligen Besuch zu einer Vorlesung der «Meistersinger» an. Der Grossherzog antwortete mir sehr freundlich durch ein persönlich von ihm unterzeichnetes Telegramm, worauf ich am 7. März in Karlsruhe eintraf, und dem Grossherzoglichen Paare mein Manuskript vortrug. Es war zu dieser Vorlesung, sinniger Weise, ein Salon bestimmt worden, welcher mit einem grossen historischen Tableau meines alten Freundes *Pecht*, der junge

Goethe die ersten Bruchstücke seines «Faust» den Ahnen der herzoglichen Familie vorlesend, geziert war. Mein Stück wurde sehr freundlich aufgenommen, und es nahm sich artig aus, als die Grossherzogin am Schlusse mir besonders die musikalische Ausführung des vortrefflichen «Pogner» anempfahl, — was wie ein freundliches Zugeständniss der Beschämung darüber anzusehen war, dass ein Bürger sich eifriger als mancher Fürst für die Kunst bemühte. Abermals wurde eine Aufführung des «Lohengrin» unter meiner Leitung besprochen, und ich hierfür neuerdings zum Einverständniss mit *Eduard Devrient* angewiesen. Dieser hatte nun das Unglück, durch eine mir dargebotene Aufführung des «Tannhäuser» im Theater sich mir auf das Abschreckendste zu empfehlen. Ich musste dieser Produktion an seiner Seite beiwohnen, und hatte hierbei mit Erstaunen zu erkennen, dass dieser sonst von mir so sehr empfohlene Dramaturg in den allergemeinsten Schlendrian des Theaterwesens verfallen war. Meiner Verwunderung über die haarsträubendsten Verstösse in der Darstellung erwiderte er mit noch grösserer und dabei vornehm ärgerlicher Verwunderung darüber, dass ich über so etwas viel Wesens machen könnte, da ich doch wüsste, dass es beim Theater nicht anders herginge. Dennoch ward für den bevorstehenden Sommer eine auf Mustergültigkeit berechnete Aufführung des «Lohengrin» unter Mitwirkung des Ehepaares *Schnorr* verabredet.

Einen angenehmeren Eindruck hatte mir, auf der Durchreise, eine Aufführung im Frankfurter Theater hinterlassen, wo ich ein hübsches Lustspiel sah, in welchem mir *Friederike Meyer*, die Schwester meiner Wiener Sängerin *Dustmann*, in einem Sinne, wie ich diess bei deutschen Schauspielern noch wenig gewahrt hatte, durch feines und zartes Spiel auffiel. Ich legte mir nun die etwaigen Chancen für ein erträgliches Auskommen im Betreff des, um Biberich verstreuten, möglichen Umganges mit einigen Menschen vor, um nicht blos auf die Familie Schott und meinen Gasthof-Wirth beschränkt zu sein. So hatte ich bereits die Familie *Raff* in Wiesbaden aufgesucht. Frau Raff, eine Schwester der mir von Weimar her vortheilhaft bekannten *Emilie Genast*, war als Schauspielerin am Wiesbadener Hoftheater angestellt. Von ihr erzählte man mir das Vorzügliche, dass sie durch ungemeine Sparsamkeit und Ordnungspflege die Lage ihres, bis dahin in diesem Punkte sehr verwahrlosten Gemahles zu einem vortrefflichen Gedeihen umgewandelt hatte. Raff selbst, welcher mir durch allerlei Berichte über sein früher unter Liszt's Protektion getriebenes Unwesen, in der Gestalt eines excentrisch Genialen vorschwebte, enttäuschte mich hierin sofort, als ich den ungemein

trockenen, nüchternen, auf seinen Verstand eingebildeten, und doch dabei ohne allen weiten Blick sich behelfenden Menschen näher kennen lernte. Von der vortheilhaften Lage aus, in welche die Sorgfalt seiner Frau ihn gebracht hatte, glaubte er jetzt im Betreff der Lage, in welcher ich mich befand, durch freundliche Ermahnungen mich holmeistern zu dürfen; er vermeinte mir als heilsam anrathen zu müssen, für meine dramatischen Kompositionen doch mehr auf die Wirklichkeit der Zustände Rücksicht zu nehmen, und wies in diesem Sinne auf meine Partitur des «Tristan», als eine Ausgeburt idealistischer Extravaganzen, hin. Während ich bei seiner im Ganzen wohl unbedeutenden Frau, gelegentlich meiner Fusswanderungen nach Wiesbaden, in der Folge zuweilen gern einsprach, wurde Raff selbst mir doch bald ausserordentlich gleichgültig. Doch stimmte er, als er auch mich etwas näher kennen lernte, allmählich seine Weisheitsaussprüche etwas herab, und schien sich endlich sogar vor meiner scherzhaften Laune zu hüten, gegen welche er sich waffenlos fühlte.

In Biberich selbst dagegen sprach jetzt häufiger der von früher her mir oberflächlich bekannt gewordene *Wendelin Weisheimer* ein. Er war der Sohn eines reichen Bauern in *Osthofen*, der sich zum Staunen seines Vaters nicht mehr von der Musik abbringen lassen wollte. Ihm lag viel daran mit seinem Vater mich bekannt zu machen, um diesen für die Wahl der Künstlerlaufbahn seines Sohnes günstig zu stimmen. Diess führte mich auch auf Ausflüge nach jener Gegend hin, während ich des jungen Weisheimer's Talent als Orchesterdirigent durch eine Aufführung von Offenbach's «Orpheus», bis wohin er einzig in einer untergeordneten Stellung am Theater zu Mainz gelangt war, kennen lernte. Ich war wahrhaft entsetzt, durch die Theilnahme an dem jungen Mann mich bis zur Assistenz einer solchen Scheusslichkeit herabgebracht zu sehen, und konnte lange Zeit nicht anders als Weisheimer meinen Missmuth hierüber auffällig nachtragen. — Dagegen suchte ich mir eine edlere Unterhaltung durch meine schriftlich ab *Friederike Meyer* nach Frankfurt gerichtete Bitte, mich davon benachrichtigen zu wollen, wann eine Wiederholung der von mir zu spät angezeigt gesehenen Aufführung des Calderon'schen Lustspieles «Das öffentliche Geheimniss» stattfinden sollte. Sehr erfreut über meine Theilnahme hierfür, meldete sie mir, dass diess Lustspiel wohl sobald nicht wiederholt werden würde, dafür jedoch Calderon's «Don Gutierre» für mich in Aussicht stünde. Zu der Aufführung dieses Stückes begab ich mich abermals nach Frankfurt, lernte die interessante Künstlerin jetzt persönlich kennen, und erhielt allen Grund, von der Aufführung der Calderon'schen Tragödie im Ganzen sehr

befriedigt zu sein, obwohl der geistvollen Darstellerin der weiblichen Hauptrolle nur die zarteren Theile ihrer Aufgabe vollständig gelangen, während für das gewaltige Pathos ihre Kräfte nicht ausreichten. Sie erzählte mir, dass sie öfter eine befreundete Familie in Mainz besuchte, woran ich den Wunsch knüpfte, dass sie bei solchen Gelegenheiten doch auch Biberich berühren möchte: sie stellte mir diess für ein Mal in Aussicht.

Eine grosse Soirée, welche *Schott*'s ihren Mainzer Bekannten gaben, verschaffte mir die freundliche Bekanntschaft mit *Mathilde Maier*, welche von Frau Schott ihrer «Gescheidtheit» wegen, wie sie sich ausdrückte, besonders ausgewählt war, mir beim Souper als Nachbarin Gesellschaft zu leisten; ihr sehr verständiges, wahrhaftiges, dabei für den Ausdruck von dem Mainzer Dialekt eigenthümlich bestimmtes Wesen, zeichnete sie, ohne dass dadurch irgend etwas Auffälliges geschah, vor der ganzen übrigen Gesellschaft sehr vortheilhaft aus. Ich versprach ihr, sie bei ihrer Familie aufzusuchen, und lernte nun ein städtisches Idyll kennen, wie ich desgleichen bisher wenig beachtet hatte. *Mathilde*, die Tochter eines mit Hinterlassung eines kleinen Vermögens gestorbenen Notars, lebte mit ihrer Mutter, zweien Tanten und einer Schwester in enger aber sauberer Häuslichkeit, während ihr Bruder, welcher in Paris die Handlung erlernte, ihr fortgesetzt Noth machte. Denn ihr tüchtiger praktischer Sinn war es, welcher die Angelegenheiten der ganzen Familie, und wie es schien zur grossen Zufriedenheit aller, besorgte. Ich ward hier ungemein herzlich aufgenommen, wenn ich, was wohl wöchentlich ein Mal geschah, meiner eigenen Angelegenheiten wegen nach Mainz wanderte, und wurde jedes Mal genöthigt, einen kleinen Imbiss von ihnen zu empfangen. Da sie im Uebrigen eine sehr ausgebreitete Bekanntschaft, unter andern auch die des einzigen Freundes *Schopenhauer*'s, eines alten Herrn in Mainz, besass, traf ich Mathilde öfters auch anderswo, z. B. bei Raff's in Wiesbaden, von wo aus sie mit einer älteren Freundin, *Luise Wagner*, mich auf dem Heimwege zu Zeiten begleitete, wie ich ihr ebenso zuweilen das weitere Geleite nach Mainz gab.

Beim Herannahen der schönen Jahreszeit kam mir, unter derartigen gemüthlichen Eindrücken, zu denen die häufigen Promenaden in dem schönen Parke des Bibericher Schlosses das ihrige beitrugen, endlich auch die Arbeitslaune wieder an. Bei einem schönen Sonnenuntergange, welcher mich von dem Balcon meiner Wohnung aus den prachtvollen Anblick des «goldenen» Mainz mit dem vor ihm dahinströmenden majestätischen Rhein in verklärender Beleuchtung betrachten liess, trat auch

plötzlich das Vorspiel zu meinen «Meistersingern», wie ich es einst aus trüber Stimmung als fernes Luftbild vor mir erscheinen gesehen hatte, nahe und deutlich wieder vor die Seele. Ich ging daran das Vorspiel aufzuzeichnen, und zwar ganz so, wie es heute in der Partitur steht, demnach die Hauptmotive des ganzen Drama's mit grösster Bestimmtheit in sich fassend. Von hier aus ging ich sogleich weiter im Texte vorwärts, um ganz der Reihe nach die weiteren Scenen folgen zu lassen. — In so guter Stimmung fand ich auch die Laune zu einem Besuch bei dem Herzog von *Nassau*. Er war mein Nachbar, und ich war ihm so oft bei meinen einsamen Spaziergängen im Parke begegnet, dass ich es für schicklich fand, mich ihm vorzustellen. Leider wollte bei der hier stattfindenden Unterredung nicht viel herauskommen: ich hatte es mit einem sehr beschränkten, aber gutartigen Menschen zu thun, welcher sich entschuldigte seine Cigarre in meiner Gegenwart immer fort zu rauchen, weil er ohne dem nicht bestehen könnte. Im Uebrigen erklärte er mir seine Vorliebe für die italienische Oper, bei welcher ich ihn von ganzem Herzen beliess. Doch hatte ich eine heimliche Absicht, als ich ihn mir gewogen zu stimmen suchte. In einem hinteren Theile seines Parkes stand an einem Teiche ein alterthümlich aussehendes kleines Schlösschen, welches in dem Sinne einer pittoresken Ruine verwendet war, und zur Zeit einem Bildhauer als Atelier diente. Es regte sich in mir der kühne Wunsch, dieses kleine, halb verwitterte Gebäude mir für Lebenszeit zugetheilt wissen zu können; denn schon jetzt entstand in mir die bange Sorge, ob ich in meiner bisherigen Wohnung ausdauern können würde, da der grössere Theil desselben Stockwerkes, in welchem ich nur zwei kleine Zimmer einnahm, für den bevorstehenden Sommer an eine «Familie» vermiethet war, von welcher ich erfuhr, dass sie mit einem Klavier bewaffnet einziehen würde. Bald rieth man mir jedoch davon ab, der Gnade des Herzogs von Nassau für meine Spekulation weiter nachzugehen, da jenes Schlösschen seiner feuchten Lage wegen durchaus ungesund für mich sein würde.

Im Uebrigen liess ich mich jedoch nicht davon abhalten, immer wieder zum Aufsuchen des von mir ersehnten einsamen kleinen Häuschen's mit Garten mich aufzumachen. Bei den Ausflügen, die ich zu diesem Zwecke sehr häufig unternahm, begleitete mich öfters, neben Weisheimer, auch jener junge Jurist D^r *Stödl*, welcher mir bei Schott den erwähnten hübschen Toast ausgebracht hatte. Es war ein sonderbarer Mensch, dessen oft sehr aufgeregtes Wesen ich mir gelegentlich dadurch zu erklären hatte, dass er ein leidenschaftlicher Spieler am Roulette zu Wiesbaden sei. Dieser machte mich noch mit einem anderen

Freunde, welcher zugleich geübter Musiker war, Dr *Schüler* aus Wiesbaden, bekannt; mit Beiden erwog ich nun alle Möglichkeiten eines Erwerbens, oder auch nur Auffindens meines kleinen Zukunftsschlösschens. Einmal besuchten wir in dieser Absicht *Bingen*, und bestiegen dort den berühmten alten Thurmbau, in welchem dereinst Kaiser Heinrich IV. gefangen gehalten worden war. Nachdem man eine ziemliche Felsenhöhe zu besteigen gehabt, auf welcher der Thurm lag, geriethen wir in dessen viertem Stockwerke auf einen, das ganze Quadrat des Gebäudes einnehmenden Raum, von welchem ein einziges Erkerfenster auf den Rhein hinausging. Ich erkannte diesen als das Ideal aller meiner Vorstellungen einer Wohnung für mich, indem ich ihm durch Benutzung von Vorhängen die nöthigen kleineren Wohnungsabtheilungen hineinkonstruirte, und so mir für alle Zeiten ein herrliches Asyl zu bereiten gedachte. Städl und Schüler hielten es nicht für unmöglich mir zur Erfüllung meiner Wünsche zu verhelfen, da sie mit dem Eigenthümer dieser Ruine in Verkehr standen. Wirklich eröffneten sie mir auch nach einiger Zeit, dass der Besitzer gegen eine Abtretung dieses Saales für billigen Miethzins nichts einzuwenden hätte; nur wurde ich sogleich auf die gänzliche Unmöglichkeit mein Vorhaben auszuführen hingewiesen: kein Mensch, so hiess es, würde mich dort bedienen können und wollen, da unter anderem der Ort keinen Brunnen habe, und ein schlechtes Wasser nur aus einer in furchtbarer Tiefe gelegenen Cisterne des Burgverliesses zu gewinnen sei. Es genügte unter derartigen Umständen auf eine Schwierigkeit zu stossen, um mich sofort von solch ausschweifenden Projekten abzubringen. — So erging es mir ebenfalls mit einem dem Grafen *Schönborn* gehörigen herrschaftlichen Gute im Rheingau, auf welches ich, weil es gänzlich von der Herrschaft unbewohnt blieb, aufmerksam gemacht wurde: hier fand ich allerdings viele leere Räume, von welchen ich mir schon einiges für meinen Zweck Geeignete hätte herrichten können; nach näheren Erkundigungen bei dem Verwalter, welcher deshalb auch Anfrage an Graf Schönborn ergehen liess, hatte ich jedoch eine abschlägige Antwort zu erfahren.

Ein sonderbarer Vorfall war um diese Zeit geeignet, in der begonnenen Arbeit mich wiederum einiger Maassen zu stören: *Friederike Meyer* hielt ihr Versprechen und besuchte mich eines Nachmittags, von ihrem gewöhnlichen Mainzer Ausflug zurückkehrend, in Begleitung einer Freundin. Nach kurzem Verweilen überfiel sie plötzlich eine grosse Angst, und sie erklärte zu Aller Schrecken, dass sie befürchte vom Scharlachfieber befallen zu sein. In der That war der Zustand sehr bald beängstigend, so dass sie für das Nächste im europäischen Hofe sich eine Unterkunft

suchen und einen Arzt bestellen musste. Die Bestimmtheit, mit welcher sie sofort die sie befallende Krankheit erkannte, die sonst nur in der Folge einer Ansteckung von Kindern häufig vorkommt, durfte mir wohl auffallen, meine Verwunderung steigerte sich jedoch, als, nach erhaltener Nachricht hiervon, am frühesten Morgen des anderen Tages Herr von *Guaita*, der Direktor des Frankfurter Theaters, sich bei der Kranken einfand, und eine Besorgniss für sie äusserte, deren Heftigkeit wohl nicht einzig aus dem Interesse des Theaterdirektors herzuleiten war. Ich fand mich dadurch, dass er Friederike sofort in seinen bekümmertsten Schutz nahm, für meine peinliche Theilnahme an diesem seltsamen Falle sehr erleichtert, verkehrte ein weniges mit Herrn von Guaita über die Möglichkeit eine meiner Opern in Frankfurt aufzuführen, und wohnte am zweiten Tage der von Guaita, wie es mir schien mit zärtlichster väterlichster Sorgfalt, geleiteten Transportirung der Kranken nach dem Bahnhofe bei. — Bald darauf führte sich ein Herr *Bürde*, Gemahl der namhaften Sängerin *Ney*, jetzt Schauspieler am Frankfurter Theater, bei mir ein: dieser, mit welchem ich unter Andrem auch das Talent Friederike Meyer's besprach, theilte mir mit, sie gelte als die Geliebte des Herrn von Guaita, eines in der Stadt durch seine patrizische Stellung angesehenen Mannes, und habe von diesem ein Haus geschenkt bekommen, in welchem sie wohne. Da Herr von Guaita durchaus auf mich keinen angenehmen, sondern vielmehr einen unheimlichen Eindruck gemacht hatte, erfüllte mich diese Nachricht mit einer gewissen Bekümmerniss. Dagegen benahm sich die meinem Biebericher Asyle näher gelegene Umgebung recht zutraulich und freundlich, als ich am Abend meines Geburtstages, am 22. Mai, diese kleine Gesellschaft in meiner Wohnung bewirthen liess, wobei *Mathilde Maier*, mit Schwester und Freundin, meinen erbärmlichen Vorrath an Geschirr mit sehr artigem Geschick verwendete, und gewisser Massen die Honneurs als Hauswirthin machte. —

Nur störte wiederum bald ein immer mehr sich verschlimmernder Briefwechsel mit *Minna*. Da ich sie in Dresden fixirt, zugleich ihr aber auch das Beschämende einer ausgesprochenen häuslichen Trennung von mir ersparen wollte, hatte ich mich endlich dazu genöthigt gesehen, den von ihr angeregten Schritt beim sächsischen Justizminister auszuführen: ich war um meine schliesslich vollständige Amnestirung eingekommen, und erhielt jetzt mit der Gewährung derselben die Erlaubniss, mich in Dresden niederlassen zu dürfen. Somit fand sich Minna nun auch autorisirt, eine mit dem ihr zugewiesenen Mobiliare sehr gut einzurichtende grössere Wohnung zu miethen, und dies zwar in der Annahme,

dass ich dieselbe nach einiger Zeit, wenigstens periodisch, mit ihr theilen würde. Ihren Geldforderungen hierfür musste ich ohne Widerrede zu entsprechen suchen, und unter andrem auch die 900 Thaler schaffen, welche sie hierfür ansprach. Je gelassener ich mich in diesem Punkte benahm, desto mehr schien sie die ruhige Kälte meiner Briefe zu verletzen: Vorwürfe über vermeintliche Kränkungen aus alten Zeiten, sowie Schmähungen aller Art wurden ihr wieder geläufiger als je zuvor. So wandte ich mich denn endlich an meinen alten Freund *Pusinelli*, welcher mir zu Liebe dem schwer zu behandelnden Weibe immer treu behilflich geblieben, um durch seine Vermittelung ihr die starke Medizin zu verordnen, welche mir meine Schwester *Clara* kurz zuvor als bestes Heilmittel für die Leidende angerathen hatte. Ich bat meinen Freund, Minna die Nothwendigkeit einer Scheidung an das Herz zu legen. Es schien kein Leichtes für den armen Freund gewesen zu sein, diesen Auftrag, wie es der Fall war, sehr ernstlich auszuführen. Er berichtete mir, dass sie sehr erschrocken gewesen sei, auf eine gutwillige Scheidung einzugehen aber mit Bestimmtheit verweigert habe. Jetzt änderte sich allerdings Minna's Benehmen, wie meine Schwester dies vorausgesehen, sehr auffällig; die Quälereien nahmen ein Ende, sie schien sich in ihre Lage zu fügen. Pusinelli hatte ihr zu einiger Erleichterung ihrer Herzkrankheit die Kur in Reichenhall verordnet; ich verschaffte ihr die Mittel hierfür, worauf sie an demselben Orte, wo ich vor einem Jahre *Cosima* ebenfalls zur Kur angetroffen hatte, den Sommer, wie es schien, in erträglicher Laune verbrachte.

Von Neuem wandte ich mich zu meiner Arbeit, zu welcher ich, sobald die Unterbrechungen beseitigt waren, als zur besten Erheiterung dienend, immer wieder griff. Ein sonderbarer Vorfall störte mich in einer Nacht. Ich hatte das freundliche Thema von der Anrede Pogner's «das schöne Fest Johannistag» u. s. w., an einem heiteren Abende entworfen, als ich, im Halbschlummer es immer noch vor mir vorüberziehen lassend, plötzlich durch ein ausgelassenes Frauengelächter, im Hause über mir, vollständig geweckt wurde. Das immer tollere Lachen ging endlich in gräßliches Wimmern und furchtbares Heulen über. Entsetzt sprang ich auf, und gewahrte nun, dass diese Erscheinung von meinem Dienstmädchen *Lieschen* herrührte, welche, in der Kammer über mir gebettet, von hysterischen Krämpfen überfallen war. Die Magd meines Wirthes stand ihr bei; ein Arzt ward herbei geholt: während ich mit Schrecken besorgt war, das Mädchen würde alsbald seinen Geist aufgeben, hatte ich mich über die eigenthümliche Ruhe und Gelassenheit

der übrigen Assistenten zu verwundern; ich erfuhr, dass solche Krämpfe sich häufig bei jungen Mädchen, namentlich nach Tanzvergnügungen, einstellten. Dem ungeachtet bannte mich der Vorgang mit seinen entsetzlichen Phänomenen noch lange zur Beobachtung fest, da ich hierbei, in der Weise des Wechsels von Ebbe und Fluth, eine anscheinend kindische Heiterkeit durch alle Uebergänge bis durch das frechste Lachen zu dem Schreien einer qualvoll Verdammten, mehrere Male vor mir wechseln sah. Als sich das Uebel einigermaassen beruhigte, legte ich mich wieder zu Bett, und nun erschien von Neuem der »Johannistag« Pogner's, welcher allmählich die vorher empfangenen gräßlichen Eindrücke verbannte.

Nicht ganz unähnlich dem armen Dienstmädchen erschien mir bald auch der junge *Städl*, als ich ihn eines Tages an der Spielbank zu Wiesbaden beobachtete. Mit ihm und *Weisheimer* hatte ich vergnüglich im Kurgarten den Kaffee getrunken, als Städl für einige Zeit verschwand; um ihn aufzusuchen führte mich Weisheimer zur Spielbank. Eine entsetzlichere physiognomische Umwandlung, als ich jetzt an dem der Spielwuth Verfallenen gewahr wurde, war mir selten noch vorgekommen. Wie zuvor das arme Lieschen, so hatte jetzt auch diesen ein Dämon in Besitz genommen, der, wie das Volk sagt, sein böses Wesen in ihm trieb. Kein Zuspruch, ja keine beschämende Ermahnung vermochten den vom Spielverlust Geplagten nur irgend wie zu einer Zusammenfassung seiner moralischen Kräfte zu bewegen. Da ich selbst der Spielwuth mich erinnerte, welcher ich eine Zeit lang als Jüngling verfallen war, unterhielt ich hiervon den jungen Weisheimer, und erbot mich ihm zu zeigen, wie ich wohl dem Zufalle, nicht aber dem Glücke etwas zu bieten mir getraue. Als ein neues Spiel beim Roulette begann, sagte ich ihm mit ruhiger Bestimmtheit, Nr. 11 werde zutreffen: so geschah es. Der Verwunderung über den glücklichen Zufall gab ich neue Nahrung, indem ich für das nächste Spiel Nr. 27 voraussagte, wobei ich mich allerdings einer extatischen Entrücktheit entsinne, welche mich einnahm: wirklich schlug diese Nummer wiederum zu, und nun gerieth mein junger Freund in ein solches Erstaunen, dass er mir auf das Dringendste anrieth, doch auch wirklich auf die von mir vorausgesehenen Nummern zu setzen. Wiederum muss ich mich der eigenthümlichen, sehr ruhigen Extase erinnern, mit welcher ich ihm erklärte: dass, sobald ich mein persönliches Interesse hierbei in das Spiel bringen würde, meine bisher bewährte Gabe sofort verschwinden müsste. Ich zog ihn alsbald vom Spieltische zurück; worauf wir bei schönem Sonnenuntergang den Rückweg nach Biberich antraten.

In sehr peinigende Berührungen gerieth ich nun mit der armen *Friederike Meyer:* sie meldete mir den Antritt ihrer Wiedergenesung, und bat mich um meinen Besuch, weil sie das Bedürfniss habe, sich bei mir für die mir zugezogenen Beschwerden zu entschuldigen. Da mich die kurze Fahrt nach Frankfurt oft zu unterhalten und zu zerstreuen vermochte, erfüllte ich gern ihren Wunsch, fand die Rekonvaleszentin noch sehr schwach, und in der ersichtlichen Bemühung begriffen, unangenehme Vorstellungen in ihrem Betreff von mir fern zu halten. Sie sprach über ihr Verhältniss zu Herrn v. Guaita als von dem zu einem fast überzärtlich besorgten Vater. Sie habe sich sehr jung von ihrer Familie getrennt, namentlich von ihrer Schwester *Luise* zurückgezogen, und so, sehr verlassen, sei sie in Frankfurt angekommen, wo ihr die angelegentliche Protektion des bereits in reiferem Alter stehenden Herrn von *Guaita* sehr willkommen gewesen sei. Leider habe sie unter diesem Verhältnisse in sehr peinlicher Weise zu leiden, da sie namentlich durch die Familie ihres Protektor's, welche von dem Gedanken eingenommen schien, dieser möchte sie gar heirathen wollen, in widerwärtigster Weise vornehmlich auch im Bezug auf ihren Ruf verfolgt werde. Ich konnte, dieser Mittheilung gegenüber, wirklich nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, dass ich von den Folgen dieser Feindschaft einiges bemerkt hätte, wobei ich so weit ging, auch von dem, wie das Gerücht besagte, ihr geschenkten Hause zu sprechen. Diess schien eine ganz ausserordentliche Wirkung auf die kaum genesene Friederike hervorzubringen; sie äusserte die höchste Entrüstung über diese Gerüchte, obwohl sie seit lange wohl vermuthen zu müssen geglaubt hätte, dass derlei Verleumdungen über sie ausgestreut wurden: sie habe schon öfter mit sich den Entschluss berathen, die Frankfurter Bühne aufzugeben, und sei nun mehr als je hierzu entschlossen. Ich fand in ihrem Benehmen keinen Grund ihren Aussagen meinen Glauben zu versagen. Da ausserdem Herr von Guaita, so wohl seiner Persönlichkeit, als auch seinem, mir damals ganz unbegreiflichen Benehmen nach, sich mir immer unverständlicher darstellte, nahm ich in meinem ferneren Verhalten zu dem sehr begabten Mädchen unbedingte Partei für ihr, durch augenscheinliche Ungerechtigkeiten bedrängtes, Interesse. Ich rieth ihr für jetzt zu ihrer Erholung einen längeren Urlaub für einen Aufenthalt am Rheine sich auszuwirken.

Jetzt wendete sich auch, der vom Grossherzog ihm ertheilten Weisung gemäss, *Eduard Devrient* im Betreff der besprochenen Aufführung des »Lohengrin« in Karlsruhe unter meiner Leitung, an mich. Um diesen, ehemals so blindlings hochgeschätzten, Menschen mir in seiner gänzlichen

Entfremdung zu zeigen, war der in seinem Schreiben enthaltene, geradeswegs ärgerlich hochmüthig ausgedrückte Vorwurf darüber, dass ich den «Lohengrin» ohne Kürzungen hergestellt wissen wollte, vollständig geeignet. Er schrieb mir, dass er von vorne herein die Partitur nach den für die Leipziger Aufführung von *K.-M. Rietz* eingeführten Kürzungen für das Orchester habe ausschreiben lassen, und somit alle die Stellen, welche ich restituirt wünschte, erst mühselig in die Stimmen einzutragen sein würden, welche Forderung er geradeswegs als eine Chicane meinerseits ansehe. Hatte ich mir nun zurückzurufen, dass die einzige Aufführung des «Lohengrin», welche ihrer gänzlichen Erfolglosigkeit wegen fast gar keine Wiederholung fand, eben vom Kapellmeister Rietz in Leipzig veranstaltet worden war, dass demnach Devrient, weil er Rietz für den Nachfolger Mendelssohn's und den geeignetsten Musiker der «Jetztzeit» hielt, gerade diese Verarbeitung meines Werkes zu dessen Einführung in Karlsruhe für zweckmässig gehalten hatte, so musste mich wohl ein wahrer Schauder über die Verblendung erfassen, welche ich so lange über diesen Menschen fast gewaltsam aufrecht erhalten hatte. Ich meldete ihm kurz meine Empörung hierüber, und meinen Entschluss, mit dem «Lohengrin» in Karlsruhe mich nicht befassen, dagegen gelegentlich beim Grossherzog hierfür mich entschuldigen zu wollen. Bald darauf erfuhr ich nun, dass der «Lohengrin» dennoch, mit dem Ehepaar *Schnorr* als Gästen, nach gewohnter Weise in Karlsruhe aufgeführt werden solle. Mich bestimmte ein grosses Verlangen, *Schnorr* und seine Leistungen endlich kennen zu lernen; ich reiste demnach ohne Anmeldung nach Karlsruhe, verschaffte mir durch *Kalisoda* ein Billet, und wohnte so, das Weitere nicht beachtend, der Vorstellung bei. Meine jetzt empfangenen Eindrücke, namentlich von *Schnorr*, habe ich in meinen veröffentlichten «Erinnerungen» an ihn genauer bezeichnet; er war mir sofort ein geliebter Mensch geworden, und ich liess ihn ersuchen, nach der Vorstellung sich noch auf ein Plauderstündchen nach meinem Gasthofzimmer zu begeben. — Ich hatte so viel von seinen krankhaften Zuständen vernommen, dass ich wahrhaft erfreut war, ihn so spät in der Nacht, noch nicht unbedeutender Anstrengung, frisch und mit strahlendem Auge bei mir eintreten zu sehen. Meiner Besorgniss, um Schonung für ihn durch Abhaltung jeder Art von Ausschweifung, entgegnete er durch willige Annahme meines Anerbietens, unsere neue Bekanntschaft mit Champagner einweihen zu wollen. In heiterster Stimmung verbrachten wir mit Gesprächen, die für mich namentlich über den Charakter Devrient's sehr belehrend waren, einen guten Theil der Nacht, bis ich mir vornahm, auch noch den folgen-

den Tag zu verweilen, um seiner Einladung, bei ihm und seiner Frau zu speisen, entsprechen zu können. Da ich bei diesem längeren Verweilen in Karlsruhe wohl annehmen musste, dass dem Grossherzoge meine Anwesenheit bekannt werden würde, liess ich mich den nächsten Tag bei ihm anmelden, und wurde für eine Nachmittagsstunde beschieden. Nachdem ich über dem Mittagsmahle auch von Frau *Schnorr*, welche ich an Allem als grosses und wohlausgebildetes theatralisches Talent hatte kennen gelernt, die wunderlichsten Aufschlüsse über Devrient's Benehmen in der »Tristan«-Angelegenheit erfahren hatte, ging meine kurz darauf geführte Unterredung im grossherzoglichen Schlosse mit einer gegenseitigen Beklemmung vor sich. Die Gründe für die Zurückziehung meines Versprechens im Betreff der »Lohengrin«-Aufführung, so wie auch meine bestimmte Annahme der Hintertreibung der früher projektirten Aufführung des »Tristan« durch Devrient, theilte ich unverhohlen mit. Da nun durch Devrient's sehr kluges Verhalten von je her dem Grossherzog der Glaube an seine innige und wahrhaft besorgte Freundschaft für mich beigebracht worden war, berührte ihn diess offenbar höchst peinlich; doch schien er annehmen zu wollen, es handle sich nur um artistische Differenzen zwischen mir und seinem Theaterdirektor, da er beim Abschied mir den Wunsch ausdrückte, die vermeintlichen Missverständnisse durch ein gutes Einvernehmen noch ausgeglichen zu sehen, worauf ich ihm leichthin erwiderte, dass ich nicht glaube, mit Devrient noch zu etwas zu kommen. Jetzt brach der Grossherzog in wirkliche Entrüstung aus: er habe nicht geglaubt, dass es mir so leicht werde, einen bewährten Freund undankbar zu behandeln. Dem Ernste dieses Vorwurfes gegenüber hatte ich mich zunächst dafür zu entschuldigen, dass ich in einer, an Ort und Stelle für schicklich erachteten, nicht zu ernsten Weise meinen Entschluss ausgesprochen hatte; dass jedoch der Grossherzog durch eine sehr ernste Auffassung dieser Angelegenheit mich nun zu dem ebenfalls sehr ernstlichen Ausdrucke meiner wahren Gesinnung über jenen vermeintlichen Freund zu berechtigen schiene, und ich somit im vollkommen entsprechenden Ernste ihm erklären müsste, mit Devrient nichts mehr zu thun haben zu wollen. Hiergegen suchte der Grossherzog, mit wieder hervortretender Güte, mich zu bedeuten, dass er meine Erklärung für nicht so unwiderruflich auffassen wolle, da es ja doch wohl in seiner Macht läge, andrerseits auf ein mich versöhnendes Benehmen zu wirken. Ich schied mit dem ernstlich bezeugten Bedauern, dass ich jeden Versuch in dem Sinne meines Gönner's für erfolglos erachte. — Späterhin erfuhr ich, dass Devrient, welcher natürlich durch den

Grossherzog von dem Vorgang Kenntniss erhielt, hierin einen Versuch meinerseits ihn zu stürzen und mich an seine Stelle zu bringen, erkannte. Der Grossherzog war nämlich bei dem Wunsche verblieben, von mir ein Konzert mit Bruchstücken aus meinen neuesten Werken aufgeführt zu wissen; hierüber hatte nach einiger Zeit Devrient mir wieder offiziell zu schreiben, bei welcher Gelegenheit er sich als Sieger über meine gegen ihn gespielten Intriguen zu erkennen gab, indem er mich zugleich versicherte, sein hoher Gönner wünsche dennoch das besprochene Konzert ausgeführt zu sehen, da er in seinem hohen Sinne die »Sache sehr wohl von der Person zu scheiden« wisse. Hierauf erwiderte ich mit einer einfachen Ablehnung.

Mit *Schnorr's*, mit denen ich mich viel über den Vorfall unterhielt, traf ich jetzt noch die Abmachung, dass sie mich mit Nächstem in Biberich besuchen sollten; worauf ich selbst dorthin zurückkehrte, um zunächst den mir angekündigten Besuch *Bülow's* entgegen zu nehmen. Dieser traf Anfangs Juli ein, um Quartier auch für *Cosima* zu suchen, welche in zwei Tagen nachfolgte. Wir freuten uns ungemein unseres Wiedersehens, welches jetzt in dem freundlichen Rheingau zu Erholungsausflügen jeder Art benützt wurde. Im Gastsaal des »Europäischen Hofes«, wo sich nun alsbald auch *Schnorr's* einfanden, speisten wir regelmässig und zwar meist in heiterster Laune, zusammen. Des Abends ward bei mir musizirt. Zu einer Vorlesung der »Meistersinger« stellte sich auch die vorüber reisende *Alwina Frommann* ein: auf Alle schien das Bekanntwerden mit meinem neuesten Gedichte, namentlich im Betreff des bisher von mir noch nicht angewendeten populär heiteren Styles, einen überraschenden Eindruck hervorzubringen. Auch die Sängerin *Dustmann*, auf einem Gastspiel in Wiesbaden begriffen, stellte sich zum Besuch ein; leider nahm ich an ihr eine heftige Abneigung gegen ihre Schwester Friederike wahr, was mich unter andrem auch darin bestätigte, dass es für diese die höchste Zeit sein möge, ihren Frankfurter Verbindlichkeiten sich zu entziehen. — Nachdem es mir durch Bülow's Unterstützung möglich geworden war, den Freunden die fertigen Theile der Komposition der »Meistersinger« vorzuführen, ward auch sonst viel aus »Tristan« durchgenommen, wobei nun Schnorr's zeigen mussten, wie weit sie sich bereits mit dieser Aufgabe vertraut gemacht hatten. Im Ganzen fand ich, dass Beiden noch viel zur Deutlichkeit des Ausdruckes hierfür fehlte.

Jetzt führte der Sommer immer mehr Gäste, darunter auch manchen mir Bekannten, in unsere Gegend: der Konzertmeister *David* aus Leipzig

stellte sich mit seinem jungen Schüler, *August Wilhelmj*, dem Sohne eines Wiesbadener Advokaten, bei mir ein, und es ward nun so recht im eigentlichen Sinne musizirt, wozu auch der Kapellmeister *Alois Schmitt* aus Schwerin durch den Vortrag eines «alten Schinken's» seiner Komposition, wie er es nannte, einen sonderbaren Beitrag gab. Eines Abends kam es zu völliger Soirée, als zu meinen übrigen Freunden sich auch *Schott*'s einfanden, und hier die beiden Schnorr's durch den Vortrag der sogenannten Liebesscene im 3. Akte des «Lohengrin» uns lebhaft erfreuten. — Grosse Ergriffenheit brachte das plötzliche Eintreten *Röckel*'s in unserem gemeinschaftlichen Speisesaale des Hôtels bei uns allen hervor. Dieser war nun, nach daselbst bestandenen dreizehn Jahren, aus dem Waldheimer Zuchthause entlassen. Erstaunlich war es für mich, an meinem alten Bekannten, ausser dem jetzt erbleichten Haare, gar keine wesentliche Veränderung wahrzunehmen. Er selbst erklärte mir diess damit, dass er sich wie aus einer Kruste, in welcher er zu seiner Konservirung festgehalten worden wäre, herausgetreten vorkomme. Als wir überlegten, in welche Thätigkeit er nun einzutreten haben solle, glaubte ich ihm anrathen zu müssen, einen nützlichen Dienst bei einem so wohlwollenden und freisinnigen Fürsten, wie der Grossherzog von Baden, nachsuchen zu sollen. Er glaubte in irgend einem Ministerium, seiner fehlenden juristischen Kenntnisse wegen, nicht fortkommen zu können; wogegen er sich den besten Erfolg seiner Wirksamkeit verspräche, wenn man ihm die Leitung einer Strafanstalt übergeben wollte, weil er hierüber sich die genauesten Kenntnisse verschafft und zu gleicher Zeit eingesehen habe, welche Verbesserungen hier nothwendig seien. Er begab sich auf das deutsche Schützenfest, welches um diese Zeit in Frankfurt abgehalten wurde, und entging dort, in Anerkennung seines Martyriums und seines standhaften Benehmen's, einer bei öffentlicher Gelegenheit ihm dargebrachten schmeichelhaften Ovation nicht. Dort und in der Umgegend verweilte er für einige Zeit.

Ausserdem plagte mich und meine näheren Freunde ein Maler *Cäsar Willig*, welcher von *Otto Wesendonck* den Auftrag erhalten hatte, mich für seine Rechnung zu malen. Leider wollte es nicht gelingen, den Maler auf ein richtiges Bekanntwerden mit meiner Physiognomie hinzuführen: trotzdem *Cosima* fast bei allen Sitzungen zugegen war, und sorgsamst sich abmühte, den Künstler auf die richtige Spur zu bringen, blieb endlich nichts andres übrig, als ihm in schroffster Weise mein Profil zu präsentiren, mit welchem es doch wenigstens zu einer erkennbaren Aehnlichkeit gelangen sollte. Nachdem er diess zu seiner Zufriedenheit ermöglicht hatte,

verfasste er dankbar auch noch eine Kopie als Geschenk für mich, welche ich sofort an *Minna* nach Dresden übersandte, durch welche sie späterhin an meine Schwester *Luise* überging. Es war ein schreckliches Bild, welchem ich noch ein Mal begegnete, als es in Frankfurt vom Künstler ausgestellt war.

Einen anmuthigen Ausflug machte ich mit *Bülow's* und *Schnorr's* für einen Abend nach *Bingen;* von dem gegenüberliegenden *Rüdesheim* holte ich hierzu die jetzt dort ihren Urlaub geniessende *Friederike Meyer* ab, und machte sie mit meinen Freunden bekannt, von denen namentlich Cosima für das nicht gewöhnlich begabte Frauenzimmer ein freundliches Interesse gewann. Unsere Heiterkeit beim Glase Wein, in freier Luft, steigerte sich durch einen unerwarteten Auftritt: von einem entfernteren Tische trat zu uns mit gefülltem Glase, in ehrerbietiger Haltung, ein Reisender herzu, der mir eine sehr feurige und anständige Begrüssung bot; er war Berliner und weitgehender Enthusiast für meine Arbeiten, und es geschah diess im Namen noch zweier seiner Freunde, welche gemeinschaftlich an unseren Tisch sich setzten, wo die gute Laune uns endlich bis zum Champagner verführte. Ein herrlicher Abend, mit wundervollem Mond-Aufgange, weihte die schöne Stimmung, in welcher wir spät Nachts von diesem freundlichen Ausfluge zurückkehrten. — Nachdem wir in ähnlicher guter Laune auch das *Schlangenbad*, wo Alwina Frommann sich aufhielt, besucht, verführte uns jetzt der Uebermuth zu einer noch weiteren Ausfahrt nach *Rolandseck*. Unseren ersten Aufenthalt nahmen wir hierbei in *Remagen*, wo wir die schöngelegene Kirche, in welcher, bei ungeheuerem Andrange, ein junger Mönch predigte, besuchten, und in einem Garten am Rheinufer unser Mittagsmahl einnahmen. Das Nachtlager wurde in Rolandseck genommen, von wo wir andren Tags bei Zeiten den *Drachenfels* bestiegen. Im Zusammenhang mit dieser Besteigung trug sich ein heiter endendes Abenteuer zu. Als wir nach dem Herabsteigen bei der Eisenbahnstation am anderen Rheinufer angekommen waren, vermisste ich mein Brieftäschchen, welches mir mit dem Inhalte eines 100 Gulden-Scheines aus der Tasche des Ueberrockes entschlüpft war: zwei Herren, welche sich uns vom Drachenfels aus angeschlossen hatten, erboten sich sogleich den nicht unbeschwerlichen Weg zurückzulegen, um dem Verlorenen nachzuspüren. Wirklich kehrten sie nach einigen Stunden zurück, und überbrachten mir die Brieftasche mit ihrem vollen Inhalte, welche auf der Höhe des Berges zwei dort beschäftigte Steinklopfer gefunden und sogleich zurückgegeben hatten. Den ehrlichen Leuten war, wie ich diess sogleich bestimmt hatte, ein

anständiger Finderlohn bezahlt worden, und nun musste der freundliche Ausgang des Abenteuer's bei einem heiteren Mahle mit dem besten Weine gefeiert werden. In einem viel späteren Jahre sollte sich dasselbe für mich aber noch ergänzen: als ich 1873 bei einem Restaurant in Köln einkehrte, stellte sich mir dessen Wirth als derselbe vor, der uns vor eilf Jahren in jenem Gasthaus am Rhein bewirthet und von mir den bewussten 100 Gulden-Schein zum Auswechseln erhalten hatte; mit diesem Scheine hatte sich, wie er mir jetzt meldete, folgendes zugetragen: ein Engländer, dem er noch desselbigen Tages den Vorfall erzählt hatte, erbot sich dem Wirthe, diesen Schein mit dem doppelten Werth abzukaufen; der Wirth wollte von diesem Geschäfte nichts wissen, überliess jedoch den Schein dem Engländer gegen die Verpflichtung, die gerade anwesende Gesellschaft, welcher der Vorgang auch erzählt worden war, mit Champagner zu traktiren, was denn auch auf das Anständigste eingehalten wurde.

Zu einem weniger befriedigenden Ausfluge veranlasste uns eine Einladung der Familie *Weisheimer* nach *Osthofen;* dort wurden wir für eine Nacht einquartiert, nachdem man uns zu jeder Zeit des vorhergehenden Tages zum Genusse eines fortwährenden Bauernhochzeitsmahles genöthigt hatte. *Cosima* war die Einzige, welche über die Vorgänge hierbei in gute Laune zu gerathen vermochte, worin ich ihr nach besten Kräften beistand, während Bülow's längere Zeit hindurch wachsende Verstimmung über alle ihm bereiteten Begegnungen des Lebens bis zu Ausbrüchen der Wuth gereizt wurde. Wir wollten uns damit trösten, dass so etwas uns nicht mehr widerfahren könnte. Während ich Tags darauf anderen Gründen der Verstimmung über meine Lebenslage nachhängend, mich zur Rückkehr anschickte, bewog Cosima, Zerstreuung und Erheiterung in der Aufsuchung des dortigen alten Domes suchend, Hans zu einer Weiterfahrt nach Worms, von wo aus sie mir später nach Biberich nachfolgten.

Noch ist mir ein kleines Abenteuer, welches wir gemeinschaftlich an der Wiesbadener Spielbank erlebten, in Erinnerung geblieben. Mir war dieser Tage für eine Oper ein Theater-Honorar von 20 Louisd'or zugekommen; nicht recht wissend, was ich gerade mit dieser kleinen Summe anfangen sollte, da andrerseits meine Lage im Grossen sich immer misslicher gestaltete, reizte es mich Cosima zu bitten, die Hälfte der Summe am Roulette für unser gemeinschaftliches Glück zu versuchen. Ich sah mit Erstaunen zu, wie sie, ohne jede Kenntniss selbst nur der gemeinsten Aeusserlichkeit des Spieles, auf das Gerathewohl ein Goldstück nach dem anderen auf den Spieltisch warf, ohne weder eine Nummer

noch eine Farbe bestimmt damit zu bedecken, so dass es regelmässig hinter dem Rechen des Croupier's verschwand. Mir ward bang; und schnell verschwand ich, um an einem benachbarten Spieltische Cosima's Un- und Missgeschick zu korrigiren. In diesem sehr ökonomischen Bestreben war mir das Glück so schnell behülflich, dass ich die von der Freundin dort verlorenen zehn Louisd'or hier sofort gewann, was uns alsbald zu grosser Heiterkeit stimmte. — Weniger anmuthig ging es bei einem gemeinschaftlichen Besuche einer Aufführung des «Lohengrin» in Wiesbaden ab. Nachdem uns der erste Akt so ziemlich befriedigt und in gute Stimmung versetzt hatte, gerieth die Darstellung während des weiteren Verlaufes in ein Geleise von so empörender Entstellung, wie ich sie nicht für möglich gehalten hatte; wüthend verliess ich noch vor dem Schlusse das Theater, während Hans auf Cosima's Ermahnung zur Berücksichtigung des Anstandes, beide jedoch nicht minder empört als ich, das Martyrium der Anhörung des Schlusses bestand.

Ein anderes Mal erfuhr ich, dass *Metternich*'s auf ihrem Schlosse *Johannisberg* angekommen seien. Immer noch von meiner Hauptsorge für ein ruhiges Domizil zur Beendigung meiner «Meistersinger» befangen, fasste ich sogleich das für gewöhnlich leer stehende Schloss in das Auge, und meldete mich beim Fürsten zu einem Besuche an, zu welchem auch alsbald eine Einladung für mich erfolgte. Bülow's begleiteten mich bis zur Eisenbahnstation. Ich durfte mit der Freundlichkeit meiner Aufnahme von Seiten meiner Gönner zufrieden sein. Auch sie hatten die Frage meines temporären Unterkommen's auf Schloss Johannisberg bereits erwogen und gefunden, dass sie mir eine kleine Wohnung bei dem Schlossverwalter recht füglich überlassen könnten, nur aber auf die Schwierigkeit meiner Beköstigung mich aufmerksam machen müssten. Mehr als die Frage hatte den Fürsten aber die andere, der Möglichkeit mir in Wien eine dauernde Stellung zu gründen, beschäftigt. Er wolle, so sagte er, bei seinem nächsten Aufenthalte in Wien dort mit dem Minister *Schmerling*, welchen er für diese Angelegenheit am geeignetsten hielt, eine Abrede in meinem Bezug treffen: dieser würde mich verstehen, vielleicht auch meine richtige Stellung in einem höheren Sinne auffinden, und den Kaiser für mich zu interessiren vermögen. Wenn ich wieder nach Wien käme, sollte ich Schmerling einfach nur aufsuchen, und hierbei meine Einführung bei ihm durch den Fürsten voraussetzen. Einer Einladung an den herzoglichen Hof zur Folge, hatten *Metternich*'s alsbald sich nach Wiesbaden begeben, bis wohin ich sie begleitete, um dort wieder mit Bülow's zusammen zu kommen. —

Nachdem uns *Schnorr*'s nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalte

bereits verlassen hatten, nahte nun auch die Zeit für *Bülow*'s Abreise. Ich begleitete sie nach Frankfurt, wo wir noch zwei Tage verweilten, um einer Aufführung des Goethe'schen «Tasso» beizuwohnen, welche durch den Vortrag der *Liszt*'schen symphonischen Dichtung gleichen Namens eingeleitet werden sollte. Mit sonderbaren Empfindungen wohnten wir dieser Vorstellung bei, in welcher *Friederike Meyer* als «Prinzessin», und namentlich auch ein Herr *Schneider* als «Tasso», durch ihre Leistungen uns sehr ansprachen, während Hans namentlich die schändliche Ausführung des Liszt'schen Werkes durch den Kapellmeister *Ignaz Lachner* nicht verwinden konnte. Zu einem Mittagmahle in der Restauration des botanischen Garten's, welches uns Friederike vor der Aufführung darbot, fand sich schliesslich auch der geheimnissvolle Herr von *Guaita* ein. Wir hatten hier mit Verwunderung wahrzunehmen, dass von jetzt an alle Unterhaltung zu einem für uns unverständlichen Zwiegespräche zwischen jenen Beiden wurde, welches nur durch die wüthende Eifersucht des Herrn von Guaita und die witzig höhnische Abwehr Friederiken's uns klar wurde. Doch kam es zu einiger Fassung bei dem aufgeregten Manne, als er mir sein Anliegen, eine Aufführung des «Lohengrin» unter meiner Leitung in Frankfurt zu Stand zu bringen, vortrug. Ich fasste zu dem Projekte Neigung, indem ich hierin ein neues Vereinigungsziel für ein abermaliges Zusammentreffen mit *Bülow*'s und *Schnorr*'s in das Auge fasste. Bülow's versprachen mir zu kommen, und an Schnorr's wandte ich mich für eine Zusage ihrer Mitwirkung. So wollte es uns dünken, als könnten wir diesmal heiter scheiden, trotzdem die zunehmende, oft excessive Missiaunigkeit des armen, wie es schien immer sich gequält fühlenden *Hans* mir zuweilen machtlose Seufzer entwunden hatte. An *Cosima* schien sich dagegen die, bei meinem Besuch in Reichenhall vor einem Jahre von mir wahrgenommene, Scheu in freundlichstem Sinne verloren zu haben. Als ich eines Tages den Freunden in meiner Weise «Wotan's Abschied» vorgesungen hatte, gewahrte ich in Cosima's Mienen denselben Ausdruck, den sie mir damals zu meinem Erstaunen bei jenem Abschied in Zürich gezeigt hatte: nur war diesmal das Extatische desselben in eine heitere Verklärung aufgelöst. Hier war alles Schweigen und Geheimniss: nur nahm mich der Glaube an ihre Zugehörigkeit zu mir mit solcher Sicherheit ein, dass ich bei exzentrischer Erregung es damit selbst bis zu ausgelassenem Uebermuthe trieb. Als ich jetzt in Frankfurt Cosima über einen offenen Platz nach dem Gasthofe geleitete, fiel es mir ein sie aufzufordern, sich in eine leer dastehende einräderige Handkarre zu setzen,

damit ich sie so in das Hôtel fahren könne: augenblicklich war sie hierzu bereit, während ich, vor Erstaunen wiederum hierüber, den Muth zur Ausführung meines tollen Vorhabens verlor.

Nach Biberich zurückgekehrt, hatte ich zunächst schweren Sorgen zu begegnen. Nach längerem Hinhalten verweigerte mir endlich *Schott* mit Bestimmtheit, fernere Subsidien mir auszahlen zu wollen. Allerdings hatte ich, bis vor Kurzem, seit meinem Fortgange von Wien alle meine Ausgaben für die Ansiedelung meiner Frau in Dresden, meine eigene Uebersiedelung nach Biberich, und diese zwar über Paris, wo ich noch manchen verborgenen Gläubiger zu befriedigen hatte, durch meines Verleger's Vorschüsse einzig bestritten. Trotz dieses schwierigen Anfanges, welcher allerdings wohl die Hälfte der mir für die »Meistersinger« bedungenen Summe gekostet haben mochte, konnte ich nun verhoffen, mit dem Rest jenes ausbedungenen Honorares mein Werk in Frieden beendigen zu können. Seither hatte mich Schott durch Vertröstungen auf eine gewisse Periode der Abrechnung mit den Buchhändlern hingehalten. Bereits hatte ich mir in schwieriger Weise zu helfen suchen müssen: Alles schien mir davon abzuhängen, dass ich Schott bald einen fertigen Akt der »Meistersinger« übergeben könnte. Hierin war ich bis zu der Scene, in welcher »Pogner« »Walther von Stolzing« den Meistersingern vorstellen will, gelangt, als mich, ungefähr Mitte August und noch während Bülow's Anwesenheit, ein an sich geringer Unfall traf, welcher mich jedoch für zwei volle Monate zum Schreiben unfähig machte. Mein mürrischer Hausherr hielt sich einen Bulldoggen, Namens »Leo«, als Kettenhund, dessen grausame Vernachlässigung von Seiten seines Herrn mich zu fortgesetztem Mitleiden stimmte. So wollte ich ihn eines Tages von seinem Ungeziefer reinigen, wozu ich ihm, damit er die hiermit beschäftigte Magd nicht ängstige, beim Kopfe festhielt: trotz des grossen Vertrauens, welches der Hund zu mir gewonnen hatte, schnappte er einmal unwillkürlich auf und verwundete mich, anscheinend sehr geringfügig, am Vordergelenk des rechten Daumens; keine Wunde war zu sehen, nur stellte es sich bald heraus, dass die innere Knochenhaut durch die Quetschung in einen entzündlichen Zustand gerathen war. Als der Schmerz beim Gebrauche des Finger's immer mehr überhand nahm, ward mir verordnet, bis zur völligen Genesung meine Hand namentlich zum Schreiben nicht mehr zu gebrauchen. Hatten mich die Zeitungen schon von einem tollen Hunde gebissen werden lassen, so war der Fall, wenn auch nicht so schrecklich, doch immerhin geeignet, mich über menschliche Gebrechlichkeit ernst-

lich nachdenken zu lassen. Ich brauchte also zur Vollendung meines Werkes nicht nur Gesundheit des Geistes, gute Einfälle und sonstige erlangte Geschicklichkeit, sondern auch eines gesunden Daumen's zum Schreiben, da ich hier nicht ein Gedicht zu diktiren, sondern eine undiktirbare Musik aufzuschreiben hatte.

Um Schott nur etwas Waare zu übergeben, verfiel ich nach dem Rathe Raff's, welcher ein Heft Lieder von mir für 1000 Franken werth hielt, darauf, fünf Gedichte meiner Freundin Wesendonck, welche ich ihr, meistens mit Studien des damals mich beschäftigenden «Tristan», musikalisch ausgestattet hatte, meinem Verleger als einstweiligen Ersatz anzubieten. Die Lieder wurden angenommen und herausgegeben, ohne dass ich dadurch auf Schott's Stimmung vortheilhaft eingewirkt zu haben schien. Ich musste bei diesem auf irgend welche Verhetzung wider mich, welcher er unterlegen war, schliessen: um diesem auf dem Grund zu kommen und darnach meine ferneren Entschlüsse zu fassen, begab ich mich selbst nach *Kissingen*, wo jener zur Kur verweilte. Ein Gespräch mit ihm blieb mir hartnäckig verwehrt, da Frau Schott, als Schutzengel vor seinem Zimmer postirt, mir einen starken Anfall von Leberleiden als Verhinderungsgrund ihres Gemahles anzugeben hatte. Somit wusste ich genug, versorgte mich zunächst durch den jungen *Weisheimer*, welcher, auf seinen reichen Vater gestützt, sich hierzu sehr willig mir erbot, mit einigem Gelde, und überlegte mir nun, was ferner zu thun sei, da ich auf Schott nicht mehr rechnen, somit an die ungehinderte Ausführung der «Meistersinger» nicht mehr denken konnte.

Unter diesen Umständen überraschte es mich sehr, von der Direktion des Wiener Operntheater's die erneuerte bündige Einladung zur Aufführung des «Tristan» zu erhalten. Man meldete mir, alle Schwierigkeiten seien gehoben, da *Ander* von seiner Stimmkrankheit vollkommen genesen sei. Mich setzte diess in aufrichtige Verwunderung, und auf nähere Erkundigung wurden mir die Vorgänge, welche sich in meinem Bezug seitdem in Wien zugetragen hatten, in folgender Weise klar. Noch vor meinem letzten Fortgang von Wien hatte Frau *Luise Dustmann*, welche wirkliches Gefallen an der Partie der «Isolde» genommen zu haben schien, das eigentliche Hinderniss, welches meinem Unternehmen dort entgegenstand, dadurch hinweg zu räumen gesucht, dass sie zu einer Abend-Gesellschaft, bei welcher sie den D^r *Hanslick* von Neuem mir vorstellen wollte, auch mich zu kommen bestimmt hatte. Sie wusste, dass ohne eine Umstimmung dieses Herrn zu meinen Gunsten nichts für mich in Wien durchzusetzen sein würde; meine gute Laune

machte es mir sehr leicht, an jenem Abende Hanslick so lange als oberflächlich Bekannten zu behandeln, bis er mich zu einem intimen Gespräch bei Seite zog, in welchem er unter Thränen und Schluchzen mir versicherte, er könne es nicht ertragen sich von mir länger verkannt zu sehen; es sei, was mir an seinem Urtheil über mich auffällig gewesen sein dürfte, gewiss nicht einer böswilligen Intention, sondern lediglich einer Beschränktheit des Individuums Schuld zu geben, um dessen Erkenntnissgrenzen zu erweitern er ja nichts sehnlicher wünsche als von mir belehrt zu werden. Diese Erklärungen gingen unter einer so starken Explosion von Ergriffenheit vor sich, dass ich zu gar nichts anderem mich aufgelegt fühlte, als seinen Schmerz zu beruhigen, und ihm meine rückhaltlose Theilnahme an seinem ferneren Wirken zu versprechen. Wirklich hatte ich noch kurz vor meiner Abreise von Wien erfahren, dass Hanslick gegen meine Bekannten sich in ungemessenen Ausdrücken über mich und meine Liebenswürdigkeit ergehe. Diese Veränderung hatte nun, so wie auf die Sänger der Oper, namentlich auch auf jenen Hofrath *Raymond*, den Rathgeber des Oberhofmeister's, in der Weise gewirkt, dass endlich von oben herab die Durchführung des »Tristan« als eine Ehrensache für Wien angesehen werden sollte. Diess der Grund meiner jetzt erneuerten Berufung.

Zugleich meldete mir der junge *Weisheimer* von Leipzig aus, wohin er sich begeben hatte, dass er dort ein gutes Konzert zu arrangiren sich getraue, wenn ich ihn dabei mit der Aufführung meines neuen Vorspieles zu den »Meistersingern«, sowie auch der »Tannhäuser«-Ouverture unterstützen wollte. Er nahm an, das Aufsehen hiervon würde so gross sein, dass er die Preise erhöhen und bei dem voraussichtlichen Absatze sämmtlicher Billete, nach einzigem Abzuge der Kosten mir wahrscheinlich eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung stellen können würde. Dazu kam, dass ich mein Herrn von Guaita gegebenes Versprechen, im Betreff einer Aufführung des »Lohengrin« in Frankfurt, trotzdem Schnorr's ihre Mitwirkung absagen mussten, nicht gut wieder zurücknehmen konnte. Die Erwägung aller dieser Anträge bildete nun in mir den Plan aus, die »Meistersinger« liegen zu lassen, und dafür durch auswärtige Unternehmungen mir so viel zu gewinnen zu suchen, dass ich von nächstem Frühjahr an das jetzt Unterbrochene an Ort und Stelle, unabhängig von Schott's Laune, wieder aufnehmen und durchführen könnte. So beschloss ich die, im Uebrigen mir zusagende, Wohnung in Biberich um jeden Preis beizubehalten. Da mich andrerseits *Minna* drängte, mein Bett, und einiges andere woran ich gewöhnt war aus meinem zurück-

behaltenen Mobiliar, der von ihr eingerichteten Wohnung in Dresden zur Vervollständigung einzufügen, — «damit ich, wenn ich sie besuche, doch alles gehörig in Ordnung fände», — wollte ich dem einmal gefassten Vorgeben, welches ihr die Trennung von mir erleichtern sollte, nicht zuwider handeln, sandte ihr das Verlangte zu, und richtete nun meine rheinische Wohnung, mit Hülfe eines Wiesbadener Möbel-Fabrikanten, welcher mir längeren Kredit gewährte, neu ein.

Ende September's begab ich mich jetzt auf acht Tage nach Frankfurt, um die Proben zu «Lohengrin» wirklich zu übernehmen. Hier bewährte sich denn einmal wieder dieselbe Erfahrung, welche ich bereits so oft an mir gemacht hatte: nach der ersten Berührung mit dem Opernpersonale war ich Willens das Unternehmen sofort aufzugeben; hiergegen trat nun durch die wahrgenommene Bestürzung und die mir zugewandte Beschwörung, doch nur auszuhalten, die Reaktion ein, welcher ich dann wieder unterlag, bis es mich endlich zu interessiren begann, zum Mindesten die Wirkung der Unverstümmeltheit, des richtigen Tempo's so wie der richtigen szenischen Anordnung, ganz für sich und mit Absehung von einem elenden Sängerpersonale, zu erfahren. Doch war wohl *Friederike Meyer* die Einzige, die eben diese Wirkung vollständig empfand; die gewöhnliche «Animirtheit» des Publikum's blieb zwar auch nicht aus, nur berichtete man mir späterhin, dass die folgenden Aufführungen, unter der Direktion des Herrn *Ignaz Lachner*, eines in Frankfurt sorgsam gepflegten vorzüglich elenden Dirigenten und Stümper's, derartig von der Höhe ihrer Wirkung zurückfielen, dass, um die Oper zu erhalten, hierzu der frühere Verhunzungs-Modus wieder angewendet werden musste.

Der Eindruck von dem Allen war auf mich um so niederschlagender, als ich selbst *Bülow*'s vergebens unter meinen Gästen hatte erwarten müssen. *Cosima* war um diese Zeit, wie ich nun erfuhr, eiligst, an mir vorüber, nach Paris gereist, um der in längeren Leiden dahinsiechenden, und nun durch einen schmerzlichsten Schlag neu betroffenen, Grossmutter für kurze Zeit hilfreich zur Seite zu sein. *Blandine* war gestorben, und zwar in Folge einer Entbindung, welche sie in St. Tropez zu überstehen gehabt hatte. Jetzt verschloss ich mich für einige Zeit, bei plötzlich eingetretener rauher Witterung, in meine Bibericher Wohnung, und gewann meinem noch sehr behutsam zu behandelnden Daumen die Fähigkeit ab, einzelne Stücke aus der fertigen Komposition der Meistersinger für den nächsten Gebrauch im Konzerte zu instrumentiren. Das Vorspiel schickte ich sogleich an *Weissheimer*, um es in Leipzig aus-

schreiben zu lassen, und setzte noch die »Versammlung der Meistersinger« mit »Pogner's Anrede« für das Orchester aus.

Endlich war ich so weit, Ende Oktober selbst meine Reise nach Leipzig anzutreten. Auf dieser Fahrt wurde ich auf eine sonderbare Weise veranlasst, nochmals auf der Wartburg einzukehren: in Eisenach, wo ich für einige Minuten ausgestiegen war, hatte sich der Bahnzug soeben in Bewegung gesetzt, als ich eilig noch einsteigen wollte; unwillkürlich lief ich dem dahineilenden Zuge, mit hastigem Zuruf an den Condukteur, nach, ohne natürlich ihn aufhalten zu können. Die Abfahrt eines Prinzen hatte eine ziemliche Volksmenge auf dem Bahnhofe versammelt, welche nun über mich in ein lautes Gelächter ausbrach; ich frug sie: das mache ihnen wohl Freude, dass mir diess begegnet sei? »Ja, das macht uns Freude«, antworteten sie. Dieser Vorgang bildete bei mir das Axiom aus, dass man dem deutschen Publikum doch wenigstens durch seinen Schaden zur Freude verhelfen könne. Da erst nach fünf Stunden ein neuer Zug nach Leipzig erwartet wurde, zeigte ich durch den Telegraphen meinem Schwager *Hermann Brockhaus*, bei dem ich mich zu gastlicher Aufnahme gemeldet hatte, meine verspätete Ankunft an, liess mich von einem Menschen, der sich als Führer mir vorstellte, zu einer Einkehr auf der Wartburg bestimmen, sah dort die vom Grossherzoge getroffene theilweise Restauration derselben, auch den Saal mit den *Schwind*'schen Bildern mir an, fand mich von Allem sehr kalt berührt, und kehrte in der Restauration dieses Eisenacher Lustortes ein, wo ich verschiedene Bürgerinnen mit dem Strickstrumpfe beschäftigt antraf. Der Grossherzog von Weimar hat mir späterhin versichert, dass der »Tannhäuser« durch ganz Thüringen, bis zu den niedrigsten Bauernjungen hinab, Popularität genösse: weder der Wirth noch mein Führer schienen aber etwas davon zu wissen; doch schrieb ich mich in das Fremdenbuch mit meinem vollen Namen ein, und erzählte darin die anmuthige Begrüssung, welche mir auf dem Bahnhof zu Theil geworden. Ich habe nie erfahren, dass diess beachtet worden sei.

In Leipzig wurde ich bei später Nacht von dem ziemlich gealterten und dick gewordenen *Hermann Brockhaus* auf das Heiterste empfangen, und nach seiner Wohnung geleitet, wo ich mit *Ottilien* ihre Familie antraf, und in behaglicher Weise aufgenommen wurde. Wir hatten uns über vieles zu unterhalten, und die eigenthümliche Gutlaunigkeit meines Schwager's in der Theilnahme an solchen Gesprächen machte dieselben oft bis in die spätesten Morgenstunden hinaus für uns fesselnd. Meine Verbindung mit dem gänzlich unbekannten jungen Komponisten *Weis-*

*heimer* erregte einige Bedenken: in der That war sein Konzertprogramm mit einer starken Anzahl seiner eigenen Kompositionen, unter welchen sich eine soeben vollendete symphonische Dichtung »der Ritter Toggenburg« befand, angefüllt. Hätte ich den Proben hiervon in gleichmüthiger Stimmung beigewohnt, so würde ich wahrscheinlich gegen die vollständige Ausführung dieses Programm's Einspruch erhoben haben; dagegen wurden mir diese hierfür verwendeten Stunden im Konzertsaal zu den traulichsten und freundlichsten Erinnerungen meines Lebens, und zwar durch mein Wiederzusammentreffen mit *Bülow*'s. Auch *Hans* hatte sich nämlich bestimmt gefühlt, an meiner Seite Weisheimer's Début die Weihe zu geben, indem er ein neues Klavierkonzert *Liszt*'s darin zum Vortrag brachte. Hatte mich mein blosser Eintritt in den altbekannten Raum des Leipziger Gewandhaus-Saales, so wie die Begrüssung der mir so sehr entfremdeten Orchestermitglieder, denen ich mich als einen gänzlich Unbekannten erst selbst vorzustellen hatte, in unheimlicher Weise verstimmt, so fühlte ich mich plötzlich wie aller Welt entrückt, als ich *Cosima* in tiefer Trauer, sehr blass, aber freundlich mir zulächelnd, in einer Ecke des Saales gewahrte. Sie war vor Kurzem aus Paris vom Bette ihrer unheilbar darnieder liegenden Grossmutter, mit dem tiefen Schmerz über den unerklärlich plötzlichen Tod ihrer Schwester, zurückgekehrt, und erschien somit selbst mir wie aus einer anderen Welt wieder auf mich zutretend. Alles was uns erfüllte war so ernst und tief, dass nur die unbedingte Hingebung an den Genuss unseres Wiedersehens über jene Abgründe uns hinweg helfen konnte. Alle Vorgänge der Proben wurden uns zu einem sonderbar erheiternden Schattenspiel, dem wir wie lachende Kinder zusahen. *Hans*, der mit uns gleich gut aufgelegt war, — denn wir alle erschienen uns wie in einem Don Quixotischen Abenteuer begriffen — machte mich auf *Brendel* aufmerksam, welcher nicht weit von uns sass, und meine Begrüssung zu erwarten schien. Es reizte mich nun die hierdurch eingetretene Spannung zu unterhalten, indem ich mich stellte, als ob ich ihn nicht erkennte; was den armen Menschen so sehr gekränkt zu haben scheint, dass ich, in Erinnerung an mein hierbei begangenes Unrecht, bei Gelegenheit meiner späteren öffentlichen Besprechung des »Judenthums in der Musik«, Brendel's Verdienste noch besonders hervorzuheben mir angelegen sein liess, gleichsam zum Sühnopfer an den nun bereits Gestorbenen. — Auch die Ankunft *Alexander Ritter*'s mit *Franziska*, meiner Nichte, trug zu unserer heiteren Laune bei; diese ward nämlich beständig unterhalten und angeregt durch die Ungeheuerlichkeit der Weisheimerischen Kompositionen;

Ritter, welcher das Gedicht meiner «Meistersinger» bereits kannte, bezeichnete eine tief melancholische, höchst unverständliche Melodie der Bässe im «Ritter Toggenburg» mit der «abgeschiedenen Vielfrass-Weis'». Vielleicht wäre uns doch aber endlich wohl die gute Laune ausgegangen, wenn sie nicht andrerseits durch den glücklichen Eindruck, welchen das schliessliche Gelingen des Vortrags des Meistersinger-Vorspiel's, so wie die neue Liszt'sche Komposition mit Bülow's herrlichem Klavierspiel hervorbrachte, in einem edlen Sinne erfrischt worden wäre. Die endliche Aufführung des Konzertes selbst bestätigte nun endlich den gespenstischen Charakter des Abenteuers, in dessen Vorgefühl wir uns bis jetzt mit so heiterem Behagen erhalten hatten. Zu dem Entsetzen Weisheimer's blieb das ganze Leipziger Publikum aus, und es schien wohl von den Führern der Abonnement-Konzerte hierzu die Weisung ertheilt gewesen zu sein. Mir ist eine solche Leere bei ähnlicher Gelegenheit noch nie vorgekommen: ausser meiner Familie, unter welcher sich meine Schwester *Ottilie* mit einer sehr exzentrischen Haube auszeichnete, waren auf einigen Bänken nur mehrere Besucher, welche von auswärts zu diesem Konzerte gekommen waren, zu bemerken. Hierunter zeichneten sich meine Weimaranischen Freunde aus: Kapellmeister *Lassen*, und Regierungsrath *Franz Müller*, so wie die nie fehlenden *Richard Pohl* und Justizrath *Gille*, waren getreulich eingetroffen. Ausserdem bemerkte ich mit unheimlichem Erstaunen den alten Hofrath *Küstner*, ehemaligen Intendanten des Berliner Hoftheater's, dessen Begrüssung und Verwunderung über die unbegreifliche Leere des Saales ich mit guter Laune dahin zu nehmen hatte. Von Leipzigern waren sonst nur spezielle Freunde meiner Familie, welche sonst nie ein Konzert besuchten, zugegen, darunter D^r *Lothar Müller*, der mir sehr ergebene Sohn des aus meiner frühesten Jugend her mir freundlich bekannten allöopathischen Arztes D^r *Moritz Müller*. In der eigentlichen Mitte des Saales befand sich nur die Braut des Konzertgebers mit ihrer Mutter; in einiger Entfernung, ihr gegenüber, nahm ich während des Verlaufes des Konzertes mit *Cosima* meinen Platz, und zwar, wie es schien, zum Aergerniss meiner aus der Ferne uns beobachtenden Familie, welche, selbst in tiefster Verstimmung, nicht begreifen konnte, dass wir uns in fast unaufhörlichem Lachen befanden. — Was das Vorspiel der «Meistersinger» betraf, so brachte dessen gelungene Ausführung auf die wenigen Freunde, welche das Publikum bildeten, eine so günstige Wirkung hervor, dass wir, selbst zur Freude des Orchesters, es sofort wiederholen mussten. Bei diesem schien überhaupt das Eis des künstlich genährten Miss-

trauen's gegen mich gebrochen zu sein; denn als ich das Konzert mit der «Tannhäuser»-Ouverture beschloss, feierte das Orchester mein verlangtes Wieder-Erscheinen mit einem gewaltigen Instrumenten-Tusch, welcher besonders meine Schwester Ottilie zu den freudigsten Gefühlen hinriss, da sie behauptete, dass diese Ehre bisher nur erst der Jenny *Lind* erwiesen worden sei. Freund Weisheimer, welcher wirklich die allgemeine Geduld in unverantwortlicher Weise ermüdet hatte, verfiel seit dieser Zeit in ein, späterhin sich ausbildendes, Missbehagen mir gegenüber: er glaubte sich sagen zu müssen, dass, wenn er meine glänzenden Orchesterwerke nicht zur Seite gehabt, und nur seine eigenen Kompositionen zu einem billigen Preise dem Publikum geboten hätte, er viel besser daran gewesen sein würde. Für jetzt hatte er, zur grossen Enttäuschung seines Vaters, die Unkosten zu tragen und dazu die sehr unnöthige Beschämung, mir keinen Gewinn bringen zu können, zu verwinden.

Mein Schwager liess sich durch diese peinlichen Eindrücke jedoch nicht davon abhalten, die zuvor zur Feier meiner erwarteten Triumphe bestellten häuslichen Festlichkeiten auszuführen. Auch Bülow's nahmen an einem Bankette Theil. Eine Abend-Gesellschaft fand statt, in welcher ich einer stattlichen Anzahl von Professoren die «Meistersinger» und zwar mit vieler Anerkennung vorlas. Hier erneuerte ich auch die Bekanntschaft mit dem, aus meiner Jugend und seinem Umgange mit meinem Onkel mir hoch interessanten, Professor *Weiss*, welcher besonders erstaunt über meine Kunst des Vorlesen's sich äusserte.

*Bülow*'s waren jetzt leider bereits nach Berlin zurückgereist; wir hatten uns noch einmal bei grosser Kälte und unter unfreundlichen Umständen, da sie Rücksichtsbesuche zu machen hatten, auf der Strasse wiedergesehen, wo bei unserem kurzen Abschiede der allgemeine Druck, welcher uns belastete, sich mehr als die flüchtige gute Laune der letzten Tage, auszusprechen schien. Auch meine Freunde begriffen wohl, in welcher gänzlich verlassenen und widerwärtigen Lage ich mich befand: ich war wirklich so thörig gewesen von der Leipziger Konzert-Einnahme mir wenigstens das für den Augenblick Nöthigste zu versprechen. In diesem Betreff setzte es mich für das erste in Verlegenheit, meine jetzt fällige Hausmiethe in Biberich meinem Wirthe nicht pünktlich auszahlen zu können, da ich anderseits alles daran setzte mir dieses Asyl für ein neues Jahr zu erhalten, und ich es ausserdem hierbei mit einem eigensinnigen grämlichen Menschen zu thun hatte, den ich überhaupt für die Fortgewähr der Wohnung nur durch Vorausbezahlung zu gewinnen vermeinte. Da zu

gleicher Zeit auch *Minna* wieder mit ihrem Vierteljahrsgeld zu versorgen war, so kam mir eine Hülfe, welche mir jetzt der Regierungsrath *Müller* im Auftrage des Grossherzogs von Weimar zuführte, wirklich wie vom Himmel gesandt. In meiner Noth hatte ich, nachdem Schott gänzlich aufgegeben gewesen war, mich auch an jenen alten Bekannten mit der Bitte gewandt, dem Grossherzog meine Lage mitzutheilen, um diesen, etwa als Vorausbezahlung von Honoraren für meine neuen Opern, zu einer Unterstützung zu bewegen. Sehr auffallend und unerwartet kam mir auf diese Weise durch die Uebermittelung Müllers jetzt die Summe von 500 Thalern zu. Ich glaubte mir erst späterhin diese Grossmuth daraus erklären zu können, dass auch dieses freundliche Benehmen gegen mich vom Grossherzoge mit einer bestimmten Absicht auf seinen Freund *Liszt* ausgeübt worden war, da er diesen um jeden Preis wieder nach Weimar zu ziehen wünschte, und darin gewiss nicht irrte, dass er ein verpflichtendes und generöses Benehmen gegen mich als von vorzüglicher Wirkung auf unseren beiderseitigen Freund in Anschlag brachte.

So war ich denn in den Stand gesetzt, für's Nächste auf ein paar Tage nach Dresden zu gehen, um, indem ich sie von Neuem versorgte, zu gleicher Zeit *Minna* die zur Aufrechterhaltung ihrer schwierigen Lage nöthig erachtete Ehre meines Besuches zuzuwenden. — Hier geleitete mich Minna vom Bahnhof in die von ihr bezogene und eingerichtete Wohnung in der «Walpurgisstrasse», welche zu der Zeit, als ich Dresden verliess, noch gar nicht vorhanden war. Diese Wohnung hatte sie wiederum mit vielem Geschick, und jedenfalls mit der Absicht mir es darin gefallen zu machen, hergerichtet; am Eingange empfing mich ein kleiner Schwellenteppich, auf welchen sie «Salve» gestickt hatte. Unseren Pariser Salon erkannte ich sofort an den rothseidenen Gardinen und Möbeln wieder, ein stattliches Schlafzimmer für mich, sowie auf der andern Seite ein recht behagliches Arbeitszimmer, sollten mit dem Salon mir einzig zur Verfügung stehen, während sie nach dem Hof ein kleines Gemach mit Alkoven allein für sich hergerichtet. Das Arbeitszimmer schmückte jenes stattliche Bureau von Mahagoni-Holz, welches ich mir einst zu meiner Dresdner Kapellmeister-Einrichtung anfertigen liess, das seit der Dresdner Flucht aber von der Familie *Ritter* angekauft und ihrem Schwiegersohne *Kummer* übergeben worden war; für jetzt hatte es *Minna* von diesem nur ausgeliehen, indem sie mir freistellte, gegen 60 Thaler es wieder zurückzukaufen: da ich hierzu keine Lust zeigte, verfinsterte sich ihre Laune. In der Sorge der bangen Verlegenheit, in welcher sie sich befand, mit mir allein überlassen zu sein, hatte sie meine

Schwester *Clara* aus Chemnitz zum Besuche eingeladen, und theilte nun mit dieser ihre kleine Wohnung. Clara bezeigte sich hier, wie auch schon früher, ausserordentlich klug und mitleidig: wohl dauerte sie Minna, und gern mochte sie ihr über die schwere Zeit hinweg helfen, doch immer nur in der Absicht, sie in dem Glauben an die Nothwendigkeit unserer fortgesetzten Trennung zu befestigen. Die genaue Kenntniss meiner äusserst schwierigen Lage musste dazu verhelfen: die Geldsorgen waren so überwiegend, dass Minna nur die Theilnahme an diesen beizubringen war, um ihr dadurch ein Gegengewicht für ihre unruhigen Vorstellungen zu verschaffen. Im Uebrigen gelang es mir alle Auseinandersetzungen mit ihr fern zu halten, was auch dadurch möglich ward, dass wir meistens die Zeit in Gesellschaft Anderer zubrachten, wozu das Wiedersehen in der Familie des *Fritz Brockhaus* mit dessen verheirathete Tochter *Klara Kessinger*, sowie *Pusinelli's*, des alten *Hegne*, und endlich der beiden *Schnorr's*, hauptsächlich Veranlassung gab. — Die Vormittage brachte ich mit Besuchen zu, für welche ich, als ich zu dem Minister *Bär*, meiner Dankesaufwartung für die Amnestie wegen, mich aufmachte, nun zum ersten Mal wieder die Strassen Dresden's durchschritt, welche zunächst den Eindruck einer grossen Langweiligkeit und Leere auf mich machten, da ich sie zuletzt in dem phantastischen Zustand mit Barrikaden bedeckt gesehen hatte, wo sie sich so ungemein interessant angenommen hatten. Keinen der auf dem Wege mir begegnenden Menschen kannte ich; auch ich schien selbst von dem Handschuhhändler, bei dem ich sonst immer meinen Bedarf bezogen und dessen Laden ich jetzt wieder aufzusuchen hatte, nicht erkannt zu werden, bis mir, eben dorthin, ein älterer Mann in höchster Aufregung und mit Thränen in den Augen, von der Strasse her nachstürzte: es war der nun gealterte Kammermusikus *Karl Kummer*, der genialste Hoboeblöser, dem ich jemals begegnet bin, und den ich um dieser Eigenschaft wegen fast zärtlich in mein Herz geschlossen hatte. Freudig umarmten wir uns, ich frug, ob er noch immer so schön sein Instrument blase, worauf er mir aber erklärte, dass ihm die Hoboe, seitdem ich fort sei, keine rechte Freude mehr habe machen wollen: er habe sich seit längerer Zeit pensioniren lassen. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, dass meine alte Kapellmusikergarde, auch der lange Contrabassist *Dietz*, gestorben oder pensionirt sei, unser Intendant *von Lüttichau*, Kapellmeister *Reissiger* todt, *Lipinsky* seit lange schon nach Polen zurückgekehrt, Concertmeister *Schubert* dienstunfähig; so dass mir alles neu und grau vorkam. Minister *Bär* äusserte mir seine immer noch bestehenden grossen Bedenken gegen meine Amnestirung,

welche er allerdings selbst zu unterzeichnen gewagt habe, worüber er aber immer noch in der Sorge sich befinde, ich könnte bei meiner grossen Beliebtheit als Opernkomponist es leicht zu verdrieslichen Demonstrationen bringen, in welchem Betreff ich ihn zunächst dadurch beruhigte, dass ich ihm versprach mich nur wenige Tage hier aufzuhalten und das Theater unbesucht zu lassen: mit einem tiefen Seufzer und einem schweren Blick auf mich, entliess er mich. — Sehr ungleich war dagegen mein Empfang von Seiten des *Herrn von Beust*: mit lächelnder Eleganz unterhielt er sich mit mir davon, dass ich denn doch wohl nicht so unschuldig sein möchte, als ich mir dessen jetzt bewusst schien; er machte mich auf einen Brief von mir aufmerksam, der zu jener Zeit in *Röckel's* Tasche gefunden worden sei: dies war mir neu, und gern gab ich zu verstehen, dass ich die mir ertheilte Amnestie als eine Verzeihung begangener Unvorsichtigkeiten zu betrachten mich gedrungen fühlte. Unter den heitersten Freundschaftsbezeigungen trennten wir uns.

Noch feierten wir einen Gesellschafts-Abend in dem Salon *Minna's*, wo ich abermals den damit noch Unbekannten die «Meistersinger» vorlas. Nachdem ich Minna für längere Zeit wieder mit Geld versorgt hatte, begleitete sie mich am vierten Tage wieder zum Bahnhofe, wo sie mit den bangsten Vorgefühlen, mich wohl nie wieder zu sehen, einen sehr beklemmenden Abschied von mir nahm.

In Leipzig kehrte ich für einen Tag noch in einem Gasthof ein, wo ich *Alexander Ritter* abermals antraf und mit ihm einen gemüthlichen Abend bei Punsch zubrachte. Was mir diesen kurzen Aufenthalt eingab, war, dass man mir versichert hatte, wenn ich für mich allein ein Konzert geben wollte, würde dieses ausserordentlich sein: aus Rücksicht auf eine mir nöthige Geldeinnahme, hatte ich auch diese Nachweisung in Betracht gezogen, fand nun aber, dass das Unternehmen in keiner Weise gesichert sei, und kehrte jetzt eiligst nach *Biebrich* zurück, wo ich meine Wohnungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen hatte. Hier fand ich, zu meinem grossen Aerger, meinen Hauswirth in immer schwierigerer Laune; er schien mir nicht vergessen zu können, dass ich ihn wegen der Behandlung seines Hundes getadelt, sowie auch mein Dienstmädchen, um eines Verhältnisses mit einem Schneider wegen, gegen ihn in Schutz genommen hatte. Trotz Zahlung und Versprechung blieb er grämlich und behauptete, um seiner Gesundheit willen im nächsten Frühjahr die von mir innegehabte Wohnung selbst beziehen zu müssen. Während ich ihn durch Vorausbezahlung nöthigte, wenigstens bis zu Ostern meinen Hausrath, wie er stehe, unberührt zu erhalten, machte

ich mich, unter Anleitung des Herrn Dr. *Schüler* und der *Mathilde Maier*, nochmals in die Orte des Rheingau's auf, um eine mir passende Wohnung für nächstes Jahr auszusuchen. Diess gelang zwar, der Kürze der Zeit wegen, nicht, meine Freunde versprachen aber sich unablässig nach dem Gewünschten umsehen zu wollen. —

In Mainz traf ich auch nochmals mit *Friederike Meyer* zusammen. Ihre Verhältnisse in Frankfurt schienen immer schwieriger geworden zu sein; sie gab mir sehr Recht, als sie erfuhr, dass ich den Regisseur des Herrn von *Guaita*, welchen er mir vor einiger Zeit mit dem Auftrage, mir 15 Louisd'or für die Direktion des «Lohengrin» auszuzahlen, nach Biberich gesandt, abgewiesen hatte; sie selbst habe mit jenem Herrn vollkommen gebrochen, ihre Entlassung durchgesetzt, und stehe nun im Begriff ein ihr zugesagtes Gastspiel am Burgtheater anzutreten. Durch diese Handlungsweise und ihren Entschluss gewann sie von Neuem meine Theilnahme, da ich sie als eine kräftige Widerlegung der ihr widerfahrenen Verleumdungen zu betrachten hatte. Da auch ich im Begriff war nach Wien abzureisen, freute sie sich einen Theil des Weges mit mir zurücklegen zu können, weil sie sich in Nürnberg einen Tag aufzuhalten gedenke, wo ich sie dann zur weiteren Fahrt antreffen würde. Diess geschah so; und wir trafen zusammen in Wien ein, wo meine Freundin im Hôtel «Munsch», ich dagegen in der mir bereits heimischen «Kaiserin Elisabeth» abstieg. Diess war am 15. November. Ich suchte sofort den Kapellmeister *Esser* auf, und erfuhr von ihm, dass wirklich eifrig am «Tristan» studirt würde; dagegen gerieth ich, durch mein leicht misszuverstehendes Verhältniss zu ihrer Schwester Friederike, mit Frau *Dustmann* alsbald in sehr unangenehme Zerwürfnisse. Dieser war die Lage der Dinge durchaus nicht klar zu machen, da sie ihre Schwester als in einem Verhältnisse stehend, von ihrer Familie geächtet, und demnach ihre Uebersiedelung nach Wien als für sie kompromittirend betrachtete. Hierzu kam nun, dass Friederike's eigener Zustand mir bald die allerhöchsten Beschwerden verursachte. Sie hatte für das Burgtheater ein dreimaliges Gastspiel abgeschlossen, ohne zu beachten, wie wenig sie gerade jetzt zu einer glücklichen Erscheinung auf dem Theater, namentlich vor dem Wiener Publikum, geeignet war; die überstandene grosse Krankheit, von welcher sie nur unter den aufregendsten Umständen genesen war, hatte sie besonders durch grosse Magerkeit sehr entstellt; so war ihr auch der Kopf fast ganz kahl geworden, wobei sie aber grosse Abneigung gegen den Gebrauch einer Perrücke festhielt. Die Feindseligkeiten ihrer Schwester hatten ihr das Personal des Burg-

theaters entfremdet, und in Folge alles dessen, so wie auch wegen einer ihr nicht zusagenden Rollenwahl, mislang ihr Auftreten, und von ihrer Anstellung an dieser Bühne konnte keine Rede sein. Bei zunehmender Schwäche und steter Schlaflosigkeit, suchte sie dennoch die Schwierigkeit ihrer Lage voll grossherziger Scham mir immer zu verbergen. In einem etwas wohlfeileren Gasthof, zur »Stadt Frankfurt«, wollte sie zunächst, da sie im Betreff der Geldmittel nicht in Verlegenheit zu sein schien, den Erfolg einer möglichsten Schonung ihrer Nerven abwarten: auf meinen Wunsch berief sie *Standhartner*, welcher ihr nicht viel zu helfen zu wissen schien. Da gegenwärtig, Ende November und Anfangs December, das Klima äusserst rauh geworden, Bewegung in freier Luft ihr aber sehr empfohlen war, gerieth ich auf den Gedanken, ihr einen längeren Aufenthalt in Venedig anzuempfehlen. Auch hierfür schienen ihr die Mittel nicht abzugehen: sie befolgte meinen Rath, und an einem eisig kalten Morgen begleitete ich sie nach dem Bahnhof, auf welchem ich sie mit einer treuen Kammerjungfer, welche sie begleitet hatte, für jetzt einem verhofften freundlicheren Schicksale überliess. Ich hatte die Genugthuung bald tröstlichere Nachrichten von ihr, namentlich über ihr Befinden, aus Venedig zu erhalten. —

Während mich diese Beziehungen einerseits in schwierige Sorgen verwickelten, war ich mit meinen älteren Wiener Bekannten in fortgesetztem Verkehr geblieben. Hier hatte sich sogleich Anfangs ein sonderbarer Vorfall ereignet. Ich hatte der Familie *Standhartner*, wie dies jetzt überall geschehen war, meine »Meistersinger« vorzulesen: da Herr *Hanslick* jetzt als mir befreundet galt, glaubte man gut zu thun, auch diesen dazu einzuladen; hier bemerkten wir im Verlaufe der Vorlesung, dass der gefährliche Rezensent immer verstimmter und blässer wurde, und auffallend war es, dass er nach dem Beschlusse derselben zu keinem längeren Verweilen zu bewegen war, sondern alsbald, in einem unverkennbar gereizten Tone, Abschied nahm. Meine Freunde wurden darüber einig, dass Hanslick diese ganze Dichtung als ein gegen ihn gerichtetes Pasquill ansähe, und unsere Einladung zur Vorlesung derselben von ihm als Beleidigung empfunden worden war. Wirklich veränderte sich seit diesem Abend das Verhalten des Rezensenten gegen mich sehr auffällig, und schlug zu einer verschärften Feindschaft aus, davon wir die Folgen alsbald zu ersehen hatten.

*Cornelius* und *Tausig* hatten sich wieder bei mir eingefunden. Beiden hatte ich zunächst meine wirkliche Verstimmung wegen ihres Benehmens im vorangegangenen Sommer nachzutragen: als ich damals

die Aussicht hatte *Bülow's* und *Schnorr's* bei mir in Biberich zu vereinigen, bestimmte mich meine herzliche Theilnahme für diese beiden jüngeren Freunde, sie ebenfalls zu mir einzuladen. Wirklich erhielt ich auch sofort die Zusage des Cornelius, war aber desto mehr erstaunt, eines Tages von diesem ein Schreiben aus Genf zu erhalten, wohin ihn Tausig, der plötzlich über Fonds zu disponiren schien, zu einer, jedenfalls bedeutenderen und angenehmeren, Sommerpartie mit sich gezogen hatte. Ohne der geringsten Erwähnung eines Bedauerns, diesen Sommer nicht mit mir zusammen zu treffen, wurde mir nur gemeldet, dass man soeben jubelnd eine »herrliche Cigarre auf meine Gesundheit geraucht« habe. Als ich beide jetzt wieder in Wien antraf, blieb es mir unmöglich, ihnen das Kränkende ihres Benehmens nicht zu Gemüthe zu führen, wogegen sie nicht zu begreifen schienen, was ich darwider haben könnte, dass sie die schöne Reise nach der französischen Schweiz meinem Besuch in Biberich vorgezogen hatten. Ich galt ihnen offenbar für einen Tyrannen. *Tausig* wurde mir noch ausserdem durch sein sonderbares Benehmen in meinem Gasthofe verdächtig. Wie ich erfuhr, nahm er seine Mahlzeiten gewöhnlich dort in der unteren Restauration, und stieg sodann, mit Uebergehung meiner Etage, in den vierten Stock zu anhaltenden Besuchen bei einer Gräfin *Krockow*. Als ich ihn hierüber befrug und erfuhr, dass jene Dame auch mit *Cosima* näher befreundet sei, äusserte ich meine Verwunderung darüber, dass er mich nicht ebenfalls mit der Dame bekannt mache; mit sonderbar undeutlichen Ausdrücken wich er meiner Zumuthung fortgesetzt aus; als ich ihn mit der Annahme eines Liebesverhältnisses necken zu dürfen glaubte, sagte er, davon könne gar nicht die Rede sein, da jene Dame bereits alt sei. So liess ich ihn denn gewähren, nur hatte meine Verwunderung über das sonderbare Benehmen Tausigs noch zuzunehmen, als ich in späteren Jahren die Gräfin Krockow endlich näher kennen lernte, von ihrem ernsten Antheil an mir mich überzeugte, und erfuhr, dass sie bereits damals nichts mehr gewünscht, als auch mich kennen zu lernen, wozu Veranlassung zu verschaffen Tausig sich jedoch immer geweigert hätte, und zwar unter dem Vorgeben, ich mache mir nichts aus Umgang mit Frauen.

Endlich geriethen wir dennoch wieder in einen belebten, freundschaftlichen Verkehr, als ich jetzt ernstlich an die Ausführung meiner Absicht ging, in Wien Konzerte zu geben. Während ich es dem, sehr ernstlich hierfür besorgten, Kapellmeister *Esser* überliess in, wie es schien, fleissig fortgesetzten Klavierproben die Hauptpartien des »Tristan« musikalisch einzustudiren, blieb mein Misstrauen gegen das wirkliche

Gelingen der Studien, und zwar weniger aus Zweifel an der Befähigung als an dem guten Willen des Personales, ungebrochen bestehen. Namentlich verleidete mir das absurde Benehmen der Frau *Dustmann* meine häufigere Anwesenheit bei den Proben. Dagegen verhoffte ich mir nun, durch eine Vorführung von Bruchstücken aus meinen in Wien noch unbekannten Werken, schon um deswillen eine günstige Wirkung, weil ich dadurch meinen heimlichen Gegnern zu zeigen vermochte, dass mir auch noch andere Wege, mit meiner neueren Musik vor das Publikum zu gelangen, offen stünden, als der durch sie mir so leicht zu vertretende der Theateraufführungen. Für alles Praktische der Ausführung ward jetzt Tausig von vorzüglicher Hülfe. Wir kamen überein, das Theater an der Wien für drei Abende zu miethen, um das Ende Dezember zu gebende Konzert nach je acht Tagen daselbst zu wiederholen. Für das Erste galt es nun die Orchesterstimmen der Stücke auszuschreiben, welche ich aus meinen Partituren für dieses Konzert herausschnitt: es waren diess zwei Bruchstücke aus dem «Rheingold», ebenso zwei aus der «Walküre» und den «Meistersingern», wogegen ich das Vorspiel zu «Tristan», um nicht mit der immer noch angekündigten Aufführung des ganzen Werkes im Operntheater zusammenzutreffen, jetzt noch zurückhielt. Mit einigen Hülfschreibern machten sich jetzt *Cornelius* und *Tausig* an die Arbeit, welche, der nöthigen musikalischen Korrektheit wegen, nur von vertrauten Partiturlesern auszuführen war. Zu ihnen hatte sich auch *Weinheimer* gesellt, welcher, um schliesslich dem Konzert beiwohnen zu können, in Wien eingetroffen war. Nun nahete mir Tausig noch *Brahms* an, den er mir als einen «sehr guten Burschen» empfahl, welcher, so berühmt er auch selbst schon sei, gern einen Theil ihrer Arbeit übernehmen wollte: dieser erhielt ein Bruchstück der «Meistersinger» zugetheilt. Wirklich benahm sich auch Brahms bescheiden und gutartig; nur zeigte er wenig Leben, so dass er in unseren Zusammenkünften oft kaum bemerkt wurde. Mit dem aus älterer Zeit her mir bekannten *Friedrich Uhl*, welcher jetzt mit *Julius Fröbel*, unter *Schmerling*'s Auspizien, ein politisches Journal «der Botschafter» herausgab, trat ich jetzt ebenfalls wieder zusammen. Er stellte mir sein Journal zur Verfügung, und veranlasste mich, in seinem Feuilleton den ersten Akt der Dichtung der «Meistersinger» mitzutheilen: meine Freunde wollten bemerken, das *Hanslick* immer giftiger würde.

Während ich und meine Genossen übermässig mit den Vorbereitungen des Konzertes beschäftigt waren, trat eines Tages auch ein, in Paris durch *Bülow* mir als lächerlicher Mensch bereits vorgestellter, *Herr*

*Moritz* zu uns, und brachte es durch ungeschicktes, aufdringliches Benehmen und alberne, jedenfalls erfundene Berichte von Aufträgen Bülow's an mich, dahin, dass ich, durch Tausig's kecken Unwillen dazu hingerissen, dem sehr unberufenen Störer mit grosser Heftigkeit die Thüre wies. Hierüber berichtete er an *Cosima* in einer für Bülow so kränkenden Weise, dass diese sich wiederum veranlasst fand, ihre höchste Indignation über mein so rücksichtsloses Benehmen gegen meine bewährtesten Freunde schriftlich mir zukommen zu lassen. Ich war wirklich so erstaunt und tief niedergeschlagen über dieses so unerklärlich wunderliche Begebniss, dass ich sprachlos Tausig den Brief Cosima's übergab, und ihn einzig frug, was nun wieder gegen solchen Unsinn anzufangen sei: er übernahm es sogleich, Cosima den Vorfall im rechten Lichte zu zeigen, und das Missverständniss zu lösen; ich hatte die Freude, bald hiervon den gewünschten guten Erfolg zu erfahren.

Jetzt gelangten wir zu den Proben für das Konzert; mit den mir benöthigten Sängern versah mich die Hofoper, um die Bruchstücke aus «Rheingold», der «Walküre» und «Siegfried» (*Schmiede-Lieder*), so wie *Pogner's* Anrede aus den «Meistersingern» aufführen lassen zu können. Nur für die drei «Rheintöchter» hatte ich mich mit Dilettanten zu versorgen. Sehr behülflich auch hierfür, so wie sonst in jeder Angelegenheit, war mir der Konzertmeister *Hellmesberger*, welcher unter allen Umständen durch gute Leistungen und enthusiastische Bezeigungen den Musikern voran ging. Nach den betäubenden Vorproben in einem kleinen Musikzimmer des Opernhauses, welche *Cornelius* durch das hier entstehende grosse Geräusch in Perplexität setzten, gelangten wir auf die Bühne des Theater's «an der Wien» selbst, wo ich, neben der theueren Lokal-Miethe, auch die Kosten für den nöthigen Orchesterbau zu erstatten hatte. Der von lauter Theater-Coulissen umgebene Raum blieb dennoch der Akustik ausserordentlich ungünstig; eine Schallwand und Ueberdeckung für meine Rechnung herrichten zu lassen schien mir aber zu viel gewagt. Die erste Aufführung am 26. Dezember ergab mir, trotz des starken Besuches derselben, dennoch nichts als übergrosse Unkosten und den grossen Kummer, welchen mir die schlechte Wirkung des Orchester's in Folge der üblen Akustik verursachte. Trotz schlechter Aussichten beschloss ich, zur Hebung der Wirkung der beiden nachfolgenden Konzerte, noch die Kosten der Herstellung eines Schallgehäuses zu übernehmen. Hierbei schmeichelte ich mir auf den Erfolg anderseitiger Benützungen um Erweckung von Theilnahme in höchsten Kreisen rechnen zu können. Mein Freund Fürst *Liechtenstein* hatte

diess nicht für unmöglich gehalten: er glaubte den Weg zu einer Anregung für den kaiserlichen Hof durch die Palast-Dame, Gräfin *Zamoiska*, versuchen zu dürfen; zu dieser Dame geleitete er mich eines Tages durch unzählige Gänge der kaiserlichen Burg. Wie es mir späterhin deutlich wurde, hatte auch hier Frau *Kalergis* empfehlend gearbeitet; nur die junge Kaiserin schien sie aber für mich gewonnen zu haben, denn diese ganz allein, ohne jede Begleitung, wohnte der Aufführung bei. Jede Art von Enttäuschung erlitt ich jedoch bei dem zweiten Konzerte, welches ich allerdings allen Warnungen zum Trotz auf den ersten Neujahrstag 1863 angesetzt hatte: der Saal war ausserordentlich schwach besetzt, und ich hatte einzig die Genugthuung, das Orchester durch die akustische Verbesserung des Raumes zu vortrefflicher Wirkung gebracht zu wissen. So war denn auch diesmal der Eindruck der aufgeführten Stücke so günstig, dass ich das am 8. Januar gegebene dritte Konzert wiederum vor sehr gefülltem Hause stattfinden lassen konnte. Ich erlebte hierbei ein schönes Zeugniss für die grosse Begabung des Wiener Publikum's im Betreff der Musik: das keineswegs aufregende Vorspiel zu der Anrede «Pogner's» an die Meistersinger musste, trotzdem der Sänger sich zu seinem Vortrage bereits erhoben hatte, auf stürmischen Zuruf wiederholt werden. Hierbei traf mein Blick in einer der Logen auf ein für meine Lage tröstliches Anzeichen: ich erkannte Frau *Kalergis*, welche soeben angekommen war, um für einige Zeit in Wien zu verweilen, wie es mich dünkte, nicht ohne die Nebenabsicht auch hier mir wiederum behülflich zu sein. Auch mit *Standhartner* befreundet, setzte sie sich sofort mit diesem in Berathung darüber, wie mir in der kritischen Lage, in welche ich wiederum durch die Unkosten von Konzert-Aufführungen gerathen war, zu helfen sei. Sie selbst hatte unserem Freunde bekannt, über gar keine Mittel verfügen zu können und besondere Ausgaben, nur durch Schuldenmachen bestreiten zu können. So sollten denn wohlhabendere Gönner geworben werden. Unter diesen zeichnete man zunächst Frau Baronin von *Stockhausen*, die Frau des Hannöverschen Gesandten, aus: als sehr innige Freundin Standhartner's verfuhr diese auch gegen mich mit warmer Theilnahme, indem sie auch Lady *Bloomfield*, mit deren Gatten, dem englischen Gesandten, für mich gewann. Bei diesem gab es eine Soirée, sowie bei Frau von Stockhausen es zu mehreren Abend-Gesellschaften kam. Eines Tages überbrachte mir Standhartner, als von unbekannter Hand ihm zugestellt, 500 Gulden als Beitrag zur Deckung meiner Unkosten. Frau Kalergis hatte dagegen sich 1000 Gulden zu verschaffen gewusst, welche mir nun ebenfalls durch Standhartner

für weitere Bedürfnisse zur Verfügung gestellt wurden. In ihren Bemühungen, den Hof für mich zu interessiren, war sie jedoch, trotz ihrer nahen Befreundung mit Gräfin *Zamoiska*, gänzlich erfolglos geblieben, da schliesslich ein Mitglied der überall zu meinem Unglück auftauchenden sächsischen Familie *Könneritz*, als damaliger Gesandter, sich eingefunden, und namentlich bei der alles beeinflussenden Erzherzogin *Sophie* jede Regung zu meinen Gunsten dadurch zu unterdrücken gewusst hatte, dass er behauptete, ich habe zu seiner Zeit das Schloss des Königs von Sachsen abgebrannt. —

Unverdrossen suchte aber meine Gönnerin, nach jeder Seite meiner Bedürfnisse hin, mir behülflich zu sein. Um meinem grössesten Wunsche, für einige Zeit in eine ruhige Wohnung untergebracht zu sein, zu genügen, war sie darauf verfallen, die Wohnung des englischen Gesandtschafts-Attachés, des Sohnes des berühmten *Lytton Bulwer*, mir zu verschaffen, da dieser abberufen war, jedoch für längere Zeit noch seinen Haushalt zu seiner Verfügung behielt. Ich wurde mit dem jugendlichen, sehr liebenswürdigen Menschen durch sie bekannt gemacht; gemeinschaftlich mit Cornelius und Frau Kalergis, speiste ich eines Abends bei ihm, wohernach ich schliesslich mich an die Vorlesung der »Götterdämmerung« machte, ohne jedoch, wie es schien, mir dadurch eine aufmerksame Zuhörerschaft zu gewinnen; da ich dies bemerkte, brach ich ab, und zog mich mit Cornelius zurück. Es war uns auf dem Heimwege sehr kalt; auch Bulwer's Zimmer kamen uns ungenügend geheizt vor: wir flüchteten uns in eine Restauration um uns dort durch ein Glas Punsch zu erwärmen, welcher Vorgang mir in Erinnerung geblieben ist, weil ich hier zum ersten Male an Cornelius eine ganz unbändige exzentrische Laune kennen lernte. Während wir uns so gehen liessen, benutzte, wie es mir wohl zum Bewusstsein kam, Frau Kalergis ihre Macht als bedeutende und unabweisbare weibliche Fürsprecherin, um Bulwer ein möglichst entscheidendes Interesse für mich einzuflössen. So viel gelangte hiervon an mich, dass dieser seine Wohnung für ¾ Jahre mir unbedingt zu Gebote stellte. Nur wusste ich bei näherer Ueberlegung nicht recht, welchen Vortheil ich hieraus ziehen sollte, da ich andrerseits in Wien keine Aussicht auf Einnahmen zu meinem Lebensunterhalt auffinden konnte.

Hiergegen wirkte auf meine Entschlüsse entscheidend die Einladung, welche mir aus Petersburg zukam, daselbst im Monat März zwei Konzerte der philharmonischen Gesellschaft, für ein Honorar von 2000 Silberrubel, zu dirigiren. Frau *Kalergis*, deren Bemühung um mich ich auch hierin zu erkennen hatte, rieth mir eindringlich zur Annahme

dieser Aufforderung, wobei sie mir, für die Vergrösserung meiner Einnahme, ein selbständig zu gebendes Konzert, mit jedenfalls sehr bedeutendem materiellen Erfolge, in Aussicht stellte. Was mich von der Annahme dieser Einladung hätte abhalten können, würde nur die Gewissheit gewesen sein, im Laufe der nächsten Monate in Wien den »Tristan« zur Aufführung zu bringen; neue Erkrankungen des Tenoristen *Ander* hatten jedoch die Vorbereitungen dazu wieder in das Stocken gebracht; wie mir denn überhaupt jedes Vertrauen auf jene Zusicherung, die mich wieder nach Wien verwiesen hatte, verloren gegangen war. Hierzu hatte schon alsbald nach meiner diesmaligen Ankunft das Ergebnis meines Besuches bei dem Minister *Schmerling* beigetragen. Dieser war sehr überrascht, als ich mich bei ihm auf eine Empfehlung des Fürsten *Metternich* berief; denn dieser hatte, der Versicherung des Minister's gemäss, kein Wort von mir zu ihm gesprochen. Sehr galant erklärte er mir jedoch, dass ich auch einer solchen Empfehlung gar nicht bedürfe, um ihn genügend für einen Mann von meinem Verdienste zu interessiren. Als ich ihm nun die, in dem Entgegenkommen des Fürsten Metternich in meinem Betreff enthaltenen Gedanken über eine besondere Stellung, welche mir der Kaiser in Wien verleihen sollte, mittheilte, beeilte er sich dagegen, mir seine vollständigste Einflusslosigkeit auf irgend einen Entschluss des Kaiser's zur Kenntniss zu bringen. Um mir das Benehmen des Fürsten Metternich selbst klar zu machen, war diese Bekenntniss des Herrn von Schmerling recht dienlich, und nahm ich an, dass Jener eine Aktion auf den Oberstkämmerer zu Gunsten einer ernstlichen Wiederaufnahme des »*Tristan*« erfolglosen Bemühungen beim Minister vorgezogen hatte.

Da, wie gesagt, aber auch diese Aussicht sich wieder in die Ferne verschob, sagte ich jetzt für Petersburg zu, suchte mich jedoch zuvor noch mit dem nöthigen Gelde zu versehen, wozu mir ein von *Heinrich Porges* in Prag für mich vorbereitetes Konzert behülflich sein sollte. Demnach reiste ich Anfangs Februar nach Prag, und gewann dort allen Grund, meiner Aufnahme mich zu erfreuen. Der junge Porges, ein entschiedener Parteigänger für Liszt und mich, gefiel mir, sowohl persönlich als durch seinen mir bewiesenen Eifer, sehr gut. Das Konzert, in welchem ausser einer Beethoven'schen Symphonie, Bruchstücke meiner neueren Werke zur Aufführung kamen, fand mit günstigem Erfolge im Saale der Sophieninsel statt. Als am folgenden Tage Porges, noch mit Vorbehalt kleinerer Nachzahlungen, mir eintausend Gulden zustellte, erklärte ich laut lachend, dass dies das erste Geld sei, welches ich durch eine persönliche

Leistung mir verdient hätte. Ausserdem machte er mich mit einigen sehr ergebenen und gebildeten jungen Leuten von der Deutschen wie der Czechischen Partei, unter welchen ein Lehrer der Mathematik *Liehlein*, und ein Schriftsteller *Musiol*, in recht befriedigender Weise bekannt. Rührend war es für mich die aus meiner frühesten Jugend her mir bekannte *Marie Löwe*, welche vom Gesang jetzt gänzlich zur Harfe übergegangen war, für dies letztere Instrument im Orchester angestellt und bei meinen Konzerten mitwirkend, nach so langen Jahren wieder anzutreffen. Bereits nach einer ersten Aufführung des «Tannhäuser» in Prag hatte sie mir mit grossem Enthusiasmus hierüber berichtet; dieser verstärkte sich jetzt nur noch und blieb mir lange Jahre hindurch mit rührender Aufmerksamkeit zugewandt. So, recht befriedigt und neu erwachter Hoffnung voll, eilte ich für jetzt noch ein Mal nach Wien zurück, um die Angelegenheit des «Tristan» zu einer möglichst festen Abmachung zu bringen. Eine in meiner Anwesenheit wiederum ermöglichte Klavier-Probe der beiden ersten Akte versetzte mich in wahre Verwunderung über die recht erträgliche Leistung des Tenoristen, während ich Frau *Dustmann* meine vollste Anerkennung ihrer vortrefflichen Durchführung der schwierigen Gesangspartie nicht zurückhalten konnte. So wurde es denn festgesetzt, dass mein Werk etwa nach Ostern zur Aufführung kommen sollte, was mit der Berechnung meiner Rückkehr aus Russland sehr wohl in Uebereinstimmung war.

Die Hoffnung auf die dort mir zu gewinnenden grösseren Einnahmen bestimmte mich nun, meinen Plan einer völligen Ansiedelung in dem stillen Biberich wieder aufzunehmen. Da mir für meine Reise nach Russland noch Zeit übrig blieb, begab ich mich auch jetzt an den Rhein zurück, um dort so schnell wie möglich alles in Ordnung zu bringen. Nochmals stieg ich in der Frickhöfer'schen Wohnung ab, durchsuchte in Begleitung *Mathilde Maier's* und ihrer Freundin *Luise Wagner* nochmals den Rheingau nach der gewünschten Wohnung; da aber auch dies erfolglos blieb, machte ich mich sogar an Unterhandlungen mit *Frickhöfer* wegen des Baues eines kleinen Häuschen's für mich auf einem in der Nähe seiner Villa zu erwerbenden Grundstücke. Jener Herr *Schüler*, den ich durch den jungen *Städel* kennen gelernt hatte, sollte als Rechts- und Geschäftskundiger die Angelegenheit in die Hand nehmen; ein Kostenanschlag ward berechnet, und es sollte nun auf die Höhe meiner russischen Einnahmen ankommen, ob das Unternehmen im Frühjahr seine Ausführung finden werde. Da ich jedenfalls mit Ostern die Wohnung im Frickhöfer'schen Hause zu verlassen hatte, liess ich bereits meinen

ganzen Hausrath aus derselben entfernen und verpackt dem Möbelhändler in Wiesbaden zustellen, welchem ich noch den grössten Theil der Zahlung für die mir gelieferte Einrichtung schuldete.

So reiste ich in hoffnungsvoller Stimmung zunächst nach Berlin, wo ich mich sofort in *Bülow's* Wohnung meldete. *Cosima*, welche in kürzester Zeit einer Entbindung entgegensah, liess sich, erfreut mich wieder zu sehen, durch nichts abhalten, mich zunächst in die Musikschule zu geleiten, in welcher wir Hans aufzusuchen hatten. Ich trat dort in einen länglichen Saal ein, an dessen Ende Bülow so eben eine Klavierstunde ertheilte; da ich längere Zeit stumm an der Thüre verweilte, fuhr er in höchstem Aerger auf den störenden Eindringling los, um nun in ein um so freudigeres Lachen auszubrechen, als er mich erkannte. Unser gemeinschaftliches Mittagsmahl ward beredet, und mit Cosima allein verfügte ich mich auf eine vortrefflich gelaunte Spazierfahrt in einem schönen Wagen des Hôtel de Russie, über dessen Auspolsterung mit grauem Atlas wir unaufhörlich uns freuten. Bülow hatte Sorge gehabt, mir seine Frau in gesegnetem Zustande vorzustellen, da ich ihm ein Mal mit Beziehung auf eine andere Frau unserer Bekanntschaft meine damals empfundene Abneigung davon zu erkennen gegeben hatte. Es verursachte uns gute Laune ihn in dem jetzigen Falle vollkommen beruhigen zu können, da an Cosima gar nichts mich zu stören im Stande wäre. So wurde ich von den, meine Hoffnung theilenden und über die Wendung meines Schicksales herzlich erfreuten, Freunden auf dem Königsberger Bahnhof zur weiten Reise in die Nacht entlassen.

In Königsberg hatte ich einen halben Tag und eine Nacht zuzubringen, welche ich, von einer Wiederaufsuchung der für mich einst so verhängnisvollen Lokalitäten dieses Ortes keineswegs angezogen, still in einem Zimmer eines Gasthofes, um dessen Lage ich mich nicht ein Mal bekümmerte, verbrachte, um mit frühem Morgen meine Reise an die russische Grenze fortzusetzen. In einer gewissen Befangenheit wegen meiner ehemaligen gesetzwidrigen Ueberschreitung dieser Grenze, betrachtete ich mir während meiner langen Fahrt die Physiognomie der Mitreisenden genau. Unter diesen fiel mir ein liefländischer Edelmann deutscher Herkunft besonders dadurch auf, dass er im härtesten deutschen Junker-Tone sein Missbehagen an der Emanzipation der Bauern durch den russischen Kaiser aussprach: es ward mir hieran deutlich, dass etwaige Freiheitsbestrebungen der Russen durch unseren, unter ihnen ansässigen deutschen Adel keine grossen Förderungen erhalten möchten. Sehr erschreckte es mich, bei immer weiterer An-

nähernng an Petersburg, den Zug plötzlich angehalten und von Gendarmerie untersucht zu sehen. Es galt, wie man mir sagte, einigen der Theilnahme an dem in Ausbruch begriffenen, neuesten polnischen Aufstande Verdächtigen. Nicht weit von der Hauptstadt selbst füllten sich aber die leeren Sitze des Waggons mit mehreren Leuten, deren hohe russische Pelzmützen mir um so mehr Verdacht erregten, als ich auf das Aufmerksamste von den Trägern derselben fixiert wurde. Plötzlich aber verklärte sich das Gesicht des Einen, welcher sich ganz begeistert mir zuwandte, und mich als denjenigen begrüsste, dem er mit mehreren andern Musikern des k. Orchester's zur Einholung entgegen gefahren sei. Es waren lauter Deutsche, welche mich nun nach der Ankunft im Petersburger Bahnhofe zahlreichen anderen Abgeordneten des Orchester's, mit dem Comité der philharmonischen Gesellschaft an der Spitze, jubelnd zuführten. Man hatte mir eine deutsche «Pension» in einem an der Newsky Perspektive gelegenen Hause als geeignetes Unterkommen empfohlen. Sehr zuvorkommend ward ich hier von Frau *Kunst*, der Gattin eines deutschen Kaufmannes, aufgenommen, mit Auszeichnung in einem Salon, mit voller Aussicht auf die grosse lebhafte Strasse, untergebracht und behaglich gepflegt. Ich speiste gemeinschaftlich mit den übrigen Pensionären und Kostgängern, zu welchen ich meistens den von Luzern her mir früher bekannt gewordenen *Alexander Séroff* als meinen Gast herbeizog. Diesen, der sich sofort bei mir eingefunden hatte, lernte ich hier in einer sehr ärmlichen Stellung, als Censor der deutschen Journale, kennen. Im Aeusseren sehr vernachlässigt, kränklich, und dürftig sich behelfend, erwarb er sich meine Achtung zunächst mit seiner grossen unabhängigen Gesinnung und Wahrhaftigkeit, durch welche, verbunden mit seinem ausgezeichneten Verstande, er sich auch, wie ich bald erfuhr, zu einem der einflussreichsten und gefürchtetsten Kritiker erhoben hatte. Ich lernte dies in der Folge bald kennen, als ich von hochgestellter Seite her darum angegangen wurde, meinen Einfluss auf Séroff dahin zu verwenden, dass er den dort schmerzlich protegirten *Anton Rubinstein* fortan mit weniger Bitterkeit verfolge. Als ich ihn hierum anging, und er mir alle seine Gründe, aus denen er Rubinstein's Wirken als Künstler in Russland für so verderblich hielte, auseinandersetzte, bat ich ihn, wenigstens mir zu Liebe, der ich bei diesem kurzen Aufenthalte in Petersburg nicht als Rubinstein's Rivale angesehen sein möchte, mit seiner Verfolgung einzuhalten; wogegen er mit der Heftigkeit eines krankhaft Leidenden mir zurief: ich hasse ihn, und kann kein Zugeständniss

machen.» Hiergegen trat er mit mir in das allerinnigste Einvernehmen; er verstand mich und meine Art so vollständig, dass wir fast nur noch scherzend mit einander umzugehen hatten, da wir über alles Ernste vollkommen einverstanden waren. Nichts glich seiner Sorgsamkeit, mit welcher er mir nach jeder Seite hin behilflich war. Für die Gesangstexte der Bruchstücke aus meinen Opern, welche in meinen Konzerten vorgetragen werden sollten, sowie für meine explikativen Programme, veranstaltete er die nöthigen Uebersetzungen in das Russische. Zur Auffindung der geeignetsten Sänger war er nach vortrefflichster Einsicht besorgt. Dafür schien er denn auch durch die Assistenz bei den Proben und Aufführungen reichlich belohnt. Sein strahlendes Gesicht glänzte mir überall ermuthigend und neu belebend entgegen. — Das Orchester selbst, welches ich in dem grossen und schönen Saale der adligen Gesellschaft um mich versammelte, gereichte mir zur höchsten Befriedigung; es war durch die Auswahl von 120 Musikern der kaiserlichen Orchester zusammengesetzt, und bestand zumeist aus tüchtigen Künstlern, welche, für gewöhnlich nur zur Begleitung der italienischen Oper und des Ballets verwandt, jetzt hoch erfreut aufathmeten, unter einer Leitung, wie sie mir zu eigen ist, sich ausschliesslich mit edlerer Musik beschäftigen zu können.

Nach dem bedeutenden Erfolge des ersten Konzertes mehrte man sich mir nun auch aus den Kreisen, an welche ich, wie mir dies sehr begreiflich wurde, durch *Marie Kalergis* heimlich, aber bedeutend empfohlen war. Höchst vorsichtig war von meiner verborgenen Protektorin meine Vorstellung an die Grossfürstin *Helene* eingeleitet worden. Zunächst hatte ich eine von *Standhartner* an den ihm von Wien her befreundeten Dr. *Arneth*, den Leibarzt der Grossfürstin, mir gegebene Empfehlung zu benutzen, um durch diesen wiederum Fräulein *von Ithaden*, der vertrautesten Hofdame derselben, vorgestellt zu werden. Mir hätte die Bekanntschaft mit dieser Dame allein schon recht wohl genügen können; denn ich lernte in ihr eine Frau von vollendeter Bildung, grossem Verstande und edler Haltung kennen, deren immer ernstlicheres Interesse für mich sich mit einer gewissen Aengstlichkeit mir kund that, welche sich auf eine Sorge im Betreff der Grossfürstin zu beziehen schien. Mich dünkte es, als fühlte sie, dass für mich etwas Bedeutenderes zu geschehen habe, als von dem Geiste und dem Charakter ihrer Herrin zu erwarten stehen würde. Noch wurde ich auch jetzt nicht der Grossfürstin unmittelbar zugeführt, sondern ich erhielt zuerst die Einladung zu der fürstlichen Palastdame für eine Abendgesellschaft, in welcher unter andren

auch die Grossfürstin selbst zugegen sein würde. Hier machte *Anton Rubinstein* die künstlerischen Honneur's; nachdem dieser mich der Palastdame vorgestellt hatte, wagte diese wiederum ihrer Herrin, der Grossfürstin selbst, mich vorzuführen. Hierbei schien es denn ganz erträglich abgegangen zu sein, und ich erhielt dem zu Folge bald eine direkte Einladung zum vertrauten abendlichen Thee-Cirkel bei der Grossfürstin. Hier traf ich, ausser Fräulein *von Rhaden*, noch die ihr nächste Hofdame *Frl. von Stahl*, sowie einen alten gemüthlichen Herrn, den man mir als General *von Brebern* und langjährigen Hausfreund seiner Fürstin vorstellte. Fräulein *von Rhaden* schien ungemeine Anstrengungen zu meinen Gunsten gemacht zu haben, deren Erfolg sich jetzt darin äusserte, dass die Grossfürstin mit meiner Dichtung des Nibelungen-Ringes durch mich bekannt gemacht zu werden verlangte. Da ich kein Exemplar davon bei mir hatte, dagegen der von Weber in Leipzig besorgte Druck derselben soeben beendet sein musste, bestand man auf sofortige telegraphische Aufforderung nach Leipzig, die bereits fertigen Bogen schleunigst an den grossfürstlichen Hof zu senden. Für jetzt hatten sich meine Gönner mit meiner Vorlesung der «Meistersinger» zu begnügen. Hiezu war auch die Grossfürstin *Marie*, die wegen ihres etwas leidenschaftlichen Lebens bekannte, äusserst stattliche und noch schöne Tochter des Kaisers *Nikolaus*, hinzugezogen worden. Von der Auffassung meines Gedichtes von Seiten dieser Dame ward mir durch Fräulein von Rhaden nur bekannt, dass sie in peinlichster Sorge, «Hans Sachs» möge zum Schluss «Eva» heirathen, geschwebt habe.

Nach wenigen Tagen kamen denn auch vereinzelt die Aushängebögen meines Nibelungen-Gedichtes an, und der vertraute Thee-Cirkel der Grossfürstin schloss sich noch vier Mal zur geneigten Anhörung meiner Vorlesung um mich; auch General Brebern wohnte diesen regelmässig bei, um, wie mir Frl. von Rhaden sagte, in immer tieferem Schlafe «wie eine Rose zu erblühen», was besonders der sehr heitren und hübschen Frl. von Stahl Stoff zu munteren Auslassungen gab, wenn ich des Nachts die beiden Hofdamen aus den weiten Sälen, über Treppen und unendliche Corridore, in ihre entfernteren Wohngemächer begleitete.

Von einflussreichen Hochgestellten lernte ich nur noch den Grafen *Wielhorsky* kennen, welcher, in einer hohen und vertrauten Stellung am kaiserlichen Hofe, hauptsächlich als Protektor der Musik sich geltend gemacht hatte, so wie er denn selbst durch sein Violoncello-Spiel sich auszeichnen zu dürfen glaubte. Der alte Herr schien mir freundlich gewogen und mit meinen Musikaufführungen durchaus einverstanden

zu sein; so versicherte er mich, die 8. Symphonie von Beethoven (in *F*-dur) erst durch meine Aufführung kennen gelernt zu haben. Auch mein Vorspiel zu den «Meistersingern» glaubte er vollständig begriffen zu haben; wogegen er die Grossfürstin *Marie*, welche dieses Stück unverständlich gefunden, über das Vorspiel zu «Tristan» sich jedoch in höchstem Grade passionirt geäussert habe, für affectirt hielt, da er selbst doch wiederum nur mit Anstrengung aller seiner Musikkenntnisse zu einem Verständniss dieses letzteren Stückes gekommen wäre. Als ich dies *Stroff* mittheilte, rief er enthusiastisch aus: «ah! l'animal de Comte! Cette femme connait l'amour!» — Der Graf veranstaltete mir zu Ehren ein splendides Diner, bei welchem auch Anton *Rubinstein* und Madame *Abaza* zugegen waren. Da ich nach dem Diner wünschte, dass Rubinstein etwas musizire, bestand Mme. Abaza auf den Vortrag von dessen «Persischen Liedern», was den Komponisten sehr zu ärgern schien, da er wohl vermeinte, noch manches andere Schöne geschaffen zu haben. Dennoch gaben mir sowohl die Komposition als der Vortrag desselben einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Talente der beiden Künstler. Durch diese Sängerin, welche zuvor bei der Grossfürstin für ihr Fach angestellt gewesen und nun an einen vornehmen, reichen und gebildeten russischen Herrn verheirathet war, wurde ich auch in das Haus des Herrn *Abaza* selbst eingeführt und mit Auszeichnung dort aufgenommen. Nebenher hatte sich auch ein Baron *Villinghof*, als musikalischer Dilettant und Enthusiast, bei mir eingeführt und mich mit Einladungen beehrt, bei deren einer ich mit *Ingeborg Stark*, der schönen, von Paris her mir bekannten klavierspielenden und Sonaten-komponirenden Schwedin, zusammen traf. Sie überraschte mich durch die unverschämteste Heiterkeit, mit welcher sie den Vortrag der Komposition des Herrn Barons laut lachend begleitete. Ausserdem zeigte sie mir ein sérieuses Air, da sie mit *Hans von Bronsart*, wie sie mir mittheilte, in Brautstand getreten sei. — *Rubinstein* selbst, mit dem ich freundliche Besuche gewechselt hatte, betrug sich durchaus anständig, wie mir jedoch schien, etwas leidend gegen mich, da er mich denn auch versicherte, dass er seine, namentlich durch *Stroff*'s Gegnerschaft ihm verleidete, Stellung in Petersburg aufzugeben beabsichtigte. Auch in die Kreise der Petersburger Kaufmannschaft glaubte man, zum Vortheil meines zunächst zu gebenden Benefice-Konzertes, mich einführen zu müssen; hierzu wurde der Besuch eines Konzertes im Saale des Kaufmanns-Vereines in das Werk gesetzt. Schon auf der Treppe empfing mich dort ein stark betrunkener Russe, welcher sich mir als der Kapellmeister vorstellte.

Dieser dirigirte mit einer kleinen Auswahl kaiserlicher Musiker u. a. die Ouvertüren zu Rossini's «Tell», und Weber's «Oberon», bei deren Ausführung die Pauken durch eine kleine Militär-Trommel ersetzt waren, was namentlich in der schönen Verklärungs-Stelle der Oberon-Ouverture einen wunderlichen Effekt hervorbrachte.

Wenn ich für meine eigenen Konzerte in Betreff des Orchester's sehr gut bedacht war, so hatte ich dagegen für die Sänger mich äusserst mühsam zu behelfen. Der Sopran war durch Fräulein *Bianchi* ganz erträglich vertreten; dagegen musste ich für die Tenor-Partie mit einem Herrn *Seloff* vorlieb nehmen, welcher zwar viel Muth aber so gut wie gar keine Stimme besass; dennoch ermöglichte er die Ausführung der Schmiede-Lieder aus «Siegfried», da er mir wenigstens durch seine Gegenwart den Anschein eines Gesanges lieferte, wenn gleich das Orchester einzig die effektuirende Wirklichkeit übernahm. Nach Beendigung der beiden Konzerte der philharmonischen Gesellschaft hatte ich mein eigenes Konzert im kaiserlichen Opernhause in Angriff genommen, für dessen materielle Arrangements mir ein pensionirter Musiker behülflich war, welcher in Séroff's Gegenwart oft lange Stunden in meiner wohlgeheizten Stube zugegen war ohne seinen enormen Pelz abzulegen; da wir ausserdem mit seiner Unfähigkeit grosse Noth hatten, fanden wir, dass er «das Schaf im Wolfspelz» vorstellte. Das Konzert selbst gelang über alle Erwartung gut, und nie glaube ich von einem Publikum so enthusiastisch aufgenommen worden zu sein, als es hier der Fall war, da sogleich der erste Empfang durch seine stürmische Andauer mich, was sonst so leicht nicht der Fall war, ausser Fassung brachte. Zu dieser enthusiastischen Stimmung des Publikum's schien mir die feurige Ergebenheit des Orchester's selbst viel beigetragen zu haben. Denn meine 120 Musiker waren es hauptsächlich, welche immer wieder den rasenden Sturm der Akklamation erneuerten, was in Petersburg wohl ein neues Erlebniss zu sein schien. Ausrufe wie: «gestehen wir, dass wir jetzt erst wissen was Musik ist» hatte ich von ihnen unter sich zu vernehmen. Diese ausserordentlich günstigen Dispositionen benutzte nun der Kapellmeister *Schuberth*, welcher bisher mit ziemlichem Anstande durch seinen geschäftlichen Rath mir behülflich gewesen war, zu der Aufforderung an mich, in seinem demnächst zu gebenden eigenen Benefice-Konzerte mit zu wirken. Etwas verdrieslich, da ich wohl erkannte, dass es ihm darauf ankomme eine jedenfalls zu erwartende neue glänzende Einnahme aus meiner Tasche in die seinige zu eskamotiren, glaubte ich jedoch auf den Rath meiner anderen Freunde ihm gewähren zu müssen,

und so wiederholte ich denn nach acht Tagen die gefälligsten Stücke meines Programmes vor einem gleich zahlreichen Publikum und mit demselben Erfolge, nur dass diesmal die schöne Einnahme von 3000 Rubeln für die Bedürfnisse eines schwächlichen Menschen berechnet waren, welcher zur unerwarteten Rache für diese an mir begangene Schmälerung noch in diesem Jahre durch den Tod von der Welt abberufen wurde.

Hiergegen hatte ich nun durch einen, mit dem dortigen Intendanten General *Lwoff* abgeschlossenen Vertrag, neuen Erfolgen und Einnahmen in *Moskau* entgegen zu sehen. Hier hatte ich, auf die mit 1000 Rubel garantirte Hälfte der Einnahme eines jeden, drei Konzerte im grossen Theater zu geben. Bei einem, mit neuem Frust abwechselnden, Thauwetter kam ich, erkältet, in einer schlecht gelegenen deutschen Pension verdriesslich und von Unbehagen gepeinigt an. Nachdem ich mit einem, trotz seiner am Halse getragenen Orden, mir sehr geringfügig erscheinenden Intendanten über die näheren Angelegenheiten verkehrt, mich auch mit einem russischen Tenoristen und einer emeritirten italienischen Sängerin über die schwierig auszuwählenden Gesangstücke einverstanden hatte, schritt ich alsbald zu den Orchester-Proben. Hier ward ich zunächst mit dem jüngeren *Rubinstein*, Anton's Bruder *Nikolaus*, bekannt, welcher, als Direktor der russischen musikalischen Gesellschaft, die Haupt-Autorität in seinem Fache für Moskau repräsentirte, und gegen mich sich durchgängig bescheiden und gefällig benahm. Das Orchester bestand aus den hundert Musikern, welche den kaiserlichen Dienst für italienische Oper und Ballet zu versehen hatten, und durchschnittlich von weit geringerer Qualität als die Petersburger waren. Doch traf ich unter ihnen eine kleine Anzahl wiederum sehr tüchtiger und mir leidenschaftlich ergebener Quartettspieler an, unter denen ich einen alten Bekannten aus der Riga'schen Zeit, den damals namentlich durch seinen Witz sich auszeichnenden Violoncellisten *von Lutzau* vorfand. Vorzüglich erfreute mich aber ein Violinist *Albrecht*, der Bruder desselben, der mich vor meiner Ankunft in Petersburg durch seine russische Pelzmütze erschreckt hatte. Diese wenigen vermochten jedoch nicht, den Umgang mit dem Moskauer Orchester mich nicht als ein künstlerisches Herabsinken empfinden zu lassen. Ich quälte mich ab ohne Freude daran zu haben, wozu noch der Aerger über meinen russischen Tenor kam, welcher in den Proben in einem rothen Hemde erschien, um mir seinen patriotischen Widerwillen gegen meine Musik zu erkennen zu geben, als er mit, den Italienern abgelernten, faden Manieren Siegfried's Schmiedelieder auf russisch zu singen hatte. Am Morgen des

ersten Konzerttages musste ich mich wegen stark eingetretenen katarrhalischen Fieber's für den Abend krank melden und das Konzert absagen lassen. In dem von Schneejauche überschwemmten Moskau schienen Veranstaltungen zur Bekanntmachung dieses Falles an das Publikum unmöglich gewesen zu sein, und ich erfuhr, dass die vergebliche Anfahrt der glänzendsten Equipagen, welche zu spät zurückgewiesen werden mussten, grosses und ärgerliches Aufsehen gemacht hatte. Nachdem ich mich zwei Tage ausgeruht, bestand ich jedoch darauf, die drei vertragsmässigen Konzertaufführungen in 6 Tagen vor sich zu bringen, zu welcher Anstrengung mich besonders auch der Eifer, mit dieser mir unwürdig dünkenden Expedition fertig zu werden, antrieb. Trotzdem das grosse Theater stets, und zwar von einer so prachtvoll sich ausnehmenden Versammlung, wie sie mir nicht wieder vorgekommen ist, angefüllt war, brachte ich es, in Folge der Berechnungen der kaiserlichen Intendanz, nicht über die mir garantirte Summe, wogegen ich durch die stets sehr glänzende Aufnahme meiner Leistungen, vor allem aber durch den auch hier wieder erregten Enthusiasmus der Musiker des Orchesters, mich entschädigt fühlte. Von den Letzteren erbat sich eine Deputation noch ein viertes Konzert; da ich dies abschlug, suchte man mich wenigstens noch zur Abhaltung einer «Probe» zu überreden, was mit Lächeln ebenfalls zurückgewiesen werden musste. Doch feierte mich das Orchester noch durch ein mir zu Ehren veranstaltetes Banket, wobei es schliesslich, nachdem *N. Rubinstein* sich in sehr schicklicher und warmer Rede hatte vernehmen lassen, zu ziemlich tumultuarischen Freuden-Bezeigungen kam. Jemand hatte mich auf seinen Rücken gesetzt und durch den Saal getragen; und nun entstand ein Geschrei, weil alle mir den gleichen Dienst leisten wollten. Hier wurde mir auch aus den Zusammenschüssen der Orchestermusiker das Ehrengeschenk einer goldenen Tabatière gemacht, auf welche das Wort aus «Siegmund's» Gesang in der «Walküre» eingravirt war: «Doch Einer kam». Ich erwiederte dieses Geschenk mit einem dem Orchester gewidmeten grösseren photographischen Portrait von mir, auf welchem ich den jener Stelle vorangehenden Vers aufschrieb: «Keiner ging.» — Ausser dieser Musikanten-Welt lernte ich, in Folge einer sehr bedeutungsvollen Empfehlung und Hinweisung auf ihn durch Frau *Kalergis*, einen Fürsten *Odoiewsky* kennen. In diesem Manne hatte ich, der Andeutung meiner Freundin gemäss, den edelsten der Menschen, der mich vollkommen verstehen würde, kennen zu lernen. In der That wurde ich von ihm, als ich nach stundenlanger, höchst beschwerlicher Fahrt in seiner bescheidenen

Wohnung anlangte, mit patriarchalischer Einfachheit am Mittagstisch seiner Familie empfangen. Von meinem Wesen und meinen Absichten ihn zu unterrichten fiel mir ausserordentlich schwer; dagegen er alles, was von Eindrücken von ihm zu erwarten sei, auf die Wirkung des Anschauen's eines Orgel-ähnlichen grossen Instrumentes setzte, welches er in einem grösseren Raume nach seinen Angaben hatte erfinden und anfertigen lassen. Leider war niemand da, der darauf spielen konnte; doch musste ich mir eine Vorstellung von dem nach einem eigenen System eingerichteten Gottesdienst machen, welchen er hier mit Unterstützung des Instrumentes allsonntäglich den Verwandten und Bekannten seines Hauses zum Besten gab. Immer noch meiner Gönnerin eingedenk, versuchte ich dennoch dem gemüthlichen Fürsten einen Einblick in meine Lage und das Ziel meiner Bestrebungen zu verschaffen; mit anscheinender Ergriffenheit rief er mir zu: «j'ai ce qu' il vous faut, parlez a Wolffsohn!» — Nach späterer Erkundigung, erfuhr ich, dass dieser mir zugewiesene Schutzgeist keineswegs ein Banquier, sondern ein jüdisch-russischer Romanschreiber war. —

Bei alledem schienen sich meine Einnahmen, namentlich wenn ich eine noch mögliche grosse Einnahme in Petersburg mit hinzurechnete, genügend herauszustellen, um das Projekt meines Hauskaufes in Biebrich zur Ausführung zu bringen, weshalb ich noch von Moskau aus, welches ich nun nach einem zehntägigen Aufenthalte verliess, an meinen Bevollmächtigten in Wiesbaden hierüber ein Telegramm sendete. Auch an *Minna*, welche sich über die Kosten ihrer Dresdener Ansiedelung beklagte, übersandte ich jetzt 1000 Rubel.

Hiergegen traf ich sogleich bei meiner Wiederankunft in Petersburg auch grosse Verdrieslichkeiten. Man rieth mir allgemein von einem zweiten Benefice-Konzerte, welches ich für den 2. Ostertag bestimmt hatte, ab, weil dieser Tag von der russischen Gesellschaft, Gewohnheit gemäss, zur Privat-Geselligkeit verwendet werde. Zudem hatte ich es nicht verhindern können, für ein auf den dritten Tag nach dem meinigen angekündetes, Konzert zum Besten der Petersburger Schuldgefangenen zuzusagen, da ich namentlich durch Grossfürstin *Helene* dringend hierzu aufgefordert war. Für dieses letztere war ganz Petersburg schon Ehren halber engagirt, da es unter hohem Protektorate stand, und während alle Plätze zu demselben im Voraus verkauft waren, hatte ich bei einem sehr leeren Saale im adeligen Casino mich mit einer Einnahme zu begnügen, welche glücklicher Weise wenigstens die Kosten deckte. Dafür ging es in dem Konzerte für die Schuldgefangenen desto

festlicher her: General *Simarof*, ein Mann von vollkommenster Schönheit, dazu Gouverneur von Petersburg, überreichte mir als Dank der Schuldgefangenen ein sehr schön gearbeitetes silbernes Trinkhorn. — So begab ich mich denn auf das Abschiednehmen, wobei sich Fräulein *von Rhaden* durch Bezeigung grosser Theilnahme für mich hervorthat. Um den Verlust meiner zuletzt erwarteten Einnahme zu vergüten, übersandte die Grossfürstin mir durch sie 1000 Rubel, mit der Andeutung, bis zur Besserung meiner äusseren Lage, das gleiche Geschenk jährlich wiederholen zu wollen. Beim Antreffen so guter Dispositionen für mich hatte ich zu bedauern, dass das hiermit angetretene Verhältniss nicht gründlichere und erspriesslichere Folgen haben sollte. Ich liess der Grossfürstin durch Fräulein von Rhaden den Vorschlag machen, mich jedes Jahr auf einige Monate nach Petersburg kommen zu lassen, um dort sowohl für Konzerte als Theater-Aufführungen mich mit meinen ganzen Fähigkeiten in Verwendung zu bringen, wofür sie mir einen eben nur genügenden Jahres-Gehalt zu zahlen haben würde. Hierauf wurde mir ausweichend geantwortet. Noch am Tage vor meiner Abreise theilte ich demnach der liebenswürdigen Fürsprecherin meinen Plan einer Niederlassung in Bieberich mit, wobei ich ihr meine Bangigkeit davor nicht verbarg, dass, wenn ich mein hier gewonnenes Geld darauf verwendet hätte, meine Lage dieselbe wie früher sein würde; was mir die Besorgniss eingäbe, ob ich jenen projektirten Hausbau nicht lieber unterlassen möchte: worauf ich die feurige Antwort erhielt: »bauen Sie und hoffen Sie.« Im letzten Augenblick vor der Fahrt nach dem Bahnhofe, erwiderte ich ihr dankend in gleicher Weise, dass ich jetzt wüsste, was ich zu thun hätte. So fuhr ich Ende April, von *Séroff* und den enthusiastischen Musikern des Orchesters mit herzlichen Segenswünschen entlassen, durch die russische Oede, ohne Riga, wohin man mich zu einem Konzerte eingeladen hatte, zu berühren, den langen Weg dahin, um zunächst an der Grenze, der Station Wirballen, ein nachgesandtes Telegramm des *Frl. von Rhaden* in Empfang zu nehmen, worin sie mir in Bezug auf meine zuletzt hinterlassenen Zeilen zurufen zu müssen glaubte: »nicht zu kühn,« was mir denn genug sagte, um gegen die Ausführung meines Hausbau-Projektes wiederum Bedenken aufkeimen zu lassen.

Ohne weitere Verzögerung gelangte ich nach Berlin, wo ich sofort mich nach *Bülow's* Wohnung begab. Ich hatte in den letzten Monaten durchaus keine Nachrichten von *Cosima's* Befinden erhalten, und meldete mich jetzt, von grosser Bangigkeit bewegt, an der Thüre, durch

welche ich von dem Mädchen nicht eingelassen werden sollte: «die gnädige Frau sei nicht wohl;» — «ist sie wirklich krank?» frug ich; als ich hierauf eine lächelnd ausweichende Antwort erhielt, begriff ich zu meiner Freude den Stand der Dinge, und eilte freudig Cosima zu begrüssen, welche, seit länger bereits von ihrer Tochter *Blandine* entbunden, jetzt in voller Genesung begriffen war, und nur gegen die gewöhnlichen Besuche sich abgeschlossen hatte. Alles schien gut zu stehen, auch *Hans* war heiter, da er durch die russischen Erfolge mich für längere Zeit als von Sorgen entbunden betrachten wollte. Diese Annahme konnte ich jedoch immer nur für berechtigt halten, wenn ich meinen Wunsch, alljährlich nach Petersburg für einige Monate zu wiederholter Wirksamkeit berufen zu werden, erfolgreich beachtet fand. Hierüber belehrte mich jetzt aber ein, jenem Telegramm nachgesandter, ausführlicherer Brief des Frl. von Rhaden, dahin, dass ich auf keinerlei Zusage zu rechnen habe. Dieser bestimmten Weisung zur Folge hatte ich nun den Rest meines russischen Gewinns, welcher nach Abzug der Kosten meines Aufenthaltes und meiner Reisen, so wie der bereits an *Minna* versandten und an meinen Wiesbadener Möbel-Händler bezahlten Gelder, sich auf nicht viel mehr über 4000 Thaler belief, ernstlich in Berechnung zu ziehen, wobei natürlich der Plan des Ankaufes eines Grundstückes und des Baues eines Hauses aufgegeben werden musste. *Cosima*'s vortrefflichstes Befinden und heiterste Stimmung liess jedoch bei mir für jetzt keine Sorgen aufkommen, wir fuhren wieder in einem prächtigen Wagen, in übermüthigster Laune, durch die Alleen des Thiergartens, dinirten im Hôtel de Russie nach Herzenslust, und nahmen an, dass die schlechten Zeiten vorbei seien.

Zunächst hatte ich mich jeden Falls nach Wien zu wenden. Von Kurzem hatte ich zwar von dort her schon die Anzeige erhalten, dass, und diess Mal aus Gründen der Angegriffenheit von Frau *Dustmann*, der «Tristan» wieder hätte zurückgelegt werden müssen. Um diese wichtige Angelegenheit näher im Auge zu behalten, wohl aber auch, weil ich mit keinem anderen deutschen Orte noch in so nahe künstlerische Verbindung getreten war als mit Wien, hielt ich diesen Punkt für jetzt als den mir anständigsten Aufenthalt fest. *Tausig*, den ich hier in vollster Blüthe jetzt wieder antraf, bestätigte mich hierin auf das Angelegentlichste und bestimmte mich auch dadurch, dass er sich anheischig machte, gerade in der Umgebung von Wien mir am Besten die angenehme und ruhige Wohnung verschaffen zu können, auf die ich mein Haupt-Augenmerk gerichtet hatte. Diess gelang ihm vermittelst seines Hauswirthes

in ganz erwünschter Weise. Das sehr freundliche Haus eines alten Herrn Baron von *Rackowitz* in *Penzing*, in welchem mir der ganze obere Raum, nebst dem ausschliesslichen Genuss eines nicht unbeträchtlichen schattigen Gartens, zur Verfügung gestellt wurde, bot mir, gegen eine Jahresmiethe von 1200 Gulden, ein sehr erfreuliches Unterkommen. — Als den Hausmeister lernte ich *Franz Mrazek*, einen sehr zuthulichen Menschen kennen, welchen ich mit seiner Frau, *Anna*, einer sehr begabten und einschmeichelnden Person, sofort in meine Dienste nahm, in welchen sie für längere Jahre hindurch unter wechselnden Schicksalen verblieben. Jetzt hiess es denn wieder Geld ausgeben, um mir das lang ersehnte Asyl für Ruhe und Arbeit behaglich her zu richten. Aus Bieberich liess ich den letzten Rest des mir erhaltenen Hausrathes, so wie die zu dessen Vervollständigung angeschafften Mobilien mit meinem Erard'schen Flügel, mir zuschicken. Bei schönstem Frühlingswetter zog ich am 12. Mai in die freundliche Wohnung ein, und verlor zunächst manche Zeit durch die Aufregung, in welche ich durch die Sorge für die Einrichtung meiner behaglichen Wohnräume gerieth. Hier begründeten sich meine Beziehungen zu *Philipp Haas & Söhne*, welche mit der Zeit bedenkliche Verhältnisse annehmen sollten. Für jetzt versetzte mich jede Bemühung um meine, von mir für so hoffnungsreich angesehene Niederlassung, in die beste Laune. Das Musikzimmer, mit dem angekommenen Flügel und verschiedenen Kupferstichen nach *Raphael*, welche mir bei der Bibericher Theilung zugefallen, war bereits hergestellt, als ich am 22. Mai meinen fünfzigsten Geburtstag beging, und hierzu des Abends eine Serenade mit »Lampions« vom kaufmännischen Gesangvereine gebracht erhielt, welchem sich eine Deputation von Studenten angeschlossen hatte, von denen ich mit feuriger Anrede begrüsst wurde. Ich hatte für Wein gesorgt, und hiermit lief alles vortrefflich ab. Von dem Ehepaar *Mrazek* ward meine Haushaltung ganz erträglich besorgt; *Anna* machte es durch ihre Küchenkünste sogar möglich, dass ich *Tausig* und *Cornelius* öfters bei mir zu Tisch sehen konnte.

Leider traten jetzt nochmals grosse Störungen ein, welche mir *Minna* durch heftige Vorwürfe über alles, was ich that, bereitete. Da ich mir vorgenommen hatte, ihr niemals selbst mehr zu antworten, schrieb ich auch diesmal nur an ihre, immer noch vor sich verheimlichte, Tochter *Natalie*, indem ich auf die Entscheidung des vorigen Jahres verwies. — Wie sehr ich, auf der anderen Seite, gerade jetzt, einer gewissen weiblichen Pflege und Führung des Hausstandes bedürftig war, erhellte mir selbst, als ich an *Mathilde Maier* in Mainz den unbefangenen Wunsch

aussprach, sie möge zu mir kommen, um das mir Fehlende in schicklicher Weise zu ersetzen. Ich musste diese gute Freundin für so verständig halten, dass sie ohne irgend welche Scham zu empfinden meinen Gedanken hierbei richtig erkennen würde. Hierin mochte ich mich wohl auch nicht getäuscht haben; nur hatte ich ihre Mutter und sonstige bürgerliche Umgebung nicht richtig in Anschlag gebracht. Sie schien durch meine Aufforderung in die höchste Aufregung gebracht worden zu sein, welcher sich endlich ihre Freundin *Luise Wagner* dahin bemächtigte, dass sie, mit bürgerlichem Verstande und Präzision, einfach mir den guten Rath ertheilte, zunächst von meiner Frau mich scheiden zu lassen, wonach alles Uebrige dann leicht sich arrangiren lassen würde. Hierüber heftig erschrocken, nahm ich sofort meine Aufforderung als unüberlegt zurück, und suchte die entstandenen Aufregungen so gut wie möglich zu beruhigen. — Andrerseits fuhr, wie bisher so auch jetzt, *Friederike Meyer* fort, wenn auch ganz gegen ihren Willen, so doch durch ihr mir ganz unbegreifliches Schicksal, mich sehr zu beunruhigen. Nachdem sie im vergangenen Winter mehrere Monate, wie es schien zu ihrem Gedeihen, in Venedig zugebracht, hatte ich von Petersburg aus ihr den Wunsch zu erkennen gegeben, sie möge bei Bülow's in Berlin mit mir zusammen treffen, wobei ich das freundliche Interesse, welches *Cosima* für sie gefasst hatte, reiflich in Anschlag brachte, um auch mit dieser gemeinschaftlich zu erwägen, in welcher Weise für die Ordnung der auffällig gestörten Lebenslage der Freundin zu helfen sei. Zu diesem Zusammentreffen war sie nicht erschienen; dagegen meldete sie mir, dass sie für jetzt, wo ihre noch sehr leidende Gesundheit ihre theatralische Laufbahn ernstlich hemme, bei einer Freundin in Coburg sich niedergelassen habe, und durch gelegentliches Auftreten auf dem dortigen kleinen Theater sich zu souteniren suche. Eine Einladung, wie ich sie an Mathilde Maier gestellt hatte, konnte ich ihr aus vielen Gründen wohl nicht zukommen lassen. Dagegen hegte sie den heftigen Wunsch, mit mir auf kurze Zeit noch ein Mal zusammen zu kommen, wobei sie mir versicherte, sie würde mich dann für immer in Ruhe lassen. Mir musste es zwecklos und abenteuerlich erscheinen, sofort ihre Bitte zu gewähren; doch stellte ich dies für etwas später in Aussicht. Sie wiederholte im Verlaufe des Sommers von verschiedenen Orten aus dasselbe Verlangen, bis ich, im Spätherbste dazu bestimmt ein Konzert in Karlsruhe zu geben, ihr diese Zeit und diesen Ort für die gewünschte Begegnung in Aussicht stellte. Hierauf habe ich von dieser seltsamen und anregenden Freundin nie auch nur die mindeste Mittheilung mehr er-

halten, so dass ich mit ihr, deren Aufenthalt mir ebenfalls unbekannt blieb, jede Verbindung abgebrochen sah. Erst nach mehreren Jahren ward mir das Geheimniss ihrer allerdings höchst schwierigen Lage bekannt, nach welchen Mittheilungen ich schliessen musste, dass sie im Betreff ihres Verhältnisses zu jenem Herrn *von Guaita* mir die Wahrheit zu sagen sich gescheut hatte. Demnach hatte jener Mann bei weitem ernstlichere Ansprüche an sie, als ich vermuthet hatte, und jetzt war sie, wie es schien, durch die Noth ihrer Lage gedrängt worden, dem immerhin ernstlich ihr anhängenden Manne als letztem Freunde sich zu übergeben. Ich erfuhr, dass sie — man glaubte sogar, Herrn von Guaita «still» angetraut — mit zweien Kindern, nicht nur vom Theater, sondern auch von der Welt gänzlich zurückgezogen, auf einem kleinen Gütchen am Rhein ihr Leben unbemerkt zubringe.

Noch war ich aber jetzt zu der feierlich umständlich vorbereiteten Arbeitsruhe nicht gelangt. Das Erlebniss eines Diebstahls, welcher durch Einbruch an der, von den Moskauer Musikern mir geschenkten goldenen Dose begangen wurde, rief mir wieder den Wunsch des Besitzes eines Hundes zurück: mein freundlicher alter Hausherr überliess mir hierfür seinen alten, von ihm bereits sehr vernachlässigten Jagdhund, genannt *Pohl*, eines der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Thiere, welche je sich mir zugesellt haben. Mit ihm machte ich mich alltäglich auf starke Fuss-Promenaden, wozu die höchst angenehme Umgebung mir die befriedigendsten Veranlassungen bot. Ausserdem blieb ich für jetzt noch ziemlich einsam, da *Tausig* durch eine schwere Erkrankung auf lange Zeit an sein Bett gefesselt war, und *Cornelius* ebenfalls an einer Fuss-Wunde litt, die er sich bei einem Besuche in Penzing durch unvorsichtiges Herabsteigen vom Omnibus zugezogen hatte. In freundschaftlichem Umgange blieb ich stets mit *Standhartner* und dessen Familie; auch hatte sich der jüngere Bruder *Heinrichs Porges*, Fritz, als angehender Arzt und recht angenehmer Mensch, schon bei Gelegenheit der Serenade des kaufmännischen Gesangvereines, welche er veranlasst hatte, zu mir gesellt.

Ich hatte mich davon überzeugt, dass an eine Wiederaufnahme des «Tristan» im Operntheater nicht mehr zu denken sein würde, da, wie ich erfuhr, die Angegriffenheit der Frau *Dustmann* nur ein Vorgeben, die vollständige Stimmlosigkeit des Herrn *Ander* aber der wahre Grund der letzten Unterbrechung gewesen war. Der ehrliche Kapellmeister *Esser* suchte mich zwar stets dazu zu überreden, dass ich die Partie des «Tristan» einem anderen Tenoristen des Theaters, Namens *Walther*,

übergeben sollte; dieser war mir jedoch so widerwärtig, dass ich mich selbst nicht dazu entschliessen konnte, ihn ein Mal im «Lohengrin» anzuhören. So liess ich denn diese Angelegenheit jetzt gänzlich in Vergessenheit gerathen, und suchte mich einzig zur Wieder-Aufnahme meiner Arbeit an den «Meistersingern» zu stimmen. Somit nahm ich denn zunächst die Instrumentirung des fertig komponirten Theiles des ersten Aktes, von welchem ich zuvor nur einige Bruchstücke aufgesetzt hatte, wieder vor. Zugleich aber schlich sich, beim Herannahen des Sommer's, wiederum die Sorge um mein künftiges Auskommen in alle meine Empfindungen von der Gegenwart ein: bei der Erfüllung meiner Verpflichtungen, namentlich auch gegen *Minna*, ersah ich, dass ich bald wieder an Unternehmungen für Geldgewinn werde denken müssen.

Somit kam mir schon jetzt eine mich überraschende Einladung der Direktion des Pester National-Theater's zu zwei von mir dort zu gebenden Konzerten durchaus nicht ungelegen. Dem zu Folge begab ich mich Ende Juli nach der Hauptstadt Ungarn's, wurde dort von dem Intendanten *Radnodfay*, gänzlich unbekannter Weise, empfangen, und erhielt durch *Remenyi*, einem von *Liszt* seiner Zeit protegirten, in Wahrheit nicht ungenialen Geigen-Virtuosen, welcher sich gränzenlos leidenschaftlich für mich gebärdete, die Aufklärung, nach welcher er ganz von sich aus meine Berufung veranlasst hätte. Obwohl hierbei nicht viel für mich zu gewinnen war, da ich für jedes der beiden Konzerte mit 500 Gulden mich zu begnügen bereit erklärt, hatte ich doch über das Gelingen des Konzertes selbst, und die grosse Theilnahme des Publikum's an demselben, mich zu erfreuen. Ich lernte hier, wo man noch in strengster magyarischer Opposition gegen Oesterreich lebte, einige stattlich, gut begabte junge Männer kennen, unter welchen Herr *Rosti* mir in freundlicher Erinnerung geblieben ist. Diese bereiteten mir eine idyllische Feier durch ein Gastmahl, abgehalten von wenigen Vertrauten, auf einer Insel der Donau, wo wir uns unter einer uralten Eiche, wie zu einer patriarchalischen Feier, niederliessen. Die Festrede hatte ein junger Advokat, dessen Namen ich leider vergessen habe, übernommen, welcher hierbei nicht nur durch das Feuer seines Vortrages, sondern namentlich auch durch den wirklich erhabenen Ernst seiner Gedanken, die auf einer vollkommenen Kenntniss aller meiner Arbeiten und Wirksamkeiten fussten, mich in Staunen und grosse Ergriffenheit versetzte. Die Rückfahrt ging auf der Donau wieder in den kleinen schnell fahrenden Kähnen des Ruderer-Vereines, zu welchem meine Gastgeber gehörten, vor sich, und hier erlebten wir nun die Wirkungen eines orkanartigen Gewitter-

Sturmes, welcher den mächtigen Strom in die wildeste Bewegung setzte. Eine einzige Dame, die Gräfin *Bethlen-Gabor*, begleitete uns hierbei, und befand sich mit mir in dem schmalen Kahne, welchen *Rotti* nebst einem Freunde als Ruderer leitete. Diese Beiden waren nur von der Angst besessen, ihr Kahn möge an einem der Holzflösse, auf welche uns die Fluth zutrieb, zerschmettert werden, und gaben sich desshalb die äusserste Mühe von diesen Flössen sich fern zu halten, während ich die einzige Rettung, namentlich auch der neben mir sitzenden Dame, darin erah, dass wir uns auf ein solches Floss hinüber begeben könnten. Um diess gegen den Wunsch unserer Ruderer zu bewirken, erfasste ich mit der einen Hand, als wir daran streiften, den hervorragenden Pflock eines Flosses, und hielt damit das Schiff fest; während die beiden Ruderer aufschrieen, die «Ellida» sei verloren, hob ich schnell meine Dame aus dem Boot auf das Floss, liess meine Freunde getrost «Ellida» retten, und schritt nun, über die Flösse hinweg, endlich dem Ufer entlang, durch den furchtbarsten Sturm-Regen, aber doch sicher und fest, der Stadt zu. Mein Benehmen bei dieser Gefahr verfehlte nicht das Ansehen, in welchem ich bei meinen Freunden stand, einiger Maassen zu vermehren; worauf es denn noch zu einem feierlichen Bankett in einem öffentlichen Garten kam, zu welchem sich eine grosse Anzahl von Theilnehmern eingefunden hatte. Hier wurde ich denn ganz ungarisch behandelt. Eine enorme Zigeuner-Musik-Bande war aufgestellt, und empfing mich bei meiner Annäherung mit dem Rakoczy-Marsche, welchen stürmische «Eljen's» der Gesellschaft begleiteten. Auch hier wurde sehr feurig beredt und kenntnissvoll von mir und meiner Wirksamkeit, welche weit über Deutschland hinausreiche, gesprochen. Die Einleitungen dieser Reden waren stets in ungarischer Sprache, und hatten zur Entschuldigung dafür zu dienen, dass man die eigentliche Rede dem Gaste zu Liebe deutsch halten würde. Auch wurde ich hierbei nicht «Richard Wagner», sondern «Wagner Richard» genannt.

Aber auch die oberste Militär-Behörde liess es nicht fehlen, in der Person des Feldmarschall's *Coronini* mir eine Huldigung darzubringen: ich ward von dem Grafen zu einer Vorstellung sämmtlicher Militär-Musikkräfte auf das Schloss von Ofen geladen, wo ich von ihm und seiner Familie sehr verbindlich empfangen, mit Gefrorenem traktirt, und zur Anhörung eines Konzertes von sämmtlichen Musikchören vom Balkon aus geleitet wurde. — Der Eindruck von diesem Allen erfrischte mich sehr, so dass es mir fast leid that, aus dem jugendlich belebenden Elemente, in welchem sich Pest gezeigt hatte, mich in mein stummes,

muffiges Wiener Asyl wieder zurück begeben zu müssen. — Auf meiner Rückreise, im Anfang August, traf ich für einen Theil der Fahrt mit Herrn *von Seebach*, dem von Paris her mir bekannten, freundlichen sächsischen Gesandten zusammen. Dieser beklagte sich über ungeheure Einbussen, welche er durch die schwierige Verwaltung seiner angeheiratheten, in Süd-Russland gelegenen Güter, von denen er jetzt soeben zurückkehre, erlitten habe; wogegen ich ihn über meine eigene Lage zu beruhigen suchte, was ihm sehr wohl gefiel.

Die kleine Einnahme aus den Pester Konzerten, von welchen ich sogar nur die Hälfte zurückbringen konnte, vermochte mich nicht sonderlich bei meinem Blick in die Zukunft zu beruhigen. Jetzt, nachdem Alles auf eine, wie ich vermeinte, dauernde Niederlassung verwendet war, handelte es sich darum, mich einer jährlichen sicheren, wenn auch nicht übermässigen, Gehalts-Einnahme zu versichern. Während ich hierfür meine Verbindungen mit Petersburg, und meinen auf diese gegründeten Plan, noch keineswegs aufzugeben mich gedrungen fühlte, kam es mir dennoch bei, die Versicherungen jenes *Rémények*, welcher sich eines grossen Einflusses auf die ungarische Magnaten-Welt rühmte, nicht gänzlich unbeachtet zu lassen, als er mir erklärte, dass es gewiss nichts Grosses sei, mir eine solche Pension mit ähnlichen Verpflichtungen, wie ich sie für Petersburg im Auge hätte, für Pest zu erwirken. Wirklich besuchte er mich schon bald nach meiner Rückkehr in Penzing, und zwar in Begleitung seines Adoptiv-Sohnes, des jungen *Plotenyi*, dessen ausgezeichnete Schönheit und Liebenswürdigkeit auf mich einen sehr freundlichen Eindruck machte. Dem Adoptiv-Vater selbst, obwohl er durch einen sehr genialen Vortrag des Rakoczy-Marsches auf der Violine sich meine grosse Anerkennung erwarb, musste ich jedoch bald anmerken, dass er mit seinen grossartigen Versprechungen es mehr auf einen augenblicklichen Eindruck auf mich, als auf eine dauernde Wirkung abgesehen hatte. Ich verlor ihn später, seiner Absicht entgegenkommend, aus dem Auge.

Während ich mich wieder mit Plänen für Konzertreisen beschäftigen musste, genoss ich einstweilen bei grosser Hitze meinen schattigen Garten, und begab mich mit meinem treuen Hunde *Pohl* allabendlich auf grössere Wanderungen, von denen die Sennerei zu St. Veit, mit schönem Milch-Genuss, mir die meiste Erquickung bot. Mein kleiner Freundeskreis beschränkte sich dabei immer auf *Cornelius*, und den endlich wieder genesenen *Tausig*, welcher Letztere jedoch durch seinen Umgang mit reichen österreichischen Offizieren mir für längere Zeit

wieder verschwand. Dagegen stellte sich, neben dem jüngeren, für einige Zeit auch der ältere *Porges* zu häufigen Ausflügen mit ein. Auch meine Nichte *Ottilie Brockhaus*, bei der von Seiten ihrer Mutter ihr befreundeten Familie *Heinrich Laube's* wohnend, erfreute mich zu Zeiten durch ihren Besuch.

So oft ich mich jedoch ernstlich an meine Arbeit begab, stachelte mich immer wieder die bange Besorgniss für die ruhige Erhaltung meiner Tage auf. Da eine neue Reise nach Russland erst für die Osterzeit des nächsten Jahres in Anschlag gebracht werden konnte, hatte ich zunächst nur deutsche Städte für meine Zwecke vor mir. Von mancher Seite her, z. B. von Darmstadt, erhielt ich durchaus abschlägige Antwort; von Karlsruhe, wohin ich mich unmittelbar an den Grossherzog gewandt hatte, wurde mir für jetzt verzögernd geantwortet. Am meisten gerieth meine Zuversicht in das Schwanken, als ich auf meine schliessliche Anfrage in Petersburg, im Betreff des dort vorgelegten Planes, durch dessen Annahme ich einer geordneten Gehaltzahlung versichert worden wäre, eine durchaus abschlägige Antwort erhielt. Dort war es nun die im laufenden Sommer ausgebrochene polnische Revolution, welche, wie mir versichert wurde, alle Kräfte zu künstlerischen Unternehmungen lähmte. — Erfreulicher lauteten Nachrichten aus *Moskau*, wo man mir im nächsten Jahre einige gute Konzerte in Aussicht stellte. Jetzt entsann ich mich denn auch einer sehr zuversichtlichen Hinweisung auf *Kiew*, welches mir durch den Sänger *Seloff* als höchst lohnend empfohlen worden war. Auch hierüber trat ich in Correspondenz, und wurde ebenfalls auf die Ostern des nächsten Jahres, wo in Kiew sich der ganze kleine russische Adel versammelt, verwiesen. Das waren nun ferne Pläne, deren Ausführung, wenn ich sie jetzt in Ueberlegung zog, mir bereits alle Arbeitsruhe zu nehmen im Stande war. Jedenfalls hatte ich schon für eine lange Zeit bis dahin, wie für mich, so auch für *Minna* zu sorgen. Etwaige Aussichten auf eine Stellung in Wien konnte ich nur mit grösster Vorsicht auffassen, so dass mir beim Herannahen des Herbstes für jetzt nichts übrig blieb, als durch Aufnahme von Geld mir zu helfen, wobei, als in diesen Dingen ausserordentlich erfahren, *Tausig* mir zu Hülfe kam.

Wohl musste mir schon der Gedanke ankommen, dass ich auch meine Penzinger Niederlassung wiederum aufzugeben hätte; nur frag es sich stets, wohin? Keimte die Lust zum Komponiren ein Mal wieder auf, so drängte sich immer von Neuem die Sorge dazwischen und verwies mich, da es immer nur den Aufschub von Tag zu Tag galt, auf das

Studium der »Geschichte des Alterthum's« von *Dunker*. Endlich verschlang alle meine Zeit die Correspondenz um Konzerte. Zunächst musste *Heinrich Porges* wiederum für Prag arbeiten; er stellte mir jedoch auch ein Konzert in *Löwenberg*, bei sehr guten Dispositionen des dortigen Fürsten von *Hohenzollern*, in aussichtsvolle Berechnung. Auch ward ich auf *Hans von Bronsart* hingewiesen, welcher damals in Dresden eine Privat-Orchester-Gesellschaft leitete. Mit grosser Ergebenheit ging dieser auf meine Vorschläge ein, und es wurde zwischen uns die Zeit und das Programm eines von mir in Dresden zu dirigirenden Konzertes verabredet. Da nun noch der Grossherzog von *Baden* mir sein Theater für ein im November in Karlsruhe zu gebendes Konzert zur Verfügung stellte, glaubte ich in diesem Betreff für jetzt genug gethan zu haben, um auch nach anderer Seite hin einen Angriff zu machen. Ich verfasste für die *Uhl-Fröbel*'sche Zeitung, der »Botschafter«, einen grösseren Artikel über das kaiserliche Hofoperntheater in Wien, in welchem ich Vorschläge zur gründlichen Reform dieses so sehr missleiteten Institutes bekannt gab, deren Vortrefflichkeit sogar von der Presse allgemein anerkannt wurde. Selbst in den höheren administrativen Kreisen schien ich einige Wirkung hervorgerufen zu haben; denn bald erfuhr ich, durch meinen Freund *Rudolf Liechtenstein*, dass man mit ihm wegen der Uebernahme der Intendanten-Stelle in einiges Vernehmen getreten war, was jedenfalls damit im Zusammenhange stand, dass man auch für mich eine Berufung zur Leitung des Hofoperntheater's in Erwägung gezogen hatte. Unter den Gründen zum Fallenlassen des Projektes machte sich auch, wie Liechtenstein mir mittheilte, die Befürchtung geltend, man würde unter dessen Intendanz wohl nur noch »Wagner'sche Opern« zu hören bekommen. —

Endlich that es mir wohl, aus der Beklommenheit meiner Lage mich durch den Aufbruch zu meinen Konzertreisen zu befreien. Zunächst, Anfangs November, gelangte ich nach Prag um dort abermals mein Glück in Bezug auf eine gute Einnahme zu versuchen; leider hatte hier *Heinrich Porges* diesmal die Vorbereitungen nicht in die Hand nehmen können, und seine Stellvertreter, in Schulen sehr beschäftigte Lehrer, waren der Sache nicht im gleichen Maasse gewachsen gewesen. Die Kosten hatten sich gesteigert, aber die Einnahme verringert, weil man die früheren hohen Preise nicht wiederum gewagt hatte. Ich wünschte das Fehlende durch ein zweites Konzert, wenige Tage darauf gegeben, eingebracht zu wissen: hierauf bestand ich, obwohl man mir davon abrieth, wobei, wie es sich zeigte, meine Freunde im Rechte waren.

Die Einnahme deckte diessmal kaum die Kosten, und da ich genöthigt gewesen war, das im ersten Konzert gewonnene Geld zur Auslösung eines in Wien zurückgelassenen Wechsels von mir zu schicken, blieb mir jetzt zur Bezahlung meiner Gasthof-Rechnung und meiner Weiterreise nur übrig, das Anerbieten eines sich als Protektor gebärdenden Banquiers zur Hülfe aus der Verlegenheit anzunehmen. — In der diesen Vorgängen entsprechenden Stimmung lenkte ich nun meine Reise nach Karlsruhe, und diess zwar unter höchst mühseligen Umständen, über Nürnberg und Stuttgart, bei grosser Kälte und unter stäten Verzögerungen. Hier in Karlsruhe versammelten sich sogleich verschiedene Freunde um mich, welche der Ruf des Vorhabens hieher gezogen hatte. *Richard Pohl* aus Baden, der nie fehlte, *Mathilde Maier*, Frau *Betty Schott*, meine Verlegerin, selbst *Raff* aus Wiesbaden und *Emilie Genast*, sogar der damals vor kurzem in Stuttgart als Kapellmeister angestellte *Karl Eckert*, fanden sich ein. Für das erste, am 14. November stattfindende Konzert, hatte ich sofort mit den Sängern meine Noth, da der Baritonist *Hauser*, für «Wotan's Abschied» und «Hans Sachs'» Schuster-Lied, erkrankt war, und für ihn ein stimmloser aber sehr routinirter Vaudeville-Sänger eintreten musste, — was nach *Eduard Devrient's* Ansicht gar nichts ausmachte. Dieser Letztere, mit welchem ich nur im alleroffiziellsten Sinne zu verkehren hatte, war übrigens für die Herstellung namentlich des Orchesterbaues nach meinen Angaben sehr korrekt besorgt gewesen. Von der Seite des Orchester's her hatte überhaupt das Konzert einen sehr guten Verlauf, so dass der Grossherzog, welcher mich in seiner Loge sehr wohlwollend empfangen hatte, eine Wiederholung der Aufführung in acht Tagen wünschte. Ich sprach hiergegen sogleich meine Bedenken aus, da mich bereits meine Erfahrungen gelehrt hatten, dass der starke Besuch von derlei Konzerten, namentlich bei hohen Preisen, allergrössten Theiles stets nur durch die Neugierde der oft von weit her zusammentreffenden Zuhörer sich erklären lasse, wogegen die eigentlichen Kunstverständigen und für die Sache selbst sich Interessirenden immer nur eine geringe Anzahl ausmachten. Der Grossherzog bestand jedoch darauf, da er seiner Schwiegermutter, der Königin *Augusta*, welche in wenigen Tagen ankommen werde, den Genuss meiner Leistung darbieten wollte. Besonders lästig war es mir, die lange Zeit in meinem Karlsruher Gasthof allein zuzubringen, als mir *Marie Kalergis*, soeben verheirathete *Moukhanoff*, welche sich zu meiner Freude ebenfalls eingefunden hatte, mit einer Einladung nach Baden-Baden, wo sie jetzt residirte, freundlich entgegenkam. Dort empfing mich meine

Freundin sofort im Bahnhof, und bot mir ihre Begleitung nach der Stadt an, welche ich ablehnen zu müssen glaubte, da ich mich in meinem «Räuberhute» nicht anständig genug ausnehmen dürfte; mit der Versicherung «wir tragen hier alle solche Räuberhüte», hing sie sich jedoch in meinen Arm, und so gelangten wir in die Villa von *Pauline Viardot*, wo wir das Diner einnehmen mussten, da meine Freundin in ihrem eigenen Hause noch nicht genügend eingerichtet war. An der Seite meiner alten Bekannten, lernte ich jetzt den russischen Dichter *Turgenjeff* kennen; ihren eigenen Gemahl stellte mir Mme. *Moukhanoff* mit dem Bedenken darüber vor, was ich zu dieser Heirath sagen würde. Sie bemühte sich, von ihrer welterfahrenen Umgebung unterstützt, während unseres Zusammenseins's eine erträgliche Unterhaltung in's Werk zu setzen. Von der vortrefflichen Absicht meiner Freundin und Gönnerin sehr befriedigt, verliess ich für diessmal Baden, um meine Zeit durch einen kleinen Abstecher nach Zürich auszufüllen, wo ich nochmals im Hause der Familie *Wesendonck* mich einige Tage auszuruhen suchte. Einen Gedanken, mir in meiner aufrichtig vor ihnen besprochenen Lage behülflich zu sein, sah ich bei meinen Freunden nicht aufkeimen. So wendete ich mich nach Karlsruhe zurück, wo ich am 19. November mein zweites Konzert, wie voraus gesehen, vor schwach besetztem Saale abhielt. Nur die Königin *Augusta* sollte, nach der Meinung des grossherzoglichen Paares, mir etwa aufkommende unangenehme Eindrücke zerstreuen: wiederum ward ich in die Hofloge eingeladen und fand alle Fürstlichkeiten um die Königin versammelt, welche, mit einer blauen Rose auf der Stirn geschmückt, mir dasjenige Belobende auszudrücken hatte, auf was der badische Hof mit höchster Gespanntheit lauschte; nur als die hohe Dame nach einigen Allgemeinheiten in das nähere Détail einzugehen hatte, trat sie die Kundgebung hierüber an ihre Tochter ab, weil diese davon mehr verstehe als sie. Des anderen Tags erhielt ich meinen Antheil an der Einnahme, welcher auf die Hälfte derselben nach Abzug der Kosten berechnet war, mit 100 Gulden zugesandt. Ich kaufte mir dafür sofort einen Pelz, für welchen 110 Gulden verlangt waren, davon ich aber zehn Gulden, unter der Hinweisung darauf, dass meine Einnahme nur 100 Gulden betragen, abhandelte. Nun aber gelangte noch das Privat-Geschenk des Grossherzog's an mich, welches in einer goldenen Dose mit 15 Louisd'or darin bestand. Ich hatte hierfür schriftlich meinen Dank abzustatten, und zugleich einen Entschluss darüber zu fassen, ob ich nach den kummervollen Ermüdungen der letzten Wochen noch die Reihe der mir gewordenen Enttäuschungen

durch ein in Dresden zu gebendes Konzert vermehren wollte. Vieles, ja fast Alles was ich im Betreff eines Besuches in Dresden zu berücksichtigen hatte, stimmte mich dafür, mir ein Herz zu fassen und dem freundlichst hierfür besorgten *Hans von Bronsart* in letzter Stunde zu melden, dass er alles Vorbereitete rückgängig machen und mich in Dresden nicht erwarten möge, was er, obwohl es ihm gewiss grosse Beschwerden verursachte, mit schönem Anstande entgegennahm.

Noch wollte ich nun einen Versuch mit der Firma *Schott* in Mainz machen, und wandte mich daher in nächtlicher Reise dorthin, wo die Familie *Mathilde Maier's* mir ein gemüthliches Unterkommen in ihrer kleinen Wohnung für den Tag meines Dortseins freundlich aufgenöthigt hatte. In der kleinen «Karthäusergasse» wurde ich für einen Tag und eine Nacht auf das Angelegentlichste verpflegt, und von hier aus unternahm ich einen neuen Einfall in die Schott'sche Verlagshandlung, ohne jedoch grosse Beute zu gewinnen, da ich mich weigerte, die für das Konzert ausgezogenen und hergerichteten Stücke aus meinen neuen Werken einzeln, eben für den Konzert-Gebrauch, herauszugeben.

Da mir jetzt als einzig ergiebig nur noch mein Konzert in *Löwenberg* bevorstand, richtete ich jetzt meinen Weg dahin, schlug hierfür aber, um Dresden zu vermeiden, den kleinen Umweg über Berlin ein, wo ich nach durchfahrener Nacht sehr ermüdet am 28. November früh eintraf und von *Bülow's*, wie ich mir erbeten, empfangen, zugleich aber auf das Eindringlichste dazu beredet wurde, meine im Sinne gehabte sofortige Weiterreise nach Schlesien auf einen Tag, welchen ich ihnen schenken sollte, zu unterbrechen. *Hans* wünschte wohl vor Allem auch, dass ich einer Konzert-Aufführung, welche an diesem Abend unter seiner Direktion stattfand, beiwohnte, was mich denn wohl auch zum Bleiben bestimmte. Bei kalter, rauher und trüber Witterung unterhielten wir uns, so gut gelaunt wie möglich, über meine widerwärtige Lage. Um meine Fonds zu vermehren ward beschlossen, die goldene Dose des Grossherzog's von Baden unserm alten Freunde, dem guten *Weitzmann*, zum Verkauf zu übergeben. Im Hôtel «Brandenburg», wo ich mit *Bülow's* speiste, ward mir der Erlös mit ungefähr 90 Thalern übermittelt, wobei es an Scherzen über diese Stärkung meines Dasein's nicht fehlte. Da *Bülow* Vorbereitungen zu seinem Konzerte zu treffen hatte, fuhr ich mit *Cosima* allein, noch ein Mal in einem schönen Wagen, auf die Promenade. Diesmal ging uns schweigend der Scherz aus: wir blickten uns stumm in die Augen und ein heftiges Verlangen nach eingestandener Wahrheit übermannte uns zu dem keiner Worte be-

dürfenden Bekenntnisse eines gränzenlosen Unglückes, das uns belastete. Uns war Erleichterung geworden. Eine tiefe Beruhigung gab uns die Heiterkeit, ohne Beklemmung dem Konzerte beizuwohnen, in welchem sogar eine vollendet feine und schwungvolle Aufführung der kleineren Beethoven'schen Konzert-Ouverture (C-dur), sowie die ebenfalls von *Hans* sehr sinnig bearbeitete Gluck'sche Ouverture zu »Paris und Helena« sogar deutlich meine Aufmerksamkeit fesseln konnten. Wir gewahrten *Alwine Frommann*, und trafen während der Pause auf der grossen Treppe des Konzert-Saales mit ihr zusammen; nachdem der zweite Theil begonnen, und diese Treppe wieder leer geworden war, verweilten wir, auf einer Stufe derselben niedergesetzt, mit der alten Freundin noch längere Zeit in traulich heiterem Gespräche. Noch hatten wir uns nach dem Konzerte bei Freund *Weitzmann* zu einem Souper einzufinden, dessen wuchtige Copiosität uns der tiefsten Seelenruhe Bedürftige in fast wüthende Verzweiflung versetzte. Doch war der Tag beschlossen, nach einer in der Bülow'schen Wohnung verbrachten Nacht, trat ich meine Weiterreise an, beim Abschied an jene erste wunderbar ergreifende Trennung von *Cosima* in Zürich in der Weise gemahnt, dass mir die dazwischen liegenden Jahre als ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung verschwanden. Nöthigte damals das ahnungsvoll Unverstandene zum Schweigen, so war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Erkannten Worte zu geben. — Auf einer schlesischen Bahnstation empfing mich Kapellmeister *Seifriz*, um mich in einem fürstlichen Wagen nach Löwenberg zu geleiten. —

Der alte Fürst von *Hohenzollern-Hechingen*, durch seine grosse Befreundung mit *Liszt* auch mir vorzüglich gewogen, war durch *Heinrich Porges*, welcher auf einige Zeit zu ihm berufen gewesen, von meiner Lage in Kenntniss gesetzt worden, und hatte mich nun zur Aufführung eines, nur für Eingeladene in seinem bescheidenen Schlosse zu gebenden Konzertes zu sich eingeladen. Nach freundlicher Aufnahme in einer, im Parterre seines Hauses gelegenen, Wohnung, zu welcher er sich sehr häufig, auf seinem Rollstuhle gefahren, von seinen gegenüber liegenden Zimmern begab, durfte ich mich hier nicht unbehaglich und selbst einiger Maassen hoffnungsvoll fühlen. Sogleich ging ich an das Einüben der von mir gewählten Bruchstücke aus meinen Opern mit dem ganz leidlich bestellten Privat-Orchester des Fürsten, welchen Studien mein Wirth stets mit grosser Befriedigung anwohnte. Die Mahlzeiten wurden mit grosser Gemüthlichkeit gemeinsam eingenommen; am Tage der Konzert-Aufführung selbst aber kam es zu einer Art von Gala-Diner,

bei welchem ich durch die Anwesenheit der von Zürich her mir genauer befreundeten *Henriette von Bissing*, der Schwester der Frau Dr. *Wille* in Mariafeld, überrascht wurde. In der Nähe Löwenberg's begütert, war auch sie vom Fürsten eingeladen worden, und bezeugte jetzt mir die treue Fortdauer ihrer enthusiastischen Anhänglichkeit. Sehr verständig und witzig, ward sie mir sogleich zur bevorzugten Gesellschafterin. Nachdem das Konzert ganz erträglich verlaufen, hatte ich am anderen Tage noch einen Wunsch des Fürsten zu erfüllen, indem ich ihm die Beethoven'sche C-moll-Symphonie privatim aufführte; auch diesem wohnte Frau von *Bissing*, welche seit einiger Zeit Wittwe geworden war, bei, und sie versprach mir, auch nach Breslau, zu dem dort zu gebenden Konzerte, kommen zu wollen. Vor meiner Abreise von Löwenberg stellte mir Kapellmeister *Seifriz* das mir bestimmte Geschenk des Fürsten in 1400 Thalern zu, und zwar mit der Bezeigung des Bedauern's für jetzt mich nicht reichlicher bedenken zu können. Nach allen von mir bisher gemachten Erfahrungen wahrhaft überrascht und befriedigt, freute es mich meinen herzlichsten Dank dem wackeren Fürsten in ausdrucksvoller Weise kund geben zu können.

So reiste ich denn nach Breslau, wo mir Konzertmeister *Damrosch*, von meinem letzten Besuche in Weimar her mir bekannt und durch Liszt empfohlen, ebenfalls ein Konzert besorgt hatte. Leider stimmte mich hier Alles ungemein traurig und verzweiflungsvoll: die ganze Angelegenheit, wie es andererseits wohl auch zu erwarten stand, war in kleinlichster Weise eingeleitet. Ein ganz abscheuliches Konzertlocal, welches für gewöhnlich nur als Bierhalle diente, und mit dem Hintergrunde auf ein kleines Tivoli-Theater mit davor herabgelassenem, entsetzlich gemeinem Vorhange ausging, und in welchem ich mir erst einen erhöhten Bretterboden für das Orchester herbeischaffen lassen musste, widerte mich so stark an, dass ich eigentlich sofort die schlecht aussehenden Musiker entlassen wollte. Mein beängstigter Freund *Damrosch* musste mir wenigstens versprechen, den fürchterlichen Tabaksgeruch des Lokales neutralisiren zu lassen. Da er mir dennoch im Betreff der Einnahme gar keine Garantie zu bieten hatte, konnte nur die Rücksicht darauf, ihn nicht stark zu kompromittiren, mich endlich noch zur Ausführung des Konzertes bestimmen. Zu meinem Staunen sah ich fast das ganze Lokal, namentlich den Vordertheil desselben, nur von Juden inne gehabt, und dass ich überhaupt nur der angeregten Theilnahme dieses Theiles der Bevölkerung irgend welchen Erfolg zu verdanken hatte, erfuhr ich des andern Tages, als ich einem von *Damrosch* mir zu Ehren

veranstalteten Mittags-Mahle beiwohnte, an welchem nur Juden theilnahmen. Wie ein Licht-Strahl aus einer bessern Welt hatte mich dagegen schon beim Verlassen des Konzert-Saales die Erscheinung des Fräulein *Marie von Buch* erheitert, welche mit ihrer Grossmutter von den Hatzfeld'schen Gütern zur Assistenz meines Konzertes herbeigeeilt war, und in einem zur Loge dienenden Bretterverschlage bis nach der Entfernung des Publikum's mein Vorbeigehen erwartet hatte. So trat die junge Dame auch nach dem Schlusse des Damrosch'schen Diners in Reisekleidern noch ein Mal an mich heran, um mir mit freundlichen und theilnehmenden Versicherungen die wohl angemerkte Trauer über meine Lage einigermaassen zu benehmen. Ich dankte ihr für diese Bezeigungen noch brieflich nach meiner Rückkehr nach Wien, welches sie mit dem Begehren eines Albumblattes erwiederte; diesem fügte ich, eingedenk des erschütternden Eindruckes, mit dem ich Berlin verlassen hatte, gleichsam als Mittheilung meiner Seelenstimmung an eine nicht Unwürdige, die Worte Calderon's ein: «Was unmöglich zu verschweigen und unmöglich auszusprechen», womit ich, nur mir bewusst, das einzig in mir Lebende mit glücklicher Unverständlichkeit einem mir befreundeten Wesen mitgetheilt zu haben glaubte.

Von durchaus andren Folgen war dagegen meine erneuete Begegnung mit *Henriette von Bissing* in Breslau gewesen. Diese war mir hierher nachgefolgt und im gleichen Gasthofe wie ich abgestiegen. Sie schien namentlich wohl auch durch mein krankhaftes Aussehen bestimmt, einem grossen Mitgefühl für mich und meine Lage Raum zu geben. Ohne Scheu stellte ich ihr die Letztere dar und bezeichnete hierbei die seit meinem Fortgange von Zürich im Jahre 1858 eingetretene Störung einer mir und meinem Berufe einzig förderlichen gleichmässigen Lebensordnung, sowie mein bis jetzt, ebenso oft wiederholtes als stets vergebliches, Ringen nach Gewinnung einer förderlich andauernden Ordnung meiner äusseren Verhältnisse. Meine Freundin scheute sich nicht, der Beziehung zwischen Frau *Wesendonck* und meiner Frau eine Schuld beizumessen, welche sie nun selbst zu sühnen sich berufen fühle. Sie stimmte meiner Niederlassung in Penzing bei, und wünschte nur, dass ich durch keinerlei Unternehmung nach Aussen ihre wohlthätige Wirkung auf mich beeinträchtigen möchte. Von meinem Plan, nothgedrungener Weise schon diesen Winter Russland des Geldes wegen zu bereisen, wollte sie durchaus nichts hören, und übernahm es dagegen, aus ihrem eigenen, allerdings sehr bedeutenden, Vermögen mir die nicht geringe Summe zu verschaffen, welche mich auf längere Zeit unabhängig erhalten sollte.

Für einige Zeit müsste ich mir noch zu helfen suchen, so gut und schlimm es eben ginge, da sie wohl nur mit, vielleicht nicht unbedeutender, Mühe das versprochene Geld mir zur Disposition würde stellen können.

Von dem Eindrucke dieser Begegnung trostreich gestimmt, kehrte ich nun am 9. Dezember nach Wien zurück. Bereits hatte ich von Löwenberg den grössten Theil des fürstlichen Geschenkes, theils für Minna, theils zur Bezahlung von entstandenen Schulden, nach Wien zu schicken gehabt. Mit geringer Baarschaft, aber nun gründlich gefasster Hoffnung, konnte ich meine wenigen Freunde jetzt in erträglicher Laune begrüssen. Von diesen stellte sich fortan *Peter Cornelius* allabendlich bei mir ein, und es begründete sich zwischen uns, zu denen auch *Heinrich Porges*, sowie *Gustav Schönaich* sich zu Zeiten gesellten, ein traulicher Gewohnheits-Verkehr ein. Für den Weihnachts-Abend lud ich sie alle zu mir, und bei angezündetem Christbaume bescheerte ich jedem von ihnen eine beziehungsvolle Kleinigkeit. Auch bekam ich jetzt noch ein Mal zu thun, da *Tausig* für ein, von ihm im grossen Redouten-Saale zu gebendes, Konzert meine Mitwirkung erbat. Neben einigen Bruchstücken aus meinen neuen Opern, führte ich zu meiner besonderen Genugthuung auch, und zwar ganz nach meinem Sinne, die Ouverture zu «Freischütz» auf, davon die Wirkung selbst für das Orchester eine ganz überraschende war. — Für eine offizielle Beachtung meiner Leistungen zeigte sich aber nicht die mindeste Aussicht; ich war und blieb von höherer Stelle unbeachtet. Die Mittheilungen der Frau *von Bissing* deckten allmählig Schwierigkeiten auf, denen sie bei der Erfüllung ihres Versprechens begegnete: doch blieben sie immer noch hoffnungsvoll, so dass ich mit guter Laune den Sylvester-Abend bei *Standhartner's* zubringen, und durch ein ebenso humoristisches als weihevolles Gelegenheitsgedicht von Cornelius erfreut werden konnte.

Das neue Jahr 1864 trat jedoch mit bald immer ernsterer Miene an mich heran. Ich erkrankte an einem schmerzlich sich steigernden katarrhalischen Leiden, welches Standhartner's Fürsorge häufig in Anspruch nahm. Noch ernstlicher wurde ich aber durch die Wendung bedroht, welche die Mittheilungen der Frau *von Bissing* jetzt nahmen. Wie es schien, konnte sie ohne Hilfe ihrer Hamburger Familie, der des Schiffsrheders *Sloman*, das mir versprochene Geld nicht erheben, und hatte dagegen von hier aus die heftigsten, wie es schien auch mit Verleumdungen gegen mich gewürzten, Abmahnungen zu bekämpfen. Bereits beunruhigten mich diese Umstände der Art, dass ich wünschte der Hülfe dieser Freundin gänzlich entsagen zu dürfen, und ich nahm

hierfür meine früheren Pläne auf Russland ernstlich wieder auf. Frl. *von Rhaden*, an welche ich mich wiederum gewandt hatte, musste mir von jedem Versuche, Petersburg zu besuchen, dringend abrathen, da ich selbst den Weg dahin, der in den polnischen Provinzen entstandenen Kriegsunruhen wegen, nicht frei, so wie auch im Allgemeinen gar keine Beachtung in Petersburg selbst finden würde. Noch wurde mir aber ein Besuch von Kiew, mit einer Aussicht auf einen Gewinn von 5000 Rubel, als durchaus möglich erklärt. Dahin richtete ich nun meine Gedanken, und entwarf mit *Cornelius*, der mich dorthin begleiten wollte, den Plan, über das schwarze Meer nach Odessa, und von dort aus nach Kiew zu reisen, wofür wir beide uns bereits mit den gehörigen Pelzen zu versehen beschlossen. Einstweilen blieb mir nichts andres übrig, als durch immer neue Wechsel auf kurze Frist zur Bezahlung von allen, ebenfalls auf kurze Frist lautenden Wechseln zu denken. Ich gerieth hierdurch in ein wirthschaftliches System, welches, da es auf offenbaren und unaufhaltsamen Ruin hinausgeht, nur durch die Annahme einer endlich noch rechtzeitig eintretenden gründlichen Hülfe geklärt werden konnte. In diesem Betreff musste ich mich endlich gedrängt fühlen, von meiner Freundin die bestimmte Erklärung zu erbitten, nicht ob sie mir sofort helfen *könne*, sondern ob sie überhaupt mir helfen *wolle*, da ich den Verfall meiner Lage nicht mehr aufzuhalten im Stande sei. Sie musste durch mir unbekannte Vorstellungen sich im höchsten Grade gepeinigt fühlen, als sie es über sich gewann mir ungefähr so zu antworten: »Sie wollen endlich auch wissen, ob ich *will*? Nun denn, in Gottes Namen: *nein!*« Für dieses mir damals ganz unerklärliche, und einzig durch die Schwäche ihres nicht unabhängigen Charakters verständlich Dünkende, erhielt ich wenige Zeit hierauf, durch ihre Schwester, Frau Dr. *Wille*, eine sehr überraschende Aufhellung.

Unter diesen Schwankungen war jetzt bereits der Monat Februar zu Ende gegangen, und während ich mit *Cornelius* unsern russischen Reiseplan ausarbeitete, erhielt ich von Kiew und Odessa die Nachricht, dass für dieses Jahr von jeder künstlerischen Unternehmung dort abzurathen sei. Es stellte sich mir klar heraus, dass unter den eingetretenen Umständen an eine Aufrechthaltung meiner Lage in Wien, so wie meiner Haushaltung in Penzing, nicht mehr zu denken war, da sich mir nicht nur keinerlei Aussicht auf, wenn auch nur vorübergehenden, Gelderwerb zeigte, sondern auch meine Wechselschulden, die sich nach dem genügend bekannten Wucher-Systeme bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert hatten, in der Art drohend mich bedrängten, dass, ohne eine ausser-

ordentliche Hülfe, selbst meine Person davon betroffen wurde. In dieser Lage wendete ich mich mit vollster Offenheit, zunächst jedenfalls nur um Rath, an den kaiserlichen Landgerichtsrath *Eduard Liszt*, den jungen Oheim meines alten Freundes *Franz*. Dieser hatte sich mir bereits bei meinem ersten Aufenthalt in Wien als warm ergebener und zu jeder Dienstleistung erbötiger Mann bekannt gemacht. Für die Auslösung meiner Wechsel konnte er natürlich keinen anderen Weg ersehen, als die Dazwischenkunft eines reichen Gönner's, welcher die Gläubiger abfinden würde. Er glaubte eine Zeit lang, eine mir sehr geneigte, zugleich reiche Kaufmanns-Frau, Madame *Schöller*, würde die Mittel hierzu besitzen und anzuwenden willig sein. Auch *Standhartner*, für den ich keinen Hehl hatte, vermeinte in diesem Sinne für mich etwas erwirken zu können. Hierdurch ward meine Lage wiederum auf einige Wochen im Schwanken erhalten, bis es sich herausstellte, dass meine Freunde mir höchstens so viel bieten konnten, dass ich eine durchaus nothwendig dünkende Flucht nach der Schweiz ausführen könnte, wo und von wo aus ich, mit bis dahin geschützter Person, für die später zu ermöglichende Einlösung der von mir ausgestellten Wechsel Mittel finden müsste. Dem Gerichtsmanne *Eduard Liszt* schien dieser Ausweg namentlich auch desshalb erwünscht, weil er dadurch in die Lage gelangen könnte, den an mir ausgeübten unerhörten Wucher bestrafen zu lassen. — Während der bänglichen Zeit der letzten Monate, welche eine undeutliche Hoffnung stets noch durchzogen hatte, war der Verkehr mit meinen wenigen Freunden andauernd lebhaft geblieben. Ganz regelmässig stellte sich jeden Abend noch immer *Cornelius* ein, zu welchem sich *O. Bach*, sowie der kleine Graf *Laurencin*, ein Mal auch *Rudolph Liechtenstein*, gesellten. Mit *Cornelius* begann ich allein die Wiederaufnahme der Lektüre der «Ilias»: als ich an den «Schiffskatalog» kam, wollte ich denselben überschlagen; allein *Peter* bestand darauf, und bot sich selbst zum Vorlesen desselben an: ob wir ihn noch ganz zu Ende lasen, entsinne ich mich nicht mehr. Dafür bestand meine einsame Lektüre in der Geschichte des Grafen *Rancé* von *Chateaubriand*, welche mir *Tausig* in das Haus gebracht hatte, der nun aber selbst spurlos verschwunden war, bis er nach einiger Zeit als Bräutigam einer ungarischen Klavierspielerin wieder auftauchte. Ich befand mich in dieser Zeit stets sehr leidend und von schmerzhaften katarrhalischen Zuständen heftig geplagt. Todesgedanken traten mir so nahe, dass ich endlich zu ihrer Abwehr keine Lust mehr empfand. Ich ging an die Vererbung von Büchern und Manuscripten, von denen *Cornelius* ein Theil zufiel. Schon vor

einiger Zeit hatte ich an *Standhartner* meinen übrigen, in der Wohnung von Penzing befindlichen, leider jetzt gänzlich problematisch gewordenen Besitzstand, zum vorsorglichen Schutz empfohlen. Da jetzt meine Freunde mir mit grösster Bestimmtheit die Flucht-Bereitschaft anempfahlen, hatte ich mich, da der Weg nach der Schweiz führen sollte, an *Otto Wesendonck* mit der Bitte um Aufnahme in seinem Hause gewendet. Dieser schlug meine Bitte ganz vollständig ab; worauf ich nicht umhin konnte, ihn durch eine Antwort meinerseits auf sein Unrecht aufmerksam zu machen. Es galt jetzt meine Verreisung, als eine kurze und auf schnelle Wiederkunft berechnete, auszuführen. *Standhartner*, in der grössten Sorge meinen Fortgang nicht bemerkt werden zu lassen, liess mich in seine Wohnung zum Mittagessen kommen, wohin mein Diener *Franz Mrazek* mir meinen Reisekoffer zustellte. Von ihm, seiner Frau *Anna* und dem guten Hunde *Pohl*, nahm ich sehr beklommenen Abschied. Standhartner's Stiefsohn, *Karl Schönaich*, dieser unter Schmerzen und Weinen, so wie *Cornelius*, der dagegen in frivol angelegter Laune war, begleiteten mich nach dem Bahnhof, wo ich am 23. März Nachmittags abfuhr, um zunächst mich in München, wie ich hoffen durfte, unbeachtet, von den schrecklichen Aufregungen der letzten Zeit während zweier Tage zu erholen. Diese brachte ich daselbst im «bayerischen Hofe» zu, von wo aus ich gelegentlich einige Gänge durch die Stadt unternahm. Es war Charfreitag: bei sehr rauhem Wetter, schien die Stimmung dieses Tages die ganze Bevölkerung, welche ich in tiefste Trauer gekleidet von Kirche zu Kirche sich bewegen sah, einzunehmen. Vor wenigen Tagen war der den Bayern so lieb gewordene König *Maximilian II.* gestorben, und hatte seinen Sohn in dem so jugendlichen, dennoch bereits zum Antritt der Regierung berechtigenden Alter von 18½ Jahren, als Thron-Erben hinterlassen. An einem Schaufenster sah ich ein Porträt des jungen Königs *Ludwig II.*, welches mich mit der besonderen Rührung ergriff, die uns Schönheit und Jugend in vermutheter ungemein schwieriger Lebenslage erweckt. Hier schrieb ich eine humoristische Grabschrift für mich auf, und reiste nun unbehelligt über den Bodensee, abermals in Flucht begriffen, und Asyl-bedürftig, nach Zürich, von wo aus ich mich sofort nach Mariafeld, dem Gute des Dr. *Wille*, begab.

An die, von meinem früheren Züricher Aufenthalt mir vertraut gewordene, Frau jenes meines, sonst mir ziemlich fern stehend gebliebenen Freundes, hatte ich mich bereits brieflich um Aufnahme für einige Tage gemeldet, um die nöthige Zeit zur Aufsuchung eines mir geeignet dünkenden Unterkommens in einer der Ortschaften des Züricher

See's aufzusuchen; was sie mir freundlich gewährt hatte. Den Dr. *Wille* selbst traf ich jetzt noch nicht an, da er auf einer Vergnügungsreise nach Konstantinopel begriffen war. Es fiel nicht schwer der Freundin meine Lage begreiflich zu machen, zu deren Abhülfe ich sie höchst willig aufgelegt fand. Zunächst räumte sie mir einige Wohnzimmer in dem ehemals von *Frau von Bissing* bewohnten Nebengebäude ein, aus welchem jedoch das frühere, nicht unbehagliche Mobiliar entfernt war. Ich hatte den Wunsch, mich selbst zu beköstigen, musste aber ihrer Bitte, diese Sorge für sich zu übernehmen, nachgeben. Nur fehlte es an Mobiliar, und hierfür glaubte sie sich an Frau *Wesendonck* wenden zu dürfen, welche ihr sofort einiges Entbehrliche aus ihrem Hausrathe, sowie ein Pianino zusandte. Auch wünschte sie, um einen üblen Schein abzuwenden, dass ich meinen alten Freunden in Zürich einen Besuch machen möchte; grosse Kränklichkeit, durch die schwer heizbaren Räume vermehrt, hielten mich so lange davon ab, bis *Otto* und *Mathilde Wesendonck* uns selbst in Mariafeld aufsuchten. Dieses Paar schien sich in sehr unklarer und gespannter Lage zu befinden, davon die Gründe mir nicht ganz unerkenntlich waren, in meinem Benehmen jedoch keine Beachtung fanden. Schlechte Witterung und tiefster Unmuth verschlimmerten fortwährend meine katarrhalischen Leiden, welche mich auch unfähig dazu machten, in den benachbarten Ortschaften mich nach einer Wohnung umzusehen. In meinem Karlsruher Pelz von Früh bis Abend eingehüllt, verbrachte ich die schauerlichen Tage mit betäubender Lektüre, zu welcher Frau *Wille* mir einen Band nach dem andren in meine Abgeschiedenheit herübersandte. Ich las «Siebenkäs» von *Jean Paul*, das «Tagebuch» *Friedrich's des Grossen*, *Tauser*, Romane von *G. Sand*, *Walter Scott*, endlich auch «Felicitas», aus der Feder meiner theilnehmenden Wirthin selbst. Von aussen gelangte an mich, ausser einem heftigen Lamento *Mathilde Maier's*, nur, wunderlich genug mich erfreuend, eine Sendung von 75 Franken Pariser Tantiemen, von Truinet mir zugesandt. Hierüber gerieth ich, in halblauniger, halb galgenhumoristischer Unterredung mit Frau *Wille*, darauf, was ich wohl zu thun hätte, um mich vollständig aus meiner elenden Lebenslage zu befreien. Wir verfielen unter Andrem auf die Nothwendigkeit, eine Scheidung von meiner Frau herbei zu führen, um auf eine reiche Heirath ausgehen zu können. Da mir alles räthlich und nichts unräthlich erschien, schrieb ich wirklich an meine Schwester *Luise Brockhaus*, ob sie nicht in einer vernünftigen Unterredung *Minna* dazu bringen könnte, sich fortan nur an das ausgesetzte Jahrgeld, nicht aber an meine Person mehr zu halten; worauf

mir mit grossem Pathos der Rath gegeben ward, doch fürerst noch an die Feststellung meines Rufes zu denken, und durch ein neues Werk mich in unangefochtenen Credit zu setzen, was dann ja wohl mir auch ohne exzentrische Schritte zum Guten verhelfen würde: jedenfalls würde ich gut thun, mich um die frei gewordene Kapellmeisterstelle in Darmstadt zu bewerben. — Aus Wien bekam ich sehr schlimme Nachrichten: um, vor allen Dingen, mein in der dortigen Wohnung zurückgelassenes Mobiliar zu beschützen, hatte *Standhartner* einen Verkauf auf Wiederkauf desselben mit einem Wiener Negozianten abgeschlossen, worüber ich meine höchste Entrüstung zurückäusserte, da ich namentlich hierdurch meinen Hauswirth, welchem ich in den nächsten Tagen einen Mieth-Zins schuldig wurde, beeinträchtigt sah. Es gelang mir durch Frau Dr. *Wille*, das nöthige Geld zur Bezahlung dieses Zinses zu meiner Verfügung zu erhalten, welches ich jetzt sofort dem Baron *Rackowitz* zusandte. Leider erfuhr ich jedoch, dass *Standhartner* mit *Eduard Liszt* bereits reine Wirthschaft gemacht, aus dem Ertrag der Möbel die Hausmiethe bezahlt, und hierdurch mir jede Rückkehr nach Wien, welche sie beide für durchaus verderblich für mich hielten, abgeschnitten hatten. Da mir zugleich aber *Cornelius* meldete, dass *Tausig*, der bei einem der Wechsel mit unterzeichnet hatte, durch mich von der von ihm gewünschten Rückkehr nach Wien sich abgehalten sah (er war damals in Ungarn), ward ich davon so empfindlich betroffen, dass ich auf jede Gefahr hin sofort nach Wien zurück zu reisen mich entschloss. Ich kündigte diess meinen dortigen Freunden an, entschied mich jedoch dafür, zuvor erst zu versuchen, ob ich mich mit so viel Geld versehen könnte, dass ich meinen Gläubigern einen Vergleich anzubieten im Stande wäre. Hierfür hatte ich mich auf das Dringendste, und nicht ohne heftige Vorwürfe über sein Benehmen gegen mich, an *Schott* nach Mainz gewendet. Den Ausgang dieser Bemühungen abzuwarten und in etwas grösserer Nähe zu betreiben, beschloss ich jetzt, mich von Mariafeld nach Stuttgart zu wenden. Zur Ausführung dieser Diversion bestimmten mich noch andere, und zwar folgende Beweggründe.

Dr. *Wille* war zurückgekehrt, und sogleich konnte ich ihm anmerken, dass ihm mein Aufenthalt in Mariafeld beängstigend sei, da er vermuthlich befürchten mochte, es könnte auch auf seine Hülfe für mich gezählt werden. In einiger Beschämung, zu welchem ihn mein hierauf folgendes Verhalten veranlasste, bekannte er mir in einer aufgeregten Stunde, dass er gegen mich in einem Gefühle befangen sei, welches man einem Manne, der sich unter seines Gleichen denn doch auch als etwas vor-

kommen dürfte, sehr wohl verzeihen würde, wenn er in nahe Berührung mit einem Andren käme, dem er als sich durchaus fremdartig sich untergeordnet fühle: »Man wolle in seinem Hause doch auch etwas sein, gerade hier aber nicht einem Andern blos zur Unterlage dienen.« Frau *Wille* hatte, unter Voraussicht der Stimmung ihres Mannes, mit der Familie *Wesendonck* ein Abkommen eingeleitet, nach welchem diese mir während meines Aufenthaltes in Mariafeld eine monatliche Sustentation von 100 Franken zukommen lassen sollte; als ich hiervon Kenntniss erhielt, hatte ich nichts anderes zu thun, als an Frau *Wesendonck* meine sofortige Abreise aus der Schweiz zu melden, und sie in freundlichster Weise zu ersuchen, sich aller Bekümmerniss um mich als enthoben zu betrachten, da ich die Ordnung meiner Angelegenheiten ganz meinem Wunsche gemäss eingeleitet hätte. Ich erfuhr späterhin, dass sie diesen Brief, den sie für kompromittirend gehalten haben mochte, uneröffnet an Frau *Wille* zurückstellte.

Für jetzt reiste ich am 30. April nach Stuttgart ab; dort nämlich wusste ich *Karl Eckert* seit einiger Zeit als Kapellmeister des königlichen Hoftheater's niedergelassen, und ich hatte Grund, diesen sehr gutartigen Menschen, nach seinem vortrefflichen Benehmen als Director der Wiener Oper gegen mich, sowie auch im Betracht seines enthusiastischen Besuches bei meinem vorjährigen Konzert in Karlsruhe, als mit grosser Unbefangenheit mir ergeben, anzusehen. Nichts andres erwartete ich mir auch von ihm, als dass er beim Aufsuchen eines stillen Unterkommens, etwa in Cannstadt bei Stuttgart, für die Dauer des bevorstehenden Sommer's, mir behülflich sein möchte. Hier wollte ich nämlich in möglichster Schnelligkeit zuvörderst den ersten Akt der »Meistersinger« vollenden, um *Schott* endlich einen Theil des Manuscriptes übersenden zu können, auf dessen baldigen Empfang ich ihn verwiesen hatte, als ich ihn um so lange mir verweigerte Vorschüsse anging. Sodann wollte ich in grösster Zurückgezogenheit und, wie ich wünschte, Verborgenheit, die Mittel zu sammeln suchen, mit welchen ich meinen Wiener Verpflichtungen mich zu entledigen vermöchte. Von *Eckert* ward ich äusserst freundschaftlich aufgenommen. Seine Frau, eine der grössten Schönheiten Wien's, welche aus phantastischem Verlangen, mit einem Künstler vereint zu sein, eine sehr vorteilhafte äussere Stellung aufgegeben hatte, war hinreichend vermögend geblieben, um dem »Kapellmeister« ein gastliches und behagliches Haus zu halten, wovon ich jetzt einen freundlichen Eindruck gewinnen durfte. *Eckert* hielt es durchaus für seine Pflicht, mir den Intendanten des Hoftheater's, Baron *von Gall*, zuzuführen: dieser äusserte

sich verständig und wohlwollend im Betreff meiner schwierigen Lage in Deutschland, wo mir wohl so lange alles verschlossen bleiben würde, als die überall zerstreuten sächsischen Gesandten und Agenten mit Verdächtigungen aller Art mir zu schaden suchen dürften. Er vermeinte, nach genauerer Bekanntschaft mit mir, sich veranlasst zu sehen, durch den würtembergischen Hof für mich einzutreten. Als ich am Abend des 3. Mai im Eckert'schen Hause mich über alle solche Dinge unterhielt, wurde hier, ziemlich spät, die Karte eines Herrn an mich abgegeben, welcher sich «Secretär des König's von Bayern» nannte. Sehr unangenehm davon überrascht, dass mein Aufenthalt in Stuttgart schon Durchreisenden bekannt wäre, liess ich hinaussagen, ich sei nicht anwesend, worauf ich mich alsbald in meinen Gasthof zurückzog, um hier wiederum von dem Wirthe desselben davon benachrichtigt zu werden, dass ein Herr aus München mich dringend zu sprechen wünsche, welchen ich nun für den anderen Morgen um zehn Uhr beschied. Stets auf Uebles mich vorbereitend, verbrachte ich eine unruhige Nacht, nach welcher ich andren Tags Herrn *Pfistermeister*, Kabinets-Secretär S. M. des König's von Bayern, in meinem Zimmer empfing. Dieser äusserte mir zunächst seine grosse Freude darüber, mich nach allem vergeblichen Aufsuchen in Wien, endlich sogar in Mariafeld am Züricher See, durch glückliche Nachweisungen geleitet, hier angetroffen zu haben. Er überbrachte mir ein Billet des jungen König's von Bayern, zugleich mit einem Portrait sowie einem Ring als Geschenk desselben. Mit wenigen, aber bis in das Herz meines Lebens dringenden Zeilen, bekannte mir der junge Monarch seine grosse Zuneigung für meine Kunst und seinen festen Willen, mich für immer als Freund an seiner Seite jeder Unbill des Schicksal's zu entziehen. Zugleich meldete mir Herr *Pfistermeister*, dass er beauftragt sei, mich sofort dem Könige nach München zuzuführen, und erbat sich von mir die Erlaubniss seinem Herrn telegraphisch meine Ankunft für morgen melden zu dürfen. Ich war für Mittag zur Mahlzeit bei Eckert's eingeladen, Herr *Pfistermeister* musste ablehnen mich dorthin zu begleiten. Meine Freunde, zu denen sich auch jener junge *Weisheimer* aus Osthofen gesellt hatte, geriethen durch die von mir ihnen überbrachte Nachricht in das, sehr begreiflich, freudevollste Erstaunen. Ueber Tisch ward an Eckert telegraphisch der soeben in Paris erfolgte Tod *Meyerbeer*'s gemeldet: *Weisheimer* fuhr mit bäurischem Lachen auf über diesen wunderbaren Zufall, dass der mir so schädlich gewordene Opernmeister gerade diesen Tag nicht mehr hatte erleben sollen. Auch Herr *von Gall* stellte sich ein, um in sehr gewogenem Er-

staunen mir zu bekennen, dass ich allerdings jetzt seiner Vermittelung nicht mehr bedürfe. Er hatte den «Lohengrin» bereits bestellt und zahlte mir jetzt sofort das dafür stipulirte Honorar aus. Des Abends um fünf Uhr traf ich nun auf dem Bahnhofe mit Herrn *Pfistermeister* zusammen, um mit ihm gemeinschaftlich nach München zu fahren, wo mein Besuch dem Könige bereits für den folgenden Morgen angemeldet war.

Von Wien her hatte ich am gleichen Tage die dringendsten Abmahnungen von einer Rückkehr dorthin erhalten. Schrecken dieser Art sollten sich seitdem in meinem Leben nie wiederholen. Der gefahrvolle Weg, auf den mich heute mein Schicksal zu höchsten Zielen berufen hatte, sollte nie frei von Sorgen und Nöthen von bis dahin mir noch ganz ungekannter Art sein; nie jedoch hat unter dem Schutze meines erhabenen Freundes die Last des gemeinsten Lebensdruckes mich wieder berühren sollen.

# INHALT UND REGISTER

# INHALTSÜBERSICHT

## I. 1813—1842


Kinder- und Schuljahre . . . . . 1–57
Studiosus Musicae . . . . . 57–92
Wanderjahre durch Deutschland (erste Ehe) . . . . . 92–191
Paris (1839–1842) . . . . . 191–259


## II. 1842—1850 (Dresden)


Rienzi . . . . . 261–282
Fliegender Holländer . . . . . 282–318
Liszt, Spontini, Marschner usw. . . . . 318–357
Tannhäuser . . . . . 357–376
Franck, Schumann, Semper, Gutzkow, Auerbach . . . . . 376–387
Lohengrin (Dichtung) . . . . . 387–390
Neunte Symphonie . . . . . 390–395
Spohr, Gluck, Hiller, Devrient . . . . . 395–404
Amtliche Stellung, historisch-literarische Studien . . . . . 404–409
Rienzi in Berlin . . . . . 409–421
Verhältnis zur Intendanz, Tod der Mutter usw. . . . . 421–430
Wachsende Theilnahme an den politischen Zuständen, Bakunin . . . . 430–461
Der Maiaufstand . . . . . 461–487
Die Flucht: Weimar, Zürich, Paris, Bordeaux, Genf, Zürich . . . . . 487–533


## III. 1850—1861


Zürich: Karl Ritter, Hans von Bülow, Herwegh, Uhlig, Wesendoncks, usw. 535–579
Nibelungenring, Liszt in Zürich, Schopenhauer, Komposition von Rheingold und Walküre . . . . . 579–607
London (philharmonische Konzerte) . . . . . 608–624
Zürich, Seelisberg, Mornex, Brunnen (Tristan) . . . . . 624–636
Liszt und Fürstin Wittgenstein (Zürich, St. Gallen) . . . . . 636–644
Das «Asyl» (Tristan) . . . . . 644–676
Venedig (Tristan) . . . . . 676–691
Luzern (Tristan) . . . . . 691–699
Paris (Aufführung des Tannhäuser) . . . . . 699–770


## IV. 1861—1864


Weimar, Reichenhall, Wien . . . . . 773–792
Paris (Dichtung der Meistersinger) . . . . . 792–796
Biberich (Meistersinger) . . . . . 796–828
Wien: Tristan-Proben, Konzerte . . . . . 828–834
Konzerte in Petersburg und Moskau . . . . . 834–847
Niederlassung in Penzing bei Wien . . . . . 847–865
Flucht: Zürich, Stuttgart . . . . . 865–869
Des Königs Botschaft . . . . . 869–870

# NAMENREGISTER


Abaza 841.
Abt 547.
Adam 174, 175, 222.
Addison 23.
Aeschylos 407.
Agoult, d', Blandine, siehe Ollivier.
— Cosima, siehe Bülow.
— Gräfin 675, 700.
Albert, Prinz 613, 621.
Albrecht 843.
Althaus 717.
Amalie von Sachsen, Prinzessin 280.
Anacker 394.
Anakreon 585.
Ander 761, 762, 779, 782, 785, 789, 818, 835, 859.
Anders 205—209, 215, 218, 224, 233, 234, 259, 513, 598.
Andersen 608, 611, 612, 615.
— Hill 773.
André 94, 95.
Apel, August 24, 102.
— Theodor 84, 102, 103, 105, 110, 112, 119, 120, 128, 220, 266.
Aristophanes 407, 575.
Aristoteles 70.
Arneth 839.
Arnold 238.
Auber 135, 174, 248, 739, 755.
Auerbach 385—387, 430.
Auf-der-Mauer 636.
Aufmordt 750.
Augusta, Königin 856, 857.
— von Preußen, Prinzessin 369, 418, 419, 578, 648, 733—735.
— von Sachsen, Prinzessin 280.
Avenarius, Cäcilie, siehe Geyer.
— Eduard 189, 204, 205, 216, 217, 220, 241, 242, 244, 258, 502, 705.

Bacciochi, Graf 721, 722.
Bach, O. 864.
— Sebastian 70, 100, 403, 425, 435.
Baden, Großherzog von 593, 648, 653, 659, 687, 704, 709, 758, 759, 780, 796, 797, 799, 808, 810, 812, 854, 856, 857.
Baden, Großherzogin von 648, 651, 758, 858.
Bakunin, 455—461, 468, 469, 471, 472, 476, 479, 480—486, 512, 518.
Banfy, Gräfin 783.
Bank 282, 299.
Bansemer 77.
Bär (Hornist) 541.
— (Minister) 826.
Baudelaire 717, 755, 764.
Bauernfeld 438.
Baumgartner 492, 501, 508, 547, 630, 698.
Beaulieu 489, 669.
Beaumarchais 580.
Beaumont 756.
Beck 761, 762.
Becker (Komponist) 349.
— (Weltgeschichte) 51.
Beckmann, 736.
Beethoven, 36, 41, 42, 46, 47, 73, 74, 83, 104, 122, 125, 210, 303, 325, 327, 379, 390—396, 403, 425, 428, 436, 455, 506, 507, 517, 543, 553, 558, 559, 569, 596, 607, 612, 616, 632, 643, 665, 758, 841, 859.
Bellini 93, 101, 105, 135, 174, 175, 208, 209, 274.
Belloni 287, 493, 496, 497, 506, 509, 512, 570, 705, 706, 708, 714.
Bem 77.
Bendemann 379.
Beneke 619.
Berlioz 229—231, 235, 272, 346, 597, 616, 617, 618, 629, 663, 706, 716, 731.
— Mme. 708.
Berthold 472, 473.
Bethlen-Gabor, Gräfin 852.
Bethmann 108, 110, 115, 126, 127, 135, 137.
Bethmann-Hollweg 768.
Beust 462, 466, 827.
Bianchi 842.
Bierey 100, 101.
Binder 80.

Birchpfeiffer 551.
Bischoff 555.
Bissing, von 581, 860—863, 866.
Blahedka 204.
Bläde 434.
Bloomfield, Lady 833.
Blum 449.
— C. 175.
— (Regisseur) 315.
Böhme, Familie 24.
— Rudolf 26.
Boieldieu 739.
Born Stephan 485.
Börne 89.
Bösendorff 762.
Bourit 643.
Brahms 831.
Brakel 175.
Brandenburg 185.
Brandus 223, 494.
Brasilien, Kaiser von 650.
Brebern 840.
Breitkopf und Härtel 312, 505, 668.
Brendel 553—555, 570, 599, 647, 773, 822.
Brix 221, 228, 232, 235, 241.
Brockhaus, Familie 264.
—Friedrich 31, 46, 51, 55, 56, 68, 76, 128, 172, 214, 258, 264, 265, 270, 284, 376, 826.
— Heinrich 226, 227, 312, 505.
— Hermann 171, 172, 266, 399, 426, 821 824.
— Klara 470, 475, 526.
— Luise, siehe Wagner.
— Ottilie, siehe Wagner.
Ottilie 470, 475, 741, 854.
Brockhaus'sches Lexikon 545.
Bronsart, Hans von 725, 841, 855, 858.
Brougham 201, 202, 618.
Brunner 582.
Buch, Marie von 861.
Budäus 216, 784, 785.
Buddha 626, 627.
Bülow, Cosima von 655, 656, 673—675, 712, 775, 777, 778, 795, 806, 811—816, 820, 822—824, 830, 832, 837, 846, 847, 849, 858, 859.
Bülow, Eduard von 417, 500, 530, 540, 542.
— Hans von 400, 420, 509, 530—545, 549, 593, 595, 655, 656, 673, 674—676, 689, 702, 704, 712, 721, 722, 746, 749, 751, 758, 759, 762, 773, 774, 775, 788, 795, 811, 813, 814, 815, 816, 820—824, 830—832, 837, 846, 847, 858, 859.
Bulwer 172, 180, 201, 834.
— (Sohn) 834.
Bürde 806.
Bürger 285, 286.
Burnouff 626.
Büsching 85.
Byron 576, 635.

Çakyamouni 626, 627.
Calderon 656, 657, 801, 881.
Calzado 706, 711.
Campo-Reale, Fürstin 709.
Caraffa 720.
Carus 559.
Carvalho 658, 701, 707.
Castelli (Castel), Ernst 160, 244.
Cerf 148, 149, 205.
Chabrol, de 757.
Champfleury 716, 749, 760.
Chandon, Paul 664, 746, 751.
Charnacé, Marquise 700.
Charnal, de 701, 702, 726.
Chateaubriand 804.
Chevé 712.
Coburg, Herzog von 551.
Coindet 529.
Cormon 740.
Cornelius 312, 505.
— Peter 593, 762, 773, 774, 782, 788, 788—790, 797, 829—832, 834, 849, 850, 853, 862—865, 867.
Cornet 318, 319.
Coronini 852.
Costa 610, 611, 614.
Conqui 789.
Coudenhove, Graf und Gräfin 723.
Crespi 691.

Curshman 622.
Czermak 733, 734, 792, 793, 796.
Czerský-Ronge 372.

Dalwigk, von 799.
Damrosch 773, 880.
Dante 34, 623, 628.
Darn, Graf 685.
Daumer 589.
David 811.
Davison 611, 612.
Degelow 58—60, 63.
Delaroche 215, 221.
Dépléchin (Déspléchin) 263, 350, 450, 495, 512.
Deschamps, Emile 241.
Dessauer, 255, 256.
Devrient, Eduard 323, 324, 336, 339, 404, 431, 451, 452, 454, 575, 648, 651—653, 659, 687, 698, 704, 750, 763, 780, 800, 808—810, 856.
— Emil 356, 404.
Didot 206, 246, 247, 258.
Dieterle 450.
Dietrich 166—169, 171, 176.
Dietz 826.
Dietzsch 740, 746, 747, 752.
Dingelstedt, Franz 550, 626.
Dolgoroukow, Fürst 679, 682, 691.
Dönhoff, Graf 768.
Donizetti 174, 228, 229, 232, 349, 412, 455, 552, 786.
Doré 770.
Dorn 67—69, 74, 174, 179, 181, 184, 186—188, 578.
Dorus-Gras 212.
Doucet 708.
Dräsecke 697, 698, 773, 774.
Droysen 407, 408.
Dumba 785.
Dumersan 208, 212, 218.
Dunker 855.
Duponchel 204, 207, 219.
Dupont 210, 212.
Dustmann, siehe Meyer.

Eberty 765.
Eckert 672, 688, 856, 868, 869.
Eichelberger 576.
Einsiedel, von 155.
Einsle 434.
Ellerton 618.
Elster 678.
Engländer 437.
Erard 342, 597, 663, 668.
Erlanger 736, 741, 748—750, 757.
Escher 500.
Esser 672, 711, 760 761, 780, 828, 830
Ettmüller 501.
Euripides 401.

Falkenstein, von 378.
Fauchet 240.
Fehringer 319.
Ferreiro 649, 650.
Ferry, Jules 709.
Fétis 620.
— père 723.
Feuerbach 482, 507—509, 558, 603.
Feuillet 701.
Florentino 708.
Fischer 256, 267, 268, 276, 279, 280, 307, 335, 582.
Fischhof 436, 437.
Fischs 43, 41, 50.
Flaxland 695, 725, 730, 765, 767, 792, 794.
Flotow 455.
Fonton, von 436.
Foucher de Careil, Graf 716, 729.
Fould 706, 708, 709, 720—722, 732.
Franc-Marie 715.
Franck, Albert 502.
— Dr. Hermann 378—379, 388, 389, 413, 419, 430, 433, 502, 570, 620, 621.
Franz (Frantz) 550, 655.
Frauenstädt 603.
Freimüller 133, 134, 139.
Frickhöfer 798, 836.
Friedel 98.
Friedrich d. Gr. 868.
— II. (römisch-deutscher Kaiser) 252, 253.

Friedrich, König von Sachsen 53, 296, 327, 329, 463.
— August, König von Sachsen 11, 12, 309, 557.
— Barbarossa 446.
— Wilhelm IV., König von Preußen 188, 409, 412, 414.
Fries 543.
Fröbel 449, 831, 855.
Fröhlich 94, 95.
Frommann 323, 368, 380, 385, 418, 429, 576, 606, 648, 658, 735, 773, 775, 797, 811, 813, 859.
Fürstenau 307.

Gade 395.
Gaillard 368, 416.
Gallitzin, Fürstin 680, 681.
Gall, Baron von 868, 869.
Galvani 96—98, 133.
Garibaldi 742.
Garrick 622.
Garrigues 704.
Gaspérini, Auguste de 702, 705, 706, 713, 715, 717, 726, 728, 741, 742, 749, 769, 792, 796.
Gebhardt 58.
Genast, Emilie 773, 774, 806, 856.
— (Regisseur) 487.
Genelli 504.
Gentiluomo-Spatzer, siehe Spatzer-Gentiluomo.
Georges, St. 248, 249.
Geraldy 210.
Gerhart 124.
Gern 316.
Gervinus 360.
Geyer, Cäcilie 11, 31, 189, 206, 216, 228, 240—242, 244, 795.
— Ludwig 10, 18, 88, 267.
— Richard 11.
Giacomelli, 705, 706, 714, 722, 726, 750.
Gibbon 408.
Gille 775, 823.
Gläser 148.
Gluck 80, 100, 220, 297, 323, 324, 343, 401—403, 412, 417, 424, 542, 599, 859.
Goethe 9, 10, 17, 35, 45, 49, 107, 113, 309, 392, 589, 590, 630, 641, 682, 703.
Goldoni 682, 692.
Golmick 348.
Gouin 211, 212.
Gounod 754, 755, 764.
Görgey 503.
Gottschalk 123, 145.
Götze 488.
Gozzi 90.
Gräf 128, 134, 135.
Greitel 556.
Grétry 271.
Grillparzer 437.
Grimm (Brüder) 516.
— Jakob 22, 310, 311, 408, 788.
Gualtz 805, 806, 816, 819, 828, 850.
Gueymard 720.
Guhr 133.
Günther 175.
Gutzkow 383—385.

Haas, Mme. 117.
— Philipp u. Söhne 848.
Habeneck 204, 207, 210, 231.
Hacke, Gräfin 735.
Hafis 888.
Häfner 449.
Hagenbuch, Franz 492, 502, 547, 586, 645.
Hahn-Hahn, Gräfin 306.
Haimberger 479.
Halévy 228, 247—251, 720.
Halm, siehe Münch.
Hamm 94.
Händel 610, 623.
Hänel 381, 405, 438.
Hanslick 761, 784, 818, 819, 829.
Härtel 298, 551, 553, 560, 583, 608, 635, 642, 654, 689, 691, 696.
Hartwig 9.
Hascha 83.
Hasselmann 660.
Hatzfeld, Graf 721, 722, 730, 731, 741, 748, 757, 766, 767, 793, 794.
Haug 571.

Hauptmann (Musikdirektor) 399.
Hauser (Baritonist) 856.
Hauser, Caspar 92.
Hauser (Regisseur u. Sänger) 100.
Haydn 73, 300, 662.
Haynau 577.
Hebbel 380, 783, 784.
Hegel 70, 457, 507, 508, 603.
Heim 585, 630, 640.
Heine, Ferdinand 267, 268, 271, 276 bis 278, 307, 316, 317, 344, 345, 350, 373, 375, 465, 510, 826.
— Heinrich 59, 209, 217, 220, 237, 238, 568, 640.
— Wilhelm 450, 470, 496.
Heinse 101, 104.
Heinz, Oberst 469.
Helene, Großfürstin 839, 840, 845, 848.
Hell, Theodor, siehe Winkler, Hofrath.
Hellmesberger 832.
Henning (oder Henniger?) 314.
Henri 494.
Hérold 647, 662, 700, 709, 710.
Herwegh, Georg 456, 500, 548, 549, 561, 564, 565, 569, 571, 572, 576, 581, 583, 588, 589, 590, 594, 603, 604, 628, 629, 640, 642, 653. 700, 742, 763.
Heubner, 471, 472, 480, 481—488, 512, 518.
Hiebendahl 475.
Hiller, Ferdinand 309, 342, 349, 350 bis 352, 357, 363, 379—382, 385, 388, 390, 392, 395, 402, 403, 421—423, 555, 613.
Hinrich 656.
Hirzel 535.
Hoffmann, Amalie 25.
— E. T. A. 26, 43, 60, 80, 85, 92, 104, 153, 229, 243, 245, 255, 317, 416, 631.
Hofmann (Hoffmann), Joseph 184, 188, 191, 640.
Hoffmann von Fallersleben 640.
Hohenlohe, Fürst 773.
Hohenzollern, Fürst 855, 859, 860.
Holtei, von 164, 173—176, 177, 179, 184—187.
Homer 31, 527.
Home 520, 782.
Hornstein, Baron 600—602, 626, 627, 770, 777, 795.
Howard 619, 620.
Hübner 379.
Hübsch 152, 154, 165.
Hugo 208, 238, 240, 786.
Hülsen, von 578, 606, 758, 789.
Humann 39.
Hummel 46, 303.
Hund, Alice 725.
Hyginus 24.

Ilaire, von 411, 412.

Jadin 242—244.
Janin 597, 755.
Jean Paul 856.
Joachim 402, 583, 595.
Johann, König von Sachsen 733.
— von Sachsen, Prinz 297.
Joly, Anténor 211.

Kalergis 368. 597, 708, 730—733, 741, 833, 834, 839, 844, 856, 857.
Kalliwoda 809.
Kant 604.
Karl Alexander, Großherzog von Weimar, siehe Weimar.
Kaufmann 463.
Keller 386, 628, 657, 700, 763.
Kern, Dr. 709.
Kessinger, siehe Brockhaus.
Kietz, Ernst 214, 215, 221, 222, 233, 244, 245, 250, 270, 296, 300, 397, 513, 521, 598, 600, 663, 664, 746, 748, 751, 765.
Kirchner 630, 639, 642, 643.
Kittl 82, 274, 312, 438.
Klette 434.
Klepperbein 441.
Klindworth, Karl 614, 630, 655, 674, 731.
— Staatsrath 723, 724.
Klink 358.
Klopstock 386.
Kneisel 112, 119.
Köchly 395, 630.
Kolatschek 514, 547—549, 778. 779.

König 172, 188.
Könneritz 834.
— von, Kammerherr 306.
— Maria von 306, 424.
Koske 194, 207.
Kossak 416.
Köster 413.
Kotzebue 12.
Kramer 538, 530.
Kreutzberger 625.
Kriete 694, 695.
Krockow, Gräfin 830.
Kröge 108.
Krug (Baritonist) 135.
— (Rektor) 53, 69.
Kühmstedt 489.
Kühne 256.
Kühnlein 45, 46, 115.
Kummer, Karl 826.
— Otto 312, 571, 825.
Kunst 838.
Kusceler, Graf 222.
Köstner, 248, 257, 265, 269, 286, 313, 315, 410, 421.

Lablache, 130, 131, 208, 209, 634.
Lachner, Franz 248, 249, 410, 626, 675.
— Ignatz 816, 820.
Lacour, Challemel 742.
Lafayette 52.
Lafitte 221.
Lamartine 496, 764.
Lambert (Pfaffe) 448.
Lanckoronski, Graf 761, 785.
Lassen 823.
Laube, Heinrich 88—90, 101, 102, 109, 110, 117, 118, 127, 148, 150, 151, 216, 217, 222, 265, 274, 286, 300, 351, 383, 384, 426, 507, 784, 785, 854.
— Iduna, siehe Budäus.
Lauermann 130, 131.
Laurencin, Graf 884.
Laussot, Eugène 515, 517, 522—534, 527.
— Familie 526, 563.
— Jessie 429, 510, 515—520, 522—534, 527, 528.
Lavater 645.
Ledru-Rollin 496.
Lehrs 206, 208, 212, 215, 218, 233, 241 246, 247, 251, 255, 258, 259, 310, 508, 582, 603.
Leonardo da Vinci 691, 692.
Leplay 221.
Leroy 702.
Lewald 206, 238, 239.
Lewy 453.
Lichtenstein, Fürst 753.
— Fürst Rudolf 780, 832, 855, 864.
Liebiein 836.
Lieschen (Dienstmädchen) 806.
Limbach 133, 135.
Lind 402, 411, 412, 611, 824.
Lindau 720—728, 737, 754, 793.
Lindemann 508, 609.
Lindhurst, Lord 202.
Lindpaintner, 83, 616.
Lipinsky, Karl 301—303, 368, 400, 428, 470, 826.
Liszt, Franz 188, 211, 232, 286—288, 299, 319, 322, 323, 342, 351, 368, 389, 440, 441, 462, 487—491, 493—495, 497, 504, 506, 509, 510, 512, 514, 521, 523, 528, 542, 544, 549—552, 554, 555, 563, 564, 570, 571, 579, 586—588, 593—598, 607, 614, 627, 636—644, 646—648, 658, 660, 670, 674, 677, 680, 694, 697, 698, 712, 723, 730, 735, 760, 762—766, 767, 773—775, 778, 780, 783, 793, 818, 822, 823, 825, 851, 860, 864.
— Eduard 773, 864, 867.
Löbell 51.
Löbmann 176, 179.
Logier 42, 64.
Lorbach, siehe Chabrol.
Lortzing 304.
Louis Philippe, König von Frankreich 233, 427.
Löwe 287.
— Marie 838.
— (Professor) 307—309, 353.
— (Theaterdirektor) 569.
Löwenthal 756.

Lucy 705, 708, 715, 749.
Lüders 610, 611, 614, 615, 621, 622.
Ludwig I., König von Bayern 776.
— II., König von Bayern 865, 869, 870.
Luigia, Pflegerin 787.
Lukas 255.
Lutter und Wegener 416.
Lüttichau, von (Intendant) 220, 267, 280, 295—297, 301, 302, 328, 330, 332, 333, 348, 351, 353, 356, 359, 367, 373, 375, 378, 384, 391, 407, 423, 424, 435, 439, 440, 441, 447, 450, 451, 453, 454, 518, 687, 820.
— Ida von, geb. Knobelsdorf 306, 307, 388, 389, 397, 411, 518.
Lutzau, von 843.
Lwoff 224, 331, 843.

Mac Farrine 618.
Macchiavelli 689.
Magnan 720, 721.
Maier, Mathilde 802, 805, 828, 836, 848, 856, 858.
Manfred, König 253—254.
Marbach 172.
Marie 754.
— Großfürstin 840, 841.
Marsano, W. 26.
Marschall von Bieberstein 460, 471, 480, 481, 568.
Marschner 93, 94, 347—350, 448, 552.
Martin 481.
Martini, Pater 70.
Marx 414, 415.
Mathäi 73.
Max, Erzherzog von Österreich 690.
Maximilian II., König von Bayern 865.
Mayseder 48.
Mazzini 571.
Meck 178.
Mehul 179.
Meinhard 413.
Melbourne, Lord 201, 202.
Mendelssohn-Bartholdy 124, 265, 284, 285, 309, 315, 317, 325—327, 345, 351, 378, 379, 390, 403, 420, 427, 428, 441, 610, 618, 619, 809.
Menzdorff (Metzdorff) 482 507.
Meser, F. 320, 358, 360, 373, 396, 558, 694—696, 730.
Methfessel 601.
Metternich, Fürst 438.
— Fürst (Sohn des ersten) 724, 768, 789, 815, 835.
— Fürstin 722, 732, 740, 741, 743, 753, 756, 758, 760, 764, 766—768, 780, 789, 792, 794, 815.
Metzdorf, siehe Menzdorff.
Meyer, Friederike 800, 801, 804, 805, 808, 810, 820, 828, 829, 849.
— Ludwig 120.
— Luise 704, 762, 782, 785, 789, 800, 808, 811, 812, 828, 831, 836, 847, 850.
Meyerbeer 89, 93, 180, 203, 204, 207, 209, 211, 212, 218, 220, 224, 239, 257, 265, 314, 315, 323, 331, 340, 350, 354, 372, 377, 417, 424, 441, 494, 495, 514, 515, 555, 617, 619, 620, 706, 708, 723, 743, 755, 765, 869.
Meysenbug 717, 718, 719, 733.
Mieksch 38.
Minkwitz 442.
Mirabeau 646.
Mitterwurzer 348, 365, 368, 375, 395, 402, 454, 704.
Mocquard 706.
Moleschott 630.
Molière 204.
Möller 153, 154, 159—162, 168, 169, 171, 190—193, 212, 213.
Mone 408.
Monnais (Mounaye) 219, 239, 248.
Morelli 729, 751, 752.
Morgenroth 40.
Morin-Chevillard [illegible].
Morini 785.
Moritz 832.
— (Schauspieler) 82, 84, 578.
Morlachi 294, 326, 353.
Moscheles 294.
Mosen, Julius 281.
Moserius 435.
Mößner 783.
Moukhanoff, siehe Kalergis.

Mozart 12, 40, 41, 45, 46, 73, 74, 100, 324, 399, 425, 553, 599, 616 657.
Müller 60.
— Alexander 94, 302, 492, 497, 500, 547.
— Franz 823, 825.
— G. 43, 46, 70.
— H. 694, 696.
— Hermann (Gardelieutenant) 289, 321, 432, 561, 564.
— Lothar 823.
— Moritz 823.
Mrazek, Franz 848, 865.
— Anna 848, 865.
Münch-Bellinghausen, Baron 788.
Münchhausen, von 289, 291, 321.
Musard 756.
Musiol 836.

Nakó, Graf, 780, 781.
Napoléon, Louis 597, 615, 638, 700, 706, 720, 722, 733, 736, 741, 747, 748, 750, 764, 776.
Nassau, Herzog von 803.
Nesselrode, Graf von 368.
Nestroy 438.
Ney 805.
Nicolaus, Czar 175, 327, 489, 840.
Niebuhr 408.
Niemann 673, 704, 729, 732, 739, 740, 745, 799.
Nostitz, Graf 438.
Nuitter, siehe Truinet.

Oberländer 445.
Obrist 625.
Odolewsky, Fürst 844.
Österreich, Kaiserin von 833.
Ollivier, Blandine 564, 658, 661—663, 700, 717, 749, 773—777, 793, 820.
— Emile 658, 661, 663, 700, 706, 708, 717, 737, 741, 749, 754, 764, 770, 773, 775—777, 793.
Orsini 660, 664.
Osenbrück 568.
Osmond, Graf d', 755.
Ott-Imhof (Ott im Hof) 544, 584, 630.
Ott-Usteri 598.

Pacher 437.
Pachta, Auguste von 25, 81, 83, 105, 106, 116, 312.
— Graf 25, 81, 83, 105, 116.
— Jenny von 25, 81, 83, 105, 106, 116, 312.
Palazzesi 74.
Palestrina 425.
Palleske 548.
Panofka 209.
Pasdeloup 756.
Pausanias 23.
Pecht 221, 233, 381, 799.
Pergolese 224.
Perrin 716, 720, 737.
Petitpas 744.
Pfau 238, 241.
Pfistermeier 869, 870.
Pfordten, von der 445, 449.
Picard 741.
Pillet 224, 239, 256.
Planer, Amalie 173, 176, 177.
— Minna 109—114, 116—120, 123—127, 136, 145—161, 166—178, 182, 184, 185, 192, 193, 197, 198, 200, 201, 214, 220, 226, 227, 232, 233, 237, 241, 242, 258, 264, 268, 269—271, 275, 277, 280, 319, 332, 405, 420, 459, 474, 477, 489—491, 497—499, 501—507, 521, 522, 528, 535—537, 548, 557, 561, 565, 576, 577, 593, 602, 606, 625, 626, 631, 636, 643, 666—668, 670, 671, 673—676, 686, 687, 709—711, 717, 727, 732, 734—736, 742, 751, 763, 765—767, 770, 786, 791, 795, 798, 799, 805, 806, 813, 819, 825, 827, 845, 847, 848, 851, 854, 861, 866, —Nathalie 168, 504, 536, 848.
Platen 544, 574.
Plato 407, 620.
Pleyel 72.
Plotenyi 853.
Pohl 503, 823, 856.
Pohlenz (Polenz) 73, 101, 125, 394.
Poissl, Freiherr von 542.
Polignac, Prinz 755.
Pollert 134, 145, 650, 651.

Pompadour, Marquise von 242.
Poniatowsky, Prinz 740.
Porges, Fritz 850, 854.
— Heinrich 835, 850, 854, 855, 859, 862.
Potter 618.
Pourtalès, Graf 721, 733, 735, 758, 767, 769, 792.
— Gräfin 704, 706.
Präger, Ferdinand 609—616, 621, 654, 746, 748.
Preußen, Prinz von 418, 419.
— Prinzessin von, siehe Augusta.
Priesnitz 559, 634.
Proudhon 245, 443, 458, 496, 661.
Pruckner 593.
Prutzer 184.
Pückler, Fürst 216.
Pusinelli 305, 398, 441, 695, 730, 806, 828.

Rachel 237.
Rackowitz, Baron von 848, 867.
Radnodfay 851.
Raff 800, 802, 818, 850.
Rahl 682.
Rahn-Escher 570, 583.
Raphaël 496.
Raphael 848.
Rastrelli 283, 293, 294, 360.
Raumer 252.
Raupach 74, 351.
Rausse 558, 564.
Raymond, von 785, 819.
Redern, Graf 257, 264, 409, 411, 417, 420.
Reichstadt, Herzog von 438.
Reinecke (Reinike) 379, 422.
Reissiger 216, 267, 273—275, 299, 301, 302, 324, 325, 328, 329, 331, 347, 348, 351, 353, 391, 392, 395, 403, 423, 448, 454, 558, 826.
Reitzenstein 329.
Rellstab 285, 317, 323, 416.
Rémányi 851, 853.
Reuß, Prinz 768.
Rhaden, von 830, 840, 846, 863.
Rietschl 300, 381, 382, 431, 488.
Rietz 809.
Ritter, Alexander 822, 827.
— Emilie 525, 571.
— Familie 429, 510, 515, 516, 520, 563, 565, 694, 825.
— Julie 510, 516, 521, 523, 525, 528, 571, 649.
— Karl 429, 510, 521—523, 525—528, 530—539, 550 552, 556, 557, 562—564, 568, 600—602, 605, 626, 627, 631, 635, 638, 639, 641, 644, 675, 677, 678, 680 bis 683, 685, 688, 691, 783.
Rinderknecht 571, 572.
Ringelhardt 99, 144, 257.
Ringelmann 95, 96.
Risse 277, 291.
Robert, Ludwig 89.
Robson 622.
Roche, Edmond 726—728, 738, 754.
Rochlitz, Friedrich 75.
Röckel, August 303—305, 327, 329, 345, 351, 358, 373—375, 427, 431, 442—444, 451, 453, 456, 461—463, 474—476, 480, 487, 490, 513, 518, 570, 578, 603, 812, 827.
— Eduard 442, 603.
— Gebrüder 609.
Roger 702, 703, 726, 757.
Ronsard 208, 210, 238.
Rossi, Gräfin, siehe Sonntag.
Rossini 38, 248, 340, 351, 379, 399, 634, 720, 730.
Rosti 851.
Rousseau, J. J. 457.
— (Redakteur) 372.
Royer 721—723, 726, 728, 729, 732, 737, 750.
Rubinstein, Anton 838, 839, 841.
— Nikolaus 843, 844.

Sachs 360, 381.
Sainton 610, 611, 614, 615, 616.
Saint-Saëns 725 768.
Salvi 785.
Sand, G. 194, 235, 496.
Sander, Gräfin 791.
San Marte 360.

Sassaroli 38, 49, 326.
Sax (Instrumentenmacher) 740.
— Marie 367, 729, 740, 751.
Schack, Graf 857.
Schadrowsky 642.
Schäffer 663.
Schelbler 175.
Schelling 507, 603.
Scheuerlin 238.
Schicht 70.
Schiffner, Mathilde 734, 770.
Schiller 9, 16, 17, 49, 107.
Schiltz 225, 231.
Schindelmeißer 578.
Schladebach 282, 299.
Schlesinger, Gustav 507.
— Moritz 206, 209, 222—230, 235, 247—250, 256, 455, 494, 495.
Schletter 258, 270.
Schmale 106, 115.
Schmerling 815, 831, 835.
Schmidt, Adolph 694, 695.
— (Musikdirektor) 711, 712.
Schmitt, Alois 812.
— Friedrich 111, 166, 167.
Schneider, Friedrich 125.
— (Schauspieler) 816.
Schnorr, J., 380, 381.
— (Sängerpaar) 653, 704, 750, 787, 800, 809—811, 816, 819, 826.
Schöller 864.
Schönaich 862, 865.
Schönborn, Graf 804.
Schöneck 569.
Schönfeld, von 63.
Schopenhauer 603—605, 620, 625, 626, 634, 647, 696, 717, 718, 735, 769, 770, 802.
Schott 48, 223, 711, 712, 788—791, 795, 797, 799, 802, 812, 817, 856, 858, 867, 868.
Schreiber 145.
Schröder, Sophie 284, 285.
Schröder-Devrient 49, 80, 101, 102, 121, 122, 129, 151, 211, 226, 237, 268, 271, 272, 274, 275, 283—291, 298, 303, 314—316, 318, 320, 323, 324, 332, 333, 334, 337, 340, 341, 342, 344, 345, 354, 361—363, 365, 369, 373, 396, 432, 484, 485, 504, 561, 704.
Schröter 59, 60.
Schubert, Franz 284, 287.
— (Konzertmeister) 441.
— Louis 152—154, 164.
Schuberth (Kapellmeister) 842.
Schüler 804, 828, 836.
Schulz 353, 355.
Schumann, 42, 285, 326, 379, 388, 440, 441, 538.
Schunke 92.
Schwabe (Kaufmann) 150.
— Mme. 718, 719.
Schwarzenberg, Fürst 753.
Schwind 821.
Scott, Walter 634, 647, 806.
Scribe 172, 188, 189, 207, 219, 249, 274, 281.
Scudo 662, 663.
Seebach 673.
— von 733, 752, 760, 853.
Segesser 693.
Seghers 510, 512, 514.
Seifriz 850, 860.
Semper 344, 373, 382, 484, 488, 489, 474, 495, 496, 512, 513, 621, 629, 639, 650, 653, 657, 658, 664, 665, 700, 783.
Séroff 698, 838, 841, 842, 849.
Setoff 842, 854.
Shakespeare 34—37, 41, 67, 104, 140, 144, 822, 853.
Siebert 490.
Sillig (Magister) 22, 23.
Simrock 358, 360, 510.
Sina (Baron) 778.
Sipp 48.
Sloman 576, 863.
Smart 201.
Solger 548.
Solms, Graf 61.
Sonntag 174, 200, 208, 415, 416, 611.
Sophie, Erzherzogin von Österreich 449, 785, 834.
Sophokles 51.
Spatzer-Gentiluomo 349, 552.

Spieß 39.
Spohr 135, 260, 398, 390.
Spontini 150, 331, 332—347, 663.
Spyri 547.
Städl 791, 803, 804, 807, 830.
Stahl, von 840.
Stahr 389, 550.
Standhartner, Joseph 762, 779, 780, 788, 790, 829, 833, 839, 850, 862, 864, 865, 867.
— Seraphine 780.
Stark 725, 841.
Starke 23.
Staudigl 80.
Stawinsky 414.
Stegmayer 90, 107.
Stelzer 50, 62.
Stock 578.
Stockar 644.
Stockar-Escher 587, 625.
Stockhausen, Baronin von 833.
Stöhr (Musikdirektor) 488, 489.
Strauß, Johann 79—81.
Street 724, 765, 795.
Stürmer 760, 766.
Sulzer, Jacob 492, 493, 500—502, 505, 506, 508, 509, 528, 538, 544—547, 564, 565, 581, 599, 626, 628, 639, 647, 700, 762, 763.
Suwarof, General 846.
Szemere, von 753.

Taubert 417, 423, 578.
Tauser 866.
Tausig, Karl 670, 671, 673, 675, 762, bis 765, 773, 782, 829—832, 847, 848, 850, 853, 854, 862, 864, 867.
Taylor 515—517, 527.
Tedesco 729, 730, 750.
Temmler 73.
Tempel 62.
Tezzarin 681, 682, 689, 690, 787.
Thade von Burgk 473.
Therese, Köchin 710, 751.
Thiers 253.
Thomé 15, 16, 33.
Tichatscheck 220, 268, 271, 273, 276, 278—280, 283, 284, 291, 307, 319, 322, 337, 339, 348, 362, 364, 369, 370, 372, 373, 375, 376, 425, 454, 462, 464, 632, 672—674, 704, 787.
Tieck 33, 101, 255, 380, 411, 412.
Tischer 62, 63.
Todt 471.
Tolstoi, Graf 716.
Truhn, H. 416.
Truinet 737, 738, 745, 752—754, 767, 769, 792, 793, 795, 796.
Trützschler, von 446.
Tschirner 471.
Turgenjeff 857.
Tyszkiewicz, Vincenz, Graf 76—78, 508.
— Janusz 77.

Uhl 437, 831, 855.
Uhlig, Siegfried 582.
— Theodor 453, 553, 555—560, 567, 568, 581—583.

Vaillant 529—635, 644.
Valase 493.
Van Dyck 691.
Vaquerie, de la 756.
Vauthrot 739.
Vesque von Puttlingen 430.
Viardot, Mme. 209, 731, 750.
Vieuxtemps 233, 570.
Viktoria, Königin 613, 615.
Villemain 246, 247, 258.
Villot 725, 742.
Vittinghof, Baron 841.

Wächter 283, 290, 291.
Wagensell 788.
Wagner, Adolf 9, 15—17, 28, 32, 37, 51, 119.
— Albert 17, 70, 92, 209, 356, 510.
— Clara 17, 19, 20, 37, 38, 45, 98, 128, 134, 154, 270, 277, 280, 310, 371, 420, 477, 636, 637, 639, 806, 820.
— Friederike 15, 33.
— Friedrich 9, 10.
— Johanna 209, 340, 362, 366, 367, 397, 421, 423, 425, 454, 510, 552.

Wagner, Julius 13, 99, 264, 292.
— Klara, siehe Clara.
— Luise (W's. Schwester) 17, 30, 31, 77, 214, 258, 286, 281, 470, 740, 741, 813, 868.
— Luise 802, 836, 849.
— Minna, siehe Planer.
— Ottilie 25, 27, 31, 34, 66, 68, 171, 172, 266, 298, 821, 823 824.
— Rosalie 17, 20, 24, 37, 46, 48, 65, 74, 87, 88, 90, 98, 99, 124, 146, 172, 182, 183, 264, 307, 347.
— Wilhelm Richard 9, 11.
Wagners Mutter 9, 10, 12 13, 17—19, 23, 25, 34, 35, 39, 40, 42, 48, 63, 65, 66, 90, 108, 124, 146, 158, 182, 183, 264, 270, 271, 310, 426.
Walewsky, Graf 743, 748.
Walter 785, 788, 850.
Walzdorf, von 489.
Weber, Alexander von 355.
— C. M. von 11, 14, 20, 38—41, 45, 46, 102, 235, 238, 267, 295, 296, 301, 308, 309, 326, 347, 352—357, 448, 658.
— Caroline von 294, 326, 351—356.
— Dionys 82, 101.
— J. J. 742.
Weiland, Richard 719.
Weimar, Großherzog von 647, 648, 668—670, 694, 698, 699, 775, 825.
— Großherzogin von 489, 669.
Weinlich 70—72, 76, 87, 605.
Weisheimer 773, 774, 791, 801, 807, 814, 818—821, 824, 831, 869.
Weiß (Magister) 14.
— (Professor) 70, 824.
Weitzmann 858, 859.
Wellington, Herzog von 202.
Wendt 33.
Werder (Professor) 318, 323, 332, 410, 414, 429, 490.
Wesendonck, Familie 568, 569, 631, 644, 654, 656, 665, 668, 673, 693, 700, 787, 868.
— Guido 885.
Wesendonck, Mathilde 569, 640, 655, 657, 665—668, 675, 796, 861, 866, 868.
— Otto 569, 570, 589, 619, 645, 646, 654, 657, 658, 667, 675, 688, 690, 699, 746, 748, 750, 763, 787, 812, 857, 865, 866.
Wetzel 12, 13.
Widmann, Mme. 210, 212.
Widmann (Professor) 491.
Wick 42.
Wigand, Otto 503, 514, 522.
Wild 91.
Wilde 518.
Wilhelmj 812.
Wille, Familie 581, 629.
— Dr. François 576, 581, 605, 629, 640, 642, 650, 686, 665, 866, 867.
— Frau Dr. 656, 666, 668, 686, 860, 863, 865, 867, 868.
Willig 812.
Wilohorsky, Graf 840.
Windischgrätz, Fürst 438, 449.
Winkler 226, 236, 247, 248, 267, 296.
Winterberger 630, 680, 682, 689, 691, 783.
Wittgenstein, Caroline Fürstin von 488, 593—595, 602, 637—643, 773.
— Marie von 587, 593—597, 638, 640 bis 642, 647, 773.
Wittgenstein-Sayn, Eugen, Fürst von 598.
Wohlfahrt 62.
Wolffsohn 845.
Wolff 491.
Wolfram 45, 129, 134, 137, 154, 486, 549.
— Clara, siehe Wagner.
— von Eschenbach 362, 549.
Wurda 319.

Zamoiska, Gräfin 833, 834.
Zan 76.
Zelbig, geb., siehe Pollert.
Zichilnsky, von 432, 471, 480.
Zichy, Graf 670, 781.
Ziegesar, von 551.

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

# Richard Wagner

Von

## Houston Stewart Chamberlain

Fünfte, neu durchgesehene Auflage. Ein stattlicher Band in Gr.-8°
Mit Titelbild von F. v. Lenbach

Broschiert M. 8.—. In Liebhaber-Leinenband M. 10.—
In Halbfranzband M. 12.—

### Aus den Urteilen der Kritik:

„Nur einem Manne, in welchem hervorragende Eigenschaften: Schärfe des Geistes, Lebendigkeit der Empfindung und Kraft des Charakters verbunden wirksam sind, konnte es möglich sein, ein Bild von so plastischer Deutlichkeit, von so starker Farbe, von so sicherer Durchbildung aller Details durchzuführen."

Prof. Dr. Henry Thode, Heidelberg, im „Literar. Zentralblatt".

„Chamberlain konnte und wollte kein kritisches Werk schreiben; er wollte nur die gebildeten Deutschen, deren Begriffe über Richard Wagner verwirrt waren, durch den Haß, die böswillige Verkennung oder anderseits übelkeiterregende Verhimmelung, die ihm in der Presse auch heute noch begegnen, dazu anleiten, Wagners gewaltige Persönlichkeit verstehen und lieben zu lernen, um dann aus diesem Verständnis heraus auch seine ganze Kunst und Philosophie zu begreifen. Dies schwierige Unternehmen ist Chamberlain geglückt, wie keinem vor ihm; sein Wagner-Werk ist eine Tat, die ihm zu dauerndem Ruhme und dem deutschen Volke zu dauernder Freude gereichen wird."

Ernst Freiherr von Wolzogen, Berlin, im „Magazin für Literatur".

„Chamberlains ‚Richard Wagner' ist das Werk eines Philosophen, der Wagner auf den Pfaden des tiefsten Denkens gefolgt ist, der mit durchdringendem Verständnis die künstlerische und menschliche Gesamterscheinung Wagners umfaßt; das Werk eines Denkers, der die ganze Bildung unserer Zeit in sich aufgenommen; das Werk eines schlichten, ernsten Mannes, der mit dem klaren, warmen Ton eines Menschen zu uns spricht, der einen Menschen schildert."

Ferdinand Pfohl, Hamburg, in den „Hamburger Nachrichten".

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

# Friedrich von Hauseggers Schriften

## Gedanken eines Schauenden

Gesammelte Aufsätze Friedrich von Hauseggers
Herausgegeben von Siegmund von Hausegger

Gr.-8°. XI, 549 S. Mit einem Bildnis in Photogravüre
Geheftet M. 10.—, gebunden M. 12.—

## Die Musik als Ausdruck

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage
Kl.-8°. 237 S. Geheftet M. 3.—

„Es ist uns keine in neuerer Zeit geschriebene und erschienene Schrift bekannt, die in der Behandlung des dargelegten Themas so viel Stoff zu fruchtbaren Anregungen nach mehr als einer Richtung hin enthält, als die oben angezeigte. Ein strenger wissenschaftlicher Ernst spricht auf jeder Seite aus ihr. Der Versuch, auch auf die naturwissenschaftlichen Beweisgründe Bezug zu nehmen und die Errungenschaften der exakten Forschung für die theoretische Erkenntnis des Wesens der Musik zu verwerten, ist zwar neuerdings schon von Helmholtz bezüglich der Tonempfindungen gemacht worden, doch bleibt von Hausegger nicht bei den Ergebnissen des Vorgängers stehen, sondern gelangt, indem er sein forschendes Auge auch auf die Innenseite unserer Kunst richtet, zu mancherlei neuen, öfters ungemein überraschenden Resultaten. Möchte diese Hauseggersche Schrift die möglichste ausgedehnte Beachtung finden, deren sie auf ihren reichen Gehalt hin würdiger ist als viele andere."
Neue Zeitschrift für Musik.

## Das Jenseits des Künstlers

Kl.-8°. XII und 311 S. Geheftet M. 4.—

„Hausegger gibt uns eine Psychologie der Künstlernatur in einer anziehenden Form, der wir bei wissenschaftlichen Werken noch immer selten begegnen, mit einer Klarheit und Schärfe, die unserer Wissens noch kein Ästhetiker erreichte. Jedem, der sich Einsicht in diese kunstpsychologischen Fragen verschaffen will, empfehlen wir dies elegant geschriebene Buch noch wärmste."
Neues Wiener Abendblatt.

## Die Anfänge der Harmonie

Ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des musikalischen Ohres
Kl.-8°. Geheftet M. 1.—

## Die künstlerische Persönlichkeit

4°. Geheftet M. 1.50

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

# Das Klavier und seine Meister

## Von Oscar Bie

Zweite, verbesserte Auflage mit zahlreichen
:: Porträts, Illustrationen und Faksimiles ::

Preis: Broschiert M. 10.—. In Original-Liebhaber-Leinwandband nach Entwurf von H. E. v. Berlepsch M. 12.—

„Oscar Bies ‚Das Klavier und seine Meister' liegt nunmehr in zweiter Ausgabe vor. Diese so ganz aparte musikliterarische Erscheinung, die sich ursprünglich (der Verfasser bekennt es im Nachwort) an eine schmächtige geistige Gemeinde wandte, hat binnen kurzem die Kauflust eines vielköpfigen Publikums wachgerufen — überraschend genug; denn seit Schumanns Tagen ward nicht leicht Intimeres, gleichsam Unöffentlicheres über unsere Kunst geschrieben, als dieses entzückend unphilologische ‚Liebhaberbuch', in dem der Lebenstraum eines Stillen, Feinen, von aller Schulmeinung unabhängigen Wirklichkeit wird. Die gesamte Kritik hat Bies Arbeit als ein Meisterstück musikschriftstellerischer Darstellungskunst nach Gebühr gewertet; die Abschnitte über ‚Altfranzösische Tanzstücke' über ‚Die Galanten' und ‚Die Romantischen', insonderheit sind farbiger und lebensvoller kaum zu erdenken, und wo man anders die Geschmacksrichtung des Autors nicht teilen kann — wie etwa gelegentlich der Charakteristiken Händels und Mendelssohns —, dort muß man doch die unvergleichliche Delikatesse bewundern, mit der er polemisiert, wie denn überhaupt jeder, der Sinn und Empfänglichkeit für stilistische Dinge besitzt — eine recht undeutsche Eigenschaft nebenbei — über Bies Buch schon unfehlbar in Entzücken geraten wird: in dieser gefälligen Prosa vollzieht sich wieder einmal jene seltene Versöhnung von Doktrin und Schwärmerei, wie sie nur unserwählte Musikempfinder erleben. Allein das stempelt Oscar Bies Werk zu einem Ereignis."
Daheim.

„Der Band ist mit zahlreichen Abbildungen und Kunstblättern versehen, die an Glanz und Geschmack der Ausführung kaum ihresgleichen haben."
Westermanns Monatshefte.

„Trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit auch spannend geschrieben. Ein Werk, das in jeder Hinsicht auf der Höhe steht." Illustrierte Zeitung.

„Unübertrefflich gedruckt." Kölnische Zeitung.

„Ein herrliches Festgeschenk für jeden Musikfreund."
Allgemeine Musikzeitung.

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

# Meisterzeichnungen deutscher Künstler

Herausgegeben von
**Karl Reichhold**

100 Zeichnungen mit Text
von G. J. Kern, M. Lehrs,
H. Pallmann, J. Vogel

Leicht kartoniert M. 5.— Gebunden M. 6.50

Dieses stattliche, prächtige und dabei sehr wohlfeile Album enthält 100 sorgfältig ausgewählte Handzeichnungen der besten deutschen Meister des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart mit erläuternden Texten von hervorragenden Fachgelehrten. Die Reproduktionen, meist in Originalgröße, geben genauen Aufschluß über Technik, Strichführung und Auffassungsweise der einzelnen Künstler. In ihrer Einfachheit und in der Unmittelbarkeit ihres Ausdrucks sind diese Zeichnungen wie kein anderes Mittel geeignet, den Sinn und die Empfänglichkeit für bildende Kunst zu schärfen und zu steigern. — Das Werk wird jedem Kunstfreunde hohen ästhetischen Genuß gewähren und ist zugleich dazu bestimmt, das Verständnis für die zeichnerische Sprache in weite Kreise zu tragen.

## URTEILE DER PRESSE:

„Das ausgezeichnete Werk hat meinen vollsten Beifall." Fritz von Uhde.

„Das Werk ist dazu angetan, das Verständnis für die zeichnerische Sprache in weite Kreise zu tragen und jedem Kunstfreund hohen ästhetischen Genuß zu gewähren."
Hamburgischer Correspondent.

„Die Meisterzeichnungen sind nicht bloß sehr nützlich für die Anschauung im Kunstunterricht, sondern auch eine höchst Gabe für den Kunstgenuß ... Ein wertvolles Dokument zu Ehren der deutschen Kunst." Kölnische Zeitung.

„Die künstlerische Reproduktion der Zeichnungen läßt sowohl die Technik als auch die Strichführung und die künstlerische Auffassungsweise der verschiedenen Meister deutlich erkennen."
Der Zeichner.

„Das sind ja gerade die Meister, die hauptsächlich als Zeichner groß waren."
Der Bund, Bern.

„Die Meisterzeichnungen bilden nicht nur für Kunstfreunde ein höchst anregendes Anschauungsmaterial, sondern auch für Zeichenschüler einen sehr wertvollen Grundstock an Vorlagen, endlich für den Kunsthistoriker stilgetreue und für die meisten Zwecke vollkommen genügende Proben der Handschrift der verschiedenen Meister".
Württemberger Kunstchronik.

## VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

In neuen verbesserten Auflagen sind erschienen:

# Die Kunst Albrecht Dürers

von Heinrich Wölfflin

Zweite Auflage. Ein stattlicher Band in Gr.-8° mit 144 zum Teil ganzseitigen Abbildungen. Broschiert M. 10.—. In Liebhaber-Einband M. 12.—

In die ferne und doch so liebe und unvergängliche Kunst Albrecht Dürers gibt es keinen besseren Führer als dieses Buch, das bedeutendste, welches Heinrich Wölfflin geschrieben hat. Auf 373 Groß-Oktavseiten gibt er mit sicherer Kenntnis, mit vollkommener Beherrschung des Stoffes eine konzentrierte Würdigung von Dürers Kunst. Die äußere Ausstattung des Buches wurde von der Kritik als vollkommen bezeichnet.

„Ein neuer Dürer ist uns entdeckt und geschenkt worden." Hamburger Nachrichten.

„Eine geklärte, von kunstphilosophischem Sinne getragene Darstellung des Dürerschen Schaffens." Berliner Lokal-Anzeiger.

# Die klassische Kunst

Eine Einführung in die italienische Renaissance

von Heinrich Wölfflin

Vierte Auflage. Gr.-8° mit 126 Abbild. Brosch. M. 9.—, geb. M. 10.—

Dieses Buch hilft wie kaum ein zweites die künstlerische Genußfreude vertiefen und ist vielleicht heute das schönst geschriebene kunstgeschichtliche Werk in deutscher Sprache. Wer es einmal gelesen hat, nimmt es immer wieder zur Hand. Die neue Auflage ist sorgfältig durchgesehen und wiederum durch eine Anzahl neuer Abbildungen bereichert.

„Wölfflins Buch ist selbst ein klassisches Buch voll warmer Klarheit, strenger Sachlichkeit; es ist einer der allergediegensten Beiträge zur ästhetischen Bildung, ein wahrer Schlüssel zum Verständnis der großen italienischen Renaissancekunst und gibt uns viel mehr als alle systematischen kunstgeschichtlichen Werke."
Zeitschrift für das österreich. Volksschulwesen.

# Renaissance und Barock

Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien

Dritte Auflage. Gr.-8° mit 35 Tafeln und Abbildungen
Broschiert M. 4.80, in Liebhaberband M. 6.—

Mit jugendlicher Frische und starkem Empfinden führt diese Erstlingsarbeit des genialen Kunstgelehrten unmittelbar in die tiefsten Probleme der Kunstwissenschaft ein, und zwar ohne jede Schulmeisterei und sachliche Trockenheit. Das Buch zeigt schon alle die glänzenden stilistischen Eigenschaften, die die späteren Arbeiten Wölfflins in so hohem Maße auszeichnen.

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

# Shakespeares Sommernachtstraum

Mit den farbigen Bildern von
ARTHUR RACKHAM

Textrevision von
Professor R. FISCHER

Einmalige deutsche Ausgabe
in 1000 numerierten Exemplaren, der Text auf holländisch Bütten. Ausstattung von O. STARKE
:: :: 4°. In Pergament gebunden M. 32.— :: ::

Diese deutsche Luxusausgabe des berühmten Werkes ist in bezug auf vornehme und geschmackvolle Ausstattung der englischen Originalausgabe weit überlegen und dürfte, da ein Neudruck nicht stattfindet, bald zu den größten Seltenheiten zählen. Die Neue Freie Presse (Wien) begrüßte sie als „eines der schönsten illustrierten Bücher, die es überhaupt gibt", und die Düsseldorfer Zeitung nennt sie „ein unerlesenes Kunstwerk, innerlich und äußerlich; ein bibliophiles Wunderwerk".

## WEITERE URTEILE DER PRESSE:

„Shakespeares Sommernachtstraum ist in einer Ausgabe erschienen, bei deren Anblick das Herz jeden Bibliophilen einen Freudentanz aufführen muß. Köstlich feine, luftige und lustige Vignetten durchziehen und illustrieren den Text, schmiegen sich ihm an und unterstützen die Phantasie des Lesenden. Und eine große Reihe von Vollbildern in Mehrfarbendruck tritt ergänzend hinzu. Sie sind blütenzart und duftig, wie hingehaucht; sie sind voller heimeligster Poesie und atmen die ganze zauberische Stimmung der Mittsommernacht. Ein Fest mit Lichtergianz, Musik und Lebensfreude ist Shakespeares Dichtung — sie wird zum doppelten, erhöhten Fest, wenn man sie in der Bruckmannschen Ausgabe genießt." Berliner Börsen-Courier.

„Die Schönheit Titanias, Hermias und Hermias, die mondbeglänzte Zaubernacht, das Treiben der zarten und bizarren Elfen und Trolle, der derbe Humor der Rüpelszenen hat in Arthur Rackham einen phantasievollen Illustrator gefunden, der alle Register seiner Kunst mit souveräner Sicherheit beherrscht und im speziellen über eine Poesie der Landschaft gebietet, die ihn befähigt, nicht nur den Text der wundervollen Dichtung, sondern auch die süße Musik zu illustrieren, die zwischen ihren Versen immerfort zu ertönen scheint." Grazer Tagblatt.

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

# Die Mode

**Menschen und Moden im 18. Jahrhundert nach Bildern und Stichen der Zeit**

Ausgewählt von Dr. Oskar Fischel
Text von Max von Boehn

Ein stattlicher Band in 8° von 252 reich illustrierten Seiten Text und 52 Bildertafeln in Vierfarbendruck, handkolor. Lichtdruck, Gravüre usw.

Broschiert M. 8.–, in Pappband oder in Leinen M. 9.50, in Halblederband M. 10.50

Das ganze Jahrhundert, das an Ereignissen reichste der Weltgeschichte, stellt das Buch in Wort und Bild lebendig vor uns hin. Der Text schildert in großen Zügen die Politik, die Gesellschaft, die Literatur, Kunst und Wissenschaft, die Damen- und Herrenmode, die Geselligkeit, das Theater: kurz alles, was zu einem vollständigen Bild eines Jahrhunderts gehört. Nicht wissenschaftlich erschöpfend — aber anregend, unterhaltend und lebenswarm. In buntem Reigen begleiten ihn die sorgfältig ausgewählten Abbildungen.

# Die Mode

**Menschen und Moden im 19. Jahrhundert nach Bildern und Kupfern der Zeit**

Ausgewählt von Dr. Oskar Fischel
Text von Max von Boehn

Band I: 1790—1817 Band II: 1818—1842 Band III: 1843—1878

Drei entzückend ausgestattete und verschwenderisch
:: mit farbigen Abbildungen geschmückte Bände ::

Band I broschiert M. 5.50, geb. M. 6.70
Band II und III broschiert je M. 4.80, gebunden je M. 6.–

Zusammen mit dem Band über das 18. Jahrhundert ist „Die Mode" vollständig. Alle vier Bände gleichmäßig in Pappbände gebunden M. 28.20, in eleganten Halbleinenbänden in Kassette M. 35.50

„Selten ist eine glückliche Idee glänzender verwirklicht worden als mit diesem ebenso lehrreichen, wie ergötzlichen Zeit- und Sittenspiegel." Literarisches Echo.

„Diese Bücher bieten gediegene Lust und sind ein Vergnügen für Auge und Hand des Bücherliebhabers. Es ist Gewinn, sie zu lesen; es ist Freude, sie immer wieder durchzublättern." Tägliche Rundschau.

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

# Spruchwörterbuch

Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnadahüpfeln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller

herausgegeben von

**Franz Freiherrn von Lipperheide**

Zweiter unveränderter Abdruck. Gr. 8°
Ein stattlicher Band von 1009 Seiten
Broschiert M. 13.50, gebunden M. 16.—

„Seiner Entstehung nach ein Erzeugnis lange Jahre hindurch betätigten Gelehrtenfleißes, seinem Wesen nach ein „literarisches Urkundenbuch", ein bedeutend vergrößerter Büchmann, seiner Bedeutung nach ein vortreffliches, mannigfach zu nützendes Nachschlagewerk: so stellt sich dem Beurteilenden dieser stattliche Band dar. In ihm liegt gesammelt vor, was wir Deutschen an geflügelten Worten besitzen und was an Sprüchen aus fremden Zungen bei uns heimisch geworden ist. Die Stellen sind nach ihren Hauptbegriffen alphabetisch, innerhalb jedes Artikels nach der Zeitfolge geordnet. Um zu ermessen, was der verstorbene Herausgeber und seine Mitarbeiter geleistet haben, schlage man das Spruchwörterbuch an beliebiger Stelle auf: man wird staunen, ob all des Beigebrachten." Hannoversches Schulblatt.

„Es ist ein Buch geworden, wie es seinesgleichen weder in der deutschen noch in einer anderen Literatur gibt .... und wie billig ist dabei im Verhältnis sein Preis!"
Präsident Dr. Schultzenstein im „Verwaltungsarchiv".

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen umsonst und portofrei.